



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

72.1

Per. 3977 d. $\frac{163}{1810(3-4)}$

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 I 0.

SIEBENTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1810.

И Н О С Т Р А Н Н И Е

ИЗВЕЩАНИЯ

ОБЪЕДИНЕННАЯ КОММУНИСТИЧЕСКАЯ ПАРТИЯ

КАНАДА

1981

ОБЪЕДИНЕННАЯ КОММУНИСТИЧЕСКАЯ ПАРТИЯ

КАНАДА

1981

ОБЪЕДИНЕННАЯ КОММУНИСТИЧЕСКАЯ ПАРТИЯ

1981

ОБЪЕДИНЕННАЯ КОММУНИСТИЧЕСКАЯ ПАРТИЯ

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 J U L I U S , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

MARBURG, in der akadem. Buchhandl.: *Handbuch der christlichen Dogmengeschichte* von Wilh. Münfcher, Consistor. Rathe, Doctor und Professor der Theologie zu Marburg. Vierter Band. 1809. 490 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dieser Band beschließt die zweyte Periode, welche in dieser Geschichte vom Anfange der arianischen Streitigkeit bis auf den Tod des römischen Bischofs, Gregors des Grossen, oder vom J. 320 — 604 geht. Er enthält die Lehren von der Person Jesu, von dem Menschen, der Sünde und der Gnade, von der Erlösung und ihren Folgen, von der Kirche, der Taufe und dem Abendmahl, von den Schicksalen der Menschen nach dem Tode, und schließt mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die Dogmengeschichte der ganzen Periode. Wenn der Vf. nach dem bisherigen Plane fortzuarbeiten fortfährt: so wird dies ein sehr voluminöses, noch lange nicht zu vollendendes Werk werden. Es folgen zwar Perioden, wo die Quellen nicht so reichlich fliessen; es folgen aber auch andere, wo sie noch weit voller und mannichfaltiger fliessen, und in den neueren Jahrhunderten wird der Stoff fast unübersehlich. Seit *Semlern* ist unter uns Deutschen sehr viel für das Ganze und für die einzelnen Theile der Dogmengeschichte, und viel Vortreffliches geleistet worden. Das Interesse, welches man an ihr nahm, ging von ihrem Zusammenhange mit der Dogmatik aus, und wurde auch dadurch weit verbreitet und lange lebendig erhalten. Unter denjenigen, welche entweder einzelne Theile derselben oder das Ganze kürzer bearbeitet haben, mögen Mehrere seyn, die Hn. *Münfcher* gleich kommen, oder ihn übertreffen; aber unter denjenigen, welche das Ganze in grösseren Werken zu umfassen versucht haben, gebührt ihm der Vorzug. Zu diesem Urtheile berechtigt wenigstens sein Werk, so weit es bisher erschienen ist. Viel mußte vorhergehen, viele Untersuchungen mußten angestellt, viele Versuche gemacht werden, ehe ein solches Werk möglich wurde; und schon hat die Dogmatik, wo nicht ehe es anfang, doch ehe es weiter fortgesetzt und vollendet wird, ungefähr jeden Nutzen aus der Dogmengeschichte gezogen, welcher daraus gezogen werden kann. Von dieser Seite also kann das Werk das Interesse nicht mehr erwarten, welches früher ein Werk dieser Art gefunden haben würde. Allein die Dogmengeschichte hat auch ein inneres, ihr beywohnendes. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

des, und auch sonst noch ein mannichfaltiges äusseres Interesse. Eben deswegen können wir fast den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Vf. gefallen möchte, dieser Geschichte in der Fortsetzung eine Form und Einrichtung zu geben, welche minder dogmatisch und für den dogmatischen Gebrauch berechnet, welche mehr eigentlich historisch, frey und organisch wäre. Dieser Wunsch gründet sich auch darauf, weil auf diese Art mehr Auswahl getroffen, manches Unwichtige übergangen, manche Wiederholung erspart, und das Ganze in kürzerer Zeit vollendet werden könnte. Wir würden es gar nicht mißbilligen, in Einem historischen Werke in verschiedenen Perioden auch eine verschiedene Methode und Anordnung befolgt zu sehen. Vielmehr würde dadurch eine der Dogmengeschichte sonst gewöhnlich eigene und nicht in der Wirklichkeit gegründete Monotonie verhütet werden.

Der vorliegende Band ist mit derselbigen sorgfältigen Erforschung der Quellen, mit derselbigen Genauigkeit, Einfachheit, Klarheit und Nüchternheit, wie die vorhergehenden, geschrieben. Vorgearbeitet und vorbereitet war am meisten in der Geschichte der Lehren von der Person Jesu, der Sünde und der Gnade. Sie sind aber auch hier besonders lichtvoll erzählt; dabey ist in Ansehung der Ausführlichkeit ein treffender Mittelweg beobachtet, und die Geschichte der Parteyen und der Streitigkeiten ist mit einer gewissen zweckmäßigen Sparsamkeit in die Geschichte der Lehren verſetzt. Wir wollen die Resultate herſetzen, welche sich aus der Geschichte der Lehre von der Person Jesu, wie sie hier erzählt ist, ergeben. Durch die Kirchenversammlung zu Chalcedon wurde zwar die Bestimmung festgesetzt, daß in Christo Eine Person und Zwey Naturen anzunehmen seyen, und man glaubte dadurch den richtigen Mittelweg zwischen Nestorius und Eutyches gefunden zu haben. Allein in der That waren weder Nestorius noch Eutyches von dem Sinne der chalcedonischen Glaubensformel entfernt. Der erste hatte niemals die Absicht gehabt, deren man ihn beschuldigte, Christum in zwey Personen zu trennen. Die Eutychianer bekannten zwar nur Eine Natur Christi; allein sie verwahrten sich so bestimmt gegen jeden Gedanken von Verwandlung und Vermischung, sie erklärten so deutlich ihre Vorstellung von Einer aus der Gottheit und Menschheit zusammengesetzten Natur, daß ihre Abweichung von der herrschenden Kirche nur in Worten bestand. Allein die Redensarten von Einer und von zwey Naturen waren nun Lo-

sungszeichen der Parteyen geworden. Die Katholischen hielten fest an zwey Naturen: denn die Kirchenversammlung zu Chalcedon hatte so zu glauben befohlen. Die Monophysiten wollten ihre Lehre von Einer Natur nicht aufgeben: denn Cyrillus, den selbst ihre Gegner als einen heiligen Vertheidiger der Rechtgläubigkeit ehrten, hatte dieselben Ausdrücke gebraucht. So hing die Meinung beider Theile an der Autorität von Kirchenlehrern und Kirchenversammlungen, und beide, indem sie ihre unbedeutenden Unterscheidungslehren als wichtig darstellen wollten, führten Luftstreiche gegen einander, und je weniger sie einander verstanden und verstehen wollten, desto heftiger wurde die gegenseitige Erbitterung und der Ketzerhass entflammt. Die Unbestimmtheit des älteren Sprachgebrauchs vermehrte unlegbar die Verwirrung. Einige Kirchenlehrer reden unbedenklich von zwey Personen Christi. In der griechischen Kirche wurden die Ausdrücke *ὑποστασις* und *ὕψις* zuerst in der Trinitätslehre gebraucht, und davon in die Lehre von der Person Christi übertragen. Die alexandrinischen Lehrer hatten nun meistens beide Wörter für gleichbedeutend mit *ουσια* gehalten, und also sie ohne Unterschied gebraucht. Hingegen die morgenländischen Lehrer hatten seit Basilus dem Großen angefangen *ὑποστασις* von *ουσια*, welches sie für einerley mit *ὕψις* hielten, genau zu unterscheiden. Bey dieser Lage der Sachen ist es nicht zu verwundern, daß der Gang des ganzen Streits voll von Inconsequenzen und Consequenzmachereyen war. Es war leere Consequenzmacherey, wodurch Cyrillus und Nestorius sich verketzerten, und wodurch die beiden Parteyen auf der ersten ephesinischen Synode sich verdammt. Es war Consequenzmacherey, daß die Orientaler dem Cyrillus apollinaristische, doketische und arianische Irrthümer Schuld gaben, und daß sie wieder von diesem des Samosatenianismus und Photinianismus beschuldigt wurden. Es war inconsequent, daß die Orientaler endlich durch den Vergleich mit Cyrillus in die Verdammung des Nestorius einwilligten, und dennoch ihren, der Lehre des Nestorius in der Hauptsache gleichförmigen Lehrbegriff beybehielten. Es war noch inconsequenter von Cyrillus gehandelt, daß er durch seinen Vergleich mit dem antiochenischen Patriarchen die Rechtgläubigkeit der morgenländischen Bischöfe anerkannte, und doch auf die Verdammung des Nestorius drang, daß er durch die Vereinigungsformel seine vorigen Redensarten stillschweigend zurücknahm, und dennoch nachher an deren Vertheidigung und Ausbreitung rastlos fortarbeitete. Es war inconsequent, daß ein Theodoret den Cyrillus späterhin als rechtgläubig anerkannte, und zugleich den Lehrsätzen oder den Formeln desselben als gefährlichen Irrthümern sich entgegensetzte. Durch Consequenzmacherey verketzerten Eutyches und Dioskur ihre Gegner, und wurden eben so wieder verketzert. Inconsequent war es, daß man zu Chalcedon die Lehre von Einer Natur verdamnte, und nachher die Monophysiten als Ke-

tzer hafste und verfolgte, während man doch von dem eigentlichen Stifter und Patriarchen des Monophysitismus, dem Cyrillus, mit Ehrfurcht sprach. Nicht weniger inconsequent näherte man sich nachher wieder den Monophysiten, indem man die Formeln der Theopaschiten in den katholischen Lehrbegriff hinüber trug. Inconsequent verband Justinian die Verehrung der chalcedonischen Synode mit der Verdammung der Männer, welche auf ihr waren für unschuldig und rechtgläubig erklärt worden, und noch inconsequenter neigte er sich in seinen späteren Jahren zu den Meinungen der Aphartodokten. Mit dem höchsten Grade von Unstetigkeit schwankt endlich Vigilius zwischen der Vertheidigung und Verdammung der drey Capitel hin und her. Die Lehre von Sünde, Gnade und Prädestination vor Augustinus, worüber so viel gestritten worden ist, bestimmt der Vf. nach einer sorgfältigen und unparteyischen Untersuchung auf folgende Art: Die Sünde Adams hat für seine Nachkommen die Wirkung gehabt, daß sie nicht nur sterblich geworden sind, sondern auch, daß die Begierden grössere Stärke und Heftigkeit haben, und daß die Menschen den Verführungen des Teufels mehr bloßgestellt sind. Allein die Kirchenlehrer wissen nichts davon, daß die Menschen durch Adams Sünde strafwürdig geworden seyen, daß ihre Natur verderbt sey, und daß sie Menschen das Vermögen, Gutes zu thun, verloren hätten. Über die volle Freyheit des menschlichen Willens, über die Fähigkeit, sowohl Gutes als Böses zu thun, den Reizungen der Sünde nachzugeben oder zu widerstehen, ist bey allen Lehrern nur Eine Stimme, und es kann keine bestimmteren Erklärungen darüber geben, als wir bey den Schriftstellern dieses Zeitalters finden. Die griechischen Kirchenlehrer nehmen durchaus kein von Adam auf seine Nachkommen fortgeerbtes Verderben, und eben so wenig eine Zurechnung der Sünde Adams an; nur die Verstärkung der Begierden leiten sie von Adams Sündenfalle ab. Die lateinischen Kirchenlehrer hatten in der Behauptung einer fortgeerbten Sünde an Tertullian einen berühmten Vorgänger, und sie drücken sich über diesen Gegenstand weit stärker, als die Griechen, aus. Am deutlichsten lehrt Ambrosius eine angeerbte Sünde, doch noch nicht ganz im Sinne des Augustinus. Was die Gnade betrifft: so bestand die allgemeine Lehre der Kirche noch immer darin, daß der Mensch sich selbst anstrengen müsse, um tugendhaft zu werden, daß er aber dabey einer göttlichen Unterstützung sich zu erfreuen habe. Indem aber die Kirchenlehrer bald die Absicht haben, die eigene Thätigkeit des Menschen zu ermuntern, bald die Grösse der göttlichen Gnade preisen wollen: so ist es leicht begreiflich, daß sie in ihren Erklärungen sich nicht immer gleich bleiben, sondern zuweilen alles Gute, das die Menschen thun, ihrer eigenen Bemühung, bald dasselbe der Gnade Gottes allein zuzuschreiben scheinen. Man trifft daher gerade bey diesem Dogma auf viele allgemeine und unbestimmte Declamationen, und nur wenige Schriftsteller haben sich bemüht, zwischen dem, was

Gott wirkt, und dem, was der Mensch zu wirken hat, eine genauere Grenzlinie zu ziehen. Auch die unbestimmte Bedeutung des Worts *Gnade* hat manche Ungleichheit in die Äußerungen der Kirchenväter gebracht. Der biblische Begriff des Worts, wonach es die freye Güte Gottes, oder auch die Äußerungen derselben, die göttlichen Wohlthaten, bezeichnet, und dann von besonderen Arten der Wohlthaten gebraucht wird, war auch auf die Kirchenväter übergegangen. Daher kommt es, daß sie bald die natürlichen Kräfte, welche Gott uns geschenkt hat, bald das Christenthum, und die damit verbundenen Lehren und Vorschriften, bald die Taufe und deren Einfluss auf Sündenvergebung und Besserung, bald eine Wirkung des heiligen Geistes auf die Seele, wodurch dieser neue Religionseinsichten oder auch gute Gedanken mitgetheilt werden, bald die Sündenvergebung und ewige Glückseligkeit unter dem Namen der *Gnade* vorstellen. Was die Gnadenwahl betrifft: so gesteht Augustinus, welcher sonst sich in seinen Streitigkeiten so gern auf Aussprüche älterer Lehrer berief, daß er keine mit seinen Vorstellungen übereinstimmenden Zeugnisse habe finden können, und zieht sich nur hinter den Ausweg zurück, daß die älteren Väter keine Veranlassung gehabt hätten, sich über diesen Gegenstand zu erklären. Dennoch haben die Väter sich oft und deutlich genug darüber geäußert, allein freylich auf eine ganz andere Art, als Augustinus. Sie beziehen insgesammt die göttliche Gnadenwahl auf das Vorherwissen der freyen Handlungen der Menschen. Sie wissen nichts von einer Einschränkung der Erlösung Jesu auf die Ausgewählten, sondern sind überzeugt, daß Gott die Seligkeit aller Menschen wolle, und daß Christus für alle gestorben sey. Sie zweifelten niemals, daß der Glaubige und Gebefferte wieder zurückfallen und seine guten Gesinnungen durch Mangel an Wachsamkeit und Thätigkeit verlieren könne, und daß auch wirklich manche veredelte Menschen ins Laster zurückfielen. In der Darstellung des augustinischen und pelagianischen Lehrbegriffs unterscheidet Hr. Mänscher theils die Grundsätze des Augustinus in früheren und späteren Zeiten, theils die Lehren des Caelestius, Pelagius und Julianus, nämlich in gewissen Punkten, treffend von einander. Wir hätten gewünscht, daß er eben so genau die Grenzen zwischen dem Lehrbegriffe der Pelagianer und Semipelagianer gezogen hätte. Den Augustinus rechtfertigt er wider die drey Vorwürfe, nämlich, daß er in dem Streite mit den Pelagianern nicht aufrichtig verfahren sey, daß er erst durch den Widerspruch gegen die Pelagianer auf seinen Lehrbegriff gerathen sey, und daß er denselben von den Manichäern entlehnt habe. Die Rechtfertigung gegen den zweyten Vorwurf war die schwerste. Was hier dagegen gesagt wird, scheint uns nicht hinreichend zu seyn. Es besteht darin, daß Augustinus seine unterscheidenden Lehrsätze schon geraume Zeit früher aufgefaßt hatte, ehe er nur ahnen konnte, daß er mit Pelagius darüber wür-

de zu streiten haben. Dieß aber ist es eben, was der Vf. nicht erwiesen hat.

In der Geschichte der Lehre von der Erlösung haben wir mit Vergnügen bemerkt gefunden, was in neueren Zeiten so bestimmt abgeleugnet worden ist, daß wirklich mehrere Kirchenlehrer dieses Zeitraumes eine Übertragung der Strafen, welche die Menschen verdient hatten, auf Jesum angenommen, und daß einige selbst schon das Wort *satisfactio* von dem, was Jesus für die Menschen gethan hat, gebraucht haben. Was die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl betrifft: so bemüht sich der Vf., zuerst, ohne Rücksicht auf die drey Lehrbegriffe, in welche sich die abendländischen Hauptkirchen getheilt haben, und ohne sich auf die Streitigkeiten über den Sinn einzelner Stellen einzulassen, nach den deutlichsten und sichersten Zeugnissen der Hauptschriftsteller, die Hauptpunkte, worin die meisten Lehrer dieser Zeit übereinstimmen, ins Licht zu setzen. Es ergiebt sich, daß folgende Lehren die herrschenden waren: 1) Im Abendmahl find nicht blosses Brod und bloßer Wein, sondern, nachdem die Weihung durch den Priester ist verrichtet worden, muß man darin den Leib und das Blut Jesu glaubig anerkennen. 2) Im Abendmahl ist zwar der Leib und das Blut Christi durch die Consecration hervor gebracht worden; allein es ist dadurch keine Verwandlung der Substanz des Brods und Weins vorgegangen, sondern diese behalten ihre wesentlichen Eigenschaften, wenn gleich neue und höhere Kräfte zu ihnen hinzukommen. 3) Vermittelt der Consecration vereinigt sich der *Logos* auf das Genaueste mit dem Brode und Weine auf eine unbegreifliche Art, so wie er einst sich mit dem Fleische aus der Maria vereinigt hat. Dadurch wird das Brod der Leib Christi, und der Wein das Blut Christi. Dabey verlieren zwar beide nicht ihre bisherige Substanz; allein sie bekommen durch die Vereinigung mit dem *Logos* eine höhere und göttliche Kraft und Wirksamkeit. 4) Der Zweck des Abendmahls besteht in einer *physischen Vereinigung* mit Christus, wodurch der Körper der Menschen unsterblich gemacht wird. Brod und Wein werden durch die Vereinigung mit dem *Logos* zum Leibe desselben, und erhalten dadurch eine unzerstörbare heiligende und göttlich machende Kraft. Durch den Genuß werden sie nun in die Substanz der Menschen aufgenommen und in ihr Fleisch und Blut verwandelt. Nunmehr dienen sie zu einem Samen der Unsterblichkeit, dessen Wirksamkeit sich dem ganzen Körper mittheilt. Die Christen werden also nicht bloß moralisch, sondern auch physisch mit Christo vereinigt, weil sie aus seinem Leibe und Blute genährt werden. Aus allem diesem ergiebt sich nun weiter, daß keine der drey christlichen Hauptkirchen ganz mit der herrschenden Abendmahlslehre dieser Periode übereinstimmt. Doch läßt sich jetzt erklären, wie jede dieser Kirchen sich auf die Übereinstimmung ihres Lehrbegriffs mit dem kirchlichen Alterthume berufen hat und scheinbar berufen konnte. Die

reformirten Theologen fanden eine beträchtliche Anzahl von Stellen der Kirchenväter, worin Brod und Wein als Zeichen des Leibes und Blutes Jesu vorgestellt werden. Allein manche Stellen sind zu deutlich und zu bestimmt, als das man sie ohne Zwang mit der reformirten Abendmahlslehre vereinigen könnte, von welcher sich auch die Kirchenlehrer dadurch entfernen, das sie behaupten, sowohl die Unglaubigen, als die Glaubigen empfangen den Leib und das Blut Christi, und Brod und Wein gehen, ohne das etwas davon wieder ausgeworfen werde, ganz in die Constitution der Communicanten über. Die Lutheraner konnten desto leichter glauben, ihren eigenen Lehrbegriff in dem Alterthume wiederzufinden, da dieser allein übrig zu bleiben schien, wenn man Gründe fand, den Vätern die Lehre von bloßen Zeichen oder von einer Verwandlung abzusprechen. Allein die Väter reden nicht von einer Vereinigung des Leibes Christi mit dem Brode, sondern von einer

Vereinigung des Logos mit dem Brode, wodurch das letzte zu seinem Leibe wird. Die Katholiken hielten sich an die Stellen, wo die Väter von einer Verwandlung bey dem Abendmahle sprechen. Die Väter nehmen wirklich eine Verwandlung, oder vielmehr eine doppelte Veränderung an. Die erste geschieht bey der Consecration, indem Brod und Wein durch die Vereinigung mit dem Logos zum Leibe und Blute desselben werden, wobey jedoch die Substanz fort-dauert. Die andere Veränderung erfolgt nach dem Genuße, indem der Leib und das Blut Jesu in den Körper des Menschen übergehen und Bestandtheile desselben werden. So verschieden diese Lehre vom katholischen Lehrbegriff ist: so diente sie doch zur Vorbereitung auf denselben, und dieser konnte sich leicht aus ihr entwickeln, sobald man die Aussprüche der früheren Lehrer nur nach den Worten, und nicht nach ihrem ganzen Zwecke und Zusammenhange betrachtete.
i. l. m.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Sciagraphia dogmatices Christianae*. In usum praelectionum scripta P. H. C. Schwartz, Theol. Doct. et Prof. ord. acad. Heidelberg. et a consiliis eccl. Magui Duc. Bad. 1808. XI u. 99 S. kl. 8. (10 Gr.) Dieser Grundriß ist zu kurz, zu sehr bloß Leitfa-den für die Vorlesungen des Vfs., als das wir uns eine Beurtheilung desselben erlauben sollten. Voran steht zwar eine Zu-eignung an Hn. Kirchenrath Daub, worin Einiges über die Principien dieser Dogmatik vorkommt; allein auch hier ist über den Grund der Anordnung der Lehrsätze keine Rechenschaft gegeben. Wir können auch der Beurtheilung um so eher über-hoben seyn, da über die weitere Ausführung dieses Buchs, die Darstellung der Lehre des Evangeliums, in diesen Blättern schon ein Urtheil gesprochen ist. Übrigens müssen wir doch bemer-ken, das in der *Sciagraphie* nicht nur der Text durch eine Menge auch nicht angezeigter Druckfehler entsteht, sondern auch sonst oft nachlässig und incorrect ist.

H. I.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Winterthur, in d. Steinersch. Buch-handl.: *Weihnachtsblätter zur Beförderung christlicher Festan-dacht* von Georg Giesmer. 1807. 53 S. 8. (6 Gr.) Diese Blätter ent-halten zwölf kurze Betrachtungen, welchen größtentheils einige Verse aus dem N. T. zum Grunde gelegt sind. Ob wir gleich nicht in Abrede seyn wollen, das diese Betrachtungen ihren angege-benen Zweck bey denen erreichen können, die auch durch eine wenig eingreifende Darstellung religiöser Gedanken er-bauet werden: so werden sie doch bey anderen Lesern, die zur Beförderung ihrer Andacht mehr, als eine oberflächliche Berührung von gemeinen Gedanken, nöthig haben, ihren Zweck verfehlen. Auch kommt der Vf. zuweilen auf Sätze, die ein Dogmatiker schwerlich unangefochten lassen wird. So fängt sich z. B. die 6te Betrachtung über Matth. I, 18 — 24, welche Joseph und Maria überschrieben ist, also an: „Das ist immer (immer?) so Gottes Weise und Handlungsart, wenn er recht große Gnaden erwiesen hat, oder erweisen will: so läßt er dann auch schwere Prüfungen kommen, (.) peinliche Ver-legenheiten, Angst, Furcht und Kummer sind größtentheils die Vorgänger oder Nachfolger großer Gnadenbeweisungen. Das war auch selbst bey der unaussprechlichen Gna-de wahr, welche der Mutter Jesu und seinem Pögeväter, er-wiesen worden.“

O. m. r.

Landthas, b. Thomann: *Eine Abhandlung* (als An-kündigung) über die *Metamorphose des Rosenkranzes*, nach dem Geiste der katholischen Kirche; oder: Über das Rös-enkranzgebet, 1) wie es bisher gepflegt worden ist, aber 2) wie es nach dem Geiste der heil. kathol. Kirche gepflegt werden kann und soll. Von *Heavenus Huid*, der Theol. Doct. 1809. 39 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. hätte nicht nöthig ge-habt, so weit auszuholen und sich so hochtrabender Phrasen zu bedienen, um die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Ver-besserung des Rosenkranzformulars (denn das ist unter der „Metamorphose des Rosenkranzes“ zu verstehen), woran ge-genwärtig in dem katholischen Deutschland kein Vernünftiger mehr zweifelt, zu beweisen. In den „nothwendigen Vor-erklärungen“ S. 10 beginnt Hr. H. mit einer soleannen Deduc-tion der Religion: „Gott ist und Ein Gott ist, das Alpha und das Omega, lauter aber unbegreiflich, in einem unzugänglichen Lichte. Doch offenbart er sich u. s. w.“ Ob die von ihm angekündigten Formulare die Arbeiten eines Reiter, Jais, Straßer u. A. übertreffen, oder wenigstens erreichen werden, muß die Zeit lehren. Große Hoffnungen sind nicht dazu vorhanden.

— ft —

Prag, b. Widtmann: *Predigten auf die jährlichen Festtage des Herrn, Mariä und der Heiligen*. Herausgegeben von Franz Puttner, Pfarrer zu Münitz. Erster Jahrgang. I Th. 1804. IV u. 317 S. II Th. 1804. 355 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 Gr.) Bey dem Mangel an wirklich vorzüglichen Festpredigten verdienen die gegenwärtigen mit Auszeichnung genannt zu werden. Die eigentlichen Festmaterien sind nicht mit Stillschweigen übergangen, oder nur leise berührt, was ein gewöhnlicher Fehler der neueren Zeit ist. Eben so wenig ist der Moral auf Unkosten der Dogmatik ein besonderer Vorzug eingeräumt, sondern beide sind, wie das bey christ-lichen Predigten seyn soll, in eine freundschaftliche Verbin-dung mit einander gesetzt. Am meisten verdient die zu grö-ße Ausführlichkeit einiger Predigten geadeit zu werden. Man kann gründlich seyn, ohne weitläufig zu werden. Die Bibel ist häufiger und zweckmäßiger benutzt, als es bey vie-len katholischen Homileten der Fall zu seyn pflegt.

— ft —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J U L I U S , 1 8 1 0 .

J U R I S P R U D E N Z .

- 1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Lehrbuch des Lehnrechts*, von D. Karl Wilhelm Pätz, Prof. der Rechte und Beyfitzer der Juristen-Facultät zu Göttingen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und vollendet von D. Christian August Gottlieb Göde, Prof. der Rechte zu Göttingen. 1808. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Weidmanns: *Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts nach den Grundsätzen Georg Ludwig Böhmers*, von D. Georg Michael Weber, ehemaligem Prof. und gegenwärtigem Director des königl. bayerischen Hofgerichts zu Bamberg. Erster Theil. 1807. 416 S. Zweyter Theil. 346 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Die Beurtheilung von No. 1 hat bey dem Rec. eine doppelte wehmüthige Empfindung rege gemacht, Zuerst wurde er dadurch aufs Neue an den Verlust erinnert, den die Wissenschaften durch den zu frühen Tod dieses talentvollen und gelehrten jungen Mannes erlitten haben. Was hätte deutsche Rechtswissenschaft und deutsche Geschichte nicht von dem verstorbenen Pätz erwarten können, wenn er das Alter eines Böhmers und Pütter erreicht hätte! Ein würdiger Nachfolger dieser beiden grossen Männer, würde er mit seinem Namen und durch diesen auch den Namen dieser verdienstvollen Gelehrten ungeschmälert auf die Nachwelt gebracht haben: denn dankbar erkannte er die Verdienste anderer an, und mit Recht konnte der ehrwürdige Heyne von ihm sagen: *diligenter cavebat, ne cujusquam existimationi aut commodis officeret*. Warum mußte ein solcher Mann so früh sterben! Auf der anderen Seite stellte sich dem Rec. das alte ehrwürdige Gebäude dar, zu dessen Verschönerung und grösserer Haltbarkeit diese Arbeit dienen soll, seinem Untergange nahe; einem Untergange, den die Vernunft zwar nicht ganz missbilligen kann, der aber doch dem Gefühle wehe thut. Denn vertauscht nicht Mancher mit zerrissenem Herzen den alten gewohnten gothischen Rittersitz mit allen seinen finsternen Gängen, dunklen Treppen und dicken Mauern, gegen einen regelmässigen, nach den Grundsätzen der neuesten Baukunst eingerichteten Pallast!

Das Lehnrecht verdiente allerdings eine neue Bearbeitung. Das Compendium des sel. Böhmers, welches alle älteren in einem hohen Grade übertrifft, und gewissermassen die Quelle und Grundlage aller

später erschienenen geworden ist, und deshalb nie aus den Händen derer, die sich über das Lehnrecht gründlich unterrichten wollen, verdrängt werden wird, hat bey allen seinen Vorzügen auch in seinen neuesten Ausgaben alle die Mängel, welche ehemals in der Behandlung der Jurisprudenz, und besonders alles dessen, was auf die Geschichte Beziehung hat, und aus dieser hergeleitet werden muß, herrschend waren, da es dem Vf. nie gelingen wollte, denselben die Verbesserung zu geben, welche er selbst für nothwendig hielt. Besonders verdiente der historische Theil eine neue Bearbeitung. Es war nöthig, daß die wichtigeren Kenntnisse, die wir über den Zustand des Mittelalters haben, die besseren Vorstellungen von dem Geiste der älteren Institute, von der Art ihrer Entstehung und Ausbildung. — welche in Zeiten, wo nicht der Verstand und die oberste Gewalt allein, sondern wo weit mehr die Erfahrung, das Gefühl, das Bedürfnis der Menschen zur Begründung und Entwicklung der Gesetze und bürgerlichen Einrichtungen beyträgt, höchst allmählich geschieht, und wo theils die Autonomie, theils die wenige Verbindung der Menschen unter einander weit mehr Verschiedenheiten veranlaßt und gestiftet, als in den neueren Zeiten, und wo daher ein Schluss von dem Einzelnen auf das Ganze höchst gefährlich ist, es war, sagen wir, nöthig, daß alle diese richtigeren Vorstellungen auf das Lehnwesen und Lehnrecht übergetragen, und bey der Bearbeitung desselben in Anwendung gebracht wurden. Es war ferner zu wünschen, daß die richtigere Behandlung des deutschen Staatsrechts und die verbesserte Ansicht von dem, was man gewöhnlich gemeines deutsches Recht zu nennen pflegt, — im Grunde etwas rein historisches — und alle die Früchte der höheren historischen Kritik, und des philosophischen Studiums der Geschichte für das Lehns-Institut und für dessen Gesetzgebung nicht unbenutzt blieben.

Dieses ist denn von dem Vf. dieses Lehrbuchs wirklich mit einem trefflichen historischen Blicke geschehen, und darin beruht nach unserem Ermeßen das hauptsächlichste, ja das einzige eigenthümliche Verdienst desselben. Denn wir können weder darein, daß in dem dogmatischen Theile hie und da eine richtigere Meinung angenommen worden ist, und daß des Vfs. überhaupt meist immer die Meinungen, welche auch uns die richtigeren scheinen, zu den seinigen gemacht hat, noch darein, daß hie und da ein neuer Ausdruck gewählt, und ein alter verdrängt worden ist, ein besonderes Verdienst setzen. Denn

was das erste anbetriß: so war hier hinlänglich vorgearbeitet, und es brauchte nur das, was richtig eingesehen war, aufgenommen zu werden; und was das zweyte angeht: so ist der Gewinn so unsicher und so unbedeutend, daß er kaum ein Gewinn genannt zu werden verdient. Wir sind nämlich in allem, was die Sprache angeht, ganz der Meinung, für welche sich der Vf. §. 1 erklärt, und können es nicht billigen, wenn wissenschaftliche Schriftsteller die einmal übliche und recipirte Sprache verlassen und eine neue bilden. Denn wenn auch die Sprache und die Terminologie nicht ganz richtig ist, und der ächte Begriff der Wörter nicht mit dem übereinstimmt, welchen man ihnen im System unterlegt: so ist es doch weit besser, diese allgemein bekannten Ausdrücke, über deren Sinn und Bedeutung man sich einmal verständigt hat, beizubehalten, als neue unterzuschieben. Wir finden daher gerade darin, daß unser Vf. in der Verwerfung alter Wörter und auch alter Meinungen nicht weiter ging als gerade nothwendig war, und als es die Wahrheit erforderte, einen sichern Beweis, daß er nur den Jahren nach ein junger, hingegen an Verstand und Urtheil ein gereifter Mann war, welcher nicht den jungen Schriftstellern folgte, die hauptsächlich und oft bloß durch Aufstellung neuer Wörter Beförderer ihrer Wissenschaft werden wollen. Nicht ganz so gerecht ist der Vf. — z. B. §. 14, Not. d — gegen diejenigen, welche einzelne Gegenstände dieser Disciplin aufgeklärt haben. Denn es ist nicht nur manches von dem, was jetzt, wo so Vieles aufgeklärt ist, unnütz erscheint, nicht immer so anzusehen gewesen, sondern man muß auch nicht vergessen, daß viele in das Lehnrecht einschlagende Materien zuerst bey Gelegenheiten eines wichtigen Rechtsstreits in Untersuchung gezogen, und oft absichtlich, oft durch die Unwissenheit der Sachwalter in ein ganz falsches Licht gestellt worden sind, und daß dadurch manche Schrift veranlaßt und nothwendig geworden ist, welche ohne diesen Gang der Sache nie erschienen seyn würde.

Was die von dem Vf. gewählte Ordnung anbetrifft: so verdient solche ohne Zweifel einen Vorzug vor der im böhmischen Compendium befolgten Ordnung. Doch auch dieses ist von keinem großen Verdienst. Denn eines Theils war eine natürliche Anordnung sehr leicht, anderen Theils ist hiebey immer sehr vieles willkürlich und bey einer Disciplin von so beschränktem Umfange, wie das ganze Lehnrecht, nicht von einer solchen Wichtigkeit wie in anderen Zweigen der Jurisprudenz von größerem Umfange. Der Vortrag ist oft zu weitschweifig, und mehr für ein Handbuch als für ein Lehrbuch passend. Dagegen ist es sehr zu loben, daß sich der Vf. bemüht hat, statt einer Reihe von einzelnen Sätzen so viel als möglich einen einzigen fruchtbaren Grundsatz aufzustellen, und es dem Leser zu überlassen, die Anwendung davon zu machen. Inzwischen sind doch auch manche Behauptungen zu allgemein. So ist z. B. gleich §. 4 zu viel behauptet, daß die Eigenschaft als Lehnmann auf die übrigen Verhältnisse gegen den

Staat durchaus keinen Einfluß, auf Rang und Stand so wenig als auf andere bürgerliche Verpflichtungen habe, und wenn dabey *Struben* in der Note m. d. s. h. einer Verirrung beschuldigt wird. Dies verhält sich nicht so, denn es giebt der Lande viele, wo es ganz anders, nicht nur in Ansehung vieler Steuern, sondern auch anderer Rechte und Pflichten ist. So sind z. B. Vasallen in vielen Provinzen von Abzugsgeldern und ähnlichen Prästationen frey. Junge Theoretiker können nicht vorsichtig genug in der Behauptung solcher Sätze seyn, da der Verschiedenheiten in den verschiedenen Provinzen Deutschlands zu viele sind. Ohne weiter ins Einzelne zu gehen, wollen wir nur auf die Meinung des Vfs. §. 16 über die Entstehung der longobardischen Sammlung des Lehnrechts, die der Wahrheit ungleich näher kommt, als alle vorhergehenden, aufmerksam machen, und noch bemerken, daß der sel. Pätz die Ausarbeitung dieses Buchs nur bis zum 148ten §. selbst besorgt hat, und daß das Übrige von dem Hn. Prof. Goode zu Göttingen, nach dem Plan des Vfs., nachgetragen worden ist.

Der Vf. von No. 2 giebt in der Vorrede zu erkennen, daß die Absicht seines Werkes dahin gehe, die Resultate des Bestrebens der Gelehrten, um die Lehnrechtswissenschaft, in gedrängtem Auszuge darzulegen, und durch harmonische Bearbeitung zu einem Ganzen für den praktischen Gebrauch und ihre gemeinnützige Verbreitung zu sorgen. Er glaubt, daß er den Forderungen, welche man an ihn als einen Commentator machen könne, vollkommen Genüge geleistet habe, wenn er alles das, was in seiner Wissenschaft bisher geleistet sey, klar und deutlich dargestellt habe, und daß es eine verdienstliche Zugabe sey, wenn er hin und wieder neue Bemerkungen und Ansichten einstreue. Wir sind anderer Meinung, und können einen Commentator nicht bloß für einen Referenten, nicht für einen bloßen Compilator und Excerptenmacher halten. Damit sind ja nicht einmal die Vfs. der besseren Repertorien zufrieden gewesen. Noch weniger können wir weitläufige Auszüge eine klare und deutliche Darstellung nennen. Zum allerwenigsten verlangen wir, daß ein Commentator uns allenthalben und hauptsächlich da, wo neue Meinungen, und wo verschiedene Meinungen aus den Schriften Anderer vorgetragen werden, diese kurz auffasse, und mit Angabe der Eigenthümlichkeiten derselben und der wesentlichen Abweichungen darlege, und dann sein motivirtes Urtheil über dieselben abgebe und aus einander setze. Denn Commentarien werden nicht als Materialien-Sammlungen für diejenigen geschrieben; die als Gelehrte vom Fach eine Wissenschaft treiben, und eigene Untersuchungen anstellen, sondern für solche, die bey ihrer Geschäftsführung die Wissenschaften nöthig haben, und welche weder die Zeit noch die Vorkenntnisse haben; um selbst die Gründe und Gegengründe abzuwägen, und daraus eine eigene Meinung zu bilden, und deshalb zu einem Gewährsmann ihre Zuflucht nehmen müssen, der ihnen mehr Sicherheit gewährt als ein bloßer Repertorien-Fabricant. Nach diesen Grund-

ten sind blaß besseren Commentarien ausgearbeitet, wie dieses der vortrefliche und höchst nützliche glückliche Commentar genugsam zeigt. Dadurch werden dergleichen Bücher auch für den wahren Gelehrten, der nicht jederzeit, wo er über irgend einen Gegenstand gründlich unterrichtet seyn will, zu eignen Nachforschungen im Stande ist, sehr nützlich. Freylich müssen sie dann etwas mehr als eine höchst wäflerichte ungenießbare Brähe über gehaltreiche Worte eines anderen Autors seyn. Der Vf. ist jedoch nicht allenthalben seinen Grundsätzen treu geblieben, sondern scheint, ohne sich besonders um das, was zweckmäßig und zur Sache gehörend war, zu bekümmern, mehr seiner Bequemlichkeit nachgegangen zu seyn. Er hat sich, je nachdem es ihm auf die eine oder die andere Weise leichter geworden ist, die Bogen zu füllen, mit Excerpten begnügt, oder etwas wenig von dem Seinigen hinzugefügt, so daß man sich des Gedankens zu welchem obnehin die ganze Gattung der schriftstellerischen Arbeiten, wozu dieses Werk gehört, immer leicht verleitet — nicht erwehren kann, als ob es ihm mehr daran gelegen gewesen sey, ein dickes bogenreiches, als ein nützlich, brauchbares Buch zu schreiben. Daß dieses Urtheil nicht zu hart sey, und daß wenigstens gar keine Ökonomie in dem Werke Statt finde, leuchtet ein, wenn man wahrnimmt, daß z. B. gleich zu Anfang des ersten Theils elf Seiten dem *Völkerlehn*, welches füglich in so viel Zeilen abgethan werden konnte, gewidmet sind, daß eine ganze Seite — 21 — uns lehrt, was nicht ein Völkerlehn ist, und daß dagegen die weit nützlichere Lehre von dem Unterschiede unter der Lehnsherrlichkeit und der Lehnshoheit, beynahe auf einer einzigen Seite, höchst dürftig abgehandelt worden ist. So nimmt ferner die Lehre von dem Gerichtslehne 53, vom Jagdlehne 50, vom Zehntlehne sogar 75 Seiten ein, und es sind hier meist lauter Dinge beygebracht, Excerpte geliefert, welche in das Lehnrecht so wenig gehören und so wenig hier gesucht werden, als man in dem glücklichen Commentare über die Lehre von den Servituten eine Geschichte und Darstellung des Zustandes des Hut- und Weide- Wesens in Deutschland suchen und vernissen wird. Es kann auch dem Vf. nicht zur Entschuldigung gereichen, daß er Hn. Schnaubert hierin gewissermaßen zum Vorgänger gehabt hat, da dessen Beyspiel ihn vielmehr hätte abschrecken müssen; denn auch bey ihm ist diese Herbeyziehung ganz fremdartiger Materien getadelt worden, und dieser würdige Mann mißbilligt jetzt gewiß selbst jene Planwidrigkeit. Am meisten fällt aber die Verschwendung des Raums bey der Literatur auf. Denn der Vf. hat sich nicht begnügt, die Titel der Bücher anzugeben, sondern er hat bey den bekanntesten Werken, wo mehrere Abhandlungen zusammengedruckt sind, z. B. bey *Genichen thes. jur. feud.*, *Zepernicks Analectis*, *Saamlungen* und *Miscellaneen* u. a., das ganze Inhaltsverzeichnis derselben abdrucken lassen, so daß dadurch bey den vorgenannten Werken einige zwanzig Seiten ausgefüllt worden sind. Ja es sind sogar

die einzelnen Artikel, welche in dem *scheidequantel*, *kübenlinschen* Repertorium das Lehnrecht betreffen, angegeben worden!! Was kann diesem Verfahren anderes zu Grunde liegen, als die Absicht, recht viele Bogen zu füllen? In der Behandlung der einzelnen Materien vermißt man alle lichtvolle Entwicklung der in dem Compendium aufgestellten und kurz angegebenen Grundsätze, und es läuft meist alles auf einen oft nicht sehr ordentlichen Wortschwall, auf ein planloses Anführen von Meinungen Anderer ganz wie in einem Repertorio hinaus, so daß man nur dem Fleiße und der Geduld des Vfs. im Excerptiren und Abschreiben der Schriften Anderer und alter Urkunden Lob beylügen kann. Der eigentlich historische Theil hat besonders dadurch noch verloren, daß der Vf. einem Anderen nachgearbeitet, und sich an die Paragraphen seines Autors gebunden hat. Denn wie glauben wirklich, daß der Vf. aus den vielen Materialien noch etwas Besseres würde haben zusammensetzen können, wenn er sich die Mühe gegeben, mehr inneren Zusammenhang in selbige zu bringen, eine freye Bearbeitung sich erlaubt, und mehr chronologisch das geordnet hätte, was jetzt verworren und von einander gerissen daliegt.

Was die Entstehung der Lehen und ihr Verhältniß zu den fränkischen Beneficien betrifft: so erklärt er sich für die *modiusche* Meinung, nach welcher die Beneficien Lehen gewesen seyn sollen. Schwerlich wird über diese Materie jemals ein völlig befriedigendes Licht verbreitet werden, und am wenigsten ist hier der Ort, um darüber ein Licht, dessen Nutzen, obnehin nicht von Erheblichkeit ist, zu verbreiten. Wenn man jedoch das Recht des Vasallen am Lehen ein nutzbares *Eigenthum* nennen, oder wenn man demselben überall nur ein *festes, eigenes* und selbstständiges *Recht* einräumen will, und wenn man hinzunimmt, daß nach unseren Begriffen und nach unseren Erfahrungen allenthalben mit dem Eigenthume und anderen eigenen Rechten zugleich das Recht der Vererbung — die Erblichkeit — verbunden ist: so hat das, was wir Lehen — *feudum* — nennen, nicht eher vorhanden seyn können, bis das Recht der Vasallen aufgehört hat, ein bloß von der Dauer einer anderen Verbindung abhängiges Recht, und höchstens ein bloßes Lebtagsrecht zu seyn, und in ein erbliches *festes* Recht übergegangen ist. Man kann daher die eigentlichen fränkischen Beneficien eben so wenig für Lehen halten, als die ehemaligen Starosten in Polen, mit denen die weltlichen Beneficien sehr gut verglichen werden können, Lehen waren. Dabey wird jedoch Niemand, der mit dem Mittelalter und mit dem Gange bekannt ist, den die Ausbildung ähnlicher Institute genommen hat, welche gleichsam durch sich selbst und durch den Drang der Umstände erfolgt ist, auf die Idee gerathen, daß diese Veränderung allenthalben gleichzeitig und gleichförmig gewesen und vor sich gegangen sey, und daß sich irgend ein Jahr annehmen lasse, in welchem solches geschehen sey, und noch weniger wird es einem einfallen, daß die Unterschiede zwischen dem

einen und dem anderen so scharf und so gleichartig vorhanden gewesen und so deutlich gefühlt und gedacht worden wären, als sie sich *Muratori* und *Böhmer* dachten, und als sie der letztere in seiner Abhandlung *de feudis ex veterum Francorum beneficiis enatis* aufgezählt hat. Freylich ist es etwas anderes, wenn man mit dem Vf. §. 35 weder die Proprietät, noch das nutzbare Eigenthum zur Wesenheit des Lehnens rechnet. Aber dieses ist, wenn man auf die Sache, nicht etwa bloß auf die Worte sieht, etwas Neues, worin ihm schwerlich Jemand beypflichten wird. Auch darf man nicht die Zweifel, die Gründe und Gegengründe von dem entlehnen, was man in der Folge, wo man mit dem Lehnwesen Spielerey trieb, und wo man allen Geschäftsverbindungen, allen Begünstigungen und Rechtseinräumungen diese Einkleidung gab, Lehen nannte, und man darf auch hier, wie überall, nicht mit *petitionibus principis* streiten. Man geräth

in Versuchung, zu glauben, daß der Vf. den Gegenstand des Streites gar nicht recht gefaßt habe; wenigstens läßt er Hn. *Schnaubert* S. 3 etwas ganz anderes sagen, als er gesagt hat. — Bey Gelegenheit der longobardischen Lehnrechtsammlung giebt der Vf. dem Leser eine vollständige Darstellung des Inhalts der Abhandlung des sel. *Pätz de vera librorum juris feudalis Longobardici origine*, und man wird ihm dafür Dank wissen, weil diese kleine gelehrte Abhandlung nicht allenthalben zu erhalten ist; aber schwer ist es zu begreifen, wie der Vf., der vorher die von *Böhmer* vorgetragene Meinung referirt hat, es über sich hat gewinnen können, auch nicht ein Wort des Urtheils hinzuzufügen.

Über einzelne Materien etwas beyzufügen, würde um so unzweckmäßiger seyn, weil man es dabey mehr mit Anderen, als dem Vf., zu thun haben würde, dem von den Materialien nicht viel angehört. PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. (Ohne Druckort.) *Neue Staaten-Verfassung zum Wohl und Glück der Völker, in kurzen, aber gut gemeinten Gedanken entworfen. 1808. 39. 8. (8 Gr.)*

Gut gemeint sind allerdings diese Gedanken, und die Absicht des Vfs. wird auch wohl derjenige nicht verkennen, der mit den Vorschlägen desselben eben nicht übereinstimmen möchte, zu welcher Zahl auch Rec. zu gehören eingeseht. In 12 besonderen Artikeln spricht unser Vf. ziemlich oberflächlich und ohne allen Zusammenhang über verschiedene Hauptpunkte der Staatsverwaltung. Er nimmt einen Staat von 10 Millionen Menschen und 6000 □ Meilen an, und richtet danach seine Vorschläge ein. Es mag hinreichen, nur einige wenige Punkte auszuheben, um eine Probe von dem Raisonement des Vfs. zu geben. Indem er von dem Militär spricht, ist er zugleich ein großer Lobredner des Requisition- und Conscriptiions-Systems. Man sollte doch wenigstens immer mit der Einschränkung loben, daß in unseren Zeiten, wo manchen Staaten nur die Wahl zwischen plötzlicher Vernichtung durch auswärtige Feinde, oder zwischen langsamer, gleich sicherer Auflösung durch übertriebene militärische Anstrengungen übrig zu seyn scheint, das Conscriptiions- und Requisition-System wohl unter anderen Übeln das minder große genannt werden könne. — Bey der Einrichtung der Staatsrenten will der Vf. alle Accise, Zoll, Impost u. s. w. abgeschafft wissen, verlangt aber dagegen eine Vermögenssteuer, zu welchem Ende jeder Bürger sein Vermögen öffentlich bekannt machen soll. Man sieht wohl, daß der Vf. in keinem Handelsstaate lebt, oder wenigstens von dem Handel gar sonderbare Vorstellungen haben muß; sonst würde er wissen, daß eine solche Einrichtung in einem einzelnen Staate wohl eben so viel als eine gänzliche Zernichtung des Handelsstandes desselben heißen möchte. Was hier über die Anwendung der Staats-einkünfte gesagt ist, mag allerdings unter den angegebenen Umständen recht gut seyn. Überhaupt aber können wir es doch nicht loben, daß unser Vf. nur immer bey dem Besonderen stehen bleibt, hingegen auf das Allgemeine gar keine Rücksicht nimmt. Dem, was über Fabriken und Manufacturen, über Handel und Einschränkung des Luxus gesagt ist, können wir unseren Beyfall gar nicht geben. Sobald man sich einmal über den Begriff des Luxus verständiget hat, dessen unterscheidendes Merkmal ja doch nur offenbar in dem *viel* besteht, der deshalb bey dem einzelnen Individuum ganz und gar nicht nach demselben Maßstabe gemessen werden kann; so wird man gewiß immer finden, daß alle Luxus-

verbote entweder vollkommen unnütz sind, oder daß sie nothwendig zur Faulheit und Trägheit führen müssen; denn wofür soll der Mensch arbeiten, wenn ihm alle Freyheit, das Erworbene nach Guldunken zu gebrauchen, abgeschnitten wird? Gleich auffallend war uns der Vorschlag, es solle von Staats wegen allen zu verkaufenden Waaren eine bestimmte Taxe gesetzt werden. Möchten doch alle, welche über staatswissenschaftliche Materien schreiben wollen, sich erst richtige Begriffe davon zu verschaffen suchen, damit nicht tausendmal hinlänglich widerlegte Maßregeln immer von Neuem vorgeschlagen würden! — Was die Religion betrifft: so will der Vf. eine Vernunftreligion selbst für das gemeine Volk (!!). Nicht Religion, meint er, halte dasselbe in Ordnung, sondern Strafen. Auch noch im Anfange des 19ten Jahrhunderts müssen wir den alten Despotenpruch wiederholen hören: *rustica gens est optima sicut et pessima ridens!* Auch gegen die Reformen in der Justiz, welche hier vorgeschlagen werden, möchte wohl mancher Jurist Vieles einzuwenden haben. Bey der Reform der Medicin und Chirurgie wird unter andern vorgeschlagen, von Staats wegen eine Curmethode vorzuschreiben, welche bey jeder Krankheit zu beobachten und zweckmäßig anzuwenden sey! Die Landprediger sollen Ärzte, die Schulmeister Chirurgen seyn. Was doch Medicin und Chirurgie für leichte Sachen seyn müssen, daß man sie zum Zeitvertreibe in müßigen Augenblicken erlernen kann! Oder sollte vielleicht ein solcher Prediger immer ein schlechter Arzt, ein solcher Schulmeister immer ein schlechter Chirurg bleiben? Rec. wenigstens glaubt, daß es besser sey, gar keinen Arzt und gar keinen Chirurg bey der Hand zu haben, als einen schlechten. Der sonderbarste Abschnitt ist endlich noch der über die Erziehung. Nur das, was unmittelbar ganz unentbehrlich fürs liebe Brod ist, soll die Jugend lernen, also ja kein Latein, der Theologe selbst kein Hebräisch und Griechisch; man soll das Gedächtnis in der Jugend nicht anstrengen, damit es im Alter bleibe. — Die Universtitäten können sammtlich eingehen, es sind diess ja doch nur Verführungsörter; und wozu auch so vieles Lernen? eine Vernunftreligion und ein Vernunftrecht machen ja doch am Ende alles aus. Außerdem verwirren ja auch nur die verschiedenen Meinungen der Professoren den jungen Leuten die Köpfe. Rec. bedauert, daß wohl nicht die Professoren, denn schwerlich möchten sie doch wohl einen solchen Unsinns gelehrt haben, sondern vielleicht allerhand Chartecken dem Vf. gleichfalls den Kopf verwirrt haben.

P. d. G.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1810.

M E D I C I N.

COLLW, b. Keil: *Libellus de Dysenteria*. Auctore Joanne Godofredo Rademacher. 1806. VI u. 264 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf. findet die Ruhr von verschiedener Bösartigkeit (S. 7), ohne daß er sich den Grund dieser Verschiedenheit auszufinden getraut; und die Ärzte, welche eine gelinde Epidemie mit gelinden Mitteln bekämpfen konnten, thaten Unrecht, diejenigen zu tadeln, welche in schlimmen Epidemien heftigerer Mittel bedurften, und viele Kranke verloren. Die Anfänge einer Epidemie spürt er am sichersten (S. 10) in den Hütten der Elenden und Bettler aus, welche allen schädlichen Einflüssen am meisten ausgesetzt, am leichtesten Miasmen fangen, und ihre Krankheit, ohne sie durch Arzneien zu unterbrechen, natürlich verlaufen lassen. Merkwürdig ist's, daß die Häuser am Kirchhofe zweymal (S. 15 u. 17) von der Ruhr verschont blieben; ihre lustige Lage soll sie, nach dem Vf., geschützt haben. Doch scheint hier (wie Rec. glaubt) noch ein anderer physischer Grund mitgewirkt zu haben. Der Vf. faßt drey Epidemien von drey verschiedenen Jahren in Eine Beschreibung zusammen, weil sie alle drey ihrer Natur nach einander gänzlich gleich gewesen wären. (Ähnlich glaubt Rec. wohl, aber daß nicht jede etwas Charakteristisches in einzelnen Zeichen gehabt haben sollte, kann er nicht glauben.) Das besondere, der Ruhr eigenthümliche Symptom, daß alle Kranken so sehr oft zu trinken verlangen, und doch jedesmal nur so wenig trinken, ist, außer von unserem Vf., wohl selten von andern Ruhrbeschreibern angeführt worden, so beständig es auch (wie Rec. versichert) bey allen schweren Ruhrkranken vorkommt; je öfterer sie zu trinken verlangen, und je weniger sie jedesmal trinken: desto kränker und gefährlicher sind sie. Er hat keine Materie ausbrechen sehen, welche von Verdorbenheit der Galle zeigte, auch von Kranken mit gelber Zunge und faulem und bitterem Geschmacke im Munde nicht. Die Beschreibung der Stuhlgänge ist (S. 21) sehr naturgemäß. Bey den meisten bleiben die Leibschrmerzen bloß in der Nabelgegend — allen ist die Beführung des Unterleibes unangenehm. Welche auch nicht über Leibschrmerzen klagen, sind deshalb in nicht geringerer Gefahr. Häufig ist das Drängen zum Harnen. In gefährlichen Fällen wird der Puls un- o kleiner, je häufiger er wird, bis zur Unzählbarkeit — ein Podeszeichen bey Erwachsenen. Ei-

nige sind mattherzig und das Reden verdriest sie; andere wollen immer schlafen. (Nach Rec. Beobachtung sind beide Zustände gewöhnlich bey denselben Personen zugleich zugegen.) Verfall der Gesichtszüge. Vergessenheit. Selten hat er (so wenig als Rec.) wahre Abwesenheit des Geistes bis zum Lebensende bemerkt. Der mehr als aashafte Geruch der Stuhlgänge. Die zum Aufstehen nöthigen Kräfte bleiben fast bis zum Tode. Die Eiskälte der Hände hat er (so wie Rec.) bey allen Todkranken gesehen, und zwar einen, zwey bis vier Tage vor dem Tode, seltener erst gleich vor demselben. Kälte der Hände findet sich auch bey gefahrlosen Umständen; nur keine eiskalten, feuchten, welken Hände, wie bey Todkranken. Auf dem eingefallenen Gesichte stehen die Schweifstropfen an der Stirne, wie Perlen. Die tödtlichen Zeichen werden durch die Erscheinung des Schluckens verstärkt. Die meisten sterben innerhalb acht oder vierzehn Tagen. (Im ersteren Zeitraum, nach Rec., bey weitem die meisten.) Aus der vorhergegangenen Witterung (S. 26) läßt sich die Entstehung der Ruhrseuche nicht erklären (so neu als richtig!); es bleiben, während nahe Orte umher von ihr heimgesucht werden, einzelne Orte ganz frey, die gleiche Witterung hatten. Das Blut in den Abgängen kommt nicht etwa davon, daß die Gedärme in heftige Bewegung gesetzt wären; es kommt oft ohne heftiges Bauchweh; und bey den heftigsten Leibschrmerzen geht oft kein Blut. Von Erkältung (S. 28) entstehen häufig Durchfälle, welche aber nicht, wie die Ruhr, tödtlich sind. Die Ruhr für einen schlichten Rheumatismus der Gedärme anzusehen, trägt er aus mehreren Gründen (mit Recht, auch nach Rec. Überzeugung) Bedenken. Wer die Arndtarbeit als Ursache anklagt (S. 31), bedenkt nicht, daß die Ruhr oft bloß in der Stadt wüthet, und die Dörfer verschont. Was man in anderen Jahreszeiten, als im Herbst, in einzelnen Fällen für Ruhr angesehen hat, ist gegen wahre Ruhr nur Kleinigkeit (und Rec. setzt hinzu, eine himmelweit verschiedene Krankheit wie z. B. die die Stelle der Mägen zuweilen vertretende Ruhrkrankheit). Mihi, spricht er sehr gut, *neque ingeniosum neque utile videtur, nomen et naturam morbi a remotiore quadam causa deducere et mendaci rationem superfructu: medicinae saltem pomoria eo non prolatantur. Equidem non credo ad huius curationem curiosum causarum remotarum investigationem multum facturam, quippe.* — Selbst das reife Obst schwächt, die Eingeweide der Schwächlichen, und disponirt sie allerdings (S. 36) zur Ruhr. Nachdem

ist die Furcht (S. 37) eine wichtige Erregungspotenz derselben. Abführungsmittel entfernen die Ruhr nicht (S. 39), sondern führen sie vielmehr herbei. So sehr es auch zur schädlichen Mode unter den Ärzten geworden ist, die Ansteckung aller Krankheiten, und so auch der Ruhr, zu leugnen: so ist doch der Vf. vorurtheilfrey genug, sie nach seiner vielfältigen Erfahrung zu bejahen (S. 40) mit triftigen Gründen. Doch schade ein kurzes Verweilen bey dem Krankenbette nicht, wenn man bald darauf wieder reine Luft athmet; schlimmer sey man daran, wenn man auf einer engen Gasse wohne, in welcher die Ruhr herrscht, und am schlimmsten, wenn man in einem kleinen Hause wohne, worin schon einer oder der andere daran niederliege. Die widernatürlich abgehenden Stoffe, Schleim, Blut, Galle, seyen nicht die materielle Ursache, sondern werden bloß von der specifischen Reizung der Gedärme zum Vorschein gebracht, und enthalten in der Regel keine Schärfe. Diarrhöen von scharfen Dingen hingegen, wie von Überfüllung mit sauren Weinen (S. 45), machen den After bald wund (welches in der Ruhr nicht geschieht), und gleichwohl verursachen dergleichen scharfe Substanzen keine Ruhr. Es ist keine bekannte chemische Schärfe, die ihr zum Grunde liegt, sondern ein specifischer Reiz, der die Gedärme in diese Krankheit versetzt, und die Abgänge fähig macht, wieder in anderen Körpern dergleichen hervorzubringen. Woher das schnelle Sinken der Kräfte, der Tod komme, läßt sich (55—58) durchaus nicht erörtern, wobey der Vf. sich in die Untersuchung der gegentheiligen Meinung derer, welche die innere Ursache der Krankheiten demonstrieren wollen, tiefer einläßt, als diese Leute verdienen. Eben so wenig sey die Erklärung dieses Phänomens (S. 59) aus der Erregungstheorie herzuholen. *Vergeblich*, obgleich gutgemeint, ist die Hoffnung des Vfs., daß die Chemie wohl dereinst (S. 64) die krankhaften Säfte werde untersuchen, und die Ärzte anleiten können, passende Hülfsmittel für sie zu finden (nie! nie!); aber sehr treffend zweifelt er daran, daß man aus den etwa namhaft gemachten krankmachenden Potenzen eine passende Curart werde herausdemonstrieren können. Unter den Vorbaumitteln geht er zuerst die Vermeidung der Kälte in den verschiedenen Vorfällen des Lebens durch (S. 66); dann den dienlichsten Genuß der Nahrungsmittel. Den Genuß des Brantweins bey dem Frühgehen (S. 69) würde Rec. den Ungewohnten nicht anrathen, wiewohl der Vf. selbst vor Übermaß warnt. Der Arzt spreche den Kranken Muth zu, und verbreite kein Gerücht von gefährlicher Ansteckung. Als Präservative mißbilligt er die Abführungsmittel, erlaubt aber gewürzhafte Brantweine. *Die Cur* (S. 73). Die die Ruhr vorgängig veranlassende Ursache als Gegenstand der Heilung zu behandeln, ist thöricht, da wir bloß die durch jene entstandenen Veränderungen heilen können; der Rheumatismus als angebliche Verkältungskrankheit wird nicht durch schweißtreibende Mittel mit Glück geheilt, sondern durch Schwefelsäure, wodurch die übermäßige Em-

pfindlichkeit der Haut gemindert wird. Durch die krankhaften Bewegungen, (Rec. möchte bloß sagen: Reizungen; -Umstimmungen) der Gedärme wird das Ruhrgift vervielfältigt, und wenn sie gestillt werden, wird es getilgt, und der von der kramphhaften Constriction zurückgehaltene Koth geht nun ungehindert ab, und das davon abhängige Fieber verschwindet. Da aber das Ruhrcontagium kein palpabler Stoff ist: so stillen die Abführungsmittel den krankhaften Reiz nicht, sondern sie vermehren ihn. An dem Orte, wo dieser Reiz wirkt, sind die Lebenskräfte übermäßig. Wenn nun die Natur die Ruhr heilt: schwächt sie den Körper auf das Äußerste, und tilgt auf diese Art auch den Gedarmerreiz. Die lange Zeit aber, die sie dabey (mit Gefahr) zubringt, muß durch den Arzt möglichst verkürzt werden, und so glaubt der Vf. mit *Mohnsaft* jene nöthige Allgemeinschwäche weit geschwinder und mit geringerer Gefahr zu Stande zu bringen, und so die Ruhr (S. 79) auf die naturgemäße Weise zu heilen. Er giebt einem Erwachsenen alle Stunden einen Eßlöffel voll von sieben Unzen dünnen Traganthschleim mit hundert Tropfen Mohnsaftinctur gemischt. Meistentheils wird die Zahl der Stühle und das Bauchweh davon gemindert. Dies muß man ununterbrochen bey Tag und Nacht und unvermindert fortsetzen, sonst erneuere sich das Übel, und werde nicht so leicht wieder in die erste Besserung gebracht. (Nach Rec. Ernesen ist letzteres ein sicheres Zeichen, daß Opium hier nur palliativ wirkt; aber freylich, wenn man die volle Wirkung des Palliativs hoch genug die Tage über erhalten kann, in denen die acute Krankheit — Ruhr — ihren Lauf zu beendigen pflegt: so ist die Absicht dennoch erreicht, und das Palliativ hat die Dienste eines Curativmittels verrichtet, wir müssen uns mit einem Worte so lange mit Mohnsaft in der Ruhr begnügen, bis uns ein wahres durchaus passendes Heilmittel derselben bekannt wird, wie auch zum Theil der Vf. an verschiedenen Stellen zu verstehen giebt). Hat man nun so fortgefahren: so fängt nach mehreren Abwechselungen mit Ruhrabgang endlich bloß Koth an, abzugehen, einem simplen Durchfalle mit Leibweh ähnlich, der aber wohl 8 bis 10 Tage zur Hemmung bedarf. Auch hier S. 85 darf die Mohnsaftgabe nicht vermindert werden; sonst fängt alles an, wieder schlimmer zu werden. Nur dann darf man sie mindern, wenn Tag und Nacht kein Stuhl erfolgt ist. Zuweilen muß diese Gabe bey allzugroßer Darmreizbarkeit noch vermehrt werden. So dreist kann man vorzüglich bey dem Anfange der Krankheit und bey unverminderten Kräften verfahren — nicht aber nachgehends, wenn die Natur schon geschwächt ist — da müsse man den Kranken lieber vor sich sterben lassen, als den Anschein auf sich ziehen, ihn getödtet zu haben. (Ein trostloser Entschluß! der nur durch den bisherigen Mangel eines Curativmittels der Ruhr statt des palliativen Mohnsaftes gerechtfertigt wird; Rec.). Die im Mai und Juni sporadisch erscheinende Ruhr (S. 90) verträgt nur eine weit geringere Gabe Mohnsaft. — Der Vf.

sah (S. 94) Nervenfieber und Ruhr in einem Hause herrschen, aber keine von beiden Krankheiten mischte sich mit der anderen; die ganze Ruhrepidemie liefs sich durch gleiche Mittel behandeln, als in den Jahren, wo kein Nervenfieber herrschte. Das bey Frühjahrsruhr bemerkbare hitzige Fieber verschwindet zu gleicher Zeit mit der Ruhr durch Opium. In der Herbst Ruhr aber sey die Reizbarkeit der Gedärme gröfser. Folgt dann auf Mohnsaft nicht blos Beruhigung im Unterleibe, sondern auch Minderung des Fiebers: so ist die Aussicht auf baldige Genesung gut; wo aber das Fieber bleibt, deutets auf Langwierigkeit. Diät (S. 97). Der Vf. hält, um die Ausdünstung unverfehrt zu bewahren, die Kranken im Bette, und läst sie auf den Unterschieber ihre Nothdurft verrichten; läst aber, oder macht der Mohnsaft die Haut trocken und heifs, so hilft er mit einem warmen Bade und Fliederblüthenthe nach. Alle Kranken, deren Haut trocken und gespannt bleibe, stürben (S. 102). Doch mufs starker Schweiß vermieden werden, den Mohnsaft leicht erregt; denn die Haut würde dadurch nur desto empfindlicher und die Därme geneigter, bey der Entblösung das Leibweh zu vermehren. Unter den Leidenschaften mufs am sorgfältigsten die Furcht entfernt werden, wozu der Vf. gute Anleitung giebt: eben so über Gram und Trauer. Von denen, die gar nicht leben bleiben wollen — einem, wie der Vf. beobachtete, gewissem Todeszeichen (welches Rec. auch in anderen Krankheiten als fürchterlich hat kennen lernen). Von Speise und Trank (S. 115). [Sehr durchdacht und zweckmäfsig abgehandelt]. Brühen abwechselnd von diesem und jenem Fleische, sind vor allen andern Nahrungsmitteln das dienlichste. Thee verschmähen die Kranken am wenigsten, und er scheine ihnen nicht unzuträglich, so wie Milch mit Wasser gemischt. Fast nie bekomme Wein. Die *Reconvalescenz* (S. 124). Bey grosser Schwäche der Gedärme hat er zur Nachkur von China nie sonderlichen Nutzen (so wenig als Rec.) gesehen. Anfangs zieht er Muskatnufs und Zimmt, nachgehends Winterrinde allen bittern und adstringirenden Mitteln vor. Zuletzt etwa Enzian oder Quassie, doch mit gehöriger Einschränkung. Er zeigt, wie man behutsam zum Gebrauche der freyen Luft und der gewohnten Diät übergehen solle. Nöthige Seelendiät. Wahre Recidive (S. 128) hat der Vf. nie gesehen: unächte aber wohl. Von *einigen Zufällen* (S. 130). Das Erbrechen. Wenn dieses Leiden nicht consensuell, sondern idiopathisch ist, so rühmt er den Wismuthkalk als specifisch. Doch mufs auch im Fall einer vorhandenen Magensäure auf Absorbentia Bedacht genommen werden. Im Nothfalle des Erbrechens giebt er den Mohnsaft mit Wismuthkalk in Pillen, legt auch wohl ein Kantheridenpflaster über die Magengegend, wenn sich gar nicht legen will. Helfen diese Mittel nicht, so sey der Kranke verloren (?). Das Erbrechen von Mohnsaft, das nur nach vorgangiger Leibesverstopfung entsteht, sey bey einer schlimmen Ruhrseuche (S. 134) eher zuträglich,

weil durch die aufwärts gehende Darmbewegung die unterwärts gehende gehemmt wird, was die Brechmittel nur in sehr unvollkommenem Grade vermögen, und daher auch nur in den leichten Fällen helfen. Bey heftigem Leibweh nimmt er auch wohl (S. 139) nasse warme Kleienumschläge zu Hülfe. Wenn vor Ausbruch der Ruhr der Kranke verstopft gewesen ist: so können nach Abgang wahren Stuhlgangs wieder Verstopfung mit heftigen Leibschmerzen entstehen, die noch von Ansammlung des Koths herrühren, dessen Abgang zu befördern er (unter Weglassung des Opiums) Bilsen und warmnasse Umschläge anwendet. Den Stuhlgang (S. 143) stillt er durch Einspritzung einer schleimigen Flüssigkeit von ein paar Unzen mit 30 Tropfen Mohnsaftinctur gemischt. Zuweilen erfordert die im Darinkanale gegenwärtige Säure, Abhülfe (S. 149) durch Laugensalz oder Kalkerde. Über *einige Ruhrarzneyen* (S. 159). Wie unzureichend und schädlich *Brechmittel* in heftigen Ruhren sind, zeigt er (auch mit Rec. Beyfalle). Die gelinderen *Abführungsmittel*, Tamarindenmark u. d. gl. nimmt er (S. 164) in Schutz, in Fällen, wo blos der dicke Darm von der Ruhr ergriffen ist, weil sie durch ihre, fast blos die dünnen Gedärme afficirende Wirkung einen antagonistischen Reiz in diesen erregen, und so bey ihrer öfteren Wiederholung den Ruhrreiz im dicken Darne, und die den Koth zurückhaltende Zusammenziehung desselben aufheben könnten. Doch zieht er (S. 171) in den leichteren Fällen auch hier den Mohnsaft vor. *Mohnsaft* (S. 172); blos in den Fällen sey sein Gebrauch misslich, wo die *Lebenskraft schwach*, die *Reizbarkeit der Gedärme aber gross* ist. Diefs auszumitteln giebt er sinnreiche Vorschläge. Die *Schwefelnaphthe* und den *Weingeist* (S. 201) hat er unkräftig befunden; sie hindern den Mohnsaft in Stillung der Darmbewegung, und wo Mohnsaft zur Heilung nicht hinreicht, reichen auch sie nicht hin. Die *Krähenaugen* (S. 210) hat er nur in leichten Fällen angewendet, wo sie allerdings zuweilen helfen, und die krankhaften Darmbewegungen stillten; doch kann er sie dem Mohnsaft nicht vorziehen. (Rec. wundert sich, der köstlichen Arnika nicht erwähnt zu sehen, wiewohl auch sie jene Capitalfälle zu heben nicht fähig ist.) Er fügt (S. 228) einige *Cautelen* über die Cur der Kinder, Schwangeren und Lungenfüchtigen hinzu, und (S. 234) über die Hindernisse der Heilung — Arinuth, Geiz, Aberglaube, Dummheit. Die beste Umgehung dieser Hindernisse findet er (S. 241) in der schnellen *Unterdrückung* der als Vorläufer der Ruhr erscheinenden Zufälle (mit Mohnsaft) und betheuert, keinen der vor Anfang der Krankheit seine Hülfe gesucht habe, mit Ruhr befallen gesehen zu haben. Die hierauf folgende Beschreibung der Unterdrückungsmethode (mit Mohnsaft) ist meisterhaft, voll praktischer Regeln und aus Erfahrung geschöpft. — Überhaupt ist dieses Werk, wie man leicht aus diesem Umriss wahrnehmen kann, eine köstliche Erscheinung in einem Zeitalter, in welchem die Arzneykunde in zahllose Hypothesen zerfielen, oder in hyperätherische Träume verdunstet zu wollen das Ansehen gewann. Der Vf.

hat, kleine Mängel der Diction abgerechnet, z. B. *ac* statt *tamquam* — *ac* statt *nonne* — *quis* statt *immo* — *sunt quorum mens* — *sequitur*, statt *sequatur* und die Wahl einiger veralteten Formen in einer kräftigen römischen Sprache seinen Gegenstand so umsichtig, so frey von den Vorurtheilen des bisherigen Kunstganges, so entseffelt von allem Hypothesen- und System-

Krame mit so verständiger Anwendung nicht gemeiner Erfahrung, und heilen, ruhigen Nachdenkens — zugleich aber auch mit einer so seltenen Bescheidenheit, deren bloß ein moralisch guter Mann und ein Meister in der Kunst fähig ist, behandelt, daß Rec. sein Buch und seinen Verfasser als Muster zur Nachahmung aufzustellen, sich zur Pflicht macht. N. E. D.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Anatomie des Fischherzens*, von Dr. Friedr. Priedemann, Prof. der Anat. zu Landshut. Mit 4 Kpfn. 1809 41 S. 4. (1 Thlr. 3 gr.) Diese Abhandlung wird für die vergleichende Anatomie wichtig, weniger durch neue anatomische Entdeckungen, als durch die Allgemeinheit, welche einen bekannten Bau durch eine ganze Thierklasse hindurch führt, und durch das Verhältniß der Form des Herzens zu der des Leibes bey den Fischen. Eine Reise an die tyroler Seen und an das adriatische Meer gab dem Hn. Vf. Gelegenheit, eine Menge Fische anatomisch zu untersuchen. Von 36 Arten aus 19 Gattungen hat er das Herz untersucht, das Gewicht desselben, und dessen Form mit denen des Leibes verglichen, und alle Theile genau, vielleicht nur zu genau beschrieben, und einige allgemeine Gesetze theils neu abgeleitet, theils bestätigt. Eine folgende Schrift wird das Verhältniß der Athmungsorgane zum Hirn und den Nerven, zum Herzen, zu den Muskeln, den Verdauungsorganen, der Leber und den Nieren, woran der Vf. schon seit mehreren Jahren arbeitet, darstellen. Das Herz irritabler, schneller, würgender Fische ist schwerer, und größtens im Verhältniß zum Körper, als bey anderen Fischen, so wie auch in jenem Falle die Kiemen größer, das Herz röther und musculöser sind. Übrigens ist das Herz der Fische viel kleiner als das höherer Thiere. Die irritablen Fische mit den genannten Eigenschaften des Herzens wohnen ferner an der Oberfläche des Wassers oder in schnell strömenden Bächen, wo sich die Luft immer leicht mit dem Wasser mischen kann; so die Salme, Äsche, Sälbelinge, Forellen, Silberlachse, Salmarine u. s. w., dagegen die mit kleinerem, schwächerem, blässerem Herzen meistens in der Tiefe, wo wenig frische Luft ist, z. B. der Aal, die Quappe, der Meeraal, die Meergrundel u. s. w. Es fragt sich, wie hiemit die Analyse der dem Meerwasser aus den größten Tiefen anhängenden Luft, wie *Bios* Versuche über die Luft der Schwimmblase sich vereinigen lassen. Die angestellte Vergleichung von dem Hervortreten der genannten Eigenschaften obiger Organe in höheren Thieren, Amphibien, Vögeln und Säugethieren sprechen für Hn. T's Beobachtung. Die Lage des Herzens, der Herzbeutel, den alle Fische haben, die Schwere, Länge, die Gefäße, Nerven, (welche wenige vom sympathischen kommen, und die der Kiemen vom Stimmnerven) Muskelfasern, Abtheilungen des Herzens, der Venenfack, dessen Lage, die Herzkammer, die Zahl der Herzschläge, die sich bey den irritablen auf 23 — 30 bey den anderen auf 22 — 28 belaufen, die Irritabilität des Herzens nach dem Tode; alles ist von einer Menge Fische genau und einzeln beschrieben, und in 36 Abbildungen vorgestellt, was sich vorstellen läßt. Zulezt noch eine Vergleichung der Irritabilität der winter schlafenden Thiere mit der der Fische und Amphibien, wobey besonders die Ansicht von Bedeutung ist, daß jene Thiere im Winter schlafen, weil sie in vielen Hinsichten in den Charakter der Amphibien übergehen. Das Wichtigste der Abhandlung ist unseres Bedünkens der Fund, daß das Herz dem Leibe entsprechend geformt ist, lang bey langem, schmal bey schmalen, dick und kurz bey plumpem, flach bey flachem Leibe. Es ist besonders zu wünschen, daß der Vf. bey der oben berührten Schrift, wo ihm ein viel größeres Feld geöffnet wird, sich weniger eine übergenaue anatomische Beschreibung an sich wenig abweichender, daher wenig belehrender Theile, als vielmehr das Aufsuchen des abweichenden, den Fischen und besonders we-

gen des Athmungsapparats eigenthümlichen Baues angelegen yn lasse. Hieher gehören z. B. die *Vasa bronchialia*, die Intercoastalgefäße und vorzüglich die so bedeutungsvolle und wahrhaft wunderbare *Vena azygos*. Wodurch werden die Kiemen ernährt? Sind denn die Gräten der Fische auch in der That ihre Rippen, wie der Vf. glaubt? Auch gehört die Luftblase zum Athmungssystem. Da *Redi* hierüber viel gearbeitet hat, auch in Fischen der italiänischen Meere, deren Provinzialnamen uns in Deutschland nicht mehr bekannt sind: so ist zu wünschen, daß der Vf. auch die ihm mitgetheilten italiänischen Benennungen anführe. Druck und Papier sind gut, so die Kupfer, gezeichnet von J. Rudhart, gestochen von J. S. Walwert: es könnten aber, unbeschadet dem Verständniß und dem Werthe der Abhandlung, viel weniger seyn.

O.

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel; *Anhang zu D. J. J. Kuhlhaas Einleitung in die Naturgeschichte überhaupt und in die Kräuterkunde besonders*. Nebst (22) Kupfersteln. S. 135 + 189. 8. In des Vf. Einleitung fehlen bey der Erklärung der botanischen Kunstwörter Beyspiele und Abbildungen. Diese liefert er hier nach, nebst einigen Erklärungen, welche man in jener Schrift vermißt. Die Kupfer sind deutlich, wenn gleich nicht fein; die Beyspiele sind passend, wenn gleich zuweilen etwas weit hergeholt. So steht z. B. bey ungepaart gefiedert *Amymis toxifera*, wo Beyspiele viel näher zu haben waren. Zuweilen ist eine Erklärung nicht bestimmt genug, z. B. die vom schwertförmigen Blatte, wo der Vf. eine Iris anführt, und doch die Hauptsache, Stellung der Kante gegen den Schaft (oder Stamm), nicht erwähnt wird. Bey einer neuen Auflage seiner Einleitung wird der Vf. hoffentlich auf die neuen Untersuchungen über die botanischen Kunstwörter Rücksicht nehmen.

L. R.

MEDICIN. Erfurt, bey Hennigs: *Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde. Nebst einer Anleitung zur Prüfung der Aechtheit der pharmaceutischen Präparate*. Zum Gebrauch für Ärzte, Apotheker und Droguisten, von Johann Bartholomä Trommsdorff, der Arzneywissenschaft und Phil. Dr., Prof. der Chemie und Pharmacie, wie auch privilegirtem Apotheker zu Erfurt u. s. w. Zweyte verbesserte Ausgabe 1806. 650 S. 3. (3 Thlr.) Die Brauchbarkeit dieses Buchs zum Nachschlagen für den Arzt und Apotheker ist entschieden, und deshalb ist nur nöthig auf die Veränderungen aufmerksam zu machen, welche diese neue Auflage erhalten hat. Sie erscheint jetzt mit lateinischen Lettern gedruckt, und nach dem Wunsch Mehrerer sind die Arzneydrogen, die nicht mehr im Gebrauch sind, weggelassen: man kann sie in des Vfs. allgem. pharmaceutischen chemischen Wörterbuche nachsehen — wirklich kein übler Gedanke ein paar so corpulente Bücher in nähere Verbindung zu bringen! Diese ältern Drogen seyen, wie der Vf. sagt, vorzüglich deshalb weggelassen worden, um das Buch zu Vorlesungen brauchbarer zu machen. Wie viel Zeit soll aber der Lehrer zu einer Vorlesung, wenn er ein solches starkes Handbuch zum Grunde legt, bestimmen? Der Vf. hat endlich sein Buch, dem Wunsche eines Recensenten gemäß, mit einem Anhang versehen, der Eine Anleitung zur Prüfung der ächt-pharmaceutisch-chemischen Präparate enthält.

M.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J U L I U S , 1 8 1 0 .

P H I L O S O P H I E .

LANDSHUT, b. Thomann: *Die Moralphilosophie.*
Dargestellt von Dr. J. Salat, kön. bairisch.
wirkl. geistl. Rath und ord. Prof. d. Philos. an der
Ludwig - Maximilians - Univers. zu Landshut.
1810. VIII u. 398 S. 8. (1 Thlr. 2 Gr.)

Der Vf. setzte auf dem Titel die Worte: „zunächst für seine Zuhörer,“ nicht hinzu, um nicht den Gedanken zu veranlassen, diese Schrift sey nur zu Vorlesungen bestimmt; er dachte sie auch dem gebildeten Manne zu, welcher seine Cultur von der *wissenschaftlichen* Seite nicht als geschlossen ansieht, aber der weiteren Ausführung, der besonderen Erklärung u. dgl. nicht mehr bedarf. Für diesen hätte indessen, scheint es uns, statt mancher bloß hingestellter Frage u. f. f. mit wenigen Worten die Ansicht, welche der Vf. vorzieht, nebst ihren Gründen angedeutet werden sollen. Doch darüber wollen wir nicht rechten.

Der *sittliche* Geist, welcher aus diesem Buche spricht, verdient die größte Achtung; auch an *philosophischem* Geiste fehlt es dem Vf. nicht. Seine Ansicht der Philosophie erscheint als eine selbsterworbenne, aus der Anschauung des Geistes geschöpfte; und so weit sie sich hier zu erkennen giebt, halten wir uns für berechtigt, sie für eine wahre Ansicht zu achten. Aber nicht Jeder, welcher eine wahre Ansicht der Philosophie hat, ist im Stande, sie mit vollkommener Klarheit und nach der besten Methode vorzutragen, und die Ansichten Anderer nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. So sehr sich nun auch in diesen Hinsichten Hr. S. von so vielen philosophischen Schriftstellern unserer Zeit zu seinem Vortheile auszeichnet: so kann Rec. sich doch nicht überzeugen, daß die gewählte Methode ganz sey, was eine philosophische Methode seyn soll.

Man mag sich unter Philosophie denken, was man wolle, das wird man doch nicht leugnen können, daß Jeder das, was er seine Philosophie zu nennen berechtigt seyn will, aus sich selbst hervorbringen muß. So viel nun hiebei auch von der Freyheit abhängen mag: so kann diese doch nur in der Art, den Stoff zu bearbeiten, sich zeigen; der Stoff selbst kann nur *gefunden* werden. Ihn rein und vollständig zu finden, das muß die erste Sorge dessen seyn, der philosophirt; und wer zum Philosophiren anleiten will (der Lehrer der Philosophie), muß sich vor allem Anderen bemühen, seinen Lehrling dahin zu

stellen, wo sich ihm der in seinem Inneren liegende Stoff darbieten, und für das, was er ist, erkannt werden muß. Da nun aber dieser Stoff sich dem Sucher nicht ohne eigene Thätigkeit zu erkennen giebt, weil die Gesetze des Geistes, mit denen es die Philosophie zu thun hat, sich nur in seinem Wirken offenbaren: so muß der Lehrer seinen Schüler zunächst veranlassen, dasjenige zu thun, worin sich das Gesetz äußert, dessen Daseyn und Beschaffenheit erkannt werden soll. Es giebt aber keine Wirkung des Geistes, die zunächst als einfache Thatsache zu erkennen, reiner Ausdruck eines einzigen Gesetzes wäre; sie wird also in die verschiedenen darin unterscheidbaren Operationen aufgelöst werden müssen, um darin die Grundgesetze so einfach als möglich zu finden. Daher kann es keine gute philosophische Methode geben, die nicht mit der Analyse anfängt, und nicht der Hauptsache nach analytisch, regressiv bleibt. Synthetisch, progressiv darf sie erst werden, um ein analytisch gefundenes Princip auf dasjenige anzuwenden, was dadurch bestimmt wird. Vorausgesetzt darf dabey nichts werden, dessen Daseyn nicht klar und unmittelbar gegeben ist, und kein Schritt darf geschehen, ohne durch das Vorhergehende hinlänglich vorbereitet zu seyn.

Ist dieses gleich nicht das Verfahren der neuesten philosophischen Schulen: so ist es doch das einzige, der Philosophie, als Wissenschaft, und ihren Zwecken angemessene. Schade, daß Hr. S., welcher die Tagesphilosophen in vielen Stellen so richtig würdigt, doch ihrem Beyspiele zu vielen Einfluß auf seine Methode gestattet hat!

„Die Moralphilosophie, heisset es in der Vorrede, setzt, in der bekannten Ordnung der Studien, die Logik und Metaphysik nebst der Psychologie voraus. Von Mehrerem, was in dieser Ordnung zur Philosophie als Wissenschaft gehört, darf also hier keine Rede mehr seyn.“ Aber der Vf. fand doch für nöthig, im Anfange seiner Einleitung „auf den Punct, vom dem alle Philosophie ausgeht, einen Blick zurückzuwerfen.“ Und dieses schien um so nöthiger, je weniger er voraussetzen durfte, daß jeder Vortrag der Logik, Metaphysik und Psychologie seinen Zuhörern die nöthigen Vorkenntnisse geben, oder sie auf den Standpunct stellen werde, wo der stehen muß, der diese Moralphilosophie ganz fassen soll. Mußte man nun aber nicht erwarten, daß die Einleitung des Vfs. Ansicht von der Philosophie mit Bestimmtheit und Klarheit aufstellte und rechtfertigte? und daß sich dann die Moralphilosophie in ihrer natürlichen und noth-

wendigen Verbindung mit dem ganzen Systeme des menschlichen Geistes zeigte? Allein wir dürfen behaupten, daß das, was dem Vf. Philosophie ist, durch diese Einleitung Niemanden klar werden kann, der es nicht anderswoher weiß oder erräth. Wir wissen sehr wohl, daß *Definitionen* der Gegenstände der Philosophie erst nach der Erörterung derselben auftreten können; aber zu dieser Erörterung sind doch *Expositionen* nöthig, ohne welche der Gegenstand der Untersuchung nicht bestimmt aufgefaßt werden kann. Hr. S. thut fast gar nichts, um seinen Lesern diese bestimmte Auffassung zu erleichtern, und das, was er sagt, setzt nicht in den Stand, sich mit Sicherheit dessen bewusst zu werden, was er meint. Kurz, der größte Theil seiner Einleitung ist aus sich selbst nicht verständlich, weil nicht genug geschieht, um das, was durch die gewählten Ausdrücke bezeichnet werden soll, dem Leser vor die Seele zu stellen, dann aber auch, weil das Vorhergehende oft schon das Nachfolgende voraussetzt. Gleich der 3 §. lautet so: „Ohne die *Liebe*, in ihrer Beziehung auf das *absolute Höhere*, ist überall keine Philosophie. Liebe aber ist vom (reinen) *Gefühle*, von der *Innigkeit*, und hiemit vom *Gemüthe*, in diesem (welchem?) tieferen Sinne des Worts, unzertrennlich.“ In einer Anmerkung fragt der Vf.: „Aber was ist eigentlich die Liebe? — Davon mehr in der Folge.“ setzet hinzu, fährt aber unmittelbar darauf im 4 §. fort: „Wo die *Liebe*, in diesem hohen Sinne des Wortes, sich findet, da ist folglich die reine, *ideale* Stimmung (Richtung) des Geistes u. s. w.“ §. 5. „Die *Idee* gehört der *Vernunft* an, nach der hohen Bedeutung, die im Sprachgebrauche der Gebildeten allmählich vordringt. So ist denn auch die *Vernunft* von der *Liebe*, oder diese von jener unzertrennlich.“ Die Consequenz sieht Keiner ein, weil man nicht weiß, wie die Ausdrücke verstanden werden sollen. Im 8 §. heist die Philosophie „Wissenschaft des Absoluten,“ ohne daß diese Erklärung gehörig vorbereitet und gerechtfertigt wird, und erst im 11 §. erhebt sich die Frage: „Aber was ist denn das *Absolute*?“ Die Antwort lautet so: „Die Schule, die Wissenschaft hat kein *festes* Wort zur Bezeichnung des *Einen*, was *über Zeit und Raum* erhaben ist.“ Es ist das Eine, was in den Augen des Idealtischgestimmten, so wie er sich überhaupt im Kreise des *Lebens* befindet, alles Endliche, Zeitliche u. s. w. durchdringt. So erscheint ihm dasselbe vermöge der *ästhetischen* Weltansicht, in ihrem Zusammenhange mit der *idealistischen* Geistesstimmung. So erscheint ihm die *Natur*, die *Welt* u. s. w. im schöneren Spiegel der *Phantasie*: wie nämlich solche gestützt auf dieselbe Basis der *Vernunft* nächst dem Verstande, welcher den Begriff liefert, *bildend* eintritt, und wie dann die *Poesie*, im reinen, ursprünglichen Sinne des Worts, oder die *poetische Ansicht* mit dem *Leben* (d. h. mit der Tendenz des Lebenden als solchen) zusammenhängt. Daher auch die *Poesie des Lebens* in einem reinen Gemüthe, in einer schönen Seele.“ Dieses Alles giebt einen vortrefflichen Sinn für den, der es versteht. Aber wenn sich auch nicht überhaupt schon

gegen diese Art, ihn zu bezeichnen, gegründete Einwendungen machen ließen, — der Jüngling, der noch nicht auf dem Wege der Kritik zu den großen Ideen vorgedrungen ist, welche hier angedeutet werden, kann sie nicht darin finden, wird also abgeschreckt werden, sich des Vfs. Leitung weiter anzuvertrauen, oder gewöhnt sich, schöne Töne und Halbgedanken für philosophische Einsicht zu nehmen.

Kant, dem unser Vf. so Vieles verdanket, und dem er auch in vieler Hinsicht weit mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, als Manche, die ohne denselben nichts seyn würden, scheint ihm doch vorzüglich nur als Vorläufer einer besseren Philosophie zu gelten, der Manches nur geahndet und vorausgesetzt habe, was nachher bestimmt aufgestellt sey. Wenigstens scheinen Erinnerungen, wie wir §. 41, 49, 62, 216 und a. a. O. finden, dieses darzuthun. Rec. ist hierin mit dem Vf. nicht ganz einig. Jeder die Wissenschaft weiter führende Philosoph, folglich auch Kant, ist in einem gewissen Sinne nur Vorläufer derer, die nach ihm noch weiter gehen, wie auch Euklides der Vorläufer der späteren Geometer heißen kann. Aber man will behaupten, Kants Untersuchungen und gefundene Resultate haben großentheils nur dadurch Werth, daß sie Andere auf die Bahn führten, die Sache besser anzufangen und die Wahrheit genauer zu finden, die er nur ahndete. Dagegen glaubt Rec., daß zwar nun nach Kant der Weg, den er ging, hin und wieder kann geebnet werden, daß aber der Hauptsache nach Jeder, der die Philosophie als Wissenschaft studiren und anbauen will, den nämlichen Weg betreten muß, daß die Philosophie wohl auf diesem Wege immer weiter geführt und vervollkommenet werden könne, nicht aber ein neues Gebäude auf anderen Grundlagen aufgeführt werden dürfe. Die der entgegengesetzten Meinung sind, scheinen größtentheils durch eine unrichtige Vorstellung von der Art, wie ein philosophisches Lehrgebäude zu Stande gebracht werden kann, geleitet zu werden. Sie greifen eine Erklärung auf, die den Gegenstand nicht ausführlich und bestimmt genug bezeichnet, und schließen nun rasch, der sie gab, habe den Gegenstand nicht hinlänglich gekannt; sie versäumen aber, die Frage aufzuwerfen, ob an dem Orte, wo jene Erklärung gegeben ward, nicht erst gerade sie vorbereitet war, und als Resultat der bedächtigen Untersuchung erscheinen konnte; sie übersehen, daß die Erklärungen in der Philosophie immer nur zusammenfassen sollen; was bis dahin gefunden ward, und daß von ihnen aus die Untersuchung weiter geht, und zu anderen Erklärungen führt, bis man den Gegenstand für erschöpft zu halten veranlaßt wird. — Unsere neuesten Philosophen haben, wir gestehen es gern, auch vortreffliche Sachen gesagt, tiefe Blicke gethan, und die Wissenschaft bereichert; aber das, was wir dafür erkennen, dünkt uns nicht von der Art, daß es Eine der kritischen Arbeiten Kant's antiquiren könnte. Theils liegt es schon in ihnen, ward aber nicht genug vertieft, theils kann es in der Philosophie erst da hervortre-

ten, wohin K. führte; und die Ideen und Grundsätze, mit denen man jetzt die Philosophie anfängt, sind, so weit sie Wahrheit enthalten, Resultate, zu denen man erst durch das Philosophiren gelangt, und die also auch erst späterhin aufgefaßt, verstanden und gewürdigt werden können. — Hätte Hr. S. dieses reiflich erwogen: so würden nicht nur einige seiner Äußerungen weggefallen, sondern seine Methode würde, wenigstens in der Einleitung, ganz eine andere geworden seyn.

Die Moralphilosophie selbst zerfällt in *zwei* Theile: den *reinen* und *empirischen*. Jener besteht aus *vier* Abschnitten: Von der moralischen Anlage, von dem moralischen Gesetze, von der moralischen Triebfeder, von dem Verhältnisse der Moralität zur Glückseligkeit. — Der Mangel an Klarheit und Bündigkeit den wir an der Einleitung tadeln mußten, scheint uns hier noch von nachtheiligem Einflusse zu seyn. Auch sind hier wieder manche Begriffe nicht fest genug bestimmt, wohin selbst der Begriff der Freyheit gehören dürfte. Überhaupt aber vermiffen wir eine kritische Deduction der in diesem Theile enthaltenen Begriffe und Urtheile. Was den Inhalt betrifft: so haben wir keine *bedeutende* Abweichung von Kants *Kritik der praktischen Vernunft* gefunden. S. 127 heist es: „Wenn Kant auf Einer Seite die Glückseligkeit in die *möglich-größte Summe angenehmer Empfindungen* setzte; wenn er sie, wie die sogenannte Selbstliebe, auf das *Sinnliche* bezog, und auf der anderen Seite sie nach Maßgabe der *Würdigkeit* hinzukommen ließe, mithin als *Folge der Sittlichkeit* aufstellte: waltete dann hier überall kein *Widerspruch*?“ Der Rec. glaubt, nein. Jener Begriff der Glückseligkeit ist sicherlich derjenige, den wir durch analytische Betrachtung der menschlichen Natur finden. Sie ist Zweck des Menschen vermöge seiner sinnlichen (angenehmer Gefühle fähigen) Natur. Sofern derselbe dem Zwecke der höheren Natur entgegensteht, muß er diesem weichen; allein ganz aufgeben kann der Mensch ihn nicht, weil er nicht aufhört, und man kann sagen, nicht aufhören soll, ein sinnliches Wesen zu seyn. Da nun aber die Vernunft, welche ihn beherrschen soll, auf Einheit dringt: so legt sie uns hiedurch auf, dahin zu streben, daß auch unsere Neigungen immer weniger mit dem höheren Zwecke im Widerspruche stehen, daß wir auch das Gute lieb gewinnen, und dem Schlechten abgeneigt werden. Je näher wir diesem Ziele sind: desto mehr werden unsere Neigungen so weit befriedigt, als wir das Gute erreichen, welches wir uns vorsetzen. Dabey aber können wir noch einer Menge unangenehmer Gefühle ausgesetzt seyn, theils weil uns gute Absichten misslingen, theils weil manche erlaubte Wünsche nicht befriedigt werden, theils weil wir nicht verhindern können, daß die Außenwelt schmerzlich auf uns einwirke. Nun sagt doch Hr. S. selbst S. 125: „Gesetzt, ein *Edler* liege im Kerker, Jahre lang, und in einem *Sammerzustande*, welchen die Phantasie leichter nach Datis, die ihr die frühere Geschichte liefert, schrecklich genug ausmalen kann: wer könnte hie-

bey den Gedanken ertragen, a) das sey *recht*, b) die moralische Kraft, welche da im Kampfe mit dem Kummer, der Melancholie u. s. w. angewendet wird, sollte nicht im freyen Kreise der Menschheit veredelnd und beglückend wirken, oder c) es sollte für die durch das schreckliche Leiden geprägte und verstärkte Kraft kein solcher Wirkungskreis folgen, ja d) diesem Edeln werde nicht das gerade Gegentheil von dem, was ihn jetzt martert, nach dem vollen Maße seiner Würdigkeit zu kommen, wie dann auch immer dieses Wohl bestimmt sey?“ Er giebt also zu, daß eine schmerzliche Wirkung der Außenwelt auf den Moralsichguten in das Gegentheil, das heist doch wohl in Glückseligkeit, übergehen muß, auch daß man erwarten muß, er werde einen angemessenen Wirkungskreis erhalten. Nimmt man hiezu, was der Vf. auch nicht leugnen wird, daß der Gute, der immer festeren religiösen Glauben gewinnt, über das, was ihm misslingt, richtiger urtheilen, und sich also beruhigen wird: so haben wir ja die Glückseligkeit als Folge der Sittlichkeit; daß sie aber sich auf das Sinnliche auch dann noch bezieht, kann man nicht verkennen, sobald man nur bedenket, daß wir des angenehmen und unangenehmen Gefühles nur als sinnliche Wesen fähig sind.

Der *empirische* Theil besteht ebenfalls in *vier* Abschnitten: von dem Verhältnisse der Moralität zur Legalität, die Lehre von den Pflichten, die Lehre von der Tugend, die Lehre von der Weisheit. Daß der Vf. Manches zum empirischen Theile der Moral rechnet, was Andere zur reinen ziehen, sieht man ohne unser Erinnern, aber auch, daß sich die Sache von verschiedenen Seiten ansehen, und dieser Sprachgebrauch sich rechtfertigen läßt. Unter dem vielen Guten des I. Abschnittes hat uns besonders gefallen, was über die Frage: Ist der Mensch von Natur gut oder böse? §. 73 und 74 gesagt wird. — Wer die Lehre von den Pflichten nicht genug ausgeführt findet, und eine specielle Pflichtenlehre fodert, der vermifcht, meint der Vf. S. 264, oder verwechselt die *Moralphilosophie* mit der *Moral*, wie solche in den Kreis des *Predigers, Katecheten* u. s. w. fällt.“ Aber eine klare Ableitung der sammtlichen Pflichten aus einem Grundsätze und eine genaue Bestimmung einer jeden durfte man doch erwarten. Der Vf. wollte ohne Zweifel durch seine Art der Pflichtbestimmung einer gewissen ängstlichen Berechnung entgehen, und entgegenarbeiten, weil diese ihm mit dem freyen moralischen Geiste zu streiten scheint. Sie streitet auch damit, wenn sie für vollendete Gewissenhaftigkeit gilt, oder wenn sie ins Kleinliche fällt. Aber die höhere Stufe der Vollkommenheit, die freyere, und doch nicht wankende Bewegung des Gewissenhaften wird schwerlich erreicht, wenn er nicht früher genauer berechnen lernte, was in jedem Falle Pflicht sey. Und auf welchem Wege will denn die Wissenschaft in den Stand setzen, über streitige Fälle zu entscheiden, wenn sie nicht scharf bestimmen lehret? Jeden „besonders, verwickelten Fall,“ z. B. „in Absicht der Lüge kann“ freylich „die Wissenschaft nicht lösen“ (S. 277, 293);

aber sie muß doch die Grundsätze bestimmt enthalten; nach denen er zu beurtheilen ist. Diese aber vermissen wir hier in Absicht mehrerer Pflichten. — S. 255 heisst es zwar: „Die *Lebensverkürzung*, der *Selbstmord* jeder Art, der feine wie der grobe, der langsame wie der plötzliche, ist schlechthin verboten;“ wir können aber durchaus nicht finden, daß dieses Verbot durch das vorausgehende begründet sey. — „Das Gefühl der Abhängigkeit oder des Dankes gegen die höhere Macht, bildet sich eben so nothwendig zur *Bescheidenheit* heraus, zumal nach dem Leitsterne der schönen, moralischen Klugheit“ (S. 250). — Das ist doch für eine Moralphilosophie gewiß zu wenig, so gut wie gar nichts, von einer Pflicht, die so wichtig, und so schwer zu bestimmen ist. Am befriedigendsten finden wir die Lehre von der Gütigkeit S. 272 ff., und von der Wahrhaftigkeit S. 276 ff. abgehandelt. Die beiden letzten Abschnitte scheinen uns im Ganzen wohl gerathen, besonders enthält der vierte einen Reichthum von trefflichen Bemerkungen. Die vier Cardinaltugenden der Alten lassen eine bessere Erklärung zu, als S. 332 gegeben wird, wiewohl der wahre Geist dieser Vorstellungsart vielen Alten, namentlich dem Cicero, ziemlich fremd blieb. *Garve's* Anmerkungen zu den Büchern von den Pflichten konnten dem Vf. Veranlassung geben, ihn zu finden.

Zum Beschluß giebt Hr. S. eine kurze Übersicht seines Planes, und hier erst nimmt er auf die Frage Rücksicht: wie sein Moralprincip heiße. So richtig nun auch die Formeln sind, die er hier aufstellt: „Lass den Einen guten Geist in dir und durch dich handeln, wirken!“ und: „Handle vernünftig, handle deiner angeborenen Würde gewäfs u. s. w.“: so er-

füllen sie doch die Forderungen nicht, welche man an eine solche Formel zu machen hat, das Kriterium des vernünftigen Handelns anzugeben, in sofern dieses sich bestimmte Zwecke setzt.

Ein Vorzug des Buches ist die beständige Rücksicht auf die Zeitphilosophie, welcher er kühn entgegen tritt, und manche Blößen zeigt, doch aber immer bemühet ist, das Wahre in den verschiedenen Ansichten, und selbst den auffallendsten Äußerungen zu entdecken und hervorzuheben. Aber warum führte Hr. S. nicht die Bücher geradezu an, die er von ferne, und unschreibend bezeichnet? — Auch die Bekämpfung des Monachismus ist, in der Lage und für den Zweck des Vfs., löblich und verdienstlich. Nicht minder rühnlich ist das Bestreben, die Sprache für diesen Theil der Philosophie, in der Wissenschaft wie im Leben, zu berichtigen, zu bestimmen und zu befestigen. Aber diese Vorzüge würden mehr Eindruck machen, diese Bemühungen würden mehr wirken, wenn der Vf. nicht seine Darstellung zu sehr in einem gewissen Halbdunkel gehalten hätte. Auf jeder Seite begegnen uns die Ausdrücke: Die Idee tritt in den Begriff, und in der Sprache des Lebens hervor; aber nirgends wird klar und bestimmt gezeigt, wie. Eben so oft heisst es: An seinem Orte gilt das und das; man fragt aber vergebens, wo dieser Ort sey. — Von der Sprache des Buches geben die ausgehobenen Stellen einen Vorschmack. So lebendig und kräftig sie im Ganzen, so bestimmt und deutlich sie in einzelnen Theilen ist: so scheint ihr doch die Ruhe und Klarheit zu fehlen, welche dem ächtwissenschaftlichen Vortrage eigen seyn soll. Auch ist sie nicht ganz rein, und mit fremden Wörtern überladen.

HIKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. München, b. Fleischmann: *Über den Zweck der Philosophie.* Eine Antrittsrede von Dr. Fr. Köppen, Hofr. u. Prof. in Landshut. 1807. 38 S. 8. (5 Gr.) Erwas Neues darf man in dieser Rede nicht erwarten; aber sie ist ein rühmlicher Beweis, daß Hr. K. den wahren Zweck und Werth der Wissenschaft kennt, die zu lehren er berufen ist, und daß er die ihm anvertraute Jugend nicht in unfruchtbare Steppen leiten wird, aus welchen sie nichts, als Dünkel und Worte, zurück bringt. Und wie Vielen, die über der Beschäftigung mit den neuesten Erzeugnissen der philosophischen Literatur nicht dazu kommen können, oder es für überflüssig halten, die Ideen früherer Denker aus ihren Schriften kennen zu lernen, mag nicht das, was Hr. K. sagt, im Grunde neu seyn!

Philosophie sucht das Höchste, und erhebt sich über die übrigen Wissenschaften, indem sie die obersten Zwecke begreift, denen die niedrigeren untergeordnet sind, und allen Wissenschaften ihren wahren Werth und ihr letztes Ziel ausmittelt, zu welchem sie sich in mannichfaltigen Verzweigungen sammeln. Die Unterscheidung in das Theoretische und Praktische in Beziehung auf dieses Höchste hat nur einen untergeordneten Werth; im Grunde ist der Zweck der Philosophie nur Einer: Wahrheit, Schönheit und Güte, zu einem Bilde vereinigt, anzuschauen. Diese Ideen kann die Philosophie nicht *erschaffen*, sondern nur *finden*, ihren Ursprung nachweisen, und sie in mög-

lichster Klarheit festhalten und gebrauchen. Die Weisheit besteht also nicht in einer Kunst der Erfindung, sondern in einer Lauterkeit des Anschauens und in einer Reinheit des Willens, das Gefundene zu bewahren und unvermischt sich selbst und Anderen darzulegen.

Bis dahin möchte Hr. K. vor dem Richtersthule der herrschenden Schulen Gnade finden. Wenn er aber nun behauptet, daß der Dualismus der Natur und der Vernunft nicht aufzuheben sey, und genommen werden müsse, wie er sich gebe, ja daß jeder Versuch, ihn zu beseitigen, die Reinheit der Thatfache verwirre: so stößt dies zu sehr gegen die Meinung der Heroen des Tages an, als daß sie ihn nicht für ganz unfähig, sich zur wahren Philosophie zu erheben, erklären sollten. Und doch scheuet sich Rec. nicht, zu gestehen, daß er des nämlichen Därfhaltens ist, daß er alle Versuche, jenen Dualismus für die Philosophie aufzuheben, für durchaus mißlungen hält. Den Grund des Mißlingens konnte der Vf. freylich mehr andeuten, als erschöpfend entwickeln. Indessen kann der Sachkundige aus dem, was er hierüber und über die Art sagt, wie die Philosophie das Absolute findet und faßt, so viel abnehmen, daß Hr. K. im Stande seyn wird, seine Ansicht zu rechtfertigen. Auch die Klarheit seines Vortrags unterscheidet ihn rühmlich.

HIKL.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Weifs: *Britannien unabhängig vom Handel, oder Beweis, daß Nationalreichthum und Nationalwohlstand nicht aus äusseren, sondern inneren Quellen abgeleitet werden müssen*, von William Spence, J. L. S. Nach der fünften Ausgabe aus dem Englischen überfetzt von Friedrich Wolff, der WW. Dr. u. Prof. am joachimsthalischen Gymnasium. 1809. XXXII u. 198 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. bemüht sich zu zeigen, daß Britanniens Reichthum nicht von dem Handel mit dem Auslande abhängig sey, daß, wenn die Britten auch nicht nur vom festen Lande, sondern von allen übrigen Welttheilen abgeschnitten würden, und selbst alle ihre Kolonien einbüßten, daß sie dennoch — das sind die Worte, womit er schließt — alle übrigen Nationen unserer Erde eben so an Reichthum übertreffen würden, als sie jetzt schon nicht nur durch diese Vorzüge zweyten Ranges, sondern durch die ungleich wichtigeren: Freyheit, Tugend und Wissenschaft, jedem anderen Volke unserer Erde den Vorzug streitig machen würden. Diesen Beweis führt er, wie folgt.

Er erklärt sich aus bekannten Gründen gegen das mercantilische System und für das physiokratische, wenigstens in den Hauptpunkten. Er giebt zu, daß der Ackerbau die einzige Quelle des Reichthums sey; doch will er auch die Verarbeiter des rohen Products zu der productiven Classe gezählt wissen, und zwar aus dem Grunde, weil sie für den vergänglichen Werth der von ihnen verzehrten Lebensmittel während ihres Geschäfts einen dauernden an dessen Stelle durch ihre Fabricate gesetzt hätten. Die Verarbeiter des rohen Products, die Erzieler desselben und die Landeigenthümer setzt er in die eine, die übrigen Glieder der Gesellschaft in die andere Classe, welche er, obwohl ihm die Benennung nicht ganz gefällt, die unproductive oder sterile nennt. Es wird bemerkt, daß in unserm Europa die Fabriken dem vollkommeneren Ackerbau vorangegangen seyen, und diesen bewirkt haben, und daß also nicht, wie die Physiokraten behaupten sollen, der Ackerbau immer den Fabriken vorausgehen müsse. Jene geschichtliche Thatfache wird nach *Ad. Smith* vorgetragen, und gegen die angebliche Behauptung der Physiokraten gestritten, daß die Einwohner, so lange noch ein Morgen Landes unangebaut wäre, besser thun würden, diesen anzubauen, als sich mit Fabriken zu beschäftigen. Nach diesem und einigem anderen kommt der Vf. erst S. 68 auf den Handel. Aller Handel zerfällt, sagt er, in Einfuhr- und Ausfuhr-Handel; vom inländi-

schen wird so wenig, als vom Zwischenhandel, welcher letztere ihm ganz unbekannt zu seyn scheint, gesprochen. Nun erweist der Vf. zuerst, daß durch den Einfuhrhandel kein Zuwachs des Nationalreichthums entstehen könne, da man ja immer etwas von gleichem Werthe für die eingeführten Artikel habe geben müssen, und die dabey von den vaterländischen Kaufleuten gemachten Gewinnste nur von den einheimischen Consumenten erhalten würden; dagegen hält er dafür, daß der Ausfuhrhandel in einigen Fällen den Reichthum des Vaterlandes vermehren könne, und zwar, indem die vaterländischen Producte theurer, als ihr natürlicher Preis war, im Auslande verkauft, und diese Gewinnste ins Vaterland gebracht werden. Den jährlichen Gewinnst dieser Art berechnet er für Britannien zu 10 Millionen Pf. St., bemerkt aber zunächst, daß dies etwas Unbedeutendes sey, wenn man bedenke, daß etwa das Dreyfache dieser Summe an Zinsen für die Nationalschuld, und etwa das Sechsfache jährlich an Abgaben an die Regierung allein entrichtet würde; und daß fürs andere selbst diese 10 Millionen keinen wirklichen Zuwachs des brittischen Nationalreichthums bewirkten, da Britannien durch seine Einfuhr etwa den doppelten Werth an schnell vergänglichen und entbehrlichen Gütern, als Wein, Brantwein, Thee u. s. w. aus der Fremde erhalte, und dafür seine dauerhaften Güter hingebe. Zwar seyen einige eingeführte Güter von Bedeutung, und gleichsam unentbehrlich, wie z. B. Hanf, die aber meistens auch durch einheimische Production ersetzt werden könnten. Zuletzt macht sich unser Vf. noch einige Einwürfe, die er beantwortet, als da sind: 1) daß man sagen könne, ob wohl England durch seinen Ausfuhrhandel keinen directen Zuwachs an seinem Nationalreichthum erhalte: so werde doch durch die Fabricanten für auswärtige Märkte die Nachfrage nach Erzeugnissen der Erde, und dadurch der Reichthum indirect vermehrt. Dies, sagt unser Vf., könne eingeräumt werden, denn er bekämpfe nur die directe Erzeugung des Nationalreichthums durch den auswärtigen Handel, gegen die Anhänger des Mercantilsystems; indess, wenn man die Sache genauer betrachte, so könne man auch diese wohlthätige Wirkung dem auswärtigen Handel nicht zugestehen, indem die Fabricanten sammt und sonders, sie möchten für inländische oder auswärtige Märkte arbeiten, den inländischen Verbrauchern ihre Erhaltung schuldig wären. Denn die Fremden verbrauchten nur brittische Güter, weil ihre eigenen durch die brittischen Consumenten begehrt würden, folglich sey in dem Vermögen dieser eigentlich die Thätigkeit der brittischen Fabricanten für fremde Märkte begründet. 2) Auf die Frage: wovon die Volksmenge

leben solle, die jetzt mit Verfertigung der Güter für auswärtige Märkte beschäftigt sey. Wird zuerst geantwortet, daß ein weit geringerer Theil des Volks damit beschäftigt wäre; als man auf den ersten Anblick glauben sollte; der Vf. berechnet, daß etwa nur 600,000 Menschen, vielleicht nur halb so viele, damit sich abgäben, für welche im Inneren leicht andere Beschäftigung zu finden seyn würde; vor allem anderen könne ja die Armee sogleich um 100,000 Mann vermehrt werden; würde aber England vom Handel mit Amerika und Europa ausgeschlossen, und müßte es manche Artikel entbehren: so würde man andere Gegenstände der Consumtion im Inneren wählen, und die scheinbar oder wirklich unentbehrlichen Artikel durch Surrogate, oder durch die Production derselben im Inneren zu ersetzen wissen. Dieses wird unter 3) noch weiter ausgeführt, und unter 4) wird dem Einwurfe begegnet, daß der ausgedehnte auswärtige Handel zum Schutz des Landes, wegen stets geübter und bereiter Seemannschaft, gefördert werde. Um diesen Einwurf zu beantworten, sagt der Vf., könne man eine stehende Seemacht errichten, und da auf jeden Fall den Britten ihr Küstenhandel bleibe, der als Schule für Seeleute wichtiger sey, als alle übrigen Handelszweige zusammengenommen: so sey auch daher nichts zu befürchten. Zum Schluß wird noch angemerkt, daß der Vf. gar nicht eine Verminderung des brittischen auswärtigen Handels für wünschenswerth halte, daß Niemand mehr, als er, überzeugt seyn könne von dem hohen Werthe des Handels, als einem Mittel, den wechselseitigen Austausch der Bequemlichkeiten zwischen entfernten Ländern zu befördern, daß er den Handel, als Mittel, die Cultur zu verbreiten, und Tugend und Kenntnisse jedem Theile der Erde zuzuführen, schätze; daß er nur habe zeigen wollen, daß durch den auswärtigen Handel nicht direct der Reichthum der Nation gefördert werde, daß er vor der Überschätzung des Handels warnen, daß er den Britten, die oft ängstlich wären und zitterten, wenn sie hörten, daß hie oder da ein neuer Hafen ihrem Handel verschlossen worden wäre, ein besseres Selbstgefühl habe geben und zeigen wollen, daß das Bestehen ihrer Nation nicht von den Launen oder dem Eigensinne fremder Mächte abhängig sey, vielmehr, daß, wenn das übrige Europa, wenn Amerika ihnen verschlossen würde, und wenn ihre Kolonien verloren gingen, sie dennoch durch die geschickte Verwendung der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte aufrecht bleiben, und ihren Nationalreichthum mehr noch, als zuvor, vermehren würden und könnten; daß sie ihren vaterländischen Boden so zu cultiviren vermöchten, daß da, wo jetzt 16 Millionen Menschen lebten, derselben 60 leben könnten; daß jedoch die Schmälerung des auswärtigen Handels, obwohl, aus dem Gesichtspuncte des Nationalreichthums betrachtet, von geringem Belange, — dennoch für die Individuen, welche daran Theil nähmen, ein Ubel von sehr ernster Art sey, von dem man demnach sehr wünschen müsse, daß es vermieden werden könne. — Einige Anmerkungen zur Erläuterung des im Text Vorgetragenen sind beygefügt. — So weit unser Vf.; das Folgende ist unser Urtheil über ihn und unsere Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage.

Wir sind einverstanden mit ihm, daß die guten Wir-

kungen des auswärtigen Handels der Britten überschätzt werden, weiß man diesen als die letzte Bedingung ihres Stehens oder Fallens darstellt; wir gestehen es gern zu, daß auf ihren Inseln, wie auf dem festen Lande, die falschesten und verkehrtesten Ansichten darüber bey dem grossen Haufen herrschen mögen, wie denn die Einsichtsvolleren darüber gewiß längst einverstanden sind. Allein deswegen können wir uns noch nicht zu der von unserem Vf. vorgetragenen Theorie bekennen. noch alle die Folgerungen willig annehmen, die daraus gezogen werden.

Die Theorie des Vfs., über die Elemente des Nationalreichthums und die Natur und Wirkungen des Handels, ist ein Gemisch von physiokratischen, *smithschen* Grundsätzen, den Ansichten des Grafen *Lauderdale* und des Recens. in dem *Edinburgh review*. Hieraus ist ein wenig zusammenhängendes Ganzes entstanden, Widersprüche gehen daraus hervor, welchen der Vf. bald so, bald auf eine andere Weise zu entgegen sucht. Wer mit jenen Schriftstellern vertraut ist, dem wird es ein Leichtes seyn, die Stellen aufzufinden, die diese Behauptung bewahrheiten; nicht bloß in Vorstellungen, im Raisonnement, sondern sogar in Beyspielen, Worten und Phrasen. Die Unsicherheit und der Mangel an Einheit, der dadurch in das Ganze gekommen, wird veranlassen, daß weder die Physiokraten, noch die Anhänger von *Adam Smith*, noch der Graf *Lauderdale*, noch jener Recensent im *Edinburgh review* mit ihm zufrieden seyn werden. Wir unseres Theils sind mit des Vfs. Vorstellung von den Elementen des Nationalreichthums so wenig, als mit der der Physiokraten, oder der von *Ad. Smith* ganz einverstanden. Wer durch seine Energie zur Vermehrung der Güter beyträgt, es seyen greifbare oder nicht greifbare, mehrere Male oder nur ein Mal vertauschbare, befördert den Reichthum der Nation, und ist productiv; mit den Wörtern mittelbare oder unmittelbare Beförderung des Nationalreichthums hat man einen tapfern Wortstreit, den man noch lange fortführen kann, eingeleitet, wenn man im physiokratischen oder *smithschen* Sinn ihn fortzuführen Lust hat, und das Publicum des Spucks nicht überdrüssig wird. Denn, so steht geschrieben,

„Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten: u. s. w.“

Aber es war nicht nöthig, auf etlichen sechzig Seiten die Ansicht der Physiokraten über die letzten Elemente des Nationalreichthums uns mitzuthellen, da sie jedem Unterrichteten bekannt sind; es war nicht nöthig, so viel Worte zu machen, um uns mit *Smith* zu sagen, daß die Fabricanten für den vergänglichen Werth der Lebensmittel einen dauerhaften setzen, und nicht nöthig, so weitläufig zu seyn, um die große Entdeckung hinzuzusetzen, daß die Thätigkeit der Kaufleute meist als unproductiv anzusehen sey. Diese Entdeckung ist von keinem Belang, sondern schließt vielmehr eine Inconsequenz in sich. Denn, was der Vf. mit *Smith* den Fabricanten einräumt, das muß er auch, wenn er consequent seyn will, den

Kaufleuten zugekehrt. Wir möchten dem Vf. als Britten das Studium einiger Recensionen in dem *Edinburgh review* empfehlen, wenn wir von ihm gehört werden könnten. Diesen Recensenten kennt der Vf. wirklich, auch verfaßt er nicht, zur *captatio benevolentiae* ihm ein Compliment zu machen; allein er hat ihn weder verstanden, noch zu widerlegen für gut gefunden, wiewohl er einzelne Sätze, Beyspiele und Phrasen von ihm entlehnt.

Überall aber scheint es uns, daß, um die Frage zu beantworten, welche sich der Vf. aufgegeben hatte, es weiter nicht nöthig war, zu den letzten Elementen des Nationalreichthums aufzusteigen, und diese uns weitausflüchtig vorzutragen; Weniges konnte genügen. Es ist ein ganz und gar nicht zu billigendes Verfahren, daß, wenn über irgend einen einzelnen Punkt der Staatswirthschaft gesprochen wird, Jeder uns nun eine allgemeine bekannte Theorie breit vorträgt. Viel wichtiger wäre es im vorliegenden Falle gewesen, die Natur und die Wirkungen des Tausches überhaupt zu untersuchen, statt des Unterschiedes zwischen mittelbarer oder unmittelbarer Beförderung des Nationalreichthums durch den auswärtigen Handel. Wenn der Vf. davon ausgegangen wäre, und die Wirkungen und das Wesen des Tausches richtig gefaßt hätte: so würde er zu etwas Fruchtbarem, als zu dieser Distinction zwischen mittelbarem und unmittelbarem Einfluß gekommen seyn, von welchem letzteren man jedoch, außer einigen allgemeinen, unbedeutenden Worten, nichts eben vernimmt. Man ist längst darüber einverstanden, daß ein Volk, abgefordert von der ganzen übrigen Welt, wenn die Natur es nur nicht allzuüppig mütterlich behandelte, und es einen Boden besitzt, wo das Klima nicht gar zu widerstrebend ist, reich werden, und im Reichthum fortschreiten könne, wenn es die nöthige Energie besitzt, wenn es sparsam ist, und den Vorrath, so wie die Kräfte der Natur und der Menschen geschickt zum Zweck verwendet; allein zur Übung und Bildung der Kräfte des Geistes und des Körpers, und zu ihrer und des Vorraths geschickter Verwendung wird Tausch unter diesem isolirten Volke gefodert, welches eben, durch die dadurch bewirkte Theilung der Thätigkeiten, zur Bildung der Kräfte und ihrer besseren Benutzung beyträgt, und bey gleichem Aufwande eine bessere Qualität und eine grössere Quantität Güter erwarten läßt. Auch wird durch den Tausch im Inneren der Ueberfluß des einen an Andere hinweggegeben, und jeder der tauschenden Theile wird dabey der Regel nach gewinnen, wenn er nicht betrüglisch hintergangen wird. Es ist falsch, und recht im mercantilen Geiste gesprochen, wenn man sagt, man tausche gleiche Werthe gegen einander; für jeden der tauschenden Theile war das Eingetauschte mehr werth, sonst hätten sie nicht getauscht. Ferner wird durch den Tausch der Reiz zu Thätigkeiten geweckt, durch das Anbieten und durch die Nachfrage werden die Begriffe von Gütern und Bedürfnissen vermehrt und vervielfältigt, — und somit auch die Mittel und Thätigkeiten, diese zu befriedigen. Dies alles kann man bey einem von allen übrigen Nationen isolirten Volke finden; aber diese wohlthätigen Wirkungen wer-

den auch in dem Verkehre mit andern Völkern verspürt. Wenn unser Vf. von diesen Ansichten ausgegangen wäre: so würde er, wir sind davon überzeugt, zu fruchtbareren Resultaten gekommen seyn. Zwar besteht er den indirecten Nutzen des Verkehrs mit dem Auslande ein, er verweist aber nicht dabey, und man erfährt nichts Genaueres darüber. Er verweist vielmehr bey dem sogenannten directen wohlthätigen Einfluß, und findet ihn in den Gewinnsten, die bey der Ausfuhr gemacht werden, indem unsere Kaufleute über den natürlichen Preis in der Fremde verkaufen. Dies ist, wenigstens zum Theil, eine recht mercantilistische Idee, gegen welche der Vf. doch sonst so sehr eifert, wie sich dasselbe denn oft auch bey Anderen findet: allein, wenn er auf diese Weise verfahren, und diese Gewinnste in Anschlag bringen wollte, warum erwähnte er denn da nicht des grossen Zwischenhandels der Britten? Soll aber ein Nicht-Britte einem Britten sagen, daß dieser existirt, und zwar in einem bedeutenden Masse? Wir finden nicht, daß durch des Vfs Untersuchungen unsere theoretischen Kenntnisse gefördert, oder berichtigt worden wären.

Wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Zweck, den sich der Vf. vorgesetzt hatte, nämlich den Beweis zu führen, daß Britannien unabhängig von seinem auswärtigen Handel bestehen könne. Dieser Theil ist besser, doch auch, wie es uns scheint, nicht ganz befriedigend.

Ein freyer Verkehr, der zwischen den Völkern besteht, ist wohlthätig beiden Theilen, wie es der Tausch bey jedem Einzelnen in seinem Inneren ist, und das aus denselben Gründen, wiewohl im Grade verschieden. Wenn der Verkehr zwischen zwey Völkern gestört wird: so werden beide leiden, das eine mehr, das andere weniger, nach verschiedenen Verhältnissen und aus verschiedenen Ursachen. Wenn die Bewohner der brittischen Inseln in Bezug auf den Verkehr gänzlich von dem europäischen Continente abgeschnitten würden, (daß sie es noch nicht durchaus sind, ist bekannt, auch wird der Schleichhandel dafür sorgen, daß sie es nie ganz werden): so möchten sie sich leichter, als die Bewohner des Continents, darüber trösten können. Ein Volk, das solche Energie besitzt, das so viele Kräfte geübt hat, das ein solches Capital und solche Liebe zu seinem Vaterlande besitzt, wird, was es Bedurfte und aus der Fremde erhielt, leicht selbst erzielen, oder von andern Welttheilen sich zu verschaffen wissen. Vieles, was die Britten sonst nicht eigen betrieben, und lieber vom Continente nahmen, das betreiben sie jetzt, wie wir es bereits aus *Oddy* wissen. So schlägt sich das Continent selbst, wiewohl auch England dabey leidet, weil bey dem vorigen freyen Handel es diese seine Bedürfnisse wohlfeiler aus der Fremde gegen vaterländische Producte eintauschte; auch wird diese Störung des europäischen Verkehrs nicht einmal eine sehr bedeutende Veränderung in dem gewöhnlichen Abfatz der brittischen Fabricate auf fremden Märkten ausmachen. Ganz ungernechnet das, was durch Contrebande in dieser Rücksicht Statt findet, und wovon die Aus- und Einfuhrlisten nicht reden: so öffnet sich ein solches Volk, wie die

Britten, leicht andere Debauchés, und es hat sich dieselben wirklich in Brasilien und Südamerika geöffnet. Wenn ihm aber hier Zufall und politische Verbindungen nicht geholfen hätten: so würde sein Handelsstand schon andere Auswege gefunden haben. Dafs auf diese Weise die Britten zur Unterwerfung gebracht werden könnten, obwohl sie auch durch die Sperre leiden, hat uns immer eine Unmöglichkeit erschienen. Allein, gesetzt, Britannien würde auf seine europäischen Inseln beschränkt, es verlöre alle seine Kolonien, und alle seine Handelsverbindungen mit ihnen und mit allen übrigen Theilen der Erde: was würde es dann werden? Wir müssen hier zwey Fälle unterscheiden, entweder es geschähe dies plötzlich, oder es geschähe allmählich. Im ersten Falle würde die Krisis, die daraus entstehen könnte, selbst für ein Volk wie dieses bedeutend, ja höchst gefährlich werden können; im anderen Falle würde diese Krisis um so weniger drückend werden, als sie allmählich einträte. Allerdings könnte ein Volk wie das brittische, mit dieser Ausbildung seiner Kräfte, mit diesem gesammelten Vorrathe, seines eigenen Landes Anbau, seiner Bevölkerung, seinen inländischen Markt in dem Masse leicht erweitern, als ihm im Auslande der gewohnte Absatz abginge. England ist durch seine Lage, so gut wie Holland, vorzüglich zum Handel mit fremden Völkern, und zum Zwischenhandel für fremde Völker geeignet; allein es ist auch nicht zu leugnen, dafs durch bekannte brittische Gesetze, die wir gar nicht zu rechtfertigen gemeint sind, und die ursprünglich gegen Holland und Frankreich gehen sollten, dem Volke die Richtung vorzugsweise auf auswärtigen und Zwischen-Handel gegeben wurde; der Theil der Kräfte nun, der hiedurch der inländischen Anwendung entzogen ward, würde um so leichter, der andere allmählich gleichfalls dem Innern unmittelbar zugewandt werden können, wiewohl man annehmen mufs, dafs dieser letztere Theil vortheilhafter vor der Störung, in der vorhandenen Lage, auf den auswärtigen Handel verwandt wurde. Wenn aber im anderen Falle die auswärtigen Märkte sänftlich den Engländern, und zwar urplötzlich gesperrt würden: so würde zwar auch dieselbe Kraft, dieselbe Energie, derselbe Vorrath und beider geschickte und zweckmässige Verwendung im Innern, Ersatz für jenen Abgang gewähren; allein es würde, damit dies hinlänglich geschehen könnte, eine geraume Zeit erfordert werden; eine Zeitlang würde ein Stocken in dem Absatz der gewöhnlichen Artikel, ein Mangel an den neu hervorzubringenden entstehen, und der Übergang von den altgewohnten zu neuen Gewerken, würde mit mannichfaltigen Beschwerden verbunden seyn. Von einem Handelszweige zum anderen überzugehen ist leichter, als von einer Verarbeitung des rohen Products zur anderen; von beiden aber ist der Übergang zur Erzielung der rohen Producte vielleicht am schwierigsten. Indefs darf man nicht aufser Acht lassen, wie die Britten z. B. seit kurzem ihre Eisengruben urbar zu machen gewußt haben; mit einem grossen Capitale, mit vielfachen Kenntnissen ausgerüstet, mit Thätigkeit, mit Energie läfst sich Vieles auch in Kurzem leisten. Indefs wenn durch einen Zauberschlag plötzlich aller brittische Verkehr mit den Fremden unterbrochen würde: so halten wir dafür, dafs bey weitem mehrere Menschen fürs erste aufser Nahrung

und in Verlegenheit kommen würden, als die drey oder sechsmal hundert tausend Fabrik-Arbeiter für fremde Märkte, welche unter V. annimmt; man mufs auch an die Kaufleute, Schiffer, Schiffbauer, an alle die rohen Producenten, die an diese und jene absetzten, denken. Uns scheint es aber keinem Zweifel unterworfen, dafs nicht die Noth dieses grossen Kaufens innere Unruhen und eine höchst gefährvolle Krisis hervorbringen würden; die grosse Theurung und die Besorgnisse vor zehn Jahren sind nicht vergessen.

Allein wir reden hier von einem Falle, der wirklich nicht eintreten kann. Denn was ist wohl bis jetzt durch die Sperre bewirkt worden, als dafs die brittischen Güter, die sonst frey und in grösseren Quantitäten auf die europäischen Märkte kamen, jetzt contrebandswaise und zu geringeren Quantitäten dahin geführt werden, während in Brasilien und dem spanischen Amerika, wo sie zuvor contrebandswaise und sparsam eingeführt wurden, jetzt nun in viel grösserem Masse und frey eingeführt werden? Die nordamerikanische Republik aber hat ihr Verbot der Einfuhr brittischer Güter dahin beschränkt, dafs sie nur nicht auf brittischen Schiffen, sondern auf amerikanischen eingeführt werden müssen, wo denn die Britten nach Gutdünken zügeln und loslassen können.

Wir geben ferner gern zu, dafs mit der Zeit alle europäischen Kolonien, oder ihr grösster Theil sich unabhängig von den Mutterländern machen wird; aber hier ist von einem plötzlichen Abfalle aller von England die Rede, und von der Vernichtung alles brittischen Handels mit ihnen in ihrem unabhängigen Zustande. Denn freylich weifs Jedermann, wie viel ausgedehnter der Absatz brittischer Güter in den vereinigten Staaten von Amerika nach dem Abfalle ward, was er je zuvor war. Vieles vermögen die Regierungen, vieles vermag ein mächtiger Feind: aber man darf auch nicht vergessen, dafs der Verkehr unter den Völkern, grössten Theils auf gegenseitigen wechselseitigen Bedürfnissen beruht, und dafs diese den Massregeln der Regierungen widerstreben, obwohl durch diese der Verkehr gestört werden kann; man darf nicht vergessen, welche Mittel England durch seine Seemacht zu Gebote stehen, und welche neue Wege es sich durch sie, durch sein Capital und durch seine Energie zu öffnen vermag.

Es giebt nur ein wirkames Mittel: *delenda est Carthago!* aber die Sache hat ihre Schwierigkeit, wie man sagt, und der Argus meinte unlängst, die beiden Theile könnten neben einander ja auch bestehen. Es kann unter Verständigen nicht die Frage seyn, was das Wünschenswerthe wäre.

Wir haben uns länger bey diesem Werke verweilt, als sein Gehalt zu fordern scheint, dies deswegen, weil die ganze gebildete Welt an Beantwortung der aufgeworfenen Frage Theil nimmt. Das Werk, das uns dazu Veranlassung gab, können wir nur für ein Pamphlet halten, aber als solches müste es falscher für die lesende Menge geschrieben seyn. Dafs die fünfte Ausgabe davon erschienen ist, beweiset nichts, denn andere Pamphlets haben in England fünfzig erlebt. John Bull hört es gern, selbst wenn an der Brochüre Manches auszusetzen ist, wenn man ihm sagt, dafs sein Old England unabhängig von der gesammten Welt sey: er hört es um so lieber, wenn dies ihm ein Landsmann zur Erwiderung auf den Schimpfnamen sagt, der von jenseits herüber scholl: *Kramer-Nation*. John Bull liest eben so gern die anderen Pamphlets, die ihm durch statliche Rechnungen beweisen, wie man den fremden Völkern das Fett abzupft, er ist ein wenig beschränkt, aber kräftige Natur, und hat von der Allerwärts Liebe nie viel gehalten, weil man damit unter den Völkern nicht viel ausrichtet: *exempla sunt odiosa*. Die Edlen unter dem edlen Volke haben beide Sätze immer richtiger gewürdigt.

Der Rec. kennt das Original nicht; bey dem Lesen der Übersetzung ist er nicht angefohlen, sie scheint ganz gut, und man kann dem Übersetzer danken, dafs er uns von den Ansichten, die jenseits des Canals herrschen, von denen wir so wenig jetzt vernehmen, dies mitgetheilt hat: Geschrieben ist die Abhandlung in den Jahren 1805 oder 1806, die letzte Ausgabe ist 1808 erschienen. S.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA, b. Frommann: *Addimenta Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas*. In quibus et multa Athenaei et plurima aliorum scriptorum loca tractantur. Auctore Friderico Jacobs. 1809. XII et 399 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Wieviel auch nach den vielseitigen Bemühungen scharfsinniger Kritiker und nach der gelehrten Behandlung des neuesten Herausgebers zur Berichtigung und Erläuterung der *Deipnosophistas* des Athenäus übrig bleibe, und wie sehr jeder neue Beytrag zur Vollendung des reichhaltigen und mannichfaltig belehrenden Werkes unseren Dank verdiene, bedarf keiner langen Erinnerung. Der gelehrte Herausg. dieses Beytrages kann auf diesen Dank um so mehr Anspruch machen, da seine Bemerkungen nicht die Frucht eines kurzen und oberflächlichen Studiums sind, sondern, auch ohne die ausdrückliche Erwähnung des Vfs., ein tieferes Eindringen und längeres Forschen nach Wahrheit verrathen. Schon ehe Hr. Schweighäuser den Athenäus zu bearbeiten schien, hatte Hr. Jacobs demselben seine Aufmerksamkeit geschenkt, welche durch die Erscheinung der neuen Ausgabe mehr verstärkt als geschwächt ward. Viele seiner Bemerkungen legte er in der Allg. L. Z. nieder, aus welcher sie Hr. Schweighäuser in seine Zusätze zum Athenäus eintrug: diese findet man hier theils verbessert, theils mehr begründet und mit vielfachen Belegen ausgestattet, theils mit einer reichen Nachlese vermehrt. Ganz neu sind die meisten Anmerkungen zu den drey ersten Büchern, alle zum fünften, vierzehnten und funfzehnten Buche, und die übrigen Bücher sind wenigstens nicht ohne zahlreiche Nachträge geblieben; dagegen Manches wieder weggelassen worden, was dem Herausgeber bey der neuen Durchsicht zu unbedeutend oder zu wenig begründet schien. Dabey sind auch, wie schon der Titel anzeigt, andere Schriftsteller nicht leer ausgegangen, wo sich die Gelegenheit zur Erläuterung oder Berichtigung einzelner Stellen derselben darbot, wiewohl manche dieser Conjecturen schon in gelehrten Zeitungen niedergelegt waren. Ob sich unter der grossen Anzahl von Bemerkungen einzelne finden, die ohne des Vfs. Wissen Andere schon früher äuserten, z. B. gleich S. 8 zu Athen. I, II c. (f. unsere Bemerk. in dieser Zeit. 1806 October S. 144.), ferner zum archilochischen Bruchstück Athen. III, 76. b. (f. unsere Bemerk. in dieser Zeit. 1807 October S. 123) u. a. mehr, kann uns bey einem Ge-

lehrten, der nicht gewohnt ist, sich mit fremden Federn zu schmücken, gleichgültig seyn. Eben so überflüssig würde es seyn, durch Aufzählung einzelner Conjecturen die grosse Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu zeigen, welche sich überall in dem reichen Schätze von Bemerkungen offenbart. Es sey uns daher mit Übergehung alles ferneren Lobes, welches der Vf. in vollem Masse verdient, erlaubt, zur Steuer der Wahrheit nur dasjenige auszuheben, was uns Gelegenheit giebt, zur Berichtigung einzelner Stellen noch Manches beyzutragen, oder gelegentlich den Vf. auf die von ihm ganz unbeachtet gelassenen Bemerkungen zu verweisen, welche Schweighäuser im 8ten Bande seiner *Animadvers.* und wir in dieser Zeitung 1806 Oct. S. 121 — 156. 1807 May S. 321 — 328. Octob. S. 121 — 134 u. Febr. S. 263 f. niederlegten. Dafs wir nicht Alles berücksichtigen, sondern nur hin und wieder etwas ausheben, das uns bey der Durchsicht gerade auffiel, wird uns bey einem so reichhaltigen Buche und bey dem beschränkten Raume dieser Blätter Niemand verargen. Wir wenden uns, unbekümmert um die gelegentlichen Verbesserungen anderer Schriftsteller, sogleich zum zweyten Buche des Epitomators.

S. 35 A. II, 1. Hr. Jacobs wiederholt hier die Bemerkung, die Hr. Schweighäuser schon in seinen *Animadvers.* T. VIII p. 397 anführte, dafs das Bruchstück des Melanippides also abzutheilen sey:

— — — — — Ἐπώνυμον,
ὦ δίσποτ', Οἶνος Οἶνός. — — —

mit dem Satze: *Nihil excidit*. Allein eingeschaltet ist schon vom ersten Herausgeber α um des jambischen Metrums willen. Wer möchte einen Dithyrambendichter mit dem nämlichen Masse messen, womit man die Dramatiker misst? Ist Hr. Jacobs im Stande, auch die übrigen Bruchstücke des Melanippides jambisch abzutheilen? Das einzige, welches ähnlichen, meistens trochäischen Rhythmus hat, ist das bisher noch unenträthselte, S. 631 f., XIV, 66, welches Hr. Jacobs ohne alle Rücksicht auf das Metrum, und mit kühnen Abweichungen von der handschriftlichen Lesart also schreibt: Τῶν γὰρ Ναῖδων, οὐκ ἀνθρακίνων φέρευν μορφᾶν εἶδος, οὐδ' ἔργματα γυναικεῖ ἀνεχόν, ἀλλ' ἐν ἀρμάτεσσι διφρούχοις ἐγυμνάζοντ', ἀν' ἀνήλια ἄλσεα πολλὰνι Σήραις φρένα τερπόμεναι, ἱερόδακρυ λίβανον, εὐώδεις τε φοίνικας κασίαν τε πατεῦσαι, τέρενα Σύριος γεννάματα. Hr. Jacobs bemerkte so wenig als seine Vorgänger, dafs die corrupten Worte τῶν γὰρ αἰδῶν noch zu den vorhergehenden Worten des Athenäus gehören, und

των Δαναῶν lauten. Trennt man diese Worte von den übrigen ab: so ergiebt sich mit unbedeutenden Veränderungen weniger Buchstaben folgender Rhythmus:

Οὐ γὰρ ἀνδρώπων φέρει μορφὰν ἐς αἶδος, οὐδὲ τὸν
αὐτὸν γυναικίαν ἔχον·

ἀλλ' ἐν ἀρμάττεσσι διφρούχοις ἐγυμνάζοντο δὲ,
ἐνυαλίαις δὲ πολλάνι

στρεψί φρίνα τερέμεναι,
ἱερὸν ἀκροῦ λίβανον εὐώεις τε φοί —

νίκας κασίαν τε πατεῖν,

πρίνα Συρίας σπέρματα.

S. 35. E. II, 2. Hr. Jacobs giebt sich viel Mühe, seine Abänderung des ἀνδρώπων πρύτανιν in ἐράωνων πρύτανιν zu begründen; allein kann hier die Gleichheit des Sylbenmasses entscheiden,

Ἀδαμονοῦν παῖδα, τευρωτῶν, νέον οὐ νέον,
ἥδιστον πρόπολον

βαρυγδοῦτων ἐρώτων, οἶνον ἀερίπουν (oder ἀερίνουν)
ἀνδρώπων πρύτανιν·

so behält die handschriftliche Lesart den Vorzug. Das Bruchstück S. 36. A. II, 2, schreibt Hr. Jacobs nach dem Arzte Mnesitheus zu, ungeachtet es Hr. Schweighäuser schon in den Animadv. T. VIII. p. 397, und im Anhang zu seiner *Cebetis tabula* aus richtigem Grunde dem Komiker Alexis vindicirt hat. Hr. Jacobs meint, im 11ten Verse dieses Bruchstücks werde nichts gebeßert, wenn Hr. Schweighäuser die handschriftliche Lesart εὐθυμίαν φέρει ἐάν δ' ὑπερβάλης, ὕβριν beybehaltend, nur ἐάν in ἀν abändere, und schlägt daher, wie öfter, eine Versetzung der Wörter vor: εὐθυμίαν, ἀν δ' ὑπερβάλης, ὕβριν φέρει. Dadurch wird aber das Übel noch ärger, weil die letzte Sylbe in εὐθυμίαν nicht kurz seyn kann. Am besten ist es, das Verbum φέρει herauszuwerfen, welches das folgende ποιεῖ unnöthig macht: εὐθυμίαν ἐάν δ' ὑπερβάλης, ὕβριν. So bleibt auch hier ἐάν, wie es Hr. Schweighäuser in den folgenden Versen hergestellt hat. Im 10ten Verse des folgenden Bruchstückes aus Eubulus sucht Hr. Jacobs seine Verbesserung der handschriftlichen Lesart ὥστε καὶ βάλλειν ποιεῖ in ὅς γε καὶ σφάλλει πόδας stärker zu begründen. Warum will man nicht der gewöhnlichen Lesart näher schreiben: ὥστε καὶ σφάλλειν πόδας? Doch warum sollte man nicht auch lesen dürfen, ὥστε κραιπάλην ποιεῖ, oder der Vulgata näher, ὥστε κραιπάλην ποιεῖ? In dem nächstfolgenden Fragmente des Epicharmus will Hr. Jacobs, um den Spondeus an die rechte Stelle des Verses zu bringen, ποίνη, ἐκ ποίνης δὲ für ποίνη, ἐκ δὲ ποίνης schreiben, ohne sich an den Hiatus in ποίνη, und an die falsche Länge im vorhergehenden συρίας zu stoßen. Worin der Fehler liege, haben wir schon 1806. Octob. S. 144 erinnert. Auch die Vermuthung des Hn. Schweighäuser im letzten Verse dieses Bruchstückes σφαλλός für σφάκελος bringt einen falschen Spondeus in das Metrum: man muß mit Hesychius und Pollux σφαλός schreiben.

S. 38. E. II, 7, will Hr. Jacobs ἀκρήτου μένος nach Anleitung der ältesten Ausgaben lesen; allein die

Handschriften haben ἀρητυμένον. Eher möchten wir mit Hesychius ἀρηρυγμένον oder vielmehr ἀρηρυμένον von ἀρύτω für ἀρηντλημένου lesen. S. 44. A. II, 20. Durch die Abänderung des ἐξελαύνειν in ἐξελα gewinnt Hr. Jacobs zwar den gewöhnlichen Verseinschnitt; allein wie will er den Vers ausfüllen?

S. 56. C. II, 47. Im Bruchstücke des Hermippus hebt Hr. Jacobs den Hiatus, des eingeschalteten αἰεί durch die Veränderung desselben in αἰέν, bemerkt aber nicht den falschen Spondeus im folgenden ἐμβάλλουσι. Soll daher αἰεί oder αἰέν eingefügt werden: so muß es hinter ἐμβάλλουσιν geschehen; doch scheint eher etwas anders zu fehlen. S. 63. C. II, 63. Für ἀνταλλάσσονται will Hr. Jacobs in dem Bruchstücke des Epicharmus, oder vielmehr, wie Hr. Jacobs nicht ohne Grund vermuthet, eines attischen Dichters, zur Berichtigung des Metrums ἀντάλλασσε, καὶ oder ἀντ. δὴ lesen: der handschriftlichen Schreibart näher kommt ἀνταλλάσσομαι. Wegen des folgenden Verses hat Hr. Jacobs Schweighäusers Supplemente p. 513 nachzusehen vergessen. S. 68. C. II, 78. Statt der Belege, daß man auch ἀερίου für ἀερίτου gesagt habe, hätten wir den Beweis gewünscht, daß die erste Sylbe dieses Namens kurz gebraucht werden könne, wie Hr. Jacobs mit Hn. Schweighäuser annimmt, vgl. 1806. Oct. S. 144.

S. 76. C. III, 10. Den Vers des Epicharmus 'ἄλλ' οὐχ ὁμοία γ' ἐρίοις οὐδαμῶς will Hr. Jacobs auf folgende Weise ausfüllen: 'ἄλλ' οὐχ ὁμοία ταῦτά γ' ἐρίοις οὐδαμῶς. Allein wenn das bekannte Bruchstück S. 49. C. II, 32 zu demselben Drama gehört, wie Hr. Schweighäuser vermuthet: so ist hier wohl kein jambischer Vers von drey Tacten, sondern ein trochäischer von vier Tacten zu suchen. Ausserdem würde τάδε dem Rhythmus, τοῖα der Ähnlichkeit des vorhergehenden Wortes angemessener seyn als ταῦτα; doch ergänzt man vielleicht richtiger ἐστίν, wie in dem eben angeführten Bruchstücke — ο — 'ἄλλ' οὐχ ὁμοία γ' ἐστ' (ἢ ἐντ') ἐρίοις οὐδαμῶς. S. 81. D. III, 21. Für Κυδωνίαις μῆλοισιν εἰς τὰ τιτθία will Hr. Jacobs lesen Ἰσα τιτθία; aber hat Ἰσα einerley Bedeutung mit ὁμοία? Dieses gehet auf die Qualität, wie das lateinische *similis*, jenes auf die Quantität, wie das lateinische *par*. S. 84. C. III, 27. Den irrig für unrichtig gehaltenen Rhythmus in ὥς εὐγενεῖς. Τὴν γὰρ Ἀφροδίτην ἐν Κύπρῳ, will Hr. Jacobs durch die Versetzung Ἀφροδίτην γὰρ verbessern; aber hatte er vergessen, den homerischen Hymnus an die Venus nachzusehen, daß er die erste Sylbe in Ἀφροδίτην für lang, und die dritte für kurz hielt? Warum ferner überfah Hr. Jacobs den fehlerhaften Ausgang des nächstvorhergehenden Verses Αἶται τὲ ῥοαὶ γ' ἢ sollte man nicht vielmehr αὐταὶ γε δὲ ῥοαὶ schreiben?

S. 85. E. III, 31 schlägt Hr. Jacobs für ἀντὶ τοῦ vor ἐντὶ δ' αὐ; allein theils muß ἐντὶ accentuirt werden, theils ist κἄντι που oder κἄντι τοι der handschriftlichen Lesart näher. Ausserdem fragt es sich, ob man nicht, nach der Analogie von δελφίνα, im Folgenden τελλίνα für τέλλιν schreiben soll? So könn-

te man denn auch S. 86. A. Κάτι τελλίωνω lesen, vergl. Octob. 1806. S. 145. — S. 92. D. III, 44 schlägt Hr. *Jacobs*, statt der casaubonischen Verheßerung τελλίαι τε, der corrupten Lesart näher τελλίνες τε vor; aber muß nicht, wie δελφίνες, so auch τελλίνες accentuirt werden? und hat aufser Epicharmus wohl ein Anderer die Form τελλίς gebraucht? Aus der eben erwähnten Stelle scheint das Gegentheil hervorzugehen.

S. 95. F. III, 49. In dem aristophanischen Fragmente Ἀκροκώλια, ἄρτοι, κάραβοι will Hr. *J.* den Hiat dadurch heben, dafs er mit ἄρτοι einen neuen Vers anfangen läßt. Er brauchte nur das α in ἀκροκώλια zu apostrophiren, wie es bey Neutris gewöhnlich ist: so kam ἀκροκώλια in dieselbe Stelle des Verses, wie in dem nächstvorhergehenden Bruchstücke. Diefs ist um so mehr vorzuziehen, da κάραβοι die erste Sylbe in Jamben lang zu haben pflegt. Zum Beweise mögen ein paar von Hn. *J.* selbst behandelte Bruchstücke dienen, als 1) des Alexia S. 63 E. II, 64, wo im folgenden Verse ὦ, ἀκροκώλια für ὦα, κροκώλια zu schreiben ist, 2) des Ephippus, nicht des Antiphanes, wie Hr. *Jacobs* meint, S. 354 b. VIII, 38 v. 5.

S. 99. A. III, 54. Hr. *Jacobs* bemerkt, dafs εἶγ, τρέψεν einen Kretikus statt Trochäus bilde, giebt aber kein Mittel der Verbesserung an. Wir haben darüber 1806. Octob. S. 146 gesprochen. S. 131. E. IV, 7 v. 59 bemerkt Hr. *Jacobs* ebenfalls das Mangelhafte in den Anapästten μῦες, ὄστρεα, ohne ein Mittel der Verbesserung anzugeben. *Schweighäuser's* Vermuthung μῦες τ' ὄστρεα befriedigt ihn nicht, weil alles Übrige ohne τε aufgeführt sey. Allein eben desswegen konnte τε leicht ausgelassen werden; der Fehler liegt vielmehr in der falschen Länge, da *Schweighäuser* μῦες für μύες schreibt; vergl. *Schweigh.* zu VII, 308, E. Man schreibe μύες, ὄστρεά τε oder μύες, ὄστρεα: so wird die kurze Endsylbe durch die Position des folgenden κτένες gehoben. Im 68 Verse vermuthet Hr. *Jacobs*, dafs nach λευκός ein Beywort des Weines, z. B. μαλακός, ausgefallen sey: vielleicht hiefs es λευκὸν γλεῦκος, da γλεῦκος eben so leicht wegen des vorhergehenden λευκόν, als wegen des folgenden γλυκός, ausfallen konnte. So steht λευκὸν γλεῦκος, S. 133. E. IV, 11 v. 10. Für δέξιν' ὑμᾶς, wofür Hr. *Jacobs* δέξιν' vermuthet, hat *Schweighäuser* schon Animadv. VIII, S. 419 das richtigere δέξόμεν' angeführt.

S. 140. E. IV, 17 schlägt Hr. *Jacobs* vor Φύλλα ὡς δειπνῶν καταλέσεις; ihm entging unsere Bemerkung 1806. Octob. S. 146, dafs dieses Bruchstück ein trochäischer Vers sey. S. 161. B. IV, 53 stellt er den Rhythmus des antiphanischen Bruchstückes dadurch her, dafs er σκορόδια für σκόροδα schreibt, so wie auch S. 170. B. IV, 69 σκόροδον mit σκόροδιον verwechselt ist. Hiernach könnte man vielleicht auch S. 372 A. IX, 13 lesen: Ἐν δὲ σκορόδια τε δύο καὶ γὰρ σὺλλιδας, wenn man nicht ἐν δὲ σκόροδα δύο, δύο καὶ γὰρ vorziehen will.

S. 224. F. VI, 5 verbessert Hr. *Jacobs* den Vers-

ausgang τὰς ὀφρὺς ἐπὶ ἰδῶ in τὰς γ' ὀφρὺς ἐπὶ ἰσίδῶ; so auch V. 6, wo Hr. *Schweigh.* wohl besser ἐπὶ ἰδῶ vermuthet. Warum will man aber nicht lieber ἐπὶ ἰδῶ oder ἐπὶ ἰδῶ schreiben, wie man im vorhergehenden Bruchstücke des Antiphanes ἐπὶ ἰδῶ findet? Wie aber, wenn ἄν aus ἐπὶ contrahirt lang wäre? so bedürfte es auch im folgenden Bruchstücke des Diphilus nicht der jacobischen Änderung des ἄν ἐρωτήσης in ἐπὶ ἰδῶ oder ἦν ἐπ. Wo nicht: so möchte hier sowohl, als in dem Bruchstücke des Alexia, V. 8 ἐπερωτήσης die richtige Lesart seyn. Auch in dem Bruchstücke des Amphipis V. 5 hat *Schweigh.* mit Unrecht ἐπὶ für ἄν ἐπερωτήσῃ τις aufgenommen, wie es auch V. 3 für ἄν τι ἐπερωτᾷ τις heißen muß.

Da Hr. *Jacobs* in seiner ersten Bemerkung zum neunten Buche des Athenäus wiederholt, was Hr. *Schweigh.* schon aus der Hall. A. L. Z. im 8 Bande der Animadv. S. 458 anführt, dafs das von *Schweigh.* als Ausgang eines trochäischen Verses betrachtete Bruchstück des Epicharmus S. 366 B. IX, 1 ein vollständiger jambischer Vers sey: so möchte hier eine Übersicht aller epicharmischen Fragmente bey Athenäus nicht am unrichtigen Platze stehen, zumal da das Verzeichniß derselben im *Indic. Auct.* bey *Schweigh.* nicht vollständig, und der größte Theil derselben corrupt ist. Die von *Schweigh.* im *Indic.* übersehenen Stellen bezeichnen wir mit †, und Stellen, worin Epicharmus bloß genannt, oder nur irgend ein Ausdruck desselben angeführt wird, übergehen wir ganz. Dafs Hr. *Jacobs* selbst die beiden Scenarii II, 63. S. 63. c. dem Epicharmus abspricht, ist oben schon erinnert worden; ein anderes II, 52. S. 58. d. gehört dem Antiphanes zu. Die Anapästten II, 50. S. 57. d. ausgenommen, sind alle aus unbekannten Dramen angeführten Bruchstücke trochäisch, wie das oben erwähnte II, 3. S. 36. c. d. und das vielbesprochene II, 32. S. 49. c., welches neben dem schon angeführten III, 10. S. 76. c. dem Drama Σφίγγι anzugehören scheint. Nur um eine Sylbe zu kurz ist II, 46. S. 56 a., um drey Sylben zu kurz, und daher einem jambischen Senar gleich, II, 53. S. 59. c. Um eine Sylbe kürzer am Ende ist II, 57. S. 60. f. nach *Schweigh.* Verbesserung; um vieles kürzer II, 68. S. 64. f. und II, 79. S. 68. f. Über II, 83. S. 70. f. und 71. a. haben wir 1806. Octob. S. 145 gesprochen, wo jedoch noch einiges zu ändern seyn möchte. Vollständig ist der Vers VII, 80. S. 308. c., VIII, 64. S. 362. d. und VIII, 65. S. 363. f. u. XI, 57. S. 479. b., welcher nach XIV, 59. S. 648. d. dem Drama Χείρων angehört. Einige andere Bruchstücke gehören zum Drama Ἡβας γάμος, dessen neue Überarbeitung den Titel Μῶσαι führte. III, 75. S. 110. b. Ob dahin auch das Bruchstück VII. 69. S. 304 e. zu zählen sey, wie *Schweigh.* vermuthet, könnte zweifelhaft scheinen, da nicht nur der zweyte Vers sich an keiner anderen Stelle wiederfindet, sondern auch der erste in der Schreibart κορακοειδές von den anderen Stellen abweicht, in welchen dieses Beywort κορακοειδές lautet. Allein da sich diese Bedenklichkeiten durch die Betrachtung heben lassen, dafs man auch andere Stellen in der

zweyten Überarbeitung sehr verändert findet: so wollen wir *Schweigh.* Vermuthung gelten lassen, und auch jenes Bruchstück mit den übrigen in Verbindung setzen. Eine solche Verbindung mehrerer zusammengehörender Bruchstücke ist höchst nöthig, um alle, so viel möglich, in ihrem wahren Zusammenhange darzustellen, und durch gegenseitige Vergleichung derselben die Widersprüche zu heben, welche sich noch in der *Ausg. Schweigh.* finden. Wir verbinden also zuerst VII, 69. S. 304. e. mit VII, 15. S. 282. a., wo das voranstehende Fragment des Numenius die Verbesserung des corrupten ψύχει in Φυκίδες darbietet (man vergl. VII, 110. S. 319. c. u. *Schweigh. Not.*), ferner mit VII, 30. S. 288. b. VII, 78. S. 307. c. VII, 81, S. 308. e. und † VII, 121. S. 322 f. und erhalten dadurch folgendes Fragment:

Ἦν μύες, ἀλφειοὶ τε, κοραῖνοι τε κοριοιδέες,
[τίονες δ', ἱππῖδια λεία, φυκίδες ἀπαλοκουρίδες.]
αἰολίαι, πλωτές τε, κυνόγλωσσοί τ' ἐνὴν δὲ σκιαθίδες.

VII, 30. S. 288 b. † VII, 72. S. 306 a. VII, 131. S. 326. e. VII, 139. S. 330. a. Ἦν δ' ὑαινίδες τε, βοῦγλωσσοί τε, καὶ κίθαρος ἐνῆς. VII, 131. S. 326. e. VII, 137. S. 328. c. χαλκίδες δ', ὕες τε, ἱερακὲς τε, γῶ πίων κύων. † VII, 110. S. 319. b. † VII, 122. S. 323. c. Κομαρίδας τε, καὶ κύνας, κέστρας τε, πέρκας τ' αἰόλας. Hingegen VII, 122, S. 323 a. χαλκίδας τε, καὶ κύνας, κέστρας τε, πέρκας τ' αἰόλας. † VII, 27. 286. f. VII, 75. S. 306. c. Ἐτι δὲ ποττούτοισι βῶκες, σμαρίδες, ἀφύαι, κάμμοροι. Man erlaube hier das einzige Fragment aus dem Drama *Σειρήνες* einzuschalten, VII, 6. S. 277. f., weil wir daraus eine Verbesserung zu einem anderen corrupten Bruchstücke hernehmen. Es lautet nach unserer Vermuthung also:

A. Πρωὶ μὲν γ' ἀτενὲς ἀπ' αὐῶς ἀφύας ἀποπυρίζομεσ τρογγύλας, καὶ δελφάκινα γ' ὀπτά κρέα καὶ πωλύπους· καὶ γλυκύν γ' ἐπ' ὧν ἐπίομεσ οἶνον. B. Οἶμοι, μοί! τάλας! ὅκκα περὶ σᾶμά με καλοῦσαι, τίς κ' ἀλέγει; Φεῦ τῶν κακῶν! A. Καὶ παρὰ τρίγλας τε καὶ τε μάχεα κάρμια δύο διατεταγμέναί μεσαι, ψᾶσαι τε τοσσαῦται παρῆν, σκορπίοι τε. — Für ἀφύας ἀποπυρίζομεσ in umgekehrter Ordnung ἀπ. ἀφ. zu schreiben, ist unnöthig, da der Acc. pl. der ersten Decl. auch kurz seyn kann, wie in dem oben angeführten Bruchstück II, 68. S. 64. f. Τὰς τ' ἐλαίοφιλοφάγους κιχῆλας. Παχῆαι hingegen vor Κάρμια kann auf keine Weise geduldet werden, weshalb wir für παχῆα lieber τεμάχεα schreiben, und im Übrigen die handschriftlichen Lesarten, so viel nur möglich, unverändert lassen. Die Erklärung des περὶ σᾶμα haben wir gern von *Sam. Petitius* angenommen, aber die Abänderung des τάλας in τάλις scheint uns zu gesucht. Οἶμοι τάλας steht unter anderen auch XIV, 60. S. 649. c. Das ὅκκα des *Casaubonus*

vor παρὰ τρίγ. scheint uns der handschriftlichen Lesart zu sehr entgegen; das ὅκκα vor περὶ σᾶμα haben wir aber durch Verletzung aus dem ἀκα vor τίς κα hergenommen, ohne sonst etwas Bedeutendes abzuändern. Aus dem Worte κάρμια nehmen wir die Verbesserung des Bruchstückes VII, 26. S. 286. b. her, wo das Metrum allen von *Schweighäuser* angeführten Conjecturen widerstrebt, die *villebrune'sche* angenommen, wenn man schreibt: ἦν δὲ χάρμαι καὶ βάτοι. Wir lesen also:

Ἦν δὲ νάρκαι καὶ βατίδες ἦν δὲ ζύγαιναί, πρίστιες,
κάρμια γὰρ καὶ βάτοι, εἶναι τε τραχυδέεροντες.

Hiemit verbindet Eustath. zu II. ρ. S. 1148 eins der Bruchstücke II, 69. S. 65. b., welche Athenäus IX, 58. S. 398. d. vollständiger wiederholt. Sie lauten nach unserer Vermuthung also:

— — — — — Λαμβάνοντι γὰρ
δρυγας, στρουθούς τε, κορυδαλλούς τε φιλοκονίμονας,
τίτραγας, σπαρατολόγους τε, κήγλαας συναλλίδας.

Ἦν δ' ἐρωδιοὶ τε πολλοὶ μακροκαμπυλαύχυνες,
τίτραγες τε σπαρατολόγοι, κήγλααι συναλλίδας.

VII, 93. S. 313. d. VII, 117. S. 321. c. VII, 128. S. 325. f.

Ἦν δὲ σεργῖνοι τε, μελάνουροι τε, καὶ ταὶ φίνταται
ταινίαι, λεπταὶ μὲν, ἀδείαι δὲ, κωλίγου πυρός.

VII, 117. S. 321. b. und VII, 107. S. 318. c. VII, 124. S. 323. f.

Αἱ δὲ λῆς, σεργῖνοι τε, χαλκίδες τε, καὶ τοὶ πόντιοι
Πώλυκοι τε σηκίαι τε, καὶ ποταναὶ τευθίδες,
χὰ δυσώδης βολβίτις, γέρεαι τ' ἐριζακώδεις.

VII, 118. S. 321. d. VII, 133. S. 327. c.

Ἄδονες, Φάγροι τε, λαβρακὲς τε, καὶ ταὶ τίονες
σματοφάγοι σάλπαι βδελυχεαί, ἀδείαι δ' ἐν τῇ Σέρει.

† VII, 115. S. 320. f. VII, 43. S. 295. b. Σκορπίοι τε ποικίλοι, σαῦροι τε, γλαυκοὶ πῖονες. Aus den *Musen* wird der letzte Halbvers etwas verschieden angeführt γλαυκοὶ τε, σαῦροι πῖονες· vergleicht man aber mit dem Anfange dieses Verses das Ende des obenangeführten Bruchstückes der *Sirenen*: so möchte man glauben, daß die *Musen* und *Sirenen* nur verschiedene Namen Eines Drama's wären. Allein die Vergleichung von VII, 115. S. 321. d., wodurch zugleich unsere Vermuthung, daß man ψᾶσαι für φᾶσαι schreiben müsse, bestätigt wird, lehrt, daß das von *Schweigh.* übersehene Bruchstück VII, 84. S. 309. e. κήγλαοὶ κόκκυγες· οὗς παροσχίζομεσ πάντας, ὀπτάντες δὲ χἀδύναντες αὐτοὺς χναυομεσ, die Fortsetzung des angeführten Bruchstückes aus den *Sirenen* sey.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Halle, b. Kümmler: *Journal für Prediger.* 55ter Band.
I — 4 Stück. 1809. 604 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Auch unter

dem Titel: *Neues Journal für Prediger.* 35ter Band I — 4 Stück.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 J U L I U S , 1 8 1 0 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

JENA, b. Frommann: *Additamenta Animadversivum in Athenasi Deipnosophistas.* — Auctore *Friderico Jacobs* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VII, 94. S. 313. e. VII, 116. S. 321 a.

Καὶ χαλιδόνες γε, μύρμαι, τοὶ γε κοιλῶν μέζονες
ἐνὶ καὶ σκόμβων, ἀτὰρ τῶν θυνίδων γε μύρονες.

† VII, 16. S. 282. b. † VII, 135. S. 328. a.

Καὶ σιφίας χρομίας θ', ὅς ἐν τῇ ἡρὶ καττὸν Ἀνάσιον
ἐχθρὸν πάντων ἀριστος, ἀνθίας δὲ χεῖματι.

VII, 28. S. 287. b. VII, 71. S. 305. c. Βαμβραδένες,
κίχλαι τε, καὶ λαγοί, δράκοντες τ' ἄλκιμοι. VII,
68. S. 304. c. VII, 111. S. 319. d. VII, 135. S. 328.
b. Κωξόρυχοι ραφίδες, ἱππουροὶ τε, καὶ χρυσό-
φρονες. VII, 83. S. 309. d. Τρυγόνες τ' ὀπισθόκεν-
τροί, καὶ χαλαυροὶ κωβιοί. III, 41. S. 91. c.

Κερνίνοι θ' ἵκοντ', ἐχίνοι θ', οἱ καθ' ἑλμυράν ἄλα
νῦν μὲν οὐκ ἴσαντι, παρὰ δ' ἐμπορεύονται μόνοι.

VII, 90. S. 312. c. Οὔτε γόγγρων τις παχῆων, οὔτε
μυραίναν ἀπῆς. VII, 125. S. 324. e. † VII, 29. S.
288. a. Ἄγε δὴ τρίγλας τε κυφὰς κάχαρίστους βαϊό-
νες. VII, 99. S. 315. f. VII, 134. S. 327. f. Μεγαλο-
χάσμονας τε χάννας κήκτραπελογάστρους ὄνους.
† VII, 119. S. 322. b. ohne Angabe des Dramas.
Συναγρίδας, μαζούς τε, συνόδοντάς τ' ἐρυθροποικί-
λους. VII, 17. S. 282. d.

A. Τὸν τε πολυτίματον ἔλατ'. B. Αὐτὸς δὲ χαλκοῦ ὄνους.

A. Ἐνα μόνον, καὶ τήνον ὁ Ζεὺς ἔλαβε κηκλήσαστο
κατθίμεν γ' αὐτῇ τὴ οἶ, καὶ τῇ δέμαρτι θάτεραι.

VII, 114. S. 320. c. VII, 113. S. 319. f.

Αὐτὸς ὁ Ποσειδὼν ἄγων γαυλοῖσιν ἐν Φοινικαῖς
ἦν καλλίστους, ἀλειυτῶν ἀγανὰς ἀγαμῶν, σπάρους,
καὶ σπέρους, τῶν οὐδὲ τὸ σπῆρ θαιμὸν ἐμβαλεῖν θείοις.

III, 30. S. 85. c. d. e.

— — — — Ἄγε δὲ παντοδατὰ κογχύλια
λεπιδὰς ἀσπέτους, ἀβύσσους κηβέλους, καὶ τήθουα,
χελυβαλένους πορφύρας, ὀρεῖα συμμικμυκῶτα,
τὰ διελεῖν μὲν ἐστὶ χαλεπὰ, κατὰΦαγεῖν δ' εὐμαρῆα
μῖας, ἀναρίτας τε, καρύκας τε, καὶ σικυφύδρια,
τὰ γλυκῆα μὲν ἐντ' ἐπίσθιν, ἐμπαγῆμαι δ' ὀξία
τοῖς τε μακρογυγύλους σπληνός. Ἄ μίλλανά τε
κόγχης, ἀπὸρ κογχητῆρα πᾶσιν ἐστ' ἰσωνία
δαίτηται δὲ τὰ κόγχηοι τε, τὰ ἀμαθιγίδες τε καὶ

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band,

ἀδουμοὶ τε κήγονοι, τὰς τοὶ μὲν ἀνδροφουτῖδας
πάντες ἀνθρώποι καλῶσι, ἄμμες δὲ λευκὰς τοὶ θεοί.

Über das folgende Bruchstück, so wie über VII, 31.
S. 86. a. haben wir oben schon gesprochen: so bleibt
aus diesem Drama noch das einzige Bruchstück übrig,
III, 64. S. 105. b., welches Schweigh. schon ganz rich-
tig hergestellt hat. Am nächsten verwandt war die-
sem Drama nach *Aelian. de nat. anim.* XIII, 4 Γᾶ
καὶ θάλασσα, woraus gleich das folgende Bruchstück
κἀστακοὶ γαμφύωνυχοι genommen ist; ferner III, 67.
S. 106. e. κουρίδες Φοινικαίαι; VII, 92. S. 313. a. ὄκη
ὄρη βῆκας τε πολλοὺς καὶ σμαρίδας; IX, 9. S. 370.
b. ναὶ μὰ τὴν κράμβαν; XIV, 58. S. 648. c. πόλτον
ἔψαν ὄφριον. So wie alles dieses Bruchstücke tro-
chäischer Verse sind: so auch aus dem Drama Διό-
κυσοι, IV, 47. S. 158. c. χύτρα δὲ Φανίας ἤψεται;
aus dem Drama Βάγχαι, III, 68. S. 106. f. καὶ τὸν
ἄρτον ἐπικαλύψας ἐπιπλῶ; aus dem Drama Κω-
μασταί, IX, 41. S. 389. a. Σηπίας τ' ἄγον νεοῦ-
σας, πέρδικας τε πετομένους; aus dem Drama Κύ-
κλωψ, XI, 99. S. 498. e. Φέρ' ἐγγέας ἐς τὸ
σκύφος, und IX, 1. S. 366. b. χορδαὶ τε ἀδύ,
ναὶ μὰ Δία, χῶ κωλεός. So auch aus dem Drama
Μεγαρίς I. I.

— — Ὅρ' αὖ τυρίδιον, κωλεοί,

σφονδύλα, τῶν βρωμάτων δὲ οὐδὲ ἐν. — — —

und VII, 26. S. 286. c.

Τὰς πλευρὰς οἶον περ βατίς

τὴν ὀπισθίαν ἔχουσιν γ' ἀνενὶς οἶον περ βάτος;

τὴν δὲ καφαλὴν ὀστίων, οἶον περ ἑλαφος, οὐ βατίς

τὴν δὲ λατάραν σπορτίος παῖς οἶον ἐπιθαλάττιος.

Ὅδυσσεὺς αὐτόμολος, IX, 17. S. 374. e. Siehe
Schweigh. u. III, 92. S. 121. b. S. 1806. Octob. S. 146.

Über III, 31. S. 85. e. 86. a. u. IX, 13. S. 372. a.
haben wir oben gesprochen. Ob das letztgenannte
Bruchstück jambisch oder trochäisch sey, läßt sich
wegen der zweifelhaften Lesart nicht bestimmen;
doch ist das zweyte Bruchstück aus demselben Dra-
ma XIV, 24. S. 628. b. ein jambischer Senarius.
Dafs auch das Bruchstück aus dem Drama Θεαροί,
III, 68. S. 106. f. ὀσφύος τε πέρι κάπιπλῶου als das
Ende eines jambischen Senarius zu betrachten sey,
rath ein anderes Bruchstück IX 75. S. 408 d. VIII,
63. S. 362. b., welches wir nunmehr also lesen:

Κιθάραι, τριτάδες, ὄρεματα, τράπεζαι χάλκεαι,
χειρόνισα, λειβόδια, λίβητες χάλκεοι,
κρητῆρες, ὀδοί: τοῖς γὰρ μὲν ὑπὸ ὀδοῖς I. ὑπ' ὀδ.

καλὸν τε βαλλίζοντας, ὅσων χεῖμα δὴ.

Si quis sub hisce verbis lignoque ballizaret, quam mirum!

Anspielung auf die ὀβελιαχολύχνια und ξυλολυχνοῦχοι, XV, 61. S. 701. e. Auch das Bruchstück aus dem Drama Λόγος καὶ λογ. III, 67. S. 106. e. ἀφύας τε, κωρίδας τε καμπύλας scheint jambisch zu seyn, wenn man damit das Wortspiel VIII, 20. S. 338. d. vergleicht. Hält man dieses Wortspiel mit IV, 16. S. 139. b. zusammen: so erscheint auch dieses Bruchstück als jambisch: ●

— — — — — Ἐκάλεσε γὰρ τὸ τις

ἔπ' αἰκλὸν ἰκόν' τὸ δὲ ἰκόν' ὤχεο τρέχων.

Aus jambischen Senarien bestehen auch die Bruchstücke desselben Drama's, VI, 28. S. 235. f. — 236. b. Das erste derselben, worin der Parasit unter dem Namen ἀείσιτος vorkommt, ist also zu lesen:

Ἄλλ' ἄλλος δὲ ἴστηχ' ὡς τοῦδε κατὰ πόδας

τὸν ῥαδίως λαψῇ τυ, καίτοι νῦν γὰρ θῆν

εὐνοῖον, ἀείσιτον. Ἄλλ' ἔμπας δὲ

ἄμυστον ὅσπερ κύλικα πίνει τὸν βίβον.

At alius iste stat hic illius (parasiti) ad peder,

quem facile excipies, licet nunc quidem

vinum multum hauriat, tanquam parasitum. Hic contra

(parasitus) uno haustu velut calicem ebibit delictum.

Ῥαδίως steht hier, wie ῥηϊδίως, VII, 81. S. 308. c. und λαψῇ wie λήψῃ, VII, 135. S. 328. a. Bey dem anderen Bruchstücke haben wir nur zu erinnern, dafs im fünften Verse das Metrum entweder καὶ αἶκα τις ἀντίον oder καὶ κα τις ἐναντίον zu lesen verlangt, wenn man nicht vielmehr mit Schweigh. annehmen will, dafs das α der dorischen Partikel κά lang sey. In diesem Falle möchte aber im letzten Verse die ioupsische Verbesserung ἀς κά μ' ἀκράτος vor der schweigh. hauerischen ἀς κά μοι ἀκρ. oder der jacobischen ἀς κ' ἀμμ' ἀκρ. den Vorzug verdienen, wenn man nicht der handschriftlichen Lesart καμὼν näher lesen will: ἀς κα κάμω κάκρατος ἀμφὲπ' ὀρένας. Aus 6füßigen Jamben besteht auch das Bruchstück X, 1. S. 411. b., aus abgekürzten viertactigen Anapästien hingegen das einzige Bruchstück IV, 81. S. 183. c.

Kehren wir nun zu den *Aniṁadv.* des Hn. *Jacobs* zurück! IX, 9. S. 370. b. stößt sich derselbe ohne Grund an den reinjambischen Vers des Hipponax. S. 1807. Octob. S. 124 ff. Eben so wenig brauchte er IX, 73. S. 407. f. S. 1807. Octob. S. 133 ff. σωρὸν κυάμων τε für σωρὸν τε κυάμων zu schreiben. Im Bruchstücke des Diokles X, 28. S. 426. d. hält er die *cafaubonische* Verbesserung δαί με. B. τὰ τέτταρα καὶ δύο für die einzig richtige. Allein der Artikel scheint in dieser Formel nicht zulässig, und wird auch von Eustathius zu Od. IX, S. 348. l. 50 weggelassen. Was Schweigh. als 6füßige Jamben abtheilt, kann auch ein *Trochaicus tetrameter catalectus* seyn.

A. Πᾶς δὲ καὶ κυραμένον πίνειν τὸν αἶνον διὰ μετὰ;

B. Τέτταρα καὶ δύο.

Ein solcher Vers ist auch der oben angeführte IV, 17. S. 140 e.; ferner VII, 73. S. 306. a., vergl. VII, 25. S. 286. a. Wie nothwendig es sey, das Metrum ei-

nes Bruchstückes durch Vergleichung anderer zu bestimmen, lehrt XI, 73. S. 487. a., wo der heroische Hexameter als das Ende eines *Anapaesticus tetrameter catalectus* erscheint, wenn man XII, 28. S. 524 f. dagegen hält: Τί γάρ; ἢ τρυφερά καὶ καλλιτράπεζος ἰανία. εἴφ', ὅτι πρᾶσσει.

Das Fragment eines Skolions von Pindar, X, 30. S. 427. d., verbessert Hr. *Jacobs* also:

χέρτας τέλει ἀφροδισίων ἐρώτων,

ὀφρῦσι χλιαρῶς μειδιῶν,

Ἀγάθωνι καλῷ κοττοβόν.

Die kühnen Veränderungen des Textes beweist er mit Stellen aus Pindar; allein der Hiatus in τέλει ἀφροδισίων ist durch nichts gerechtfertigt. Über den Rhythmus der beiden ersten Verse haben wir 1806. Octob. S. 142 weitläufig gesprochen. Im Bruchstücke des Melanippides X, 34. S. 429. c. geben wir schon ein des anapästischen Rhythmus willen der Verbesserung νοῦν ἐπλανῶντο vor der anderen ὁμμ' ἐπλ. den Vorzug. Gleichwohl scheint es uns besser, dem anapästischen Rhythmus einen ithyphallischen Ausgang zu geben; daher wir, wenn man nicht die handschriftl. Lesart οὖν ἀπωλλύοντο. (S. 1806. Octob. S. 148) beybehalten will, lieber νοῦν ἀπεπλανῶντο lesen, auch um der von Hn. *Jacobs* angeführten Beispiele willen. Das Bruchstück des Menander, worüber wir 1806. Octob. S. 149 gesprochen haben, X, 65. S. 446. d., ändert Hr. *Jacobs* also ab:

ἦδη πάποτ' ἔπεις, Σωσίλα,

πτισάνη σύ; νυνὶ τίθ'· μαινῇ γὰρ κακῶς.

Er ist aber die Rechtfertigung oder Verbesserung der Worte βάλλ' ἐς κόρον schuldig geblieben.

Im Bruchstücke des Ameipias XI, 25. S. 783. e. schreibt Hr. *Jacobs* οὐ δ' ἄδε πρὸς, wie wir es 1806. Octob. S. 152 vorschlugen. Die Worte οὐ χρὴ π. ἔ. schafft er aber in einen Asklepiadeus und Glykoneus um:

Οὐ χρὴ πολλὰ ἔχειν θνητὸν ἰόντα γε,

ἀλλ' ἔρᾶν τε καὶ ἰοθίεν.

Welcher Dichter würde sich den Hiatus πολλὰ ἔχειν erlauben? und welchen Sinn soll das γε nach θνητὸν ἰόντα erhalten? Welches sind ferner die Skolien, die, wie Hr. *Jacobs* behauptet, jenen Rhythmus haben? Da viele Skolien in 16sylligen Choriamben gedichtet sind: so hatte folgende Anordnung des Skolions mehr Wahrscheinlichkeit für sich gehabt: Οὐ χρὴ πολλὰ γ' ἔχειν θνητὸν ἰόντ'· ἀλλὰ κατεσθίεν.

XI, 57. S. 479 d. S. 1806. Octob. S. 152. Hr. *Jacobs* wirft die Sylben εναις nach κυραμενομ heraus, und schreibt weiterhin ὡς ἐνέχσον für ἐγχεον. Den letzten Vers liest er nunmehr also: ὅτ' ἔρωτι βιαζόμεναι μέλανος Βαυχείου θυμὸν ἀκράτου. Statt dieser kühnen Änderung wäre do h wohl leichter zu helfen gewesen: μέλανος τ' οἶνου καὶ ἀκράτου. XI, 61. S. 481. a. und X, 35. S. 430. d. S. 1806. Octob. S. 137. Hr. *Jacobs* liest: Πίνωμεν· τί λύχον ἀμμένομεν, und giebt so einen Trochäus für einen Jambus. XI, 64.

S. 482. d., wo wir 1806. Octob. S. 152 durch eine leichte Versetzung zu helfen glaubten, liest Hr. Jacobs: αὐτῷ οὐ δ' ἐγκρίναι τὸ κ. φ.

XIII, 72. S. 599. c. S. 1807. May. S. 323. Für εἴτε schlägt Hr. Jacobs aus XIII, 75. S. 600. f. δ' αὐτε vor; eher möchte man noch δ' εἴτε lesen. Für das corrupte νῆνι ποικίλος λαμβάνω will er νῆπι ὁ ποικίλος βαμβαλῶν geschrieben wissen; allein dachte er dabey wohl an den Rhythmus, in welchem auf drei Glykoneen ein Pherekrates folgt? und kann seine Verbesserung hier einen vernünftigen und sprachrichtigen Sinn geben? Eher möchte man noch νυνὶ ποικιλομήχανος vermuthen. XIV, 3. S. 614. c. S. 1807. Octob. S. 152 Hr. Jacobs schreibt: καίτοι πολλοὶ γε πόνου μέτα. Hat er nicht bedacht, daß alsdann der Halbvers eine Sylbe zu viel, oder zu wenig hat? Der handschriftl. Lesart näher wäre καίτοι πολλὴ γ' εἰ τι πονοῦμεν. XIV, 7. S. 617. a. Für ἃ γὰρ schreibt Hr. Jacobs ἃ γε, welches allein sprachrichtig seyn soll; könnte aber Telestes nicht ἃ γ' ἄρ geschrieben haben? S. 1806. Octob. S. 153. — XIV, 19. S. 624. f. S. 1806. Octob. S. 154. Vermitteltst einiger Veränderungen bringt Hr. Jacobs aus dem Bruchstücke des Dichyrämbendichters Pratinas jambische Senarien heraus; einen viertactigen Jamben findet man freylich XI, 5. S. 461. e.

τὸν αὐλακισμένον ἀρῶν, [ἀλλὰ σκύφον μαστεύων,]
κυλικηγόρησαν ἐρχομαι,

wo die Worte ἀλλά σκ. ματ., so wie das vorhergehende οὐ, von Athenäus eingeschoben sind, und ἀρῶν von ἀρώω, nicht von αἶρω, abzuleiten ist.

XIV, 39. S. 636 d. Den Gesang der Diana schreibt Hr. Jacobs: Ἀρτεμι, οἰμᾶ τοι Φρὴν ἐφίμερον ὕμνον ἱέναι, ἐτέρωθεν δὲ τις ψάλλοι χρυσοφάνια κρέμβαλα γαλικοπάρσα χειρὶν. S. 1806. Oct. S. 155. In welchem Rhythmus mag dieser Gesang gesungen seyn? Wie dithyrambisch ist sein Gang, und wie inalterlich der Zusammenstoß von τις ψάλλοι! ψάλλειν κρέμβαλα ist ein treffliches Gegenstück zu ὑπαυλεῖ κέσαρα, IV, 81. S. 183. c.

XIV, 50. S. 642. e. S. 1806. Oct. S. 155. Indem Hr. Jacobs εἰτ' ἱτρία θ' ἦκε, τραγήματα, πυραυούς, ἀμης schreibt, giebt er uns einen jambischen Vers mit vier Anapästien hinter einander; ja einen ganz anapästischen Vers giebt er uns statt eines jambischen, wenn er kurz vorher unbedenklich zu schreiben rath: χόνδρος μετὰ ταῦτ' εἰσῆλθε, μύρον τ' Αἰγύπτιον. II, 50. S. 58 a, lehret hinlänglich, daß εἰτ' heraus, oder an das Ende des vorhergehenden Verses muß: das, in ἱτρία wird darum doch nicht kurz, weil τρία τρα einen Tribrachys bilden. Das folgende Bruchstück aber, welches Hr. Jacobs unberührt läßt, enthält Anapästien:

Καὶ μετὰ δέκτον κῆπος, κῆμος,
χόνδρος, τὸρὸς, μέλι, σπασμίδες,
βραγχὸς βρυγμός, χνοῦς, πυραμίδες,
μῆλον, κάριον, γάλα, κανναβίδες,
κόγχαι, χυός, Διὸς ἐγκοφάδος.

Χνοῖς bezeichnet Knapperwerk, welches man als Deckert ist, von χναύω, welches im vorhergehenden

Bruchstücke vorkommt. Etwas Ähnliches ist βρυγμός; für βραγχὸς βρυγμός, könnte man auch ein Compositum βαρακοβρυγμός vermuthen. Βάρακיס findet man bey Epilykus IV, 17. S. 140, a in abgekürzten anapästischen Tetrametern:

Ὅτ' οὐδ' ἂν κοτὶδ' οἰσῶμαι ἐς Ἀμυκλαίων, τὸ παραγγέλλοντι
τοὶ βάρακεις πολλοὶ κἄρτοι καὶ σιδωμός τις μάλα εὐδύς.

XV, 24. S. 679 d. S. 1806. Oct. S. 139 f. Im Bruchstücke des Eubulus liest Hr. Jacobs den vierten Vers: τίς γὰρ ἂν αὐτὸν ἔχουσ' ἀφίλητος. Welche unnöthige Abweichung von der handschriftlichen Lesart, wo es bloß einer simplen Änderung bedarf!

Dieses mag genug seyn der Anmerkungen über vorliegendes Werk: zum Schluß erlaube man uns noch einige Verbesserungen der Bruchstücke des Komikers Phrynichus. Über die viertactigen Jamben II, 21. S. 44 d, haben wir nichts weiter zu erinnern, als daß Horazens zehnte Epode V, 21 ein Gegenstück zum mageren Musiker Lampros darbietet. So wie dieses Bruchstück aus viertactigen Jamben besteht, welche um eine Sylbe abgekürzt sind: so II, 39. S. 52, c aus viertactigen abgekürzten Trochäen; daher wir XI, 48. S. 474 b. (S. 1806. Octob. S. 152.) denselben Rhythmus vermutheten. IV, 59. S. 163, b, c, wechseln aber anapästische und jambische Verse auf folgende Weise ab:

Ἔστιν δ' αὐτοῦς γε φυλάττεσθαι τῶν νῦν χαλεπώτατον ἔργον.
ἔχουσι γὰρ τι κέντρον ἐν τοῖς δακτύλοις.

εἴθ' ἡδυλογοῦσιν ἅπασιν, αἰεὶ κατὰ τὴν ἀγορὰν περιόντες.
ἐπὶ τοῖσι βέθροισι θῆαν ὦσιν, ἐπὶ τούτοις, οἷς ἡδυλογοῦσι,
μεγάλαις ἀμυχῇς καταμύζαντες, καὶ συγκυρῶντες ἀπαντες,
γελῶσι, μισάνθρωπον ἀνδρὸς ἔβης.

Die letzten Worte standen an einer unrecchten Stelle; darum wulste man die handschriftlichen Lesarten keinem Metrum anzupaffen. Wenn das Bruchstück VI, 14. S. 228. a, keine Veränderungen erfahren hat, ἡδὺ δ' ἀποτηγανίζεν ἀνὴρ συμβολῶν: so besteht es aus lauter Kretikern. VII, 28. S. 287 b und XIV, 69. S. 634. b ist ein jambischer Vers; darum möchte auch wohl IX, 41. S. 389 a, also abzuthellen seyn:

— — — Τὸν Κλειόμβροτον το τοῦ
Πέρδης υἱόν. — — — — —

F — G.

SCHÖNE KÜNSTE.

GIESSEN, b. Tafsché u. Müller: *Kleine lyrische Anthologie vorzüglich für Declinationsübungen der oberen Classen in Gymnasien* von Dr. F. G. Welcher, zweytem Lehrer am großherzoglichen heftischen Pädagogium zu Gießen. II Bandchen. 1809. 158 S. 8. (14 Gr.)

Hr. W. hat diesem zweyten Bändchen seiner Anthologie dieselben Vorzüge gegeben, die uns am ersten erfreueten (f. J. A. L. Z. 1809. Num. 276); ja er ist im Ganzen mit noch strengerer und sinnvollerer Auswahl verfahren, so daß wir nur den einzigen *Alpenwanderer* von Matthisson seiner Umgebungen nicht ganz würdig finden. Die übrigen Gedichte sind

genommen aus denen von Bürger, Dach, Flemming, Goethe, Herder, Klopstock, Opitz, Rist, Schiller, Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck und Voss. Ferner mehrere Volkslieder aus der herderschen Sammlung. Endlich Übersetzungen aus *Äschylos*, *Sophokles*, *Pindaros*, *Simonides*, der *Sappho* und *Erinna*, dem *Theokritos* und der griechischen Anthologie; dem *Horatius*; dem *Dante*, *Petrarka* und *Ariosto*; endlich aus dem *Balde*: grösstentheils die trefflichen von *Voss* dem Vater und dem Sohn, von *Herder* und von *Wilhelm Schlegel*; nicht so ganz gefielen einige, die wir hier zum ersten Mal lasen, aus *Pindaros*, *Sappho*, *Erinna*, *Simonides*. Angehängt ist zu bequemer Übersicht ein Verzeichniß der benutzten Dichter über beide Bände, mit einigen interessanten und einsichtsvollen Bemerkungen; so wie z. B. schwerlich einem jeden unserer Leser bekannt ist, daß der Stoff zu *Goethes* unschätzbarem *Zauberlehrling* schon älter als tausend Jahr, und im *Lukianos Lügenfreund* 35 fg. T. 3. S. 61, 59. *Hemsterh.* zu finden ist. Ob hier übrigens Übersetzungen ganz an ihrem Ort sind, lassen wir dahingestellt. Wenigstens für declamatorische Zwecke eignen sie sich nicht, und von den Jünglingen der obersten Classen in Gymnasien, denen der Titel das Buch vorzüglich bestimmt, sollte man doch voraussetzen, daß ihnen die grössten Dichter von Griechenland und Rom aus den Urquellen befreundeter sind, als sie es zumal durch solche Bruchstücke von Verdeutschungen werden können, wie hier gegeben sind. So widerstrebt es auch unserer Ansicht vom unzerreißbaren, dramatischen Zusammenhang, vereinzelte Mittheilungen aus Trauerpielen vom *Äschylos* und *Sophokles*, von *Shakespeare* und *Schiller* ausgestellt zu sehen; und sollte man besonders dem jungen Geschlecht auch den fernsten Schein der Möglichkeit einer solchen Zerstückelung entziehen. Wenn wir nachsichtiger seyn möchten bey den grossen epischen Massen des *Dante* und *Ariosto*: so wundert es uns, daß der verständige Vf. das erste und herrlichste Werk der Nation, das göttliche *Nibelungenlied*, nicht in seinen Kreis gezogen hat. Sonst wagen wir es nicht, ihn auch nur Einer Unterlassungsfünde zu zeihen, während Hr. *Vetterlein* in einer ähnlichen Sammlung deren mehr begeht, als der ihm nachzählen mag, dem seine Zeit nur einigen Werth hat. Hr. *W.* kennt gewiss mehr Dichter, als er benutzt hat, während der Anthologen Pöbel eben darum zahllose benutzt, weil er nicht Einen kennt. So freuen wir uns, während wir gar manchen vergessenen alten nach Gebühr geschätzt, und gar manchen von der Gemeinheit erhöhten neuen geehrt sehen, daß eine gewisse goldene Periode unserer Literatur ganz unberücksichtigt gelassen ist, und wir sind überzeugt, daß, wenn einmal Anthologien seyn sollen, sie mit dem Sinne und Geist der vor uns liegenden gemacht werden müssen. — Wir sind es dem Vf. schuldig, noch beyzufügen, daß im zweyten Bande auch die kleinen Nachlässigkeiten vermieden sind, die wir am ersten getadelt haben.

RZW.

LEIPZIG, b. Götschen: *Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken*. Erstes Bändchen. 1808. 195 S. Zweytes Bändchen. 1809. 156 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht unwillkommen müssen Sammlungen, wie diese, für Privattheater seyn, die nicht alle Stücke wegen Beschränkung des Raums, der Garderobe und des Personals aufführbar finden können, und hier deshalb aufser Sorgen gesetzt sind. Die Auswahl besteht in kleineren Stücken von wenigen Personen, die Scene in einem blossen Zimmer oder in einem Garten, ohne Verwandlungen, und die erforderliche Kleidung in einfachen, modernen Anzügen. Nur mit der inneren Beschaffenheit der Stücke möchte man weniger zufrieden seyn, weil zu viel gleichgültige Rollen darin vorkommen, und die Auftritte und Verhältnisse zu wenig Leben und Bestimmtheit haben. Gleich das erste Stück: *Eitle Blüthe des Verliebten* muß mit grosser Aufmerksamkeit und Genauigkeit dargestellt werden, wenn es mehr als einmal unterhalten soll. Es geht darin gar zu ruhig her, und es ist, als ob man einem gewöhnlichen Auftritte im Leben, einem häuslichen Scherze, beywohnte. Mehr Werth hat das folgende: *Herr Temperlein* oder *Wie die Zeit vergeht!* Es ist ein Charakterstück, und stellt einen Menschen dar, der bey grosser Willigkeit und gutmüthiger Laune sich mit tausend Kleinigkeiten befaßt, und darüber immer die Hauptsache vergißt. Die Ausführung dieses Hauptcharakters erfordert aber schon einen vorzüglichen Schauspieler, und möchte für Privattheater wohl zu schwer fallen. Dagegen geben die anderen Rollen wieder zu wenig zu thun, so wie es überhaupt ein Fehler oder Mangel des Stücks ist, daß das Leben und Weben des *Temperlein* kein komisches Gegenspiel findet. Aufser dem frischweg handelnden Rund, der ein passendes Gegenbild giebt, machen die anderen Personen eine gar zu ernste Miene zum Spiel, und die Heiterkeit des Stücks wird durch den zu befürchtenden Verlust des Vermögens und das Unglück der ganzen Familie gar zu schwer niedergezogen. Wie weit lustiger würde sich *Temperlein* bey einer Verheirathung ausnehmen, statt daß wir ihn hier von den Seinen mit betrübter Miene, fast wie einen kranken, behandelt sehen! — Das letzte Stück des ersten Theils: *Cephise* oder *der Sieg des Herzens*, ist leer und langweilig, und hat von einem Lustspiele fast keine Spur. — Mit dem Inhalte des zweyten Theils steht es noch schlimmer. — Das Stück: *Die beiden Lustspieldichter* — hat zwar poetischen Werth, aber durch einen gedrängteren, lebhafteren Gang würde es erst volle Genüge gewähren. — *Hafs der Frauen* — ist reudelig und umständlich in der Vorbereitung, und in der Hauptsache, in der Bekehrung des Weiberfeindes, charakterlos-schnell. — *Die spanische Wand* ist vollends unbedeutend. — Nur immer zu mit solchen Kleinigkeiten, damit sich der deutsche Geschmack desto eher an solchen französischen Spielereyen erfättige!

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J U L I U S , 1 8 1 0 .

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Marcus Accius Plautus.*
Lateinisch und deutsch von Dr. J. T. L. Danz.
I Th. 1806. 604 S. II Th. 1807. 788 S. III Th.
1809. 744 S. gr. 8. (7 Thlr.)

Es erweckt für das wieder erwachte Studium des Plautus eine günstige Meinung, daß fast zu gleicher Zeit mehr als eine Übersetzung des alten Dichters geliefert worden ist. In demselben Jahre, in welchem Hr. Danz den zweyten Theil seiner Übersetzung herausgab (1807), erschien in Wien der vollständige Plautus durch Kuffner übersetzt, so wie ein Jahr später vier Lustspiele in Berlin von Köpke als erster Band einer neuen Übersetzung herausgegeben wurden. Die Forderungen an einen Übersetzer des Dichters sind daher schon dieses Zusammentreffens wegen in einem ästen Steigen begriffen, und mußten es auch ohne dieß seyn, nachdem Bentley durch eine kritische Behandlung des Terenz darauf aufmerksam gemacht hatte, was für den Plautus noch zu thun sey, und nachdem Reiz und Hermann an einzelnen Stücken bewiesen hatten, daß die metrischen Grundsätze des englischen Kritikers auf den Plautus auf gleiche Weise anzuwenden wären. Da überdieß seit der drey letzten Jahrzehende Übersetzungskunst und Metrik in Deutschland gleiches Schrittes zur Vollkommenheit streben, und Anforderungen veranlaßten, an welche vor dreißig Jahren Niemand gedacht hätte: so wuchsen besonders für die alten Lustspieldichter die Schwierigkeiten, denen sich in beiden Rücksichten ein neuer Übersetzer zu unterwerfen hätte. Welche tiefe Kenntniß des alten Lebens und Treibens war nothwendig geworden! Welche Herrschaft über die Sprache, welcher die Wiedergabe oder doch die Verpflanzung antikes Witzes und antiker Wortspiele zugemuthet wurde! Welche Vertrautheit mit den alten Sylbenmaßen, und welche künstlerische Gewandtheit, um in ihnen mit Sicherheit, Freyheit und Leichtigkeit sich zu bewegen!

Von diesen Anforderungen scheint Hn. Danz wenig vorgeschwebt zu haben. In einem Prolog, welchen er dem ganzen Werke voransetzt, läßt er den Plautus für ihn, den Übersetzer, folgende Schutzrede zu dem deutschen Volke halten (S. VII):

Am meisten aber hat er mich mit seiner
verwünschten Verfehrtheit gequält.
Doch da hab' ich ihm kurz und gut gerathen,
es eben so zu machen, wie ich that,

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

und's mit dem Ding nicht so genau zu nehmen.
Wenn er's verdiente, würd' ihm auch einmal,
wie mir geschehen ist, zu keiner Zeit
ein Hermann oder Eßigmann erscheinen,
und seine Verse mit mehr Grazie
und kunstgerechter einherschreiten lehren.
Es wär ja weiter auch kein großes Unglück
gewesen, wenn, wie andre brave Männer,
er mich in Prosa übertragen hätte.

Hier spricht Hr. D. seine Ansicht von der ganzen Arbeit aus. Wie er von Plautus und seinen Versen denkt, sieht man hieraus, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er bey seiner ganzen Arbeit dieser Ansicht treu geblieben ist. Unbekümmert um die plautinischen Verse, unbekümmert um die eigenen, welche im Ganzen fünffüßige Jamben seyn sollen, und die er nur in wenigen Scenen mit alten achtfüßigen Trochäen, und in einem Stücke sogar mit gereimten Alexandrinern in einer Scene abwechseln ließ, goß er seine Übersetzung, rau und holpricht, oder zu der platten Prosa des gemeinen Lebens verschwemmt, auf das Papier, voll Vertrauen auf eine Dosis inwohnenden Humors, woran es ihm nicht zu fehlen scheint, und den er in einer etwas voreiligen Selbsttäuschung vielleicht für Genialität und Beruf hielt. Dazu kam noch der Mangel an richtigem Deutsch, welcher mit dem Mißverstehen mancher Stellen des Originals einen furchtbaren Bund schloß. Die genauere Durchsicht einiger der vornehmsten und von dem Vf. mit besonderer Vorliebe bearbeiteten Stücke wird dieses Urtheil bestätigen. Wir wählen aus dem ersten Bande, welcher die Aulularia, den Pseudolus, den Miles und die Menaechnen umfaßt, zunächst die Aulularia (den Topf des Vfs.), und nehmen in der Mittheilung unserer Bemerkungen den Gang, daß wir der Ordnung wegen nicht sowohl aus diesem und jenem Stücke eine ganze Gattung von Fehlern belegen, sondern aus jedem der gewählten Stücke nach der Reihe das Tadelhafte auszeichnen, nachdem wir nur noch gemeldet haben, daß voran in ersten Theile die ganze lessingsche Abhandlung von Plautus Leben und Schriften abgedruckt, und der plautinische Text, wie es scheint, nach Taubmann (1621) unter die Übersetzung gesetzt ist, und jedem Stücke erklärende Anmerkungen hinten angefügt sind, welche besonders manche alterthümliche Anspielungen einzelner Stellen nicht unverdientlich erläutern. — Zunächst also die Aulularia!

Hr. D. hat uns sehr oft zu der Bemerkung Gelegenheit gegeben, daß, wenn auch in modernen Zeugnissen der fünffüßige Jambus zulässig ist, dieser Vers doch in Übersetzung alter Sylbenmaße schon des-

wegen tadelnswerth ist, weil er die langen antiken Verse zerfetzt, und wohl aus einem häufig zwey zu machen nöthigt. Gebraucht indeffen von einem sorglosen Übersetzer, veranlaßt er nicht nur den Übelstand, daß die ganze Rundung verloren geht, nach welcher Gedanke und Vers zugleich endigen, sondern daß auch der Vers häufig mitten in einem Satze endiget, wo die sorgfamen Alten, und besonders die komischen Dichter, welche diesen Übelstand für die Bühne fühlten, so geiffentlich vermieden. Wie widrig ist die Zerfetzung des Gedankens in folgenden Versen: V. 212 (Act. II, Sc. 2. V. 38)

— — — Immer hab'
ich dich für einen braven Bürger, der
von keiner Bosheit weiß, gehalten und thu's noch.

(Der letzte Vers giebt zugleich ein Beyspiel, wie häufig Alexandriner und wie schlechte öfters eingemischt sind.) Jene Zerstückelung der Sätze durch den Vers wird dann noch überboten, wenn er sogar Vorwörter von den Hauptwörtern trennt, zu welchen sie gehören. Hr. D. thut dies in folgenden Alexandrinern, wenn man jene Zeilen überhaupt für Verse kann gelten lassen, V. 214 (V. 40 f.):

So halt' ich dein hiemit | um deine Tochter bey
Dir an; ich hoff, es soll | zu unser aller Glück jeyn.

und V. 233 (V. 59):

Je näher man mit guten Menschen in
Verwandtschaft kommt u. f. w.

Wie sorglos Hr. D. gewesen, den Gedanken zugleich mit dem Verse abzurunden, beweisen noch zwey andere Verse des Plautus, V. 628 u. 629 (oder Act. IV, Sc. 4 V. 3. 4), welche von dem alten Dichter so scharf scandirt, und von Hn. D. ohne alle Rundung übertragen werden. Man höre folgenden plautinischen Vers: (troch. tetr. catal.)

Quid me afflicta? | Quid me rapta? | Qua
me causa | verberas?

Und dagegen Hn. D. (V. 3 u. 4):

Was für ein Satan ficht dich an? Was hab' ich
mit dir zu schaffen, Alter? Warum wirfst
du mich zu Boden? Schleißt mich herum? Was ist
die Ursach, daß du mich so schlägst?

Wir geben es auf, diese Beyspiele zu häufen, und lassen Beyspiele von einer ganz falschen Prosodie folgen. Diese hat Hr. D. theils in den griechischen Namen der Personen, theils in deutschen Wörtern, bey denen er oft eine vollendete Nichtachtung aller inneren Länge oder Kürze beweist. In den Namen braucht er z. B. ohne Bedenken *Megadorus* als einen D jambus, wie in folgendem Verse, welcher zum Muster angeführt werden kann: V. 349 (A. III, Sc. 2, V. 4):

Mega | dorus | schickt es | dem Euklio (?).

Eben so ist ihm *Strobilus* ein Dactylus (V. 26 u. 347), da es doch bey Plautus überall ganz unbestritten ein Amphibrach ist (Strobilus); so macht er umgekehrt in *Geryon* die vorletzte Sylbe lang, welche überall, und auch im Plautus, kurz ist (Geryon), und in den Kriegsgefangenen ist ihm *Theodoromades* in der vorletzten

Sylbe kurz, welche durchaus lang ist, und so fündigt er überall in den Namen, z. B. *Philolaches*, *Calidamates*, *Philocrates*, wo nur ein wenig Sorgfalt oder Kermniss erforderlich war, um das Rechte zu treffen. Kaum aber kann man sich hierüber wundern, wenn er selbst in achtdeutschen Worten solche Verstöße sich erlaubt. Man höre V. 237 (A. II, Sc. 2, V. 63):

Ich sag's nur deshalb, da | mit du | nicht glaubst.
und drey Verse weiter:

Lass ich den Garten graben. Wo | ist er?
und V. 254 (A. II, Sc. 2, V. 80):

— — — daß sie

dir keinen Brautchatz zu | bringt. Das weiß ich (!)
und V. 265 (A. II, Sc. 2, V. 2) sagt er gar:

eine | Aussteuer geben würde.

Die siebente Scene des dritten Akts, fängt mit folgenden Versen an, welche wir ohne Bemerkungen dem Leser mittheilen:

Zurück, wo fliehst du hin? Haltes, haltet ihn!
(Wie besteht dieser Fünftfüßler?)

Was schreyst du, wie verrückt?

Euklio.

Sogleich | werd' ich |
zum Dreyermünnern (sic! ad Tresviros) gehn und dich
verklagen.

Einige Verse weiter heist es:

— — — Du | hast mich |
wie ei | nen Hanswurf |, so prügelweich gemacht.

Ist je ein Anapäst gemacht, wie — nen Hanswurf?
V. 645 (A. IV, Sc. 4 V. 21) heist:

Ah! Bistawicht! Wie gut | tig! Ich | soll es
und einige Verse weiter (V. 649):

Du treibest Scherz! Du hast's gewiß |.
Strob.

Was hab' | ich?

Hab ich?

Dies „hab“, dicht hinter einander einmal kurz, einmal lang gebraucht, ist eben so falsch kurz gebraucht, als es widrig für das Ohr klingt.

Wir häufen diese Beyspiele nicht, weil wir sonst ganze Scenen abschreiben könnten, und geben Proben von Sprachunrichtigkeit und falschem Verständnisse einzelner Stellen.

V. 116. (A. I, Sc. 2. V. 38) constant Hr. D.: man hält sich auf. Es soll heißen: man stehet still.

V. 153 (A. II, Sc. 1 V. 24): Megador sagt, er wolle heirathen unter der Bedingung, daß die morgen genomme Frau übermorgen schon wieder — feratur. Hr. D. übersetzt: fortgetragen werde; es soll heißen: todt sey, begraben werde.

V. 203 (A. II, Sc. 2. V. 9). Megador fragt: Bist du wohl? Euclio antwortet: Pol ego haud a pecunia

perd-ne sc. valde. Offenbar: wahrlich nicht eben von Seiten meines Vermögens. (Da geht es mir schlimm, denn ich bin arm.) Hr. D. übersetzt ziemlich schief: *bis auf das leid'ge Geld.*

V. 278. (A. III. Sc. 1. V. 3. nach der alten, aber falschen Abtheilung A. II. Sc. 4. V. 3.) Der Sklave sagt: der Herr hat mir befohlen, nachdem er eingekauft hat, daß ich den Einkauf in zwey Theile vertheilen möchte (*ut dispartirem obsequium hic bisariam*). Hr. D. gänzlich falsch:

Hat mir aufgetragen, in der Küche,
was's da zu thun gebe, gleich auch zu vertheilen.

Was soll das heißen? und welche Zusammenziehung ist: *was's*; warum nicht lieber hier zumal im ersten Fuß einen Anapaest: *Was es da u. s. w.* V. 283 (in derselben Sc. V. 8) „*aliiovorsum dixeram*“, Hr. D. übersetzt „schon sonst“. Es heisst; ich verstand es anders, ich nahm es in einem ganz andern Sinn.

In der zehnten Scene des dritten Akts (nach Hn. D.) oder sonst A. III. Sc. 5, in welchem die antiken Luxushändler aufgezählt werden, sind viele Worte ausgelassen, andere falsch übersetzt, was uns hier zu weit führen würde, darzulegen, da diese Stelle uns zugleich nöthigen würde, einen Commentar wegen ihres Inhalts hinzuzufügen. Ausserdem kommen bey Hn. D. vor „*Malvenirer* und *Safraniers*“ (statt Krokusfarber). Woher nahm der Vf. die Benennung? Auch sind folgende zwey Verse des Plautus gänzlich verfehlt.

*Treceni cum stant phylacissae in atria,
textores, limbolarii, arcularii
ducuntur.*

Hr. D. übersetzt:

Wie eine Garde (sind das *phylacissae*?) stehn sie auf dem Saale,
die Eleganzkrämer sammt und sonders
mit ihren Kästen.

Welch ein *Quidproquo*! Sind nicht *textores*, *limbolarii*, *arcularii*, ganz verschiedene Menschen? Zum Schlusse dieser Scene (V. 570 nach Hn. D.) ist die schlechte Lesart: *sed vino bey madidum te redam* beybehalten, da doch bey *madidus* der Wein sich von selbst versteht; es muß gelesen werden mit den besseren: *si vivo*, wenn ich das Leben habe, wahrhaftig. Bald darauf V. 576 sagt der scheldende Megador: „Ich gehe, um zu opfern, *nisi quid me vis*, wenn du weiter nichts von mir willst.“ Hr. D. ganz wunderbarlich falsch: „Du willst nicht? Gut, so geh, ich zu opfern.“ V. 741 (A. IV. Sc. 10. V. 13.) Es muß mit *Mentis* und anderen Auslegern, welche an die schenlichen Gesetze bey dieser Stelle erinnern, gelesen werden „*ut apud me te enicem*“; nicht, *ut apud te me enicem*; da sonst die Worte ziemlich matt sind. V. 785 (V. 37) *benedice*, nicht, segne dich; sondern sprich besseres, glücklicheres zu mir; *ut das griechische εὐφραίνω*. V. 811 (A. V. Sc. 1. V. 5 nach der gewöhnlichen, aber falschen Abtheilung). „*Ipse est*“ sagt der Sklave, sich selbst die Antwort gebend auf die Frage, welche er sich selbst aufwarf: Ist das nicht mein Herr? „Ja er ist.“

Nicht ist: es die Antwort auf die Frage des Lykondes, welche dieser ausruft: Sehe ich dort nicht meinen Sklaven Strobilus? V. 816 „*Ganne autem, ut soles, deludis?*“ Hr. D.: „Spasest du einmal?“ falsch. Eben so ist bald darauf V. 821 „*abi, here*“ falsch übersetzt durch: „Geh nur hin!“ Diefes *abi* ist offenbar abweisend, und heisst: Geh, lauf; ich kenne dich schon.

Über die Anordnung der Akte, welche bey diesem Stücke in den gewöhnlichen Ausgaben häufig fehlerhaft ist, müssen wir noch hinzufügen, daß, wenn Hr. D. einmal von dem Gewöhnlichen abging, was wir weiter nicht tadeln wollen, er ein wenig consequenter hätte verfahren sollen. Zwar kommt man mit dem Grundsatz des Donatus, daß, wo alle Sprechenden abtreten, und neue Personen auftreten, ein neuer Akt beginne, zuweilen ins Gedränge, da man ihm zufolge die Akte häufig bis auf sechs und sieben vermehren müßte. Aber sieht man zugleich darauf, ob die Handlung oder das Unternehmen, was zur Sprache ist, eine Zwischenzeit fodere: so wird man im Ganzen ziemlich sicher gehen. So hat Hr. D. den dritten Akt nach unserer Meinung ganz richtig angesetzt, aber nicht den fünften, wiewohl er es richtig fühlte, daß die Verwahrung des Schatzes vor dem Thor und die Rückkehr des Sklaven, welcher ihn dort wegstahl, nach der Stadt, nicht in denselben Akt fallen könne.

Aus den Anmerkungen zu diesem Stücke, welche, wie die zu den übrigen Stücken, sich auf das Nothwendigste beschränken, und im Ganzen zweckmäßig sind, müssen wir aber doch eine zu V. 159 ausheben, welche ganz schief und wunderlich ist. Wie kann man aus dieser Stelle, wo *media aor* ironisch beschönigend für *annus* steht, schließen, daß die Römer ihre Mitteljahre früher zu zählen angefangen haben?

Daß Hr. D. übrigens sein Deutsch mit so manchen französischen Wörtern verunziert, indem er V. 399 *iudius* durch *Petitmaitre*, V. 404 *turba* durch *Spektakel*, V. 426 *malum* durch *Canalis* übersetzt, müssen wir natürlich eben so sehr tadeln, als daß er im Gespenst (Mostellaria A. I. Sc. 2) lateinische Wörter mit deutschen Endungen wiedergiebt, als *resistui-ven*, *repariren* u. s. w. — Eben so braucht er auch unzählig oft *Armée* für Heer, *Kredit* für Treu und Glauben; dann spricht er (Mostell. A. I. Sc. 4) von *Scharmanten* (*amatores*); *du bist charmant* (*lepidus*); *scharmant curiren* (*lepidus medicabor*); ein *Apartement* für Frauenzimmer (*gynaecium*) (Mostell. A. III. Sc. 2); so in denselben Stück vom Transport und *ästimiren* (A. V. Sc. 2) u. s. w.

Wir wenden uns jetzt zum *Miles Gloriosus* des Dichters, dem Prahlstüchtigen des Hn. Danz. Daß der Vf. dieses Stück mit besonderer Vorliebe behandeln würde, liefs schon der Umstand vermuthen, daß er schon 1804 eine eigene Handausgabe desselben nebst einem fortlaufenden Commentar, aus fremden und eigenen Bemerkungen zusammengesetzt, herausge-

geben hatte. Wenn auch diese Ausgabe für die Kritik nicht eben sehr verdienstvoll war: so gab sie doch davon das Zeugniß ab, daß Hr. D. dieses Stück einem besondern Studium unterworfen hatte. Wie aber hat sich jetzt die Vorliebe des Vfs. bey der Übersetzung desselben gezeigt? Ist die Behandlung dieses Lustspiels kritischer und sorgfältiger geworden? Ist im Metrischen etwas geleistet? — Wir müssen leider gehen, daß wir davon keine Spur gefunden haben. Nur eine Art von Kitzel hat dem Vf. dieß Stück verursacht, die Späße des Originals zu überbieten, auf eine unsatthafte Weise zu modernisiren, und diese Neigung zugleich in der Form der Verse darzulegen. Denn in diesem Lustspiel hat der Vf. sogar gereimt. Er fängt mit Alexandrinern an, und läßt diese mit Knittelversen wechseln. Er verläßt sogar das antike *Du*, und läßt den Parasiten seinen *miles*, „gnädiger Herr Major“ tituliren und mit „*Sie*“ anreden. Mit Sorgfalt sind aber auch diese gereimten Verse nicht gemacht, sonst könnten wohl nicht gleich auf der ersten Seite Reime vorkommen, als *brechen* und *mögen*, *erröthen* und *treten*. Bald darauf liest man *sagen* und *zerbrachen*, *Elefanten* und *anbanden*.

Auch müssen wir die Art tadeln, wie der Vf. sämtliche Namen dieses Stücks übersetzt. Wenn auch von der einen Seite nicht zu leugnen ist, daß diejenigen Namen in den alten Lustspielen der Übersetzung bedürfen, welche einen besonders bedeutenden Inhalt haben, und auf welche zugleich eine witzige Anspielung im Stücke selbst gemacht wird, oder welche aus komischer Laune, wie gleich in der ersten Scene dieses Stücks, geschieht, erdichtet werden: so ist es doch gewiß ausgemacht, daß man wohl thut, die bedeutungslosen Namen, bey welchen dieser Fall nicht eintritt, zu lassen; es möchte denn ein Bedürfnis eintreten, welches bey den lat. Lustspiel-dichtern leicht entstehen kann, daß man die Namen abkürzen müsse, weil sie in den deutschen Vers nicht passen, da er sich nicht so viel Zusammenziehungen kurzer Sylben erlauben darf, als der römische Vers. Denn obgleich unsere besten deutschen Übersetzer im Hexameter und Pentameter bereits als Gesetz befolgen, daß man in den alten Namen der alten Prosodie treu bleiben dürfe: so möchten wir dieses Gesetz nicht auch in den Sylbenmaßen des Lustspiels beobachtet sehen. Sofern dieses von der einen Seite für jede Art von Zuhörern sowohl mit feingebildetem als vernachlässigtem Ohr bestimmt ist, von der anderen Seite aber Sylbenmaße aufstellt, an welche deutsche Ohren erst gewöhnt werden müssen: so ist es notwendig, diese nicht zu verwirren durch eine bunte und abweichende Quantität. Doch giebt es allerdings Namen genug, wo auch im Deutschen eine Annäherung an die antike Prosodie denkbar und zulässig ist. So wie Wörter, als *Spanien*, *Italien*, in der Sprache unseres gemeinen Lebens die beiden letzten Sylben in eine verkürzen, indem das *i* vor dem *en* in *j* consonantisch übergeht: so fehlt es auch an Namen nicht, wo eine ähnliche Freyheit sich von selbst ergibt. Um

einen Namen gerade dieses Stücks zum Beispiel zu nehmen, *Philokomasion*: so gehen die drey letzten Sylben ungezwungen in zwey Sylben über, und mitten im Verse werden auch die beiden ersten kurzen Sylben *Philo-*, in eine anapästische Stellung gebracht, leicht für die eine lange Sylbe des Jambus stehen können. Diese Bemerkung wird bey den meisten weiblichen Namen auf *um* oder *ia* Anwendung finden.

Doch von dergleichen prosodischen Verlegenheiten ward Hr. D. nicht verleitet, die Namen dieses Lustspiels zu ändern. Unstreitig hielt er seine deutschen Namen bloß für witziger; daher mußte denn freylich die feine *Philokomasion* des Plautus eine (verstoffene) *Zechlieb* werden, die *Milphidippa* eine *Zugbracht*, die *Akroteleution* eine *Endespiel*. Wer, der diese Namen zuerst hört, wäre wohl des Gedankens fähig, daß die dänischen Namen junge Mädchen, oder auch überhaupt nur weibliche Wesen bezeichnen sollen! Wo bleiben bey solchen Erfindungen, Rec. will nicht sagen, die Mäusen und Grazien, sondern auch nur der gesunde Verstand des gemeinen Lebens und der Sinn für Schicklichkeit! Denn daß die nämlichen Namen, *Periplectomenes* in *Wirrsinn*, *Pallastrio* in *Augennebler*, *Skeledrus* in *Hinkebein*, *Artotrogus* in *Rindenknips* u. s. w. die Verwandlung sich haben gefallen lassen müssen, davon wollen wir nach dem hierüber schon Gefagten nicht reden, wiewohl wir es unseren Lesern noch anzuzeigen schuldig sind, daß der *Pyrgopolinices* gar in einen Edelmann übergeht. Er heist: *Windbrecher von Tausendmord*. Dieß bleibt mehr im Gebiet der Übersetzung — es wird Bearbeitung.

Wie frey der übrige Ton der Übersetzung ist, davon geben gleich V. 9 und 10 von vorne einen Beweis. Sie lauten nach wörtlicher Übersetzung so:

Doch wo ist Artotrogus?

Artotrogus.

Hier. Er steht zunächst

dem tapfern und beglückten Mann von Königswuchs.

Bey unserem Übersetzer lauten sie so:

Doch wo ist Rindenknips?

Rindenknips.

Hier, gnädiger Herr Major,

O welch ein tapftrer Mann! Welch wunderschön Gedicht! Dergleichen Muth und Glück sah ich mein Lebtag nicht.

V. 34 wird ein Alexandriner so scandirt:

Mein ewig hungriger Magen macht mir die Pein.

V. 43 und 44. Bey den Völkernamen der Erschlagenen schweigt Hr. D. in seiner Fülle. Da stehen neben Parthern, Modern und Sardern auch *Chinesen*, *Sodomiter*, *Habrechter* und *Johanniter*. Kein Wunder wohl, wenn nach solchen Vorläufern der König Seleukus, dem der Bramarbas als Anführer von Söldlingen dient, V. 75 die türkische Pforte, und der Großsultan werden!

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J U L I U S , 1810.

ROMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Marcus Accius Plantus.*
Lateinisch und deutsch von Dr. S. T. L. Danz.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Da wir bereits bey dem vorigen Stücke die Un-
sauberkeit der *danzischen* Jamben zu rügen Gelegen-
heit hatten: so lassen wir bey dem *Miles gloriosus*
diesen Theil unserer Bemerkungen ruhen, und he-
ben nur einzelne Stellen aus, welche Hr. D. ganz
falsch verstand.

V. 414 (A. II. Sc. 2.) *Meum ludificasti hospitam.*

Du hast das Mädchen bey mir ausgekuzt!

Falsch. Diese Bedeutung hat *ludificare* nie, und das
auskuzen paßt auch gar nicht in den Verlauf dessen,
was geschehen ist.

V. 558 (gegen das Ende des II Acts) sagt Skele-
drus, indem er um Verzeihung bittet: (Übersetzung
des Recens.)

Jetzt merk' ich freylich, daß ich sehr unweise that,
Da ichs begriffen, aber boshaft that ich nicht.

(Boshaft, *malitiose*. Hr. D. läßt *malitiös*.)

Auf dieses *non malitiose* tamen erwiedert Periple-
ctomenes: *Inmo indigne!* Diefs übersetzt Hr. D. eben
so zahm und aus dem Charakter tretend, als gramma-
tisch falsch: *Es war unschicklich*, da dies *imo* offen-
bar, wie in tausend anderen Stellen adverbirende Kraft
hat. Es heisst: Nein, vielmehr abscheulich thatst
du u. s. w.

Zwey Verse weiter (561 u. 562) folgen eben so
undeutliche als unprosodische Zeilen, welche wahr-
scheinlich als seynsollende Alexandriner ungerufen
mit vielen Hunderten ihrer Brüder sich unter die fünf-
füßigen Jamben drängen:

— — Ich? Ja wenn
ich mich nach diesem Tage jemals wieder machs

von dem, was ich gewiß | weis, so | schläppt mich |
ans Kreuz.

V. 571 fragt Skeledrus zum Schlusse der Unterredung:
Hast du sonst noch etwas mir zu sagen?

Periplectomenes antwortet: *ne me noveris.* Den Sinn
dieser letzten Worte erkennt Hr. D. mit *Käffern*
und *Mally*, welcher Letztere dieses Stück einzeln
übersetzt hat (Berlin, b. Frölich 1805). Hr. D. über-
setzt es: „Lass mich.“ *Mally*: „Nein pack dich
for!“ *Käffern*: „Reiz mich nur nicht neuerdings!“

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Alle drey falsch, wie nach Verabredung. Der Sinn
ist kein anderer, als: Sage nicht, daß du mich kennst.
Thue nicht, als wenn du je mit mir zusammen ge-
kommen seyst; eine Anforderung, an welcher ihm,
um die nachfolgende Intrigue zu fördern, besonders
gelegen seyn mußte. Eben so hat Hr. D. mit eben
diesen beiden Übersetzern die letzten Verse des IIten
Acts (V. 591) falsch verstanden, oder vielmehr von
Salmassius die angefallige Conjectur aufgenommen,
indem er in dem Verse:

Ibo intro, ne, dum absum, illis sortito suam

statt *sortito* das *salmassische obfrito* übersetzte, ohne es
jedoch in den Text zu setzen, oder in einer Anmer-
kung sich darüber zu erklären. Hr. D. sagt:

Ich geh hinein, um sie nicht zu verhindern.

ganz ähnlich *Käffern* und *Mally*. Es bedarf keiner
Veränderung des Textes. Der Sinn ist: Ich will zu
ihnen, damit sie mich selbst nicht als einen Abwesen-
den verloosen (mit einer Anspielung auf die römischen
Senatoren), indem sie nämlich beschließen, was mir
nicht gefällt, oder mir für die Ausführung ihrer In-
trigue eine Rolle anweisen, die ich verschmähe.
Pareus allein hat diese und die vorige Stelle richtig
gefaßt. Der Vers heisst:

Ich geh; denn sonst, bin ich nicht da, werd' ich verloost.

V. 830. (A. III. Sc. 2. V. 23.) *Alii ebrii sunt, alii po-
scam potitant.* Diesen Vers hat Hr. D. nebst mehreren
Auslegern falsch verstanden, indem er übersetzt:

Der ein' ist fertig und der andere wirds noch.

Palästrio sagt dies neidisch: „Ihr habt vollauf, und
wir andern müssen uns mit schlechtem Essigwasser
(*posca*) behelfen. Schon *Lipsius* (Gron. Ausgabe) hat
diese Stelle richtig erklärt.

V. 1014 und folg. (A. IV. Sc. 2. V. 34 folg.) find
in der Übersetzung mehrere Verwirrungen und Aus-
lassungen der Personen. Etwas ganz anderes und
nach einer anderen Abtheilung ist übersetzt, als im
Texte steht, welcher sonst bey dieser Stelle richtig
angegeben ist. Nur eine fast gedankenlose Flüchtig-
keit kann diese Verwirrung erklären.

V. 1019 ruft der Brainerbas, welchem die Zeit
des Wartens zu lange dauert, seinem Sklaven zu:

*Aliquam mihi partem hodie operam des. Jam tandem ades
illico. (Jam. tetr. cat.)*

Hr. D. übersetzt:

Soll ich denn heute nichts von dir erhalten? (3)
Komm' auf die Stelle hin.“

Falsch. Es sollte seyn:

Pafs' endlich doch auf meinen Dienst, und komm mir auf der Stelle!

V. 1410 (A. V. Sc. I. V. 30). Deine Kleider, sagt der Cario zum Bramarbas, *non feres*. Hr. D. übersetzt: *Die wirst du nicht wieder tragen*. Nur halb wahr; es sollte heissen: die kriegst du nicht wieder (*non auferes*, oder *referes*).

In den beiden letzten Versen macht der Bramarbas folgende Nutzanwendung von dem, was ihm so eben widerfahren, und sagt: (*troch. tetr. cat.*)

Si sic aliis moechis fat, minus hic moechorum fiet.
Magis metuant, minus has res studeant. Eamus ad nos.
Plaudite.

Hr. D. giebt diese zwey Verse durch sechstehalb wieder, eben so weitschweifig als schief:

„ — — Wenns allen, die
auf Ehebruch ausgehen, so bekäme,
die Ehebrecher würden dünner stehn.
Sie mögen ein Exempel an mir nehmen,
und weniger auf solche Dinge denken.
Nun wollen wir nach Hause gehen. Klatscht!“

Die Conjunctiven des Präsens *metuant* und *studeant* sind falsch genommen, und doch konnte den Vf. schon das *fiet*, welches er richtig nahm, auf die Spur leiten. Die Verse heissen in demselben Sylbenmasse:

Ging' es andern Buhlern auch so, gäb es ihrer weniger.
Größere Scheu und weniger Anreiz bräch' es. — Laßt
uns gehen! — Klatscht!

Eine allgemeine Bemerkung müssen wir hier einschalten. Zuweilen hat Hr. D. angegeben, zu wem, und wie, ob laut oder bey Seite, etwas gesprochen ist, zuweilen nicht. Es sollte immer geschehen seyn, nicht bloß, weil es zuweilen Schwierigkeiten hat, und weil unser Lesepublicum dessen jetzt bedarf, sondern weil auch die alte Welt dessen nur dadurch ent-rathen konnte, weil sie das Stück sah und hörte, und der Dichter oder Schauspieldirector das Ganze einüben konnte, wie er es für nothwendig hielt, und wie er wollte, daß etwas gesprochen werden sollte. Uns indeß, und unseren Lesern liegt jene versunkene Welt bereits zu fern, als daß sie nicht dieses Schlüssels bedürfen sollte. In dem letztheurtheilten Stücke fehlen dergleichen Nachweisungen besonders in der achten Scene des vierten Acts, und auch an anderen Stellen.

Das vierte Stück des ersten Theils der *danzischen* Übersetzung sind die *Menächmen*. Da die Leser bereits den Geist des Ganzen kennen: so enthält Rec. sich aller Bemerkungen, welche nur auf das Mechanische des Verses gehen, und führt nur noch an, daß dieses Stück in lauter Jamben fortläuft, nicht wie die *Aulularia* auch mit einigen kürzeren trochäischen Scenen in vollen und verkürzten Octonaren, (denn das gilt Hr. D. wenig) untermischt sind, oder wie der *Miles* mit einer Scene in gereimten Alexandrinern, und im letzten Act mit Trochäen.

Der Prolog der Menächmen ist überschrieben: „Menächmer.“ Soll ihn, nach Hr. D's Meinung, ei-

ner der Zwillingbrüder sprechen? Das erste Wort desselben ist: „Vor allererst.“ Kann das Lust erwecken, weiter zu lesen? Der eilfte und zwölfte Vers desselben ist übersetzt:

Und so griechenzeit zwar auch dieses Stück,
Doch atticierts nicht, sondern's sicilirt.

V. 317 (A. II. Sc. 2. V. 54). Der Koch fragt den Menächmus: „Hast du sonst noch etwas zu befehlen?“ Menächmus antwortet: „Daß du zum Henker gehst!“ Der Koch erwiedert:

Ire hercle melius est te interim et accumbere,
dum ego haec appono etc.

Hr. D. übersetzt unrichtig:

Da könntest du dich unterdessen einthun und ließ *et accumbere* aus. Wie könnte wohl der Sklave zu einem Herrn so sprechen? Er sagt einladend:

Geh, rath ich, unterdeß hinein, und lagre dich,
bis ich dies hier ans Feuer stelle.

V. 666. (Act. IV. Sc. 3. V. 8) *ad aurificem*, „bey den Goldschmidt“ ein doppelter Sprachfehler. V. 667. (A. IV. Sc. 3. V. 19.) *Ne frustra sis*, heisst nicht: Du kommst umsonst, sondern: täusche dich nicht. cf. *Lexica*. Eben so falsch ist drey Verse weiter übersetzt: (*Ar. tetr. cat.*)

Aliam posthac invenito, quam tu habeas frustrati.
„Schaff dir ein andres Mädchen, die umsonst dir zu Willen ist.“

Es sollte seyn:

Suche dir ein andres Mädchen, das du leichter foppen kannst.

V. 727 (Act. V. Sc. I. V. 43): „Das deinen Muthwill mich vertragen hilft“ (!) V. 742 (A. V. Sc. 2) V. 6.

„Das Alter ist dem Rücken eine schwere Last.“

Bloß dem Rücken? Hr. D. übersetzte eine falsche Lesart, weil er, wie überall, ganz unbekümmert um den plautinischen Vers war. Es ist ein Baccheus und heisst daher nicht:

ut aetas mala, merx mala est tergo!

sondern, wie es sich auch in den *taubmannischen* Hefen fand, und *Pareus* es aufnahm:

ut aetas mala est merx mala ergo.

Wie stehts doch so schlecht um das Altseyn!

Hr. D. scheint von den Versen im Drama noch die Meinung zu haben, daß die besten sind, welche sich verstecken, und zur völligen Prosa sinken. Daher kommt so oft die Auflösung aller poetischen Sprache und alles metrischen Numerus. Wir machten diese Bemerkung besonders in der zweyten Scene des fünften Acts, welche wohl etwas hellere Farben vertrüge. Wir würden mehrere Stellen abschreiben, wenn wir nicht des Raums schonen wollten. Doch die letzten sechs Verse des Stücks theilen wir mit, welche beynah in der Übersetzung noch einmal so viel geworden sind. Sie enthalten die spaßhafte Ankündigung einer Auction, mit welcher der freygelassene Sklave als Ausruf-

fer sich einführt. Sie lauten nach einer genaueren Übersetzung und dem Versnasse des Originals so: (*troch. tetr. catal.*)

„Auction ist bey Menächmus heut acht Tage morgens früh.
Zum Verkauf stehn Sklaven, Hausrath, Acker, Häuser;
alles steht

zum Verkauf dem, der da bietet, aber nur für baares Geld.
Zum Verkauf steht auch die Ehfrau, wenn ein Käufer
kommen will.

Kaum bringt, denk' ich, die Versteigerung hundert tausend
Thaler ein.

Jetzt, ihr Bürger, lebet wohl und lauten Beyfall klatschet uns.“

Bey Hn. D. werden das beynah eilf Jamben, die von der gedrängten Sprache des Originals wenig Spuren behalten haben:

„ — — Heute über acht Tage früh
wird des Menächmus Auction gehalten werden.
Es sollen Sklaven, Hausgeräthe, Acker,
sein Haus und alles feilgeboten werden.
Doch ohne baares Geld wird nichts verabfolgt.
Auch seine Frau, wenn sich ein Käufer findet,
soll mit verauctionirt werden. Kaum
wird aus der ganzen Auction, glaub' ich,
er hundert funfzig tausend Thaler lösen.
Nun wünsch' ich, wohl zu leben, meine Herren,
und uns zu zeigen, dafs wir euch gefallen.“

In dem 2ten Bande des Werks liefert Hr. D. 6 Stücke, *Bacchides, Persa, Trinummus, Mostellaria, Curculio, Cistellaria*. Nur aus einem wollen wir das Tadelhafte ausheben, welches keiner weiteren Auseinanderfetzung bedarf. Es sey die *Mostellaria*, wobey wir der lateinischen Verszahl folgen wollen.

V. 5. *Nidor e culina* — du Allbeleckter (?). V. 8. *abscede a janua* — Troll dich vor der Thür. V. 63:

ego ire in Piraeum volo.

— — Ich aber will
nach Pi | rae | um gehn, mir für den Abend u. f. w.

Wozu macht der Vf. den dreysylbigen *Piraeus*? V. 161 (A. I, Sc. 3, V. 4):

Was geht die Ernte meinem Bade an?

Skafa.

Nichs mehr, als was dein Bad der Ernte angeht. ☉

V. 176:

Du sollst, die mir gefüllet, nicht umsonst
gelobet haben u. f. w.

gefüllet, sprachwidrig ungereckt. V. 190 (A. I, Sc. 3):

Matronae, non meretricium est, unum in servire amantem.

Für alte Frauen ist das, nicht für Mädchen u. f. w.

Das Wort *matrona* bedeutet bey Plautus gewöhnlich die Ehefrau im Gegenfatze des öffentlichen Mädchens, oder der Beyschläferin, welche sich Jemand halt, nirgends die alte Frau. Man vergl. den Anf. der *Cistellaria*. V. 277 *confundere*, durch einander gefsehn (?). V. 318:

Ecquid tibi videor, mamma, madere.

Nun Schätzchen, sag', hab' ich es nicht recht satt?

Madere heisst hier, wie sonst, bey Plautus, betrunken (*cyn.* V. 344: „Lafs von Delphium aus das Glas die Kunde gehn.“ Das Glas, *cantharus*, unnöthig modernisirt. V. 365 (A. II, Sc. 1). Das eingeschobene *malum* ist mehr Fluchformel, als Schimpf-

wort. wie unser deutsches zum Henker, nicht mit Hn. D.: du Schelm. V. 376. „Das Haus voll Gäste und Weiber,“ statt: voll von Gästen und Weibern. V. 378. Wie soll folgender barbarischer Vers scandirt werden:

‘s geht mir g'rad' so, da ich nach der Ankunft u. f. w.

V. 392. „Ich traufe für Furcht“ (*madeo metu*). V.

393. „Und thu, was ich dir heisse (!).“ V. 398. „Und keiner wage es, sich dein zu musse. Welch ein Deutsch! V. 451 (A. II, Sc. 2):

Confregi fores.

Ich hab mit Pochen fast die Thür zertröten.

V. 458. „*Occidisti, es kostet's Leben.*“ Warum nicht das richtige, welches in denselben Raum paßt: du hast getödtet? V. 565 (A. 3. Sc. 1):

Quin tu istas mittis tricas.

Mach' keine Winkelhölzer.

V. 594. *Foenus, Interessen.* Warum nicht das deutsche Zinsen? V. 610:

— — Hau diesem Kerl
mit einer Silberstange übers Maul.

V. 619. Ein Herr sagt zu seinem Sklaven, welcher ihn gegen die Person eines mahnenden Wechslers einnehmen will, nach der gewöhnlichen Lesart:

*Non ego istuc curo, qui fit; unde fit,
id volo mihi dici, id me scire expeto.*

Hr. D. übersetzt:

— — Das ist meine Sorge nicht
wie viel es sey, — das mag ich gar nicht wissen.

Unbegreiflich falsch. Beide Verse sind corrumpt, wie Jeder sieht, welcher sie als Senare scandirt. Rec. vermuthet, dafs hinter dem *qui fit* ein *sed* ausgefallen sey, was wegen des benachbarten *fit* durch die Sorglosigkeit der Abschreiber leicht geschehen konnte, und lieft daher den Vers:

Non ego istuc curo, qui fiet; sed unde fit,

und den zweyten stellt er durch das von der Aldina gebotene *primum* so her:

id volo mihi dici, id primum me scire expeto.

Aber auch ohne jenes *sed* war der Sinn klar genug. V. 737 sagt ein Sklave zu einem fremden Herrn, welcher ihn nicht verrathen will: *patrone salve*, woraus Hr. D. viel zu vertraulich und zutappend macht: „Dank, mein Freund!“ Und doch erwiedert der plautinische Herr hierauf, dem Verhältnifs gemafs:

Nihil moror mihi istiusmodi clientes.

V. 762. Das plautinische Wortspiel mit *Umbra*, welches Schatten und eine *Umbrierin* bezeichnet, ist gänzlich mißlungen, indem *Schatten* und *schadhaft* ohne sonderlichen Anklang (denn das *a* in *schad* ist lang) und ohne Sinn gepaart werden. Es mußte doch wenigstens der Hauptgedanke des Wortspiels angedeutet werden, nach welchem der Sklave dem Manne scherzend die Beschuldigung macht, dafs er es mit Mädchen halte. V. 810 (A. III. Sc. 2). *Postes* sind nicht *Schwellen*, sondern Pfoften oder Säulen. *Emti fuerant*, ich hatte sie gekauft; ja nicht, ich habe,

sonst geht ja alles verloren, was hier eine Zweydeutigkeit hervorbringt. V. 820. *Barbarus opifex* ist nicht ein Zimmermann aus Afrika, sondern in den Lustspielen, welche griechisches Costüm haben (in *fabulis palliatis*), bezeichnet *barbarus* römisches oder italisches. Siehe den Prolog zum *Trinum*. V. 19. *Captiv.* A. III, Sc. 1. V. 32 seq. A. IV, Sc. 3. V. 105 seq. und anderwärts. V. 952 (A. IV, Sc. 3):

Vide sis, ne devorteris et biberis.

„Sieh dich ein wenig vor, damit du nicht von ohngefähr in eine Kneipe kömmt, und dich beym Vesperbrode überlade.“

Falsch! Es heist vielmehr: Bedenke, ob du vielleicht irgendwo eine Schenke besucht, und dort einen Trunk über'n Durst gethan hast. Die *Perfecta* im Texte und der Sinn der ganzen Stelle zwingen zu dieser Übersetzung. V. 1065 *ruste* statt *riefe*. V. 1102 (A. V, Sc. 2. V. 8) hätte der Vf. doch das durchaus falsche und schon durch das Sylbenmaß verworfene *sic talem* nicht in den Text aufnehmen sollen; besser ist doch das von *Schoppius* gebotene *sic face*, als Zusatz der Einladung: *hic apud nos hodie coenas*, welche Hr. D. ein wenig unhöflich wiedergiebt:

Du wirst heut Abend
bey mir hier essen.

V. 1138 (A. V, Sc. 2. V. 44 ff.) herrscht eine große Verwirrung und keine Eintracht zwischen Text und Übersetzung. Der Vater sagt: ich will meinem Sohn verzeihen, wenn er sich des Vergangenen schämt. Der Fürsprecher sagt verstärkend: *dispuet* (er schämt sich sehr). Der Sklave sieht, daß eine Veröhnung erfolgen werde, und sagt: „Dem verzeiht er; was wird nun aus mir werden?“ Hr. D. entstellt diese leichte Stelle dadurch, daß er gegen seinen eigenen Text dem Sklaven schon das Wort *dispuet* leiht, und so übersetzt:

— — 's gereut auch mich;
verzeih auch mir. Willst du?

Das *Willst du* soll also das *quid me nunc fiet jam?* wiedergeben, welche Frage Hr. D. in überfließender Laune und Modernität so beantworten läßt:

— — In den pol'schen Bock
will ich dich spannen lassen, Böfewicht.“

Im Texte steht: *verberibus caedere pendens*.

Wir wenden uns jetzt zum dritten Bande des Werks, welcher zu Michaelis 1809 erschien, und abermals sechs Stücke enthält, und zwar den *Epidicus*, *Truculentus*, *Captivi*, *Afinaria*, *Casina*, *Stichus*. Von den genannten Stücken ist keines so vielfach behandelt, und daher durch so viele Vorarbeiten dem Übersetzer erleichtert, als die *Captivi*. Da wir nicht Raum genug haben, uns über alle Stücke zu verbreiten: so wählen wir dieses Lustspiel aus, voraussetzend, daß Hr. D. dasselbe nicht werde hintenangesetzt haben, und daß er selbst den Geist des Ganzen nicht ungern nach dieses Stücks Bearbeitung beurtheilt sieht. Aber wiewohl dieses Stück im dritten

Theile vorkommt, und der Zahl nach schon das dreyzehnte ist, welches der Vf. übersezte, wo die Kraft und Gewandtheit desselben hätte durch die vielfache Übung gestärkt seyn sollen: so ist doch von diesen Hoffnungen dem Rec. nichts in Erfüllung gegangen. Wir theilen nur die vornehmsten Bemerkungen mit, welche wir bey der Durchlebung desselben machten.

Daß seine fünffüßigen Jamben unterdessen nicht besser geworden sind, beweist die Übersetzung gleich der sechs ersten Senare durch neun an Flickwörtern reiche, und doch nicht gutgerundete Verse. Außerdem aber sind manche einzelne Unrichtigkeiten, welche in diesem Lustspiele bey der Menge schwieriger Wortspiele nachgewachsen zu seyn scheinen.

Im Prolog V. 54 *pertractate*, obenhin. V. 66. Daß er für allen Treß sich scheuen soll. V. 69 (A. I, Sc. 1. V. 1) *scorio*, Hurenfell (?). V. 71 *absurde*, absurd. Das Wortspiel in *invocatus* ist nicht ausgedrückt, und den Satz: *talos cum jacit* liefs der Vf. lieber ganz in der Übers. aus. V. 115 (A. I, Sc. 2. V. 12) Das lat. Wortspiel mit *dare* ist durch *Silbergeld* und *Fersengeld* von Hn. D. gut wiedergegeben; aber dagegen zwey andere in *exercitus* (Heer und Übung) V. 153 (A. I, Sc. 2. V. 49), und in *fundum* und *profundum* (V. 152), so nahe hier Grund und Abgrund lagen, sehr mittelmäßig. Bey V. 160, wo Plautus die Mannschaften aufzählt, welche der hungrige Parasit braucht, und *Pistoriensis*, *Panicei*, *Placentini*, *Turdetani*, *Ficedulenses* nennt, hatte Hr. D. nicht vergessen sollen, daß diese wirklich vorhandene geographische Namen waren, und hätte daher jene durch ähnliche aus der neueren Geographie wiedergeben sollen. Bey V. 185 (*scruposavia*) ist die Anmerkung besser, als die Übersetzung. V. 237 (A. II, Sc. 1. V. 42) *audio*, ich hörs, besser: Es kann seyn, ist möglich. Gewöhnlich drückt es die Gleichgültigkeit des Hörenden aus. V. 258 (A. II, Sc. 2) *itidem*, so ebner Weise. V. 268 *longissimum*, am entferntesten. V. 280, *orcus*, der Todtenherr. V. 284 (A. II, Sc. 2. v. 37) Hr. D. behält die tadelhafte Lesart *audacia*, statt *tenaciam*, wiewohl V. 286 das letztere in *tenax* und in der Steigerung *pertinax* wiederholt wird. Das letztere läßt Hr. D. ganz unübersetzt. V. 305 (v. 58) so fürcht' ich nicht für Ungerechtigkeit. V. 309 (v. 62) „genommen. Wie ich bey dir dienen muß.“ Ich und dir sollten nicht in der Senkung, sondern in der Hebung stehen. V. 316 „gehör' zu einer angesehenen Familie.“ Wie soll dieser Vers scandirt werden? V. 363. (A. II, Sc. 3. V. 6) *redimat* „ranzioniren“. V. 365 g'hört. Welche Zusammenziehung! V. 366, *rota*, „Töpferscheibe.“ Warum so? V. 386 „Mutt'r und Vater.“ Da der Vf. sonst Anapästien einschleibt, warum nicht auch hier? V. 398. (A. II, Sc. 3. V. 41.) „hierorts. Warum nicht alkier? V. 402. (v. 45.) „verführte Dich nicht zum Wankelmuth.“ Warum nicht: verführte Dich zum Wankelmuth nicht?

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1810.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Marcus Accius Plautus.*
Lateinisch und deutsch von Dr. J. T. L. Danz.
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. 438. (V. 81.) „*atque hunc inventum invenni.*“ Hr. D. „so wie ich den gefundenen da gefunden.“ Leider scheint Hr. D. von den Versen gar nichts zu verstehen; sonst müßte er doch gemerkt haben, daß *inveni* hier zum Ausgange eines troch. tetr. catal. die vorletzte Sylbe kurz haben mußte, und folglich kein Perfectum, sondern der Imperativus sey. V. 441 *nunc.* „vor jetzt.“ Der Vf. kann durchaus die Präpositionen *für* und *vor* nicht unterscheiden. V. 445:

*Nunquid aliud? Tyn. d. Ut quam primum possis,
sedes. Philocr. Responet.*

Dieser eine Vers ist bey Hn. D. zu dreyen angeschwollen. Er heißt in demselben Sylbenmaße:

Sonst noch etwas? Tyn. Komm, sobald du kannst,
zurück! Philocr. Wie sich versteht.

V. 447 und 450, *a praetore* und *a quaestoribus.* Beide Würden hätten lieber bleiben mögen, als daß erstere in *Stadtpraefect* und die andere in *Kriegscommissarien* bey Hn. D. übergingen. V. 493. (A. III, Sc. 1. V. 36) *spes coenatica* „eine *souperliche* Hoffnung“. Ein in jeder Hinsicht mißlungenes Wort. V. 494. *coena aspera*, rauhe Mahlzeit, mußte wiederholt werden, da es auf das Vorige geht, wo der Greis nur ein rauhes Mahl verheißt. — Übrigens hat diese erste Scene des III A. im Original 37 Verse, bey dem Vf. sieben und siebzig. V. 517 (A. III, Sc. 3. V. 17) *patent praestigiæ* „Mein Fickfack liegt am Tage.“ V. 548 (A. III, Sc. 4. V. 23) *atque Aliis profuit* Hr. D.: „Es hat ihm selber mannichmal geholfen“. Welche Eintracht zwischen Text und Übersetzung! V. 571 (V. 46). Die Zweydeutigkeit in *liberum* und *Liberum* ignoriert Hr. D. ganz. V. 597 *denasabit* „Er ist im Stande und entnaßet dir mit seinen Zähnen das Gesicht“. Diesmal übersetzte Hr. D. etwas zu genau. *Er beißt dir die Nase ab*, ist Deutsch. V. 682 (A. III, Sc. 5. V. 32) *perbitat*, nicht *peritat* mit *Taubmann*. V. 696. Hegio fragt: Hab' ich dir nicht verboten heute zu lügen? Tyn. dar antwortet: *Vetuisse.* Hr. D. übersetzt: *das hast du*, stellt aber *hast* in die Senkung, welches offenbar den Ton hat. Überhaupt kann man kaum vom musikalischen und grammatischen Gehör verlassener J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

seyen, als Hr. D., denn dergleichen Versetzungen des Tons kehren erstaunlich oft wieder. V. 721 (A. III, Sc. 5. V. 71) *nervo custod.* Hr. D. hat hier abermals den poln'schen Bock; schreibt ihn aber pol'schen Bock. V. 732 und 735 sind falsch verstanden. V. 748. „noch immer bey der Nase *h'rum*“ ist ungrammatisch abgetheilt. Da das *h* kein Consonant ist, muß es heißen: bey der Nase herum. V. 759 (A. III, Sc. 6. V. 109) ist falsch verstanden. Es heißt: Einen Ausflug habe ich zwar aus den Ketten gemacht, jetzt merke ich aber, daß ich wieder zurückfliegen muß. V. 767 (A. IV, Sc. 1. V. 8.) „die allerfetteste, Erbschaft | erlangt“. Welch eine Prosodie! V. 800 fg. (A. IV, Sc. 2. V. 29 seqq.) hat folgende 3 Hiatus:

— — „Euch sage ich,
werd' auf der Straß' ich ein Schwein von Euch
gewahr, so poche ich dem Herrn die Klein
mit meiner Fäuln' aus.“

V. 803 und 807 nicht frey von falschem Witz und übel angebrachtem Humor; gelungener ist V. 838 (A. IV, Sc. 2. V. 80) das Wortspiel mit *senscetum* und *sensio* wiedergegeben. V. 874 (A. IV, Sc. 2, v. 104) *venit* ist nach Vers und Sinn hier das Perfectum, nicht das Präsens. V. 880 (V. 108). Das Wortspiel in „*Boiam terit*“, welches eine Bayerin und eine Art Kette bezeichnet, ist dem Vf. ganz unerreicht geblieben, fast unverfacht. V. 895 (A. IV, Sc. 3. V. 3 folg.). Die bewunderten Alliterationen dieser Stelle giebt Hr. D. sehr roh wieder; man höre:

„Welch Sterben soll nun in die Schinken kommen!
Und welche Pest dem Speck! Die Schweine sollen
die Schwindfucht alle kriegen; und die Schwarten
die Schwarzenoth. u. f. w.“

V. 979 (A. V, Sc. 8. V. 9) „und nichts von *den'n* zu wissen“. Warum nicht lieber einen Anapäst, als solche Zusammenziehung, wie diese und V. 1005 *Min'n*, st. *Minen*. V. 986.

Et miser sum et fortunatus.

So bin mit eins unglücklich ich und glücklich.

Ungrammatisch und übellautend. V. 997 (A. V, Sc. 4. V. 7) *haec upupa*, dieser Wiedhopf. So nennt Tyndarus die Steinaxt; mit welcher er im Steinbruch hat arbeiten müssen. Warum übersetzte Hr. D. die spatschaste Benennung in *Hämmerling*? Der Epilog ist überaus schleppend übersetzt. Die acht troch. verkürzten Octonare zergehen in dreyzehn wässerigen Versen.

Nach diesen Ausstellungen glauben wir das Urtheil über die *plautische* Arbeit aussprechen zu müssen.

K

fen, daß weder die deutsche Literatur um ein schmückendes Werk durch jene vermehrt, noch das Studium des Plautus gefördert sey. Sorglosigkeit des Vfs. um Grammatik und Sylbenmaß hat untergraben, was derselbe wohl sonst hätte leisten können, und rechtlich hätte leisten sollen. —

Cap.

Ö K O N O M I E.

EISENBERG, b. Schöne: *Jahrbuch der thüringischen Landwirthschaft und der damit verbundenen Wissenschaften*. Herausgegeben von Dr. K. Ch. G. Sturm, Prof. zu Jena. 1sten Bandes zweytes und 3tes Heft. 1808. 431 S. 2ten Bandes 1tes und 2tes Heft. 1809. 278 S. brosch. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Daß sich dieses Jahrbuch nicht nur in seinem Werthe erhalte, sondern dieser durch die wackern Bemühungen des Hn. Prof. Sturm immer mehr erhöht werde, können wir nicht besser beweisen, als wenn wir die einzelnen Aufsätze desselben näher angeben, und eine und die andere Bemerkung, die sich uns bey der Lectüre darbietet, mit einstreuen. — Das 2 Heft des I Bandes beginnt mit einer ausführlichen Beschreibung des weimariischen Dorfes *Schwerstedt* in landwirthschaftlicher Hinsicht, welche interessant und instructiv zugleich ist. Willkommen wird den Lesern das hier gethane Versprechen des fleißigen Herausgebers seyn, in der Folge öfter dergleichen Topographiien nicht bloß aus Thüringen, sondern auch von anderen Ländern folgen zu lassen. II. *Vom Rübsenbau*. Der Rübsen wird, nach des Vfs. Erfahrung, am vorteilhaftesten, nicht, wie es hie und da gewöhnlich ist, ungedüngt in die Gerstenstoppel, sondern derb gedüngt in die Brache, gesät, worauf dann, nach der Erndte, Korn oder Waizen, hierauf Gerste oder Hafer folgt, wo man alsdann immer noch das schönste und reinste Getreide erndten werde. Jenen bey fettem Wuchse im Herbst noch als eine Herbstfütterung schrapfen oder abhüten zu lassen, wodurch der Ertrag immer sehr verringert werde, wird hier aus triftigen Gründen widerrathen. Doch der Aufsatz verdient ganz gelesen zu werden. III. *Über den Doppelwuchs des Getreides überhaupt und der Gerste insbesondere*. Eine Vorlesung in der Versammlung der thüring. Gesellschaft praktischer Landwirthe, von dem Ökonomeinspector Pohl in Merseburg, welche, besonders bey trockener Witterung, tiefes Unterpflügen des Gerstenlaamens empfiehlt, wo er dann die zum Keimen nöthige Feuchtigkeit finde. Nach unseren Beobachtungen ist man für Doppelwuchs der Gerste am meisten gesichert, wenn man sie bald nach einem warmen Regen, der nicht ausbleibt, wenn er auch erst gegen Pfingsten eintreten sollte, unterpflügt. IV. *Über die bessere Benutzung der leichten Bergfelder*, vom Herausg. Leider keinen Auszug! V. *Notizen über den Anbau fremder Getreidearten*, von Homilius in Sayda im Gebirge. VI. *Flüchtige Bemerkungen über die mecklenburgische Viehzucht*, von einem Sachsen, den Sachsen und allen Nicht-Mecklenburgern

zur Nötiz aufgezeichnet von C. Kfsr. Der Beschluß folgt im 3 Heft. — So vortreflich in Mecklenburg die Pferde- und Schweine-Zucht ist: so schlecht steht es daselbst um die Rindviehzucht. Auch die Schafzucht ist dort, in Vergleichung mit der sächsischen, gar unter aller Kritik, und zwar, nicht wegen dürftiger Weide, sondern wegen schlechter und verkehrter Behandlungsart, und besonders elender Fütterung im Winter. VII. *Über die Schweizer Rindviehzucht in einigen Theilen des Voigtlandes*. Unbedeutend und inager! Daß die Schweizerkühe, auch in unseren Gegenden, bey schlechter Fütterung, mehr Milch geben, als einheimische, wie der Vf. hier behauptet, das möchte wohl der Erfahrung entgegen seyn. VIII. *Über die veredelte Schafzucht* (Beschluß), vom Herausgeber. Um jene zu befördern, sollen veredelte Schäfereyen (wie z. B. die herzogl. Normalschäferey in Oberweimar) zur Springzeit achte Böcke an ganze Ämter und Gemeinden abgeben, und Schulen für Schäfer etablirt werden. Zugleich wird nebenbey eine nähere Prüfung der Stallfütterung der Schafe empfohlen. Alles sehr lesenswerth! IX. *Versuch, die Schafe im Freyen zu überwintern*, von Regel in Schlöß n. Resultat: Die Schafe fressen, bey ganz freyer Überwinterung, mehr, geben etwas weniger Wolle, und halten sich im Fleische etwas schlechter, so daß helle und lustige Schafställe den Vorzug behalten. Indessen verspricht Hr. K. die Versuche zu wiederholen. X. *Kurze Abhandlungen und Notizen*, unter welchen merkwürdig ist, daß im Jahr 1801, wo die Schiffahrt nach England noch frey war, von Wanfried aus 97000 Mltr., hingegen im Herbst 1807 nur 27800 Mltr. Getreide verschifft worden sind!

Drittes Heft. Abhandlungen. I. *Von Güter-Anschlägen und was dabey zu beobachten ist*. Interessant für diejenigen, welche Güter kaufen wollen. Wird im 1 und 2 Heft des II Bandes mit gleicher Gründlichkeit fortgesetzt. II. *Fragmente über die Behandlung des Roggens und dessen Fruchtwechsel*, von M. Gut! III. *Ein paar Worte über die Säemaschine*, von Humilius. IV. *Über die Vertilgung einiger Unkräuter*, vom Herausgeber. — Hier vom Wildhafer und Hederich. Von ersterem blieb Rec. am sichersten frey, wenn er im Nassen über Sommer bestellte, und, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, den Samen einschmieren ließ, wo er einen Vorsprung im Wachsthum bekömmt, und den Wildhafer unterdrückt. V. *Erfahrungen über den Weinbau in Thüringen*, von Kessler in Harzgerode. VI. *Von der Entstellungs- und Fortpflanzungs-Weise der Gewächse*, von F. Voigt. Eine treffliche Abhandlung für den keckenden Leser! Der Beschluß folgt Band II. Heft 1. VII. *Einige Bemerkungen über den Kartoffelbau*. — Über die verschiedenen Vernehrungsarten. IX. *Meine vor Kurzem gemachten Erfahrungen über die Drehkrankheit der Schafe*, v. F. Schmalz, mit Bemerk. des Prof. Oken in Jena, welche uns aller weiteren Beurtheilung überheben.

II Bandes, 1 Hft. II) *Allgemeine Darstellung der thüring. Landwirthschaft, mit Berücksichtigung ihrer wei-*

teren Vervollkommenung, vom Herausg. Der erste Abschnitt dieser vortrefflichen Abhandlung enthält: allgemeine Betrachtungen über die Lage Thüringens und dessen Verhältnisse in Bezug auf die Landwirthschaft. Die Lage Thüringens ist dem Ackerbau günstig in Hinsicht des Klimas und des landwirthschaftl. Handels; aber ein grosses Hindernis für den inneren Verkehr ist der Mangel an leichter und bequemer Communication. Es fehlt an künstlichen Heerstrassen, so wie an Communication zu Wasser mit dem Auslande. Zugleich liegt auch ein grosses Hindernis einer höheren Production in einigen politischen Verhältnissen, und zwar 1) in dem Tristzwange, der die landwirthschaftl. Industrie lähmt — ja wohl! leider! — 2) in der verderblichen Communion der Bauerngüter mit den Rittergütern, und der Rittergüter und Bauerngüter unter einander; 3) endlich in dem Vertheilen und willkürlichen Zerstückeln der Grundstücke der Bauern an ihre Kinder oder Erben, da doch nicht zu grosse Hufengüter für den Betrieb der Landwirthschaft weit vortheilhafter sind. Indessen so wie schon so manche Hindernisse einer höheren Production in Thüringen bereits beseitigt worden sind, wie z. B. die und da die verderblichen Frohnen: so werden auch die noch übrigen nach und nach beseitigt werden. Im 2 Abschn. ist eine Darstellung des landwirthschaftl. Gewerbes enthalten, der Vorschläge zu dessen Verbesserung folgen sollen. Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung dieser freymüthigen Abhandlung entgegen.

III. *Über den Anbau und die Benutzung der Kartoffeln, als Vertheidigung derselben gegen ihre Anfechter*, von Fr. Schmalz in Pommern bey Altenburg. Da es noch immer nicht an Munnern fehlt, welche an eine physische, moralische und politische Schädlichkeit der Kartoffeln zu glauben geneigt sind, und selbst in der sonst so beliebten landwirthsch. Zeitung erst neuerlich dergleichen alberne Grundsätze geäußert worden sind: so war eine so gründliche Vertheidigung der Kartoffeln, wie diese, keineswegs überflüssig.

IV. *Einige Worte über breite und schmale Ackerbeete*, von demselben. Aus sehr vernünftigen Gründen nimmt der Vf. die von Schwerz in s. Anleitung zur Kenntniss der belgischen Landwirthschaft angefochtenen breiten Ackerbeete in Schutz, und hält die schmalen nur etwa noch an solchen Orten für zweckmässig, wo die Felder einen festen, undurchringlichen Untergrund, eine schwere und kalte Ackerkrume und wenig Fall haben.

V. *Notizen über den bisherigen Erfolg in der Acclimatirung einiger fremden Getreidearten in dem königl. sächs. Mittelgebirge*. Von Richter. Allerdings verdienen noch manche Getreidearten weiter verbreitet und einheimisch gemacht zu werden.

VI. *Einige Bemerkungen für die Trift und gegen die Hordenfütterung der Schafe*, von Gülke. Seines Gleichen giebt es leider! noch immer sehr viele, besonders unter den Rittergutsbesitzern oder Pächtern, die, von Selbstsucht und Eigennutz geleitet, dem Tristunfuge das Wort reden, ob sie gleich die Miene annehmen, als wären sie nur für die eingeschränkte Schafrift,

welche der Industrie nicht im Wege stehe. Weisse denn Hr. G. nicht, wie die Tristgerechtigkeit entsprungen ist, wie die Menschenclasse beschaffen ist, durch welche jene exercirt wird, und zu welchen Zänkereyen, Processen und Bedrückungen sie schon Veranlassung gegeben hat und noch giebt? Was Hr. G. gestattet, und sogar in vielen Fällen für dienlich achtet, dass nämlich Schäfer auch den jungen Klee im Herbst abhüten dürfen, das würden wir in keinem Falle geschehen lassen, aus dem Grunde, weil dies die Landesgesetze ein für allemal auf das strengste verboten haben. Giebt man dieser Classe von Menschen auch nur einen Finger: so nehmen sie die ganze Hand! Man sollte sie daher zwingen, von den Landesgesetzen auch nicht ein Haar breit abzuweichen. Es wird in der That hohe Zeit, dass die Regierungen ins Mittel treten, und allem Tristunfuge ein Ende machen! Hr. G. sehe nicht bloß auf das Seine, sondern auch auf das, was des Andern ist, und — er wird unbefangener über die Sache urtheilen.

VIII. *Meine Verfahrensart bey der Behandlung der Schäfferey*, von J. F. F. Diesen vortrefflichen Aufsatz eines acht-praktischen Landwirths empfehlen wir recht dringend zur eigenen Lectüre.

IX. *Beschreibung einer vorzüglich eingerichteten Brauerey*, nämlich der zu Farrenbach, unweit Nürnberg und Fülth.

II Bandes 2 Heft. II. *Die Landwirthschaft in einigen Gegenden des ehemaligen Hesses*, von C. K — v. Eine Topographie des Werrathals in der Nähe von Treffurth, Wanfried und Eschwege. Die Landwirthschaft ist hier zum Theil noch in einem kläglichen Zustande, vorzüglich in Ansehung der Viehzucht; nur die Schweinezucht zeichnet sich aus.

III. *Bemerkungen auf (einer) und über eine landwirthschaftliche Reise der Mitbürger des ökonomischen Instituts zu Mögeln ins Oderbruch am 11, 12 und 13 Jun. 1809 unter der Leitung des Hn. Staatsraths Thaer, von Gustav Richtsteig*. Enthält nicht vielmehr, als ein Compliment eines dankbaren Schülers an seinen verdienstvollen Lehrer D. Thaer.

IV. *Auch Steine können nützlich werden auf dem Acker*, v. D. Schwabs in Wormstedt. — Möchte wohl die strenge Prüfung nicht aushalten! In den allermeisten Fällen dürfte vielmehr das Ablefen der Steine anzurathen seyn.

V. *Unterhaltung bey einem Spaziergange auf dem Lande*. Sollte nicht jeder Leser von gerechter Indignation ergriffen werden, und der Abstellung alles Tristunfugs mit Verlangen entgegen sehen? Wir empfehlen diese Lectüre obigem Hn. G. und seines Gleichen zur Beherzigung.

VI. *Über den Zustand der Agricultur in Frankreich*. Aus dem Französischen vom Prof. Dr. Gildenaupfel in Jena. Sehr lesenswerth!

VII. *Über die spanischen Schafrassen, besonders in Frankreich*. Aus den *Annales d'Agriculture par M. Tessier*. (Ebenfalls vom Prof. Gildenaupfel aus dem pariser Moniteur mitgetheilt.) Dankenswerth!

Schon diese kurzen Auszüge werden hinreichend seyn, auf das Daseyn dieser periodischen Schrift aufmerksam zu machen. Wir empfehlen sie insbesondere

allen denkenden Landwirthen Thüringens zur angelegentlichen Lectüre, überzeugt, daß sie zur Beförderung einer besseren Landwirthschaft in dem sonst so gesegneten Thüringen recht viel beytragen werde. Übrigens aber ersuchen wir theils den Verleger, der es weder an gutem Druck, noch an gutem Papier fehlen läßt, künftig mehr Fleiß auf die Correctur,

theils den Herausgeber strengere Sorgfalt auf die Redaction mehrerer Aufsätze zu verwenden, welches um so nöthiger ist, da nicht alle praktischen Landwirthe, welche Mitarbeiter an dem Jahrbuche sind, zugleich gute Schriftsteller zu seyn pflegen.

— sch —

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. Berlin, b. Ohmige dem Ält.: *Lateinische Vorleschule oder neuer angelegender Lateiner.* Ein grammatisches Lesebuch der lateinischen Sprache, nebst Wörterbuch und Grammatik für die unteren Schulclassen bearbeitet, von M. Theod. Heinsius, Professor am berlinischen Gymnasium. Zweyte, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. 1808. VI u. 202 S. kl. 8. (10 Gr.)

Inhalt und Form dieses zweckmäßigen Schulbuches, welches die Vorzüge eines Bröder, Purmann, Ermarch u. A. zugleich in sich vereinigt, sind aus der Anzeige des Referenten im vorjährigen Intelligenzbl. dieser Zeitung No. 91 hinlänglich bekannt. Vf. und Verleger haben erfüllt, was sie versprochen haben. Denjenigen, welchen der Preis von 10 Gr. für 13 Bogen noch zu hoch für ein Schulbuch dieser Art scheinen möchte, dient Folgendes zur Nachricht. Die Schulen, welche dieses Buch einführen, erhalten

100 Exempl. für 30 Rthlr. in klingend. Courant.

75	-	22 $\frac{3}{4}$	-	-	-
50	-	15 $\frac{1}{2}$	-	-	-
25	-	8	-	-	-
12	-	4	-	-	-

Neue grammatische Ansichten erwartet man in einem solchen Buche nicht: doch nahm es uns Wunder, das Fut. Exact. noch unter dem Coniunctiv aufgeführt, und alle mit einem Verbo verbundenen Casus als Rection desselben betrachtet zu sehen. *Lotus fueris, du werdest getragen worden* u. s. w. ist wahrscheinlich nur ein Versehen.

VI — VII

Jena, b. Frommann: *Lateinisches Lesebuch für die ersten (7) Anfänger, oder: Lateinisches Elementarbuch zum öffentlichen und Privat-Gebrauch von Friedrich Jakobs*, königl. hiesiger Hofrath u. s. w. und Friedrich Wilhelm Döring, herz. sächs. goth. Kirchen- und Schul-Rath etc. Erstes Bändchen. 1808. Vorbereitender Cursus. X und 116 S. Zweytes Bändchen. 1808. Erster Cursus. 224 S. kl. 8.

Hr. Jakobs hat in seinem Elementarbuch der griechischen Sprache über die zweckmäßigste Methode, den Unterricht in den gelehrten Sprachen zu erleichtern, so richtig geurtheilt, daß es uns wundert, dieses lateinische Elementarbuch minder zweckmäßig bearbeitet zu sehen. Die *grammatischen Übungen*, welche dort den ersten Cursus ausmachen, und womit sich die lateinischen Vorschulen eines Heinsius und Bröder so methodisch beschäftigen, sind hier ganz übergangen; und dem vorbereitenden Cursus, welcher ziemlich übereilt den ersten

Anfängern bestimmt ward, fehlt die Mannichfaltigkeit des zweyten Cursus des griechischen Elementarbuches. Das lateinische Elementarbuch hat zwar eben so, wie das griechische, den doppelten Zweck, zugleich den Unterricht in der Sprache zu erleichtern und die Kenntniß des Alterthums zu befördern; allein für jenen Zweck fehlt die Hinweisung auf die Grammatik, und für diesen ist Bekanntschaft mit der Geschichte allein nicht hinreichend. Ist gleich bey dem griechischen Elementarbuch die Hinweisung auf die Seitenzahlen der *battmann'schen* Grammatik durch die neue Ausgabe derselben unnütz gemacht worden: so war doch bey einer Hinweisung auf die *bröder'schen* Grammatiken eine solche Nutzlosigkeit weniger zu befürchten, da dieselben in Paragraphen getheilt sind. Was aber den Inhalt der gewählten Stücke betrifft: so vermüssen wir an den kleinen Geschnitten von Männern aus dem Alterthum, welche die Anfänger weder kennen, noch zu kennen brauchen, das Anziehende, welches die erste Lectüre für die Jugend haben soll, und geben zu diesem Behufe mit *Bröder* physikalischen u. naturhistorischen Gegenständen den Vorzug. Jeder Cursus dieses Elementarbuches hat zwey Abtheilungen, deren erste die Vf. ziemlich unpassend die *rhetorische* nennen, da sie im Vorbereitungsbuche nur Erzählungen von berühmten Männern, äsopische Fabeln und poetische Sagen, und im ersten Cursus nur Ciceros Leben und auserlesene Stellen seiner Schriften, aber keine Briefe, Reden oder Gespräche enthält. Die größte Mannichfaltigkeit haben die auserlesene Stellen des Cicero, und den größten Nutzen gewährt, besonders auch wegen der vortrefflichen, den Text begleitenden Scholien, außer Cicero's Leben, die zweyte Abtheilung jedes Cursus, welche reinhistorisch ist. Die kurze Geschichte der römischen Republick aus Eutrop im Vorbereitungsbuche, und die merkwürdigsten Begebenheiten der nichtrömischen Welt aus Justin und Nepos im ersten Cursus scheinen uns die besondere Lectüre jener Schriftsteller auf eine sehr zweckmäßige Weise zu ersetzen.

Dieses Elementarbuch möchte daher besonders für die mittleren, wenigstens nicht ganz unteren, Classen eine vorzügliche Empfehlung verdienen: Ein Wortregister ist nur dem Vorbereitungsbuche beygefügt, bey dem folgenden Cursus wird schon der Gebrauch eines Wörterbuches vorausgesetzt. Doch sind die Vf., sobald es gewünscht wird, nicht abgeneigt, nach dem Schlusse des Ganzen ein kleines unabhängiges, aber für den Gebrauch des zweyten und dritten Cursus besonders eingerichtetes Wörterbuch an das Licht zu stellen. Wir halten es für unnöthig, da der Lehrling, für welchen diese Lesebücher geeignet scheinen, eines allgemeinen Schulwörterbuches doch nicht entbehren kann. —

VI — VII.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Biblische Vorlesungen über wichtige u. gemeinnützige Abschnitte der Bibel des A. u. N. Testam. zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienst.* Von D. Wilh. Ludwig Steintrenner, Prediger zu Großbodungen und Hauröden. 2te Aufl. 1r Th. die Schriften des A. Testam. enthaltend, 652 S. 2r Th. die Schriften des N. Testam. enthaltend, 666 S. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *Englischer Dolmetscher, nebst einer kurzgefaßten englischen Grammatik zum Selbstunterricht für Deutsche, welche in Ermangelung eines Lehrers diese Sprache gründlich u. bald erlernen wollen.* Nebst Anhang eini-

ger Gespräche. 6te Ausgabe, gänzlich umgearbeitet, vermehrt und verbessert von J. A. Fahrenkrüger. 1810. 318 S. 8. (10 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *Unterhaltungen über Gutmann oder den sächsischen Kindersfreund v. M. Karl Traugott Thiem.* Ein erläuterndes Handbuch für Ältern und Lehrer, welches den Gutmann bey dem Unterrichte der Jugend zum Grunde legen wollen, von H. Gardthausen. Wohlfeile Ausgabe, 1r Bd. VIII und 244 S. 2r Bd. X u. d 356 S. 3r. Bd. VIII und 373 S. 4r Bd. IV und 430 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.) S. Recens. der erste. Aufl. 1806. No. 280.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J U L I U S , 1810.

M A T H E M A T I K.

PARIS, in der kaiserl. Druckerey: *Connoissance des Temps, ou des mouvements célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1810.* Publiée par le Bureau des Longitudes. 1808. 502 S. 8. (5 Fr.)

Dieser Band enthält die Ephemeriden und stehenden Artikel der *Conn. des T.* wie gewöhnlich; von den neuen Planeten giebt er uns die Örter noch nicht, indess läßt eine Äußerung des Hn. *Delambre* S. 483 uns hoffen, daß diese geschätzte astronomische Ephemeride nicht lange mehr den Vorwurf der Unvollständigkeit in dieser Hinsicht tragen wird. Er erwähnt dort der *Efemeridi di Milano*, in welchen man die Örter der neuen Planeten, auf besonderen Blättern, am Ende der anderen Ephemeriden angehängt hat; das, was er dort zum Lob dieser Einrichtung sagt, begründet unsere geäußerte Hoffnung. Die *Additions* enthalten Folgendes:

Beobachtungen auf der kaiserl. Sternwarte in Paris, im Jahre 1806: eine schöne Sammlung, gegen die wir aber noch das erinnern müssen, was wir bey der Anzeige eines früheren Jahrganges bemerkten. Daß in diesem Jahre keine einzige Beobachtung eines der neuen Planeten vorkommt, befremdet uns sehr; selbst Juno, die erst 1804 entdeckt wurde, und deshalb noch mehr, als ihre älteren Schwestern, auf die Aufmerksamkeit der Astronomen Anspruch machen konnte, wurde nicht observirt. — Ein Auszug aus *Gaubil's* Manuscripten giebt uns eine große Anzahl alter chinesischer Beobachtungen der Zusammenkünfte der Planeten mit Fixsternen: einige darunter können vielleicht noch von Nutzen seyn, obgleich im Ganzen genommen der heutige Zustand der Astronomie nicht viel durch solche alte Angaben gewinnen kann. — Über *Hevel's* und *Dörfel's* Entdeckungen in der Kometentheorie von *J. C. Burckhardt*. Der Vf. zeigt hier, daß *Hevel*, den die Beobachtungen zwangen, seine Hypothese einer geradlinigen Bewegung der Kometen zu verlassen, und die Laufbahnen als krummlinig anzunehmen, auf die Parabel verfiel; daß *Dörfel* zu dieser Hypothese den Zusatz machte, die Sonne in den Brennpunct der Parabel zu setzen. Man kann also beiden das Verdienst nicht absprechen, daß sie die Wahrheit gesucht und zum Theil gefunden haben: allein dieses war nur die Folge eines glücklichen Rathens, und Niemand wird sie wohl im Ernst mit *Newton* in eine Parallele setzen, und ihnen eine *S. A. L. Z.* 1810. Dritter Band.

Entdeckung zueignen wollen, die dem großen Briten allein gehört. Der menschliche Geist irrt gern auf unbekannten Wegen umher, — ist es ein Wunder, wenn er auch zuweilen auf eine Wahrheit stößt? — Allein diese Wahrheit erhält ihren Werth erst in dem Augenblicke, wenn man sie für eine solche erkennt, oder wenn das Zusammentreffen mehrerer Umstände sie wahrscheinlich macht. *Hevel* und *Dörfel* hätten eben so gut auf andere Curven verfallen können, und sie würden wahrscheinlich darauf verfallen seyn, wenn die Parabel ihrer Einfachheit halber sich nicht zuerst dargeboten hätte; sie hätten nach ihren Rechnungen die Parabel eigentlich sogar ausschließen müssen, weil sie nicht alles dadurch darstellen konnten. — Sechste Sammlung von Beobachtungen von 1752 bis 1. Jan. 1760. von *Messier*. Außer zahlreichen und schätzbaren Finsternissen und Bedeckungen, giebt uns Hr. *M.* hier die Geschichte seiner Entdeckung des berühmten Kometen von 1759, mehrerer Erdbeben, die man zu Paris bemerkte, u. s. w. — *Vidal* in *Mirepoix* theilt *Mercur's* - und *Venus* - Beobachtungen mit, und eine vom 27 Sept. 1807 bis 4 März 1808 gehende Reihe Ortsbestimmungen des großen Kometen. Rec. findet die Gewohnheit dieses Astronomen, seine Kometenbeobachtungen auf Eine Tageszeit zu reduciren, nicht nachahmungswürdig; hier hat er 7-15', und noch dazu wahre Zeit, gewählt, wodurch der einzige Vortheil, den man dieser Methode zuschreiben könnte, der der gleichen Zeitintervalle, verloren geht. Auch die Instrumente, durch welche *Vidal* die Bestimmungen erhielt, giebt er nicht an, und raubt dem Astronomen, der seine Angaben benutzen will, dadurch die Mittel, ihren Werth zu beurtheilen. Von demselben Kometen kommen in dem vor uns liegenden Werke noch Beobachtungen vor, von *Paul Ciera* in Lissabon (vom 7 Oct. bis 29 Nov.), von *Olbers* in Bremen, v. *Duc-la-Chapelle* in Montauban (v. 24 Oct. bis 18 Nov.); Elemente (parabolische) von *Demoiseau de Montfort* und *Oriani*. — Über die Messung eines Meridiangrades und der Perpendiculäre darauf, unter 12°32' nördl. Breite, von *William Lambton*, theilt uns *Delambre* hier einen, aus den Memoiren von Calcutta genommenen Auszug mit. Es wurde eine Basis von 40006,4418 engl. Fuß gemessen, nicht mit Stäben, sondern mit einer Kette, die mit einer anderen von *Ramsden* verfertigten verglichen wurde; das Azimuth dieser Basis, die fast genau im Meridian lag, wurde mittelst eines Passagen-Instrumentes bestimmt. Zum Messen der terrestrischen Winkel gebrauchte man einen Theodoliten, dem vorn

General Roy benutzten zwar ähnlich, aber doch mit einigen Verbesserungen versehen; die Winkel, die man dadurch erhielt, und die, nach der Übereinstimmung der Summen mit 180 zu urtheilen, sehr genau gewesen seyn müssen, wurden nur nach wiederholten Prüfungen und Untersuchungen angewandt. So setzte man die Dreyeckskette in der Richtung des Meridians auf 95721.3266 Fathoms fort, welcher Bogen am Himmel mit $1^{\circ}34'56''.428$ correspondirte; man fand dieses durch an beiden Endpuncten angestellte Beobachtungen des Aldebaran (resp. 17 und 18), die man mittelst eines vortreflichen Zenithsectors von 5 Fuß Rad. von Ramsden, erhielt; dieses Instrument liefs die Brüche einzelner Secunden deutlich unterscheiden, und gab schön harmonirende Resultate. Auch der auf den Meridian senkrechte Grad wurde — man erfährt nicht wie — gemessen, und = 61061 Fathoms = 57294 Toisen gefunden. Aus der Meridianmessung ergibt sich die Länge eines Grades unter $12^{\circ}32'21''$, = 60493.496 Fathoms = 56761.44 Toisen (nicht wie Hr. Delambre berechnet 60495 Fathoms = 56763 Toisen); aus der Vergleichung beider Messungen folgt die Abplattung = $\frac{1}{23}$, indess ist wohl der Perpendiculärgrad nicht sicher genug bestimmt, um seine Benutzung wagen zu dürfen. Rec. hat den Meridiangrad, den er, nach den benutzten Hilfsmitteln, und der Sachkenntniss, womit die Operation ausgeführt zu seyn scheint, für sehr genau zu halten geneigt ist, mit der grossen Gradmessung in Frankreich und der in Lappland verglichen; die Data, die er dabey benutzte, waren die neuerlich bestimmte Länge des Mètre = 443,2958 Linien, welches den mittleren Grad des Erdmeridians = 57008,205 Toisen giebt; die Länge des Grades unter $66^{\circ}20'10''$ (= 100316,1 Mèt. nach Laplace *Exposition du système du monde*) = 57188,41 Toisen; es wurde die Ellipse gesucht, die der neuen französischen Messung, welche ohne Zweifel ungleich genauer ist als die übrigen, völlig genug thut, und bey diesen Unterschieden übrig läst, deren Quadrate, wenn man sie addirt, ein Minimum ausmachen. Auf diese Weise fand sich das *wahrscheinlichste* Axenverhältniss der Erde = 316,675 : 315,675; das Quadrat der Excentricität = 0,006305643. Die Fehler, die in dieser Ellipse übrig bleiben, sind für den Grad in Lappland 3,59, für den in Indien 2,67 Toisen, um welche Quantitäten man beide vermehren müste, um sie mit dem französischen durch Eine Ellipse darstellen zu können. Rec. ist geneigt, auf dieses Resultat einiges Gewicht zu legen, da es sich nur auf sehr gute, und unter vortheilhaften Umständen angestellte Messungen gründet, und sich der Abplattung sehr nähert, die Laplace aus der Theorie des Mondes ableitete. — Astronomische Beobachtungen von Paul Ciera in Lissabon. — Methoden, die Verbesserung der an einem Passageninstrumente beobachteten Durchgänge der Sterne zu finden, von Delambre. Ein vielleicht etwas zu weitläufiges Memoire über einen Gegenstand, der wohl keinen Astronomen embarrassiren kann, der schon so oft zur Sprache gebracht ist, dass sich wohl nichts we-

sentliches Neues mehr darüber sagen lässt; es sey denn die in der That sehr richtige Bemerkung des Hn. Delambre, dass man die Fehler des Nivellements der Axe und die Azimuthalabweichung nicht zugleich bestimmen kann, wenn man nicht die Zeit des Durchgangs der beobachteten Sterne durch den wahren Meridian kennt. Es kann in der That nichts augenfälliger seyn, als dass man die Stellung eines Mittagsfernrohrs gegen den Horizont oder Meridian nicht angeben kann, wenn man nichts kennt, was sich auf diese Ebenen bezieht. Hr. Delambre hätte eine so weitläufige Rechnung nicht nöthig gehabt, um diese Wahrheit zu beweisen; früher wurde sie vielleicht nicht erwähnt, weil man voraussetzte, sie müsse sich einem Jeden von selbst aufdringen. — Beobachtung der Mondfinsterniss vom 4 Januar 1806, von Vidal in Mirepoix. — Astronomische Beobachtungen von Thulis in Marseille, von Flaugergues in Viviers (u. a. die Polhöhe der Sternwarte = $44^{\circ}29'16''$, aus 706 Beobachtungen des Polarsterns, mit einem Repetitionskreise von Hautpoix). — Hr. Delambre giebt S. 422 — 449 die Aberrations- und Nutations-Tafeln des Hn. von Zach, und die des Hn. Prof. Gauss; letztere mit einer Erklärung begleitet; die von ihrer Construction Rechenschaft giebt. Rec. zieht diese Tafeln allen anderen weit vor, und wendet sie selbst da, wo Hr. Delambre den gewöhnlichen den Rang einräumt, bey den Zodiacalsternen, lieber an. — Geschichte der Astronomie für 1808. Nur die Anzeige einiger neu erschienenen astronomischen Werke, bey welchen wir uns hier nicht verweilen dürfen; — zu Landes Zeiten enthielt dieser Artikel oft Manches, was eigentlich wohl nicht hinein gehörte — jetzt scheint es dem Rec. doch zu mager zu seyn. — Bericht über die Fortsetzung der grossen Operation — der Messung des Meridianbogens von Dünkirchen bis Formentera. Es ist unseren astronomischen Lesern bekannt, dass, nach Méchains Tode, Biot und Arago beauftragt wurden, die Messung von Montjouy aus, bis nach den balearischen Inseln fortzusetzen; sie triangulirten zu diesem Ende die spanische Küste bis ins Königreich Valencia und verbanden die Insel Formentera mit dem festen Lande durch ein ungeheures Dreyeck, — das grösste, welches je gemessen wurde — dessen eine Seite 82555 Toisen (= $21 \frac{3}{4}$ geogr. Meilen) lang war. Die Winkel wurden mit einem grossen lenoirschen Kreise bey Nacht gemessen, weshalb man auf den Stationen vom Untergang der Sonne bis zum Morgen brennende Lampen mit Reverberen unterhielt. Die Breite von Formentera wurde durch 2558 Beobachtungen des Polarsterns bestimmt, und = 42,961777 Decimalgrade (= $38^{\circ}39'56''.16$) gefunden; — da die des anderen Endpuncts der Operation — Dünkirchen — ehemals von Delambre = $56^{\circ}70'66''.52$ (= $5^{\circ}2'9''.55$) gefunden wurde: so umfasste die ganze Messung einen Bogen von $13^{\circ}74'48''.75$ (= $12^{\circ}2'13''.39$); auf der Erde = 1374438 72 Mèt. von 443,296 Lin. der Toise von Peru, bey einer Temperatur von $16\frac{1}{2}^{\circ}$ des Centesimal-Thermometers. Nach dem früher beendigten Theile dieser ewig merkwür-

digen Unternehmung, wurde die Länge des *Mètre* definitiv festgesetzt: jetzt wird sie auf 443,2958 Lin. reducirt, d. h. sie stimmt mit der gesetzlichen Annahme so genau überein, daß nur ein sehr günstiger Zufall die Ursache davon seyn kann. Denn so sehr man auch auf sichere Resultate rechnen konnte, indem vorzügliche Astronomen, mit allem Nöthigen ausgerüstet, diese Operation leiteten: so würde doch ein 50 Mal so großer Unterschied nicht befremden dürfen. Die Länge des einfachen Pendels, das zu Formentera Decimalssecunden schwingt, bestimmten die Astronomen aus 10 Versuchen = 0.7412061 *Mét.* (= 440,155 Lin. für die Sexagesimalsecunde); nach *Laplace's* Theorie hätte sie 0,0000616 *Mét.* (0,0366 Lin.) kürzer seyn müssen. Der Unterschied, der außer den Fehlern der Beobachtungen liegt, deutet auf eine Unregelmäßigkeit

in der Constitution der Erde. In Bordeaux und Figeac hatten diese Pendelversuche wiederholt, und sie *Laplace's* Theorie entsprechend gefunden; dieser liegt die von Borda für Paris bestimmte Constante zum Grunde.

Delambre zeigt am Ende noch einen bedeutenden Fehler in der vom *Bureau des longitudes* veranstalteten Ausgabe der bürgerlichen Mondstafeln an, auf den wir die Besitzer dieser Tafeln aufmerksam machen. Tab. XXV hat nämlich falsche Argumente, an deren Stelle man oben

O. VI. | I. VII. | II. VIII. | III. IX. | IV. X. | V. XI. | schreiben muß. Auch giebt *Delambre* seine Zeitgleichungstafeln (s. unsere Rec. der *Tables astronomiques* 1808. No. 9) nach Verbesserung des vom Hn. v. Zach darin gefundenen Fehlers. LLAL.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Ansbach* b. Gaseri: *Leichte und kurze Darstellung der Differential-Rechnung.* Eine Abhandlung von Carl Brzenzeiger, Prof. der Mathematik u. Physik am kön. Gymnasium zu Ansbach. 1809. 54 S. 4. (8 Gr.) Bekanntlich ist in den meisten Lehrbüchern der höheren Analysis die Differential-Rechnung schwierig und in Ansehung der Strenge, Ordnung und Methode unvollkommen dargestellt. Besonders fehlt es den ersten Grunden jenes Calculs größtentheils an gehöriger Falschheit. Hr. B. urtheilt richtig, wenn er den Grund dieses Mangels theils in die immer mit Nebel umhüllten Begriffe des Unendlichkleinen und Unendlichgroßen, theils auch darin setzt, daß man die Elemente der höheren Analysis durch fremdartige Lehren zu sehr entstellt, und sie so in ihrer eigenthümlichen Reinheit gerührt habe. Er macht daher hier einen Versuch, den Anfängern, nach *Lagrange's* trefflichen Werke (*Théorie des fonctions analytiques* cet. Paris. An V), die Gründe der Differentialrechnung so einfach und leicht als möglich vorzutragen. Zu dem Ende leitet Hr. B. das von *Lagrange* zuerst bewiesene äußerst wichtige Theorem:

$$f(x+i) = f(x) + pi + qi^2 + ri^3 + si^4 + \dots$$

worin $f(x)$ die ursprüngliche Function bedeutet, und p, q, r, s u. f. w. Coefficienten, welche durch die Function von x gegeben sind, vorstellen, aus einem noch allgemeineren Satze ab. Er zeigt nämlich, daß, wenn $f(x)$ irgend eine Function von x ist, und in derselben x um eine willkürliche GröÙe s zunimmt, sich immer $f(x+s)$ in eine Reihe von der Form:

$$X + X's + Xs^2 (s-w) + Xs^3 (s-w)(s-2w) + \dots$$

entwickeln läßt, wo w eine neue ganz willkürliche GröÙe ist, und X, X', X'' u. f. w. Functionen von x bedeuten, die zwar w , aber kein s enthalten sollen. Die Möglichkeit dieser Entwicklung wird dadurch erwiesen, daß sich, bey der angenommenen Form der Reihe, die unbekannten Functionen X, X', X'', X''' u. f. w. bestimmen lassen. Diese Bestimmung führt auf $X = f(x)$; $X' = f'(x)$; $X'' = f''(x)$; $X''' = f'''(x)$ u. f. w. und hieraus fließt

1. 2. 3. . . . und hieraus fließt nun der allgemeine Satz:

$$f(x+s) = f(x) + \frac{s}{1} f'(x) + \frac{s(s-w)}{1 \cdot 2} f''(x) + \frac{s(s-w)(s-2w)}{1 \cdot 2 \cdot 3} f'''(x) + \dots$$

worin jede der GröÙen $f'(x)$; $f''(x)$; $f'''(x)$ u. f. w. von der unmittelbar vorhergehenden gerade so abgeleitet wird, wie die erste $f'(x)$ aus der ursprünglichen $f(x)$. Dieses Theorem wird nun sogleich auf mehrere Sätze, z. B. auf die Entwicklung des newtonschen Binomiums mit Vortheil angewandt. Zur Ableitung dieses Satzes nimmt der Vf. $f(x) = a^x$, und kommt hiedurch auf den Ausdruck:

$$a^x = 1 + \frac{(a^w - 1)}{w} + \frac{s(s-w)}{1 \cdot 2} \frac{(a^w - 1)^2}{w^2} + \frac{s(s-w)(s-2w)}{1 \cdot 2 \cdot 3} \frac{(a^w - 1)^3}{w^3} + \dots$$

Da in dieser Reihe die GröÙe w ganz willkürlich ist: so kann man ihr jeden beliebigen Werth geben. Setzt man $w = 0$: so entsteht, wie sich der Vf. selbst ausdrückt, die

Schwierigkeit, daß der Bruch $\frac{a^w - 1}{w} = \frac{a^0 - 1}{0} = \frac{1 - 1}{0} = \frac{0}{0}$

wird. Was hat aber $\frac{0}{0}$ für eine Bedeutung? Hr. B. sagt: „Um zu entdecken, was ein solcher Ausdruck andeuten, und ob ihm überhaupt ein wirklicher Werth entsprechen könne, muß man zuvörderst seinem Ursprung aus bekannten Functionen nachforschen. Man setze also, es sey eine Function wie

$(ax + w)^n$, wo w eine ganz beliebige, von x und den an-

deren GröÙen unabhängige GröÙe ist. Giebt man nun in dieser, ehe man sie auf ihre einfachste Benennung bringt, w d. Werth 0: so entspringt daraus der Ausdruck $\frac{0}{0}$. Bringt man aber dieselbe vorher auf ihre einfachste Benennung, indem man im Zähler und Nenner mit w dividirt: so wird ihr Werth für $w = 0$, $\frac{a^n x^n}{b}$. Man sieht also, daß in diesem Falle $\frac{0}{0} = \frac{a^n x^n}{b}$ ist.

Es sey wiederum die Function $(x+w)^2 - x^2$, und man setze

wieder in derselben $w = 0$: so erhält man gleichfalls für diesen Werth von w , den Werth derselben $\frac{0}{0}$. Bringt man sie aber vorher auf ihre einfachste Form, welche $2x + w$ ist: so erhält man für $w = 0$ den Werth derselben gleich $2x$. Demnach ist für diesen Fall $\frac{0}{0} = 2x$. Hieraus erhellt klar, daß der Ausdruck $\frac{0}{0}$ aus jeder gebrochenen Function, die nicht auf ihre einfache Form gebracht ist, dadurch entstehen könne, daß dieser Factor Null gesetzt wird. Und daß sein wahrer Werth jedesmal nur aus der Function erkannt werden könne, aus der er entsprungen ist; und zwar dadurch, daß man dieselbe vorher auf ihre einfachste Form bringt, ehe man diesen Factor Null setzt.“ Wir wollen zwar dieser Erklärung des Vfs. nicht geradezu widersprechen, auch die reelle Bedeutung des Quotienten $\frac{0}{0}$ in der Functionenlehre nicht in Abrede stellen: können aber dennoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es Anfängern des Studiums der höhern Analysis sehr auffallend ist, wenn man den Ausdruck: $\frac{0}{0}$ (Null dividirt durch Null), welchen die Elementararithmetik als sinn- und bedeutungslos erklärt, in der höhern Rechenkunst als die Quelle der wichtigsten Wahrheiten auführt. Findet der Anfänger hier jene strenge Evidenz wieder, welche ihn bey seinem frühern mathematischen Studium geleitet hat? und ist es ihm zu verargen, wenn ihn dieses von fernern Fortschritten im höhern Gebiete abhält? Wenn man den Ausdrücken $\frac{a}{0}$ und $\frac{0}{a}$, wobey man sich bisweilen unendlich gro-

die und unendlich kleine Größen denkt, deshalb den Vorzug der Falschheit abpricht, weil man sich die eigentliche Null weder als Divisor, noch als Dividenden gedenken kann: wie wird sich der Anfänger unter dem Bruche $\frac{0}{0}$, wo Divisor und Dividend zugleich Nullen sind, eine Mehrheit wirklicher Werthe überzeugend vorstellen können? Um nun noch zu zeigen, wie der Vf. von diesen Vorderätzen die Anwendung auf die Differentialrechnung macht, denke man sich obige Reihe Θ . In ihr ist $f(x)(x)$ dergestalt aus $f(x)$ abgeleitet, daß $f(x)(x) = f(x+w) - f(x)$ wird, und auf gleiche Wei-

se wird $f(x)(x)$ aus $f(x)(x)$ u. f. f. bestimmt. Da nun eine willkürliche von x und s unabhängige Größe ist: so müssen, wenn man in der Reihe Θ alle Theile, die kein w enthalten, absondern könnte, solche für sich den Werth von $f(x+s)$ geben. Diefes erhält man durch $w = 0$. Hiedurch wird $f(x)(x) = \frac{0}{0}$. Da aber dieser Ausdruck, nach des Vfs. Darstellung, einen wirklichen Werth hat: so entsteht die Frage: wie wird dieser Werth für jede bekannte Function bestimmt? Die Auflösung dieses Problems ist der Gegenstand der Differentialrechnung. Von diesem Princip ausgehend untersucht Hr. B. zuerst die Differentialverhältnisse der einfachen analytischen Functionen x^n , $1x$, a^x und $\sin. x$, und dann geht er zu den aus ihnen zusammengesetzten über. Alles dieses geschieht mit musterhafter Gründlichkeit des Vortrags; und so sehr wir diese Eigenschaft an Hn. B's. Arbeit zu rühmen Ursache haben: so sehr wünschen wir den Fundamentallehren eine größere Falschheit, damit auch die Forderungen der ersten Anfänger an sie vollkommen befriedigt werden. Δ

Brandenburg, b. Hessenland: Vorbereitung zur reinen Geometrie, insbesondere zu Euklids Elementen, von J. W. Fischer. 1809. VIII u. 80 S. gr. 8. Nebst vielen eingedruckten Holzschnitten. (8 Gr.) Für Lehrer der Geometrie, welchen eine gründliche und falsche Entwicklung der ersten Fundamentalbegriffe dieser Wissenschaft zur Gewohnheit geworden, ist diese Schrift, welche sich eben mit Auseinandersetzung dieser Grundlehren beschäftigt, entbehrlich. Der gute Führer wählt sich einen guten Leitfadern zum Unterrichte, und geht nicht eher von einem Elementarbegriffe zum andern, bis er dieselben bey seinen Zuhörern erweckt und zur lebendigen Erkenntnis gebracht hat. Indessen giebt es noch immer Lehrer, welchen diese Betrachtungen mehr oder weniger fremd sind. Sowohl diesen, als denjenigen, welche durch Privatleiß die Geometrie gründlich erlernen wollen, können wir dieses Werkchen als Vorbereitungsstudium empfehlen. Der Vf. verräth meist eine klare Einsicht in die geometrischen Grundlehren, und seinem Vortrage gebricht auch die Gabe der Deutlichkeit nicht. Er beginnt mit den Begriffen von Körper, Fläche, Linie, Punkt u. f. w., erklärt hierauf den Gebrauch der willkürlichen Abkürzungszeichen, und giebt dann Erläuterungen über die Axiome und Postulate, welche größtentheils die euklidischen sind. Der Anhang enthält eine kurze Eintheilung der Mathematik und etwas Weniges von der mathematischen Methode.

Um denen, welche sich dieses Buches bedienen, nützlich zu seyn, fügen wir folgende Bemerkungen bey. In den ersten No. I - V hätte der mathematische Körper, die mathematische Fläche, die mathem. Linie und der mathem. Punkt von dem physischen Körper, der phys. Fläche, der phys. Linie und dem phys. Punkte deutlicher sollen unterschieden werden, weil dieser Gegensatz bekanntlich von großer Wichtigkeit ist. No. XIV heist es: „Eine gerade Linie verlängern

heist: an einen ihrer Endpunkte eine andere gerade Linie so setzen, daß beide, ohne zusammenzufallen, nur eine gerade Linie ausmachen.“ Diese Erklärung ist zu eng. Denn sie drückt den Begriff der Verlängerung nicht im Allgemeinen, sondern nur nach einer bestimmten geraden Linie aus. Die Erklärung der ebenen und krummen Flächen No. XVI u. XVII wäre verständlicher ausgefallen, wenn sie der Vf. auf den schon bekannten Begriff der geraden Linie gegründet hätte. — Falschlicher erklärt man den ebenen geradlinigen Winkel durch die Neigung zweyer gerader Linien, als durch die Öffnung derselben, wie es No. XIX heist. Letzteres verleitet auch die Anfänger eher zu dem Irrthume, daß die Größe des Winkels von der Länge der Schenkel abhängt, wie Rec. aus Erfahrung versichert. In No. XXXII hätte kurz bemerkt werden sollen, daß bey der Bewegung des Winkels DEF der Punkt D jedesmal oberhalb des Schenkels EF bleiben müsse, da sonst keiner der dortigen drey Fälle eintréten kann. Erst in No. XLV wird erklärt, wann gerade Linien in einerley Ebene liegen, da doch die meisten der vorhergehenden Erklärungen diesen Begriff schon stillschweigend voraussetzen. Diefes ist ein Fehler wider die Methode. No. XLIX könnte daher schon unmittelbar nach No. XVII stehen. In No. LV werden die Figuren in geradlinige, krummlinige und gemischte eingetheilt; letzteres sollte wohl gemischthalbige heißen. Die Erklärung der regulären und unregelmäßigen Figuren sollte nicht No. LVII u. LVIII, sondern erst nach der Anzeige der einzelnen Gattungen der Figuren gesetzt werden, weil sie dort weit falschlicher ist, und sogleich durch die schon behandelten regelmäßigen Figuren erläutert werden kann. In No. XC ist das Parallelogramm nicht vom gewöhnlichen Trapeze unterschieden. Bey der Erklärung der zum Kreise gehörigen Begriffe vermissen wir folgende: Kreisbogen, Arcus, Abschnitt, Abschnitt, Mittelpunct - und Peripherie - Winkel, Quadrant, Halbkreis. Daß unter den Erklärungen auch der Begriff der Ähnlichkeit fehle, wollen wir dem Vf. eben nicht übel deuten, da er ihn vielleicht für Anfänger der niedrigsten Classe nicht geeignet hielt. Aber darin ist er nicht zu entschuldigen, daß er den so äußerst wichtigen Unterschied zwischen Sach- und Wort-Erklärungen gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Soll der Lehrling zum denkenden Geometer gebildet werden: so darf er nichts auf Treu und Glauben annehmen, sondern eigene Überzeugung muß ihn überall leiten. Der Lehrer muß ihn also bey jeder gegebenen Erklärung aufmerksam machen, ob der erklärte Gegenstand, ohne Beyhülfe geometrischer Vorderätze, schon durch eine höchst evidente Construction möglich sey, oder ob man durch die Erklärung nur den Begriff angeben will, welchen man mit einem gewissen Worte bezeichnet, ohne dabey zu entscheiden, ob ein solcher Begriff eine geometrische Realität habe, oder nicht. Wenn man z. B. den Begriff des Winkels, des Dreyecks, des Kreises u. f. f. aus der Entstehung dieser Objecte ableitet: so ist die hierauf gebaute Erklärung vollkommen befriedigend; erklärt man aber die Parallelogramme, die Parallellinien u. f. w.: so werden bloße Worte definiert, und die Sätze der Geometrie selbst müssen diesen Worten erst ihre reale Gültigkeit verschaffen. Der Vf. hätte also die Elementarbegriffe, so viel es seyn kann, geneiisch erklären, und da, wo dieses noch nicht thunlich ist, die wesentliche Bemerkung beysügen sollen, daß der Beweis über die Möglichkeit dieser erklärten Gegenstände noch geliefert würde. — Diese hier gerügten Mängel abgerechnet, entspricht die Schrift ihrem Zwecke, und wird Anfängern zum gründlichen Studium der Geometrie förderlich seyn. Δ

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Kern d. Ält.: Gebetbuch für Katechumenen nebst Anhang anderer Gebete herausgegeben von J. A. V. Weigel. 3te verbess. u. verm. Aufl. 1810. 156 S. 8. (4 Gr.)
Hamburg, b. Gundmann: Kleine deutsche Sprachlehre für Bürger- und Landschulen. Ein Leitfadern vorzüglich für

solche deutsche Schulen, in welchen man zur Erlernung der Regeln seiner Muttersprache nur wenig Zeit anwenden kann, von J. C. Müller, Katechet am Waysenhaus in Altona. Neue verbesserte wohlfeile Ausgabe. 1810. VII und 204 S. 8. (4 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J U L I U S , 1 8 1 0 .

P H I S I K .

OLDENBURG, b. Schulze: *Beobachtungen und theoretische Untersuchungen über die Strahlenbrechung.* Von H. W. Brandes, herzogl. holstein-oldenburgischem Deichconducteur. 1 Band, welcher die Beobachtungen und empirische Resultate aus denselben enthält. Mit 11 Tabellen und 2 Kupfern. 1807. 128 S. 4. (2 Thlr. 12 gr.)

Die Anzeige eines der wichtigsten Werke über Strahlenbrechung, welche in neueren Zeiten erschienen sind, würde früher erfolgt seyn, wenn wir nicht auf die Erscheinung des zweyten Bandes gehofft hätten. Allein der Vf. scheint noch eine neue Reihe Refractions-Beobachtungen machen zu wollen, ehe er die theoretischen Untersuchungen über ein Problem giebt, welches schon so lange die Naturforscher beschäftigt hat, und das eins der schwierigsten Capitel der Naturlehre ausmacht.

Hr. B., ein Schüler Woltmanns und Lichtenbergs, benutzte die Musse, welche er in den einsamen Eckwarden hat, um die Refractions-Beobachtungen fortzusetzen, welche er früher bey seinem erstgenannten Lehrer kennen gelernt hatte. Die großen Ebenen, welche das flache Küstenland zwischen der Jahde und Weser bildet, waren vorzüglich geschickt, um den Weg eines Lichtstrahls zu beobachten, welcher immer in gleicher Entfernung von der Erde blieb. Hiezu kam der weite Meerbusen der Jahde, wo sich der Weg des Strahls über eine Wasserfläche von zwey Stunden beobachten ließ. Des Vfs. Art zu beobachten war folgende: Er schlug zwey senkrechte Pfähle ein, die etwa 1000 Fufs von einander entfernt waren, und zwar so, daß sie in der Richtung des zu beobachtenden Gegenstandes standen. Der nächste war in Zoll eingetheilt, und an diesen legte er ein achromatisches Taschenperspectiv, welches er so lange hinauf und hinunter schob, bis er den zu beobachtenden Gegenstand und die Spitze des anderen Pfahls in einer geraden Linie sah. Er bemerkte dann die Höhe des Fernrohrs in Zoll, und mit einer leichten Reduction verwandelte er diese in Bogen, wobey er bey dem großen Radius seines Winkel-Instruments die scheinbare Höhe immer bis auf 1 oder 2 Sec. genau hatte. Die Gegenstände, welche er beobachtete, waren, 1) die Kirche in Bokhorn, 2) ein Haus in Damgast, 3) der heppener Teich u. s. w. Der letzte Gegenstand war 17000 p. Fufs entfernt, der zweyte ist 36300 Fufs, und die Kirche 62000 Fufs entfernt. Man sieht hieraus, auf welchen langen Linien beobachtet wurde; und wie merkbar jede Ablenkung des Lichtstrahls von seinem geraden Wege werden mußte. —

Da es der Zweck des Vfs. war, die Regel zu finden, nach der sich die Strahlenbrechung vermehrt oder vermindert: so beobachtete er zugleich die Quecksilberwage (Barometer), den Wärmemesser und den Feuchtigkeitsmesser. Unter die merkwürdigsten Erfahrungen der ersten Reihe der Beobachtungen gehört besonders eine, welche zeigt, wie unsicher es seyn würde, wenn man die Entfernung eines Gegenstandes aus den Höhenwinkeln bestimmen wollte, unter welchen er sich in zwey senkrecht übereinander liegenden und 14 Fufs entfernten Standpunkten zeigt. Bey einer Beobachtung, die der Vf. an der Kirche von Bokhorn machte, sollte der Unterschied im Höhenwinkel nur 43 Sec. betragen, und die Erfahrung gab ihn zu 4 Min. 14 Sec. Ein anderthal, wo die Gegenstände ungewöhnlich niedrig erschienen, war er $\frac{1}{2}$ 42 Sec. Im letzteren Falle erschien der Gegenstand im niedrigen Standpunkte weniger über den Horizont erhaben als im höheren, weil der Lichtstrahl jetzt nicht seine hohe, sondern seine erhabene Seite gegen die Erde kehrte, und der niedrigere Strahl eine stärkere Krümmung als der höhere hatte. Wer also die Entfernung der Kirche aus dieser verticalen Standlinie hätte herleiten wollen, der würde im ersten Falle die Entfernung nur etwa zu 12000 Fufs geschätzt haben, und im zweyten Falle wäre er ganz irre geworden, da die von einerley Gegenständen herkommenden Strahlen nicht zusammen, sondern aus einander liefen.

Die ersten Beobachtungen des Vfs. waren vom J. 1803, und so wenig Ausbeute sie auch in Hinsicht der festzustellenden Regeln gaben: so zeigten sie doch, daß der Weg des Lichtstrahls da, wo er über Land geht, viel regelmäßiger sey, als wo er über Wasser oder Watten geht. Im Sommer 1804 setzte er diese Beobachtungen fort, und wählte nun lauter Gegenstände, bey denen der Lichtstrahl über eine möglichst gleichförmige Ebene ging (bey den früheren Beobachtungen ging er zum Theil über Land und zum Theil über Wasser). Diese Beobachtungen gaben ein erwünschtes Resultat, und der Vf. setzte sie im Frühjahr 1805 noch fort, um Aufschlüsse über den physischen Grund der Veränderungen in der Brechung des Lichtstrahls zu erhalten.

Man findet im ersten Abschnitte eine vollständige

dige Darstellung aller Beobachtungen, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, die Richtigkeit der Folgerungen zu beurtheilen, die aus ihnen gezogen werden. Der zweyte enthält die Resultate, welche die Vergleichung derselben darbietet. Dieser hat 5 Abtheilungen. In der *ersten* wird gezeigt, dass, wenn man eine Reihe von Beobachtungen über die scheinbare Höhe der Gegenstände in der Nähe der Erde anstellt, und zugleich die Wärme der Luft in verschiedenen Höhen untersucht, die scheinbare Höhe irgend eines Gegenstandes über der Horizontal-Linie desto gewisser sey, je wärmer die obere Luft in Vergleichung der unteren ist. — Die Beobachtungen zeigen, dass an heiteren Tagen die Luft in 16½ Fufs Höhe ungefähr $\frac{3}{4}$ Grad R. kälter war, als in 4 Fufs Höhe. Nach der grössten Mittagswärme verminderte sich dieser Unterschied, weil die Wärme an der Erde schneller abnimmt, und wurde = 0. Bey Sonnenuntergange wurde die Luft unten kälter wie oben, und dieser Unterschied ging auf 1½ Grad, um welche die obere Luft wärmer war, als die 12 Fufs niedrigere. Während dieses sich ereignete, nahm die scheinbare Höhe aller Gegenstände über dem Horizonte beständig zu, und erreichte ihr Maximum mit dem Maximum des Wärmeunterschiedes. An heiteren stillen Tagen war dieses am auffallendsten, ob schon es auch dann noch mehr oder weniger Statt fand, wenn die Luft durch einander geweht wurde.

Jetzt liess sich auch untersuchen, welche scheinbare Höhe eines Punktes mit einer gewissen Wärmedifferenz zusammengehöre. Bey diesen Untersuchungen zeigte es sich, dass sich die scheinbare Höhe eines Gegenstandes nicht um gleichviel ändere, wenn die Wärmedifferenz um gleichviel zu- oder abnimmt; sondern dass bey gleichem Unterschiede der Wärmedifferenz die scheinbare Höhe sich am meisten änderte, wenn die Luft in 16½ Fufs etwa $\frac{1}{2}$ Grad wärmer war, als in 4 Fufs Höhe. — Woher dieses rühre, zeigt jetzt der Vf. Künftige Beobachtungen werden dieses noch näher erläutern.

Mit Hülfe dieser Beobachtungen konnte nun auch so ziemlich der Zeitpunkt bestimmt werden, wenn die Lichtstrahlen geradlinig fortgehen. Da nämlich bey gleicher Temperatur in 16½ Fufs Höhe die Dichtigkeit der Luft um $\frac{1}{1120}$ kleiner ist, als in 4 Fufs: so muss die Dichtigkeit der unteren Luftschicht gleichförmig seyn, wenn in jener die Wärme um $\frac{1}{10}$ Grad grösser ist, als in dieser. Bey dieser *Wärmedifferenz gehen also die Lichtstrahlen in den unteren Schichten geradlinig fort.*

Zweyte Abtheilung. Unter den elf Gegenständen, worauf die Hauptreihe der Beobachtungen gerichtet war, befanden sich mehrere gleich entfernte von *ungleich* scheinbarer Höhe, aus denen sich also bestimmen liess, wie die nach senkrechter Richtung genommene scheinbare Grösse desselben Gegenstandes sich ändert, wenn er mehr oder minder über die Horizontallinie erhoben erscheint. Man hatte schon früher bemerkt, dass mit der grösseren Erhebung die

scheinbare Grösse abnimmt, und hier fand sich dasselbe. Bey 1000 Fufs Entfernung und bey geradlinigem Fortgange der Lichtstrahlen erschien ein Gegenstand 7½ Mip. hoch. Aber die scheinbare Grösse desselben verminderte sich um $\frac{1}{2}$, wenn sich die scheinbare Höhe vom Kleinsten bis zu ihrem Grössten änderte. — Das Gesetz dieser Änderung hatte man früher noch nicht gefunden. Aus den vorliegenden Beobachtungen folgt, dass die Abnahme der scheinbaren Grösse dann am schnellsten ist, wenn die Lichtstrahlen geradlinig fortgehen. Entwirft man nämlich eine Construction, in welcher die Abscissen die scheinbaren Höhen der oberen Seite des Gegenstandes, und die Ordinaten die scheinbaren verticalen Grössen desselben Gegenstandes sind: so hat diese Curve einen Wendungspunct, welcher mit derjenigen Höhe zusammengehört, die dem geradlinigen Fortgange der Strahlen entspricht. — Dieses Resultat wird durch alle Beobachtungen bestätigt.

Dritte Abth. Da ungleich entfernte Gegenstände nicht alle unter gleich grossen Höhenwinkeln erschienen: so konnten sie nicht unmittelbar mit einander verglichen werden. — Durch eine Reihe gut angelegter Beobachtungen verschaffte sich der Vf. einen dritten Vergleichungspunct, wodurch er diesem Mangel abhalf, indem er eine Interpolationsmethode einführen konnte. Das Verfahren dabey hier aus einander zu setzen, würde zu weitläufig seyn. Das Resultat dieser Untersuchungen war, dass bey gleichförmig zunehmender Höhe des entfernteren Gegenstandes der nähere sich ungleichförmig und dann am schnellsten erhebt, wenn der Lichtstrahl *gerade fortgeht*. Die Gründe dieser Erscheinung werden nun näher vom Vf. entwickelt. Bey Gegenständen, die ziemlich hoch erscheinen, ist das Verhältniss der Verminderung beständig, und den Quad. Wurzeln aus der Entfernung proportional.

Vierte Abth. Nach diesen Vorbereitungen kommt nun der Vf. auf die wichtige Frage: Wie hoch wird ein Gegenstand von bekannter Entfernung und Höhe erscheinen, wenn ein anderer gleichfalls bekannter Gegenstand unter einem gegebenen Höhenwinkel erscheint? — oder umgekehrt: Wie gross ist die wahre Höhe des ersten Gegenstandes, wenn seine Entfernung und scheinbare Höhe nebst der gleichzeitigen scheinbaren Höhe des zweyten völlig bekannten Gegenstandes gegeben ist? In der Entfernung = D ist die scheinbare Höhe eines Gegenstandes = H bestimmt, dessen wahre Höhe man nicht kennt; man hat aber zugleich die scheinbare Höhe = h und h' zweyer *bekannter* Gegenstände beobachtet, deren Entfernung unter sich = d ist. Es heisse a und a' diejenige Höhe, unter welcher die letzteren beiden Gegenstände bey geradlinigem Fortgange der Lichtstrahlen erscheinen: so sind diese Grössen bekannt. Da die Beobachtungen zeigen, dass die Veränderungen der Höhe solcher Gegenstände, die bey geradem Fortgange der Lichtstrahlen gleich hoch erscheinen, sich nahe wie die Quadratwurzeln der Entfernung verhalten: so hat man:

$$a + (h - a) \sqrt{\frac{D'}{d}} \text{ und } a'' + (h'' - a'') \sqrt{\frac{D}{d}}$$

die Höhe, unter welcher Gegenstände in der Entfernung D jetzt erscheinen würden, wenn sie bey geradem Fortgange der Lichtstrahlen in den Höhen a und a'' erschienen.

Die in der dritten Abtheilung benutzte Interpolationsmethode lehrt nun, wie man aus den drey für diesen Augenblick geltenden scheinbaren Höhen dreyer Gegenstände, die sich alle in der Entfernung $= D$ befinden, die wahre Höhe des einen findet, wenn die wahre Höhe des anderen bekannt ist, und so gelangt man zu dem gesuchten Resultate, nämlich die wahre Höhe desjenigen Gegenstandes zu finden, der in der Entfernung D gerade jetzt in der Höhe H erscheint. Diese Rechnung wird zwar nur in gewissen Grenzen mit Sicherheit anwendbar seyn. Doch zeigen die an Beyspielen erörterten Berechnungen des Vis., daß man sich hiebey nicht weit von der Wahrheit entfernen wird, wenn man die Beobachtungen mit Vorsicht auswählt.

Die fünfte Abtheilung enthält die Resultate einer kleinen Reihe von Beobachtungen, die von ungleich hohen Standpunkten auf einerley Gegenstand gerichtet waren. Die Beobachtungen waren nicht sehr zahlreich, zeigen indess doch deutlich, daß bey gleichen Veränderungen der scheinbaren Höhe im höheren Standpunkte die scheinbare Höhe im niedrigeren Standpunkte bey dem geradlinigen Fortgange der Lichtstrahlen am stärksten zunahm. Diese Erfahrung stimmt mit der in der zweyten Abtheilung erwähnten überein, und erklärt sich aus denselben Gründen.

Der dritte Abschnitt des Buches betrifft die Erscheinungen, die unter dem Namen der *Spiegelungen* bekannt sind, und unter denen die *Fata morgana* eine der berühmtesten ist. Der Vf. bemerkt sehr richtig, daß man vorher genau bestimmen muß, was man sieht, ehe man an eine genügende Erklärung denken darf, und besonders helfen uns die poetischen Beschreibungen der *Fata morgana* sehr wenig zur Vermehrung unserer Kenntnisse der Strahlenbrechung. Man müßte auf dem Ufer bey Reggio Richtungslinien mit Zielstäben abstecken, und dann angeben, welche Gegenstände rückwärts auf dem Lande in diesen Richtungslinien liegen, und was man bey der Erscheinung auf dem Meere vorwärts in diesen Linien für Bilder sieht. Ohne auf diese Weise vorbereitete Beobachtungen zu haben, wird man nie zu einer deutlichen Beschreibung dieser sonderbaren Erscheinung gelangen.

Der Vf. theilt in diesem Abschnitt eine physische Theorie der Spiegelungen mit, auf die sich die mathematische gründet. Er zeigt in Rücksicht der Spiegelung unterwärts, warum das eine Bild umgekehrt erscheint, warum nur niedrige Gegenstände gespiegelt erscheinen, warum bey Erhöhung des Auges die Spiegelung abnimmt, und wie diese Erscheinung mit der grösseren oder minderen Erwärmung der untern Luftschichten zusammenhängt. — Alles dieses ist durch sehr schöne Zeichnungen erläutert. — Die

Erklärung der Beobachtungen über die Spiegelung oberwärts bietet mehr Schwierigkeiten dar. Offenbar rührt diese Erscheinung davon her, daß die Dichtigkeit der Luft in einer gewissen Höhe sehr schnell abnimmt, höher hinauf aber in einem geringeren Grade. Der Vf. zeigt darauf, daß man immer drey Bilder, und in dem höchsten allemal die Spitze des Gegenstandes sehen sollte, wenn dieselbe Constitution des Luftkreises sich gleichförmig auf eine hinlänglich ausgedehnte Gegend erstreckte. Daß man dieses oft anders beobachtet, rührt daher, daß die für diese Erscheinung günstige Beschaffenheit der Luft nur an beschränkten Stellen Statt findet. — Daher ist die Spiegelung oberwärts nie so allgemein, wie die unterwärts — und die Erscheinungen sind nie so vollkommen. Deswegen erlauben sie auch keine genaue Erklärung.

Nachdem der Vf. gezeigt, wie das Phänomen erscheinen muß, wenn es ganz vollkommen wäre, und welchen Einfluß die Erhebung und Erniedrigung des Auges hat, und wie und wodurch die Vollkommenheit des Phänomens gestört wird: kommt er zur *Fata morgana*. Hr. B. hält die *Fata morgana* auch für eine Spiegelung der letzteren Art, die bald nähere bald entferntere Gegenstände sichtbar macht. „Freylieh, sagt der Vf., lassen sich auch gegen diese Erklärung Einwendungen machen, aber über diese werden wir nicht eher urtheilen können, bis ein vorurtheilsfreyer Beobachter uns mittheilt, was man eigentlich ganz genau sieht, und nicht was man bey den Erscheinungen mit Hülfe einer gespannten Phantasie denken kann. Wäre meine Erklärung die richtige: so würde man, wenn eine gewisse Richtung ganz genau durch Signale bestimmt worden, finden, daß es in dieser Richtung nur eine Reihe von Erscheinungen giebt, wozu sich die Urbilder in eben der Linie auf der Erde finden müssen, und diese Betrachtung eines oder mehrerer ganz fest bestimmter Punkte des Horizonts möchte wohl auf jeden Fall eher zu einer Erklärung führen, als die meisten Beschreibungen, welche nur allzu sehr bezeugen, daß die Beobachter ihre Aufmerksamkeit zu sehr theilten, und sich mehr zum Anstaunen hinreissen ließen, als auf eine regelmäßige Untersuchung ausgingen“.

S. 33 hat Hr. B. die Beobachtungen von *Pictet*, *Saussure* und *Six* über die Ab- und Zunahme der Wärme in der Nähe der Erde angeführt, und mit den seinigen verglichen. Der Umstand, daß die Thermometer in der Nähe der Erde oft im 2 bis 3 Grad Reaumur. höher oder tiefer stehen, als in einer Höhe von 100 Fufs, ist sehr wichtig, nicht allein wegen der Strahlenbrechung, wegen der Hr. B. hier den Gegenstand untersucht, sondern auch wegen der Höhenmessungen mit dem Barometer, deren Berechnung bekanntlich darauf beruht, daß man die mittlere Temperatur der abgewogenen Luftsäule kennt, und die man durch die Wärme bestimmt, die sie an ihrem unteren und oberen Ende hat. *Pictet* in Gent hat hierauf neuerdings in der *Bibl. Brit.* aufmerksam gemacht, und es ist merkwürdig, daß die, welche in neuerem

Zeiten über das Höhenmessen mit dem Barometer, geschrieben, und hiebey auf alle kleinen Umstände Rücksicht genommen, dieses so wichtigen Umstandes gar nicht erwähnt haben. Bey den Messungen mit der Quecksilber-Wage ist bekanntlich die genaue Bestimmung der Länge der Quecksilber-Säule nicht der schwierige Theil der Beobachtung, sondern die genaue Bestimmung der Wärme, und es hat einen grossen Einfluss auf die Länge der Luftsäule, wenn man die mittlere Temperatur durch örtliche Erwärmung um ein paar Grade zu gross findet. Die höhere Temperatur an der Oberfläche der Erde gehört eben so wohl mit zu den örtlichen Erwärmungen, wie die an den Spalierwänden in den Gärten und an den Schächten auf den Bergwerken, wo im Winter immer eine bis auf 10 Grad erwärmte Luft heraus kommt. Diefem Umstande glaubt Rec. es auch zuschreiben zu müssen, dass Hr. von *Villefosse* bey seinem grossen Nivellement des Harzes die Höhen um 6 bis 8 Toisen höher fand, als die Markscheideangaben, wenn man die Barometer-Messungen nach den neuesten Formeln berechnet. (*S. Gilberts Annalen 1808*. Doch

kann auch noch Wetterwechsel Einfluss gehabt haben, weil senkrecht bewegte Luft nach *Hammond* anders auf das Barometer drückt, als ruhende.)

Unter den Beobachtungen, die der Vf. über örtliche Erwärmung anführt, sind die von *Six* die merkwürdigsten, welche er auf dem Thurme der Hauptkirche in Canterbury in einer Höhe von 220 Fufs anstellte. Im Juny war die Luft mehrmals in 9 Fufs Höhe 4 Grad Reaum. wärmer, als in 220 Fufs. In heiteren und stillen Nächten war sie hingegen in 220 Fufs 4½ Grad Reaum. wärmer, als in 9 Fufs Höhe. Man sieht hieraus, welche Ursache man hat, bey Barometer-Messungen auf die ungleiche Erwärmung Rücksicht zu nehmen, welche die Oberfläche der Erde in den Luftschichten macht, die sie zunächst berührt.

Der Vortrag des Vfs. ist bekannt. Es ist die klare ruhige Sprache der *lichtenbergschen* Schule. Sein Gang ist der Weg der Erfahrung, der einzige, der seit *Bako* und *Newton* die Naturkunde weiter gefördert hat.

e * e * e.

KURZE ANZEIGEN.

PHYSIK. *Gmünd*, b. *Ritter*: *Taschenbuch für magische Unterhaltung, oder Aufschlüsse über seltsame und merkwürdige akustische, chemische und optische Erscheinungen und automatische Erfindungen.* 1809. 230 S. 12. (14 Gr.) Das Buch empfiehlt sich durch ein elegantes Aussehen und einen gefälligen Ton. Das Ganze hat drey Abtheilungen. Zuerst werden die Erscheinungen selbst geschichtlich dargestellt; hierauf folgen die Erklärungen und Aufschlüsse der Räthsel; und zuletzt eine Reihe von kurz angedeuteten weiteren Erscheinungen und Kunststücken, welche erst in einem folgenden Heft umständlich vorgetragen werden sollen. — Der erste Aufsatz ist überschrieben: *Juliano's täuschendes Gemälde* (aus den Papieren des *Gallerie-Directors M. in C.*). Es wird hier eine Malerey beschrieben, welche in Miniatur-Manier bearbeitet, und auf einer grossen Platte zum Durchscheinen behandelt war. Die innere Seite der Platte hatte das für durchscheinende Farben-Puncte bestimmte Matie; die Gewänder und Haare waren mit Deckfarben dunkel und natürlich, das Fleisch aber mit Saffarben leicht dargestellt. Mehrere dieser Saffarben waren mit *Korksäure* vermischt. Diese Säure aber besitzt die Eigenschaft, dass sie in ihrem concreten Zustand durch den unmittelbaren Einfluss der Lichtstrahlen sich verdunkelt, bey deren Entfernung aber sich wieder erhellt. Als Unterlage des Gemäldes diente weisses Email. Der Vf. kann die auffallend vor sich gehende Veränderung eines solchen Gemäldes bey der Annäherung eines Lichts oder überhaupt bey verändertem äusserem Verhältnisse zum Licht nicht reizend genug beschreiben. Es wäre wohl zu wünschen, dass noch nähere Versuche über das Verhalten dieser Säure (*Acid. Suberic.*) zum Lichtstoff angestellt würden, in Vergleichung mit Farbestoffen verschiedener Art. — Der 2te Aufsatz beschreibt die Erscheinungen eines complicirten Krypto-automatischen Kunstspiels, aus dem Cabinet des *Physikers Tom* in *London*, welche eine Schlange vorstellte. Künstliche Stahlfedern und ein eingeschlossenes Sichhörchen bewirkten die sonderbaren Bewegungen. Der 3te Aufsatz trägt die Unterhaltung mit einer redenden Büste vor, welche mit der von *Wiegand* und *Reckartshausen* angegebenen vieles gemein hat. — IV. Beschreibung einer Vorrichtung, da ein Echo mit einer erweiterten Aols-Hirse in Verbindung gebracht wird. Hohe Röhren, wie Orgelpfeifen, stehen geschickt angebracht; und besondere Windbügel sind

sehr regsam, reizende Töne zu erzeugen, dergleichen der Vf. noch nie gehört hat. — Hiebey wird noch eine Reihe von anderen vorzüglichen Echo's aufgeführt, welche in mehreren Werken zerstreut angegeben werden; auch einiges aus der Theorie des Echo's erläutert, als ein Fragment der Akustik. — V. Ein grosser Erdglobus, ebenfalls in *Toms* Kunstsammlung. Er hält 18 parisi. Fufs im Durchmesser von der Pappe zusammengefasst, dreht sich in 24 Stunden um seine Axe; und bewegt sich ein Jahr lang so fort, ohne aufgezo-gen zu werden. Er befindet sich in einem runden Saal. In der Mitte der concaven Kuppel ist eine Öffnung, wo die Beleuchtung herkommt. . . . Zugleich ist eine Beschreibung des pyfferischen (sonst schon gerühmten) Kunstwerks beygefügt. — VI. Ein Witterungs-Teleskop. Die Hauptsache darin besteht aus einer vollkommenen Sättigung von *Naphtha Nitri dulcific.* mit *Kampfer*, zu welcher Verbindung Wasser eingetröpfelt worden so lange, bis die Solution trübe erscheint. Die Mischung wurde umgeschüttelt, bis sie ganz klar sich darstellte, und alsdann alles durch Löschpapier filtrirt. Bey eintretender schlimmer Witterung bilden sich in der Flüssigkeit, durch das Gerinnen der Kampfertheilchen, mehr oder weniger Flocken, auch wenn durch Anwendung anderer meteorologischer Instrumente sich noch gar keine Veränderung der Witterung wahrnehmen lässt. Um diese Flocken deutlich zu entdecken, ist die Flüssigkeit in einer Glaskugel in kleine Röhren gebracht, und ein convexes Ocular-Glas vergrössert die kleinen Theilchen des Fluidi; durch ein blaues Planglas aber wird die Farbe des Himmels nachgeahmt. — VII. Das seltsame Kind; ein Automat von einfacher Construction. Das Kind, das Anfangs ruhig liegt, umklammert den, der es in die Arme nimmt, unvermuthet. — Hiebey wird auf die vielen Kunstwerke aufmerksam gemacht, welche in den neuburgischen Thälern zwischen der Schweiz und *Franche-Comté* wohnen, und deren Arbeiten von sehr verschiedener Art durch ganz Europa und noch weiter im Handel sich verbreiten. Die beiden Künstler *Droz* sind eben hier zu Hause, von welchen einige Kunststücke ebenfalls hier noch beschrieben werden.

Die Reichhaltigkeit dieses angenehmen Buchs rechtfertigt den Wunsch, dass das Publicum die Ausführung der auf den letzten 12 Blättern versprochenen Stücke bald erhalten möge.

Ar.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J U L I U S , 1 8 1 0 .

G E S C H I C H T E .

LEIPZIG, b. Götschen: *Friedrich Schillers Geschichte des dreyßigjährigen Krieges*. Fortgesetzt von Karl Ludwig von Woltmann. Dritter Theil. 1808. 334 S. Vierter Theil. 1809. XXX und 374 S. Nebst Anhang. 88 S. 8. (2 Rthlr. 2 gr.)

(Auch unter dem besondern Titel: *Geschichte des westphälischen Friedens*. In zwey Theilen. Von K. L. von Woltmann.)

Es zeigt Selbstvertrauen genug, daß Schillers unvollendet gebliebene Darstellung der zwey verhängnisvollsten Kriege der vorletzten Jahrhunderte ihre Fortsetzer fand; auch konnte etwa die Geschichte durch Mannichfaltigkeit des Forschens und der Ansichten wieder gewinnen, was bey dem Wechsel der Individuen die Originalität der Darstellung verlor. Wie wir schon in einem früheren Blatte bemerkt haben, daß der Fortsetzer des *niederländischen Abfalls* (des schrecklichen Vorspiels vom 30jährigen Kriege) durch den Namen seines Vorgängers sich nicht hätte bestimmen lassen dürfen, den Plan zu beschränken: so müssen wir im Gegentheil bey der hier anzudeutenden Arbeit voraus bezeugen, daß jene Rücksicht nicht einmal Einfluß gehabt habe. Hr. v. W. spricht zwar auch von Zughastigkeit, womit er sein Werk dem Publicum übergebe, aber weder in Beziehung auf Schiller, auf den er sich überhaupt nirgends bezieht, so daß der erste Titel bloß der Verlagshandlung anzugehören scheint; noch auch in der That in Beziehung auf die schwere Aufgabe selbst, da wir überall das die Beherrschung des Stoffs begleitende Selbstgefühl finden. Wir erinnern uns überdies, daß Hr. v. W. schon früher, bey dem Entwurf der Reformationgeschichte, den Wunsch hatte (Vorr. zum I Th. S. IX.), die vollkommene Entwicklung der darin gefundenen Ideen in dem westphälischen Frieden zu zeigen. Aber auch hievon abgesehen, ist die Geschichte der westphälischen Friedensunterhandlungen, trotz des während derselben noch fortdauernden Krieges, ein so schönes und vollendetes Ganzes, daß es auch ohne Bezug auf eine vorhergegangene Darstellung des Krieges seinen eigenen Geschichtschreiber zuließe.

Und wiewohl es diesem Meisterstück der alten, schulgerechten Diplomatie von jeher weder an Urkunden-Sammlern und gelehrten Commentatoren, noch selbst auch an wirklichen Geschichtschreibern gefehlt hat, bis auf Schmidt in der Geschichte der Deutschen: so waren doch auch nach diesem immer noch

zwey Forderungen nicht ganz erfüllt, nämlich kritische Beleuchtung aller Theile der Verhandlungen, und eine den Grundsätzen der historischen Kunst genügende Darstellung. Beides erwog Hr. v. W. Wie sehr er die gedoppelte Aufgabe nach ihrem ganzen Umfange gekannt habe, hat er selbst, mitten im Werk, ganz von dem Gegenstande erfüllt, in einer ausführlichen und größtentheils sehr befriedigenden Vorrede, bey dem II Theil, dargethan. Wir zeigen hier zuerst einigen Proben, was in der ersten Beziehung geschehen sey, vorzüglich in Rücksicht auf Schmidt, da dieser dem Vf. „der vorzüglichste schien, dessen Fehler gerügt werden konnten.“

Th. I. S. 31 ist aus den Actenstücken bey *Metsen* gezeigt, daß die Stadt Münster nicht durch den Graven von *Auersberg* (der nach Osnabrück bestimmt war,) für neutral erklärt worden sey, wie Schmidt angiebt, sondern durch den anderen kaiserl. Gesandten — *Crana*. S. 116 f. wird bemerkt, die kaiserl. Antwort auf den Artikel von künftiger Nichteinmischung in die Handel zwischen Spanien und Frankreich erscheine härter bey Schmidt, Th. II. S. 51, als sie wirklich sey, weil er die Einleitung dazu hinweggelassen. — Über die von Schm. und Anderen weniger beachtete Stelle in der protestant. Erklärung, daß einem katholischen Erzbischof oder Prälaten, wenn er zu den Evangelischen übergehe, nicht verstattet sey, zu reformiren, „wenn auch gleich das Capitel gar nicht zu unserer Religion trete,“ wird S. 202 ff. eine nähere Erläuterung gegeben, mit der Voraussetzung, daß die Dunkelheit wohl eine absichtliche gewesen, von den Katholischen aber nicht bemerkt worden zu seyn scheine. — An einem besondern Beyspiel S. 180 wird gezeigt, wie Schmidt häufig kleine Zusätze übergehe, die jedoch zur treuen Schattirung wesentlich gehören. — Der Vf. macht darauf aufmerksam (I. S. 256), daß die von Schmidt bey den Unterhandlungen über Philippsburg citirten Quellen, Th. II. S. 109, gerade das Gegentheil seiner Behauptung sagen, und eine andere Stelle desselben, Th. II. S. 157, habe nur die Hälfte der Wahrheit. Schmidt sagt nämlich hier, die Braunschweigischen hätten den Oxenstierna mit 20,000 Thalern gewonnen, und beruft sich auf *Puffendorf*. Die Stelle ist aber nicht einmal richtig citirt; in einer spätern sagt P., es seyen 40,000 Thaler an die Schwedischen und Kaiserlichen vertheilt worden. Ein so halbes Verstehen, setzt Hr. v. W. hinzu S. 278, sey bey Schmidt doch merkwürdig. — Fast einen ganzen Monat — nach dem Anfang der besondern Verhandlungen zu Münster, sagt

Schmidt, Thl. II, S. 97, hätten erst die Protestanten neue Eröffnungen gemacht; Hr. v. W. zeigt, I. S. 201, daß es nur zwölf Tage angestanden. — Schmidt's Behauptung, daß die Protestanten den Schweden eine gänzliche Wiedereinsetzung des pfälzischen Hauses in alle seine Rechte und Besitzungen empfohlen, und daß sie auf eigenen Antrieb mit diesen Vorstellungen an die Schweden sich gewendet hätten, wird I. S. 313 als unrichtig widerlegt. Eben desselben Bemerkungen über Serviens „Ministerial-Lüge“, Th. II S. 228, werden bey Hn. v. W. II. 106 ff., dahin berichtigt, daß Servien in der angegebenen Stelle keine einzige positive Unwahrheit gesagt habe: das Gewebe von Täuschungen sey übrigens bey den derben Holländern ganz ohne Wirkung gewesen, so wie Servien, fast anderthalb Jahrhunderte nachher, von einem deutschen Geschichtschreiber, für seine Feinheit der unverschämteste Lügner gescholten worden, ohne wirklich gelogen zu haben. Noch ein besonderes Beyspiel wird I. S. 210 gegeben, mit welcher trügerischen, diplomatischen Feinheit Servien selbst zwischen seinem Hofe und den Protestanten in der Religionsache gestanden. Auch wird beyläufig bemerkt, I. S. 212, daß in diesen Unterhandlungen der Herzog von Longueville zum ersten Mal das bedeutende Wort: *säkularisiren* von geistlichen Gütern gebraucht habe. — Wenn Schmidt I. c. S. 224 sagt, der belgische Friede sey im Jan. 1648 publicirt worden: so bemerkt Hr. v. W. II, 125, im Jänner sey er geschlossen, und erst am 5 May publicirt worden. — Daß Schmidt Th. II, S. 131 einengar zu verächtlichen Blick auf die Protestanten wirft, wenn er namentlich sagt, daß ihre Gesandten nur in der Nähe des Conferenz-Zimmers sich hätten aufhalten dürfen, erhellt aus den *Act. pac. Westph.*, welche fünf dieser Gesandten ausdrücklich unter den im Conferenz-Zimmer anwesenden nennen. Auch glaubt Hr. v. W. II, 190 Beweise gefunden zu haben, daß Schmidt diese Acta selbst selten im Original durchforscht, sondern sich fast ganz auf *Adami* verlassen habe, von dem er sich überzeugt gehalten, daß er von Herzen redlich, sich aber nach der Sprache seiner Committenten zu richten gezwungen gewesen sey. Endlich wird S. 315 ff. zu zeigen gesucht, es sey eine unnütze und verwegene Hypothese, wenn Schmidt annehme, daß außer der bekannt gewordenen Urkunde vom 10 Febr. 1647, noch geheime Artikel zwischen den Schweden und Kaiserlichen geschlossen worden.

Diese Stellen zeigen schon hinreichend, daß Hr. v. W. noch manches zu berichtigen gefunden, das nicht bloß auf unbedeutende Nebenumstände sich bezieht. Sie geben zugleich einen neuen Beweis in Rücklicht auf Schmidt, daß dieser, wenigstens in einzelnen Stellen, durch Verdacht von Parteylichkeit sein Verdienst um so mehr geschwächt habe, je versteckter jene für den Unkundigen ist. Nach den vorgelegten Proben läßt sich um so mehr erwarten, daß auch das Ganze mit gleichem Glück, nach der höheren Kritik, in seinem eigenthümlichen Geiste aufgefaßt worden seyn möge, besonders wenn der Geschichtschreiber selbst

bemerkt, „die kritische Erforschung der neueren europäischen Geschichte erfordere eine viel reichere Ideenverbindung; und größere Kraft, der Thatfachen-Menge auf einmal sich prüfend vorzuhalten, und umfassendere Kenntnisse, als die meisten Untersuchungen über Gegenstände der alten und mittleren, von uns entlegeneren Welt. Das Vermögen, sich von der Gegenwart abzuwenden, um eine entfernte und einfachere Erscheinung zu begreifen, gleiche nicht der Entäusserung unserer Individualität, wenn wir über eine Masse verwickelter Erscheinungen richten, die halb unserer jetzigen Ansicht entsprechen, und halb in einer davon verschiedenen Eigenheit begriffen seyn wollen.“ Vorr. S. XVI f. Diese Voraussetzungen erregen, auch wenn man nicht ganz damit übereinstimmen kann, eine nicht geringe Erwartung. Von ihrer Erreichung kann jedoch erst weiter unten die Rede seyn, wenn wir auch die eigenen Ansichten des Vfs. näher kennen.

Was die Darstellung betrifft: so hat Hr. v. W. schon in seiner reichen, gewandten, dem zu beschreibenden Zeitalter möglichst genau angepassten Schreibart ein vorzügliches Hülfsmittel gefunden. Wir haben dabey zu bemerken, daß er in der letzten Hinsicht glücklicher gewesen, als in der früher von ihm verfaßten Reformationsgeschichte, sey es nun, daß der kürzere Abstand der Zeiten, oder auch seitherige Übung die Annäherung erleichterte, wie denn überhaupt größere Maturität in dieser Schrift nicht zu verkennen ist. Viel wichtiger aber, als das äußere Gewand, ist die innere Gestaltung dieser Geschichte; ja, man muß gestehen, daß die westphälischen Friedensverhandlungen in Rücklicht auf historische Kunst wohl unter die allerschwierigsten Aufgaben gehören. Von der einen Seite der Stoff zusammengesetzt aus den vielfachsten Interessen und deren mannichfaltigen Verwicklungen; der Verlauf der Verhandlungen von der anderen größtentheils peinlich langsam und gedehnt, gegen immer neue Hindernisse ankämpfend; die geringfügigsten Dinge oft mit erbärmlichen Kleinigkeitsgeisten den wichtigsten Staatsinteressen gleichgestellt oder vorgezogen; über das Ganze der Schleyer vielfältiger Täuschungen und Künste, den die spätere Zeit selbst im Besitz der meisten Urkunden nur schwer ganz hinwegzieht: wie wird die Darstellung überall gleiche Klarheit, gleiche, stets anziehende Lebendigkeit, wie Einheit dem Ganzen geben? Dies hat Hr. v. W. lebhafter, als irgend einer, gefühlt. Die von ihm gewählte Methode ist in der Vorrede, S. VIII, f. also angegeben: „Am natürlichsten scheine, die gleichzeitige und nachfolgende Ordnung, wie die Gegenstände der Friedensurkunde verhandelt wurden, auch in der Beschreibung zu beobachten; allein es würde dadurch alle Klarheit verloren gehen. Andere hätten, (wie *Bougeant*,) kürzere Zeitabschnitte gemacht, und das innerhalb derselben Betriebene erzählt; allein dadurch sey die Zeitordnung verletzt, und für einfache Gruppierung und Klarheit nur wenig gewonnen worden. Besser sey es, den Stoff nach den Hauptmassen zu sondern,

der Klarheit wegen, und diese dann in der Ordnung abzuhandeln; wie die Gegenstände in Erledigung kamen; dabey dürfte auch die Zeitordnung nicht zu sehr leiden. Die wichtigeren Puncte seyen der Regel nach auch die früher beendigten; späterhin kommen diejenigen Gegenstände vor, auf welche die meisten handelnden Personen und die meisten von den übrigen Puncten einwirkten; bey diesen finde sich leicht Gelegenheit, auch auf das Gleichzeitige zurückzuweisen." Da Hr. v. W. selbst eines der ersten Verdienste seiner Arbeit in die Ausführung dieses Planes zu setzen scheint: so ist nothwendig, hier noch eine nähere Übersicht desselben zu geben.

Das erste der sieben Bücher beschäftigt sich mit dem Beginn der Friedensversammlung. Voraus die traurige Lage Deutschlands nach langer, innerer Zersplitterung. Der Urstoff der Kriege und die Hauptfragen, über die unterschieden werden sollte: Verhältniß der halbsouverainen Stände gegen das Reichsoberhaupt; Verhältniß der evangelischen Religion in Deutschland gegen die alte Kirche, mit den untergeordneten Fragen; und Befriedigung der Kronen. Nach den einzelnen Annäherungsschritten, (prager Frieden, regensb. Reichstag, Präliminarien und ihrer Ratification,) wird gezeigt das Bedürfniß des Friedens für alle Mächte, selbst für das siegprangende Frankreich und das trotziges Schweden, vornehmlich aber für das deutsche Kaiserhaus wegen innerer Unruhen, und weil die Seele seines Kriegs, der Plan, die deutsche Nation mit dem Kaiserthume unmittelbar zu verbinden, längst entchwunden war. S. 29. — Das außerordentliche Zögern und die grossen Ceremoniefreitigkeiten, unter welchen die Gesandten allmählich zusammenkamen, wird der Charakteristik ihrer Personen untergeordnet, und zugleich wird hingedeutet, in wiefern diese in ihrer Individualität grösstentheils ihre Nationen und Regierungen selbst repräsentirten. Auch im II Buche, das dem wirklichen Anfang der Verhandlungen bestimmt ist, wird diese Schilderung fortgesetzt, indem die Vermittler und die Gesandten der beiden Kronen unmittelbar an die Spitze der Geschäfte treten. Ungeachtet die thätigen Rollen vorgezogen sind den leidenden, d. h. denen der deutschen Reichsstände: so wird doch unter den Hauptpuncten bey der Eröffnung der Verhandlungen die Frage über die Art und Weise der Bezeichnung der letzteren mit Recht herausgehoben, so wie hernach der unerwartete Eindruck, den einerseits die kais. Antwort auf den Hauptvorschlag, andererseits die Erklärung der Kronen über den Punct der Genugthuung bey ihnen hervorbringt; jedoch mochte der erstere Eindruck weniger allgemein seyn, als Hr. v. W. angiebt, wenn er sagt, nur einige Protestanten hatten noch Arglist darin erblickt, S. 119. Es war die ganze protestantische Parthey, die sich nie recht von der Redlichkeit jener Absichten überzeugen wollte. Vorzüglich gefallen hat uns die Beschreibung von dem unvermutheten Zusammentreffen Volmars und Davaux in der Messe an Pfingstfest, und wie nach langer Spannung hier das Wort der Versöhnung ausge-

sprochen würde. Trautmannsdorf, dessen Ankunft schon bey Mehreren der aufgehenden Friedenssonne verglichen ist, ist ein vorzüglich würdiger Gegenstand für den Geschichtschreiber. Hr. v. W. schaltet auch die Verdienste seines Hauses um Habsburg hier ein, und legt dann besonders die Gesinnungen des Grafen Maximilian und seinen Plan bey den Verhandlungen am Ende des II Buchs vor.

Wie dieser grosse Staatsmann in dem Chaos der Verhandlungen und bey der Hartnäckigkeit der Partheyen endlich den ersten festen Punct gewinnt, und zwar in der allerschwierigsten Sache, in der Religionsangelegenheit, ist im III Buch gezeigt. Da die Reichsstände in den übrigen Puncten, namentlich der Genugthuung für die Kronen, welche diesen zu Gefallen unter den ersten in den Verhandlungen ist, sich im Ganzen mehr auf die kaiserliche Seite neigten, und noch mehr in Rücksicht des zweyten Puncts von der inneren Wiederherstellung des Reichs, wodurch Trautmannsdorf bereits für seinen ersten Plan Hoffnung faßt, Deutschland wieder ganz dem Kaiserhause zu gewinnen: so war die Religionsstreitigkeit, welche die Partheyen immer mehr von einander zu entfernen drohte, oder gar neue Gegenverbindungen fürchten liefs, ein um so wichtiger und misslicherer Gegenstand. Es ist gezeigt, wie Trautmannsdorf, unerschütterlich, kein Mittel unversucht liefs, bis endlich (Jun. 1646) mit Kurfürsten das Normaljahr zu Stande kam. Da gleich von Anfang an der Genugthuungspunct der eigentlichen Friedensarbeit sich vorzudringen Miene machte, und Frankreich besonders, während der Verhandlungen über die Religion, hierin entscheidende Schritte that: so hat der Vf. nun die ganze Genugthuungssache im IV Buch zusammengestellt. Die einzige Unbequemlichkeit ist, daß er des Zusammenhangs wegen der schwedischen Genugthuung zuletzt bis über die Periode hinaus folgen muß, welche eigentlich für das ganze Friedensgeschäft entscheidend war. Der spanisch-belgische Friede nämlich wurde, wie oben schon vorgekommen ist, im Januar 1648 geschlossen; in diesem Frühjahr aber nahm die schwedische Sache noch eine neue Wendung durch das veränderte Kriegsglück, und kam erst im Julius 1648 zum Abschluss. Wie von den Genugthuungsverhandlungen bemerkt wurde, daß sie das eigentliche Friedensgeschäft ungestüm auf die Seite gehoben: so setzt der Vf. auch bey der Geschichte des spanisch-belgischen Friedens hinzu, es sey von demselben eine heimlich fesselnde Gewalt auf das ganze übrige Geschäft ausgegangen, und es hätte sich erst eine heitere Aussicht gezeigt, als bey dem Abschlusse des Friedens jedes weitere Resultat der französisch-spanischen Verhandlungen aufgegeben wurde. Das V Buch (nicht das sechste, wie es in der Vorrede heisst) handelt demnach mit besonderer Ausführlichkeit von der grossen diplomatischen Kunst, mit welcher, neben den übrigen Geschäften, die Verhandlung zwischen den Spaniern und Franzosen hingezogen wurde; und nachdem Hr. v. W. diesem Gegenstande, als dem Mittelpuncte der damaligen Politik,

mit besonderer Vorliebe sich gewidmet hat: nimmt er im VI Buch den Faden der *deutschen Friedensverhandlungen* wieder auf. Hier wird erst recht sichtbar, wie die Gegenstände einander durchkreuzen, so wie auch der gegenseitige Einfluß der Verhandlungen auf einander sich zeigt. Der Vf. muß zurückkehren zu erst zu dem, was während der Genugthuungssache und der besonderen Verhandlungen zwischen Spanien und Frankreich in der Religionsangelegenheit unterhandelt worden war; wie die endlich ausgebrochene Ungeduld über das schmachvolle Hinhalten doch keine Neigung zur inneren Vereinigung bewirken kann, besonders bey den Streitigkeiten über die Annahme des Normaljahrs. Es wird bemerkt, daß, während die Evangelischen unter der Leitung des Salvius zu Münster unterhandeln (H. 168), und hierauf die Sache wieder nach Osnabrück gezogen wird (Anf. 1647), die schwedische Genugthuungssache noch im Wege steht, und daß, während Trautmannsdorf mit unsäglich Mühe wieder zwey neue feste Punkte findet, noch die im V Buch abgehandelten Entschädigungen der deutschen Fürsten, so wie die schwedische Milizsache, ihren Gang fortgehen (May 1647). Hierauf zeigt der Vf., daß mit jenen zwey Punkten (der Aufstellung eines allgemeinen Grundsatzes über das Recht, die Religion zu reformiren, und dem Vergleiche über das Reichsjustizwesen) bereits das Schwerste gethan war, und daß Trautmannsdorf, zur Abreise gezwungen (wie auch Schmidt bemerkt), ruhig das Übrige sich selbst überlassen konnte. Der weitere Inhalt des VI Buchs erzählt; wie den genannten Punkten nach mehrfältigen Zögerungen (Ende 1647 und Anf. 1648), indem der spanisch-belgische Friede seinem Abschlusse nahe ist, und die Schweden auch ihre Milizsache wieder aufregen, und zwar zuerst, mit freudiger Rührung, dem Artikel von der Reichsjustiz, Febr. 1648, dann auch dem von der Religionsfreyheit, mit vorbehaltener Intercession für die evang. Unterthanen Oesterreichs, eine bestimmte Friedensformel aufgedrückt wird; zuletzt aber, wie nach endlich gestilltem Zwist zwischen den Katholischen und Protestanten, unter diesen selbst Zweyungen entstehen, und wie Salvius sie zu vereinigen bemüht ist. Das VII Buch begreift die letzten, nicht minder schwierigen Punkte, welche noch zwischen dem Kai-

ser und den Kronen selbst dem Abschlusse des Friedens im Wege stehen. Es werden voraus die nach Trautmannsdorfs Abreise auch unter dem übrigen Gesandtenpersonale vorgegangenen Veränderungen angezeigt; hierauf, in der natürlichen Ordnung, zuerst die Verhandlungen mit Schweden, wie dieses, bey der Aussicht, seine Forderungen zu erreichen, auch einen näheren Vergleich wegen der Amnestie in den kais. Erblanden zu Stande bringt. Dann des französischen Ministers eifersüchtiges Einschreiten, um nicht auch hier, wie bey dem belgischen Frieden, das unrühmliche Zusehen zu haben. Unmüthiger Versuch der deutschen Stände, jetzt noch die Reichsrechte bey den französischen Entschädigungen zu retten. Letzte Hauptschwierigkeit, wegen Oesterreichs Zurücktritt von den spanischen Angelegenheiten, und Volmars niedrige Künste, durch Verzögerung der Unterschrift, wo möglich, noch etwas zu gewinnen.

Aus dem bisherigen Umriss des *v. wolmannschen* Planes erhellt, daß auf diese Art allerdings in die einzelnen Materien mehr Zusammenhang und Klarheit gebracht ist, als dies namentlich in der *Schmidtschen* Geschichte der Fall war. Man könnte sagen, diese gebe mehr die Geschichte der Verhandlungen, mit Einschränkung auf Deutschland, Hr. v. W. aber die Geschichte des Friedens selbst, wiewohl beide nicht immer genau diese Grenze halten. Wir sehen aber zugleich, daß auch die Darstellung nach der Sachordnung ihrerseits wieder eigene Schwierigkeiten hat, besonders wenn die verschiedenen, gleichzeitig verhandelten Gegenstände so sehr in einander greifen, als hier. Was von der einen Seite für die Klarheit des Einzelnen gewonnen ist, ist es nicht immer auch für den Gang des Ganzen, oder macht wenigstens eben so, wie bey jener Methode, Wiederholungen nöthig. Neben der Zurückweisung des Lesers auf den Einfluß der anderen, gleichzeitigen Verhandlungen, wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, noch eine besondere chronologische Übersicht, ein kurzes Tagebuch der Verhandlungen beyzufügen, um so mehr, da die wichtigen Jahre 1646, 47, 48 im Texte leicht verwechselt werden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. Eisenach, b. Wittekind: Anweisung, verschiedene Arten der Vögel zum Nisten in der Stube zu gewöhnen, nebst einigen Berichtigungen und Zusätzen zu Bechsteins Naturgeschichte der Stubenthiere u. s. w. Von W. Chr. Orphal. 1807. 83 S. 8. (4 Gr.) Was Hr. Bechstein in der Einleitung zu seiner Naturgeschichte der Stubenvögel über diesen Gegenstand gesagt hat, war, nach des Vfs. Meinung, bey weitem unzulänglich, wesswegen er für nöthig hielt, eine vollständige Anleitung nach seinen hierüber gemachten Erfahrungen zu geben. Vorerst werden die Vögel genannt, die zur Fortpflanzung in der Stube tauglich sind. Das sind nur solche, die ihre Jungen aus dem Kropfe füttern, weil man denen, die ihre Brut mit Insecten und Würmern ernähren, in der Folge die Nahrung nicht schaffen kann. Die tauglichen schränken sich wieder auf einige Kernbeißerarten und einen Theil der Fringillen ein, wozu noch einige Meisenarten kommen; allen aber müssen Kanarienvögel, als gleichsam naturalisirte

Hausthiere, beygefellet werden, um die anderen zu reizen. Hierauf werden Merkmale angegeben, wodurch die Männchen von den Weibchen bey jeder Art zu unterscheiden sind, ingleichen wie sie gefangen werden, worauf endlich die Zubereitung der Stube, worin die Vögel nisten sollen, nebst den nöthigen Requisiten und der Art zu füttern beschrieben werden. Da der Vf. selbst, so wie Hr. Bechstein, die Sache für sehr misslich ausgiebt, und da sie ihm selbst nicht einmal vollständig gelungen ist: so hätte er das Buch nicht eine bestimmte Anweisung, sondern lieber einen *Vorschlag* oder *Versuch* nennen mögen. Die zweyte und grössere Hälfte des Buches enthält Berichtigungen und Zusätze zu Bechsteins Naturgeschichte der Stubenthiere, und besonders der Stubenvögel, mit Rücksicht auf die Krankheiten derselben, welche, da sie größtentheils auf Meinungen und partielle Erfahrungen gestützt sind, hier nicht weiter untersucht werden können.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 J U L I U S , 1 8 1 0 .

G E S C H I C H T E .

LEIPZIG, b. Götschen: *Friedrich Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges*. Fortgesetzt von K. L. v. Woltmann. III u. IV Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als eine Disproportion im Plane erscheint Rec., dass die Einleitung im I Buch schlechthin nur auf die Gegenstände des deutschen Friedens gestellt ist, da doch in der Ausführung die Geschichte der allgemeinen Pacification Europas sich daran anschliesst. Das Wenige, was voraus von Spanien gesagt ist, S. 16, ist für die letztere Beziehung nicht hinreichend. Als Unvollkommenheit in der Geschichte der deutschen Friedensverhandlungen müssen wir ausstellen, dass Hr. v. W. bey seinem Plane mehrere kleinere Gegenstände übergehen zu müssen glaubte, um nicht zu ermüden, oder auch die Klarheit des Ganzen nicht dadurch zu trüben. Es folgt nicht, dass solche Gegenstände ganz mit Stillschweigen übergangen werden mussten, wenn sie nicht gerade einen eigenen Abschnitt ausmachen konnten. Überhaupt ist die Grösse oder Geringfügigkeit eines Gegenstandes an sich noch gar kein Massstab für seine relative, diplomatische Wichtigkeit. Der Vf. hat zwar durch die im Anhang beygefügten neuübersetzten Friedensurkunden auch diesem Mangel abzuhelpen gesucht, das Friedensinstrument müsse der Geschichte der Verhandlungen ihre Vollkommenheit geben; allein so löblich jene Zugabe an sich schon ist: so müssen wir doch noch besonders bemerken, dass auch solche Gegenstände in dieser Geschichte unberührt geblieben sind, die in der That nicht zu den minderbedeutenden gehören, und die auch über den Gang des Ganzen noch nähere Aufschlüsse geben. Während Hr. v. W. z. B. die hessencasselsche Angelegenheit sehr ausführlich behandelt, finden wir nicht ein Wort von den oberdeutschen Ständen, nichts von der Schweiz, die doch bekanntlich erst auch im westphälischen Frieden (wie ihrerseits die Niederlande) vollkommene Freyheit und Exemption vom Reiche erhielt; nichts von Württemberg, Baden Durlach, den schwäbischen Klöstern, ungeachtet der Geschäftsträger der letzteren, Adamsi, auch bey dem Vf. eine wichtige Rolle spielt. Ausser den Botschaftern der Mächte sind mehrere Gesandte deutscher Fürsten mit ihren Verdiensten namentlich aufgeführt: Thumbstien, Vorburg, Lampadius. Warum nicht auch Varnbüler, der württembergische Gesandte dem, neben seinem sonstigen Einflusse auf

die Verhandlungen, besonders der meisterhafte Entwurf des Friedensinstruments selbst zukommt? Der Vf. sagt II, 192 ff., nur zwey Punkte hätte Graf Trautmannsdorf gehabt, die ihm wirklich zu nahe gingen, oder in denen er nicht wohl nachgeben konnte, die Verwerfung des Reichshofraths in geistlichen Sachen und die Restitution der Evangelischen in den österr. Erblanden. Ein dritter, der eben so hartnäckig verweigert wurde, war die Restitution Württembergs. Man weiss schon aus Spittler, wie sehr Schweden sich verwenden musste, da einmal Habsburg auf das schöne Land ein Auge geworfen hatte. Dem Grafen von Trautmannsdorf selbst waren bereits zwey Ämter davon zugetheilt, Weinsberg (Vohnars Geburtsort) und Neustadt. Von allem diesem kein Wort bey unserem Vf. — Solke wohl zu befürchten gewesen seyn, der letztere Umstand möchte auf den Grafen oder seinen Hof ein nachtheiliges Licht geworfen haben?

Wir kommen nun auf die Ansichten des Vfs. Hier finden wir theils die wirkliche Durchführung jener Ideen, nach welchen Hr. v. W. schon die Reformationsgeschichte behandelt hat (von den Verhältnissen zwischen der Mittelmacht und dem Oberhaupt Deutschlands), theils aber auch, bey überall durchbrechendem Gefühl für die Ehre des Vaterlandes, bey „tiefer Liebe für die deutsche Nation,“ mehr noch, als in jenem früheren Werke, eine besonders günstige Auszeichnung des habsburgischen Plans. Es scheinen bey der neueren Arbeit mehrere, auch Zeitumstände, für diese entschiedenere Stimmung zusammengewirkt zu haben. Wenn in der Einleitung die höchst eigennützigste Politik aller übrigen Mächte, als auf das Verderben Deutschlands abzielend, geschildert ist, und in Folgenden besonders, wie die beiden Kronen (Frankreich und Schweden) sich so gerne mit dem Nebel umhüllten, als wären sie Beschützer der deutschen Freyheit, d. h. „der Zersplitterung deutscher Kraft unter halbsouveränen Staaten,“ sagt der Vf. gleich S. 6 von dem deutschen Kaiser: „Indem die Reichsstände, unter päpstlicher Beyhülfe zur halben Souveränität gelangt, strebten, dieselbe zu vollenden, war es eine würdige Absicht des Hauses Habsburg, das Volk der Deutschen wieder zu einem festen Ganzen zu vereinigen, und die souveräne (?) Mittelmacht wiederum abzubrecken; denn je mehr diese gediehen war, desto mehr hatte sich die deutsche Nation verloren.“ Und S. 29 ff.: „Nimmermehr soll vergessen werden, dass die Nachkommen Rudolphs von Habsburg so oft als Tyrannen ver-

schreien, weil der Fürsten Mittelmacht und die evangelische Religion wider ihre Kraft sich erheben wollten, häufig dargethan haben, wie ihr kaiserlicher Sinn Deutschlands Ehre und Wohl *wahrhaftig liebte*, und noch an eine deutsche Nation glaubte, als dieselbe politisch nicht mehr war." Nach dieser Überzeugung stellt Hr. v. W. durch das Ganze die Politik besonders der bourbonischen Dynastie, nach ihrer Feinheit, aber auch, wie er selbst sich ausdrückt, nach ihrer Gehässigkeit, gegenüber von dem allein unentzogenen System, der Deutschheit und Biederkeit des alten Kaiserhauses.

Wir bemerken nur noch in Beziehung auf unsere oben berührte Frage, daß bey der genauesten Kritik des Buchstaben, „die anderen deutschen Geschichtschreibern das Lob der Gründlichkeit erwirbt, während sie ihre Nachlässigkeiten hinter der geistlosen Trockenheit bergen,“ andere den Geist des Ganzen doch nur in ihrem eigenen Sinne auffassen können; und daß Hr. v. W. mit Recht S. VIII sagt: „Das gründlichste Urtheil über den Autor spreche die Zeit, wenn seine Asche längst verstaubt worden.“

Eine Geschichte der Vollziehung des westphälischen Friedens und seiner unmittelbaren Wirkungen nebst Gedanken über die entfernteren verspricht der Vf., „wenn dieses Buch in unseren eisernen Tagen Leser gefunden haben werde, die ruhig genug waren, um sich durch den leisen Geist der Historie zu belehren.“

— C. —

1) STRALSUND, in Commission bey Gräff in Leipzig: *Vertraute Briefe über Oestreich in Bezug auf die neuesten Kriegseignisse im Jahre 1809. I Theil.* 1810. IV u. 348. S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

2) MEISSEN, b. Goedsche: *Der Feldzug Frankreichs und seiner Verbündeten gegen Oestreich im Jahre 1809.* Eine historische Übersicht der Kriegseignisse in Deutschland, Ungarn, Italien und Polen von einem unbefangenen Beobachter. 1810. XXIV und 285 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Zwey Compilationen, von denen die letzte, bescheidener als die erste, wenigstens den einzigen Zweck, den chronologisch geordnete Zeitungsberichte haben können, richtig ins Auge gefaßt hat.

Der Titel von No. 1 bezeichnet die Stufe, auf welcher der Vf. steht, und das Publicum, welches er dadurch anzulocken gedenkt. Aber dieses Publicum wird sich bey dem Buche selbst obet gemaucht finden, denn die Feder, die diese Briefe entworfen hat, ist nicht in bitteres Salz, sondern in übermäßiges Wasser getaucht worden. Zwar versichert der Vf., ohne Ruhmredigkeit, daß er keine Bestechungskünste — [den Titel doch wohl ausgenommen?] — bey dem Publicum anwenden wolle, daß es ihm so recht Ernst sey, dessen Beyfall zu verdienen, und sein Büchlein so einzurichten, daß auch nach Jahren, wenn die jetzigen Begebenheiten vor den Blicken der Zuschauer völlig vorüber geraucht sind, mancher Verstan-

„dige dasselbe des Ansehens würdige.“ Man könnte ihn in seinem Glauben ungestört lassen, wenn er nicht mit einem zweyten Theil drohete. Dieser Umstand nöthigt den Rec., ihm grade heraus zu sagen, daß von einem Buche für Verständige mehr gefordert wird, als triviale Anekdoten, so wie sie hier jedem Briefe unter einer besonderen Rubrik angehängt sind, noch trivialere Raïsonnements, die bald militärischen oder politischen Inhalts sind, bald einen philosophischen Mantel umhängen und stets in einer empfindsamen Brühe schwimmen, und Reisebemerkungen, die eben so, als die in Erzählungen umgeschaffenen Zeitungsberichte, einen gänzlichen Mangel der unentbehrlichsten Vorkenntnisse bewähren. Hat der Vf., der von Oestreich gar nichts, und von dem Kriege blutwenig zu berichten weiß, auch in diesem Bande schon bis über den Frieden hinaus gekommen ist, die Reise wirklich gemacht, und dankt er in der That sein Buch fortzusetzen; so ist es Pflicht der Kritik, das Publicum vor dem Ankauf eines so gebakten Productes zu warnen.

No. 2 ist im Eingange dieser Anzeige bereits mit wenigen Worten charakterisirt worden. Der Vf. verspricht weiter nichts als eine Zusammenstellung der Thatfachen nach amtlichen und Privat-Berichten, die für jetzt der Neugier gnügen, und in der Folge die Mühe des Auffuchens ersparen könne. Er hat dabey das Verdienst einer zweckmäßigen Anordnung und der möglichsten Vollständigkeit, und schreibt einen fließenden correcten Styl. Ein unbefangener Abschreiber, denn Beobachter hätte er sich nicht nennen sollen, ist er in sofern, als er stets, ohne sich ein eigenes Urtheil zu erlauben, in dem Ton des Zeitungsberichts, den er grade vor sich hat, eingeht, er mag nun herrühren, von welcher Parthey er wolle. Natürlich hat daher auch die ergiebigste Quelle ein unterschiedenes Übergewicht, und man erräth diese leicht an den häufigen Citaten und an dem Geiste, der in dem Buche zu wehen scheint; aber auch nur scheint, denn so bald er andere Erzählungen benutzt, wird auch sein Ton umgestimmt. Weirach wird natürlich von allen Seiten gestreuet, sollten auch dadurch oft die sonderbarsten Widersprüche entstehen. Er tritt, wo er loben kann, allemal hinter seinen Gewährsmännern hervor, um sich dieses Verdienst in eigener Person zu erwerben, und schwenkt sein Rauchfaß so lange nach der einen Seite, bis ihn ein neuer Zeitungsbericht auf die andere ruft. Bey aller dieser übergroßen Humanität ist jedoch sein Buch zu dem beabsichtigten Zweck ohne Anstand zu empfehlen. K.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche der studirenden Jugend.* Neue durchaus vermehrte, und bis zum Ende des Jahres 1808 fortgesetzte Ausgabe, von D. Joh. Kaspar Müller, Professor u. s. w. zu Marburg im Königreich Westphalen. 1809. XXIX u. 374 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Lehrbuch ist (so sagt der Herausgeber in

der Vorrede) in der gegenwärtigen Auflage so vollkommenet, daß es Jedermann, der es braucht, Nutzen und Vergnügen gewähren wird. Dieser Nutzen und dieses Vergnügen kommt aber größtentheils auf die Rechnung des sel. Schröckh, dessen Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte in der neuesten Auflage wörtlich abgedruckt ist. Davon sagt aber der Herausgeber kein Wort. Wenigstens liegt dies nicht in seiner Aufserung: daß er eben so wenig, wie der sel. Schröckh, auf gewisse historische, oder vielmehr romanhafte, Hypothesen, die, weil sie glänzende Einfälle wären, in unserem Zeitalter bey Leuten, welche Romane mehr als ächte Geschichte lieben, ihr Glück so schnell machen, Rücksicht genommen habe. Den Recensenten, die ihn oberflächlich, leicht und ungünstig, die ihn nicht mit unparteyischer Gründlichkeit anzeigen, will er gar keine Aufmerksamkeit widmen. In diesem Tone spricht ein Schriftsteller, der, ohne Schamgefühl, sich die Arbeit eines Anderen (bis auf wenige auf die Religion sich beziehende Änderungen) wörtlich zueignet! Verdient nun wohl ein solcher Schriftsteller, daß seine eigene Arbeit, die die neueste Geschichte erzählt, (ohne Zweifel auch aus einer bekannten Quelle, und zwar oft sehr unzuweckmäsig, abgeschrieben) näher beleuchtet wird?

Jg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Herrmann: *Voyage religieux et sentimental aux quatre cimetières de Paris*. Ouvrage renfermant un grand nombre d'inscriptions funéraires, suivies de réflexions religieuses et morales par Antoine Caillot. 1809. 338 S. 8. Mit einem Register. 1 Rthlr. 18 gr.)

Hr. C. brachte mehrere Nächte auf den vier Kirchhöfen zu Paris zu, und wahrscheinlich war eine unglückliche Liebe Schuld, die ihn antrieb, unter den Todten eine Ruhe zu suchen, die ihn unter den Lebendigen verfaßt ward. Denn der größte Theil seiner Reflexionen über die Grabchriften spricht diese Wehmuth und diese Sehnsucht aus, (*o Vous*, sagt er S. III, *qui comme moi parcourez les rangs des tombeaux, pour y apprehendre à mourir ou pour y saisir les douces jouissances de la mélancolie*), und S. 103 fählt sich sein Herz unwillkürlich unter der Menge von prachtvollen Grabstätten zu dem einfachen Grabmale der *Victoire Varney* hingezogen. Von dieser Individualität musa man den Überdruß an Büchern und den Vorzug erklären, den er dem Verweilen auf Kirchhöfen vor jenen einräumt. Bücher, sagt er S. 160, lehren nur, daß die Vergnügen von kurzer Dauer sind, das Grab aber, daß sie geendigt haben; die Bücher, daß der Mensch sterblich, das Grab, daß er wirklich gestorben ist, die Bücher, daß Schönheit vergänglich, daß Gesundheit ein ungewisses Gut, und daß es Thorheit ist, die Jugend als Ägide gegen den Tod anzusehen, das Grab, daß von der Schönheit nichts mehr bleibt, daß die Gesundheit und Jugend wirklich unterliegen; die Bücher st-

gen uns, was kommen wird, das Grab, was gekommen ist. — So wohlthätig und ernstlich die Betrachtungen seyn können, wozu die Stätte des ewigen Friedens, wo die Leiden des gramgefüllten Herzens gestillt werden, der Tod nichts mehr zu würgen findet, die *Te deums* verstummen, der Wiederhall aus dem Grabe, das die Geschmeichelten und Schmeichler bedeckt, durch kein Gesetz erstickt wird, und wo, wie hier die Feinde Bossuets (Claude und Jurieu) neben den Abkömmlingen des berühmten Mefrezat von Genf ruhig liegen, in unserem Zeitalter Anlaß geben; so schauervoll belehrend der Rückblick des Vfs., der am 14 Oct. 1806 unter Steinen und Leichen einherwandelte, auf die Kirchhöfe der Deutschen ist: so darf doch in diesem nämlichen Zeitalter, das Kraft erfordert, keine Thatenlosigkeit genährt werden, und wenn der Vf. die Inschriften auf den Grabstätten als den Triumph moralischer Maximen ansieht, wenn er hier die ungebundene Huldigung des Schmerzes, wenn er den unbefangenen Ausdruck und den reinsten Erguß älterer Zärtlichkeit, ehelicher Treue, kindlicher Liebe, wenn er die herzliche Sprache der Freundschaft und der geselligen Tugenden, entfernt von profanem Interesse und eitler Gefahlsucht finden will: so hat er vergessen, daß Heucheley, Affectation, und das, was die Franzosen *esprit de parade* nennen, an den Grabsteinen und den Inschriften, wo nicht den meisten, doch eben so viel Theil haben, als Wahrheit, Liebe und Uneigennützigkeit. Bey einer Inschrift S. 186 gesteht er selbst: *Ce n'est point une de ces pompueuses Inscriptions, qui ont été dictées par l'orgueil des Vivans*. — Die Reflexionen des Vfs. sind meistens religiösen und sentimentalen Inhalts, beides im weiten Sinne der Worte; denn der Vf. hat sich in jener Hinsicht nicht von dem Dogmatifiren, in dieser nicht von dem Theoretisiren frey erhalten können. Dahin gehörte S. 44 die eingeschobene Unterredung zwischen einer Erscheinung (Gespenst) eines Atheisten, und ihm: *der Atheist warnt ihn, nicht den Glauben an Gott aufzugeben, Gott habe ihn damit gestraft, daß er sich von ihm entfernt habe, und daß er, auf einmal der Idee seiner Existenz beraubt, mit allen den Schrecken des Leeren umgeben worden sey*; dahin gehört die mit dieser Aufserung contrastirende Behauptung, daß es keine Ewigkeit der Höllenstrafen gebe; dahin die Apostrophe an die Vorsehung und den Tod S. 77 und S. 93, *Warum läßt du, göttliche Vorsehung, ruft er bey dem Grabmal der Adelheid Bérthaut aus, nur Böse leben, und warum zeigst du nur der Erde dann und wann ein lebenswürdiges und tugendhaftes Wesen, das ihr als Beyspiel und Zierde hätte dienen können? Warum entziehst du, Tod, der öffentlichen Freude, dem allgemeinen Wohle und der Bewunderung, solche seltne Wesen, die der Himmel nur geschaffen zu haben scheint: um den Schmerz zu verßüßen, und die Freude der Übrigen zu vergrößern, während du jene unwürdigen Menschen vorübergehst, deren Kopf, Herz und Körper nur Abscheu und Eckel einflößen? Rec- übergeht eine Menge anderer, von ähnlichem Gehalt*

te, die gleichen Werth haben, die den Vf. mit dem Zwecke seines Werkes in Widerspruch setzen, und die Maximen, die man hier lernen soll, verkahren. Selbst an diätetischen Reflexionen fehlt es nicht, z. B. S. 86 fragt er, warum wird die arbeitende Classe der Weiber älter, als die Classe der reichen. Die Ursache findet er darin, daß jene gewohnt sind, *de couvrir ces parties, dont la délicatesse une fois offensée donne une mort aussi cruelle que prématurée*. Recens. muß daher aufrichtig bekennen, daß es ihm schwer ist, die Ursachen des Beyfalls zu errathen, den das Werk in Frankreich gefunden hat, und doch hat er noch nicht alle schroffen Seiten desselben berührt. Denn was kann wohl selbst ein flacher Franzose zu der Ausrufung des Vfs. über die Grabchrift des Max. Gen. Blondel S. 199 (*La sensibilité creusa son tombeau*) Faderes sagen, als: *Si le sentiment est le charme de la vie, pourquoi la sensibilité en est telle presque le fléau? C'est que le sentiment agite le coeur et que la sensibilité le romue toujours avec une vivacité et une force, qui tendent souvent les facultés physiques victimes de ce mouvement indépendant de la raison*. Was zu dem affectirten und gelehrten Witze, als er S. 58 bey dem Gräberbesuche durch einen, wahrscheinlich schlafenden Hund sich nicht abhalten liefs, seinen Zweck zu verfolgen? *Malgré, sagt er, l'aspect d'un cerbère qui, s'il n'eût été endormi, aurait par ses hurlemens donné l'alarme à tout le voisinage; plus heureux qu'Énée je n'eus besoin d'aucun gâteau pour adoucir le monstre etc.*

Vielleicht hat die Vorliebe der Franzosen, die in Paris leben, und nichts Erhabneres kennen, als die Kirchhöfe von *Montmartre, Maison du Père la Chaise à Montlouis, Cimetière de Vaugirad, und cimetière de Clamart et de S. Cathérine*, dazu beygetragen. Vielleicht auch die Geschichte der Kirchhöfe selbst, die nicht ganz uninteressant ist, wobey aber das Interesse mehr in der Sache, als in der Darstellung liegt. Z. B. das Todtenfeld in Montmartre stößt an die so lebendige *Chaussée d'Autin*, wo keine Ruhe, kein Schlaf ist; und der Kirchhof zu Montlouis war einst der Garten des Vergnügens jenes ehrgeizigen Mönchs, der mit kaltem Blute Plane der Verfolgung gegen Ketzer entwarf, und nur auf Mittel sann, die Macht seines büßenden Monarchen zum Untergang jener Menschen zu bewaffnen, deren Tugend, Wissenschaft und Hochachtung seiner Heucheley und seinem Stolze entgegen waren. Ein Theil des Beyfalls kommt aber gewiß auf Rechnung der süßen Schwärmerey, die an Grabchriften Nahrung findet, und wodurch *Kosgarten's* Gedicht: *des Gräbes Lieblichkeit* u. s. w. sich so lange erhalten hat. Der Vf. hat sie in einzelnen Theilen unter allgemeinen Übersichten dargestellt, z. B. S. 61: *Jeunes époux, Jeunes épouses, jeunes garçons, jeunes filles*; aber richtig bemerkt er selbst dabey, als er wieder von dieser Ordnung abgeht: Die Menge der Gräber liefs mir keine Auswahl, und wo der Tod alles unter einander geworfen hat, kann der Mensch keine Ordnung befolgen. Es kann nicht fehlen, daß unter den vielen Inschriften nicht einige interessante vorkommen sollten; allein Rec. darf mit Überzeugung gestehen, daß diese ganze Sammlung

der *Epigrammatographis, oder der Sammlung von Inschriften der älteren, mittleren und neueren Zeit* von J. G. C. A. B. de Häpisch (Köln 1801. II Theile) am Werthe und Inhalte nicht gleich sey, und daß seine Erwartung, die er sich von den Inschriften auf Grabmälern einer durch Sentimentalität sich auszeichnenden Nation besonders auf den Kirchhöfen zu Paris machte, nicht befriedigend ward. Einige der vorzüglichsten fügt Rec. bey, um sie der Geschichte aufzubewahren. Auf den Botanisten Adanson: *Ici repose Monsieur Adanson*. Mit Recht bemerkt der Vf., daß Adanson's Bedienter, der den Herrn nicht vergessen konnte, diese Grabchrift müsse gesetzt haben. — Auf den Staatsrath Mounier: *Son nom, vivra aussi long tems, que celui de la véritable vérité, qu'il défendit avec autant de lumières que de courage*. Noch zwey bis drey Namen, wie dieser, setzt Hr. Calliot hinzu, und wir haben die volle Geschichte der *Assemblée constituante*, die durch Schwäche und Unklugheit allen Lastern Thor und Thür öffnete, während sie die Mißbräuche abstellen wollte. Delisle auf den *Exvicomte de la Tour Dupin*, der im 70 Jahre starb:

*D'un sang cher aux Français, rejeton glorieux,
Aimable dans la paix, intrépide dans la guerre;
Philosophe chrétien, héros religieux.
Nous le chérimes sur la Terre
Et nous l'invoquons dans les cieux.*

Der Marſchall Philipp Segur, Lieutenant Général, Secrétaire d'état, starb in tiefer Armuth. Seine Kinder deckten sein Grab mit einem Steine, worauf folgende Inschrift war: *Dans l'impuissance de lui élever un Tombeau, ses enfans déposent sur cette simple pierre leurs Larmes*, und das Grab ist fast verfallen. Die Grabchrift der *Madame Elisabeth Tienloup*, Wittwe von *Nicolas Mignon*:

*Née le 29 mars 1743.
Fiancée le 28 mars 1769
Décédée le 28 mars 1808
Inhumée le 29 mars 1808*

hätte der unteleologischen Bemerkung nicht bedurft, daß das Zusammentreffen solcher Ereignisse zu belehrend sey, um es nicht als Werk der Vorsehung zu betrachten, die jede Art benutzt, um uns aufmerksam zu machen. — Eine im 13 Jahre ihren Altern durch den Tod entrissene Tochter ist durch die einfache Inschrift auf ihrem Grabstein auch den Unbekannten werth geworden: *Qui ne causa jamais d'autre chagrin que celui de sa perte. J. J. Rousseau* hat seinen Namen wie sein Herz in der Inschrift auf *Arnauld's* Grabmal ausgesprochen:

*Ci-gît François Thomas de Baculard d'Arnauld
Auteur du Comte de Cominge, des Epreuves du sentiment
Né le 17 Sept. 1718, mort le 9 Nov. 1805
La plupart de nos gens de lettres écrivent avec leur tête et leur main*

Mais Arnauld écrit avec son coeur.

Das Grabmal *La Lande's* konnte der Vf. nicht finden — eine eigene Grabchrift ohne Grab für einen kaum verstorbenen Astronomen. Der Vf. hätte ihn aber auch nicht unter der Erde suchen sollen. Dns.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

HANNOVER, b. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung*. Von D. G. J. Planch. Fünfter und letzter Band. (Auch unter dem Titel: *Geschichte des Papstthums in den abendländischen Kirchen von dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts bis zu der Reformation*. Dritter und letzter Band.) 1809. 793 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Nach dem zweyten Titel könnte man denken, daß man hier den dritten Band der *Geschichte des Papstthums vom Anfange des 14. Jahrhunderts an* zu suchen hat. Dies ist aber nicht der Fall. Es ist der dritte Band der *Geschichte des Papstthums von der Mitte des 9. Jahrhunderts an*, wie denn auch die beiden vorhergehenden Bände diesen Titel verhältnißmäßig richtig führen. Dieses kleine Versehen, welches vielleicht vom Setzer herrührt, mußten wir, um Mißverständnisse zu verhüten, sogleich bemerken.

Man findet also in diesem Bande die *Geschichte des Papstthums vom Anfange des 14. oder richtiger, vom Ende des 13 bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts*. Je mehr wir die historischen Arbeiten des würdigen Vfs. schätzen, und je mehr wir uns durch die Lesung der vorhergehenden Bände (vgl. J. A. L. Z. 1806 No. 9 u. 299, und 1808 No. 162) belehrt gefunden haben: desto mehr müssen wir es bedauern, daß er diese Periode nicht nach demselben Plane und in derselben Ausdehnung, wie die vorhergehenden, abhandelt hat. Man findet hier nur zwey Abschnitte: 1) *Allgemeine Geschichte des Pontificats*, 2) *Geschichte der besonderen Veränderungen in dem Zustande und den Verhältnissen des Pontificats*. Freylich ist dadurch dieser Band mehr nur Geschichte des Papstthums geworden, als die vorhergehenden; allein es ist dadurch eine Ungleichheit in der Ausführung des einmal entworfenen und zuerst befolgten Plans entstanden. In den vorhergehenden Bänden und Perioden fand man auch die *Veränderungen in den gegenseitigen Verhältnissen des Staats und der Kirche, die Veränderungen in den inneren Einrichtungen und Verhältnissen der Kirche selbst*, auch der Mönchsorden und Klöster, die *Veränderungen in dem Zustande des grösseren, aus mehreren vereinigten Gesellschaften entstandenen Kirchenkörpers und in den verschiedenen Formen seiner Verbindung*, kurz, den Cultus und die Gebräuche ausgenommen, eine Geschichte der kirchlichen Gesellschafts-Verfassung im J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Grossen und Kleinen. Statt dessen erhalten wir in dem letzten Bande nur eine Geschichte des Pontificats. Der Vf. sagt zwar Vorr. IX f.: „Aus rein-ökonomischen Gründen, oder aus der reinen Begierde, mehr Raum für das Nöthige zu sparen und zu gewinnen, geschah es, daß ich mir bey der Aufnahme desjenigen, was bloß zur Erläuterung und zur Bestätigung oder zu der weiteren Beglaubigung der von einigen Ereignissen gegebenen Ansichten, oder nur zur Ausfüllung und Decoration des Gemäldes, oder auch nur zu der gewiss nicht immer nutzlosen und also auch nicht immer unerlaubten Ausstellung eines gelehrten Prunks von historisch-literarischen Notizen dienen konnte, eine strengere Enthaltbarkeit, als in den vorhergehenden Bänden, zur Pflicht machte: denn bey dem Reichthum und bey der Fülle, worin sich dem Geschichtschreiber dieses Zeitalters die Materialien aufdrängen, und bey der Leichtigkeit, womit sie zusammengebracht werden können, mußte ich es rathsam finden, mich gegen die Versuchungen zu dem Mitnehmen des Überflüssigen sorgfamer zu verwahren, da des nothwendig Aufzunehmenden schon so viel war“. Wir können aber den Vf. mit dieser Entschuldigung nicht entlassen. Es ist in der That in Vergleichung mit den vorhergehenden Bänden mehr als das Angegebene weggeblieben. Wir fordern daher den Vf. auf, noch einen Band und in demselben das zur Vervollendung des Ganzen noch Fehlende hinzuzusetzen. Er kommt zwar bey der Einleitung der besonderen Geschichte des Pontificats wieder auf diesen Punkt zurück. „Es ist offenbar, sagt er S. 547 f., nur ein einziger grosser Anblick, den die innere Geschichte der Kirche in diesen zwey Jahrhunderten darstellt, nämlich der Anblick des allgemeinen Strebens, zu dem man bald nach ihrem Eintritt auf allen Seiten zu erwachen schien, um die aufs höchste gestiegene päpstliche Allgewalt in Beziehung auf Kirche und Staat wieder in gewisse Grenzen zurückzubringen, oder der Anblick der allgemeinen Bemühungen und Anstalten, die man vorkehrte, um eine Verminderung der päpstlichen Macht und des päpstlichen Einflusses auf die kirchliche und bürgerliche Gesellschaft zu bewirken. Dies war der Hauptgegenstand, der von dem Anfang des 14 bis zu dem Ende des 15 Jahrhunderts alle Wünsche und Hoffnungen, den ganzen Geist und die ganze Kraft des Zeitalters beschäftigte. Dies war das einzige Ziel jeder Hauptunternehmung und Veränderung, die man in dem Zustande der Kirche während diesem Zeitraume einzuleiten such-

te, und dies war auch das einzige, wofür sie die Mittel, die man dabey in Bewegung setzte, planmäßig angelegt und berechnet waren. Wenn man also bloß dem Gange zusieht, den man bey der Einleitung dieser Veränderung, und den sie zugleich selbst nahm: so muß man dennoch alles vors Auge bekommen, was nur irgend während dieses Zeitraums in dem kirchlichen Zustand in eine andere Ordnung kam. Es kann daher jetzt auch nicht mehr nöthig seyn, den Zustand der kirchlichen Gesellschaft noch nach allen jenen speciellen Beziehungen zu beleuchten, auf welche in den früheren Perioden eine besondere Rücksicht genommen werden mußte. Die Aufmerksamkeit würde dadurch nur zerstreut, und von dem Hauptgegenstande abgewandt werden, ohne daß man eine verhältnismäßige Schadloshaltung dafür erhielt; denn einmal ist des Wichtigen nur wenig, was sich in andere Beziehungen in der kirchlichen Hausordnung verrückte und veränderte, und dann verliert man es doch, wie gesagt, nicht ganz aus dem Gesicht, wenn man nur jenen Hauptgegenstand immer darin behält. Dieser Hauptgegenstand aber hat des Anziehenden so viel, daß er auch auf alles, was damit in Berührung steht, oder sich ohne Zwang damit in Verbindung bringen läßt, die Aufmerksamkeit fester heften kann. Wir gestehen gerne zu, daß diese der Hauptgegenstand für die Geschichte des Papstthums in dieser Periode ist, und daß von demselben auch viele, ja die meisten Veränderungen in dem besondern Zustande der kirchlichen Gesellschaft ausflossen. Es fallen jedoch auch manche wichtige Begebenheiten und Veränderungen in der kirchlichen Gesellschaftsverfassung in diese Periode, welche mit dem Bestreben, die Macht der Päpste zu beschränken, in keiner oder nur in einer entfernten Verbindung stehen; nur haben die Kirchenhistoriker, welche gewöhnlich schon im 14 und 15 Jahrhundert ihren Blick immer auf die Reformation richten, diese Punkte noch wenig beachtet und aus den Quellen erläutert. Dies offenbart sich besonders alsdann, wenn man verschiedene Länder und Reiche, und auch verschiedene Zeiten unterscheidet. Hernach hätten auch selbst diejenigen Veränderungen, welche von jenem Bestreben ausgingen, eine speciellere Ausführung verdient und bedurft, um diesen Band den vorhergehenden conform zu machen. Wir glauben, daß doch die besondere Geschichte des Pontificats so hätte bleiben können, wie sie jetzt in diesem Bande geliefert ist, und daß also der Eindruck des Ganzen nicht wäre geschwächt worden. Der Vf. handelt diese Geschichte nach folgendem Plane ab. Nachdem er einen vorläufigen Blick auf die Lage, in welcher die Päpste zu Anfang dieser Periode standen, oder auf dasjenige geworfen hat, was sie jetzt noch in der allgemeinen Vorstellung des Zeitalters waren: werden 1) die Veranlassungen und Umstände aus der Geschichte dieser Jahrhunderte ausgehoben, durch welche man vorzüglich dazu gebracht wurde, es auf eine Verminderung der päpstlichen Gewalt anzulegen,

und die überhaupt auf den Zeitgeist zum Nachtheile der Päpste wirkten. Dabin gehören die Mißbräuche, welche die Päpste von ihrer Gewalt machten, durch Ausdehnung ihrer Reservationen, durch Foderung der Annaten, der *fructus medii temporis*, durch Anmaßung des Spolien-Rechts, durch die neue Praxis von Commenden, Unionen und Incorporationen, durch Exemtionen und Dispensationen, durch Vervielfältigung von Ablassen und Indulgenzen, durch das Ausschreiben neuer Zehenden von den Kirchengütern und durch die immer weitere Ausdehnung der päpstlichen Judicatur. Dabin gehören ferner der Einfluß des Universitäten-Geistes, der Fratricellen und Spiritualen, Wikkels, des großen Schisma. 2) Werden die Anstalten zur Beschränkung der päpstlichen Macht, die Mittel, von welchen man dabey Gebrauch machte, und die Operationen selbst, von welchen man sich dabey die größte Wirkung versprach, beschrieben. Dabin gehören die Verhandlungen über die Reformation auf der constanzer und basler Synode. 3) Wird noch gezeigt, was durch jene Anstalten ausgerichtet und durch diese Mittel bewirkt, und warum nicht mehr dadurch ausgerichtet und bewirkt wurde, oder wie weit man wirklich die päpstliche Macht ins Sinken brachte, und warum man es nicht möglich fand, sie noch tiefer herabzubringen. Unstreitig hätte aber noch außer dem, was hier vorkommt, vieles die Gesellschafts-Verfassung der Kirche Betreffende namentlich vom Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, vom Zustande des Klerus, vom kirchlichen Güter- und Pönitenz-Wesen, vom Klosterwesen, von der Diöcesan-Verfassung u. s. w., ausgeführt werden können. Wir müssen also ahermals auf den oben geäußerten Wunsch zurückkommen.

Der Geist der Behandlung, wie er schon in der Anzeige und Beurtheilung der vorhergehenden Bände beschrieben worden ist, ist sich gleich geblieben. Man findet manche neue Ansichten, eine kunstmäßige und pünctlich abgemessene Anlage und Anordnung, Unparteilichkeit, Klarheit, treffende Auswahl und einen gestützten politischen Blick. Besondere Beweise davon anzuführen, würde überflüssig seyn. Nur selten sind wir bey der Durchlesung dieses Bandes anderer Meinung gewesen, als der Vf. Wenn er auf die Verurtheilung der Tempelherren zu sprechen kommt: so verläßt ihn seine gewöhnliche Ruhe und Kake. S. 189 heisset es: „Selbst im Falle der erwiesenen Schuld des Ordens oder der erwiesenen Wahrheit der gegen ihn vorgebrachten Anklage ist noch niemals, so lange die Welt steht, ein so schändliches Spiel von der Habsucht und Raubsucht mit der Gerechtigkeit getrieben, und noch bey keinem in Gesellschaft begangenen Verbrechen die Pönitanzrolle auf eine so schmachvolle Art, wie bey dieser Gelegenheit von Clemens, gespielt worden.“ Von Grouvelles bekannt-r Schrift wird S. 191 geurtheilt, er habe die Schuldlosigkeit des Ordens in Ansehung einiger gegen ihn vorgebrachter Anklagen etwas zweifelhaft zu machen gesucht, und wenigstens den Advocaten

des Teufels für seine Hauptverfolger nicht ganz unglücklich gespielt. Wir wünschten sehr, daß Hr. P. sein Urtheil in dieser wichtigen Sache mehr motivirt hätte. Wäre der Orden wirklich schuldig gewesen, wären alle die schrecklichen Anklagen wider denselben erwiesen worden: so dürfte das Urtheil über den König und den Papst nicht so streng ausfallen. Die Grausamkeit, mit welcher gegen denselben verfahren wurde, würde nicht sowohl in dem Charakter ihrer Verfolger, als in der Criminaljustiz des Zeitalters ihren Grund haben. Dabey stellt leider die Geschichte unseres Geschlechts, namentlich in unserem Zeitalter, Beispiele auf, welche sich kühn mit diesem Spiele der Raubsucht mit der Gerechtigkeit und mit dieser Pilatusrolle messen dürfen. Der Vf. scheint übrigens den Orden für ganz unschuldig zu halten. Möchte er sich darüber näher erklärt haben! Wir hätten vorzüglich von ihm hierüber ein begründetes Urtheil zu hören gewünscht. Wir sind immer der Meinung gewesen, daß wenigstens gewisse Mitglieder des Ordens nichts weniger als unschuldig waren. Die Vorstellung, welche man im 13. und selbst noch im 14. und 15. Jahrhundert vom Papste hatte, beschreibt der Vf. S. 552 ff. auf folgende Art: „Man erkannte, daß der Papst der oberste Stellvertreter der Gottheit sowohl in Beziehung auf den Staat, als auf die Kirche, oder daß ihm die höchste Gewalt über den Staat, wie über die Kirche, von Gott selbst übertragen worden sey; aber man glaubte dies jetzt im eigentlichen Sinne zu erkennen, denn die neue Rechtsphilosophie des 13ten Jahrh. hatte auch Gründe und Beweise dafür erfunden, und einen sehr systematischen Zusammenhang hineingebracht, nach welchem das eine von selbst aus dem anderen floss. Man bedurfte dazu weiter nichts, als die Voraussetzung, daß der Staat eigentlich nicht sowohl unter der Kirche stehe, als vielmehr in der Kirche enthalten und begriffen, und gleichsam nur ein besonderes Institut oder eine eigene, nur für einen besonderen Zweck eingerichtete Ordnung von dieser sey. Zu dieser Voraussetzung war man auch vollkommen befugt, sobald man es als erwiesene Thatfache annahm, daß Gott bey der Stiftung der christlichen Kirche die Absicht gehabt habe, eine allgemeine Theokratie in der Welt dadurch zu begründen und einzuführen, so wie er ehmals durch die Anlage der jüdischen Kirche seine besondere Theokratie über das israelitische Volk begründet habe. Da man es aber schon längst für ausgemacht hielt, oder doch mehr Beweise, als notwendig waren, dafür zu haben glaubte, daß die Regierung der Kirche und die ganze Fülle der kirchlichen Gewalt von Gott selbst dem Papste übertragen worden sey: so war es eben damit zugleich entschieden, daß ihm auch die Gewalt und die Rechte des höchsten Oberen in Beziehung auf den Staat zustehen mußten.“ Diese Vorstellung vom Papste sollen selbst die auf der Synode zu Basel versammelten Väter noch gehabt haben, und dies soll der Hauptgrund gewesen seyn, warum bey ihren Bemühungen, den Papst zu beschränken und eine

Reformation zu bewirken, nicht mehr herausgekommen sey. „Auch nach Basel, sagt der Vf. S. 752, hatte man und dies war es, was alles verdarb — noch keine klare Vorstellung davon mitgebracht, daß die ganze Papstidee, die allmählich dem Zeitgeiste eingedrückt worden war, umgebildet, und das ganze Verhältniß, in das sich die Päpste nach und nach gegen die Kirche gerückt hatten, umgestellt werden müsse, wenn dem Übel, von dem man sich gedrückt fühle, auf eine wirksame und dauerhafte Art abgeholfen werden sollte. Auch die Synode zu Basel ging selbst noch von dem Grundbegriffe eines Supremats, und zwar nicht nur eines isidorischen, sondern eines gregorianischen Supremats aus, der dem römischen Stuhle über die ganze Kirche nach göttlichem Rechte zustehet. Sie wollte es fortdauernd erkannt haben, daß die höchste Gewalt in der Kirche, oder die ganze Fülle aller kirchlichen Gewalt dem Papste allein von Gott übertragen, und nur in seine Hände gelegt worden sey, und wenn sie es auch nicht als notwendige Folge davon erkennen wollte, daß der Papst eigentlich der einzige Ordinarius in der Kirche, daß jede andere Gewalt von der seinigen abgeleitet und alle anderen Bischöfe nur seine Stellvertreter und Delegirte in dem ihnen angewiesenen Districten seyen, ja wenn sie sich selbst von dieser Folgerung lossagen wollte: so fand sie doch nichts Bedenkliches dabey, dem Papste alle Rechte eines universellen Episkopats einzuräumen.“ Wie kann aber eine Synode, welche den Papst citirt, contumacirt, arretirt, ihm den Proceß macht, ihn bestraft, absetzt, ohne ihn ihre Berathschlagungen und Beschlüsse fortsetzt, ihn für den ersten Diener der Kirche, sich für unabhängig von ihm, ja als erhaben über ihn erklärt, eine solche Vorstellung von ihm gehabt, und ihm solche Rechte eingeräumt haben? Der Vf. nimmt an, daß die Vorstellung der Synode inconsistent und unbestimmt, und daß ihr selbst das Widersprechende darin nicht fühlbar war. Er beruft sich darauf, daß die Synode das ganze Decretalenrecht, in welchem dem Papste ein allgemeines Episkopalrecht zuerkannt wurde, sanctionirte, daß sie aber dem Papste theils Vieles absprach, was ganz richtig aus diesem Rechte folgte; theils Vieles zusprach, was nur aus diesem Rechte folgte. Er wirft darauf noch die Frage auf, wie es zugeing, oder wie es möglich war, daß man auch noch zu Basel den wahren Punct verfehlte, von welchem man bey einer solchen Reformation der Kirche, wie man eine verlangte, notwendig hätte ausgehen müssen, nämlich von einer wirklichen consequenten Beschränkung des Papstes? Die Ursachen, welche den Mißgriff, den man sich dabey zu Schulden kommen ließe, und zugleich die allgemeine Verblendung über den Mißgriff begreiflich machen, findet der Vf. in der blinden Ehrfurcht gegen das kanonische Recht, in dem, wann auch nicht klaren, Bewußtseyn der Mitglieder der Synode selbst, der Bischöfe, der Doctoren, auch der weltlichen Fürsten, daß sie selbst

dabey viel verlieren würden, wenn man den Papst im Wesentlichen beschränke, endlich auch darin, daß fast an jedem der Mißbräuche der päpstlichen Allgewalt sich auch einiges Gutes angehängt hatte, daß fast jeder mit anderen Einrichtungen, bey welchen man sich sonst sehr wohl befand, aufs innigste verwachsen war. Wir finden es natürlicher und einfacher, anzunehmen, daß wenigstens die Hauptpersonen, jene starken, geistvollen und freymüthigen Sprecher auf der Synode recht gut und bestimmt wußten, daß der Papst nicht mehr sey, was er eigentlich seyn sollte, daß er weit unter das herabgesetzt werden müßte, was ihm das kanonische Recht zugestehet, daß eine gänzliche Reformation des Papstthums selbst zu wünschen wäre, daß sie es aber bey damaligen Zeitumständen weder wagten noch für gut fanden, eine solche Reformation, durch welche das ganze bestehende Gebäude der Kirchenver-

fassung umgestürzt, und die Wiederherstellung der Einheit in der Kirche, nach welcher man strebte, wahrscheinlich unmöglich gemacht worden wäre, durchsetzen zu wollen. Wir können uns dieses Gedankens nicht enthalten, wenn wir gewisse Reden des Hauptprediger, und die Schriften, welche sie herausgaben, lesen. — Wir bemerken noch einige Druckfehler. S. 108 Not. 12 Lin. 3 *bedächtig* l. *ver-dächtig*. S. 265 §. 13 L. 3 wird ein Convent zu *Frankreich* statt *Frankfort* gehalten. S. 406 §. 14 L. 4. *Vorzug* l. *Verzug*. S. 478. L. 4. soll *Hufs* vom J. 1460 an mit den Bettelmönchen in Händel verwickelt worden seyn, muß heißen 1360. S. 593 hält der Papst *Gregor I* im J. 1095 eine Synode zu *Rom*. S. 640 §. 16 L. 1 J. 1389 l. 1349, weil sonst die Berechnung des Jubeljahrs nicht herauskommt.

am.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Leipzig, b. Hinrichs: *Kurze Geschichte des Königreichs Sachsen*, für den Vortrag derselben auf (?) Lyceen und bessern (?) Erziehungsanstalten von K. H. L. Politz u. s. w. 1809. 117 S. u. z. B. Tabelle. (8 Gr.). Dieses kleine Buch steht nach der Erklärung des Vfs. zu seiner größeren Geschichte und Statistik des Königreichs Sachsen in eben dem Verhältnisse, das zwischen seiner kleinen und großen Weltgeschichte Statt findet. Das heißt, die größeren Werke sollen den Lehrern zum Hülfsmittel einer umständlicheren Erzählung dienen. Es kommen in dem vorliegenden kleinen Buche bloß reine Facts, und hauptsächlich die geographischen Veränderungen des Staates, vor; es enthält nur politische Geschichte, und zwar diese im allgemeinsten Umrisse; es soll kein Gemisch von politischen, kirchlichen und literarischen Notizen enthalten. Die jungen Leute, die nach diesem Buche unterrichtet werden, sollen also nicht erfahren, wie ihr Vaterland allmählich angebaut worden ist, auf welche Art die Bewohner desselben auf die jetzige Stufe der Ausbildung in Künsten und Wissenschaften gelangt sind; sie sollen die großen Männer, die sich um diese Ausbildung verdient gemacht haben, nicht kennen lernen? Gerade diese Gegenstände sind es, welche die Aufmerksamkeit der jungen Gemüther am meisten spannen. Die sächsische Geschichte, die Hr. P. seinen Schülern erzählt, ist eine Staatsgeschichte, und diese paßt wohl eher für Studenten als für die Lehrlinge eines Lyceums. Jetzt nur noch einige Bemerkungen über einzelne Angaben. Wenn S. x von den alten Sachsen doch einmal die Rede seyn sollte: so hätte auch bemerkt werden sollen, daß sie schon im 3ten Jahrhundert vorkommen. Man schreibt richtiger Slaven als Slaven. Wenn von dem Gelde des Mittelalters, z. B. von Marken Silber, etwas vorkommt: so sollte überhaupt das damalige Münzwesen erklärt seyn. Überdies über die Geschichte Thüringens (S. 24) ist ein ungewöhnlicher Ausdruck. Sollte im 3ten Jahrhundert das thüringische Königreich sich westlich bis an den Rhein erstreckt haben? An der rechten Rheinseite breiteten sich doch Alemannen, Franken und Sachsen aus. Thüringen soll sich zwischen dem Harz und dem Mayn ausgedehnt haben, und doch führt Hr. P. ein Nordthüringen jenseits des Harzes an. Die Klöster Fulda und Hersfeld sind nicht, wie S. 26 steht, von Bonifacius selbst, sondern erst nach seinem Tode, von Sturm und Lulius gestiftet worden. Ohrdruf war ein sehr kleines Kloster.

Eben so gut hätte die kleine Kirche bey Altenberga angeführt werden können. Daß der thüringische Herzog Burchard bey Eifenach von den Ungarn erschlagen wurde, hätte doch wohl verdient bemerkt zu werden. S. 28, wo die vier Dingstühle des thüringischen Landgerichtes angeführt werden, ist das Haupt-Landgericht, das der Landgraf bey Mittelhausen hielt, vergessen worden.

Jg.

Frankfurt a. d. O., b. Apitz: Kurze Nachricht von der Schlacht bey Kunnersdorf, nebst einigen wichtigen Vorfällen vor und nach der Schlacht. Von einem Augenzeugen. Zum Andenken des 50 Gedächtnistages der Schlacht aufgesetzt vom Zollrath Seidel. Broschirt. 36 S. 8. (4 Gr.). Eine Gelegenheitschrift, dem General Major von Kleist, der der Feyer des sojährigen Dienstjubiläums des Vfs. beygewohnt hatte, zugeeignet. Hr. S., der als Bombardier mit dem damals als Feuerwerker dienenden, nachher als General-Lieutenant verstorbenen Tempelhof an jenem blutigen Tage in einer Batterie auf dem sogenannten Finkenberge gestanden, und von dieser Höhe herab den bequemsten Überblick des Schlachtfeldes gehabt hatte, will nur erzählen, was er selbst gesehen hat. Aber er giebt weit mehr, zwar keine umständliche Erzählung jedes einzelnen Vorfalles, noch weniger etwa die ihm selbst zugestoßenen Abenteuer, sondern einen gedrängten, scharfen Umriss des Ganzen, ein *Précis* der Begebenheiten mit den vorbereitenden Ursachen und den Folgen, welches jeder Militär mit Vergnügen lesen, und das jeden Mann von Gefühl durch die anspruchlose Darstellung des Veterans anziehen wird.

Die subjective Ansicht des Vfs. artet nie in blinde Parteylichkeit aus: nur eine lobenswerthe Anhänglichkeit an Friedrich, und eine hie und da durchschimmernde Vorliebe für die Artillerie, blicken durch das ganze Werk hervor, ohne jedoch im mindesten dem historischen Werthe desselben Eintrag zu thun. Die wenigen durch die Natur der Sache herbeigeführten Bemerkungen sind treffend, und für den Geist der Zeit im siebenjährigen Kriege ist es charakteristisch, den Vf. als Entschuldigungsgrund anführen zu hören, daß Friedrich acht Tage lang vor der beschlossenen Entscheidungsschlacht seine Krieger bloß mit Brod und Wasser ernährt habe.

Kf.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J U L I U S , 1 8 1 0 .

E R D B E S C H R E I B U N G .

1) LEIPZIG, b. Gräff: *Neuer allgemeiner und vollständiger Wegweiser durch Spanien*, von *Alexander Laborde*. Frey aus dem Französischen bearbeitet von *Christian August Fischer*. (Auch unter dem Titel: *Neuestes Gemälde von Spanien im Jahr 1808*. II Bände.) I Th. 1809. 360 S. II Th. 1810. 308 S. 8. (Druckpap. 2 Thlr. 4 Gr. Schreibpap. 3 Thlr. 8 Gr.)

2) LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Malerische und historische Reisen in Spanien* von *Alexander Laborde*. Aus dem Französischen. I Bändchen. Mit 29 Kupfertaf. 1809. 204 S. II Bändchen mit 24 Kupfertaf. 1810. 270 S. gr. 12. (7 Thlr. 12 Gr.)

Sowohl aus dem weltbürgerlichen, als aus dem Gesichtspuncte der Gegenwart betrachtet, zieht Spanien die Aufmerksamkeit von Europa eben so auf sich, wie Amerika zu einer Zeit, wo Spanien jenen Gesichtspunct diesem aufopfert. Aber welcher Unterschied zwischen beiden Epochen! Frankreich tritt in Spanien gegenwärtig mit dem lauten Gefühle des Wiederfindens eines veräußerten Eigenthums auf, während Spanien in Amerika die Verlängerung des Selbstmordes — den Menschenhaß verkündigte, und jeden Weltbürgerinn aus seinen Thaten verlöschte. Das geschichtliche Interesse, das sich aus dem Vergleiche beider Epochen entwickelt, wird durch das Ungemeßene des Kampfs erhöht. Aufgegeben von ganz Europa, und nur durch das lockere Band mit einer Wassermacht verbunden, die, wenn sie auch selbst nicht veräußerlich wäre, doch gegen ein solches innig verbundenes und in einander gedrungenes Continuum nicht hinlängliche Mittel in sich selbst hat, setzt Spanien jetzt einen Krieg fort, worin es das herrliche Land selbst in eine Einöde verwandelt, da es früher in Amerika die Despotie in der Verwüstung ohne großen Widerstand begründet hatte. Die Religion war dort, wie hier, und zwar in beiden Epochen, die finstere Priesterreligion, die der Empfänglichkeit vom Zeitalter verschlossen ist, der Hebel des Kampfs und die Losung zum Morde, ihr Gegenstand damals die Verbreitung, jetzt die Erhaltung derselben, die Mittel die nämlichen, verschieden aber die Folge, da die Nemesis eine Sache in dem Zeitalter des Lichts verliert, die man ihrem mißverstandenen Schutze in den Zeiten der Finsterniß geweiht hatte; und wie viel hat der Sieger nicht selbst in Wort und That, wie viel nicht die siegende Nation selbst bey-

S. 4. L. Z. 1810. Dritter Band,

getragen, um die Hochachtung gegen die besiegte über den Wahn und den Irrthum, über die Jammer- und Greuel-Scenen zu erheben! Was *de Salazar Coulon*, *Boich*, *D'Aulnoy*, *Labat*, *Peyron*, *Bourgoing*, *Chantreau* und andere Franzosen vor *Laborde* waren, das war *Laborde* in einem erhöhten Grade. Die Gerechtigkeit, die er und sie dem Spanier widerfahren lassen, giebt den französischen Schriften über sie einen verstärkten Reiz, und auf ihn rechnet der Verleger deutscher Übersetzungen in der momentanen Kri-
se. Wir zeigen hier zwey verschiedene an.

Das erste von Hn. *Fischer*, *der Wegweiser durch Spanien*, ist eine freye Bearbeitung des *Itinéraire descriptif d'Espagne, et tableau élémentaire des différentes branches de l'administration et de l'industrie de ce royaume*, 1808. — Eine äußerst schätzbare Materialiensammlung; da *Laborde* unter den günstigsten Umständen Spanien nach allen Richtungen mit empfänglichem Sinne für Wahrheit und Humanität, für Schönheit und für rücksichtsloses Interesse durchkreuzte, fast überall an Ort und Stelle die Nachrichten einzog, und diese Nachrichten durch vortreffliche Memoires über die wichtigsten Gegenstände des Ackerbaues und der Industrie und durch Notizen des vielbewanderten *D. Carrere* und *Humboldt* (*Wilhelm Humboldt*, der jetzige königl. preuss. Geheime Staatsrath, besitzt vielleicht noch schätzbare Notizen, als sein Bruder *Alexander*), wie durch seine eigene Vielseitigkeit unterstützen konnte. Es ist selbst aus französischen Anzeigen dieses Werks bekannt genug, daß *Laborde* diese Materialien nicht gehörig verarbeitete. Der Totaleindruck des Werk mußte unter den Digressionen und Wiederholungen, die ein stetes Anknüpfen und Losreißen nach sich zogen, verloren gehen. Hr. *Fischer* glaubte mit der Umarbeitung dem deutschen Publicum einen Dienst zu thun, wenn er alle Digressionen und Wiederholungen wegschnitt, und dem Ganzen mehr Rundung gab. Er verpflichtet daher im ersten Theile, daß er die fünf Bände des Originals in drey Bändchen, wie das erste, liefern würde. Das erste sollte die Provinzen *Catalonien*, *Valencia*, *Murcia*, *Andalusien*, *Estremadura* und *La Mancha*; das zweyte die Provinzen *Biscaya*, *Navarra*, *Asturien*, *Gallizien*; und das dritte die allgemeinen Bemerkungen, oder ein gedrängtes statistisches Gemälde, mit Vermeidung der Fehler des Originals, enthalten. Allein er schließt mit dem zweyten Bande, und erklärt zugleich, daß der dritte, das die höchst schätzbaren Materialien des IV und V Bandes des Originals umfassen sollte, aus triftigen Gründen

für günstigere Zeiten aufgespart werde. Wenn der Verleger wegen Mangel an Absatz sich die Fortsetzung verbat, und durch günstigere Zeiten die des Buchhandels versteht: so hat Hr. Fischer Recht, hier zu enden; wenn er aber in eben dieser Vorrede zum zweyten Bändchen zugleich die Ursache anführt, weil sich in diesem Augenblicke nichts Bestimmtes geben läßt: so hat er eben so Unrecht, die zwey ersten Theile unter den Auspicien der Unbestimmtheit erscheinen zu lassen, als den dritten zu unterdrücken, da er Laborde's Werke zu liefern versprach. Es gehört dieses zu den vielfachen Inconsequenzen, deren sich Hr. Fischer auf seiner schriftstellerischen Laufbahn, mit Vertrauen auf seine ohne viele Mühe errungenen Lorbeeren und das nur für Darstellungen seiner Art anmaßlich intereffirt angenommene Publicum, schuldig machte.

Um sein Verdienst bey diesem Werke anschaulich zu machen, versichert er in der Vorrede zum ersten Bande, in die Details der Reiserouten und Städtebeschreibungen mehr Ordnung und Klarheit gebracht, nur das Wesentlichste beybehalten, dem Vortrage mehr Natürlichkeit und Leichtigkeit gegeben zu haben. Ob darin gerade das Hauptverdienst einer Bearbeitung nach dem Originale bestehe, und ob Hr. Fischer sein Versprechen erfüllt habe, das sind zwey Fragen, die wir, auch ohne das Originalwerk selbst zur Hand zu haben, entscheiden können und entscheiden dürfen. Jeder Übersetzer, der sich an die Umwandlung seines Originals wagt, gesetzt auch nur, um ihm eine bessere Form zu geben, kann sich von der Nothwendigkeit nicht lossagen, nicht nur mehrere Materialien als undienlich zum neuen Baue aufzugeben, sondern auch den verwendeten hier abzunehmen, dort zuzusetzen, damit sie zu seinem Plane passen. Dadurch wird die Umarbeitung nach dem Original ein neues Werk, das nur grösstentheils aus den vorhandenen Materialien zusammengesetzt ist; aber die Erlaubniß, die sich der Bearbeiter nahm, das Ganze in seine Form zu lösen, verbindet ihn auch zugleich, es nicht an den ersten Erfordernissen (und diese sind in einem statistisch-geographischen Werke theils innere, wie Wahrheit, Genauigkeit, theils äussere, wie Ordnung und Ebenmaß) fehlen zu lassen. Wie leicht war es dem über Spanien so schriftergiebigen Hn. Fischer, aus älteren und neueren Werken, mit Verwendung der trefflichen Materialien von Laborde nicht nur über Spanien selbst, sondern auch über die einzelnen Provinzen, vorzüglich über Asturien, Arragonien, Valencia u. s. w., wo Laborde noch so viel zu benutzen übrig gelassen hat, zu ergänzen, zu berichtigen und zu vollenden? Rec. mag hier nicht wiederholen, was man an Laborde in französischen Recensionen in dieser Hinsicht schon gerügt hat, und was von deutschem Fleisse noch mehr gerügt werden wird. Freylich fehlt zur Erfüllung einer solchen Forderung Hn. Fischer auch jene Ruhe des Geistes, und jene Resignation des Herzens, die das ernste mühsamere Studium der Wahrheit fodert, und die der Sache bescheiden ihre Eigenheit läßt, ohne in die Versuchung zu fallen, über sie durch die Darstellung einen Triumph zu

feyern, der doch nichts weniger als Sieg ist. Daher darf Rec. in Ansehung der zweyten Frage, ob er das gegebene Versprechen erfüllt habe, ebenfalls dreist behaupten, daß Hr. Fischer über sein Versprechen hinausgegangen, und unter seinem Versprechen geblieben ist. Über das Reisen in Spanien, womit der erste Band als Einleitung beginnt, ist ein nur wenig veränderter, wahrscheinlich mit labordischen Bemerkungen vermehrter Aufsatz aus seiner eigenen Reisebeschreibung. In dem allgemeinen Gemälde von Valencia kehrt er häufig zu seinen früheren Schilderungen zurück, und fast überall scheint er die labordische Eigenthümlichkeit der Diction durch die seinige verdrängt zu haben. Wie weit er unter seinem Versprechen geblieben sey, davon mögen die weitläufigen Beschreibungen der Kirchenfeste und Processionen zeugen, die er in den verschiedenen Provinzen antrifft, und die nur durch den Nationalcharakter eine verschiedene Physiognomie angenommen haben. Wie passen diese ephemeren Erscheinungen zu einem Wegweiser, der nur das Bleibende aufnehmen soll? Warum ist der Anhang von sämmtlichen Posttrouten durch ganz Spanien, der von S. 241 bis zum Schluß läuft, nicht mit mehr Ökonomie gedruckt, und nicht zugleich mit dem ersten Aufsatze verbunden worden? und welche Arroganz liegt in dem Titel: *enthaltend die umständliche Beschreibung sämmtlicher Provinzen, der vornehmsten Städte und Ortschaften, kurz aller Merkwürdigkeiten von Spanien überhaupt, nebst einer Menge interessanter Bemerkungen über den Ackerbau, die Industrie und den Handel, den Geist und Charakter, die Sitten und Gebräuche der spanischen Nation?* Ein Twiss, Ponz, Peyron, Townsend, Monpalau, Lafeyrie, Bourgoing, ein Link und so viele Andere, hätten ihm dieses, was schon aus der Bogenzahl, mehr noch aus den breitgetretenen Schilderungen anspricht, zeihen können, und ist bey einem solchen Titel, der kurz alle Merkwürdigkeiten von Spanien überhaupt zu liefern verspricht, nicht nöthig, wenigstens doch anzuzeigen, wie sehr Laborde hinter Conca in Beziehung auf schöne Künste, hinter Lavuga in Beziehung auf Production, Fabriken, Handel, und hinter Cavanilles, den Hn. Fischer doch anderswo so gut zu benutzen wußte, und hinter mehreren zurückgeblieben sey?

No. 2. Es gehört in dem gegenwärtigen Zeitalter, da die Erhaltung fast ganz allein von der Einschränkung abhängt, ein großer Muth dazu, den Verlag eines so kostbaren Werks, wie die Übersetzung der labordischen pittoresken Reisen, sey es auch nur in Auszuge, für ein deutsches Publicum zu übernehmen. Hr. Gerhard Fleischer verdient daher Dank in mehrfacher Hinsicht, sich hieran gewagt zu haben. Wir trauen es seinem Kunstsinne und seiner Deutlichkeit zu, das Ganze zu vollenden, wenn das Original, das 70 Lieferungen enthalten soll, erschienen ist. Die zwey ersten Bändchen entsprechen, obgleich in dem zweyten Band die drey Abhandlungen, 1) physische Beschaffenheit Spaniens und der Spanier, 2) Charakter und Sitten der Spanier, 3) Gebräuche und Gewohnheiten der Spanier, aus dem *Itinéraire descriptif* aufge-

nommen sind, selbst da noch der Erwartung, wo der Übersetzer sich durch das Original fesseln liefs. Der äussere Vorzug, schöne deutsche Typen, Correctheit des Drucks, ein geschmackvolles Format, die verkleinerten Kupfer von *Frenzel, Maillmann, Hammer, Frosch, Veith, Haas, Müller d. J., Darnstedt, Bach*, so gestochen, dass nichts vom Totaleindruck verloren geht, wird von dem inneren, in sofern es auf Treue abgesehen ist, unterstützt. Das erste Bändchen, wozu der Übersetzer eine Vorrede liefert, die, mit der Einleitung verbunden, das, was jetzt ist und was zur Zeit der Phönicië und Griechen war, darstellt, hat die Denkmäler der Phönicië und Griechen zum Gegenstand, deren Schilderung im zweyten fortgesetzt wird. Die Beschreibung des Fürstenthums *Catalonien* ist mehr geschichtlich als geographisch, und das Geschichtliche mehr aphoristisch als ausführlich. Hiezu gehören 1) Ansicht der Stadt und des Hafens von Barcelona; 2) Plan der Stadt und des Hafens; 3) Ansicht von Barcelona zu Sarria im Capuzinergarten; 4) Ansicht des Hafens auf der Spitze Barceloneta; 5) Ansicht der Lonja oder des Kaufhauses, des Pallastes des Oberaufsehers der Zölle und des Seethores; 6) Grundriss und Durchschnitt der Börse; 7) Abriss und Höhe derselben; 8) das Innere der Kathedalkirche mit dem ganzen hohen Gewölbe; 9) Ansicht der neuen Promenade; 10) Ansicht des neuen Platzes und eines Theils der alten Thore; 11) Überrest des Herkulestempels und der arabischen Bäder, welche letztere in ihrem Innern und nach dem Grundriss dargestellt sind; 12) antike Basreliefs. Der Raub der Proserpina ist hier wie auf mehreren Sarkophagen in der Gallerie Justiniani und in dem Vatican nach den 3 Abtheilungen der wirklichen Einführung mit allen begleitenden Umständen, des Herumirrens der Ceres, und des Zustandes, wo sie das Schicksal ihrer Tochter erfährt, dargestellt. 13) Die Cascaden von St. Michael Delfai (*del Faglio*) 8 Stunden von Barcelona; 14) Ansicht der grossen Cascade; 15) Ansicht des Innern der Einsiedelei von St. Michael; die Kirche in einer natürlichen Grotte. 16) Alterthümer zu Mataro und Olefa mit einer Grablampe, die den Odip vorstellt, wie er die Räthsel der Sphinx löst. 17 — 25) Ansicht der Brücke Martorel und des Montserrat, Triumphbogen, Kloster, Einsiedeleien, Kreuzgang, Innere der Kirche. Die übrigen Kupfer sind meistens Grundrisse, ausser dem trefflichen Titelkupfer. Wenn auch in den meisten Kupfern die Gegenwart mit der Vergangenheit wechselt, wenn die Darstellung jener mehr Leben, die Darstellung dieser mehr Verödung zeigt: so hat doch Laborde, beständig unterstützt von seinem regen Kunstgefühle da, wo dieses allein sich ausdrückt, und wenn es von der Beurtheilung entfernt bleibt, das Abstechende verwischt. An dem, was geschichtlich ist, würden wir viel nachzutragen, noch mehr zu berichtigen finden, wenn hier dazu der Ort wäre. Das zweyte Bändchen setzt die Geschichte unter den Römern und Gothen fort, und verweilt noch in mehreren Kupfern bey dem Montserrat. Ausser dieser werden die An-

sicht der Brücke zu Lladoner bey Villa Franca, der Triumphbogen zu Bara, alte Gräber der Stadt Olerdola, das sogenannte Scipionen-Grabmal, Ansicht der Stadt Tarragona nebst Hafen, Versenkung eines Felsens ins Meer, und Überreste der alten Mauern dargestellt. Die Versenkung eines Felsens im Hafen von Tarragona (12 Nov. 1802) ist eine blofs vorübergehende Erscheinung, die süglich hätte wegbleiben können.

Dns.

B O T A N I K.

ERFURT, b. Keyser: *Johann Christian Hellbachs*, fürstl. schwarzb. rudolstädtschen Raths u. f. w., *Handbuch über den Küchengartenbau, für die grössere Volksclasse, nach den bewährtesten Erfahrungen und neuesten Beobachtungen mit zweckmässiger Literatur versehen.* 1 Th. 1809. XLVI u. 250 S. 8. (18 Gr.)

Wie konnte sich Hr. H. entschliessen, bey der ungeheuern Anzahl vorhandener Gartenschriften und in den jetzigen geldarmen Zeiten ein Handbuch zu fertigen, dessen Inhalt kaum über das Mittelmässige sich erhebt, zumal da die mehresten hier angegebenen Vorschriften schon längst andere Schriftsteller besser gelehrt und vollständiger abgehandelt haben? Der Vorrede folgt unmittelbar ein Verzeichniss der generellen Gartenschriften in zwey Abtheilungen, dessen Nutzen aber auch nicht ganz einzusehen ist. Wollte der Vf. eine genaue Übersicht der vorhandenen Schriften, welche die Gartenkunst überhaupt, und die Küchengärtnerney insbesondere betreffen, darlegen: so mußte das Verzeichniss reichhaltiger seyn, wobey *Webers* Handbuch der ökonomischen Literatur sehr vortheilhaft benutzt werden konnte; oder hatte er die Absicht, die Compilationen und anlockenden Büchertitel, wodurch leider manche anonymische und pseudonymische Schriftsteller die Gartenfreunde zu täuschen suchten, anzuzeigen, und die Käufer vor solchen Schriften zu warnen: so hätte er die Beurtheilungen der hier verzeichneten Bücher in einigen gelehrten Zeitungen zu Rathe ziehen, und bemerken sollen, dass folgende Gartenschriften: 1) *Das Ganze des Gartenbaues*, Leipzig; b. Sommer; 2) *Praktische Anweisung zum Anbau sehr einträglicher, aber nicht genug bekannter Erdgewächse*, Ebendasselbst, von dem berühmten Vielschreiber L. *Düchne* gefertigt, und unter dem Namen eines bekannten Schriftstellers herausgegeben sind. Einige Compilationen hat indeß der Vf. richtig angezeigt. So erfährt man, dass *Trommsdorffs* Gartenbuch für Ärzte und Apotheker, Erfurt, 1804, aus dem vierten Bande des *sickler-göringischen* Land- und Garten-Schatzes, und *Idlers* Gartenfreund aus *Krönitz* Encyclop. ausgeschrieben ist.

Was den Plan und die Einrichtung dieses Handbuchs selbst betrifft: so folgen die abgehandelten Artikel nach ihren deutschen Benennungen in alphabetischer Ordnung, von *Aberglaube* bis *Kür-*

bisse. Die Abhandlungen verbreiten sich nicht allein über die Beschreibung und Cultur der Gemüspflanzen, sondern auch über Instrumente, Maschinen und Thiere u. s. w.; man findet neben den Pflanzen kurze Beschreibungen von allerlei Gartenwerkzeug, von dem Nutzen oder Schaden der Engerlinge, Enten, Hasen, Hausmäuse u. s. w., nebst monatlichen Verrichtungen, der in Küchengärten nöthigen Arbeiten in gehöriger Ordnung dargestellt. Manche Artikel hätte der Vf. weglassen sollen. Z. B. *Sophora japonica* (*japonica*), welche er zur Anpflanzung lebendiger Hecken empfiehlt, und S. 35 sagt: „Die japanische Sophore wächst von unten bis oben in Zweige schnell, und hält kältere Winter ab, als andere Bäume!“ Es ist zwar nicht zu leugnen, daß *Sophora japonica* an einem günstigen Standorte ziemlich schnell wächst, und auch gelinde Winter im Freyen verträgt; aber in kalten Wintern leiden die Zweige, oft auch der Stamm, ungemein vom Froste, wovon sich ohnfehlbar schon mehrere Gartenfreunde im nördlichen Deutschland überzeugt haben werden. Aus diesem Grunde werden verständige Gartenbesitzer schwerlich den Rath des Vfs. befolgen, und die Sophore, wovon hier die Rede ist, zu Hecken benutzen, besonders deswegen nicht, weil es uns keinesweges an einheimischen härteren Holzarten mangelt, welche

sich zur Einfriedigung der Küchengärten eignen, z. B. *Carpinus betulus*, *Crataegus oxyacantha*, *Cornus mascula* u. a. m. Eben so wenig hätte der Vf. zärtliche Pflanzen, wie *Arachis hypogaea*, *Convolvulus Batatas*, welche in unseren Klimaten dem Zweck der Anpflanzung nicht entsprechen, in dieses Handbuch aufnehmen sollen. Die giftigen Pflanzen, welche von unkundigen Personen mit einigen Gemüspflanzen leicht verwechselt werden, und nach dem Genusse auf eine höchst traurige Weise wirken, scheint der Vf. auch nicht zu kennen, wenigstens hat er dieselben nicht hinreichend unterschieden. Z. B. der gefleckte Schierling, *Conium maculatum* L., soll (S. 156) dem Anis, oder dem spanischen Kerbel, *Scandix odorata* L., sehr ähnlich seyn; allein der Schierling unterscheidet sich leicht durch einen höheren, durchaus glatten, mit braunrothen Flecken versehenen Stengel, durch einen unangenehmen Geruch, und durch die Frucht u. s. w. Wo der Vf. eigene Erfahrungen gemacht, oder aus guten Quellen geschöpft hat, da sind auch die Abhandlungen belehrender ausgefallen. Hier gehören die Artikel: Blattkohl; Bohne; Erbse; Erde u. s. w. Dem zweyten Theile, womit hoffentlich das Ganze beendigt wird, dürfte ein Register über die abgehandelten Gegenstände sehr nöthig seyn.

— t —

KLEINE SCHRIFTEN.

BOTANIK. Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Beschreibung einer Reise nach Istrien und Dalmatien, vorzüglich in botanischer Hinsicht* von dem Freyh. Jos. v. Seenus in Klagenfurth. Mit einer Vorr. von Dr. u. Prof. Hoppe. Eine Beylage zum botan. Taschenb. auf das Jahr 1809. 77 S. 8. (6 Gr.)

Diese kleine Reise erregt allerdings das Interesse des Botanikers. Vom Capo d'Istria, wo der Vf. selbst erst den Anfang seiner eigentlichen botanischen Wanderung annimmt, geht die Tour quer durch Istrien, nach Fiume, von da mit Hn. Megerle von Wien nach der Insel Cherso (der Stadt gleiches Namens und dem ungesunden, aber pflanzenreichen Osero), von hier auf die Insel Veglia, Insel Arbe; aufs feste Land nach Carlopago, Zeng und zurück nach Fiume (doch diese ganze Reise von Carlopago nach Fiume zu Wasser). Die Sprache ist nicht ganz rein, auch könnte der ganze Vortrag hin und wieder gedrängter seyn. Wir bekommen eigentlich von Station zu Station große Namensverzeichnisse der gesammelten Pflanzen dieser schönen südlichen Flor. Etwas sonderbar ist es, daß Hr. v. Seenus alles, was er nicht im *murrayschen Syst. Vegetab.*, im *Gmelin - Linné* und im *Scheuchzer* auffinden konnte, für neu hielt. Dies und mehrere andere früher bekannte Pflanzen, zusammen 26, werden zuletzt ausführlich beschrieben, und wir erhalten dabey manche gute Notizen. Die Reise ist sonst bloß nomenclatorisch-botanisch. Auf Pflanzengeographie wird keine unmittelbare Rücksicht genommen. Indes ist es diese Hinsicht, in welcher wir die Excursionsverzeichnisse, deren Art wohl bekannt ist, nützlich achten. Der freundliche botanische Cirkel, der sich im südlichen Deutschlande um Hn. Hoppe gebildet hat, erwarb sich längst ein Verdienst um die süddeutsche Flora, und verbreitete besonders die schönen Gewächse derselben, die sonst so selten waren. Indes ist eine gewisse Beschränktheit in

den Bemühungen dieser Schule noch sichtbar. Man bemerkt theils zu wenige Sorge für eine ausgedehntere Bekanntheit mit der Literatur ihres Fachs, theils zu wenig Eindringen in das Gesamtgebiet der botanischen Wissenschaft. Man schätzt und bekümmert sich nur um die Pflanzen jener Gegend, und kann daher nicht Vergleichen anstellen; auch betrachtet man die Gewächse nur in Hinsicht auf das künstliche System. Endlich beschließt man sich überhaupt zu sehr in sich selbst, und die letzte Autorität ist Hr. Dr. Hoppe, dessen Verdienste wir übrigens schätzen. Dieser büßt denn in der Vorrede recht sehr um eine *Seenusia*.

— h —

NATURGESCHICHTE. Altona, b. Hammerich: *Kurzer Abriss des Wissenswürdigsten aus den Naturwissenschaften für das Volk*, in 4 Tafeln von C. F. Collisen, Probst zu Hünen. 1808. 16 S. Fol. (8 Gr.)

Um auf wenige Bogen das Wissenswürdigste aus den Naturwissenschaften zu bringen, wird die gründlichste Kenntniß der Wissenschaften selbst erfordert, zugleich mit dem Talente, sich scharf, bestimmt und doch leicht verständlich auszudrücken. Dem Vf. dieser Bogen ist es größtentheils gelungen, richtig und deutlich die Sachen vorzutragen. Die erste Tafel vom Menschen ist am besten gerathen; am wenigsten die, welche von der Physik handelt. Trägheit ist nicht bloß das Beharren in der Ruhe, sondern auch in der Bewegung. Vom Licht wird zu wenig gesagt. Trennung der ungleichartigen Körper durch die Auflösung heisst nicht allein chemische Scheidung; überdies ist diese Erklärung sehr unklar. Dergleichen Erianerungen ließen sich mehrere machen. Doch im Ganzen entsprechen diese Bogen ihrem Zwecke. Auf jeder Tafel sind zugleich einige nicht schlechte Abbildungen.

L. R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 J U L I U S , 1 8 1 0 .

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii, Theol. D. et P. P. Hamburg. Bibliotheca Graeca; five Notitia scriptorum Graecorum, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita extant, tum plerorumque e Mss. ac deperditis ab auctore recognita. Editio nova variorum curis emendatio atque auctior, curante Gottlieb Christophoro Harles, Consil. aul. et P. P. O. in Univerf. liter. Erlang. Vol. XI. 1808. XII u. 724 S. Vol. XII, in quo continentur Leonis Allatii Diatriba de Georgiis et eorum scriptis, atque libri VI capita quatuor priora, quibus enarrantur Collectiones canonum veteris ecclesiae et Conciliorum tam universalium quam particularium, nec non de epistolis ac decretis Pontificum Rom. notitia traditur. Accedit Synodicum. vetus pridem in lucem datum a B. D. Joanne Pappo. 1809. VIII u. 796 S. gr. 4. (12 Rthlr. 16 gr.)*

U nermüdet, und von den mancherley Schwierigkeiten, welche diese neueren Bände mit ihren verschiedenartigen Schriftstellern und Schriften immer mehr häufen, nicht zurückgeschreckt, fährt Hr. H. fort, dieses Literaturwerk seinem Ende näher zu bringen, und die Wünsche und Hoffnungen aller Freunde der griech. Literatur, so viel als er sich ganz allein überlassen vermag, zu erfüllen. Das XI Vol. trägt das, was noch vom Photius übrig war, mit dem Sophisten Maximus Alexandrinus aus dem IX Vol. der älteren Ausgabe nach, und giebt dann ganz das X Vol. derselben aufser dem Suidas und den übrigen Lexico- und Glossographen, welche das V Vol. schon im Voraus weggenommen hatte, und der Diatriba Allatii de Georgiis, welche dem XII Vol. vorgesetzt worden ist. Aus dem XI Vol. der älteren Ausgabe aber ist Demetrii Procopii succincta eruditorum Graecorum superioris et praesentis saeculi recensio eingeschaltet worden. Die beiden Indices: 1) Homonymorum in decem Voluminibus hujus bibl. distinctorum, und 2) Indicium, scriptores in variis Graecis scriptis laudatos indicantium, qui in decem voll. hujus bibl. exhibentur, welche Fabric. der Praef. des Vol. X angehängt hatte, hat Hr. H. übergegangen, und verspricht sie mit vielen Vermehrungen und Verbesserungen in dem allgemeinen Register nachzuholen. So wird man auch die drey vom Fabric. nach der Praefat. gesetzten Indices Scriptorum 1) in Nemesii libro de homine, 2) in Meletii libro de structura hominis, und 3) a Gemino Rhodio, astronomo, laudatorum,

nicht hier, sondern im Vol. IV am Ende, im VIII p. 45, und IX, p. 307 finden, wo sie die ordnende Hand des Herausgebers eingeschaltet hat. Auch die *Prolegomena rhetorica incerti scriptoris* Vol. IX, p. 586, und einige andere *Spicilegia*, welche Fabric. nachgetragen hatte, sind hier weggelassen, und an ihren Orten eingetragen worden. Wie sehr aber Hr. H. bemüht sey, die *Bibl. Gr.* zu vervollkommen, zeigen auch einige Nachträge zu dem vorhergehenden Bande in der Vorrede S. IV. Ganz vollkommen kann er die *Bibl.* freylich nicht geben, welches auch seine anspruchslose Bescheidenheit schon oft in den Vorreden aufrichtig eingestanden hat, besonders da ein solches Literaturwerk die Kräfte eines einzelnen, auch des umsichtsvollsten Mannes überwältigt, und er von Anderen, die helfen könnten, nicht thätig genug unterstützt wird. Undankbar würde man also seyn, wenn man seinen Fleiß und seinen Eifer, der nie erkaltet, nicht anerkennen, nicht rühmen wollte. Daher sey auch das, was Rec. in diesem Vol., bey welchem der Herausg. wegen der Menge der verschiedenartigen Schriftsteller mit weit mehr Schwierigkeiten, als in den übrigen, zu kämpfen hatte, etwa zu erinnern, abzuändern, zu verbessern und zu ergänzen aufgefunden hat, nicht unbilliger Tadel, sondern nur eifriger Wunsch, alles, was Rec. zur Vollständigkeit der *Bibl. Gr.* beizutragen vermag, dem Herausg. und den Besitzern derselben mitzutheilen. Um aber sich selbst, und Anderen, welche diese Bemerkungen in ihr Exemplar einzutragen wünschen, die Mühe zu ersparen, wird er das, was er anzumerken gefunden hat, den Seitenzahlen folgend, angeben.

S. 8, bey *Paul. Confessor* vermisst man wieder, wie in der ält. Ausg., die Zahl des *Cod. Phot.* Da er mit dem vorhergehenden *Paul. Constantinop.* Eine Person ist: so sollte er entweder ganz gestrichen, oder dem vorhergehenden beygesetzt werden. S. 11. Z. 25, quatuor *Codd. epp. ad Alexandr. Comit. Sophr. monach. et Arsenium monach. teste Labbe* p. 303. Der *Cod. Mosq.* 224, f. 236, hat *excerpta ex variis epp. Photii*. S. 11. *De septem synodis ep. C. Mosq.* 384, f. 158. *Cod. Monac.* 57. S. 14, 1) *ad Nic. Papam*; der *C. Monac.* 207, f. 204, enthält den ersten Brief *ad Nicolaum*, welcher sich endigt: *τῷ ζωαρχῆν καὶ ὁμοῦ αἰῶν*, und den dritten *ad Nicol.* und schließt sich mit: *καὶ ὁμάτος προτακέναιτο*, f. *Aretins* Beyträge zur Geschichte und Literatur. 1803. 3, S. 260, wo *Ignat. Hardt* auch noch nicht zu wissen scheint, daß der erste von *Anthimus* edirt ist, weil er nur immer die ältere Ausgabe der *Bibl. Gr.* citirt. S. 16. Z. 2 ist re-

όντι für ἐκπεσόντι, und Z. 17, Spadario Candidato f. Spatarocandidato zu lesen. S. 21. Νομονανόν. C. Monac. 122. S. 25. XIV contra Lat. C. Mosq. 353, f. 104 u. 46 q. f. 16. Monac. 27, 57 u. 66. S. 27. Z. 20, fehlt, wie der C. Monac. 68 lehrt, ἐκκλησιαστικῶν nach ἀναγκαιῶν. S. 28, XVI, 1) de patriarch. — pulsus ist ein Theil der Schrift: συναγωγή καὶ ἀποδείξεις — wie man aus dem C. Mon. 68 sieht, wo es *quaestio secunda* ist, und kann also nicht mehr unter die *Inedita* gerechnet werden; 2) περί — μυσταγωγίας, findet sich auch im C. 358 f. 100 der mosk. Bibl. f. Matthaei Notit. Codd. Gr. Mosq. p. 250. S. 33. In Categ. Aristotelis, C. Monac. 222 f. 96, welcher Cod. auch Photii scholia in Porphyrii Isagog. enthält, welche die Bibl. Gr. noch nicht kennt. Auch besitzt die mosk. Bibl. noch unbekannte und ungedruckte Abhandlungen; 1) im C. 36, a, fol. 16, περί διγμάτων καὶ τιμῶν ἐρέων διαφθόρων, 2) C. 354, f. 136, περί τῆς ἀρχῆς τοῦ κόσμου, und die mñsch. Bibl. im C. 66. *Excerptum ex Abucara de Adamo*, welche verdienen eingetragen zu werden. S. 34. Photii Lexicon gehört nun, da es vom Prof. Hermann in Leipzig mit einem vollständigen *Indice scriptorum in Lex. Phot. laudatorum* herausgegeben worden ist, nicht mehr unter die *Inedita*. S. 38) Maximus heist im Suidas nicht *Alexandrinus*, sondern richtiger Ἡπειρώτης ἢ Βυζάντιος. Saxe *Onomast. Lit. R. I*, p. 409. Cod. Monac. 8, f. 52, welcher eben diese ἀλφῶτοι ἀντιθέσεις enthält, nennt ihn bloß Maximus. S. 51. Joseph. Christ., von welchem Ign. Hardt in *Arct. Beytr.* 1805. II, p. 454 b. Cod. Monac. 295 sagt, daß er dieses *Hymnographi* aus Athanasii Synopsi f. scripturas zusammengetragen habe. Dieser Cod. hat von dieser Schrift f. 45 das 158 Cap., welches aber bey Fabricius das 120 und f. 117 das 100 Cap., welches im *Elencho Fabr.* das 73 ist. Diese beiden Cap. besitzt auch die mosk. Bibl. nach eben den Nummern, wie das mñsch. Mscrpt. 1) im Cod. 6, q. fol. 73, und 2) Cod. 345, f. 20. Von diesem Joseph. hat auch die mñsch. Bibl. im C. 295, f. 1, ἐκδόσεις τῶν ψαλμῶν, so wie C. Mosq. 345, f. 20, ἐπιγραφαὶ τῶν ψαλμῶν, fol. 22, ἐπιγραφαὶ τῶν ᾠδῶν καὶ εὐχῶν, und fol. 22, ὅσα κατὰ τοὺς ὁ τῶν ψαλμῶν προγραφαὶ, ὅτε ἐν ἑβραϊκῇ, ὅτε κατὰ τοὺς λοιποῖς ἐρμηνευταῖς φέρονται, und die Codd. 9, fol. 136. C. 161, f. 121, und C. 174, f. 229, δείγματα εἰς τὸ μαρτύριον τῶν Μακκαβαίων. Vielleicht ist auch, wie Ign. Hardt vermuthet, im C. Mon. 295 ὁ παρὰ ἀναδείχθεισας τῆς κιβωτοῦ εἰς Ἱερουσαλὴμ οὐνίστη τὸ ψαλτήριον vom Josephus. S. 64. Andr. Cnes. Comment. in Apocal. findet sich auch im C. Mosq. 67, f. 206, und in Codd. Monac. 23 u. 248, f. Hardt in *Arctius Beytr.* 1803, 3, p. 22 und 1805. 6, p. 602, wo er bemerkt, daß Montfaucon in *Diario Ital.* p. 221, diesen Commentar nach einem Mscrpt. dem Andr. Cretensi zueigne. Der Commentar ist in 24 Bücher und 32 Cap. vertheilt. Von dessen *Therapeut. spiritual.* besitzt die mñsch. Bibl. im C. 318, f. 251, 4, *quaestiones* aus dem 2ten Buche, die sich anfangen: καὶ αἱ ψυχὰι κατὰ τὴν ἐνδοκίαν, welche sich *inter ceteros* *est*. Joannis, Patriarch. Antioch. bey Messel. T. I, p. 380 abgedruckt vorfinden. S. 67. Von Andr.

Presbyt. Catena in Proverb. ist der Cod. Monac. 32, f. 1, zu merken, welcher auch in der vened. Bibl. aufbewahrt wird, und von der Catena in Jesaiam das erste Buch C. Monac. 38, f. 224. Andr. Samosatensis contra Cyrilli anath. f. C. Mon. 40, f. 434, ἀντιρρήσου τῶν ἀνατολικῶν. S. 68. 1) ἐγκώμιον im C. Mosq. 179, f. 24 heist die Überschrift εἰς τὸ γενέσιον τ. Θεοῦ. 2) εἰς τὸν εὐαγ. — C. Monac. 146. Codd. Mosq. 215, f. 89, f. 271, f. 187 und 279, f. 24, welche Codd. weder hier noch im Vol. X genannt sind. S. 69, 5, εἰς Λάζαρον Codd. Mon. 24, f. 94 u. 146, f. 115, verschiedenen aber von dieser Rede C. Mon. 118, f. 295, welche sich anfängt: χρεὶς ἡμᾶς μετὰ τοῦ δεσπότου. Ausser den genannten Codd. Mosq. auch 72, 118, 142, 145, 215, 271, und 8, q. 6) εἰς τὰ βάτα C. Monac. 146, f. 129. Codd. Mosq. 130, f. 129, 160, f. 66. 215, f. 122 und 221, f. 221, f. 61. 7) λόγος — C. Mon. 271, f. 99 u. 171. S. 70. 9) εἰς τὴν κοίμ. prima C. Mon. 146, f. 398, *tertia*, f. 404. 13) ἐγκώμιον, Cod. Mosq. 163, f. 141. S. 71. 18) λόγος — βίον, Cod. Mosq. 125, f. 272. 19) *Canones Mosq.* 245, in welchem Cod. auch der *Canon Magnus* gefunden wird. S. 73. 23) *Carmen*, C. Mon. 198, f. 249. Aufzunehmen ist hier noch aus Cod. Mon. 366, f. 224, Ἀνδρέου ἐπισκόπου Κρήτης ἐγκώμιον εἰς τὸν ἁγίον ἱερομόντηρα Σεράπωνα. Anf. πολλὴ μοι τῶν ἀγῶνων νῦν ἡ πανήγυρις, welches *encomium Fabr.* Vol. X, p. 339, ed. Harl. zwar auführt, aber ohne Namen des Verfassers und mit verfälschten Anfangsworten. S. 77. Cosmas, was von ihm hier gesagt wird, konnte alles bis S. 173 aufgespart werden, wo ausführlich von ihm gehandelt wird. S. 80. Marci Ephes. C. Monac. 256 f. 42, *versiculi* in Gregor. archiepisc. *Thessal.* S. 82. Simeon, junior theologus Xyloc. C. Mon. 177, f. 1, ἔρωτες Σειῶν. Ὑμνων. Sophronii *encomium angelorum*, und in Christi *nativitatem* C. Monac. 221. Stephani junioris *hymnus in Christum natum* C. Mon. 201. Synesii Cyr. *hymnus* C. Mon. 29, f. 385, und 87 f. 579. S. 83. Von Theodori Prodr. stehen mehrere *hymni* im C. Mon. 201. Zu den *Melodis Graecorum* können noch gesetzt werden: *Constantini Calveri hymnus in Nicolaum*, dessen weder Fabric. noch Andere gedenken; er findet sich in C. Mon. 201, f. 139. *Constantini Manassis hymnus in Mariam* C. Mon. 201, f. 97. *Neophyti Cant. in Christum hymnus* f. 67. *Barnabae Cyprii hymnus in Christi baptismum* fol. 97, die Fabr. alle nicht kennt. Leonis Imperat. *Canticum*, Cod. Mon. 231, f. 138. Nicetae Scutariot. *hymnus* C. Mon. 201, f. 123. Marci, episcopi Hydruntis *hymnus in magna Sabbatho*, f. Voss. *de poetis gr.* p. 91, welcher erst p. 177 aufgeführt wird: Simeon. *logoth. Canticum ad dominum* C. Mon. 201, f. 138, in *translationem Joannis et dormitionem Mariae* C. Mon. 226. Theophylactus, episc. Bulg., von welchem C. Monac. 201, f. 42 und 43 zwey noch ganz unbekannte Hymnen enthält. *Collectio hymnorum in usum ecclesiae* findet sich im C. Mosq. 365. S. 100. Jo. Cappadoc. zu den beiden hier aufgeführten Briefen ad Jo. Hieros. und Epiphan., welche der C. Monac. 207 besitzt, fügt der C. 198, f. 296 noch einen hinzu ad Constantinum, Papam Rom., welcher auch in Harduini

Coll. Concil. T. III, p. 1338 zu finden ist. S. 102. *Greg. Sinaitae* oder *Antiochi διάφορα κεφάλαια. Cod. Mosq. 322, f. 361. S. 103.* Zu den *Dorotheis*, welche hier und im *Vol. VII, p. 452* aufgeführt werden, können noch gesetzt werden: *Dorothei monachus montis Atho C. Mosq. 13. Hierosolymitanus C. Monac. 65, f. 201, und Dorotheus martyr. C. Mon. 132, f. 173.* Die Homilie *Diod. (doch wohl Theodori od. Dorothei?) Tyrti de LXX discip. domini* besitzen die mosk. Bibl. im *C. 166, f. 151, und die münch. im C. 211, f. 218, welche aber, wie Ign. Hardt bemerkt, von der pariser Ausgabe 1560 fast ganz verschieden ist; f. Aretin Beytr. 1804. 4, p. 351. S. 105.* In dem von Hn. H. genannten *C. Monac.* hehet: γ) περί συνειδήσεως f. συνειδότης; δ) π. θείου φόβου f. φόβου θεού; ε) συνέσει f. γνώσει; ζ) κρίνειν f. κρίναι nebst noch anderen Varianten in den übrigen Abschnitten. Das *Cap. de jesunio* hat der *C. Mon. 255, f. 123, noch besonders.* Die *Ep. de vita Dorothei* findet man auch im *C. Mon. 276, f. 12, nebst fol. 18: ἐρωτήσεις καὶ ἀποκρίσεις τοῦ ἀββᾶ Δωροθέου — πρὸς τὸν μέγαν γέροντα τὸν ἀγιον Βαρσνουφίου, καὶ πρὸς τὸν αὐτοῦ μαθητὴν, ἦτοι συνασκητὴν ἀββᾶν Ἰω, welche Schrift hier in der Bibl. Gr. vermisst wird, ob sie gleich von den *didaskaliais* — verschieden ist, wie die Anfangsworte οὗτος ὁ μακάριος ὄντως ἀββᾶς, und auch die *C. Mosq. 257, f. 1 und 163* beweisen, die sie beide von einander sondern. S. 108. *Jo. Jesunatoris Canonarium C. Mon. 149, f. 164, f. Ign. Hardt in Aretin Beytr. 1804, 4, S. 42, wo er zeigt, daß das Canonarium von dem Nomocanon verschieden sey. Im C. Mon. 255, f. 9, wird der Vf. dieses Canonarii Jo. Diaconus, discipulus Basilii M., genannt, welcher aber, wie S. 111. Z. 12, lehrt, einer und derselbe ist. Die münch. Bibl. besitzt auch das Leben Jo. Jesunat. in Versen, C. 201, f. 57 von einem anonymen Verfasser. S. 118. Z. 4. Magnus nuncupatur; wie in C. Mon. 318 f. 296, τοῦ μεγάλου Ἰσαάκ. S. 119. Einige Sermones ascet. Is. Syri vom Patriquius und Abrahamius griechisch übersetzt, f. im C. Mon. 316, f. 43 — 68. S. 122 am Ende: de urinis C. Mon. 70, f. 213, und fol. 1, de capillorum defluviis f. Ign. Hardt in Aret. Beytr. 1804. 4, S. 22. S. 127. Argyri aliud ineditum — ist auch in der münch. Bibl. im C. 100, f. 267, und fängt sich nicht an, wie beyrn Fabr., ἐπειδὴ δὲ καὶ, sondern ἐπεὶ τοὺς, und endigt sich: ἢ τὸ μετὰ τὸ μεσονύκτιον. S. 129. Method. Geodaeftat C. Mon. 100, f. 272, welcher Cod. f. 273, noch eine andere ähnliche Schrift jener folgen läßt: περί τῶν εὐτῶν καὶ περί γεωγραφίας. Vorher hat er f. 266 noch eine Schrift, welche, wie jene, die Bibl. Graec. noch nicht kennt: μέθοδος, δι' ἧς εὐρίσκονται αἱ κατ' ἐκάστην νύκτα ὑπὸ τῆς σελήνης φωτιζόμεναι ὥραι, *Methodus melior* — ist keine besondere Schrift, sondern der *Canon paschalis* mit einer veränderten Überschrift, wie der *Cod. Mon. 105, f. 203* lehrt, und konnte also von dem Herausg. gestrichen oder berichtigt werden. S. 156. *Germani Vita C. Mon. 3, f. 84, welches sich aber mit den Worten anfängt: τὰ τῶν ἐκ' ἀρετῆ, nicht aber, wie in C. Barocc. οὗτος ὁ ἐν ἀγίοις τατὴρ ἡμῶν.* Sollten nicht etwa diese Lebensbeschrei-**

bungen so wie die *Germani*, welche nicht immer genau von den Literatoren gesondert werden, verschieden seyn? Auch ihre Schriften scheinen oft vermischet worden zu seyn. S. 161. v) *Θεωριαν.* Auch in *Codd. Mon. 61, f. 304 u. 199, f. 283, wird diese Schrift dem Basilias zugeeignet, mit der Überschrift: ἱστορία μὴ σταγωγικὴ ἐκκλησιαστικὴ· τί ἐστιν ἐκκλησία. S. 170. Germ. tertius. Auch der *C. Mon. 207, f. 1, welcher diesen Brief aufbewahrt, giebt das Jahr 1265 Indic. VIII im Monat May, nicht aber 1267 an, und hat auch f. 16 noch einen Brief Constantini ad German. scriptam et post ejus obitum a subjectis sedi Constantinop. episcopis editam.* Zu den *Germanis* kann noch gesetzt werden: *Germanus, Bischof von Capua im 3 Jahrh. Er starb 543, Martyrolog. Rom. 30 Oct. S. 173. Joan. Carpath. C. Mosq. 322, f. 152: Ἰωάννου, τοῦ τῆς Καρπάθου ἐπισκόπου, κεφαλαίων ἐκλογῆ. C. Mon. 25, f. 43. Ἰωαν. τοῦ τ. κ. ἐπισκόπου, πρὸς τοὺς ἀπὸ τῆς Ἰνδίας προτρέψαντας μοναχοὺς παρακλητικὰ κεφάλαια οἷ.* Aus den Überschriften dieser beiden Handschriften sieht man, daß ihn *Pontanus* mit Recht *Carpathiorum episcopum* genannt hat, welches *Fabr. Vol. VIII, p. 739 ed. nov. leugnet; dann kann auch ex C. Mon. der Titel der Schrift capita consolatoria — degentes, wie er hier Z. 16 abgedruckt ist, verbessert werden. Auch hat der C. Monac. 318, f. 161, noch eine ascetische Schrift von ihm, Cosmas. In den münch. Codd. 255, f. 69, ὁπτασία πάντων ἀφέλμος Κοσμά μοναχοῦ, und 226, welcher die Hymnen enthält, heisst er immer μόνωχος. Wenn Ign. Hardt die Worte der Mss. richtig ausgezeichnet hat, wie es von seiner anerkannten Genauigkeit zu vermuthen ist: so sind fast alle Überschriften, besonders die Anfangsworte, im *Fabr.* fälschlich angegeben, f. *Aret. Beytr. 1805. 5, S. 510 ff.* So heisst, um nur Eine Verstümmelung anzugeben, No. 2) εἰς τὴν ἀγίαν ἐσπέρην τῶν φωτῶν, und für das sinnlose γηγενῶν liest er γέγονεν. Dieser *Cod. hat auch fol. 76 einen Hymnus mehr: εἰς τὴν πάνσεπτον κειμήσιον τῆς ἀγίας θεοποιῆς ἡμῶν θιοτόκου καὶ αἰ παρθένου Μαρίας. S. 177. Theophanis (Grapti) C. Mon. 226, f. 31. S. 181. Z. 27. Apoll. IV, p. 262: doch wohl v. 262, p. 225, b, ed. Fft., welcher aber Κόσμος heisst? S. 182, Z. 1. Cosm. Indicopl. Gyllius in typogr. urb. Constantinop. 11, 25, nennt ihn scriptorem nobilem et antiquum. Der *C. Mon. 317* nennt noch *Cosmam, episcopum Majumiac. S. 184. Ep. 11, ad Hadr.* Nicht nur den 2 Brief besitzt, wie Hr. Harl. in der Note angiebt, die münch. Bibl., sondern auch den ersten in *C. 45, ja sogar den zweyten noch einmal in C. 122 n. 17, mit der Überschrift: περί χειροτονεῖν ἐπὶ χορημασιν ἐπιστολή. S. 186, βλος καὶ πολιτεία, καὶ ἀλλήλοις ὁσίου πατρὸς ἡμῶν Μιχαὴλ τοῦ Συγκέλλου, C. Mon. 10, f. 232. S. 187, 2, in Archang. Dieses encomium, welches im *C. Mosq. 206, f. 210, aber nur mit abgekürzter Überschrift aufbewahrt wird, hat Hr. Harl. auf der folgenden Seite mit dem lat. Titel: de cunctis potestat. celestibus als eine besondere Schrift nachgetragen. Hätte er die Anfangsworte in der mosk. Handschrift mit denen, die angegeben sind, sorgfältiger verglichen, und die Überschrift in der Originalsprache eingetragen: so wür-*****

de er gewifs nicht zu diesem Irrthume verleitet worden seyn. Zu solchen Verirrungen aber und Mißverständnissen, welche man nicht nur in der *Bibl. Graec.*, sondern auch in anderen Literaturwerken findet, verführt die Unbeständigkeit in Auszeichnung der Titel griechischer Schriften, bald in griech. bald in latein. Sprache. 3. *epist. ἀπαγορ.* Diesen Brief hat die münch. *Bibl.* in 4 *Codd.* 52, f. 124, 66, f. 26, 152, f. 236 und 207, f. 8. 6, *syntact.* Ist ohne Zweifel ein Fragment dieser Schrift, welches *C. Mon.* 101, f. 276 besitzt, mit der Aufschrift: Πέτρου Συγκέλλου Μιχαήλ, πατριάρχου Ἱεροσολ. περί διαφορᾶς λόγου καὶ ἑτέρων. 6. *Ign. Hardt in Aret.* Beytr. 1804. 6, p. 41. Die Breslauer *Bibl.* besitzt auch ein Msc. davon, f. Fülleborn in der Vorrede zu *Georg. Plethonis et Mich. Apostolii oratt. funebr.* p. 9. S. 188. Z. 12. *Paris. in bibl. Mich. monachus.* Diese Bemerkung des neuen Editors hätte feicklicher bis S. 205 zu *Mich. monach.* aufgespart, oder *Mich. monachus* hier aufgenommen werden sollen, da dieser *Mich. monach.* ungezweifelt eine und eben dieselbe Person mit *Mich. Syncellus* ist, wie er denn auch ausdrücklich in *C. Mon.* 27, f. 289, Μιχαήλ μόναχος, πρεσβύτερος, καὶ Συγκέλλος, und im *Cod. Mosq.* 163, f. 300 genannt wird, welcher *Cod.* das μαρτύριον τῶν ἁγίων μβ. μαρτύρων enthält, welches weder hier, noch bey *Michael monach.* die *Bibl. Gr.* aufgenommen hat. S. 189. *Mich. Apostol.* Die wittenberger Universitätsbibliothek hat eine Abschrift der *Cassandra Lycophron.* von dem Sohne *Aristobulus* f. *Reichardt in Praef. ad Lycophr.* p. 14. In der Unterschrift nennt er sich: Ἰεροδιάκονος καὶ ταύτην βιβλον ἐν Κρήτῃ ἐξέγραψα. Die *Scholia* des Sohnes *Arsenii* in *Euripidem* hat der *C. Monac.* 258. Auch der Vater *Mich. Apost.* hat sich vom Bücherabschreiben auf der Insel Creta erhalten, f. Fülleborn p. 8. S. 190. *Galeomyomach.* Eine Vorrede des *Mich. Aristobuli* dazu hat *C. Mosq.* 245, f. *Matthaei* in *Notit. Codd. Mosq.* p. 158. Vom *Violario* f. *Wytttenbach* in *Praefat. ad Plutarch. Moral. ed. Lips.* p. LI. S. 191. *Orat. funebr.* Diese Rede hat Fülleborn *Leipz.* 1792, 8, herausgegeben, dessen Ausgabe hier nicht gedacht wird. S. 191 Z. 20, *gratia excidisse*, ist von Fülleborn in der Vorrede p. 7, not. 3 widerlegt worden. S. 192, *προσφώνημα.* — Der Titel dieser Schrift ist in dem hier nicht bemerkten *C. Mon.* 51, f. 406: *προσφ. εἰς τὸν εὐσεβέστατον καὶ γαληνότατον βασιλέα Κωνσταντ. τὸν ἐν τῇ ἀλώσει τῆς πόλεως ἀποθανόντα, ἅμα δὲ καὶ ὁμολογία τῆς αὐτοῦ πίστεως.* Die Rede, von der in eben diesem Abschnitte gesagt wird, dafs *Seb. Schmidt* in *Nott. ad Joh. XV*, 26, ihrer erwähnt habe, enthält der vorher genannte wittenberg. *Cod.* von *Lycophron.* Sie enthält sieben Fol. Blätter, und ist also nicht verstümmelt, wie *Reichard* behauptet. Sie ist eben die Rede, welche vorher genannt wird: *disceptatio — Spiritus sancti*, wie die wittenberg. Überschrift lehret: Μιχαήλου ἀποστολίου τοῦ Βυζαντίου λόγος ἀντιρρήτικος πρὸς τοὺς ἐισχυρισμένους τῶν ἑώων εἶναι τοὺς ἐσπερίους ἔμεινους τὰ ἐς πᾶσαν φιλοσοφίαν, καὶ ὃν ἐν κάλ-

λιστα ἀποφηνάμενους, καὶ μάλιστα γε (·) περί τε τοῦ τρόπου τῆς πρώτης γεννήσεως τοῦ υἱοῦ, περί τε τῆς τοῦ ἁγίου πνεύματος ἐκπορεύσεως. Nach dieser Rede folgt in eben diesem *Cod. Viteb.* eine zweyte vom *Apostol.* mit der Überschrift: πρὸς τὸν εὐσεβέστατον καὶ γαληνότατον βασιλέα Ῥωμαίων καὶ πάντων Χριστιανῶν, Φριδερίκον, λόγος προσφωνηματικὸς αἰτήσαι Ἀριστωνύκου τοῦ Βυζαντίου, wovon der *Cod.* aber nur drey Blätter hat. Sie ist die Rede p. 193, λόγ. προσφων. in laudem *Friderici.* S. 193. *De poet. tropis* hat auch eben der bresl. *Cod.*, dessen vorher gedacht worden ist, und, welchen, wie *Fülleborn* p. 9 sagt, *Mich. Apostolius* selbst geschrieben hat. S. 196. Z. 1. *Ep. ad Jo. Transf. Cod. Mon.* 286 f. 277 handelt περί ἀζύμων καὶ τῶν σαββάτων, f. *Baron. ad an.* 1053 p. 193. *Ep. 11, ad Petr.* Nicht einen Brief nebst der Antwort, sondern beide Briefe mit den Antworten, hat der *C. Mon.* 118, oder nach *Hardts* Ausgabe 256, f. 231 — 244. Es sind aber eigentlich drey Briefe, wovon die beiden ersten im *C. Monac.* sich anfangen: 1) πρὸ καιροῦ τινός; 2) οὐ παύσεται ποτε; 3) im *C. Mosq.* 355, f. 193, τὰ γράμματα τῆς μακαριότητος, nebst der Antwort. S. 197. *Synod. de nuptiis — C. Mon.* 62, f. 302, steht auch in *Leuclavii Jure graeco — Rom. ed. a Frehero* T. 1, p. 206. Die münch. *Bibl.* besitzt auch noch *Michaelis, Patriarch. Constant., Exposit. Evangel. Dominic.* im *Cod.* 262, von welcher *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805. 8, S. 141, bemerkt, dafs sie weder in *Mich. Cerularii*, noch in *Mich. Ofitis, Anchiali* und *Autoriani* Homilieen gefunden würde. S. 198. *Mich. Autorian.* Noch eines anderen *Autoriani* gedenkt der *Cod. Monac.* 50, f. 142, an welchen *Max. Planudes* einen Brief geschrieben hat. *Mich. Ephesius* περί μνήμης καὶ ἀναμνήσεως *Codd. Mon.* 91, f. 77, und 151, f. 82. S. 199. *Mich. Gabra.* Einige Briefe an ihn vom *Planudes* und *Acydinus* *C. Mon.* 203, f. 13 — 15. S. 204. *Mich. Lygizinus* hat münch. *Codd.* vom *Porphyrius, Plotinus* und *Ptolemaeus* abgeschrieben, f. *Ign. Hardt* in *Aretins* Beytr. 1805. 4, S. 358. S. 205. *Mich. monachus. Vitam Ignatii* hat der münch. *Cod.* 27, f. 289, der *Cod.* 366, f. 236 aber *encomium in Christi martyrem Mocium*, von welchem *Mocius* die *Bibl. Gr.* noch nichts weifs. *Mich. Moschopul.* sollte dieser nicht etwa mit *Manuel Moschop.* wechselt seyn, welcher mehrere ähnliche Schriften geschrieben hat, und das *Onomast.* die συλλογὴ τῶν ὀνομάτων Ἀττικῶν seyn? Dieses *Onomast.* besitzt auch die mosk. *Bibl.* im *C.* 303, f. 83. S. 206. *Mich. Sophianus*, zwey Briefe von ihm an *Petr. Victor* sind im *Cod. Mon.* 183, f. 31 und 36. S. 210. Vom *Theoph. Ceram.* stehen im *Cod. Mon.* 250, wie im *Mosq.* 274, nur 60 Homilieen, die bisweilen in den Überschriften von den hier aufgeführten abweichen; f. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 7. Der *Cod. Mon.* 271, hat auch noch besonders *Num.* 3 und 4, S. 214, 53.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J U L I U S , 1 8 1 0 .

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii Bibliotheca Graeca* — Edit. G. Chr. Harles etc. Vol. XI et Vol. XII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 214. 53.) Im C. Mon. 226 f. 31 findet sich auf diesem Tag noch eine ganz verschiedene Homilie vom Theophanes, die sich anfängt: *ὡς ἐσκόπινα λεγέτω βοάτω σοι.* S. 219. Theoph. mon. scala in C. Mosq. 244 f. 196. Theoph. Caesar. C. Mosq. 163 f. 1. *Θεοφάνους — ἐξηγήσεις εἰς τὸ προοίμιον τοῦ κατὰ Λουκᾶν εὐαγγελίου εἰς τὴν συλλήψιν τοῦ ἁγίου Ἰωάννου τοῦ προδρόμου.* S. 222. Theoph. hieromon. Der C. Mon. 256 f. 143 enthält 1) einen Brief *ad Joan. Palaeol. Theophanes de dogmat. concilii Florentini*, und 2) *σύνταγμα ad Ephesum.* S. 123. Zonaras Annales. Eben das Mscr., welches Hieron. Wolf bey f. Ausgabe benutzt hat, ist jetzt in der münch. Bibl. C. 324, f. Ign. Hardt in *Aret.* Beytr. 1805, 12. p. 607, und aus dem, was Hardt zur Geschichte dieses Cod. bemerkt hat, sieht man auch, daß Wolf diese Annales nicht *ex ingenio*, wie er hier in der Note n) beschuldigt wird, sondern nach diesem Cod. in drey Theile abgetheilt habe. Im Cod. 325 kömmt T. II u. III, und im C. 93 T. II noch einmal vor. S. 225. *ἐξηγήσεις τοῦ Ἀναστασ.* C. Mosq. 377. Codd. Mon. 226 f. 122 u. 286 f. 52. Die Anfangsworte sind verschieden: im Cod. Mosq. *εἰρηται: δὲ πρῶτον μὲν συνοπτικώτερον, εἶτα καὶ πλατύτερον:* in Codd. Mon. 58 u. 226: *πρῶτον ῥητέον, τί κανὼν καὶ τί ὡδή:* C. 286 *ἐπὶ κανόνων ἐρημικῶν ἐστίν.* Bey allen diesen münch. Handschr. steht auch zugleich die Schrift *εἰς τοὺς ἀναβαθμούς καὶ περὶ τῆς ἐνοσίδους αἰτίας τοῦ πνεύματος*, welche Hr. H. nachgetragen hat. S. 226. Zonaras Lexicon ist nun von D. Tittmann in Leipzig in II Voll. 4 mit krit. Noten herausgegeben worden. S. 227. 9) *καὶ τὸν (δογματικὸς) εἰς τὴν — C. Mosq. 312 f. 211.* S. 215 (235). *Metaphr. alleg. Hom. versf. politiciis.* Moursf. in Comment. *ad Lycophr. Cassandr. ed. Pott.* 1702. p. 45 irret, wenn er glaubt, daß die scholia minora in Hom., von welchen Didymus V. f. ist, Jo. Tzetzes geschrieben habe. S. 216 (236) *schol. in opp. C. M.* 88. f. 265. S. 219 (239). 8 Epp. 1. 2. 3. 4. C. Mon. 338 f. 290. Eben diese Handschrift hat auch noch vom Jo. Tzetzes *στίχοι λαμβικοί f. 282., στίχοι ἡρωικοί f. 288 u. στίχοι λαμβικοί τοῦ αὐτοῦ ἀμαρῶς καὶ ἀρρήτορσούτου.* In *Chiliad.* XII, 255, von denen auch eine Handschrift in der münch. Bibl. S. A. L. Z. 1810. Dritter Band,

N. 338 aufbehalten wird, sagt Jo. Tzetzes, daß er *κόσμου ἱστορίαν Ἰάμβω μέτρῳ* geschrieben, aber unbeendigt gelassen habe, deren Fabric. nicht gedacht hat. Obschon Hr. H. im Vol. III p. 752 bemerkt hat, daß in Pindari (neuern) Scholien, *Olymp. XIII, 74 Λυκάφρονος παράφρασις* von dem Scholia, sten genannt werde: so hat er doch weder die Worte ausgezogen: *εἰρήκαμεν τὴν ἱστορίαν πλατύτερον ἐν τῇ τοῦ Λυκάφρονος παραφράσει*, noch auch sich darauf eingelassen, welcher von den beiden Tzetzes. Verfasser dieser *schol. recent. in Pindar.* sey. Soviel Rec. aus der Vergleichung der meisten Scholien in Lycophr. und der *schol. rec. in Pind.* eingesehen hat: so kann diese der ruhsüchtige und egoistische Jo. Tzetzes nicht geschrieben haben, sondern vielmehr der bescheidene Bruder Isaac Tz. Denn sie prahlen nirgends mit anmaßendem Eigendünkel, und sehen auch nicht, wie Jo. Tz. überall in f. übrigen Schriften, mit verächtlicher Miene auf andere Gelehrte herab. Nachtragen konnte auch Hr. H. die noch ganz unbekannte Schrift *Ἰσακίου Τζέτζου στίχοι περὶ ἀνατολῆς καὶ δύσεως τῶν ἀστρῶν λαμβικοί*, welche im C. Mon. 287 f. 66 zu finden ist. S. 264. Zu den Codd. Mosq. kann noch gesetzt werden C. 151 f. 302, *ἐπερὰ τινὰ νεφάλαια ἐκ τῶν τοῦ Ἀρμενοπολοῦ.* S. 269. *Const. Cabasil. quæst. C. Mon. 62 f. 268.* S. 271. *Const. Lascor. Villosif. in Anecd. Gr. Vol. II p. 17* sagt, daß er fast alle Codd. gr. *Bibl. Matritensis* geschrieben habe. *Const. Manass. Chron. C. Mosq. 19 f. 167.* Codd. Mon. 153. 154. 189. 201. 254, f. Villosif. *Anecd. Gr. T. II. p. 76*, wo auch noch eines bis jetzt ganz unbekannten Buches, *Manass. fabula de Aristandri et Calbitheae amoribus versibus politicis conscripta*, gedacht wird. *Gnomica Const. Manass.* besitzt die münch. Bibl. im C. 281 f. 144 — 166, und zwey *hymni in Mariam* C. 201 f. 138. S. 280. *Alex. Aristen. Νομοκάνονος C. Mosq. 224*, aus welchem Cod. auch die hier abgekürzte Überschrift ergänzt werden kann. S. 283. *Eustath. in Dionys. Codd. Mon. 99 f. 447*, am Ende von der *Vulgata* abweichend, f. Ign. Hardt in *Aret.* Beytr. 1804. 6. p. 21, und *Cod. 283 f. 54.* Von *Eustathii anecdott., oratt. u. Comment. in Pindarum*, wovon die *Bibl. Gr.* schweigt, f. Villosif. *Anecd. Gr. Vol. II. p. 264.* S. 287. Eingeschoben kann hier werden *Nicol. Blastares, Cod. Mosq. 284 f. 31.* Von *Nicol. Cabasil. vita in Christo* hat der C. Mon. 84 f. 193 nur VI *sermones*, wie Pontani Ausgabe, nebst der Schrift *κατὰ τοικιζόντων.* *Nic. Chalcond. εἰς τὸν βίον Χαλκονδύλου Ἰωάννου Κυζικοῦ C. Mon. 150*, wovon im Vol. VII nichts angegeben ist;

sich nicht von dem in eben diesem, und im *Cod. 127* aufbewahrten *Chronicon*. Die Überschriften sind in beiden *Codd.* verschieden, ob es gleich keine verschiedenen Schriften sind. *Nicol. Corcyr.* Nirgends wird seiner Schrift gedacht: *οἱ τοῦ Νικολάου γεγονότες ἐπὶ τῇ παραίτησιν αὐτοῦ*, als im *C. Mon.* 201 f. 100. S. 288. Hier fehlt *Nicol. Galacrinita*, welcher aber eben derselbe ist, welcher nachher *Nicol. Mysticus* genannt wird, s. *Ign. Hardt* in *Arct.* Beytr. 1805, 9. p. 265, wo im *Cod. 277* f. 331 *ἐγγράφος παραίτησις Νικολάου τοῦ ἀγωνιστοῦ πατριαρχοῦ Γαλακρινιτοῦ μέτ' ἣν ἀποκαθίστη αὐτοῦ εἰς τὸν πατριαρχικὸν θρόνον* angegeben ist. *Nicol. Hydr. Syntag. primum de process. sp.* f. wird in *C. Mosq.* 394 f. 274. *Nicolaus Methonensis*, hingegen, *secund. u. tertium* im *Cod.* 355 f. 51 u. 58 *Nicol. Hydr.* im *Cod. Mon.* 65 aber *Nic. Methon.* zugeeignet. S. 289. *Nicol. Malax. comment. in Jonam C. Mon.* 178. S. 201. *Nic. Muzak.* Im *C. Mon.* 14, welcher die hoch ungedruckte *συναγωγή ἐξηγήσεων εἰς τὸν προφῆτην Ἰσαΐαν ἐκ διαφόρων ἁγίων πατρῶν καὶ διδασκάλων συλλεχθεῖσα* enthält, heisst er *Μουζανος*, aber im *C. Mosq.* 353 f. 102 *Μαύζαλων*. Die Schrift dieses *Cod.*, deren die *Bibl. Gr.* nicht gedenkt, heisst: *τοῦ Μουζάλλωνος Νικολάου πρὸς τὸν Βασίλεα Ἀλέξιον τὸν Κομνηνὸν περὶ τῆς τοῦ ἁγίου πνεύματος ἐκπεριούσεως*. S. 292. *Nic. Myrens.* Man vermisst hier, und im *Vol. X*, sowohl die *Codd. Mosq.* 26 f. 167. 162. f. 204. 174 f. 36. 202 f. 12, als auch *Cod. Mon.* 255 f. 298, welche von dem Leben und Schicksalen dieses Nicolaus handeln. S. 298. *Simeon — Mamantis.* Sollte dieser nicht auf S. 303 verwiesen werden, wo ausführlich von ihm gehandelt wird? Überdies ist er auch eben derselbe, welcher S. 299 *Simeon monachus*, u. S. 300, *Sim. theolog. junior* genannt wird. Denn im *Cod. Mosq.* 2, q. heisst er *monachus u. theol. νέος*, im *C.* 246. f. 220 *νέος θεολόγος* und *Presbyter Mamantis*, welche also alle drey in einen zusammengeschmolzen werden könnten. S. 299. *Simeon. Stylit. senioris Bios καὶ πολιτεία C. Monac.* 201. f. 57. u. *Cod. Mosq.* 179, 1. Verfasser ist *Antonius monachus*. Dafs *Simeon Stylita* und *Sim. theomaturg.* eine Person sey, sagt mit *Fabr.* auch *Suidas* b. *Συμεών, θαυμαστός*, S. 301. *Simeon, Athenæus (XIV. p. 620 d.) Simon Athen. IV, p. 164, c. c. 18* heisst er *auctor ὀψαρτυγίας. Simonid. Zacynth. Athen. (XIV. p. 620, c.)*. S. 302. *Sim. S. Mamantis erat. XV. im C. Monac.* 301 f. 109; *oratt. 32 (33)*, aber im *C.* 177. *De custodia, de attentione et oratione, de sobrietate, de oratione et lectione Codd. Monac.* 201. 315 u. 318. S. 313. LXXVII. Hatte *Pontanus* gewünscht, dafs diese Rede im *Cod. Mon.* 345. f. 3 gefunden würde: so würde er nicht behauptet haben, dafs sie in der münch. *Bibl.* nicht zu finden wäre. S. 320. *Sim. Sethus.* Im *C. Mon.* 105. f. 256 heisst er, wie im *Cod. Florent.* *Συμεών μαγίστρου καὶ φιλοσόφου Σηθ τοῦ Ἀντιοχείως*, aber im *C. Mosq.* 7, q. c., welcher das *δυνάμειον κατὰ στοιχείον περὶ τρωφῶν δυνάμεων, Συμεών, μαγίστρου Ἀντιοχείως, τοῦ*

Σηθ enthält, wohl richtiger *magister vestiarii*. S. 322. Die Augsburg. Handschrift von *Seth* ist nun nach München in die königl. *Bibl.* gewandert, wo sie der *Cod. 362. f. 67* ist; s. *Arct.* Beytr. 1806. 12. p. 566. *Cotelarii* Veränderungen des *ἐξ αἰτίων* in *ἐκ τῶν αἰτίων* hält *Ign. Hardt*, da auch der *Cod. Venet.* *ἐξ αἰτίων* liest, für unnöthig. S. 325. 2) *σύνουσις (τῶν) Φυσικῶν — C. Mosq.* 311, f. 106. S. 326. 3) *Ejusdem.* — Nach dem, was Hr. H. S. 323. n. f. von dem *Cod. Mon.* nach *Ign. Hardt* vorausgeschickt hat, mußte diese Nummer von selbst fallen. 4) *Narrat. Indicam. Cod. Mosq.* 285. f. 355 nennt diese *διήγησις* nicht *ἱστική*, sondern *μυστική περὶ σπεφανίου καὶ ἰχθυόλατου*. S. 330. *Hujus operis partes C. Mosq.* 39, q. S. 332. 2) *ἀποκρίσις* muß nach dem *Contextu*, und dem aufgeführten *C. Mosq.* in *ἀποκρίσις* πε umgeändert werden. S. 335. *Petr. Antioch. ep. περὶ ἀζύμων πρὸς τὸν ἀρχιεπίσκοπον Γράβδαν, Cod. Mon.* 83, f. 389, u. 256, f. 231, nebst der Antwort von *Mich. Cerular.* f. 240. S. 336. *Petri, Ep. Alex., Expositio de Nestorii homiliis C. Mon.* 40 f. 32 u. 52: *Propositum de testimoniis ff. PP. n. 58. Admonitio de epistola Capreoli C. Mosq.* 38 f. 192. *παραίνεσις περὶ τῆς α. natura et consuetudine animalium. Canones, Cod. Mon.* 45, u. 122. *Petri Alex. Vita C. Mon.* 179, f. 125. *Petr. Damasc. περὶ τῶν ὀκτὼ διαλογισμῶν C. Mon.* 318 f. 288, bis jetzt noch unbekannt. *Codd. Mosq.* 306, f. 210, *Alphabetum, f. 239* zwey Reden und ein Brief *ad Nicolaum*: *Cod. 322 f. 12* *ὅτι ἐπὶ εἰσὶν αἱ ἔργασαι τῆς ἀρετῆς*: *C. 326 f. 1 ff.* noch vier andere Schriften. S. 338. *Petr. Patricius de legatis Codd. Mon.* 185 u. 267. Ein Brief an ihn von *Maximus monach.* ist im *C. Mon.* 363 f. 256 *de paschate Christiano*. Zu diesen *Petris* können noch hinzugesetzt werden: *Petr. Ravenn.*, dessen Brief *ad Eutychen C. Mon.* 207 enthält, und *Petr. metropolitae Sardenfis, C. Mosq.* 302 f. 45. S. 340. *Neophyti catena in Cant. Cant. C. Mon.* 131 f. 72. *hymn. in Jes. Christum C. Mon.* 201, f. 92. S. 341. *Bey Jo. Citri Responsa* fehlen die *Codd. Mosq.* 150 f. 207 u. 51, q. fol. 7. S. 346. 11) *ἀπολογία.* Im *C. Mon.* 207 f. 221 heisst die Überschrift richtiger: *ἀπολογητικὸς λόγος εἰς εἰρήνην καὶ ἑνωσιν τῶν ἐκκλησιῶν, καὶ συμφωνίαν καὶ ὁμονομίαν ἐννοίαν, ἐπὶ τῆς βασιλείας τοῦ Μιχαήλ Παλαιολόγου τοῦ ἐκπεπρωκότος*. S. 347 *ἐπιγραφαὶ* finden sich im *C. Mosq.* 394, f. 147 und im *C. Mon.* 27 f. 57. S. 348. Z. 32) *Mosquae.* Da diese Schrift, wie die Anfangsworte zeigen, mit der, welche S. 345, num. 2. angegeben worden ist, übereinstimmt: so würde sie auch bey dieser Nummer ihren Platz haben finden können. S. 365. Z. 1. *Marci Eug. C. Mosq.* 394, 1. S. 369. *Epistolae Cod. Mon.* 156 f. 339 *responsum ad Marc. Ephes.* S. 370. *ep. encyclica C. Mon.* 45 u. 68 f. 78. S. 373. 8) *in nativ. Jesu C. Mon.* 10. S. 382, Z. 14. bis n. 21 et 22, aber 22 ist ganz verschieden von n. 21, und, wie *Matthäi* daselbst erinnert, vom *Marc. Ephes.* verfaßt. S. 386. 72) *C. Mosq.* 13 f. 88. S. 389. Z. 13 *litteras C. Mon.* 154, f. 342. S. 394. *Nic. Blom. de quaestionibus quibusdam dogmat. ad Theodor. Lascarin C. Mon.* 207

f. 215. In *Psalmos* C. M. 225 f. 232, in welcher Handschrift auch noch mehrere von ihm zu finden sind, als zwey Reden *de vita sua*; *encomium in apost.* *Joan.* S. 395. *Esaia* *Cypr. de castitate*, C. Mon. 318, f. 157. S. 401. Z. 6, sind nach *irrifione* die Worte ausgefallen *gentilium philosophorum*. S. 403, 14. *Liber* — C. *Mosq.* 302 f. 168 enthält 14 Capitel. S. 405. *Alti Demetrii*, bey welchen der neue Editor die meisten nicht genau citirten Stellen aus griech. Schriftstellern zu berichtigen verabsäumt hat. *Demetr. Actal.* *Strab.* X. p. 451, wo der *Cod. Medic.*, wie *Tzschucke* bemerkt, *Πολιορκητοῦ* liest. Vielleicht war er also mit dem *Demetr. Poliorcet.* zu vereinigen. S. 406. *Demetr. Alex. Sophista* f. *Hardt* in *Aret.* *Beytr.* 1805, 6. p. 575. Hier können noch eingeschoben werden: *Demetr. Ariorathis regis Cappod. filius*, *Polyb.* 33, 10, 1; *Demetr. Antimottyras, antiquarius*, *Athen.* XV, p. 673. e. *Demetr. Atheniensis, legatus Ptolemæi Epiphanis ad Achaos*, *Polyb.* 23, 1, 5. S. 407. *Demetr. Byzant. de poetis*, f. *Athen.* XII, p. 348. e. XIV, p. 633, b. X. p. 452. b., *Schweighäuf.* in *Indic. ad Athen.* p. 87 u. *Natak. Com.* IX, 5, welcher 6 Verse von ihm aufgenommen hat, und *Plutarch.* *Cat. min.* c. 65. *Demetr. Byzant. qui libr.* XIII. *Schweigh.* in *Indice ad Athen.* p. 88, glaubt, daß dieser, nicht aber *Demetr. Scopius*, wie *Dalecamp.* ad *Athen.* XV, p. 680, b. behauptet, Verfasser von *περὶ τῶν κατ' Αἴγυπτον* sey. *Demetr. Calat.* öfters wird seiner gedacht im *Marciano Heracleat.*, im *Scymno*, bey dem Vf. des *Periphi Ponti Euxini* p. 9 ed. *Voss.* und in *Theocrit. Schol.* 1, 65. Vielleicht ist er eben derjenige; dessen *Harpocrat.* b. *ἀκν* gedenkt. Bey *Dionys. Halic.* de *compos. verborum* IV, heist er unrichtig *Kalaurianós*; f. *Wessel.* ad *Diod. Sic.* T. II, p. 375, u. *Schäfer* ad h. t. p. 67. *Demetr. Chalcond.* ein Bruder des *Laonicus Chalcond.*, f. *Morelli* *Bibl. Gr.* p. 164. Ein noch unbekannter Brief von ihm an *So. Capnionem* findet sich im *Cod. Mon.* 51, f. 411. Sein Leben hat *Anton. Calosynas* geschrieben, welches die münch. *Bibl.* im C. 150 aufbewahrt, aus welchem man sieht, daß er nicht, wie *Harl.* in der *Bibl. Gr.* Vol. VI, p. 334, und *Fabr.* hier vorgiebt, 1510, sondern schon 1482 gestorben sey; f. *Ign. Hardt* in *Aret.* *Beytr.* 1804, 10, p. 44. S. 408. *Demetr. Chom. epp.* ad *Georg. Bardan.* ad *Felicem* und ad *German.* C. Mon. 62. S. 410. *Em. Chrysost.* *Erotemata* *Codd. Mon.* 299. 322 und 343. S. 411. *Ep. Niceph. Gregoræ* ad *So. Chrysoloram* C. Mon. 10, f. 367. S. 413. *Demetr. Cnid. Schol. Apoll. Rh.* I, 1156. *Demetr. Comoed.* ist ganz gewiß eben derjenige, welcher S. 417. *Demetr. Siculus* genannt wird, weil er nach *Athen.* III, p. 108 ff. ein Drama, *Sicilia* genannt, geschrieben hat; f. *Interp.* ad *Hesych.* *ἐμπήρους*, woraus hernach ein *historicus Siculus* erdichtet worden ist. *Demetr. Corinthi.* Da *Lucianus* in *Tôxar.* sagt, daß er mit dem Arzte *Antiphytus* nach Ägypten gereist sey, *ἐκτιθυμίας τῆς θεάς τῶν πυραμίδων*: so ist er vielleicht eben derjenige, welcher nach *Plin.* 36, 12 de *pyramidibus* geschrieben hat. S. 414. Da einmal eines *Demetr. servi Dianæ* hier gedacht wird: so könn-

ten auch hier *Demetr. servus Ciceronis* aus *Cic. ad Di-* *vers.* VIII, 15. *Demetr. servus Cassii* aus *Dio. Cass.* X. 19 u. *Plutarch.* *Brut.* 45; und *Demetr. Pompeji liber-* *tus* aus *Plutarch.* *Pomp.* 40 aufgenommen werden. S. 415. *Demetr. Epicur.* *Strab.* XIV, p. 658. Im *Cod. Mon.* 237. f. 3 wird *Δημήτριος Ἕλληγ Λακεδαιμόνιος* Verfasser von *Marginalia ad Platonis opuscula* aufgeführt, f. *Ign. Hardt* in *Aret.* *Beytr.* 1805, 6. S. 584. *Demetr. Euthyd.* *fil.* *Strab.* XI, p. 316 u. *Polyb.* XII, 13, 9. *Demetr. Gadar.* *Plutarch.* *Cat. Utic.* c. 40 und *Dio* 39, 38, von welchem *Reimar.* T. I, p. 209 glaubt, daß er ein Jude gewesen sey. S. 416. *Demetr. Judæus.* *Faseb. Praep. Evang.* IX, 21, wo er *Polyhistor* heist, und X, 21, wo *Euseb.* Nachrichten vom *Moses* aus ihm entlehnt. *Demetr. Ixion.* Da im Vol. VI, p. 601 des Buchs *περὶ τῆς τῶν Ἀλεξανδρίων διαλέκτου Athen.* IX, p. 393, b. nicht gedacht wird: so konnte es hier nachgeholt werden. *Demetr. Magnes.* *Laert.* I, 38. *Athen.* XIII, p. 611. b. *Photii Lexic.* bey *Μεθώνη.* *Cic.* ad *Attic.* IV, 10, u. VIII, 11, aus welcher Stelle man sieht, daß er auch *περὶ ὁμονοίας* geschrieben habe, welche Schrift *Mauffac.* ad *Harpocrat.* fälschlich mit der anderen *περὶ ὁμωνύμων* verwechselt, und *περὶ ὁμωνύμων* für *π. ὁμονοίας* gelesen haben will. Bey *Dionys. Halic.* in *Dinarcho* c. 2 heist er zwar, wie hier noch immer gesagt wird, *ἄμμος*, welches aber, wie *Reiske* erinnert, in *Δημήτριος* verwandelt werden muß, da ohne Zweifel *Δημήτρ.* durch eine Abbreviatur *ἄμμος* oder *Δημῶς* in älteren Handschriften geschrieben war, f. *Casaub.* ad *Athen.* XIV, 1. Sollte nicht auch bey *Cic. Brut.* 91. für *Dionysius* zu lesen seyn *Demetr. Magnes*? Beide Worte konnten durch die Abschreiber leicht vermengt werden. S. auch von ihm *Wower.* de *Polymath.* c. 16. S. 417. *Demetr. Megas* f. *Ernesti.* *Clav. Cic.* b. *Publ. Cornelius.* S. 418. Im *Cod. Mon.* 31. f. 36, und *Cod. Mosq.* 326, 177 wird einer *Homilie* des *Chrysost.* erwähnt, *πρὸς Δημήτριον μονάζοντα περὶ κατανοήσεως*, welcher *Demetr. Monach.* also hier eingeschaltet werden kann, wie auch *Demetr. Palaeolog.* C. Mon. 198 f. 393. *Demetr. Pepag.* f. *Constantinop.* *ὁρνεοσοφιδόν.* C. Mon. 135. S. *Aret.* *Beytr.* 1804, 9. S. 23. Im *Cod. Mon.* 144 aber wird diese Schrift dem Kaiser *Leo* zugeschrieben. S. *Ign. Hardt* in *Aret.* *Beytr.* 1804, 12. S. 29. S. 419. *Demetr. Phaleræus* *περὶ ἔργων.* *Codd. Monac.* 169 u. 232. *Athen.* VI, p. 233, e. und XIII, p. 556, a, f. bey beiden Stellen die Anmerk. von *Schweighäuf.* *Photius* in *Lex.* p. 285, b. *παράστασις*, u. p. 382, b. *σκαφωφόρος* citirt von ihm *ἐν τοῖς περὶ Νομοθεσίας.* *Demetr. Phor.* *Strab.* VII, p. 315. *Polyb.* II, c. 10. 11. 65 u. 66 und a. a. O. mehr. S. *Schweighäuf.* T. V, p. 356. *Plut.* *Arat.* c. 50. S. 420. *Dem. Raulæ* (*Rhautes*) im C. Mon. 233 f. 262 steht in der Unterschrift b. *Tim. Locri* Schrift *de univërso Δημητρίου Παύλ τοῦ Καβακῆ* Ἑλληνός τε καὶ ὅρακος. Das, was hier vom *Dem. Rhautes* gesagt wird, scheint mehr demjenigen, welcher im *Codd. Mon.* 145 f. 137 ff. und 199 f. 297 ff., wo verschiedene Briefe von ihm aufgeführt werden, *Μαυούλ* *Ἐπαῦλ* genannt wird, anzugehören, dessen sonst nirgends gedacht wird. *Demetr. Sagalass.* Da

Plin. H. N. V, 17 von *Sagalassus* sagt, dafs es eine Stadt in Pamphylien gewesen sey, f. *Interptt. Stephanian ad h. v.*: so wird es sehr wahrscheinlich, dafs *Tzetz. ad Lycophr. Cassand.* 440 diesen *Dem. Sagalass.*, aber nicht, wie in der folgenden Numer b. *Demetr. Sceps.* behauptet wird, *Demetr. Sceps.* gemeint habe, welcher τὰ Παμφυλιακά geschrieben habe. *Dem. Sceps. Αἰγυπτ.* *Schweighäuf. ad Athen. Vol. IX, p. 88* glaubt, dafs nicht *Dem. Sceps.* τὰ Αἰγυπτ. geschrieben habe, sondern *Demetr. Calatinus Schol. Apoll. Rh. I. v. 1123* Φησὶ Δημήτριος ὁ Σκέψιος τὴν διάλεκτον Ἀπολλωνιατῶν εἶναι τῶν ἐν πόντῳ, und v. 1163 Δημ. ὁ Σκεψ. ἐν τῷ διακόσμῳ, f. was *Casaub. ad Athen. III, 80. d.* von dieser letzteren Schrift sagt. *Dem. Syropul. C. Mon. 198 f. 359 ff. S. 421.* *Dem. Syrus Cic. in Brut. c. 91. 8. Dem. Tars. Plat. Vol. V, p. 632 ed.* *Reiske ὁ Δημήτρ. ἔφη τῶν περὶ τὴν βορρηντιανὴν νήσων εἶναι πολλὰς ἐρήμους σποράδας.* Ist eben derjenige, von welchem *Agath. I. V.* sagt, dafs er von mitternächtlichen Ländern geschrieben habe. *Dem. Triclin. de metris et signis Syllabae communis C. Monac. 104 f. 336. S. Hardt in Aret. Beytr. 1804. 7. S. 9.* wo noch mehrere *Codd.* angegeben werden. *C. Monac. 182 f. 64* ἐκ τῶν σχολίων τῶν ἀπὸ τῆς ἐξηγήσεως τοῦ Τζέτζου τε καὶ Πρόκλου παρὰ Δημητρίου τοῦ Τρικλινίου ἐκλεγέντων εἰς τὰ Ἡσιόδου ἔργα τε καὶ ἡμέρας, noch ganz unbekannt. *Schol. in Hesiodi Theog. et Scat. Herculis C. Monac. 283. S. 422.* *Demetr. Troez. Athen. I, 29 a, u. IV, 139 c. S. 424.* 2) *Orat. C. Mosq. 394 f. 85. 6) epist. ad Alex. C. Mosq. 394 f. 282; ep. ad Plethon. C. Mon. 237, ad Mich. Apost. C. Mon. 51 u. 77. S. 456. 3) in exalt. C. Mon. 271 f. 66. S. 457. 5) Pantaleonis C. Mosq. 202 f. 1. S. 458. Jo. Plusiad. nota in Marci Ephes. Capp. Syllog. C. Mon. 27 f. 180. S. Hardt in Aret. Beytr. 1803. 4. p. 12. S. 462. Barlaam, Vita Codd. Mosq. 233 u. 234. Die Codd. Monac. 41 f. 342. 138 f. 101 u. 188 f. 1 haben διήγησις ψυχῶφελῆς τῆς ἐνδοτέρας τῶν Αἰθιῶπων χωρᾶς, τῆς Ἰνδῶν λεγομένης, πρὸς τὴν ἁγίαν πόλιν μετενεχθεῖσα διὰ Ἰωάννου μοναχοῦ — βιβλίον ὁ Βαρλαάμ. Ist eine Geschichte von Barlaam und Josephat. *S. Ign. Hardt in Aret. Beytr. 1803. 5. p. 33, u. 1804. 9. p. 29. S. 470.* Von der Päpstin Johanna f. *Gablers* Abhandl. im Journal für auserlesene theol. Literat. 3 B. S. 475 ff. S. 474. *Nicetas ἐρωτήσεις ἀνενεχθεῖσαι, καὶ λύσεις C. Mosq. 56, q. fol. 49. S. 479. Josephi ὁμολογία C. Mosq. 394 f. 313. Contra Papam Martin. V. C. Mosq. 352 f. 31. Joann. Palaeolog. ep. ad concil. Basil. C. Mon. 142, noch unbekannt. Ad philosoph. Gemistum, C. Mosq. 270 f. 126. S. 498. II Libri duo. C. Monac. 285 enthält XVI hypotheses Palamae. S. 499. Epp. ad Damian. et Dionys. C. Mon. 213. S. 500. x) ἐπιτομος. — C. Mon. 285 f. 117. S. 503, Z. 7, de pace, C. Mosq. 9, o. fol. 8. S. 507. Acindyni Confessiones C. Mon. 223 f. 14 u. 64, nebst noch anderen Schriften und Briefen. Martyrium Acindyni C. Mon. 143 f. 5. Mosq. 141 f. 171. S. 515. 9) Oratio, C. Mon. 271 f. 91. S. 516, 11) ordo — διάταξις τῆς τῶν προηγιασμένων λειτουργίας u. ἐρμηνεία τῆς**

τοῦ μεγάλου ἐσπερινοῦ ἀκολουθείας, πῶς δὲ ψάλλειν τὸν ἱερεῖα μετὰ τοῦ διακόνου, C. Mon. 345. S. 519 *Philoth. monach.* Warum mag Hr. *Harl.* die *Codd. Mosq.*, welche erst S. 575 not. xx stehen, nicht lieber hier aufgenommen haben? Solche Zerkreuungen stören die Übersicht. Genannt konnten noch werden *Codd. Mosq. 260 f. 185* περὶ τῆς βάρου, περὶ νήψεος καὶ προσευχῆς κεφάλαια λ. *Cod. 322*, welcher 5 Schriften von ihm enthält. S. 523. *Gerasimi vita C. Mon. 3 f. 21*, noch nicht bekannt. S. 534. *Cap. XLI — non dictum.* Ganz entspricht die alte *fabric.* Überschrift dieses *Cap.*, besonders die Worte derselben: *de quibus hactenus non dictum*, der Abhandlung selbst nicht mehr, da Hr. *Harl.* mehrere Schriftsteller beybehalten, ja auch neue aufgenommen hat, welche nicht nur in den vorigen *Voll.*, sondern auch sogar in diesem *Voll.* schon beschrieben worden waren; daher fehlt es nicht an wörtlichen Wiederholungen, welche, wenn feste Regeln befolgt worden wären, glücklich hätten vermieden werden können. Ja es sind, was noch weniger verzeihlich ist, sogar Männer unter Schriftsteller aufgenommen worden, welche nie etwas geschrieben haben, und von welchen auch keine Schriften angegeben werden konnten, als: *Acephimas martyr, Andronicus martyr, Anthimus martyr, Apostolus Zigaras, Christ. Pharensis, Elpidius, Eudoxius martyr, Indimus, Joann. Eleemon, Leontius, Marcianus u. a. m. Adelphidus C. Mosq. 324, 2. S. 557. Alex. Aetolus f. Schweighäuf. ad Athen. Vol. IX, p. 16. S. 559. Alypius.* Ein Brief von ihm ad *Cyryllum*, und *Cyrylli ep. ad Alypium* stehen in *C. Mon. 14 f. 107.* Sein Leben *C. Mon. 179 f. 140. Ammonae cap. ascet. C. Mon. 318 f. 131. S. 560. Andr. Cret.* Hier ist fast alles wiederholt, was schon oben S. 68 gesagt war, wie auch vom *Andr. Panhyperseb. p. 66. S. 561. Andr. Callisti ep. ad Bessarionem C. Mon. 237, Andron. Rhod. de animi affectionibus C. Mon. 306. Andron. Palaeolog. sen. de ordine metropol. Codd. Mon. 146, 243 u. 247. Andron. Seb.* ist kein anderer, als *Andron. Camaterus*; f. *Hardt in Aret. Beytr. 1805, 6, S. 563. Andron. Sigurus*, der auch *Sgurus* heisst, ist hier als verschieden aufgeführt. S. 562. *Antheonis ep. C. Mon. 186 in Actis Synodi V. Constantinop. Anthim. haeret. C. Monac. 186 scripta contra Anthimum. S. 565. Anton. Abbas*, welcher mit f. übrigen Schriften wieder S. 577 in der Note vorkommt, konnte bey dieser Numer in einen Artikel vereinigt werden. *Ant. Antimachi ep. ad Petr. Victorium C. Mon. 185 f. 1. S. 575, not. xx, Philotheus*; alles, was hier in dieser Note nachgetragen wird, gehört zu S. 519, wo von ihm in einem ganzen Artikel gehandelt wird. S. 576, 99) *Antoni CPolit. vita C. Mon. 10 f. 71*, wo er ὁ τὴν μὲν τὸν καλέως συστησάμενος genannt wird. S. 577. *Ant. Monachi vita Simeon. Stylit. C. Mon. 219. S. 579. Archelaus* ist ohne Zweifel derjenige, welchem der *Schol. ad Nicandri Ther. 823* ἐν τοῖς διφθέσι, oder wie Andere gelesen haben wollen, ἰδιοφθέσι citirt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1810.

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii — Bibliotheca Graeca — Edit. G. Chr. Harles etc. Vol. XI et Vol. XII etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 530. *Arethas Caes. Scholium de Deo, C. Mon. 66 f. 62.* Verschiedene Schriften von ihm enthalten die *Codd. Mosq.* 32 f. 285 u. 302. S. 581. *Arsenii Hieromonachi Vita C. Mosq. 5, 22 u. 23.* S. 582. *Ars. Monembes. Synopsis Canonum C. Mon. 122.* Das übrige, das von ihm schon S. 189 not gesagt worden ist, hätte hier erst seinen Platz haben sollen. S. 583. *Asclep. Traktium ep. ad Petrum C. Mon. 186 in Actis Synodi V. Constantinop. S. 584. Athanas. Patriarch. Novella Cod. Mosq. 56, q. f. 51. Athanas. hieromon. scriba codicis Mon. 201, f. Hardt in Arct. Beytr. 1805, 2. S. 144.* Vielleicht ist er auch Verfasser der Schrift: *περί ἐτυμολογίας, C. Mon. 230 f. 293,* wo er *Monachus* genannt wird, oder *Athanas. monachus in monte Atho. S. 585. Barsanuphii Ascetica C. Mon. 318 f. 182. S. 586. Bas. Achrideni ep. de azymis Codd. Mon. 58 u. 286 epist. ad Hadrianum Papam Cod. 207 f. 225. S. 589. Blasaris contra Latinos Cod. Mon. 256 f. 165. S. 591. Joan. Caleca in Evang. C. Mon. 275. S. 592. Callinici συνδικὰ γράμματα C. Mosq. 219. Callisti Andronic. epist. ad Bessarion. C. Mon. 237. Callisti Xantop. ep. ad Ignatium monach. C. Mon. 201, συναψις τῶν ἀγίων χρόνων C. Mosq. 19, 3; σύνταγμα περί τοῦ κατὰ θεὸν ἐν ἡσυχίᾳ βίου, C. Mosq. 246, 1. Vita Greg. Sinaitas Cod. Mosq. 280, 2. S. 593. Christoduli ep. et hist. Byzant. C. Mon. 106, de urinis C. Mon. 70. S. 595. Christ. Russ ep. C. Mon. 183. S. 602. Cyrill. monach. (Palaestinus) hat res gestas S. Euthymii et Sabae geschrieben, f. Baron. ad an. 481 und Jo. Silentiarii, Baron. ad an. 491. S. 603. Dan. Raitheni, Vita Jo. scholastici. Codd. Mon. 25, 114 u. 297. S. 605. David Theff. in Aristotel. Categ. et scholia in Porphyrii Isag. C. Mon. 99 u. 291, noch nicht edirt; προλεγόμενα τῶν ἐ Φωνῶν, C. Mon. 201, f. 84. Demetr. Chom. f. p. 404. Demetr. Melid. f. p. 417. Demetr. Gem. p. 415 u. Demetr. Lydi p. 416. S. 616. El. philos. ist wohl Elias Presbyter, welcher Anthologicum Gnomicum geschrieben hat, welches in den von Hn. Harl. ausgezeichneten Codd. zu finden ist. Elpid. Presb. Capp. 400 περί ἀγάπης C. Mosq. 30, 4. S. 621. Eugenii philos. Chemicum secretum C. Mon. 112 f. 375. S. 623. Eustrat. scholia in Aristot. Ethica C. Mosq. 8. Euthym. monach. Vita Thomae Apost. C. S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.*

*Mosq. 26, 3. S. 634. Heraclid. Opfart. f. Schwesighaus. ad Athen. Vol. IX, p. 121. S. 641. Ignat. monachi, vita Tarasii C. Mosq. 184, 14. Ep. ad Niceph. Callist. C. 201. S. 643. Jo. Colob. C. Mosq. 280, 4. S. 645. Jo. Eleem. vita C. Mon. 201. S. 649. Pediafimi Geometria C. Mon. 263. S. 651. Jo. metrop. Russiae ep. C. Mosq. 353, 21. S. 652. Jo. Itali expos. topicorum, de dialectica et syllogismis, methodus rhetoricae, C. Mon. 99. S. 653. Jo. Eugenici antirrheticus C. Mon. 256 f. 342. Canonarium Cod. 255. S. 658. Joasaph. Cantacuz. contra Mahomet. C. Mon. 7 u. 139. Jobi hieromon. apologia contra Latinos C. Mon. 68, de castitate C. 318. S. 659. Jos. Brien. oratt. Codd. Mosq. 296 u. 297. S. 661. Josephi mon. ἐκ τῆς ὡς ὠς C. Mosq. 46, q. in martyr. Blaccab. C. 9, 9. 161, 9 u. 174, 13. Irenes prooemium C. Mon. 254. oratio C. 10. Justini Sic. ep. ad Petr. Cod. Mon. 186, in Actis Concil. Constantinop. S. 662. Juvenal. Hieros. de lectione litt. sacr., de lectione symboli, de legendis Cyrilli libellis C. Mon. 40. S. 664. Leon. Achrid. ep. de azymis C. Mon. 58 u. 286. C. Mosq. 10, q. 24 — 26. Leo Aegypt. Clem. Alex. (Strom. 1, p. 322). S. 666. Leo Aretin. πῶλ. Φλωρ. C. Mon. 170. S. 667. Lucas Ccaß. Synodicum C. Mosq. 56, q. S. 668. Man. Cret. f. vorher p. 616, wo eben das steht. Manuel. II. Patr. Const. ep. ad regem Armeniae Chetumium de unione Romanorum C. Mon. 207. Man. Malax. scholium in Joannam C. Mon. 178, f. Meurf. in Glossar. Graeco-barb. p. 327. h. μανουάλιον. S. 672. 4) Solutio, C. Mon. 256 f. 196 u. 287, ep. encyclica f. 287 u. f. 476; Capp. 35 syllogistica fol. 118. Relatio de Synodo Florent. f. 387; Epist. ad scholarium fol. 127. Professio fidei f. 155. Ep. ad Theophanem (f. 155. S. 677. 24) Ecphrasis ist eben die Schrift, welche unter Num. 7, confessio extemporaria sub mortem facta, aufgeführt wird. C. Mon. 256, f. 336. S. 677. 24) De hominis imbecillitate ist doch wohl die Schrift, welche im C. Mon. 29, f. 160 überschrieben ist: *σι ὡρισται κατὰ τὸ θεῖον βίος ἀνθρώπου, ἢ ἀπὸ φύσεως αὐτοῦ ὁ σάρας ἐπιφύεται*, und Num. 25 in orat. Dom. C. Mon. 256, f. 304. Auch hat der C. Mon. 256, f. 42 Verff. in Greg. Palam., die Fabric. nicht kennt. S. 678. Marci mon. περί νόμου πνευματικοῦ C. Mosq. 146 6. C. 306 enthält noch verschiedene Schriften. S. 679. Martyris Antioch. in laudem Chrysaß. C. Mon. 108. S. 682, 1) Cic. de memoria artificiali — Planude ist nun in Arct. Beytr. 1806, 10, S. 339 ff. mit kritischen Anmerkungen, aber wohl nicht von einem norddeutschen Gelehrten, abgedruckt. S. 683, 4) Catonis disticha Cod. Mon. 266. S. 686, 10) de process. Sp. f. C. Mon. 27.*

S. 687. 15) oratio C. Mosq. 279, 4. S. 688. 23) De Grammatica C. Mon. 161. S. 692. 33) de urinis C. Mon. 70 u. 72. S. 693. Max. Margun. scriba Mff. gr. C. Mon. 271, f. 71 ff. S. 701. Metrophanis Triadica C. Mon. 313. Mich. diac. Lygiz. Oxita, alles schon gesagt, S. 197. 198. 199 u. 204. S. 702. Mos. Abb. ep. ad Pastorem Abb. C. Mon. 318. S. 703. Nectarii memoria mart. Theodori Codd. Mon. 32. 146 u. 221. C. Mosq. 183, 7 u. 185, 1. S. 704. Nicephori Uranus C. Mosq. 350. Nicet. Byz. capp. Syllog. de Sp. f. C. Mon. 229. Confutatio ep. Armen. C. Mon. 67. S. 706. Patricii — gr. Isaac. Syri serm. C. Mon. 316. S. 709. Philonis mon. — mulierem C. Mon. 56. Prochori Cydon. τὰ κατὰ τῆς ὁρθοδοξίας C. Mosq. 396, f. 74; περὶ οὐσίας καὶ ἐνεργείας C. Mosq. 144. S. 700. Rhetorius de arte astronomica C. Mon. 287, de XII signis Zodiaci C. Mon. 170. Rufi lex militaris C. Mon. 303. S. 714. Mich. Sophiani ep. ad Victorium C. Mon. 183. S. 717. Theoduli mon. διήγησις περὶ ὕμνων C. Mosq. 365. Monac. 226, f. 119. S. 719. Theostericti vita Nicetae C. Mon. 219. Thom. Hierosol. ep. ad haereticos in Armenia, Codd. Mon. 52. 66. 151 u. 207. C. Mosq. 32. f. S. 721. Timoth. Presb. sermo in prophetam Symeonem C. Mon. 221. S. 723. Zaridae epp. C. Mon. 10 u. 50. Zenonis Henoticum C. Mon. 207 u. 331. Wir fügen hier noch einige Schriftsteller hinzu, die weder in dieser Rubrik, noch auch in anderen Voll. Bibl. Gr. aufgeführt werden, deren Anzahl gewiss noch um vieles vermehrt werden kann. Acacius, episcop. Melitenf. Eine Homilia Ephefi dicta von ihm ist im C. Mon. 40, f. 65. Aeschylides, welcher, wie Aelian. de Nat. Animal. 16, 32, u. Athen. XIV, p. 650, d. sagen, περὶ γυναικῶν geschrieben hat. Agnacles Rhodius, welcher de Coronistis nach Athen. VIII, 360, b. geschrieben hat. Agnon, aus welchem Plutarch in de Solertia animal. Vol. X, p. 36 ed. Reisk. eine Geschichte von Elephanten entlehnt hat. Vielleicht ist es eben derjenige, aus welchem Athen. XIII, p. 602, c. etwas de Lacedaemoniorum moribus ausgezogen hat. Aglaias, der, wie aus den Schol. Nicandri Alexiph. v. 312 erhellet, de lapidibus geschrieben hat. Alexander Pseudo - callistenes, dessen historia Alexandri der Cod. Mosq. 285, f. 6 besitzt. Andronici theologi dialogus contra Judaeos Cod. Mon. 131. Ant. Angelii Bergaei ep. ad Victorium C. Mon. 183, f. 3. Anton. Pyropulus Cod. Mosq. 7. Archelaus Cyprius de Helena, Stephi Chori amasia, Phot. C. 140. Athanasius Coronensis C. Mosq. 355, f. 18. Athan. Chatziceni epp. C. Mon. 145, f. 180. Baphorius de prudentia C. Mon. 318. Basilus Iconensis, C. Mosq. 130, f. 89. Chryserus, dessen ἀναρχαὶ αὐτοκρατόρων Πατριαῶν s. in συναγωγῇ ἱστοριῶν, welche Scaliger dem Eusebius beygefügt hat. Damascenus Studites hat lingua graeco-barbara sanctorum historia geschrieben, s. M. Bussow in not. ad Jo. Euchaist. jambos. Egnatius mon. Ein Brief von ihm steht im C. Mon. 301. Eustathius, scriptor vitae Eutychii s. Baron. ad an. 564 u. Zonaras 14, 9. Hyginus, welcher haeresiarcharum Indices geschrieben hat, s. Epiphani. de haeres. I, 41. Jo. Hagioclitus, dessen martyrium Basilii im C. Mon. 3, f. 29 ist. Paul. Helladici ep. Cod. Mon. 318, f. 116. Helladius

Basilii M. discipulus et successor hat das Leben Basilii M. beschrieben, Baron. ad an. 363. Iosephus Colothetes C. Mosq. 302, 69. Andr. Londianus ep. ad Victorium C. Monac. 183. Paul. Eusebii homiliae duas C. Mon. 40 f. 115 u. 116. Petr. Raven. ep. ad Eutychen C. Mon. 207, und in Concil. Harduini T. II, p. 22. Rufus philosophus C. Mosq. 285, f. 115 περὶ τῆς τοῦ πηγάνου χρήσεως. Timoth. Pergamensis, Clement. Strom. IV, f. 362 ἐν τῷ περὶ τῆς τῶν φιλοσόφων ἀνδρείας.

Wir gehen nun zu dem XII Vol. über, welches den noch übrigen Theil des X Vol. der älteren Ausg. nachgeholt hat, und in dem XI Vol. bis S. 544 vorgerückt ist. Der erste Abschnitt giebt Leonis Allatii Diatrib. de Georgiis, aber, wie es zu erwarten war, abgekürzt, und durch neue Zusätze ergänzt und verbessert, da dieselbe vieles enthält, was die Zeit durch neue literar. Entdeckungen unbrauchbar gemacht hatte, und weil auch in den vorigen Bänden die meisten Schriftsteller, welche den Vornamen Georgii führen, einige weniger bekannte ausgenommen, schon verhandelt worden waren. So viel auch der verdienstvolle Herausg. bey der Umarbeitung dieser Diatribe gethan hat, und so wenig man seinen Fleiß verkennen kann: so glaubt doch Rec., dafs es der Bibl. Gr. erspriesslicher gewesen wäre, wenn er in den früheren Bänden bey jedem Schriftsteller, der Georg. heifst, auf diese Diatribe Rücksicht genommen, und das Brauchbare und Nöthige aus derselben im Voraus aufgenommen hätte, um hier nur das nachtragen zu dürfen, was die früheren Bände noch nicht hatten, und nicht haben konnten. Noch weit mehr Raum würde erspart worden seyn, als wirklich erspart worden ist, und viele Wiederholungen und Citationen würden weggefallen seyn, die sich hier einander auf allen Seiten ängstlich drängen, wenn, um dem Allatius nicht etwa nahe zu treten, nur die Namen der Schriftsteller aufgeführt, und die Bände, in welchen sie schon behandelt worden waren, citirt worden wären. Bey einigen Artikeln, die Rec. verglichen hat, fand er auch fast alles, ja noch mehr, als was hier Allat. gegeben hat, und hofft, dafs die übrigen jenen ähnlich seyn werden. Auch würde dieses Vol. wieder an Raum gewonnen haben, wenn die lat. Übersetzungen griech. Stellen mit dem Übrigen, was überflüssig war, weggeschnitten worden wären. Mit dieser Abhandl. endigt sich das Vol. X der ält. Ausg., und dann beginnen die Abschnitte des XI Vol. 1) De Sabino Isaacleensi et aliis canonum eccles. collectoribus. 2) De conciliis eccles. eorumque collectoribus. 3) Synopticae veterum de synodis, universalibus maxime, relationes: Synodicum vulgatum a Joan. Pappo. 4) Conciliorum notitia alphabetica, chronologica et geographica, wovon aber, weil dieses Vol. das Ganze nicht fassen konnte, die noch rückständigen Artikel dem nächstfolgenden Bande vorbehalten worden sind. Alle diese Abschnitte sind, wenn auch nicht ganz umgearbeitet, denn das erlaubte der einmal gefasste Plan nicht, aber doch ergänzt, verbessert und berichtigt. Dankbar rühmt der Herausg., dafs ihn bey der Überarbeitung d. Cap. de Canonibus Hr. D. Glück in Erlangen, bey dem Cap. de Conciliis Hr. D. Martini, damals Prof. in Altdorf, und Hr. Prof. Rosenmüller in Leipzig thätig unterstützt hätten. Auch dem Hn. Hofr. Beck in Leipzig verdankt dieses Vol., wie die vorhergehenden

den, wieder einzelne literar. Berichtigungen, welchen Rec. noch einige andere hinzufügen will.

S. 1. Not. b) würde die *Bibl. Gr.* nicht vermissen, wenn sie aufgegeben worden wäre. Bey *Athen. XV*, p. 696 hätte verdient bemerkt zu werden, was *Schweighäuser* über *Georgus* oder *Gorgon* gesagt hat, und auch S. 2 bey der Stelle aus dem Scholiaften des *Pindar*, welcher diesen Schriftsteller *Gorgon* nennt, angegeben werden können, daß sie gleich im Anfange dieser Ode in der *heyn.* Ausg. Vol. II, S. 317 zu finden ist. Hätte Hr. *Harl.* S. 2, Z. 4 *Tzschucke* über *Gorgus* b. *Strab.* IX, p. 407 befragt, welcher *Casauboni* zweifelhafte Conjectur *Γόργων* aufgiebt, und richtig *Κράτης* für *Κρήτης* liest: so würde er sich genöthigt gesehen haben, diesen dem *Strabo*, und nach ihm der *Bibl. Gr.* aufgedruckenen *Gorgus* auch aufzugeben, und diese ganze Stelle umzuändern, vielleicht auch noch etwas über den *Gorgus* zu sagen, welchen *Athen.* XII, p. 538, b. *ὀπλοφύλαξ* τοῦ Ἀλεξάνδρου nennt, welche Stelle *Casaubon.* selbst bey *Strabo* nicht benutzt hat. *Voss. de hist. Gr.* kennt diesen *Gorgus* nicht. S. 4, n. 6. Daß die Namen *Georgius* und *Gregorius* oft verwechselt worden sind, ist allen Literatoren bekannt. So nennt der münch. *Cod.* 146, f. 316 *Georg. Caes.*, welcher doch, wie *Ign. Hardt* richtig bemerkt, *Gregorius* hieß: s. *Aretin* Beytr. 1804, 10, S. 33, u. C. 201 f. 61 *Greg. Cypr.*, welchen *Allat.* XXIII *Georg. Cypr.* nennt. Ja bisweilen haben einige, welche vorher *Georgii* hießen, wenn sie eine andere Lebensart erwählten, sich dann *Gregorii* genannt, s. *Villoisf. Anecd. Gr. Vol. II*, p. 75. 10) *Georg. Capp.* heist bey *Matthäi* in *Notit. Codd. Mosq.* p. 31. *πρωτέκδικος διάκονος*. Man vergleiche auch, was von ihm *Theodoret.* II, 13 u. 14, *Sozom.* IV, 4. u. *Socrat.* II, 23 gesagt haben. S. 6, n. 2) Der münch. *Cod.* 201, welcher nicht aufgeführt ist, enthält nur 1638, also weniger Verse, als andere *Codd.*, die 1880 zählen. Diese Verse findet man auch im *Corpore poet. gr. lat. Col. Allobrg.* 1614, T. II, p. 241. *Tzetz.* ad *Lycophr.* 1467 führt zwey Verse aus dem *Pisides* an, welche aus den *Jambicis* entlehnt zu seyn scheinen. N. 6) cf. *Vales. ad Amm. Marcell.* p. 160. S. 12, *Georg. Nicom.* Nachgetragene kann das *elogium* werden, dessen weder hier noch im *Voll. VI* u. X gedacht wird, aus *Cod. Mosq.* 206 f. 27. *eis τὴν θεοτόκον καὶ εἰς τὸ σωτήριον παθός, καὶ εἰς τὴν θεόσωμον ταφὴν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ*. Es fängt sich an: *πρὸς ὑποδοχὰν τὴν ἡμῶν ἀναδρομήν*. S. 14, VIII. *Georg. Presb. f. Baron. ad an.* 598, 607. S. 15, not. a) Der Herausgeber scheint sich vergessen zu haben, wenn er vorgiebt, daß er von diesem hier genannten *Georg. Cypr.* schon im *Vol. VII*, p. 57 mehreres gesagt habe, da doch dort *de Georg. Cypr. Patriarch. Constantinop.* gehandelt wird, welcher in diesem *Vol. N. LXXIII* erst aufgeführt ist. Sollten nicht etwa beide eine Person seyn, oder dieser, da keine Schriften von ihm genannt werden, ganz aufgegeben werden können? S. 18. *Georg. Choerob. περὶ τρόπων C. Mon.* 230 f. 286 findet sich weder hier, noch im *Vol. VI*, p. 338. S. 21. *Georg. Diaeret.* Im *C. Mon.* 8. f. 140 werden ihm auch zugeeignet: *Γεωργίου εἰς ἀντιμονίαν* u. *εἰς ἀμφιβολίαν* f. *Hardt*

in *Aret.* Beytr. 1803, 1. S. 42. S. 22. *Georg. Grammat.* Auch im XV Jahrh. lebte ein *Georg. Grammat.*, von dem *Montfauc. in Palaeogr. gr.* p. 90 sagt, daß er einen griech. *Cod.* der pariser *Bibl.* geschrieben habe. S. 23. XXI. Diese Schrift des *Georg. Paneuph.* findet man in *S. Maximi Opp. a Combessif. edit. Parisf.* 1675. T. II, p. 336 ff. S. 24. *Syncelli Breviar.* Vielleicht hat *Syncellus* nur bis zum Kayser *Diocletian*, wie auch *Cedrenus* glaubt, geschrieben, und dann ein Anderer diese Geschichte fortgesetzt. S. *Scaliger Epp. L.* 2, 152 u. 57, wo er auch über den *Cod. Aug.* sein Urtheil abgibt. In der münch. *Bibl.* wird auch ein *Cod.* 139 davon aufbewahrt. S. 32. *De legatt. Romanorum.* Der hier nicht genannte *C. Mon.* 267 f. 8 hebt zwar an, wie *Allatius* angegeben hat, endigt sich aber: *καὶ φρόνησιν ὑπερσχυράσας*, wobey *Ign. Hardt* bemerkt: *meminit legationum sub Heracleo Constantino, Irene et Nicephoro*, f. *Aret.* Beytr. 1803, 8. S. 154. *Lectt. Varr.* von *Hamartol.* stehen im Neuen Liter. Anzeiger 1808. N. 4. S. 61 ff. Not. b) Sollte nicht das meiste dieser Note durch *Ign. Hardt* Ausgabe des *Jul. Pollucis* antiquirt worden seyn? S. 57. *De officiis palatii, Codd. Mon.* 156. 218. 245 u. 247. Auch verdient noch zu N. 2 nachgetragen zu werden, was *Gretser* in *Observatt. ad Codinum de Offic. Pal.* c. 19 sagt: *quicquid de statuis affert Codinus, extant totidem verbis apud Suidam*, welche Stellen des *Suidas* zugleich angegeben werden. S. 59. Not. ii) *Lecapenus* wird zwar, wie Hr. H. bemerkt, in *Cod. Mosq.* 48 *Alacapinus* verfälscht genannt, aber richtig nennen ihn *C. Mosq.* 303, 4 u. *Monac.* 101 f. 206 *Lecapenum*. S. 61. 5) *Epp. Lecapeni cum epp. Andronici Zaridae C. Mon.* 51 f. 206, f. *Aret.* Beytr. 1803, 6. S. 47. S. 62. Not. rr) Zu den *Codd.* können noch die *Codd. Mon.* 128 u. 274 hinzugefügt werden. S. 77. Not. nn) *C. Mon.* 145, welcher erst von *Ign. Hardt* bekannt gemacht worden ist, denn die ältern Katalogen kannten denselben noch nicht. S. 86. *Ap. Dieg. Hurtad.* Auch *Cardan. de Rer. Varietat. L. XVII* erzählt, daß *Dieg. Hurtad.* eine Handschrift *de historia geogr. Plethonis* besessen habe. S. 87. Z. 1. *ἀντιλήψεις* (*ἀντιλήψεις*) davon ist ein *Cod.* in der bresl. Bibliothek, welcher überschrieben ist: *πρὸς τὰς ὑπὲρ Ἀριστοτέλους Γεωργίου τοῦ Σχολαρίου ἀντιλήψεις*, f. *Fülleborn* in *Praefat. ad Georg. Gemisthi Pleth. orat. funeb.* p. 9. 2) *De virtutibus*. Im *Cod. Mon.* 289 ist diese Schrift überschrieben: *περὶ τῶν τεσσάρων ἀρετῶν*, aber im *Cod.* 260 *περὶ ἀρετῆς*. Die Anfangsworte stimmen überein, aber am Ende gehen beide *Codd.* von einander ab: vielleicht fehlt in dem einen etwas. Auch in Breslau ist eine Handschrift oder vielmehr ein Fragment von dieser Schrift, f. *Fülleborn* am a. O. p. 9. S. 89. 6) Im *C. Mon.* 48 f. 479 u. 336 fol. 242 heißt die Überschrift: *Ζωροαστρείων τε καὶ Πλατωνικῶν δογμάτων συγκεφαλαίωσις*, und fängt mit den Worten: *ἐκείνα μάλιστα ἀνδρείοι κεφαλαία* an, und endigt: *καὶ φρόνιμος τῷ ὄντι ἐσθλαί, vid. Morelli Bibl. Gr.* p. 274. S. 90. 8). Da Hr. H. sonst immer jede Bemerkung anderer Gelehrten fleißig benutzt: so weiß man nicht, warum er das, was *Ign. Hardt* bey dem von ihm hier genannten münch. *Cod.* 48 über *Plethonis Excerpta* hinzufügt, aufzunehmen

versäumt hat, daß nämlich einige von diesen Excerpten sich entweder gar nicht in den Ausgaben dieser Schriftsteller befinden, z. B. *e Theophrasto de plantarum historia, ex hist. animal. Aristotelis, e Xenophonte*, und *Strabone*, oder doch von denselben abweichen, als *ex Appiano de Mact. Syriae regibus*. Von den Excerpten *e Strabone* führt auch *Bourdelot*. in den Noten ad *Heliodor.* 1, 2 etwas an. S. 91. g) *C. Mon.* 190 b. *Ign. Hardt.* S. 92. 12) *Capp. — musica.* Die Überschrift heisst: κεφαλαία ἅττα λόγων μουσικῶν Πληθύνων, welches letztere Wort aber im *Cod. Venet.* wie *Morell.* in *Bibl. Gr.* p. 273 bemerkt, von einer fremden Hand dazu gesetzt worden ist. Vielleicht ist der münch. *Cod.* eine Abschrift des *Venet.* Die Schrift hebt mit den Worten an: Φωνῆς ἀνέσεις ἐπὶ τὸ βαρύτερον μεταβολή, und schließt: ἡ Φωνὴν δασυνόμενον βαρύτερον μεταβολή. S. 96. 21) *μηνῶν* (ἡ τῶν μηνῶν). Der nicht angeführte *C. Mon.* 336 hebt so an: καὶ μὲν δὴ καὶ μῆσι καὶ ἔτεσι, und endigt: σύνοδος ἡ μετὰ χεμερινάς. Ist nun abgedruckt. 22) *περὶ Θεοῦ* ist vielleicht ein Abschnitt aus der Schrift *περὶ νόμων.* 23) *περὶ νομοθεσίας.* Der münch. *Cod.* 336 enthält die 5 ersten Cap. des ersten Buchs *περὶ νόμων*, das 11 und 36 Cap. des 2ten B. und das 31 u. 32 Cap. des 3ten Buchs, das letztere unvollständig, nebst der Abhandlung *ἡ τῶν μηνῶν — τάξις*, welche nun *Ign. Hardt in Aret.* Beytr. 1806, 3. S. 229 mit einer lat. Übersetzung hat abdrucken lassen; so daß also diese Schrift nicht mehr unter die *Anecdota* zu setzen ist. In eben diesem *Cod.* steht auch *κίναξ τῆς τοῦ Πλήθωνος βιβλίου*, woraus man sieht, daß das erste Buch 31, das zweyte 27, und das dritte 43 Cap. enthalten habe. Die Einleitung, welche dieser Abhandlung vorgesetzt ist, stimmt ganz mit derjenigen überein, die *Fabr.* hier eingeschaltet hat, einige wenige Varianten ausgenommen, als *ἐκ τοῦ συνώδου f. ἐκ τῶν συνωδῶν; διὰ τὰς ὑπὸ — διαστροφάς*, ohne *ὑπὸ: δὴ φιλοσοφία* für *δεῖ φιλοσ.* und *τοῦ τούτων Πλατωνικῶν f. τοῦτου τοῦ Πλ.* *Περὶ εἰσαγωγῆς*, dessen in der Not. 00) und Num. 19 gedacht wird, ist kein besonderes Buch, sondern das 6 Cap. des 2ten Buches. Vielleicht ist das Fragment, welches der münch. *Cod.* 48 f. 480 enthält, wie *Ign. Hardt.* und nach ihm *Hr. H.* S. 100. Z. 7, in *quo varii coitus illiciti enarrantur*, vermuthet, ein Abschnitt aus dem 2ten Buche *περὶ νόμων*, entweder, wie *Rec.* glaubt, das 14 Cap. des 2ten B. *περὶ τῆς τῶν γονέων ἐκ γόνου οὐ μίξωσις*; oder das 17te Cap. *περὶ τῆς κοινῶν γυναικῶν χρήσεως*. Zu den *Mss.*, welche Schriften *Georg. Gemisti* enthalten, können noch aufgenommen werden: *C. Mosq.* 270 f. 126. *Γεωργίου τοῦ Γεμιστοῦ* πρὸς ἠρωτημένα ἅττα ἀποκρίσεις: τὸ μὲν ἀνθρῶπος κάθηται: *Cod. Mon.* 237. *Πλήθωνος* ἐνθνήσις Θεοῦς πρόσρησις. Anf. *ζεῦ βασιλεῦ*: Ende: *ἐκ τοῦ παντὸς αἰῶνος*, wie auch aus eben diesem *Cod.* ὕμνοι (XXVII) ἐς Θεοῦς τοῦ Πλήθωνος. Anf. *ζεῦ πάτερ, αὐτόκρατορ*: Ende: *ἅπασι προεσιν*. Diese beiden Schriften sind, wie *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805. 6. S. 586 sagt, noch nirgends bekannt gemacht worden. S. 119. LXVI) *Georg. expositiones* f. *Hardt* zu dem *Cod. Mon.* 8 f. 140 in *Aret.* Beytr. 1803. 1. S. 121. *Homil.* *αἰς — Ἰνδιανρ* f. *Hardt* b. *C. Mon.* 250 f. 7. In eben diesem, wie auch im 271 *Cod.* finden sich auch *LX Homil. in Evangel.* von ihm. LXXII) *Georg. Pardus. De dialectis* ist nun die neueste Ausgabe vom Prof. *Schäfer* Leipz.

1810 cum notis *Koenig, Bastii, Boissonadi et Schaeferi* einzutragen. *Enarrationes in Hermog. rhetor. Cod. Mon.* 101 f. 288: *Ἀπὸ τῆς ἐξηγήσεως τοῦ μητροπολίτου Κορίνθ. αἰς τὸ περὶ μεθόδου διενόητος τοῦ Ἑρμογενίους.* Anf.: *ὁπότες ἔστι τῷ Ἑρμογενίῳ διδάξαν.* Ende: *χαίρειν ἐντὶ τοῦ λυτούμενου.* Weder im VI Vol. der *Bibl. Gr.* p. 196, noch hier wird der Schrift gedacht, welche im *Cod. Mon.* 161 f. 162 enthalten ist: *Γεωργίου, μητροπολίτου Κορίνθου.* Anf. *ὁπὲρ εἰσι πάντα τὰ μέρη τοῦ λόγου*: Ende: *αἰς τὴν συντάξιν τοῦ λόγου κένν.* Sollte es nicht diejenige Schrift seyn, welche im Vol. VI, p. 96 de octo partibus orationis *rhetor.* gerühmt wird? Wäre das: so hätte *Ign. Hardt* geirrt, wenn er in *Aret.* Beytr. 1804. 11. S. 24 behauptet, daß sie noch nirgends aufgeführt sey. S. 130. *Epp. CCIII.* Der *Cod. Mon.* 50 enthält nur 25 Briefe, f. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1803, 6. S. 26. Da einige münch. *Codd.* im Vol. VIII nicht angegeben worden sind: so konnten sie hier nachgeholt werden: als von *Expositio de fide contra Vecum C.* 229, f. 310 und *C. 28, f. 325*, wo aber die Überschrift nicht, wie im *Fabric.* und im *Cod.* 229, *ἐκδοσις — Βίκου* heisst, sondern *τὸμος τῆς ἀγίας συνόδου, ἡγουσμένης ὁρθοδοξίας*, wie auch von der *Apologia pro Tomo Cod.* 22, f. 326. S. 132. *Georg. Phranzae Chronicon.* Der *Cod. Mon.*, aus welchem es *Pontanus* hat abdrucken lassen, ist jetzt b. *Ign. Hardt* 239. Daß *Pontanus* dieses *Mss.* verstümmelt habe abdrucken lassen, darüber klagt auch *Boecler* ad *Herodian.* II ad extr. S. 151. Zu den *Codd.* *Mss.*, welche die *Canones Apostol.* enthalten, sind noch die münchner zu setzen: 45. 46. 58. 100. 226. 231 u. 286. *Synopsis canonum Apost. LXXXI, C. Mon.* 122. S. 170. *Leonis* ep. ad *Flavianum contra Eutychem* *Cod. Mosq.* 10, q. f. 190. Mehrere Briefe von ihm sind im *C. Mon.* 207, als: ad *Eutychem*, *Flavianum* (mehrere), *Fauftum*, *Julianum*, *Theodosium*, *Pulcherium*, *Concilium Ephes. II.* ad *Anatolium*, *Marcianum* (mehrere), ad *Synod. Chalcedonensem*, ad *Juvenalem*, *archiepisc. Hierosol.* S. 176. *Ep. Julii II ad Alexandrinum C. Mon.* 207, f. 151. S. 178. *Ep. Julii II ad Dionys. Alex. C. Mon.* 207, f. 154. Dieser steht auch, wie *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 3. S. 246 sagt, in *Muratorii Anecd.* gr. Patavii 1709, p. 341, und wird vom *Leontius* und *Eulogius* dem *Apollinaris* zugeschrieben. Diefem folgen ebendieselben noch zwey Briefe vom *Jul. II.* 1) *ἰγκύκλιος ἐπιστολή.* Anf. *πέπαισαι μὲν ἀγαπητοί.* Ende: *σὺν δόξῃ κληρονομίαν*; 2) *περὶ τῆς ἐν Χριστῷ ἐνότητος τοῦ σώματος πρὸς τὴν 91. τητικ.* Anf. *ἔργον ἐξ ἀρχῆς γέννημα καλῶς*: Ende: *οἷτις τὴν ἐννοσιν ἀγαπήσει*, welche *Ign. Hardt* aber nach *Leontius Byzant.* für unächterklärt. In eben diesem *Cod.* finden sich auch noch zwey Briefe *Stephani Papae I.* ad *Basilius Imper.* fol. 3. 2) *περὶ μεταστάσεως*; f. 4, wie auch *Hadriani IV* ad *Basilius Achridensem* fol. 24. In den *Codd.* 22. 27 u. 43 sind *Epistolae Nicolai*; im *Cod.* 207, f. 21 ep. *Martini Papae*, in *Actis Concilii Lateranensis*; im *C. Mosq.* 275, f. 91. *Ep. Eugenii* de concilio Florentino, und im *C. Mosq.* 324, f. 236. *Joan. Papae* ad *Photium*. S. 203. *Arsejii.* S. *Ign. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804, 8. S. 34, wo der *Cod.* 122 eine anonymische Sammlung *Canonum* enthält, die mit der arsenischen genau übereinstimmt. S. 204. *Sophronii Synodica C. Mon.* 65, f. 395 u. 244. S. 205. *Theod. Prodromus* in *Canones Cosmae et Jo. Damasceni Cod. Mon.* 246. S. 207. *Zonarae expositio canonum C. Mon.* 226, f. 296. *Alex. Aristeni collectio canonum cum interpretatione Aristeni C. Mosq.* 224. *Theod. Balsami scholia in can. Concilii Chalced.*, in can. XII concilii Ancyran, et schol. in canon. XIV ff. *Apostolorum C. Monae.* 207. S. 212. *Synopsis Canonum C. Mon.* 122. *Canonum tabula Codd. Mon.* 100 u. 210. S. 219. 2) *Petr. Alex.*, auch *Cod. Monac.* 45. S. 220. *Gennadii* ep. cyclica *C. Mon.* 68. S. *Hardt* in *Aret.* Beytr. 1804, 4, S. 13, so auch *C. Mon.* 122, wo die *Canones Apostolorum* stehen. S. 235. *Petr. Raven.* ad *Eutychem C. Mon.* 207, f. 158. S. 327, 1530. *Acta convent. Aug.* Man vergleiche auch *Formula consutationis Aug. Confess. lat. et germ. et formula consutationis confessionis Tetrapolitanae, primum edita a Müllerö, Lips.* 1808; dann *Confessio Aug. et responsio Pontificia e Codice Def. fienjani a Webero edita, Berolini 1810.* S. 328, 1548. *Interim.* Die erste Ausgabe erschien schon zu *Cölln 1548.* 4. u. 8. S. 329, 1561. *Convent. Naumburg.* S. der naumburg. Fürstentag oder wichtige Urkunden und Acten, den 1561 zu Naumburg an der Saa e gehaltenen *Convent* betreffend, herausgegeben von *Galbke, Leipz.* 1793. S. 348. *Photii Cod. Mon.* 57. S. 358. *Pfelli, f. Hardt* in *Aret.* Beytr. 1805, 2, S. 148. *C. Mon.* 201 mit der *Synopsis*, und *C. Mon.* 25 de *synodis.* S. 650. *Acta concilii Chalced. Cod. Monac.* 186. 207 u. 253. S. 750. In *Trullo C. Mon.* 198, f. 251. S. 790. *Concil. Constant. octav. oecum. Codd. Mon.* 48. 218 u. 256.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1810.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Treutel u. Wörz: *Description du Pachalik de Bagdad, suivie d'une Notice historique sur les Wahabis, et de quelques autres pièces relatives à l'histoire et à la Littérature de l'Orient.* Par M.*** 1809. VIII u. 261 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Der um die Literatur des Orients hochverdiente *Sylvestre de Sacy*, der sich unter des kurzen Vorrede mit den Anfangsbuchstaben seines Namens als Herausgeber dieser Sammlung bezeichnet, theilt hier dem Publicum einige sehr interessante Beyträge zur neuesten Geschichte und Literatur Asiens mit. Die beiden ersten Aufsätze rühren von einem Manne her, den, nach *Hn. de Sacy's* Versicherung, ein langer Aufenthalt in den Gegenden, von denen er spricht, in den Stand setzten, sichere und genaue Nachrichten über den Zustand derselben und ihrer Bewohner zu sammeln. 1) *Beschreibung des Paschaliks von Bagdad*, mit politischen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand dieser Provinz. Sie ist die äußerste des osmanischen Reichs, und umfaßt den mittäglichen Theil Mesopotamiens, Kurdistan, und die ganze Landschaft, welche die an den Ufern des vereinigten Euphrats und Tigris wohnenden Araber inne haben, bis nach Basra, eine Strecke von ungefähr 280 Lieues in der Länge, und 212 in der Breite. Der Hauptort, Bagdad, ist der Sitz des Pascha, und der Stapelort des ganzen arabischen Handels mit der Türkei, Indien und Persien. Diese vormalige Hauptstadt des ausgedehnten Reichs der Khalifen, von der einst die Gesetze ausgingen, die das Loos der Nationen entschieden, seit dem Sturz ihres letzten Beherrschers von Tataren, Persern und Türken verwüstet, ist jetzt bloß der Schatten von dem, was sie ehemals war. Doch nimmt sie unter den Städten vom ersten Rang im türkischen Reiche noch immer ihre Stelle ein. Vermöge ihrer vortheilhaften Lage wird sie selbst als ein fester Grenzort, und als eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Perser betrachtet, um so viel mehr, da Nadir-Schah, dessen bloßer Name den Orient erzittern machte, zweymal nach einander vor den Mauern Bagdads das Vorhaben, diese Stadt seiner Macht zu unterwerfen, scheitern sah. Der Tiger, der in einem geräumigen Bette seine Fluthen majestätisch daher wälzt, um sich in den persischen Meerbusen zu stürzen, nachdem er sich ungefähr dreißig Lieues unterhalb der Stadt mit dem Euphrat vereinigt hat, theilt dieselbe in zwey ungleiche Theile, und durchströmt unermessliche Ebenen,

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

nen, welche durch die Trägheit und Nachlässigkeit der Eingebornen beynahe unfruchtbar geworden sind. Bagdad ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, die an verschiedenen Orten mit starken Thürmen und einigen halb vom Rost zerfressenen Canonen versehen ist. Der Graben, der sie umgiebt, ist breit und tief, und kann im Fall einer Belagerung aus dem Flusse mit Wasser gefüllt werden. Das Serail, oder der Palaß des Gouverneurs, welches, nebst dem Schlosse und anderen öffentlichen Gebäuden, sich auf dem östlichen Ufer des Flusses befindet, ist geräumig, und hat in seinem Inneren schöne Zimmer. Der Reichtum der darin befindlichen Meublen rechtfertigt die Vorstellung, die man sich in Europa von asiatischem Luxus macht. Im Allgemeinen sind die Häuser von Backsteinen, und haben nur ein Geschoss. Sie sind bequem, und wegen der vielen Gärten, die sich zwischen ihnen befinden, angenehm. Die Straßen sind nicht gepflastert, eng, unreinlich, und krumm. Das Klima von Bagdad ist sehr gesund. Man hört nichts von epidemischen Krankheiten. Indessen ist doch im Sommer die Hitze so groß, daß die Einwohner den größten Theil des Tages in den Kellern ihrer Häuser zubringen müssen. Der bekannte brennende Süd-West-Wind, *Semum* (der giftige), oder türkisch *Sam-jet* (Gift-Wind) genannt, weht zur Zeit der größten Hitze auch öfters in Bagdad; er ist aber in den Städten bey weitem nicht so gefährlich, als in der offenen Wüste. Er kommt stoßweise, und kündigt sich durch einen unangenehmen Geruch und eine wirbelnde Bewegung der Luft an, wobey sich der Horizont verdunkelt. Die Bösartigkeit dieses Windes rührt wahrscheinlich davon her, daß er mit den Ausdünstungen des schwefelhaltigen und harzigen Bodens an den Ufern des Euphrats und Tigris, über welche er kommt, geschwängert ist. Die zweyte Stadt des Paschaliks, Basra, mit einer Bevölkerung von 45,000 bis 50,000 Seelen, liegt in einer sehr angenehmen Gegend, die mit Palmen gleichsam übersät ist; aber das Klima ist wegen der vielen Moräste und stehenden Wasser, die der gewöhnlich im Juni aus tretende Fluß zurückläßt, sehr ungesund, und besonders für Fremde gefährlich. Die Landschaft zwischen Bagdad und Basra ist von einer großen Anzahl Canäle durchschnitten, die ihr einige Ähnlichkeit mit Holland geben, und der Boden ist sehr wohl bebauet. Von den übrigen merkwürdigen Orten und Gegenden dieses Paschaliks, den verschiedenen arabischen Stämmen, die einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung desselben ausmachen, so wie von dem

vornehmsten Producten und Handelsartikeln werden ziemlich umständliche Nachrichten gegeben. 2) *Nachricht von der Secte der Wahabis.* Diese Secte, vor noch nicht funfzig Jahren kaum ihren Nachbarn bekannt, ist gegenwärtig zu einem solchen Grade der Macht gediehen, daß sie sich fast alle arabischen Stämme der Wüste, das Gebiet des Imans von Mascat, die Länder an beiden Seiten des persischen Meerbusens, und die Inseln Bahrein unterworfen hat, und sich nur noch Mesopotamiens zu bemächtigen braucht, um Schrecken bis an die Thore von Constantinopel zu verbreiten. Stifter dieser Secte war ein gewisser Scheikh Mohammed, dessen Großvater, Suleiman, ein armer Hirt von dem kleinen Stamme der Nedschedis in Jemen, einst im Traume aus seinem Körper eine Flamme hervorbrechen sah, die sich weit über die Ebene verbreitete, und alles, was sie traf, verzehrte. Bey seinem Erwachen fragte er einige Scheikhs, die sich mit Wahrsagen abgaben, um die Bedeutung dieses Traumes. Sie verkündeten ihm, sein Sohn werde eine Macht gründen, und seinen Gesetzen alle Araber der Wüste unterwerfen. Diese Vorherverkündigung wurde in der That erfüllt, zwar nicht in Suleimans Sohne, Abdel-Wahab, aber doch in seinem Enkel, dem Scheikh Mohammed. Dieser Mann, eben so kühn als schlau, gab vor, in gerader Linie von dem arabischen Gesetzgeber, dessen Namen er führte, abzuammen. Diefes trug sehr viel dazu bey, sich Anhang zu verschaffen. Die Lehre, welche er predigte, ist lediglich auf dem Koran gegründet. Alle von den Muselmans angenommenen Traditionen verwarf er; die Religion des Korans wollte er auf ihre ursprüngliche Reinheit zurückführen. Mohammed war ihm nichts, als ein von Gott vorzüglich begünstigter Weiser, und er verbot alle die religiösen Huldigungen, die ihm seine Anhänger zu erweisen pflegen. Ebn-Sehud, Beherrscher der Landschaften von Drehieh und Lafah, ein unternehmender, kriegerischer, angesehener und reicher Fürst, machte mit dem Scheikh Mohammed gemeinschaftliche Sache, und beide boten sich einander die Hände zur Ausführung der kühnen Entwürfe, die ihre feurige Einbildungskraft gefaßt hatte. Ebn-Sehud dürftete nach Eroberungen; es entging ihm nicht, daß er sich der neuen Lehre als Vorwand bedienen könne, die Völker, die sich ihr widersetzen würden, anzugreifen. Die Macht, die ihm zu Gebote stand, gab ihm Mittel, die benachbarten Länder sich zu unterwerfen, um so mehr, da eine große Anzahl seiner Unterthanen, die zu dem Stamme des Scheikh Mohammed gehörten, und seit längerer Zeit seine Proselyten waren, der Bekehrung ihres Fürsten Beyfall gaben. Ihr Beyspiel, vereinigt mit dem des Ebn-Sehud, zog andere Stämme herbey, und in kurzer Zeit sah der Reformator seine Lehre verbreitet, und die allgemeine Richtschnur eines ganzen Volkes werden. Seine Anhänger gaben sich den Namen Wahabis, von Abdel-Wahab, dem Vater des neuen Gesetzgebers. Scheikh Mohammed wurde zum geistlichen Oberhaupt erklärt, und Ebn-Sehud nahm den Titel eines Fürsten und Oberfeldherrn

der Wahabis an. Drehieh, eine Stadt ungefähr neunzig Lieues Bassora gegen Osten, in der Wüste, wurde zur Hauptstadt des neuen Reichs erwählt. Hier beschäftigte sich Ebn-Sehud erstlich mit einer zweckmäßigeren Organisation seiner Truppen, die er recht eigentlich für den Krieg in den Wüsten bildete, als ihn mitten in den Anstalten zur Ausführung seiner Eroberungspläne der Tod abrief. Er hinterließ einen Sohn, Abdel-Aziz, der raschen Schrittes auf dem Wege fortging, den ihm der Vater gebahnt hatte, zur Herrschaft über ganz Arabien zu gelangen; und bald war die große Wüste zwischen dem rothen Meer und dem persischen Meerbusen, und die Wüste, welche sich von dem Inneren Arabiens bis nach Haleb und Damask erstreckt, nur von den Anhängern des Sohns des Abdel-Wahab bevölkert. Was der Vf. weiter von ihren neuesten Schicksalen (bis zum 30 Julius 1807), von ihren Sitten, und von der Weise, den Krieg zu führen, meldet, wird man nicht ohne Interesse lesen. 3) *Nachricht von den Jeziden*, aus dem Italiänischen des Pater Maurizio Garzoni, der 18 Jahre lang als Missionarius in Kurdistan lebte, und durch eine kurdische Sprachlehre (Rom 1787) bekannt ist; von Hn. de Sacy übersetzt. Unter den zahlreichen Secten, die sich unter den Muselmans nach dem Tod ihres Propheten in Mesopotamien erhoben, ist keine, die allen übrigen so verhasst war, als die Secte der Jeziden. Sie führen diesen Namen von dem Scheikh Jezid, einem erklärten Feinde der Familie Ali. Die Lehre, zu der sie sich bekennen, ist ein Gemisch von Manichäism, Mohammedism, und dem Glauben der alten Perser. Sie erhält sich bloß durch mündliche Überlieferung, ohne Hülfe eines Buches; es ist ihnen fogar verboten, lesen und schreiben zu lernen. Sie beten einen einzigen Gott, aber unter verschiedenen Emblemen, besonders dem der Sonne, an. Einer ihrer Haupt-Grundsätze ist, den Teufel nicht zu beleidigen, weil er ein Geschöpf des höchsten Wesens sey, und von diesem einst wieder begnadigt werden könne. Sie hüten sich nicht allein, ihn zu nennen, sondern bedienen sich auch nie irgend eines Ausdrucks, der mit dem Namen des bösen Geistes (*Scheitan*, Satan) einige Ähnlichkeit hat, oder an ihn erinnern könnte. Wer in ihrer Gegenwart dem Teufel fluchen wollte, würde sein Leben aufs Spiel setzen. Jeden Morgen werfen sie sich bey Sonnen-Aufgang mit bloßen Füßen vor diesem Gestirn auf die Erde nieder. Übrigens kennen sie weder Gebete, noch Feste, noch andere Religionsgebräuche; glauben jedoch, daß die Seelen der Verstorbenen an einen Ort der Ruhe kommen, wo sie, nach dem Maße ihrer Verdienste, einen größeren oder geringeren Grad von Glückseligkeit genießen würden. Die Jeziden theilen sich in mehrere von einander unabhängige Stämme, unter welchen derjenige der mächtigste ist, der das Gebirg Sindchar, im nördlichen Theil des Paschaliks Bagdad, zwischen Mosul und dem Flusse Khabur, bewohnt. Dieses Gebirg ist fruchtbar an verschiedenen Arten von Früchten, und sehr unzugänglich. Der Stamm, der dasselbe inne

hat, und unter zwey Scheikhs vertheilt ist, stellt 6000 Mann zu Fuß, mit Feuegewehr, ohne die mit Lanzen bewaffnete Reuterey zu rechnen. Selten vergeht ein Jahr, in welchem nicht eine große Caravane von diesem Stamm ausgeplündert werden sollte. Diese Jeziden sind wegen ihrer Grausamkeit überall sehr gefürchtet. Da sie ihre Räubereyen stets bewaffnet begeben: so begnügen sie sich nicht, die Personen, die in ihre Hände fallen, zu berauben; sondern sie tödten dieselben alle ohne Ausnahme. 4) *Übersetzung einiger persischer Gedichte*, von dem ungenannten Verfasser der beiden ersten Aufsätze dieser Sammlung verfertigt. Die vier ersten dieser Oden, oder *Gazals*, sind von dem gegenwärtigen Kaiser von Persien, *Feth-Ali-Schah*, gedichtet. Die fünfte, längere Ode ist von dem berühmtesten der jetzt lebenden Dichter Persiens, *Feth-Ali-Khan*, dem seine ausgezeichneten Talente den Beynamen des *Fürsten der Dichter* erworben haben. Sie ist zu Ehren des jetzt regierenden Kaisers verfertigt. Der Dichter besingt die erhabenen Tugenden desselben, und seinen Sieg über *Sadek-Khan*, der nach dem Tod des *Aga-Mohammed-Khan* dem *Feth-Ali-Schah* den Thron streitig machte. Er hatte ein starkes Heer zusammengebracht, und sich sogar des Schatzes und des kaiserlichen Schmuckes bemächtigt; aber *Feth-Ali-Schah* rückte aus dem Innern von *Faristan* gegen die Hauptstadt vor, überwand den Empörer, und zwang ihn, ihm zu huldigen. Der Dichter besingt auch die Wohlthat, die *Feth-Ali-Schah* seinen Völkern erzeugte, indem er ihnen für das erste Jahr seiner Regierung die gewöhnlichen Abgaben erließ. Hr. *de Sacy* hat sowohl diese Gedichte, die einen Begriff von der neuesten persischen Poesie geben, als auch die vorhergehenden Aufsätze

mit erläuternden Anmerkungen versehen, und ein mit vieler Sorgfalt verfertigtes Sach-Register beygefügt. B7.

ERLANGEN, b. Palm: *Bibliorum ebraicorum et chaldaicorum Manuale ad prima linguarum studia concinnavit Augustus Fridericus Pfeiffer, Consil. Aul. LL. OO. P. P. O. et Bibliothecae academ. Director.* 1809. VI u. 160 S. 8. (16 Gr.)

Der um die hebräische Literatur seit einer Reihe von 40 Jahren verdiente Vf. trug dieses Vocabularium oder kleine Wörterbuch der hebräischen Sprache dem Wunsche des Verlegers gemäß, und um der sich immer vermehrenden Zahl unbemittelter Studierenden ein möglichst wohlfeiles Hülfsbuch in die Hände zu liefern, zusammen. Dieser Absicht wird es unstreitig auch entsprechen, da sich von dem Vf. nicht nur eine zweckmäßige Auswahl der aufgenommenen Wörter, sondern auch die richtige Bestimmung ihrer Bedeutungen, welches, bey den schwankenden Grundsätzen unserer Lexikographen, oft keine ganz leichte Sache ist, erwarten liefs. Auch ist von S. 155 an eine *Sciagraphia contracta Grammaticae ebraicae* beygefügt worden, welche uns indess als Schatten eines Schattenrisses wenig brauchbar zu seyn scheint. Überhaupt ist es keine erfreuliche Erscheinung, wenn zu einer solchen *cursa suppellex* die Zuflucht genommen werden muß, und wenn nicht einmal mehr auf den Gebrauch eines *Simonis, Moser* und anderer Handwörterbücher zu rechnen ist. Was sollen da für Fortschritte in der hebräischen Literatur gemacht werden! Druck und Papier sind gut; aber es ist nicht gut, daß so viele Druckfehler, ob sie gleich angemerkt worden, sich eingeflichen haben. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. 1) *Harderwyk*, b. Tyhoff: *Joannis Henrici Pareau Oratio de ingenio poëtico hebraicae studii, nostris temporibus magnopere commendando publice habitae — cum ordinariis Linguarum Orientalium et antiquitatum sacrarum professionem in Academia Batava, quae est Harderwicki, solenni ritu auspiciatur.* 1803. 51 S. 4.

2) Ebendasselbst: *Joannis Henrici Pareau Oratio de amico atque utili graecorum latinarumque literarum cum orientalibus consortio.* Publice habitae, cum magistratum academicum deponeret. 1808. 4.

Hr. Prof. *Pareau* in *Harderwyk*, den des Rec. durch frühere Arbeiten, vorzüglich seit dessen gründlicher Erklärung des 28 Cap. des Buchs Hiob, als einen vortrefflichen hebräischen Philologen schätzen gelernt, hat durch beide Reden, alle Freunde der hebr. Literatur von Neuem sich verpflichtet. In No. 1 behandelt er das ächte Studium der hebr. Dichtkunst. Hier zu werde vor allen Dingen ein feiner Schönheitsinn erfordert, zu dessen Ausbildung ein sorgfältiges Studium der klassischen Dichter des griechischen und römischen Alterthums am glücklichsten beynutze. S. 9. [Diese wahre Behauptung hätte durch ein tieferes Eindringen in diesen Gegenstand, und durch mehrfache, die wesentlichsten Berührungspunkte vereinigende Vergleichen, fruchtbarer und anschaulicher gemacht werden können. Bey der Umarbeitung zum Druck wenigstens hätte eine Reihe ausgewählter Beispiele dem Texte hinzugefügt werden sollen.] Zu den vielfältigen Kenntnissen, durch deren Anwendung die Auslegung der hebr. Dichter mit dem belohnendsten Erfolge unternommen werden könnte, wird zunächst eine umfassende Kenntniß der hebr. Sprache

gerechnet, die aber nur durch eine vertraute Bekanntschaft mit den verwandten Dialekten, namentlich dem arabischen, erreicht werden könnte. Vorzüglich würde aber zu einer gründlichen Einsicht in den Geist der hebr. Dichtersprache und zu einem lehrreichen Auffassen der unzähligen hier verborgenen Schönheiten ein mit Eifer lange fortgesetztes Studium arabischer Dichterwerke den bewährtesten Führer darbieten. [So überzeugend auch dieser Satz für den Kenner durch einzelne Andeutungen S. 15 ins Licht gesetzt worden: so vermißt doch Rec. eine gründliche Aufklärung dieser Erscheinung aus einer gemeinschaftlichen Quelle, die Hn. P. um so weniger erlassen werden durfte, da gerade ein tiefgeschöpftes Studium der morgenländischen, vorzüglich der arab. Dichterwerke für den Genuß der hebr. Poesie mehr, wie jede andere Vorbereitung, empfänglich macht und recht eigentlich einweihet. Wie aufmunternd für die Studierenden, wie belebend für die Bibelauslegung würde es gewesen seyn, wenn der Vf. durch mehrere ausgehobene passende Stellen die Hauptpunkte des Textes verdeutlicht hätte!] Alle diese Vortheile konnten aber erst dann glücklich erreicht werden, wenn der Ausleger einen wohlgeordneten Schatz antiquarischer, naturhistorischer, geschichtlicher und anderer Hülfsmittel sich angeeignet hätte. Aber, schärft der Verf. S. 17 fgg. nachdrücklich ein, solle das Studium der hebräischen Dichter recht gedeihen, so müsse man sich vor zwey gleich gefährlichen Abwegen sorgfältig hüten. Einmal dürfe man nicht die Integrität des biblischen Textes bis auf die einzelnen Buchstaben verteidigend die Anwendung der Kritik als ruchlos verdammen, und die Schriften des A. T. mit bloß dogmatischen Augen lesen. Aber eben so wenig dürfe man auf der anderen Seite sich von dem

Neuerungskünzeln *deutscher Gelehrten* hinreißen lassen, die die höhere Kritik mit frecher Schamlosigkeit übten, und die biblischen Bücher als reinmenschliche Erzeugnisse zu betrachten und zu deuten lehrten. [In Hinsicht der letzten Behauptung glaubt Rec. geradezu widersprechen zu müssen. Ein biblischer Philolog kann von dem späteren Alter einzelner Abschnitte und ganzer Bücher vollkommen überzeugt und die Überreste der hebr. Literatur nach denselben Vorstellungen, wie die klassischen Werke der Griechen und Römer, auszulegen gewohnt seyn, ohne von den erhabenen Schönheiten hebräischer Dichterwerke weniger ergriffen sich zu fühlen. Vielmehr glaubt Rec., seitdem er durch mehrere Versuche zu dieser doppelten Ansicht öffentlich sich bekannt hat, in den Geist der hebr. Dichter tiefer eingedrungen zu seyn, und den Genuß, den er dem Studium der köstlichen unvergleichlichen Dichterwerke aus dem hebr. Alterthum verdankt, reiner und inniger empfunden zu haben, als zu der Zeit, da er früh eingetragenen Vorurtheilen mit fester Anhänglichkeit ergeben war, und vor der Anwendung der höheren Kritik zurückschauerte. Nur möchte er sich sehr verbitten, daß seine *Liberalitas*, wie Hr. P. S. 22 dergleichen Untersuchungen deutscher Philologen benennt, *temeraria, praeceps, arrogans, avida novarum opinionum captatrix et nasuta vetustarum concemtrix* sey.] Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über den Reichthum von Hülfsmitteln, welche einem Ausleger hebr. Dichterwerke in unseren Zeiten zu Gebote stehen, bey welchen wir aber, da sie nur flüchtige Blicke enthalten, weiter nicht verweilen wollen, tritt der Vf. dem zuweilen vorgebrachten Einwurfe, die hebr. Dichterwerke schienen aus Mangel an glänzenden Vorzügen und ausgezeichneten Schönheiten ein gründliches Studium wenig zu belohnen, gut vorbereitet entgegen. Gebührt freylich (S. 30 fgg.) den erhabenen Mustern des Geschmacks aus der griechischen und römischen Dichterswelt der erste Platz: so prangten die hebr. Mufen, diesen gegenüber, mit anderen vielfachen Reizen, welche ihnen einen eigenthümlichen Werth verliehen. Um auch seine Zuhörer für dieses Urtheil zu gewinnen, vergegenwärtigt er bis S. 35 ihrem Blick eine Reihe der vorzüglichsten hebr. Dichter in gefälligen, lehrreichen Charakteristiken, die die einzelnen Umrisse noch schärfer bezeichnen haben würden, wenn die besondern Sammlungen nach Verfassern und Zeitaltern kritisch gefondert worden wären. Je lebendiger, fährt Hr. P. S. 36 fort, diese Überzeugung von der Vortrefflichkeit der poetischen Schriften des A. T. geworden: um so mehr spreche das unbefangene Gemüth das Gefühl ihres göttlichen Ursprungs an. Und gerade auf diese so wenig beachtete Seite glaubt der Vf. S. 37 fgg. die Aufmerksamkeit am stärksten hinlenken zu müssen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das offene Geständniß, welches wir S. 38 in den Worten lesen: „*Immo, vero atque ex animi sententia dixerim, me, dum tota mente in carmine Hebraico legendo versabar, haud raro et singulari dictionis magnificentia et incomparabili rerum ipsarum pondere ac dignitate sic fuisse commotum, ut praesentissimum auctori Numen agnoscere et quodammodo sentire mihi viderer.*“ Noch stärker drückt sich dieses Gefühl am Schluss der schönen Betrachtungen über den Charakter der davidischen Mufe S. 40 aus: „*tum equidem arcam aliquam vim percipio humana longe maiorem, quae me movet, agitat, effert, Deique reddit plenissimum.*“ Von derselben Begeisterung, von demselben namenlosen Entzücken, fühlt unser Redner sich ergriffen, wenn er den Herz und Geist entflammenden Tönen lauscht, die den Lippen eines Jesaias und Hiob entströmen, deren tiefen Eindruck eine beredte Sprache S. 40—43 jauchzend verkündigt.

No. 2 behandelt einen Gegenstand, der für das Studium der gesammten Alterthumskunde von der äußersten Wichtigkeit ist. Wenn man auch, wie Hr. P. in der Einleitung S. 3, 4, mit Recht bemerkt, in unserm, der Bequemlichkeit halber fröhlichen Zeitalter der Schlafheit die Rückkehr jener goldenen Periode nicht erwarten dürfe, wo die berühmten Pfleger der griechischen und römischen Literatur zugleich von einem edeln Eifer für die Erforschung der wissenschaftlichen Schätze des höheren Orients erglühn: so fodere dennoch die enge Verwandtschaft zwischen der asiatischen Literatur und den humanistischen Wissenschaften zu einer gegenseitigen Verbindung

zu nachdrücklich auf; als daß nicht einige der wesentlichsten Vortheile, die aus einer solchen Verschmelzung hervorgingen, dem jüngeren Freunde der orientalischen Sprachen in einer kurzen Übersicht vergegenwärtigt werden sollten. Diesen Zweck strebe er in der gegenwärtigen Rede zu erreichen. Aber, „wie kann zwischen der süß lächelnden, reizend geschmückten griechischen Mufe und der finstern blickenden rauhen Tochter des Orients irgend ein freundliches Verhältniß Statt finden?“ Um diesem gut eingekleideten Einwurfe S. 3, 6 zu begegnen, durchwandert der kundige Redner an der Hand seiner Zuhörer mehrere Gebiete der orientalischen, vorzüglich der arabischen, namentlich der poetischen Literatur, bis S. 12 auf eine sehr lehrreiche Art. [Schade, daß es dem Vf. nicht gefallen hat, bey den Abdrücke der kurzen Andeutungen des Textes durch eine Reihe ausgewählter Beyspiele heller aufzuklären, und die Eigenheiten des asiatischen Geistes, so wie er in ihren wissenschaftlichen Werken sich darlegt, durch eine gründlichere Erörterung sorgfältiger zu erspähen. Hier bot sich ganz ungefucht ein sehr fruchtbarer Stoff zu sehr anziehenden, wesentlich eingreifenden Betrachtungen dar.]

Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen tritt Hr. P. seinem Gegenstande näher, und findet unter den Vortheilen, welche eine Verbindung der *humaniora* mit dem Studium der oriental. Sprachen gewähre, mit Recht keinen geringen in der mannichfaltigen Aufklärung, welche eine gründliche Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache bey aller hier obwaltenden großen Verschiedenheit über den inneren Bau der oriental. Sprachen, sowohl dem etymologischen, als dem syntaktischen Theile nach, vorzüglich zur Aufklärung des dichterischen Ausdrucks verbreite. [Hätte doch der Vf., wenn er auch nicht geneigt gewesen wäre, neue Belege zur Bekräftigung dieser wahren aber unter großen Einschränkungen zu begrenzenden Behauptung S. 13, 17 mitzutheilen, nur aus den hierhin gehörigen Werken seiner berühmten Landsleute, *Schultens, Valckenauer, Es. Scheid* u. A., die beweiendsten Stellen nachgewiesen, oder auf unseres hochverdienten *Fischers* grammatische und philologische Schriften, z. B. dessen *Commentarius in Aristophanis Plutum et Xenophontis Cyropaediam* ed. *Kuinoel*, welche gerade in diesem Theile eine große Ausbeute gewähren, die Aufmerksamkeit der studirenden Jugend zur regen Anspornung hingelenkt!] Indessen, fährt Hr. P. fort, nicht bloß zur Aufhellung der Sprache selbst, sondern auch zur Verdeutlichung der in den orientalischen Schriften abgehandelten Materien, führe die Vereinigung der genannten Zweige der alten Literatur. [Hier vermiste Rec. eine, die wesentlichsten Punkte kurz zusammenfassende geschichtliche Entwicklung der von Asien ausgegangenen Cultur, und des politischen Verhältnisses der wichtigsten Staaten in der alten Welt. Wäre dieser bloß angedeutete Gang der Untersuchung gewählt, und durch zweckmäßige Beyspiele aufgeklärt worden: so hätte sich der Vf. um die wissbegierigen Jünglinge seines Vaterlandes und des Auslandes kein geringes Verdienst erworben. Wie manches kräftige Wort, zu seiner Zeit gesprochen, hätte hier einen bequemen Platz gefunden!] Die mosaische Gesetzgebung wird als ein sehr passender Beleg zur Bekräftigung dieses Satzes S. 20 fgg. besonders ausgehoben. Als ein treffliches Hülfsmittel zur Geschmacksbildung und zu einer glücklicheren Auslegung der orientalischen Werke empfiehlt drittes Hr. P. ein gründliches Studium der griechischen und römischen Classiker bis S. 24.

In dem übrigen Theile seiner Rede verweilt unser kenntnißreicher Vf. mit seinen Betrachtungen bey den großen Zierden seiner Nation in der oriental. Literatur, und bey den letzten Schicksalen der *harderwyker* Universität. Die gefeyerten Namen der *Schultense*, unter welchen ihn das schön gemalte Bild des *H. A. Schultens*, seines großen Lehrers, S. 26—28 mit inniger Theilnahme beschäftigt, eröffnen die Reihe, die eine wehmüthige Erinnerung an den neulich in der Blüthe seines Lebens den Wissenschaften zu frühe entrißenen *Ras* in Leiden, S. 32 schließt. Auch der Rec. stimmt dem Redner mit voller Seele bey, wenn er S. 28 behauptet: „*Quod si tamcn eveniat unquam, ut e gentium numero deleamus, nostramque etiam patriam solum ab imminentibus inimici maris undis penitus absorbeat; vel huic ipsi gentis solique exitio superstes manebit inclutum illud ac nunquam intermortuum nomen, et Batavi adeo nominis decus tueri non desinet.*“ *As. Hp.*

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1810.

AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

PARIS, b. Fayolle: *Scelta di prose italiane*, tratte da' più celebri e classici scrittori, con brevi notizie sulla vita e gli scritti di ciascheduno; da P. L. Constantini. 1809. 500 S. kl. 8.

Die Erlernung ausländischer Sprachen ist in Frankreich nie sonderlich betrieben worden. Eigenliebe, welche die Landessprache wie die Erzeugnisse in derselben für das *non plus ultra* der Schöpfungen des menschlichen Geistes hielt; Trägheit, welche in dem stolzen Vornehmthum einen bequemen Deckmantel, und in dem Wahne der benachbarten Völker eine Stütze fand, indem diese der Kenntniß der Sprache Frankreichs die erste Stelle in der Reihe der höheren Nothwendigkeiten anwiesen, aus denen dasjenige hervorging, was man noch vor Kurzem eine *adelle Bildung* nannte, diese verwechselnd mit einer *veredelten Bildung*, welche gewöhnlich durch die erste aufgehoben ward; die Gewifsheit, welche die Franzosen dadurch erhielten, überall wenigstens in den höheren Cirkeln im Auslande verstanden und als Wesen höherer Art, denen in der Gabe der Sprachen der bessere Theil zufiel, bewundert zu werden: — alles dies begünstigte die Oberflächlichkeit der französischen Ansichten, sobald unter ihnen von den ausländischen Sprachen und Literaturen die Rede war. — Manche Umstände trugen indessen dazu bey, daß der italienischen Sprache eine etwas geringere Vernachlässigung zu Theil ward; jedoch gelangten nur Wenige, selbst gelehrte Franzosen, bis zur gründlichen Bekanntschaft mit der Literatur Italiens. Wie die italienische Sprache in der früheren Zeit mächtig auf die französische eingewirkt; wie *Petrarcas* Aufenthalt im mittäglichen Frankreich den poetischen Geist daselbst geweckt und die provenzalische Dichtungsweise in Schwung gesetzt; wie auch später noch die Cultur des Geistes in Italien, den Gang der höheren Cultur in Frankreich begünstigte, — das ist, undankbar genug, ziemlich in Vergessenheit gerathen. Im Allgemeinen beschränkt sich in Frankreich, (wie auch in Deutschland,) die Bekanntschaft mit der italienischen Literatur auf die großen Dichter. Die trefflichen Prosaisten, die Historiker und die Philosophen haben bloß jenseits der Alpen ihre Bewunderer; und selbst diejenigen Franzosen, welche z. B. in *Boccac* das Muster ihrer besseren *contours* erkennen, wissen selten, daß dieses leuchtende Meteor in einem Jahrhundert der Barbarey, dieser würdige Zögling und Freund

Petrarca's, dieser philosophische Sittenmaler und markvolle Kämpfer gegen das Sittenverderbniß seiner Zeit, etwas mehr war, als ein *Auteur de Contes pour rire*.

Die großen Begebenheiten unserer Zeit, in welchen bisher bloß der furchtbare Gang der Nemesis sich schreckenvoll verkündigte, beginnen, dem theilnehmenden Beobachter bereits einige heilsame Wirkungen der Gerechtigkeitsübung sichtbar werden zu lassen. Die politische Umwandlung des schönen Italiens, die Aufhebung seiner naturwidrigen Trennungen, die Concentrirung seiner Kräfte, und die Leitung derselben zur Ausbildung des großen, in seiner strengen Consequenz bewundernswürdigen Herrscherystems müssen nothwendig nicht bloß der Geistes-cultur des italienischen Volks allein förderlich seyn, sondern dieser ist eben dadurch der Weg gebahnt worden; um ihren Einfluß auf das sämmtliche gebildete Europa, und besonders auf Frankreich geltend zu machen.

Der Herausgeber der Sammlung, welche uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung giebt, hat in der geschicktesten Auswahl ein Werk ausgestellt, das als Muster einer Einleitung in die Kenntniß der italienischen Sprache und Literatur betrachtet werden kann. Er beschränkt sich freylich nur auf die Prosaisten; diese sind aber überall weniger bekannt, als die Dichter, und in sofern hat der Inhalt für den Ausländer das Verdienst der Neuheit. Aus dem Zeitraume von fünf Jahrhunderten hat er 23 Schriftsteller gewählt; und wenn der Kenner der reichen italienischen Literatur diese Anzahl freylich sehr geringe finden wird: so muß er doch wenigstens gestehen, daß der Herausgeber, unter der Menge des Trefflichen, eine sehr geschickte Auswahl zu treffen verstanden hat. Von *Dino Compagni*, welcher zu Ende des 13ten Jahrhunderts lebte, bis zu *Gravina*, dessen Laufbahn sich bis zum Anfange des 18ten erstreckte, und selbst *Giannone*, der im Jahre 1748, und *Muratori*, der im Jahre 1750 starb, die also beide dem letztverfloffenen Jahrhunderte gänzlich angehören, hat er seine Schriftsteller in chronologischer Ordnung aufgeführt, um dadurch die Fortschritte der Sprache, wie ihre unbedeutenden und leichten Abwandlungen, zur Kenntniß zu bringen. Die schöne italienische Sprache zeichnet sich auch darin aus, daß sie, so zu sagen, aus Einem und zwar so glücklichen Guss entstanden ist, daß sie sofort sich in ihrer ganzen Herrlichkeit darstellte, welche im Ganzen nur sehr geringe Umschmelzungen unbedeutender Einzelheiten erforderte. Sie erreichte in dem

ersten Jahrhundert ihres Daseyns eine so hohe Stufe der Vollendung, daß man nach 4 oder 5 Jahrhunderten sie zu der ersten Trefflichkeit zurückzuführen genöthiget war, um den ihre eigenthümlichen Reichtum wieder an die Stelle des sie entstellenden, anderen Sprachen entliehenen Fremden zu setzen. — (Rec., der nichts lächerlicher findet, als unsere lächerlichen Puristen, möchte aber doch bey dieser Gelegenheit, zur Empfehlung und Beherzigung der meisterhaften Schrift *über die Wortmengerey* von dem trefflichen Kolbe, in den Italiänern uns Deutschen ein Muster zur Nachahmung aufstellen. Zwar hat sich unsere Sprache nur langsam und sehr mühevoll zu ihrer Herrlichkeit entfaltet, — und es wäre Rückfall in die Barbarey, mit einigen neueren Lärmmachern die Erzeugnisse des Mittelalters als Muster und Vorbilder anpreisen zu wollen. Allein wie sehr die Kenntniß der Sprache der früheren Zeit, verbunden mit einer gründlichen Sprachkritik und einem hochgebildeten Geschmack, zum Behuf der Ausmerzung des nothlosen Fremden in unserer Sprache genutzt werden kann, — das hat Voss in seinen unsterblichen Werken bewiesen.)

Der erste Schriftsteller, mit welchem diese Sammlung eröffnet wird, ist *Dino Compagni*, mittelst eines sehr kurzen Auszuges aus seiner florentinischen Chronik. Indem der Herausgeber in der Notiz über das Leben dieses Schriftstellers nicht unbemerkt läßt, daß er zur Zeit des *Dante* und *Ricordano Malespini* lebte: so ist es auffallend, daß er nicht auch Einiges von diesen in die Sammlung eingetragen hat. Die Italiäner sind zwar weit entfernt, *Dantes* Prosa als musterhaft zu betrachten: wie wenig er aber diese Hintanzetzung verdient, das hat *Bouterwek* in seiner *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem dreizehnten Jahrhundert* unwidersprechlich dargethan. Eingestehen muß man, daß der Prosaist weit unter dem Dichter Rehet; allein gerade diese untergeordnete Stufe des Prosaisten muß die Bewunderung für den Schöpfer der poetischen Sprache Italiens um desto höher steigern; und schon in dieser Rücksicht würde Einiges aus seinem *Convito* und *Vita nuova* in dieser Sammlung eine Stelle verdient haben. — Die *Historia antica di Ricordano Malespini*, welche die Geschichte von Florenz bis zum Jahr 1281 umfaßt, hätte gleichfalls Stoff wenigstens zu einigen Seiten in der Sammlung hergeben sollen. Zwar bedient sich dieser Schriftsteller mancher Wendungen, die der Sprache ganz fremd geworden sind; dasselbe ist aber auch in *Dinos* Prosa der Fall. Dieser, obgleich seine Schriften nur einige Jahre später verfaßt wurden, entfernt sich in der Diction bereits in Manchem von seinem Vorgänger. Solche Vergleichen haben ein wichtiges Interesse für den Forscher der Bildungsgeschichte der Sprachen, — und dieses Interesse können Sammlungen wie die vorliegende, leicht befriedigen.

Aus dem Geschichtschreiber *Villani* theilt der Herausgeber Alles mit, was *Dantes* Leben, Schicksale, Werke und Lebensende betrifft. — Die Auswahl aus den prosaischen Schriften des *Boccac* ist sehr gut

getroffen. Mit besonderem Vergnügen haben wir hier wieder gelesen *Boccac*'s Vertheidigung der Freyheiten, welche er sich in Rücksicht der Mönche erlaubte, denen er so oft die Geißel seiner Satyre fühlen ließ. In der Darstellung des Gegensatzes in der Lebensweise der Mönche seiner Zeit, mit den Mustern der strengen Klosterzucht in der früheren, besitzen wir ein sehr lebendiges und sehr anschauliches, mit der kühnsten Freymüthigkeit entworfenes Sittengemälde einer Menschenglasse, von denen es damals in ganz Europa überall wimmelte, und ihren so herrschenden als nachtheiligen Einfluss auf das Leben, die Cultur und die Sitten aufserte. — Auf zwey der interessantesten Novellen folgt die meisterhafte Beschreibung der fürchterlichen Verheerung der Pest, die im Jahre 1348 zu Florenz wüthete. Mit Recht hat man diese Beschreibung der Graufen erregenden und fürchterlichsten Plage der Menschheit der griechischen des *Thucydides* und der lateinischen des *Lucroz* zur Seite gesetzt. Nur eine blinde Vorliebe für die Alten dürfte in der Anerkennung, daß *Boccac* hier seine Muster erreicht habe, womit ihm die Gerechtigkeit huldiget, ein übertriebenes Lob finden.

Franco Sacchetti, der Freund, Schüler und Nachahmer des *Boccac*, hat zwar in seinen Novellen bey weitem nicht das Anziehende, das an den Werken seines Meisters feilt: doch erinnert er oft an dieselben, mittelst der Einfachheit und der Grazie seines Styls. Mit ihm endiget die schöne Epoche des 14ten Jahrhunderts. Italien hatte sich aus eigenen Kräften der Barbarey entwunden, seine Bewohner waren die einzigen unter den europäischen Völkern, deren Geistesauflschwung den Sturz des griechischen Reiches nicht bedurfte, mit dem man gewöhnlich die Epoche der Wiederauferweckung der Künste und Wissenschaften aus ihrem langen Schlafe beginnen läßt, obgleich jener doch erst ein halbes Jahrhundert später erfolgte. Florenz erwartete die Einnahme von Constantinopel nicht, um das neuere Athen zu werden.

Von *Sacchetti* an bis *Castiglione* wird die Kluft sichtbar, welche die italiänische Literatur während des ganzen 15ten Jahrhunderts umfaßt, wo Italien gewissermaßen wiederum ein lateinisches Land ward, indem man wegen des Studiums der alten Sprachen, die Landessprache vernachlässigte. *Castiglione* steht durch sein classisches Werk: *Il libro del Cortigiano*, am Eingange des großen 16 Jahrhunderts, das man wohl nicht mit Recht nach dem Namen eines einzigen Mannes oder einer Familie zu benennen pflegt, während es doch eigentlich das Jahrhundert Italiens genannt werden sollte. Denn es war damals in der ganzen Halbinsel weder ein Königreich, noch ein Herzogthum, weder eine Republik, noch auch eine kleine Herrschaft nur, welche nicht gleichzeitig und plötzlich großen Schriftstellern das Daseyn gegeben hätte.

Macchiavelli finden wir in dieser Sammlung als Geschichtschreiber durch weitläufige Auszüge aus seiner florentinischen Geschichte, und als Erzähler in seiner lustigen Novelle von dem Erzteufel *Belphegor*, zu wel-

cher sich, wie es scheint, dieser große Geist herabließ, zur Erholung von dem strengen Ernst und der hohen Würde, mit denen er in seinen historischen und politischen Werken erscheint. Ungerne vermiffen wir einen Auszug aus seinem unvergleichlichen Werke über die erste Decade des Livius.

Die Auszüge aus *Guicciardini's* Geschichte von Italien sind so gut gewählt, wie die aus *Macchiavelli's* Geschichte von Florenz. Die Sucht zum Vergleichen hat den Ersteren den italienischen *Livius* genannt, so wie sie in dem Letzteren einen wieder aufgestandenen *Tacitus* sehen wollte. Es ist aber dieses Vergleichen gewöhnlich so nutzlos als gezwungen. Die Individualität großer Menschen erscheint selten in einer solchen Wiederholung, daß nicht gerade in der Zusammenstellung die Verschiedenheiten sichtbar werden sollten.

Aus dem Gebiete der Geschichte haben noch zu dieser Sammlung Bruchstücke hergegeben: *Varchi*, florentinischer Geschichtschreiber; — *Paolo Paruta*, einer von denen, welchen die Republik Venedig durch ein Decret auftrug, die Geschichte derselben fortzusetzen; — *Davanzati*, Übersetzer des *Tacitus*, der, abgerechnet seine vielleicht zu häufigen florentinischen Idiotismen, wodurch er den alten Römer mehr als Florentiner denn Italiener erscheinen läßt, doch in Rücksicht der Gedrungenheit, der Kraft und Energie des Ausdrucks eine classische Übersetzung des großen römischen Geschichtschreibers geliefert hat; — *Davila*, ein so anziehender als unparteyischer und wahrhafter Geschichtschreiber der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, deren Augenzeuge er war; und endlich *Paolo-Sarpi* oder *Fra-Paolo*, der treffliche Geschichtschreiber des tridentinischen Conciliums.

Außer den Geschichtschreibern werden uns hier als Muster vorgeführt, erstens der Erzbischof *Giov. della Casa*, der es während seines ganzen Lebens zu bereuen hatte, sich einem sehr unpriesterlichen Hang zum Lustigmachen überlassen zu haben, wie in seinem *Capitolo del formo*, und anderen Schriften voll scandalöser Scherzhaftigkeit; der aber in seinem *Galateo*, Regeln der Artigkeit und des Betragens in Gesellschaften aufgestellt, und also in einem seiner Natur nach *wandelbaren*, von den Sitten und Gebräuchen der Zeit abhängigen Gegenstand, ein *dauerndes* Muster der Feinheit des Styls hinterlassen hat; — ferner *Annibal Caro*, dessen freundschaftlicher Briefwechsel unstreitig das beste Muster ist, welches die italienische Sprache in dieser Gattung besitzt; *Vasari*, der naive und interessante, obgleich zu redselige Biograph der großen Maler seiner Landsleute und Zeitgenossen; — und endlich der gute *Bernardo Tasso*, der zwar als Dichter durch die Werke seines großen Sohnes in Schatten gesetzt worden ist, in dessen prosaischen Schriften aber der tiefdenkende Staatsmann erscheint, welcher seine Einsichten in einem sehr schönen Style vorzutragen wußte. Im prosaischen Vortrage findet zwischen dem Vater und dem Sohne ein umgekehrtes Verhältniß zu der poetischen Rangstufe Statt; doch kann man den Sohn eben so wenig unbedingt einen schlechten Prosaischen nennen, wie den Vater einen unbeachtenswerthen Dichter. Deshalb ist es auch auf-

fallend, daß Hr. C. nicht wenigstens einige Seiten zu Auszügen des Besten aus *Torquato Tasso's* Gesprächen und Briefen gewidmet hat. Letztere besonders, die er theils zu seiner Vertheidigung, theils über sein Leben und das Unglück, das ihn verfolgte, schrieb, bieten sehr anziehenden Stoff für eine solche Sammlung dar. — Das 17. Jahrhundert wird freylich in mancher Rücksicht durch das Sinken des Geschmacks bezeichnet; allein in anderen Beziehungen hat es doch auch nicht bloß den alten wohlgegründeten Ruhm aufrecht erhalten, sondern ihn sogar gesteigert, durch die geschmackvollere Behandlung der strengen Wissenschaften. Freylich ist in den wissenschaftlichen Producten Italiens dieser Zeit sehr oft französische Oberflächlichkeit sichtbar, indem der fogenannte geistreiche Ton, welcher die Gelehrsamkeit in der Hülle des schimmernden Witzes erscheinen ließ, von Frankreich aus nach Italien überging. Den Mustern aber, welche Hr. *Costantini* aus den Werken des unsterblichen *Galilei*, — des berühmten Arztes und Physikers *Redi*, — des Naturforschers *Magalotti*, und des Rechtslehrers *Gravina* mittheilt, kann jener Vorwurf gewiss nicht gemacht werden; sie ehren das Jahrhundert, die Nation wie die Sprache, welche ihnen das Daseyn gegeben.

Die Historiker, aus deren Werken wir hier noch Auszüge finden, sind der Cardinal *Bentivoglio*, *Giannone* und *Muratori*. Diese beiden letzteren Schriftsteller gehören, wie bereits bemerkt, dem 18. Jahrhunderte an. Da der Herausgeber einen zweyten Band ankündigt, welcher sich mit den prosaischen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts beschäftigen wird: so hätten *Giannone* und *Muratori* dort schicklicher ihre Stelle gefunden. Statt derselben hätte er uns noch Einiges aus den Prosaischen des 16. Jahrhunderts geben können, die es nicht verdienen, übersehen zu werden wie z. B. *Sperone Speroni* in seinen Dialogen und Abhandlungen. — der Cardinal *Bembo* in seinen aolanischen Untersuchungen und in seinem classischen Werke über die italienische Sprache, — *Sanazar* in seiner lieblichen arkadischen Dichtung, — *Benvenuto Cellini* in den Abhandlungen über die Kunst, welche er übte, wie in seiner Lebensbeschreibung, die uns Deutschen ein Meister unserer Redekünste kennen gelernt hat. Auch hätten Auszüge aus den Kritiken und Abhandlungen über die Sprache, von dem berühmten Akademisten, *Lionardo Salviati*, gegeben werden können, und mehrere Hiostriker, besonders *Scipione Ammirato*, der sich durch Correctheit des Styls so sehr auszeichnet, ebenfalls nicht unbenutzt bleiben sollen.

Aus der Erscheinung dieses Werkes, wie aus mehreren in derselben Sprache, welche seit Kurzem in der Hauptstadt Frankreichs erschienen sind, und daselbst die freundlichste Aufnahme gefunden haben, geht ein neuer Beweis hervor, wie grundlos die Furcht sey, welche so mancher Zaghafte unter uns Deutschen hegt, daß nämlich die herrschende Übergewalt der französischen Nation unsere Sprache und unsere Literatur beeinträchtigen, wenn nicht gar zerstören werde. Der gewaltige Geist, welcher die dermalige Gestaltung

Frankreichs dadurch hervorrief und begründete, daß er siegend die politische Obergewalt an sich brachte. — Er kann ihn nicht bestehen und will ihn nicht bestehen, den Kampf mit den Geistern, welche die Nationen gebildet, mit den Sprachen, in denen sich ihre Oberherrschaft über die Gemüther verkündet, mit den dauernden Denkmälern, welche der Genius errichtet, und die fortwirkend die Geschlechter bilden. Die Cultur Europas *muß* integrierender Bestandtheil seiner Politik seyn, — und sie *ist* es. Wer also strebt, die französische Nation empfänglich zu machen für dasjenige, worin andere Völker höher stehen, der muß *ihm* willkommen seyn; und so wird auch unsere Sprache und unsere Literatur denselben freundlichen Eintritt in das Gebiet Galliens finden, wenn wir nur nicht vernachlässigen, das Unserige in dem Maße dafür zu thun, wie es von den Italiänern geschieht.

F * * * S * * A * * *

MANNHEIM, b. Löffler: *Raccolta di Storia morale, all' uso di quei, che bramano esercitarsi nella lingua Italiana.* Con note tedesche, ed un Vocabolario. Auch unter dem deutschen Titel: *Sammlung moralischer Erzählungen, zur Übung und Vervollkommenung in der italiänischen Sprache.* Mit deutschen Noten und einem Wörterbuche versehen. 1807. — VIII und 248 S. gr. 8. Das Wörterbuch 52 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. glaubte durch diese Sammlung gebildeten Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen, ein interessantes Lesebuch zur Übung in der italiänischen Sprache in die Hände zu geben, und ihnen dadurch ein so nützliches als angenehmes Geschenk zu machen. Er hält, begreiflicher Weise, das seinige für besser, als die seiner Vorgänger, da er den Inhalt den besten (?) deutschen Schriftstellern nachgebildet hat, wie z. B. *Meissner, Lange* u. m. Diese Nachbildungen sind höchstens nicht ganz schlecht gerathen, und sie übertreffen, ihrem Inhalt nach, freylich die gewöhnlich so faden

und oft sogar sinnlosen Hiftörchen, mit welchen die Sprachmeisterei die Grammatiken zu würgen pflegt. Allein für den gebildeten Lehrling einer fremden Sprache ist die Mittelmäßigkeit eben so verwerflich als das Schlechte. Hat dieser bereits einige Fortschritte gemacht, wie auch der Vf. bey seinen Lesern voraussetzt: so leite man ihn zu der Quelle, und lege ihm Muster von dem Trefflichen vor, was in der zu erlernenden Sprache gebildet worden ist. Der ungenannte Vf. sagt zwar in der Vorrede mit großer Naivetät: „Die italiänische Sprache ist an Werken arm, die für Deutsche von großem Nutzen wären, welche zwar schon ziemliche Fortschritte gemacht haben, aber die schwereren italiänischen Werke noch nicht ganz verstehen. Wer bewundert nicht einen *Tasso, Metastasio, Federici, Alfieri*, und so viele Andere? — Aber diese sind nur für den Gebildeten verständlich u. s. w.“ Als wenn es außer den Dichtern keine leichten Prosaisien gäbe, und der Noth nicht anders abzuhelfen wäre, als durch sehr mittelmäßige Übersetzungen deutscher Erzählungen! — Das Beste in diesem Buche ist seine bequeme Einrichtung; die untergesetzten Noten sind zweckmäßig, und das Wörterbuch ist vollständig. Eine Auswahl aus der *constantinischen* Sammlung, so ausgestattet, würde das Bedürfnis der deutschen Lehrlinge der italiänischen Sprache zweckmäßig befriedigen, und zugleich den Herausgeber belehren, daß die Italiäner auch Prosaisien besitzen, die es verdienen, unseren gebildeten Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen bekannt zu werden. Nur wer auf diese Art vorbereitet und in das Innere der Sprache eingeweiht worden ist, der kann zum Studium der Dichter schreiten. Das *Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci*, das der Vf. mit wohlthuender Behaglichkeit sich einbildet erreicht zu haben, bewahrt sich durch die zwölf Übersetzungsübungen, welche sein Buch füllen, so wenig, als durch so manches andere Machwerk dieser Art.

F * * * S * * A * * *

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Comp.: *Die Liebe.* Ein Hymnus von F. A. Krummacker. 1808. 27 S. 8. (10 Gr.) Oden und Hymnen gehören mit zu den schwersten Gattungen der Poesie, wenn sie der Idee und Form nach wirklich poetisch seyn sollen, weil sie zu nah an die Rede, an die betrachtende Abhandlung und an die Belehrung streifen. Ist vollends der Gegenstand ein allgemeiner Begriff, der nach allen Äußerungen und Wirkungen besungen werden soll, dann läßt sich nicht leicht der Gefahr entziehen, in ein Aufzählen von Eigenschaften, und in ein Schildern sinnlicher Erscheinungen zu gerathen, womit man doch in Abticht der innern Fülle des Begriffs eben nicht weiter kommt. Diese innere, tiefere Anschauung und Durchdringung des Gegenstandes muß aber nothwendig vorher gehen, ehe das Außere als die Erscheinung davon zur begeisterten Darstellung dienen kann. Die Sache muß als etwas Wunderbares hervortreten, und zwar als ein Ausdruck, als ein Wiederhall der eigenen Empfindung, worin die äußere Erscheinung sich als ein Bild der Phantasie aufrichtet, und den Leser oder Hörer wieder eben so anspricht, als sie vom Dichter angeschaut und empfangen worden. Der Gedanke muß zugleich Glut des Herzens, auflodernde Flamme, die sichtbare Bestätigung in der Einzelheit zugleich Gewand des Gedankens seyn. — Auch der geschätzte Vf. dieser Hymne scheint uns nicht ganz glücklich diese Klippen vermieden zu haben. Auch

bey ihm ist viel Aufzählung von einzelnen Erscheinungen, viel Schilderung und Ausschmückung, ohne daß wir dadurch in der Idee gerade weiter gebracht, und immer höher zur Bewunderung fortgerissen würden. Das Wunderbare, das Bezaubernde in der Liebe ist nicht tief genug aufgegriffen, und bis zur Entzückung verherrlicht. Auch hätte äußerlich durch mehr Steigerung dem schweren Gegenstande eine Nachhülfe geschehen können. Läßt man indeß von diesen strengen Forderungen nach: so bleibt dieß Gedicht allerdings noch eine angenehme Begrüssung, der man willig sein Ohr neigt. Die milde, anmuthsvolle Sprache führt uns eine Menge reizender Bilder vorüber, die uns zwar nicht entzücken, und ganz zum Geiste des Gegenstandes hinzubringen, aber doch erfreuen. Ohne die Flamme der höchsten Begeisterung ist es doch auch nicht kalt und todt; sondern wie die Wärme einer Frühlingsluft weht es uns daraus an, und umfächelt uns lieblich. Wir sehen nicht Fortgang und Ende, aber wir sehnen uns auch nicht darnach. Wir wünschen der zu historischen Verstandesbetrachtung zwar mehr Freyheit der Phantasie und die völlige Losgebundenheit der dichterischen Schöpfungskraft, aber, der gefühlvollen Belehrung und der Erinnerung an so viele Gegenstände des Genusses und der Anschauung hingegeben, lassen wir uns auch so die angenehme Unterhaltung gefallen, und danken dem Vf.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J U L I U S , 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E .

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen.* I Th. in 7 Gefängen. 1809. XXX u. 234 S. II Th. in 7 Gefängen. 1809. 222 S. 8. (2 Thlr.)

Eilet, ihr Freunde der persischen Bildersprache, die durch ihren unnennbaren Zauber einst so erquickend euch ansprach, und alle, die ihr an dem üppigen Leben euch ergötzt, welches den zartesten und erhabensten Phantasiegebilden eine glühende, ausströmende Begeisterung eingehaucht hat, eilet zu der Betrachtung der aus der tiefsten Empfindung entsprungenen und im schönsten Farbenschmelz prangenden Seelengemälde und Naturschilderungen, die in dem vorliegenden Werke unter wechselnden Gestalten der mannichfaltigsten Schönheit lockend euch anziehen! Auch euch, Kennern der asiatischen Literatur, die ihr, in die friedlichen, paradiesischen Fluren Vorderasiens entrückt, die Fesseln einer beängstigenden Gegenwart minder schmerzhaft empfindet, hat hier ein geist- und kenntnißreicher Deutscher eine reichhaltige Quelle des Genusses wie durch einen Wunderschlag eröffnet. Selbst euch, Jüngern der neuesten poetischen Schule, die ihr in schwindegender Höhe so gern in Nebel euch einhüllt, und mit dem helleuchtenden Glanze von Karfunkeln und anderen Edelsteinen euer Haupt umkränzt, bietet sich in der neuen morgenländischen Dichtung zu den vielartigsten Bedürfnissen ein ergiebiger Schatz dar. Mit so vielfachen Reizen ausgestattet, tritt *Schirin*, die gepriesene Schöne des Morgenlandes, hier auf!

Schirin, eine armenische Prinzessin und zweyte Gemahlin des Königs Kosru oder Chosru, der vom Ende des 6 Jahrhunderts den persischen Thron schmückte, ist bis auf den heutigen Tag durch ganz Vorderasien das vollendetste Bild aller weiblichen, sowohl körperlichen, als sittlichen und geistigen Vollkommenheiten. Ihre plötzlich auflodernde, unter drückenden Hindernissen mächtig wachsende, aber in eine unglückliche Mißstimmung und Entfremdung allmählich sich endende Liebe zu Kosru auf der einen Seite, und die schwärmerische, in eine bedauernswürdige Geisteszerrüttung stufenweise sich auflösende Leidenschaft des gefühlvollen berühmten Bildhauers Ferhad für die bezaubernde Königin auf der anderen Seite ist der beliebte Stoff, den die angesehensten persischen und türkischen Schriftsteller zu den reizendsten Ges.

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

sängen weiterfernd ausgesponnen haben. Noch erregen in mehreren Grotten des hohen und steilen Gebirgs Bisutun, eine Meile von Kirmanseh, einzelne Figuren, die die allgemeine Sage auf Kosru, *Schirin* und Ferhad deutet, die Aufmerksamkeit der Reisenden, und mehrere Bildhauerarbeiten, die man in verschiedenen Sälen daselbst erblickt, und fast mitgänzlicher Übereinkimmung ebenfalls dem Meißel Ferhads zuschreibt, werden durch ganz Asien nicht minder auf die zarte Seelenvereinigung zwischen den beiden unglücklichen Liebenden bezogen. Wie schön eignete sich also die bewunderte *Schirin*, mit deren vielfagendem Namen persische und türkische Schriftsteller in gebundener und ungebundener Rede ein Ideal weiblicher Schönheit, tiefster Zärtlichkeit und innigster Liebe bezeichnen, zu einem fruchtbaren Stoffe für ein romantisches Gedicht, welches in zwey natürlichen Abschnitten das traurig süße Verhältniß derselben mit Kosru und Ferhad nach den merkwürdigsten Ereignissen dem morgenländischen Geiste getreu darstellte! Noch mehr wird man sich indeß hievon überzeugen, wenn man die Berichte eines Thevenot in *l. Voyages au Levant* T. III (Amst. 1727. 8.) S. 238 über die in den genannten Berg eingehauenen Figuren u. s. w. mit den gründlichen Aufklärungen über dieselben, welche *Sylvestre de Sacy* S. 211 ff. der *Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse* (Paris 1793) angestellt, und *Jul. Klaproth* in das asiatische Magazin, Heft VIII u. IX, deutsch übertragen hat, nebst der lehrreichen Darstellung jener früheren persischen Geschichte, in der *Schirin* eine Hauptrolle spielt, welche wir dem berühmten französischen Orientalisten ebend. S. 401 ff. verdanken, zu einer deutlichen Übersicht sich geordnet hat. Keinen glücklichen Gegenstand zu einem persischen Romane konnte mithin der Vf. wählen, als die allgepriesene *Schirin*, und er mußte sich zur Bearbeitung desselben um so mehr aufgefodert fühlen, da er aus vier persischen und drey türkischen Werken, die die Freuden und Leiden des doppelten Liebespaares eigends verfolgen, in den Bibliotheken zu Wien und Constantinopel, unmittelbar zu schöpfen die seltene Gelegenheit hatte. Doch hierauf allein beschränkte sich das meisterhaft gelungene Unternehmen desselben nicht, sondern nach einem sehr durchdachten Plane verschmelzte er aus ähnlichen in Asien nicht minder häufigen Liebesromanen die wesentlichsten, wichtigsten Bestandtheile in seine umfassende Arbeit. Unter diesen von persischen Dichtern nicht selten bearbeiteten Heldengeschichten, von denen der Vf. sieben größtentheils ab-

gemein bekannte und sieben minder bekannte Gattungen aufzählt, welchen vielleicht die verwandte Erzählung *Dschamis* von der schmachtenden Liebe zwischen der *Ria* und *Omah*, deren in der Schrift: *Leben und Kunst in Paris seit Napoleon dem Ersten*. Th. II, 193 gedacht wird, und *Wamiq's* Liebesabentheuer mit der schönen *Odyza*, s. ebend. S. 224, und *Waring's* Reise nach Schiras, Th. II, S. 97 der deutschen Übersf., hätte beygefügt werden können, strahlt die Geschichte *Jusufs* mit *Suleicha*, *Leila* und *Madchnans* am glänzendsten hervor. Das erste dieser als Ideale männlicher und weiblicher Schönheit seit Jahrhunderten in ganz Vorderasien verherrlichte Liebespaar, welches schon ein apokryphisches Buch als unerreichbare Bilder der Vollkommenheit mit den glänzendsten Farben darstellt (s. *Cod. Pseudepigr. V. T. Vol. II ed. Fabr. p. 85 sq.*), hat viele persische Schriftsteller, namentlich den berühmten *Dschami*, beschäftigt. Das letztere, *Madchnun* und *Leila*, welches denselben Dichter zum Vf. hat, ist durch die deutsche Bearbeitung der französischen Übersetzung unter uns hinreichend bekannt geworden. Verfolgen wir, diese zum Grunde legend, den Gang, welchen eine grausam gestörte Liebe von dem unbelauchten Seufzer bis zu einem wehmüthig ergreifenden Wahnsinne durch alle Stufen der Entwicklung bey jenen Naturmenschen nahm: so vermögen wir, da sie fast alle mit Einem Stempel geprägt sind, oder, wie der Vf. richtig bemerkt, fast immer nur eine und dieselbe Physiognomie haben, den Charakter aller solchen Liebesromane genau zu würdigen, und den feinen Geschmack, der den Urheber unseres persischen Dichtwerks bey der Verarbeitung derselben leitete, nach einem sicheren Maßstabe zu schätzen. Denn er hob aus allen diesen Gedichten nur diejenigen Züge, Begebenheiten, Wendungen und Umstände, die einigermaßen Werth zu haben schienen, sorgfältig aus, und strebte, ein Muffivwerk zu liefern, welches den Geist von Allen in Einem wiedergäbe, und die zerstreuten Farben zu Einem Gemälde ordnete. Und dieser Zweck ist meisterhaft erreicht. Alles ist, wie aus Einem Guß geformt; ein zarter Duft, als wehte er aus den frischesten Blüthen des asiatischen Himmels uns entgegen, ist über die ganze Dichtung gehaucht. In der ganzen Anlage, Verwicklung und Auflösung der Geschichte, in den Einleitungen, Übergängen und in der eigenen Verwebung der lehrreichsten und genussvollsten Betrachtungen, in den einzelnen Bildern, Gleichnissen und Gedanken spricht sich — höchstens ein paar Kleinigkeiten abgerechnet, die unten bemerkt werden sollen — ein ächt morgenländischer Geist bis zur überraschenden Täuschung aus. Selbst die den Asiaten beliebte Gewohnheit, ihre Gedanken in kurzen, bilderreiche Sprüche und in sprichwörtliche Anspielungen einzukleiden, ist nicht aus der Acht gelassen worden. Grausenvolle Geister und freundlich lächelnde Feen gleiten unseren Blicken vorüber. Zaubergeschöpfe und riesenhafte Gestalten drängen sich aus dem asiatischen Fabel- und Zauber-Lande als fremdartige Erscheinungen zur staunenden Betrachtung

entgegen, und aus der ältesten persischen und arabischen Sagen Geschichte lernen wir manchen bedeutenden Namen kennen; ja in die Wohnzimmer und in die abweichende Lebensweise der Asiaten sind uns mehrere lehrreiche Blicke gestattet. Die den einzelnen Gefängen beygefügtten Anmerkungen belehren den Leser über die ihm aufflossenden Dunkelheiten, und sind zur Erhöhung des Genusses nicht wenig geeignet. Der Vf. hat zugleich, weil die Perser und die sie nachahmenden Türken ihre Heldengeschichten in die Form der cyklischen Gedichte einkleiden, ebenfalls mit Recht für eine dichterische Behandlung des Stoffes entschieden; und statt der immer wiederkehrenden Doppelreime die dem romantischen Gedichte fast ausschließlich zuerkannten Octaven vorgezogen.

Dem ungenannten Vf., in dem wir den mit feinem Sinne begabten gründlichen Kenner der asiatischen Literatur, Hn. v. Hammer in Wien, zu erkennen glauben, können wir unseren Dank für dieses schöne Geschenk nicht gefälliger abstatten, als wenn wir den Hauptgang der Handlung durch die einzelnen Gefänge verfolgen, und bey den schönsten Stellen mit unserer Betrachtung verweilen.

Nach einer ächt morgenländischen Einleitung, „die Weihe“ betitelt, die uns mit der Veranlassung dieses Werks bekannt macht, hebt mit einer schönen Anrede an die Sängerin des Frühlings und der Liebe der erste Gesang an. Die himmlische einzige Schirin, deren meisterhaft ausgemaltem Zauberbilde die blühendste Natur huldigt und die seltensten Reize leihet, sehen wir mit ihren Dienerinnen in ein abgelegenes Cedernthal ziehen, als der junge Tag aus seinem Ruhebetto mit frischem Glanze hervorstieg. Hier erblickt sie in einer zum Träumen aufgelegten Stimmung, wo ein unbestimmtes dunkles Sehnen in jeder Nerve sich regte, plötzlich an dem Aste eines Baumes ein Bild, welches dem innig genährten Ideale männlicher Schönheit, das sie so oft im Geiste umschlungen hatte, täuschend entsprach. Zauberey ahndend, zugleich aber von einer unruhigen Neugierde geplagt, und zur äußersten Schwärmerey entflammt, eilt sie, von einem benachbarten Weisen diesen Talisman sich entziffern zu lassen. Im II Gesänge erfährt sie von dem Klausner, daß der Gegenstand des Gemäldes Chosru Parwis sey, dessen Vorzüge und Großthaten mit übertreibendem Lobe beredt geschildert werden. Nachdem der Leser hiedurch mit den wichtigsten Personen am persischen Hofe bekannt wird, sehen wir in Schirins Herz Sehnsucht und Liebe zu dem gerühmten Urbilde des Gemäldes immer tiefere Wurzel schlagen. Durch eine verführerische Schilderung:

O sähest du die reichen Schönheitsgaben,
Und seines Anstands Majestät,
Hoch über den Berg Kaf erhaben!
Das Haar, wie rein gediegenes Gold,
Das Angesicht aus Licht gewoben,
Die Stirne wie ein weißes Rosenblatt gerollt,
Die Augen, die den Dienst des Feuers loben,
Sähest du den schönen Eintrachtsbund,
Den Schnee und Gluth auf seinen Wangen schließen,

Den funkelnden Rubinenmund,
Aus dem, so oft er redet, Perlen fliessen.

ward ihre schwärmerische Einbildungskraft immer lebhafter aufgeregt. Als sie zuletzt gar hört, dass er — der Klausner — der berühmte Maler Schabur sey, der das vom Könige selbst verlangte Gemälde entworfen habe, um durch den Eindruck, welchen der Anblick desselben auf sie machen würde, ihre Gefinnungen zu erforschen, und dass der König, auf die von ihren Vorzügen erhaltene Kunde, von unaussprechlicher Liebe für sie glühe: zerfloß sie in Träumereyen, die durch des schlaun Malers Reden nicht wenig verstärkt wurden. Ohne Dienerschaft und Ross entschließt sie sich zu einer Reise nach Medain, der stolzen Kaiserstadt, die sie auf dem Wunderpferde Schebdis (hier schließt sich in einer passenden Episode eine Erzählung von verwandten Wunderthieren an) unternahm, welches sie von ihrer Mutter sich erscheidelt hatte. Nach manchen glücklich bestandenen Abentheuern (Gef. III) gelangte sie beym Berge Bisutun zu einem reinen Quell, der sie zum Baden des reinsten Leibes lud. Aber von Chosru, ohne ihn indess zu kennen, der, von peiniger Ungeduld fortgerissen, dem süßen Ziele seiner Wünsche mittlerweile entgegengeeilt, und ebenfalls hier angelangt war, überrascht, trabte sie mit Blitzesschnelligkeit der kaiserlichen Residenz zu. Traurig, den Geliebten ihres Herzens verfehlt zu haben, entdeckt sie sich dem vielerfahrenen Wesir Omis, der sie durch Feste aufzuheitern bemüht ist, und mit den prachtvollen Pallästen des großen Beherrschers bekannt macht. Aber gequält von einer griechischen Prinzessin Garmar, die

Wie eine Nadel spitz, und scharf wie eine Scheere,
Fein wie angor'scher Ziegen seidnes Haar,
Im Saale spröde wie Stahl, wie Flaumen weich im Bette,
Wo Jusuf selbst mit ihr gesündigt hätte,

im kaiserlichen Harem eine unumschränkte Macht ausübte, entfloß sie in Kurdistans Gebirge. Mittlerweile war Chosru in Armenien angekommen, der nach empfangener mütterlicher Einwilligung seinen Freund Schabur als Werber nach Medain schickte, von wo aus dieser dem öden Aufenthalte der Schirin zusammentrat. Hier fand er sie auf einem hohen Berge. In den freudenvollen Tagen des Frühlings, der hier herrlich besungen wird, erreichte Schirin, von Schabur begleitet, (Gef. IV) ihre mütterliche Heimath. Hier fand Schirin mit Chosru sich zusammen.

Sie fand in Ihm, und Er in ihr
Den Gegenstand der reinsten Flammen.

An schwärmerische Liebkosungen, die die beiden Glücklichen sich reichlich spenden, schliessen sich köstliche Lehren an, welche der Schirin ihre königliche Mutter ertheilt. Wir heben folgende aus:

Dein Schleyer sey Jungfräulichkeit,
Dein Name sey: die schöne Tadellose;
Zum Vorbild diene dir die Rose;
Denn sie verbietet selbst dem Thau Vertraulichkeit,
Als Perle darf er wohl auf ihren Blättern leuchten,
Doch ihren Busen darf er nie beseuchen.

Am nächsten Morgen bat Schirin Chosru'n zu einer Wasserfahrt vor die Stadt. Vom All der liebenden Naturen mit Geist und Feuer durchglüht, überlassen sie sich dem süßesten Gefühl beseeligender Liebe. Ein ander Mal, als

Des Abends flammender Rubin und Purpurrothe
In sanfterem Karmin verschmolz,
Und wie ein vierzehnjähriges Mädchen stolz
Der volle Mond am Himmel sich erhöhte,

empfinden die beiden Liebenden sich göttergleich, und schwärmen, von den Banden der gröberen Sinnewelt erledigt, unter den wonnigsten Zärtlichkeiten hoch über's Sternzelt ins Land des Seligkeits. Bald nachher, als unser liebend Paar in einem Köschke allein sich befand, ward bey einer natürlichen Veranlassung das Gespräch auf die berühmte Königin von Saba, das Muster grosser, weiser Frauen, hingeleitet. Auf die Bitte der Schirin erzählt Chosru nach alten Überlieferungen die Geschichte derselben, welche den ganzen V. Gesang füllt. Mit feinen Schmeicheleyen ist Salomo gegen seine verehrte Freundin nicht sparsam, z. B.:

Ein süßer Papagey ist deine Zung', genannt
In Gitterstäbe aus Demant,
Die Lippen sind Gefässe von Korallen,
Aus denen Honigtropfen fallen;
Der Mond ist vor dem Meere Deines Lichts
In einen blaffen Stern zerronnen;
Des Frühlings Braut vergeht in Nichts
Vor Deinem Reiz — — —

Diese Episode führt im VI. Gesange einen Austausch ihrer gegenseitigen Empfindungen herbey, und äussert auf beider Gemüth eine gerade entgegengesetzte Wirkung.

Ihn treibt bald ein süßer Wahn,
Nach Ihrer Augen Mandeln zu verlangen;
Bald fühlt Er die Pfirsichen der Wangen,
Und bald des Kinnes Apfel an;
Bald bleibt Er in des Haars Ranken hangen,
Bald will Er sich des Busens Feigen nah'n;
Er will jetzt mit Gewalt das Süßeste erhalten,
Und die Granate des Vergnügens spalten.
Aber Schirin rifs sich mit dem Grimme
Entheiliger Empfindung auf.
Sie liess den Donnerworten Lauf,
Und schlug, wie mit des Todesengels Stimme,
Zu Boden seine Leidenschaft.

Dieser arge Misklang, in den sich die geträumte Zusammenstimmung ihrer Herzen auflöste, trieb den Chosru plötzlich nach Medain zurück. Zwey gewechselte Briefe, die in Hinsicht der Einkleidung und der Gedanken gelesen zu werden verdienen, bewirkten indessen bald eine Ausöhnung. Vom Könige eingeladen, tritt sie, vom abgesandten Schabur begleitet, die Reise nach Medain an. Nach der durch die persönliche Zusammenkunft vollends beseitigten Verstimmung wurden (Gef. VII) die prachtvollsten Hochzeitfeyerlichkeiten veranstaltet, deren Beschreibung in den kleinsten Zügen an asiatische Gewohnheiten sprechend erinnert. Sklavinnen ergötzen mit munterem Spiel und Gesang die Ohren, Schabur und Omis wetteiferten in Wechselgesängen, der Töne Meister ver-

herrlichten das Lob des Brautpaares, und ein verein-ter Feyergefang endigte das glänzende Fest. Diese, bald die zarteste Liebe, bald die feurigste Begeisterung athmenden Lieder, die auf den Wellen des Wohllautes dahin gleiten, und wunderbare Rührungen, die mit lieblicher Wahrheit geschildert werden, in beider Gemüth erregten, sind nicht die geringste Zierde unseres romantischen Gedichts, und schliessen sehr glücklich den ersten Band. Mit einer „Weihe,“ wodurch der Vf. zur Fortsetzung der Geschichte sich aufgefordert fühlt, eröffnet sich der zweyte Band, welcher der Schirin und Ferhad'n gewidmet ist. Mit einem kühnen Werk, wodurch die Königin einft mit der Erfüllung eines Lieblingwunsches überrascht ward, leitete die Bekanntschaft mit dem grossen Künstler Ferhad ein. Ein lockendes verschönerndes Bild von ihm, durch Schabur entworfen, entflammt die Neugierde der Schirin. Er erscheint.

Und als er Sie, und Sie ihn sah,
Entfloß aus tiefem Busen Beiden
Ein langes staunenvolles Ach!
Das Herz Schirin's begann sich aufzuschliessen;
Wie eine Rosenknospe ohne Dorn.
Sie, eine Blume, zitterte wie Laub;
Der Geist Ferhad's flog in die Höh' wie Staub,
Sein Körper sank wie Staub zu ihren Füßen nieder.

Bald darauf erhielt er den Auftrag, vier Gärten und Palläste zu bauen für die vier Jahreszeiten und die vier Alter des weiblichen Lebens. Nach mehreren Zusammenkünften mit der Schirin theilt er seine Lebensgeschichte mit, bey welcher Gelegenheit wir in's schaudervolle Geisterreich und in das liebliche Land der Feyerrey mit dem Erzählenden wandern. Auf dieser unterirdischen Reise wird das Elementenarbeitshaus, wo Stoff und Form der Wesen Keime gattet, mit bewundernswürdiger Kunst in herrlich erfundenen Bildern geschildert. Mit einer süßen anmuthigen Schilderung des Frühlings beginnt der II Gefang. — In dieser milden Jahreszeit ward in Ferhads berühmten Gartenhallen die Ankunft des neuen Jahrs unter bezaubernden Wechselgefängen, die hier als Einladung zum lieblichsten Genuße nur angedeutet werden können, reizend gefeyert. An diesen Tagen wars, wo Ferhad und Schirin in Betrachtungen über die Natur der Liebe sich ergossen, die mit dem Ewigen und Unendlichen sich glühend verschmelzen. Den eingeweihten Jüngern unter uns Deutschen, die mit dieser mystischen Sprache vertraut sind, möchten wir gern, wenn es der Raum erlaubte, durch ein paar ausgehobene Stellen den kostbaren Schatz verrathen, der hier für sie verborgen liegt. Die Erwähnung von Süleicha's und Jusuf's Liebe erinnerte Ferhad'n an sieben Rollen, die theils in Gemälden, theils in Hieroglyphen Jusuf's Liebe darstellten, und schon längst in seinen Besitz gekommen waren. Die blühende Beschreibung derselben führt dem Leser eine Reihe der lieblichsten Scenen und gefälligsten Bilder entgegen, durch die man sich in Edens Lustreviere entrückt glaubt. Durch

das innige Band, welches (Gef. III) Schirin mit Ferhad umschlang, ward sie Chosru'n immer mehr entfremdet. Der Prinzessin Garimar giftige Rachsucht, und des kaiserl. Prinzen Schiruje gekränkte Liebe bewirkten bey'm Kaiser, dessen Eiferfucht rege gemacht worden war, eine Verbannung Ferhad's nach Kuhistan. In diesem Gefange machen auch die Leser mit einem griechischen Philosophen Bekanntschaft, der am persischen Hofe eine zahlreiche Versammlung über das höchste Lebensgut und die wahre Liebe belehrt. Ein süßes Kosen in den letzten Tagen des Beyammenseyns, und einen wehmüthig ergreifenden Abschied bey der Trennung schildert der IV Gef., der uns auch den Gram und die Verzweiflung, die in der Einsamkeit sein Innerstes zernagten, in starken, Mitleid erregenden Zügen malt. Die grossen Denkmäler der Kunst, die er mit schöpferischer Hand in des Gebirges Schofs senkte, werden noch zuletzt dem Leser zur Bewunderung vorgeführt. Schirin indessen, die (V Gef.) von einer empfindenden Liebeschwärmerey, auf die sie mit Reue zurückblickte, zur klar schauenden Vernunft zurückgekehrt zu seyn, sich einbildete, schrieb in dieser Stimmung Ferhad'n einen Brief, worin sie unter gemischten Gefühlen Vernunft und Seelenruhe seinem wunden Herzen als stärkenden Balsam empfahl. In des armen Ferhads wiederhallenden Klagen spricht sich eine Zartheit der Empfindung, eine Innigkeit des Gefühls, und eine Verzweiflung des Wahnsinns mit so rührender, erschütternder Wahrheit aus, daß Rec. von diesem unvergleichlichen Seelengemälde, dem der Stempel des asiatischen Geistes mit unverkennbaren Zügen eingeprägt ist, sich nur mit schwerem Kampfe trennen konnte. Aber ein noch düsterer Flor senkt sich im VI Gefange über die schmerzhaft Scene der Trauer. Von des Wahnsinns furchtbarer Geißel verfolgt, sehen wir Ferhad'n unter dem Druck zermalmender Gefühle, und von trügerischen Zauberbildern einer zerütteten Einbildungskraft gepeinigt, seiner überspannten schwärmerischen Liebe unterliegen, und einer allmählichen Auflösung entgegen schwanken. Und wer möchte hier Worte finden, die stürmische Sehnsucht zu schildern, mit der er die seine Einbildungskraft am mächtigsten ergreifenden Umgebungen in der Natur verkörpert und beseelt, um gegen sie als mitfühlende Wesen die Qualen, die ihn verzehren, zur augenblicklichen Erquickung auszufchütten? Die Erscheinung der Schirin, die mit zerrissenem Herzen, aus dem alle Ruhe entflohen war, dem Unglücklichen sich näherte, entlockten seiner Liebesraferrey ein in den rührendsten Klagen dahin strömendes Lied, vermochten aber seinen irren Geist nur zu einem schnell vorübergehenden Selbstbewußtseyn zurückzurufen. Diesem schauerlichen Traumgemälde sind bezaubernd schöne Bilder der Jahreszeiten als belebender Schmuck geschickt eingefügt worden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J U L I U S , 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E .

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der VII Gesang endlich feyert Schirin's und Ferhad's Todtengefang. Jene sank, um der Liebe und der Pflicht mit ihrem Leben ein Opfer darzubringen, an dem Grabe Chosru's, den sein teuflischer Sohn Schiruje hatte ermorden lassen, in ihren Dolch, und stürzte sich ins Feuer. Ein Doppelchor besang die Todenweihe. Bey der Kunde davon ergriff Ferhad die Verzweiflung wieder, und auch er stürzte sich ins Beil; und dann in den Abgrund nieder. Die hier gegebene Übersicht mit den sie begleitenden Auszügen wird das oben gefällte Urtheil vollkommen bestätigen, und unsere Leser ohne Schwierigkeit selbst bestimmen lassen, welch ein gründliches Studium asiatischer Werke, und was für mannichfaltige Kenntnisse zur Ausführung eines so reichlich durchdachten, reichhaltigen Werkes erfordert wurden. Auf asiatischen Grund und Boden entstanden, indem der I Theil an der Mündung des Bosphoros im Herbst 1799, und der II Theil auf Troja's Ebene im Frühling 1800 eingeweiht worden, ist dasselbe vor mehr als zehn Jahren, wie die Vorrede meldet, mit Fleiß zusammengefasst und nach einer langen Abwesenheit des Vfs. im Morgenlande mit Sorgfalt wieder geglättet worden. Zur weiteren Vervollkommen einer so gediegenen Arbeit bey einer zweyten Auflage, die hoffentlich nicht lange ausbleiben wird, theilt Rec. dem trefflichen Urheber hier noch einige Erinnerungen und Vorschläge zur Prüfung und Benutzung mit. 1) Scheinen demselben einige nicht ganz morgenländische Bilder entschlipft zu seyn, die sich aber eben so leicht als der zarte Reif auf den Pflaumen werden wegwischen lassen. Dahin gehört B. I. S. 27: „Auf einem Eiderpolster weich gestützt;“ denn dieser ist den frühen Zeiten, worin die Handlung spielt, vollkommen fremd, und selbst dem heutigen Asiaten kaum mehr als bekannt. Dasselbe läßt sich auch von der Vergleichung I, 78: „Wie eibraut vor ihrem Hochzeitbette,“ in sofern behaupten, als dieser Anblick den morgenländischen Bräuten nur in der geweihten Stunde gestattet wird, wo der feurigen, durch die lärmenden Feyerlichkeiten des Abends lebhaft aufgeregten Asiatin sinnige Betrachtungen schwerlich beygelegt werden können. Die Erwäh-

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

nung der *Aolsaiten*, ebendaf. S. 121, paßt auch. Im Chosrus Mund nicht. Ebendaf. S. 199, hätte die Vergleichung: „Wie der Südwind eine *Schneelawine*“ mit einem für Persiens Fluren schicklicheren Bilde leicht vertauscht werden können. Eben so wenig würde ein persischer Dichter die Worte II, 65:

So staunt ein Knabe bey der Sage der *Alraunen*, gewählt haben. Auch konnte nicht auf einem alten Gemälde, das aus der *Pyramiden Tiefen* geholt worden war, eine *Uhr* abgebildet stehen, die (II, 86) wie Flötenspiel der Herzen spielte. Der *Uhren Glockenspiel* kann auch nicht, wie wir II, 103 lesen, aus goldenen Tapeten in den Saal hervor getönt haben, wo der Philosoph Uranos seine Weisheit marktchreyerisch auskramte. Die Schilderung der grimmigen Kälte, wodurch (f. ebendaf. S. 208) in den Adern das Blut und der Mercur im Schacht gefroren u. s. w., würde, wenn man auch den Übertreibungen eines asiatischen Schriftstellers noch so große Nachsicht bewilligt, ein persischer Dichter, selbst nach einem sehr verjüngten Maßstabe, als fremd dem milden Himmelsstriche, wohin der Schauplatz dieser Scene verlegt wird, nicht aufgenommen haben. 2) Ist dem Reim an einigen wenigen Stellen die Sprachrichtigkeit und Natürlichkeit aufgeopfert worden, und was er Th. II, 100 von sich ablehnt, möchte ihm doch zuweilen begegnet seyn. So treffen wir II, 85 in Einer Strophe:

— Allein es quoll daraus die Gluth
Des heißen unbestimmten *Schuen* (*Sehnens*)

und

— — es flutheten die *Wangen*,
Im schwülen Winde das *Verlangen*.

Dahin gehört auch I, 93:

Er zeigt, kraft einem andern *Talismans*
— was der Feind für *Plane*.

Manchmal hat zwar der Reim unerwartete, aber nichts desto weniger *ungezwungene*, und nur um so *drolligere* Bilder und Übergänge veranlaßt. Z. B. Th. II, 100:

Weh dem! der in des Kinnes Grübchen *saß* —
Er war im Zauberbrunnen von *Babil*.

Ebendaf. 201:

Und ihre Zunge war die *Flamme*,
Dals Gott Euch nie zu solchem Weib *verdammet*

Und Th. I, 118:

Man wähnt, man fliege auf zum Götterfaal,
Und fällt von Ungefähr — in eine *Lache*.

Z

Nicht immer aber trifft man diese Zwanglosigkeit in den zu Gunsten des Reims gewählten Bildern und Vergleichen an. Z. B. I, 163:

— Ich heiße der *Minister*
Und bin an Weisheit und Verstand
Mit Dir verglichen nur ein *Küster*.

Th. II, 87:

Dann will sie ihn mit Händedruck *erfren*;
Hier hielt *Ferhad* verwirret ein,
Er konnte, wenn er auch gewollt, nicht einmal *schrey* n.

Ebendasselbst S. 42:

Von der die Perlen meiner Seele *winnen*;
Kein Sonnenschein hemmt ihren Lauf! —
Schirin stand seufzend auf, und ging von *hinuen*.

3) Dürften manche Episoden — so ächt-morgenländische Gebilde sie auch sind — im Verhältniß zu der Hauptgeschichte zu weit gesponnen seyn, und mitunter in den Gang der Handlung nicht natürlich genug eingreifen. Auch möchten die häufigen und langen so durchaus nicht zwangvollen Zusammenkünfte zwischen den beiden Liebenden Chosru und Schirin nicht immer wahrscheinlich begründet seyn, indem bey einem so offen da liegenden innigen Seelenverhältniß der furchtbar aufodernde asiatische Geist der Eifersucht schrecklicher getobt haben würde, als der Vf. durch den Plan seiner Arbeit zu gestatten sich veranlaßt fühlte. Endlich möchte sich auch Schirins schmachtende Sehnsucht, mit dem innigsten Zartgefühl gepaart, und die schwärmerische Gluth ihrer Empfindungen, die sie so unverkennbar darlegt, nicht ganz mit der besonnenen Sprache der Vernunft und der abwägenden Ruhe zusammenreimen lassen, die sie in dem Briefe an ihren verbannten Geliebten redet. Doch mag hier das hohe Ideal der Weiblichkeit, welches nach morgenländischen Begriffen in Schirin dargestellt werden sollte, dem Vf. zur hinreichenden Entschuldigung gereichen. Aber weit schwerer möchte sich dem Psychologen die Behauptung S. 219 B. II als wahrhaft fertigen, daß Ferhad mit *kunstgewandten Händen* Paläste, Grotten, Gräber angelegt habe, da er doch in dem unmittelbar vorhergehenden Gefange als zerrüttet in seinem ganzen Wesen und völlig erschöpft in dem furchtbaren Kampfe mit dem ausschweifendsten Wahnsinn dargestellt wurde.

Ac. Hp.

BERLIN, b. Braunes: *Beyträge für die deutsche Schaubühne*. In Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter. Von *August Wilhelm Iffland*. Dritter Band. 1809. 297 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Auch an diesen Beyträgen wird die deutsche Bühne wenig Unterhaltung gewinnen, theils weil die hier dargebotenen Stücke in Handlung und Charakteren zu oberflächlich sind, theils weil sie von der Ausführung und den deutschen Sitten zu entfernt liegen. Ersteres gilt besonders von dem Drama, womit das Buch anhebt, unter dem Titel: *Der Flatterhafte, oder die schwierige Heirath*, ein Lustspiel in

drey Aufzügen, nach dem Französischen des Herrn *Caigniez*. Der Gegenstand desselben ist ein junger leichtfertiger Mensch, der die Gefahr vor Augen sieht, nach der Verfügung eines Testaments ein großes Vermögen zu verlieren, wenn er nicht zur bestimmten Zeit heirathet. Die Handlung und der Wechsel der Scenen erfolgt aber nicht rasch genug, um für jeden Augenblick zu unterhalten, und gewöhnliche Gespräche, Erzählungen und Reden der Bedienten machen sich breit, wo man sictliche Vorfälle und mannichfache Vergegenwärtigung erwartet. Dazu kommt noch das Geschwätz zugegebener, langweiliger Personen, die, statt in die Handlung kräftig mit einzugreifen, nur schlechte Lückenbüsser machen. Einige Scenen sind komisch; und zu loben ist, daß der Ausgang bis ans Ende ungewiß, und die Aufmerksamkeit dadurch in einiger Spannung bleibt; aber sie ermüdet oft durch die Breite, indem das anziehende Verhältniß nicht genug zu komischen Einzelheiten benutzt ist.

Das zweyte Stück: *Frau von Sevigné*, Schauspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen des Hn. *Bouilly*, verdient vor jenem bey weitem den Vorzug. Es ist ein Familiengemälde aus dem Kreise der höheren Stände, worin vorzüglich das edle, lebenswürdige Betragen einer Mutter gegen ihren Sohn mit dem Reflex aller ihrer Umgebungen erscheint. Feinheit mit natürlicher Charakterwürde, Geist und Grazie mit einer idyllischen Friedfertigkeit und Gutmüthigkeit verbunden, geben dem Ganzen ein neues, eigenthümliches Gepräge von sanfter, seelenvoller Regsamkeit und einer ruhigen Schönheit und Harmonie. Doch zweifeln wir, daß dieser Kreis von fein gezeichneten Charakteren auf der deutschen Bühne von Personen ausgefüllt werden kann, die der Idee entsprechen, welche sich die Phantasie bey dem Lesen entwirft. Und ohne diese Feinheit und Würde des Spiels möchte dieses Stück auf der deutschen Bühne doch nicht Interesse genug erwecken. Für die Lectüre bleibt es indeß immer ein anziehendes anmuthiges Gemälde. — An ungethenken Redefügungen und Ausdrücken und einzelnen Verstößen gegen die deutsche Sprache fehlt es auch in diesem Theile nicht, wiewohl sie hier nicht so häufig, als in den vorigen Bänden, wo wir sie schon gerügt haben, vorkommen. T. Z.

HILDBURGHUSEN, b. Hanisch's Erben: *Reisen aus der Fremde in die Heimath*. Herausgegeben von *Ernst Wagner*. I Band. 1808. 476 S. 8. (3 Thlr.)

Der großen Lesewelt, welcher man, und zwar nicht mit Unrecht, manches Unrühmliche nachzusehen pflegt, gereicht es zur Ehre, daß sie sich mit entschiedener Vorliebe für die Romane von *Ernst Wagner* interessirt; und es ist dies ein erfreulicher Beweis, daß man endlich anfängt, des Abentheuerlichen und dem Empfindseligen überdrüssig zu werden, und die Leere zu fühlen, welche das willkührliche und einseitige Spiel mit Begebenheiten und Em-

pfündungen im Gemüthe zurückläßt. Da man sich im Ganzen nicht glücklich fühlte: so suchte man, so zu sagen, wenigstens sich im Einzelnen glücklich zu empfinden, oder seinen unseligen Zustand über wunderliche Situationen und Ereignisse auf Augenblicke zu vergessen. Diese Scheinmittel konnten das Übel zwar eine Zeitlang lindern, aber nicht heilen, und so mußten sie über kurz oder lang verdächtig, und dem Romandichter der Vorzug werden, der jene Leere auszufüllen im Stande war. Dafs *Ernst Wagner* den hiezu erforderlichen Grad von Kraft und Fülle besitzt, wird jeder inne werden, der seine Werke aufmerksam liest; vornehmlich ist es Innigkeit des Gefühls und ein bey aller Weichheit der Empfindung energischer, zuweilen derber Natursinn, was aus ihm spricht, und gerade dieses ist dem gegenwärtigen Bedürfnisse des Publikums am angemessensten. Dazu kommt, dafs er sich gern in Betrachtungen über das Leben, über Wissenschaft und Kunst und in Schilderungen der Natur ausbreitet, und alles Strebens zum Idealen und Höheren ungeachtet, dennoch immer in der Sphäre verweilt, wo mehr das Gefühl und der Verstand als die Phantasie sich wirksam zeigen. Auf diese Weise muß sich der Leser, der nicht sowohl eigentlichen Kunstgenuss, als mannichfaltige Erweiterung und Stärkung seiner Einsichten und Gefühle sucht, ganz befriedigt fühlen, — und er kann vielleicht so am leichtesten dem höchsten Grad von Bildung entgegengeführt werden, welchen das reine Wohlgefallen am Schönen in der Kunst voraussetzt. —

Der neue Roman nun, den wir jetzt näher anzudeuten haben, ist ganz in dem Geiste geschrieben, den wir so eben kurz zu schildern versuchten, und er wird daher gleich allgemeinen Beyfall finden, wie *Wilbald's Ansichten und die reisenden Maler*. Zwischen diesen beiden Werken und dem neuen noch unvollendeten, zeigt sich in der ganzen Darstellungsart und in den Hauptzügen eine solche Ähnlichkeit, ja Gleichförmigkeit, dafs man sie für Manier zu erklären geneigt seyn könnte. So wie in jenen, von welchen wir No. 179, 1806 eine Anzeige machten, die Schilderung der Liebe das Schönste und Gelungenste ist, und an bis ins Einzelne gehenden Naturgemälden und Reflexionen über mancherley interessante Gegenstände ein grosser Reichtum herrscht: so macht auch in den *Reisen aus der Fremde in die Heimath* die im siebenten Brief enthaltene Geschichte einer frühen Liebe auf dem Lande den bey weitem schönsten Theil des Buchs aus, und den meisten Raum nehmen die Naturscenen und Betrachtungen über die Welt und den Menschen ein. Nach dem ersten Theile zu urtheilen, steht der neue Roman den beiden ersten darin nach, dafs, wie schon der Titel vermuthen läßt, seine Form ungebundener und lockerer, und das Spiel der Charaktere, deren überdies bis jetzt wenigstens nur wenige auftreten, noch beschränkter ist. — Da sich über das Ganze noch nichts mit Bestimmtheit sagen läßt: so müssen wir uns begnügen, von den vielen Einzelheiten das

kurz namhaft zu machen, was uns das Verzüglichste zu seyn scheint. Dahin rechnen wir die Schilderung des Sonntags, die herrliche Scene vor der Hütte des heimkehrenden Holzhauers, die Fabel: die Bäume und die Hütte — die Lobrede auf die Klöster, die Erzählung aus den Kinderjahren, und den grössten Theil der Fragmente, von welchen wir ein paar hier ausheben wollen: „Wir danken uns niemals weiser, untrüglicher und lebenswürdiger, als bey dem ersten Familien- oder Freundes-Gespräch nach einer schweren Krankheit. Der Mensch freuet sich, dafs er wieder im Cirkel leben und mitsprechen darf. Er und seine Reden erscheinen wichtig, und gefallen ihm und Anderen wohl. Diese sind froh, ihn gesund zu sehen, und geben ihm gerne Recht. Etwas davon kommt wirklich auch auf Rechnung der Sanftheit und Munterkeit seines eigenen Geistes, welcher sich mit schöner Selbstgefälligkeit auf den Zweigen des neuen Lebensfrühlings wiegt“. — „Traurig war es für die Staaten, dafs mit der höher gestiegenen Cultur der Sittenverfall eintreten mußte; aber den verderblichsten Verfall trägt doch in dieser Rücksicht die gegenwärtige Zeit, in welcher (wie z. B. in B. .) die Aufklärung zur Raserey geworden ist. — Ach, alle himmlischen Keime, welche die Besserung in stiller Verborgenheit noch hervortrieb, werden nun im Heeresstrome der Zügellosigkeit mit fortgerissen, seitdem der Spott über das Ehrwürdige pragmatisch geworden ist, und die nackte Frechheit öffentlich umher läuft. Ja, die Sünde hat sich auf ihren Märkten gelagert, und es giebt nichts Geweihtes mehr. Denn die Spötter hohnlächeln im Tempel, und gemeine Narren haben das ehrwürdige Siegel der Myserie erbrochen!“. — Über den gegenwärtigen Zustand der Tonkunst äussert der Vf. ein sehr hartes Urtheil, welches er einmal zu rechtfertigen verspricht, und von Musikkennern mag gewürdigt werden. Es lautet so: „Unsere grössten Künstler besitzen und tyrannisiren ihre Kunst jetzt künstlicher, als vielleicht in irgend einem Punkte der Vorzeit oder der Zukunft — aber Niemand weifs noch, was er mit der Tonkunst eigentlich machen soll“. (S. 38). „Sie ist noch die ungebildetste unter allen Künsten, und zeigte bis jetzt nur wenige Merkmale einer schönen Kunst, die frey wäre“. (S. 436). — Zum Beschluß haben wir noch über den im Anhang zum zehnten Briefe enthaltenen Plan einer für ganz Deutschland zu errichtenden Kunstschule ein Wort zu sagen. Diese allgemeine Schule „soll eine Anstalt seyn für alle Deutschen, worin die schönen Künste geübt, gelehrt, gelernt und befördert werden. Unter den schönen Künsten sollen hier nur vorerst die Dichtkunst, Malerey, Musik, Architektur und Bildhauerkunst zu verstehen seyn. — Die Vereinigung dieser Künste nach ihrem ganzen Umfang, in einer praktischen Schule (wie in einer kleinen Welt), müßte zugleich eine Schule des Kunstgeschmacks in seiner höchsten Freyheit herstellen, die sich in Deutschland eben so wenig findet“. — „Die Belohnungen der Aufseher, Lehrer und Meister sind so zu setzen, dafs das Institut im Stande ist, den grös-

ten Künstlern und den besten Köpfen in Deutschland Anträge zu machen". — „Jeder Künstler, der hier lebt oder sich bildet, erhält Unterricht, Materialien, Nahrung und selbst Kleidung — kurz was er bedarf und verlangt — ganz frey" u. s. w. — Um diesen viel umfassenden Plan in Ausführung zu bringen, werden die nöthigen Einrichtungen angegeben, in deren Detail wir uns nicht einlassen können; den, der sie näher kennen zu lernen wünscht, müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Unverkennbar ist es, daß den Urheber dieses Vorhabens der redlichste Eifer für das Wohl des Vaterlandes und der wärmste Enthusiasmus für die Kunst beseelt, von welcher die erhabensten Ansichten aufgestellt werden. Wären nur die meistens negativen Gründe, auf welche das Vorhaben sich stützt, auch vollkommen überzeugend! Daß der Zweck, den man sich vorgesetzt hat, gut ist, wird ohne Bedenken Jedermann zugestehen; aber es scheint, als habe man in der festen Überzeugung, daß man das Gute wolle, nicht genug erwogen, ob auch das Mittel, das man erwählt hat, durchaus das beste und untrüglichste sey. Zur ausführlichen Prüfung ist hier nicht der Ort, und wir müssen uns begnügen, nur das Wichtigste zu berühren: Ist nicht nach dem, was die Kunstgeschichte lehrt, anzunehmen, daß die Künste nur in den Zeiten und Ländern gedeihen, in welchen ein allgemeiner verbreiteter Enthusiasmus, besonders von religiöser Art, den Kunstgenuss zu einem wahrhaft gefühlten Bedürfniss macht? Ist die Blüthe der Kunst etwas anderes als eben der reinste Ausdruck des Höchsten und Edelsten, das in einer ganzen von einer Idee begeisterten Nation lebt? Giebt es irgend einen wahren Ersatz für das Heilige einer solchen allgemeinen Begeisterung? Lässt sich etwa das Gedeihen der Kunst durch künstliche Veranstaltung erzwingen? Sind der beste theoretische und praktische Unterricht, die Entfernung alles dessen, was die Ausbildung eines Talentos äußerlich hindert, und die reichliche Belohnung der Künstler allein hinreichend, um die Künste, und insbesondere die bildenden, ins Leben zu rufen? Wir wenigstens getrauen uns nicht, selbst unter der viel zugebenden Voraussetzung, daß jener Plan nach allen seinen Theilen

auf vollständigste ausgeführt würde, diese letzteren Hauptfragen mit Ja zu beantworten.

Hsp.

BERLIN, b. Schöne: *Geschichte eines österreichischen Parteygängers im Jahre 1809*. Ein Roman von Julius von Voss. 1810. 396 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es scheint, daß Erfahrung und Lectüre dem Talente des Vfs. am meisten zu Gebote stehen; weshalb seine Schriften auch sehr inhaltreich sind, und mancherley Gegenstände zur Betrachtung bringen; aber Eins fehlt ihm, der Blick in das Innere der Natur, und die Beziehung der äußeren Begebenheiten auf die hell sich entschleyernden Geheimnisse des menschlichen Herzens, was den unterhaltenden Erzähler erst eigentlich zum Dichter macht, und dem Geschichtlichen einen wahren, bleibenden Werth giebt. Auch dieser Roman ist mit dem Reichtum seiner Begebenheiten und der Kühnheit seiner Verknüpfungen zwar unterhaltend, aber wegen Mangel an einer tief nach innen zu gehenden Anschauung keinesweges poetisch zu nennen. Dazu kommt noch, daß ihm die Einheit des Interesse fehlt, weil der Verf. eine Liebesgeschichte mit der Geschichte des vorigen österreichischen Krieges mit Bemerkungen darüber, und noch besonders mit einer in Beyspielen gelieferten Theorie eines Parteygängers verbunden hat, was an sich nicht zu tadeln wäre, wenn nur Eins dem Anderen gehörig untergeordnet erschiene: so aber kommt die Herzensangelegenheit durch den Krieg oft ganz in Vergessenheit, und die eigentlichen Romanleser, besonders Frauenzimmer, denen wenig mit Politik gedient ist, werden gewiss ungeduldig darüber werden. Die Politiker hingegen werden eine Beschreibung des wirklichen Krieges immer lieber lesen, als eine halb erdichtete. Es ist hiemit etwas Ähnliches, wie mit historischen Halbromanen, die weder den Zweck der Kunst noch der Geschichte ganz erfüllen. Wer indess für alles Dreyes, für Politik, für Krieg als Wissenschaft, und für eine romanhafte Geschichte, Interesse hat, der wird hier Stoff genug zur Unterhaltung und zur Betrachtung finden. T. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Gundermann: *Vier Lustspiele von Schröder*. 3te Aufl. 1810. 1) *Jeder fege vor seiner Thür*. Ein dramat. Sprichwort in 1 Aufzuge. 40 S. 2) *Die Heyrath durch ein Wochenblatt*. Pöffe in einem Aufzuge. 62 S. 3) *Der vernünftige Narr, oder Keiner versteht den Andern*. Lustspiel in einem Aufzuge. 47 S. 4) *Irrthum auf allen Ecken*. Lustspiel in 3 Aufzügen. 142 S. 8. (20 Gr.)

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen*. Von Joh. A. C. Löhr. Erstes Bändchen. 3te Aufl. 1810. 270 S. 8. (18 Gr.) 8. Recens. des 1 Theils der 2 Aufl. 1808. No. 25.

Leipzig, b. Barth: *Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung und zum schriftlichen Gedankenvortrage, für die oberen Classen in Bürgerschulen*; von M. Joh. Christ. Doltz,

Vice-Director der Rathsfreyschule zu Leipzig. 4te durchgesehene Aufl. 1810. XII u. 162 S. 8. (9 Gr.)

Tübingen, b. Heerbrandt: *Historische Nachricht von einem Versuch über die Anwendbarkeit der pestalozzischen Lehrart in Volksschulen, und von zweckmäßiger Einrichtung einer Sonntagschule für Handwerker* von Carl Aug. Zeller, königl. preuß. Oberschulrath in Königsberg. Neue Auflage. 1810. 125 S. 8. (8 Gr.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Religion in den besten Liedern deutscher Dichter*. Ein Hülfsbuch bey dem Religionsunterrichte der gebildeten Jugend. Herausgegeben von Joh. Wilh. Heinr. Ziegenbein, Consistorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. 2te verbeß. und vermehrte Auflage 1810. XV u. 445 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 J U L I U S , 1 8 1 0 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOTHA, b. Steudel: *Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschen-Kunde.* Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, von Adam Weishaupt. Erstes und zweytes Heft. 1810. 340 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo oftmals, nicht ohne große Inconsequenz, der eine Theil des Publicums allenthalben die herrlichsten Früchte zu sehen, und von sanguinischen Hoffnungen belebt, den Keim zu allen möglichen herrlichen Früchten zu entdecken geneigt ist, und im Besitz des Rechts, frey und laut zu preisen und den Positiven anzuheimeln, der Welt dieses *ambabus buccis* verkündigt, ein anderer Theil hingegen an allem Guten und Trefflichen verzweifelt, und uneingedenk, daß selbst auch aus dem Schlechten etwas Gutes hervorgehen könne, von einer besseren Zukunft nichts wissen will, und dieses oft nur mit abgebrochenen Seufzern zu erkennen giebt, ist es immer erfreulich, wenn Schriftsteller von gegründetem Ruf mit freymüthiger Sprache hervortreten, und einige der Hoffnungen und Befürchtungen mit Unparteylichkeit beleuchten. Dieses geschieht in der gegenwärtigen Zeitschrift. Hauptsächlich hat es der Vf. in den beiden ersten Heften mit den Gefahren zu thun, welche die Aufklärung von Seiten der höchsten Gewalt und hinwiederum die höchste Gewalt von der Aufklärung und deren größerer Verbreitung zu fürchten hat. Die Meditation, welche, so zusammenhängend sie auch im Einzelnen ist, doch nicht selten einen Gang nimmt, den man nicht erwarten konnte, führt ihn aber auf manche, mehr oder weniger verwandte Materien. Überall zeigt sich der denkende, beobachtende Mann, der vielschaffende und durch Lectüre und Studium des Trefflichsten aller Zeiten und aller Nationen gebildete Gelehrte, und wenn man auch in manchen Stücken die Ansichten des Vfs. nicht theilt: so kann man doch die Gesinnungen, welche man allenthalben gewahr wird, die hohe Achtung für die Menschheit, den warmen Eifer für Menschenwohl und menschliche Ausbildung, welche sich durchgehends an den Tag legt, nicht anders als mit Vergnügen gewahr werden; und es kann nicht fehlen, daß der Charakter dieses Mannes, der durch frühere Begehrten seines Lebens ein Gegenstand der öffentlichen Beurtheilung geworden ist, auch bey denen

gewinnen wird, die, durch die Erfahrung geleitet, weder von der Güte noch von der Wirkfamkeit der Mittel, wodurch er einstens der Menschheit helfen wollte, günstig denken können.

Wir würden den uns verstatteten Raum weit überschreiten müssen, wenn wir dem Vf., der so reich an Gedanken ist, Schritt vor Schritt folgen wollten: wir werden daher, außer ein paar Bemerkungen über das Ganze, nur einige Hauptpuncte berühren, welche er ausgeführt hat. Zuerst vermissen wir ungern eine Entwicklung dessen, was der Vf. unter Aufklärung versteht. Es ist bekannt, wie man mit dem Begriffe, welchen man diesem allerdings sehr fruchtbaren Worte untergelegt hat, gespielt, und wie man dadurch sehr vielen verständigen Menschen einen Ekel gegen dieses Wort und gegen die Sache selbst beygebracht hat. Der Vf. erklärt es sehr laut, z. B. S. 83. daß er weit davon entfernt sey, mit diesem Worte diejenige schlechte Art der Ausbildung zu bezeichnen, welche alles, was der gemeine Verstand nicht ganz deutlich einsieht, geradezu Vorurtheil nennt, und zum großen Ärgerniß Anderer als Vorurtheil mißhandelt, welche sich über alles hinwegsetzt, was Sitte ist, sich alles erlaubt, was nur höchstens nicht gegen die Grundsätze einer höchst laxen und willkürlich geschaffenen Moral anstößt, und keinen Unterschied unter dem, was sich für den Einen schickt und für den Andern nicht schickt, anerkennen will, und welche deshalb einen Menschen oder eine Gesellschaft aufgeklärt nennt, weil sie kein Ärgerniß daran nimmt, wenn man nicht in die Kirche, sondern während des Gottesdienstes in die Wirthshäuser geht, oder wenn der Geistliche in bunten Kleidern einhergeht, und an allen öffentlichen Vergnügungen Theil nimmt. Eben so sieht man auch wohl, daß der Vf. Aufklärung und Wissen nicht für gleichgeltende Dinge hält; aber es scheint doch, als ob im Gange der Untersuchung sehr oft und mehr, als es Recht ist, Wissenschaft und Gelehrsamkeit der Aufklärung gleich gesetzt und damit verwechselt worden sey. Dieses mag zwar deswegen schwer zu vermeiden seyn, weil ohne ein gewisses Maß von Wissen sich eine wahre Aufklärung nicht gut denken läßt; gleichwohl ist beides nicht gleichbedeutend, und es ist daher nothwendig, daß man die Aufklärung der verschiedenen Stände und Menschenklassen nicht nach einem und demselben Maßstabe beurtheilen darf, und unter der Aufklärung eines Bauern etwas ganz anderes als unter der Aufklärung eines Gelehrten verstehen

und für das eine einen ganz andern Charakter und ganz andere Grenzen als für das andere annehmen muß. Zu weit scheint aber der Vf. darin zu gehen, wenn er Aufklärung und höchste moralische Ausbildung für gleichbedeutend hält, oder wenigstens die moralische Ausbildung als nothwendig mit der geistigen Ausbildung verbunden anzusehen, geneigt scheint; und wenn ihm daher ein aufgeklärter Mann zugleich ein Weiser ist, der einertheils über dasjenige, was ihn selbst angeht, völlig richtig sieht und denkt, und der andertheils mit größter Strenge den Weg befolgt, den ihm seine ausgebildete Vernunft wirklich als den rechtmäßigsten zeigt. Freylich sollte man glauben, so müßte es seyn; allein leider lehrt doch die Erfahrung nur zu sehr, daß dem nicht so ist, und daß die Macht der Vernunft, der richtigen Einsicht und Beurtheilung nicht immer stark genug ist, um vor den Täuschungen der Eigenliebe zu sichern, und um der Stimme des Gemüths und der Leidenschaften das Gleichgewicht zu halten, und daß leider die erhöhte Einsicht, und das Übergewicht des Verstandes eben so oft gemißbraucht wird, um das Ungerechte mit sicherem Erfolge zu thun, als um dadurch das Gute zu fördern. Daß mithin auf der ganzen Welt vielleicht kein einziger oder nur höchst wenige wahrhaft aufgeklärte Menschen vorhanden seyn würden, wenn man das Wort so nimmt.

Ein zweytes, das dem Eindruck, den das Ganze macht, sehr schadet, besteht darin, daß man sich sagen muß, der Vf. streite gegen und für etwas, das nicht existirt, wenigstens ganz gewiß nicht in dem Maße und in der Form existirt, als er es sich zu denken scheint und als es existiren müßte, wenn die Betrachtungen, welche hier angestellt werden, ganz anpassend seyn sollten. Es mögen allerdings hie und da Große und Weltleute seyn, welche den Gelehrten, den Wissenschaften und der menschlichen Vernunft überhaupt abhold sind, und die von der Erhaltung oder allgemeineren Verbreitung der Einfalt und der damit gewöhnlich verbundenen Stumpfheit große Dinge für die Ruhe der Staaten und für das Glück derer erwarten, für die, ihrer Meinung nach, die Welt eigentlich da ist; es mögen allerdings manche Wahrheiten sich in die Zeit schicken, und entweder ganz vergraben bleiben, oder in einem Gewande und unter einer Gestalt hervortreten müssen, welche dem Freunde der Wahrheit überhaupt auf keine Weise gefallen kann, und nichts Großes verräth; es mag sich ein Bestreben wahrnehmen lassen, über gewisse Gegenstände absichtlich eine schiefe Ansicht zu verbreiten, und ihnen ein falsches Gewicht beizulegen; es mag endlich unverkennbar seyn, daß, wider Recht und Billigkeit, die Parteyen, welche sich in das Gebiet gewisser Wahrheiten wagen, nicht gleicher Rechte genießen, und es mag noch unverkennbar seyn, daß besonders von Schriftstellern deutscher Zunge diese Lage der Dinge auf eine Art benutzt wird, welche unseren schreibenden Zeitgenossen bey der Nachwelt wenig Ehre bringen, und

welche uns nothwendig in den Augen anderer Nationen, besonders der siegreichen Nation, außerordentlich herabsetzen muß, der es zum wahren Ruhm gereicht, daß sie in Schriften, welche nicht einen ganz besonderen, öffentlichen Charakter haben, die Wahrheit weit mehr achtet, und sie mit viel größerer Freymüthigkeit anspricht, und daß sie mit dem Nachsprechen weit geitziger ist, als viele Deutsche. Alles dieses mag wahr seyn; es mag ferner wahr seyn, daß die Verarmung so vieler Menschen, daß die Aufhebung so mancher, für die Verbreitung des Lichts günstiger Institute, hie und da einen möglichen nachtheiligen Einfluß haben kann, und es lassen sich endlich gewisse Plane denken, deren Realisirung sowohl unmittelbarer als noch mehr mittelbarer Weise dem unter uns glücklich verbreiteten Lichte nachtheilig werden müßte: dennoch ist kein bedeutender Grund, keine wirkliche Erscheinung vorhanden, aus welcher sich eine reelle Furcht vor einer absichtlichen, planmäßigen Unterdrückung alles Lichtes und vor Zurückführung eines Zustandes der allgemeinen Unwissenheit, Stumpfheit und des blinden Glaubens an irgend einen Schiedsrichter im Reiche des Denkens hernehmen ließe. Vielmehr sind alle die Stützen und Quellen, durch welche unsere Väter Wissenschaft und Licht zu begründen und zu verbreiten suchten, immer noch vorhanden; und man sieht aus der Art, wie man über deren Erhaltung und Erweiterung wenigstens spricht, doch so viel, daß man eine Ehre darein setzt, etwas dafür zu thun, und daß man es zu vermeiden sucht, in den Verdacht zu fallen, für das Gegentheil thätig zu seyn; wie denn überhaupt jetzt die Gewalt mehr gegen den Willen als gegen die Vernunft gerichtet ist. Sobald endlich eine Nation nicht an sich selbst verzweifelt, und nicht so tief verfällt, daß sie aus eigener Erbarmlichkeit und aus einem falsch berechneten Streben, den Machthabern zu gefallen, so weit geht, daß des Tacitus Worte: *etiam illum, qui libertatem publicam nollit, tam prociectae servitium patientiae taedebat*, auf sie anwendbar werden, sondern so lange sie nur einen Funken von Selbstachtung und von dem edleren Gefühl bewahrt: gehört, wie die Sachen jetzt stehen, eine allgemeine Verfinsternung durch äußere menschliche Gewalt zu den wahren moralischen Unmöglichkeiten. An diesem Glauben müssen wir wenigstens festhalten, nicht vor der Zeit über unmögliche Übel und Gefahren nachdenken, sondern festes Schrittes einhergehen, und durch eine würdige anständige Freymüthigkeit das errungene Panier zu erhalten und zu vertheidigen suchen; am wenigsten müssen wir aber deshalb etwas für die Aufklärung fürchten, wenn man den Unfug, der nur zu oft mit der Publicität getrieben worden ist, Einhalt thun, und den elenden Schwätzern, welche nur darauf ausgehen zu necken, und durch Neckereyen ihrer schlechten Waare Liebhaber zu verschaffen, ihr Spiel verderben sieht. Ihre Sache hat mit der Angelegenheit der wahren Aufklärung nichts zu thun.

Den Satz, welchen manche Gegner der Aufklärung anführen, daß, weil Schwäche der Grund der Regierungen sey, Stärke und Reife sie entbehrlich mache, stellt der Vf. gleich in der ersten Abhandlung in seinem gehörigen Lichte dar, und zeigt dann in der zweyten Abhandlung ausführlicher, daß Schwäche mehr Veranlassung als eigentlicher Grund der höchsten Gewalt sey, daß sogar das Bedürfnis einer Regierung mit der Cultur steige und fühlbarer werde, und daß der aufgeklärte Mensch, so wie er alles richtiger schätze, auch die Nothwendigkeit der bürgerlichen Ordnung, die Greuel der Anarchie und den gemeinen Gang der Revolutionen gehörig kenne und zu beurtheilen wisse. Den Zustand der Menschheit, in welchem die Ausbildung so hoch gestiegen ist, daß sie keine Leitung mehr bedarf, und in welchem aus diesem Grunde die Regierung überflüssig wird, nennt der Vf. zwar selbst nur ein schönes Ideal; eine Betrachtung des ganzen Wesens und der ganzen Natur des Menschen möchte jedoch noch weniger günstige Resultate für die Möglichkeit der Realisirung eines solchen Ideals geben, als der Vf. annimmt. Übrigens ist es ganz wahr, daß die Herrscher die Unterthanen zu wenig als Menschen, als Wesen, die einen eigenen Zweck haben, betrachten; allein es stimmt nicht mit der Geschichte überein, wenn er diese höchst nachtheilige Ansicht hauptsächlich als Wirkung der Erbfolge ansieht, — deren Verteidiger er übrigens ist, wie sich von einem Mann, der die Geschichte so genau kennt, ohnehin nicht anders erwarten läßt. — Jeder, der eigene große Zwecke hat, ist geneigt, alle Anderen als Mittel zu betrachten, und es ist nur zu leicht begreiflich, wie jeder, der im Besitze großer Macht ist, von den Menschen, neben und unter ihm, eine Idee bekommen muß, die ihn zu der Ansicht führt, sie seyen nichts anders werth, als zum Mittel seiner Zwecke zu dienen. „Wer nur gekrümmte Rücken sieht, kann sich unmöglich überreden lassen, daß in solchen Wesen ein höherer ihm ähnlicher Geist wohne,“ bemerkt der Vf. sehr richtig. Irrig und schädlich scheint es dem Rec. zu seyn, wenn man die Anhänglichkeit der Völker an ihre Erb-Fürsten bloß als Wirkung der Gewohnheit, wohl gar des Vorurtheils darstellt. Es mag seyn, daß Gewohnheit mitwirkt, daß sie erträglich macht, was nicht erträglich zu seyn scheint; aber Liebe und Anhänglichkeit beruhet auf etwas Besserem. Erinnerung an empfangenes Gute, besonders die Überzeugung, daß man uns nicht bloß als Mittel zu selbstbeliebigen, mit unserem wahren Interesse vielleicht gar nicht verträglichen Zwecken betrachte, sondern uns selbst, unsere Existenz, unseren Wohlstand, als Zweck ansehen und denselben unfertwegen — nicht bloß um mehr Abgaben geben zu können — wünsche und befördere, daß man bey jeder Einrichtung nicht bloß den eigenen Vortheil und Ruhm, sondern vor allen unser Bestes in Erwägung ziehe, daß man überall unsere Gefühle, unsere Menschheit anerkenne und schone, dieses erzeugt

Liebe und Anhänglichkeit. Man betrügt sich daher sehr, wenn man die Anhänglichkeit als ein Vorurtheil, als eine Sache der Gewohnheit behandelt, und mit dem Gedanken, der Mensch gewöhne sich an Alles, mit der Überzeugung, die Nation werde ihren Fürsten und dessen Haus mit der Zeit von selbst durch die Macht der Gewohnheit lieben lernen, tröstet, und darauf vertrauend sich Alles erlaubt, weil man sich für jetzt stark genug fühlt, jeden Ausbruch der Unzufriedenheit zu verhindern oder zu unterdrücken. Dem ist nicht so: Liebe und Anhänglichkeit sind etwas Reelles, sie verlangen daher auch einen realen Grund; das Volk, welches nicht die Begriffe eines Höllings von der fürstlichen Gnade hat, läßt sich nicht mit dem Schein allein gewinnen, und die Geschichte des Tages zeigt genugsam, welch einen Unterschied zwischen dem *sich finden* und *sich fügen*, und zwischen dem *anhänglich seyn* und *lieben*, Statt findet. Unser Vf., welcher S. 36 dem Vorurtheil die Anhänglichkeit der Völker an ihren Fürsten beizulegen scheint, erkennt selbst späterhin, daß durch bloße Machtmittel sich nie eine dauerhafte Herrschaft gründen lasse, und daß eine Staatsverfassung in dem Maaße edler und vernünftiger sey, in welchem der Unterthan mehr als Mensch, und als ein den Regenten gleiches Wesen geachtet wird. — Ist dieses wahr: so ist es leicht zu entscheiden, wo in Europa die edelste und vernünftigste Verfassung, nicht bloß in den Constitutions-Urkunden und öffentlichen Declarationen, zu finden ist. — Mit Einsicht erklärt er sich über die Sucht zum Verändern: Alle Reformen, sagt er, sind daher nur dauerhafte Verbesserungen, in sofern sie freywillig angenommen werden, zu welchen die Gemüther des Volks vorbereitet und gestimmt sind; welche unter dem festdauernden Anschein der älteren Formen den Grund des Übels untergraben, indem sie vermittelt der Erziehung und des Unterrichts ein neues dafür passendes Menschengeschlecht unmerklich entstehen machen. Eine Wahrheit, durch so unendlich viele blutige Begebenheiten bestätigt, und doch so oft, und nie mehr als jetzt verkannt, und wie man mit Wahrheit sagen kann, weit mehr verkannt durch die Schuld der Rathgeber der Regenten, als durch sie selbst! Wie so viele Regenten wollen das Glück, die Liebe ihrer Unterthanen, als die sicherste Basis ihres Glücks, als das beste Mittel, ihren Kindern ein ruhiges Erbtheil zu hinterlassen, ohne für irgend ein bestimmtes System, um dazu zu gelangen, eingenommen zu seyn: aber die Diener, von Eitelkeit, Ruhmsucht, unglücklichen metaphysischen Ideen oder vielleicht gar noch von schlechteren Gründen getrieben, streben nach sichtbaren, in die Augen fallenden Werken; ihnen genügt das stille Fortwirken, Fortschreiten nicht, sie schaffen daher — gleichgültig dagegen, wie es mit dem inneren Wesen ausieht — neue Formen, von denen sich reden und prahlen läßt, die sich gleichsam handgreiflich darlegen lassen, und werden dadurch Verräther an der guten Sache, an

den Herrn wie an den Unterthanen. Deshalb hört man in wortreichen Declamationen so viel von neuen Instituten, zweckmäßigeren Formen, und erfährt so wenig von neu verbreiteter Glückseligkeit und Zufriedenheit, und muß sich so oft mit dem traurigen „es wird noch kommen“ abweisen lassen. — Freylich kann aus jedem etwas Gutes hervorgehen; und niedergebrannte Städte steigen oft schöner wieder empor! Mit vielem Rechte eifert der Vf. gegen den Glauben, daß der Mensch keiner Veredlung fähig sey, — ein Glaube, der viel unedler und eben so schädlich ist, als der entgegengesetzte moderne Glaube, daß alles so ziemlich auf gleiche Weise zur Vervollkommenung des Menschengeschlechts führet; — aber zu kühn ist es, wenn er sagt: „ist der Mensch einmal einer Veredlung fähig, so ist seine Veredlung auch unendlich.“ Denn wenn man auch den Grad und die Grenzen nicht bestimmen kann: so folgt doch daraus noch nicht, daß keine Grenze vorhanden sey, und der Vf. macht sich des Fehlers schuldig, dessen sich nach seinem eigenen Urtheil die Philosophen schuldig machen; sie erwarten von den Menschen zu viel, die Weltleute zu wenig. Aber leider ist es doch wahr, daß so mancher, der mit dem schönsten Glauben an die Menschen in die Welt und in seine große Bahn eintritt, seinen Glauben an die Menschen mit jedem Tage mehr verliert, und ihn am Ende mit zerrissenem Herzen ganz aufzugeben sich genöthigt sieht. Besonders ist dieses bey den Großen der Fall, welche nur das über alle Vorstellung erbärmliche Treiben der Hofleute sehen, weshalb denn auch die Fürsten, welche viel mit Militär-Personen umgehen, diesem weniger ausgesetzt sind. Denn das Ehrgefühl, der Muth, welcher immer mit Wahrheitsliebe und Gradheit gepaart ist, und jeden Schein und jede Lüge als eine Art von entehrender Feigheit verachtet, verläßt den Soldaten auch im Umgange mit seinem Fürsten nicht, und er läßt sich daher nicht so mißhandeln als der Hofmann, und bewahret dadurch den Fürsten vor einer unversellen Menschenverachtung.

In der dritten Abhandlung setzt der Vf. die Vorzüge der monarchischen Verfassung aus einander. Von den Vorzügen der monarchischen Verfassung ist unstreitig jeder, welcher über Staatsverfassungen nachgedacht hat, überzeugt. Auch sind jetzt viele von denen, welche vor zwanzig Jahren ganz anders dachten, auf die Seite der Monarchie getreten. Manche, weil sie zu richtigeren Einsichten gelangt sind, Viele und wohl die Meisten, weil sie, den Begebenheiten folgend, jedem Ausgang huldigen, und das Widersprechendste vortreflich finden, weil es den Sieg

davon trägt. Die Gründe des Vfs. sind die bekannten, aber das eigentlich Politische, wodurch sich diese Verfassung vor jeder anderen auszeichnet, ist nicht in dem Grade herausgehoben, als es hätte herausgehoben werden können. Vielleicht, und so scheint es dem Rec., ist die Überzeugung des Vfs. von der Vorzüglichkeit der monarchischen Verfassung ihm mehr durch Beobachtung und Erfahrung *aufgedrungen*, als das Resultat eines ruhigen Nachdenkens. Vielleicht ist ihm diese Verfassung mehr etwas Nothwendiges als etwas absolut Gutes. Daher fehlt es auch hin und wieder nicht an Declamationen und Uebertreibungen. Doch ist das richtig Geurtheilte überwiegend. So verweist er unter anderen eine Regierungsform, welche für alle Zeiten und alle Völker paßt, in das Land der Träume. Die neuesten Reformatoren denken anders. Sie wollen nicht nur allenthalben neue und dieselbe Regierungsform im Ganzen einführen — wogegen man nicht viel haben kann —, sondern in allen Kleinigkeiten soll alles nach einem Leisten, nach einer Form gehen, und sogar in den Benennungen soll allenthalben Gleichheit seyn: Jede große Republik, so lehrt der Vf. aus der Geschichte, endigt mit einer militärischen Verfassung, und Usurpatoren sind dann nicht wegen ihrer Usurpation zu tadeln, sondern wegen der Art, wie sie es sind. Es bedarf allerdings einer festen Hand, um Ordnung und Ruhe aus den Verwirrungen der Revolutionen hervorgehen zu lassen, und es ist ungerecht, von einem neuen Herrscher zu verlangen, daß er Unzufriedene und laute Sprache eben so schonen und geringschätzen solle, als ein Fürst, der verjährt den Besitz und angeflammtes Recht für sich hat: aber zu weit kann doch auch gegangen werden, und kein Unrecht wird dadurch entschuldigt, daß es zur Verhütung einer künftigen möglichen Gefahr verübt worden ist; auch erscheint alles ganz anders, wenn nicht Erhaltung und Befestigung der inneren Ruhe einziger und nachster Zweck ist. — Selbst der Unbeschränktheit redet der Vf. das Wort, wenn man nur immer den rechten Mann finden könnte. Rec. würde ihm beystimmen, wenn nicht jeder Regent, auch der, den man den rechten Mann nennen könnte, immer ein Mensch wäre, und immer durch, mit und auf Menschen wirken müßte. So lange dieses ist: so lange wird eine gesetzlich unbeschränkte Verfassung nie das gewähren, was man von einer Verfassung erwartet. Freylich ist eine unbeschränkte Monarchie immer besser, als eine wahre Demokratie.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender auf das Jahr 1809. Oder Beiträge zu einer nützlichen und angenehmen Unterhaltung, besonders für den Bürger und Landmann*, herausgegeben von F. J. Kutscher, Prediger zu Hagen und Grohnde. 176 S. 8. (9 gr.) *Derselbe auf das Jahr 1810.* Mit einem Kupfer von Bamberg. 152 S. 8. (9 gr.) Aus den Händen des Hrn. Joh. Georg Christian Stelzner, Predigers zu Backe, dem die Verlagshandlung die Beforgung dieser, schon seit so vielen Jahren rühmlich bestandenen Volksch...

übertragen hatte, der aber d. 20. April 1808 mitten unter der Arbeit starb, kam die Redaction des V. K. an Hrn. Kutscher. Auch unter dessen Leitung darf sich dieses Institut eines glücklichen Fortganges erfreuen: denn seine Popularität in Auswahl und Darstellung der Gegenstände ist überall sichtbar. Die kurzen Züge aus dem Leben des Pred. Stelzner und des Hofchirurgen D. Kohlrausch hat Rec. mit Vergnügen gesehen; aber schauerlich war ihm die Geschichte der Niekerke und des Woltemade.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 J U L I U S , 1 8 1 0 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GOtha, b. Stendel: *Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschen-Kunde.* von Adam Weishaupt. Erstes und zweytes Heft u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension).

In der vierten Abhandlung — der ersten des zweyten Heftes — untersucht der Vf., ob es in der Gewalt der Großen stehe, mit der Aufklärung nach Gefallen zu schalten. Um unter den Menschen allgemeine Barberey zu verbreiten, sey — so zeigt er sehr richtig — nicht viel weniger nöthig, als neben der Vernichtung aller Werke des Geistes, neben der Zerstörung aller Pressen, die Vertilgung des Menschengeschlechts selbst. Es gewährt wenig Vergnügen, über solche Unmöglichkeiten, an die niemand denken wird, nachzufinnen. Interessanter wäre es vielleicht gewesen zu untersuchen, wie viel dadurch geschehen kann, wenn die bedeutendsten Männer zum Theil zum Schweigen gebracht, zum Theil ins Interesse gezogen und zum lauten Verkündigen falscher irriger Ansichten und Lehren veranlasst würden; zu zeigen, wie weit ferner die Mittheilung unterdrückt, und die Schätze des Wissens, die Früchte des Denkens, zu todtten Schätzen und unnützen Früchten gemacht, und wie dadurch am Ende aller Reiz und alle Lust am Erwerben und Einammeln solcher Schätze und Früchte unterdrückt werden könne. Auf den Geist des einzelnen Menschen kann keine äußere menschliche Macht als äußere Macht wirken, das ist jedem bekannt; aber ihn zu isoliren, ihn für die Mit- und Nachwelt unwirksam zu machen, das dürfte doch nicht außer den Grenzen der menschlichen Macht liegen.

Richtig ist, wie der Vf. bemerkt, daß ein roher Pöbel, daß die Großen den Thronen weit gefährlicher sind, als die Schriftsteller, und daß diese letzteren nur dann etwas vermögen, wenn die Stimmung des Volks ihnen zur Seite steht. Alle Versuche, Finsterniß zu verbreiten, urtheilt der Vf. sehr wahr, werden nur eine Zeitlang dauern. Wie das Menschengeschlecht, wenn es auch vernichtet worden wäre, wieder zunimmt, wird jederzeit Cultur wieder zunehmen. — Wahr bis auf einen gewissen Punct, aber nicht wenn man es so versteht, daß die Cultur in demselben Verhältniß steige, wie die Menschenzahl zunimmt, und wie dieses der Vf. zu behaupten scheint. Mit der Zahl der Menschen

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

wird es nothwendig schwerer, sich die Subsistenz-Mittel zu verschaffen; geht dieses zu weit, werden die Sorgen für die physische Existenz durch irgend eine Ursache drückend und allgemein: so kann die höhere Cultur, welche nothwendig einen gewissen Wohlstand, eine Freyheit von Sorgen für den Augenblick erfordert, nicht gewinnen. Der Zufall, die Noth kann dann wohl einzelne Entdeckungen veranlassen, allein keine zusammenhängende allgemein verbreitete Ausbildung. So sehr der Vf. überzeugt ist, daß Fortgang und Veränderung ein Naturgesetz und daß es eine seltsame Forderung sey, wenn man wegen einiger Wenigen dieses Gesetz unterbrechen, und einen *statum quo* fixiren wolle, und so wenig ein unbedingter Abscheu gegen jede Neuerung sich mit der Weisheit einer Regierung vereinigen läßt: so ist er doch viel zu einsichtsvoll, um zu verkennen, daß es einen unvernünftigen Neuerungstrieb gebe, dem sich eine jede weise Regierung widersetzen müsse, und Rec. muß hinzufügen, daß es mit der Weisheit wohl vereinbarlich sey, daß sie es sogar gebiete, daß die Regierung jedwede Neuerung, besonders diejenige, welche von Theoretikern in Vorschlag gebracht wird, und vom Papier ausgeht, wo nicht mit Widerwillen, doch mit dem höchsten Mißtrauen betrachte. Hier ist ja nicht immer eigentlicher Fortgang, hier ist völlig neuer Anfang, für den die Erfahrungen und Gewöhnungen, die bereits gemacht sind, ganz unnütz bleiben. So sieht man freylich jetzt die Sache nicht an, man läßt das Meiste vom Papier ausgehen, und scheint in dem Wahn zu stehen, daß sich in der Wirklichkeit, in der Anwendung alles so gut ausnehme, als auf dem Papier, und daß die Menschen und die Dinge sich eben so leicht in und zu einander fügen, als die Worte, aus welchen so manche prunkvolle Rede, so manches antiphyisch-sophistische System, zusammengesetzt ist. Unsere Vorfahren gingen anders zu Werke, sie brachten zu Papier und in ein System, was längst schon vorhanden war, bildeten die Regeln nach der Sache, nicht die Sache nach den geschriebenen Regeln. Überdies ist das Gesetz der Veränderung nicht so dringend, als der Vf. glaubt, wenigstens nicht in Ansehung solcher Veränderungen, welche nicht das allmähliche Werk der Zeit sind. Wäre dem nicht so: so würden wir nicht so oft zum Alten zurückkehren, und nur in neuen und unwesentlichen Kleinigkeiten die Veränderungen bestehen lassen. Die allmählichen Veränderungen brauchen aber so wenig empfohlen als geboten zu werden, sie

B b

kommen von selbst, und sind in eben dem Verhältniß wohlthätig und lang dauernd, als sie allmählich und langsam kommen. — So scheint es auch den Plänen des großen Weltregierers gemäß zu seyn: wenigstens ist es jederzeit auffallend, wenn man von der Nothwendigkeit einer Neuerung reden, wenn man sie auch da als ein Werk der Vorsehung darstellen sieht, wo man so ganz deutliche Spuren der Willkühr gewahr wird, und wo der oft sehr *tempore*, nichts weniger als auf allgemeines Wohl hinweisende Zweck derselben klar vor Augen liegt. Auch ein anderer Grund, worauf der Vf. viel Gewicht legt, daß der jetzige Zustand auch eine Neuerung war, und einst als schädliche Neuerung verschrien wurde, hat nicht so viel Gewicht, um die Regel umzustoßen, jede wirkliche Neuerung als ein mögliches Übel mit Mißtrauen zu betrachten. Denn erstlich kann man von Vielem, was jetzt vom Arbeitstisch aus durch einen Federstrich umgestürzt und durch einen Federstrich wieder geschaffen wird, beweisen, daß es sehr allmählich durch die Menschen selbst, welche sich als Wesen für einen eigenen Zweck der Autonomie zu erfreuen hatten, und gleichsam durch die Nothwendigkeit der Sache, ohne Zuthun einer sichtbaren leitenden und gebietenden Hand entstanden, und ein Werk vieler Jahre ist, welches sich so sehr stufenweise ausgebildet hat, daß so viele unserer Forschungen über die Zeit der Entstehung zu wenig gewissen Resultaten geführt haben; sodann kann es gar leicht seyn, daß so manches, was durch die Länge der Zeit, durch Modificationen und Accommodationen wirklich etwas sehr Gutes und Wohlthätiges geworden ist, in seiner Entstehung nicht bloß ein verschriebenes, sondern ein wahres Übel gewesen ist.

Wenn daher das Bestehende nicht gerade das Beste ist, was sich erkennen läßt: so ist es doch darum schon zu empfehlen, weil es der Mehrzahl gefällt, die sich daran gewöhnt haben, und damit umzugehen wissen. Und welcher Mensch vermag denn zu bestimmen, was das Beste sey? Ist es etwa bloß dasjenige, was den calculirenden Verstand befriedigt, alle Gefühle des Menschen aber unbefriedigt läßt, oder gar den Gefühlen, der eigentlichen Bestimmung des Menschen entgegen ist, wodurch wenigstens die ganze gegenwärtige Generation, die doch eben so gut, als die Nachwelt, auf Glückseligkeit und Zufriedenheit Anspruch machen kann, um die Freude ihres Lebens gebracht wird? — Doch wir brechen ab, um noch einige Worte über die fünfte Abhandlung, die von dem Einfluß der Schriftsteller redet, zu sagen.

Der Vf. bemerkt zuerst, nur Philosophen, Dichter, philosophische Geschichtschreiber und Redner — Religions-Schriftsteller sind vergessen — können als Schriftsteller auf die Welt wirken, und sowohl die Wahl des Gegenstandes, als die Art der Behandlung, muß danach berechnet seyn; es muß ein entschiedener Charakter daraus hervorgehen, die Sprache muß Weltsprache seyn. — Aber auch wenn alles zusammentrifft: glaubt er doch, daß der Einfluß nur

sehr unbedeutend sey. Er sucht dieses durch das Beyspiel von *Voltaire*, des Schriftstellers unter den Neuern, welcher am meisten gewirkt hat, zu beweisen. Aber die Art von Berechnung, durch welche er darzuthun sich bemühet, daß *Voltaire's* Einfluß im Verhältniß zu der großen Menschenzahl nur sehr klein gewesen sey, dürfte doch unrichtig seyn. Ein Schriftsteller wirkt nicht bloß auf die, welche ihn selbst lesen, sondern auch auf die, welche von denen hören, die ihn gelesen haben. Tausende können durch das Gift eines Schriftstellers verdorben werden, und sind durch Schriftsteller verdorben worden, die ihn nie gelesen, nie etwas von ihm gehört haben. Wie viele Tausende sind nicht indifferent, frivol und selbst Spötter geworden, weil ein großer Mann, den sie nie gesehen und selbst gehört haben, ihnen ein schlechtes Beyspiel gab! *Voltaire's* Urtheil, auf welches sich der Vf. beruft, beweist in diesem Punct so wenig etwas, als der Anspruch des großen Königs, welcher gerade in diesem Stücke ganz falsch sah und handelte. Überhaupt muß der Einfluß, welchen Schriftsteller auf diejenigen haben, welche ihn ganz verstehen, welche ihn, mit den nöthigen Sachkenntnissen versehen, gleichsam kritisch lesen, nicht zum Maßstab angenommen werden. Den Schwachen, die sich stark dünken, den Halbwillenden, die sich geltend machen wollen oder sich nur an einen einzigen Autor halten, diese sind es, denen unvorsichtige Schriftsteller schaden, und diese schaden hinwiederum durch die Art, wie sie das Aufgegriffene zu benutzen und wieder anzubringen suchen. Mit Ernst, Würde und Gründlichkeit mag alles geprüft, untersucht und in Schriften vorgetragen werden, dieses wird nie viel schaden; aber mit Frivolität, mit Witz, in Schauspielen, launigen Erzählungen und Liedern, darf das, was den Menschen heilig seyn muß, nie vorgetragen werden. Denn so wie jeder Mensch dadurch an Achtung verliert, wenn man ihn lächerlich machen sieht: so geht es auch den Sachen und Wahrheiten. Alles, was der Vf. über den geringen Einfluß der Schriftsteller sagt, mag nützlich seyn, in sofern die Eitelkeit der Schriftsteller dadurch gemindert wird; aber es darf Schriftsteller nicht verleiten, sich alles zu erlauben. Zum Äußersten führen zwar Schriftsteller nur dann, wenn alles vorbereitet ist, und wenn ihre Stimme nur Volksstimme ist; aber nicht bloß das ist schädlich, was das Äußerste hervorbringt. Daß besonders die Journalisten und Pamphletisten schädlich sind, und ein strenges Auge der Regierung verdienen, bemerkt der Vf. sehr richtig; sie können sich auch am wenigsten beschweren, weil ihre Unternehmungen, besonders die Unternehmungen derer, die sich selbst als Beförderer der Aufklärung und der Publicität ankündigen, mit den Wissenschaften sehr wenig gemein haben, sondern meistens mercantile Speculationen der gemeinsten Art sind, an denen, außer den Redactoren, die durch ihre Dreuzigkeit, über alles, auch über das, wovon sie wenig verstehen, laut abzusprechen, im-

poniren wollen, selten Männer von Einsicht und Wissenschaft Theil nehmen. — Rec. bricht hier mit dem Wunsche ab, daß diese gehaltvolle Zeitschrift viele Leser finde, und dadurch gegen ihren baldigen Untergang gesichert werde. An Stoff wird es dem Vf. auch dann nicht fehlen, wenn er seinen Arbeiten weniger Ausdehnung giebt, und sich weniger Wiederholungen erlaubt.

PN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darmmann: *Gedanken über eine Grundform der protestantischen Kirchen- und Schul-Versaffung im Allgemeinen, besonders aber in der preussischen Monarchie*; von Johannes Gründler, evangel. Pfarrer zu Quarz in Niederschlesien. Licht und Wärme. 1809. XIV u. 179 S. kl. 8. (14 gl.)

Der Vf. gehört nicht zu der zahlreichen Menge jener Projectenmacher, die dem preussischen Staate bey seiner neuen Gestaltung von ihren Luft- und Traum-Gebilden Heil und Segen versprechen, und die im stolzen Dünkel glauben, daß dem Volke nur durch die Realisirung ihrer Vorschläge und Anordnungen neues Glück bereitet werden könne. Er legt im Gegentheil seine Ansichten mit Bescheidenheit, und selbst mit einer gewissen Schüchternheit vor, und giebt es sehr gern zu, daß ein Anderer den wichtigen Gegenstand noch gründlicher und umfassender darzustellen vermöchte. Man überzeugt sich bald, daß dem Vf. die gute Sache der Religion und Sittlichkeit am Herzen liegt, daß er dem ehrwürdigen Stande der Lehrer des Volks und der Jugend mehr Achtung und Achtbarkeit verschaffen, und durch eine zweckmäßigere Organisation des Kirchen- und Schul-Wesens, so wie durch eine heilsame Verbesserung des Cultus, die gesunkene Religiosität wieder heben, und den Sinn für das Höhere und Unlichtbare wecken und neu beleben möchte. Viele seiner Vorschläge verdienen Aufmerksamkeit und Beherzigung, wenn gleich andere von einer einseitigen Ansicht und von einer beschränkten Erfahrung zeigen. Durch eine kurze Darlegung des Inhalts dieser kleinen Schrift werden wir die Leser von der Wahrheit unseres Urtheils am sichersten überzeugen.

Im ersten Theil redet der Vf. von der Organisation der Geistlichkeit, und verlangt hier vor allen Dingen die innigste Vereinigung der Prediger und Schulmänner zu einem Stande, zu dem der Geistlichkeit, bey welchem der Übergang des einen zum anderen wesentlich nothwendig ist. Die Geistlichkeit muß ein in sich selbst abgeschlossenes Ganzes ausmachen und eine selbstständige Wirksamkeit auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete erhalten. Das Oberhaupt derselben ist der König, unter welchem Bischöfe die allgemeine Leitung der Kirchen- und Schul-Angelegenheiten besorgen. Sie sind in den verschiedenen Provinzen des Reichs zerstreut, versammeln sich alle drey Jahre in der Hauptstadt und bilden hier, mit Zuziehung einiger Universitätsdeputirten, ein Nationalconcilium. Hier wird der jetzmalige religiöse und pädagogische Zustand des

ganzen Königreichs zur Sprache gebracht, und nach genauer Erwägung werden die zur Veredlung desselben heilsamen Entschlüsse gefaßt, und dem Könige zur Sanction vorgelegt. Was dieses Concilium für die gesammte Monarchie ist, das sind die einzelnen Bischöfe für die kleineren Diöcesen. Der preuss. Staat wird in 6 oder 8 solcher Bezirke abgetheilt, und der Bischof, der wenigstens 45 Jahre alt seyn muß, ist in denselben der väterliche Aufseher, das Muster und belebende Princip der ihm untergebenen Geistlichkeit. Zunächst unter ihm stehen die Directoren der Gymnasien und die Präbste, welche etwa 20 Pfarren unter ihrer besonderen Aufsicht haben. Alljährlich versammelt der Bischof die Professoren der Theologie und Philosophie auf den Universitäten, die Directoren und Präbste in seinem Sprengel zu einer Synode, auf welcher die religiösen und pädagogischen Angelegenheiten der Diöcese in Erwägung gezogen werden. Die Präbste erhalten von ihren Pfarrern einen alljährlichen Bericht über den Zustand ihrer Kirche und Schule, untersuchen diesen Zustand etwa alle drey Jahre in eigener Person, und halten mit den sämmtlichen Pfarrern jährlich eine mehrtägige Zusammenkunft oder Conferenz. Zum Pfarrer kann nur ein Mann von mindestens 30 Jahren von unbeflecktem Lebenswandel und erprobter Amtstüchtigkeit erwählt werden. Der Bischof wählt den Pfarrer in Gemeinschaft mit dem Patron und der Gemeinde. Alle Mitglieder der Geistlichkeit, vom Bischofe herab bis zum Candidaten und Hauslehrer, erhalten nach ihrer verschiedenen Würde eine besondere Amtskleidung, sowohl für die Kirche, als auch fürs Leben. Schon als Student steht der künftige Theolog unter strengerer Aufsicht; und wenn er die Universität verläßt, so tritt er entweder in das Predigerseminarium, oder in den Hauslehrerstand, oder er wird als Lehrer an einer Bürgerschule angestellt. Immer aber ist er seiner oberen Behörde wegen seines sittlichen Wandels Rechenschaft schuldig, und muß ihr auch zu bestimmten Zeiten schriftliche Beweise seines Fleißes und seiner wissenschaftlichen Fortschritte einreichen. — Was nun der Vf. weiter über die Einrichtung der Universitäten, Gymnasien und Lyceen sagt, ist sehr mangelhaft und oberflächlich, und verdient in mehrfacher Rücksicht einer näheren Berichtigung. Die Verfassung der Landschulen und Vorbereitungsanstalten für die Lehrer in Kirchen und Schulen ist weit befriedigender.

Der zweyte Theil beschäftigt sich mit der Grundreform des protestantischen Gottesdienstes. Der Cultus soll den Geist der Religion rein und kräftig; auf eine sinnlich fühlbare Weise, aussprechen. Er soll weniger durch das Auge, als durch das Ohr, weniger durch die Einbildungskraft, als durch das Gefühl auf die Seele wirken. Einfach, hohe Würde, feststehende Ordnung müssen ihn charakterisiren. Die Kirchen müssen durch ihre gothische Bauart imponiren, und von Innen durch Helle und Reinlichkeit, durch eine einfache und zweckmäßige Aus-

Schmückung, und durch eine gewisse Würde anziehen. — Des Redens muß ein gutes Theil weniger seyn; was aber mit Fug und Recht davon beygehalten wird, erhalte mehr Feyerlichkeit, Nachdruck und Salbung. Keine *Predigt* dauere über eine halbe Stunde; das *Vater Unser* werde wöchentlich nur einmal, nämlich am Schluß der Vormittagspredigt gebetet; das Kirchengebet sey kurz und kraftvoll; es werde nicht bloß über die Perikopen, sondern auch über andere Bibelabschnitte gepredigt; das Volk erhalte eine neue Bibelübersetzung von classischem Gehalt und Ansehn, besonders müssen die poetischen Bücher ganz neu bearbeitet werden. „Die *Formulare* sollen ein feststehender Typus seyn, in dem über den Sinn und die Bedeutung einer einzelnen Religionshandlung nicht der vorübergehende Gedanke des Individuums sich ausdrückt, sondern der Geist der Kirche: eine Mutterstimme, die, gleich der Natur, zu den Kindern aller Zonen, aller Jahrhunderte mit denselben Tönen redet; ein unsterbliches Wort des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, das über den Gräbern vergehender Geschlechter unverändert und immer dasselbe bleibt.“ Wollen wir *Formulare* mit heiliger Salbung und körniger Kürze: so müssen wir in die früheren Jahrhunderte der christlichen Kirche zurückkehren, wo der Urquell

aller christlichen Liturgie fließt. Wir müssen ein neues, allgemeines *Gesangbuch* erhalten, welches den Kern von dem umfaßt, was seit der Reformation in allen Gegenden und Confessionen Deutschlands in der geistlichen Liederpoeie hervorgebracht worden ist. Die *Kirchenmusik* muß künftig einen Hauptbestandtheil des Cultus ausmachen, und die Gemeinde bisweilen allein, ohne Begleitung der Orgel, singen, diese aber wieder zur rechten Zeit durch den heiligen Ton der Posaune und durch das feyerliche Geläute der Glocken begleitet werden.

Vieles von dem, was von der Anordnung des öffentlichen Gottesdienstes und von der Feyer der einzelnen Religionshandlungen so wahr und treffend gesagt ist, verdient eine recht innige Beherzigung; manches aber darf nicht so unbedingt und ohne nähere Prüfung angenommen werden. Diefs ist besonders bey den Bemerkungen über die Beichte und das Abendmahl der Fall. Manche Vorschläge und Ideen würden vielleicht weniger auffallend und abstoßend erscheinen, wenn sie gehörig motivirt, umständlicher erörtert, und mit dem Ganzen in eine mehr logische Verbindung gebracht wären. Alles, was Hr. G. in Beziehung auf die Landgemeinden sagt, hat einen ausgezeichneten Werth.

L. Th.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig b. Barth: *Orthographische Vorlegeblätter und Uebungsrücke*. Ein Hülfsbuch zur Erleichterung und Beförderung des Unterrichts in der Rechtschreibung und des Gebrauchs des Dativ's und Accusativ's, nicht bloß für Volksschulen in Städten und Dörfern, sondern auch für die untern Classen höherer Schulen brauchbar, von I. C. F. Baumgarten, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1807. 25 Bog. 8. ohne die orthographische Schul-Tabelle. (14 gr.) Diese Vorlegeblätter sind nach der, besonders auch von Hn. Dols empfohlenen, Methode bearbeitet, da der Lehrer einige Sätze nützlichen Inhalts mit mannichfaltigen Schreib- und Sprach-Fehlern an die Schultafel schreibt, und nun von den Schülern diese Fehler aufsuchen und verbessern läßt. Diese Methode hat ihre gute, aber auch ihre falsche Seite, und die letztere besonders, wenn man sie von der allgemeinen Schultafel wegnimmt, und in einzelnen Vorlegeblättern anwendet. Da entwöhnt sie nur gar zu leicht von dem reinen, freyen Gebrauch der Regel, indem sie immer nur auf Verbesserung des Fehlerhaften ausgeht; auch kann selbst ein beständiges Vor-Augen-haben des Fehlerhaften die Phantasie, welche wenigstens bey dem ersten Unterrichte in der Orthographie nie ganz unbefähigt bleibt, leicht irre führen; wozu noch kommt, daß die Einförmigkeit der Übung Langeweile und Unachtsamkeit hervorbringen muß. Man wird daher bey ihrer Anwendung wenigstens so viel Abwechslung in sie zu bringen suchen müssen, als sie erlaubt; und besonders auch des zu Verbessernden nicht allzuviel geben. Die letztere Vorichtsregel hat Hr. B. nicht immer beobachtet: denn bisweilen hat er des Fehlerhaften so viel gegeben, daß man Mühe hat herauszubringen, was die Vorschrift will: So z. B. Nr. 109. „die Sagoallme ereigt eine Höhe von dreisig bis funfzig und einem Umfang von sechs Fuß. Nicht ihrer Trockenheit steinfrigte,

sondern ihres Merckels Wegen, ist sie eins der Vortreflichsten gewachsen. Dafs Holz ihres Stammes ist nuhr einen Zolik; die inere Höhlunk erfüllt ein weisses mit Fahfern vermischtes Marck“ u. s. Oder Nr. 106. „Wen Man auf Thier- oder Pflanzenteile wasser gießt so Ercheinen alsbalt sehr kleine Geschöpfe, die ware thüre sind, und von der Ard ihrer Entstehunk Aufgus- oder Gewöhnlicher Infusions- Thiere genant werden. Ihre Thierische Nauhrr ist Unläuchbahr u. s. w.“ — Hätte auch vielleicht die Anordnung und Zusammenstellung der Regeln hie und da etwas leichter seyn, und orthographischer Gebrauch und grammatische Nothwendigkeit etwas besser ins Licht gestellt werden können: so sind diess doch nur Mängel, denen ein geschickter Lehrer leicht abhelfen kann. — Die erste Regel der Orthographie, die hier aufgestellt wird: Schreib ein Werk so, wie du es hochdeutsch richtig aussprichst, ohne einen Buchstaben zuzusetzen, oder wegzulassen, setzt in dem Hochdeutsch und Richtig zu Mancherley voraus, was man Kindern nicht zutrauen kann, als daß man sich immer eine richtige Anwendung derselben versprechen dürfte. Setzt man aber wirklich eine genaue Kenntniß des Hochdeutschen und eine richtige Aussprache voraus: so wird mit der zweyten Regel: „Schreibe das abgeleitete Wort seiner nächsten und wahren Abstammung gemäß;“ wenig mehr zu thun seyn, weil gerade in abgeleiteten Wörtern die Aussprache am wenigsten fehlen kann. — Andere kleine Nachlässigkeiten, wird der Vf. bey einer neuen Auflage verbessern. Nr. 23. Jeder Mensch hat das Recht, von den Andern zu erwarten und zu fordern, daß er nie anders rede, als er denkt. Nr. 51. Es hat Werkzeuge, sich in seinem Elemente zu bewegen, Werkzeuge, vermittelst denen es sich seiner Nahrung bemächtigt.

Monatsregister

v o m

J u l i u s 1 8 1 0.

I. Verzeichnisse der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

B.

- Baumgarten** orthographische Vorlegeblätter und Uebungsstücke 175, 193.
Brandes Beobachtungen und theoretische Untersuchungen über die Strahlenbrechung. 1 Bd. 162, 89.
Briefe, vertraute, über Oesterreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im J. 1809. 1 Th. 164, 107.
Buzengeiger leichte und kurze Darstellung der Differential-Rechnung 161, 85.

C.

- Caillot** Voyage religieux et sentimental aux quatre cimetières de Paris 164, 109.
Callisen kurzer Abriss des Wissenswürdigen aus den Naturwissenschaften für das Volk 166, 123.
Connaissance des Temps, pour l'an 1810. Publiée par le Bureau des Longitudes 161, 81.
Constantini Scelta di prose italiane 171, 161.

D.

- Description du Pschalik de Bagdad**, par M***. 170, 153.
Dolmetscher, englischer, 6 Aufl. umgearbeitet von **Fahrnkrüger** 160, 79.
Dolz Hülfsbuch zur Schön- und Recht-Schreibung und zum schriftl. Gedankenvortrage. 4te Aufl. 173, 183.

E.

- Elementarbuch**, lateinisches, von **Jakob** und **Döring**. 1. 2 Bänden. 160, 79.

F.

- Fabricii** Bibliotheca Graeca. Ed. **Hartes**. Vol. XI et XII 167, 129.
Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken. 1. 2 Bänden. 157, 55.
Feldzug, der, Frankreichs und seiner Verbündeten gegen Oesterreich im J. 1809 164, 107.
Fischer Vorbereitung zur reinen Geometrie, insbesondere zu Euklids Elementen 161, 87.

G.

- Gerdthausen** Unterhaltungen über Gutmann oder den sächsischen Kinderfreund von **Thiema**. Wohlfeile Ausg. 1. 4 Bd. 160, 80.
Gessner Weihnachtsblätter zur Beförderung christlicher Festandacht 151, 7.
Gründler Gedanken über eine Gynäseform der protestantischen Kirchen- und Schul-Verfassung 175, 137.

H.

- Haid** eine Abhandlung über die Metamorphose des Rosenkranzes 161, 8.
Helmsius lateinische Vorlesung. 2 Ausgabe 160, 79.
Hellbachs Handbuch über den Küchengartenbau. 1 Th. 166, 126.

I.

- Jacobi** Additamenta Anniadvocatum in Athenaei Diaprosophistas 165, 41.
Iffland Beyträge für die deutsche Schaubühne. 3 Bd. 173, 179.
Journal für Prediger. 55 Bd. 1—4 St. 165, 47.
 — — neues, für Prediger. 55 Bd. 1—4 St. 166, 49.

K.

- Kohlhaas** Anhang zu seiner Einleitung in die Naturgeschichte überhaupt und in die Kräuterkunde besonders 163, 24.
Köppen über den Zweck der Philosophie 164, 81.
Krausmacher die Liebe 171, 167.
Kretschmer neuer Volkskalender auf das J. 1809 und 1810 174, 121.

L.

- Laborde** malerische und historische Reisen in Spanien. Aus dem Franz. 1. 2 Bänden. 166, 121.
 — — neuer allgemeiner und vollständiger Wegweiser durch Spanien. Frey aus dem Franz. von **Fischer**. 1. 2 Th. 166, 121.
 — — neuestes Gemälde von Spanien im J. 1808. Aus dem Franz. von **Fischer**. 2 Bde. 166, 121.
Lesebuch, lateinisches, für die ersten Anfänger von **Jakob** und **Döring**. 1. 2 Bänden. 160, 79.
Löhr kleine Plaudereyen für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. 1 Bänden. 5 Aufl. 173, 183.

M.

- Müller** kleine deutsche Sprachlehre für Bürger- und Land-Schulen. Neue wohlfeile Ausg. 161, 87.
 — — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. Neue Ausg. 164, 108.
Müncher Handbuch der christlichen Dogmengeschichte. 4 Bd. 151, 1.

O.

- Orphal** Anweisung, verschiedene Arten der Vogel zum Nisten in der Stube zu gewöhnen 163, 105.

P.

- Parsen** oratio de amico atque utili graecarum latinorumque literarum cum orientalibus consortio 170, 137.
 — — oratio de ingenio poetarum hebraicarum studio 170, 137.

Pütz Handbuch des Lehnrechts. Herausgegeben von Goede 152, 9.
Pfeiffer Bibliorum ebraicorum [et] chaldaicorum Manuale 170, 158.
Planck Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung. 5 Bd. 166, 115.
 — — Geschichte des Patstthums in den abendländischen Kirchen von dem Anfang des 14. Jahrh. bis zu der Reformation. 3 Bd. 166, 115.
Plantus. Lateinisch und deutsch von Danz. 1 bis 3 Th. 158, 57.
Pölitz kurze Geschichte des Königreichs Sachsen 165, 119.
Püttner Predigten auf die jährlichen Festtage des Herrn, Mariä und der Heiligen. 1 Jahrgang. 1. 2 Th. 151, 8.

R.
Racolta di Storia morali, al uso di quei, che bramano esercitarsi nella lingua italiana 171, 167.
Rademacher Libellus de Dysenteria 153, 17.

S.
Salat die Moralphilosophie 154, 25.
Sammlung moralischer Erzählungen zur Uebung und Vervollkommenung in der italiänischen Sprache 171, 167.
Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges. Fortgesetzt von v. *Woltmann*. 3. 4 Th. 163, 97.
Schirin. Ein persisches romantisches Gedicht nach morgenländischen Quellen. 1. 2 Th. 172, 169.
Schröder 4 Lustspiele. 3 Aufl. 175, 183.
Schwartz Sciagraphia dogmatica Christianae 151, 7.
v. Seenus Beschreibung einer Reise nach Istrien und Dalmation, vorzüglich in botanischer Hinsicht 166, 127.
Seidel kurze Nachricht von der Schlacht bey Kunnersdorf 165, 120.

Spence Britannien unabhängig vom Handel. Nach der 5. Ausg. aus dem Engl. überf. von *Wolff* 155, 33.
 Staatenverfassung, neue, zum Wohl und Glück der Völker 152, 15.
Steinbrenner biblische Vorlesungen über wichtige und gemeinnützige Abschnitte der Bibel A. und N. T. 2 Aufl. 1. 2 Th. 160, 79.
Sturm Jahrbuch der thüringischen Landwirtschaft. 1 Bd. 2. 3 Heft. 2 Bd. 1. 2 Heft 160, 75.

T.
 Taschenbuch für magische Unterhaltung 162, 95.
Tiedemann Anatomie des Fischherzens 153, 25.
Trommsdorff Handbuch der pharmaceutischen Waarenkunde. 2 Ausgabe 153, 24.

V.
Voss Geschichte eines österreichischen Parteygängers im J. 1809 175, 184.
W.
Wagner Reisen aus der Fremde in die Heimath. 1 Bd. 175, 180.
Waber Handbuch des in Deutschland üblichen Lehnrechts nach *Böhmers* Grundsätzen. 1. 2 Th. 152, 9.
Weigel Gebetbuch für Katechumenen. 3 Aufl. 161, 87.
Weiskaupt Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschen-Kunde. 1. 2 Heft 174, 185.
Welcker kleine lyrische Anthologie. 2 Bänden. 157, 54.
v. Woltmann Geschichte des westphälischen Friedens. 2 Theile 163, 97.

Z.
Zeller historische Nachricht von einem Versuch über die Anwendbarkeit der pestalozzischen Lehrart in Volksschulen. Neue Aufl. 175, 184.
Ziegenbein Religion in den besten Liedern deutscher Dichter. 2 Aufl. 175, 184.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Marburg 151.
 Anonyme Verleger 152.
 Apitz in Frankfurt an der Oder 166.
 Bidecker und Kürzel in Duisburg und Essen 171.
 Barth in Leipzig 160. 173. 175.
 Bohn in Hamburg 167.
 Braunes in Berlin 173.
 Darnmann in Züllichau und Freystadt 175.
 Dieterich in Göttingen 152.
 Druckerey, kaiserl., in Paris 161.
 Fayolle in Paris 171.
 Fleischer d. J. in Leipzig 166. 172.
 Fleischmann in München 184.
 Frommann in Jena 156. 160.
 Gaffert in Ansbach 161.
 Göbhardt in Bamberg und Würzburg 164.

Goedsche in Meissen 164.
 Götschen in Leipzig 167. 165.
 Gräff in Leipzig 164. 166.
 Guilhaumann in Frankfurt am Maya 173.
 Gundermann in Hamburg 160 (2). 161. 173.
 Hahn, Gebr., in Hannover 165. 174.
 Hammerich in Altona 166.
 Hanisch's Erben in Hildburghausen 173.
 Heerbrandt in Tübingen 173.
 Hennings in Erfurt 153.
 Herrmann in Paris 164.
 Hefenland in Brandenburg 161.
 Hinrichs in Leipzig 166.
 Keil in Cöln 153.
 Keyser in Erfurt 166.
 Korn d. Aelt in Breslau 162.
 Kugmehl in Halle 156.

Löffler in Mannheim 171.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 151. 155.
 Monath und Kufeler in Nürnberg 166.
 Oehmigke d. Aelt. in Berlin 160.
 Palm in Erlangen 170.
 Ritter in Gmünd 162.
 Schneider und Weigel in Nürnberg 155.
 Schöne in Berlin 173.
 Schöne in Eisenberg 160.
 Schulze in Oldenburg 162.
 Schwickert in Leipzig 158.

Steiner'sche Buchhandlung in Winterthur 153.
 Steudel in Gotha 174.
 Tasché und Müller in Gießen 157.
 Thomann in Landshut 151. 154.
 Treutal und Würz in Paris 170.
 Tyhoff in Harderwyk 170 (2).
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 179.
 Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig 152.
 Weiss in Berlin 165.
 Widtmann in Prag 151.
 Wittekind in Eisenach 165.

III. Intelligenzblatt des Julius

Ankündigungen.

Amelang in Berlin Verl. 55 u. 56, 437.
 Andreä'sche Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 54, 431.
 Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt Verl. 55 u. 56, 438.
 Cnobloch in Leipzig Verl. 51, 408. 52, 415.
 Dippold und Koethe historisches Archiv 51, 405.
 Felscher in Nürnberg Verl. 55 u. 56, 439.
 Fleischmann in München Verl. 50, 400. 51, 407.
 Frommann in Jena Verl. 52, 414. 53, 421. 422.
 Gessner in Zürich Verl. 50, 399.
 Hartknoch in Leipzig Verl. 52, 413.
 Hemmerde und Schwetfchke in Halle Verl. 52, 415.
 Klüger'sche Buchh. in Arnstadt und Rudolstadt Verl. 54, 432. 57 u. 58, 461.
 Koethe f. Dippold.
 Kummel in Halle Verl. 51, 408.
 Märcher in Leipzig Verl. 51, 408.
 Müller in Gießen Verl. 50, 395.
 Schmidt in Berlin Verl. 50, 400.
 Schuppel'sche Buchh. in Berl. Verl. 50, 399.
 Stein'sche Buchh. in Nürnberg Verl. 54, 429.
 Welcker Uebersetzung der soegafchen Basreliefs 50, 397.

Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Ancillon in Berlin 53, 422.
 Bärens in Kopenhagen 52, 410.
 Bernstein in Halle 52, 409.
 Brugger aus Gard 54, 429.
 Brunst in Halle 52, 409.
 Busse in Freyberg 52, 409.
 Christiani in Kopenhagen 52, 410.
 Eder in Wied 53, 419.
 Erman in Berlin 53, 422.
 Etzler in Breslau 52, 409.
 Fabriczy in Peltz 54, 428.
 Fritz in Prag 54, 428.
 Für in Ketschely 54, 428.
 Gams in Oedenburg 53, 419.
 Gad in Hirschholm 52, 410.
 Gloisner in Lemberg 53, 420.
 Gölike in Paris 52, 410.
 Gotthold in Cüstrin 52, 411.
 Gräfe in Anhalt-Bernburg 53, 421.
 Grigely in Ofen 54, 428.
 Gundelach in Kopenhagen 52, 410.
 Hand in Leipzig 55 u. 56, 437.
 Hauch in Kopenhagen 52, 410.
 Hennig in Königsberg 52, 411.
 Höger in Prag 53, 420.
 Hofeld in Lemberg 53, 420.
 Hudtwalker in Kopenhagen 52, 410.
 Hüllmann in Königsberg 52, 411.
 v. Humboldt, Wih., in Berlin 53, 422.

Hundershagen in Hanau 52, 409.
 Hufsch in Grätz 54, 428.
 Hypfch in Aelstedt 52, 410.
 Ideler in Berlin 53, 422.
 Ilg in Wien 53, 420.
 Illiger in Berlin 55, 422. 55 u. 56, 437.
 Jung in Mannheim 52, 409.
 Juzi in Ulm 54, 427.
 Karoly in Prag 54, 428.
 Kaufsch in Mültsch 54, 429.
 v. Kezy in Saros-Patak 53, 420.
 Kleinschmidt in Mannheim 55 u. 56, 436.
 Köpf in Ulm 54, 427.
 Kotzchi in Tetschen 54, 428.
 Kratze in Naumburg 53, 420.
 Kuttler in Augsburg 54, 427.
 Langmeyer in Wien 54, 428.
 Lecomte in Paris 52, 411.
 Lohmann in Kopenhagen 52, 410.
 Lettinger in Olmütz 53, 420.
 Liebenberg in Kopenhagen 52, 410.
 Linde in Warschau 55 u. 56, 437.
 Lombard in Berlin 53, 422.
 Martens in Heidelberg 55 u. 56, 436.
 v. Meidinger in Wien 53, 419.
 Meier in Kopenhagen 52, 410.
 Monod in Kopenhagen 52, 410.
 Murthe in Nyborg 52, 410.
 Niebuhr in Berlin 53, 422.
 Oltmanns in Berlin 53, 422.
 Palagynsky in Petersburg 54, 428.
 Passow in Weimar 55 u. 56, 437.
 Pifansky in Augsburg 52, 411.
 Planck d. J. in Göttingen 52, 409.
 Proust in Paris 52, 411.
 Raes in Fiume 54, 428.
 Rajes in Oedenburg 53, 419.
 Reil in Halle 51, 409.
 Ridler in Wien 54, 427.
 Rosen in Kopenhagen 52, 410.
 Rosenstand Goiske in Kopenhagen 52, 409.
 Rudolphi in Greifswald 53, 422.
 Rumi in Schmölnitz 53, 419.
 Sartori in Wien 54, 427.
 v. Scherer in Grätz 55, 420.
 Schimko in Ultron 54, 428.
 Schleiermacher in Berlin 55, 422.
 Schönheider, J. F. G., in Kopenhagen 52, 410.
 Schönheider, M. S., in Kopenhagen 52, 410.
 Schrader in Göttingen 53, 421.
 Schuster in Peltz 54, 428.
 Simon in Wien 54, 427.
 Sipos in Saros-Patak 53, 420.
 Sørensen in Kopenhagen 52, 410.
 Spalding in Berlin 53, 422.

Sprengel in Halle
Steidale in Wien
Stubbe in Hufum
Thorlacius in Kopenhagen
Thorup in Viborg
Tralles in Berlin
Uhden in Berlin
Vater in Königsberg
Vien in Berlin
Voigt in Krakau
Wald in Königsberg
Walter in Wien
Wedekind in Heidelberg
Willdenow in Berlin
Wrede in Königsberg
Zekamark in Lemberg
Zimmermann in Heidelberg

Nekrolog.

Alfonsi in Rom
Balz in Eslingen
Bogsch in Wien
Brecha in Lemberg
van de Casteele im Haag
Hoyer in Braunschweig
Haberkamp in Culmbach
Morsath in Preßburg
Horsby in Oxford
Röderl in Wien
Malsiner in Brixen
Panzerbieter in Liebenstein
v. Parientos in Ofen
Ratschky in Wien
Rebentisch in Landsberg
Saiffert in Paris
de Saluce in Turin
de St. Sauveur in Paris
Seume in Töplitz
Thouret in Paris
Tiefensee in Berlin
Tschink in Olmütz
Voigt in Schwarzbach
Wack in Leipzig
Zlobitzky v. Zlovicz in Wien

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Agen, Sitzung und Preisaufgaben der Société d'agriculture, sciences et arts am 28 Febr. 51. 405.
Berlin, neue Secretäre und Mitglieder der Akademie der Wissenschaften 53. 423.
Dänemark, Preisertheilung der Regierung für den Entwurf eines Gesetzbuchs 61. 406.
Haute-Vienne-Departement, Preisertheilung und Preisaufgaben der Société d'agriculture et arts am 24 May 51. 405.
Marseille, Sitzung, Preisvertheilung und Preisfragen der Akademie der Wissenschaften am 6 May 51. 404.
Paris, Uebersicht des Rapport historique sur les progrès des sciences physiques depuis 1789 le 8 Fevr. 1808 57 u. 58. 449.
Wien, Preisaufgabe der Akademie der bildenden Künste 53. 422.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bayreuth, Prüfung am Gymnasium im April 55 u. 56. 436.
Darmstadt, Prüfungen am Gymnasium im April 51. 403.
Duisburg, Promotionen 55 u. 56. 435.
Eneyd in Siebenbürgen, Vermächtnisse an das ref. Collegium 53. 418.

53. 421.
 54. 429.
 52. 410.
 52. 410.
 52. 410.
 53. 425.
 53. 422.
 52. 411.
 52. 410.
 51. 402. 52. 426.
 52. 411.
 53. 419.
 52. 409.
 53. 420.
 52. 411.
 53. 426.
 55 u. 56. 436.

52. 412.
 52. 411.
 52. 411.
 53. 420.
 52. 411.
 55 u. 56. 438.
 52. 411.
 54. 429.
 52. 411.
 52. 411.
 54. 429.
 54. 429.
 52. 411.
 54. 430.
 52. 412.
 52. 412.
 54. 430.
 52. 411.
 52. 411.
 55 u. 56. 439.
 55 u. 56. 439.
 54. 430.

Erlangen, Promotionen, Weihnachtsprogramm und Lectionskatalog 51. 401.
 — — Promotion und Pfingstprogramm 55 u. 56. 436.
 — — Prüfung im Gymnasio im April 55 u. 56. 436.
Frankfurt an der Oder, Promotion und neue Universitäts-Lehrer 55 u. 56. 436.
Greifswalde, Promotionen, Disputationen und Rede 53. 417.
Halberstadt, Prüfung an der Martinischule am 17 April 51. 403.
Jena, Promotionen, Disputationen, Lectionskatalog, Oster- und Pfingst-Programme 56 u. 56. 435.
Illyrien, die Schulen sollen neu organisiert werden 53. 418.
Kiel, königl. Verfügung wegen Ertheilung akademischer Würden 54. 426.
 — — Promotionen, Geburtstagsfeier, Rectoratswechsel und Gedächtnisreden 54. 425.
 — — Regulativ über die Verwaltung des Stipendii philologici und die Errichtung eines philologischen Instituts 54. 426.
Königsberg, feyerliche Rede auf Kant und Aufstellung seiner Büste 53. 417.
Kopenhagen, Feyer des Reformationstages und Preisvertheilung unter den Studirenden 53. 417.
Krakau, Einfluss der letzten Kriege- und politischen Vorfälle auf die Universität — Auswanderung der Professoren 51. 401.
Leibach, f. Illyrien.
Luckau, Michaelis- und Oster-Examen von 1809 und 1810 51. 405.
Miskolcz, neue Schule für die walachische Nationen 53. 418.
Turin, Disputation 53. 418.
Ulm, Redebungen am Gymnasium am 25 April 54. 427.
Wien, neue Einrichtung am Thierarzneymuseum — nebst anderen Schul- und Universitäts-Nachrichten 53. 418.
Zeitz, Redecursus in der Stifteschule am 21 May 51. 404.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Auction von physikalischen und mathematischen Instrumenten zu Erfurt 57 u. 58. 463.
Bücher- und Kupferstich-Auction zu Maynz 54. 432.
Cambray, zu, soll *Fenelon* ein Monument errichtet werden 52. 414.
Cassel, zu, soll *Joh. v. Müller* ein Monument errichtet werden 52. 414.
Fouquet f. Traubenzucker.
Frähn in Kafan, mehr Autokritik als Antikritik 55 u. 56. 439.
Goethe's Wahlverwandtschaften sind ins Franz. übersetzt 52. 414.
Hager in Mayland Ehrenrettung 55 u. 56. 448.
Heinrich in Gera Erinnerung und Bitte 52. 416.
Lucca, zu, hat man ein altes Amphitheater entdeckt 54. 430.
Möbius in Detmold Druckfehleranzeige 50. 400.
Morgenbote, der, wird in den österreichischen Staaten verboten 51. 406.
Proust, f. Traubenzucker.
Rom, die Bilder des Titus werden aufgefunden 52. 415.
 — — die Consuln verordnet, den Tempel der Vesta u. s. Denkmäler wieder herzustellen 52. 412.
Schumann in Leipzig Bücher zum Verkauf 53. 423.
Traubenzucker, entdeckt von *Proust* und *Fouquet* 52. 412.
Toulouse, bey, werden Ueberreste von Menschenknochen und irdene Vasen gefunden 52. 415.
Vicenti überreicht dem Kaiser seine Iconographie grecque 52. 414.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 A U G U S T , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

WITTENBERG, b. Zimmermann: *System der christlichen Moral* von D. Franz Volkmar Reinhard, kön. sächs. Oberhofpred., Kirchenrathe und Oberconsistorialassess. IV Band. 1810. 744 S. gr. 8. (2 Thlr. 18 gr.,

Dieser Band enthält die Lehre von den *allgemeinen Hilfsmitteln der christlichen Vollkommenheit*, jedoch noch nicht ganz vollendet, indem die Untersuchung über die geistigen Tugendmittel noch fehlt, also dem fünften Bande vorbehalten ist. Man wird sich erinnern, daß dies System nach seiner Anlage vier Haupttheile umfassen soll. Der erste löste die Frage: *Was ist der Mensch?* — der zweyte die: *Was soll er werden?* — Die dritte Frage: *Wodurch kann er das werden, was er werden soll?* ist in dem vorliegenden Bande schon fast vollständig aufgelöst. Der fünfte und letzte Band wird außer dem, was noch von den Tugendmitteln übrig ist, die Frage beantworten: *auf welche Art, durch welche Reihe von Veränderungen der Mensch werden kann, was er werden soll, oder er wird die Lehre von der Entstehung und Ausbildung der sittlichen Vollkommenheit und die Erklärung der dabey zu nehmenden Maßregeln* in sich fassen.

Die Lehre von den Hilfsmitteln der christlichen Vollkommenheit ist in vier Abschnitte eingetheilt: 1) Von der Verbeßerlichkeit der menschlichen Natur. 2) Von dem Beystande Gottes und seines Geistes zum Guten. 3) Von den Beweggründen zum Guten. 4) Von den Mitteln und Anstalten, die Ausübung des Guten zu erleichtern und zu befördern. Sollte aber diese Alles wirklich unter dem Begriffe der *Hilfsmittel* christlicher Vollkommenheit stehen? Sollte diese Unterordnung logisch richtig seyn? Die *Verbeßerlichkeit* der menschlichen Natur ist nicht etwa bloß ein Hilfsmittel der sittlichen Vervollkommnung, sondern eine nothwendige Bedingung derselben; sie hilft nicht bloß zur sittlichen Besserung, sondern ohne sie könnte gar nicht von Besserung die Rede seyn. Und da ohne sie gar keine Tugend und Moral möglich wäre: so mußte, unseres Erachtens, dieser Lehre eine weit frühere und höhere Stelle in diesem Systeme eingeräumt werden. Auch die *Beweggründe* zum Guten sind nicht bloß Hilfsmittel der sittlichen Vervollkommnung, sondern Bestandtheile derselben; ohne sie kann gar keine Sittlichkeit gedacht werden. Tugendmittel können zwar Beweggründe werden, aber dies sollte nicht seyn; und es ist für die Reinheit der Tugend selbst von Wichtigkeit, daß dasjenige, was ihr bloß

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

äußerlich helfen soll, nicht die Stelle der inneren bewegenden Kraft derselben einnehme. Daß die Lehre von dem Beystande Gottes zum Guten und den Gnadenwirkungen hereingezogen ist, wollen wir nicht tadeln; es entsteht jedoch auch hieraus ein Übelstand, welcher die systematische Eintheilung und Anordnung trifft. Bey jener Lehre nämlich erklärt der Vf. die mancherley Einrichtungen, durch welche Gottes Vorsehung der Sittlichkeit zu Hülfe kommt, und zwar insbesondere öffentliche Anstalten, die Erweckung großer auf die Sittlichkeit mit Nachdruck wirkender Männer, die Aufstellung merkwürdiger in die Augen fallender Beyspiele der Tugend und des Lasters, die Entstehung und Erhaltung ganzer Institute, welche sittliche Cultur zum Endzweck haben, manche Religionen, den Anblick der Natur, bürgerliche Einrichtungen und Verfassungen, große Weltbegebenheiten, Krieg, Handel, nützliche Erfindungen, und außerdem noch die individuellen Führungen Gottes zur Besserung einzelner Menschen. Alles dies aber gehörte im Grunde auch in den vierten Abschnitt, wo von den *Tugendmitteln* gehandelt wird, so wie das, was hier besonders vorkommt, nach des Vfs. Idee größtentheils eben so gut zu der Lehre vom Beystande Gottes zur Besserung hätte gezogen werden können. Hier werden folgende Tugendmittel in besondere Betrachtung gezogen: die Natur nach ihrer belehrenden, rührenden und stärkenden Kraft, die Verbindungen und der Umgang mit Anderen, Beruf und Lebensart, Vorkehrungen, welche die bürgerliche Gesellschaft wider das Laster und wider das Elend trifft, Gesundheit und Krankheit, Wohlhabenheit und Armuth, Ehre und Schande, plötzliche Veränderungen unseres Schicksals, Leben auf dem Lande und in der Stadt; wozu noch die selbstgewählten Tugendmittel kommen: Fasten, Bezühmung des Körpers durch eine harte Behandlung, Reisen, Wallfahrten, Beyspiele, Bilder, Einsamkeit, Ehelosigkeit, Stillschweigen, blinder Gehorsam, vertrauliche Eröffnung begangener Fehler, ascetische Tagesordnung, Denktage, Versuche, der Begierden dadurch mächtig zu werden, daß man sie reizt, ihnen die ersten Regungen erlaubt, ihnen aber die Befriedigung verweigert, Tagebücher. Wir haben hiemit zugleich den Hauptinhalt dieses Bandes angegeben.

Die angeführten Mängel, welche wir bey einem wissenschaftlichen Werke nicht unbemerkt lassen konnten, thun übrigens dem inneren Gehalte der einzelnen Abschnitte an sich betrachtet keinen Eintrag. Sie zeichnen sich durch Fruchtbarkeit, Gelehrsam-

keit, scharfe Unterscheidungen, Vielseitigkeit, reichen und mannichfaltigen Gebrauch der Geschichte für die Moral und eine eben so tiefe, als umfassende Kenntniß der moralischen Natur des Menschen aus. Damit soll übrigens nicht gesagt seyn, daß wir mit allen hier vorkommenden Behauptungen, Ansichten und Beweisgründen einverstanden seyen. Wenigstens einige unserer Abweichungen sollen in dem näheren Berichte, welchen wir unseren Lesern von den einzelnen Abschnitten abzustatten haben, angeführt und begründet werden.

Unter der *Verbeßerlichkeit der menschlichen Natur* wird hier die Fähigkeit derselben verstanden, nicht bloß zu äußerer Ehrbarkeit und einem Scheine der Tugend, sondern zu einer ächten sittlichen Vollkommenheit gebildet zu werden. Diese Fähigkeit wird zwar als etwas *in uns selbst Gegründetes* und zu unserem Wesen Gehöriges, nicht als etwas durch ein Wunder Mitgetheiltes vorgestellt; aber doch als etwas *Abhängiges und Bedingtes*, was Hülfe von Außen bedarf, wenn es sich mit Erfolg soll äußern können, als etwas *Beschränktes und durch einen immerwährenden Fortschritt sich Bewährendes*, wobey es nicht möglich ist, von allem Einfluß der Neigungen unabhängig zu werden, und eine fleckenlose ganz vollendete sittliche Größe zu erreichen. Daß nun die menschliche Natur in diesem Sinne verbeßerlich sey, wird dargethan 1) aus inneren und allgemeinen Gründen. Die Vernunft erkennt eine solche Verbeßerlichkeit für möglich: denn es liegt in dem Begriffe derselben kein Widerspruch, und es sind auch keine unübersteiglichen Hindernisse derselben in den ursprünglichen Anlagen unseres Wesens oder in den Wirkungsgesetzen desselben oder in dem vorhandenen sittlichen Verderben oder in den äußeren Umständen anzutreffen. Die Vernunft findet diese Verbeßerlichkeit selbst *wahrscheinlich*: denn sie kann nicht wohl annehmen, daß die Menschen die Bestimmung zur Tugend, die sie einmal haben, durchaus verfehlen und niemals erreichen, indem doch sonst Alles in der Welt seiner Bestimmung gemäß wirkt, daß niemand weder durch den innern, absoluten, noch durch den äußeren, relativen Werth der Tugend angezogen und gereizt werden sollte, daß niemand durch die vielen äußeren Gegenstände und Anstalten, die auf sittliche Besserung abzuwirken oder sie befördern können, gebeßert werden sollte. Sie findet sich endlich durch den Glauben an das Daseyn Gottes genöthigt, auch an menschliche Tugend zu glauben: denn Gott ist moralischer Weltregent, als solcher will und befördert er die sittliche Vollkommenheit der Menschen, und dieser sein Zweck kann nicht durchaus vereitelt werden. Es giebt aber 2) auch äußere und factische Gründe für die Verbeßerlichkeit der menschlichen Natur. Freylich müssen die Thatfachen gehörig beglaubigt seyn, es kommt auch hier eigentlich nicht auf einzelne gute Handlungen, sondern auf ganze tugendhafte, wiewohl nicht eben völlig fehlerfreye, Charaktere an; auch kann der ganze aus der Erfahrung gezogene Beweis

nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, indem die Hauptsache der Tugend, nämlich die vorhandene pflichtmäßige Gesinnung, kein Gegenstand der Erfahrung werden kann. — Man würde aber, wenn man dem Urtheile, welches man aus den Äußerungen und Handlungen eines Menschen über sein Inneres fällt, gar keine Sicherheit und Gewissheit zutrauen wollte, alles Verkehr unter den Menschen aufheben, und sich im täglichen Leben in unaufhörliche Widersprüche verwickeln; alle moralische Beurtheilung und Zurechnung, alle Sicherheit der Verträge, aller gesellige Umgang, alle Handhabung der Gerechtigkeit würde wegfallen, wenn sich moralische Handlungen in der Erfahrung nicht an gewissen Merkmalen erkennen ließen, wenn sie nicht in der Sinneswelt ihren bestimmten Ausdruck hätten. Was nun zuerst die eigene Erfahrung eines Jeden betrifft: so giebt es in dem Bewußtseyn jedes Menschen immerwährende Erinnerungen des Gewissens und des moralischen Sinns an Schuldigkeit und Pflicht; jeder findet in sich eine Anlage zur Besserung, ein Bewußtseyn der Möglichkeit derselben. Manche sind sich bewußt, daß zu einer gewissen Zeit eine Sinnesänderung mit ihnen vorging, manche finden in sich bey der strengsten Unparteylichkeit, womit sie sich beurtheilen, eine pflichtmäßige Gesinnung; eben so wird es nicht leicht einen Menschen geben, welcher nicht im Laufe seines Lebens Menschen gefunden hätte, die seine Achtung und Liebe gewannen, und an welchen ihm die Kennzeichen wahrer sittlicher Besserung unverkennbar in die Augen fielen. Aber auch *fremde Erfahrungen* zeugen für die Verbeßerlichkeit der menschlichen Natur. Unter unseren *Zeitgenossen* finden wir gegen Einen, der nicht an die menschliche Tugend glaubt, immer eine Menge Anderer, welchen es gar nicht einfällt, sie für zweifelhaft zu halten, und welche mit der herzlichsten Achtung und Liebe für gewisse andere Menschen erfüllt sind. Dazu kommt noch das Zeugniß der *Geschichte*. Die einsichtsvollsten, parteylofesten und zuverlässigsten Geschichtschreiber aller Zeiten und Nationen setzen mit einer auffallenden Übereinstimmung als entschieden voraus, daß die menschliche Natur nicht bloß verbessert werden könne, sondern es oft auch zu einem hohen Grade sittlicher Vollkommenheit gebracht habe; man hat von jeher angenommen, die Geschichte müsse moralisch belehrend und bildend seyn, und dabey die Verbeßerlichkeit des Menschen vorausgesetzt; der Ernst der Geschichte, sofern sie Rettung der Wahrheit, Handhabung der Gerechtigkeit, Enttarnung und Bestrafung der Heuchler, Betrüger und Tyrannen sich zum Zwecke setzt, ist ein Beweis, daß es eine Tugend giebt, welche auch bey sorgfältigster Prüfung und vor einem unerbittlichen Gerichte die Probe hält. So lassen sich auch Selbstbekenntnisse und Lebensbeschreibungen, Denkwürdigkeiten, die Welt-, Völker-, Staaten- und Kirchen-Geschichte, mit gewissen Einschränkungen, als Zeugnisse für die Verbeßerlichkeit der menschlichen Natur und die Realität der menschlichen Tugend

gebrauchen. Auch die heil. Schrift lehrt in unzähligen Stellen ausdrücklich, daß der sündige Mensch sich bessern könne; sie giebt diese Besserung als das Hauptziel aller Veranstaltungen Gottes, und insonderheit als den Endzweck an, der durch Jesus erreicht werden sollte; sie stellt Beyspiele von Menschen auf, welche nach ihrem Zeugnisse wirklich gebessert waren, und einen hohen Grad von sittlicher Vollkommenheit erreicht hatten. So handelt der würdige Vf. eine Lehre ab, welche, wie er am Ende auch noch besonders zeigt, von äusserster Wichtigkeit ist.

Die Lehre vom Beystande Gottes zum Guten wird in die Lehre vom natürlichen und übernatürlichen Beystande abgetheilt. Auf die letztere wollen wir hier unsere besondere Aufmerksamkeit richten. Schon bey der sehr lehrreichen Untersuchung über die Führungen, d. h. die individuellen und besondern Veranstaltungen Gottes zur sittlichen Bildung einzelner Menschen, kommt der Vf. auf die Frage, ob Gott sich zuweilen wunderbarer und übernatürlicher Anstalten zu diesem Zwecke bediene. Er redet hier nicht von der biblischen Geschichte, nicht von einer höheren und außerordentlichen Offenbarung, bey welcher seiner Meinung nach ohnehin übernatürliche Einflüsse auf ihre Mittelpersonen zu ihrer Beglaubigung nothwendig sind, sondern er redet davon, ob Gott auch ausser dem Fall einer solchen höheren Bekanntmachung, bey ganz gewöhnlichen Menschen und im Laufe der natürlichen Begebenheiten, zuweilen etwas Ungewöhnliches und Übernatürliches geschehen lasse, um die sittliche Besserung dessen, mit dem eine solche Veränderung vorgeht, dadurch anzufangen oder zu befördern. Die Geschichte — so beantwortet er diese Frage — enthält unzählige Nachrichten, daß Gott bald die Bekehrung einzelner Menschen, bald die weitere sittliche Ausbildung derselben, bald ihre Befestigung im Guten, bald ihre Beruhigung im Leiden, durch außerordentliche und wundervolle Führungen bewirkt, und Veränderungen angeordnet habe, die ohne seine besondere Dazwischenkunft nicht erfolgen konnten. Die Kirchenhistorie, die Lebensbeschreibungen der Heiligen, der Mönche und mancher anderer Personen, sind voll von solchen Erzählungen. Eine Menge dieser Erzählungen verdient gar keine Aufmerksamkeit, weil es ihr ganz an historischer Glaubwürdigkeit fehlt. Eine Menge für übernatürlich gehaltener Veränderungen konnten der Ordnung der Natur gemässe Erfolge seyn, und nur den Schein des Wunderbaren an sich haben. Wenn man aber von der Summe der hieher gehörigen Nachrichten auch alles abzieht, was diesen Bemerkungen zufolge abgezogen werden muß: so bleiben doch immer noch Beyspiele übrig, welchen man weder die erforderliche historische Glaubwürdigkeit absprechen, noch die Gestalt des Wunderbaren und Außerordentlichen durch eine natürliche Erklärung nehmen kann. Nach der Geschichte zu urtheilen, muß man also gesehen, daß Gott bey der Führung einzelner Menschen zuweilen etwas Außerordentliches gethan, und den Anfang oder Fortschritt ihrer sittlichen Besserung oder ihre Befestigung im Guten dadurch bewirkt

habe. Auch die Vernunft kann dergleichen ungewöhnliche Führungen weder für unmöglich noch für Gottes unwürdig erklären. Dem Allmächtigen kann die Fähigkeit nicht abgesprochen werden, eine unmittelbare oder doch ungewöhnliche Wirkung in der Natur hervorzubringen. Eine solche Wirkung ist auch nicht unvereinbar mit der einmal festgesetzten Ordnung der Dinge. Die Ordnung der Natur wird dadurch, wenn Gott den natürlichen Kräften der Dinge zuweilen eine Richtung giebt, welche sie von selbst nicht hätten nehmen können, eben so wenig unterbrochen und gestört, als wenn es die Menschen thun. Gott thut bey einer ungewöhnlichen Führung nichts anderes, als wir bey unserm freyen und willkührlichen Einwirken auf die Natur thun, welches täglich geschieht und wodurch unzählige unerwartete Veränderungen veranlaßt werden. Gott bedient sich dabey der natürlichen Kräfte zu seinem Zwecke ebenso, wie wir sie zu unseren Absichten täglich benutzen. Für die Natur und ihren Zusammenhang ist es ganz einerley, von welcher Ursache der Einfluss herrührt, durch welchen etwas in ihr verändert wird, ob von der höchsten oder einer beschränkten. Wenn man sagt, Gott habe gleich Anfangs Alles so vollkommen geordnet und verknüpft, daß kein Fall eintreten könne, wo eine solche Nachhülfe nöthig wäre: so kann darauf geantwortet werden, daß es unerweislich sey, Gott habe den Entschluß, sich alles freyen Einwirkens in die Natur der Dinge zu enthalten, wirklich gefaßt, und daß Gott hier mit freyen, an kein mechanisches Gesetz gebundenen Wesen zu thun hat, die nicht, wie Maschinen, bloß getrieben, sondern als denkende und selbsthandelnde Geschöpfe regiert werden sollen. Wer kann beweisen, die Ordnung der Dinge habe im Voraus so festgesetzt werden können, daß selbst bey solchen Wesen jede Absicht erreicht werde, die bey ihnen erreicht werden soll? Es scheint vielmehr nothwendig und der Würde des höchsten Regierers gemäss zu seyn, daß er mit freyen Wesen auch frey handle, und die messianische Welt nach den Bedürfnissen der moralischen modifice, so oft dies nöthig und nützlich ist. Es kann also auch Gottes nicht unwürdig seyn, in einzelnen Fällen so zu handeln. Übrigens ist deswegen Niemand berechtigt, bey den Führungen Gottes, die ihn selbst betreffen, etwas Außerordentliches zu fordern oder zu erwarten. — Bey dieser ganzen Deduction wäre 1) zu wünschen gewesen, daß der Begriff des Übernatürlichen genauer bestimmt worden wäre. Zuweilen scheint der Vf. darunter ein eigentliches Wunder im strengen Sinne des Worts zu verstehen. In diesem Falle aber mußte hier von ihm berücksichtigt werden, was er selbst S. 21 sagt: „Wollte man sagen, die Bildung der menschlichen Natur zur Vollkommenheit könne nicht nach den gewöhnlichen Wirkungsgesetzen derselben erfolgen, und sey in sofern das Werk eines Wunders: so würde man vergessen, daß man auf kein Wesen anders wirken kann, als nach der ihm eigenen Art zu handeln: denn durch diese ist die ganze Empfänglichkeit desselben für jeden fremden Einfluss bestimmt; auch würde Alles,

was nicht nach den Wirkungsgesetzen unserer Natur in uns hervorgebracht werden sollte, uns völlig fremde seyn, und mit unseren übrigen Eigenschaften und Zuständen in keine Verbindung gebracht werden können. Von einer wundervollen Umschaffung und Einwirkung kann also die Verbefferlichkeit der menschlichen Natur nicht abhängig gemacht werden." Sind die Führungen eigentliche Wunder: so hängt zwar nicht die ganze Besserung des Menschen, doch ein Theil derselben, von Wundern ab, und insofern gilt wider dieselbe eben das, was hier wider die wundervolle Verbefferung der menschlichen Natur überhaupt eingewandt worden ist. Doch der Vf. scheint nach noch mehreren Stellen unter dem Übernatürlichen nur das *Ausserordentliche* und Ungewöhnliche zu verstehen, um so mehr, da er nachher, wo er von den eigentlichen Gnadenwirkungen zu reden anfängt sagt: „Gleichsam in der Mitte zwischen dem *Reiche der Natur* und der *Gnade* liegt das Gebiet der *ungewöhnlichen Führungen Gottes*, auf welchem wir uns bisher befunden haben; es grenzt an jenes, wiewohl sich diese Führungen in der sinnlichen Welt ankündigen, und mit Veränderungen in derselben verknüpft sind; es hängt aber auch mit diesem zusammen, wiewohl Alles, was in demselben geschieht, von einer *besonderen Wirkksamkeit Gottes* herrührt" S. 230. 2) Da der Vf. annimmt, es gebe wirklich Beyspiele, das Gott bey der Führung einzelner Menschen etwas *Ausserordentliches* gethan habe, und die Versuche, dergleichen beglaubigte Nachrichten vermittelt einer natürlichen Erklärung in die Reihe gewöhnlicher Erfolge zu setzen, seyen nicht hinreichend oder allzu gewungen, als das man damit zufrieden seyn könnte S. 225: so erwartet man von selbst, das solche Beyspiele wirklich werden angeführt und beurtheilt werden, indem hier der Beweis der Behauptung bloß auf der Beschaffenheit der Beyspiele beruht. Dies geschieht aber nicht, es wird bloß auf die Bekehrungsgeschichte des Obersten Gardiner, wie sie Doddridge, sein vertrauter Freund, erzählt, verwiesen. 3) Wir Menschen geben freylich durch unser freyes und willkürliches Einwirken in die Natur ihren Kräften alle Augenblicke eine andere Richtung, als sie von selbst genommen haben würden; allein wir wirken dabey nicht nur selbst nach den Gesetzen der Natur, sondern die von uns auf eine gewisse Weise gerichteten Kräfte der Natur folgen auch dabey den ihr vorgeschriebenen gewöhnlichen Gesetzen. Wenn man daher Gottes außerordentliche Führungen mit diesem menschlichen Einwirken vergleicht oder in Parallele setzt: so scheint es, das man ihn den Gesetzen der Natur unterwirft, und ihn ganz wie einen Menschen in der Natur wirken läßt. Will man aber dies nicht annehmen: so kommt man auf göttliche Wunderwirkungen, wodurch die Kräfte der Natur jetzt eine andere Richtung nehmen, als sie für sich hätten nehmen können. Wir erinnern übrigens alles dies nicht deswegen, um die Lehre von den göttlichen Führungen selbst,

welcher wir vielmehr vollkommen beystimmen, zu bestreiten. Doch die Theorie des Vfs. von dem eigentlich übernatürlichen Beystande Gottes zum Guten oder den Gnadenwirkungen, verdient noch besonders dargestellt und geprüft zu werden. Beides soll in möglichster Kürze geschehen. Als entschieden wird vorausgesetzt, die ganze von Christo getroffene Einrichtung sey die Folge einer *wahren, übernatürlichen und wunderbaren Offenbarung Gottes*. So wie das Evangelium Jesu eine übernatürliche Wohlthat Gottes ist: so ist auch die Hülfe, die es uns bey der sittlichen Besserung zeigt, übernatürlich. Es läßt sich daher aus *allgemeinen Gründen* und von der Vernunft allein über die Art dieses göttlichen Beystandes nichts bestimmen, sondern Alles, was denselben betrifft, muß aus den *Erklärungen Gottes selbst* in der heil. Schrift hergeleitet werden, wiewohl es allerdings mit den Grundsätzen und Aussprüchen der Vernunft verglichen, und nach denselben geprüft werden darf und soll. Das *Evangelium selbst* ist seiner Natur und Bestimmung nach ein göttliches Hülfsmittel der Besserung, ein Beystand Gottes zum Guten, und dafür wird es auch ausdrücklich in der Schrift ausgegeben. In Ansehung der *Beschaffenheit der Gnadenwirkungen* wird in der Schrift aufs deutlichste gelehrt, und fast allgemein eingestanden: 1) *dass sie alle an das Evangelium gebunden sind*, und nur vermittelt desselben Statt finden können; wirklich sind auch die Lehren und die historischen Theile des Evangeliums, sammt den Anstalten, Übungen und Gebräuchen, bey welchen das Evangelium seinen Einfluss äußern kann, durchaus so beschaffen, das Gott durch sie die Menschen aufs gründlichste bessern kann. 2) Diese Gnadenwirkungen *verbreiten sich über Alles*, was zu einer *wahren Sinnesänderung* erforderlich ist, und was man gewöhnlich unter den Namen der *Berufung, Erleuchtung, Buße, Bekehrung, dem Glauben, der Wiedergeburt, der Heiligung und Vereinigung mit Gott und Jesus* zu begreifen pflegt. 3) Sie sind *bey jedem Menschen ein einziges, zusammenhängendes, ganz nach den persönlichen Bedürfnissen desselben eingerichtetes Werk*, alle ihre Theile hängen aufs innigste und absichtsvollste zusammen. Streitiger sind andere Fragen. Die Frage: *Ob die Gnadenwirkungen eine von der logisch-moralischen Kraft des göttlichen Worts verschiedene Thätigkeit seyen*, muß bejaht werden. Es giebt Schriftstellen genug, wo eine besondere Wirkksamkeit Gottes bey dem Werke der sittlichen Besserung von der inneren Kraft der Lehre deutlich unterschieden, und als etwas mit derselben Verknüpft vorgestellt wird. Diese Wirkksamkeit Gottes ist freylich *unbegreiflich*; aber die Unbegreiflichkeit kann bey uns Menschen eine sonst glaubwürdige Sache nicht umflößen. Sie steht mit den *Wirkungsgesetzen der menschlichen Seele nicht im Widerspruche*, sie unterbricht die eigene Thätigkeit der Seelenkräfte nicht.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1810.

T H E O L O G I E.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *System der christlichen Moral* von D. Franz Volkmar Reinhard, IV Band. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Man muß das Reich der Freyheit und Sittlichkeit mit der Körperwelt und dem Gebiete der Nothwendigkeit nicht verwechseln. Wir sind als Intelligenzen keiner mechanischen Nothwendigkeit unterworfen, und können also auch nicht nach mechanischen Gesetzen regiert werden. Dieß zeigt sich schon bey dem gewöhnlichen Uingange der Menschen und ihren täglichen Verhältnissen. Durch ihre wechselseitigen Aufseerungen und Handlungen wird die Reihe ihrer inneren Thätigkeiten unaufhörlich unterbrochen und anders gerichtet, und es widerstrebt den Gesetzen der menschlichen Seele keineswegs, fremde, ihre vorige Wirksamkeit störende Vorstellungen von außen heraufzunehmen, und ihr Verhalten danach einzurichten und abzuändern. So ist es auch mit dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen. Gott hat da nicht mit Maschinen, sondern mit vernünftigen, frey wirkenden Wesen zu thun; er muß so auf sie wirken können, wie sie es auf einander zu thun im Stande sind, und eine solche Einwirkung von seiner Seite kann den psychologischen Gesetzen eben so wenig zuwider seyn, als wenn sie von außen her und durch Menschen erfolgt. Da die Menschen noch überdies freye Geschöpfe sind: so war es schlechterdings nicht möglich, die mechanische Naturordnung so einzurichten, daß durch sie alles bewirkt würde, was Gott für jedes menschliche Geschöpf, als der höchste Regierer, thun will und muß. Als Regente muß er mit freyen Wesen in einem freyen Verkehr stehen, und nach den jedesmaligen Bedürfnissen auf sie wirken können. Gnadenwirkungen, wie die Schrift sie lehrt, sind daher nicht bloß denkbar, sondern sogar nothwendig, wenn es eine moralische Weltregierung geben soll. Diese Wirkungen Gottes in der sittlichen Welt sind deswegen keine Wunder. Wirkt Gott in der physischen Weltordnung, wo sich alles nothwendig und nach unabänderlichen Gesetzen entwickelt: so würden freylich Wunder geschehen. Die Gnadenwirkungen aber gehören in die intellectuelle und sittliche Welt; da nun in dieser freye, nach den vorhandenen Bedürfnissen eingerichtete Thätigkeit Gesetz ist und zur Ordnung gehört: so sind

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

jene Gnadenwirkungen keine Ausnahme von der Regel, sondern der Regel gemäß, und mithin eben so wenig Wunder, als das gegenseitige freye Wirken der Menschen auf einander. Da die Gnadenwirkungen nach dieser Theorie nichts Regelloses, Auffallendes und von den gewöhnlichen Veränderungen der menschlichen Seele zu Unterscheidendes sind, sondern sich mit dem zweckmäßigen Gebrauche der Schrift verknüpfen und nur moralische Besserung bezwecken: so ist die Lehre von derselben der Schwärmerey gerade entgegengesetzt. Was aber zunächst durch diese Gnadenwirkungen in der Seele geschieht und hervorgebracht wird, läßt sich gar nicht bestimmen. Mit der Freyheit können sie befehlen: denn sie sind nach der Schrift nicht unwiderstehlich, sie sind an die Wahrheiten des Evangeliums gebunden, und bestehen darin, daß vermittelt dieser Wahrheiten, und durch die damit verknüpften besonderen Einflüsse Gottes, Vorstellungen, Empfindungen und Vorätze veranlaßt werden, durch welche die sittliche Besserung entweder ihren Anfang nehmen, oder befördert und weiter geführt werden kann. Nun steht es aber in der Gewalt des Menschen, wie er sich gegen das Evangelium verhalten, ob er es vernachlässigen oder berücksichtigen, und dadurch den Wirkungen der Gnade mehr oder weniger oder keinen Einfluß bey sich gestatten will. Bey diesen Wirkungen läuft alles darauf hinaus, in dem Gemüthe Vorstellungen zu wecken, welche sich auf wahre Besserung beziehen, sie zu möglichst starken Beweggründen zu machen, und die Kraft, ihnen zu folgen, mitzutheilen und zu erhalten. Nun richtet sich aber die menschliche Freyheit, da sie kein blindes Vermögen seyn soll, allezeit nach Vorstellungen und Beweggründen; allein diese Vorstellungen sind nicht zwingend und nothwendig bestimmend; es bleibt folglich der menschlichen Freyheit auch bey den Gnadenwirkungen überlassen, ob sie die Kraft der vorgehaltenen Beweggründe gelten lassen, und von dem dargereichten Vermögen, ihnen zu folgen, Gebrauch machen will oder nicht. Der Mensch hat es zwar auf keine Weise in seiner Gewalt, die Entstehung solcher Vorstellungen und Anregungen, durch welche die Gnade Gottes seine Besserung anfangen oder befördern will, zu verhindern. Dagegen steht es dem Menschen völlig frey, wie er sich gegen die durch die Gnade entstandenen guten Eindrücke verhalten will. In Absicht auf den Anfang seiner Besserung verhält er sich ganz leidend; denn nicht er ist die Ursache der ersten guten Bewegungen, sondern der Geist Gottes, und er kann

Dd

jenen Regungen nicht ausweichen, sondern muß sie aufnehmen und zum Bewußtseyn kommen lassen, sobald sie in ihm geweckt werden. Aber den Erfolg dieser Regungen bestimmt er eigenmächtig und frey, je nachdem er sie unterhält oder unterdrückt. Wenn gefragt wird, ob die Wirkungen der Gnade von den natürlichen Wirkungen unterschieden werden können: so versteht man unter jenen entweder die einzelnen Acte, durch welche die Seele des Menschen einen guten Eindruck erhält, oder den ganzen durch viele solche Acte hervorgebrachten besseren Zustand. Im ersten Sinne muß die Frage verneint werden. Denn in der Schrift wird niemals ein Merkmal angegeben, durch welches man das Göttliche in einer guten Regung von dem bloß Natürlichen scheiden könnte; die besonderen Umstände, welche an einzelnen guten Regungen vorkommen, und welche man für Merkmale des Göttlichen bey denselben ansehen zu können meint, sind alle so zweydeutig, daß sich mit Sicherheit nichts daraus schliessen läßt. Das Auffallende an einzelnen Rührungen läßt sich aus der eigenen Kraft der menschlichen Seele und den Wirkungsgesetzen derselben begreiflich machen, und oft kommen aus der Tiefe des menschlichen Geistes Wirkungen hervor, die er selbst mit Erstaunen betrachtet, wenn er sie gleich für sein eigenes Werk erkennen muß. Die Gnade hat freylich bey jeder guten Bewegung des Gemüths ihren Antheil, weil wir nach den Belehrungen der Schrift unter einem immerwährenden Einflusse des Geistes Gottes stehen; aber jener Antheil läßt sich in einzelnen Fällen von dem, was die Natur dabey thut, auf keine Weise unterscheiden und absondern. Bey einer guten Regung fließt die eigene Thätigkeit der Seele, die moralische Kraft des Wortes und die Wirksamkeit der Gnade so ganz in einander, daß es völlig unmöglich ist, das Ganze wieder zu zersetzen, und was von jeder dieser Ursachen herrührt, genau zu bestimmen. Im zweyten Sinne aber muß jene Frage bejaht werden. Der ganze gebesserte Zustand überhaupt kann nur ein Werk der Gnade seyn. Übrigens sind solche einzelne Handlungen, welche bloß aus Achtung gegen die Pflicht und aus wahrer christlicher Liebe entsprungen, und bey welchen man sich keines anderen Antriebes bewußt war, unstreitig als ein Werk der Gnade zu betrachten. Sollte man sich dagegen einer Handlung bewußt werden, bey welcher man bloß durch die Neigung und durch Beweggründe des eigenen Vortheils, ohne irgend eine höhere Rücksicht, bestimmt wurde: so hat man eine solche Handlung, wie rühmlich und nützlich sie auch übrigens seyn mag, für eine bloße Ausübung der Natur zu halten.

Der Hauptfehler dieser Theorie, welche wir treu und fast durchaus mit den eigenen Worten des Vfs. dargestellt haben, liegt in einer gewissen inneren Inconsequenz und in einer Unvereinbarkeit ihrer Bestandtheile. Aus allgemeinen Gründen und durch die Vernunft allein soll sich nichts über den übernatürlichen Beystand Gottes zum Guten bestimmen lassen, und er soll ganz allein an das Evangelium Jesu gebun-

den seyn, und nur vermittelst desselben Statt finden können; und doch bestimmt der Vf. Vieles aus allgemeinen Gründen und durch die Vernunft über die Gnadenwirkungen. Er behauptet, daß die Vernunft sie als nothwendig anerkenne, daß sie sich selbst verkennen müßte, wenn sie in dem Gebiete, zu welchem sie uns erhebt, und bey dem Verhältnisse, in welches sie uns mit der höchsten Intelligenz setzt, eine solche freye, aller mechanischen Nothwendigkeit entgegengesetzte Gemeinschaft nicht zugestehen wollte, S. 265; er läßt die Gnade bey jeder guten Bewegung des Gemüths, welche doch auch, wie er selbst nicht in Abrede ist, ohne das Evangelium Statt finden kann, ihren Antheil haben, S. 283. Er läßt zuerst keine Merkmale gelten, an welchen sich die Wirkungen der Gnade im Einzelnen von den Wirkungen der Natur unterscheiden lassen; und doch setzt er nachher das Merkmal fest, daß unstreitig alle Handlungen, welche bloß aus Achtung gegen die Pflicht entsprungen seyn, und bey welchen man sich keines anderen Antriebes bewußt gewesen sey, Werke der Gnade, Handlungen aus bloßer Neigung aber Werke der Natur seyen, S. 289 ff. Er behauptet, es lasse sich gar nichts darüber bestimmen, was durch die Gnadenwirkungen in der Seele des Menschen geschehe und hervorgebracht werde, S. 269; und doch setzt er fest, daß durch sie, in Verbindung mit den Wahrheiten des Evangeliums, Vorstellungen, Empfindungen und Vorätze veranlaßt werden, durch welche die sittliche Besserung angefangen und fortgesetzt werde, S. 272 ff., daß der Mensch sich Anfangs ganz leidend gegen dieselbe verhalte, nachher aber den Erfolg derselben bestimme, S. 275 ff. Außerdem haben wir bey dieser Theorie von den Gnadenwirkungen noch Folgendes zu erinnern. 1) Es wird nun klar, daß der Vf. unter dem übernatürlichen Beystande Gottes zum Guten solche Wirkungen in den Seelen der Menschen versteht, durch welche Gott so auf sie wirkt, wie die Menschen auf einander wirken, durch welche er ihre inneren Thätigkeiten unterbricht und anders richtet, als sie sich für sich selbst gerichtet haben würden, übrigens die psychologischen Gesetze keineswegs abändert und aufhebt, und wodurch er das Gute bey ihnen anfängt und befördert. Diese übernatürlichen Wirkungen Gottes läßt er keine Wunder seyn, unterscheidet sie aber von den natürlichen Wirkungen Gottes zur Besserung der Menschen, welche bey allen äußeren göttlichen Anstalten zur Beförderung der Sittlichkeit eintreten, zur Vorsehung Gottes überhaupt gehören, und in dem Reiche der mechanischen Naturordnung Statt finden. Wir haben schon oben unsere Bedenklichkeiten wider diese Bestimmungen geäußert, setzen aber jetzt noch Einiges hinzu. Es ist nicht einzusehen, warum gerade diese Wirkungen Gottes übernatürlich heißen sollen. Übernatürlich sind alle Wirkungen Gottes, sofern er ein über die Natur erhabenes Wesen, nicht durch ihre Kräfte und Gesetze beschränkt ist und nicht zu ihr gehört. Siehe man aber davon ab, und unterscheidet zwischen natürlichen und übernatürlichen Wirkungen Gottes: so

müßte man, wenn irgend ein bestimmter Unterschied seyn soll, unter den letzten solche verstehen, wobey Gott die Kräfte und Gesetze der Natur durch seine Allmacht abändert, aufhebt, schwächt, erhöht, neue Kräfte und Gesetze, welche gleichfalls Natur heißen können, schafft. Wirkungen Gottes in den Seelen der Menschen, welche ihren angeborenen Kräften und Wirkungsgesetzen ganz gemäß sind, und nichts darin abändern, sind eben sowohl, als andere seiner Wirkungen, natürlich. Auch die Seele hat ihre natürlichen, nothwendigen Gesetze, auch sie hat ihre Physik. Es kommt noch hinzu, daß der Vf., seiner Theorie gemäß, auch diejenigen Wirkungen Gottes zur sittlichen Vervollkommenung der Menschen, welche er *natürliche* nennt; *übernatürliche* nennen müßte, wenigstens in so fern, als Gott durch diese äußeren Anstalten auf das Innere der Menschen wirkt, ihre inneren Thätigkeiten unterbricht, und ihnen eine Richtung giebt, welche sie ohne diese Anstalten nicht genommen haben würden. 2) Die Gnadenwirkungen Gottes sollen in der sittlichen Welt, wo *freye Thätigkeit* Gesetz ist und zur *Ordnung* gehört, keine Ausnahme von der Regel, sondern der *Regel gemäß* seyn. Wir verstehen dies so, daß, da das Freyheitsvermögen kein Gesetz hat, welchem es nothwendig folgen müßte, sondern ein unbestimmtes, von Gesetzen unabhängiges Vermögen ist, es eben deswegen der Natur dieses Vermögens nicht widerspricht, wenn Gott durch seine Gnadenwirkungen ihm eine andere Richtung giebt, als es sonst genommen haben würde, da er hingegen in der mechanischen Naturordnung die ihr vorgeschriebenen nothwendigen Gesetze nur durch ein *Wunder* abändern könnte; Gnadenwirkungen sind demnach keine Wunder und mit der Freyheit vereinbar. Allein dieser Schluß ist tückisch. Die Freyheit ist freylich keinen mechanischen Gesetzen unterworfen, sie ist ein an sich indeterminirtes Vermögen, sie gehorcht gar keinen fremden Gesetzen, sie wirkt bloß durch sich selbst, so oder anders, oder gar nicht, nach Willkühr, hierin besteht ihre Natur oder, wenn man will, ihre Regel; eben deswegen aber streitet es mit ihrer Natur, und ist eine *Ausnahme von der Regel*, wenn sie von einer *fremden Macht* bestimmt wird. Ihre Natur besteht nicht etwa bloß darin, daß sie so oder anders wirken kann, sondern auch darin, daß sie sich *bloß durch sich selbst* bestimmt, und nicht von einer fremden Ursache so oder anders bestimmt wird. 3) Daß die Wirkungen Gottes in den Gemüthern der Menschen zu ihrer Besserung einzig und allein an das Evangelium gebunden seyen, und daß es Schwärmerey sey, solche ohne das Evangelium zu erwarten und zu glauben, S. 238, ist weder den allgemeinen Grundsätzen des Vfs., noch der h. Schrift gemäß. Er statuirt selbst aus allgemeinen Vernunftgründen eine solche Gemeinschaft Gottes mit den Gemüthern der Menschen, und wer sollte sie nicht statuiren, der an einen allwirksamen, allgegenwärtigen Gott glaubt? Schon im A. T. betrachten fromme Propheten und Dichter die Besserung als eine Ausgießung des Geistes Gottes über

die Menschen, und selbst die aufrichtige Reue über das Böse als etwas von Gott ihnen Mitgetheiltes. Im N. T. wird zwar gewöhnlich die Lehre Jesu als die Veranlassung und das Mittel der göttlichen Gnadenwirkungen genannt, doch wird nirgends gelehrt, daß sie ohne dieselbe gar nicht Statt finden können. Das Christenthum lehrt vielmehr einen Gott, welcher überall ist und wirkt, welcher über alle Völker als Vater waltet, welcher die Geister erzieht, welcher Sittengesetz und Gewissen in die Gemüther der Menschen gepflanzt hat, in welchem alle Menschen leben, weben und sind, welcher von keinem ferne ist, und eben deswegen lehrt es auch eine allgemeine Wirksamkeit Gottes in den Gemüthern der Menschen zu ihrer Heiligung.

In der Lehre von den *Beweggründen zum Guten* sind diejenigen, deren sich die christliche Moral bedient, hier mit einer Vollständigkeit ausgeführt und mit einem systematischen Geiste geordnet, wie wohl vorher in keiner Schrift geschah. Sie werden in Beweggründe der Klugheit, des Wohlwollens und der Sittlichkeit eingetheilt, sofern sie entweder von dem physischen oder kosmischen oder absoluten Werthe der wahren Vollkommenheit hergenommen sind. Jede Classe hat wiederum ihre mannichfaltigen Unterabtheilungen. Zu den Beweggründen der Klugheit werden übrigens manche gerechnet, welche freylich auch von Seiten der Klugheit, des Vergnügens und des Vortheils betrachtet werden können, welche aber auch selbst schon Pflichten sind. Dahin gehört es, wenn das Christenthum dadurch zur Ausübung gewisser Pflichten antreibt, weil man dadurch Gesundheit und Leben erhalte, sich Ehre und Achtung der Menschen erwerbe, sich in freundschaftliche Verhältnisse mit Anderen setze u. s. w.

In der Abhandlung über die *Tugendmittel* findet man 1) eine sehr fruchtbare und tief eindringende Entwicklung der Grundsätze, nach welchen der Werth eines Tugendmittels beurtheilt und geschätzt werden muß; 2) genaue Classification der Tugendmittel; 3) wirkliche Aufzählung und Beurtheilung der mancherley Tugendmittel, wobey ihr Werth bestimmt wird, und die Regeln bey dem Gebrauche eines jeden ausgeführt werden. Sehr zu billigen ist es, daß hier nicht nur von den Tugendmitteln, welche in der Natur gegeben sind, welche die bürgerliche Gesellschaft an die Hand giebt, und welche der Gang des menschlichen Schicksals herbeyführt, sondern auch von den mancherley selbstgewählten Tugendmitteln gehandelt wird, welche in der Geschichte vorkommen, welche durch verschiedene Religionen vorgeschrieben worden sind, und deren sich theils ganze Gesellschaften, theils einzelne Personen bedienen haben. Dadurch wird die Brauchbarkeit dieses Werks sehr vermehrt und erweitert, und manche schöne historische Erläuterung veranlaßt. Je mehr man jetzt gewohnt ist, von solchen Tugendmitteln nur mit Leichtsinne, Spott, Inhumanität und Unkunde reden zu hören: desto mehr haben wir uns über diese gründliche Untersuchung gefreut.

Über einzelne Stellen in diesem ganzen Abschnitte von den Tugendmitteln haben wir nur wenig zu bemerken. S. 568 ff. wird von *Ehre und Schande* unter den sinnlichen Tugendmitteln, welche der Lauf unseres Schicksals herbeiführe, gehandelt. Da sollte man denken, daß untersucht werden würde, wie der Besitz der Ehre oder Schande als ein Tugendmittel gebraucht werden könne. In der That aber findet man nur eine Untersuchung, wie Ehre und Schande als *Beweggründe* der Tugend dienen können und sollen. Dem Fasten gesteht der Vf. allerdings hey gewissen Menschen den Werth eines Tugendmittels zu, behauptet aber, daß es durchaus nicht zu einer für ganze Gesellschaften oder Kirchen verbindenden gesetzlichen Vorschrift gemacht werden dürfe, und zwar deswegen nicht, weil durch ein erzwungenes Fasten nicht nur bey Tausenden der moralische Zweck unerreicht bleibe, sondern weil man auch dadurch sogar zu unsittlichen Handlungen und zu mancherley Unordnungen Veranlassung gebe. Allein auch die besten Vorschriften verfehlen oft bey vielen ihre Zwecke, und veranlassen das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Das Fasten kann zwar nicht zur allgemeinen, nothwendigen *Pflicht* gemacht werden; aber es kann, wenn es zweckmäßig eingerichtet ist, ein sehr schicklicher, anständiger; moralisch - wohlthätiger kirchlicher Gebrauch seyn. Es ist besonders nützlich zur Bändigung und Cultur roher, wilder, unmäßiger Nationen und Gesellschaften, welche nicht durch moralische Vorschriften über die Mäßigkeit und Mäßigkeit, sondern durch bestimmte Fastengesetze geleitet werden müssen. Auch bey anderen Nationen und Gesellschaften kann es Nutzen stiften. Es ist ein öffentlicher Ausdruck des Bedürfnisses und des Bemühens, durch Widerstand gegen die Forderungen der thierischen Natur auf eine bestimmte Zeit desto mehr über dieselbe Meister zu werden, und sich der Wichtigkeit der Oberherrschaft des Geistes über den Körper lebhaft bewußt zu werden; es ist eine gemeinschaftli-

che Demüthigung schwacher und selbst strenger Mittel zur Bändigung ihrer Triebe bedürftenden Wesen, es ist ein gemeinschaftlicher Versuch, durch Nüchternheit und Mäßigkeit das Gemüth desto mehr zu sammeln, zur Besonnenheit und Ruhe zu bringen, frommen Rührungen zu öffnen und zu Gott zu erheben. Eben durch seine Gemeinschaftlichkeit macht dieser Gebrauch desto mehr Eindruck, und was das Fasten selbst bey diesem oder jenem nicht thut, wird dadurch, daß es ein angenommener Kirchengebrauch ist, und durch den damit gewöhnlich verbundenen Fastengottesdienst bewirkt. Erzwungen kann ein solches kirchliches Fasten eben so wenig genannt werden, als andere in der Kirche freywillig angenommene Gebräuche. Von dem Mönchsleben spricht der Vf. fast bey jeder Gelegenheit mit großer Verachtung, und behauptet selbst, daß in Klöstern zu allen Zeiten, bey allem Ansehen von Ordnung, die wildesten Ausschweifungen und die größten Greuel Statt gefunden haben. Will man aber nicht allen Glauben an die Menschen und die Geschichte aufheben: so muß man das Letzte leugnen. Es hat wirklich Klöster gegeben, in welchen Gottseeligkeit, Reinheit der Sitten und nützliche Thätigkeit in hohem Grade herrschte. Was übrigens der Vf. den Klöstern Böses nachsagt, mag von ihnen, wie sie jetzt sind, mehr oder weniger gelten. Die alte Mönchsverfassung ist überhaupt veraltet, sie paßt für unser Zeitalter nicht mehr, sie ist ihrer Auflösung fast überall nahe. Deswegen aber ist das Mönchsleben überhaupt nicht durchaus verwerflich. Es giebt eine reinere Idee des Mönchslebens, welche vielleicht unser oder ein entfernteres Zeitalter realisirte, und welche den Vorwürfen des Vfs. nicht ausgesetzt ist, welche sich den reineren und allgemeineren moralischen und religiösen Ideen anschmiegt, und deren Ausführung vielleicht ein Hauptmittel der Wiederbelebung der Religion werden kann. Diese Idee aus einander zu setzen, dazu ist wenigstens hier kein Raum mehr.

aß

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Breslau, b. Korn d. Alt.: *Tägliche Betrachtungen für die Passions- und Oster-Zeit, nebst einem Anhang für die Pfingstwoche, das Trinitatisfest, die Advents- und Weihnachts-Zeit bis zum Schluß des Jahres*, von D. Dav. Gottfried Gerhard, Oberconsistorialrath der breslauer evangelischen Kirchen und Schulen. 1809. 462 S. 8. (1 Thlr. 32 Gr.)

Der am 30. Jul. 1808 verstorbene Vf. der jetzt anzusehenden Schrift hat schon im Jahr 1784 *Betrachtungen für die Passions- und Oster-Zeit* zu Breslau drucken lassen, um, wie er in der Vorrede sagte, die wichtigsten Umstände der Leidensgeschichte Jesu nebst der Lehre von der Auferstehung unseres Herrn und ihren großen Vortheilen in einer ungeschmückten, falschen Schreibart bloß von der Seite vorzustellen, so fern dadurch gute, christliche Gesinnungen erweckt werden können. Diese Betrachtungen sind zu Wien, wie es auf dem Titel heißt, zum Gebrauch der evangelischen Gemeinden A. C. in Wien, ohne alle Veränderung nachgedruckt worden, und da die achte Ausgabe in Breslau vergriffen war, machte

der Vf. Anstalt, sie aufs neue herauszugeben, womit er im J. 1802 zu Ende kam. Er scheint aber dazu nicht sogleich einen Verleger haben finden zu können, zumal da er nicht für gut fand, im Wesentlichen etwas zu ändern, sondern nur etwas am Ausdrucke zu feilen, und die Handlung, welche die erste Auflage besorgt hatte, eingegangen war. Da aber nach seinem Tode sich etwa 130 Subscribenten dazu fanden: so sind nun diese Betrachtungen, so wie sie von dem Vf. 1802 zum Drucke fertig gemacht, und mit einem Anhang versehen worden waren, durch den Sohn desselben herausgegeben worden.

Eine Vergleichung dieser Ausgabe mit der ersten werden die Leser nicht verlangen, und die erste zu beurtheilen kann noch weniger hieher gehören. Rec. will also nur sagen, daß diejenigen, welche die alte ehemals allein gewöhnliche Darstellung der Geschichte vom Tode, von der Auferstehung und Erhöhung Jesu und der Ablichten und Vortheile dieser Begebenheiten gerne beybehalten wollen, darin viel, auch heilsame Erbauung finden werden. Für Andere hat der Vf. nicht geschrieben. Dfr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 A U G U S T , 1 8 1 0 .

J U R I S P R U D E N Z .

HALLB. b. Hemmerde und Schwetschke: *Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafrechtsgesetzkunde.* (Auf einem zweyten Titelblatte: *Handbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts.*) Von D. Carl August Tittmann, kurf. sächf. Ober-Consistor. Rathe (jetzt königl. sächf. Hof- und Justiz-Rathe) in Dresden. I Theil. 1806. XIV u. 466 S. II Theil. 1807. VIII u. 477 S. III Theil. 1809. XIV und 663 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Auch dieses Werk bewährt die schon durch kleinere Schriften dargelegten Kenntnisse und Belesenheit ihres Vf., welche mit einer nicht gemeinen Gabe, selbst die schwierigeren Gegenstände des philosophischen Criminalrechts kurz und falschlich darzustellen, verbunden ist. Dabey ist Hr. T. von übermässiger Systemfucht frey, weshalb auch die Meinungen anders Denkender nicht in jenem vornehmen oder gar renommißischen Tone, der noch immer unsere Literatur nicht selten entehrt, ohne Weiteres verdammt, sondern mit Ruhe und Achtung erwähnt werden. Der Hauptzweck dieses Werkes war, laut der Vorrede zum ersten Theile, praktischen Rechtsgelehrten ein Handbuch zu liefern, in welchem sie nicht nur die im Criminalrechte geltenden Sätze selbst möglichst geordnet, und vollständig, sondern auch die vorzüglichsten Gründe ihrer Gültigkeit vorfinden, und dadurch zugleich eine Übersicht erlangen möchten, auf welcher Stufe der Ausbildung das Criminalrecht gegenwärtig steht. Die Ausführung entspricht dem Zwecke. Das Werk entfernt sich gleich weit von unverständlicher Theorie als von gemeiner und planloser Praxis. Dabey macht es den praktischen Rechtsgelehrten auf eine befriedigende Weise mit der Literatur des peinlichen Rechts bekannt. In Ansehung der Folge der einzelnen Abschnitte hat Hr. T. seine *Grundlinien der Strafrechtswissenschaft* (Leipzig 1800) zum Grunde gelegt. Sonst ist im Ganzen genommen Ton und Haltung wie in dem *quistorpischen* Handbuche. Nur übertrifft Hr. T. seinen Vorgänger durch eine vollständigere und sorgfältigere Bearbeitung des allgemeinen Theils des Criminalrechts, und durch fleißige Benutzung der neuesten Literatur, wodurch bey vielen Verbrechen, insonderheit der Tödtung, dem Diebstahle und den Injurien, auch eine größere Reichhaltigkeit der Materien herbeygeführt worden ist. Mancher wird sogar meinen, daß, zumal

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

bey den eben genannten Verbrechen, des Guten hie und da zu viel gethan worden, und daß, durch die Nebeneinanderstellung einer Menge in wissenschaftlicher Hinsicht oft wenig gehaltvoller Meinungen und Modificationen, ein unbrauchbarer Überfluß, und dadurch eine gewisse Unbestimmtheit in den Resultaten entstanden sey. Allein im Ganzen kann Rec. in diesen Tadel nicht einstimmen. Der Verfasser eines Handbuchs soll uns mit der Summe der geltenden Grundsätze in der von ihm bearbeiteten Wissenschaft bekannt machen. Nun denke man nur an den Zustand des positiven deutschen Criminalrechts. Man erwäge, daß selbiges, ausser der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V, gesetzlicher Quellen fast ganz entbehrt, da das für das Civilrecht so reichhaltige römische Recht hier nur weit sparsamere Ausbeute giebt; daß ferner die *Carolina*, ob mit Recht oder mit Unrecht, kommt hier nicht in Frage, allenthalben durch Interpretation, oder auch *via facti* entkräftet, und also ein deutsches Criminalrecht nur noch in den Schriften der Rechtsgelehrten und den Sprüchen der Rechtscollegien anzutreffen ist; — und man wird sich überzeugen, daß ein Handbuch dieses Rechts keine angenehme Lectüre seyn, daß es nichts anderes geben kann, als was es vorfindet: ein Aggregat von meistens schwankenden Meinungen und Rechtsprüchen, in Beziehung auf die feineren (nicht selten auch auf die gröberen) Begriffs- sowohl als Straf-Bestimmungen. Giebt es etwas anderes: so erfährt der Praktiker zwar, wie es nach einem gewissen Systeme seyn sollte, nicht aber wie es wirklich ist. Verleugnet hat übrigens der Vf. sein eigenes Urtheil nirgends. Es würde indeß viel zu weit führen, bey einem Buche dieser Art jede von ihm vertheidigte Meinung, jede Behauptung, wider welche sich nicht unerhebliche Einwendungen vorbringen ließen, in Anspruch nehmen zu wollen. Eben so wenig kann von der Recension eines solchen Werkes eine genaue Darstellung des Ganzen in allen seinen einzelnen Theilen erwartet werden, wie solche bey Schriften Statt findet, welche besondere Lehren einer Wissenschaft bearbeitet haben, wo es allerdings darauf ankommt zu untersuchen, was die Wissenschaft durch die dem Vf. eigenthümlichen Forschungen und Prüfungen gewonnen hat. Nur Winke und kürzere Bemerkungen sind es, welche Rec. theils über das Ganze, theils über einzelne Stellen, zu geben vermag.

Der erste Band enthält den sogenannten allgemeinen Theil des Criminalrechts, welchem eine kurze Einleitung über den Begriff, die Eintheilungen, Quellen

E e

len und Hülfsmittel dieses Rechts vorausgeht. Hier verwirft der Vf. §. 5 mit Gründen, welche wohl nur auf einem Mißverständnisse beruhen, den Unterschied zwischen *natürlichem* und *positivem* Strafrechte, und vertheidigt die auf dem Titel seines Werkes gewählten Benennungen. Der hierauf folgende rein - theoretische Theil beginnt mit einer Begründung des Rechts zu strafen. Der Vf. ist der Präventionstheorie zugethan, und sucht sie in der Kürze möglichst zu rechtfertigen. Es ist hier nicht der Ort, ihn ausführlich zu widerlegen. Indessen glaubt Rec., der Vf. werde, je mehr er mit dem peinlichen Rechte und dessen Praxis sich beschäftigt, von der Unbrauchbarkeit dieser Theorie, um auf selbige ein positives Criminalrecht im Staate zu begründen, überzeugt werden. Am wenigsten darf ihr der Einfluß bey den Schärfungs - und Milderungs - Gründen zugesprochen werden, welchen ihr der Vf. nicht bloß historisch zuschreibt, sondern auch nach seinem Urtheile gönnt. Es ist dem Gesetzgeber unmöglich, die in unendlichen Abstufungen eintretende Strafbarkeit der Handlungen im Voraus zu berechnen, und, indem er die unwandelbaren, jedoch freylich nur allgemeinen Sätze des natürlichen Strafrechts nunmehr auf einzelne Fälle anwendet, und durch in seinem Staate allgemein geltende Normen auspricht, einen Maßstab aufzufinden, welcher jene Strafbarkeit in allen ihren Gradationen verfolgte. Er muß sich vielmehr mit Hauptclassen begnügen, und überall zwar klare und bestimmte, doch immer nur allgemeinere Regeln aufstellen. Zu solchen Regeln muß er gewisse allgemeine Schärfungs - und Milderungs - Gründe erheben, welche die Philosophie und der gemeine Menschenverstand als solche anerkennt, z. B. Wiederholung des Verbrechens, Jugend u. s. w. Ausser diesen gesetzlich bestimmten Schärfungs - und Milderungs - Gründen aber muß es für den bloßen Criminalrichter keine weiter geben. Die Regel: Die angedrohte Strafe setzt vollkommene Freyheit und Selbstbestimmung voraus; Milderung derselben wird also bewirkt, so oft diese Freyheit auf irgend eine Weise gehemmt war, als welches geschieht durch schlechte Erziehung, Gemüthsbe-
wegung, Gelegenheit, Verführung u. s. w. hat jedesmal das nothwendige Übel zur Folge, daß der Richter vollen Spielraum hat, bald härter, bald gelinder zu erkennen. Es klingt recht schön, dem Richter auch eine Rolle als Psychologen anweisen, ihm auferlegen zu wollen, bey jeder Untersuchung Veranlassung, Bestimmungs - und Mitwirkungs - Gründe genau aufzusuchen und in die ganze Individualität des Verbrechens einzudringen, um nun nach dieser und seiner daraus sich ergebenden Gefährlichkeit das Urtheil zu fällen. Aber niemals muß der Staat unmögliche Dinge möglich machen wollen. Er will es, wenn er solchen seinen Schattirungen, zu deren Entdeckung und richtiger Würdigung nur höchst ausgezeichnete und erfahrene Menschen, und selbst diese nur in seltenen Fällen fähig sind, bey Bestimmung der Strafe Spielraum gestattet. An die Stelle der Psychologie tritt — planlose Willkür, abhängig nicht von den ge-

setzlich bestimmten, sondern von den theoretischen Ansichten der Richter, bisweilen wohl von noch kleinlichen Regungen des Herzens. Niemand glaube, daß unter den gegebenen Voraussetzungen der untersuchende und der erkennende Richter eine bloße Referrir- und Decretir-Maschine werde. Noch immer bleibt ihm genug Nahrung für Herz und Geist übrig, wenn er mit Sorgsamkeit und Treue den gegebenen Fall unter das Gesetz subsumirt. Aber freylich muß ihm dabey ein den Geist der Zeit achtender, möglichst vollständiger, und nach festen Grundsätzen ausgearbeiteter Criminalcodex in die Hand gegeben werden. Das Bedürfnis ist dringend. Was dabey im *Spieler* ist (wirklich dieser Ausdruck ist charakteristisch), ist nicht weniger als Leben und Freyheit, Haß und Gut! So lange aber der Richter auf Gesetze aus allen Jahrhunderten gewiesen ist, die oft einen ganz verschiedenen Geist athmen; so lange er bey ihrer so großen Unvollständigkeit zur analogen Anwendung derselben in jedem Augenblick die Zuflucht nehmen muß, ungeachtet bey der so verschiedenen Individualität derselben die verschiedensten Analogieen mehr oder weniger sich rechtfertigen lassen; so lange endlich Gesetze nicht widerrufen und aufgehoben werden, welche, sollten sie ihren Worten nach noch heut zu Tage zur Anwendung kommen, den erkennenden Richter und die gesetzgebende Gewalt auf eine gewisse Weise vor dem Publicum compromittiren würden: so lange ist an festere Grundsätze bey Bestimmung von Verbrechen und Strafen nicht zu denken.

Nicht unbedeutenden Einfluß hat natürlich Hr. T's. Präventionstheorie auf sein Werk gehabt. Derselbe zeigt sich hauptsächlich bey der Bearbeitung der Lehre von den Schärfungs - und Milderungs - Gründen, im Allgemeinen sowohl Th. 1. S. 322 — 371, als auch bey Aufstellung derselben in Bezug auf die einzelnen Verbrechen 3 B. Th. 2. §. 196. Th. 3. §. 438, 503, 504, 509 und 510, ingleichen bey dem Capitel von dem Begriffe und Zwecke, so wie von der Anwendung der Strafen Th. 1. S. 97 bis 148 auf eine nach Rec. Urtheil nicht günstige Weise. Wahr ist es jedoch, was der Vf. selbst in der Vorrede bemerkt, daß dieses seinem Werke als *Handbuch* keinen wesentlichen Nachtheil bringt. Denn die Praxis hat aus allen Theorien wenigstens die Milderungsgründe zusammengesammelt. Gedacht mußte ihrer also schon in einem solchen Handbuche werden. Nur würde eine andere Theorie des Strafrechts eine andere Beurtheilung dieser Praxis von Seiten des Vfs., auch wohl bisweilen andere Anordnung der Materialien herbeygeführt haben. Daß endlich den Gesetzgebern wirklich die sogenannte Androhungstheorie weit mehr vorgeschwebt habe, als die Präventionstheorie, ist gewis. Um selbige in ihren Würden zu erhalten, ist auch keinesweges eine so specielle Kenntniß der Strafgesetze nöthig, wie Hr. T. in der Note i, §. 27, verlangt. Doch kann Rec. dieses hier nur andeuten, um noch einigen Raum zu einzelnen Bemerkungen zu erübrigen.

Die §. 36, Note c berührt die Frage hat die neueste Zeitgeschichte für die Praxis wieder sehr wichtig gemacht. Rec. hat zufällig Gelegenheit gehabt, ein Urtheil, wenn er nicht irrt, von einem wittenberg. Spruchcollegio zu sehen, wo Mehreren, welche mit vollem Vorfatze einen französischen Soldaten erschlagen hatten, ohne daß dieser selbst vorher an dem Thätern durch Plünderung oder Gewaltthätigkeiten sich vergangen hatte, nur eine kurze Zuchthausstrafe zuerkannt wurde, weil der Todtschlag in den ersten Schreckenstagen, welche bey dem Einmarsche der französischen Armee in Sachsen eintraten, verübt worden war, und die Idee der Unsträflichkeit der Tödtung eines Feindes vorgeschwebt hatte. — Wenn der Vf. §. 59, Not. p sagt: „in Deutschland wird nur noch auf geschärfte Todesstrafen *erkannt*, selbst aus dem 19ten Jahrhunderte könnten Beyspiele hievon geliefert werden!! (?) aber zur *Vollstreckung* kommt es *nicht*“: so widerspricht das demjenigen, was er selbst §. 131, und noch bestimmter §. 208. Not. c, bemerkt. Auch ist insonderheit die Strafe des Räderns eine Strafe, welche noch heut zu Tage, und zwar gar nicht so selten, in Deutschland zur Vollstreckung kommt. — Der §. 61 bezeugte Gerichtsbrauch, wegen Eintreibung der erkannten Geldstrafen von den Erben, ist bey weitem nicht so bestimmt, als man nach dem Vf. annehmen möchte. Ganz singuläre, offenbar unstatthafte Ansprüche in einzelnen Fällen begründen noch keinen Gerichtsbrauch. Schwerlich würde wohl ein Dikasterium bey guter Überlegung besonders nach dem No. 3 angeführten, übrigens von dem Vf. selbst getadelten Grundsatz erkennen. — §. 76 Note w. Der vom Vf. verworfenen Eintheilung in *unmittelbare* und *mittelbare* Ehrlosigkeit entsprechen nicht die Ausdrücke *infamia juris et facti*; sondern die *infamia juris* ist nach der gewöhnlichen aus dem römischen Rechte abgeleiteten Eintheilung entweder *immediata* oder *mediata*; und die *infamia facti* von beider verschieden. — §. 88 Not. c gehört nicht hieher, da der Vf. Provinzialgesetzgebungen nicht berücksichtigen wollte. Das hier angegebene Verhältniß zwischen Geld- und Gefängniß-Strafe, welches mit einem wittenberger Urtheil belegt wird, beruht nicht auf dem Gerichtsbrauch, sondern auf besonderen gesetzlichen Vorschriften in Sachsen. — §. 98 hat zwar Hr. T. richtig bemerkt, daß es kein Nothrecht gebe; allein noch immer bleibt seine Darstellung unrichtig, weil er in einem solchen Falle die That für *zurechnungslos* erklärt. Das ist sie aber im Allgemeinen keineswegs. Denn der Mensch, als vernünftiges und freyes Wesen, kann und soll sich über den Andrang der sinnlichen Natur, sey es auch der heftigste, erheben. Er kann sterben, aber nicht die Rechte Anderer verletzen. Thut er Letzteres dennoch: so ist dieses ihm immer *zuzurechnen*. Aber freylich nur die Herrschaft der *Vernunft* über die Sinnlichkeit kann in einem solchen Falle die Rechtsverletzung verhüten. *Physische* Übel und deren Androhung vermögen nichts. Denn sie können nicht größer seyn, als die Noth selbst, können also nicht auf die Sinnlichkeit wirken, um durch deren Vermittelung, wie

in anderen Fällen geschieht, *Legalität* hervorzubringen. Darum läßt der Staat solche Handlungen, welche übrigens in ihrer vollen Reinheit kaum jemals vorkommen, strafflos. Der Grund dieser Strafflosigkeit ist demnach in dem Gebiete der Ethik und Politik, nicht in dem der Rechtslehre zu suchen. — §. 101 hätte noch deutlicher, als geschrieben ist, bemerkt werden mögen, daß bey dem sogenannten *dolo indirecto* beide Zurechnungsgründe, *Dolus* und *Culpa*, zugleich eintreten; durch eine und dieselbe Handlung also z. B. eine *vorsätzliche* Mißhandlung und eine *verschuldete* Tödtung begangen werde. Um so mehr war dieses nöthig, damit der Leser durch die dem folgenden §. sub b beygefügte Note nicht verleitet werde zu glauben, daß eine solche Concurrenz bey einer und derselben Handlung überhaupt nicht Statt finden könne. — Daß die §. 170. Note g aufgestellte Behauptung, Begräbniskosten könnten als Schadenersatz nicht gefodert werden, richtig sey, bezweifelt Rec. Der durch das Begräbniß herbeygeführte Aufwand ist eine Folge der Tödtung, und diese muß der Verbrecher tragen. Daß der Getödtete doch einmal hätte sterben und begraben werden müssen, ist ein unhaltbarer Einwand. Die Umstände können sehr verschieden seyn, unter welchen in diesem und jenem Falle das Begräbniß erfolgte. Noch gewisser sind die Begräbniskosten zum Ersatz geeignet, wenn der Getödtete unvernünftig war, z. B. wenn selbige von dem Vater bestritten werden mußten. Denn wurde das Kind selbstständig, und erlangte Vermögen: so hatte der Vater niemals nöthig, diesen Aufwand aus eigenen Mitteln zu machen.

Anhangsweise ist noch in dem ersten Theile von dem Sicherungsrechte, der Nothwehr, der Wiederherstellung des entzogenen Gutes, und dem Rechte auf Privatgenugthuung, insbesondere auf Schadenersatz, als besonderen Theilen des Zwangsrechts, außer dem Rechte zu strafen, gehandelt.

Der zweyte und dritte Theil stellt die einzelnen Verbrechen dar. Der Vf. hat hier wieder, so wie in seinen *Grundlinien*, die Eintheilung in *Verbrechen* (Verletzung *angeborener*), und *Vergehen* (Verletzung *erworbener* Rechte) beybehalten. Er unterscheidet ferner *einfache* und *vielfache*, oder *alternative* Verbrechen und Vergehen. Jene sind ihm solche, welche nur *eine* Art von Rechten *aufheben*; diese hingegen solche, welche die Verletzung *mehrerer* Arten der Rechte zur Folge *haben können*. Rec. hat nirgends einen Nutzen von dieser willkürlichen Eintheilung entdecken können. Im Gegentheil, sollte sie wirklich bey Behandlung der einzelnen Verbrechen streng durchgeführt werden: so würden nicht selten gleichartige Vergehen getrennt werden müssen, durch deren Nebeneinanderstellung die Übersicht und der innere Zusammenhang erleichtert worden wäre. Dieses ist dem Vf. wirklich mehrmals begegnet. So gehört gewiß die *Nothzucht* unter die Verbrechen wider die *Freyheit* anderer Menschen, und wäre mit der *Nothigung*, deren der Vf. als eines eigenen Verbrechens gedenkt, in Verbindung zu setzen gewesen. Allein weil die Nothzucht (§. 263) die Andro-

hung einer Gefahr für das Leben oder die Gesundheit enthält: so wird von ihr unter den alternativen, von der Nöthigung (§. 231) hingegen unter den einfachen Verbrechen behandelt. Und doch kann sich der Vf. selbst nicht verbergen, daß auch die Nöthigung sehr verschiedene Zwecke habe, also durch selbige mehrere Arten der Rechte verletzt werden können. Der Raubmord steht unter den einfachen Verbrechen, und beeinträchtigt doch offenbar Leben und Vermögen zugleich. Dasselbe kann bey den Verbrechen wider die Geisteskräfte Statt finden, welchen der Vf. mit Recht einen eigenen Abschnitt, jedoch ebenfalls unter den einfachen Verbrechen, gewidmet hat. Th. 2 S. 118 — 127.

Jetzt noch einige einzelne Bemerkungen auch über diese Theile. §. 182. Not. b, ist wenigstens der Ausdruck verfehlt. Nicht bloß der Begriff einer Tödtung erfordert Aufhebung des Lebens eines Menschen, sondern diese muß auch vorhanden seyn, um jemanden eine Tödtung zurechnen zu können. Ein Verbrechen, welches nicht existirt, kann nicht zugerechnet werden. Eine andere Frage ist es, ob der Gesetzgeber für den Fall, wo der Verbrecher nur um desshalb von weiterer Thätigkeit abstand, weil er den von ihm Verwundeten für getödtet hielt, die Strafe der Tödtung ebenfalls androhen soll, und ob sie entweder nach den Worten, oder doch nach dem Geiste unserer Gesetze in diesem Falle für angedroht zu achten ist. Davon spricht der hieby angeführte Stäbel. §. 189 S. 21 ist zwar richtig, was der Vf. über die Unrichtigkeit der Meinung sagt, wegen einer bloßen Möglichkeit die Gewissheit des Thatbestandes in Zweifel zu ziehen. Allein der zur Befreiung einer solchen Möglichkeitstheorie aus der Analogie entlehnte Grund mit seinen Beyspielen paßt nicht. Denn bey der Brandstiftung ist Gewissheit nöthig, daß es gebrannt hat, bey der Tödtung Gewissheit, daß Jemand getödtet worden ist. Nun brennen zwar alle Feuer, und alle Wunden verwunden. Aber so wie nicht alle Feuer verbrennen oder durch ihre Gewalt zerstören (und das ist bey der Brandstiftung nicht erforderlich): so tödten nicht alle Wunden. Das Tödten gehört aber natürlich zum Thatbestande des Verbrechens der Tödtung. Es muß also, wie der Vf. §. 187 selbst bemerkt, eine tödtliche Wunde vorhanden seyn, welche wieder, ohne daß sie, sey es übrigens über kurz oder lang, den Tod wirklich herbeigeführt hat, nicht denkbar ist. Das Urtheil aber, ob dieses der Fall gewesen sey, bleibt, wie aus dem eigenen Anführen des Vfs. sich aufs deutlichste ergibt, immerhin ungemein schwierig, und hängt mit der Frage: wie ist der Körper des nach einer Verwundung Verstorbenen in seinen Haupttheilen beschaffen? wie ist sein Zustand während der Krankheit gewesen? wie ist er während selbiger behandelt worden? so genau zusammen, daß durch alles dieses oft erst bestimmt wird, ob eine tödtliche Wunde vorhanden sey, oder nicht. Erst aus den Folgen der Verwundungen wird nicht selten auf deren Beschaffenheit, in Beziehung auf die Frage, ob sie für tödtliche zu achten sind, oder nicht, geschlossen, und es muß

auf diese Weise geschlossen werden, weil Wunden, welche die Ärzte den schlechterdings tödtlichen bezeichnen, dennoch je bisweilen geheilt werden, also nach Befinden tödtliche und auch nicht tödtliche sind. Hieraus folgt, daß von anderen Verbrechen auf das der Tödtung kein analogischer Schluss gemacht werden kann. Überdies mag diese Bemerkung mit dazu dienen, darauf aufmerksam zu machen, daß, was auch die Theorie für Regeln aufstelle, einige Ungewissheit in der Praxis hier unvermeidlich bleibt, weil menschliche Kunst und Wissenschaft hier nicht ausreicht. Immer ist es also die unerlässliche Pflicht des Richters, hauptsächlich bey dem Verbrechen der Tödtung mit größter Vorsicht und Genauigkeit zu untersuchen, um auffallende Mängel zu vermeiden. Wo diese, vorzüglich bey der Section, angetroffen werden, wird ein Erkenntniß auf Todesstrafe stets bedeutenden Zweifeln unterworfen bleiben. Die größten Schwierigkeiten treten bey dem Verbrechen der Vergiftung ein, da die Wirkungen des Gifts noch weit weniger erforscht sind, als die der Wunden. Dieses Verbrechen ist von dem Vf. vorzüglich gut bearbeitet worden. Doch ist uns des Vfs. Behauptung §. 255. S. 190 aufgefallen, daß nämlich in den neuesten Zeiten, um wegen Giftmordes auf Todesstrafe zu erkennen, die Gewissheit von einer absoluten Unmöglichkeit, daß die Tödtung durch etwas anderes als durch das Gift hervorgebracht sey, verlangt werde. Rec. ist ein solcher Fall, der wirklich unerhört wäre, noch niemals vorgekommen. — §. 424. Was hier der Vf. sagt, leuchtet Rec. nicht ein. Wer in Beziehung auf eine dem Anderen eigenthümliche Sache die in diesem Eigenthum enthaltenen Rechte stört, der verübt doch wohl ein Vergehen gegen das Eigenthum. Das Eigenthumsrecht schließt unter anderen auch das Recht zum Besitz in sich. Derjenige, welcher mein Pferd heimlich aus dem Stalle führt, um mit selbigem eine, wenn schon übrigens dem Pferde unschädliche Reise zu machen, verhängt nicht, wie der Vf. will, einen Betrug, sondern ein Vergehen gegen fremdes Eigenthum, dessen Rechte er unmittelbar stört. Betrug setzt allemal Verletzung oder Unterdrückung der Wahrheit voraus, wie der Vf. sowohl §. 511, als auch bey Beurtheilung eines anderen Falles §. 446. S. 183 richtig bemerkt. Wo wäre diese hier vorhanden? Selbst wenn der gemachte Unterschied an sich gegründet wäre, sieht man doch keinen Nutzen von ihm. Statt dieser Eintheilung müßte bey der sonstigen Ausführlichkeit des Vfs. etwas mehr, als hier geschieht, über den culposen Diebstahl bemerkt werden können. Wenigstens hätten die Stellen nachgewiesen werden sollen, wo das Nähere über die dabey vorwaltenden Ansichten zu finden ist. Hierher gehören Engelhards Versuch eines allgem. peinl. R. §. 292. Kleinschrods Entwickl. der Grundbegr. und Grundwahrh. des peinl. R. 2 Th. 8. Abhandl. 2 Betr. Grolmanns Biblioth. für die peinl. Rechtswissensch. 1 Th. 2 St. S. 197 ff. Feuerbachs Lehrb. des peinl. R. §. 319 und Kleins Revision der Grundsätze üb. das Verbr. des Diebstahls 1 Th. S. 328 ff. (Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 A U G U S T, 1 8 1 0.

J U R I S P R U D E N Z.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde.* — Von D. Karl August Tittmann u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aufgefallen ist uns, wie der Vf. §. 429 S. 137 auf die Meinung gekommen ist, daß bey Beurtheilung eines Diebstahls an unreifen Früchten der Werth zu berücksichtigen sey, welchen die Früchte künftig zur Zeit ihrer Reife erhalten. Der Vf. dachte gewiß nicht daran, daß, wenn z. B. Jemand im Monat März an der Winterfaat sich vergriffe, um selbige zur Fütterung zu gebrauchen, er den Werth der Erndte bezahlen müßte, ungeachtet der Eigenthümer das beraubte Stück Land wieder mit Hafer bestellt hat, und noch eine zweyte Erndte thut. Dieses Beyspiel leitet schon das rechtliche Gefühl, oder den sogenannten gemeinen Menschenverstand, auf die Irrigkeit der Meinung. Aber auch überhaupt betrachtet, kann ein Werth nicht zur Grundlage dienen, welcher nicht existirt. Eben so wenig kommt es jedoch auf den Werth der Saat, als Gras betrachtet, an, sondern auf denjenigen, für welchen irgend ein Käufer die Saat, wie sie so eben steht, an sich zu bringen geneigt seyn möchte. — §. 430 ist dem Vf. entgangen, daß der Staat Rechte, welche er nicht anerkennt, auch nicht schützt. Diese Erinnerung wird hinreichen, ihn zu überzeugen, daß das widerrechtliche Agio bey Münzsorten, welche einen gesetzlich bestimmten Werth haben, über welchen sie im Staate nicht ausgegeben werden sollen, ungeachtet es täglich geschieht, nicht in Anschlag kommen kann, wenn von der Bestimmung der GröÙe eines Diebstahls die Rede ist, und zwar eigentlich weder in civil- noch in criminalrechtlicher Rücksicht. — §. 432. Wenn drey Personen eine Summe Geldes von 30 Thalern stehlen: so ist *objectiv* ein großer, *subjectiv* ein kleiner Diebstahl vorhanden; so würde Rec. die Sache ausdrücken. Das dabey in der Note c angegebene Beyspiel wäre besser weggeblieben, weil es nicht paßt. Man könnte dem Vf. darauf erwiedern, daß, wenn drey Personen zusammen 10 Flaschen Wein getrunken haben, nach seiner Ansicht 30 getrunken worden wären, weil ja jeder das Ganze getrunken hätte. Ebendeshalb darf bey Bestimmung der Strafe, wo der Werth des Entwendeten den Maßstab abgiebt, auch nach gemeinem Rechte, im Fall eines

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

von Mehreren verübten Diebstahls, nicht jedem Einzelnen das Ganze, sondern nur sein arithmetischer Antheil angerechnet werden, was der Vf., indem er die Sache theoretisch betrachtet, §. 461 S. 231 bestreitet. — Das in der Note q. §. 440 allgemein Vorgetragene ist lediglich in Sachsen üblich, wo es auf besonderen gesetzlichen Vorschriften beruht. Eben so liegen den §. 507, Note e, §. 561, Note w, und §. 564, Note f, angeführten Rechtsprüchen sächsische Provinzialgesetze zum Grunde. Auch der §. 578, Not. n aufgestellte Satz ist nicht gemeinrechtlich, sondern scheint einer besonderen Verfassung der höchsten Landescollegien in Sachsen seinen Ursprung zu verdanken. — §. 444. Not. b. Das Wort *Entfremdung* wird eigentlich nicht bey Diebstählen überhaupt, sondern nur bey Amotionen gebraucht. — §. 446. Sich selbst kann man nicht bestehlen, also auch an den in seinem ausschließenden Eigenthume befindlichen Sachen keinen eigentlichen Diebstahl (*furtum rei*) begehen. Wenn ich von dem Pfandgläubiger die mir eigenthümliche verpfändete Sache heimlich weghole: so verübe ich ein *furtum possessionis*. Wenn ich hierauf noch überdies von ihm den Werth derselben bezahlt erhalte, (was überhaupt nur unter gewissen Umständen denkbar ist): so erfordert dieses eine von der Ergreifung der Sache, die mir lediglich den physischen Besitz derselben verschaffte, ganz verschiedene Handlung. Indem ich also, mit verstelltem Sinn den Werth der Sache, als ob sie dem Gläubiger von einem Dritten gestohlen worden wäre, verlange; ungeachtet ich sehr wohl weiß, daß solches der Fall nicht ist: so verübe ich einen für sich bestehenden Betrug. Bey der Entwendung fremder Sache hingegen erhalte ich den beabsichtigten Gewinn sofort durch Ergreifung der Sache, nicht erst durch deren Verkaufung. Letztere ist ein ganz zufälliger Umstand, wodurch ich nur, statt der Sache selbst, deren Werth bekomme, welchen ich aber schon vorher hatte. Denn *qui rem habet, et pretium habet*. Der Vf. will die hier beschriebene Handlung in ihrer ganzen Folge, als eine einzige, nämlich als ein eigentliches *furtum rei* angesehen wissen, sobald der Thäter sein Eigenthum in der Absicht wegholte, sich dessen Werth von dem Besitzer vergüten zu lassen. — §. 447 handelt der Vf. von der bekannten Frage, was zur Vollbringung des Diebstahls gehöre. Er will, außer den schon sonst bekannten, insonderheit auch von *Klien* in der angeführten Revision etc. dargestellten drey Theorien, nach Anleitung der mit der *klienschen* gleichzeitig erschienenen

F f

erhard'schen Abhandlung: *de furti notione per leges constituta accuratius definienda*, eine vierte begründen. Nach dem Vf. nämlich soll der Diebstahl vollbracht seyn, wenn 1) die Besitzergreifung eine bestimmte Wirkung erhält. Diese soll erfolgen 2) durch Entfernung der Sache von dem Orte ihres Liegens an einen anderen. Diese Entfernung soll 3) eine solche seyn, daß, um die Sache wieder in Besitz des Bestohlenen zu bringen, von Seiten dessen eine neue Besitzergreifung nothwendig werde. Endlich wird 4) bemerkt, daß der bey Nr. 2 erwähnte andere Ort nur in dem Falle im Orte des Diebstahls seyn könne, wenn der Diebstahl an Eiswaaren verübt wird, die gleich auf der Stelle verzehrt werden. S. 83 ff. Rec. kann zwar die Unhaltbarkeit dieser vermeinten Mittelstrafe nicht ausführlich entwickeln; allein er bietet den Vf., an Beyspielen seine Theorie zu prüfen. Schon dadurch, daß er selbst annehmen muß, bey Eiswaaren bedürfe es der Fortbringung der Sache an einen anderen nicht, zeigt es sich, daß dieser als wesentlich angenommene Umstand ein bloß zufälliger sey. Ist denn aber eine neue Besitzergreifung nicht auch in dem Falle nöthig, wenn der Dieb den entwendeten Ring in seinen Stiefel verborgen, oder wenn er ihn wohl gar verschluckt hat? Ist derselbe Fall nicht vorhanden, wenn er die Uhr in seine Tasche gebracht hat? Völlig entsetzt ist hier der Eigenthümer seines Besitzes; er hat die Sache nicht mehr in seinem Gewahrsam. Die vorher mit Nummern bezeichneten Sätze des Vfs., das folgt aus dem bisher Gesagten, heben einander selbst auf. Ausdrücklich erfordert die von dem Vf. jetzt seiner Meinung nach verlassene Lehre, welche *Klein* die Besitzergreifungs-Theorie nennt, die noch charakteristischer aber Besitzentsetzungs-Theorie heißen muß, eine solche Apprehension, mit welcher die vollständige Besitzentsetzung des Anderen verbunden ist. Diese reicht aber auch dem Vf. hin. Das Fortbringen wird freylich in den meisten Fällen, das ist nicht zu verkennen, das sichere Zeichen, oder den zuverlässigen Beweis einer bereits wirklich vollendeten Besitzentsetzung abgeben. Dadurch wird es jedoch nichts Wesentliches. Etwas Anderes ist es, wenn während der Verübung eines Diebstahls z. B. ein Stück Bette aus der Kammer in die Stube getragen worden ist. Hier ist Besitzergreifung und Besitzentsetzung noch nicht vollendet, weil wegen der Natur des Körpers noch eine neue Handlung nöthig wird, um über sie zum Nachtheil des Eigenthümers zu verfügen. Man denke sich: der Eigenthümer tritt, von dem Geräusch erwacht, in die Stube. Der Dieb springt heraus. Um die eingesteckte Uhr mit fortzubringen, bedarf es keiner neuen Kraftäusserung in Beziehung auf selbige, sie ist schon aus dem Besitz und Gewahrsam des vorigen Besitzers. Anders ist es mit dem Bette.

Schließlich bemerkt Rec. noch im Allgemeinen, daß des Vfs. Bemühungen, durch sehr viele Rechtsprüche die von ihm aufgestellten Sätze zu belegen, allerdings Dank verdienen. Nur sind sie nicht selten zu allgemein und unbestimmt, als daß sie, so wie sie

da stehen, Interesse erregen könnten. Z. B. §. 128. Not. z. §. 195. Not. b. §. 208. Not. i. u. a. a. O. Bey der Literatur über das Vergehen des unerlaubten Spiels ist eine diesem Gegenstande eigends gewidmete Abhandlung in dem 2. Bande der *zacharia'schen* Annalen S. 159 ff. nachzutragen, die zwar hauptsächlich auf Sachsen berechnet, doch auch für das gemeine Recht nicht unbrauchbar ist.

Nicht angezeigte Druckfehler finden sich §. 61. Not. e, wo statt: *si reus se* zu lesen ist: *si reus vel*. §. 74. Not. z. lies *leidlicher* st. *leidiger*. §. 250 *veneficium*. Die z. B. Th. I, S. 232. 252 u. 253 gebrauchten Ausdrücke: *Zustände*, *gewolkt* werden st. *beabsichtigt* werden, so wie die *gewolte* Rechtsverletzung, sind sprachwidrig. — Der noch nicht erschienene vierte Theil wird sich mit dem gerichtlichen Verfahren in peinlichen Sachen beschäftigen und das Werk beschließen. Wir freuen uns auf diese Vollendung eines so vorzüglichen Werks, welches, wenn nicht die Ansichten der Dinge durch Vorschritte der Gesetzgebungen in Deutschland sich allzusehr verändern, gewiß mehrere Auflagen erleben wird.

K. W.

CASSEL, gedr. b. Aubel: *Instruction sur le Notariat* (avec approbation du Gouvernement). (Mit gegenüberstehendem deutschen Titel; französisch und deutsch). 1809. Tom. I. 285 S. T. II. 418 S. 8. (Vf. ist Hr. A. Fourmont)

Der Richter, sowohl in Frankreich als im Königreich Westphalen, hat, mit wenigen Ausnahmen, lediglich die Verpflichtung, Recht zu sprechen. Die Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit liegen außerhalb seiner Geschäftssphäre. Zur Verwahrung dieser Gerichtsbarkeit sind eigene Beamte vom Staate angeordnet, welche *Notarien* heißen. Sie sind also in Frankreich und dem Königr. Westphalen förmliche *Gerichtspersonen*, die dazu angestellt sind, schriftliche Aufsätze aller Art, welchen die Parteyen die Eigenschaft öffentlicher Urkunden geben wollen oder müssen, abzufassen, das Datum derselben in Gewissheit zu setzen, sie bey sich aufzubewahren, und davon sowohl *executorische Ausfertigungen* als bloße Abschriften in glaubhafter Form zu ertheilen. — Das königl. Decret vom 17ten Febr. 1809 organisirte das Notariatswesen, und jetzt (Nov. 1809) ist solches im ganzen Umfange des Königr. Westphalen zur vollkommensten Ausübung gebracht. Bey der Unbekanntheit des französischen Notariatsinstituts in Deutschland, welches dem westphälischen fast überall zum Vorbilde gedient hat, und wegen seines genauen Zusammenhanges mit dem *Cod. Nap.* und der *Process-Ord.*, zum Vorbilde dienen mußte, hält Rec. es für zweckmäßig, die vorzüglichsten Dispositionen der westphäl. *Notariats-Ordnung* in einer gedrängten Übersicht darzustellen. — Es werden die Notarien auf Lebenszeit vom Könige ernannt, und können ihres Amtes nur durch ein Urtheil des Districts-Tribunals ihres Wohnsitzes entsetzt werden. Definitiv erhalten sie jedoch ihre Anstellung

auf Lebenszeit erst nach einer dreyjährigen Dienstprobe. — Der Staat giebt ihnen keine Befoldung. — Sie dürfen, in der Regel, ihre Dienste nicht verweigern. — Sie werden in drey Classen getheilt, nämlich in Districts- und Cantons-Notarien. Die ersten haben ihren Wohnort in den Städten, welche der Sitz eines Tribunals erster Instanz sind; sie können in dem ganzen Bezirke dieses Tribunals ihre Geschäfte ausüben. Die anderen befinden sich in den übrigen Städten oder auf dem Lande, und üben ihr Amt in dem Umfange desjenigen Friedensgerichtes aus, in dessen Bezirk ihr Wohnort gelegen ist. Es ist jedem Notare verboten (bey bestimmten Strafen), außerhalb seines Amtsbezirkes Urkunden aufzunehmen; doch können sich fremde Parteyen zu ihm verfügen. Das Amt eines Notars ist unverträglich mit den Ämtern der Richter, Beysetzer, Secrétaire, königl. Procuratoren und ihrer Substituten, Hypotheken-Auffseher und ihrer Gehülffen, Gerichtsboten (Huissiers), Friedensrichter und ihrer Secrétaire, Steuer-Verwaltungs-Beamten und Policey-Commissaire. Wer zum Notar ernannt werden will, muß Staatsbürger seyn, das 25ste Jahr zurückgelegt haben, und nachweisen können, daß er zwey Jahre auf einer Universität studiret, und eine gewisse (im Gesetze näher bestimmte) Zeit bey einem Notar als Gehülffe (*Clere*) gearbeitet habe. Er ist einem Examen des Districts-Tribunals unterworfen, und wird von diesem eidlich verpflichtet. Die Anzahl der Notarien ist folgendermaßen bestimmt: für Städte von 25000 Einw. 6 bis 7, von 15000 bis 25000 E. 5 bis 6, von 10000 bis 15000 E. 3 bis 5, von 6000 bis 10000 E. nicht mehr als 3, in allen übrigen Städten und den Cantons nicht mehr als 2. Sie sind einer Cautionsleistung von resp. 600 Franken bis 4000 Fr., nach Maßgabe der Population ihrer Residenz unterworfen. Dieser Vorwand wird halb durch baares Geld, halb durch Grundstücke beschossen. Die Caution in Gelde wird an die Reichs-Schulden-Amortisations-Casse eingesendet, und jährlich mit 4 p. C. verzinst. — Für jeden District, und zwar in der Stadt, wo sich das Tribunal befindet, wird eine *Notariats-Kammer* errichtet, um über die innere Disciplin der Notarien des Districts zu wachen. Die Mitglieder der Kammer, deren, in der Regel, acht sind, werden aus den Notarien des Districtes von diesen in einer allgemeinen Versammlung gewählt. Zwey von jenen Mitgliedern treten jährlich, durch das Loos bestimmt, aus. Die Mitglieder der Kammer wählen wieder einen Präsidenten, einen Syndicus, welcher das Amt des öffentlichen Anklägers gegen die angeschuldigten Notarien verwaltet, einen Referendar, einen Secrétaire und einen Cassirer. Die Rechte der Kammer bestehen darin, die innere Ordnung unter den Notarien aufrecht zu erhalten, und die Anwendung von Strafen und andern Disciplinar-Verfügungen zu bestimmen; die Amtsstreitigkeiten unter den N. zu entscheiden und ihnen vorzubeugen; allen Beschwerden und Ansprüchen, welche ein Dritter wider Notarien, wegen ihrer Amtsführung, ma-

chen könnte, vorzubeugen, und sie in Güte beyzulegen, jedoch mit Vorbehalt der bey den Tribunalen anzustellenden Klage; bey Klagen über Bestimmung des Honorars ihr Gutachten an das Tribunal abzufragen; den Notarien die nöthigen Moralitäts-Zeugnisse auszustellen; sämmtliche Notarien des Districts, im Ganzen genommen, in Hinsicht auf ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten und Rechte zu vertreten. Die Strafen, welche die Kammer im Disciplinar-Sachen, ohne daß dagegen eine Berufung Statt hätte, durch ein Erkenntniß bestimmen kann, sind: bloße Mißbilligung, scharfer Verweis, Entziehung des Stimmrechts in der allgemeinen Versammlung, Untersagung des Eintritts in die Versammlung der Kammer, welche bis auf drey Jahr ausgedehnt werden kann. Die Unkosten der Kammer werden von den N. durch bestimmte Beyträge bestritten. — Die *Notariats-Urkunden* müssen entweder von zwey Notarien oder von einem Notar mit Zuziehung von zwey männlichen majorennen Zeugen aufgenommen werden. Die bey der Abfassung der Urkunde selbst zu beobachtenden Regeln sind größtentheils die bisher gewöhnlichen, in der Reichs-Notariats-Ordnung vorgeschriebenen. Doch müssen die Urkunden, um den Zweck der Verwahrung desto sicherer zu erreichen, nicht auf einzelne Blätter, sondern in eigene, von dem Tribunals-Präsidenten auf jeder Seite mit seinem Handzuge versehene und paginirte Register hinter einander weg ohne Lücke geschrieben werden. Von dieser Vorschrift sind einige bestimmte, oft vorkommende, Urkunden und Aufsätze, als Vollmachten, Lebensbescheinigungen u. s. w., ausgenommen. Die Notariats-Urkunden haben vor Gericht, in Gemäßheit des 1319 Art. des C. N. vollkommene Beweiskraft unter den contrahirenden Theilen. Ohne Mitwirkung irgend eines Gerichtes, irgend einer Behörde, oder irgend einer andern Förmlichkeit sind sie *executorisch* (d. h. sie können von einem Huissier, durch die verschiedenen in der Proceß-Ordnung bestimmten Mittel, wirklich vollstreckt werden), sobald sie gleich den Gesetzen und Urtheilen mit der bestimmten Anfangs- und Schluß-Formel versehen sind. Hier ist es, wo sich die große Wichtigkeit des Notariats-Instituts zeigt. Die Urkunde des Notars ist ein wahres, jedoch nur unter den Parteyen geltendes Gesetz. Es wird ohne Concurrenz des Richters vollstreckt. Jemand, der also z. B. eine authentische; d. h. von einem Notar ordnungsmäßig aufgenommene, Schuldverschreibung in den Händen hat, kann nach Ablauf der Zahlungszeit, ohne klagbar zu werden, durch einen requirirten Huissier diese Urkunde vollstrecken und also den Schuldner durch Auspfändung u. s. w. zur Zahlung zwingen lassen. Wird indeß eine Notariats-Urkunde als unächt angegriffen (*argué de faux*): so wird deren Vollstreckung, in dem Fall einer Hauptklage auf die Unächtheit, aufgeschoben, sobald dieses das Tribunal verordnet. — Hiedurch ist also allem Mißbrauche um so mehr vorgebeugt, da nach der Proceß-Ordnung der Prä-

dent, auf einen an ihn geschenehen Vortrag (*sur ré-
féré*), die Execution suspendiren kann. Das Recht,
executorische Ausfertigungen zu ertheilen, steht nur
demjenigen Notar zu, welcher sich in dem Besitze
der Original-Urkunde befindet, gleich viel, ob sol-
che von ihm selbst oder von einem seiner Vorgän-
ger aufgenommen ist. Die Urkunden, Register und
sämmliche officielle Brieffschaften eines gestorbenen,
abgesetzten oder abgedankten Notars gehen auf sei-
nen Nachfolger über. — Aus dieser kurzen, nur
das Wesentliche des 102 Art. enthaltenden königl.
Decrets wiedergebenden Darstellung läßt sich die
Wichtigkeit des westphälischen Notariats-Instituts ab-
nehmen. Bedenkt man, daß die Notarien förmliche
Gerichtspersonen, in Hinsicht der freywilligen
Jurisdiction, sind, daß sie unter einer strengen Auf-
sicht ihrer Kammern, der Procuratoren des Königs,
der Tribunale und des Justizministers stehen, daß
ihre Wahl mit vieler Sorgfalt vorgenommen ist,
daß sie einer Prüfungszeit von drey Jahren unter-
worfen sind, daß sie sogar Caution gemacht haben:
so wird man finden, daß das Gesetz alle mögliche
Vorsicht angewendet habe, um das Publicum vor ei-
nem Mißbrauche ihres Amtes in Sicherheit zu stel-
len. Freylich hatten die bisherigen sogenannten
kaiserlichen Notarien bey weitem nicht die Autori-
tät der jetzigen; aber was für Subjecte befanden
sich unter ihnen? War es nicht fast ein Schimpf,
ein Notarius (wenigstens in manchen Gegenden, vor-
züglich wo die von den Pfalzgrafen creirten haufeten)
zu seyn? — Um so wichtiger nun im Königr. W.
jetzt das Amt eines Notars ist: um so notwendiger
war es, die neu angestellten, denen man, bey
der Unbekanntheit des Instituts, in der Regel wenige
Kenntnisse in ihrem neuen Wirkungskreise zu-
trauen konnte, gehörig in ihren Obliegenheiten zu
unterrichten. Das gegenwärtige, deutsch und fran-
zösisch abgefaßte, und mit Approbation der Re-
gierung publicirte Werk hat diesen Zweck, den es
auch gewiss im Allgemeinen erreichen wird, da es
für die meisten Handlungen eines Notars Formulare
und außerdem manche schätzenswerthe Regel ent-
hält. Da es jedoch (wahrscheinlich von einem fran-
zösischen Rechtsgelehrten abgefaßt) nur solche
Handlungen und Contracte vor Augen hat, die in
Frankreich vorzukommen pflegen, hingegen man-
chen deutschen Vertrag, der doch durch das Gesetz-

buch Napoleons nicht als verboten anzunehmen ist,
als z. B. Meyer-Contracte, Verträge über Altheile,
Abfindung von Bauergütern, Interims-Wirthschaf-
ten u. s. w. gänzlich unberücksichtigt läßt: so wäre
es eines großen Nachtrages fähig, wozu Rec. einen
geschickten Notar des Königreichs W. auffodert.
Auch könnte die Form manches Contracts wohl der
bisherigen deutschen Gewohnheit näher kommend
bestimmt seyn, ohne daß irgend einem Gesetze zu
nahe getreten wäre. Doch solche Abänderungen
werden keinem Notar Schwierigkeiten verursachen,
und selbst die zweckmäßig dargestellten allge-
meinen Regeln des gegenwärtigen Werks werden ihm
dabey zur Norm dienen können. Hin und wieder
möchte jedoch wohl gegen die Abfassung der For-
mulare selbst etwas eingewendet werden können.
So z. B. findet sich S. 204 in dem Formulare zu ei-
nem authentischen Testamente nicht die Erwähnung
der von dem Notar eigenhändig geschenehen Nieder-
schreibung und der geschenehen Vorlesung. Es heißt
nur: *ce fut ainsi fait et dicté au notaire sousigné
par le testateur*; dieses ist aber, da der Art. 972 C.
N. besonders vorschreibt: *il sera fait du tout men-
tion expresse*, und in eben diesem Art. die eigene
Schrift des Notars und die Vorlesung verordnet ist,
nicht hinlänglich. S. *Maleville ad Art. 972*: „*On con-
çoit très bien que le notaire fit écrire par son clerc et
que le testateur lui dictera*.“ Auch selbst die Worte:
„*fait, lu, passé, rédigé*“ ersetzen die nothwendige
Beinerkung: „*écrit par le Notaire*“ nicht, wie die-
ses das französische Cassations-Gericht am 4 Febr.
1808 erkannte: „*attendu que le testament dont il s'agit,
ne contient par la mention expresse, qu'il a été écrit
par le notaire etc.*“ *Jurisprud. du Code
Nap. T. X. p. 591.* — Es bedarf daher das hier
beinerkte, so äußerst wichtige, Formular um so mehr
einer Verbesserung, da die Folgen desselben für ganze
Familien schrecklich seyn können, indem wenigstens
nach jenem Urtheile des Cassationsgerichts ein da-
nach abgefaßtes Testament nichtig seyn würde.
Auch zweifelt Rec. nicht, daß das königl. westphäl.
Appellations-Gericht und der königl. Staatsrath, als
Cassations-Gericht, die Meinung *Maleville's* und des
franz. Cass. G. in dieser Materie adoptiren würden,
da sie dem Gesetze gänzlich conform sind.

F. k.

N E U E A U F L A G E N.

HANNOVER, b. Hahn: *Liebe nach Paulus in Betrachtun-
gen üb. 1 Cor. XIII.* Von Dr. Joh. Jac. Stolz, der Theologie
Prof. u. Prediger an der Martinskirche zu Bremen. Neue
unveränderte Ausgabe. (Auch unter dem Titel: *Predigten
zur Beförderung der Humanität* von Dr. Joh. Jac. Stolz. 1ste
Hälfte) 1810. XII u. 316 S. *Christliche Predigten gehalten
im Jahr 1809. in der Martinskirche zu Bremen.* Von Dr. Joh.
Jac. Stolz, der Theologie Prof. und Pred. (Auch unter dem
Titel: *Predigten zur Beförderung der Humanität*, von Dr.

Joh. Jac. Stolz etc. 2te Hälfte) 1810. XVI u. 610 S. 8.
(1 Thlr. 12 gr.)

ERLANGEN, b. Palm: *Liturgischer Versuch oder deut-
sches Ritual für katholische Kirchen*, von Ludwig Busch, vor-
mals Prediger und Seelsorger bey der kathol. Gemeinde in
Erlangen, jetzt königl. baier. Pfarrer im Landstädtchen Weis-
main im Mainkreise. 2te verbeß. u. verm. Aufl. 1810. XXII
u. 160 S. 8. (14 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 A U G U S T, 1810.

M E D I C I N.

ZWICKAU u. LEIPZIG, b. Schumann: *Handbuch der Wundarzneykunde*, zum Gebrauch für angehende Wundärzte nach den neuesten Grundsätzen bearbeitet. 1805. IV u. 400 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. wurde zur Abfassung dieser Schrift bewogen, weil, wie er in der Vorrede sagt, kein Handbuch unter den vielen vorhandenen für angehende Wundärzte hinlänglich brauchbar ist: denn sie seyen entweder zu weisfichweilig (soll heißen: zu ausführlich), oder zu alt. Er will daher „den angehenden Wundärzten eine kurze, deutliche und vollkommene (soll heißen: vollständige) Übersicht von ihrer Kunst geben, und ihnen die beste, vernünftigste (soll heißen: verkündigste oder zweckmässigste) Behandlungsart empfehlen.“ Der Vf. giebt hiemit der Kritik die Gesichtspunkte an, aus welchen seine Schrift zu beurtheilen ist. Wir wollen kurz untersuchen, wie er sein Wort gelöst hat, und nach seinem Wunsche alles mit Beweisen belegen.

Der Vf. verspricht erstlich, eine kurze Übersicht zu geben, und im Ganzen findet man eine zweckmäßige Kürze beobachtet; indess scheint er doch bisweilen von der Mittelstrasse abgewichen zu seyn, und einige Gegenstände theil. zu ausführlich, theils zu kurz für Anfänger abgehandelt zu haben. Als Belege zu beiden nur ein paar Beyspiele. Zu ausführlich sind, verhältnißmäßig zum Ganzen, abgehandelt: die Augenentzündungen auf 66 Seiten (das ganze Buch hat nicht mehr, als 400 S., und umfaßt die ganze Chirurgie!); die *Hydrocele*, mit den verschiedenen Arten, sie zu operiren; die Operation des Blasen-schnittes nach allen den verschiedenen Methoden auf 13 S., der *Scyrrhus* und Krebs auf 17 S. Gewiss kein Anfänger wird aufgefordert werden, oder sich einfallen lassen, den Blasen-schnitt oder die Operation eines Krebsgeschwürs zu machen; während er im Gegentheil nicht selten einen Bruch, eine Luxation zu behandeln, und vielleicht täglich hartnäckige Fußgeschwüre, Bubonen u. s. w. zu heilen, oder Einspritzungen zu machen haben wird; und doch sind die Luxationen insgesamt auf 4 S., die Bubonen auf 1 S., die Fußgeschwüre in 10 Zeilen, die Einspritzungen in 7, der Nabelbruch in 3—4 Zeilen abgehandelt.

In Hinsicht der Deutlichkeit ist am wenigsten zu erinnern. Nur kleine Nachlässigkeiten findet man, z. B. S. 101 mit einer vorn stumpfen Scheere. Undeutlich ist die Beschreibung des Handgriffs mit dem

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Rarkischen Unterbinder S. 297, und die Beschreibung der Amputation des Unterschenkels mit dem Fleischlappen S. 399. Hieher gehören auch die Nachlässigkeiten des Styls, die nicht so selten sind.

Das dritte, *Vollständigkeit*, könnte man eigentlich von einem Handbuche für Lehrlinge und Anfänger im strengsten Sinne nicht fordern, da die schwierigsten Aufgaben und selteneren Fälle für Anfänger nicht gehören. Indess da der Vf. diese nicht ausgeschlossen, ja sie besonders ausführlich abgehandelt hat: so kann man mit Recht erwarten, daß er um so vollständiger in den übrigen sey. Aber hier läßt sich eine bedeutende Nachlese halten. Wir führen zum Beweise nur Folgendes an: die Entzündung der Prostata, der Vorhaut, des Hodensacks, des Zahnfleisches; die Geschwülste von mechanischen Ursachen entstanden, die lymphatischen, rheumatischen, arthritischen, podagriscen, Blut- und Luft-Geschwülste; die Feigwarzen; das Nasengeschwür; die syphilitischen Halsgeschwüre; die lymphatischen Geschwüre und andere, bey deren Behandlung besonders der Anfänger einer speciellen Anleitung bedarf. Unter den Brüchen und Vorfällen fehlen auch einige, z. B. der Blasen-Leberbruch, der *prolapsus umbilici, vesicae urinae*. Unter den Fracturen vermißt man die Fractur des Brustbeins, der Handknochen; bey den Krankheiten der Genitalien fehlen die Blennorrhagie und Blennorrhöe beider Geschlechter, die *incurvatio penis*, die Vorwärtsbeugung der Gebärmutter, die Seitenlage derselben. Auch unter den Operationen fehlen einige. Am wenigsten aber scheint dieses Handbuch in Hinsicht derer, für welche der Vf. es ausarbeitete, seiner Bestimmung zu entsprechen. Weit eher würde es einen Leitfaden zu Vorlesungen abgeben, als zu einem Lehrbuche für Anfänger und Lehrlinge geschickt seyn. Denn durchaus findet man mehr das Allgemeine vorgetragen, als das für den Lehrling passende Specielle; mehr die allgemeinen Grundsätze, als die ins Einzelne gehende Darstellung ihrer Anwendung; es ist mehr gesagt, was geschehen soll, als wie es geschehen soll, und doch ist diese letztere dem Anfänger eben so nöthig, als das erstere; die Handgriffe, Cautelen, Rückfichten u. s. w. werden mehr vorausgesetzt, als mitgetheilt. Hiezu hätte der Raum angewendet werden sollen, der weniger zweckmäßig auf die ausführliche Erzählung und Darstellung seltener zusammengesetzter Operationen oder seltener Krankheitsformen gewendet ist. Nur ein paar Belege hiezu: denn das ganze Buch ist der beste Beleg. Z. B. S. 24 sagt der Vf.: „im nöthigen Falle kann man

G g

auch etwas Kampf dazu thun," — wann ist der nöthige Fall? — S. 30. „Die Wahl unter diesen Mitteln richtet sich nach der Beschaffenheit des leidenden Theils," — dies ist viel zu unbestimmt, und setzt schon einen geübten Praktiker voraus. S. 41. „Doch wenn der Abscess an einem Theile ist, wo eine starke Eiterung Gefahr bringen könnte: so muß er so bald als möglich geöffnet werden" u. s. w. — alles zu schwankend für Lehrlinge. S. 135 sagt der Vf.: „so muß man vorsichtig das glühende Eisen anbringen" (welches sind aber die Vorichtsregeln?). S. 140 empfiehlt der Vf. die Moxa oder den Brenncylinder, und anstatt ihn mit einigen Worten zu beschreiben, verweist er auf Stark. Dies geschieht öfters; allein wenn der Lehrling Starks Werk besitzt: so wird er sich schwerlich des Vfs. Handbuch anschaffen. Was der Vf. S. 175 in 10 Zeilen über die Fußgeschwüre sagt, ist an sich äußerst unbefriedigend, für den Anfänger aber ganz und gar unzuweckmässig und unzureichend. S. 267. Die Heilung des Nabelbruchs wird bloß und allein durch folgende Worte abgethan: man lege ein schickliches Bruchband an. S. 379. Von den Einspritzungen wird bloß gesagt: sie sind leicht, und doch ist bey ihnen, wenn sie die erwünschte Wirkung thun sollen, so viel schon in chirurgischer Hinsicht zu sagen. — Doch dies sey genug; leicht könnte diese Aufzählung noch Seitenlang fortgesetzt werden.

Was endlich die *Behandlungsart* anlangt, welche der Vf. empfohlen hat: so scheint er schon deshalb in Anspruch genommen werden zu müssen, daß er alles auf Sthenie und Asthenie reducirt, und dadurch den Anfänger ganz irre führt. Wenn der Anfänger z. B. S. 28 ff. die Vorschrift erhält, bey den nach Quetschungen, Verrenkungen und äußeren Verletzungen entstandenen Entzündungen stärkende Mittel anzuwenden, und doch zugleich die S. 28 angegebenen Zeichen der sthenischen Entzündung, starke Röthe, Geschwulst, Schmerz, Trockenheit, Gespanntseyn, und dabey die Regel findet, hier schwächende Mittel anzuwenden: wozu wird er sich entschließen? Gewiß kann man sich keine schrecklichere Lage denken, als diese, wo man nicht zwischen Mehr und Weniger, auch nicht zwischen Etwas und Nichts, sondern zwischen den grellesten Extremen, zwischen Tod und Leben, zwischen Schwächen und Stärken schwankt. Man muß daher ganz andere Indicationen festsetzen, und diese einseitige Ansicht von Sthenie und Asthenie ganz verlassen. Da diese Ansicht durch das ganze Buch herrscht: so verliert es dadurch viel von seiner Brauchbarkeit für den Anfänger; daher ist die Behauptung S. 30. daß ein Gemisch von schwächenden und reizenden Mitteln ganz widerfönnig sey, ganz im Geiste der Schrift, und doch ganz unrichtig. Sowohl innerlich, als äußerlich werden diese Mittel häufig mit dem besten Erfolge mit einander verbunden, freylich aus ganz anderen Gesichtspuncten und Indicationen! — S. 40 nennt der Vf. die gesunden heranwachsenden Fleischwärtchen *Caroluxurians*, und unterscheidet davon das sogenannte wilde Fleisch.

S. 200 aber kehrt er es gerade um. Nirgends aber giebt er die Ursachen der Hervorwuchung des wilden Fleisches an, und mithin kann er auch nicht die zweckmässigsten Mittel lehren, denn Ätzmittel sind bloß palliativ. S. 199 empfiehlt er, gebrannten Alaun einzutreuhen, wenn die jungen Fleischwärtchen nicht wachsen wollen, und auf derselben Seite läßt er sie mit gebranntem Alaun wegätzen. Die *Ophthalmia gonorrhoeica*, wie der Vf. sie nennt, S. 71, die nach plötzlicher Unterdrückung der Blennorrhagie durch Erkältung entsteht, ist durchaus nicht mit der für identisch zu halten, die durch Berührung des Auges mit Eiter entsteht, wie der Vf. thut; jene ist weit acuter und gefährlicher. S. 108. Eins der besten Mittel, die Entzündung der Brüste zu heben, Kampf, ist nicht angeführt. S. 114. Bey der Hodenentzündung sind innerliche Mittel eben so nöthig, als äußere. S. 116. Bey Verbrennungen ist eiskaltes Wasser, mehrere Stunden lang fortgebraucht, besonders sogleich vom ersten Momente an, das beste Mittel. S. 156 ist *Cicuta* bey Drüsen geschwülsten nicht erwähnt, so wie S. 172 bey syphilitischen Geschwüren Sublimatauflösung und Kalkwasser nicht empfohlen sind; dasselbe gilt auch von unreinen Fußgeschwüren, wo außerdem aromatische Kräuter, Bäder u. s. w. vergessen sind. S. 176. Bey fistulösen Gängen ist die *Solut. Baryt. muriat.* ein sehr zweckmässiges Einspritzungsmittel. Das S. 348 empfohlene Ausfüllen der hohlen Zähne, es sey, womit es wolle, ist immer zu verwerfen. S. 380 bey dem Bougies sind die auflöselichen gar nicht erwähnt. Der Vf. schreibt immer der *promphilitische* Haken — meint er etwa den *bromfieldischen*?

Aus diesem Allem scheint hervorzugehen, daß der Vf. nur unter die Halbgelehrten gehöre, und daß er sich mit den Erfordernissen eines Handbuchs für Anfänger zu wenig vertraut gemacht habe.

ff. ff. ff.

REGENSBURG, b. Montag und Weiss: *Die Zeit- und Volks - Krankheiten der Jahre 1806 und 1807, in und um Regensburg*, beschrieben von Dr. Jac. Christ. Gottlieb Schäffer, fürstl. turn- und tax. Leibarzt u. s. w. 1806. XIV u. 116 S. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift zeugt von eben so richtigen, geläuterten Grundsätzen, als treffendem Scharfsinne, Besonnenheit und glücklichem Takt in ihrer Anwendung und in Ausübung der schwersten aller Künste. Möchten doch recht viele Ärzte dem Beyspiele des Vfs. folgen! In der Vorrede sagt er, der schon über dreißig Jahre ein aufmerksamer Beobachter der menschlichen Natur und ihrer Zufälle ist, daß er durch die Erfahrung die Meinung der grössten Ärzte bestätigt gefunden habe: daß eine Abwechselung der verschiedenen Krankheitsconstitutionen im Allgemeinen Statt finde, und daß dieselbe vor zwanzig Jahren gallicht gastrischer Natur gewesen sey; diese sey hierauf in die schleimige Constitution übergegangen; auf diese sey die nervöse gefolgt, und jetzt herrsche seit ein paar Jahren in seiner Gegend die rheumatische.

Endemische Krankheiten gebe es nicht in der Gegend, aber doch fehle es nicht an Epidemien.

1806. Regensburg zählt gegen 20000 Einwohner, von ihnen starben im J. 1805, 620, im J. 1806, 877, und im J. 1807, 801; überhaupt wurden im Decennio von 1797 — 1806 geboren 7231, und 8074 begraben. Dieses Übergewicht der Gestorbenen setzt der Vf. auf die Rechnung des Kriegs und der Militärspitäler. Von 673 Kranken starben dem Vf. im J. 1806, 26. Eine sehr häufig erwähnte Krankheit ist der *falsche Seitenstich*. Fast in jedem Monate beider Jahre hat der Vf. den falschen Seitenstich beobachtet, nie findet man den wahren ausdrücklich erwähnt. (Ob der Vf. den letzteren von der Lungenentzündung unterscheidet, ist nirgends erwähnt.) Hier erlauben wir uns folgende Bemerkungen. 1) Schon die Benennung *Pleuritis* oder *Pneumonia spuria* ist unschicklich, noch weit mehr aber die Benennung *falscher Seitenstich*. 2) Scheint selbst dieser vom Vf. sogenannte falsche Seitenstich gemeinlich nichts anderes zu seyn, als eine wirkliche Brustentzündung - *Pneumonia*, *Peripneumonia*, *f. pleuritis vera*, habe sie nun die Substanz der Lunge, oder ihre Oberfläche, oder die Pleura u. s. w. befallen. Nicht allein die Symptome, sondern auch die angewendeten Mittel und die Section zeigen dies. Eine Entzündung dieser Theile mit Husten, Schmerz und Fieber ist wohl allemal unter die Kategorie der wahren Brustentzündungen zu rechnen. Wir wollen jetzt die vorzüglichsten Fälle ausheben, und unsere Bemerkungen beysügen. S. 17. Im Februar starb ein 37jähriges Dienstmädchen an einer Verhärtung des linken Ovarii, das mit einer Menge Hydatiden, von denen mehrere weit grösser wie Gänseeyer waren, und 3—4 Pfund Lymphe enthielten, angefüllt war, und welches nach Entleerung des Wassers noch 5 Pfund wog, und größtentheils aus Honig und Speckgeschwülsten, die mitunter carcinomalös waren, bestand. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch zu häufigen Beyschlaf eine chronische Entzündung dieser Theile, und dadurch die Anlage zu solchen Ausartungen entstehen könne. S. 22. April. In einem an Steinschmerzen Leidenden fanden sich bey der Section 3 Steine 7 Loth schwer, die mit einander articulirten und die kleine verhärtete Urinblase ausfüllten. Die Behandlung der Brustentzündung S. 28 ist theils zu unbestimmt angegeben, theils zu unvollständig. Salmiak, Wein, Moschus, Kampfer werden hier neben einander aufgezählt, ohne genau anzugeben, wo und nach welchen Indicationen sie gegeben wurden und nützten; da doch die Erfahrung lehrt, daß sie nicht promiscue gegeben werden können. Das Aderlassen ist nicht erwähnt. Wein scheint selbst bey der mit einem hohen Schwäcchegrad verbundenen Pneumonie auch in kleinen Gaben selten zweckmäßig zu seyn. Rec. sah mehr als einmal eine gehobene Entzündung dadurch allein wiederkehren. — Die Schutzpocken bewahrten sich, sie arteten nicht aus. September. S. 32. Gegen Keichhusten wirkte die *Belladonna* als *Spesificum* zu 3 — 5 Gran alle 2 — 3 Stunden. October. Die Wechsellieber waren zu selten, als daß der Vf.

ihre Verschiedenheit hätte beobachten können; daher scheint das Raisonement S. 38 über die Natur ihrer Entstehung etwas einseitig zu seyn. S. 43. Ein Kind mit einem Wolfsrachen, 1½ Jahr alt (eine Seltenheit, da diese Kinder gewöhnlich zeitig sterben), starb an Darmentzündung.

1807. Der Scharlach endigte sich fast immer mit Wassersucht. Ein 7jähriger Knabe, der über den ganzen Körper geschwollen war, und wegen Beklommenheit des Athems weder liegen noch sprechen konnte, wurde durch folgendes Pulver, das neben Vescicatorien gebraucht wurde, hergestellt: *R. Pulv. Canthar. gr. j. Camphor. gr. jj. Pulv. alter. Plumm. gr. V. P. anod. Dover. gr. vj. Sacchar. albi scr. j. m. div. in vj part. aeq. f. alle 2 St. ein Stück in Roob Juniperi und Spir. mind., mit etwas Tinct. Digit. aeth. versetzt, zu nehmen.* Man sieht, daß der Vf. die zusammengesetzten Recepte nicht scheut, und er hat nicht Unrecht! Hetscher S. 53 ist ein Provincialismus. Die Zufälle und Leichenöffnung zeigen, daß die hier S. 52 ff. erzählte Krankheit eine wahre *Pneumonie*, und keine *Peripneumonia notha* war, wie sie der Vf. nennt. Wein war hier gewiß schädlich. Auch Moschus, Naphtha, *Cort. Chinae*, *Senega* sind nicht so zweckmäßig, als Kampfer, Arnica, Vescicatorien und Einreibungen — und Aderlässe, selbst in der allerletzten Station, wenn schon Röcheln eintritt. Rec. hat dies, so widersinnig es auch scheinen mag, aus wiederholter, über allen Zweifel erhabener Erfahrung. Doch auch *Peter Frank* empfiehlt es, (vgl. *Epit. De cur. h. m. lib. II, p. 162.*) selbst im hohen Alter, bey höchstem Schwäcchegrad! — Selbst bey Recidiven, wo die Kräfte äußerst danieder lagen, hat eine Venesection dem schon halb starren agonisirenden Kranken Luft und Genesung verschafft! S. 62 ff. Eine gute kurze Diagnose der faulichten Bräune, der Lungenlähmung, des Lungenkrampfes, oder des *millerischen Asthma's*, und der häutigen Bräune. Bey letzterer ist das allgemeine Blutlassen nicht erwähnt und nicht empfohlen, und doch ist es eins der heilsamsten Mittel. S. 66. Ein *Steatoma pancreatis* von 8 Pfunden, als Ursache des Todes. Der Vf. giebt aus Erfahrung die Warnung, keine Leichenöffnung des Morgens zu machen, weil zu der Tageszeit die Resorptionsorgane in voller Thätigkeit sind. Er zog sich durch Vernachlässigung dieser Regel einen Schnupfen mit Ausfluß einer stinkenden Feuchtigkeit aus dem einen Nasenloche zu, der mit großer Hartnäckigkeit viele Monate lang dauerte. S. 77. Sehr zu beherzigende Winke, durch zweckmäßige Hautreize nach dem Scharlach die Wassersucht zu verhüten. S. 79. Ein Knabe von 12 Jahren, mit einem Steine am Kopfe verletzt, starb nach 4 Wochen an einer gänzlichen Vereiterung der rechten Hirnhälfte der oberen Halbkugeln. Ein interessanter Fall, der manche Reflexionen erweckt. S. 84. Daß jede Krankheit drey Perioden habe, die des ersten Eindrucks, die gastrische und die des ausgebildeten Übelseyns, scheint noch ziemlich problematisch und etwas unbestimmt zu seyn. Bey vielen Wechselliebern z. B. sind die

Verdauungswerkzeuge nie gestört, ob jene gleich Monate lang anhalten. Es scheint bey den meisten Krankheiten vielmehr die erste Periode in einer abnormen Hautaffection und gestörten Function derselben zu liegen; daher diaphoretisches Verhalten, Brechmittel, die, wie bekannt, auf die Haut wirken, und äussere Hautreize so heilsam sind, und den Nerven- und Faul-Fiebern vorbeugen können. S. 87. Das Rothlaufieber soll allemal mit gastrischen Unreinigkeiten verbunden seyn?? — Gegen den Scharlach empfiehlt der Vf. anfänglich gelind ausleerende Mittel; sie seyen weit zweckmässiger, als schweifestreibende, oder wohl gar Opium; — dies gelte aber nur vom gutartigen Scharlach, bey dem Scharlachfriesel dürfe man nicht ausleerende Mittel, sondern *Valer.*, *Spir. mind.* u. s. w. geben? — S. 99. O gewiss auch bey asthenischer Constitution muss bisweilen zur Ader gelassen werden. S. 100. Zwey Lungenfuchtige rettete der Vf. durch Fontanelle auf beide Arme, China und isländisches Moos. S. 110. Noch ein Beyspiel einer Hirnerschütterung, die erst nach 3 — 4 Wochen tödtlich ward. Im Gehirn war ein Extravasat von Blut. (Nichts ist hier im Anfange zweckmässiger, als Umschläge von kaltem Alcohol. Die Krankheiten, die am meisten vorkommen, waren falscher Seitenstich, wie ihn der Vf. nennt, Scharlach, katarrhalische, rheumatische Affectionen und Fieber, Diarrhöe, Ruhr u. s. w., seltener Wechselfieber.

Der Vf. giebt bey jedem Monate die Hauptkrankheiten an, und untersucht ihre entfernteren und näheren Ursachen und Veranlassungen, bestimmt die Zahl der Kranken und der Genesenen, und hebt endlich die vorzüglichsten und interessantesten Fälle aus, erzählt sie etwas ausführlicher, giebt bey den hauptsächlichsten den Befund der Leichenöffnung an, und streut hin und wieder treffende Bemerkungen ein.

D. DZ.

LEMGO, b. Meyer: *Pharmaceutische Bibliothek für Ärzte und Apotheker.* Herausgeg. von Dr. J. C. Ebermeier. 1 Bd. 1 St. 1805. 2 — 4 St. 1806. 376 S. II Bd. 1. 2 St. 1808. 3 St. 1809. 4 St. 1810. 368 S. 8. (2 Thlr.)

Der Zweck dieser Bibliothek ist, den Apotheker mit der neuen Literatur seines Faches vollständig bekannt zu machen, und dadurch auch den minder Vermögenden in den Stand zu setzen, mit der ferneren

Ausbildung und Vervollkommenung seiner Kunst gleichen Schritt zu halten, wobey vorzüglich auch auf die Anfänger und Lehrlinge der Apothekerkunst Rücksicht genommen wird. Sie soll den Mangel einer grossen Büchersammlung nach Möglichkeit ersetzen und in getreuen Auszügen den Geist der neuen Schriften, das Wesentliche ihres Inhalts angeben, und den Gesichtspunct darzustellen suchen, aus welchem jede Schrift zu betrachten ist. Das Hauptaugenmerk dieses Werks ist ausser der eigentlichen Apothekerkunst auf diejenige Literatur, welche die Apothekerkunst im eigentlichen Sinne zum Gegenstand hat, und folglich auf Naturgeschichte, die pharmaceutische Waarenkunde, auf die officinelle Kräuterkunde, und Physik gerichtet. Es werden allgemein chemische, physikalische, mineralogische und botanische Schriften ausgeschlossen. Da aber auch noch andere, nicht eigentlich für den Pharmaceuten bestimmte Schriften, z. B. medicinische Werke, Reisebeschreibungen u. s. w., oftmals Notizen enthalten, die demselben sehr nützlich seyn können, und die, da diese Werke äusserst selten in seine Hände gelangen, für ihn verloren seyn würden: so wird Hr. E. sich angelegen seyn lassen, diese zu sammeln, und nach Umständen zweckmässige Auszüge davon mitzutheilen.

Die *Bibliothek* zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste unter dem Titel: *Bücheranzeigen*, die Nachrichten von allen neueren pharm. Schriften liefert; die zweyte unter der Rubrik: *Verwischte Aufsätze und Bemerkungen* die pharmaceutischen Gegenstände derjenigen Schriften, die nicht ausschliesslich für den Apotheker bestimmt sind, betrachtet. In dieser Rubrik werden auch pharmaceutische Neuigkeiten, Verordnungen für die Vervollkommenung der Pharmacie in verschiedenen Ländern, kleine Notizen für die Pharmacie u. s. w. ihren Platz finden. — Wenn Hr. E. dieses Ziel stets vor Augen behält, und es zu erreichen bemüht ist: so wird er sich ohne Zweifel um die Pharmacie ein wesentliches Verdienst erwerben, und jeder Pharmaceutiker kann ihm seinen schuldigen Dank nicht versagen, zu dem er unwillkürlich aufgefordert wird. — Eine Aufzählung aller einzelnen hier enthaltenen Recensionen, Aufsätze und Notizen ist mehr für eine Buchhändleranzeige im Intelligenzblatt, als für eine Recension in dieser Zeitschrift geeignet.

A. J.

F O R T S E T Z U N G E N.

Lemgo, b. Meyer: *Eilfter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlands, welcher das 19. Jahrh. u. die Supplemente des 18ten zur 5ten Aufl. des Hn. Hofr. und Prof. Meusel enthält.* (Auch unter dem Titel: *Das gelehrte Deutschland im 19ten Jahrh.*, nebst Supplementen zur 5ten Ausg. desjenigen im 18ten. Von Joh. Georg Meusel. 2ter Bd.) 1810. 708 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.) S. Recens. der ersten Nachträge 1804. No. 234.

Ebendasselbst: *Das gelehrte Deutschland, oder Lexi-*

kon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller. Angefangen von Georg Christoph Hamberger, Prof. der Gelehrten Geschichte auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt von Joh. Georg Meusel, königl. preuss. u. fürstl. quedinburg. Hofr., ordentl. Prof. der Geschichtskunde auf der Universität zu Erlangen u. s. w. 14 Bd. 5te durchaus verm. u. verbess. Aufl. (Auch unter dem Titel: *Das gelehrte Deutschland im 19. Jahrh.*, nebst Supplementen zur 5ten Ausg. desjenigen im 18ten. Von J. G. Meusel. 2ter Bd.) 1810. 708 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.) S. Recens. der ersten Bände 1804. No. 234.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 A U G U S T , 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, ZÜLLICHAU und FREYSTADT, b. Darnmann: *Geist der neuen preussischen Staatsorganisation.* Von Carl Ludwig von Woltmann. 1810. 202 S. 8. (20 Gr.)

Noch ist die neue preussische Staatsorganisation nicht vollendet, noch hat die neue Verfassung und Verwaltung ihr volles Daseyn und ihre Lebendigkeit nicht erhalten, und schon tritt ein Schriftsteller auf, um die Welt mit dem Geist derselben bekannt zu machen! Es hat daher nothwendiger Weise da, wo dieser Geiste nicht gar ein von der Phantasie des Schriftstellers selbst geschaffenes Gebilde ist, nur das Wort, der todte Buchstabe die Quelle seyn können, aus welcher geschöpft worden; hingegen ist von der Wahrheit: An ihren Werken werdet ihr sie erkennen, noch gar kein Gebrauch zu machen gewesen. Wir zweifeln jedoch, daß bey der Methode und bey dem Geiste, der unseren Vf. beseelt, und in dessen Schriften sich darlegt, je eine reine und wahrhafte Darstellung des Geistes dieser oder irgend einer Staatsorganisation von ihm zu erwarten steht, wenn ihm auch eine noch so fruchtbare Quelle flösse. Die übertriebene Vorliebe für metaphysische Ideen und Speculationen, welche sich allenthalben an den Tag legt; der Wahn — anders vermag Rec. es nicht zu nennen — auch die Gegenstände des menschlichen Wissens, welche ihrer Natur nach nur als Erscheinungen und als etwas Concretes betrachtet werden können, als Ideen und als etwas Abstractes behandeln zu müssen; der Glaube, daß Gesetzesformen, Verfassungen und todte, nach allgemeinen metaphysischen Grundsätzen gebildete Institute es sind, von denen der Wachsthum, die Fortdauer und das Gedeihen, oder die Abnahme und der Untergang der Staaten hauptsächlich abhängen, — ein Glaube, welcher dem Historiker von Profession so wenig ziemt, weil die Geschichte, ohne Vorurtheile studirt, es laug und fortwährend lehrt, daß je und allezeit nur Menschen und menschlicher Geist, und menschliches Gemüth es waren, die das Große hervorbrachten, erhielten und zum Untergang brachten — dieses alles dürfte wenig taugen, um eine Staatseinrichtung so zu beurtheilen, und so zu würdigen, als sie nach ihrem Wesen und nach ihren Zwecken beurtheilt werden muß. — Es ist daher um so weniger befremdend, daß es nur sehr wenig ist, was der Vf. jetzt giebt, und der Leser wird, wenn er das Buch gelesen und durchdacht hat,

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

in Verlegenheit seyn, über den Geist und über die wichtigsten Momente der neuen Verfassung sich selbst eine nur einigermaßen befriedigende Antwort zu geben. Denn Declamationen, und oft nur wegen ihrer Schwere, Fälligkeit und wegen der Gezwungenheit in den Wendungen tief scheinende Grübeleien sind es nicht, die uns belehren, die sich unserem Verstande tief einprägen und das Gemüth ergreifen. Dieses Buch gehört daher ganz vorzüglich in die Classe der Werke, mit welchen hauptsächlich drey jetzt sämmtlich in Berlin lebende *hommes de lettres*, hie und da auf ganz verschiedene, und hauptsächlich in Ansehung der Eindrücke, die sie auf das Gemüth des Lesers machen, ganz verschiedenen Weise, aber sämmtlich in gleich schiefer Manier zu ihrer eigenen Freude, und zur Befriedigung derer, die sie nicht verstehen, aber mit geringem Beyfall derer, die sich bemühet haben, in das Wesen der Dinge einzudringen, und denen Wissenschaft, Wahrheit und das sittlich Schöne ihrer selbst wegen theuer und werth sind, die Welt bereichern, und deren Schuld es nicht ist, wenn den Wissenschaften aufs Neue das Gewand angeworfen wird, welches sie zu den Zeiten der Scholastiker entstellte.

Die Feudalität — ein Wort, womit man oft Alles das anzudeuten scheint, was nicht von gestern ist, — ist es nach dem Vf., gegen welche die ganze bisherige Revolution gerichtet, und welche man in Frankreich auf französische, d. h. höchst rasche, in Deutschland auf deutsche oder bedächtige Weise zu vernichten gesucht habe. Jeder Kampf gegen diese Revolution und gegen ihre Partey sey deshalb unglücklich gewesen, weil sich die größere Masse von Intelligenz zu ihren Fahnen gesammelt habe; und das Unglück der herrlichen preussischen Heere — so entscheidet Hr. v. W. von seiner Studier-Stube aus — habe wesentlich darin bestanden, daß in ihnen die Feudalität wider den neuen Geist der bürgerlichen Gesellschaft gekämpft habe. Jetzt suche die preussische Monarchie nach dem Ruin, den sie durch ihn erlitten, diesen neuen Geist zu ihrem Lebensprincip aufzunehmen.

Um die Art, wie dieses geschieht, zu erkennen, hat es der Vf. im ersten Buche mit der philosophischen Ansicht von der Urbestimmung der Staaten zu thun.

Gleichheit und Freyheit sind nach dieser Ansicht zwey unveräußerliche Güter der Menschen; der Staat, welcher bestehen will, muß solche daher vollkommen respectiren. Da jedoch die Individuen unter einander höchst verschieden sind: so entstehe

H h

dadurch eine *Ungleichheit*; diese muß der Staat der Freyheit wegen gleichfalls respectiren, und daraus bilde sich dann für alle Staaten die Grundregel: *Sichert Gleichheit und Freyheit, und ihnen unbeschadet gebt der Ungleichheit und Freyheit Raum zum möglichst hohen Grad der Entwicklung.* Dafs aber der Staat nicht durch gestattete Ungleichheit und Freyheit der Gleichheit, die er heilig bewahren soll, Abbruch thue, dagegen müsse ihn der Grundsatz schützen: *Schaffet keine Ungleichheit, und gestattet solche, welche die Organisation der Einzelnen und die sich entwickelnde Individualität von selbst mit sich bringen.* Nach dieser philosophischen Deduction giebt jedoch der Vf. sogleich selbst zu, dafs diese Grundgesetze, auf welchen das reine Staatsrecht beruhe, den Staaten allein nicht Form, Leben und Dauer geben könnten, dafs vielmehr zu dem reinen Staatsrechte noch das Staatsrecht der Erfahrung hinzukommen müsse, welches nicht nur von jenen abweichend sey, sondern sogar durchaus im Widerspruch mit demselben stehen könne, und oft damit im Widerspruch gestanden habe — wie dieses z. B. bey der erblichen Regierung einer Dynastie der Fall sey —, und dafs man am Ende, da das reine Staatsrecht doch die letzte Instanz bleibe, damit zufrieden seyn müsse, wenn die ihm widersprechenden Institute, die das Staatsrecht der Erfahrung sanctioniren, in dem möglich geringsten Widerspruche mit ihm gestiftet und erhalten würden. Das ganze neu und tiefsinnig scheinende Raisonement enthält also weiter nichts, als den alten Satz: dafs die ewige Gerechtigkeit sowohl, wie der allgemeine Wille der Gesellschaft, es fodere, von keinem Individuum — Bürger — mehr Aufopferung seiner natürlichen Rechte zu verlangen, als von dem anderen, und dafs man überhaupt nicht mehr Aufopferungen von den Mitgliedern verlangen müsse, als gerade nothwendig sey. So ausgedrückt, ist dieser Satz freylich nicht so klingelnd, aber nicht nur weit faßlicher, sondern auch weit fruchtbarer. Denn hier wird nicht blofs eine allgemeine Gleichheit — welche sich auch in den despotischen Staaten des Orients findet — gefodert, sondern eine Gleichheit und Freyheit, die der natürlichen Gleichheit möglichst nahe kommt. Wenn der Vf. die erbliche Regierung zu rechtfertigen sich genöthigt sieht: so ist es mit dem Erbadel ein Anderes. Weil er doch aber auch diesen so ziemlich allenthalben findet und wiederfindet: so erklärt er, dafs *der* Erbadel der beste sey, welcher die wenigste Ungleichheit an die Geburt knüpft. Doch ist es nach Rec. Dafürhalten jetzt noch viel zu früh, auch nur eine Vermuthung darüber hegen zu wollen, dafs bey den constitutionellen Eigenschaften des neuen französischen Adels das Hirngespinnst von adelichem Blute, von adelichen Familien und anderen die Gleichheit störenden Ideen nicht aufkommen werde. Dieses hängt lediglich von der Zeit und dem Geiste ab, welcher in derselben herrschend wird, und es läßt sich da, wo die Gefahr einer Entartung so grofs, wo der alte Geist des Adels noch so wenig erloschen ist, und wo der neue Adel

so oft an Menschen kommt, welche von dem alten Geist noch ganz beseelt sind, nicht leicht vorher sagen, ob die Gesetze des Instituts — *angenommen*, dafs sie wirklich die Tendenz haben, die ihnen unser Metaphysiker zuspricht —, oder ob der Geist der Menschen starker seyn werde. Sehr viel, und mehr als man glaubt, wird nach Rec. Dafürhalten, davon abhängen, was und wie viel der adeliche Particulier als solcher, bey der Repräsentation, und besonders *bey Hofe*, mehr gilt, als der blofs bürgerliche Particulier von gleicher Bildung. Giebt der Adel an sich, also die Geburt, Rechte, welche von den Bürgerlichen zwar erreicht werden können, aber erst durch Verdienste und Staatsämter errungen werden müssen: so ist es beynahe unnöthig, zu vermeiden, dafs nicht das ganze alte Verhältniß wieder eintrete, und die alten Ideen, die keinesweges ganz vernichtet sind, ihre vorige Kraft wieder erhalten. Überhaupt aber wäre es bey der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, für das Glück der Staaten und der Einzelnen zu wünschen, dafs man mehr darauf ausginge, den Frieden zwischen dem Adel und den übrigen Ständen zu befördern, als einen unnützen Vernichtungskrieg, wie auch unser Vf. S. 156 thut, gegen ihn zu führen, da jetzt wohl weniger als je auf diesem Wege etwas Gutes zu erreichen seyn dürfte, man vielmehr gewahr wird, dafs auf adeliche Titel in gewisser Hinsicht eben so viel, und hie und da noch mehr Gewicht gelegt wird, als ehemals, und da man es nicht verkennen kann, dafs der grofs Mann, welcher Europa's Schicksale lenkt, seine Gröfse keinesweges im Niederreißen und Gleichmachen sucht, sondern mit tiefer Weisheit und Kenntniß des menschlichen Herzens, da, wo es nöthig und nützlich, und wo es nur nicht ganz offenbar schädlich ist, das Alte, den Menschen lieb Gewordene, bestehen und wieder aufkommen läßt. Ob übrigens das Staatsrecht der Erfahrung eine Reihe von Versuchen genannt werden könne, das reine Staatsrecht in die Wirklichkeit einzuführen, oder ob es nicht vielmehr eine Reihe von Versuchen darüber sey, in welchen Stücken und in wie weit es sich möglicher Weise aus den Augen setzen lasse, ob es so herrlich und ungemein fruchtbringend sey, dafs man in Deutschland anfangs, Metaphysik und Historie in Verein zu bringen, und ob sich in der wirklichen Welt eine Gegenwart aufthue, welche das Staatsrecht der Erfahrung dem reinen so überaus nahe bringe, darüber will Rec. nicht urtheilen, sondern die Beurtheilung dem unterrichteten, denkenden und ählenden Leser überlassen. Doch ist zu fürchten, dafs die metaphysische Brille den natürlichen und historischen Blick nicht allenthalben genug leiten werde, um mit dem Vf. und einigen seiner Consorten in der Herrschaft der Metaphysik der Welt und den Wissenschaften ein neues Licht aufgehen zu sehen, und in dem Untergang dessen, was sie Feudalität nennen, nicht nur Befreyung von allem Übel, sondern auch gänzliche Vernichtung alles Saamens zum Übel gewahr zu werden.

Im zweyten Buch S. 51, wendet sich die Unter-

suchung näher zum preussischen Staat. Zuerst wird die allgemeinere Verpflichtung zum Waffendienst als Beweis angeführt, daß der wahre Geist die neue Verfassung befehle. Rec. hat sich bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern für die möglich größte Allgemeinheit dieser Verpflichtung erklärt, doch mehr wegen der jetzigen Lage der Dinge als wegen des Wohls der Gesellschaft und wegen der Vortrefflichkeit des Soldatendienstes selbst. Denn es wird doch, um nur ein Beyspiel zu geben, leicht einleuchten, daß ein sechsjähriger Soldatendienst unmöglich eine gute Vorbereitung für Prediger und Lehrer seyn könne, daß es mithin nicht bloß Vorurtheil und Mangel des guten Willens sey, wenn man glaubt, daß der Kriegsdienst nicht, wie die Gottseligkeit, zu allen Dingen nützlich sey. Freylich wird den Politikern, welchen alles, mithin auch die Religion und die ihr bestimmten Anstalten, nur ein gemeines bürgerliches Institut, nur ein Rad in der großen Maschine zu einem bestimmten Zwecke ist, es nicht so dünken. — In wiefern der preussische Staat seinen Bürgern Theilnahme an der Gesetzgebung gestattet, kann noch nicht bestimmt werden. Die Erfahrung möchte auch lehren, daß diejenige Theilnahme an der Gesetzgebung, welche den Bürgern dadurch, daß sie oder ihre Repräsentanten in *Versammlungen* erscheinen und stimmen dürfen, eben so wenig vollkommen seyn kann, als eine zu große Theilnahme für das Wohl des Ganzen erspriesslich ist. Gegen hundert heilbringende Gesetze, welche von den Regierungsbehörden ausgegangen sind, findet sich vielleicht kaum ein einziges, welches von einer Stände-Versammlung — oder wie es sonst heißen mag — ausgegangen wäre, und wie viel Unheil bringende hat die *vox populi*, die nicht hier, — weit eher vielleicht da, wo sie sich einzeln, aber allgemein hören läßt — *vox dei* ist, nicht hervorgebracht; und die wirkliche Geschichte hat doch den Vf. unmöglich lehren können, daß, wie er S. 184 behauptet, der Volkswille natürlich immer auf das Beste, das Heilsamste gerichtet sey, weil es sich nicht denken lasse, daß das Volk sich selbst schaden wolle. Wo Leidenschaften toben, kommt man mit Syllogismen und allgemeinen Schlüssen nicht durch.

Die folgende Beurtheilung des neu organisirten Geschäftsganges in der preussischen Monarchie ist wenig gehaltvoll, und eine jede Beurtheilung *a priori*, die noch dazu selbst hier den Persönlichkeiten so Wenig, der Form so Vieles einräumen will, wird immer etwas sehr Unbefriedigendes bleiben. Doch kommen manche heilsame nicht genug erkannte Wahrheiten vor, z. B. S. 81: „Der Staat kann nie Mittel seyn, und ist wegen der Individuen da, welche in ihm leben; diese sind nicht seinetwegen.“ S. 83: „Darin besteht die höchste Weisheit einer Gesetzgebung und Regierung, daß sie den Punct ausmittelt, wo der Individuen Freyheit mit dem gegen sie nöthwendigen Zwange zusammen trifft; und ohne diese Weisheit, wenigstens das annähernde Streben nach ihr, ist weder achte Liberalität, noch wirkliche Ordnung der Staatsverwaltung möglich.“ S. 93: „Eine sklavische

Ehrfurcht gegen die höheren Staatsbehörden sind der Tod aller eigenthümlichen Entwicklung und Freyheit.“ S. 95: „Nichts ist der Grundbestimmung der Staaten mehr zuwider, nichts widerstrebt so sehr der Ausbildung der Individuen, und bringt an die Stelle der Einheit so gewiss einen trägen Mechanismus, als wenn der todte Buchstabe des formalen Geschäftsganges in einer Verwaltung überhand nimmt.“ Ob aber dadurch, daß die Nation selbst mit in die Verwaltung gezogen wird, diesem Übel vorgebeugt sey, und ob das, was der Vf. S. 96 u. f. darüber sagt, etwas mehr als Declamation sey, wird die Zeit lehren.

Von den einzelnen Bemerkungen ist S. 104 u. f. eine gegen das den Privatpersonen und den Corporationen gelassene Patronatrecht gerichtet, und der Verfasser erklärt sich im Geist der neuen Reformatoren für die Vernichtung aller dergleichen Vorrechte, welche freylich manches Nachtheilige haben, aber doch gewiss nicht alle so vieles, um jedwede kalte Vernichtung zu rechtfertigen. Wenn auch das, was der Vf. über den Wirkungskreis des Oberpräsidenten sagt, nicht ganz von dem Gehalte ist, als er glaubt: so dürfte sich doch die Bemerkung daraus hernehmen lassen, daß es nicht gut und höchst gefährlich sey, wenn der Staat zu ängstlich und zu künstlich durch Institute, Controllen u. s. w. verhüten will, daß nichts in Stockung gerathe, daß die Menschlichkeit niemals hie oder da ein Übel anrichten könne, und daß es unmöglich sey, den Geist und die Persönlichkeit nichts gelten zu lassen. Zu welchen Verirrungen eine metaphysische Systemsucht führe, kann man S. 151 sehen, wo gesagt wird, daß es für einen wirklichen Souverain *unmöglich* sey; Grundeigenthümer zu seyn. Denn daraus folgt doch ganz nothwendig, daß es nie einen wirklichen Souverain gegeben habe, jetzt nicht gebe, und vielleicht nie geben werde. Auch kann aus demselben Grunde, aus welchem der Vf. deducirt, ein Souverain könne kein Grundeigenthum haben, behauptet werden, er könne überhaupt gar kein Eigenthum, auch kein bewegliches Eigenthum haben, kein Geschäft eingehen. Denn man kann ja auch, ohne Grundeigenthum zu haben, solche Schulden machen, die Gefängniß nach sich ziehen. Es ist zu bekannt, aus welchem Grunde der König von Preussen sich zum Verkauf seiner Domainen entschlossen hat, um ein Wort darüber zu sagen, daß es nicht deshalb geschehe, um aufzuhören, ein Fendalkönig zu seyn, und um zur wahren Souverainetät zu gelangen; und Gott bewahre die Welt vor wahren Souverainen, wenn alle die noch keine wahren Souveraine waren, die bisher dafür gehalten wurden. Über Monarchie, ihr Wesen und ihre Vorzüge spricht der Vf. mit Worten, die Wenigen verständlich seyn dürften, und sehr wenig enthalten. Dagegen wird über den Werth und die Gewalt der öffentlichen Meinung viel richtiger und verständlicher gesprochen; nur darf freylich nicht jedes leidenschaftliche wilde Geschrey für die öffentliche Meinung gehalten werden, vielmehr muß dahin gewirkt

werden, daß ein solches Geschrey nicht überhand nehme, welches in Staaten, in denen kein englisches Parlament ist, dadurch am besten geschehen kann, wenn man freymüthige, aber anständige und ruhige Discussionen über öffentliche Angelegenheit zuläßt. Ob es aber, um eine Nationalmeinung zu erhalten, nothwendig sey, daß Jeder, der *sui juris* ist, an den Wahlen der Repräsentanten Antheil haben, und wahlfähig seyn müsse, läßt sich so wenig behaupten, als die Beforgniß, daß auf diese Weise leicht Menschen, die wenig Interesse am öffentlichen Wohl haben, zu viel Einfluß bekommen, dadurch gehoben wird, daß man aus der Mitte der Verwaltungsbehörden und aus dem Corps der Officiere einen beträchtlichen Theil der Repräsentanten wählet. Denn die Erfahrungen unserer Tage haben deutlich genug gezeigt, daß keine Bande stark genug gewesen sind, um der Persönlichkeit und den Leidenschaften dann des Ganzen Gewicht zu halten, wenn ihnen eine freye Wirksamkeit gestattet wird. Es dürfte daher eine ausgemachte Wahrheit seyn, daß weder die Art der Erwählung, noch die Bestimmung über die Eigenschaften, welche zur Wahlfähigkeit gehören, noch irgend ein künstliches Institut, für die Güte einer Nationalversammlung entscheide, sondern daß diese von ganz anderen Um-

ständen, hauptsächlich vom Geist der Regierung und des Volks, und von der Persönlichkeit der Mitglieder abhänge. Eine Wahrheit, von der in England alle verständigen Menschen vollkommen überzeugt sind, und weshalb alle Vorschläge, die nach allgemeinen Grundsätzen so fehlerhafte Art der Wahl und Ernennung der Mitglieder des Unterhauses zu verbessern, welche so oft gemacht sind und noch immer gemacht werden, am Ende so wenig Fortgang gehabt haben, und von den Verständigsten mit so vieler Gleichgültigkeit aufgenommen werden. Nie wird man auch aus der Natur der Sache, und durch eine metaphysische Formel *a priori* bestimmen können, wie viele Repräsentanten, wie viel aus jedem Corps u. s. w. auftreten sollen, wie der Vf. S. 198 glaubt. Der Geist der Menschen läßt sich keinem Calcul unterwerfen, und auch derjenige, „welcher aus einer Hauptidee alle übrigen Gedanken und Regeln entstehen lassen kann, und den Geist der Historie erforscht hat,“ möchte manche von den hieher gehörigen Fragen eben so wenig gut beantworten, als die Metaphysiker in den Zeiten der verschiedenen Nationalversammlungen in Frankreich mit ihren abstracten Theorien und transcendentalen Ideen, etwas Haltbares zu Stande zu bringen vermochten. PN.

K U R Z E A N Z E I G E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Heidelberg und Mainz: *Beyträge oder Vorschläge zur Erleichterung der Menschheit in den bürgerlichen Gesellschaften.* — Erster Beytrag. — Nach der Natur vereinfachtes, folglich leichteres, jedoch hinreichendes und durchaus gleich vertheiltes Finanz- und Steuer-System für Europa, von Portugal bis nach Rußland. — Von einem alten Cameralisten und Lehrer der Staatswirtschaft. 1804. 173 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. ist für die *Natural-Steuer* oder für das *Zehntsystem*, wie er es nennt, weil es das einfachste und beste, weil es weder neu (denn eine fette und zahlreiche Geistlichkeit habe sich lange in Europa davon genährt) noch drückend, und doch zu den Bedürfnissen des Staats allgemein und überflüssig hinreichend sey, wenn man es so, wie in China, bloß durch die Staatsbeamten leiten ließe. Wollte man den Blutzehnten vom Viehe auch noch dazu nehmen: so würde man zu den Bedürfnissen des Staats noch viel weiter hinreichen. Alles Übrige, was keine ganz neuen Erzeugnisse der Erde, nämlich des Mineral-, Pflanzen- und Thier-Reichs sind, müßte, wie in China, von allen Abgaben und Lasten frey bleiben; selbst der Handel und Wandel, Kauf und Gewerbe mit inländischen Natural- oder Kunst-Producten, müßte unbelastet bleiben, weil sie bey der Naturalproduction schon einmal gezehntet sind etc. — Dieses ist größtentheils der Inhalt einer Schrift, bey der man durch Ton, Gang und Gehalt an Schröders fürstliche Schatz- und Rent-Kammer, an die Zeiten Gundlings, Pefcherins, und Ludwig Karls erinnert wird. Es ist sehr gut, daß es der Vf. nicht für möglich hält, die vielen Millionen von Menschen, die unter überspanntem Drucke von Abgaben seufzen, vergeblich um Justiz stehen, bald der Willkühr der Polizeybeamten, bald dem Wucher beschnittener und getaufter Juden Preis gegeben, hier von ungeheuren Kriegsheeren, dort

von übermächtigen Geistlichen (das Werk war 1802 geschrieben) aufgezehrt werden, in einen Tempel des wahren Bürgerglücks (Worte des Vfs.) zu übersetzen, und daß er sich mit Beyträgen und Vorschlägen zu ihrer Erleichterung begnüge, um wenigstens Anderen (welche hat sich der Vf. hiemit gedacht?), die einen Tempel des Bürgerglücks oder eine platonische Republik für möglich halten, zur Aufführung ihres Gebäudes nützlich zu seyn. Der Vf. hat das Motto gewählt: *Natura amat simplicitatem.* Die Eintheilung seines Werks führt schon auf den Doppelsinn des Wortes *Simplicitas* hin. Es besteht 1) aus einer Vorrede, 2) aus einer Einleitung, 3) aus dem ersten Theil, der allgemeine Ausführung des neuen (!) Steuer-Systems überschrieben ist, und dieser erste Theil a) aus dem ersten Capitel: bisheriger Druck Europens, besonders Frankreichs mit unerforschlichen Steuern und dergleichen Abgaben; b) zweytem Capitel: Erleichterung des Volksdrucks durch das Zehntsystem, c) drittem Capitel: Beyspiele von China und anderen Ländern; d) viertem Capitel: Ausführbarkeit und Hinlänglichkeit des Zehntsystems; e) fünftem Capitel: nähere Vergleichung des Systems mit anderen; 4) aus dem zweyten Theile: besondere Ausführungen und Widerlegungen überschrieben, a) aus dem ersten Capitel: allgemeine Einwendungen; b) zweytem Capitel: besondere Inductionen und Beyspiele; c) drittem Capitel: des Nationalconvents Untersuchung über den *Impot en nature*; d) viertem Capitel: schließliche Rechtfertigung der Natural-Steuer oder Zehnt-Systems. Die Beyspiele von China kommen häufig vor. Vielleicht sollen sie die *argumenta ad hominem* seyn, wovon er eins so anführt; der Bauer, der dieses Zehntsystem nicht annehmen wollte, müßte allen Verstand verloren haben. Dieses könnte sogar ein *argumentum tutum* werden, wenn dem Bauer die Liebe dazu eingepriegelt würde. CDD.

F O R T S E T Z U N G E N.

Gmünd, b. Ritter: *Magische Unterhaltungen.* Zweytes Bändchen. Oder: *Taschenbuch für magische Unterhaltung.* Zweyter Jahrgang. 1810. IV und 268 S. Taschenformat. S. Recens. des 1ten Bändchens, 1810. No. 162.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Der technologische Ju-*

gendfreund. Oder: *Unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nothigen Kenntniß derselben, von Bernhard Heinrich Blasche.* Fünfter Theil. Mit Kupf. 1810. 272 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.) S. Recens. des 2ten Theils. 1807. No. 15.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 A U G U S T , 1 8 1 0 .

E N C Y K L O P Ä D I E .

- 1) LEIPZIG, b. Mitzky und Comp.: *Der Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst*. Dargestellt von Karl Friedrich Burdach, Doct. und Prof. der Medicin u. s. w. 1809. VIII u. 70 S. 8. (12 Gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Köhler: *Einleitung in die gesammten akademischen Studien zu Vorlesungen für Ankommende auf die Akademie*, von Georg Niklas Brehm, Prof. der Philos. zu Leipzig. Mein Beytrag zur vierten Jubelfeyer der Universität, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes. 1809. 162 S. 8. (10 Gr.)
- 3) LEIPZIG, b. Schwickert: *Grundriss zu hodegetischen Vorlesungen für angehende Studierende auf deutschen Universitäten*. Von Christian Daniel Beck, Hofrath u. Profess. der alten Literatur zu Leipzig. 1808. 56 S. 8. (4 Gr.)

Was allen Wissenschaften das Siegel der Wissenschaftlichkeit und der Universalität am bestimmtesten einprägt, und was aus jedem einzelnen, der Wissenschaft geweihten Unternehmen den Charakter der Beschränktheit aller Gesichtspuncte und Tendenzen am kräftigsten vertilgt, ist Encyclopädie und das ernste, alle übrigen Studien stets begleitende, Studium derselben. Keine Wissenschaft fodert aber auch von ihrem Bearbeiter eine vielseitigere und tiefer eingehende wissenschaftliche Ausbildung; keine liegt daher weiter ausserhalb des literarischen Wirkungskreises eines gewöhnlichen, auf sein Fach gänzlich beschränkten Facultätsgelehrten, als eben diese. Deutschland erfreut sich vor anderen cultivirten Nationen der universellesten, vielseitigsten Behandlung der Wissenschaften; deutsche Gelehrte widmen sich seltener so ausschliessend einem einzelnen wissenschaftlichen Fache, daß sie den Blick auf das Ganze und auf den Zusammenhang der Theile in diesem verlieren. Für Encyclopädie der Wissenschaften hat es daher unter uns nie weder an studirenden Liebhabern, noch an selbstdenkenden und gelehrten Bearbeitern jemals gefehlt.

Gleichwohl sind wir auch in diesem Theile der Literatur vom Ziele der Vollkommenheit noch weit entfernt. Es ist freylich eine der höchsten und schwersten Aufgaben für den wissenschaftlichen Forscher, deren vollendete Lösung im Ganzen nur nach vielen guten Vorarbeiten im Einzelnen gelingen kann. Viele

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

dieser Vorarbeiter im Einzelnen schliessen aber dem Kreis ihrer Kenntnisse encyclopädisch so ab, ordnen in ihrem, besonderen Gebiete alles nach solchen Gründen, und betrachten alles aus solchen Gesichtspuncten, als ob eben nur ihre Wissenschaft im Mittelpunkt alles menschlichen Wissens läge, oder als ob es gar nur diese Lehre und Wissenschaft, als z. B. Alterthums-wissenschaft oder Naturlehre u. dgl., und sonst weiter nichts Wissens - und Forschens - Werthes ausser diesem ihrem individuellen Kenntniskreis gäbe, wozu auch dieses abgerissene Scheinganze als organischer Theil gehöre, und in seinem organischen Zusammenhang mit dem wahren Ganzen erwogen werden müsse. Solche Particularencyclopädisten (z. B. philologische, medicinische) erschweren vielmehr die Universalencyclopädisten sein Geschäft durch die Einseitigkeit und Beschränktheit der gewählten Gesichtspuncte, Beziehungen und Ordnungsweisen, als daß sie dasselbe erleichterten. Sie wissen allenfalls, wo innerhalb ihres Gebietes ein jedes Besondere hingehöre; diesem Gebiet selbst aber im Ganzen seine gebührende Stelle im vollendeten Ganzen menschlicher Wissenschaft überhaupt anzuweisen, verstehen sie nicht, unkundige Fremdlinge überall, ausser ihrer geliebten, engen Heimath. Ueberdies verdient dasjenige, was diese Gelehrten ein Ganzes nennen, und in seine Theile zerlegen, z. B. die Theologie oder Medicin, als ein Gemisch der fremdartigsten Kenntnisse, welche nur durch das völlig unwissenschaftliche Band Eines zufälligen Gebrauchs für ähnliche Zwecke, oder bey gleichartigen Geschäften des bürgerlichen Lebens, eine gewisse pragmatische, oft sogar bloß conventionelle Einheit der Zusammenstellung erhalten haben, oft nicht einmal den Namen eines Theilganzen oder Haupttheils der Wissenschaft überhaupt, wenn man die letztere aus wesentlichen und dauernden Gesichtspuncten betrachtet, und nach rein wissenschaftlichen Eintheilungsgründen entwerfen und anordnen wollte, sondern es müßte erst selbst in seine verschiedenen gleichartigen Bestandtheile zerlegt, und dann theilweise dem allumfassenden wissenschaftlichen Entwurfe einverleibt werden. Daher zeigen unsere bisherigen Universalencyclopädeen, so tabellarisch sie auch immer erscheinen, doch im Ganzen mehr zufällig gefonderte, der Convenienz dienende, und nach technischen Hinsichten zu einander gereihete Haufen, als ein wahres organisches System, wo das Mannichfaltige aus Einem mit Nothwendigkeit hervorgeht, wo dies Eine die Vollständigkeit dieses Mannichfaltigen rechtfertigt, und Jedem seine bestimmte

Stelle in dem Entwurfe des Ganzen anweist. Die Particularencyklopädeen der bloßen Männer vom Fach liefern daher zwar brauchbare Stoffsammlungen, aber keine in formeller Hinsicht tauglichen Vorarbeiten, die der Universalencyklopädist benutzen könnte, und das wahre Heil dieser Wissenschaft der Wissenschaften scheint darauf zu beruhen, daß der *Philosoph* die ersten Grundzüge des Ganzen nach einer allgemeinen Idee des Geistes und von allen Nebenrückichten auf Herkommen oder Gebrauch unabhängig entwerfe, der *Mann von Fach* aber sich dem Resultat dieser a priori schen Forschung anschliesse, und das ihm näher bekannte Detail der Idee gemäß theilweise ausführe; endlich aber der *Philosoph* diese nach seinem vorläufigen Entwurf verführten Ausführungen des Einzelnen nochmals der Idee unterwerfe, und ihr gemäß zu Einem unzertrennlichen und wesentlichen Organismus ausbilde. Nur durch eine solche Reihenfolge wissenschaftlicher Bemühungen könnte eine Encyklopädie der Wissenschaften zu Stande kommen, welche nicht bloß als historische Kunde, sondern als Wissenschaft der Wissenschaften, den *Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst* (nach dem glücklich gewählten Ausdruck des Vfs. von No. I.) darstellen könnte.

Eine wohlgelungene frühere, particular encyklopädische Schrift des Vfs. von No. 1, nämlich seine *Propädeutik zum Studium der gesammten Heilkunst* (Leipz. 1800), erweckt für diesen Versuch einer Universalencyklopädie kein ungünstiges Vorurtheil. Auch ist sie wirklich kein verdienstloses Erzeugniß. Wenigstens die Tendenz desselben ist rein wissenschaftlich, und es zeigt sich überall ein rühmliches Bemühen, dem störenden Einfluß pragmatischer Nebenrückichten zu wehren, und von den drückenden Fesseln des zufälligen Herkommens sich loszukämpfen. Auch an gelehrter Kenntniß der besonderen menschlichen Disciplinen, die dem Encyklopädisten als mannichfaltiger bildungsfähiger Stoff zu Gebot stehen muß, fehlt es ihm eben so wenig, als an der Kunst, so Vielerley aus Einem Gesichtspunct ohne steife Tabellenform dem Blicke des Lesers gefällig vorzuhalten. Manche neue, glückliche Combination oder Scheidung, manches treffend aufgefaßte Verhältniß wird eine künftige, Encyklopädie der Wissenschaften unseren Vf. verdanken. Die Schwierigkeit des ganzen Unternehmens, welche sich nicht allein in der Gröfse und Reichhaltigkeit ihres Gegenstandes gründet, kennt der Vf. selbst viel zu gut (Vorr. S. VIII f.), als daß er von einer flüchtigen Skizze, einer Gelegenheitschrift zur Bezeugung seiner Theilnahme an der Jubelfeyer der Universität Leipzig — Vollendung erwarten konnte.

Schon die Grundidee des Vfs., alle Classification der Wissenschaften und Künste an die drey Grundbegriffe der *Einheit*, der *Vielfalt* und der *Allheit* anzuknüpfen, führte auf manche mehr gekünstelte und spielende, als naturgemäße Entgegensetzung, wie wenn z. B. (S. 30 f.) das Handwerk der *Vielfalt*, die Fertigkeit der *Einheit*, die Kunst aber der *Allheit* entsprechen soll. Eben so geschieht es wohl nur

diesem geliebten: *Ternarius* zu Gefallen, nicht aber der Sache selbst und dem Zwecke gemäß, wenn alle Bestrebungen des Menschen (S. 5 f.) auf reines Wissen, reines Handeln, und ein durch Wissen bedingtes Handeln zurückgeführt werden, deren das mittlere der Vf. selbst keiner wissenschaftlichen Übersicht fähig erklärt, und welches eine in aller Rücksicht leere Stelle in einem Organismus menschlicher *Wissenschaft und Kunst* einnimmt. Warum beschränkte sich der Vf. nicht lieber auch in der Ausführung auf diesen natürlichen Gegensatz, den der Titel seiner Schrift bezeichnet? Dann müßten aber auch beide Theile, Wissenschaft und Kunst, in einem richtigeren Verhältniß zu einander vorgestellt werden, als es wirklich geschehen ist. In dem Plane der *Wissenschaft* fehlt aber hier vieles, was nicht bloße Fertigkeit im Handeln, sondern ein Gegenstand reines theoretischen Wissens seyn kann, z. B. die ganze Krankheitslehre organischer Körper, und die Lehre von den Verhältnissen der Aussendungen zu dem gesunden oder kranken Zustande derselben, als Arzneymittellehre, Giftlehre u. d. gl., deren Anwendung für praktische Zwecke freylich der Praxis oder der Kunst anheim fällt, als Therapie, Formulare u. d. gl., deren Theorie aber einen Theil der Naturlehre organischer Körper, ausmacht. Eben so wenig dürfte die ganze *Theologie*, unter dem seltsamen Namen der *Hierotechnik*, nebst der *Kritik*, *Hermeneutik*, *Dogmatik* und *Moral* aus dem Gebiet des Wissens ausgeschlossen und in den Kreis der Künste verwiesen werden, da es sich doch wirklich nicht wohl denken läßt, wie z. B. der Begriff von *biblischer Kritik* dem allgemeinen Begriffe der *Hierotechnik*, als der Kunst, die religiösen Gefühle in anderen Gemüthern zu wecken, untergeordnet seyn möge. Sollte aber alles Wissen, was irgend einer Praxis zum Grunde liegt, oder praktisch benutzt werden kann, aus der Rubrik des Wissens weg, in die des durch Wissen bedingten Handelns hin verwiesen werden: so würde die ganze erste Kategorie des Wissens völlig leer bleiben (da alles menschliche Wissen praktisch werden soll und kann), oder bloß dem gänzlich unfruchtbaren Wissen anheimfallen, wozu der Vf. wohl so wenig, als irgend ein anderer Beurtheiler menschlichen Werthes der Wissenschaften, die Mathematik, die Philosophie, die Naturwissenschaft und die Menschenwissenschaft wird herabwürdigen wollen. Wunderlich ist endlich auch des Vfs. Trennung der *Hygiastik* von den Disciplinen der Heilkunst, und beynahe noch seltsamer der Grund, welcher dazu berechtigen soll. Es heist nämlich (S. 52): „Endlich ist es auch nur in dem Mangel an Klarheit der Begriffe und in dem Herkommen gegründet, wenn man die Hygiastik mit zu den Disciplinen der Heilkunst zählt, und dem Arzte zumuthet, nicht bloß die Krankheit zu beseitigen, sondern auch die Gesundheit zu erhalten. Hygiastik bezieht sich nur auf die normale Beschaffenheit, also auf den Menschen, im Zustande der Freyheit, wo er selbst wirken, selbst handeln muß; der Arzt kann daher bloß als Didaktiker, als Lehrer und Rathgeber den Gesunden unterstützen; aber nicht als

Künstler wirken; denn dazu gehört unumschränkte Freyheit; diese hat er bey Heilung der Kranken, und wenn er sie nicht hat, und bloß Rath giebt, unbekümmert, ob er befolgt wird: so ist er nicht Künstler, nicht Arzt, sondern Handelsmann, der um des Gewinnes willen seine Waare absetzt, ohne nach ihrer Benutzung zu fragen. Überdies ist die Hygiastik den eigentlichen Künsten auch deshalb nicht beyzuzählen, weil ihre Ausübung bloß dem Ausübenden und nicht zugleich Anderen zu Statten kömmt." — Verwirrt denn wirklich irgend ein Kranker seine Freyheit, der sich dem Vf. als Ärzte anvertraut? Oder sinnt der Vf. als Arzt seinen Kranken eine solche unbedingte Veräußerung ihrer persönlichen Freyheit an? Wer könnte und dürfte sich ihm auf diese Bedingung anvertrauen? Folgt wohl ein vernünftiger Mensch dem ruhenden Arzte weniger, wenn dieser ihn gegen drohende Krankheiten zu schützen, als wenn er eine gegenwärtige zu heilen sucht? Beruht nicht die Praxis der Hygiastik auf wesentlich denselben Principien, worauf sich die Kunst, Krankheiten zu heilen, stützt? Oder kann wohl selbst das letzte Geschäft unabhängig und getrennt von dem ersten bestehen? Löst sich das Krankhafte des Organismus heilen ohne kunstmäßige Erhaltung dessen, was noch an demselben gesund ist? — Wenn nun der Vf. in dem Bezirke seiner besonderen Wissenschaft und Kunst, in der Medicin, solche Fehlgriiffe that: so darf es kaum befremden, daß er auch die *Rechtskunst* (S. 52 f.) theils, als bloße Kunst, von der Wissenschaft isolirt, theils auch diese lediglich auf den *abnormen* Zustand der Menschen, nämlich im Staate, und auf die Kunst beschränkt, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen; ohne einige Rücksicht darauf zu nehmen, daß es eine nicht minder edle und wichtige Anwendung der Rechtskenntniß gebe, nämlich für den Zweck, allen Störungen des rechtlichen Gleichgewichts möglichst vorzubeugen, und die rechtliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

No. 2 soll den Studirenden theils mit den Wissenschaften und übrigen Dingen, die er zu seiner Bildung auf der Akademie vorfindet, theils mit den Bemühungen bekannt machen, die er zu seiner Bildung anzuwenden hat. Dies sagt der Vf. selbst in der Vorrede. Wie sich übrigens diese Einleitung zu desselben Vfs. *Akademischer Propädeutik zu Vorlesungen* (Leipzig 1799: 8.) verhalte, darüber sagt der Vf. hier nichts, und wir können, da das erstere Werk nicht zur Hand ist, keine Vergleichung der neuen mit der älteren propädeutischen Schrift desselben Vfs. anstellen, sondern müssen diese Einleitung ganz für sich selbst betrachten.

Das Ganze besteht aus Aphorismen, deren jeder zwar mit einem *Gedankenstrich* anhebt, sonst aber außerst wenig Stoff und Anreiz zum Denken giebt. Nichts erhebt sich weder durch seinen Gehalt noch durch die Form über das Gemeine, Alltägliche; nichts athmet freyen, wissenschaftlichen Geist und vermag diesen in Anderen zu erwecken und zu beleben. In dem ersten, theoretischen Theil wird eine

Art von *Encyclopädie* der Wissenschaften aufgestellt, das heist nämlich hier, die gelehrten Wissenschaften werden in *neun Fächer* vertheilt, in das philologische, historische, mathematische, physikalische, philosophische, politische, medicinische, juristische und theologische, ohne daß Jemand erfährt, nach welcher Idee gerade diese 9 Hauptfächer gemacht und gefüllt werden. Genug, Hr. B. sagt (S. 15): „Wir wollen die gesammten Wissenschaften in neun Fächer vertheilen. — Jedes dieser Hauptfächer hat wieder seine eigenen kleinen Fächer, worin die dazugehörigen Hauptwissenschaften, Grundwissenschaften, Hilfswissenschaften und Nebengewissenschaften aufbewahrt werden; wovon der Leser wieder nichts als die Namen, aber weder den Begriff, noch den wissenschaftlichen Grund seiner bestimmten Anwendung auf einzelne Wissenschaften erfährt.“

Der *praktische* Theil betrifft nun die Bemühungen, welche der Studirende auf Akademien anzuwenden hat, und theilt diese in *gelehrte* und in *bürgerliche* Bemühungen ein. In der ersten Rücksicht handelt der Vf. zuerst von dem Studienplan überhaupt, entwirft dann besondere Studienplane für Mediciner, Juristen und Theologen, und zeigt, wie die akademischen Vorträge zu benutzen und mit Privatfleiß zu verbinden seyen. Hier wird nun der Studirende, um binnen drey Jahren ein gelehrter Mann in seinem Fache zu werden, mit so vielerley Vorlesungen halbjährig versorgt, daß man für seinen Privatfleiß sowohl als für seine Gesundheit ernstlich besorgt werden muß. Denn der junge Mediciner soll z. B. (nach S. 96) in seinem ersten Semester Vorträge hören (viertägig) über Logik, Metaphysik, Universalgeschichte, reine Mathematik, allgemeine Naturgeschichte, und (zweytägig) über allgemeine Encyclopädie und Methodologie, allgemeine Literaturgeschichte, Naturgeschichte des Menschen, Ökonomie des menschlichen Körpers, oder Philologie! Alle diese Vorlesungen soll er nun Tag für Tag aufmerksam anhören, brav nachschreiben (denn das ist nach S. 109 eine Hauptsache bey dem Anhören), wiederholen, in Tabellen bringen, sich dabey in Examinatorien, Disputatorien, Conversatorien und Elaboratorien, wie auch im Beobachten, Meditiren, Lesen, Excerptiren, Ausarbeitungen fleißig üben, die Gelehrten, die Bibliotheken und öffentlichen Disputationen häufig besuchen, und sich alle literarischen Vollkommenheiten erwerben. Wüste und düster muß es am Abend eines so vielfältig beschäftigten Tages in dem Kopfe des armen Studirenden aussehen, der solchen wohlgemeinten Rath seines Hodegeten buchstäblich zu befolgen versuchte. Und wo soll er noch Muth, Zeit und Kraft hernehmen, um die zweyte Art von Rathschlägen des Vfs. zu befolgen, wodurch der Studirende zum edlen Menschen, nützlichen Staatsbürger und guten Gesellschafter sich bilden soll? An dem guten Willen des Vfs. ist zwar hier durchaus kein Mangel. Er stellt ja beynahe eine ganze *Tugend- und Klugheits-Lehre* für Studirende auf, worin auch sogar der Pflichten des Gelehrten (des

Studirenden auf der Universität?) gegen seine *Gattin* und *Kinder* ausdrücklich gedacht wird; er entwirft einen wirthschaftlichen Etat, wie ein Studirender mit jährlich 250 Rthlr. in Leipzig nothdürftig auskommen könne; er classificirt seine Vergnügungen, wodurch er sich erholen, zerstreuen, aufheitern und ernuntern könne (wofür in dem erwähnten Etat jährlich 20 Rthlr. angewiesen sind); warnt ihn unter andern vor dem Versprechen einer künftigen Heirath, und verläßt ihn selbst im Candidatenstand und bey erhaltener Versorgung nicht mit dem Rath guter, praktischer Lehren, sich z. B. durch eine Heirath eine treue Gefährtin des Lebens zu verschaffen, deren Eigenschaften und nöthige Tugenden ziemlich vollständig erörtert werden.

No. 3 sind wenige Blätter, aber reich an Lehren, Erinnerungen und Warnungen eines Mannes, der während seiner dreysigjährigen akademischen Lehrgeschäfte viele Erfahrungen über akademisches Leben und Studiren einsammeln konnte; reich an literarischen Notizen über alles, was auf die Gegenstände einer akademischen Hodegetik irgend einigen Bezug hat. Manches ist mehr angedeutet, als

ausgeführt, giebt aber doch dem Leser Stoff und Anreiz zum Nachdenken, und vornehmlich dem commentirenden Lehrer zur Erläuterung. Sehr zweckmässig sind die angehängten, theils dreyjährigen theils vierjährigen, Studienplane für künftige Religionslehrer, Juristen, Ärzte, Staatsmänner, Cameralisten und Philologen, an deren Entwerfung (laut der Vorr.) die Herren Professoren *Haubold*, *Kühn* und *Arndt* einigen Antheil haben. So wenig Raum auch die angehängten allgemeinen Rathschläge für das innere geistige und äussere Leben der Studirenden einnehmen: so berühren sie doch in gedrängter Kürze alles, was in diesem wichtigen Lebensverhältniss einer sittlichen und klugen Leitung bedarf, und werden nicht wenig zu einer zweckmässigen Benutzung der Universitäten beytragen, wenn sie überall auf diesen höheren Lehranstalten, es sey in encyclopädischen, oder in eigenen hodegetischen Vorlesungen, mit Geist und Eifer vorgetragen, von den Studirenden gleich Anfangs vernommen, und während des ganzen Laufs ihrer akademischen Studien mit Befonnenheit und Festigkeit befolgt werden. d.

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Nürnberg, b. Campe: Abrégé utile, et très facile pour apprendre en peu de tems la langue espagnole, par Pierre Gaetani. 1807. 4 Bogen (8 Gr.)* Unter diesem vielversprechenden Titel erhält der Käufer weiter nichts als vier halbbedruckte Bogen in tabellarischer Form, wovon der erste die Buchstaben nebst deren Aussprache und einige grammaticalische Regeln in Betreff des Artikels und der Haupt-, Bey- und Fürwörter, in wenige Zeilen zusammengedrängt, enthält, die drey andern Tabellen aber auf eben so vielen Bogen die Zeitwörter und das Übrige der Grammatik in *succ* darstellen. Die spanische Sprache ist in der That von einer so leichten Bildung, daß es im Grunde eines Mehreren nicht als der hier gegebenen tabellarischen Übersichts bedarf, um ihren grammatischen Gang und äussern Gliederbau dem Gedächtnisse leicht und bleibend einzuprägen, und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet mag auch Rec. solchen Tabellen ihren Werth nicht absprechen. Allein wer eine Grammatik besitzt, kann dieser Tabellen füglich entbehren, da er in ihnen nichts findet, was nicht schon dort stünde. Das Hauptverdienst eines solchen Tabellenzimmerers wird immer dieses seyn, auf möglichste Correctheit im Abschreiben und Abdrucken zu sehen; und dieses Verdienst kann Rec. dem Hn. H. eben nicht nachrühmen; vielmehr scheinen die vielen Fehler gegen Grammatik und Sprache, auf die man hier stößt, wohl dem Vf. selbst, und nicht dem Setzer zur Last zu fallen. Der Buchstabe *b* wird zwar im Schreiben von ungebildeten Personen, (worunter man freylich, wie Rec. aus so vielen hundert ihm zu Gesicht gekommenen Handlungsbriefen erfahren hat, einen grossen Theil des Handelsstandes rechnen muß) häufig mit *v* verwechselt; allein der spanische Gelehrte und wer für den öffentlichen Druck schreibt, befolgt die Regeln der Akademie in Untercheidung des *b* vom *v* mit großer Strenge, und wird z. B. das Wort *brevedad* niemals *vreded* schreiben, obgleich in der Aussprache kein Unterschied

ist. — Die Aussprache des *c* vor *e* und *i* kommt keinesweges der des gewöhnlichen *s* bey, sondern ist ein Gellispel der an die Vorderzähne sich sanft anlegenden und geschwind wieder zurückziehenden Zunge, ähnlich dem englischen *th* in *with*, wie schon *Hamajo* in seiner Sprachlehre S. 2 und 16. bemerkt (*apretando la lengua entre los dientes superiores e inferiores*) was sich nur aus dem Munde der Spanier erlernen läßt. Das *ç* vor *a*, *o* und *u* statt des *z* ist heutiges Tages ganz veraltet, und wird in keiner neueren Druckschrift mehr gefunden. Sonderbar genug hat der Vf., der doch französisch, und also für Franzosen schreibt, die Aussprache nach dem Deutschen bezeichnet, *z* wie *u*, *g*, *j* und *x* wie *ch*, eine Schreibart, nach welcher ein Franzose, der den ersten Buchstaben mit *ou* ausdrückt, für die Gutturaltöne *g*, *j* und *x* aber eigentlich gar keine Bezeichnung hat, sondern sie bloß durch mündliche Übung zu erlernen suchen muß, sich eine sehr unrichtige Aussprache zu eigen machen würde. Auf die gehörige Accentuation ist fast nirgends Rücksicht genommen, das doppelte *ss* noch überall gebraucht. Bey den Zahlwörtern setzt der Vf. *se*, statt *seis*, sechs, was nun wohl, da es bey 16, *diezy se* statt *diezy seis* wieder vorkommt, schwerlich unter die Druckfehler zu rechnen ist. Ebendahin gehören unstreitig die Worte *cinquenta* statt *cincuenta* oder wie man sonst schrieb *cinquenta*, *primero* statt *primero*; das Pronomen *nosotros* und *vosotros* schreibt er nicht anders als *nos outros*, *vos outros*, was 13 Mal hinter einander vorkommt, und wohl portugiesisch, aber nicht spanisch ist; *queremos* st. *queremos*, wie denn überhaupt das als Paradigma gebrauchte Wort *querer* durch *quero*, *quiesiesse* und *quierendo*, statt *quiere*, *quiesse*, und *querienda* sehr entstellt ist; einer Menge offenkundiger Druckfehler, als *dicent*, *vient*, *juessent*, *condnizir* u. a. m., die doch bey der geringen Bogenzahl sehr leicht zu vermeiden gewesen wären und den Anfänger nur verwirren, nicht zu gedenken.

F. 2. B.

FORTSETZUNGEN.

GÖTTERHOFFEN, b. Dieterich: Logik und Encyclopädie der Wissenschaften, als ein Ganzes bearbeitet; eine allgemeine Me-

thodologie. Dritter Versuch. Eine Skiagraphie akademischer Vorlesungen von J. C. D. Wildt. 1809. 32 S. 8. (4 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) PARIS, b. Firmin Didot: Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης τόμος πρῶτος. ἸΟΚΡΑΤΟΥΣ λόγοι καὶ ἐπιστολαί, μετὰ σχολίων παλαιῶν, οἷς προσετέθησαν σημειώσεις καὶ τῶν αὐτοσχεδίων σχεδιασμῶν περὶ τῆς Ἑλληνικῆς παιδείας καὶ γλώσσης ἀκολουθία. Φιλοτίμῳ δαπάνῃ τῶν Ἀδελφῶν Ζωσιμαδῶν, παιδείας ἑνεκα τῶν τὴν Ἑλλάδα Φωνὴν διδασκομένων Ἑλλήνων. Μέρους πρῶτον. ρβ' u. 448 S. — Ἑλληνικῆς Βιβλ. τόμ. δευτέρου. ἸΟΚΡΑΤΟΥΣ — Μέρους δευτέρου. ξ' u. 389 S. 1807. 8.

2) PARIS, b. Eberhart: Ἑλληνικῆς Βιβλ. τόμ. τρίτος καὶ τέταρτος. ΠΛΟΤΤΑΡΧΟΥ Βίοι παράλλοι, οἷς προσετέθησαν κτλ. Μέρους πρῶτον. 1809. ος' u. 311 S. Μέρους δευτέρου. 1810. λα u. 487 S. 8.

3) Ebendasselbst: Παρέργων Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης τόμος πρῶτος. ΠΟΤΑΙΝΟΥ στρατηγημάτων βιβλίοι ὅκτω. Φιλοτίμῳ κτλ. i u. 453 S. 1809. 8.

Mit dem Isokrates, und nicht, wie sich's schickte; mit dem Homerus die hellenische Bibliothek zu eröffnen, bestimmte den Herausgeber eine unlängst in Venedig erschienene Ausgabe des Dichters, die er noch nicht genug kannte, um zu beurtheilen, ob sie eine neue unnöthig mache oder nicht. Es ist aber die venediger Ausgabe, wie dem Rec. versichert wird, ein bloßer und gemeiner Abdruck des clarkischen Textes, Eichelmaß nach gesunder Feldfrucht.

Dies voraus erinnert, und nach bitteren Klagen über den Vf. der *Bruchstücke zur näheren Kenntniß des heutigen Griechenlands*. Berlin 1805 (J. A. L. Z. 1805 No. 298), der, aus bösem Willen oder aus Vorurtheil, die Augen verschlossen habe gegen das sichtbare Aufstreben der Griechen aus der Barbarey, sichtbar in so vielen Übersetzungen aus fremden Sprachen, verbreitet sich der Herausg., um in den Isokrates einzuleiten, über das Wesen und die Lehrart der Rhetorik. Worin sich die Rhetorik von der Grammatik unterscheide; daß sie unnütz seyn würde, wenn der Mensch ohne Leidenschaft wäre, nützlich aber werden könne in dem dermaligen Zustande der Dinge, vornehmlich zum Behuf der Religion und der Sittenlehre; daß sie, um nicht auf Abwege zu gerathen, Hand in Hand mit der Philosophie gehen müsse, wie sie denn auch, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe in Hel-

las, also gegangen sey; daß sie nicht einzustehen habe für den Erfolg ihrer Hervorbringungen; daß sie sich nicht auf eigentliche Reden beschränke, sondern eingreife in Dichtkunst, Gespräch, Fabel, Geschichte; daß sie die Griechen mächtig fördern werde in dem schon anleugbaren Fortschreiten vom Schönen zum Schöneren, wofern, die da reden wollen, sich zweyer Dinge befleißigen, eines freyen und aufrechten Sinnes, sodann der Ausbildung ihrer noch gar ungebildeten Muttersprache: diese und ähnliche Wahrheiten, so wie alles, was der Herausg. seinen Landsleuten bald lehrend, bald ermahnend, mitunter auch strafend an das Herz legt, sind in gehöriger Ausführlichkeit ungemein klar und faßlich vorgetragen, auch gestützt auf Anführungen, und belebt durch allerley bildliche Ausdrücke und rednerische Wendungen, die gewöhnlich nicht neu sind, sondern von längsterprobter Wirklichkeit. Am beweglichsten spricht sich sein vaterländischer Eifer in der Trauer aus um die schönen Handschriften, die der Engländer Clarke noch vor acht Jahren aus den Klöstern des Athos und des Archipelagus erbeutet hat. Dazu veranlaßt durch eine pariser Handschrift des Isokrates, die einzige, die er benutzt hat, und die älteste zugleich von allen bisher verglichenen, führt er den Griechen zu Gemüthe, wie hoch die Schätze anderwärts gehalten werden und überall zu halten sind, deren sie sich thöricht und schmachlich selbst berauben, und dringt in sie, was noch gerettet ist, zu sichern durch die Errichtung eines hellenischen Museums, worin er nicht nur alle vorhandenen Handschriften, zum wenigsten sorgfältig abgeschrieben; niederzulegen rath, sondern auch alle Münzen, Gefäße, Geräthe, Steine, Säulen und sonstige Nachlässe hellenischer Kunst und Geschichte. Wie eine solche Anstalt einzurichten; zu begaben und zu verwalten sey, giebt er umständlich an; ja er verwendet den Überschuss der Einnahme; und verheißt neben der Ehre auch baaren Gewinn. Gleich wohlgemeint sind die ähnlichen Wünsche und Vorschläge: Freystellen für arme Schulkinder, Preise für Lehrer und Lernende, Reisestipendien für die Preisgewinner, Versuche mit der *pestalozzischen* Lehrart, Verbesserung der Buchdruckerey, eine politisch-literarische Zeitung, vor allem aber ein vollständiges Wörterbuch. Zu dessen Abfassung verlangt er ein Zusammentreten Mehrerer, die alle, ausser dem Hellenischen, auch des Lateins und des Französischen mächtig seyen, des Französischen darum, weil es mehr griechische und lateinische Wörter enthalte, und an dem Wörterbuche der pariser Akademie ein

schöneres Wörterbuch besitze, als irgend eine andere neu-europäische Sprache. Daher auch die Probeartikel, die er selbst bearbeitet (die Wörter ἀριβολή, ἀνθρωπος, βαρδάρια, βλέπω, ἐξηλόνω oder ἐξηλόνω, διάσσω), ganz in französischem Zuschnitt find, nur daß die Abstammung aus dem Hellenischen bemerkt wird, und hin und wieder eine Autorität beygebracht. Und überhaupt erscheinen die Franzosen, dem Herausg. als eine Art Ur- und Muster-Volk, an dem er die Meisterschaft in allem Schönen und die von den übrigen europäischen Völkern unerreichte Cultur und Humanität nicht müde wird zu preisen. — Von dem griechischen Gemeinfinne übrigens, dem die Ausführung aller jener Entwürfe anheim fällt, zeugen sich erfreuliche Regungen darin, daß der Metropolit der Wallachey, und nach seinem Beyspiele auch andere Geistliche, junge Leute auf Reisen zu schicken anfangen, und daß die Batopädinier Mönche auf dem Athos einen Lehrer der europäischen Wissenschaften angestellt haben. Wie diesen Lob und Dank gezollt wird als Wohlthätern der Nation: so werden als Feinde derselben und als Betrüger, Holzköpfe, Gotteslästerer diejenigen dargestellt, die sich dem Eindringen der Philosophie widersetzen, oder, wie sie spotten, der Philozophie. Denn von der Philosophie hofft der Herausg. alles Heil, ohne jedoch jemals zu bestimmen, was er recht meine mit dem vieldeutigen, anderswo anders verstandenen Worte. Nur so viel erinnert er zu Isokrates *de permutat.* XXIV (342, 19): εἰσὶν οἱ ἀληθῶς φιλοσοφούντες οὐχ οἱ τριβώνια φέροντες διεργαζόμενοι Κυνικοί, οὐδ' οἱ τὸν πλοῦτον ἀργυρίδιον καὶ χρυσίδιον ἀποκαλοῦντες, οὐδ' αὖ οἱ τὴν ἡδονὴν εἶναι λέγοντες τὰ γὰρ θόν, καὶ τὸ χοίρων δίκην γαστρίσσειν ἐν εὐδαιμονίας μοίρᾳ τιθέμενοι, ἀλλ' οἱ τοῖς ἀγαθοῖς αὐτοὶ τε χρώμενοι καὶ μὴ καταχρώμενοι, καὶ τοῖς ἄλλοις μετρίως χρῆσθαι παραινούντες.

Kürzer und von allgemeinerem Interesse sind die literarischen Einleitungen vor dem ersten Bande, ein Abriss von der Geschichte der Beredsamkeit in Hellas, meist nach *Ruhnken*, und von dem Leben und Charakter des Isokrates, der, wie nun schon hergebracht ist, zusammengestellt wird mit dem Sokrates, nur vertheidigt gegen die Vorwürfe der Eitelkeit, des Eigennutzes, des Plagiums, der Künsteley, mit Vorliebe, aber nicht immer befriedigend, wie wenn der Pseudo-Plutarchus zum Zeugen genommen wird, wo er sich selbst widerspricht; vor dem dritten Bande wenige Seiten über den theoretischen und praktischen Philosophen, der den Hellenen auf einige Zeit den Ruhm wieder erworben, den sie vor den Mauern seiner Vaterstadt eingebüßt, den Lesern aber zum Maßstabe für ihre Tugend diene, indem, wer an ihm Gefallen finde, sicherlich ein Freund der Tugend sey, oder doch bald seyn werde. Von dem Style des Plutarchus weder mehr, noch gründlicher, als schon vor fünfzig Jahren *Reiske*, der zwar selbst kein Meister des Styls ist, zumal wenn den zeigt, was er *weil* verschweigt, der aber doch vor vielen gehört zu werden verdient wegen der unbestechlichen Freymü-

thigkeit seines Urtheils. Demselben ehrenwerthen Manne wird, in der summarischen Übersicht der Ausgaben, Schuld gegeben, er habe viele seiner Muthmaßungen und Berichtigungen entlehnt aus der Übersetzung des *Amiot*. *Quod in huius hominis candorem non cadebat* (*Bibl. Crit.* P. XI, p. 39). Und wäre seine Treuherzigkeit, sein grundehrlicher Sinn weniger bekannt: wie sollte er, der meist die gemeinsten und unentbehrlichsten Hülfsmittel verschmähte, einen Übersetzer geplündert haben, und zwar den, den schon *Bachet de Méziriac* tausendfältiger Fehler geziehen hatte? *) Der Herausg. behauptet, zu Ende des zweyten Bandes, eine Verbesserung, die schon *Bentley* gemacht, gehöre ihm nicht weniger, als jenem; und jedermann wird ihm das gern zugeben, nicht nur für den dortigen Fall, sondern auch für die vielen anderen, wo er, wie wir zeigen werden, mit früheren Kritikern zusammengetroffen ist. Hat aber nicht *Reiske* auf dieselbe Billigkeit Anspruch?

Die Büste des Isokrates, die dem Titelblatt gegenüber in Kupfer gestochen ist, — gefunden in der Villa Albani, und von Visconti zwischen das 7 und 8 Jahrhundert der Stadt gesetzt, — ist unterschrieben ΕΙCOKPATHC. Der Herausg. schließt aus dieser Schreibart, daß zur Zeit der Verfertigung der Büste EI wie I gesprochen worden; er setzt hinzu, aus vielen anderen nicht angeführten Denkmälern ergebe sich klar, daß die neugriechische Aussprache in den Kaiserzeiten, und vermuthlich schon in den alexandrinischen, die herrschende gewesen. Das kann ihm zugegeben werden, ungeachtet des Mangels des Beweises; es kann ihm auch nicht gewehrt werden, in *Τρώω* *ἱππι* *ἐπιστάμεν* *πεδίω* so angenehm zu finden, wie *οἱ Τρώωι ἱπποὶ ἐπιστάμενοι πεδίω*: aber wir müssen uns gegen die Folgerung verwahren, daß demnach gut wäre, wenn auch die nichtgriechischen Hellenisten sich des Etacismus begäben, wie sie anderer Vorurtheile sich begeben haben. Sind es denn die Kaiserzeiten, die alexandrinischen Zeiten, denen unferhellenisches Studium vornehmlich gilt? Wollen wir nicht vielmehr das hellenische Wesen in der Achttheit und Reinheit erfassen, die erloschen ist mit der Freyheit? und achten wir nicht das Spätere allein in so fern, als es das Frühere abspiegelt und aufklärt? — Wenn der Herausg., weiter gehend, behauptet, die Schreibart ΕΙCOKPATHC für ICOKPATHC sey nicht nur zu entschuldigen, sondern sey die rechte und eigentliche, indem das homerische εἶος eben so deutlich nicht für *ἱος*, sondern für *εἶος* zeuge, als *παῖς* nicht für *κῖς*, sondern für *παῖς*: so widerlegt ihn hinlänglich die Unmöglichkeit, einen Diphthongen zu bilden aus einem kurzen und einem langen Vocale. Auch findet sich *εἶος*, *εἶος* nie

*) Si est - ce pourtant que j'ose bien assurer que j'ai remarqué plus de deux mille passages dans le Plutarque François, où non seulement le sens de l'auteur n'est pas fidèlement exprimé, mais il est entièrement perverti. Und weiter unten: En toutes les manières qu'on peut imaginer, *Amiot* a péché contre les règles qu'un fidèle traducteur doit observer ponctuellement. *Bachet de Méziriac*, discours de la traduction.

aufgelöst in *ἔκκοιν*, *ἐκκόμμενος*, aber wohl verlängert in *ἐκκοοιν*, *ἐκκομμενος*. Den vorgeschlagenen Vocal aber, worin die Verlängerung besteht, nennen die Grammatiker mit Recht pleonastisch, als der weder der Wurzel, noch der Ableitung angehört. Wozu er diene, ob, wie *Riemer* meint (Wörterbuch Th. 2, S. 672), zur Emphase, ob, als verkörpertes Schwa, zur Erleichterung der Aussprache, bleibe dahin gestellt. Doch wird das letztere vielleicht dadurch wahrscheinlich, daß solche Vocale fast nur vor den Liquiden, vor dem Digamma und dem *Σ* vorkommen, und zusammenzustellen sind mit dem *E*, das die Spanier und Portugiesen vor jeden mit *s* anfangenden Doppelconsonanten setzen, wenn derselbe ein Wort anfängt: *escudero*, *esfuerzo*, *espacio*, *estado*.

Die Anmerkungen des Herausg. füllen zum *Iso*krates den ganzen zweyten Band, zum *Plutarchus* S. 355—481 u. 359—487; dem *Polyaenus* hat er nur eine in zwey Säulen geordnete Vergleichung seines Textes mit dem *maswikischen* angehängt. Betrachten wir, was sich zu den ersten Capiteln des *Panegyricus* vorfindet.

Vorgesetzt ist dieser Rede, wie nicht allen, aber den meisten anderen, eine Einleitung, eben so kurz, wie die des *Hieronymus Wolf*, und doch reichhaltiger: über die Art und den Erfolg der Rede nach dem *Alianus*, und über die Beschuldigung, daß *Gorgias* und *Lyfias* darin benutzt worden, nach dem *Photius*. Daß der Herausg. des *Gorgias* Lob der *Helena* und des *Lyfias* Begräbnisrede für ächt hält, erfahren wir nebenher. Denn einzugehen in Untersuchungen der höheren Kritik, hat ihm nirgend gefallen. Ausser etwaim Betreff der Ermahnung an den *Demonikus*. Diese, erinnert er, könne nicht von dem *Vf.* der übrigen *isokratisch* genannten Reden herrühren, weil in den Rathschlägen, die dem, selbst unbekannten, *Demonikus* gegeben werden, manches den Redner eines monarchischen Staates versathe, während in der Form nichts, als das Spiel mit Gegensätzen, dem *Iso*krates gleich sehe. So allgemeine Behauptungen überzeugen, fürchten wir, nur da, wo sie als nothwendiges Ergebnis vieler in das Einzelne gehender Bemerkungen erscheinen. Deren aber kommen hier nicht mehr vor, als zwey, beide zu Cap. III (3, 10): einmal, die *Accusativen γραφεις* und *γονεις* geziemten eher einem Redner aus *Apollonia* an schwarzen Meere, als einem attischen, der *γραφείας* und *γονείας* vorgezogen haben würde; darauf, weil dem *Maler*, als *Maler*, eben so wohl anstehe, den hässlichsten Affen zu malen, als das schönste Pferd, wofern er nur täuschend male, so sey eine unschickliche Vergleichung die da gebrauchte, *αἰσχρὸν τοὺς μὲν γραφεις ἀπεικάζειν τὰ καλὰ τῶν ζώων, τοὺς δὲ παιδὰς μὴ μιμνῆσθαι τοὺς σπουδαίους τῶν γονέων*. Daß also ein Alter darum verkertzt wird, weil er es in der Kunst mit dem Schönen hält, und nicht mit dem Charakteristischen! Wir möchten das so wenig, als über seinen Dialekt aus einer einzigen Form absprechen, ehe noch dargethan ist, was vielleicht nie kann dargethan werden, daß er, und nicht irgend ein Abschreiber,

die Form gesetzt. Kaum trifftiger scheint der Grund, aus dem S. 123, 25 dem *Demosthenes* die Liebesrede abgesprochen wird; weil darin *Iso*krates nachgeahmt werde, möge sie eher des *Iso*krates Schüler *Andro*tion geschrieben haben. Wie viele Nachahmungen des *Iso*krates findet nicht der Herausg. selbst in solchen Reden des *Demosthenes*, die ohne allen Zweifel *demosthenisch* sind! Mehr sogar, als Andere nachfinden dürften. Daß z. B., wie zu *Panegy.* XXIII (60, 8) behauptet wird, wenn nicht *Iso*krates gesagt hätte: *αὐτοὶ πλείους ἐν τρισὶ μῆσιν ἀποκτείναντες ὧν ἡ πῆλις ἐπὶ τῆς ἀρχῆς ἀπάσης ἔκρινε*, *Demosthenes* (117, 12 *Reisk.*) nicht hätte sagen können: *πάνθ' ὅσα ἐξημάρτηται καὶ Λακεδαιμονίοις ἐν τοῖς τριάκοντ' ἐκείνοις ἔτεσι καὶ τοῖς ἡμετέροις προγόνοις ἐν τοῖς ἐβδόμηκοντα, ἐλάττω ἐστὶν . . . ὧν Φίλιππος ἐν τρισὶ καὶ δέκα ὅχ' ὅλοις ἔτεσιν . . . ἠδίκηκε τοὺς Ἕλληνας*: wer denkt klein genug von dem Redner, um das anzunehmen? Und doch ist hier die Ähnlichkeit noch ungleich grösser, als wenn ebendaf. Cap. V (41, 26), in den Worten *τὰς—καὶ πάλαι καὶ νῦν καὶ πανταχοῦ καὶ λεγομένας καὶ μνημονευόμενα* ein *Poly*syndeton erkannt wird, das offenbar diesem des *Lyfias* (S. 107, 16) nachgeahmt sey: *καὶ μόνοι καὶ μεθ' ἑτέρων, καὶ πεζομαχοῦντες καὶ ναυμαχοῦντες, καὶ πρὸς τοὺς βαρβάρους καὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας*. Ausser der Nachahmung entgeht uns sogar das *Poly*syndeton; alle *καὶ* scheinen nothwendig. — Über die Zeit der Abfassung und Herausgabe des *Panegyricus* wird nichts gesagt, obgleich die verdienstliche Vorarbeit von *Morus* dazu einlud. Wo die Frage in die Kritik des Textes eingreift, Cap. XXXIX (65, 16), wird lediglich verwiesen auf *Morus*.

Cap. 1 zu Anfange führt der Herausg. dieselben Stellen des *Aristoteles* an, die schon *Morus* angeführt hat: wie denn überhaupt, dem Zwecke und Umfange der beiden Ausgaben gemäß, die meisten zur historischen Erklärung gehörigen Anführungen beiden gemein sind, manche auch die frühere allein hat. *Οὐδὲν ἂν πλεον γένοιτο τοῖς ἄλλοις* (37, 8) erklärt die *coraische*, durch die Ergänzung *ὧν πρότερον εἶχον*, deutlicher als *Morus* durch die unbegründete Behauptung, daß *πλεον* in gewissen, nicht angegebenen Verbindungen *praecipui quid, commodum* bedeute. Eben so berichtet sie (37, 18) durch nähere Bestimmung des *Morus* Erklärung von *προκρίνας*: nicht geradezu stehe es für *κρίνας*, sondern *ἐπὶ συγκρίσεως ἢ ὑπερθέσεως*, so daß *προκρίνας* τούτους καλλίστους εἶναι τῶν λόγων eigentlich so viel sey, als τούτους τῶν λόγων *κρίνας* εἶναι καλλίστους πρὸ τῶν ἄλλων. Zu 37, 11 wird der Unterschied zwischen *ἄσλος* und *ἄσλον* bemerkt, nach dem *Ammonius*; zu 37, 14 — πολλοὶ τῶν προσποιησμένων εἶναι σοφιστῶν ἐπὶ τούτων τὴν λόγον ὥρμησαν — die Beziehung auf die olympische Rede des *Gorgias*. Über die Bedeutung von *σοφιστής* scheint uns *Morus* Anmerkung vollständiger und gründlicher; der Herausgeber sagt: *τὸ μελετᾶν καὶ σπουδάζειν ἐνταῦθα σημαίνει τὸ φιλοσοφεῖν. εἰκότως· ἐπεὶ οὐδὲν ἂν γενέσθαι δύναται κατὰ τρόπον μὴ ὑψηλομένης καὶ θαυματούσης φιλοσοφίας, ποτε*

sich leicht ein Kreis zeigen liesse. Ferner über *ιδέα* (38, 8), was der Herausg. hier mit Einem Worte abfertigt, anderwärts (zu Panathen. I. S. 232, 13) nicht viel ausführlicher behandelt; über *καὶνῶς διεξελθεῖν* (38, 13); über *τοῖς ὀνόμασιν εὐ διαδέσθαι* (38, 18): das freylich hat Morus nicht, daß *ὀνόματα* in dieser Verbindung nicht Nomina sind. *Καταχρήσασθαι* (38, 17) wird erklärt *ἀρκούντως χρῆσασθαι*; weiter unten (Cap. XXI. S. 51, 16) soll es *ἀγαν χρῆσασθαι* seyn, mithin auch *κακῶς χρῆσασθαι*, weil das Allzuviel nirgend gelobt werde. Der Anfänger wird sich wundern, daß so verschiedene Bedeutungen in Ein Wort zusammenfallen, wie der Herausg. selbst zu Areopagit. V (140, 10) eine seitenlange Anmerkung über *διασκαριφῆσασθαι* mit der unfruchtbaren Verwundung schließt, daß das zugleich ein nachlässiges und ein sorgfältiges Thun oder Nachbilden bezeichne. Daß *κατακρησθαι* an der vorerwähnten Stelle als Passivum gebraucht ist, darin möchten wir nicht einen seltenen Gebrauch erkennen, sondern einen nothwendigen: giebt es doch keine andere Form für das passive Perfectum. Das gewöhnlichste Beyspiel vom Medium ist bey den Grammatikern *βιάζεσθαι*; doch gebraucht es Thucydides als Passivum IV, 10 (244, 95): *τὸν πολέμιον δεινότερον ἔχομεν, μὴ βιάδις αὐτῷ πάλιν οὐσης τῆς ἀναχωρήσεως, ἣν καὶ ὕψ' ἡμῶν ΒΙΑΖΗΤΑΙ*. Und überall ist am Medium die Annäherung an das Passivum so sichtbar und merkwürdig, als die Absonderung von dem Activum. Die letztere beschäftigt den Herausg., wenn er vielfach und ausführlich vom Medium redet, wie er selbst sagt (397, 12): *τοῦτο μὲν, ἵνα μὴ κέτι τοῦ λοιποῦ λέγειν ἀναγκάζωμαι, ἅπερ ὤφειλε πάλαι ὑπὸ τῶν γραμματικῶν ἐξηκριβῶσθαι, τοῦτο δὲ ὅτι καὶ τῶν τεχνικῶν οἱ σημειωσάμενοι τὴν διάφορον τῶν τοιούτων χρῆσιν οὕτως ἀμολῶς ἐσημειώσαντο, ὥς αὐτόθεν ἐλγχεσθαι μὴ κατανενοηκότες ἀκριβῶς τῆς μεσότητος τὴν φύσιν; wie das an einer Bemerkung des Harpokration zu Demosthenes (S. 1136, 11), uns nicht recht einleuchtend, gezeigt wird. So unterscheidet er zu Cap. XXXVIII (64, 28) *ποιεῖσθαι* und *ποιεῖν μεταβολήν*, und vermuthet, für *πολλὰς τὰς μεταβολὰς ἐν τοῖς Ἑλλήσι πεποιήται* (*Βασιλεύς*) sey zu lesen *πολλὰς . . . πεποίηκε*, weil der König die Veränderungen nicht in seinen, sondern in fremden Angelegenheiten gemacht. Aber wenn nicht an sich, doch für sich, zu seinem Vortheil, so daß immer ein Reflexus Statt findet. Ferner *ποιεῖσθαι* und *ποιεῖν τὴν εἰρήνην* oder *τὴν στρατείαν*, *στρατεύεσθαι* und *στρατεῖν*, zu Archidam. XXXVII (131, 32) und Epist. III (417, 18); *διαλύεσθαι* und *διαλύειν τὸν πόλεμον* ad Philipp. XIX (88, 32); *παρίχεσθαι* und *παρέχειν μάρτυρα* Archidam. XII (119, 26), wo er *παράσχοιτο* corrigirt für *παράσχοι*, so wie adverb. Sophist. IX (295, 2) *προελέσθαι* καὶ *μίξαι* für *προδιδέσθαι* καὶ *μίξασθαι*, welches *μίξασθαι**

Clivicus gegen *Küster* angeführt hatte, als ein Zeugnis für die Selbstigkeit des Mediums aus dem Activum; *λοιδορεῖσθαι* und *λοιδορεῖν* zu Philipp. XXXIV (95, 15); *διακολακεύεσθαι* Panathen. LXV (266, 18); *εὐρίσκεσθαι* und *εὐρίσκειν* Epist. VIII (431, 7); *κατανέμεσθαι* und *κατανέμειν* Plataic. V (298, 17); *διεγγυᾶσθαι* und *διεγγυᾶν* Trapezit. VIII (361, 12); *ἐπιγράφομαι* und *ἐπιγράφω*, ebendaf. XXI (361, 15); *μετοικίζομαι* und *μετοικίζω* Aeginet. XII (390, 14); *χέζομαι* und *χέζω*, Nachtrag zu S. 305, 10 mit physiologischer Genauigkeit, wie auch (zu Plataic. XVIII. S. 305, 10) auf *ὀρρώδειν* verwandt wird; *τίθεμαι* und *τίθημι νόμον* adverb. Lochit. III (397, 12). Zu den widerstrebenden Stellen im Plutarchus, *ἔθετο τοὺς νόμους* Colwyn und *ἔανθιππος νόμους* ἔθετο (Solon. XV. Pericl. III, vergl. Boeckh in Platonis Min. S. 94), ist nichts gesagt, vermuthlich in Voraussetzung, daß der Leser darin von selbst die spätere Gracität erkennen werde, die im Polyänus an *ἀπαντῶμαι* für *ἀπαντῶ* und *συνέλεξτο* für *συνέλεξεν* oder *συνελέχθη* (Vorrede S. 5), im Plutarchus selbst an *θέσθαι ἐνέδρας* (Romul. XXIII, S. 57, 29) getadelt wird, und, ausser dem Reiche des Mediums, an dem Gebrauch von *ἐπιφθονος* für *ἐπιφθάλῃς* (S. 167, 3), von *ἀντικρὺς* für *ἀντικρῦ* (S. 169, 22), von *αὐθις* für *πάλιν* (ebendaf. S. 29), von *ναυάγιον* für *ναυαγία* (S. 266, 23), von *ὑποτίμησις* für *πρόφασις* (S. 276, 23), von *δειλίασις* (S. 339, 23), von *ἀφιέναι τὸ ἀδίκημα* für *ἀφιέναι τὸν ἀδικήσαντα* (S. 272, 22), von *φοβούμενος γενέσθαι* für *φοβούμενος μὴ γένωνται* oder *φοβούμενος τὸ γενέσθαι* (S. 33, 18), bisweilen fast mit einiger Unbilligkeit, wie wenn zu *ἡμαγμένη μαχαίρα* (Romul. XXI. S. 55, 8) lieber vermuthet wird, der Autor habe den Artikel unrichtig weglassen können, wegen seines, bekanntlich nicht sehr vertrauten, Verkehrs mit dem artikellosen Latein, als das leicht zu habende *τῇ* eingeschoben, oder wenn (Lycurg. XII. S. 83, 13) das als Intransitivum unerhörte *ἐθίζον* vorgezogen wird dem erforderlichen und gemeinhin gelesenen *ἐθίζοντο*. *Ἐνέδρας θέσθαι* selbst liesse sich zusammen nehmen mit *μάχην θέσθαι* (Fab. Maxim. XI. S. 333, 17), und in beiden Redensarten das Medium vertheidigen mit der persönlichen Theilnahme des *τιθέμενος*. Von *θέσθαι μάχην* am das bey der Gelegenheit zu erinnern, ist die natürliche Folge *ἔχειν μάχην*. So redet Herodianus 6, 21, 4: *Μηδὲ γὰρ ὁμοίαν ἔσεσθαι μ' ἄχην αὐτῷ, οἷαν σχεῖν πρὸς τοὺς γειτνιώντας καὶ ὁμοφύλους βαρβάρους*. Daher uns nicht nöthig scheint, im Helychius (unter *γνωσιμαχῆσαι*), für den die Gracität des Herodianus hoffentlich nicht zu schlecht ist, statt *ὅτι πρὸς κρείττονα ἔχει αὐτοῦ μάχην* zu setzen *ὅτι πρὸς κρείττονα ἔστιν αὐτῷ ἡ μάχη*, was der Herausgeber zu Isokrates S. 80, 17 vorschlägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: Predigten für denkende Verehrer Jesus von J. H. B. Dräsehe, Prediger zu St.

Georg bey Ratzeburg. 3te Samml. 1809. 487 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) S. Recens. des 1sten Th. 1804 No. 302.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 A U G U S T, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ἑλληνικῇ Βιβλιοθήκῃ

von

C o r a y.

Einige Male wird das Medium mit dem franzöf. *verbe pronominal* zusammengestellt. So ἐπεγραψάμην mit *je me laissai* oder *je me fis inscrire pour une telle taxe* (S. 367. 15), und ἀπολογίαν ὑπολείπεσθαι mit *se réserver une excuse* (S. 406. 8). Wenn nur nicht das bloße Uebersetzen aus der einen Sprache in die andere ziemlich unfruchtbar ausfiel, zumal da nicht abzusehen, warum gerade in diese, und nicht in jede andere übersetzt wird. Was dem Rec. immer merkwürdig erschienen hat, ist das Zusammenfallen der Reflexivität mit der Passivität, welches Zusammenfallen, wie im Griechischen an der durchaus passiven Form des Mediums, so im Französischen und Italiänischen daran sichtlich wird, daß beide Sprachen die zusammengefügten Tempora ihres Pronominal-Verbum nicht mit dem activen Hilfsverbum zusammensetzen, sondern, in welchem Casus auch das Pronomen stehen mag, mit dem passiven: *je me suis laissé inscrire, je me suis réservé une excuse*; gewisser malsen auch schon daran, daß sie und überhaupt alle romanischen, das Pronominal-Verbum in unendlich vielen Fällen gebrauchen, für welche die deutschen, mit Ausnahme bisweilen der scandinavischen, nur das Passivum haben: *Une étoffe se fabrique, un ouvrage se donne, s'imprime, se vend, se distribue, se lit*.

In den Worten τοῖς ὑπὲρ τοὺς ἰδιώτας ἔχουσι Cap. I (38. 26) nahm Morus eine Tmesis an. Der Herausg. weist die mit Recht zurück, und erklärt die angeführten Worte durch τοῖς οὖσιν ὑπὲρ τοὺς ἰδιώτας, τοῖς μὴ ἰδιωτικῶς ἔχουσιν. Um so befremdlicher ist, daß er selbst anderwärts Tmesen annimmt, die noch weit entbehrlicher sind, z. B. daß μὴδὲ μεθ' ἑτέρων zerschnitten sey aus μετὰ μηδετέρων, μηδ' ἐν ἐνὶ aus ἐν μηδενί, ὡς μετὰ πλείστων aus μεθ' ὡς πλείστων, ὡς δ' αὐτως aus ὡσαύτως δέ (ad Demon. IV. S. 9. 15. Nicocl. IX. S. 29. 31. Panathen. IX. S. 237. 9). Wie kann zerschnitten seyn, was nie verbunden gewesen? — Ist aber hier die Tmesis unnöthig: so sind es an anderen Stellen andere Figuren,

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Die Synekdoche z. B. ad Demon. II. (2, 22) . . . ἔκ τε τῶν Ἡρακλέους ἀθλῶν καὶ τῶν Θησέως ἔργων οἷς ἡ τῶν τρόπων ἀρετὴ τηλικούτου εὐδοξίας χαρακτῆρα τοῖς ἔργοις ἐπέβαλεν, ὥστε . . . , vermöge deren τοῖς ἔργοις für κατὰ τὰ ἔργα stehen soll. Aber wenn der Autor nicht sagen wollte ὡς ἡ τῶν τρόπων ἀρετὴ κτλ. — und er durfte das nicht wollen, weil daraus, nebst dem Übelstande der gehäuften Genitive, auch eine unrichtige Beziehung des Relativum entstanden wäre, zu ἡ ἀρετὴ nämlich, da es doch vielmehr zu τοῖς ἔργοις hingehört — : was blieb ihm da übrig, als das Relativum zu dem Verbum zu construiren, und also in den Dativus zu setzen? Wie bey Homerus Ἀγαμέμνονι ἦνδανε θυμῷ, ὃ οἱ παλάμῃσιν ἀρήρει, und wie sich für ὃς οἱ πατέρας κλυτὸν ἔκτα gewiß hätte sagen lassen ὃς οἱ πατέρι κλυτῷ πότμον ἐφῆκεν. Oder die Synesis, die Panegy. II. (39, 5) zu θεῶν ἂν μάλιστα συστήσαι ταῦτα δυνήσεϊν beliebt wird. Morus erklärte συστήσαι von der *constitutio causae*, Coray erklärt es durch εἰς ἐν συναγαγεῖν καὶ ὁμονοῖσαι ποιῆσαι (lies ὁμονοεῖν ποιῆσαι, wie Isokrates selbst hat ad Philipp. XIII. S. 85, 5) τοὺς Ἕλληνας: denn auf die Hellenen gehe ταῦτα, vermöge einer Synesis oder Hypallage. Allerdings bedeutet συστήσαι auch εἰς ἐν συναγαγεῖν: ἦν γὰρ ταῦτας συστήσαι δυνήσῃς, οὐ χαλεπῶς οἶμαι καὶ τὰς ἄλλας ὁμονοεῖν ποιήσεις ad Philipp. XI (85, 4), und ὡς μὲν οὖν ἀδύνατόν ἐστι σοι συστήσαι τὰς πόλεις ταύτας eben da XXIII (90, 15). Aber hier ist doch wohl nichts dagegen, und die Härte der postulirten Figur dafür, daß συστήσαι in der ursprünglichen und allgemeinen Bedeutung genommen werde. in der es mit διαπράττειν zusammen und διαλύσαι gegenüber gestellt wird (ad Philipp. XI. S. 87, 3. XXVIII. S. 92, 18. LIX. S. 107, 26) und in der es so oft mit ναυτικόν, στρατοπέδον, πόλιν, σύμμαχίαν vorkommt (ad Philipp. XXV. XL. LI. de pace XXII). Der Herausg. beruft sich auf eine andere Synesis, die er Nicocl. VIII (29, 8) angenommen. Es heist da: Εἰ ἐθέλοιμεν σκοπεῖν καὶ τὰς φύσεις καὶ τὰς δυνάμεις καὶ τὰς χρήσεις τῶν πραγμάτων, εὐρήσομεν τὰς μὲν μὴ μετεχούσας μῆδαμὲν τούτων τῶν ἰδεῶν μεγάλων κακῶν αἰτίας οὐσας. Diefs Femininum τὰς μὲν, meint der Herausgeber, sey zu dem Neutrum πραγμάτων construirt. ὑπονοουμένου δηλονότι τοῦ Πράξεως, συγγενοῦς ὀνόματος τῷ Πράγματι. Man möchte zu ihm sagen, was er einmal zu Morus: ἀπὸ τοῦτο τῆς φύσεως Ἰσοκράτει σαφηνείας. Und warum soll auch wohl nicht die Natur, der Gebrauch der Dinge soviel oder mehr Antheil haben an dem

Kk

klären: Bedeutungen, die auch das lateinische *latro* vereinigt. Dafs τήνος nicht von κείνος herzuleiten sey, sondern von dem im Neu-Griechischen für ὁ üblichen τός nach Analogie des kretischen αὐτήνος für αὐτός (zu Plutarchus S. 99, 29), ist eine wahrscheinliche Vermuthung, die indess die bisherige Ansicht nicht schlechthin unwahrscheinlich macht.

In der schon angeführten Stelle, Nicocl. VIII, (29, 18) — εὐρήσομεν τὰς μὲν μὴ μετεχούσας μηδαμῶς τούτων τῶν ἰδεῶν μεγάλων κακῶν αἰτίας οὐσας — ist μὴ weggelassen; warum? erfahren wir nicht. Schwerlich war es hier unschicklicher, als, wo es vertheidigt wird, Panathen. IX, (237, 15), ἄλλως τε καὶ ἂν φανῶν, μηδὲ νῦν πω τηλικούτος ὢν, μὴ παραληρῶν. Eben so wenig erfahren wir, warum ad Philipp. III (80, 18), οὐ gestrichen ist. Vor dem Hieron. Wolf wurde gelesen: εἰ μὲν οὖν ἀφρόνως ἢ οὐ νουνεχόντως ταῦτα ἐδόξαζον, δικαίως ἂν ἐκείνοι τὴν αἰτίαν ἔχοιεν. Worin wir nichts finden, das der Änderung bedürfte, anstatt dafs wir für εἰ ἀφρόνως ἢ νουνεχόντως, wie jetzt gelesen wird, erwarteten εἴτε ἀφρόνως εἴτε νουνεχόντως. Auch Panegy. II (38, 32), giebt die Negation Anstofs. In den Worten ὥσπερ . . . τὸν . . . ἀκριβῶς ἐπιστάμενον λέγειν ἀπλῶς οὐκ ἂν μὴ δυνάμενον εἰπεῖν soll entweder οὐ oder μὴ überflüssig seyn. Vermuthlich keines von beiden. Denn verträgt nicht das Participium dieselben Negationen, die das Verbum finitum verträgt? und könnte das Verbum finitum hier nicht eben so wohl οὐκ ἂν μὴ δύνηται seyn, etwa wie Plato Charmid. S. 168. E. ἀχρῶν γὰρ ὅψις αὐτὸν ἂν μὴ ποτ' ἴδῃ, als οὐκ ἂν δύναίτο; Dann aber wäre der vermeinte Überflufs wenigstens so untadelhaft als der attisch genannte Areopagit. VI, (141, 9), μικρὸν ἀπέλιπον τοῦ μὴ ταῖς ἐσχάταις συμφοραῖς περιπεσεῖν. — Wiederum Panegy. Cap. XLI, (68, 32): ποῖον δὲ χρόνον διαλελοιπάσιν οὐκ ἐπιβουλεύοντες τοῖς Ἕλλησιν. Die im Texte mit Asterisken bezeichnete Negation wird in der Anmerkung für überflüssig erklärt, rühre sie nun aus einem Versehen der Abschreiber, oder sey der Redner selbst von seinem Zorne gegen die Barbaren fortgerissen worden. Denn in dergleichen Fragen, αἱ πολὺ ἔχουσι τὸ κομψόν τε καὶ ἐναγώνιον, finde die Negation nur dann Statt, wann bejahende Antwort erwartet werde; wo im Gegentheil verneinende Antwort zu erwarten stehe, da geschehe die Frage nothwendig ohne Negation. Wovon drey Beyspiele gegeben werden. So gut diese zur Regel passen: so schlecht paßt die Regel auf den vorliegenden Fall. Denn dafs in diesem die Negation, dem Inhalt und nicht der Form des Satzes angehörig, nichts zu verkehren habe mit der Frage, das zeigt die Stellung. Also war wohl nur dies zu untersuchen, ob die Phrase sich nicht auflösen lasse, wie Hieron. Wolf sie auflösen wollte, in τίνα δὲ χρόνον διαλελοιπάσι, καὶ ὅν οὐκ ἐπιβουλεύουσιν. Was allerdings die Analogie vieler ähnlicher Redeweisen für sich hat, den Gebrauch aber, glauben wir, gegen sich. Wenigstens lesen wir ad Philipp. XIX (88, 24), εὐδέναν δὲ χρόνον ΔΙΑΔΕΙΠΟΤΕΙΝ ἢ ΣΤΡΑΤΕΤ-

ΟΝΤΕC ἐπὶ τινὰς ἢ ΜΑΧΟΜΕΝΟΙ πρὸς τινὰς ἢ ΒΟΗΘΟΥΝΤΕC τοῖς ἀπολλυμένοις αὐτῶν, und eben da XX, (89, 9): ὅταν γὰρ οἱ πολέμιοι ΔΙΑΔΕΙΠΟΤΕC κακῶς αὐτοῦς ΠΟΙΟΥΝΤΕC, und Panathen. III, (233, 8): οὐδένα ΔΙΑΔΕΛΟΙΠΑ χρόνον ὑπὸ μὲν τῶν σοφιστῶν . . . ΔΙΑΒΑΛΛΟΜΕΝΟC, ὑπ' ἄλλων δὲ τινῶν οὐχ ὅς ἐστι ΓΙΓΝΩΣΚΟΜΕΝΟC. Demnach scheint die Negation hier allerdings von den Abschreibern herzurühren. Denn der Zorn des Redners wäre besser unbemüht gelassen. *Oratorem irasos minime decet*, lehrt ein Meister in der Kunst (Tuscul. dispp. IV, 25); und wenn er hinzusetzt *simulare non decet*: so will er damit gewiss eher alles andere frey geben, als Verköse gegen den Sprachgebrauch, zumal dem, *qui forensi luce caruit, intraque parietes aluit gloriam*.

Die erwähnte Regel aber wird noch allgemeiner ausgedrückt zu de pace XXII, (171, 31), wo der Herausgeber πόσας τὴν πρὸς βεβίας ὡς βασιλεῖαν τὸν μέγαν ἀπεστείλαμεν ändert in πόσας δὲ . . . οὐκ ἀπεστείλαμεν, weil ein fragender Satz mit der Negation gleichgeltend sey einem bejahenden, ohne die Negation einem verneinenden: so dafs πόσας πρὸς βεβίας ἀπεστείλαμεν gerade so viel wäre, als οὐδεμίαν πρὸς βεβίαν ἀπεστείλαμεν, hingegen πόσας πρὸς βεβίας οὐκ ἀπεστείλαμεν so viel, als πολλὰς πρὸς βεβίας ἀπεστείλαμεν. Sollte das unbedingt wahr seyn? — Jedermann kennt die schönen Verse des Ovidius:

*Quos humeros, quales vidi, tetigique lacertos,
Forma papillarum quam fuit apta premi,
Quam castigato planus sub pectore venter,
Quantum et quale latus, quam iuvenile femur.*

Sind nun welche Schultern keine Schultern, welche Arme keine Arme, und so fort:

Wehe mir dann um Corinna, die herrliche!

Auch hat der Herausgeber selbst sich nicht getraut, seine Regel überall anzuwenden. Zwar ändert er noch in derselben Rede Cap. XLVI (186, 17) πόσῃν δὲ χρὴ προσδοκᾶν ἐπίδοσιν τὰ τῆς πόλεως λήψεσθαι in πόσῃν δ' οὐ χρὴ προσδοκᾶν . . . , aber, unmittelbar daneben, πόσονδὲ πλοῦτον εἰσρῆσεσθαι nicht mehr in πόσον δ' οὐ πλοῦτον εἰσρ., auch nicht Panegy. L, (75, 27) Φήμην δὲ καὶ μνήμην πόσῃν τινὰ χρὴ νομίζειν . . . ἔξιν in πόσῃν τινὰ οὐ χρὴ νομ.; noch eben da ποῖων τινῶν χρὴ προσδοκᾶν ἐγκωμίων τεύξεσθαι; noch in den ganz ähnlichen Verbindungen ad Philipp. L, (103, 21), und LX, (107, 28), contra Lochit. IV. (398, 3), Epist. IX, (434, 24); sondern läßt alle diese Stellen unangezwungen vorüber. Und dafs man an den beiden zuerst angeführten, de pace XXII und XLVI, seine Änderung nicht darum für nöthig halte, weil negative Fragen vorangehen, dort τινὰς δὲ τῶν πόλεων τῶν Ἑλληνίδων οὐ παρεκαλέσαμεν ἐπὶ τὴν συμμαχίαν, hier ποῖα δὲ πόλις ἢ τίς ἀνδρῶπων οὐκ ἐπιθυμῇ μετασχεῖν τῆς φιλίας: gerade so sind negative und affirmative Fragen verbunden de bigis V, (349, 22) — πῶς ἕκαστος ὑμῶν διέκειτο, καὶ τίνα γνώμην εἶχε, καὶ τίνα κίνδυνον οὐκ ἂν ὑπέμεινεν — ohne den Herausg. zu bestranden.

In dem ersten Capitel des Panegyrikus wird noch (S. 38, 20) ἄν. als zu λαμβάνειν gehörig, und dieses in λαμβάνειν δύνασθαι umbildend, mit Recht beybehalten, gegen *Morus* ἀεί. Derselben Cap. X, (44, 1) εὐρεῖν gegen desselben εὐροῦσα: ἀρχὴν μὲν τοιαύτην ἐποίησατο τῶν εὐεργεσιῶν, προφὴν τοῖς δεομένοις εὐρεῖν. Wozu aber Cap. II, (39, 24) — οἱ μὲν ἐφ' ἡμῖν, οἱ δὲ ὑπὸ Λακεδαιμονίους εἰσὶ — die augerische Aenderung ὑφ' ἡμῖν die, die der Herausgeber aufgenommen, sehen wir so wenig ein, als *Morus*, wie häufig auch sonst die Verwechslung der beiden Präpositionen seyn mag (f. Schäfer meletem. crit. S. 104). Ausser den Beyspielen, die schon *Morus* aus dem Panegyrikus sammelt hat, kommen in den übrigen Reden noch manche vor. Wie contra Callimach. XIII, (377, 15), ἐπὶ τοῖς ἐχθροῖς γενόμενοι, contra Euthyn. X (404, 18), ἐφ' οἷς γὰρ ἦν ἡ πόλις, οὐ τοὺς ἀμαρτάνοντας ἐτιμωροῦντο. Epist. VII, (429, 16) τὸ δὲ χρῆσθαι τοῖς καλῶς τε καὶ φιλανθρωπῶς ἐπὶ σοὶ γέγονε. Vrgl. Demosthen. de corona S. 300, 10. Contra Androtion. S. 604, 27. Xenophon Hellen. VI, 3, 11. VII, 4, 34. Die Abundanz des demonstrativen Pronomens, in Verbindungen wie diese: τὰς πλεονεξίας. ἄς . . . ἐπιθυμοῦσιν αὐτοῖς γίνεσθαι, ταῦτα ποιήσασθαι, worauf zu Cap. II, (40, 1) aufmerksam gemacht wird, ist schon von den Auslegern zu Lucian T. I. S. 246 bemerkt, und wieder von Schäfer meletem. crit. S. 84; nach Participien auch von *Morus* Cap. II. Not. e). Ähnlicher Art ist der Gebrauch des δέ, wo es dient, die Rede wieder aufzunehmen nach Zwischensätzen (f. Vigier S. 544, F. A. Wolf zu Schneiders Ausgabe der Hellen. I, 3, 20), bey dem Polyänus auch häufig nach absoluten Genitiven, wie V, 3, 7, τῶν Κυρακουσιῶν ὡς ἀνδρὶ δημοτικῶ τὴν πολιτείαν ἐπιτρέψαντων, ὁ δὲ . . . τὴν ἀρχὴν τῶν Κυρακουσιῶν κατέσχευεν. VI, 19, 3, τῶν Λακεδαιμονίων ἐξῶθεν ἐπ' ἐκείνον τὸν τόπον παραβοηθούντων, οἱ δὲ . . . ὑπερέβησαν τὸ τεῖχος. VI, 54, τῶν ληστῶν λύτρα μεγάλα ἐλπίζοντων, ὁ δὲ . . . ἐπιεν. VIII, 16, 6, τοῦ δὲ δῶρα προσκομίσαντος, ὁ δὲ καὶ ταῦτα συνεχαρίσατο. Diese Abundanz bemerkt der Herausgeber zu Panegyri. Cap. XLVII, (73, 2) — ἃ δὲ αἰσχύνην φέρει . . . ταῦτα δὲ κατὰ χώραν μένει —, wo *Morus* ταῦτά γε versuchte; ob er aber nicht zu weit geht, wenn er δὲ, wo es in demselben Sinne vorkommt, ohne Handschriften ändert in δέ? (Panathen. XLI, S. 255, 12. LII. S. 260, 14.) Cap. XV (48, 14) fand *Morus* eine Abundanz der Präposition in οὐ γὰρ παρὰ μικρὸν ἐποίησαν: durch genüendere Erklärung ist die jetzt beseitigt. Derselbe vertheidigte Cap. XXXII (60, 2) οὕτω τοσοῦτον πόρρω, selbst am genug, mit dem demosthenischen οὕτω μέχρι πόρρω: jetzt ist τοσοῦτον gestrichen als unnöthig und überflüssig.

Überflüssig wird auch καὶ ὅσον ἡδυνάμην gefunden de permutat. XXV (343, 9): παρασκευάζων, καὶ ὅσον ἡδυνάμην, τὴν πολιτείαν αὐτὴν ὡς οἶόν τε πρασάτην. Es soll eine bloße Erklärung von ὡς οἶόν τε seyn. Warum nicht ὡς οἶόν τε von καὶ ὅσον ἡδυνάμην? Gewöhnlicher wenigstens, und dem Redner sogar sehr gewöhnlich, ist ὡς οἶόν τε: ad Nicocl. VI (15, 28) ὡς οἶόν τε τάχιστα, ad Philipp. XL (98, 13) ὡς οἶόν τε δυσμενεστάτους. Areopagit. XXIII (149, 13) und Busf. I (221, 29) ὡς οἶόν τε μάλιστα, de pace III (159, 21) ὡς οἶόν τε παρὰ πόδας, eben da XI (164, 6) ὡς οἶόν τε πλείστον: wie sonst ὡς δυνατόν: Panathen. XI (238, 24) ὡς δυνατόν ἐλαφροτάτους. XVI, (242, 7) ὡς δυνατόν οικειοτάτα. XXIII (245, 21) ὡς δυνατόν ἀφρονέστατα, LXXXI (275, 20) ὡς δυνατόν μάλιστα, XLVIII (485, 19) und de permutat. XX (321, 2) ὡς δυνατόν πλείστον. Aber das Sicherste ist ohne Zweifel, beides zu behalten, um so mehr als jedes seine eigene und durch die Stellung hinlänglich gefonderte Beziehung hat, καὶ ὅσον ἡδυνάμην auf παρασκευάζων, ὡς οἶόν τε auf πρασάτην. Und selbst des Demosthenes παντὶ σθένει κατὰ τὸ δυνατόν und ὁμοθυμαδὸν ἐκ μῆος γνώμης möchten wir nicht geradehin für verflücht erklären, wie der Herausgeber thut, sondern lieber beherzigen, was Reiske (animadvers. ad Graecos auctores Vol. II p. 16) erinnert. Man vergleiche Platons (Phädon. S. 66. C.) ὡς ἀληθῶς τῷ οὐτι, und bey Thucydides V, 47 (346, 56 und 66) τῶν ὁμοίων ἂν δύνωνται ἰσχυροτάτω κατὰ τὸ δυνατόν. Μόνοι καὶ ἑαυτοὺς Panathen. XXXIX (253, 16), worin dem Herausgeber μόνοι überflüssig und von einem Erklärer zugeschrieben scheint, würden wir gerechtfertigt glauben durch das μόνοι αὐτοὶ des Lyfias (S. III. Reisk.) und anderer, wenn auch nicht Platon (Phädon. S. 67 D.) μόνην καὶ αὐτὴν und Sophokles (Oedip. R. 63) μόνον καὶ αὐτὸν selber hätte. Ταί γάρτοι διὰ ταῦτα . . . was Areopagit. XX (148, 9) als verdächtig bezeichnet erscheint, und τούτων ἕνεκα ταῦτα διανοήσεις Nicocl. XI (32, 19), wo entweder τούτων ἕνεκα oder ταῦτα διανοήσεις zu streichen gerathen wird, dürfte nicht schlimmer seyn, als καί γάρτοι διὰ ταύτην τὴν γνώμην Areopagit. XXVIII (152, 1), woran kein Anstoß genommen wird, so wenig als an μάλλον κρείττον und ῥᾶον μάλλον Archidam. XLIV (135, 32) und Nicocl. V, (26, 23). Dagegen Archidam. XXX (128, 27) — μάλλον ἀρμόττοντα τοῖς ἡμετέροις φρονήμασιν ἢ ὧν ἐνίοτινες ἡμῶν συμβουλευουσιν — ist ἢ geltrichen als foloek. Dafs dieser Solöcismus nicht eben selten ist, bezeugen Koen zu Gregor. S. 36. Valckenaer zu Theokrit. 20, 27, und, gegen Reiske zu Lyfias S. 648, Toup zu Theokrit. 15, 36.

(Die Fortsetzung folgt.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. Ausgear-

beitet von Joh. Georg Meusel. 10ter Band. 1810. 594 S. 8. (a Rthlr.) 8. Recension der vier ersten Bände. 1804. No. 234.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ἑλληγικῆ Βιβλιοθήκη

von

C o r a y.

Wenn wir also dem Herausgeber nicht immer beystimmen können in Absicht des Zuviel: so müssen wir ihm noch öfterer abfällig seyn in Absicht des Zuwenig. Z. B. *Panegy.* XLVII (74, 5) glauben wir ganz wohl das ταύτην entbehren zu können, das er aus dem dritten Capitel, zu Anfang S. 40, 7, vor τὴν τιμὴν einschleibt: ἀλλ' οὐκ ἐκείνων νεωστὶ [ταύτην] τὴν τιμὴν ἐχόντων. Warum soll nicht τὴν τιμὴν allein hier so klar seyn, wie es bey Thucydides ist, IV, 47 (266, 52): κατὰδηλοι ὄντες τοὺς ἀνδρας μὴ ἂν βούλεσθαι ὑπ' ἄλλων κομισθέντας.... τὴν τιμὴν τοῖς ἀγούσι προσποιῆσαι. Cap. III sind die Umstände verschieden: ταύτην τὴν τιμὴν ist da nur ein anderer Ausdruck für das kurz vorhergegangene ἡγεῖσθαι, worauf die Beziehung freylich allein durch das Demonstrativum gemacht werden konnte, während hier eine solche Beziehung auf das nächste gar nicht Statt findet. Zu Archidam. XXVII ferner (126, 21) ergänzt der Herausgeber ἐλπίς: εἰ δὲ δεῖ καὶ περὶ τῶν ἐξωθεν βοηθειῶν εἰπεῖν, πολλοὺς εἶσεσθαι τοὺς βουλομένους ἡμῖν ἐπαμύνειν [ἐλπίς]. Hieron. Wolf hatte υπολαμβάνω eingeschaltet. Dafs weder das eine noch das andere nothwendig sey, läfst sich vermuthen aus folgender Stelle der xenophontischen Hellen. (II, 4, 7): εἰ δὲ καὶ τοῦτο δεῖ εἰπεῖν τοῦ μηχανοποιου τοῦ ἐν ἄστει, ὅς τὰ ζεύγη ἐκέλευσε πάντα ἀμαξιαίους λίθους ἄγειν. Wo ebenfalls ein zweytes δεῖ εἰπεῖν nach dem ersten sich von selbst zu verstehen geschienen hat. Doch am wunderbarsten deucht uns die Interpolation Epist. I (410, 13): λέγειν δὲ μέλλων περὶ πραγμάτων καὶ μεγάλων καὶ περὶ ὧν οὐδενὶ τῶν ὄντων ἀκοῦσαι μᾶλλον ἢ σοὶ προσήκει, νρμίζω.... Vor dem ersten καί, das doch, hoffen wir, nichts befremdliches hat, sondern, auf die gewöhnliche Weise, dem zweyten entspricht, das ein Attribut wie μεγάλων, nur in Gestalt eines Satzes, anknüpft, finden wir eingeschoben πολλῶν. Denn, sagt die Anmerkung, auch hernach wird er sagen ἐν πολλοῖς καὶ μεγάλοις πραγματιν (Epist. VI. S. 425, 12). Oder, fährt die Anmer-

kung fort, schreibe περὶ πραγμάτων καλῶν καὶ μεγάλων: denn auch davon steht ein Beyspiel Epist. IX (434, 9), πράξεις καλὰς καὶ μεγάλας. Des zweyfachen denn ungeachtet begreifen wir den Grund zur Neuerung nicht von weitem. So auch oft genug im *Plutarchus* und *Polyaenus*. In jenem z. B. Thef. XXVI (21, 7). Wo sonst gelesen wurde τὴν μὲν πείραν ἰσχυρῶς ἀποτρέψαι, verständlich aus dem Zusammenhange, der keinen Zweifel läst über das Subject des Infinitives, da steht jetzt τὴν μὲν τὴν μὲν πείραν...: eine Verdoppelung, von der der Herausgeber kein Beyspiel giebt, und die wir für beyspiellos halten. Kaum aus dem Etymolog. M. entsinnen wir uns eines τὸν τὸν ὁφθαλμὸν ἰατρῶντα (S. 30, 3); wohl aber glauben wir dergleichen in manchen Stellen geflissentlich vermieden zu sehen, sogar auf Kosten der Correctheit, wie bey Platon *Lyf.* S. 205 D. γεγυνῶς αὐτὸς ἐκ Διὸς τε καὶ τῆς τοῦ δήμου ἀρχηγέτου θυγατρὸς, wo τῆς τοῦ τοῦ δήμου ἀρχηγέτου nothwendig war, wenn nicht der Ubelklang zugleich und die verschiedene Beziehung der nicht verschiedenen Töne gestoben wurde. Hiedurch allein schon wird auch die Verbesserung verdächtig, die zu Plutarchus S. 331, 18 dem platonischen Laches, S. 188 D, angedeiht, τῷ τῷ ὄντι ζῆν für τῷ ὄντι ζῆν. Eingeschoben wiederum ist *Lycurg.* XXVIII (102, 27) die Präposition ἐν: μετὰ τὸν μέγαν σεισμόν, [ἐν] ᾧ συνεπιθέσθαι τοὺς Εἰλωτας μετὰ Μεσσηνίων ἱστοροῦσιν. Dafs sie unnöthig ist, und wie der Dativus zu nehmen, zeigt Solon. XIII (153, 7) ταύταις ταῖς ταραχαῖς καὶ Μεγαρέων συνεπιθεμένων. Und *Pericl.* XXIV extr. (305, 20) die Partikel οὖν: ταῦτα μὲν [οὖν]... ἀπώσασθαι καὶ παρελθεῖν ἰσως ἀνάνθρωπον ἦν: hier ἐξ Ἡμετέρας Διορθώσεως, aber *Num.* XXII (133, 24) zu πυρὶ μὲν οὐκ ἔδοσαν τὸν νεκρόν, und in der Vergleichung des Numa und *Lykurgus* II (137, 20) zu τὰς ὑπερβολὰς ἀφαιρῶντες... ἡναγκάζοντο, aus den Vermuthungen der früheren Herausgeber. Ist sie hier nöthig, warum denn nicht auch zu dem τοῦτο μὲν *Camill.* XIX (253, 20), zu dem οὕτω μὲν ebendaf. XXVI (261, 8) und XXX (265, 3), zu dem ταῦτα μὲν περὶ τούτων ἱστοροῦσιν *Fab. Maxim.* XX extr. (344, 3)? Aber sie ist wohl nicht nöthig. *Thucydides* IV, 31 (258, 31) οὕτω μὲν τεταγμένοι ἦσαν. IV, 48 (267, 82) τοιοῦτω μὲν τρόπῳ... διεφάρησαν. IV, 88 (290, 46) ὁ μὲν Βρασιδᾶς τοσαῦτα εἶπεν. Vgl. V, 67 (358, 29). V, 68 (358, 38). V, 69 (359, 71). Und, dem *Plutarchus* näher, *Herodianus* VI, 6, 3 ἐκεῖνος μὲν ὁ στρατὸς... διεφάρη. VI, 7, 9 Ἀλέξανδρος

Mm

μὲν ἐν τούτοις ἦν. VII, 1, 1 τίνι μὲν βίῳ Ἀλέξανδρος ἐχρήσατο . . . , ἐδηλώσαμεν. VII, 1, 8 ἡ μὲν . . . Φήμη τοιαύτη ἐγένετο. VII, 8, 10 αὐτὸς μὲν σχολαίτεραν τὴν ὁδοιορίαν ἐποιεῖτο. VIII, 4, 5 τὰ μὲν οἰκοδομήματα . . . ἔργμα εὕρισκον. Vgl. Schäfer zu Longus S. 376. — Auf die Vermuthung der vorigen Herausgeber ist auch Themistocl. XI (215, 14) ὅς eingeschoben: ταῦτα δὴ μεγάλα τοῦ Θεμιστοκλέους [ὅς] καὶ . . . γράφει ψήφισμα. Der Herausgeber selbst schlägt vor καὶ ὅτι γράφει. Dadurch wird, unseres Erachtens, ταῦτα τε δὴ nothwendig. Das würden wir aber allein setzen, ohne ὅτι: ταῦτα τε δὴ μεγάλα τοῦ Θεμιστοκλέους, καὶ . . . γράφει ψήφισμα, wie Camill. VII (243, 14) ἐκ τε δὴ τούτου διεβλήθη. . . , καὶ δεύτερον ἔλαβεν αἰτίαν. Polyaneus I, 43, 1, wo übrigens in der ersten Zeile nach ἐν Κυρακούσαις offenbar δούλοις fehlt; bezweifeln wir die Nothwendigkeit des χρή: ἐπεμψε πρεσβευτὴν . . . ἀγγελοῦντα . . . ὡς . . . τὸν Λωσιόστρατον συνάροντα ἀποφαίνουσι, καὶ ἥδη γε ἦκειν [χρή] βουλευσόμενον μετὰ τῶν στρατηγῶν: weil der Sprung aus einem Modus in den anderen, aus einer Person in die andere, bey diesem Autor gar gewöhnlich ist. Wie V, 5, 1 ἔφη . . . ἐκείνοις . . . ἀνοίξιν τὰς πύλας, καὶ παρελθόντας αὐτοὺς χρῆσθαι τοῖς Σικελίοις ὡς πολεμίους. III, 10, 8 ἡγγεῖλέ τις ἐσπέρας ἀθροίσσας τοὺς πολεμίους ἐπ' αὐτόν, καὶ ὡς τῆς ὑστεραίας ἐπιθῆσιντο. V, 12, 3 ἡγόρευσε: Νῦν ἀλῶναι χρή τοὺς ἐχθρούς: εἶναι γὰρ χρησμόν ὡς . . . διαφθαρήσιντο: τεκμηριοὶ δὲ τὸν χρησμόν ὁ χειμὼν. V, 44, 2 ἐκέλευσε φράζειν ὅτι στασιάζοιεν καὶ μέλλοιεν ἀλλήλοις μάχεσθαι, καὶ διὰ τοῦτο ἀνεχώρησαν ἄνωθεν ὑμᾶς φοβηθέντες. Nehmen wir zu dieser letzten Stelle noch diese, II, 2, 10 παρήγγειλε . . . μηδένα ὀρθὸν ἀνίστασθαι: ὁ δὲ ἀναστὰς ἀναιρέισθω: so glauben wir auch I, 30, 7 die gewöhnliche Lesart gerechtfertigt: κατερεῖν ἡπίκλεισεν Ἀθηναίοις, ὡς χρημασι πεισθεῖς αὐτὸν ἄγοι: ὅπως οὖν ἀμφοτέροι σωθεῖεν, μηδὲς ἐκβαίνετω τῆς νεώς: wie Platon Sympos. §. 2 extr. καὶ ἐμὲ ἔφη ἀπονίζεω τὸν παῖδα, ἵνα πού κατακείτο. Der Herausgeber hat σωθεῖσθαι geändert. V, 12, 1 — τοὺς νικῶντας οἱ Κορίνθιοι τῶν σελίνων στεφανοῦσιν — hat er στεφανοῖς σελίνων aufgenommen. Aber weder ist unüblich στεφανοῦν τινα τινος (s. Villoison zu Longus S. 130. Schäfer zu demselben S. 369), noch der Artikel auffallender als in der folgenden Zeile, αὐτὸς τε ἐκ τῶν σελίνων ἀνεστέψατο. Entbehren läßt sich auch das μόνους IV, 3, 29: πέτρα . . . ἀνατείνει ὀρνίσαν τοῖς πτηνοῖς [μόνοις] βάσιμος, und das ὦν VII, 3: εἰσὼ τῶν βασιλείων, [ὦν] ἀπέχει στάδια πέντε. Denn ἀπέχει στάδια πέντε scheint eine Parenthese zu bilden, ähnlich dieser II, 2, 4 Κλέαρχος, τῶν Ἑλλήνων κατασχόντων χώραν πολλὴν καὶ ἀγαθὴν, ποταμὸς ἐκυκλοῦτο τὴν χώραν, αὐτόμολον καθήκειν. Und die beiden δέ, die III, 9, 31 und 34 nach πρό und διά eingeschaltet sind. Selbst IV, 17 bedarf es keines δέ, wiewohl μὲν vorhergeht. Denn auch II, 3, 4 lesen wir τὸ μὲν ἔργον ἰσόρροπον ἦν. Ἐπαμεινώνδας παρὰ Θηβαίων ἤτρησατο. . . Ja, die Vernachlässigung

der Verbindungen und Übergänge ist ein so kenntlicher Zug in dem Charakter des Autors, — das durch auch so leichte und überall sonst willkommene Änderungen ausgeschlossen werden, wie z. B. die ist, I, 7 für Κύψελος Ἀρκαδίας ἤρχεν. Ἡρακλείδαι στρατεύουσιν ἐπ' Ἀρκαδίας: χρησμός ἦν . . . zu schreiben, wie der Herausgeber gethan hat, Ἡρακλείδαι στρατεύουσιν ἐπ' Ἀρκαδίας: χρησμός ἦν. Dafs der Autor nicht so geschrieben, der die Participien, wie unmäßig er sie auch bisweilen häuft — III, 10, 9 erlaubt er sich acht, III, 9, 33 zwölf hinter einander, — doch gewöhnlich höchst spärlich gebraucht: das zeigt die Vergleichung einer Menge ähnlicher Stellen. Wie I, 25 Πιττακὸς καὶ Φρύγων ἐναυμάχουν. . . ἔδοξε . . . I, 26 Κροῖσος Λυδὸς (vermuthlich ὁ Λυδὸς) ἐπιπλεῖν τοῖς νησιώταις παρσκευάζετο. Βίας ὁ Πριηνεύς ἐξέπληξε τὸν Λυδόν. I, 30, 4 Ἀθηναῖοι τὰ τεῖχη τοῦ ἄστεος ἤγειρον. Λάκωνες ἐφθόβουν. IV, 1 Ἀργαῖος βασιλεὺς Μακεδόνων, Ταυαντίον Γάλαυρος. Ταυλάντιοι στρατεύουσιν ἐπὶ Μακεδόνας. Ἀργαῖος κελεύει. VII, 42 Κέλται στρατεύουσιν ἐπ' Αὐταριάτας, καὶ ἦν πόλεμος μακρός. VIII, 44 Ἡρακλείδαι τὸ γένος ἀμφω. χρησμός ἦν . . . Eine ganze Zeile ist VI, 19, 1 eingeschoben. Die Platäer, erzählt Polyänus, drohten den Thebern, die ihnen in das Land gefallen waren, mit Ermordung der Gefangenen. Darauf folgt: die Platäer aber ermordeten die Gefangenen. Dafs die Erzählung lückenhaft ist, fällt in die Augen; aber auch, dafs sie nicht zu ergänzen ist, wie der Herausgeber sie ergänzt hat: Θηβαῖοι μὲν τῆς ἀπειλῆς κατεφρόνησαν. Wo bleibt da eine Spur von Stratagem? Offenbar müssen die Theber das Land räumen, und dennoch die Gefangenen nicht wieder erhalten. Und so erzählt die Geschichte Thucydides II, 5: ἐκ γοῦν τῆς γῆς ἀνεχώρησαν οἱ Θηβαῖοι οὐδὲν ἀδικήσαντες. οἱ δὲ Πλαταιῆς ἐπειδὴ τὰ ἐκ τῆς χώρας κατὰ τάχος εἰσκομίσαντο, ἀπέκτειναν τοὺς ἀνδράς εὐθύς. Dafs aber Polyänus den Thucydides vor Augen gehabt, wird wahrscheinlich daraus, dafs auch, was er gleich nachher von den Platäern erzählt, eben daher geschöpft ist.

Häufiger und zugleich gefährlicher, als solche Ergänzung einzelner Stellen aus dem Zusammenhange ist die Ergänzung überall vorkommender Constructionen und Redensarten aus dem Mysterium der Ellipse. Wie dieses Mysterium die lateinisch gebildeten Philologen so lange hat hinhalten können, begreift sich leicht: nichts war bequemer, um, ohne alles eindringende und umfassende Verständniß, dennoch die grofse Verschiedenheit zwischen dem Hellenischen und dem Lateinischen, und wiederum zwischen beiden und der Muttersprache, gleich und eben zu streichen. Dafs aber auch der Mann mystificirt ist, dem vor allen Anderen zugemuthet werden durfte, die Sprache seiner Vorfahren im Gefühl zu haben wie im Begriffe, das kann nur ihm selbst geglaubt werden. Und er spart die Versicherungen nicht. Bemerke, ermahnt er zu ἀμφισβητεῖ περὶ τῆς ἡγεμονίας Panegy. III (40, 19), bemerke die

Vollständigkeit; damit du auch da, wo ἀμφισβητεῖται τῆς ἡγεμονίας vorkommt, den Genitivus nicht von dem Verbum herleitest, sondern von der ausgelassenen Präposition. Ferner zu παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις ἀγαπᾶσθαι Cap. XII (45, 29): sünde die Präposition nicht: so würden die Grammatiker den Dativus ohne Anstand einen passiven Dativus nennen. Und Cap. XIII (46, 21) zu ἀπολείπειν ἡ πόλις ἡμῶν περὶ τοῦ φρονεῖν (oder vielmehr, mit Hieron. Wolf, περὶ τὸ φρονεῖν) τοὺς ἄλλους ἀνθρώπους: dies ist neu, statt des gewöhnlichen τῷ φρονεῖν, welcher Dativus eigentlich elliptisch ist, und durch die Präposition ἐν zu ergänzen. Es ist unnöthig geworden, diese Erklärungsweise in der Wurzel anzugreifen; aber es kann noch immer nützlich seyn, die Anwendungen derselben im Einzelnen abzuweisen. Darum muß bemerkt werden, daß die angeführten Constructionen durchaus in sich selber klar sind, und erborgter Beleuchtung keinesweges bedürftig. Denn ἀμφισβητεῖν zuförderst hat auf die unmittelbare Verbindung mit dem Genitivus dieselben Ansprüche, die ὀρέεσθαι hat, und ἀντιποιεῖσθαι und alle Verben von ähnlicher Bedeutung. Freylich erklärt auch diese der Herausgeber durch Ellipsen: ὀρέγομαι δόξης ist ihm (S. 1, 8) so viel als ὀρέγω τὰς ἐμαυτοῦ χεῖρας ἐνεκα δόξης, wie σῖτον ὀρεῖται Euripid. Orest. 303 (Porson. 297) so viel als ὀρέζον τὰς σαυτοῦ χεῖρας διὰ oder πρὸς σῖτον. Es liefs sich von der Construction mit dem Accusativus ein älteres Beyspiel geben: Homerus Il. XXIII, 805

ὁπτότερος δὲ φῆσιν ὀρεζόμενος χεῖρά καλόν.

Auch hat das Brunck zu Apollonius Rhod. II, 828 angeführt. Aber nützlicher als die Anführung wäre die Unterscheidung der beiden Constructionen gewesen: daß nämlich ὀρέγομαι δόξης nichts anderes bedeuten kann als *ich lange nach Ruhm, ich bemühe mich um Ruhm, σῖτον ὀρεῖται* hingegen *ich lange das Brod, ich erreiche es*. Die eine zeigt also das Subject in der Gewalt des Objectes, die andere das Object in der Gewalt des Subjectes; wonach sich die Vertheilung der Casus von selbst versteht. Bey ἀντιποιεῖσθαι wird derselbe Genitivus auf ganz andere Weise erklärt. Ἀντιποιεῖμαι, lernen wir, ist so viel als ἀντ' ἑτέρου ποιῶ ἑμαυτῷ· οὐ γὰρ τις ἀντιποιεῖται, ἐκεῖνο οἶονεῖ ἑτέρου ἀφαιρούμενος ἑαυτῷ περιποιεῖται. Und damit wäre allerdings ein Genitivus begründet. Aber doch wohl nur für den Besitzer des streitigen Gegenstandes. So daß Xenophon (Hellen. IV, 8, 4) Unrecht hatte zu sagen τῶν ἐν τῇ Ἀσίᾳ Ἑλληνίδων πόλεων Λακεδαιμονίου βασιλεῖ οὐκ ἀντιποιεῖσθαι, und vielmehr hätte sagen sollen τας ἐν τῇ Ἀσίᾳ, Ἑλληνίδας πόλεις Λακεδαιμονίου βασιλέως οὐκ ἀντιποιεῖσθαι! Offenbar müssen wir, um die Erklärung mit der wirklichen Construction zu vereinbaren, erst wieder eine Hypallage oder Enallage oder Synesis oder sonst eines der Fabelthiere zu Hülfe rufen, die zum wenigsten so unleidlich sind, wie der passive Dativus. Bis uns solcherley Hülfe annehmlich erscheint, werden wir fortglauben dürfen, daß ἀμφισβητεῖν

περὶ τινος, wie in der Erscheinung, so auch in der Wahrheit, verschieden sey von ἀμφισβητεῖν τινός, so verschieden etwa wie δηλοῦν περὶ τινος (Nicocl. III) von δηλοῦν τι, διορίζειν περὶ τινος (Nicocl. V) von διορίζειν τι, διεξελεῖν περὶ τινος von διεξελεῖν τι, σπουδάζειν περὶ τινος von σπουδάζειν τι, oder, wieder im Genitivus, wiewohl der Casus in dieser Beziehung nur zufällig seyn kann, ἐνδυμηθῆναι περὶ τινος von ἐνδυμηθῆναι τινος (S. 435, 29) und ἀπαλλάξαι περὶ τῶν ἀμφισβητουμένων (Panegy. III, S. 40, 11) von ἀπαλλάξαι τῶν ἀμφισβητουμένων. Die zuletzt erwähnte Phrase befremdet zwar den Herausgeber. Statt daß bisher gelesen wurde πρὶν περὶ τῶν ἀμφισβητουμένων ἡμᾶς ἀπαλλάξαι, schlägt er vor, entweder περὶ in πέρ zu verwandeln, weil ja auch Homerus in der Iliade πέρ auf πρὶν folgen lasse, oder ἀπαλλάξαι in διαλλάξαι, oder auch, obgleich beide Vorschläge annehmlich seyen, zu glauben, daß sich Isokrates schlecht ausgedrückt habe, und sagen wolle πρὶν ἐκείνων, περὶ ὧν ἀμφισβητοῦμεν, ἀπαλλάξαι ἡμᾶς. Liefse sich aber nicht ohne das alles auskommen, wenn ἀπαλλάξαι in der Bedeutung genommen würde, in der es Demosthenes so häufig mit τοὺς κατηγοροῦς und τοὺς δανείσαντας verbindet, und in der es Isokrates selber Trapezit. XIII (363, 16) gebraucht, εἰ μὴ μ' ἀπαλλάξείεν οὗτος; Daß es ohnehin nahe verwandt ist mit διαλλάξαι, zeigt Lysias Fragm. CXXI. οὗτος... ἐκέλευσεν αὐτὸν... ἐν μὲν τῷ παρόντι ΔΙΑΛΛΑΓΗΝΑΙ, σκοπεῖν δὲ ὅπως αὐτὸν μόνον που λήψεται· πείσσεις δὲ ταῦτα καὶ ΑΠΑΛΛΑΓΕΙC καὶ χρόμενος καὶ προσποιούμενος ἐπιτήδειος εἶναι... Dann hatten wir aber nicht ohne Grund ἀπαλλάξαι τινὰ περὶ τινος als eine vorhandene Construction zusammengestellt mit der ohne Zweifel vorhandenen ἀμφισβητεῖν τινὶ περὶ τινός. Wie aber diese gar keine Unvollständigkeit beweiset in ἀμφισβητεῖν τινὶ τινος: so auch ἀπολείπειν περὶ τὸ φρονεῖν keine in ἀπολείπειν τῷ φρονεῖν. Sondern der Dativus bezeichnet hier ganz gewöhnlicher Maßen, was im Lateinischen der Ablativus, die Ursache, das Mittel oder Werkzeug, wodurch die Handlung des Verbums bewerkstelligt wird. Nicht anders in καταδέεσθαι τῇ φρονήσει, wozu S. 82, 24 ebenfalls ἐν verstanden wird, und in οὐδενὶ διαφέρειν (Archidam. II. S. 114, 14), wozu entweder ἐν oder ἐπὶ fehlen soll, während doch in derselben Stelle an dem völlig gleichartigen οὐ τῷ πλήθει τῶν ἐτῶν... διαφέρομεν ἀλλήλων, ἀλλὰ τῇ φύσει καὶ ταῖς ἐπιμελείαις nichts vermisst wird. Ferner in στέργειν τούτῳ (S. 241, 17), in παντὶ τρόπῳ (S. 196, 5), in δέζονται χώρα (129, 1), in βία θηβαίων (212, 17), wozu indess, ausser dem ἐν, auch σύν verstatet wird. Der Genitivus ist hier unerklärt und unergänzt geblieben, gleich wie in τρόποιον στήσαι τῶν πολεμίων Panegy. XXIV (54, 7): ist es aber nicht derselbe, zu dem, wenn er Helen. laud. X (210, 2) in Αἰδοῦ κατάβασιν vorkommt, und de permutat. XXI (322, 2) in τὴν βαρβάρων στρατείαν, dort εἰς gefodert wird, hier κατὰ, trotz allen Handschriften, im Texte gelassen? Wie entbehrlich das εἰς ist, zei-

gen auch die von Schäfer meletem. crit. S. 90 gesammelten Beyspiele, *νόστος οἰκοῖο, πλοῦς Ἀξείνριο*: und dafs es *κατά* nicht weniger ist, zeigt die von dem Herausgeber selbst angeführte, und weder von ihm noch von irgend einem Anderen bezweifelte Stelle Epist. IX (437. 30), wo dieselben Worte ohne die Präposition wiederkehren. Vgl. Taylor und Reiske zu Lysias S. 239 Reisk.; auch Auger eben da, der, wie ihm bisweilen begegnet, indem er gegen seine Vorgänger zu reden meint, für sie redet; und Hermann Toll zu Apollon. Sophist. S. 737. Bey *Φείσασθαι* soll der Genitivus von einem ausgelassenen *πρό* herrühren (S. 114, 5), weil da vorkommt *προΦείσασμένη* *ἐαυτῆς* d. i. *Φείσασμένη* *πρό* *ἐαυτῆς*. Es war nur zu beweisen, dafs *Φείσασθαι* eins und dasselbe sey mit *προΦείσασθαι*. Bey dem Superlativus von *εἶ* (S. 237. 23). Mit gleicher Willkühr wird zu *οὐδέν* *διαφέρει* (S. 114, 14) sowohl *εἰς* als *πρός* und *κατά* zu ergänzen freygestellt, und zu *τυχόν* — *τυχὸν* *ἀν* *καὶ* *τῶν* *μειζόνων* *καταφρονήσεις* Bustr. X (226. 33) — *κατά* oder *παρά* oder *μετά*. Eine befremdliche Willkühr, da ja doch jede der drey Präpositionen den Sinn ganz verschieden gestalten müßte. Und nothwendig ist keine. Denn *διαφέρειν* mit dem Accusativus zu verbinden, berechtigt die ursprünglich transitive Natur des Verbums, die ja auch ein Passivum *διαφέρομαι* gestattet: *τυχόν* aber, wie die zahlreichen Participien, die ähnlich gebraucht werden, *δεόν*, *ἐγγεγόμενον*, *ἐξόν*, *εἰρημένον*, *παρόν*, *παρέχον*, *προσῆκον*, ist Nominativus, und zwar, da er immer eine Anakoluthie mit sich führt, absoluter Nominativus. Adverbium freylich nicht. Dafs aber auch *νύκτωρ* nicht Adverbium sey, sondern Substantivum im Accusativus, statt *κατά* *τὸ* *νύκτωρ*, dafür scheint die zu Plutarchus S. 32, 27 angeführte Analogie von *ἐλῶρ* und *τέκνωρ* nicht entscheidend genug.

Zu *καὶ* *τοῦτ'* *εἶναι* *τῶν* *καλῶν*, *ἐκ* *τοιούτων* *γεγόμενον* *ὑπὸ* *τοιούτοις* *ἡ* *ῥεῖσι* *ἐπιτροπεύειν* *αἰ* *de* *bigg.* XI (353. 1) wird *ἐν* ergänzt, und dieser Ergänzung sogar das Ansehn einer Conjectur gegeben; doch ist Plutarch. Romul. XVII (49, 28) — *ὡν* *καὶ* *Ἀντίγονός* *ἔστιν* — nicht einmal aus den verschiedenen Lesarten *εἰς* aufgenommen. Zu *ἐν* *τῷ* *δέοντι* (Isokrates S. 27, 15) sollen wir *καιρῷ* oder *χρόνῳ* hinzudenken,

zu *ἐκ* *τῶν* *αὐτῶν* (251. 4) *τόπων*, zu *τὰ* *βασίλεια* Paneg. XXV (54, 13) *δάματα* oder *οἰκήματα*: warum nicht uns begnügen mit der Allgemeinheit und Unbestimmtheit des Neutrum? Umgekehrt: *κατά* *τρόπον* 13, 9. 154, 17) soll stehen für *κατά* *τὸν* *δεόντα* oder *προσῆκοντα* *τρόπον*. Aber was ist natürlicher, als die rechte und gehörige Art *κατ'* *ἐξοχὴν* zu nennen, und überhaupt mit jedem Worte zunächst das zu benennen, was dessen Begriff am vollständigsten ausfüllt? So sagen wir auch im Deutschen *es* *hat* *nicht* *Art*, und meinen, *es* *hat* *nicht* *die* *rechte* *Art*, und im Französischen *avoir* *des* *manières*, *manquer* *aux* *procédés* für *avoir* *les* *bonnes* *manières*, *manquer* *aux* *bons* *procédés*. Ein anderes Participium wird vermisst Panegyr. XXXIII (61, 2): *τὴν* *αὐτῶν* *χώραν* *ἀνέχεσθαι* *πορευομένην* sey neu für das gewöhnliche *ἀνέχεσθαι* *πορευομένην* *ὁρῶντας*. Wenn neu, doch gewiss nicht ungewöhnlich. Archidain. XLI (133, 32) *τὰς* *τῶν* *ἐλευθέρων* *ἰσχυρίας* *ἀνασχεσθαι*. De pace II (148, 13) *τῶν* *δὲ* *οὐδὲ* *τὴν* *Φωνὴν* *ἀνεχομένων*. Ebendaf. XII (171, 19) *καὶ* *τούτων* *(τῶν* *λόγων)* *ὑμᾶς* *ἀνέχεσθαι* *δέομαι*. Panathen. LVI (261, 33) *μηδ'* *ἀνέχονται* *Φωνήν*. Aeginet. XIV (391, 11) *οἶμαι* *γάρ* *οὐδ'* *ἀν* *τὴν* *Φωνὴν* *ὑμᾶς* *ἀνασχεσθαι* *τῶν* *ἀντιδικῶν*, gegen das einmalige *τὴν* *Φωνὴν* *ἀκούοντας* *ἀνέχεσθαι* de permutation. X (314, 29). Dersgleichen bey Aeschylus Agamemn. 914 *πολλὰ* *γὰρ* *τὰ* *κακὰ* *ἠνευχόμενθαι*. Choephor. 743 *ἀλλ'* *οὐ* *τί* *πῶ* *τοιόν* *δε* *πῆμ'* *ἀνεσχόμεν*. Thucyd. II, 49 (129, 4) *ὥστε* *μήτε* *τῶν* *πανυ* *λεπτῶν* *ἡματιῶν* *τὰς* *ἐπιβολὰς* *ἀνέχεσθαι*. III, 28 (183, 68) *οἱ* *δὲ* *ὡς* *ἡ* *στρατιὰ* *εἰσῆλθεν*, *οὐκ* *ἠέσχοντο*. Xenophon Cyropäd. I, 2, 10 *καὶ* *ψυχὴ* *καὶ* *θάλη* *ἀνέχεσθαι*. Hellen. V, 1, 15 *ἀνεχόμενον* *με* *ὁράτε* *καὶ* *ψυχὴ* *καὶ* *θάλη* *καὶ* *ἀγρυπνίαν*. Ebendaf. IV, 8. 4 *οἱ* *δὲ* *βαρβαροὶ* *εἰ* *ἐπιχειροῦσι* *τῆς* *θαλάττης* *ἀρχεῖν* *οὐκ* *ἀνέχεται* *ταῦτα* *ἡ* *Ελλάς*. Demosthenes S. 219. 8 *ὅτι* *γὰρ* *τοῦτο* . . . *ἡ* *ἐθισμός* *τοῦ* *ἀνέχεσθαι* *ἡμᾶς* *τοὺς* *τοιούτους* *εἰσπλοῦς*. (Welche Beyspiele zugleich zeigen, wie schwer und fast-unmöglich es seyn würde, für jeden Fall ein passendes Participium zu ergänzen.) Und wenn gewöhnlich, auch alt genug, da ja Homerus, so viel wir uns erinnern, das Verbum *ἀνέχεσθαι* immer geradezu mit einem Casus verbindet. —

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

LITERATURGESCHICHTE. Lemgo, b. Meyer: *Deutsches Künstler-Lexikon oder Verzeichniß der jetztlebenden deutschen Künstler*. Von Joh. Georg Meusel, königl. preuß. Hofrath etc. Zweyte umgearbeitete Ausgabe) 1809. Zweyter Band. 592 S. 8. (1 Thlr. 20 gr.) Bey Anzeige des ersten Bandes dieser Ausgabe des deutschen Künstler-Lexikons (Siehe Jen. Allgem. Lit. Zeit. 1808. N. 266) ist bereits das Urtheil über dasselbe abgegeben, und der Schwierigkeiten gedacht worden, welche bey einem solchen Werk zu bekämpfen sind, Der Fleiß aber, den der thätige Vf. aufgewendet hat, ist lobenswerth, wenn schon der bearbeitete Stoff nicht der allgünstigste zu seyn scheint. — Rec. will jetzt noch versuchen, einige Stellen, welche er sich bey dem Durchlesen angemerkt, zu berichtigen. S. 61 wird der berühmte Kupferstecher *Rafael Morghen* als ein in London lebender deutscher Künstler aufgeführt, welches ein doppelter Irrthum ist. Morghen ist in Neapel geboren, wo sein Vater, ebenfalls ein Kupferste-

cher, anässig war; er hat nachher einige Zeit in Rom gelebt, und fast seit zwanzig Jahren zu Florenz. Ausser Italien ist er niemals gewesen. S. 388 liest man zum Lob eines sehr wenig bekannten *Joh. Gottf. Stamm*, Landschaftmaler und Kupferstechers zu Dresden: „Die Manier *en l'eau* oder mit bloß durchsichtigen Wasserfarben zu malen, soll noch kein Künstler weiter gebracht haben, als er. Bekanntlich sind die so behandelten Stücke von längerer Dauer, als diejenigen *en gouache*.“ Jeder Kunstverständige weiß aber, dafs dieses nicht der Fall ist, und dafs man der Malerey mit durchsichtigen Wasserfarben mit Grund vorwirft, ihre Farben seyen nicht haltbar. S. 429 C. E. Thoms ist Kaufmann und Musikliebhaber zu Weimar. S. 545, Wille (der Sohn) hätte, da er in Paris geboren ist, und sein Geschmack ächt französisch, nicht sollen unter die deutschen Künstler gerechnet werden.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ελληνικῆ Βιβλιοθήκη

von

C o r a y.

Zu ποιῆσαι oder ἡγεῖσθαι τι περί πολλοῦ wird (S. 400, 13) τιμήματος hinzugedacht, außerdem περί für ἀντί genommen, so daß die Redensart eigentlich bedeutete: *πορίζομαι τι ἀντί πολλοῦ τιμήματος*. Wir erkennen die Verdienstlichkeit jedes Versuches zu gründlicher Erklärung gerade so gewöhnlicher Redensarten, wie diese, deren ungefähre Bedeutung immer ein Lexikograph dem anderen, ein Ausleger dem anderen abnimmt, und höchstens durch schwankende Synonymie oder zurappende Übersetzung abzumachen glaubt. Gelungen aber können wir diesen Versuch unmöglich nennen: so deutlich trägt er das Gepräge der Willkürlichkeit. Nämlich die Befugniß zur Ergänzung von τιμήματος sowohl, als die unerhörte Bedeutung des περί, findet der Herausg. einzig und allein darin, daß der Anfang der ersten olymptischen Rede des Demosthenes — ἀντί πολλῶν ἂν, ὡς ἄνδρες Ἀθηναῖοι, χρημάτων ὑμᾶς ἐλέσθαι νομίζω, εἰ φανερόν γένοιτο το μέλλον συνοίσειν τῇ πόλει — sich ungefähre auch so ausdrücken läßt: περί πολλοῦ ἂν ὑμᾶς ἡγήσασθαι νομίζω τὸ φανερόν γενέσθαι τὸ μέλλον συνοίσειν τῇ πόλει. Ungefähr allerdings. Ungefähr aber auch so: *πρὸ πολλῶν ἂν χρημάτων ὑμᾶς δέξασθαι νομίζω, εἰ . . .*, wie Demosthenes Prooem. XXXII (1443, 16) geredet hat, oder, wie Isokrates contra Sophist. VI, S. 293, 23 (vergl. Thucydides VI, 10, S. 384, 53) *πρὸ πολλῶν ἂν χρημάτων ὑμᾶς τιμήσασθαι νομίζω*, oder, wie derselbe häufig, *πρὸ πολλοῦ ἂν ποιήσασθαι* (ad Philipp. VI u. LVIII. de permutat. VIII. Epist. II, S. 414, 17. Epist. VII, S. 430, 28). Ist nun darum περί = ἀντί auch = πρὸ? Und da ferner, wiederum in ähnlicher Bedeutung, gesagt werden könnte *παρὰ πολὺ ποιήσασθαι*, ὑπὲρ πολλὰ τιμήσασθαι: sollen wir sagen, περίsey = ἀντί = πρὸ = παρὰ = ὑπὲρ? und so in den Redetheil, der nur dazu dient, die Vieldeutigkeit der Casus zu bestimmen, und die Verhältnisse, die jene unterschieden zusammenfassen, zu unterscheiden, in den selbst Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit bringen? Gewiss nicht. Um so weniger, da der Lohn

für die Gefälligkeit eine neue Verlegenheit wäre. Denn wie begreifen wir, daß eine und dieselbe Präposition mit einem und demselben Casus in dieser Verbindung bezeichne, was sie in den anderen Verbindungen, und gerade in den allgewöhnlichsten, niemals bezeichnet? Es bezeichnet aber περί in den gewöhnlichsten Verbindungen das Verhältniß der Kreislinie zum Mittelpuncte. Λέγειν περί τοῦ ἀνδρός, ἀδικεῖν περί τῆς τυραννίδος heißt Worte reden, Ungerechtigkeiten begehen, die sich um den Mann, um die Herrschaft drehen, als um den Mittelpunct, von welchem aus sie bestimmt werden. Könnte demnach nicht ποιῶμαι τι περί πολλοῦ heißen: ich mache mir etwas, ich denke es mir als sich drehend um vieles, als zusammenhangend mit vielem, gleichsam als Mond eines großen Planeten? Was aber mit Vielem und Großem im Zusammenhange gedacht wird, das kann leicht dazu kommen, selbst für viel und groß zu gelten.

Panegyri. V (41, 23) heißt es: εὐρήσμεν γὰρ αὐτὴν (τὴν πόλιν ἡμῶν) οὐ μόνον τῶν πρὸς τὸν πόλεμον κινδύνων, ἀλλὰ καὶ τῆς ἄλλης κατασκευῆς . . . σχεδὸν ἀπάσης αἰτίας οὖσαν. Der Herausg. will, daß zu κινδύνων von aufsen her τέχνης oder ἐμπειρίας hinzugenommen werde, αἰτίαν aber allein mit κατασκευῆς verbunden: worunter das Ebenmaß litte, der Sinn nicht gewönne. Kann die Stadt nicht so schicklich Ursache der Gefahren genannt werden, als sie Cap. XXVII (57, 3) Ursache der Seeschlacht genannt wird? Dazu kommt, daß κινδύνος, vermöge der Abstammung (f. *Kanne* in dem angeführten Buche S. 171), nicht sowohl die objective Gefahr bedeutet, als vielmehr das Wagniß, das freywillige Rennen in die Gefahr. Thucyd. IV, 10 (243, 86): *ὅσα ἐς ἀνάγκην ἀφίκται . . . κινδύνου τοῦ ταχίστου προσδεῖται*. Daher κινδύνους ποιῆσαι Cap. XLVI und häufig sonst. — Zu εἰσῆλθεν αὐτοὺς soll überall ὁ λογισμὸς ergänzt werden, weil de pace XXXI (180, 28) vorkommt *περὶ ὧν μηδεὶς πώποτε λογισμὸς αὐτοῖς* (oder vielmehr, mit Hieron. Wolf, αὐτοῖς) εἰσῆλθεν. Einfacher ist, in der Stelle z. B., die der Herausg. aus dem Lucianus anführt — *τί σοι ἐπῆλθε νόμον ποιήσασθαι* — gerade dies νόμον ποιήσασθαι für das Subject zu nehmen. Nicht mehr bedarf eines fremdher entlehnten Subjects κατήπειγε Panathen. XLIV (256, 8): *ὧν κατήπειγε τὴν πόλιν κατ' ἐκείνον τὸν χρόνον μάλιστα περιγενέσθαι πολεμοῦσαν*: wie kann man nach einem Subjecte suchen, wo alle außer dem Verbum vorhandenen Wörter nichts anderes, als eben das Subject ausdrücken? Κατήπειγε τὸ (τὴν

Na

πόλιν κατ' ἐκείνον τὸν χρόνον μάλιστα περιγενέσθαι τούτων πολεμουσάν). Vgl. Panathen. LXXVII (273, 22) τῶν ἐν ἐκείνῳ μὲν τῷ χρόνῳ πραχθέντων, ὁμοίως δὲ νῦν οὐ κατεπειγόντων. — Zu ὁμοίως καὶ νῦν Panathen. XIII (239, 20) ὡς. Die Stelle ist diese: οὐχ ὡς οὐ πλείους ἐπαίνους πεποιημένος περὶ αὐτῆς ἢ συμπαῖτες οἱ περὶ τὴν ποιήσιν καὶ τοὺς λόγους ὄντες· οὐ μὴν ὁμοίως καὶ νῦν. Soll einmal gefagt werden, was auch ungesagt aus dem Zusammenhang deutlich ist: warum dann nicht ganz vollständig οὐ μὴν ὁμοίως τότε πεποιημένος καὶ νῦν ποιησόμενος? — Zu ὡς τε θαυμάζειν Archidam. XXVI (126, 17) χρή με oder ἐπεισὶ μοι. Das scheint allenfalls auf die Eine Stelle zu passen, paßt aber auch auf diese nicht, sobald bedacht wird, daß dieses ὡς τε mit dem Infinitivus, das wir so *daß* übersetzen, doch eigentlich dasselbe bedeuten muß mit dem ὡς, wodurch es oft vertreten wird, und wovon es nicht verschiedener ist, als ὅστε von ὅς, ἄτε von ἄτε, οἷός τε von οἷος; daß es also auch construirt werden wird, wie jenes. Nun fällt vermuthlich Keinem ein, das homerische οἱ δέ, λύκοι ὡς, θῦνον, oder folgende Worte des neunten Briefes (S. 435, 7) — οὔτε πόλεις ἐλεῖν οὔτε πολλοὺς ἀποκτείνειν τῶν πολεμίων οὕτω μέγα καὶ σεμνὸν ἔστιν, ὡς ἐκ τοιούτων κινδύνων σώσαι τὴν πατρίδα — darum elliptisch zu nennen, weil zu dem ὡς dort θῦνουσι, hier μέγα καὶ σεμνὸν ἔστι wiederholt werden könnte. Eine solche Wiederholung aber des zunächst vorhergegangenen Prädicats zu dem das Subject ausmachenden Infinitivus scheint die Construction, von der wir reden, befriedigender zu erklären, als die ohnehin schon schwer genug beladene, und hier für die Construction mit dem Indicativus zu sparende Vermischung zweyer Redeweisen. Die ersten besten Beyspiele zu ergreifen: Plutarchus Num. XV zu Anfang: οὕτως ἡ πόλις ἐγεγόνει χειροθῆς καὶ κατατεταρβημένη τὴν τοῦ Νουμᾶ δυνάμιν, ὥστε μύθοις εἰκοτάς τὴν ἀτοπίαν λόγους παραδέχουσα. Die Stadt war ihm so blind ergeben, wie die Annahme seltsamer Vorspiegelungen (blind ergeben ist, blinde Ergebenheit beweiset). Ebendaf. am Ende: αὐτὸν δὲ τὸν Νουμᾶν οὕτω φασὶν εἰς τὸ θεῖον ἀνηγεῖσθαι ταῖς ἐλπίσιν, ὥστε καὶ προσαγγελίας ποτὲ αὐτῷ γενομένης, ὡς ἐπέρχονται πολέμιοι, μειδιάσαι καὶ εἰπεῖν Ἐγὼ δὲ θῶ. Er vertraute so fest auf Gott, wie dieses Wort (auf Gott vertraut). Die schroffe Zusammenstellung der Personen mit den Sachen, der Ganzen mit den Theilen, kann nicht befremden nach dem, was Jac. Gronov zu Lucian. D. M. Vol. I. S. 396 bemerkt hat, J. F. Heusinger zu Cicero de officiis I. 22; Wytttenbach Biblioth. Crit. Vol. II, p. IV, p. 75. Vol. III, P. IV, p. 62; der Herausg. selbst zu dem ὁμοίως γεγόμενοι τοῖς τῶν προγόνων ἔργοις Archidam. XLI (134, 6). Und daß im Fortgange der Zeit die Partikel angefangen hat, mehr eine Folgerung, als eine Vergleichung zu bezeichnen, erklärt sich sehr natürlich daraus, daß keine Vergleichung häufiger ist, als die zwischen Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Bestätigt aber wird unsere Erklärung dadurch, daß die Pronomina, die dem

ὡς entsprechen, οἶον und ὅσον, gerade so mit dem Infinitivus verbunden werden. Oἶον z. B. bey Xenophon Hellen. VI, 5, 7: τοιοῦτος ὁ Ἰστιάππος ἦν οἷος μὴ βούλεσθαι πολλοὺς ἀποκτείνουσαι τῶν πολιτῶν. Was doch wohl eigentlich nichts anderes heißen kann als: Stasippus war ein Mann von der Art, von welcher das Nicht-Wollen . . . ist. Isokrates Epist. VIII (433, 12) εὐρήσετε . . . τοιοῦτους ὄντας, οἷους τοὺς μὲν . . . μὴ λυπεῖν, τοῖς δὲ . . . διατριβὴν παρέχειν ἡδέϊαν. "Ὅσον beyin Plutarchus Romul. VIII zu Anfang: παρεδήλου τοσοῦτον ὅσον προσέχοντας μὴ μικρὸν φρονεῖν; und Publicol. XV: τοσοῦτον. Σύλλαν εὐτυχία παρήλαθεν (Ὀυεσπασιανὸς), ὅσον ἐκείνον μὲν τῆς ἀφιερώσεως τοῦ ἔργου, τοῦτον δὲ τῆς ἀναίρεσεως προαποθανεῖν. Zu vergleichen ist auch der ähnliche Gebrauch des englischen as, das sonst mit ὡς auch darin übereinkommt, daß es zugleich Conjunction und Adverbium ist. Denn wenn Middleton sagt (Leben des Cicero, Sect. VI zu Anf.): Cicero's return was the beginning of a new life, which was to be governed by new maxims, yet so as not to forfeit his old character; und Hume (Geschichte von England, Cap. XXXV zu Anf.): There is no abuse so great as not to be attended with a variety of beneficial consequences; und Roscoe (Lorenzo de' Medici Vorrede): The Italian tongue was so far deformed as to have become scarcely intelligible: sind nicht diese Phrasen, wie wir angegeben, zu ergänzen und zu verstehen? Bedeutet die letzte z. B. nicht offenbar dies: Die italiänische Sprache war so versunken, wie kaum — versunkenlich — seyn versunken ist, von Versunkenheit zeugt? — Eine neue Ellipse endlich wird zu Plutarch Solon XIV (156, 12) bemerkt, in dem solonischen ἀσκός δεδάρθαι, auszufüllen durch ὥστε γενέσθαι, δεδάρθαι ὥστε γενέσθαι ἀσκός. Zu dem ganz ähnlichen διὰ τὸ μὴ ἄρχων μὴτε θεσμοθέτης μὴτε βασιλεὺς μὴτε πολέμαρχος λαχεῖν Perikl. IX (289, 18) wird nichts gesagt. Das wiederum ähnliche χαλκῆς διδάσκειν statt τὴν τοῦ χαλκῆος τέχνην διδάσκειν (Vergleichung des Lycurgus und Numa IV, S. 140, 16) wird der späteren Gracität beygemessen. Aber des Aristophanes γενοαῖους ἐξεδιδάξας (Ran. 1019) ist schwerlich anderer Art. Vgl. gegen Davies zu Maximus Tyr. XXXVIII, 7, Koppiers observ. philolog. S. 82, und Schäfer zu Lamb. Bos S. 862. Auch die Neu-Griechen sagen μαθαίνω ῥάπτῃς, wie wir, wenn auch nicht in der Schriftsprache, ich lerne Schneider.

Doch zurück zum Panegyrikus. Cap. III (40, 25) — εἰ τινες ταύτην μὲν μὴ νομίζουσι δικαίαν εἶναι τὴν κρίσιν — hat der Herausg., wie sich gebührte, nach Morus Vorschlag, νομίζουσι geschrieben für νομίζωσι. So ad Nicocl. III (14, 13) ὅπως διακείσονται mit Lange für ὅπως διακείσονται, und Plataic. VIII (300, 10) ὅπως μὴ . . . διαλλάξει καὶ ποιήσει für ὅπως μὴ . . . διαλλάξῃ καὶ ποιήσῃ. Wenn er aber als Grund zur Verwerfung des ὅπως διακείσονται und (Plutarch. Themistocl. XIV, S. 220, 20) des ὅπως ἀπαλλαγῇσθαι dies anführt: οὐ γὰρ ἀποτελεσματικὸν ἐνταῦθα τὸ ὅπως, ἀλλὰ τροπικόν, ὡπερ ἀνείλεγετο σκοπεῖν τινὰ τρόπον διακείσονται: so begreifen wir

theils nicht, wie das τροπικὸν ausgeschlossen werden könne von der Construction mit einem obliquen Modus, theils verwundern wir uns, daß ein Grund gesucht ist gegen Formen, die gar nicht vorhanden sind. Die Verwunderung steigt, wenn wir den Herausg. adverb. Callimach. XVIII (380, 1) selber Φανήσεθε setzen sehen für Φανήσεθε, ungeachtet er bald nachher, zu S. 426, 2, ein von Matthäi zurückgerufenes λογῆσε der Aldina verwirft, mit ausdrücklicher Anführung des Apollonius Dyskolus, der doch S. 277 ff. das Futurum des Subjunctivus umständlich widerlegt. Busir. XVII (230, 4) ist stehen geblieben: ἀποροῦσι δ' ὅπως ποιήσωσι, so wie Plutarch. Num. II, S. 119 ὅπως δὲ μὴ σύγχευσι . . . ἢ στάσις ἀπεργάσεται, und Themistocl. XII, S. 217 συμπροθυμείσθαι . . . ὅπως ἐν τοῖς στενοῖς ναυμαχήσωσιν. Und, was gleich unrichtig, Panegy. XLI (69, 5) οὐκ ἀποροῦντες ὅθεν ἐπισκευάσωσι für ἐπισκευάσουσι, wie XXXVI (63, 21) οὐδὲν τοιοῦτον κατασκευάζουσιν, ἐξ ὧν αὐτοῖς ἔσται καταστήσαι . . . , und LI (76, 20) τοιαῦτα λέγειν, ἐξ ὧν ὁ βίος μηδὲν ἐπιδώσει, und Helen. laud. XXX (219, 31) οὐκ ἀπορήσουσιν ἀφορμῆς, ὅθεν Ἑλένην ἐξουσίαν ἐπαινεῖν. — Für ὅθεν hat der Herausg. aus seiner Handschrift ὁπόθεν aufgenommen. Es wäre zu wünschen, daß auch so unbedeutend scheinende Änderungen nicht ohne Angabe eines Grundes gemacht würden. Ein Wunsch, der sich erneut bey den meisten Änderungen, die das Tempus treffen, wiewohl hierin, wenn irgendwo, dem Tacte des Herausg. getraut werden muß. Zwar ἀφικνουμένης zu ändern in ἀφικομένης Cap. VI (41, 31) — Δημητρός γὰρ ἀφικνουμένης εἰς τὴν χώραν ἡμῶν, ὅτε ἐπλανήθη . . . , καὶ . . . διατεθείσης . . . , καὶ δούσης — mag gewagt scheinen wegen Archidam. XXVI (126, 5): οἶδα γὰρ καὶ τοὺς προγόνους ἡμῶν εἰς τὴν χώραν ταύτην ἀφικνουμένους οὐ τῷ πληθεῖ τῶν ἄλλων περιγενομένων, wo der Herausg. freylich auch ἀφικομένους vorschlägt. Und unnöthig βιάσασθαι für βιάσασθαι Panegy. XV (48, 17) und de permutat. XXI (324, 3) — βιάσασθαι προσδοκήσας —, κομίσασθαι für κομίσασθαι Archidam. XXXI (129, 3) — οἱ δὲ κομίσασθαι προσδοκῶντες —, γενήσεσθαι für γενέσθαι Panathen. LXXXIII (277, 18) — ἐλπίζουσιν αὐτοὺς οὐκ εὐεργέτας γενέσθαι τῶν ἄλλων —, προτρέψασθαι für προτρέψασθαι Epist. IV (421, 7) — Διόδοτον αὐτὸν οἶμαι σε μάλιστα προτρέψασθαι —: wenn wir Wesseling glauben zu Diodor. XIV, 14. Bruck zu Aeschylus Pers. 738. Schäfer zu Longus S. 372 u. 416, ja dem Herausg. selbst zu S. 277, 15, wo er zugiebt, daß ἐλπίζειν mit dem Aoristus nicht weniger als mit dem Futurum verbunden wird. Vgl. zu Plutarch. Publicol. II (178, 20). Aber sicher ist μένειν für μένειν Archidam. XXVIII (128, 1): μὴ γὰρ αὐτοὺς οἶσεθε μένειν ἐπὶ τούτοις οἵτινες γὰρ . . . , πῶς ἂν οὗτοι καρτερήσῃαν . . . ; sicher auch die Vertheidigung des von Morus und Auger angefochtenen ἐλπίστους Panegy. Cap. VII (42, 23), und die Verwandlung von γεγενῆσθαι in γενέσθαι (XXXII, S. 59, 19), von ὑπολείπειν in ὑπολιπεῖν (XLI, S. 66, 30), von προδομένους (ebendaf. S. 67, 2) nach Hand-

schriften in προδιδόμενους. So wird Panathen. XVI (241, 26) καὶ καταστρέψαντες berichtet in καταστρέφοντες oder, was härter ist, πρὶν κατέστρεψαν αὐτάς; XXII (245, 3) γιγνόμενοι in γενόμενοι; XXVI (246, 27) παρείχον in παρέσχον; XLIV (256, 5) νομίζοντες in νομίσαντες. — Eine sehr wahre Bemerkung, und, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht gemacht, ist diese zu Plutarchus S. 5, 30, daß vorzüglich das Imperfectum — eigentlich wohl die ganze actio infecta — geeignet sey, den Conatus zu bezeichnen, der selbst oft genug bemerkt worden ist. S. Wesseling zu Diodor. XIII, 3, und zu Herodot. I, 68. Valckenaer und Porson zu Euripid. Phoeniss. 1407 u. 79. Markland zu Lysias S. 294 u. 334. Bruck zu Sophokles Oedip. R. 1454. Διήνεγκε Panathen. LXXI (269, 30) — ὧν οὐδὲν ἂν οἶα τε [οἶα τε] ἐγένετο διοικῆσαι κατὰ τρόπον ἢ πόλιν ἡμῶν, εἰ μὴ καὶ τῇ δόξῃ καὶ τῇ δυνάμει περὶ διήνεγκε τῶν ἄλλων — für das Imperfectum zu nehmen, von einem Präsens ἐνέγκω, dazu sehen wir keinen Grund, sondern glauben treulich dem Eustathius, der uns lehrt (zu II. XIV, S. 983, 4): τὸ ἐνέγκω οὐκ ἔστιν ἐνεστῶς, ἀλλ' αὐθιγὸν ἔστιν ὅτι τὰ δὲ αὐθιγὰ ὅματα χρόνου ἀορίστου ἔστιν. Gleich abgeneigt sind wir dem S. 162, 12 angenommenen Präsens ἐστήμι: in der historischen Zeit der Sprache läßt es sich nirgend nachweisen, sondern da giebt es für κατέσταμεν durchaus keinen anderen Singular, als κατέστηκα, wie unverträglich auch die Formen zu seyn scheinen.

Ob die Unverträglichkeit sich auch auf das Participium erstrecken dürfe, so daß in demselben attischen Schriftsteller bald διεστῶσας und καθεστῶτων, bald καθεστηκυίας und καθεστηκότων geschrieben würde, wie hier — ad Demonic. I (1, 1), Areopagit. XXIII (149, 16), Archidam. XXXII (129, 32), Areopagit. I (138, 4) — geschieht, daran zweifeln wir. Dersgleichen, ob sich schicke, παραναγινώσκοντες zu setzen neben παραναγινώσκοντες, ἐπηγηκότι neben ἐπηγεκότι (Panathen. VIII, S. 236, 1. XXXI, S. 249, 20. XCV, S. 283, 12. LXXII, S. 276, 25), βουλευθείημεν und ἐκπλαγείημεν neben βουλευθείην und ἐκπλαγείην, unzählige zweyte Personen auf η (multis millibus locis, um mit Heindorf zu reden, Platon Theätet. S. 326) neben βούλει und οἶσι und ὄψει; und in der Declination Πειραιέως neben Πειραιῶς (contra Callimach. I, S. 371, 7. XVI, S. 379, 4. de bigg. XVII, S. 357, 2), Πλαταιέας neben Πειραιῶ (Panegy. XI, S. 44, 31), γραφεῖς und γονεῖς neben συγγραφέας und γονέας (ad Demonic. III, S. 3, 10. IV, S. 3, 25. Areopagit. XXIV, S. 149, 22. Archidam. XXXI, S. 128, 30), und zu diesen Accusativen auf εας nirgend Nominativen auf ῆς. Die Ungleichmäßigkeit fällt um so mehr auf, da der Herausg. die attischen Formen sonst nicht nur aus den Handschriften aufnimmt, wie ἰσχεῖν für ἔχειν Archidam. III (115, 16), sondern auch ohne Handschriften theils geradezu einführt, wie πλείω für πλείονα, πλείους für πλείονας Archidam. III (115, 6), Areopagit. XXVII (151, 22); τέτταρον für τέσσαρον Panathen. I (282, 17); συμφύρουσιν für das altattische συμφύρουσιν ad Philipp. V (81, 6); ἰσέλω für ἰσ-

λεω Nicocl. VIII (29, 16), Archidam. XXVI (126, 1) und XXXIV (130, 26), nur *ῥέλε* verschonend ad Demonic. IV (15, 28); *καθιστάσα* für *καθιστῶσα* ad Demonic. II (2, 19); *ἀπαναλωκότες* und *ἀνάλωσεν* für *ἀπανηλοκότες* und *ἀνήλωσεν* Areopag. V (139, 28) und XXVII (151, 17), de pace XXII (171, 27), mit Übergehung wiederum des *ἀνήλικο* ad Philipp. XL (96, 17); *ἡβουλήθησαν* und *ἡμελλον* für *ἐβουλήθησαν* und *ἐμελλον* Eusagor. XXIV (201, 31), Helen. laud. XIII (211, 2); theils in den Anmerkungen anempfiehlt, wie *Μενέλεω* für *Μενελάου* Panathen. XXXIV (250, 27), *καταστήσασθαι* für *κατασταθήσασθαι* Areopagit. XII (144, 19), *τῷ πόλεε* und *τοῖν πολέοις* de pace XXXVIII (182, 1) und Panathen. XXXVII (252, 14) für *τὰ πόλεε* und *ταῖν πολέοις*: Dualen, die um so eher aufzunehmen waren, da *τῷ πόλεε* schon Panathen. LXV (266, 4) gelesen wird. *Ἀτήλαυε* ad Demonic. III (2, 31) im Text und in der Anmerkung gehört vermuthlich in keinen Dialekt; *ἐλέους* für *ἐλέου* contra Callimach. XVI (379, 13) in den attischen nicht mehr, als das von dem Herausg. selbst verworfene *Ἡφαιστῆιον* für *Ἡφαιστεῖον* Trapezit. IX (361, 19) und das schon von *Auger* mit *οὐδέτερον* vertauschte *οὐδέτερον* Archidam. XXIX (138, 15); noch bey dem Polybius erinnern wir uns des *ἐλέους* nur an Einer Stelle, die eben durch ihre Einzigkeit verdächtig wird, I, 88, 2. Für *θεωρήσεις* ist ad Philipp. X (84, 24) aus Einer Handschrift *θεωρήσεις* aufgenommen: wozu das? Wozu ferner ist Panathen. XXXII (250, 14) an einer Stelle, die noch immer verderbt bleibt, *δεῖν*, mit *Hieron. Wolf* verwandelt in *δέον*? *δεῖν* ist ja auch Participium (Gregor. Corinth. S. 59 und da *Koen*). *Κομιούμεθα* Archidam. XXXVI (131, 15) streitet gegen *κομίσασθαι*, das kurz vorhergegangen, XXXI (129, 3). Die letztere, von den Atticisten gemißbilligte Form setzt der Herausg. einige Mal ohne Handschriften. So erinnert er de pace XLI (186, 1), in *πολλοὺς ἔχομεν τοὺς ἐτοίμους συναγωνιζομένους* sey *συναγωνιζομένους* wahrscheinlich ein Fehler; denn es habe *συναγωνισομένους* heißen müssen. Warum,

erfahren wir nicht; wohl aber finden wir ad Demonic. IV, (7, 1) *οὐκ ἔξεις ἐν τῷ βίῳ τοὺς πρὸς τὸ βέλτιστον ἀπεθανομένους*, und viele ähnliche, auch leicht für nothwendig zu erkennende Verbindungen des dauernden Zustandes mit der zukünftigen Zeit. Wie Epist. I (410, 33) *ἡ δὲ ἡμετέρα πόλις ἡδέως ἀν αὐτὴν σοι παράσχοι συναγωνιζομένην*. Der Herausg. hat *συναγωνισομένην* geändert, weil ad Philipp. XXII (90, 11) gelesen wird *οἱ δ' οἶμαι αὐτὴν καὶ συναγωνισθαι τοῖς ὑπὸ σοῦ πραττομένοις*. Aber gerade diese Stelle scheint nicht nur die unattische Form der Änderung verdächtig zu machen, sondern auch, was dem Futurum derselben entspreche — wofern überall ein solches Entsprechen nothwendig ist — satzsam zu haben an *παράσχοι ἀν*. — *ἔς*, wird de pace XL (183, 31) erinnert, sey zwar attischer, als *σίς*, aber doch nicht üblich bey dem Isokrates. Womit nur gemeint seyn kann, daß die Handschriften gewöhnlich *σίς* haben. Aber beweiskräftig sind doch wohl allein Dichterstellen, oder, für andere Fälle, wo kein profodischer Unterschied Statt findet, Zeugnisse der Grammatik. So ist Archidam. III (115, 2) *ὑπομεντέον* für *ὑπομνητέον* wohl begründet mit dem Gebrauche des Aristophanes; daß auch Platon und Isokrates angeführt sind, ist Überflus. Den Grammatikern im Gegentheil scheint zu glauben, daß die Attiker *ἀπολλύασι* gesagt haben, und nicht *ἀπολλύουσιν*, *δεικνύντες* und nicht *δεικνύουσιν*; der Herausg. glaubt, es sey eines Sehers, nicht aber eines Kritikers Sache, zu entscheiden, welche von beiden Formen Isokrates gebraucht habe (ad Philipp. XX, S. 89, 11. Panathen. LXXXVII, S. 268, 7), und behält also, was der Zufall in Handschriften oder Ausgaben gebracht hat. Auch behält er noch an mehreren Stellen *καίνο* für *καίνω*, obgleich er es (ad Philipp. XLI, S. 99, 11) ionisch und poetisch nennt, und in der Prosa überall zu ändern rath, überall nämlich, wo auch nur Eine Handschrift die dreysylbige Form aufbewahrt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Halle, b. Dietlein: *Der natürliche Hexenmeister, eine Reihe unterhaltender magischer, chemischer, optischer, physikalischer Rechnungs- und Karten-Kunst - Stücke*, vornehmlich zur Belustigung kleiner Gesellschaften von Müller. 1806, VI u. 102 S. 8. (6 Gr.) Hr. M. sammelte diese 70 kleinen Kunststücke in der Absicht, Kindern vorzüglich unter Leitung eines Lehrers Unterhaltung zu verschaffen. In der That wird dadurch die Geistesthätigkeit der Kinder mehr rege gemacht, das Gedächtniß gestärkt und geübt, und das Denkvermögen mehr entwickelt und genährt. Zwar fehlt es nicht an Büchleichen dieser Art: es hat indeß das gegenwärtige das Gute, daß es zum Theil zur Unterhaltung für diesen Behuf angenehme Gegenstände enthält, nicht voluminös und nicht kostbar ist.

A. J.

Ohne Angabe des Ortes, auf Kosten des Vfs.: *Versuch einer Revision der Cultur und Aufklärung nach ihrem Principien und Endzwecken*. Von J. G. Heunig, Privatgelehrten. 1810. IV u. 99 S. 8. (9 Gr.) Über die Nothwendigkeit, den Gang und den Zweck der Cultur, und besonders über die Wahrheit, daß die Theorie zwar unentbehrlich, aber ohne Praxis von keinem Werthe sey, trägt der wohlmeinende Vf. hier größtentheils recht gute, mitunter doch auch unbestimmte und leichte, fast durchgehends aber allgemein bekannte Gedanken in einer weitschweifigen Manier vor. Da der Gegenstand seiner Schrift oft genug behandelt ist, und er ihn von keiner neuen Seite zeigt: so ist es uns fast unbegreiflich, wie er sagen kann, „daß sie eines der größten und schwersten Probleme zuerst behandle.“

HIKL.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension

der

Ἑλληνικῇ Βιβλιοθήκῃ

von

C o r a y.

Andere Gesetze gelten für den Dialekt der späteren Schriftsteller. Μυρίας ἀνωμαλίας διαλέκτου, erinnert der Herausgeber zu Plutarchus S. 99, 5, εὐρήσεις οὐ μόνον παρά Πλουτάρχῳ, ἀλλὰ καὶ παρ' ἅπασιν, ὡς εἰπεῖν. τοῖς κατ' ἐκεῖνο τοῦ χρόνου γράψασιν, τὸ μὲν τῶν γραψάντων αὐτῶν πλημμελεία, ὑπὸ τοῦ σάλου τῆς ἐπὶ τὸ χεῖρον χωρούσης γλώττης ἄλλοτ' ἄλλως φερομένων, τὸ δὲ καὶ δι' ἀμαθίαν τῶν ἀντιγραφέων. Καὶ καλῶς μὲν ἔχει ἅπαξ ἐπισημῆνασθαι τὰ τοιαῦτα τὸ δὲ διορθοῦν πειρᾶσθαι, ἐπὶ τῷ ὁμοειδὲς ἑκάστοτε μετὰ ῥῶν ἡκούτος ἂν εἴη περίεργον. Nur ist natürlich auch bey den Späteren falsch, was überall falsch ist. Z. B. die Schreibart Ἰφικράτιοι und Λυσιμάχοι statt Ἰφικράτειοι und Λυσιμάχειοι, Polyaen. III, 9, 32. VII, 25, (f. Buttmann's Museum der Alterthumswissenschaft. B. II. H. 2. S. 386). Oder die, in dem Isokrates nie vorkommende, ἀνδρεία statt ἀνδρία. Wir wissen wohl, daß Schäfer Meletem. crit. S. 42 ἀνδρία allein in den seltenen Fällen zulassen will, in denen auch ἀσεβία, αὐθαδία, εὐγενία, εὐηθία, εὐσεβία, ἱερία, προμηθία gesagt wird. Aber er will das ohne Grund: so lange er nicht ein Adjectivum ἀνδρὺς nachweist, von dem ἀνδρεία abzuleiten wäre, wie ἀσεβία von ἀσεβής, αὐθαδία von αὐθαδής, εὐγενία von εὐγενής. Oder ein Verbum ἀνδρεύω, zu dem ἀνδρεία gehörte, wie δουλεία zu δουλεύω, κολακεία zu κολακεύω. Oder andere Formen, die dem Substantivum, und dem Adjectivum so gemein wären, wie die deutschen Liebe, Tyene, Kühle, Tiefe. Bis dahin werden wir glauben müssen, daß ἀνὴρ (ἀνδρὸς) ἀνδρία bilde, wie φρατὴρ φρατρία, und wie viele von Verben abgeleitete Masculina auf τήρ Feminina auf τρια. — Die lateinischen Wörter hätten sich ohne alle Verwegenheit gleichmäßiger schreiben lassen. Wozu Λικύρσις neben Τατιώνσις (Plutarch. S. 60 u. 53)? Λούκιος neben Λεύκιος (S. 269 u. 273)? Κόιντος neben Κυϊντίλιαις (S. 271 u. 272), zu geschweigen, des unaussprechlichen Κῆξτος (Polyaen. VIII, 6).

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Auch betonen. Denn wozu μέντεμ, und doch ποντέμε (Plutarch. S. 54 und 118)? Φερῖρε und λιγᾶρε, und doch κομίρε und κάρηρε (S. 48, 60, 53, 54)? Γενάτον, Κωνσούλας, πικπουλους, Τουσκιάνοι, Λικίπνιος (S. 43, 45, 274, 275), verstoßen gegen die Quantität. Was freylich auch noch acht griechische Wörter thun. Wie die Infinitive ἐκτίσαι, διαποικίλαι, καταποικίλαι, ἐκκλίνειν, und μυνύσαι (Isokrates S. 6, 190, 295. Polyaen. III, 6, 11. I. 48, 4); πεπράχθαι und τεθνήναι (Isokrates S. 80 und 382); die Nomina λύται, ἴσον, ὀπλίται, σκαρτιάται, Καπηνάται, Φιδηνάται, Ἀρδεάται, πράξιν, ῥίνα, κηκίδα, κνημίδας, σφραγίδα (Isokrates S. 10 und 301. Plutarch. S. 252, 72 und 250. Polyaen. IV, 2, 21. VII, 12. IV, 20. IV, 2, 10. VI, 48). Nicht richtiger ist πρός με, ἐπὶ σε, πραγμάτων περί, δοκεῖ δέ μοι γε, λευκοπῶλος, und, als Feminina gemeint, Ερεχθιδῶν und Κεκροπιδῶν (Isokrates S. 149 und 311. Polyaenus I, Prooem. und I, 26. Plutarchus S. 243 und 69), διαμάχοιτο, Polyaen. II, 3, 7 — προῆγε δόξαν ἐμποιών ὡς ἐκ τοῦ διαφανοῦς διαμάχοιτο — würden wir lieber in διαμαχοῖτο ändern als, mit dem Herausgeber, in διαμαχῆσοιτο oder διαμαχέσοιτο: denn μαχεῖσθαι hat der Autor III, 9, 25 und III, 10, 3; μαχοῦνται VII, 30, μαχουμένοις VIII, 23. In den Anmerkungen ist vom Accent vielleicht nur drey Mal die Rede: zu de permutat. XII (315, 18), wo der Früheren ἐάν μου, Lange's ἐάν μου dem Zusammenhang gemäß in ἐάν ἐμοῦ geändert wird, und zu Pannegyr. XXXIII (61, 4), wo bemerkt wird, daß der Name Φάσγλις, wie zu S. 352, 2, daß Ὀλυμπιάσι verschiedentlich accentuirt vorkomme. Der Herausgeber zieht Ὀλυμπιάσι vor; wir würden Duker zu Thucyd. VIII, 92, (561, 82) folgen.

Gegen die Quantität fehlen auch die Formen ὑπογυῖωτατον Isokrates S. 205, 10 in Text und Anmerkung, ἀνισρώτατον Plutarch. Solon. XV, ἀκινδυνώτερον Polyaen. III, 9, 3, ἰσχυρωτάτους VII, 13, 4, ὀρῶτερον zweymal S. 396. Und in dem Orakel über die Erbauung von Amphipolis, das Polyaenus erhalten hat (VI, 53), κτίσαι für κτίσσαι. Für τίπτε νέως κτίσαι . . . μενεαίνετε hat der Herausgeber eigenmächtig gesetzt τίπτ' ἐνέως κτίσαι . . . μενεαίνετ'· τὸ δὲ ἐνέως ἐπὶ ῥῶμα μήπω, καταχωρισθὲν ἐν τοῖς λεξικοῖς, ἐπὶ τοῦ εὐήθως, μωρῶς: indess schien νέως nicht übel zu passen für den nach zwey mißlungenen Versuchen neugewagten dritten. S. Thucyd. IV, 102. In dem zweyten Verse desselben Orakels ist ὕμιν, zu setzen für ὕμιν, im vierten πατρίῃ δ' ἐν ἀρούρη für πατρίῃ δὲ ἀρούρη, im fünften τότε δ' ἂν τότε

O o

τινα ὑπὸ διαρροίας ἀκρατοῦς ληφθέντες. Κεῖνοι δὲ ἐπελθόντες κειμένους φονεύουσι. Der Herausgeber hat geändert ληφθέντας Κεῖνοι ἐπελθόντες κ. φ.: leichter, aber, dünkt uns, weniger wahrscheinlich, als Koen. (S. 197): ληφθέντες ἐκείνοι. Κεῖνοι δὲ ἐπελθόντες κ. φ. Denn so pflegt der Autor: VIII, 25, 1 ὑπὸ μέθης ἐκείνοι. Παρμαῖοι δὲ ἐπελθόντες ἀπαντας κατέκταναν. und VIII, 28: ἐκείνοι καθεύδοντες. Ἐπελθοῦσα Τόμυρις δυσκινήτως ἔχοντας . . . διέφθειρεν. Τὴν πολιάν V, 6 — οἱ δὲ, ζηλώσαντες τὴν πολιάν τῶν στρατευομένων — verwandelt der Herausgeber in τὴν εὐπορίαν, Koen (S. 186) in τὴν ὠφέλειαν, was in dem erforderlichen Sinne sehr gewöhnlich ist. Polyæn. VII, 29, 2 οἱ διώκοντες . . . πρὸς ἀρπαγὴν ὥρμησαν, ὠφέλειαν φανεράν οὐ καλὸν ἡγοῦμενοι προέσθαι. Plutarch. Camill. VII (244, 6) ἀλούσης δὲ τῆς πόλεως καὶ διαρπασείσης . . . περιεῖδεν ὠφέληθέντας: eben da XI (247, 13) οἱ δὲ στρατιῶται, διάρπασιν προσδοκῆσαντες . . . , κατηγόρου τοῦ Καμίλλου . . . ὡς φρονήσαντος ὠφέλησθαι τοῖς πένησιν. Isokrates Panegy. II (39, 20) τὰς ὠφελείας τὰς ἐκ τῆς στρατείας ἰσχυμένας. — Mit Schneider (zu Hellen. VI, 2, 34) war III, 9, 55 πυρραποὺς zu schreiben für πυρσούρους.

In dem folgenden 5 Cap. des Panegyrikus (S. 41, 18) beleidigt den Herausgeber κάλλιστα, οὕτως ἂν κάλλιστα ἐξετάσαιμεν. Vielleicht, sagt er, μάλιστα. Es ist sehr wahr, daß diese beiden Wörter oft mit einander verwechselt worden sind, z. B. Cap. XXXI (59, 5), wo aus drey Handschriften μάλιστα εὐδοκίμειν aufgenommen ist für κάλλιστα εὐδοκίμειν, und mit Recht, da vermuthlich nie gesagt worden καλῶς εὐδοκίμειν. Daraus aber folgt nicht, daß die Verwechslung auch an dieser Stelle Statt gefunden, und an allen den anderen, wo sie der Herausgeber voraussetzt. Wie Nicocl. V (26, 29) οὕτως ἂν κάλλιστα θεωρήσαιμεν, ad Philipp. IX (84, 24) οὕτω, ὅ ἂν ἀκριβεστάτα καὶ κάλλιστα θεωρήσῃς, de pace XXVI (173, 5) ἔφασκον γὰρ ἐκείθεν κάλλιστ' ἂν ὑμᾶς καταμαθεῖν, ad Philipp. XLVII (102, 15) ἃς ἐπὶ τῶν ἔργων οἱ πρόγονοί σου φαίνονται κάλλιστα προκρίναντες. Panathen. XVI (241, 22) τῶν τὰ περὶ τὸν πόλεμον κάλλιστα ἀσκούντων. Epist. IX (437, 29) τὸν τῷ λόγῳ κάλλιστ' ἂν δυνήσεντα παρακαλέσαι τοὺς Ἕλληνας. Er führt Stellen an, wo μάλιστα συνιδεῖν, μάλιστα κατιδεῖν vorkommt; aber jene sind zahlreicher. Vrgl. κάλλιστα μαθεῖν, κάλλιστα προτρέψαι, Platon Euthydem. S. 274 E., κάλλιστα πείθεσθαι eben da, 286, C, κάλλιστα παραδοῦναι 287, A, κάλλιστα ἐπίστασαι, Hipp. maj. 284 A, und 285 B. Und dann sind

ja auch die beiden Wörter verschieden genug an Bedeutung, um einander nicht auszuschließen.

Aber gleiche Verfolgung ergeht über manches unschuldige καί. So Cap. XII (45, 24) ἐτι δὲ ἀγῶνας ἰδεῖν καὶ μὴ μόνον τάχους καὶ ῥώμης ἀλλὰ καὶ λόγων. Das erste καί hat der Herausgeber gestrichen als aus einem Versehen der Abschreiber entstanden. Warum nimmt er es nicht lieber in der Bedeutung, die Schäfer zu Longus S. 351 erläutert hat? Denn daß diese nicht allein in den Schriftstellern späterer Zeit zu suchen ist, zeigt Thucydides V, 9 (323, 13: ἡ Ἀθηναίων . . . δούλοις, ἣν τὰ ἀριστα ἀνευ ἀνδραποδισμοῦ ἢ θανάσιως πράττει, καὶ δούλειαν χαλεπωτέραν ἢ πρὶν εἶχετε. — Polyænus I, 48, 4 wurde sonst gelesen: ἵνα, εἰ καὶ θάτερον ἀλίσκοιτο, θάτερον γοῦν σωθῆναι δυνήσῃ, wenn auch das Eine genommen würde, gerade wie VIII, 29 εἰ καὶ τέθνηκεν Ἀμασις, τὸν γε υἱὸν αὐτοῦ Ψαμμήτιχον τίσασθαι καλόν: jetzt ἵνα εἰ θάτερον . . . Ἡμετέρα Διόρθωσις. VII, 50 sonst Κεῖνοι στάσις ἦν ἐμφύλιος. ἥδη δὲ καὶ ἐς πόλεμον ὠπλισμένων, schon auch, sogar zum Kriege: jetzt ἥδη δὲ ἐς πόλεμον, H. Δ. VI, 33 sonst Ἀγνων Ἀττικὴν ἀποικίαν ἡγάγεν . . . ἣν γὰρ καὶ λόγιον Ἀθηναίσις τοιόνδε, denn es war auch ein Orakel: jetzt ἣν γὰρ λόγιον, H. Δ. V, 47 πρώτους μὲν . . . συνέκρουσεν, ἔπειτα δὲ καὶ πρὸ . . . , dann aber auch: jetzt ἔπειτα δὲ * καὶ * πρὸ . . . H. Δ. V, 16, 3 sonst ἐπεὶ τὸ πλοῖον ἐφώρμει τῷ λιμένι, καὶ ἐν ἐσπέρᾳ προσέβαλε: jetzt λιμένι, ἐν ἐσπέρᾳ . . . H. Δ. IV, 6, 1, sonst ἡ δὲ ἀσμένη μεираκίῳ καὶ βασιλεῖ πρὸς γάμον ἑαυτὴν ἐξέδωκεν, einest der jung und König war: jetzt μεираκίῳ βασιλεῖ, H. Δ. IV, 15 sonst ἐφ' ἡ πανταχοῦ πανηγυρίζοντος Ἀντίχου μετὰ πάντων, καὶ ὁ Δίνων ἐχάλασε τὸ σφοδρὸν τῆς Φυλακῆς: jetzt μετὰ πάντων, * καὶ * ὁ Δίνων H. Δ. VII, 36 sonst ὑπηρέτας καὶ ἄλλους ἀλλαχόθεν ἀξιοῦντες μετρεῖσθαι, wo die ὑπηρέται vermuthlich die μετροῦντες waren: jetzt ὑπηρέτας ἄλλους ἀλλαχόθεν . . . H. Δ. VIII, 65 sonst Φωκεῦσι καὶ Θετταλοῖς πόλεμος ἀσπονδὸς ἦν, ὥστε καὶ Θετταλοὶ δόγμα ἐκυρῶσαν, so daß auch, d. h. neben anderen Zeichen der Erbitterung: jetzt ὥστε Θετταλοὶ . . . H. Δ. VIII, 6 sonst μάχας ἐνίκα πολλὰς, ὥστε καὶ οἱ Γάβιοι θαυμάσαντες αυτοκράτορα στρατηγὸν αὐτὸν ἀπεφάναντο: jetzt ὥστε οἱ Γάβιοι. IV, 6, 6 sonst Ἀντίγονος κτείνει μὲν τοσοῦτους ὡμὸν ἡγεῖτο: ἐδεδοικεὶ δὲ καὶ μὴ πρὸςθοντο τοῖς πολεμίοις er fürchtete aber auch: jetzt ἐδεδοικεὶ δὲ, μὴ πρὸςθοντο . . .

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Lemgo, b. Meyer: An Freunde der Seelenkunde über einige sehr auffallende Erscheinungen des magnetischen Somnambulismus. 1809. 48 S. 8. (4 Gr.)

Der ungenannte Vf. dieser Bogen stellt darin verschiedene auffallende Erscheinungen des Somnambulismus aus Wienholt's Heilkraft des thierischen Magnetismus zusammen, um auf die Sache eine allgemeinere Aufmerksamkeit zu erregen, als sie bisher, vielleicht durch die Schuld eines so ausführlichen und kostbaren Werkes, gefunden zu haben scheint, besonders aber die Aufmerksamkeit der Psychologen darauf hinzulenken. Allerdings verdienen jene Erscheinungen von den Seelenforschern in nähere Erwägung gezogen zu werden. Aber sollten denn wirklich alle Umstände, die uns hier erzählt

werden, für ausgemacht gelten können? Wer nicht selbst Zeuge war, wird wenigstens vermuthen dürfen, daß, wenn auch an keinen absichtlichen Betrug zu denken ist, doch die Einbildungskraft den theilnehmenden Personen zuweilen einen Streich gespielt haben möchte. Übrigens ist Rec. weit entfernt, Etwas darum zu leugnen, weil er es nicht befriedigend erklären kann, der bekannten Worte Hamlet's eingedenk. Aber das Daseyn muß ausgemacht seyn, ehe er darauf fortbaut. An eine Erklärung des ganzen Phänomens ist übrigens wohl noch lange nicht zu denken. Es müssen erst noch viele Erfahrungen mit Genauigkeit gemacht und verglichen werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 A U G U S T , 1810.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension

der

Ἑλληνικῇ Βιβλιοθήκῃ

von

C o r a y.

Und leider hat sich die Flüchtigkeit, der diese Änderungen gefallen, nicht immer mit so leichten und wenig störenden begnügt! Iokrates ad Nicocl. XIV (22, 14) wurde bisher gelesen: ταῦτα δὲ διήλθον ἡγούμενός σε δεῖν . . . μηδὲ τοὺς φρονούντας τῶν ἀνθρώπων ταῖς ἡδοναῖς ἀνακρίνειν, ἀλλ' ἐπὶ τῶν πράξεων τῶν χρησίμων αὐτοὺς δοκιμάζειν, ἅλλως τε καὶ ἐπειδὴ περὶ τῶν γυμνασίων τῶν τῆς ψυχῆς ἀμφισβητοῦσιν οἱ περὶ τὴν φιλοσοφίαν διατρίβοντες . . . ἐκείνο δὲ πάντες ὁμολογοῦσιν, ὅτι δεῖ τὸν καλῶς πεπαιδευμένον ἐξ ἐκάστου τούτων γενέσθαι συμβούλευέσθαι δυνάμενον. χρὴ τοίνυν ἀφ' ἐκείνου τῶν ἀμφισβητουμένων ἐπὶ τὸ ὁμολογοῦμενον ἐλθόντα λαμβάνειν αὐτῶν τὸν ἑλσυχον. Das hieß: *Wie man sich bilden solle, darüber streiten die Philosophen; daß aber der Gebildete ein Mensch seyn müsse, mit dem man sich berathen kann, darüber sind sie einig.* (Vgl. ad Philipp. XXXIV, wo die Fähigkeit zum συμβουλεύειν eben so hergeleitet wird aus dem καλῶς πεπαιδευθῆναι.) *Sieh du also, bey der Wahl eines Rathgebers, nicht auf die Schule, sondern auf die Tüchtigkeit.* Diesen klaren, an sich unatadelichen und in dem Zusammenhang fest wuerzelnden Sinn verkehrt uns der Herausgeber durch einen offenbaren Verstoß gegen das Gesetz, daß er (zu Plutarchus S. 63, 18) selbst aufstellt: διορθοῦν γάρ, οὐ μεταμορφοῦν δίδοται τοῖς ἐκδοταῖς τοὺς συγγραφεῖς. Er setzt nämlich: ὅτι δεῖ τὸν καλῶς πεπαιδευμένον ἐξ ἐκάστου τούτων ἐλθεῖν τὰ χρήσιμα. χρὴ τοίνυν τὸν δυνάμενον βουλευέσθαι ἀφ' ἐκείνου κ. τ. λ. Und nennt das eine Verbesserung, und zwar eine wahrscheinliche Verbesserung, darum, weil anderwärts vorkommt χρὴ πανταχοῦ τὰ χρήσιμα συλλέγειν und ἵν' ἐξ πάντων ὑμῖν ἐξ τῶν ρηθέντων ἐλθεῖν τὰ συμφωρότατα und ἐξ πάντων τῶν ρηθέντων ἐκλέξασθαι τὸ βέλτιστον. Darum!

In derselben Rede Cap. XIII (21, 26) hat der Herausgeber für ἀχθονται aufgenommen ψυχαγωγούνται, vom Rande seiner Handschrift, wo es bey-
S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

geschrieben ist, er weiß selbst nicht, ob zur Erklärung oder als Variante: ἀκούοντες γὰρ τῶν τοιούτων (τῶν μυθωδεστάτων λόγων) χαίρουσι, θεωροῦντες δὲ τοὺς ἀγῶνας καὶ τὰς ἀμίλλας ἀχθονται. Erwägen wir wieder den Zusammenhang. Es geht vorher: *Was der Menge gefallen will, muß nicht die wahrsten Reden suchen, sondern die fabelhaftesten.* Davon geben die angeführten Worte, nach der alten Lesart, einen triftigen Grund an; nur muß ἀγῶνας nicht von gymnischen Spielen verstanden werden, sondern in dem weiteren Sinne, in dem es unmittelbar nachher mit πόλεμος und oft mit πόνος und κίνδυνος zusammengestellt wird. Es folgt: *Deshalb ist Homerus zu preisen und die Erfinder der Tragödie, daß sie beide Gattungen (ἀμφοτέραις ταῖς ἰδέαις) zu benutzen gewußt, jener die rauhe Wirklichkeit (τοὺς ἀγῶνας καὶ τοὺς πολέμους) in Fabeln hüllend, diese den Fabeln Wirklichkeit gebend (ἀγῶνας καὶ πράξεις).* Die beiden Gattungen sind einander klarlich entgegengesetzt, wie Cap. X τὸ σεμνόν und τὸ ἀστειόν, wovon auch gesagt wird: δεῖ δὲ χοῖσθαι μὲν ἀμφοτέραις ταῖς ἰδέαις ταύταις. Sind sie das aber: so werden es auch ihre Wirkungen seyn müssen: nicht Freude und Ergötzen (χαίρουσι — ψυχαγωγούνται), sondern Freude und Verdruß (χαίρουσι — ἀχθονται). — Ein anderer Gegensatz hat gelitten de permutat. VIII (§13, 27). Für εἰ μὲν ἐν τυγχάνει κατηγορεῖται κατὰ τὴν κακοήθειαν, οὐδεὶς ἂν τῶν παρόντων ἀγνοήσειεν εἰ δ' ἀληθεῖς κέχρηται τοῖς λόγοις, οὐκέτι τοῦτο τοῖς κρίνουσι γινώσκειν ῥάδιον wird jetzt gelesen εἰ μὲν εὐ τυγχάνει κατηγορητικῶς ἢ κακῶς, οὐδεὶς ἂν . . . Als ob eine ganz erlogene Anklage jemals eine gute Anklage seyn und vor allem Volk heißen könnte.

Helen. laud. VI (208, 21), wo gelesen wurde οὐ γὰρ τῆς αὐτῆς γνώμης ἐστὶν ἀξίως εἰπεῖν περὶ ἐκατέρων αὐτῶν. ἀλλὰ τὰ μὲν μικρὰ ῥάδιον τοῖς λόγοις υπερβαλέσθαι, τῶν δὲ χαλεπὸν τοῦ μεγέθους ἐφικέσθαι, wird vorgeschlagen entweder μικρὰ zu streichen, oder vor χαλεπὸν zu setzen μεγάλων oder ein ähnliches Wort. Wir dachten, τῶν δὲ τοῦ μεγέθους ἐφικέσθαι sey beynahe so viel als τῶν δὲ μεγάλων ἐφικέσθαι, womit der Concinnität genügt wäre; und die Stelle Panathen. XIII (239, 24) — τὰ μὲν μικρὰ τῶν πραγμάτων ῥάδιον τοῖς λόγοις αὐξήσαι, τοῖς δ' υπερβάλλουσι τῶν ἔργων καὶ τῷ μεγέθει καὶ τῷ κάλλει χαλεπὸν ἐξισῶσαι τοὺς ἐπαίνους —, die der Herausgeber für sich anführt, diese fordern wir zurück für uns, als die an τοῖς υπερβάλλουσι etwas an sich selbst eben so Unbestimmtes, durch die nachfolgenden Dative

aber eben so Bestimmtes enthält, wie τῶν μὲν an sich und durch den nachfolgenden Genitivus ist. — Warum eben da, Cap. X (209, 31) δυνάτων gelesen werden soll für δεινῶν, — ὑπεριδὼν τὴν ἀρχὴν τὴν Τυνδάρην, καὶ καταφρονήσας τῆς βίωμης τῆς Κάστορος καὶ Πολυδεύκους, καὶ πάντων τῶν ἐν Λακεδαιμόνι δεινῶν ὀλιγωρήσας —, das erfahren wir nicht, und wissen es nicht. Auch nicht, warum Panegy. XII (45, 10) ἐγγενέσθαι gesetzt ist für γενέσθαι: ἀθροισθέντων τῶν Ἑλλήνων εἰς ἓν, γενέσθαι τοῖς μὲν ἐπιδειξάσθαι . . . , τοῖς δὲ θεάσασθαι. Denn das das vorhergehende ἐν die Präposition verschluckt habe, ist doch bloße und grundlose Muthmaßung, da Beyspiele von γενέσθαι in der hier erforderlichen Bedeutung in Menge vorhanden sind. Aeschylus Agamemn. 34 γένοιτο δ' οὖν μολόντος εὐφιλῆ χεῖρα ἀνακτος οἴκων τῶνδε βαστάσαι χερί. Thucyd. IV, 131 (315, 76) ὃν εἰ μὴ ἔλοιεν οἱ ἐναντίοι, οὐκ ἐγγίγνέτο σφῶν περιτείχισις. Xenophon Cyropäd. VI, 3, 11 λαβεῖν μοι γένοιτο αὐτόν. VIII, 2, 2 ἐγένετο αὐτῷ ὥστε χρήμασιν εὐεργετῆν. Demosthen. Olynth. III (33, 35) θαυμάζω εἰ τῷ ποτε ἀνθρώπων ἢ γέγονεν ἢ γενήσεται . . . εὐπορήσαι. Weit verdächtiger also als dieß γενέσθαι scheint das ähnliche Verbum εἶν ad Philipp. XLI (100, 19), εἰ τῷ μὲν εἶν λέγειν, wo der Herausgeber das von Hieron. Wolf eingeschobene βουλομένῳ ausgetrieben hat, ohne selbst anzugeben, wie der Satz ohne dasselbe bedeuten könne εἰ ὁ μὲν ἠβούλετο λέγειν. — Kein Grund wird wieder angeführt, wenn Polyän. VIII, 23, 2 — πολλὰ ἐλθ βαθύνεται — βαθύνεται verdächtig gescholten wird, und dafür πλατύνεται empfohlen, ungeachtet das schon gewissermaßen in πολλὰ liegt, und εἶδος βαθύ VII, 39 keine Verwunderung erregt. — Dagegen wird uns gesagt, warum Isokrates Archidam. XXXII (130, 5) οἴκους zu lesen seyn möchte für οἰκείους: ὅταν τοὺς μὲν ἡμετέρους οἰκείους ἐν πολλαῖς εὐπορίαις πυνθάνωνται γεγεννημένους, τοὺς δ' αὐτῶν ὀρώσι . . . ἐνδεεῖς ὄντας τῶν ἀναγκαίων, nämlich weil ἡμετέρους οἰκείους für ἡμῖν οἰκείους gar nicht wahrscheinlich sey (οὐ πάντῃ τι σιθάνον). Aber wie nicht wahrscheinlich, nach dem was über die Construction ganz ähnlicher Wörter von Tour zu Longin. Fragm. V. S. 246 und von F. A. Wolf zu Xenophon. Hellen. V, 2, 33 erinnert worden? Wirklich hat Polyänus V, 11 τοὺς τούτων οἰκείους und VII, 6, 3 τοὺς οἰκείους τῶν κατεχόντων. Derselben Plutarchus Thef. X διμαῖον οἰκείον ἀνδρῶν, und Romul. XXIII οἰκείοι τινες αὐτοῦ. Lyfias S. 593, 5 οἱ Ἑρασιφώντος ἐταῖροι, und was am merkwürdigsten ist, Isokrates selbst ad Nicocl. VII (16, 24) οἰκεία τῶν καλῶς βασιλευόντων, und gerade in dem Archidamus, XXXVI (131, 16) τοὺς ἡμετέρους αὐτῶν οἰκείους. — Busf. VI (243, 31) ist mit Hieronymus Wolf ἐκεῖ für ἐκείσε gesetzt, ἐξ ἀπάντων τῆν ἐκείσε πολὺ διαφέρειν οἰκισιν, weil ἐκείσε die Bewegung nach dem Orte hin bezeichne. Und doch ist Epist. VI (424 11,) ἄλλοσε ποὶ διέτριβον nicht geandert in ἄλλοθι ποὶ διέτριβον. Aber die Behauptung ist unrichtig, im Allgemeinen so-

wohl (s. Villosion zu Longus S. 228) als insbesondere für die vorstehende Stelle, wo ἐκείσε in seiner eigentlichen Bedeutung genommen werden kann. Dorthin wohnen heisst dorthin gehen, um da zu wohnen. Vgl. Valckenaer zu des Herodotus γήματο ἐς Μαραθῶνα, ἐς τὸν Ἴσθμὸν ἵζοντο, εἰς Ἀμφίπετον κατεκοίμηναι (II, 56. IV, 78. VIII, 71 und 134) und zu des Theokritus Adonias. S. 264. Auf ἐνθένδε Panegy. XLVI (73, 2) — τὸν ἐνθένδε πόλεμον εἰς τὴν ἡπειρον διαποριοῦμεν — und auf ἐκείθεν Busf. VIII (225, 7) — μέρος τι τῶν ἐκείθεν μιμούμενοι. ist anzuwenden, was Matthiä Griech. Grammat. S. 596 über die anscheinende Verwechslung von ἀπό mit ἐν bemerkt. Der Herausgeber nimmt ἐνθένδε geradezu für ἐνταῦθα, und sagt über ἐκείθεν gar nichts. — Zu Plutarchus Thef. XIX (13, 22). — Φερεκύδης δὲ καὶ τὰ ἐδάφη τῶν Κρητικῶν νεῶν Φησίαν ἐκκῶσαι τὸν Θησέα, τὴν διώξιν ἀφαιροῦμενον — bemerkt er, der Autor brauche hier ἐδάφη uneigentlich für ἐδάλια; vermuthlich aber sey er verderbt, und habe geschrieben λαίφῃ. Wenn nur gezeigt würde, warum nicht zu denken sey an Löcher in den Boden gehauen! Und eben da, Cap. XXIII (18, 2), wo in den Worten ταῖς περὶ τὴν κόμην καὶ λειότητα καὶ χροῖαν ἀλοιφαῖς für das erste καὶ empfohlen wird διὰ, warum nicht λειότης für Bartlosigkeit genommen werden könne (s. Tour Addend. in Theocrit. V, 90). Ferner, Romul. XXVIII (64, 2) — οὐδὲν οὖν δεῖ τὰ σώματα τῶν ἀγαθῶν συνανατέμπειν παρὰ φύσιν εἰς οὐρανόν, ἀλλὰ τὰς ἀρετὰς καὶ τὰς ψυχὰς παντάπασιν οἶσθαι . . . εἰς θεοὺς ἀναφέρεισθαι — warum τὰς ἀρετὰς καὶ τὰς ψυχὰς sich nicht verstehen lasse, wie etwa ὁ δὲ ἔρως καὶ αὐτὴ Fab. Maxim. XX (344, 2), sondern übergehen müsse in τὰς ἀρεταῖς ἡσκημένας ψυχὰς, trotz der Unwahrscheinlichkeit der Verwandlung, und der Unnöthigkeit eines Epithetes für die Seelen, die hinlänglich dadurch bestimmt scheinen, das sie Seelen der Guten sind. Schlimmer als unwahrscheinlich ist Isokrates Panathen. XL (254, 28) νομίζω für νομίζω: τοὺς μὲν οὖν ἄλλους οὐκ οἶμαι πράξεων ἐτέρων ἐπισυμῆσειν ἀκούειν, ἀλλ' ἐκ τῶν προειρημένων ἰκανῶς μεμαθημένοι νομίζω . . . Ἐγὼ δὲ οὐχ οὕτω τυγχάνω διακείμενος. Wer kann glauben, das ein besonnener Redner in Einem Athem gesagt habe: Ich glaube, die Andern verlangen nicht mehr, und ich denke, sie haben genug. Ich aber bin nicht der Meinung? Und Polyän. I, 17 ἐπέκωντο. für εἰποντο: τῶν ἵππων ὅσοι διὰ γῆρας ἀχθοφόρουντες εἰποντο. Wenn die Pferde selbst zum Lasttragen nicht mehr taugten, wozu in aller Welt waren sie beym Heere? Scheinbar dagegen ist ἐπὶ Μουσῶν λείαν für ἐπὶ μέλειαν oder ἐπιμέλειαν oder ἐπ' ἀμέλειαν Isokrates Panegy. XL (67, 17), wo Hieron. Wolf ἐπὶ μὲν λείαν gesetzt hatte: ἐκεῖνοι γὰρ οὐκ ἐπὶ λείαν ἐλθόντες, οὐδὲ κώμην καταλαβόντες, ἀλλ' ἐπ' αὐτὸν τὸν βασιλέα στρατεύσαντες. Der Herausgeber erläutert seine Vermuthung ausführlicher als gewöhnlich, ἵνα μὴ τις τῶν ἀγαν εὐλαβουμένων τὰς διορθώσεις, δυσχεράνας τὴν μεταβολὴν τοῦ χωρίου, Μουσῶν λείαν

ποιεῖσθαι με! Φήσιν τοὺς Ἰσσηράτους λόγους. Auf die Gefahr also, zu diesen Alt- und Steifgläubigen gezählt zu werden, gesteht Rec., daß ihn die Vermuthung nicht befriedigt. Beute der Myser, sagt der Herausgeber, ist ein Sprichwort ἐπὶ τῶν εὐχερῶς διαρπαζομένων, oder, nach des Aristoteles Ausdruck, es heißen so οἱ ὑπὸ πολλῶν ἀδικηθέντες καὶ μὴ ἐκζητούντες. Nun sehen wir aber hier den großen König gerade in dem Zustand, den beide Definitionen verlangen. Er läßt seine Provinzen ungestraft abfallen oder ungerecht verwüsten; er weiß sich armseliger Söldlinge, die in das Herz seines Reiches eindringen, nur durch Verrath zu erwehren; er bereichert alle, die ihn angreifen. Verdient er da nicht eher selbst eine Beute der Myser zu heißen, als den Gegensatz davon zu machen? Sodann erwarteten wir nach Μυσῶν λείαν, in dessen sprichwörtlicher Allgemeinheit jede Art von Unfug, die in einem schlecht vertheidigten Lande verübt werden kann, umfaßt seyn muß, — danach erwarteten wir keine besondere Erwähnung genomener Flecken (οὐδὲ κώμην λαβόντες), so schicklich und gewöhnlich diese auch da ist, wo λεία eigentlich verstanden wird, wie Plutarch. Camill. XXIII, τὴν χώραν περιόντες ἐληλάτου καὶ τὰς κώμας ἐπόρουν. Herodian. VI, 5, 5 πολλὰς ἐνέκρησε κώμας, λείαν τε ἀπήγαγεν. VII, 2, 3 und 4 τὰς τε κώμας ἐμπιπράς... καὶ λείας ἀπελαύνων. VII, 9, 11 ἀγροὺς τε καὶ κώμας ἐμπιπράναι λεηλατεῖν τε τοῖς στρατιώταις ἐπέτρεψεν. Polyän VII, 29, 1 Φρούρια βασιλέως κατέσκαψε, κώμας κατέκρησε, φόρους ἤρπασε, λείαν ἤλασεν. Endlich widersteht es uns, in einem und demselben Capitel Μυσῶν λείαν uneigentlich zu nehmen, τὸ Μῦσιον πεδίον aber (S. 66, 18) eigentl. —

Genug der Beyspiele von einzelnen Mißgriffen, die der ungemeinen Verdienstlichkeit und Trefflichkeit der übrigen Arbeit keinen Eintrag thun können.

R. M. P.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ERFURT, b. Müller: *Griechenland und Rom*. Eine belehrende Unterhaltung für angehende Studierende; als auch zum Selbstunterricht für Liebhaber schöner Wissenschaften. Zur Kenntniß der Archäologie, der Kunst, Literatur und Geschichte dieser Völker und ihrer schönen Geister. 1810. 252 S. 8. (16 Gr.)

Mit einem günstigen Vorurtheil nahm Rec. vorliegende Schrift in die Hand. *Griechenland und Rom!* Heilige Namen, wie große Ideen regen sie an, wie bedeutend und anziehend für den studirenden Jüngling mußte ein Lesebuch seyn, in welchem die glänzendsten Punkte der bürgerlichen, gelehrten, Religions- und Kunst-Geschichte der beiden cultivirtesten Völker der alten Welt zu einem kraftvollen Gemälde sich gestalteten, um den Geist und das Gemüth des studirenden Jünglings in diesen Propädeu-

mit heiliger Ehrfurcht zu erfüllen, bevor er in des Tempels Heiligtum einträte? Doch bey näherer Durchsicht dieses Werkes fand sich Rec. leider sehr getäuscht, und die herbe Erfahrung von Neuem bestätigt, daß unter den literarischen Glückrittern Verfasser und Verleger oft eine gleich verächtliche Rolle spielen; diese, indem sie alte verlegene Waare unter einem neuen Titel dem Publicum feil bieten, jene, indem sie Verleger und Publicum durch ein glänzendes Aushängeschild täuschen. Wer von beiden bey dem angezeigten Werke am mehresten gesündigt habe, möchte schwer zu entscheiden seyn. Für den Verleger erregt es auf keine Weise ein günstiges Vorurtheil, wenn er ein die Würde der Presse entheiliges Werk, dessen Schlechtigkeit ihn auf den ersten Seiten einleuchten mußte, dem Drucke übergab.

Unter den 24 Abschnitten, in welchen der Vf. bald vom Homer, bald wieder von dem Privatleben der Perfer, von den öffentlichen Beamten Athens, vom Virgil, Horaz, Ovid, von Assyrien, von den Amazonen, dann von den Griechen, von den Römern, von Theodosius dem Großen, und den punischen Kriegen sehr dürftige, oft unrichtige Nachrichten liefert, befindet sich auch nicht ein einziger, der dazu geeignet wäre, studirenden Jünglingen eine belehrende Ansicht von irgend einem Theile der Alterthumswissenschaften zu gewähren. Man erkennt schon aus den wild zusammengeworfenen Materialien den planlosen Sammler. Das Ganze scheint uns eine dürftige Compilation aus einem schlecht und rhapsodisch nachgeschriebenen akademischen Vortrage zu seyn. Auch der kraftlose, nachlässige Styl bestätigt diese Vermuthung. Den lebhaftesten Unwillen erregte indeffen bey dem Rec. die Wahl obscöner Gegenstände, welche der Vf. ausführlich recht mit Liebe zu behandeln schiene. Im 2ten Abschnitte: *Sprichwörter vom Tiresias*, heißt es unter anderen S. 20: „Jupiter vergnügte sich einst bey dem Nektar mit seiner lieben Juno, und beide stritten sich mit einander, wer von gewissen Freuden die angenehmste Empfindung habe, der Mann oder das Weib. Er sagte, das Weib, und sie, der Mann. Als sie sich nun nicht vereinigen konnten, und da keines dem anderen nachgeben wollte, welches unter Eheleuten häufig der Fall seyn soll: so wählte man den Tiresias, der Mann und Weib gewesen war, und es doch wohl wissen mußte.“ Besonders ärgerlich ist der mit empörender Schamlosigkeit behandelte Abschnitt von den griechischen *Hetairen*. S. 223 heißt es: „An Gelegenheit, solche Mädchen zu bekommen, fehlte es in Athen nicht leicht, da man so viele leibeigene und freygelassene Weibspersonen hatte. — Solche Mädchen dienten auch den Jünglingen, ihre sinnlichen Triebe zu befriedigen — sie suchten sie alle Stufen der sinnlichen und geistlichen Wollust hindurch zu führen. — Für die Bequemlichkeit der jungen Herren sorgten Leute, die in dieser Absicht Mädchen in ihrem Hause unterhielten, und von den feurigen Wünschen der Liebhaber zur Befriedigung ihres Ei-

gennutztes Vortheil zogen." Eben so wird S. 33 von der Lais und Phryne ausführlich Bericht erstattet, und zur Erbauung *studirender Jünglinge* S. 35 angeführt: die korinthischen Buhlerinnen lockten die fremden Kaufleute an, und richteten in wenig Tagen die ganze Mannschaft eines Schiffs zu Grunde.

Wie es mit der Geschmacksbildung des Vfs. steht, leuchtet zwar satfam aus dem bisher Gesagten hervor, und es möchte schon in dieser Hinsicht die Unbrauchbarkeit des Buches zu dem angeführten Zweck als erwiesen angesehen werden können; indessen sind wir noch die Versicherung hinzuzusetzen verpflichtet, daß weder die Archäologie, noch die Kunst, weder die Literaturgeschichte noch die schönen Wissenschaften in diesem Buche eine für studirende Jünglinge würdige Behandlung gefunden haben. Die Kunst und Archäologie wird nur auf den Titel gedacht, im Buche selbst findet sich davon nichts, was der Rede werth wäre. Über die Geschichte der griechischen und rö-

mischen Literatur ist auch nicht eine Spur von gründlicher Kenntniß, und heller richtiger Übersicht des ganzen Gebietes anzutreffen. Vorzüglich dürftig sind die Literarnotizen über Homer und Horaz ausgefallen, wo es doch einer schreibelaustigen Hand nicht an Stoff zum Abschreiben fehlen konnte.

Wir sind ausführlicher in unserer Anzeige gewesen, als zu einer einfachen Warnungsanzeige erforderlich war; indessen war es uns wichtig, das pädagogische Publicum auf eine Lücke in einer so reich begabten Literatur aufmerksam zu machen, und dazu wo möglich Veranlassung zu geben, daß geistreiche Freunde der Jugend, belebt von dem Geiste des Alterthums, sich zur Ausarbeitung eines Buches vereinigen mögen, in welchem der studirende Jüngling zu dem eben angedeuteten Zweck das finden möge, was wir in dem eben angezeigten Machwerk vergeblich gesucht haben.

FKHT.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Wittenberg: De Nonno Pannopolitano dissertatio philologica* auct. Joh. Aug. Weichert. Lyc. Viteb. Cour. 1810. 32 S. 4. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die altgriechische Poesie kommt der Vf. auf die Ursachen ihres Verfalls im alexandrinischen Zeitalter zu sprechen, das er in aller Kürze sehr richtig charakterisirt. Nur scheint er den Sophisten zu viel zu thun, wenn er sie beschuldigt, durch ihre Polyhistorie jene Ausartung des Geschmacks, die schon den alten Kunstrichtern in den Werken des Lykophron und seiner Zeitgenossen auffiel, vorbereitet zu haben. Beym Aristoteles wenigstens ist weder von Sophisten noch von univerveller Bildung der Dichter, sondern von der vielfachen Behandlungsart des Trauerspiels die Rede. Da man, sagt Aristoteles, von jeder einzelnen Gattung vollendete Muster aufstellen kann: so muthet man jetzt mit Unrecht dem Tragiker zu, in allen zugleich die höchste Vollendung zu erreichen. Auch erscheint der Einfluß, welchen die höfische Abhängigkeit der alexandrinischen Dichter auf ihre Geistesbildung hatte (S. 5), in einem mildern Lichte, wenn man sich erinnert, daß die vorzüglichsten Dichter des Alterthums an den Höfen des Polykrates, der Pissistratiden, der Dionysier und der macedonischen Könige sich in derselben Lage befanden. In dem Zeitraume vom ersten bis zum vierten Jahrhundert gab es doch außer den Epigrammendichtern noch manche andere, Nicolaus Damascenus, Andromachus, Rufus Ephesius, Ptolemäus, Miletus, Marcellus, die die Klage über die Armuth jener Periode (8) zum Theil entkräften. Unter allen diesen zeichnete sich unstreitig Nonnus durch Reichthum der Composition, Wortfülle und Kenntniß des epischen Styls vorthellhaft aus. Der Vf. setzt seine Blüthe unter Theodosius M., und vermuthet, daß er zu Alexandrien in der heidnischen Religion, wofür die *Dionysia* zeugen, erzogen, hier mit dem Synesius, der in seinen Briefen einen Nonnus erwähnt, in Verbindung getreten, und dann bey den Unruhen, welche der Bischof Theophilus gegen die Heiden erregte (391), so wie viele andere Gelehrte, genöthigt worden sey, zu der

christlichen Religion überzutreten, wo er dann seine Paraphrase zum Beweis seiner Gesinnungen gedichtet habe. So offen der Vf. selbst gesteht, diese Ansicht nicht für unbedingt gewiß zu halten; so wenig kann man leugnen, daß sie durch manche Umstände wahrscheinlich gemacht wird, die hier mit vieler Gewandtheit aus einander gesetzt sind. Zwar gegen die Behauptung, daß Nonnus als Christ schwerlich die *Dionysia* habe dichten können, könnte man das Beyspiel des Lactantius, Patricius, Licentius, und einiger Anderen anführen. Doch eben so urtheilt in einem ähnlichen Falle Wernsdorf, dem diese Beyspiele unstreitig sehr gut bekannt waren, und mit dem unser Vf. hier ganz zufällig zusammentrifft: *Fortasse suspicari liceat, Rutilium nostrum publica calamitate et interitu ruentis ubique paganismi compulsum, sicut alii gentis suae fecerunt, Christianis se dedisse sacris et sanctioris argumenti poematibus scribendis gentium, quod olim nimium prae seculerat, studium expiasse. de Itiner. Rutil. T. V. P. I. p. 24.* Auffallend ist der (S. 20) gerügte Irrthum Eichhorns und Wachters (Gesch. der Liter.), daß Nonnus der Verfasser von 50 Büchern sey, wovon sich aber, Gottlob, nur zwey erhalten haben. — Der beschränkte Raum hindert uns, mehrere schätzbare Bemerkungen über die Paraphrase, (deren Vergleichung mit den übrigen Paraphrasen wir hier vermissen), ihren kritischen und exegetischen Nutzen, und den Text, der ihr muthmaßlich zu Grunde liegt, mitzutheilen. Dies Einzige bemerken wir nur, daß die von Joh. Bordat eingeschobenen Verse auf keinen Fall von Nonnus herrühren können, der sich nie solche Freyheiten der Caesar und im Hiatus erlaubte, wie sie hier vorkommen z. B. καὶ μεγάλῳ θεῷ διδασκτοὶ δέονται πάντες, oder τὴν αἰεὶ δραπετὸς (!) οὐ χρόνος οἶδεν ἀλῆσαι, nebst sehr vielen, theils ungrammatischen, theils bey unserm Dichter ungewöhnlichen Formen ῥέσσον, πῶς γούν, καὶ ὁ, αἰ μὴ μὲ, πέμψας γενέτης ἐμὸς αὐτὸν ἐρύσῃ, oder αἰ μὴ σάρνα φάγγε γλυκὺ τε καὶ αἷμα πιχτε, σάρνα παρῆσαι, ζῶν ἔχῃ οὐκ ἐν αὐτοῖς u. s. f.

G. St.

NEUE AUFLAGEN.

Lübeck, auf Kosten des Verfassers: *Gedichte religiösen Inhalts* von Joh. Niklas Bandelin, Collegen an der Catharinenschule zu Lübeck. 6te verbesserte u. verm. Ausg. 1809.

XVI u. 168 S. 8 (20 Gr.) Empfehlungswerth für religiöse Unterhaltung!

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 16 AUGUST, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Ferra: *Relation de Dourry Efendi, Ambassadeur de la porte Othomane auprès du roi de Perse. Traduite du turk et suivie de l'Extrait des Voyages de Petis de la Croix, redigé par lui-même.* 1810. VIII u. 188 S. 8. (1 Thl. 12 Gr.)

Der Thron der Sefi's, von Ismael, einem Nachkömmling Ali's, in Persien zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gegründet, begann zu Anfang des achtzehnten, unter der Regierung eines schwachen Fürsten, des Schah Hussein, bereits zu wanken, als der Sultan der Osmanen, Achmed der Dritte, einen Botschafter nach Persien sandte, angeblich, um die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Monarchen zu erneuern, im Grunde aber wohl in der Absicht, genaue und sichere Erkundigungen von dem Zustande des persischen Reichs einzuziehen, von welchem damals bald die Afghanen bald die Lesghier eine Provinz nach der anderen abriffen. Der officielle Bericht jenes Gesandten, Durri Efendi, ist es, den wir hier aus dem Original, von einem gewissen *De Fienne*, ehemaligem französischem Dolmetscher zu Konstantinopel, übersetzt erhalten. Die Bekanntmachung dieser Übersetzung, die im Jahr 1745 verfertigt worden ist, hat man Hn. *Langlès* zu verdanken. Erst nach dem Abdruck derselben wurde ihm bekannt, daß schon eine gedruckte lateinische Übersetzung dieses Gesandtschafts-Berichts vorhanden sey, die sich aber so selten gemacht hat, daß das Exemplar, welches er von Hn. *Etienne Quatremère* erhielt, vermuthlich das einzige in Frankreich vorhandene ist. Der Titel des Buchs, welches auch in der *meusel'schen Bibliotheca historica* nicht erwähnt wird, ist folgender: *Prodromus ad tragicam vertentis belli Persici historiam, seu legationis a fulgida Porta ad Sophorum regem Szah Hussein, anno, 1720 expeditae, autentica relatio quam redux e Perside Legatus Durri Efendi, Turcarum Imperatori, Achmet III in scripto consignavit; ex turcico additis Scholiis latine facta opera P. Judae Krusinski, Soc. Jesu, Missionarii Persici.* Leopoli, 1734. 355 S. kl. 4. Eine andere, von Hn. *Langlès* nicht erwähnte Nachricht von jener Gesandtschaft befindet sich in *Hanway's Reisen*, Th. II. S. 72 fgg. der deutschen Übersetzung. Daß dieser Reisende aus guten Quellen geschöpft habe, erhellt daraus, daß er mit dem officiellen Bericht des Gesandten oft wörtlich übereinstimmt. Den größten Theil dieses Berichts

nehmen Beschreibungen der Ceremonien ein, mit welchen man den Gesandten an den Orten, durch welche er reisete, und in der damaligen Residenz, Teheran, empfing, und sehr umständliche Nachrichten von den Audienzen, die er bey dem Schah, und dem Itimad-ed-daulet (dem ersten Staats-Minister) hatte. Am Ende sind einige allgemeine Bemerkungen über die Regierung und den damaligen Zustand des persischen Reichs beygefügt. Der Gesandte fand das Land zwar sehr bevölkert, und sehr gut angebaut; aber dennoch sah er den nahen Verfall desselben, der durch die damals beginnenden inneren Unruhen und die Schwäche der Regierung herbeygeführt werden würde, sehr richtig vorher. „Was nützt“, sagt er unter anderen, „ein sehr schönes Land, wenn es an Männern fehlt, die tüchtig sind, dasselbe zu regieren? Dieser Mangel an Männern von Kopf ist die Ursache, daß Unruhen und Verwirrung an die Stelle der Ordnung getreten sind, daß das wankende Reich von allen Seiten angegriffen wird, daß es seine Feinde nicht abhalten kann, und daß die Truppen, die man ihnen entgegen schickt, die Flucht ergreifen.“ — Der Anzug des Schah kam dem Gesandten sehr sonderbar und grotesk vor. Bey Erwähnung desselben redet er seinen Herrn, den Sultan, in türkischen Versen folgendermaßen an: „O Monarch! Herr der Welt, und König der Osmanen! Der mächtige Schöpfer hat dich zum Phönix der Welt gemacht. Persiens König ist an deinem Hofe nur ein armer Sklave. Ihn loben, würde eben so lächerlich seyn, als sein Anzug ist.“ Die circassischen und georgischen Edelkneben im Gefolg des Schah findet Durri Efendi zwar hübsch und artig, aber es fehlt ihnen eine gewisse Schönheit, eine gewisse Annehmlichkeit, welche die Herzen gewinne: man könne auf sie jene türkischen Verse anwenden: „Nur wer auf Konstantinopels Boden geboren ist, besitzt Grazie und Annehmlichkeit. Ein Jüngling, in den Umgebungen geboren, kann schön seyn, aber Grazie und Liebenswürdigkeit hat er nicht. Selbst diesen Fremden mangelt, bey aller Schönheit, eine gewisse Zartheit der Züge.“

Den Auszug aus dem Reise-Tagebuch des durch mehrere Übersetzungen aus dem Persischen und Türkischen (z. B. der Geschichte Tamerlans, der Tausend und ein Tag) rühmlich bekannten *Petis de la Croix* des Jüng., der die zweyte, etwas stärkere Hälfte des Buchs ausmacht, hat Hr. *Langlès* aus der von dem Vf. selbst zum Druck bestimmten Handschrift abdrucken lassen, und mit Anmerkungen und einem Register ausgestattet. *Petis de la Croix* genoss schon in

früher Jugend des Unterrichts in den orientalischen Sprachen, den ihm sein Vater, königlicher Dolmetscher der türkischen und arabischen Sprache, bekannt durch eine Geschichte des Dsinghis-Khan, ertheilte. Mit dem Studium der orientalischen Sprachen verband er das Studium der Mathematik, Astronomie, Geographie, Musik und Zeichenkunst. Er hatte kaum das siebenzehnte Jahr vollendet, als er von dem Staats-Minister Colbert den Befehl erhielt, sich in die Levante zu begeben, um seine Fertigkeit in den orientalischen Sprachen zu vervollkommen; und sich mit dem Zustande der Wissenschaften, der Künste und des Handels im Orient an den wichtigsten Orten selbst bekannt zu machen. Im Jahr 1670 schiffte er sich zu Toulon ein, und landete am zehnten November zu Alexandrette oder Scanderun, von wo aus er sich nach Haleb begab, vornehmlich in der Absicht, um daselbst Arabisch zu studiren, weil man an diesem Orte in ganz Asien das Arabische am besten spricht. Hier nahm er drey Lehrer an, einen für die Vulgar-Sprache, einen zweyten für die gelehrte Sprache, und einen Schreibemeister. Sobald er die Sprache reden konnte, verkaufte er den ersten dieser Lehrer mit einem andern, der ihm in der arabischen Dichtkunst Unterricht ertheilte. Sechs Monate darauf nahm er, seiner Instruction gemäß, auch einen besonderen Lehrer für die arabische Musik an. Bald hatte er solche Fortschritte im Arabischen gemacht, daß man sich seiner bey diplomatischen Verhandlungen bediente. So übersetzte er den zwischen Frankreich und der Pforte durch den Gesandten *de Nointel* erneuerten Tractat nebst allen dazu nöthigen Stücken. Da während des damaligen Krieges mit Holland die zu Haleb befindlichen Holländer von Zeit zu Zeit erdichtete Siegesnachrichten verbreiteten: so schrieb *Petis* nach einer ihm von seinem Vater überlieferten sehr detaillirten Erzählung von dem französischen Feldzug in Holland, eine Geschichte des Krieges in der Sprache und im Geschmack der Araber, die ihm die Bewunderung der dortigen Gelehrten erwarb, aber den bittersten Haß der Holländer zuzog. Bey seiner Anwesenheit zu Haleb ereignete sich ein Vorfall, der ihn den Geist der türkischen Regierung kennen lehrte. In einem der Sommer, die er dort zubrachte, wurde die Luft so von Heuschrecken angefüllt, daß man zwey bis drey Monate lang nicht auf sechs Schritte weit einander erkennen konnte. Sobald man ins Freye trat, war man auch von Heuschrecken bedeckt. Der Mufti von Haleb verordnete Gebete und eine allgemeine Procession. An der letzteren nahmen nicht allein die Türken, sondern auch die Christen und Juden Theil; jede Religionspartey mit ihren heiligen Büchern. Kaum hatte sich die Procession in Bewegung gesetzt: so erhob sich zwischen den christlichen Priestern und den Rabbinen der Juden ein Streit um den Vortritt. Es kam zum Handgemenge, und die Policywache, statt diesem zu wehren, hetzte den Pöbel beider Religionsparteyen auf, die Sache durch Kämpfen unter sich auszumachen. Die Christen, besonders die Griechen, fielen über die Juden her, und

theilten Messerstiche aus. Drey Rabbinen wurden auf der Stelle getödtet, worauf alle Juden die Flucht ergriffen, und die Procession von den Christen und Mohammedanern allein fortgesetzt wurde. Am folgenden Tage brachten die Juden ihre Klagen bey dem Pascha an, dem sie fünfhundert Piafter gaben, um ihnen Recht gegen die Christen zu schaffen. So gleich wurden der Patriarch und der Erzbischof, nebst anderen Bischöfen, die sich in der Stadt befanden, verhaftet. Als es aber dahin kam, daß sich jede Partey vor dem Kadi verantworten mußte: so bewirkten die triftigen Gründe, welche die Christen für sich vorbrachten, denen überdieß noch tausend Piafter einiges Gewicht gaben, daß die Juden verurtheilt wurden, noch sechshundert Piafter zu bezahlen, und künftig immer nach den Christen zu gehen, weil die Religion der letzteren besser begründet sey, als die jüdische. Nach einem vierteljährigen Aufenthalt zu Haleb begab sich *Petis de la Croix* über Diarbekr, Mosul, Bagdad und Basra nach Persien. Zu Ispahan lernte er das Persische. In sechs Monaten sprach er es so, wie man es für zierlich hält, das ist, mit vielem Arabisch vermischt, wovon die, welche nach bedeutenden Ämtern strebten, damals ein besonderes Studium machten. Er wurde jedoch bald gewahr, daß er von der eigentlichen alten persischen Sprache noch sehr Wenig wufte. Daher nahm er außer seinem ersten Lehrer, der ihn das Persische vermittelt des Arabischen lehrte, noch einen andern an, einen Gueber (Feueranbeter), der zwar kein Arabisch verstand, aber das alte Persische und die Vulgar-Sprache, *Pahlawi*, vortrefflich sprach. Durch diesen suchte er die Religionsbücher der alten Perfer, *Zand*, *Pazand*, *Vesta*, zu erhalten; er hatte von der Regierung ausdrücklich den Auftrag, dieselben nach Frankreich zu bringen. Allein seine Versuche waren vergebens, und er glaubt, man werde jene Bücher nur zu Kirman oder Yezd finden, wo es mehrere gelehrte Feuer-Anbeter gebe. In einer Anmerkung macht Hr. *Langlès* darauf aufmerksam, daß Hr. *Petis* als heilige Bücher nicht allein *Vesta* oder *Avesta*, die Sammlung der dem Zoroaster beygelegten Werke, anführe, sondern auch *Zend* und *Pazend*, die man jetzt gewöhnlich für alte persische Sprache halte. Er hält jenes für das Richtigere, so daß man sagen müsse: die Sprache des *Pazend*, die Sprache des *Zend*. *Vesta* bedeutet Schrift; *Zend*, Leben; *Pazend*, Ursprung des Lebens. Als P. glaubte, es im *Pahlawi* weit genug gebracht zu haben: so verschaffte er sich auch Kenntniß von den übrigen persischen Mundarten, von den Perfern die *sieben persischen Sprachen* genannt. Sie heißen *Pahlawi*, *Deri*, *Parfi*, *Herwi*, *Zauli*, *Soghdi*, *Peikeri*. Die geschätzteste von allen ist *Deri*; die Perfer sagen, sie sey die Sprache der Engel. Man rieth dem Vf., um sich in einigen dieser Dialekte besser zu unterrichten, das *Shah-Namh* zu studiren, ein im Alt-Persischen verfaßtes Gedicht, welches die alte Geschichte Persiens bis auf den letzten von Omar überwundenen Monarchen, *Yezderdschid*, enthält. Aber nur mit Mühe fand er einen Lehrer, der ihm

genügenden Unterricht darüber ertheilen konnte. Er fand endlich einen gewissen *Mulla Kevim*, den er theuer bezahlen mußte. Von Ispahan, wo der Vf. beynahe zwey Jahre verweilte, begab er sich durch Klein-Asien nach Konstantinopel. Auf der Reise durch die nördlichen Provinzen Persiens kam er durch die gebirgige Gegend von Kaswin, die von dem Vorgänger des damals regierenden persischen Kaisers einer Frau aus dem kaiserlichen Harem, welche bey verschiedenen Vorfällen Beweise ihrer Tapferkeit gegeben hatte, anvertraut worden war, um sie gegen die Räuberbanden, von denen sie beunruhigt wurde, zu schützen. Diese neue Amazone war, mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, an der Spitze von vierzig bis funfzig Reitern, fast immer zu Pferde, und hatte sich öfters ganzer Haufen von Räubern bemächtigt, die sie an Händen und Füßen gebunden einbrachte, und der Justiz überlieferte. Zu ihrem Unterhalt waren ihr die Zölle der Stadt Kaswin angewiesen. Nach einem vierjährigen Aufenthalt zu Konstantinopel, wo er seine Studien eifrig fortsetzte, kehrte *Potts* in sein Vaterland zurück. Man sieht aus dem Angeführten, daß es dieser, obgleich nicht ausführlichen, Reisebeschreibung dennoch an mannichfaltigen und interessanten Nachrichten keinesweges gebricht. Aus Hn. *Langels* Noten erfahren wir mit Vergnügen, daß er eine neue, von ihm mit Anmerkungen bereicherte Ausgabe der trefflichen Reisebeschreibung des Ritters *Chardin* veranstaltet hat, von welcher bereits einige Bände abgedruckt seyn müssen, da er sie mehrere Male nach den Seitenzahlen citirt.

By.

P A D A G O G I K.

- 1) WINTERTHUR, In der steinerschen Buchhandl.: *Von dem christlichen Religionsunterrichte*. Von Joh. Georg Müller, Oberschulherrn zu Schaffhausen. 1809. 55 S. 8. (10 Gr.)
- 2) FRANKFURT a. M., in der andreaßischen Buchhandl.: *Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde*. Religiösen Inhalts. Erstes Heft. 1810. 84 S. 8. (12 Gr.)

Über keinen Gegenstand des Unterrichts ist in den letzten Jahrzehnten so viel geschrieben worden, als über den Religionsunterricht; über keinen sind aber auch die Widersprüche größer und auffällender, als über diesen. Bald sollte die Religion nur das spätere Erbtheil eines mündigen Alters seyn, und bloß als eine Angelegenheit des Verstandes betrachtet werden; bald wollte man schon im zarten Kinde, wenn es noch kaum einige verworrene Blicke um sich her werfen konnte, den religiösen Sinn durch dunkle Worte und mystische Bilder wecken und beleben. Der Eine rieth, dem Kinde bis zum achten Jahre den Namen Gottes nicht hören, und von allen kirchlich religiösen Handlungen durchaus nichts sehen zu lassen, und dann an einem schönen Frühlingsmorgen, beym Aufgange der Sonne, den Namen des Ewigen mit Ernst und Feyerlichkeit auszusprechen; der Andere meinte dagegen,

mit der Beobachtung äußerer religiöser Gebräuche und Formen müsse der Anfang gemacht werden, der göttliche Geist, der das todte Wort belebt, werde sich schon finden, sobald die Vernunft Kraft genug erhalten haben würde, sich vom Sichtbaren und Sinnlichen zum Unsichtbaren und Übersinnlichen zu erheben. Einmal wollte man dem Kinde nur die reine Naturreligion, frey von allem Positiven und Geoffenbarten, aus bloß philosophischen Principien darlegen, und dann wieder den Religionsunterricht mit dem Historischen des Christenthums anfangen. Man dachte sich sokratische Fragmethoden aus, durch die man die liebe Jugend, ehe sie es sich selbst versähe, von den Religionswahrheiten überführen wolte, und damit glaubte man wieder durch zweckmäßiger eingerichtete Katechismen allem Übel vorgebeugt zu haben.

Bey dem allen sank bey uns die Religion immer tiefer herab, und die Klage über den Verfall derselben ward immer lauter und gerechter. Jene pädagogischen Projectenmacher hatten durch ihre Künsteleyen Viele bethört, und die Jugend um das kostbarste Kleinod des Lebens betrogen, bis uns Männer von hoher Achtbarkeit und echt religiösem Gemüth, eint *Salzmann*, *Niemeyer*, *Schwarz*, *Ewald*, *Pestalozzi*, den einzig richtigen Weg zeigten, auf dem wir der aufblühenden Menschheit die heiligsten Gefühle retten und bewahren können. An jene würdige Reihe schließt sich auch der Vf. der erstgenannten Schrift an, die ihrem Umfange nach klein, ihrem Inhalte nach aber wichtig und vielumfassend ist. Es trägt Alles das Gepräge des gründlich Durchdachten und tief Empfundnen; die Klarheit des Geistes ist durchdrungen von der Wärme des Herzens. Darum erlaube man uns einen kurzen Abriss des Hauptinhalts, und da uns der Vf. fast überall aus der Seele geschrieben hat: so bedarf es keines weiteren Raisonnements und keiner Befätigung durch eigene Erfahrung.

Der Mensch soll zur Religion erzogen werden, oder ihm fehlt die wahre Höhe der Natur. Dies thut besonders Noth zu unserer Zeit, wo die Jugend unvermerkt daran gewöhnt wird, Sinnengenuss und Geldgewinn für die höchsten Güter, und Egoismus und das Scheinen ohne inneren Werth für ächte Lebensklugheit zu halten. Wenn nicht ein neuer großer Ernst erwacht für die Religion: so muß christliche Tugend und Gottseligkeit zur größten Seltenheit werden. Die Vorschläge, die man neuerdings über die wirksamste Methode des Religionsunterrichts gethan hat, sind nicht neu, zum Theil schon von *Lessing* als grundlos widerlegt. Man kann bey den Kindern den Sinn für das Heilige und Ewige nicht früh genug wecken, und dadurch ihr moralisches Gefühl ausbilden. Doch daß dies eine lebendige Kraft sey, nicht todter Buchstabe. Von einer zärtlichen Mutter eingepflanzt, bleiben die ersten religiösen Eindrücke, die der erwachende Mensch empfängt, unauslöschlich in ihm. Seine Seele wird früh veredelt und sein Herz bekommt Freude an der Religion. — Der Unterricht fange historisch an, mit Erzählungen aus der Bibel. Sie müssen kurz und kräftig, in

der herrlichen muthigen Sprache Luthers, im ächt biblischen Sinn erzählt werden. Jedoch sollen die Kinder nicht die ganze Bibel lesen, obgleich ganz unschuldige Kinder nirgends etwas Anstößiges finden werden. Man entferne die Wunder nicht aus den Offenbarungsgeschichten. Sie werden den Kindern sinnliche Boyspiele und Beweise der Allmacht, Allwissenheit, Gerechtigkeit und Vorsehung Gottes seyn, wie sie es den Israeliten waren. Mit diesem historischen Anfang der religiösen Belehrung werde das Auswendiglernen solcher Lieder verbunden, aus welchen selbstgefühlte Wahrheit und anspruchslose Herzlichkeit sprechen. Eine mit Verstand und historischer Kenntniß gezeichnete Kupferbibel ist ein Bedürfnis unserer Zeit. Dem eigentlich systematischen Unterricht fängt man am besten mit einer ausgewählten und nach den Materien geordneten Sammlung biblischer Sprüche an, wie sie der Fassungskraft des jugendlichen Verstandes angemessen sind. (Der Vf. hat selbst eine solche Sammlung, von der 1808 eine zweyte Auflage erschienen ist, herausgegeben, und in der Vorrede von dem zweckmäßigsten Gebrauche derselben gesprochen.) Diese Sprüche müssen auswendig gelernt werden. Die Einwürfe, die man dagegen machen könnte, werden durch unwidersprechlich einleuchtende Gründe widerlegt. Hierauf folge nun ein eigentliches Lehrbuch, das in kurzen Sätzen oder in Fragen und Antworten die Lehren des Christenthums in einen noch genaueren Zusammenhang bringt und gehörig erläutert. Die Geschichte des Lebens Jesu werde darin zum Grunde gelegt, und an dasselbe seine Lehre von Gott und dem Menschen, von dem Wege zur Seligkeit, von den Pflichten und Hoffnungen der Christen, und vom Reiche Gottes angeknüpft. — Die Empfindung ist schwankend und flüchtig, sie muß deshalb mit zunehmenden Jahren aufhelle Überzeugung gegründet werden. Unser Gottesdienst soll ein vernünftiger seyn, und Paulus sagt: *ich weis*, an wen ich glaube. Für die reifere Jugend ist eine zusammenhängende Kenntniß der Hauptbegriffe der christlichen Religionswissenschaft unumgänglich nothwendig. Der Lehrer hüte sich nur bey Erläuterung des Lehrbuchs vor Gemeinheit, Leerheit, Seichtigkeit in Gedanken und Vortrag. Spricht er mit Wärme und heiterem Ernst über Wahrheiten, die er selbst auch glaubt und liebt: so müßte es übelgehen, wenn nicht der wesentliche Zweck seiner Arbeit, Bildung des Geistes und Herzens, an seinen Zöglingen erfüllt würde. Die grösseren Kinder sollen auch, wie in

der guten alten Zeit, die Predigt besuchen, und in der Schule über den Hauptinhalt derselben befragt werden. Auch dem so sehr gesunkenen Choralgesang sollte in den Schulen wieder aufgeholfen werden. —

Wo der Religionsunterricht in diesem Sinn und Geist ertheilt wird, da muß die Gemüths- und Herzens-Bildung der Jugend herrlich gedeihen, ächte Weisheit und Gottesfurcht befördert, und die Liebe für das Höchste und Heiligste geweckt und genährt werden. Dafs doch die Stürme der Zeit nicht so köstlichen Samen verwahren möchten!

Das erste Heft der zweyten Schrift enthält: *Bemerkungen über Herrn Müllers Dafürhalten, den christlichen Religionsunterricht betreffend*. Ein herrlicher Commentar über die erste Schrift. Es spricht ein tieforschender pädagogischer Geist, ein warmes religiöses Gemüth und ein heller, mit Besonnenheit präsender Kopf aus demselben. Ein vieljähriger Freund des verewigten Johannes Müller ist Vf. dieser Bemerkungen. Nur folgende zur Probe. S. 7: „Jede Erziehung, die nicht mit Gott anfängt, ist eine Verfündigung an der Menschheit, denn anstatt der edlen Liebe durch Aufstellung eines würdigen Gegenstandes Nahrung zuzuweisen, den Menschen dadurch von sich abzuleiten, dafs sie ihn auf Gott hinleitet, setzt sie die Eigenliebe auf den Thron, und lehrt ihn allein das Seine zu suchen.“ S. 12: „Den Religionsunterricht für die reiferen Jahre aufsparen, heist die Sünde unterdeß Besitz von dem Herzen nehmen lassen. Es muß den Leidenschaften, ehe sie erwachen, vorgebeugt werden; wenn die Sünde erst zur Gewohnheit geworden, ist es zu spät. Das Herz darf nicht leer stehen, ausserdem ziehet die Luft ein und ermächtigt sich desselben: die Versuchung, wenn sie anklopft, muß die Stelle schon besetzt finden; ein früher gegründetes Seyn muß ihr das Gegengewicht halten.“ Manche Sätze werden auf den ersten Anblick paradox scheinen; aber es liegt viel Tiefe und Bedeutsamkeit in ihnen. Der Vf. winkt nur an, erregt Ideen, greift kräftig hinein in die Saiten der Seele. Eben deshalb rechten wir nicht mit ihm über einzelne Bemerkungen, die bey näherer Erörterung wohl im gehörigen Lichte erscheinen würden. Interessant ist eine Vergleichung dieser kleinen Schrift mit dem, was Jean Paul in seiner *Levana* über die Bildung zur Religion (1ster Theil S. 119 — 147) sagt. Wir wünschen dieser Zeitschrift ein wohlthätiges Gedeihen.

L. Th.

NEUE AUFLAGEN.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Versuch einer vollständigen systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde*. Ausgearbeitet von Aug. Schumann. 2te Auflage. I Abtheil, 1sten Theils 1ster Band, die Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. 1807. XXXIV u. 396 S. 1sten Theils 2ter Band, die Fortsetzung der Waarenkunde der Haare und Federn enthaltend. 1807. VIII u. 494 S. 1sten Theils 3ter Bd., die Fortsetzung der Waarenkunde der Haare und Federn ent-

haltend. 1809. 411 u. 56 S. Register- und Druckfehler-Anzeige. 8. (4 Thlr. 6 Gr.)

Görlitz, b. Anton: *Über die Bundes- und Freundschaftssymbole der Morgenländer zur Erläuterung mehrerer biblischer Stellen* von Joh. Gottl. Words. Pastor in Priebus und Superintendent des Fürstenthums Sagan. 2te rechtmäß. und verm. Aug. 1810. IV u. 24 S. 8. (2 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 A U G U S T , 1 8 1 0 .

AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

WARSAU: *Słownik Języka Polskiego przez M. Samuela Bogumiła Linde, (Wörterbuch der polnischen Sprache von M. S. B. Linde, Oberschulrath, Rector des Lyceums in Warschau etc.)* I Bandes 1 Theil A — F. (Vorausgeschickt sind: Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die polnische Sprache, nebst dem Verzeichniß der gebrauchten Schriften.) 1807. XXXII, LVI u. 668 S. I Bandes 2 Theil G — L. 1808. 634 S. II Bandes 1 Theil, M — O. 1809. VIII u. 602 S. gr. 4.

Der gelehrte Vf. hat seinen Beruf, ein so wichtiges Werk zu schreiben, schon durch einige Programme von den Grundsätzen der Wortforschung in Beziehung auf die polnische Sprache zur Genüge dargethan, und dadurch das Publicum zu keiner geringen Erwartung berechtigt. Diese wird nun in der That bald durch Vollendung eines Werkes, auf welches unser Zeitalter stolz seyn kann, völlig befriedigt werden. Denn die vorliegende Hälfte desselben ist uns Bürge, daß er als ein anderer *Adelung* durch dieses unvergängliche Denkmal die polnische Sprache, wenn sie auch aus der Reihe der lebenden Sprachen herausfallen sollte, welches jedoch nunmehr nicht zu befürchten ist, vor ihrem völligen Untergang sichern würde. Durch dieses Wörterbuch aber hat sich der Vf. nicht nur um die polnische Nation, sondern um alle slavischen Völker vom adriatischen bis zum baltischen Meere, von der Elbe bis Kamtschatka, ein bleibendes Verdienst erworben. Denn kann es gleich nicht auf den Namen eines allgemeinen Wörterbuchs der slavischen Sprachen Anspruch machen: so ist doch in demselben auf die slavischen Schwestern der polnischen Sprache noch mehr Rücksicht genommen worden, als in dem adelung'schen Werke auf die der deutschen Sprache verwandtesten Mundarten. Erkennen muß man über den unermüdeten Fleiß, den der Vf. auf Benutzung der vielen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel, deren Verzeichniß 10 Seiten füllt, verwandt hat, wenn man bedenkt, daß er einen großen Theil der erwähnten Schriften ganz durchlesen, die übrigen aber doch wenigstens vergleichen mußte, um gültige Zeugnisse für die Bedeutung theils veralteter, theils noch gebräuchlicher Wörter beybringen zu können.

Daß Hr. L. mit den schweren Pflichten eines Lexikonschreibers und seiner Verfahrungsart bey
S. A. L. Z. 1810. Dritter Band,

Sammlung der Materialien vertraut sey, beweist die polnisch geschriebene Einleitung, nach welcher er sich zum Gesetz gemacht hatte, den Bestand der polnischen Sprache in ihrem ganzen Umfange aufzufassen, und nicht bloß die in verschiedenen Provinzen gebräuchlichen Wörter, sondern auch die in verschiedenen Ständen und bey verschiedenen Künsten eingeführten Ausdrücke zu sammeln, bey deren Sammlung ihm der große Kenner dieses Faches, Hr. Prof. Magier, hülffreie Hand geleistet hat. Überzeugt, daß der Lexikograph nicht berechtigt sey, neue Wörter, oder neue Zusammensetzungen derselben zu schaffen, hielt er es doch seinem Zwecke angemessen, neue, bereits von classischen Schriftstellern eingeführte Wörter, oder in verwandten Dialecten aufgenommene Zusammensetzungen, die der Analogie der slavischen Sprachen ganz gemäß sind, wie z. B. die mit *bez* zusammengesetzten Wörter, seinem Wörterbuche einzuverleiben. Doch schloß er willkürlich gewagte, oder Jedem, dem die Bedeutung des Stammworts und der Vorfetz-Sylbe nicht fremd ist, leicht zu errathende Zusammensetzungen entweder ganz aus, oder erwähnte sie bey dem Stammworte nur beyläufig. So kommt z. B. *niedopedny*, *unheimlich*, nur bey *dopedny* vor. Auch hierin hatte er das Beyspiel *Adelungs* vor sich. Die ungewöhnlichen und poetischen Wörter zeichnete Hr. L. besonders aus; aber die verschiedenen Fächern oder Zeitaltern eigenthümlichen Wörter läßt er seine Leser aus dem Fache und Zeitalter der Schriftsteller schließen, aus denen er Stellen anführt. Daß Hr. L. sich vorgesetzt habe, von den vieldeutigen Wörtern die Urbedeutung anzugeben, aus derselben die übrigen Bedeutungen natürlich abzuleiten, und sie logisch zu ordnen, davon findet man schon in der Einleitung sprechende Beweise. Die physische Bedeutung hält er mit Recht für die Urbedeutung. Daher wird diese immer zuerst gesetzt, dann die figurlichen, oder metaphorischen. Doch bey dem Worte *Cel* oder *Cyl* hat Hr. L. gleich (Rec. sieht nicht ein warum) die eigentliche und uneigentliche Bedeutung zusammen genommen. Wer wird es nicht billigen, daß der Vf. die figurlichen Bedeutungen, welche die Wörter *per metonymiam*, oder *per synecdochon* bekommen, zu bemerken für nöthig hielt? Allein wenn in einer Ironie einem Worte der entgegengesetzte Sinn beygelegt wird: so bekommt es dadurch nicht wirklich diese Bedeutung, sondern man giebt bloß durch den Ton zu verstehen, daß man das Gegentheil von dem meine, was man sagt.

Rr

Daher darf ein Lexikograph einem ironisch gebrauchten Worte die entgegengesetzte Bedeutung nicht andichten. S. XII macht Hr. L. auf den Unterschied der Verba, die eine *unvollendete*, und derer, die eine *vollendete* Handlung anzeigen, aufmerksam. Zu der ersten Gattung gehört *dobywac*, bestürmen (zu erobern suchen), zu der andern *dobydz* erstürmen, (erobern). Dieser Unterschied scheint in den verwandten Dialekten nicht allemal genau beobachtet zu werden. Denn in Thoms neuem Deutsch-Böhmischen Nationallexikon von 1799 steht bey *Erobern* *dobywaci* und *dobyti*. Hr. L. hingegen unterscheidet im Polnischen beide Gattungen genau durch die Buchstaben *dk*, d. i. *flowo niedokanane, verbum actionis non consummatae*; und durch *dok* d. i. *flowo dokanane, verbum actionis consummatae*. Den Unterschied zwischen diesen Verbis erläutert er durch die deutschen Wörterforscher, *erforschen*, *morden*, *ermorden*, welche Niemand für gleichbedeutend halten wird. S. XIII erwähnt er die Sprachen, oder Mundarten, mit welchen er die polnischen Wörter verglichen hat, und macht endlich noch auf fremde, aus der deutschen oder lateinischen Sprache u. s. w. entlehnte Wörter, selbst auch auf griechischartige Zusammensetzungen, z. B. *dobroobyczayny* (εὐήθης), wohlgesittet, aufmerksam.

In der deutsch und französisch geschriebenen Darstellung der Tendenz dieses Werkes giebt Hr. L. möglichste *Vollständigkeit* und *Zuverlässigkeit* in Ansehung des Polnischen als sein Hauptaugenmerk an. Wie er beide Absichten zu erreichen gesucht habe, läßt sich aus dem bereits Erwähnten schließen. Indes hat er doch bey allem Streben nach Vollständigkeit aus weiser Sparsamkeit in der Angabe der Bedeutungen sich vor zu großer Vereinzelung derselben gehütet, welche gewöhnlich daher entsteht, wenn der Unterschied zwischen *significatio* und *significatus* (*sensus*) nicht genau berücksichtigt wird. Durch Vergleichung der polnischen Wörter mit denen der übrigen slavischen Mundarten, aus welchen er veraltete unbekannte Wörter erläuterte, verlorne Stammwörter, auch im Polnischen fehlende Ausdrücke und Formen zu ergänzen suchte, hoffte er auch noch die Überzeugung hervorzubringen, daß es nicht unmöglich sey, unter den slavischen Völkern, deren Dialekte nicht verschiedener sind, als die Mundarten der italienischen Provinzen, eben so, wie in Italien, eine allgemeine Schriftsprache einzuführen. Allein bey der festesten Überzeugung von der Möglichkeit verzweifelt Rec. ganz an der Realisirung dieses Wunsches, da die slavischen Völker sich nicht nur verschiedener Bibelübersetzungen bedienen, sondern auch, zum Theil längst ihre eigenen Schriftsteller haben.

Die Grundsätze der Wortforschung in deutscher und polnischer Sprache gründen sich auf so richtige Beobachtungen, daß sie bey Auffuchung der Etymologie jeder Sprache befolgt zu werden verdienen. Cap. I. Bloßes Haßchen nach Ähnlichkeit eines oder etlicher Buchstaben ohne Rücksicht auf die Bedeutung verleitet zu lächerlichen Etymologien; das bloße Haßchen nach Ähnlichkeit der

Bedeutungen ohne Rücksicht auf die Buchstaben führt nur zu Auffuchung näherer oder entfernterer Synonyme: daher muß ein vernünftiger Wortforscher die wesentlichen Buchstaben eines Worts und dessen Bedeutung gegen einander halten, um Schlüsse darauf zu gründen. Cap. II. Um die etymologisch-wesentlichen Buchstaben zu finden, muß man die Endungen und andere dazu gekommene Sylben und Buchstaben von einem Worte weglassen. Eben so die Vocale, die der größten Veränderung unterworfen sind, und die wegen ihrer Unbestimmtheit in manchen böhmischen und bosnischen Wörtern, z. B. in *swart*, nicht einmal geschrieben worden. Indes hat doch ihre Stelle im Worte bisweilen einen Einfluss in die Etymologie. Nach der erwähnten Absonderung bleibt von *uniersmiercielnic, verwunselblichen*, bloß *smiert*, oder das böhmische *swart* übrig. Da aber *f* so, wie *z*, als Compositions-Praeposition und *t* als Endung des Substantivs anzusehen ist: so bleiben in diesem, so wie in vielen, von eben dem Stammworte abgeleiteten Wörtern, nur *mr*, als wesentliche Buchstaben, übrig. Cap. III. Aber auch die wesentlichen Buchstaben werden bisweilen in andere verwandelt. So sagt der Böhme nicht *ciemny* (dunkel), sondern *temny*. Cap. IV werden die Mitlauter, die in einander übergehen, angegeben, und ihre Vertauschungen durch passende Beispiele erwiesen; auch wird beyläufig bemerkt, daß *f* in keinem achtslavonischen Worte vorkommt, und nur zuweilen, als Stellvertreter eines anderen Buchstabens, erscheint. Daß *g* und *k* verwechselt werden, davon führt Hr. L. sogar folgenden historischen Beweis an: Die *Bogatko's*, sagt *Niesiecki*, wurden, als sie aus Masuren nach Lithauen hinüberzogen, *Bohatko's* genannt; die *Glinzki* heißen bey Anderen *Hlinzki*. Auch die alte Schreibart, mit der neuen verglichen, bestätigt dergleichen Vertauschungen; *wet* wurde von den alten Polen *hned* geschrieben. Statt *ve* lassen die Polen eine Sylbe hören, die nur unvollkommen durch *rze* ausgedrückt wird. Die Wenden brauchen dafür *ze*. *S* oder *sz*, d. i. *sch*, sind in den europäischen Sprachen oft nur vorgesetzte Zischlaute, welche den *Spiritus asper* und *lenis* der Griechen ausdrücken; als wird im Lateinischen *sal*, im Polnischen *sol* ausgesprochen. *W* vertritt auch zuweilen die Stelle des *Spiritus asper*, (auch des *lenis*; denn οἶνος heißt im Lateinischen *vinum*, im Polnischen *wino*). Den Verdacht, daß solche Verwandlungen bloß willkürlich angenommen werden, widerlegt die Bemerkung, daß manche Buchstaben niemals in gewisse andere (z. B. *c* niemals in *b*, *f*, *l*, *m*, *n*, *p*, *r*, *w*,) übergehen können. Hierauf folgen Tabellen, welche die Verwandlungen der Mitlauter darstellen. Unter den Selbstlautern, welche zwar immer in einander übergehen, giebt es doch bestimmte Verwandtschafts-Grade, welche die dritte Tabelle zeigt; *a* und *e* mit dem Cedille, welches den versteckten Nasenlaut *m* und *n* andeutet, sind dem polnischen Dialekte eigen. Cap. V. Auch andere Buchstaben unterscheiden den Polen von den übrigen Slaven. Cap. VI. Schwierigkeiten entstehen bey der

Wortforschung durch die Versetzung der wesentlichen Buchstaben. So sagt der Pole *puchny* statt des russischen *puchlaii*; (auch im Hebräischen kommt *פּוּחַ* und *פּוּחַ* vor.) Auch Vocale werden versetzt, und in fremden Wörtern ganze Sylben umgemodelt. Ja, sogar die Bedeutung aufgenommener Wörter verändert sich zuweilen. *Wolfe* heisst im Polnischen nicht mehr *wolfe*, wie in den verwandten Dialekten, sondern *mallo*. Manche Zeitwörter entlehnen ihre Tempora aus verschiedenen Stammwörtern, z. B. *ide*, ich gehe, schliesst sich an das lateinische *it* und russische *itti*, *idu* an. Allein *szedł*, er ging, kommt von *szlad*. (Dieser Fall ist im Griechischen nicht selten, und im Russischen dergewöhnliche.) Auch das Weglassen wesentlicher, und das Hinzusetzen scheinbar wesentlicher Buchstaben erschwert die Etymologie. Der Fall ist z. B. bey *cora*, welches Wort in den verwandten Dialekten fast ganz unkenntlich wird, indem *c* bald in *dc*, bald in *d*, bald in *hc*, bald in *k* übergeht, *r* hingegen bald an das Ende gerückt, bald ganz weggelassen wird. Daher kann Rec. sich der Vermuthung nicht erwehren, dass hier wirklich zwey etwas verschiedene Wörter zum Grunde liegen, nämlich das polnische *cora* und das böhmische *dcy*, oder das russische *docz*, aus welchem durch Versetzung des Vocals *dcy* entstehen konnte. Diese Vermuthung scheint dadurch bestätigt zu werden, dass mehrere der hier verglichenen Sprachen zwey Wörter aufweisen können, welche entweder beide Töchter, oder doch Mädchen und Tochter heissen. Nämlich im Griechischen *κόρη* und *θυγάτηρ*, im Böhmischen *dcera* und *dcy*, im Russischen *doczery* und *docz*, im Windischen *hzhher* und *hzhki*, im Kroatischen *hcher* und *hchi*, in der alt-persischen Zend-Sprache *peren*, welches aus *keren* entstanden seyn kann, weil *p* und *k* in manchen Sprachen, wie im Griechischen, vertauscht werden, und im Neu-Persischen *dokhter*. In *zwierzadło*, der Spiegel, sind so viel scheinbar wesentliche Buchstaben eingeschoben worden, dass sich das Stammwort *zriti*, sehen, nur aus dem böhmischen *zrcadlo*, oder dem russischen *zerkalo* errathen lässt. Bey einigen Wörtern kommen alle erwähnten Schwierigkeiten zusammen, daher ihre Etymologie schwer, oder gar nicht zu errathen ist. Cap. VII. Etymologische Hülfsmittel sind die Glossarien, die verschwiferten Mundarten, die Bemerkung der verschiedenen Bedeutungen in denselben, und die Reducirung dieser Bedeutungen auf einen allgemeinen Begriff. So lässt sich unter andern durch Vergleichung verschiedener Mundarten zuweilen darthun, dass ein Wort bloß deswegen zwey ganz verschiedene Bedeutungen hat, weil es aus zwey verschiedenen Stammwörtern entstanden ist. Im Polnischen heisst *naczelnik* 1) Oberhaupt, 2) Stirnband. Dies sind aber im Grunde zwey Wörter. Denn das erste heisst im Russischen *naczelnik* (der Urheber), und kommt von dem veralteten *czac* (pol. *poczac*), anfangen; das zweyte lautet im Russischen dem Polnischen ganz gleich, und stammt von *czelo*, (Pol. *czolo*), die Stirn. (So heisst *חִדְרִית* im Hebräischen *foðit* und *erubuit*; und man sieht aus dem Ara-

bischen, dass dieses zwey Verba sind, die sich mit zwey verschiedenen Buchstaben anfangen, welche aber beide dem *n* der Hebräer ähnlich sind.) Cap. VIII. Dass manche Abstammlinge des Wortes *iac*, in welchen *a* ein Cedille hat, schwer zu erkennen, und daher wenigstens ungewiss sind, darin ist Rec. mit dem Vf. einverstanden. Ja, diejenigen Ableitungen, in welchen auf das dem *a* nachtönende *n* oder *m* mitgerechnet wird, scheinen ganz verdächtig zu seyn. Denn wenn dieses *n* oder *m* in den verwandten Dialekten in ähnlichen Wörtern nicht vorkommt: so kann es eben so wenig für einen Stammbuchstaben gelten, als das *y* im Chaldäischen, wenn es bloß die Stelle des *Dagesch forte* vertritt. Auch wegen der zu weit hergeholtten Bedeutung würde es Rec. nicht wagen, *ziemia*, die Erde, von *iac*, oder *imas*, abzuleiten. Denn diese Verba heissen nicht einmal *zusammenkleben*, und *ziemia* bedeutet ja auch überhaupt die Erde, oder das Land. Auch kann man das *z* in diesem Worte wohl nicht als einen bloßen Vorsetzbuchstaben ansehen, da dasselbe ja auch im böhmischen *zems*, im russischen *zemla*, und im krai-nerischen *semła*, auch im wendischen *semä* und *se-mie* sichtbar ist. Und warum sollte man dieses Wort nicht für ein aus einer älteren Sprache entlehntes Stammwort halten können, da nicht bloß in dem Neu-Persischen *semin*, sondern auch in der Zend-Sprache *semeno* vorkommt? Cap. IX handelt von der Einrichtung eines Wurzelwörterbuchs. Hr. L. versteht darunter eine Sammlung aller polnischen Wörter, aus allen Nationalschriften alter und neuer Zeit mit Rücksicht auf die verschwiferten Mundarten zusammengetragen und etymologisch geprüft, in welchen die Stammwörter herausgehoben und zergliedert werden, um die Wurzelbuchstaben abzufordern, und jene nach diesen zu ordnen. Dass die Wurzelbuchstaben *ny* eine unangenehme Rührung der Sinne oder der Einbildungskraft anzeigen, scheint auf das mitangeführte *Miara*, das Mass, und auf das nicht mit erwähnte *Mierze*, die Nahrung, eben so wenig, als auf das mehreren Slavischen Sprachen gemeine *Mir*, oder *Mier*, der Friede, zu passen. Die Bedeutung einzelner Wurzelbuchstaben getraut sich der Vf. noch nicht zu bestimmen. Von einem solchen Wurzelwörterbuche verspricht er sich, dass es lehren würde, wie viel die polnische Sprache Wurzelwörter habe, wie groß die Mannichfaltigkeit der Versetzung der Wurzelbuchstaben und welches ihr Verhältniss zu fremden Sprachen sey; dann würde sich aus der Zahl der mit anderen Sprachen übereinkommenden der Grad ihrer Verwandtschaft bestimmen lassen. Die *Onomatopoeica* verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, da sie die ältesten Wörter sind, und bey aller Verschiedenheit sich hierin auch zwischen entfernten Sprachen einige Ähnlichkeit bemerken lässt. Cap. X verbreitet sich über den Zweck und Nutzen der Wortforschung. Ein gründlicher Wortforscher wird nicht voreilig wegen einer geringen Ähnlichkeit ein polnisches Wort fogleich für ein lateinisches oder deutsches halten, dessen Stamm vielleicht weit älter ist und sich im Ori-

ent verliert. So mufs *wino*, der Wein, nicht nothwendig vom lateinischen *vinum*, oder vom griechischen *oivos* hergeleitet werden, da es auch mit dem chaldäischen *ܝܝܢ* oder *יין* übereinstimmt. Aber hier, glaubt Rec., könne blofs die Geschichte entscheiden, wenn sie uns berichtet, bey welchen Volke eine Nation den Wein hat kennen lernen. Sie ist es auch, die uns lehrt, dafs die meisten Kunstwörter der Handwerker mit den Handwerken aus Deutschland nach Polen gekommen sind, und dafs die Polen von der römischen Kirche die Kirchenwörter aus dem Lateinischen, die von der griechischen aber aus dem Griechischen entlehnt haben. Auch ist es kein Wunder, dafs durch das Verkehr mit fremden Nationen aus der polnischen Sprache manches ächt slavonische durch fremde Wörter, und manches fremde Wort wiederum durch andere fremde verdrängt worden. Cap. XI. Der Wortforscher beobachtet auch die minder wesentlichen Worttheile, z. B. die Endungen bey *Nominibus* und *Verbis*. Ja, Rec. glaubt so gar, dafs bey Beurtheilung der Verwandtschaft mehrerer Sprachen auf diese vorzügliche Rücksicht zu nehmen sey, und die Ähnlichkeit der Wörter erst alsdann einiges Gewicht habe, wenn die Ähnlichkeit der Formen, auf welcher die wirkliche Anlage der Sprache beruht, und welche sich nicht so leicht verändert, erwiesen worden ist. Sehr richtig bemerkt Hr. L. eine große Ähnlichkeit in den Personal-Endungen der polnischen Zeitwörter mit denen der griechischen und lateinischen Sprache. Aber daraus folgt keinesweges, dafs die polnische Sprache aus diesen beiden Sprachen stamme. Denn die weit ältere samscrdische Sprache, welche die alte medische für ihre Mutter anerkennt, hat in diesem Stücke mit den slavischen Sprachen noch eine grössere Ähnlichkeit. Die Personalendungen des Präsens z. B. lauten in derselben also: Sing. 1) *ami*, 2) *afi*, 3) *adi*; Plur. 1) *ama*, 2) *atha*, 3) *anti*; und mit diesen stimmen die Personalendungen des neu-perfischen Verbi ziemlich überein: Sing. 1) *am*, 2) *i*, 3) *d*; Plur. 1) *dım*, 2) *did*, 3) *dand*. Aus diesem Grunde hält Rec. die slavischen Sprachen für Schwestern der samscrdischen, und wünschte daher, dafs der Vf. auch diese mit verglichen hätte, so wie der neu-perfischen zuweilen diese Ehre mit Recht widerfahren ist. Denn alsdann würde auch oft eine große Ähnlichkeit zwischen den Wörtern dieser alten Sprache mit den Worten der slavischen Sprachen bemerkbar werden. Endlich giebt Hr. L. noch die Bedeutung der Zusatzvorwörter treffend an. Wer diese gründliche Abhandlung so durchstudirt, wie sie es verdient, der wird, wenn er auch von manchem Punkte eine andere Ansicht behält, gewifs nicht in Versuchung gerathen, die Wortforschung für ein blosses Spielwerk des Witzes zu halten, sondern sie als eine Wissenschaft anerkennen, die ihre Principien hat, welche zu Entdeckung der wahren Bedeutung der Wörter, zu der Darstellung ihres Verhältnisses zu den benannten Gegenständen und zu Begründung einer wohlgeordneten Rechtschreibung von nicht geringem Nutzen seyn können.

Im Wörterbuche selbst, auf gespaltenen Columnen, stehen bey jedem Buchstaben Bemerkungen über die Aussprache oder andere Umstände. Z. B.: *M fini nominis additum primam personam verbi jectum significat. Moczym = moczy jectum.* (Auch im Perfischen ist das *m*, welches in allen Temporibus die erste Person anzeigt, und an das Stammwort, welches als ein Adjectivum oder Participium angesehen werden mufs, angehängt wird, aus *om*, ich bin, entstanden.) *La las vero bilim tam, slyzvelim to contractio est pluralis pro bilismy.* (Im Perfischen ist dies die ganz gewöhnliche Endung der ersten Person des Plur.) Ferner: *Litera m est characteristic Dativi pluralis omnium generum substantivorum, finientium in om, adjectivorum desinentium in ym vel im.* Im Samscrdischen endigt sich eben dieser Casus z. B. in *Mádiránám*, den Müttern, völlig so. Überdies wird auch die Bedeutung der Buchstaben bey Abbreviaturen angegeben. Bey den Uncialbuchstaben, womit die Stammwörter gedruckt sind, vermisst man, ausser dem Cedille bey A und E und dem Querstriche bey L, die übrigen Unterscheidungszeichen, welchem Mangel jedoch im II Theile von S. 906 an abgeholfen worden ist. Nach dem Stammwort folgt erst eine Erklärung desselben in polnischer Sprache; dann die in den verwandten Dialecten oder anderen Sprachen vorhandenen ähnlichen Wörter, zuweilen auch nur die Synonyma derselben; alsdann die erste Bedeutung in deutscher Sprache, durch die Autorität einer oder etlicher Stellen aus polnischen Schriften bekrundet. Hierauf die übrigen abgeleiteten Bedeutungen nach einer richtigen Classification auf ähnliche Art bekrundet. Die darunter stehenden abgeleiteten Wörter werden auf eben diese Weise erklärt, erläutert und ihre Bedeutungen durch treffende Stellen documentirt. Zu Ende mancher Artikel sind noch die *Pachodz*, d. h. diejenigen Derivata, die wegen vorgesetzter Sylbe unter einem anderen Buchstaben befindlich sind, kurz angegeben. Von slavischen Dialecten sind der böhmische, der slowakische, der mährische, der croatische, der dalmatische, der windische in Steyermark, der krainerische in Kärnten, der flavonische in Slavonien, der wendische in der Ober- und Nieder-Lausitz, der russische, der ragusanische, der illyrische und der slavische kirchendialekt verglichen. Von diesen Dialecten kommt der wendische dem polnischen am nächsten; die wendischen Wörter hätten daher wohl besser gleich nach dem polnischen gestanden. So ist z. B. dem polnischen *bic*, schlagen, *Sorab. 1, d. i. das ober-lausitzische wendische bicz*, so wie auch *Sorab. 2, d. i. das nieder-lausitzische bisch*, ähnlicher, als das zuerst erwähnte böhmische *bjeti*, das slowakische *bit*, das russische *bitj*, das croatische und bosnische *bitti*, das windische *biti*, das krainerische *byti* oder *wytt*. Dafs dies nicht nur der Fall bey der Endung des Infinitivs, sondern auch in ganzen Wörtern sey, wird sich bald zeigen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1810.

AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

WARSCHAU: *Slownik Języka Polskiego przez M. Samuela Bogumila Linde (Wörterbuch der polnischen Sprache von M. S. B. Linde) u. f. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bisweilen sind auch Wörter aus anderen Sprachen, z. B. aus dem Griechischen, aus dem Lateinischen und den mit diesem oder auch mit dem Deutschen verwandten Töchter Sprachen, zuweilen sogar persische Wörter angeführt, welches letztere gar sehr zu billigen ist, weil nicht nur die deutsche, sondern auch die bereits genannten Sprachen in vielen Stücken mit derselben übereinstimmen. Bey *dadz*, geben, ist sogar das indische *dadami*, *dadasi*, *dadati* verglichen, welches um deswillen mit dem Samscrdischen übereinstimmt, weil mehrere indische Sprachen aus dieser Quelle geschöpft haben. Besser wäre es jedoch gewesen, wenn diese Sprache selbst benutzt worden wäre, weil sie, wie Rec. schon zu vernehmen gegeben hat, mit den slavischen einerley Mutter zu haben scheint. Aus der ungarischen und türkischen Sprache, die ihrer Anlage nach von den slavischen Sprachen ganz verschieden sind, werden ähnliche Wörter vermuthlich deswegen angeführt, weil die ungarische Sprache aus dem Slavischen, die türkische wenigstens aus dem Persischen manche Wörter entlehnt hat. Dafs von den verwandten Dialekten nicht blofs die ähulich klingenden Wörter, welche eben dieselbe Bedeutung haben, sondern auch die nicht ähnlich klingenden Synonyma beygebracht werden, kann den Nutzen haben, dafs man dadurch den Reichthum der slavischen Sprachen besser kennen lernt. Warum aber bey *Bog*, Gott, das ungarische Synonym *isten*, bey *Matka*, die Mutter, das ungarische mit dem türkischen *Ara* übereinstimmende *Annya*, und bey *jesc* das türkische Synonym *yemek* angeführt wird, ist nicht wohl einzusehen. Mehrere könnte es vielleicht befremden, dafs sogar hebräische, aramäische und arabische Wörter verglichen werden. Allein da Cyrus die Babylonier überwand: so entstand zwischen den Chaldäern und alten Perfern ein so genaues Verkehr, dafs in die Sprache der letzteren gewifs viele chaldäische Wörter übergingen. Was Wunder also, dafs dergleichen Wörter nicht blofs in der samscrdischen, sondern auch in den slavischen Sprachen, welche, nach Rec. Meinung, von eben derselben Mutter stammen, das Bürgerrecht erhalten haben? Das hebräische *רָק* oder chaldäische *רָקָא*, der Berg, ist

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

offenbar das polnische *Gora*, da die Böhmen, Slowaken und niederlausitzischen Wenden dafür *hora* sagen, und das russische *Г* auch oft statt des deutschen *H* gebraucht wird. Vielleicht ging schon in der medischen oder alten persischen Sprache das *H* oft in *G* über. Wenigstens kommt schon in dem aus dem chaldäischen *רָקָא* entstandenen samscrdischen Worte *gihri* diese Vertauschung zum Vorschein. Auch das hebräische oder chaldäische *רָקָא* stimmt mit dem polnischen *Droga*, der Weg, ganz überein. Mit dem polnischen *Koza*, die Ziege, wird auch sehr richtig das syrische und chaldäische *עֶזָא* verglichen, welches Hr. L. *gizza* ausspricht, vermuthlich deswegen, weil in der alexandrinischen Übersetzung das *ע* oft durch *γ* ausgedrückt wird. Er hätte sich sogar auf das arabische

عَذِيّ (*gadhsjon*), *foetus caprae recens*, berufen können, wegen des ähnlichen Anfangsbuchstaben. Indessen scheint doch der Vf. darin zu weit gegangen zu seyn, dafs er auch hebräische Wörter mit polnischen vergleicht, die höchstens nur einen Buchstaben gemein haben (wie *Dufic*, würgen, und *רָעָא*, *extinctus est*, *imac*, fassen oder über sich nehmen, und *עָמָא*, *ponere*); oder deren Bedeutung verschieden ist (wie *Brat*, der Bruder, und *בְּרִית*, *foedus*, *Bagno*, der Sumpf, und *בְּבִי*, *fetus*, *Dach*, das Dach, und *חֶמֶץ*, *sub*). Es scheint zwar auch dem ersten Ansehen nach das polnische *Cma*, die Finsternis, von dem damit verglichenen *עָמָא* (wie anstatt *עָמָא* gesetzt werden sollte), *obscuravit*, *obscuratus est*, ganz verschieden zu seyn. Allein wenn man *ע*, das ehemals vermuthlich nur ein bloßer Spiritus war, von den Wurzelbuchstaben absondert: so ist das übrige *מָא*, da blofs die Consonanten als wesentliche Buchstaben anzusehen sind, dem böhmischen, slowakischen, bosnischen, ragusischen, croatischen und russischen *tma* völlig ähnlich. Aber im Arabischen ist ausser diesem Stammworte noch ein anderes, *עָמָא*, welches eben so viel bedeutet, vorhanden. Lässt man *ע* als einen bloßen Spiritus auch hier weg: so sind die beiden übrigen Wurzelbuchstaben *מָא* mit denen im Polnischen *cma* (*zma*), im Oberlausitzischen *czma*, und im Niederlausitzischen *schma* ganz nahe verwandt. Dieses Wort beweist zugleich, dafs das Polnische sich nebst den beiden wendischen Dialekten von den übrigen verglichenen Mundarten vorzüglich durch gewisse Zischlaute auszeichnet, statt deren die übrigen Slaven *t* oder *d* gebrauchen. Davon findet man unter den Buchstaben *Ci* und *Dz* viele Beweise. Z. B. der

S.

Leib heisst im Polnischen *cialo*, im Wendischen *schelo* und *czelo*. Der Teig wird polnisch *ciasto* genannt, die Wenden schreiben dafür *schefto* und *czefto*. Allein in der böhmischen Sprache kommt statt beider Wörter *telo* und *testo* vor. Und das *t* brauchen auch die übrigen Slaven in diesen und ähnlichen Wörtern statt *ci*. Auch bey *dzialac*, machen, behalten die Wenden, welche *dzialacz* und *zelaſch* dafür sagen, das *z* bey. Aber die Böhmen, Winden und Croaten sprechen dieses Wort *delati*, die Bosnier *delati*, die Russen *djelati*, und die Ragusaner *djegljati* aus. Diese alle verwandeln also das *z* in *d*. Sonach verhält sich die polnische Sprache nebst den beiden wendischen Dialekten gegen die übrigen eben jetzt erwähnten Mundarten völlig so, wie das Hebräische zu dem Aramäischen, oder wie das Hochdeutsche zu dem Plattdeutschen. Um sich von der Einrichtung dieses Wörterbuchs einen noch deutlicheren Begriff zu machen, wollen wir Artikel DRZWI hersetzen: DRZWI, Gen. *drzwi* plur. Boh. *dwere*, *dwyre* (cf. *dowrzec*, *dowierac* cf. *wierzeia* Bh. *dwereg*, *dwerege*, *werege*); Slo. *dwere*; Sr. 1. *durje*, *dure*, *duri*. Sr. 2. *zurja*; Vd. *duri*, *dure*; Crn. *dauri*, *dure*; Cro. *doiri*, *vrata*; Sla. *vrata* (cf. *wrota*); Rs. *dwercj*, *dwercj*; Ec. *dwercj* (cf. *dwor*); Gr. *Supa*; Ger. *Thüre*, *Thor*; Succ. *dör*; Dan. *dor*; Ang. *door*; Pers. *der*; Alban. *dera*; Crim. *thurn*; Chald. *תרע* *tera*; Syr. *תרע* *taro*; Arab. *תרע* 1) Die Thüre, der Eingang; 2) *drzwi* *z deski*, *forta*, *wrota* *dzwierze*, cf. *dzwierki*, die Thüre, die Thürflügel, der Thürflügel. *Drzwi* *kosciolne*, die Kirchthüre. *Drzwi* *bramne*, Thorflügel. *Drzwi* *dwuskrzydlaſte*, Flügelthüren. *Czworoſkrzydla drzwi*, *quadriſores*, *gebrochene Flügelthüren*. *Drzwi* *kraciſte*, *z kraty*, *z Szczeblow*, Gitterthüren. *Drzwi* *spuszczane do piwnic*, *spuſt*, Fallthüre. DRZWICKI, G. *drzwiczek*, plur. Demin. Bh. *dwyrka*, *dwyrka*, *dwerky*, *dwerce*; Vd. *durice*, *oratrice*, Sr. 1. *duriczka*; Sr. 2. *zurka*; Rs. *dwerzui*, das Thürchen, eine kleine Thüre. DRZWICZNY, d, e, ode *drzwi*, Thür- Bh. et Slo. *duernj*; Rs. *dwernui*. Pochodz. *bezcdzwi*, *nade drzwie*, *odzwierny*, *odzwiernia*, *odzwie*.

In diesem Artikel ist die Vergleichung der ähnlichen Wörter aus anderen Sprachen sehr reichlich ausgefallen, weil sogar einige germanische Sprachen hiezu gebraucht worden sind. Das persische *der* ist auch nicht übergangen worden, von welchem das vermiſte ſamſcrdanische *dvar* nicht sehr abweicht. Warum die *Pachodz* oder die *Derivata*, die sich mit einem anderen Buchstaben anfangen, allemal zu Ende eines solchen Artikels erwähnt werden, fällt nicht so leicht in die Augen. Für den Ausländer ist es ohne Zweifel nützlicher, wenn er bey einem zusammengeſetzten Derivato, das in der alphabetischen Ordnung ſteht, auf die Worte verwiesen wird, aus welchen es zusammengeſetzt iſt. Z. B. bey *Naderzwie* (cf. *nad* et *drzwi*). Noch übler berathen iſt der Nicht-Pöle, wenn er das Derivat am gehörigen Orte gar nicht findet, wie z. B. *Bezcdzwi*, wenn dieſes nicht vielleicht ein Druckfehler ſtatt *Bezcdrawi* iſt. Eine

groſſe Erleichterung aber iſt es, daſs von den Irregularibus nicht bloſs der Infinitiv, ſondern auch die nicht leicht zu errathenden Tempora und Perſonen am gehörigen Orte des Alphabets zu finden ſind, z. B. *Bierze* und *Biore*, wo auf den Inf. *Brac*; *Dobierac*, wo auf *Dobrac* verwieſen wird. Zuweilen ſind zu leichterem Überſicht der Abänderungen die in den verglichenen Wörtern enthaltenen Wurzelbuchſtaben am Rande bemerkt, z. B. bey *Baran*, der Schaſbock, die Buchſtaben *b—r—n*, *b—r—m*, *b—r—h*, *b—r—v*, *b—r—f*, *p—r*, weil man nicht nur im Slowakiſchen *baran* und *betan*, im Mähriſchen und Niederlauſitzſchen *baran*, im Böhmiſchen *beran*, im Oberlauſitzſchen *boran*, im Ruſſiſchen *baran*, alle drey Wurzelbuchſtaben wiederfindet, ſondern auch nach der Meinung des Vfs. das ungarische *barom*, *pecus*, das perſiſche *barah*, das deutſche *Bär*, das lateiniſche *ſera*, das hebräiſche *רע*, *juvenas*, das boſniſche *brav*, das croatiſche *brau* und das böhmische *braw*, welches *grex* bedeutet, zu dieſem Stammworte zu gehören ſcheint. Allein da in den zuletzt erwähnten Sprachen die Verſchiedenheit der Bedeutung mit der Verſchiedenheit der Buchſtaben zuſammenſtrift: ſo kommt Rec. dieſe Abſtammung verdächtig vor.

Daſs der Vf. bey Ausarbeitung des 2 Theils des I Bandes und des 1 Theils des II Bandes eben den Fleiſs und Scharffinn bewieſen habe, wie bey dem erſten Theile, läſſt ſich ſchon aus den bereits beyläufig beygebrachten Proben ſchließen. Auch dieſe Theile ſind mit verglichenen Wörtern aus ſlaviſchen und anderen Sprachen reichlich ausgeſtattet. Indeſſen findet man doch bey *Gorac*, heiſs, nur das böhmische *horce*, und das croatiſche *ſar*; es fehlt alſo das wendiſche *gorazi* und *gorzi*, ſo wie das ruſſiſche *Gorjatſchii*. Allein bey dem Verbo *Gorzec*, auf welches bey *Gorac* verwieſen wird, ſind nicht nur alle ſlaviſchen Dialekte verglichen, ſondern es wird ſogar bemerkt, daſs das cambrische *goves*, *ſervor*, mit dem kraineriſchen *gorezh* übereiſtimmt. Von hebräiſchen Wörtern wird nicht nur *חור*, *exarſit*, ſondern auch *חור*, *incendit*, und *חור* (nicht *חור*), *lucere*, verglichen, unter welchen das erſte ohne Zweifel am ähnlichſten iſt. Von der genauen Auseinanderſetzung der Bedeutungen, die auch in dieſen Theilen herrſcht, kann der Artikel vonder *Praepoſitio inſeparabilis* Na einen Beweis abgeben. Na heiſſt nämlich in der Zuſammenſetzung 1) auf, z. B. *nakladac na woz*, oder *nakadowac*, auſladen; 2) viel auf einander, *naborgowac*, viel aufborgen, *nakpowac*, recht viel aufkaufen. 3) *Verbis reciprocis adjunctis ſignificationem ſatisſacta cupiditatis*; recht ſatt, zur Genüge, nach Herzens Luſt, bis zum Ermüden, *nacalawal ſie*, (er küſte ſich recht ſatt.) 4) *Saepe numero non ſervit niſi ad exprimendam conjugationem completam, quam Dokonane vocamus*. 5) *Na*, *nad*, ein wenig, etwas, *natracic*, mit Stoſſen etwas beſchädigen; cf. slo. et Sr. 1. *na* *exprimens diminutionem adjectivi*, *nacerni*, cf. Lat. *sub* — e. gr. *ſubſuſcuſ*. Den Grund, warum Hr. L. manche zuſammengeſetzte Wörter übergieng, giebt er hier folgendergeſtalt an: No-

veris in hac ab N incipiente serie, non pauca verba, a syllaba Na- incipientia, omissa esse, eo vel quod obliqua sint, nec in suo themate Na retineant, ut nataliac, nec enim nataliac dicimus, vel quod licet thema suum habeant, et composita videantur, tamen patrum, aut nihil, a simplici differant, ut nagabam, gabam; quare talia bis pont minime oportebat. Gleich zu Anfang dieses Artikels kommen einige aus dem slavischen *na* und aus ächtdeutschen Verbis zusammengesetzte Wörter vor, die allem Vermuthen nach durch den Handel nach Polen kamen. Dafs sie wirklich aus dem Deutschen entlehnt sind, davon kann man sich aus diesem Wörterbuche völlig überzeugen. Denn statt *Naladowac* gebräuchet alle dabey angeführten Mundarten eigene slavische Wörter. Es hätte auch noch das böhmische *naloziti* und *wloziti* angeführt werden können. Auch in Ansehung des Verbi *naborgowac* wird man nicht zweifelhaft bleiben, da für *Borgowac* die daselbst verglichenen slavischen Sprachen sämtlich slavische Wörter gebrauchen. Blofs wegen *nakupowac* könnte man ungewifs seyn, weil alle bey *Kupowac* verglichenen slavischen Sprachen, die alte Kirchensprache abgerechnet, *kaufen* mit einem ähnlichen Worte ausdrücken, obgleich nicht alle slavischen Nationen seit älteren Zeiten mit den Deutschen in einem Handelsverkehr gestanden haben. Die Ähnlichkeit eines im Polnischen gewöhnlichen Wortes mit einem deutschen, lateinischen oder griechischen beweist auf jeden Fall dann nichts für die Abstammung desselben aus einer dieser Sprachen, wenn es in mehreren Sprachen vorkommt. Wenigstens kann man als gewifs annehmen, dafs ein im gemeinen Leben unentbehrliches Wort, das man in allen slavischen Mundarten findet, nicht erst aus der deutschen, lateinischen oder griechischen Sprache in die polnische übergegangen sey, sondern aus der Sprache stamme, welche die Mutter aller dieser Sprachen ist. Dies ist der Fall bey dem polnischen Worte *Matka*, oder *Mata*, die Mutter, dessen Wurzelbuchstaben *Mat* alle verglichenen slavischen Mundarten haben, nur dafs die beiden wendischen auch hier das *t* mit *cz* oder *sch* vertauschen, und die Mutter *Macz* oder *Masch* nennen. Nun kommt zwar dieses Wort mit dem deutschen *Mutter*, mit dem lateinischen *Mater*, und mit dem griechischen *Ματηρ* (im dorischen Dialekte) überein. Allein da im Persischen *Mader* und in dem weit älteren Samscrdischen auch *Mata* die Mutter heisst: so ist es wohl entschieden, dafs dieses Wort aus der Ursprache der samscrdischen und der übrigen erwähnten Sprachen, wofür Rec. die Mutter der samscrdischen und persischen, d. h. die medische anerkennt, in den slavischen Sprachen beybehalten worden sey. Auch das polnische *jesz*, essen, kann weder aus dem Deutschen entlehnt seyn, noch vom lateinischen *edere*, oder vom griechischen *ἐσθω* oder *ἐσθαι* stammen. Denn das vor uns liegende Lexikon beweist, dafs dieses Wort mit kleiner Veränderung allen slavischen Sprachen eigen ist. Und mit einem russischen Verbo, welches noch aufser *jesz* hätte bemerkt werden können, nämlich *jedatj*, stimmt das samscrdische

sche *ada*, statt dessen Hr. L. das allerdings ähnliche indische *admi* erwähnt, genau überein. Es ist also wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs die slavischen Sprachen dieses Wort aus einerley Quelle mit der samscrdischen geschöpft haben. Dessen ungeachtet kann man sich aus diesem Wörterbuche überzeugen, dafs einige wirklich griechische und mehrere lateinische und deutsche Wörter in das Polnische übergegangen sind. Gleich auf den ersten 4 Seiten wird man *Ad* (*ἀδης*), *Abyss* (*ἄβυσσος*), und das von *ἀδάμας* entstandene *Adamantyn* als griechische Wörter entdecken. Die lateinischen aber sind weit zahlreicher. *Abdykacya*, *Abdykowac*, *Abecedaryusz*, *Abjuracya*, *Abjurowac*, *Ablaktowac*, *Ablucya*, *Abre-wiacya*, *Abrogacya*, *Abzolucya*, *Abzolat*, *Addycya*, *Adept* fallen sogleich in die Augen. Und folgende Wörter können ihren deutschen Ursprung nicht verleugnen: *Abdach*, oder *Obdach*, *Abdankowac*, *Ab-ryfs*, *Abzzyt* (Abschied), *Abzzytowac*, *Abzas* (Absatz), *Achtel*. Noch auffallender ist die Bemerkung, dafs sogar zuweilen ein polnisches Wort blofs deswegen zwey ganz verschiedene Bedeutungen angenommen zu haben scheint, weil ein deutsches, oder wenigstens zwey einander ähnlich klingende deutsche Wörter zweyerley bedeuten. So heisst *Miaslo*, sonderlich mit einer vorgesetzten Präposition, *anstatt*, oder *statt*, aber auch, wie bey einigen anderen slavischen Völkern, die *Stadt*. Dafs die deutsche Sprache zu dieser Benennung Veranlassung gegeben habe, wird dadurch wahrscheinlich, weil in verschiedenen slavischen Mundarten die Stadt ganz anders, nämlich *varas*, *varash*, *grad* und *gorod* genannt wird. Noch mehr bemerkt man den Einfluss des deutschen Sprachgebrauchs bey dem ins Polnische aufgenommenen Worte *Arkus*. Denn dieses bedeutet nicht nur einen (gewölbten) Bogen, sondern auch einen Bogen Papier, weil beides im Deutschen ein Bogen heisst. Diese Bedeutung hat zwar *arkush* auch im Kroatischen, und *arch* im Böhmischen. Aber im Windischen und Russischen wird ein slavisches Wort, im Slavonischen das lateinische *folj*, und im Wendischen das deutsche nur wenig veränderte *Bogon* dafür gebraucht.

Die Bemerkungen, zu denen der in diesem Werke enthaltene reiche Schatz von Wörtern so vieler Sprachen Rec. den Stoff gab, empfehlen dasselbe nicht blofs dem Sprachkenner, sondern auch dem Geschichtschreiber, der die ersten Wohnsitze der slavischen und anderer Nationen aufzusuchen begierig ist, in so hohem Grade, dafs es keiner weiteren Empfehlung zu bedürfen scheint. Und dennoch erregt die Äußerung des Vfs. am Schlusse der Abhandlung über die Tendenz dieses Wörterbuchs noch mehrere nicht geringe Erwartungen, worüber er sich also erklärt: „Die kurze Abhandlung (von den Grundsätzen der Wortforschung) berührt Ideen mancherley Art, die ihren Grund in dem Wörterbuche haben, deren Entwicklung jedoch der Zukunft nach völliger Herausgabe des Werks überlassen bleibt. Dahin gehören: Untersuchungen über die Sinneneindrücke und sinnliche Wahrnehmungen als Grundlage der menschlichen Sprache; über den Ein-

flafs fremder, besonders benachbarter Sprachen, auf die polnische; über die mit unserer Sprache vorgegangenen Veränderungen; über die verschiedenen Arten und Mittel, unsere Sprache zu bereichern und zu vervollkommen; über die Zeitrechnungen und die verschiedenen Epochen der Wörter unserer Sprache; über das Verhältniß der polnischen zu den übrigen slavischen Mundarten, als Vorstufe einer allgemeinen slavischen Sprachlehre und Synonymik, ingleichen einer allgemeinen philosophischen Sprachlehre; über die in der Sprache sich darbietenden Data zu einer Geschichte des häuslichen Lebens. Übrigens zeichnet sich dieses Wörterbuch durch schönen Druck und Correctheit aus, und wir

sind dem Vf. um so mehr Dank schuldig, weil er sich nicht bloß der Correctur, sondern auch der Beforgung des Drucks und des Verlags zugleich mit unterziehen mußte. Rec. sieht der Vollendung dieses Werkes, durch das sich Hr. L. um alle slavischen Sprachen, vorzüglich aber um die eine Hauptsprache der beiden slavischen Hauptstämme ein unsterbliches Verdienst erworben hat, mit der größten Sehnsucht entgegen, fest überzeugt, daß das ganze gelehrte Publicum, das sich für jede große und nützliche Unternehmung im Reiche der Wissenschaften interessiert, in diesen gemeinnützigen Wunsch mit Vergnügen einstimmen werde.

MHP.

K U R Z E A N Z E I G E N.

AUFLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Königsberg, b. Nicolovius: *Rieczna Xiazka zamykaiaca w sobie wyborny zbiorek (grammatyka i Słownik) dla użytku Niemców po Polsku się uczących* (polnisches Handbuch, bestehend aus einem Lesebuche, Wörterbuche und einer Sprachlehre, herausgegeben von *Christoph Gólestin Mrongovius*. 1803. 244 S. 8. Die eingetretene Nothwendigkeit einer neuen und verbesserten Auflage dieses Handbuchs erweckt schon ein günstiges Vorurtheil für die Zweckmäßigkeit desselben. Es ist für Deutsche bestimmt, welche schon seit der letzten Theilung Polens (1793 — 1795) in nicht geringer Anzahl dahin eingewandert, und auf verschiedene Art angestellt worden sind. Letztere müssen vorzüglich diese Sprache lernen, um ihre Amtsgeschäfte sicherer betreiben zu können. Nun fehlt es freylich nicht an ähnlichen Arbeiten: aber für eine so ausgebreitete Nation, als die polnische, ist ihre Anzahl in Vergleich mit anderen doch immer noch unbedeutend, vorzüglich in Absicht auf Kürze, Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit.

Wir liefern eine nähere Anzeige von dem Handbuche. Bis S. 10 sind einzelne vermischte Sätze enthalten, worin der Vf. von der einfachen Verbindung des Beyworts mit dem Hauptworte im Nennfalle stufenweise bis zur Aufnahme des Zeitworts, dann den Vorsetz- und Verbindungswörtern geht, und so den Übergang zu größeren Zusammensetzungen macht, wo die Umstandswörter häufiger gebraucht werden, und die Nennwörter in mehreren Verhältnißbestimmungen vorkommen; dann folgen kleine Auszüge aus *Lichowski* und *Balsam*, zwey berühmten Kanzelrednern, die sich den Ruf reiner Stylisten erworben haben.

Im 2. Abschnitte stehen kurze Hiftörchen, Anekdoten und Erzählungen. Unter diese sind die für den Anfänger schwer erkennbaren Wörter, wegen der mit ihnen vorgegangenen Abänderung, im Nominativ oder Infinitiv gesetzt. Die Druckfehler sind fleißig angezeigt, die meisten bestehen in der nicht hinlänglichen Trennung der einbuchstabigen Vorsetzwörter *w* für den Localis und *z* für den Instrumentalis von ihren Nennwörtern. Manche Wörter, welche zur Erläuterung dienen sollen, waren Rec. ganz unverständlich, z. B. S. 29 unter N. 13 *przysyc*, welches sich auf *przez* bezieht, sollte vielleicht eine Ähnlichkeit zwischen beiden angedeutet werden. Aber da giebt es nähere und auffallendere Ähnlichkeiten, worauf der Anfänger aufmerksam zu machen wäre. In 23 kurzen Fabeln bis S. 56 auf 22 Seiten kommt das *l* anstatt des *l* transfixum, oder des gestrichenen *l* häufig vor. Dieser Buchstabe ist der polnischen Sprache charakteristisch, und gehört zu den wenigen, deren Ton und Aussprache sich durch keine Bezeichnung und Beschreibung vollkommen verdeutlichen läßt, sondern die man nur von einem geborenen Polen lernen muß. Hier hätten noch einige Fabeln des wi-

tzigen und geschmackvollen *Julian Niemczowicz*, des treuen Gefährten *Koraszewo* in der Gefangenschaft zu St. Petersburg, den er auch freywillig nach Amerika begleitet hat, aufgenommen werden können. S. 138 — 160 *Bayki i przypisy* Fabeln von dem unvergesslichen Redner, Dichter und Kritiker *Krasicki*, dem Erzbischof zu Gnesen, welcher für die Polen mehr als *Corneille* und *Racine* war. Voran steht ein kurzes Lobgedicht auf diesen gelehrten Prälaten von *Fr. Dmackowski*, dem vortrefflichen Übersetzer von Homers *Iliade* und Horazens Briefen. Von S. 96 — 102 kommen Geschäftsbriefe vor, dann Vollmachten, Obligationen, Wechsel, Contracte, Quittungen: sehr brauchbare Stücke und zweckmäßige Aufgaben, besonders für immigrirte Deutsche, die in dergleichen Geschäfte verwickelt sind. Von den Titulaturen ist S. 119 das Nothwendigste beygebracht, meistens nach dem Canzleystile. Die darauf folgenden Sittenprüche nehmen 2 Seiten ein. Die Grabchriften, 23 an der Zahl, enthalten witzige Gedanken. 133 kleine Gedichte von *Jan Kochanowski*; S. 133 von *Naruszewicz*, welcher außer der Geschichte *Mieciński* I bis zum *Uladiusz Jagello* schrieb, auch den *Tacitus*, die Satyren des *Horaz* und Bruchstücke aus dem *Anakreon* geliefert hat. S. 136 folgen von *Szymon Zimorowicz* kleine liebliche Gedichte. S. 162 — 172 einige Räthsel und Merkwürdigkeiten aus der Naturbeschreibung. Unter der Aufschrift von romantischen Erzählungen ist ein Anhang aus Tausend und einer Nacht; und endlich S. 198 *Historia o Alibabie i czterdziestu rozbójnikach zgładzonych z świata przez jedną niewolnicę*. Wäre es nicht gerathener gewesen, in einem Lesebuche, das den Anfänger mit einer Menge von Wörtern und Redensarten bekannt machen soll, anstatt der langweiligen und dem jetzigen Geschmacke weniger entsprechenden Erzählungen aus Tausend und einer Nacht, andere Aufsätze, z. B. aus der *Pocloianca*, aus dem *Pilchowski*, dem Übersetzer des *Sallust* und *Seneca* aufzunehmen? oder aus so vielen anderen polnischen Originalschriften, besonders aus den Zeiten der Sigismunde des I, II, III, unter welchen die polnische Sprache auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung stand, ehe noch die Schätze der Büchersammlungen nach Stockholm, Upala, Linköping, Sköters, dem Grafen *Brahe* gehörig, u. s. w. kamen, woraus neuerlich mit heyspiellosem Fleiße von den Mitgliedern der warfchauer Societät, der Freunde der Wissenschaften Abschriften und Auszüge gemacht werden, und wovon der Bischof *Albertandi* in der vaticanischen Bibliothek zu Rom, und sechszehn andere 105 fol. Bände abgeschrieben haben. Den Beschluß machen sehr gute Dichtungen. S. 237 *Chwata Polskie*; S. 239 *Zołotnie stawnego Miasta Torunia* von *Klonowik*, und S. 239 *Paciersi Starusza Sielanka* von *Naruszewicz*.

P. h. B.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 A U G U S T, 1810.

M A T H E M A T I K.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Kurzer Lehrbegriff der Mathematik*, dritter Theil, welcher die populären Anfangsgründe der Astronomie enthält.

(Auch unter dem besonderen Titel: *Populäre Anfangsgründe der Astronomie*) von Johann Schulz, kön. Hofprediger und ord. Prof. der Mathematik. 1806. 436 S. 8. Mit 3 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 20 Gr.)

So vortreffliche Werke die astronomische Literatur in neueren Zeiten aufzuweisen hat: so mangelte ihr noch immer ein Lehrbuch, welches die ersten Gründe dieser Wissenschaft, ohne viele Kenntnisse in der höheren Mathematik vorauszusetzen, darstellte; welches seinen Zweck, der Wissenschaft mehrere Liebhaber zu erwerben, und ein hin und wieder vielleicht schlafendes Talent zu erwecken, durch einen, zwischen Unvollständigkeit und großer Ausführlichkeit das Mittel haltenden Vortrag, leichter, als andere vorhandene Lehrbücher, zu erreichen im Stande war. Ohne Zweifel war es die Absicht des (nun verewigten) Vfs. des vor uns liegenden Lehrbuchs, diesen Mangel abzuheben; — möglichst *populär*. für Leser zu schreiben, die nur mit wenigen mathematischen Kenntnissen ausgerüstet, und doch begierig sind, ihr Wissen in dem schönsten Zweige der Naturwissenschaften zu vermehren; d. h. für eine zahlreiche Classe, die die Astronomie zwar nicht als Hauptstudium treiben, aber doch auch nicht gern den Himmel und seine Bewegungen bloß *ansehen* will. — Diese Absicht verrieth sich im ganzen Buche, und nicht allein durch den Inhalt desselben, sondern auch durch seine geringe Corpulenz, und den ihr correspondirenden Preis, welcher seine allgemeine Verbreitung begünstigt, und es *da* einzuführen im Stande ist, wo ein anderes geschätztes, aber voluminöses und theureres Lehrbuch, welches sich in den Händen vieler der begütertern Leser befindet, nicht eingeführt werden kann. Wir wollen nun sehen, wie der Vf. dieser Absicht entsprach, und in wiefern sein Lehrbuch dem neueren Zustande der Wissenschaft angemessen ist.

In der Einleitung sind die Eintheilungen der Astronomie angegeben, und die Gründe entwickelt, welche den Vf. (mit Rechte) bewogen, nicht dem *Lacaille*, sondern lieber der natürlicheren und allgemeineren Methode des Vortrags, der, die von den Beobachtungen zu den Ursachen übergeht, zu folgen. Doch irrt der Vf., wenn er sagt, das kopernikanische

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

System stehe der consequenten Durchführung dieser Methode im Wege; Laplace hat in der *Exposition* das Gegentheil erwiesen, indem er da ganz die Ursachen aus den Erscheinungen entwickelt. Indefs finden wir nicht, daß diese Bemerkung in der Folge einen nachtheiligen Einfluß auf die Schrift gehabt hätte. Der Vf. fängt also mit der sphär. Astronomie an. Er bezieht die Lage der Punkte auf der Kugel auf drey Ebenen: den Horizont, den Äquator, und die Ekliptik. Er erklärt die Beobachtungen, die sich auf den Horizont beziehen, und zeigt die Bedeutung der Kunstwörter; lehrt, wie man die Mittagslinie, und die wahre Zeit durch diese, oder aus correspondirenden Höhen der Sonne, finden kann. Eine kurze Beschreibung einiger Instrumente und Beobachtungsmethoden vermessen wir hier nicht. Der zweyte Abschnitt ist der Umdrehung der Himmelskugel, und der aus derselben zu bestimmenden Lage der Sterne gegen den Äquator gewidmet; der dritte der scheinbaren jährlichen Bewegung der Sonne, und der daraus sich ergebenden Bestimmung der Länge und Breite der Sterne. Dieser Abschnitt handelt schon im Allgemeinen von den Planeten (*Vesta* war damals noch nicht entdeckt), ihren Monden, ihren scheinbaren Durchmessern, den Arren, sie zu bestimmen u. s. w. Diese drey Abschnitte sind gut und faßlich abgehandelt; und obgleich sich wohl hin und wieder etwas mehr Detail wünschen ließe: so glaubt Rec. doch, daß sie allerdings zum Selbstunterrichte passend sind.

Der zweyte Theil, die theoretische Astronomie, enthält alles einem Anfänger Wissenswerthe, nach einem angemessenen Maßstabe. Lobenswerth ist es, daß der Vf. warnt, Hypothesen — die von ihm selbst hier mitgetheilt — für Wahrheit anzunehmen, und überall den *festen* Theil der Astronomie mit dem *hypothetischen* zu verwechseln. Zu diesem rechnet Rec. auch, was der Vf. über die Dunkelheit an einem Theile der \odot Oberfläche sagt, die uns als ein Sonnenfleck erscheint; Rec. glaubt, daß trotz dem dunkeln *Erscheinen* die Theile der Sonne unter dem Fleck doch sehr hell sind, und daß nur ein starker Contrast uns täuscht. — Von der Sonne und dem Monde ist alles Nöthige beygebracht, und namentlich ist die Entstehung der Phasen und der Librationen für Anfänger faßlich erläutert; die Finsternisse der Sonne, des Mondes, der Fixsterne und der Planeten sind befriedigend erklärt. Im dritten Stück ist die wahre Bewegung der Venus und des Merkurs um die Sonne aus ihren Phasen und Durchmessern entwickelt, und gezeigt, wie man die Entfernung die-

fer Planeten von der Sonne und Erde aus ihren Phasen folgern kann. Die Rotationen dieser Planeten sind, nach *Schröter*, nicht bloß angegeben; sondern es ist auch gezeigt, wie *Schröter* diese Resultate erhielt. Ein Druckfehler setzt S. 174 den größten Glanz der Venus für eine Elongation von 4° an; man muß 40° lesen. — Von den oberen Planeten (IV Stück) beweiset der Vf. aus ihrem scheinbaren Laufe, daß ihre Bahnen um Erde und Sonne gehen; und zeigt, wie man ihre Entfernung von der Sonne aus zwey beobachteten Durchmessern schliessen könne. — §. 246 giebt er den Grund an, warum er durch die Durchmesser die Entfernungen finden lehrt, da man doch auf einem ganz andern Wege zu ihrer Kenntniß gelangte: er hält diese Methode, nicht ohne Grund, für die dem Anfänger am leichtesten werdende, verläßt aber deshalb nicht, in der Folge den Faden wieder aufzunehmen, wo er ihn hier verläßt. Das vermeintliche Gesetz über die Entfernungen der Planetenbahnen hätte nicht als Gesetz vortragen werden sollen, und die Zweifel, die man dagegen hegt, hätten mehr markirt werden müssen. — Bey dem, was der Vf. über die Oberflächen der Planeten, ihre Axendrehungen u. s. w. sagt, ist *Schröter* und *Herschel* fleißig benutzt worden; und wir finden darüber, so wie über den Ring des Saturns und die Trabanten der Planeten, alles hieher Gehörige gesammelt. — Das V Stück, von der Erde, giebt einen Umriss der mathematischen Geographie, und handelt recht gut von den Gradmessungen u. s. w. Die Schätzung des absoluten Gewichts der Erde hätte bis in die folgenden Capitel zurückbleiben können, oder der Vf. hätte sich auf diese beziehen müssen; denn der Lernende erfährt nun nicht, wie man das specifische Gewicht, von welchem doch die ganze Schätzung abhängt, bestimmen kann. Die Methoden, die Länge und Breite zu bestimmen, sind hier, am rechten Orte, beygebracht: so wie das Nöthige von der Atmosphäre der Erde, und der Refraction. — Die Art, wie man die Parallaxen der Himmelskörper findet, ihr Zusammenhang mit den Durchgängen der Venus, die Resultate, die man aus ihnen erhalten hat, machen einen eigenen Abschnitt aus. — Der Abschnitt von der Axendrehung der Erde, ist vorzüglich den Beweisen dieser Rotation gewidmet; doch ist es ein Irrthum, wenn der Vf. S. 271 sagt, eine vertical geschossene Kanonenkugel müsse öftlich niederfallen, da sie doch (den Widerstand der Luft nicht berücksichtigt) gegen Westen wieder zur Erde gelangen wird. Im folgenden VI Stück finden wir das *kopernicanische* System dargestellt; der Vf. führt seine Leser auf die *keplerschen* Sätze, und dann, im

zweyten Abschnitte, zur physischen Astronomie. Er trägt hier *Newtons* Theorie, unterstützt von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung, vor; bringt das, was sich hier davon geben läßt, von den Ungleichheiten der Himmelskörper in ihren Bahnen, von den wechselseitigen Perturbationen, und von der Ebbe und Fluth, bey. — Die *lantische* Theorie der Anzie-

hungskraft hätte, nach dem Bedünken des Rec., eigentlich wohl nicht in ein Compendium der Astronomie gehört, und deshalb hier füglich wegbleiben können. Von der Theorie der Kometen und ihrer Wiederkehr sagt der Vf. das Nöthige, und erklärt ihren Lauf gut. Eben so ist von den Fixsternen, von der durch *Herschel* gezeigten Bewegung des Sonnensystems u. s. w. das Bekannte treu, und ohne etwas Wesentliches wegzulassen, gesammelt. Der Blick, den der Vf. den Leser in die Unendlichkeit der Welten thun läßt, ist ein passender Beschluß des Buches.

Rec. hat nun die Umriffe gezeigt, die der Vf. auszufüllen sucht; er hat sich dabey etwas länger aufgehalten, nicht um jedes einzelne Thema des Vfs. anzuführen (denn dieses würde, bey der nothwendigen Reichhaltigkeit der in ein Lehrbuch der Astronomie gehörenden Materien, zu weitläufig, und auch ohne Interesse, gewesen seyn); sondern um den Gang im Allgemeinen zu bezeichnen: man sieht nun, daß der eingeschlagene Weg der richtige ist, und nur selten abirrt. Auch kann man dem Vf. nicht vorwerfen, daß er Thatfachen verschwiegen, und die Kürze durch wesentliche Opfer erkaufte hätte; er hat im Gegentheil mehr geliefert, als Rec. in dem Werkchen zu finden glaubte. Denn kaum vermißt man einen einigermaßen wichtigen Theil der Astronomie, und von den Theilen, die für den Anfänger gehören, keinen. Von allen sind Skizzen gezeichnet, und da, wo es sich ohne die Hülfe der höheren Analyse thun ließ, hat der Vf. mehr als bloße Skizze geliefert. Meistentheils ist *Lalande's* Astronomie, und für das Neuere sind spätere Werke treulich benutzt. Etwas Neues darf man hier freylich nicht suchen, und der *Astronom* wird keine Belehrung erwarten dürfen; allein der Lernbegierige wird sie (auch ohne mündlichen Unterricht) hier nicht vergebens suchen. Rec. empfiehlt daher dieses Lehrbuch denen, die sich selbst überlassen oder unter Anleitung, wenigstens die ersten Stufen der Wissenschaft ersteigen wollen; und denen, die ihre Bekanntschaft mit derselben erneuern, und sich über die neueren Entdeckungen belehren wollen.

J. W.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Sehr leichte und kurze Entwicklung einiger der wichtigsten mathematischen Theorien*, von *Johann Schulz*, kön. Hofprediger und ord. Prof. der Mathem. 1803. XXIV u. 244 S. 4. (1 Thlr. 20 Gr.)

Das eben angezeigte Lehrbuch der Astronomie erinnert uns an eine andere Schrift desselben Vfs., die, wie es scheint, wenig bekannt ist, und doch einige neue und gute mathematische Entwicklungen enthält: es ist die vor uns liegende. Wir werden aus den 6 Abhandlungen, aus welchen sie besteht, das anzeigen, was uns bemerkenswerth erscheint.

I. Allgemeine leichte und kurze Theorie der Logarithmen, nebst einer neuen Methode, aus den Log. von 2 bis 3 Formeln zu finden, mittelst welcher sich

die Logarithmen der übrigen Primzahlen mit der größten Leichtigkeit bis auf 30, 40, 50 und mehrere Decimalziffern berechnen lassen u. s. w. Der Titel thut den Zweck der Untersuchung dar; der Geist der Methode ist folgender. Bekanntlich ist

$$\log. n = \frac{1}{m} \log. (n-1) + \frac{1}{m} \log. (n+1) + \frac{1}{2nn-1} + \frac{1}{3(2nn-1)^3} + \frac{1}{5(2nn-1)^5} + \text{etc.}$$

wo der Modul m durch das System bestimmt wird, für welches die Logarithmen passen sollen. Man erhält diesen Ausdruck, wenn man $\log. \frac{nn}{nn-1} =$

$$\log. \frac{1-nn:(n^2n-1)}{1+nn:(nn-1)}$$

in eine Reihe verwandelt; und sie $= 2 \log. n - \log. (n-1) - \log. (n+1)$ setzt. Setzt man $n = rx$: so hat man

$$\log. r = \frac{1}{m} \log. (r^2 x^2 - 1) - \frac{1}{m} \log. x + \frac{1}{2r^2 x^2 - 1} + \frac{1}{3(2r^2 x^2 - 1)^3} + \frac{1}{5(2r^2 x^2 - 1)^5} + \text{etc.}$$

Man nimmt nun, wenn man den Log. von r sucht, für x eine willkürliche Zahl, aber so, daß man $r^2 x^2 - 1$ in Factoren zerfallen kann, deren Logarithmen man kennt; ist dann x etwas groß: so wird die Reihe schnell convergiren. So nehme man z. B. für $r = 3$, $x = 3$: so ist $\log. r =$

$$1.3 = 1.2 + \frac{1}{4} 1.5 + \frac{m}{322} + \frac{m}{3 \cdot (322)^3} + \frac{m}{5 \cdot (322)^5} + \text{etc.}$$

Wenn man nun eine Tafel construiren will: so berechnet man $\log. 2$ und $\log. 3$, so weit man sie gebraucht, nach bekannten Methoden, und schreitet dann von Zahl zu Zahl fort, wobey man die berechneten Log. für die folgenden Primzahlen immer benutzt. Um z. B. $\log. 71$ zu finden, nehme man $r = 67$: so ist

$$\log. 71 = \frac{1}{m} [24. 13. 29. 41. 61] - \frac{1}{m} 67 + \frac{1}{45258097} + \frac{1}{3 \cdot (45258097)^3} + \text{etc.},$$

wo das erste Glied der Reihe den Log. schon auf 21 Dec. Stellen richtig giebt, das zweyte auf 34 u. s. w. — Der Vf. hat eine Tafel hinzugefügt, die ähnliche Ausdrücke, als der hier gegebene für $1. 71$, für die Logarithmen aller Primzahlen von 1 bis 100 enthält. Diese Art, die Log. zu berechnen, würde eine Arbeit, wie die von *Wolfram*, sehr erleichtert haben; sie zeichnet sich auch dadurch aus, daß sie für jedes System, und nicht etwa für das hyperbolische allein paßt.

II. Sehr leichte und kurze analytische Auflösung des polynom. Problems. Der Weg, den der Vf. geht, ist kurz folgender. Er setzt

$$(1 + \frac{1}{x} Z + \frac{1}{x^2} Z^2 + \frac{1}{x^3} Z^3 + \frac{1}{x^4} Z^4 + \dots)^m = 1 + \frac{1}{x} Z + \frac{1}{x^2} Z^2 + \frac{1}{x^3} Z^3 + \text{etc.}$$

Dann nimmt er für x die allgemeine Form

$$nc + \frac{n \cdot n - 1}{1 \cdot 2} {}_2X^{1-2} + \frac{n \cdot n - 1 \cdot n - 2}{1 \cdot 2 \cdot 3} {}_3X^{1-3} + \frac{n \cdot n - 1 \cdot n - 2 \cdot n - 3}{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4} {}_4X^{1-4} + \text{etc.},$$

wo X Functionen der Coefficienten c, c^2, c^3 etc. und von n unabhängig sind, deren Natur der Vf. dadurch bestimmt, daß er n in $n+1$ verwandelt. Diese Auflösung ist richtig, einfach, allgemein auf ganze und gebrochene Exponenten anwendbar, und setzt keine Analyse des Unendlichen voraus; nur die Form von x hätte gerechtfertigt werden müssen. Es wäre durch sie eigentlich

III. Sehr leichter und kurzer allgemeiner synthet. Beweis des binom. und polynom. Lehrsatzes überflüssig gemacht, zumal da er weder so elegant, noch streng geführt ist. Man kann den binomischen Lehrsatz, der nur ein specieller Fall des polynomischen ist, leicht aus diesem entwickeln; hat man diesen daher gefunden: so darf man jenen nicht länger suchen.

IV. Allgemeine Theorie der Kettenbrüche. Die Ausdrücke, die der Vf. findet, sind den durch *Hindenburgs* combinatorische Analyse von Mehreren gefundenen ähnlich. Er wendet diese Lehre, so wie *Lambert* es that, auf das Verhältniß des Durchmessers des Kreises zum Umfange an, und entdeckt bey dieser Gelegenheit in *Lamberts* Zahlen einige Fehler; doch setzt er diese Ausdrücke noch weiter fort, und gelangt im 31sten Theilbruche zu folgendem:

$$11580486896536829 : 36381172559152966.$$

Diese Untersuchung scheint unternommen zu seyn, um der

V Abhandlung, dem Beweise, daß das Verhältniß der Kreislinie zu ihrem Durchmesser irrational ist, zur Grundlage zu dienen. In der That hat *Lambert* nur bewiesen, daß das Verhältniß, wenn es rational ist, einen Bruch bildet, dessen Zähler und Nenner mehr als 15 und 16 Decimalstellen enthalten. Der Vf., der dem Beweise gern volle Evidenz geben wollte, ging deshalb von dem bekannten Ausdrucke

$$\tan. \frac{a}{b} = \frac{a}{b} - \frac{a^2}{3b} - \frac{a^4}{5b} - \frac{a^6}{7b} - \text{etc.}$$

aus; entwickelte ihn in die Theilbrüche, welche aus ihm entstehen, und zeigte, daß bey dem unendlichen Zähler und Nenner aus unendlich vielen Zahlen bestehen, die selbst nach der Reduction auf ihre kleinsten Werthe noch unendlich bleiben. Es folgt daraus, daß jeder Bruch, durch welchen man das Verhältniß $1 : \pi$ ausdrücken kann, unendlich viele Zahlen hat, oder irrational ist. Man kann diese Abhandlung und die vorige als einen wesentlichen Nachtrag zu *Lamberts* „Abhandlung für die Erforscher der Quadratur des Kreises“ betrachten.

VI. Über das Fundament der Differentialrech-

nung. Der Vf. zeigt, daß man sich das Differential einer GröÙe als 0, multiplicirt mit einer endlichen GröÙe, denken kann, folglich den Quotienten zweyer Differentiale als einen Quotienten endlicher GröÙen, indem die Nullen sich aufheben. Diese Abhandlung enthält sinnreiche Ideen, die vorzüglich für die Leser Werth haben werden, welchen die Differentialrechnung noch immer nicht scharf genug ist.

Im Anhang, über die Tangente und Secante des rechten Winkels, bemüht sich der Vf., ein von Kästner erwähntes anscheinendes Paradoxon zu heben. In der Gleichung $\text{Sec. } \varphi + \text{tang. } \varphi = \text{tang. } (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi)$ wird, wenn man $\varphi = 90^\circ$, und $\text{tang. } 90^\circ = \text{Sec. } 90^\circ = \infty$ setzt, $\infty + \infty = \infty$, oder $2\infty = 1\infty$; eberi

so wird die Gleichung $\frac{\text{tang. } (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi)}{\text{Sec. } \varphi} = \frac{1}{\text{Sin. } \varphi} + 1$,

in diesem Falle $\frac{\infty}{\infty} = 1 + 1$. Der Vf. erklärt dieses dadurch, daß die Tangente (und Secante) des rechten Winkels auf beiden Seiten des Durchmessers liegen, indem $\text{Cos. } 90^\circ$ weder positiv noch negativ ist. Rec. fügt noch hinzu, daß die Annahme $\text{tang. } 90^\circ = \infty$, in einem gewissen Sinne genommen, nicht allgemein richtig ist; denn setzt man, statt 90° , $90^\circ - \frac{1}{(\infty)^n}$:

so wird die Tangente der Secante $= (\infty)^n$, al. so ein unendlich Großes der nten Ordnung. Wenn man von der Tangente und Secante des rechten Winkels redet: wird man immer erklären müssen, wie dieser Winkel entstand; sonst wird man zwar wissen, daß die Tangente und Secante unendlich groß sind, aber man wird hiemit weiter keinen bestimmteren Begriff verbinden können. Kästners Rüge des Widerspruchs macht uns also eigentlich nur auf den Ungrund der allgemeinen Annahme $\text{tang. } 90^\circ = 1 \cdot \infty$ aufmerksam. Setzt man in die Gleichungen für $\text{tang. } (45^\circ + \frac{1}{2} \varphi)$ $\frac{1 + \text{tg } \frac{1}{2} \varphi}{1 - \text{tg } \frac{1}{2} \varphi}$: so werden sie keinen Widerspruch mehr enthalten. Setzt man statt φ , $90^\circ - \alpha$: so werden $\frac{\text{tang. } 45^\circ + \frac{1}{2} \varphi}{\text{tang. } \varphi}$ und $\frac{\text{tang. } 45^\circ + \frac{1}{2} \varphi}{\text{Sec. } \varphi}$ der Grenze 2 desto näher kommen, je kleiner α ist.

Der Verleger hat durch schönen Druck auch für das Äußere des Werks gesorgt; das Exemplar des Rec. ist auf feines Papier und sehr sauber abgedruckt.

J. W.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Mainz, b. Kupferberg: *Damian Hessel und seine Raubgenossen. Actenmäßige Nachrichten über die Gegend, wo sich gegenwärtig die Überbleibsel der zerstreuten niederländer, creveider und mördischen Räuberbanden aufhalten, über die neueste Art ihrer Diebstähle, und die Kunstgriffe, die sie anwenden, um sie zu begehen und zu verhehlen. Nebst Anzeige der Mittel, die man anzuwenden hat, um diese Banden zu zerstören, und sein Eigenthum gegen sie zu sichern, und einigen Winken für Polizeybehörden.* Zunächst für Beamte an den Grenzen Frankreichs und Deutschlands bearbeitet von einem gerichtlichen Beamten. 1810. 103 S. 8. (8 Gr.)

Bey der sich immer weiter ausbreitenden Unsicherheit des Eigenthums durch Diebes- und Räuber-Banden, auch in den Gegenden, für welche dieses Buch zunächst nicht geschrieben ist, müssen solche Nachrichten und Anzeigen, wie die gegenwärtigen, höchst willkommen seyn, und wir eilen, alle Polizeybehörden und Criminalrichter auf dieselben aufmerksam zu machen. Es ist zum Erstaunen, und fast unglaublich, zu welcher Vollkommenheit in Stehlen und Hehlen es diese Banden gebracht haben. Es bedarf gar keines gewaltsamen Einbruchs mehr, um Geld und Geldeswerth zu entwenden; mit der größten Leichtigkeit von der Welt wissen sie jede Thür zu öffnen, sich durch die eisernen Fenstergitter durchzuarbeiten, und jeden

eisernen Kasten aufzusprengen. Viele Cassen haben sie mit so großer Geschicklichkeit bestohlen, daß Beamte oft lieber den Schaden in der Stille ersetzten, als den Diebstahl, der doch ohne ihre Schuld geschehen war, laut werden ließen, weil sie befürchten mußten, man würde ihn unglaublich finden, und für eine, etwa zur Beschönigung eines Defects, erfundene Fabel halten. Was ihnen noch den meisten Widerstand leistet, sind Fensterläden, an der innern Seite mit Eisenblech beschlagen. — Aber bey nahe noch bewundernswürdiger ist die Art, wie sie ihren Raub in Sicherheit bringen. In Zeit von 24 Stunden sind die gestohlenen Sachen schon viele Meilen weit weggeschafft, ja vielleicht zum größten Theile schon verkauft, und ehe die Richter mit der Aufzeichnung der gestohlenen Sachen fertig sind, theilen sich die Räuber schon in das daraus gelöste Geld. — Besonders wichtig sind die Bemerkungen, die hier über den Diebescharakter gegeben werden, und die Winke, ihn in gerichtlichen Verhören zu gebrauchen. Bey allen, die das Stehlen als Kunst treiben, befindet sich auch eine gewisse Einbildung auf ihre Geschicklichkeit. — Was den Justizbeamten S. 74 f. ans Herz gelegt wird, so wie die vortrefflichen Bemerkungen am Schlusse, wollen wir denen selbst zu lesen überlassen, für welche beides geschrieben.

Cc.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Die Schreckenshöhle oder die Leiden der jungen Miranda.* Eine neapolitanische Erzählung. Nach dem Engl. bearbeitet von dem Vf. des Rinaldini. Besonders abgedruckt aus dem Magazin schrecklicher Ereignisse. Mit 1 Kupf. 96 S. 8. (18 Gr.)

Berlin, b. Huzig: *Erörterung der neuern Lage der pape-*

lozzischen Methode überhaupt, u. des in derselben sich entwickelnden allgemeinen Plans einer absoluten Elementarbildung insbesondere. Nebst einigen Abhandlungen über verwandte Gegenstände. Von J. F. W. Himly. Aus dessen pädagogischen Mittheilungen besonders abgedruckt. 1810. VII u. 130 S. 8. (16 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 A U G U S T , 1810.

K I R C H E N G E S C H I C H T E.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre, in und durch Baiern bewirkt, in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, oder Kirchen- und Staats- Geschichte von Baiern von dem Ausbruche der Kirchenreformation bis zu Wilhelm IV Tode, aus den Urquellen bearbeitet, sammt einem diplomatischen Codex, von Vitus Anton Winter, königl. bairisch. und regensburg. erzbischöfl. geistl. Rath, des aufgelösten Hochstifts zu Eichstätt Domherrn, Prof. (der Theol.) zu Landshut und Stadtpfarrer allda. I Band. 1809. XXVIII u. 324 S. II Band. 1810. VIII und 356 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)*

Eine, besonders in unseren Zeiten, seltene, und höchst achtungswürdige Unparteylichkeit, in Bezug auf Katholicismus sowohl als Protestantismus, ein reiner historischer Sinn, eine Gründlichkeit, welche, indem sie gerne bey dem Einzelnen verweilt, das Ganze klar und anschaulich macht, endlich ein großer Reichthum neuer, aus archivalischen Schätzen geschöpfter Materialien zeichnen auch diese Schrift des rühmlichst bekannten Vfs. sehr vortheilhaft aus. Es ist dieselbe eine wahre Bereicherung nicht nur für die bairische Geschichte, sondern für die Kirchengeschichte überhaupt; und da sie aus nur Wenigen zugänglichen Quellen neue und zugleich unstreitige Thatfachen an das Tageslicht fördert, recht eigentlich Quelle. Auch hat der Vf. keine der Fragen übergangen, welche in die Sphäre seines Gegenstandes fallen, und alle und jede derselben mit unbestochenem Sinne und freyem Geiste beantwortet. Dafs er im ersten Theile rein chronologisch verfährt, und erst im zweyten Theile dem Leser das Allgemeinere mittheilt, wird ihm Niemand verdenken, der die große Mühe archivalisch-historischer Untersuchungen kennt; und wenn auch das Einzelne des ersten Theils hie und da ermüdet: so macht das Ganze beider Theile einen höchst angenehmen Eindruck; der Leser fühlt sich ganz versetzt in das Zeitalter, welches der Vf. schilderte, und trennt sich ungerne von ihm. Nur die Citaten sollten nicht in den Text selbst aufgenommen, sondern unter demselben angebracht seyn.

Zuvörderst zeigt Hr. W., wie der neue, lebendige Geist, aus welchem die Reformation hervorgegangen ist, sich auch in Baiern mächtig geregt habe. Herzog Wilhelm IV von Baiern war einer der gelehrtesten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit. Christoph

von Stadion, Bischof von Augsburg, und Matthias Lang, Erzbischof von Salzburg, waren Kenner und Freunde der Wissenschaften. Auch die Universität Ingolstadt stand in schöner Blüthe. Man scheute keine Kosten, um die ausgezeichnetsten Männer des Auslandes, und unter diesen selbst einen Erasmus von Rotterdam (1516), dahin zu rufen. Johannes Aventinus, diese hohe Zierde Baierns und Deutschlands, und Geistesverwandte eines Johannes v. Müller, stiftete in eben dem Jahre, als Erasmus gerufen werden sollte, eine gelehrte Gesellschaft zu Ingolstadt. Auch ausser Ingolstadt arbeitete unter anderen Naegeorgus von Straubingen, oder mit dem eigentlichen Namen Kirchmaier, der Reformation an die Hand, durch die Herausgabe des Gedichts: *Pamachus, eine kurzweilige Tragödie, darin auf wahrhaften Historien vorgebildet wird, wie die Päpste und Bischöfe das Predigt- und Hirten-Amt verlassen, und beide über mächtige Land und Leute und über die blühen Gewissen fürstliche Regierung wider Gottes Wort erhalten u. s. w., beschrieben in Latein, durch Thomas Kirchmaier jüngst verdentscht.* Vom Jahre 1519 bis 1524 lieferten die Pressen zu München und Landshut mehrere Schriften Luthers und Anderer, die dessen Ideen begünstigten, in die Hände von Tausenden. Auch die deutsche Übersetzung der Bibel, welche Luther veranstaltete, kam durch den Druck in grosser Menge von dem Auslande nach Baiern. — Ausser Aventinus zeichneten sich als Historiker Lorenz Hochwart und Wiguleus Hund aus. Johannes Eck trat in Hinsicht auf Kenntnisse und Talente als würdiger Gegner Luthers auf. — Gross war daher auch die Empfänglichkeit, welche sich gleich Anfangs in Baiern für Luthers Sache regte. Unter allen Classen des Volks fand der wittenbergische Reformator bald viele Anhänger. Der Prediger insbesondere gab es eine grosse Anzahl in Baiern, welche das Lutherthum auf offener Kanzel vortrugen. Auch aus den Klöstern gingen viele Männer hervor, welche ihre Ordenskleider und die katholische Religion zugleich wegwarfen, und für Luthers Sache kämpften. Selbst Laien, nicht zufrieden, für sich Luthers Ideen beyzustimmen, wollten auch Andere zur Annahme derselben verleiten. Viele Baiern duldeten Gefängnis, Marter und Tod wegen ihrer Theilnahme an der neuen, grossen Gährung.

Die Geschichte der Schicksale des Protestantismus in Baiern in dem Zeitraume von 1518 bis 1550, theilt Hr. W. in drey Perioden. 1 Periode von 1518-1522. *Der aufkeimende Protestantismus wird mit vieler Schonung in Baiern behandelt.* — Auch in Baiern

wurden scharfe Verbote gegen den Ablasskram erlassen, und Luthers Schriften fanden daselbst Verleger und viele Leser. Gegen die Verdammungsbulle, welche Eck gegen Luther ausgewirkt hatte, sträubte man sich in Baiern. Die bayerischen Bischöfe, besonders der Bischof, Philipp von Freysingen, zögerten, dieselbe zu verkünden. Selbst die Herzöge von Baiern wollten Luthern, auch nachdem er vom Papste schon verurtheilt war, weder auf den Kanzeln, noch im Beichtstuhle verdammt, sondern durchaus geschont wissen, bis noch einmal ein Versuch gemacht wäre, denselben auf dem Wege der Güte zur Einigkeit mit der Kirche zurück zu führen. Erst, als der Reichstag zu Worms alle Hoffnung einer Ausgleichung für immer entfernt hatte, trat am münchner Hofe an die Stelle des Schonungssystems jenes der Strenge. „Ja,“ sagt der Vf. I, 76, „es dauerte der Zustand Baierns, welcher Luthern, dessen Schriften und Anhängern Schonung zusicherte, auch nach geendigtem Reichstage zu Worms noch beynahe ein ganzes Jahr fort. Zwar war diese schonende Milde für den bayerischen Theologen Johann Eck ein ganz fremdes Gefühl. Allein man nehme den Kampf Ecks, des bayerischen Theologen, gegen Luther, nicht für den Kampf Baierns selbst. Die Theologen haderten oft Jahre lang mit einander, ohne daß die Nationen, denen sie angehörten, lebhaften Antheil nahmen, oder mit dem in ihrer Mitte lebenden Disputator die Überzeugung theilten; ja zu Zeiten hegten die Landsleute gerade die entgegengesetzten Gefinnungen.“ II Periode von 1522 — 1534. *Unterdrückung Luthers und seiner Sache in Baiern.* Das am Aschermittwoch 1522 erlassene Religionsmandat (nach I, 80 f. hatten Professoren von Ingolstadt hauptsächlich dazu Veranlassung gegeben,) wird mit Strenge ausgeführt. Im Jahre 1523 wird ein Becker in München, als Anhänger Luthers, enthauptet; nach des Vfs. Untersuchungen das erste Beyspiel; daß in Baiern wegen der Reformation Blut floß. Baiern schließt im Jahre 1524 mit Oesterreich, Salzburg und mehreren Bischöfen wegen Vollziehung des wormser Edicts und zur Aufrechthaltung der katholischen Religion ein festes Bündniß. Der erste Anfang der heiligen Liga. — Zweytes Religions-Mandat der Herzöge von Baiern, vom 29 Sept. 1524. Schärfer und bestimmter als das erste. Einer der vornehmsten Ketzerverfolger (Hr. W. nennt ihn einen Erzketzerriecher) war D. Franz Burkhard von Burkhardis, Professor der Rechte zu Ingolstadt, besonders I, 182 ff. trefflich von dem Vf. geschildert. Selbst der Bediente Burkhardis sagte: „sein Herr fange überall Händel an.“ — Ein recht eigentlich blutdürstiger Factionär. Noch in seinem Alter (II, 297 f.) gab er die Schrift heraus: *De Autonomia, oder von Freystellung mehrerley Religion und Glauben, und wie mancherley sey, was nach derselben bis daher im Reich deutscher Nation ergangen.* Besonders hatten die Geistlichen in Baiern einen sehr schweren Standpunct: „Wenn sie auch nur etwas (I, 201) vom alten Pfade abwichen oder gegen Mißbräuche losdonnerten, die man früher ohne persön-

lichen Nachtheil und zum wahren Gewinn der Religion rügen durfte: so verfielen sie ohne weitere Umstände in die Inquisition, welche sich gewöhnlich mit dem Verluste ihrer Beneficien und der Landesverweisung endigte.“ — In dem Sturme des Bauernkrieges wurden auch einige bayerische Bisthümer, besonders Salzburg, mit dem Umsturze bedrohet. Die Herzöge von Baiern (I, 217) wurden beynahe von allen Nachbarn um Hülfe angerufen, und leisteten auch überall Hülfe. Um aber die damit verbundenen Kosten bestreiten zu können, erhoben sie mit Erlaubniß des Papstes von den Geistlichen eine Steuer zur Ausrottung der Religions-Neuerer. — Bulle Clemens VII vom Jahre 1526, nach welcher man bey Inquisitionen auf die Bischöfe nicht mehr die mindeste Rücksicht zu nehmen hatte, sondern den Schuldigen ohne weitere Umstände greifen konnte, wenn nur das Verbrechen allgemein bekannt war. Das Jahr 1527 (I, 234) sah nicht nur Menschenblut fließen, sondern auch Scheiterhaufen errichten; Feuer und Schwerd wurden zu Hülfe gerufen, um die neue Lehre und ihre Anhänger in Baiern zu vertilgen. Endlich von dem Reichstage zu Augsburg (1530) war ein drittes (1531), geschärftes bayerisches Religionsmandat die Folge. Unter vielen Opfern dieser Verfolgungen, deren Schicksale der Vf. erzählt, ragen besonders *Arsalinus Seehofer*, *Argula von Grumbach*, *Käfer*, und der herrliche *Aventinus* hervor. Des Letzten Geschichte erhält neue, treffliche Aufhellungen. — III Periode von 1534-1550. *Unterdrückung des Protestantismus durch Baiern auch außer Baiern.* „In dieser Periode,“ so charakterisirt sie der Vf. selbst, „hören wir in Baiern keine Todesurtheile mehr über Ketzer erschallen; aber nicht darum, weil Baiern ein mildes System annahm, und aufhörte, Ketzer und Unruheförder zu verfolgen, sondern weil es in unserm Vaterlande beynahe keine Neuerer mehr gab, welche verfolgt werden konnten, oder weil sie, durch die bisher erzählten Schreckensscenen belehrt, ihre Gefinnungen in ihr Herz einschlossen, und mit ihren Mitbrüdern, des Abstandes der religiösen Meinungen ungeachtet, friedlich zusammenlebten, oder wenigstens keine grössere Erschütterung veranlaßten. Desto mehr hatten nun die Brüder Wilhelm und Ludwig, da von Innen alle Besorgnisse verschwunden waren, Mufse und Macht, auf das übrige Deutschland einzuwirken, und wirkten auch nach allen Kräften ein.“ Wie dies geschehen sey, wie die Herzöge von den benachbarten Reichsstädten Augsburg und Regensburg den Protestantismus abzuwehren gesucht, wie sie Vergleiche mit ihren Glaubensgegnern abgewendet, da von Höfen zu Wien, Rom und Toledo zum Heil des Katholicismus Unterhandlungen gepflogen, und den Grund zu dem religiös-politischen System, welches von Maximilian I so sehr ins Grofse gearbeitet wurde, gelegt haben, dies zeigt der Vf. in der ersten Hälfte des IIten Bandes mit eben so viel Gründlichkeit als Unparteylichkeit, und bringt dabey zugleich aus den reichen archivalischen Schätzen mehrere bisher unbekannte Thatfachen ans Licht. Der Vf. stellt

I, XIX den Grundsatz auf: der Geschichtschreiber mag für seine Person Mitglied einer christlichen Gemeinde seyn, von der er will; nur als Geschichtschreiber darf er keiner angehören, das heißt, er darf die Geschichte nie nöthigen, ein für seine religiöse Gesellschaft vortheilhaftes Zeugniß abzulegen, und eben so wenig die übrigen Gemeinden schwarz zu malen, oder in Schatten zu stellen, sondern er muß die Wahrheit schleyerlos darstellen —; und er blieb diesem Grundsatz auch bey der Schilderung der Schicksale des Protestantismus in Baiern unverrückt treu.

Auch die Frage, wie es gekommen, daß die Reformation aus Baiern zurückgedrängt und der alte Glaube in demselben erhalten wurde, beantwortet der Vf. mit eben so vieler Einsicht, als Unparteilichkeit. Mit Recht behauptet er, daß weder das südliche Klima Baierns, noch auch der eigenthümliche Charakter seines Volkes hievon die Ursache seyen. „Gehört denn,“ fragt er II, 312 ff., Österreich nicht zu Süddeutschland, und wo breiteten sich Luthers Lehrsätze mehr aus, wo wurzelten sie fester, als in den Herzen der Österreicher, so daß sie nur mit aller Gewalt wieder ausgerissen werden konnten? (Auf gleiche Weise hätte er auch Württemberg anführen können.) Oder waren vielleicht die Herzen der Bewohner Baierns der neuen Lehre mehr verschlossen, als jene der Österreicher? Wahrlich dieß beweiset das nachdrückliche Schreiben nicht, in welchem Wilhelm und Ludwig bey allen bayerischen Bischöfen am Anfange der Reformation auf Schonung Luthers und seiner Schriften drangen, *damit in Baiern kein Aufruhr entsünde*. Dieses beweisen die vielen bayerischen Religionsmandate, die vielen Einkerkungen, die vielen Holzstöcke nicht, auf welchen die Opfer verbrannten.“ — Auch darf man die Erhaltung des Katholicismus und die Zurückstofsung des Protestantismus von dem bayerischen Boden nicht auf Rechnung der Jesuiten schreiben. „Allerdings,“ sagt Hr. W. ganz richtig, „trugen zur Erhaltung des ersten und Entwurzelung des letzteren die Jesuiten in Baiern viel bey; allein ein Rückblick auf diese Geschichte wird uns unschwer überzeugen, daß das System am bayerischen Hofe, die alte Religion fest zu halten, schon eine Reihe von Jahren, noch ehe man an die Jesuiten dachte, unabänderlich gegründet war, so daß der diesen Vätern zugeschickte Ruf nicht Ursache der Festhaltung des Katholicismus, sondern vielmehr die Wirkung derselben war.“ — Nur wenn man über den Zeitpunkt, welchen der Vf. hier bearbeitet hat, hinausieht, kann man fragen: was wäre wohl aus Baiern in kirchlicher Hinsicht geworden, wenn die Väter der Gesellschaft Jesu auf die Bildung Maximilians I von Baiern, nächst dem macedonischen Philipp des charaktervollsten Fürsten in der ganzen Historie, weniger Einfluß gehabt hätten? Wilhelm IV, seine Denkart, seine Umgebungen, seine politischen Verhältnisse waren es hauptsächlich, was in Baiern die Religion der Väter gegen den reisenden Strom der Reformation aufrecht erhielt. Der Charakter Wilhelms IV war reife Überlegung der vorschwebenden,

oder ihm mitgetheilten Ideen, und unabänderliche Festhaltung des Gegenstandes, den er einmal aufgefaßt hatte: so daß ihm auch sein Zeitalter mit Rechten Namen des Standhaften beylegte. Fast hielt er daher auch von Jugend auf an der alten Religion, und so schonend er Anfangs gegen die erneute Gestalt derselben verfuhr: so konnte ihm diese doch die Liebe des alten Glaubens nicht rauben, theils eben wegen seines festen Sinnes, theils weil ihm die neue Gestalt nur entstellt und bald im Gefolge politischer Unruhen sich darstellte. Auch theilten Männer von Geist und Kraft, welche ihn umgaben, und deren Rath ihm wichtig war, wie Leonhard von Eck, Johannes Eck und andere, diese Liebe mit ihm. Dafs zu Ingolstadt insbesondere so eifrig für den Katholicismus gekämpft wurde, dazu trug, ausser dem Sinne des Herzogs, wohl der zufällige Umstand viel bey, daß Johannes Eck, nicht einmal ein geborner Baier, sondern aus dem Allgau in Schwaben gebürtig, und Luther. aus Freundschaft Feinde wurden. — Die Einkünfte der Bischöfe waren für viele Fürsten eine große Anreizung, dem Protestantismus zu huldigen. Anders in Baiern. Hier waren eben am Anfange der religiösen Gährung alle bayerischen Bisthümer mit bayerischen Prinzen besetzt; die Inful von Freisingen trug Philipp, die von Passau Ernst, der später nach Salzburg versetzt wurde, in Regensburg endlich wurde Johannes gewählt — alle Prinzen vom Hause Pfalzbaier. Was war hier natürlicher, als daß der Regent Baierns, wenn er auch minder orthodox gedacht hätte, seine Vettern, Schwäger und Brüder, weit entfernt, nach ihren Gütern zu streben, vielmehr selbst gegen die Neuerer unterstützte? — Wilhelms Bruder, Ludwig, welchem er, ob er wohl vermöge der (1508) durch Albert IV in Baiern eingeführten Primogenitur, allein herrschen konnte, den dritten Theil seiner Länder abgetreten hatte, theilte in Beziehung auf Religion ganz seine Gesinnungen, so daß Wilhelm sich oft seines Bruders zu den wichtigsten Aufträgen bediente. (Von dem Verhältnisse der zahlreichen Klöster Baierns zur Reformation hätten wir eine noch genauere Auseinandersetzung gewünscht, als sie der Vf. gegeben hat.) Endlich die politische Lage der bayerischen Regenten, wie verschieden war sie nicht von der der Kurfürsten von Sachsen. „Baiern,“ sagt der Vf. II, 318, war mit Österreich in mehr als einer Hinsicht, vorzüglich durch eine Heirath, und durch das bestimmteste Versprechen einer reichen Erbschaft von Ländern und Leuten, wenn gleich dieser Vertrag nie in Erfüllung überging, innigst verkettet: so daß die Hoffnung unserer Regenten mit der Herrschaft jener Macht stieg oder sank; Sachsen hingegen bildete im Reiche die Oppositions-Partey, und fand nur in der Schwächung Österreichs seine Stärke.“ Und, fügen wir hinzu, daß das Haus Habsburg, welches damals Spanien und einen großen Theil Italiens beherrschte, so fest an dem Katholicismus hing, war eben dieser Länder wegen ganz natürlich. Dasselbe Maß geistiger Kräfte und geistiger Bildung, welches am Ende des funfzehnten, und am Anfange des sech-

zehnten Jahrhunderts in Deutschland sich fand, war damals wohl auch in Spanien und Italien, wo nicht ein größeres; aber für die feurige Phantasie und das stehende Gefühl der Spanier und Italiäner war der Lutheranismus keinesweges geeignet, der dem Gefühl und der Phantasie fast jedes ihrer Idole raubte. — Welch eine wichtige Vormauer war aber nicht Baiern in dieser Hinsicht für das Haus Österreich! Wie natürlich war es daher auch, daß Österreich das Haus Baiern für die Erhaltung des Katholicismus zu gewinnen suchte, und wie günstig war auch in dieser Hinsicht den Habsburgern ihr so vielfach erprobtes Glück! Ja, wäre nicht in Baiern, diesem Grenzlande des Katholicismus, durch den standhaften Wilhelm IV, durch den einsichtsvollen, von der Glorie wahrer Heiligkeit umstrahlten Wilhelm V, und durch Maximilian den Ersten von Baiern, welcher felsenfest da stand im Sturme des dreißigjährigen Krieges, der Katholicismus erhalten worden: die Fürsten des Hauses Habsburg von der deutschen Linie hätten ihn nimmermehr erhalten, er wäre vielleicht vorgedrungen bis in das Herz Italiens.

Endlich nur noch Einiges von dem, was der Vf. mit vieler Gründlichkeit über die Folgen der Reformation für Baiern vorbringt. Das Bedürfnis der Polemik, bemerkt Hr. W., weckte und belebte auch in Baiern das Studium der Theologie. „Es wurde, heißt es (II, 211), keines der öffentlichen Religionsgespräche zu Augsburg, Speyer, Worms, Hagenau und Regensburg gehalten, ohne daß auf demselben mehrere bayerische Theologen erschienen, und selbst eine Hauptrolle spielten; das Religionsgespräch von Regensburg 1546 allein abgerechnet, zu dem Baiern seine Theologen absichtlich verweigerte.“ Die Vollendung der Bibelübersetzung Luthers (II, 217) reizte die Römisch-Katholischen, ihr eine andere Übersetzung der ganzen Bibel gegenüber zu stellen. Dies that *Johann Dietsberger*, Professor der Theol. zu Mainz, schon im Jahre 1534, und drey Jahre später *Johannes Eck* von Ingolstadt. — Aber eben dieser polemische Geist, welcher das Studium der Theologie belebte, war der Religiosität selbst sehr schädlich. Die bayerischen Synoden dieses Zeitalters (II, 220) bieten zu dieser Behauptung eine Menge Belege dar. Nie waren die Klagen der Väter über Aberglauben und Unglauben, über Hintansetzung menschlicher und göttlicher Gesetze, über das Dahinschwinden aller Religiosität und des rein moralischen Lebenswandels lauter, nie die in denselben aufgestellten Sittengemälde niederschlagender geworden, als in diesem Zeitraum. — Ansehen und Macht des Papstes stieg in Baiern. Je heftiger Luther und seine Anhänger gegen die Allgewalt desselben lärmten, desto stiller wur-

den die Katholiken. Die Abhängigen schlossen sich an den Papst um so näher an, je weiter sich die Neugläubigen von ihm entfernten. „Ohne Baiern,“ so schließt Hr. W. (II, 235) die Erörterung dieses Punctes, „hätte die Herrschaft des Papstes in Deutschland ein Ende gehabt. Dagegen (II, 249 ff.) erlitten alle bayerischen Bischümer aus Veranlassung der Reformation verschiedene Schmälerungen ihrer Rechte. Dahin gehört die den bayerischen Herzögen übertragene Befugnis, die Neuerer durch einige Prälaten zu richten, und die Geistlichen zu degradiren, welches bisher den Bischöfen ausschließlich zukam; der daraus hervorgegangene Religionsrath, welcher den Confessorien gegenüber gestellt wurde; das Recht, die Geistlichkeit zu besteuern, und Contributionen unter verschiedenen Titeln einzutreiben. Endlich die niedere Geistlichkeit mußte aus Veranlassung dieser religiösen Gährungen manchen Druck und Spott dulden. Allein sie wurde auch durch eben diesen Spott, durch die Vorschriften der Synoden, und durch die Mafsregeln der bayerischen Herzöge gebessert. Eben so treffend (II 269 ff.) zeigt der Vf., wie das Mönchthum in Baiern, aus Veranlassung der Reformation, neue Stärke gewonnen habe. Zuletzt spricht der Vf. auch von den Folgen der Reformation für den Staat. „Der Staat von Baiern,“ so faßt Hr. W. (II, 298 f.) diesen Punct kurz zusammen und führt ihn dann mit unbestechbarem Wahrheitsfinne aus, gewann nicht nur von Außen keinen Zuwachs, keine neuen Länder, sondern sein innerer Wohlstand sank in dieser Periode der Gährung tief herab, der Handel und Wandel wurde gelähmt, die Staatscassen erschöpft, das Land erarmt, das Licht im Gebiete der Wissenschaften, die Theologie allein ausgenommen, ausgelöscht und die Finessen zurückgerufen. Wilhelm IV mußte (II, 302) volle acht und zwanzig Jahre eine große Anzahl Truppen auf den Beinen haben, um den Protestanten Widerstand thun zu können.“ Und II, 306 heißt es: „Die für die Aufrechthaltung der Religion der Väter und gegen die Neuerungen gemachten Staatsausgaben betrugen über 2,300,000 Gulden, eine damals ungeheure Summe, deren Abgang man in den bayerischen Cassen, und im Umlaufe um so mehr fühlen mußte, als ein großer Theil derselben zum Unterhalte der Truppen, der Reisen der bayerischen Fürsten und ihrer Gesandten ins Ausland floss.“

Rec. kann den heißen Wunsch nicht unterdrücken, daß es Hn. W. gefallen möchte, uns recht bald mit einer Geschichte dessen, was in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in und durch Baiern gegen den Protestantismus und für den Katholicismus gethan worden ist, zu beschenken.

a. φ.

NEUE AUFLAGEN.

Pyromon, in der Hellwing'schen Hofbuchhandlung: *Pyromon's Merkwürdigkeiten*. Eine Skizze für Reisende und Kur-

gäste, von G. Kippel. Zweyte stark vermehrte Auflage. Mit 1 Kupf. 1810. XXIV und 160 S. 8. (16 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 A U G U S T , 1 8 1 0 .

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Communionsbuch für Gebildete zur würdigeren Feyer des Abendmahls Jesu von Fr. Erdm. Aug. Heydenreich*, Pastor Senior und Consistorialassessor zu Merseburg. 1808. Mit 1 Kupf. 240 S. kl. 8. (12 Gr.)
- 3) ROTHENBURG an d. Tauber, b. Clafs: *Communionsbuch für denkende Christen*. Von A. H. d'Autel, Prediger zu Heilbron am Neckar. 1807. Mit 1 Kpf. 324 S. kl. 8. (16 Gr.)

Wir sollten auch über die Abfassung von Andachtsbüchern theoretische Vorschriften aufstellen: dann würden mehrere zweckmäßige erscheinen. Für Inhalt und Ton eines jeden Andachtsbuchs lassen sich nach dem besondern Zwecke, den es erreichen, und nach der Classe von Lesern, an denen es ihn erreichen soll, bestimmte Regeln geben. Der allgemeine Zweck des Andachtsbuchs ist, durch geistvolle Benutzung der mehr oder minder vorauszusetzenden religiösen Kenntniße heilige Gefühle und Entschliessungen zu beleben. Kein Andachtsbuch soll also ein trockenes Lehrbuch seyn, am wenigsten ein *Communionsbuch für Gebildete*, das heisst doch wohl, für religiös Gebildete. Denn freylich giebt es Viele in der gebildeten Welt, die an religiösen Kenntnissen ärmer sind, als das gemeine Volk; allein für diese müßte dann durch anderweitige Belehrung, z. B. durch ein Vorbereitungsbuch auf die Feyer des Abendm., gesorgt werden. Fände man aber auch bey religiös Gebildeten einige Vorfstellungen zu berichtigen, oder einigen Vorurtheilen zu begegnen: so sollte das, wie es der Vf. von No. 2 that, in einer kurzen Einleitung geschehen. Religiös Gebildete würden bey der Abendmahlsfeyer gar kein Andachtsbuch bedürfen, wenn sie Alle die Fähigkeit besäßen, die in ihnen liegenden religiösen Ideen leicht zu beleben, von vielfachen Seiten anzuwenden, die fruchtbarsten Folgerungen aus ihnen zu ziehen, und so selbst sie zur Erweckung heiliger Gefühle und Entschliessungen zu verarbeiten. Diese, Vielen nöthige Nachhülfe soll nun das *Communionsbuch* gewähren. Es soll sie gleichsam in den Kreis ihrer eigenen Ideen einführen, und die in der Seele liegenden Gefühle beleben. Es soll sie nicht über die zur würdigen Abendmahlsfeyer erforderliche Seelenstimmung erst belehren, sondern diese sogleich erschaffen; es soll nicht ihre Verpflichtungen ihnen erst vorhalten, sondern sie ihrem Herzen theuer machen, und sie sogleich in die heiligen Empfindungen

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

versetzen, mit denen das Abendm. gefeyert werden soll. Höhere Ansichten, anziehende Abwechslung der Einkleidung, unmittelbare Belebung und Heiligung des Gefühls, Würde und Feyerlichkeit des Tons erwartet man also mit Recht von einem *Communionsbuche* für Gebildete. Nicht Belehrung, sondern Andacht, welche die Seele vorbereitet und in der Stunde der Feyer über das Irdische erhebt, soll es bezwecken.

Dafs nach diesen Ansichten die ganze Anlage des *Communionsbuchs* No. 1 verfehlt sey, lehrt schon die Übersicht des Inhalts. Es theilt sehr sorgfältig alles mit, was nur über die Abendmahlsfeyer zu bemerken ist, und enthält daher schätzbare Materialien für den Prediger; auch könnte es denen empfohlen werden, die erst Belehrung über das Abendmahl bedürfen. Aber zum Andachtsbuche scheint uns dieses trockne, räsonnirende, kalte Werk nicht geeignet. Der weit größere Theil des Buchs behandelt in 3 Abschnitten die Fragen: *Was kann und soll dem Gebildeten Jesus Abendmahl seyn? Was ladet den Gebildeten zu der Feyer desselben ein? Mit welchen Empfindungen und Gesinnungen genießt er es?* Die Rubriken der Antworten sind nun, wie bey Predigtdispositionen, numerirt so eingerückt, dafs man immer zur ersten Seite eines Abschnittes zurückkehren muß, um sich der Frage zu erinnern. So dispositionsartig ist nun aber das ganze Buch abgefaßt. S. 37 z. B. ist gezeigt, dafs der Befehl Jesu zur Abendmahlsfeyer ein von einer älteren Religionshandlung ausgehender, ein zuvorkommender, bestimmter, natürlicher, einfacher, leicht zu erfüllender und angenehmer Befehl sey. So ist alles logisch zergliedert und zerpalten, kalt beobachtet, und stets ängstlich umhergeschaut, dafs ja kein noch so entfernter Beziehungspunct übersehen werde. Da begreift man denn nun freylich nicht, wie manches mit der Abendmahlsfeyer zusammenhängt; da ist so vieles in sie hineingelegt, dafs man augenblicklich von der Hauptsache abgelenkt ist. So verbindet, nach S. 54, zur Abendmahlsfeyer die Sorge für eigenes geistiges Vollkommenwerden; denn durch das Abendm. gewinnt das *Denkvermögen* (und zwar an Umfang, Innigkeit, Übung und Würde), das *Vorstellungsvermögen*, *Erinnerungsvermögen*, *Gefühlvermögen*, *Begehrungsvermögen* und das *Schönheitsgefühl* (?). Das alles ist auf 4 Seiten abgehandelt! Aber dafür ist auch keine der zunächst hieher gehörigen Materien für die Andacht bearbeitet. Es findet sich in dem ganzen Buche auch nicht Eine Stelle für das Herz, keine Spur eines Gefühls, das in heili-

Xx

ges Gebet überflörmte. Diese Betrachtungen in obigen 3 Abschnitten belehren nur trocken darüber, wie man das Abendmahl feyern und welche Wirkungen man dann davon erwarten soll; aber keine dieser Betrachtungen vermag zu dieser Feyer und ihren Wirkungen zu verhelfen. Überdies hat noch der Vf. durch das ganze Buch die widrigste Einkleidung gewählt, nämlich das monotonische Selbstgespräch. Diese Selbstberathungen haben nun zum Theil einen sehr altklugen, durchaus aber einen selbstgefälligen und selbstgenügsamen Anstrich: man wird so oft an das pharisäische: Ich danke dir Gott u. s. w.; erinnert. Überhaupt ist es eine irrige Voraussetzung, daß der Vf. sich unter Gebildeten lauter Veredelte zu denken schenkt: aber selbst diese sollten sich ihrer besseren Kenntnisse und Gefinnungen nicht so überheben, wie es hier geschieht. — So enthalten also obige 3 Abschnitte bis S. 140 eigentlich nur vorbereitende Betrachtungen. Nun aber folgen im 4. Abschn. sogleich Betrachtungen zur Abendmahlsfeyer bey besondern Fällen, nämlich für gebildete Begüterte, Arme, Leidende, Kranke, Bejahrte u. s. w. Soll denn der Begüterte eine andere Ansicht der Abendmahlsfeyer haben, als der Arme? Gerade diesem Zuschnitte der Religionswahrheiten nach den äußerlichen Verhältnissen, bey welchem jene Wahrheiten künstlich gedeutet werden, und dem eigenen Denken und Anwenden kein Raum gelassen wird, konnte Rec. nicht hold seyn, am wenigsten billigt er ihn in einem Andachtsbuche für Gebildete. Auch in diesen Betrachtungen herrscht der oben gerügte selbstgefällige Ton; der Kranke z. B. macht sich drey Seiten lange Lobsprüche. In dem fünften Abschnitte folgen endlich auf 22 Seiten Betrachtungen vor, bey und nach dem Genuße des Abendmahls, die, wie der Vf. sich ausdrückt, in Gebete übergehen. Aber warum durfte keine der vorigen Betrachtungen in Gebet übergehen? und wodurch wären diese Betrachtungen dazu mehr geeignet, als die anderen? Doch auch diesen Betrachtungen und Gebeten fehlen Wärme und der ächte Ton des Gebets.

No. 2. Sehr vorzüglich und empfehlenswerth dem größten Theile seines Inhalts nach ist das zweyte der vorliegenden Communionbücher; es darf sich den besseren Arbeiten in diesem Fache an die Seite setzen, und wird dieses Platzes noch mehr würdig werden, wenn der Vf. bey wiederholten Auflagen ihm die Vollendung geben wird, die er ihm zu geben vermag. Mit hellem religiösem Sinne ist die erhebende praktische Seite der Abendmahlsfeyer aufgefaßt, und mit ergreifender Wärme zu Belebung frommer Gefühle dargestellt. Nach einer, auch durch andern Druck gesonderten Einleitung über die Geschichte, den Zweck und Sinn, den würdigen und unwürdigen Genuß des Abendmahls, die Vorbereitung auf dasselbe und die Beichte, folgen Betrachtungen über das Abendmahl als Bekenntniß der Sünden, Denkmal der Vergebung der Sünden, der Unsterblichkeit, der Menschenwürde und Gleichheit der Bestimmung, der Tugend, der Beharrlichkeit im Dienste der Pflicht,

der Verföhnlichkeit, der Freude und Seelenruhe. Diese Betrachtungen sind der schätzbarste Theil des Communionbuchs. Die Idee der Abendmahlsfeyer ist festgehalten, und in Ansehung der benannten Gegenstände nur herausgehoben, was aus der gefühlvollen Feyer selbst, aus dem Aufsehen auf Jesum, das fromme Gemüth sich entwickelt. Sehr würden diese schönen Betrachtungen und das ganze Buch gewonnen haben, wenn der Styl des Vfs., unbeschadet der Wärme desselben, natürlicher wäre. Es ist ein entschiedener Fehler, wenn in einem prosaischen Aufsatze auch nur Eine rhythmische Stelle vorkommt; hier sind beynahe ganze Seiten rhythmisch, und es scheint aus mancher künstlichen Wortversetzung, als hätte der Vf. es gesucht. Aus einer solchen Wortversetzung entstand wohl auch folgende gänzlich unrichtig ausgedrückte Stelle S. 4: „Der Unglückliche (Judas), bey dessen Anblick ihm (Jesu) sein Herz blutete, o er (wer?) ähndete sein trauriges Geschick, und tief erschüttert von dieser traurigen Abmahnung rief er aus: Es wäre besser für diesen Menschen, er hätte nie des Tages Licht erblickt.“ — Diesen Betrachtungen folgen nun andere vor, bey und nach dem Genuße des Abendmahls. Die ersten sechs dieser Betrachtungen, Selbstprüfung, Reue, Sünde der Menschen Verderben, Tugend der Menschen Glück u. s. w., empfehlen sich zwar von der einen Seite durch tiefes Eindringen in die Quellen menschlicher Vergehungen und durch Lebhaftigkeit des Vortrags, sind aber von einer anderen Seite sehr fehlerhaft. So wie nämlich der Vf. des Cbchs. No. 1 unter den Gebildeten, für die er schrieb, sich bloß veredelte Menschen gedacht zu haben scheint: so hatte der Vf. bey diesen Betrachtungen bloß Lasterhafte im Sinne. So heißt es z. B. in dem Gebete S. 162: „Dieses Erdenleben war mir Vorbereitung zur Hölle. Dem Laster hab' ich meine beste Kraft geopfert u. s. w. So handelt die dritte Betrachtung wörtlich vom Elend des Lasters, und ist überhaupt zu grell. Daher gefüllt uns auch die vierte Betrachtung über das Glück der Tugend nicht. Dieses Glück wird hier aus dem Contraste mit dem Elend des Lasters entwickelt; aber solche Vergleichenungen haben keine erhebende Kraft. Eben so ist auch die fünfte Betrachtung und selbst das Gebet um Beystand im Guten für bisherige Lasterhafte geschrieben. Wie konnte der Vf. diesen Mißgriff sich erlauben? Für alle edeln Menschen ist dieser Theil seines Buchs unbrauchbar, und er hat ihn daher bey einer neuen Auflage ganz umzuarbeiten. Auch die dritte Betrachtung nach dem Genuße des Abendmahls S. 231 befriedigt nicht ganz, indem sie mehr vor dem Aufschub der Besserung warnt und nichtige Ausreden bestreitet, da vielmehr die Nothwendigkeit der steten Bearbeitung unseres Herzens aus einem höheren Gesichtspuncte gereizt werden sollte. Gerade diese Gegenstände, Selbsterkenntniß, Sünde, Reue, Besserung, wollen mit psychologischer Schärfe und Feinheit, mit einem geübten Blicke in das menschliche Herz, und mit sorgfältiger Vermeidung jeder Über-

treibung beherrscht seyn. Die Menschen sind weder so gut noch so schlecht, als sie gewöhnlich geschildert werden: Sündhaftigkeit und höhere Tugendhaftigkeit werden wie die einzigen zwei Arten des Zustandes angesehen, in dem sich das menschliche Herz befindet, und aus deren einer man unmittelbar in die andere übergehen könnte. Daher werden die Meisten solche Schilderungen auf sich nicht anwendbar finden.

V. Pf.

WINTERTRUR, b. Steiner: *Christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke*. Von Georg Gessner, Pfarrer an Fraumünster u. Professor in Zürich. 1805. XII u. 340 S. 8. (1 Rthlr.).

Ein Erbauungsbuch in dem Geist und in der Form der *lavaterischen*; vielleicht mehr noch in ihrer Form, als in ihrem Geist. Der Vf. hat sich nur in wenigen Aufsätzen den Geist und die Kraft der besseren asketischen Werke des sel. Lavater angeeignet. Dagegen fehlt es nicht an gedehnten und matten Declamationen, an missverstandenen Bibelstellen, an Auslegungen, die ziemlich nahe an Mystik streifen (wie S. 206 die christliche Ansicht des Leidens), an Beyspielen, welche die Wunderkraft des Gebets darthun sollen. Die mit abgedruckten Lieder, worunter auch Gelegenheitsgedichte zu seyn scheinen, haben wenig poetische Farbe. Auch an Hexametern darfes nicht fehlen; hievon geben wir einen zur Probe.

Ach, sie ist nicht mehr bey dir, die deine Seele so sehr liebt!

Übrigens enthält das Buch theils vermischte Aufsätze, wie für Leidende tröstliche Ansichten und Betrachtungen, wobey auch Bruchstücke von Predigten vorkommen; dann Beyspiele christlich leidender und sterbender Menschen, in welcher Rubrik wohl das Nutzbarste der Sammlung zu finden seyn möchte; endlich Gebete und Lieder. Das Buch würde sich mehr empfehlen, wenn der Vf. es um die Hälfte abgekürzt hätte. Solcher Aufsätze, wie: *Klopstock's Sterbebette*, S. 224, würde man gern mehrere lesen.

N. A.

HANNOVER, b. Hahn: *Predigten für die häusliche Erbauung, auch zum Vorlesen bey dem Gottesdienst auf alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres* von Joh. Wilh. Fried. Mehliss, vormalig Superintendenten zu Rehburg, jetzu zu Oldendorf im Fürstenthum Calenberg, auch Pastor zu Oldendorf und Bensdorf. Erster Th. 2te verbess. Aufl. 1805. 516 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Nach dem Zeugnisse des Vfs. sind diese Predigten in der zweyten Auflage, die wir vor uns haben, wesentlich verbessert. Da wir die erste Auflage nicht bey der Hand haben: so beurtheilen wir sie, wie wir sie hier finden. Der Vf. wählte nicht immer die Evangelien zu Texten, sondern zuweilen auch die Episteln, wenn sie seinem Zwecke entsprachen. Die Themen zeichnen sich durch Kürze, Deutlichkeit,

Mannichfaltigkeit und praktische Tendenz aus. Die Darstellung ist zwar einfach und populär, nach Rec. Urtheil nur hier und da zu matt und zu wenig erhebend für das Gefühl. Da der Vf. diese Predigten zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen bey dem Gottesdienste bestimmte: so hätten billig solche Wendungen, die wohl aus dem Munde des Predigers eine gute Wirkung thun, aber für den Vorleser unpassend sind, weggelassen werden sollen, ein Fehler, der die meisten sonst trefflichen Predigten zur häuslichen Erbauung nicht eignet. Ausdrücke, wie: *Affect der Leidenschaften*, die der Ungebildete gewiss nicht versteht, finden wir wenige. Ungeachtet dieses kleinen Fleckens stimmen wir in das günstige Urtheil ein, das die kritischen Blätter bereits darüber gefällt haben, und können sie mit Recht zur häuslichen Erbauung empfehlen.

D. K. N.

DRESDEN, b. Arnold: *Predigten für Freunde christlicher Weisheit und Tugend aus den gebildeten Ständen*, von Friedrich Christian Paldamus, evangel. reform. Prediger zu Dresden. 1805. 253 S. 8. (1 Thlr.).

Dieser Band macht das zweyte Zehend der Predigtsammlung des Vfs. aus; für die Besitzer der letzten 10 Predigten ist daher ein zweyter Titel beygefügt worden. Die Hauptsätze sind sehr allgemein, enthalten oft bloße Begriffe, und sind schon von Anderen zu gleichem Behuf bearbeitet worden. Wir führen sie der Reihe nach an, um unser Urtheil zu bestätigen, und die Leser mit dem Inhalte derselben bekannt zu machen. 1) *Die Geschichte Josephs und seine Jugend* über Psalm 105, 17—24. 2) *Selbstverschuldete Unzufriedenheit mit den Menschen*, Micha 7, 1. 2. 4. 3) *Vorzüglicher Werth des Vergnügens an der schönen Natur*. Ps. 104, 1. 4) *Der Phariseer im Tempel*. Luc. 18, 9—14. 4) *Heilsame Annäherung zu (an) Leidenden* (c). Pred. Sal. 7, 3. 4. 6) *Von argen Gedanken*. Matth. 15, 19. 20. 7) *Von den Schwächen und Sünden der Heiligen*. Denksp. Sal. 20, 6. 8) *Über das eingebildete Leiden*. Jon. 4. 6. 7. 8. 9. 9) *Vorsicht, wo sie besonders nöthig ist*. Ephes. 5, 15. 10) *Hohes Merkwürdigkeit des Todes Jesu*. Luc. 23, 45—49.

Am wenigsten hat die erste Predigt den Rec. befriedigt, da der Vf. nur gerade die Seiten der Geschichte Josephs berührt, die selbst der Ungebildete leicht auffindet, und die daher die Gebildeten, vor denen der Vf. spricht, wenig anziehen und erbauen können. Zu einer fruchtbareren Benutzung derselben möchten wohl mehrere Predigten erforderlich seyn, um so mehr, da der Vf. im Eingange durch eine Episode „über den Werth der Bibel“ den Raum beschränkte. Dies thut er auch in der zweyten Predigt, wo er nach Angabe des Themas einige Gedanken „über den Nutzen moralischer Predigten“ der Abhandlung vorausschickt. Dergleichen Episoden, die reichhaltigen Stoff zu einer und mehreren Predigten geben, würde Rec. nicht gern in einer

Rede vor einer Landgemeinde, geschweige vor gebildeten Zuhörern; einmischen, da hier ein streng logischer Zusammenhang noch nöthiger ist, da die fremdartigen Gegenstände die Aufmerksamkeit theilen, und doch nur oberflächlich abgehandelt werden können. Gemeiniglich sind sie nur der Nothbehelf leerer Köpfe; zu denen wir den Vf. jedoch nicht zählen, da er in der fünften, sechsten und achten Predigt seinen Beruf als Religionstheurer bezeugt. Das Thema der 7ten Predigt „von den Sünden der Heiligen“ hätte wohl bestimmter ausgedrückt werden sollen, da es, wie es hier steht, einen Widerspruch in *adjecto* enthält. Auch befremdet es Rec., daß der Vf., anstatt der allgemeinen Sätze nicht lieber speciellere, und weniger bekannte wählte, um sie desto gründlicher und zweckmäßiger für sein Auditorium bearbeiten zu können, das auf einer hohen Stufe der Bildung stehen muß, da er sich wissenschaftlicher Ausdrücke: Ideale u. a. bedient.

Die Darstellung ist im Ganzen lichtvoll, einfach und präcis, zuweilen blühend und erhebend. Doch ist der Styl nicht immer correct. Oft braucht er ungewöhnliche und selbstgebildete Ausdrücke: *Fallgeschichten* statt *Geschichten* menschl. Verirrungen,

Nothstand, *Erkenntheit*, *Tugendstills*, *Sittenswesen*. Zuweilen veraltete Wörter: *eitel* Schaden, *eitel* Täuschung, *eitel* verfeinerte Uppigkeit, *vorherin*, *selbstige* Fehler, *laut* welcher Forderung. Einiges ist auf der Kanzel gemein und unedel: *um des Wolkens willen*, *auf seine Stärke pochen*; *Samersehn*. Folgende Redensarten und Bilder schienen Rec. unpassend: (S. 121) „Gott *ergreift* in seiner Hand und behütet ihn wie seinen Augapfel“. (S. 253) „vor *Ubt* voll dankbarer Neigung das Herz *ausschütten*“. Zum Beweise des Gesagten wollen wir aus der ersten Predigt S. 8 noch folgende Stelle ausheben: Wir suchen Erbauung und müssen sie suchen, da wir zum Tempel Gottes *zugerichtet* werden sollen. Desto mehr ist zu wünschen, daß uns das bisher Gesagte theils überhaupt in der Achtung vom dem *alten* (?) Gotteswort befestige, theils insbesondere zur Aufmerksamkeit auf die Geschichte Josephs reize. Denn diese will ich aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten *helfen*: wie sie Gottes Regierung, das Geschäft (?) und den Trost derselben anschaulich macht; zweytens ein schönes Beyspiel menschlicher Tugend aufstellt.

D. K. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Gotha, b. Becker: *Drey Friedens-Predigten* von Jesus Friedrich Christian Löffler in Gotha, und Herrmann Gottfried Demme in Altenburg. Nebst einem Nachtrage des letzteren: *über die Hoffnung eines fort-dauernden Friedens*. 1810. 96 S. gr. 8. (9 Gr.) Es war ein guter Gedanke, die beiden ersten Geistlichen des Herzogthums Gotha auch durch das Vehikel dieser Gelegenheits-Schrift in ihrer collegialischen Verbindung neben einander zu stellen. Beide sind schon längst von dem Publicum als ausgezeichnete Kanzelredner anerkannt, und auch diese Arbeiten sind dazu geeignet, ihren Ruhm zu vermehren. Die beiden ersten sind vom Hn. Generalsup. D. Löffler, der die erste zur Feyer des tüftler Friedens gehaltene Predigt zugleich mit der Gedächtnispredigt auf den wiener Frieden drucken ließ, weil ihr Inhalt mit der Friedenspredigt des Hn. Generalsup. Demme näher verwandt schien, als die zweite. Beide Predigten Löfflers nähern sich mehr der analytischen Form, und zeichnen sich durch Reichthum der Ideen, Klarheit der Gedanken und eine edle, schöne Diction aus. Nur eine gelungene Stelle theilen wir mit. Es ist die schöne Schilderung der Lage, worin sich Gotha vor der Schlacht von Jena befand. S. 10: „Es ward Krieg! Ein furchtbares Wort, wenn die Sache, die es in sich schließt, wirklich wird. Es ward Krieg. Die Heere zweyer mächtigen Völker bewegten sich gegen einander. Wir, auf der Mitte ihres Weges, ohne Macht, sie von unfessenen Grenzen abzuhalten, oder aus ihrer Willkühr zu entziehen, sahen uns dem Elende, den Drangsalen und den Verwüstungen Preis gegeben, die in dem Gefolge des Krieges sind, die insbesondere das Land treffen, das sein eigentlicher Kampfplatz zu werden in Gefahr kommt. Aber das Ungewitter, das über uns schwebte, das wir angstvoll betrachteten, zog an unserem Himmel vorüber, und entladete sich, ach, furchtbar und verheerend ge-

nug, auf den Fluren unserer Nachbarn! Von welchem Jammer, von welchen Auftritten des Entsetzens, von welchen furchtbaren Plagen hörte da unser erschrockenes Ohr! Wie bange ward dem eigenen Herzen! Wie angstvoll harren wir auch nur der nächsten ungewissen Zukunft! Doch wir hörten von jenen Schauder-erregenden Auftritten nur aus der Ferne! Wir sahen die Wirkungen des schrecklichen Krieges nur an Andern. Uns selbst erreichte sein Fußtritt nicht. Unser Land ward nicht sein Schauplatz.“

Auch die demme'sche Predigt zeichnet sich durch jene Einfachheit und Herzlichkeit aus, die wir in allen Producten dieses ächtpraktischen Mannes zu finden gewohnt sind. Er fodert, nach Anleitung des Textes Pf. 147, 12—14, zum Dank gegen Gottes Schutz auf, und ermuntert sodann zu den Gesinnungen und Handlungen, wozu uns dieser Dank verpflichtet. Auch hier verdienen einige Worte, welche die besondere Lage Altenburgs im Sommer 1809 andeuten, aufgehoben zu werden. S. 69: „Zwar hatten wir Tage banger Besorgnisse; aber die drohenden Gefahren gingen vorüber, und wir wurden mit einer Schonung und Milde behandelt, die wir nicht erwarten konnten. — Wie Mancher fragte mit trüber Aussicht in die Zukunft: was wird aus der dies-jährigen Erndte werden? Wird nicht vielleicht des Feindes Hand vernichten, was die Hand des Fleißes erbaut hatte? Und siehe! das Friedens Sonne leuchtete mit ihren ersten Strahlen zur Zeit der reisenden Früchte! Wir erndeten in Ruhe, erndeten den reichsten Segen, und dürfen nun hoffen, dieses Segens in Frieden froh zu werden!“

Der Anhang (S. 85—66) enthält menschenfreundliche Worte, und erregt erfreuliche Hoffnungen, die man nicht durch eine kalte Vergleichung mit der blutigen Pagina der Geschichte und Erfahrung niederschlagen darf.

F O R T S E T Z U N G E N.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Predigten für den-kende Verehrer Jesu*, von J. H. B. Dräseke. 4te Sammlung.

1810. 511 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.) S. Rec. der ersten Sammlung 1804. No. 302.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 A U G U S T, 1810.

G E S C H I C H T E.

HALLE u. LEIPZIG, in der russischen Verlags- handlung: K. C. *Mangelsdorffs*, der Geschichte, Bered- samkeit und Dichtkunst ord. Prof. auf der kön. Universität zu Königsberg in Preussen, *Hausbe- darf aus der allgemeinen Geschichte der alten und neuen Welt für seine Kinder. XI, XII, XIII Theil. Oder: Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte neuerer Zeit, VI, VII, VIII Band.* Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung. Fortgesetzt von *Ludwig v. Bacsko*, Prof. der Geschichte bey der Artillerie - Akademie zu Königsberg.

Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts* von L. v. *Bacsko* u. L. w. Erster Theil. 1807. VIII u. 328 S. Zweyter Theil. 1807. 444 S. Dritter Theil. 1808. 380 S. 8. (3 Thlr.)

Bey den zahlreichen Versuchen in unserer Litera- tur, auch die Geschichte oder die Resultate historischer Forschungen, besonders der vaterländischen Geschich- te, für die Mehrzahl brauchbarer zu machen, und zu- gleich der Leselust unterrichtend entgegen zu kom- men, ist die gegenwärtige Arbeit weder überflüssig, noch ohne eigenes Verdienst. An eine Geschichte des 18 Jahrhunderts sind ohnehin so viele Foderun- gen noch zu machen, daß, auch nur eine vollkom- menere Übersicht derselben zu liefern, allein rühm- lich genug ist. Das Letztere ist es, worauf Hr. v. B. hauptsächlich Anspruch macht. Man sieht es aber gleich auf den ersten Anblick, daß wir hier keinen Verferti- ger eines Hand- oder Lese- Buches vor uns haben, der, wie der Fall nicht selten ist, sich selbst erst mit seinem Gegenstande bekannt zu machen hat; wir er- halten hier im Gegentheil nur Resultate einer vieljäh- rigen Belesenheit, und zwar in der gedrängtesten Kürze. Der Vf., der, „ungeachtet seines gebrech- lichen Körpers und seiner Blindheit, seine Zeit nicht vergeblich hinbringen wollte“ (Vorr. S. VII f.), ver- dient unsere ganze Hochachtung.

Anlaß zur Ausarbeitung der vorliegenden Ge- schichte gab, wie schon der Titel sagt, der bekannte *mangelsdorffsche* Hausbedarf. Diesen fortzusetzen, wur- de der Vf. auf eine schmeicheilhafte Weise aufgefo- dert. Der Antrag war ihm um so willkommener, da er, durch seine Berufsbeschäftigungen angetrieben, schon seit einigen Jahren die Absicht hatte, die neue- re Geschichte, vorzüglich in militärischer und politi- scher Hinsicht zu bearbeiten. Die Schwierigkeiten,

welche theils in der Sache selbst, theils in der vorge- schriebenen Form lagen, wußte er ziemlich glück- lich zu beseitigen. In Ansehung der letzteren wurde von ihm gefodert, das Werk in drey Bänden so ab- zufassen, daß es als ein für sich bestehendes Ganzes, und zugleich als eine Fortsetzung des *mangelsdorff- schen* Hausbedarfs betrachtet werden könnte. Das letztere widersprach aber gewissermassen dem erste- ren, weil das Werk wenigstens um ein paar Bände stärker geworden wäre, wenn, nach *Mangelsdorfs* Vorgange, bey jeder sich darbietenden Veranlassung ausführliche Beurtheilungen und Anreden an die Le- ser hätten beygefügt werden sollen. Hr. v. B. wollte sich daher dem *mangelsdorffschen* Zwecke nur durch kurz eingeschaltete Urtheile und Bemerkungen nä- hern, und vermied absichtlich alles weitläufige Rät- sonnement. Dieses hat um so mehr unseren Bey- fall, da bey historischen Werken uns nichts mehr zu- wider ist, als lange und blumenreiche Ergießungen der Redseligkeit.

In sofern die gegenwärtige Arbeit ein für sich be- stehendes Ganzes seyn sollte, hat der Vf. auch auf frü- here Begebenheiten, welche auf die Geschichte des 18 Jahrhunderts Einfluß haben, besonders wenn M. sie noch nicht erschöpft hatte, Rücksicht genommen. Darin stimmen wir ebenfalls mit ihm überein, daß der Anfangs- und End- Punct eines Jahrhunderts nicht gerade auch in historischer Rücksicht Grenzpun- ct seyn müsse.

Was die Geschichte des 18 Jahrhunderts an sich selbst betrifft: so gehört wohl die Entwerfung eines zweckmäßigen Plans unter die schwereren Aufgaben. Um bey einem solchen Reichthume von Begebenhei- ten, die häufig genug einander selbst durchkreuzen, historische Einheit zu erhalten, sagt der Vf., habe er solche Begebenheiten, an welchen mehrere Staaten zugleich Theil hatten, zum Leitfaden gewählt. Da- bey hat er, so viel möglich, die chronologische Ordnung beobachtet, und nur, wo es der Zusam- menhang oder die Erläuterung der Begebenheiten zu erfordern schien, einzelne Stücke eingeschalt- et. Es ist dieses die einfachste und natürlichste An- lage, wiewohl sie für sich allein noch nicht, oder wenigstens nicht immer, zur eigentlichen histori- schen Einheit führt. Auch gesteht der Vf. selbst, daß er, vorzüglich in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, viele Schwierigkeiten gefunden habe.

Wir versuchen es, unsere Leser mit der Ausfüh- rung des Plans, so weit es der Raum erlaubt, etwas näher bekannt zu machen.

Im Anfange des Jahrhunderts sind der *nordische* und der *spanische Successionskrieg* die Hauptbegebenheiten, an welchen, Helvetien ausgenommen, ganz Europa Theil nimmt. Mit der Geschichte dieser beiden Kriege sind auch die übrigen gleichzeitigen Begebenheiten, je nachdem sie mehr oder weniger damit in Berührung stehen, in Verbindung gebracht. (Von dem spanischen Kriege wird bemerkt, daß das Land im Inneren ruhig war, während von außen mit so vielen Anstrengungen um seinen Besitz gekämpft wurde, I. 165.) Nach dem Friedensschlusse S. 243 ff., wird auf das Ende Ludwigs XIV und die damalige Lage Frankreichs übergegangen. Die dritte Hauptbegebenheit wäre nun der *Türkenkrieg*, durch *Eugen* erregt, nachdem Frankreichs Macht gebrochen war, S. 255. Allein Spanien, und noch mehr England, zieht größere Aufmerksamkeit auf sich. S. 259. Die Geschäftigkeit, Allianzen zu errichten. — *Fleury* und *Walpole* treten als Hauptlenker des europäischen Staatschiffs auf. S. 276. Nach dem wiener Vertrag, und nach dem Frieden zu Nyssadt, der auch im Norden die Ruhe endlich herstellt, folgen Russlands Plane in Ansehung des Orients, (die Geschichte von *Persien* wird hier eingeschaltet,) und auf *Polen*; alsdann die innere Geschichte nach *Peters I* Tode. Der *polnische Krieg*, S. 299 ff., mit Auszeichnung des Resultats, daß dieser kurze Krieg unerwartet schnell die Gestalt so vieler Staaten verändert habe. Der *Türkenkrieg*. Österreich, in Verbindung mit Russland, sucht Entschädigung. S. 304 — 317. Schwedens und Frankreichs Verhältnisse bis zum Ausbruch des *österreichischen Erbfolgekriegs*. Bis hieher hat der Vf. abichtlich die *preussische* Geschichte aufgespart. Eine gedrängte Übersicht derselben, von der Gründung des Staats an, macht den Beschluß des Iten Theils.

Der II Theil beginnt mit *Friedrich II*. Unter welchen Umständen er gegen Österreich auftritt. Tractat zu Leipzig. Nach dem sächsischen Frieden wird ein Blick auf die *Türken* und *Perser* geworfen; letztere hören auf, den Türken furchtbar zu seyn. Der Friede in Europa wird nur zu neuen Kriegsrüstungen benutzt. Veränderungen des politischen Systems unter den Hauptmächten, als Einleitung zum *siebenjährigen Kriege*. (Dieser nimmt einen großen Theil des zweyten Bandes ein; klar und lichtvoll sind die Resultate, besonders in Ansehung der Verhältnisse Englands zu den Landmächten.) Hierauf *Catharina II* und die *polnischen* Angelegenheiten. Der Einfluß von jener auf ganz Europa, während Österreich und Preussen erschöpft sind, S. 301 — 307. Dagegen erregt *Vergennes* den *Türkenkrieg*. Russlands Glück, ungeachtet der Pest, der kalmuckischen Völkerwanderung, und der inneren Empörung. Wie sich die Umstände zur ersten Theilung von *Polen* anschicken. S. 322. — Veränderungen in den übrigen *nordischen* Reichen. Dann wieder Frankreich unter *Choiseul*. Die *Jesuiten* durch ihn, *Aranda* und *Pombal*; und der *päpstliche* Hof durch den Verein der *bourbonischen Höfe* in die Enge getrieben. S. 355. Ludwigs XV zunehmende physische und moralische Schwäche. Unter-

drückung der Parlamente. S. 361. Ludwig XVI, „der Längsterlebte.“ — Englands Ausbreitung in *Ostindien*. Der *nordamerikanische Krieg*, von den *bourbonischen Höfen* als Mittel, Englands Übergewicht zur See zu schwächen, betrachtet, S. 394 — 413. Die *Neutralen*. Gleichzeitiger Krieg wegen der *bairischen Erbfolge*. S. 434. Der *Fürstenbund*. Mit *Friedrichs* Tode schließt der zweyte Theil.

III Theil. England betzt die Türken gegen das mächtige Russland auf. Die Reise nach *Cherfon*. *Josephs II* Regierungsplane. Europens Stimmung gegen Russland beym Wiederausbruch des *Türkenkriegs*. Holland giebt den europäischen Angelegenheiten eine andere Wendung. *Preussens* Zwischentritt. Fortgang des *Türkenkriegs*. *Gustav III*. Ausgang der Regierung *Josephs II*. *Gustavs III* Friede mit Russland und seine inneren Anordnungen. *Josephs* Nachfolger und Europa's Erwartungen von ihm. S. 85 ff. (Dieses Stück hätte nicht durch die schwedische Geschichte von dem vorhergehenden getrennt werden müssen.) *Polens* zweyte Theilung nach dem *Türkenkrieg*. S. 108. Offene Erscheinung der damaligen Politik in ihrer ganzen Gestalt. Endlich die *französische Revolution*. Je näher der Vf. den Begebenheiten unserer Tage kommt, desto ausführlicher, mit Recht. Mit der Abschaffung des Königthums und der Erklärung Frankreichs zur Republik schließt der Vf. diese Geschichte des 18ten Jahrhunderts.

Wir haben hier nur die Hauptzüge ausgehoben, um die Leser selbst über die Anordnung des Ganzen urtheilen zu lassen; müssen aber zugleich bemerken, daß der Vf. uns dieses nicht so leicht gemacht hat. Denn von Anfang bis an das Ende ist auch nicht ein Ruhepunkt für das Auge, noch eine besondere Auszeichnung für den ersten Überblick zur Leitung des Lesers anzutreffen. Es betrifft dieses zwar größtentheils nur die äußere Form; wir können es aber um so weniger ungetadelt lassen, da selbst nach dem eben gegebenen Auszug erst die Frage entsteht, ob denn alle Begebenheiten des 18 Jahrhunderts in so engem Zusammenhange mit einander stehen, daß die Erzählung ununterbrochen fortlaufen muß? Ist dieses aber, wie es sich ergibt, bloß zur Ersparung des Raums geschehen: so ist es eine gar zu weit getriebene Ökonomie. Der Vf., für sich selbst schon ein Freund gedrängter Kürze, hat sich, wie es scheint, doch durch die vorgeschriebene Form hie und da zu sehr beschränken lassen. Auch hat dieses seinem sonst guten und lebhaften Stil geschadet. Vieles in wenige Perioden einengen, ist oft nur eine eingebilddete Kürze. Doch dieß trifft, wie gesagt, nur das Äußere. Dagegen haben wir die innere Anordnung und Darstellung selbst um so mehr zu rühmen. Dem Vf. war es überall Hauptzweck, die Ursachen der Begebenheiten, ihre allmähliche Entwicklung, und ihre Folgen gründlich und klar zu entwickeln. Er nimmt hiebey vorzüglich auf den Charakter der handelnden Personen Rücksicht, und seine Zeichnungen sind größtentheils nach dem Leben, kräftig und freymüthig. Wo er deshalb Epifoden anbringt, die aber gerade dadurch, daß er die

kleinsten individuellen Züge, worin sie zur Sache gehören, nicht vergißt, nur um so anziehender werden, verliert er doch den Hauptfaden nie aus den Augen. Von der möglichsten Unparteylichkeit zeugt sein Urtheil über Friedrich II. 2 Thl. S. 296 ff. Um dieser Vorzüge willen könnte das Buch allerdings, nach der Äußerung des Vfs., (wiewohl für diesen Zweck seine Form am wenigsten passen möchte,) auch bey akademischen Vorträgen zum Grunde gelegt werden. Es kommt hier nicht darauf an, gerade viel Neues zu geben, sondern vielmehr darauf, daß das Viele, das bereits vorhanden ist, verständig concentrirt werde; und das ist, wie gezeigt worden, das lobenswerthe Bestreben des Vfs. gewesen.

Manche Leser könnten wünschen, daß wenigstens auch hier und da die minder bekannten Quellen und Hülfsmittel genannt wären; anderen hingegen wird die Versicherung genügen, daß man überall Spuren findet, daß der Vf. durch langen, mühsamen Fleiß jede zugängliche Quelle zu benutzen sich bemüht habe.

Da Hr. v. B. selbst voraus bemerkt, daß er die Geschichte des 18 Jahrhunderts hauptsächlich nur von ihrer militairischen und politischen Seite darstellen wollte: so können wir es ihm auch nicht wohl zum wirklichen Mangel anrechnen, daß er die übrigen Eigenthümlichkeiten des Jahrhunderts, durch die es sich charakteristisch von anderen unterscheidet, namentlich; daß es sich selbst *das aufgeklärte* genannt hat, weniger berührt: so wie es überhaupt dem Leser überlassen bleibt, die Grundzüge zu einem *Totalbilde* erst zu sammeln. Doch fehlt es auch nicht an richtigen Hinweisungen darauf.

Als Beleg zu den obigen Bemerkungen über die Darstellung des Vfs. begnügt sich Rec., nur noch eine oder die andere Stelle auszuheben, wie er sie gerade trifft. 1 Thl. S. 133. „Es war für (K.) Leopold (I) mehr Folge gekränktes Stolzes, als Gefühl innerer Kraft, welches ihn zu den Waffen rief. Er, zum Geistlichen erzogen, und deshalb auch allen Grundsätzen seiner Kirche eifrigst ergeben, erklärte, daß er auf sein Gebet, wodurch er Gott die Sache vorgetragen, einen solchen Antrieb und Inspiration zum Kriege fühle, daß er deshalb am göttlichen Beystande nicht zweifle. Die mehresten Minister waren nicht so starkgläubig; aber der Muth und die Hoffnungen des Kaisers wurden durch einen großen Mann, den Prinzen Eugen von Savoyen, erweckt. Dieser, ein Sohn des Grafen von Soissons, eines Abkömmlings des Herzogs von Savoyen und der Olympia Mancini, einer Nichte des Cardinals Mazarini, war in Frankreich geboren; wo nach dem Tode des Cardinals seine durch ihre Anmaßungen verhassten Verwandten überall zurückgedrängt, und Eugens Mutter, die ihren Gemahl verloren hatte, ihre Stelle als Oberhofmeisterin der Königin niedetzulegen veranlaßt wurde. Sie kam hier und in Spanien, wohin sie sich begab, in den, aber nicht erwiesenen, Verdacht der Giftmischerey, womit man überhaupt damals in Frankreich sehr freygebig war. Ungünstig wurden hiedurch die

Aussichten für ihren Sohn, den Prinzen Eugen, der zum geistlichen Stande bestimmt, einige wissenschaftliche Bildung erhalten hatte; aber durch seinen kleinen Körper manchen Spöttereien ausgesetzt, und Ludwig XIV selbst durch seinen offenen, kühnen Blick mißfällig, weder im geistlichen, noch im Militair-Stande, zu dem er bald überging, einige Beförderung erhielt. Er trat deshalb 1683 in kaiserliche Kriegsdienste, erwarb sich im Kriege gegen die Türken und Italien ausgezeichnete Achtung, schlug, dem stolzen Ludwig un erwartet, aus Anhänglichkeit für den Kaiser, die ihm jetzt angebotenen französischen Kriegsdienste edelmüthig aus. Voll Scharffinn, Geistesgegenwart und prüfender Kälte, von aller Anmaßung frey, war er selbst Blößen zu vermeiden, die seiner Gegner und jeden Vortheil augenblicklich im höchsten Grade zu benutzen, seine Plane vorher zu berechnen, und meisterhaft auszuführen, im Stande. — S. 137. „So (wie Catinat) dachte Eugen nicht, und 3000 Mann, die er am 21sten May absandte, bahnten einen drey Meilen langen, zehn Fuß breiten Weg über den Berg Balby. Grofs blieben noch immer die Schwierigkeiten, Wagen und Kanonen mußten aus einander genommen, in die Thäler hinabgelassen, alsdann von Menschen auf die Anhöhen emporgezogen und wieder zusammengesetzt werden. Bey der Liebe und dem Vertrauen, das Eugen bey seinem Heere besaß, wurden alle Hindernisse überwunden, und schon am 28ten May stand er in den Thälern von Verona.“

Lettern und Papier könnten schöner seyn.

— C. —

- 1) NÜRNBERG, b. Raspe: *Lehrbuch der Landesgeschichte des Fürstenthums Bayreuth*. Bearbeitet von M. G. W. A. Fikenscher, ord. Prof. der Geschichte am Collegio zu Bayreuth a. f. w. 1807. 143 S. 8. (12 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Leitfaden bey dem Vortrage der Topographie des Fürstenthums Bayreuth*, entworfen von M. G. W. A. Fikenscher u. f. w. 1807. 110 S. 8. (10 Gr.)

Der Mangel eines brauchbaren Lehrbuchs der vaterländischen Geschichte und Geographie veranlaßte den Vf., als Lehrer bey dem Gymnasium zu Bayreuth, diese zwey Schriften zu entwerfen, um solche bey seinen Vorträgen zum Grunde zu legen. An Vorarbeiten hat es ihm nicht gefehlt, und es kam vorzüglich darauf an, nur das Wissenswürdigste aus den grösseren historischen und statistischen Werken auszuheben, und die Zöglinge des Gymnasiums in zweckmäßiger Kürze mit der Landeskunde bekannt zu machen.

No. 1 enthält in vier Perioden die Geschichte des Fürstenthums Bayreuth von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Der Vf. hat hiebey auf die Cultur- und Verfassungs-Geschichte Rücksicht genommen, und durch eine sorgfältige Darstellung derselben dem Buche einen vorzüglichen Werth gegeben.

Die erste Periode begreift die älteste Geschichte des Landes bis zur allmählichen Gelangung desselben an das Burggrathum Nürnberg durch die meranische Erbschaft. Dafs dieser Landstrich, nach S. 3, zum Nordgau gehört habe, ist nicht ganz richtig; wenigstens lehren die Urkunden, dafs ganz Bayreuth ein Zubehör des noch bekannten Radenzgaues gewesen sey. Auch durfte dem Vf. nicht mehr unbekannt seyn, dafs die Angabe der älteren Geschichtschreiber, nach welcher Herzog Otto II von Meran von seinem Hofbedienten Hager ermordet worden, unter die Fabeln des mittleren Alters gehöre, welche man in *Spießens* archiv. Nebenarbeiten gründlich widerlegt findet.

Zweyte Periode. Von der allmählichen Gelangung des Landes durch die meranische Erbschaft an das Burggrathum Nürnberg (1248) bis zur Theilung desselben in zwey Fürstenthümer (1385). *Dritte Periode.* Von der Theilung des Burggrathums bis zur Reformation (1527). Die Burggrafen erlangen die Mark Brandenburg mit der Kurwürde, und erweitern die Grenzen ihres Fürstenthums durch den Erwerb ansehnlicher Länderstücke. In diesem Zeitraume bildeten sich die Landstände, die wegen Landesangelegenheiten bald nach Ansbach, bald nach Baiersdorf berufen wurden. Der Adel war ungemein zahlreich, stellte seine Ritterpferde, und wohnte den Landtagen mit bey. Im J. 1494 errichtete derselbe unter sich ein Bündniß, entzog sich den Steuern, und bildete allmählich die fränkische Ritterschaft. Die Landeseinkünfte beider Fürstenthümer Bayreuth und Ansbach beliefen sich unter dem Markgrafen Albrecht Achilles auf 65000 Thlr. an Geld und Getreide u. s. w. *Vierte Pe-*

riode. Von der Reformation bis auf unsere Zeit. Trauriger Zustand des Landes unter der despotischen Regierung Markgraf Albrechts, dessen Nachfolger sich von Zeit zu Zeit die Emporbringung des Landes angelegen seyn ließen. Am sorgfältigsten hat der Vf. die innere Verfassung nach allen ihren Branchen behandelt, und die darauf Bezug habenden Gegenstände in gedrängter Kürze vorgetragen. Den Beschluß machen drey genealogische Tabellen der Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Bayreuth.

No. 2 liefert zuerst einen allgemeinen topographisch-statistischen Überblick des Fürstenthums Bayreuth. S. 6 sagt zwar der Vf., dafs der Flächenraum desselben zu 57½ □ Meilen zu gering bestimmt sey; gleichwohl finden wir keine Berichtigung dieser Angabe. Das Fürstenthum hat 7 eximirte Städte (darunter versteht man diejenigen, die unmittelbar unter der Regierung und Kammer stehen), 12 Nebenstädte, 43 Märkte, 175 Dörfer, 1013 Weiler, 661 Einzelnen. Im J. 1805 belief sich die Zahl der Einwohner auf 235592, worunter 2226 Juden befindlich sind. Über Producte, Fabriken und Manufacturen, Handel, Regierungen-, Militär-, Kirchen- und Schulen-Verfassung u. s. w. sind die Nachrichten sehr mangelhaft ausgefallen. Hierauf folgt nun zwar eine specielle topographische Übersicht der Städte und der einzelnen Kreise; aber der größte Theil dieser Abtheilung besteht in bloßen Namenverzeichnissen der zu jedem Kreise gehörigen Ortschaften, wodurch die Erdbeschreibung und Topographie dieses Landes sehr wenig gewonnen hat.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Frankfurt a. M., b. Mohr: *Predigt, gehalten am 3 April 1809 in der St. Catharinenkirche zu Frankfurt a. M. bey der öffentlichen Feyer seiner glücklich zurückgelegten fünfzigjährigen Amtsführung von Johann Carl Zeitmann*, Consistorialrath und evangelischem Prediger daselbst. Nebst sieben diese Feyerlichkeit betreffenden Beylagen und einer ausführlichen Beschreibung derselben. 1809. 71 S. 8.

Die Predigt über Ps. 71. 17. 18 hat das Thema: „Die Erinnerung an den Beystand Gottes, den wir in unserer Jugend erfahren, als einen sicheren Beruhigungsgrund bey den mancherley Sorgen und Bekümmernissen unseres herannahenden Alters.“ Sie ist ein lauterer Erguß eines frommen, dankerfüllten und gottgegebenen Gemüths, und rührt in ihrer edlen Einfachheit mehr, als alle Rednerkünste je vermögen. An ihr bewährt sich recht deutlich der Ausspruch: *pectus facit eloquentem*. — Die auf die Predigt folgende Altarrede des Hn. D. Hufnagel handelt von dem Einflusse eines gottseligen Sinnes auf die Verewigung zeitlicher Freuden. Sie ist ein schönes Elogium auf den Mann, dem zu Ehren sie gehalten ward, und zugleich eine kräftige, ächt christliche Ermunterung, diesem Sinne nachzustreben. „Nur einzig das Bewußtseyn, dafs ein Tagwerk, in der Sprache des Zeitlichen, von so langer Dauer seines Brndtetages, den keine Nacht unterbricht, gewiß sey, nur das segnet die Stunde für Tage, und jeden Tag für die Ewigkeit.“ — Das von Hn. Rector Pur-

mann zu dieser Feyerlichkeit verfertigte Programm: *de origi- ne et dignitate nominis Pater*, hat den glücklich gewählten Hauptsatz mit viel Umsicht und Gelehrsamkeit in einer gefälligen Sprache ausgeführt. Den Einwurf aus Matth. 23, 9 (nicht Marc., wie im Texte steht), wo Christus seinen Jüngern ernstlich untersagt, sich nicht „Vater“ nennen zu lassen, beseitigt Hr. P. S. 35 auf folgende Weise: *Aut enim his verbis superbiam Phariseorum retundere in animo habuit, qui ejusmodi salutationibus vehementer delectabantur, aut, si minus, ita circumscribere licet: nolite vos vocari magistros i. e. inventores dogmatum et explicationum novarum scripturae ser- crae contrariarum; sed docete, quae ex mó audistis; nam enim est doctor vester, qui audit dogmata a patre, quae accepta vobis tradidit; et vos a me audita aliis adnuntiabitis sine nova inventione et additione, nam vos estis aequales, qui omnes ut condiscipuli ex me, magno doctore vestro, discitis.* — Die übrigen Beylagen, die der Vollständigkeit wegen hier mit aufgenommen werden mußten, sind für das grössere Publicum von keinem besonderen Interesse. Das lateinische Carmen von den sämmtlichen Hn. Landpredigern beginnt also:

*Nunc haud arma virumque cano, qui millia multa
Mittit ad umbras, fratrum estque cruore madens.
Funesti belli nolo renovare dolorem.*

A. B. F.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 AUGUST, 1810.

NUMISMATIK.

PESTH, b. Trattner: *Catalogus Numorum Hungariae ac Transilvaniae (Transilvaniae) Instituti nationalis Széchényiani*. 1807. Pars I. 492 S., mit 79 Kupfern. Pars II. 109 S. Pars III. 399 S. Mit 20 Kupf. 8.

Der durch seine *Notitia Hungaricae rei numariae* rühmlichst bekannte Hr. Abt Schönvisner bekam von dem Hn. Grafen Széchényi den Auftrag, die Beschreibung dieser von ihm dem ungarischen Nationalinstitut geschenkten Münzsammlung zu übernehmen; und in der That konnte dieses mühsame Geschäft in keine besseren Hände kommen, da sich in ihm Liebe zur Sache mit dem größten Fleiße und den hiezu erforderlichen Kenntnissen in einem sehr hohen Grade vereinigt.

In der Vorrede rühmt Hr. S. dankbar die Hülfsmittel, welche ihm seine Arbeit erleichtert haben; nämlich den Vorrath einer Menge von gezeichneten Münzen, die nachher in Wien gestochen und in Pesth abgedruckt wurden, nachdem man vorher die Fehler des Kupferstechers verbessert, und auf einigen Tafeln die leergebliebenen Räume dazu benutzt hatte, einige seltene Münzen, die nach dem schon fertigen Stich der Platten hinzukamen, einzuschalten. Ferner bekam er nicht allein die Verzeichnisse und Abdrücke von den Münzen, sondern auch den ganzen Schatz der Originale selbst, um die Beschreibungen desto genauer danach fertigen, und bey Gold- und Silber-Münzen das Gewicht angeben zu können. Endlich rühmt er noch einen nicht geringen Vorrath von Büchern und Manuscripten, die ihm zur Hand gegeben wurden. Dafs alle diese Hülfsmittel auf das zweckmässigste benutzt worden sind, ist in dem ganzen Werke sehr sichtbar.

Der erste Theil enthält die Münzen und Medaillen der ungarischen Könige und ihrer Blutsfreunde und Verwandten, die in drey Perioden oder Classen vertheilt sind, und acht chronologische Serien, nach den Jahrhunderten, umfassen; der zweyte zeigt uns die siebenbürgischen Münzen der Könige, Fürsten, Woywoden und Tyrannen, wie sie nach einander regiert haben; im dritten und letzten Theile, welcher gemischt ist, finden wir nicht allein ungarische und siebenbürgische Münzen, sondern auch Münzen benachbarter Provinzen, nicht chronologisch, sondern alphabetisch geordnet.

Zu Anfang eines jeden Theils befindet sich erst
S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

eine Übersicht der zu beschreibenden Münzen, dann folgen die Beschreibungen der Münzen selbst, und den Beschlufs macht ein Wort- und Sach-Register. Schon die Inhaltsanzeige, oder der *Conspectus Partis I* (dem aber auch die anderen beiden gleich sind) erregt ein günstiges Vorurtheil für diese Arbeit. Denn nicht allein die alten Münzen sind richtig geordnet, sondern auch die Übersicht der neueren Münzen und Medaillen ist so eingerichtet, dafs sie eine *histoire parlante* ist, und dafs man gewissermassen den Faden der Geschichte ununterbrochen fortgehen sieht: so wie überdies zugleich die Münzgeschichte eines jeden Regenten dabey sichtbar wird. Als Beleg hiervon mag der Kürze wegen die Übersicht von den Münzen und Medaillen Leopolds II dienen (S. 27). *Leopoldi II. A. Memoriales. a) Praefinitum Viennae homagium 1790. b) Item Oeniponti eod. anno. c) Electio, et Coronatio Francofurtensis eod. anno. d) Coronatio Posoniensis eod. anno. e) Adventus Ferdinandi IV regis Neapolitani cum Carolina regina Posonium ad Coronationem Leopoldi II eod. anno. f) Ob factam cum Turcis pacem Sistolviensem 1790. g) Praefinitum a Belgio fidelitatis juramentum 1791. h) Vota suscepta pro fausto reditu regis Neapolitani cum sua conjug. 1791. i) Transactio Pilnizii facta eod. anno. k) Coronatio Bohemica Leopoldi II et Ludovicas Augg. eod. anno. B. Monetae currentes. a) Aurei, quadrupli, et simplices. b) Thaleri arg. c) Flor. arg. d) Vicenarii ac Decenarii arg. e) Grossi tri-cruciferi arg.*

Was die Beschreibungen einzelner Münzen und Medaillen anlangt: so sind auch diese so genau, wie sie der strengste Numismatiker nur verlangen kann; z. B. eine Goldmünze des Matthias Corvinus, oder de Hunyad, ist auf folgende Art beschrieben. *S. Ladislaus Rex. (charactere monastico) Consuetudo hujus Sancti effigies. (Mathias D. G. R. Vngarie. Scutum circulo granulato inscriptum, quadrupartitum, continens in primo et secundo quadrante utrumque Insigne Regni Hung., fascias nempe, et crucem patriarchalem, in tertio corvum gentilitium, in quarto leonem Bohem., und hierauf folgt das Citatum, auf welcher Tafel, und unter welcher Numer man die Abbildung davon findet. — Unbequem ist es, dafs die Kupfertafeln, und die darauf vorgestellten Münzen, nicht vom Anfange bis zu Ende ununterbrochen fortgezählt werden, sondern dafs bey jedem Könige die Zahl der Tafeln und der Münzen von Neuem angefangen wird. Die Kupfer sind nicht schön, vernünftlich aber doch richtig, da Hr. S. sie mit den*

Originalen hat vergleichen können, und man es auch hie und da bemerkt findet, wo in der Abbildung gefehlt ist. — Bemerkenswerth ist, daß man auf alten Münzen niemals *Hungaria*, sondern stets *Vngaria* liest; so wie auch, daß hie und da zu Anfang des ersten Theils *Bracteaten* vorkommen, sowohl einseitige, als auch zweyseitige, oder sogenannte *Bilateralen*, da viele Numismatiker glauben, daß man diese Art Münzen nicht leicht außerhalb Deutschlands antrifft. — Daß Münzfreunde hier eine Menge äußerst seltener Münzen finden, läßt sich erwarten, und wie Mancher wird sich freuen, Münzen von *Peter, Samuel, Andreas I, Salomon, Geysa I, Coloman* u. a. m. kennen zu lernen.

Die *siebenbürgischen* Münzen (im zweyten Theile) gehen vom J. 1526 bis 1790; und wie fleißig auch hier gesammelt worden, davon wollen wir nur die Eintheilung von den unter der Maria Theresia geschlagenen Münzen und Medaillen als Beweis anführen. Sie ist folgende: A) *Numismata mnemonica*. a) *Homagium praestitum* 1 - 2. b) *Numisma discatum M. Theresiae Augustae, ob jurā quaedam episcopatus Transilvaniensis hujusque capitulo restituta*. 3. c) *Ob leges metallurg. restitutas in Transilvania 1747*. 4 - 6. d) *Ob erectam ibidem militiam limitaneam*. 1762. 7 - 8. e) *Ob munera aulica Transilvanis restituta*. 9 - 10. f) *Ob tributa secundum aequitatem ordinata*. 1765. 11 - 12. g) *Ob collatum Transilvaniae titulum magni principatus*. 1765. 13 - 14. h) *Ob novum juris ordinem Transilvanis praescriptum*. 1765. 15 - 18. i) *Ob felices eorum progressus in agrorum ac fodinarum cultura, et commercio*. 1769. 17 - 18. B) *Monetae usuales aur. arg. aer.* — a) *Aurei Transilvanici M. Theresiae, variae magnitudinis*. 1 - 53. b) *Argentea major moneta; thaleri, floreni, medii flor.* 1 - 4. c) *Minor moneta arg. Vicenarii, Mariani, Decenarii, Grossi, Polturae Transilv.* 1 - 12. Der mühsame Fleiß des Vfs. ist, da er die Münzen und Medaillen jedes Regenten auf diese Art behandelt, unverkennbar; aber die chronologische Übersicht wird sehr gestört, wenn man sie erst in den Medaillen, und dann unter den Münzen jedes Metalls zusammensuchen muß. Zu entschuldigen wäre es allenfalls, wenn die Medaillen für sich, und die Münzen auch besonders genommen worden wären; aber es ist nicht reell genug, der Metalle wegen die Münzgeschichte eines jeden Regenten aus einander zu reißen. Indessen, diese Sammlung ist vielleicht alt, hat sich etwa von dem Vater auf den Sohn, Enkel und Urenkel fortgeerbt; jeder hat gegen die Einrichtung und Anordnung seiner Vorfahren zu viel Achtung gehegt, als daß er etwas daran hätte ändern sollen, und so kann dieselbe in dieser Ordnung dem Hn. S. übergeben worden seyn, um das Verzeichniß davon zu verferten.

Eben diese Bemerkungen lassen sich auch über die Münzen des dritten Theils, wenigstens über die mehresten derselben machen, die auch unter ihren Königen nach den Jahren hätten eingeschaltet werden

können. Sie sind hier unter folgende Classen vertheilt. 1) *Numi nonnullarum Hungariae antistitum alphabeti ordine*. 2) *Numi nonnullarum Hungariae ac Transilvaniae familiarum*. 3) *Numi exterorum aliquot Principum ac Ducum, rebus in Hungaria gestis clarorum*. 4) *Numi aliquot Valachici, et. Serviani seu Rasoi*. Die *Appendix* enthält einige falsche und erdichtete Münzen von *Attila, Buda* u. s. w. Den größten Theil des dritten Bandes macht die Abhandlung aus: *De praestantia et usu numorum Hungariae ac Transilvaniae*. Sie ist auch vom Hn. Abt S., zeigt den Nutzen der ungarischen Münzkunde auf eine sehr einleuchtende Art, enthält manche neue Bemerkungen über diese und jene wichtige Münze, ist durchgängig ein Beweis von dem Geiste, mit welchem der Vf. die Geschichte seines Vaterlandes studirt hat, und schon die Seitenzahlen zeigen, daß die ganze Sache nicht oberflächlich behandelt ist, denn dieses *Specimen dissertationis*; wie es der bescheidene und gelehrte Vf. nennt, geht von S. 49 bis 281. Hierauf folgt noch ein Verzeichniß der ihm bekannt gewordenen öffentlichen und Privatsammlungen von Münzen dieser Art, ein alphabetischer Katalog von Büchern und Schriften über ungarische und siebenbürgische Münzen, und endlich eine *Sylloge constitutionum aliquot monetariorum et metallicarum regni Hungariae, ex MSS. bibliothecae Széchényi*.

Zum Schluss noch ein Wort über den eben erwähnten Katalog von ungarischen und siebenbürgischen Münzbüchern und Münzschriften. — Ist dieser Katalog das Verzeichniß von den Hülfquellen, die Hr. S. bey seiner Arbeit zur Hand hatte: so läßt sich nicht dawider sagen. Soll man aber hier alles beysammen finden, was über beide Arten Münzen geschrieben worden ist: so läßt sich noch Verschiedenes nachholen, z. B. *Ans. De sing. Auxilia historica*. t. 2. p. 206 v. ungarisch. Münzen, p. 318 Münzen der Malcontenten in Ungarn. — *Schwartner* (Mart.) Statistik des Königreichs Ungarn (Pesth 1798. 8), wo S. 251 fqq. vom ungarischen Gelde gehandelt wird. — *Franc. Wörgeri Scholia ad Jac. a Mellen seriem regum Hungariae, in den Novis literariis maris Baltici*. 1699. p. 248 - 251 — *Blaskovich de Blaskovcz Historia universalis Illyrici, T. III. (Zagrabiae 1794 fol.)* Diff. VIII. p. 89. *Numi in Pannonia eruti*. — *Ge. Zawietz von Zawietz Crönung Matthiä d. Anderen, Königs in Vngarn zum König in Beheimb. Prag 1611. 4*. c. *Numis* — Sammlung kleiner Ausführungen aus verschiedenen Wissenschaften, welche in dem 1750 — 51 ausgegebenen Theile der hannövr. Anzeigen eingedruckt worden sind. Band 3, S. 383. Münzen v. Bathori, Fürst von Siebenbürgen. — *G. Schwarz Recensio Schmeizeliana de numis Transilvaniae. F. 1764. 4 u. s. w.*

Doch dieses alles benimmt dem Werthe dieses nützlichen Werkes nichts, und jeder Freund der ungarischen Numismatik wird gewiß dasselbe, als einen treuen Führer, immer zur Seite haben.

Wa.

PRAG, in Commiff. in der Widtmannifchen Buchhandl.: *Kritifche Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters*, von Jof. Mader, k. k. R., d. R. Dr., ordentl. Mitglie der k. böhm. Gefellfchaft der Wiffenfchaften. (Für die Abhandlungen der k. böhmifch. Gefellfchaft der Wiffenfchaften. Illtes Bändch.) 1810. 198 S. 8. Mit 4 Kpf. (1 Thlr. 12 gr.)

Je weniger diefer Theil der Numismatik noch bis jetzt bearbeitet ift: defto mehr Dank verdient der Vf. durch fein Bestreben, den Freunden desselben nützlich zu werden. Rec. wird nur das ausheben, was ihn das Merkwürdigfte zu feyn fcheint.

Gleich der *erste* Auffatz über 41 fränkifch - merovingifche Münzen ift intereffant, weil er fehr glückliche Muthmaffungen über die auf denselben vorkommenden Münzftädte enthält. So ift z. B. nach des Vfs. Meinung, S. 1, *Arpatone* ein alter Ort in Auvergne, der durch Zusammenziehung *Artona* hiefs; *Aufcis* fo viel als *Augusta Aufciorum*, oder *Auch* in Gascogne; *Aufta* S. 4. Statt *Augusta Prätoria* oder *Aofa* in Piemont, an der Grenze v. Savoyen und Wallis; *Auracis* nimmt er für *Araufio* oder Orange; *Aucsdu* für *Augustidunum* oder *Aulun* in Bourgogne; *Avtisodro* S. 5 für *Antiffiodorum* oder *Auxerre*, das schon unter Klodwig I zum fränkifchen, nicht zum burgundifchen Reiche gehörte; S. 6. *Ban*. verbunden mit *Gavaletano* für den Ort *Bagnols* in *Gevaudan*; *Cafe* für *Gavio* im Genuefifchen; S. 7 *Cabilonno* und *Cabiconno* für *Cabillonum* oder *Chalons* an der Saone in Bourgogne; *Iconna* erklärt er für *Chateau Chinon* am Fluffe *Jonne* (*Icauna*) in Bourbonnois; *Cunnuco* für *Cognac*, lat.: *Conacum*, in *Angoumois*; S. 8 *Tidiricia* für *S. Didier* in *Dombes*, *Deac*. für *Die*, lat.: *Dea*, in der *Dauphiné*; *Elennt* für *Electannense* (*Monasterium*) oder *Alet*, lat.: *Electa*. in *Languedoc*, eine alte Abtey, die nachher zum Bisthum erhoben wurde; S. 9. *Ginivis* für *Geneva* oder *Genf*, welches Anfangs zum burgundifchen, seit 534 aber zum fränkifchen Reiche gehörte, *Gre*. für *Gredonense castrum* oder *Grese*, nicht weit von *Mende* in Auvergne; *Hicciodero* für *Iciodorenfis vicus* oder *Iffoire*, auch in Auvergne; S. 10 *Murrenna* für *St. Jean de Maurienne* in Savoyen, lat. *Mauriana*; S. 11. *Rimus* für *Remi* oder *Rheims* in Champagne; S. 13 *Silin*. für *Selliniacum* oder *Seignelay*, in Bourgogne; S. 15 *Trecas* für *Troyes* in Champagne, welches vor Alters *Augustobona*, später *Trecasses* hiefs; S. 15 *Visvong* für *Visoy* in Wallis; S. 16 *Vivati* für *Vevay*, am Genferfee, lat. *Vivis* und *Viviacum*.

Der *zweite* Auffatz, welcher *allgemeine Bemerkungen über die merovingifchen Münzen* enthält, ift zwar in feiner Art auch wichtig, wird aber Manchem weniger unterhaltend fcheinen, weil hier vom Schrot und Korn geredet wird, fo wie auch von Auffchriften und Figuren, vom Gepräge u. f. w.; aber nur im Allgemeinen, welches auch die Überschrift fagt. Der Vf. hat nie eine filberne merovingifche Münze gefehen, Rec. auch nicht (hie und da einen Gufs ausgenommen, welches aber für nichts zu rechnen

ift). Man kann also fast behaupten, dafs es entweder dergleichen gar nicht, oder nur sehr wenige, giebt.

Der *dritte*, welcher *Anmerkungen und Zufätze zu Schönwifners Notitia Hungaricarum nummarum* (Budae 1801) enthält, ift nicht wohl eines Auszugs fähig. Er enthält fo viele gegründete Berichtigungen und Verbesserungen, dafs Hr. S. gewifs dankbaren Gebrauch davon machen wird, wenn fein Werk zum zweyten Male aufgelegt werden follte. Wer Schönwifners Werk befitzt und braucht, wird diefe Anmerkungen und Zufätze nicht wohl entbehren können. Jede weitere Bemerkung, die Rec. darüber machen könnte, würde überflüssig feyn, da der eifrige Numismatiker diefes Capitel (fo wie diefen ganzen dritten Theil) gewifs nicht ungelesen laffen wird.

Im *vierten* finden wir Bemerkungen übereinige *polnifche Münzen*. Ein noch wenig bearbeitetes Feld, welfwegen uns auch der geringfte Beytrag fchätzbar feyn mufs. Berichtigungen einiger Münzen im Groschen - Cabinet, und Erklärung weniger hier abgebildeter Stücke ift alles, was uns auch hier der gelehrte Vf. geben konnte. Indeffen theilt er hier ein Stück mit, das gewifs die Aufmerksamkeit jedes Münzfreundes auf fich ziehen wird, nämlich einen ganz nach Art der böhmifchen, von Kafimir I geprägten krakauer Groschen (1320). Dafs diefe Münze, welche Hr. M. selbst befitzt, ächt fey, dafür bürgt uns fein kritisches Kennerauge; aber fonderbar genug ift es, dafs man bis jetzt noch kein Stück diefer Art mehr kennt. Vielleicht kam jener König erst gegen das Ende feines Lebens auf den Gedanken, dergleichen Groschen prägen zu laffen, und farb bey dem Anfange der Ausführung diefes Gedankens.

Über das Münzwefen des deutschen Ordens in Preuffen, wovon im *fünften* Auffatze gehandelt wird, hat uns der Vf. viel Belehrendes gefagt, und das, was hie und da *Hartknoch* in feinem alten und neuen Preuffen, und *Braun* in feinem Berichte vom polnifchen und preuffifchen Münzwefen behauptet, wird beleuchtet, deutlicher aus einander gefetzt und berichtigt. Die Gefchichte von der Entftehung, dem Fortgange und Ende der Münzen der Höchdeutfchmeifter ift kurz und lichtvoll, und verdient gelesen zu werden. Von Münzen diefer Art finden wir aber hier nur drey Stücke abgebildet, befchrieben und erläutert, nämlich einen breiten Schilling von dem Hochmeister Heinrich von Dufener (1345 — 51), einen Kreuzgroschen von Conrad III und einen halben Kreuzgroschen, ohne Namen.

Die *Revision der Silesia numismatica* von *Dewerdeck* im *sechsten* Abschnitte enthält viel Gutes und Belehrendes, hätte aber wohl fo lange zurückbehalten werden sollen, bis man irgend wo *Stutze's Silesia numismat.* gefunden hätte, weil zu vermuthen ift, dafs darin auch schon manche intereffante Bemerkung gemacht wurde, da diefer Numismatiker viel später schrieb, und ihm *Dewerdeck's* Werk ohnmöglich unbekannt feyn konnte, befonders da beide an einem Orte, nämlich in Jauer, herausgekommen find.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 AUGUST, 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

FRANKFURT a. M., b. Kunstmaler Peroux: *Pantomimische Stellungen von Henriette Hendel, nach der Natur gezeichnet, und in 26 Blättern herausgegeben von Joseph Nicolaus Peroux, in Kupfer gestochen durch Heinrich Ritter, nebst einer historischen Erläuterung von dem Hn. Geh. Leg. R. Vogt. Gr. Fol. (6 Thlr.)*

Mad. Hendel scheint durch die Attitüden der Lady Hamilton zu ähnlichen Darstellungen angeregt worden zu seyn. Die Engländerin beschränkte sich fast ausschließlich auf den Cyklus der alten Mythen, wobey ihre wahrhaft griechische Gestalt ihr trefflich zu Statuen kam. Mad. Hendel, welche dieses Vorzugs entbehrt, hat das Eigenthümliche der antiken und modernen Plastik zum Gegenstand ihrer mimischen Kunst gemacht. Die Idee ist nicht unglücklich, aber sie hat ihre großen Schwierigkeiten in der Ausführung. Indem die Künstlerin in der Attitüde selbst zum Kunstwerke wird, muß sie von der Natur schon mit äußeren Vorzügen reichlich ausgestattet worden seyn. Dazu kommt, daß die schönsten Momente der bildenden Kunst Momente der Ruhe sind, in welchen das innere Leben einer höheren Natur offenbar werden soll. Wenn schon der Maler nicht einmal bey dem Trefflichsten stehen bleiben darf, was er aufser sich findet; wenn er nur in geweihten Augenblicken die Schranken der Gegenwart zu durchbrechen, und das Irdische zu verklären vermag durch das Göttliche; wenn es selbst Raphael nicht immer gelang, das reinste Menschliche, den keuschen, unbefleckten Sinn, der die Sünde nicht kennt, mit dem Ausdruck der Mutterliebe und mit der Huld einer Auserwählten in seinen Madonnen zu vereinigen: um wie viel weniger wird uns die Schauspielerin Genüge leisten können, sobald sie aus dem Kreise des Pathetischen in das Gebiet des höheren Charakterbildes oder der Mystik tritt? Jedem Menschen, der in sich noch den Sinn für das Höchste erhalten hat, wird es hie und da so gut werden, Momente eines schöneren Daseyns in seinem Gemüthe zu erzeugen; jedoch gehören dazu Stille und Abgeschlossenheit, die innere Welt wird uns nur aufgethan, wenn wir der äußeren entflohen sind. Die Schauspielerin steht aber vor einem Publicum, und ringt nach dem Beyfalle dieses Publicums. Was sie dem Bilde des Künstlers abgelauscht hat, wird sie wiedergeben als Spiel der Gefahr, aber selten oder nie als den Ausdruck eines Lebens, dessen Blüthe sich nicht

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

in dem Nebellande des Gemeinen und Vergänglichen entfaltet. Schon der reine Genuß eines Kunstwerks fodert tiefe Ruhe, wir werden seiner nicht froh in Gesellschaft, und noch weniger in lärmvoller Umgebung. Denn es muß übergehen in uns, muß Fleisch werden von unserem Fleisch, Geist von unserem Geist; das überschwengliche Gefühl, welches den Künstler erfüllt in der Stunde der Weihe, muß auch über uns kommen, und in uns bleiben. Darum kann auch der wahre Kunstfreund, sobald er nicht auf den Standpunct der Kritik herabsteigt, nie mehr als ein Werk des Meisters zu einer und derselben Zeit betrachten; in der Attitüde hingegen drängen sich Momente auf Momente oft in den schneidendsten Gegensätzen in Hinsicht auf Form und Bedeutung. Rec. glaubt diese Bemerkungen der Anzeige des vorliegenden Werkes vorangehen lassen zu müssen, da die Kunst der Minnen, wie etwas früher die Kunst der Rhapsoden, schon da und dort gewinnlustige Nachahmer erweckt. Fällt sie vollends in die Hände von Männern: so muß sie Parodien und Travestirungen erzeugen. Die Künstlerin kann vermittelt des Shawls die mannichfachen Formen der Gewänder und das malerische Spiel der Falten glücklich nachbilden: aber wie will sich hier der Künstler helfen? —

Die Zeichnungen, welche Hr. Peroux von den Attitüden der Mad. H. entworfen, und die Hr. Ritter hier in Umrissen gegeben hat, verrathen überall eine noch unsichere, uncorrecte Hand; wovon besonders die Blätter II, VI, X, XVII und XIX auffallende Beyspiele darbieten. Hie und da wird auch der Begriff des gewählten Moments nicht klar, wie in Bl. XI. Von dem Ausdruck eines Dürer, Raphael und anderer Meister, welche Mad. H. in ihrem kunsthistorischen Cyklus copirt, ist selten eine Spur bey Hn. Peroux zu finden; vielmehr erscheinen seine meisten Gestalten als bloße drapirte Gliederpuppen, womit der Künstler bey der Ausführung seiner Phantasie zu Hülfe kommt. Einem jeden Bilde sind Distichen und gereimte Inschriften von Baggesen untergesetzt, von denen einige trefflich gelungen sind. In dem Distichon auf dem Bilde No. 3, welches eine Karyatide vorstellt, tritt ein drolliger Nebenbegriff hervor:

Solche Hände, gestemmt, heben im Fall den Olymp!

Die Hände sind hier in der That vom Künstler etwas riesenmäßig geformt.

In der Unterschrift zu der Ariadne, auf No. 6, vermag Rec. den Sinn nicht zu enträthseln:

Aaa

Heiliger Wahnsinn flieht vor der Wuth im rollenden Rückblick;

und in der ganzen Gestalt flieht vor dem Manne das Weib.

Die dem Werke vorangeschickte Erklärung des Hn. Leg. R. Vogt hat Rec. keineswegs befriedigt. Gleich der Eingang enthält eine durchaus falsche Ansicht von Kunst. „Es mag, heist es daselbst, manchen jungen Künstler geschmerzt haben, als während der verfloffenen Kriege so viele Kunstschätze aus seiner Nähe entführt wurden; allein so lange eine Nation noch solche lebendige Modelle, wie Mad. *Hendel* hat, kann es nicht an Stoff zu allen Arten von Kunstübungen fehlen. Die Griechen hatten auch keine anderen Hilfsmittel zu ihren trefflichen Werken, und die ersten Künstler neuerer Zeiten mußten eben dahin ihre Zuflucht nehmen.“ Es liegt wohl am Tage, daß ohne die vorhandenen Werke der großen Meister die Attitüden der Mad. H. schwerlich zum Vorschein gekommen wären. Hätten *Raphael*, *Fra Bartolomeo*, *Correggio*, *Alb. Dürer* und andere Männer solches Namens von den Neuern lernen müssen, oder vom Modell: wahrlich, wir stünden jetzt nicht, in Entzückung verloren, vor ihren Werken. Das Bild, welches in *Raphaels* Seele kam, wie er mit frommer Naivität von sich erzählt, gehörte nicht der Erscheinungswelt an, und war kein irdisches, vergängliches Wesen, und die Lichtwelt, in welcher *Guido* seine zum Himmel schwebende Jungfrau darstellte, ward ihm nicht durch die Theaterbeleuchtung offenbar. — Diese seine Lieblingsgrille sucht Hr. V. — hier am unrechten Orte — aus der Kunstgeschichte zu beweisen, was ihm aber nicht gelingen will, und S. 9 behauptet er sogar, *Correggio* habe sein berühmtes: Auch ich bin ein Maler, im Bewußtseyn seiner — *Studien!* ausgerufen. Zuletzt ertheilt er sogar jungen Künstlern den Rath, die schönen Gebilde ihrer Phantasie — in der Wirklichkeit zu suchen, und wenn es ihnen dann so gut geworden sey, eine Mad. *Hendel* zu finden, ihrer — Unsterblichkeit gewiß zu seyn.

S. A.

MANNHEIM, b. Schwan und Götz: *Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers*, von *Isidorus*. 1808. 208 S. 8. (1 Thlr. 4gr.)

Ein protestantischer Pilger, mit Muscheln behangen, und den Rosenkranz in der Hand, würde noch vor zwanzig Jahren nicht geringes Aufsehen unter uns erregt haben; aber wir sind allmählich so gewöhnt an Wundererscheinungen, daß uns nur das Alltägliche noch wunderbar dünkt. Dieser *Isidorus* scheint es übrigens ernstlich zu meinen, und so wollen wir denn auch seine Gesinnung nicht weiter in Anspruch nehmen; jedoch muß er uns erlauben, ein Wort über seine Lieder zu sagen, indem er sie nicht bloß singt, sondern auch drucken läßt. Im Grunde ist Rec. mit diesem Büchlein ein wenig verlegen; der Vf. ist, allem Ansehen nach, mit einer Gemüths-krankheit behaftet, welche von unseren Nosologen bis jetzt übersehen wurde. Wir möchten diese Krankheit, welche sich hie und da als endemisch zu constituiren anfängt, die mystische oder romantische Hysterie nennen. Nach den Beobachtungen des Rec.

beginnt sie mit Abspannung, und endigt mit Überspannung. Wenn der Paroxysmus eintritt: so zerfließt alles um den Kranken in Luft und Nebel, er phantastirt unablässig vom Karfunkel, und spricht gewöhnlich in Sonetten. Rec. mußte sehr irren, oder das vorliegende Liederbuch ist die Folge eines solchen Paroxysmus. Zwar glauben einige nüchterne Menschen, es habe mit dieser Seuche bey uns nicht viel mehr zu bedeuten, als mit dem gelben Fieber; wir sind jedoch aus guten Gründen anderer Meinung, und stimmen keineswegs dem Dichter in der Europa bey, der bey ähnlicher Veranlassung seinen Hauskolt ausrufen läßt:

Alle Spinnen haben ausgesponnen!

Darum machten wir es auch für verdienstlich, aus den Delirien des frommen Pilgers Einiges auszuheben, was das Publicum auf das Übel aufmerksam machen kann.

Gleich im ersten Gedicht, an die Himmelskönigin, ruft der andächtige Sänger:

Werd ich mir deiner ganz bewußt,
Da fällt ein Himmel auf die Brust u. s. w.
Wie überschwenglich liebst du mich,
Was wär ich Armer ohne dich;
Könntst du mir je dein Licht entziehen,
Ich müßte rettungslos verblühen,
Ich sank in eine blasse Nacht,
Wenn du mir deine Brust verjagst.

Im zweyten Gedichte heist es von einem Lieberkranken:

Ihm war so wohl zu Muth,
Wußt nicht, wie ihm geschah,
Sehnt sich nach fernem Gute,
Hielt sich zugleich für nah.

S. 33 wandelt ein Pilger mit dem Posthorn, und macht eine wunderbare Wirkung auf das Gemüth des Dichters.

Fernab im grünen Wald,
Das Hifthorn schallt,
Bin mitgezogen durch den Wald,
Zum Sänger - Aufenthalt
Bin ich gewallt,
Auf ewig in den grünen Wald.

S. 34 möchte der arme Pilger

Verwandelt werden in ein grünes Reis,
Daß er einwüchs in dies Paradies,
Und ein Springbrunn werden aus Schall und Duft.

Die letzte Verwandlung hat sein Dämon an ihm geschehen lassen.

An der offenen See, S. 39, wird es vollends arg mit seinem Zustande:

Und es klang vor meinen Ohren
Ein verweh'nder Rausch von Wellen,
Alle Augen tief hinunter
Fühlten in die dursten Quellen.
Selber als ein goldner Nachen
Ist das Herz sich vorgekommen,
Weit hinaus in Duft und Ferne
Hat es die Gefahr beschwommen.

Bisweilen wirft der Pilgrim die Kutte weg, und wird zum Ritter, wie S. 44.

Hät ich soll'n an Blut verarmen;
Schöner Tod im Feld, als Flucht.
Doch in diesen beiden Armen
Wuchs nur rastlos Wuth und Wucht.

Im Frühlinge klingt es ihm gar sonderbar um die Ohren (S. 49):

Dort an jener Bergesreihe
Klingt die Bläue,
Und die Fichte strömt zurück.

Alles hat sich angerichtet,
Jede Ferne steht gelichtet,
Und die Welt zerfließt in Luft.

Nach dem Blau streckt Hand und Grüne
Frische Grüne,
In dem Himmel blüht der Wein;
Waldhorn ruft von dort herüber,
Jede Schwinge weht hinüber,
Wächst der ganze Mensch hinein.

S. 66 zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen.
Die Thränen des armen verliebten Pilgers kommen
verheerend herabgeschossen.

Sie stürzen schluchzend über uns zusammen,
Der weichen Gegend bringen sie Verderben,

u. f. w.

Wie weit bleibt hier der kühnste Schwung in der
asiatischen Banise zurück!

S. 68 erscheint die wunderbarste Metamorphose,
die seit der alten Götterherrschaft sich ereignet. Der
Pilger wird mir nichts, dir nichts, vor unseren Augen
in eine Pilgerin verwandelt.

Sein Blick hat Farben, Kühlung, Thau, gefogen,
Es fühlt sein Schoos, wie er empfangend schwellt.
Nun kann der Pilger lieben, sinnen, hoffen, u. f. w.

S. 72. Bey dem Abschied an einen Freund wird
es dem Leser wirklich bange.

Blitze du übermüthig umher,
Du triffst und entzündest, mein Freund!
Donnernd lieb ich dich auch,
Denn das Erdclement
Ist der heilige Zorn!

Halte das Kreuz du empor und den Thyrsus,
Ich rett aus den Fluthen das Schwert.

Unsere Leser sind es wahrscheinlich müde, noch mehr
zu hören. Die andächtigen Seelen aber wollen wir
bitten, die ausgehobenen Stellen als einzelne kostbare
Perlen zu betrachten, die sich füglich zu einem
Rosenkranze zusammenreihen lassen. Rec. mag übrigens
nicht bergen, daß ihn ein Gefühl von Wehmuth
überwältigte, als er das Spisebüchlein aus der
Hand legte. Der junge Mann, welcher hier in der
narrischen Maske auftritt, ist keinesweges ohne glückliche
Anlagen, und besonders scheint er einen reinen,
kindlichen Sinn-treu in sich bewahrt zu haben. Nur
fehlt es ihm gänzlich an Bildung, Alles ist bey ihm
formlos, und selbst die Gesetze der Sprache, so wie
die des Rhythmus, sind ihm fremd. Ein weiches Gemüth
flüchtet nur zu gern aus der Gegenwart, und giebt
sich dann, wenn es nicht Kraft genug hat, eine Welt
in sich zu bilden, täuschenden Traumgestalten hin,
die ihr Spiel mit ihm treiben, und in diesem Spiele
muss es trostlos untergehen.

S. A.

BERLIN, b. Hitzig: *Spanisches Theater*. Herausgegeben
von August Wilhelm Schlegel. Zweyter
Band. 1809. 342 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Schauspiele von Don Pedro
Calderon de la Barca*. Übersetzt von A. W. Schlegel.
Zweyter Band.

Es muss jedem Freunde der spanischen Poesie ei-

ne sehr willkommene Erscheinung seyn, A. W. Schlegels
Übersetzung von Calderons Dramen, wenn auch
erst nach einem langen Zwischenraume von 6 Jahren,
fortgesetzt zu sehen, und es ist zu wünschen, daß
eine so große Pause nicht wieder eintreten möge. Im
Allgemeinen auf unsere Anzeige des ersten Bandes
uns beziehend (1806 No. 106), bemerken wir zunächst,
daß dieser zweyte Band nur zwey Dramen
enthält: das Trauerspiel: *der standhafte Prinz*, und das
romantische Schauspiel: *die Brüder von Mantible*. —
Der Gegenstand der Tragödie ist die heldenmüthige
Standhaftigkeit, wodurch der portugiesische Infant
Don Fernando sich die Märtyrerkrone erwirbt. Nach
dem unglücklichen Ausgange einer glücklich begonnenen
Schlacht geräth der Prinz in die Gefangenschaft des
Königs von Fez; aus dieser ihn zu befreien, erbietet
sich der portugiesische König, in die Forderung des
Siegers willigend, Ceuta abzutreten. Aber der
unglückliche Prinz verschmäht, um diesen Preis seine
Freyheit zu erlangen, und will schlechterdings nicht
zugeben, daß die christliche Stadt wiederum der Macht
eines ungläubigen Herrschers überliefert werde, dieses
für einen Hochverrath am Christenthum erklärend.
Gleich fest beharrt nun der heidnische König auf seiner
Forderung, und da er sieht, daß Don Fernando standhaft
ihrer Gewährung sich widersetzt: so übt er an ihm alle
die Gewaltthätigkeit und Schmach, die nur dem
niedrigsten Sklaven angethan werden mag. Statt aber
des Prinzen Muth zu beugen, bestärkt er ihn durch diese
grausame Behandlung in der unerschütterlichen Festigkeit
seiner erhabenen Gesinnung, und Don Fernando läßt mit
der heroischen Geduld und Ergebung eines gottgeweihten
Märtyrers alles Elend und die empörendste Erniedrigung
über sich ergehen. Endlich erliegt er seinen entsetzlichen
Leiden, denen der Tod ein Ende macht. Da erscheint
ein portugiesisches Heer, das zu seiner Befreyung bis
vor die Mauern von Fez dringt, wo der besiegte
König genöthigt wird, den Leichnam des Prinzen auszuliefern,
daß dieser nach seinem Tode gleichsam noch triumphirt,
welches sinnbildlich durch die schöne Dichtung
dargestellt ist, wie er, als abgeschiedener Geist, in
kriegerischer Gestalt dem heranrückenden Heere mit
einer Fackel in der Nacht vorleuchtend, es dem Siege
entgegenführt.

Das phantastische Drama, *die Brüder von Mantible*,
will selbst gelesen seyn, eine vollständige Idee läßt
sich in wenigen Worten von diesem originellen Zauberspiele
nicht geben, dessen Hauptgegenstand die romantische
Liebe der schönen Floripes, der Schwester des rohen
sarazenischen Fürsten Fierabras, zum Guido von
Bourgogne ist, einem von den Paladinen Karls des
Großen.

Was nun die Übersetzung selbst betrifft: so ist sie
im Ganzen trefflich gerathen, und in den Hauptparthieen
so eindringlich und ansprechend, wie nur von einem
solchen Meister sich erwarten läßt. Die Wirkung der
Assonanzen hat zuweilen der Übersetzer durch öfteres
Wiederholen des Anklanges in den Strophen selbst zu
erhöhen gesucht, und es ist ihm damit sehr gut gelungen,
wie unter andern in den Brä-

dern von Mantible S. 222 mit der Affonanz *us*. Aber da, wo dieses künstliche Mittel nicht angewandt ist, bleibt der Effect der Anklänge sehr gering, und er ist selbst für ein geübtes Ohr so wenig merkbar, daß die darauf verwandte Mühe verloren scheint, zumal sie sehr gezwungene Umstellungen nicht selten zur Folge haben. Ein paar Beyspiele werden dieses deutlicher machen. S. 70 heist es:

Kriegsgefangne von der Grösse,
Die den Herren ehren, so
Zu bedienen sich gehört es.

Und S. 72 steht:

Und statt Schmerz und Trauer, Feste
Froh begeh'n, in Kleidern köstlich.

Hin und wieder stößt man auf Unverständlichkeiten, wie S. 8 in den Worten:

Wenn ich wüßte,
Zelima, was mich betrübt,
Weiß ich auch, daß, gern geübt,
Selbst der Schmerz es lindern müßte.

Im Original lauten die beiden letzten Strophen ganz klar so:

*de mi mis mo sentimiento
lisonja al dolor hiciera.*

Dasselbe gilt S. 15 von den Versen:

Lass uns hören
Und dich nichts im Reden stören — — —
Kann ich reden? kann ich ruhn?

wovon das Original so lautet:

*Prolique
y nada a callar te oblique — — —
Ni hablar ni callar podré.*

C. f. r. z.

1) **BERLIN**, b. Schöne: *Beyträge zur deutschen Schaubühne* von *Julius von Voß*. 1809. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ebendaf.: *Beyträge für die deutsche Bühne* von *Karl Albrecht*. 1809. 265 S. 8. (16 Gr.)

3) **WIEN**, b. Kupfer u. Wimmer: *Wiener - Leopoldstädter - Theater*. I Band. 1809. 280 S. 8. (16 Gr.)

Alle drey Sammlungen sind sich darin ähnlich, daß sie keine Dinge von großer Wichtigkeit und ausgezeichnetem Werthe enthalten. Jede liefert drey Stücke. No. 1 giebt zuerst: *Die zwölf schlafenden Jungfrauen*, romantisches Schauspiel mit Gesang in 4 Acten. Diese sind wegen der Verbrechen ihres Vaters zum Schlafe verdammt, bis sich ein unbescholtener Jüngling findet, welcher das 24 Jahr erreicht hat, ohne seine Ältern zu sehen, ohne sich zu verlieben u. s. w. Ein böser Genius ist nun bemüht, die Erfüllung dieser Bedingungen fortwährend zu vereiteln, wogegen ein guter Geist den Ritter schützt. Dies bringt viel Vorfälle und Decorationen in das Stück, welches ganz nach Art des Donauweibchens hin und her fluthet. Wäre statt so vieler Personen eine einzige mit dem Ritter als Hinderniß seines Unternehmens verknüpft: so würde das Interesse für den Gegenstand weit mehr erregt werden. So ist die Verknüpfung mehr von aussen her, und wird nur geschichtlich von guten und bösen Dämonen geleitet. — Es folgt: *Die Sternenkönigin*, romantisches Feenmärchen mit Gesang in drey Acten, welches einen ähnli-

chen Charakter hat. Es wird mit den Wundern und Verwandlungen darin oft ein wahres Spiel getrieben, weshalb sie nur zur Augenlust und nichts zur Erhebung des Ganzen beytragen können. Mit mehr Geschwätz und Nebenscenen möchte es wohl weniger als das vorige gefallen. — Das letzte Stück ist: *Der Bankrott*, Posse in 1 Act, nach dem Canesass des Federici, worin das Bankrottmachen der Kaufleute gleichsam persifliert wird, indem ein Schuhflicker dadurch auf den Einfall kommt, von den dargebrachten Stiefeln und Schuben immer eins zu behalten, um 50 pC. zu gewinnen. Dazu gehört aber eine gar zu große Dummheit, weshalb das Ganze keine Wahrscheinlichkeit erhält. Die Posse muß ihre Ubertreibung (ihre Idealisirung) aus dem Inneren der menschlichen Natur schöpfen, nicht den Personen äußerlich nach Willkühr aufbürden, sonst wird das Komische wieder lächerlich, und vernichtet sich selbst. — No. 2 liefert völlig elende Sachen. *Das Cassino*, ein Sittengemälde in 1 Act, handelt ganz plan und mit dem *pro contra* einer Abhandlung von der nützlichen oder schädlichen Aufklärung der Juden, vom Schinkenessen, das sogar sichtbarlich vollzogen wird, und von der Aufnahme einer Judenfamilie in ein christliches Cassino, wovon das Stück den Namen führt. — *Die Privattheaterprobe* stellt einen jungen Menschen auf, der aus Furcht vor einer unglücklichen Ehe mit seiner Geliebten einen Ehecontract nur auf einige Jahre abschließen will. Da aber sein Vater ihn zu dem Revers bringt, daß er sie unbedingt heirathen wolle, wenn man ihn jemals mit ihr in einer vertraulichen Stellung anträfe: so gehört nur eine Theaterprobe mit vertraulichen Scenen dazu, um ihn auf ewig zu fesseln. Das ist Asterwitz. *Piedro und Elmira*, ein Singpiel in vier Aufzügen, zeigt das Schicksal zweyer Liebenden, die nach ihrer Flucht zu einem fernen Lande von dem erzürnten Vater der Geliebten wieder eingeholt, und durch einen Sturm auf dem Meere, woraus der Liebhaber den Vater errettet, endlich ihres Wunsches theilhaftig werden. Es geht darin nach dem, was anderen Stücken abgesehen ist, ganz gewöhnlich her, und nirgends leuchtet ein Funken von Genie. — No. 3 enthält doch wenigstens eins, das für das Theater werth hat. Es ist *Eppo von Geilingen*, ein Gemälde der Vorwelt mit Gesang in drey Aufzügen, bearbeitet von Gleich. Des Ritters Kampf mit den Nürnbergern, wie er zweymal gefangen genommen, und endlich durch den Spruch des Kaisers befreit und vor Gericht gefodert wird — das ist der Inhalt des Stücks, welches in einer kraftvollen Sprache, mit sprechenden Charakterzügen, gedrängt und geräuschvoll ohne Verwirrung auf dem Theater gute Wirkung thun muß. — *Die vier Heymonskinder*, ein komisches Volksmärchen mit Gesang in vier Aufzügen, bearbeitet von Gleich, stellt die Hauptmomente wider einem Zauberer anheim, der mit seinen Wundern dem Stücke eine beliebige Wendung giebt. Es ist bunt und mit glatten Späßen. — *Gemovefe*, Pfalzgräfin am Rhein, erster Theil, ein Original - Schauspiel in fünf Aufzügen von Crenzin, enthält den bekannten Gegenstand in einem geschichtlich forteilenden Gange, ohne den frommen, romantischen Geist, den die einfache Erzählung unter dem Volke athmet.

T. Z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1810.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Kratzsch u. Wettach: *Die neueren Fortschritte im doppelten kaufmännischen Buchhalten mit Inbegriff der von dem hamburgischen Buchhalter Daniel Richter gefundenen glücklichen Verbesserung des Journals, verbunden mit einer Anleitung zur Anwendung des doppelten Buchhaltens bey kleinen Geschäftsmännern oder Detailisten und einer Anweisung zur Erbschafts-Buchhalterey.* Ein Versuch von Christian Ernst Hingstedt, Buchhalter bey dem wohlöbl. Zehnten-Amte, auf Handlungs-Comptoiren und bey Erbschafts- und Fallit-Sachen zu Hamburg. 1804. 136 S. gr. 4. (2 Thlr.)

Dieses mit Umsicht, Besonnenheit und Klarheit verfaßte Werk, die Frucht eines vieljährigen Fleißes, scheint noch nicht so bekannt worden zu seyn, wie es verdiente. Gern holen wir daher eine verspätete Anzeige desselben nach. Es zerfällt in 21 Abschnitte, von welchen wir in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, unseren Lesern Rechenschaft geben wollen, jedoch so, daß wir von denen, welche keinen Auszug gestatten und keine Gelegenheit zu eigenen Bemerkungen geben, den Inhalt nur kurz anführen, um desto mehr Raum für die übrigen zu gewinnen.

Die ersten zwey Abschnitte handeln von dem einfachen und doppelten kaufmännischen Buchhalten und von den Vorzügen des doppelten Buchhaltens vor dem einfachen. Mit Recht wünscht der Vf., daß der Name italienisches Buchhalten aufgegeben, und der Name doppeltes Buchhalten dafür allgemein eingeführt werden möge, da dieser gleich einen richtigen Begriff von der Sache giebt, welche ohnehin erst in deutschen Handelsstädten zu ihrer jetzigen Vollkommenheit ausgebildet worden ist. Den Vorschlag eines seiner Freunde, auf den Comptoiren noch ein besonderes Buch zu halten, worin solche Vorfälle beschrieben werden könnten, die in die gewöhnlichen Bücher nicht aufgenommen werden, verwirft der Vf. vorzüglich aus dem Grunde, weil dadurch die ohnehin schon so große Anzahl von Handlungsbüchern noch würde vermehrt werden. Wir lassen diesem Grunde volle Gerechtigkeit widerfahren, indem wir überhaupt eher für die Verminderung, als für die Vermehrung der Handlungsbücher stimmen; und da die Gegenstände, welche nach der Meinung seines Freundes in dieses besondere Buch eingetragen werden sollen, nicht

genauer angegeben sind: so können wir ihm um so weniger darin widersprechen. Wir haben es uns aber allezeit als etwas sehr Nützlich gedacht, wenn jeder Handelsherr sich ein besonderes Notizbuch hielte, worin er selbst mit strengster Gewissenhaftigkeit allerley seine Handlung betreffende Ereignisse, Verabredungen u. s. w. niederschrieb, die in die Handlungsbücher nicht notirt werden. Der Kaufmann kann von seinen vielen Verabredungen mit anderen Kaufleuten seines Ortes keine Protocolle führen (bey auswärtigen wird dieses durch die Correspondenz ersetzt), und doch werden bey Processen zuweilen Angaben von ihm gefodert, wozu er allerdings seine Acten müßte nachsehen können. Soll er eine Verabredung — die vielleicht vor einigen Jahren getroffen wurde — eidlich erhärten: so kann er nur mit seinem Gedächtnisse zu Rathe gehen; wie sehr würde aber sein Gewissen erleichtert werden, wenn er auch sein Notizbuch darüber befragen könnte! Da durchaus der Handelsherr selbst dieses Buch führen müßte: so würde dadurch die Zahl der Contobücher für den Buchhalter nicht vermehrt, und mancher Gegenstand weit besser, als durch die eigentlichen Handelsbücher, dadurch aufgeklärt werden. Selbst für die Erben des Kaufmannes könnte ein solches Buch oft von dem größten Nutzen seyn. Im 3 bis 8 Abschnitte beschäftigt sich der Vf. mit den praktischen Fortschritten in dem doppelten kaufmännischen Buchhalten in Hinsicht auf Sprache, bessere Stellungen, richtigere Wahl der Conten und den rechten Gebrauch der Principalconten. Bey Weitem der wichtigste von allen ist der letzte Abschnitt, worin der Vf. treffliche Lehren über die Aufstellung der Havarie-, Affuranz- und Schiffsconten, und wie die Conten bey Erbschaftsübernahmen einzurichten sind, ertheilt. Den Inhalt des 9 Abschnitts macht der Entwurf eines Journals aus, das nach den neuesten Fortschritten entworfen und ganz so eingerichtet ist, wie der Vf. solches wirklich führt. „Ohne Erröthen, sagt Hr. H., darf ich versichern, daß bey großen Geschäften, sie mögen so ausgedehnt und mannichfaltig seyn, wie sie wollen, das Journal auf die Art und Weise, wie sie die Probe angiebt, mit Sicherheit und Zuverlässigkeit geführt werden könne, und daß diese Probe die Muster in den gewöhnlichen Lehrbüchern der doppelten Methode weit hinter sich lasse.“ Wir stimmen ihm hierin aus voller Überzeugung bey, und gestehen gern, daß ein solches Journal, worin die größte Reinheit der Sprache, ein sehr kurzer Stil, eine höchst bequeme Stellung der Posten und die größte Zuverlässigkeit herrscht,

B b b

uns in den uns bekannten Lehrbüchern noch nicht vorgekommen ist, und daß diese Probe, worin er alles bisher Gesagte recht anschaulich macht, und die Anwendung seiner Regeln praktisch lehrt, ihn zu Ansprüchen auf den größten Dank der Leser berechtigt. — Höchst wahr, richtig, aus gründlicher Theorie und vieljähriger Praxis geschöpft ist alles, was der Vf. im 10 Abschnitte von der Schluss-Bilance im doppelten Stile sagt, und ganz übereinstimmend mit dem, wovon Rec. sich durch eigene 25jährige Praxis überzeugt hat. „Es ist ein unverantwortlicher Leichtfinn, sagt Hr. H. am Schlusse dieser Abhandlung, wenn man sich erlaubt, auf irgend eine versteckte Weise die Summen der Bilanz auszugleichen, welche nicht treffen wollen, um sich die fernere Mühe des Nachsuchens zu ersparen. Der ächte Buchhalter würde sich lieber die Hand abhauen, ehe er sich solchen Leichtsinns verstattete. Ich würde so etwas nicht für möglich gehalten haben, wenn ich nicht die Erfahrung von einem solchen Falle in meiner Praxis wirklich gemacht hätte.“ Wir haben uns das Vergnügen nicht versagen können, diese kräftigen Worte hier anzuführen, weil sich ein edler Charakter darin ausspricht, und ein noch nicht verdorbener, aber leichtsinniger junger Mensch dadurch erschüttert und mit dem ganzen Umfange und der Schändlichkeit eines Verbrechens bekannt gemacht werden muß, von welchem wir glauben, daß es häufiger ausgeübt wird, als unser Vf. meint. Wir können es uns sehr wohl denken, daß ein junger, unerfahrener Buchhalter, dem die Bilanz nicht stimmen will, und der überzeugt ist, absichtlich nichts unrichtig eingetragen zu haben, und durch diese erkünstelte Ausgleichung der Bilanz keinen Vortheil für sich zu suchen, sich leichtsinniger Weise bereden könne, der Fehler müsse durchaus in irgend einer unrichtigen Addition stecken, und er dürfe mit ruhigem Gewissen die wenigen Groschen oder Pfennige, woran es sich stößt, irgendwo zurechnen, um zum Abschlusse zu kommen. Ein solcher mag den Urtheilspruch eines rechtlichen und erfahrenen Mannes hierüber hören, und sich zur Warnung dienen lassen.

Der 12, 13 und 14 Abschnitt handelt von der Revolution in der Buchhalterey, welche durch das so berühmte als berüchtigte *jonesche* System herbeygeführt wurde, und sucht Jones Gründe gegen das doppelte Buchhalten nicht nur gründlich zu widerlegen, sondern auch zu beweisen, daß dieses System überhaupt mangelhaft, und, auf die doppelte Buchhalterey angewandt, gänzlich unbrauchbar sey. Es ist nicht möglich, gründlicher und besser hierüber zu schreiben, als hier geschehen ist. Der 15, 16, 17 und 18 Abschnitt beschäftigt sich vorzüglich mit der neuen Erfindung des hamburgischen Buchhalters, *Daniel Richter*, durch deren Anwendung (welche nur sehr geringer Vorrichtungen bedarf) der Gewinn und Verlust eines Jahres auch im Journale gefunden wird. Hr. Richter gab seine *deutsche Buchhalterey* im J. 1803 heraus, und da ihm durchaus die Gabe, richtig und deutlich zu schreiben und seine Gedanken einleuchtend

vorzutragen, fehlt: so würde seine Erfindung wohl schwerlich benutzt worden seyn, wenn Hr. H. solche nicht hervorgezogen und beleuchtet hätte. Dabey ist es erfreulich zu lesen, wie er — der Mann von gebildetem Geschmacke — das Geschmacklose, Mangelhafte und Ungrammatische in der *richterschen* Schrift so milde beurtheilt und zu verbergen sucht, und dagegen mit solchem Wohlgefallen diese fremde Erfindung erhebt, und ihr Eingang zu verschaffen sich bemüht. Wir glauben nun zwar nicht, daß Hr. Richter als *eigentlicher Erfinder* dieser neuen Methode (den Gewinn oder Verlust durch das Journal zu finden) anzusehen sey, und er selbst gesteht offenherzig, von Jones darauf geleitet worden zu seyn, welches auch jedem Kenner des *joneschen* Systems in die Augen fällt; dessenungeachtet aber ist es immer höchst schätzbar, daß Hr. R. darauf verfiel, das einzige Gute und in Praxi Anwendbare des *joneschen* Systems aus demselben herauszuheben, zu vervollkommen, es von allein Übrigen, Unbedeutenden und Unbrauchbaren, worauf Jones und seine Nachbeter gerade den größten Werth legten, zu reinigen, und so die Buchhalterey mit einer schätzbaren Erfindung zu bereichern, die sonst mit dem Ganzen des unbehäfflichen *joneschen* Systems ein Raub der Vergessenheit geworden wäre.

Diese neue *richtersche* Methode scheint uns daher so wichtig, daß wir etwas sehr nützliches für die Buchhalterey zu thun glauben, wenn wir solche nicht nur hier kürzlich im Auszuge mittheilen, sondern selbige auch nach unserer Ansicht zu erläutern und ihre Richtigkeit zu erweisen suchen. Nach dieser Methode leidet das Hauptbuch gar keine Veränderung, welches schon ein sehr großer Gewinn für den Buchhalter in irgend einer ausgebreiteten Handlung ist, wenn man damit ein *jonesches* Hauptbuch mit seinen vielen Linien vergleicht. Nur im Journal werden auf jedem Blatte rechter Hand doppelte Rubriken für Marken und Schillinge oder Thaler, Groschen und Pfennige angelegt. Die erste Rubrik wird für Debitsummen, und die zweyte für Creditsummen bestimmt. Nun werden die Stellungen wie gewöhnlich gemacht, jedoch keine anderen in die Rubriken ausgeworfen, als die der Kaufmann wirklich einhebt oder zu fordern hat, oder schuldig wird und auszahlt. Alle übrigen Posten, die bloß auf *Principalconten*, auf des Handlungseigenthümers eigene Conten, als: Waaren-, Commissions-, Handlungs-, Kosten-Conten u. s. w. zu setzen sind, bleiben vor den Rubriken (*ante linea*) stehen. Ins Hauptbuch wird alles, wie gewöhnlich, eingetragen. Am Ende jeder Journalseite zieht man die kleinere Summe von der größeren im Debet oder Credit ab, und trägt den Ueberrest in die Columne der nächsten Seite, wohin solcher gehört. Damit fährt man bis zum Abschlusse des Journals fort. Alsdann bleibt, in der Regel, eine Summe im Debet oder im Credit übrig. Darauf werden alle Gegenstände der Handlung, die einen reellen Werth haben, als Waaren, Häuser, Schiffe u. s. w., in die Debet-Rubrik nach ihrem Werthe eingetra-

gen, auch werden alle Differenzen auf Personenconten ausgeglichen. Endlich zieht man die vorher übrig gebliebene Summe davon ab, oder thut solche hinzu, und man hat nun früher den Gewinn oder Verlust des verfloßenen Zeitraums im Journale, als im Hauptbuche gefunden.

Ein Journal nach dieser Methode liefert der 10. Abschnitt, und ein Hauptbuch dazu der Anhang, woraus die praktische Anwendung deutlich genug hervorgeht. Eben so stellt der 20. Abschnitt ein Journal auf, welches als Muster dienen kann, wie auch kleine Kaufleute, Krämer u. s. w. ihre Bücher nach doppelter Methode mit Hilfe der richterschen Erfindung auf eine leichte und sichere Weise führen können. Für diejenigen, welche das Werk besitzen, wollen wir suchen, diese neue Erfindung mit Hilfe dieses Journals zu erläutern und zu erweisen.

Wenn in die neuen vom Vf. angegebenen Rubriken alle Posten ohne Ausnahme in Credit und Debet eingetragen würden: so würden sie sich natürlicher Weise vollkommen gegen einander ausgleichen müssen, und demnach die Summe des Credits gleich seyn der Summe des Debets. Nun aber trägt er nur einen Theil der Posten in die Rubriken ein, und läßt einen andern Theil derselben aus, und wenn zuletzt die beiden Columnen jede für sich addirt, und die kleinere Summe von der grösseren subtrahirt wird: so zeigt sich, daß das Residuum gleich ist dem Gewinne oder dem Verluste, welchen auch die Gewinn- und Verlust-Conto besagt, und zwar zeigt die grössere Summe im Debet den Gewinn, und die grössere Summe im Credit den Verlust an. Wir wollen also untersuchen, wie dieses so zu trifft, und wodurch es zur allgemeinen Regel erhoben wird. Im Anfange, bey dem Eintragen des Inventarii sind alle Debitores und alle Creditores, bis auf den Beytrag des *Waarenlagers*, in die neuen Rubriken eingetragen worden. Auch sind, im Laufe des Jahres, alle *Einnahmen* und *Ausgaben* des *Waarenlagers* für verkaufte und eingekaufte Waaren nicht in diese Rubriken aufgenommen worden. Ferner sind im Laufe des Jahres alle diejenigen Posten ausgelassen worden, wofür solche Rechnungen belastet oder creditirt worden sind, die zuletzt durch Gewinn- und Verlust-Conto ausgeglichen werden. Alle anderen Einnahmen und Ausgaben aber sind ohne Ausnahme richtig in Credit und Debet eingetragen worden. Wenn nun bey dem *Schlusse des Jahres* der Saldo des *Waarenlagers* (ohne dessen Gewinn, den es durch die Taxation des wirklichen Vorraths erhält) in den Debet eingetragen würde: so würde dadurch mit Einem Male alles ersetzt werden, was im Laufe des ganzen Jahres im Credit und Debet, von den Posten, die das *Waaren-Lager* betreffen, ausgelassen worden ist, und es würden in diesen neuen Rubriken bloß nur noch diejenigen Summen fehlen, welche auf Gewinn- und Verlust-Conto gehören, und es müßte daher (mit Ausnahme des Gewinnes oder Verlustes am *Waaren-Lager*) der Gewinn sich ergeben durch das Residuum im Debet und der Verlust durch das Residuum im Credit. Wenn

man aber (so wie der Vf. es macht) bey dem *Schlusse* des Jahres den Betrag des *Waaren-Lagers* nach seinem, durch die Taxation erhöhten, Preise in den Debet einträgt: so ist das eben so gut, als wenn man in den Debet eingetragen hätte a) den reinen Saldo des *Waaren-Lagers*, und b) den Betrag dessen, was durch die erhöhte Taxation darauf gewonnen ist; folglich ist der Gewinn mit in diese Rubrik aufgenommen, und muß sich also auch in selbiger zeigen. Daher kann es also nicht anders seyn, als daß der Überschufs in der Debet-Rubrik, wenn die Summe der Credit-Rubrik davon abgezogen ist, gleich seyn muß dem wirklichen Gewinne, den die Gewinn- und Verlust-Conto im Hauptbuche angiebt.

Zu besserer Übersicht wollen wir sehen, welche Posten der Vf. ausgelassen habe, weil diese die wenigsten sind, und man daraus leicht abnehmen kann, welche er eingetragen haben müsse: wobey es auch von selbst versteht, daß das, was hier vom *Waaren-Lager* gesagt wird, auch bey allen anderen Rechnungen Statt findet, die ihren inneren Werth vermehren oder vermindern, und dadurch einen Gewinn oder Verlust gewähren, als *Waaren unter auswärtigen Freunden*, *Wechsel-Contos* u. dgl. m.

Diese ausgelassenen Posten sind:

	im Debet.	im Credit.
1. Waaren-Lager, laut Inventarii Mk.	31462. 3	
2. Haushaltungs-Einnahme		970. —
3. Waaren-Lager. Einkauf	13856. 9	
4. Handlungskosten	146. 8	
5. Ausgaben des Wohnhauses	168. —	
6. Haushaltung	1588. 11	
7. Interessén	256. —	
8. Waaren-Lager-Verkauf		10598. 8
9. Waaren-Lager. Einkauf	15877. 2	
10. Handlungskosten	268. —	
11. Ausgaben des Wohnhauses	256. —	
12. Haushaltung	2118. 8	
13. Interessén	260. —	
14. Waaren-Lager. Verkauf		9349. 8
15. Haushaltung. Alte Rechnung	648. —	
16. Waaren-Lager. Verkauf		20262. 10
17. Agio der Cassa		66. 13
	Mk. 66905. 9.	41247. 7

Nun muß noch in Debet eingetragen werden der Betrag des *Waaren-Lagers* mit Einschluß des darauf berechneten Gewinnes. Da hier bloß die ausgelassenen Posten notirt sind: so muß dieser Betrag auch hier entweder vom Debet abgezogen, oder in den Credit zur Einnahme gebracht werden. Wir wollen das letztere versuchen

	29327. 12
	Mk. 70675. 3
abgezogen der Debet	66905. 9
Bleibt übrig	3669. 10

Welches auch die Gewinn- und Verlust-Conto eben so angiebt.

Noch deutlicher wird das Ganze, wenn wir die

ausgelassenen Posten classificiren. Es sind nämlich ausgelassen im Debet

- a) Der erste Bestand des Waaren-Lagers mit - 31421 Mk. 38.
 b) Alle Ankäufe von Waaren, wo- für Waaren-Conto hätte belastet werden müssen, mit - 29733 . 12

in Summa Mk. 61195. 14

Dagegen sind auch im Credit ausgelassen

Alle Waaren-Verkäufe mit 40210. 10

Daraus entsteht ein Deficit im Debet von - 20985 Mk. 48.

welches gerade so viel betragen muß, als die vorräthigen Waaren jetzt kosten.

- c) Alle Ausgaben für die Haushaltung - - - - - Mk. 4355. 3
 Und die Einnahme für die Haushaltung - - - - - 970. — 3385. 3
 d) Alle Handlungskosten - - - - - 414. 8
 e) Alle Ausgaben für das Wohnhaus - - - - - 424. —
 f) Alle Interessen - - - - - 516. —

Es sind also überhaupt ausgelassen oder zu wenig im Debet notirt - - - - - Mk. 25724. 15

Dieses stimmt auch vollkommen mit der Summe überein, die sich S. 104, als Residuum, im Credit findet.

Beym Schluß wird nun noch in den Debet eingetragen der Saldo des Waaren-Lagers nach dem Inventario mit Mk. 29327. 12. Nun wird noch in den Debet eingetragen der Gewinn, welcher sich auf den Conten, die doppelte Linien im Hauptbuche haben, durch höhere Berechnung ihres Saldo's ergibt, so wie in den Credit eingetragen werden muß der Verlust auf eben solchen Conten, der durch niedrigere Berechnung des Saldo's entsteht. Hier haben wir nur Einen solchen Fall bey der Cassa, welcher durch einen Agio-Vortheil entspringt. Nämlich

die Einnahme, welche auch hier im Debet eingetragen ist, beträgt in Courant Mk. 47199. 6 u. in Bco. 37759. 8

die Ausgabe beträgt im Crnt. - 41551. 7 u. in Bco. 33307. 15

Es bleibt also ein Saldo von 5647. 15 4451. 9

Dieser Saldo ist schon im Laufe des Jahres, successive, wie er entstanden ist, in die neuen Rubriken aufgenom-

men worden. Da aber bey dem Abschlusse der Bücher angenommen worden, daß am Course profitirt sey, und daher diese 3647 Mk. 15 Ct. wirklich mehr als 4451 Mk. 9 fs. Bco., nämlich Mk. 4518. 6 fs. werth seyen, woraus ein Gewinn von 66 Mk. 13 fs. entspringt: so muß dieser Gewinn, als eine Einnahme der Cassa, in die Debet-Columnne aufgebracht werden

Summa des Debets	66. 13
Abgezogen den Credit, oder was im Debet ausgelassen ist	29394. 9
bleiben übrig	25724. 15
	Mk. 3669. 10

welches völlig mit der Summe übereinstimmen muß, welche die Gewinn- und Verlust-Conto als Gewinn angiebt. Diese letzteren 66 Mk. 13 fs. sind in der vorhergehenden Auseinandersetzung deshalb im Credit aufgenommen worden, weil daselbst bloß diejenigen Summen angeführt worden sind, welche im Debet oder Credit *ausgelassen* werden müssen, und da die 66 Mk. 13 fs. zu denen in den Debet wirklich aufzunehmenden Posten gehören: so hätten solche dort von der Summe der 66905 Mk. 5 fs. *abgezogen* werden müssen, statt dessen sind solche dem Credit *hinzugesetzt* worden; welches ganz gleich ist. Hieraus ergibt sich also sehr deutlich, daß bey dieser Verfahrungsart das *Residuum* in der Debet-Columnne dem *Gewinne*, und in der Credit-Columnne dem *Verluste* gleich seyn müsse. Statt des bisherigen doppelten Beweises von der Richtigkeit des Gewinnes oder Verlustes nach der gewöhnlichen Methode des doppelten Buchhaltens, welchen Bilanz- und Gewinn- und Verlust-Conto ertheilen, erhalten wir nach dieser Methode einen *dreyfachen* Beweis, und zwar den dritten, durch das Journal, *früher* als aus dem Hauptbuche, wodurch die Wichtigkeit dieser so einfachen als sicheren Verbesserung einem Jeden in die Augen fallen muß. Aus unserer Darstellung ergibt sich auch, daß man mit gleicher Sicherheit und gleichem Nutzen das Ganze umkehren, und bloß diejenigen Posten in die Rubriken eintragen, welche einen *Einfluß* auf den Gewinn oder Verlust haben, und alle anderen Posten *ante linea* notiren könne. Die Beschaffenheit der Geschäfte, nach welchen die Principal- oder Personen-Conten die Mehrzahl ausmachen, müßte allein über diese Wahl entscheiden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der Realschulbuchh.: *Vergleichungen der gegenwärtig und vormals in den königl. preuss. Staaten eingeführten Maasse und Gewichte*, mit Rücksicht auf die vorzüglichsten Maasse und Gewichte in Europa. Von J. A. Eytelwein, königl. Geh. Oberbaurathe u. f. w. in Berlin. 2te verm. Aufl. 1810. 150 S. 8. (18 Gr.)

Berlin, b. Schöne: *Neues A B C-Buch*, welches zugleich eine Anleitung zum Denken für Kinder enthält. Mit Kupfern von Karl Philipp Moritz, Professor bey der Akademie der bildenden Künste in Berlin. 3te Aufl. Ohne Jahrzahl. 35 S. Text u. 9 S. K. 8. (6 Gr.)

Erfurt, b. Müller: *Der französische Dolmetscher*, oder Sprachbuch für deutsche Bürger und Landleute, die in den nöthigsten Fällen die Franzosen zu verstehen und sich ihnen auch verständlich zu machen wünschen; enthält eine Sammlung der nöthigsten Wörter und Redensarten für den Umgang. 3te stark verm. u. verb. Aufl. 1810. 42 S. 8. (3 Gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: *Kleine französische Grammatik für Kinder*. Mit Übungen über den Syntax, Dialogen, Erzählungen und einem Vocabulaire. Von S. Debonale, vor-maligem Parlements-Advocaten. 2te Auflage. 1810. IV u. 130 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 A U G U S T, 1810.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, b. Kratzsch u. Wettach: *Die neueren Fortschritte im doppelten kaufmännischen Buchhalten mit Inbegriff der von dem hamburgischen Buchhalter Daniel Richter gefundenen glücklichen Verbesserung des Journals*, von Christian Ernst Hingstedt u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Winke für künftige Verbesserer des Buchhaltens, machen den Inhalt des 19 Abschnittes aus. „Es möchte eine ganz verlorne Mühe seyn, sagt der Vf., die doppelte mit der einfachen Buchhaltung vermischen oder verbinden zu wollen, weil es doch Einem Menschen unmöglich ist; die Geschäfte eines nur irgend bedeutenden Kaufmanns allein zu beschreiben. Man suche also die einfache oder die doppelte Buchhaltung allein zu verbessern, wenn man wirklich im Sinne hat, etwas Gutes für die kaufmännische Welt zu bewirken.“ Rec. stimmt dem Vf. hi-rin vollkommen bey, wenn es auch nicht bloß aus d in angeführten Gründe geschieht, daß es Einem Menschen unmöglich falle, allein alle Geschäfte eines bedeutenden Kaufmanns zu beschreiben (dem er übrigens seinen Werth läßt, sondern weil er glaubt, daß die Charaktere der beiden genannten Methoden so ganz einander entgegengesetzt sind, daß sie gar keine Vermischung mit einander vertragen, ohne sich gegenseitig geradezu aufzuheben, und sich in einander zu verwandeln, wodurch also für die Vervollkommnung derselben nichts gewonnen werden könne. Der Hauptvortrag, und das eigentlich Charakteristische des doppelten Buchhaltens besteht unstreitig darin, daß selbiges in der Theorie (aber noch keinesweges in Praxi) mathematische Gewissheit gewährt.

Ich fange nämlich damit an, meine Debitores und Creditores, (worunter auch mein Vermögen gehört,) ins Gleichgewicht zu setzen, und sage: *da Gleiches zu Gleichem stets Gleiches giebt*, so muß eine Gleichung bleiben, wenn ich die Hauptregel allezeit befolge, immer gleiche Summen in den Debet und Credit zu notiren. Ich mag meine Geschäfte so weit ausdehnen, und so lange fortsetzen als ich will, beobachte ich nur *diese* Regel: so kann die Gleichung nicht aufgehoben werden; oder mit anderen Worten: wenn ich alle Debitores und alle Creditores, jede für sich, zusammen addire: so muß die Summa der Debitorum an der einen Seite immer gleich bleiben der Summa der Creditorum an der anderen Seite. Dies

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

ist das, was in der Kunstsprache das *Bilanciren*, *Bilance machen*, heisst. Findet sich bey diesem Bilanzemachen auf der einen Seite eine grössere Summe als auf der anderen: so beweist dieses, daß sich irgendwo ein Fehler müsse eingeschlichen haben, den man durchaus entdecken muß, wenn man alle eingetragenen Posten im Debet und Credit genau mit einander vergleicht.

Gesetzt mein Inventarium besage

A	debet	x		D	credit	x - x
B	debet	y		E	credit	y - x
C	debet	z		F	credit	z + 3
		<u>x + y + z</u>	=			<u>x + y + z</u>
		a	=			a (addit.)
		<u>x + y + z + a</u>	=			<u>x + y + z + a</u>
		z + a	=			z + a (subtr.)
		<u>x + y</u>	=			<u>x + y</u>

hätte ich nun aus Versehen ein Mal gesagt: $0 = a$ oder $a = 0$, das heisst, hätte ich den Debitor vergessen und nur den Creditor notirt, oder umgekehrt; oder ferner hätte ich durch ein anderes Versehen gesagt: $b = b + 1$ oder $b = b - 1$: so würde sich solches bey der Addition an beiden Seiten entdecken, es würde keine vollkommene Gleichung entstehen, oder die Balance würde nicht quadriren. Ich kann aber auf eine andere, viel gefährlichere Weise irren, nämlich ich kann eine ganze Gleichung weglassen, oder ich kann zwey falsche Gleichungen machen, deren Differenzen gleich wären, wenn ich nämlich einmal sage

$$\begin{array}{l} x = x + 1 \quad \text{und ein anderes Mal} \\ y + 1 = y \\ \hline x + y + 1 = x + 1 + y \end{array}$$

hiedurch wird das Gleichgewicht gar nicht gestört, meine Conten bilanciren ganz richtig, und doch sind die einzelnen Sätze falsch. Deshwegen kann man auch nur sagen: die Theorie ist mathematisch richtig, aber sie sichert keinesweges für Fehler in Praxi. Für diese kann man sich nur (freylich nicht mit mathematischer Gewissheit, allein doch mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit) dadurch sichern, daß man die Bücher zweyfach führen läßt, indem es nicht zu vermuthen ist, daß derselbe Fehler zweymal werde begangen werden, und daß man mit der Balance allein sich nicht begnüge, sondern die strengste Revision anstelle, und alle Posten genau mit einander vergleiche. Hieraus geht auch klar genug hervor, wohin die Verbesserer vorzüglich zu trachten haben, nämlich den Buchhalter durch einfache, nicht zu weidläufige und zu viele Zeit raubende, Vorrichtungen in den Stand zu

Ccc

setzen, die ebengenannten und andere denselben ähnliche Fehler möglichst zu vermeiden, oder wenn sie begangen sind, solche aufs schnellste und zuverlässigste zu entdecken. Dieses fiel auch dem Vf. auf, nur wendete er es allein auf das einfache Buchhalten an, da wir es auf die doppelte ebenfalls und vorzüglich anwenden zu müssen glauben. Es ist nicht unmöglich, sagt er, das die einfache Buchhalterey einmal so weit gebracht würde, dass man der doppelten Buchh. ganz dabey entbehren könnte. Man muss nämlich die Schwierigkeit dabey zu besiegen vermögen, dass eine verschriebene Zahl nicht übersehen, und etwas Ausgelassenes leicht nachgefunden werden könne. Eine Schwierigkeit, welche indess nicht so leicht zu überwinden ist, als mancher Kenner des einfachen Buchhaltens und mancher Schriftsteller in diesem Fache etwa glauben mag, zumal wenn man nicht aus der Acht lässt, dass es gewöhnlich Anfänger im Buchhalten sind, welchen man auf Comtoiren die Bücher des einfachen Buchhaltens anzuvertrauen pflegt.

Auf seine Idee, das Journal mit dem Hauptbuche in eines zu verschmelzen, legt der Vf. selbst keinen grossen Werth; und wir müssen gestehen, dass wir auch, so wie er es hier vorträgt, uns nicht viel davon versprechen können. Dennoch haben wir sie aber gar nicht für unfruchtbar, sondern glauben vielmehr, dass so ein buchhalterisches Genie, als der Vf., bey fernerm Nachdenken dadurch auf grosse Vortheile geleitet werden könne. Das hier mitgetheilte Schema hat nur noch wenig in der äusseren Form von einem Journale beybehalten, ist aber eigentlich ein ausführliches Hauptbuch, ungefähr so, wie solches bey öffentlichen Cassen, Rent-Kammern u. s. w. geführt wird. Dadurch würde, unseres Erachtens, wohl die Führung eines Buches, des Journals, aber keine Zeit erspart, und die Übersicht in einem, bey ausgedehnten Geschäften sehr anschwellenden, Hauptbuche sehr erschwert werden. Übrigens würden wir (blos um eine anscheinende Ähnlichkeit mit einem Journale hervorzubringen) auf keinen Fall dazu rathen, Debet und Credit auf derselben Pagina auf einander folgen zu lassen, sondern, wie gewöhnlich bey dem Hauptbuche, Eine Seite — gleichgültig welche — zum Debet und die gegenüberstehende zum Credit bestimmen. Die Übersicht wird dadurch gewiss erleichtert, und vorzüglich fällt es besser in die Augen, wenn ein irrig notirter Posten wieder zurückgeschrieben werden muss.

Von vorzüglichem Nutzen müsste ein solches Buch bey Fallimenten, Erbschaften oder Streitsachen seyn, wo das ganze Buch, oder einzelne Conten daraus, dem Gerichte vorgelegt werden müssen. Man würde dadurch gewisse der gewöhnlichen Klage der Juristen über die Kürze und Dunkelheit der Handlungsbücher ausweichen. In Hamburg (wo der Vf. lebt) mag dies wohl nie der Fall seyn, weil dort sich beynahe jeder auf Handlung versteht; desto mehr ist er es aber an anderen Orten, wo die Handlung von geringer Bedeutung ist. Aus diesen und mehreren

anderen Ursachen wünschen wir, dass der talentvolle Vf. die Vereinigung dieser zwey Bücher zum fernersten Gegenstand seines Nachdenkens machen, und die Resultate der Welt vorlegen möge.

Höchst lehrreiche und auf gut genutzte Erfahrung gegründete Anweisungen zur Erbschaftsbuchhalterey enthält der 2te und letzte Abschnitt. Wir haben uns schon zu weitläufig über dieses Werk ausgelassen, wo zu uns seine Reichhaltigkeit und innerer Werth allerdings berechnete, als dass wir es uns noch erlauben dürften, diesen Abschnitt im Auszuge mitzutheilen, so schwer uns auch diese Versagung wird. Wir hoffen aber schon genug gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit unserer Leser, auch derer, die nicht Kaufleute von Profession sind, auf die Wichtigkeit einer Schrift zu lenken, welche über eine höchst nützliche Wissenschaft ein neues und helles Licht verbreitet.

☉.

WIEN. b. den Edlen von Ghelenschen Erben: *Alphabetisches Handbuch zur Kenntniss der Handlungsbuch- und Wechsel-Geschäfte.* Von Johann Michael Edlen von Zimmerl, wirkl. kaiserl. auch k. k. Rath und Referenten bey dem nied. österreich. Mercantil- und Wechsel-Gerichte. Zweyte vermehrte Auflage. I Theil. A — R. 1805. XVI und 563 S. II Theil. S — Z. 1805. VIII u. 690 S. Register-Band. 1806. 7 Bog. gr. 8. (6 Thlr. 16 gr.)

Die erste Auflage dieses brauchbaren Handbuchs erschien im Jahre 1798. Der Vf. fand sich dazu ermuntert durch das Hofdecret vom 14 Nov. 1793, in welchem eine solche Sammlung gewünscht ward, und wirklich machte die Menge der Gesetze, Anordnungen, Erläuterungen u. Abänderungen seit der Stützung des niederösterreich. Wechsel- und Mercantil-Gerichts zu Wien im J. 1717 sie zu einem allgemein gefühlten Bedürfniss. Sie ist von ihm mit vieler Sorgfalt aus den besten Quellen bearbeitet, nach der Zeitordnung unter den einzelnen Gegenständen. In der zweyten Auflage sind nicht nur die seitdem erschienenen Verfügungen eingeschaltet, sondern auch alle Gesetze hinzugefügt, welche die Handelschiffahrt betreffen. Dieses Werk hat daher jetzt für das ganze Handlung treibende Publicum ein noch größeres Interesse. Auch in Rücklicht auf die Gesetzgebung über diese Gegenstände im Allgemeinen finden sich mehrere Vorschriften, die Aufmerksamkeit und nähere Prüfung auch in anderen Staaten verdienen. Jedem Bande ist das Verzeichniss der darin enthaltenen Rubriken vorangesetzt, und das angehängte Register enthält ein ganz brauchbares Repertorium zur Übersicht des Inhalts der unter den Rubriken angeführten Verfügungen. Einige Artikel findet man freylich, die man nach dem Titel und der daraus sich ergebenden Tendenz des Werkes hier nicht erwarten sollte, als z. B. Zahnärzte und Zeichenmeister: indessen hat der Vf. doch einen Aplaz zu dieser Ausdehnung gehabt, weil er überhaupt manche Gegenstände, die Fabrication und Gewerbsamkeit betreffend, mit zu dem Mercantil-Fach gerechnet hat. Um so mehr wundern wir uns, andere

Gesetze nicht berührt zu sehen, die doch mit dem Credit, folglich auch mit Handels- und Wechsel-Geschäften, in unleugbarer Beziehung stehen. Besonders ist das der Fall mit den Hypothekenordnungen, oder den im Oesterreichischen so genannten Landtafeln, deren Kenntniss einem Jeden, der mit diesen Staaten Geldgeschäfte hat, so interessant seyn muss, dass man sich eine durch ihre Aufnahme verursachte Erweiterung des Werkes gerne dürfte gefallen lassen.

R.

LEIPZIG, b. Gräff: *Universal-Lexikon der Handlungswissenschaften*, bearbeitet nach Savary (;) oder alphabetisch geordneter Unterricht, welcher die Lehre von Waaren, Münzen, Massen und Gewichten, von den Banken und anderen Anstalten zum Behuf des Handels, vom Buchhalten und den übrigen Geschäften des Kaufmanns umfasst; u. s. w. Für den Kaufmann etc., Mäkler, Unternehmer von Manufacturen und Fabriken, den Staats- und Geschäftsmann u. s. w., verfasst von Moses Israel, Friederich Heusinger, und Caspar Ihling. Erster Theil. A — Bank. 1809. XIV u. 604 S. gr. 4. (2 Rthlr.)

Jac. Savary's *Dictionn. univ. de Commerce*, das mehrere Ausgaben erlebt hat, war von jeher das Urbild, nach welchem die Ausländer ihre Wörterbücher der Handlungswissenschaft bildeten. So ward die Ausgabe, die Phil. Ludw. Savary in 3 Bänden, Amsterd. 1726 — 1732 gr. 4, besorgte, das Muster für des ungenannten deutschen Herausgebers: *Allgemeine Schatzkammer der Kaufmannschaft, oder vollständig. Lexikon aller Handl. und Gewerbe*. 3 Theile. Leipz. 1741 — 1742 fol.; dagegen die vermehrte und verbesserte Ausgabe von jenem, Dresden u. Geneve 1752 fol., der Leitfaden zu C. G. Ludovici's *eröffn. Akad. der Kaufleute, oder vollständ. Kaufm.-Lexikon*. 5 Bände. Leipz. 1752 — 56, gr. 8; und *The universal Dictionary of Trade and Commerce by Malachy Postlethwaite*. *Tro Parts*, Lond. 1757 fol.; und endlich die copenhagener Ausgabe 1759 — 1765, in 5 Foliebänd., das Muster der 2ten Ausgabe von Ludovici etc. Leipz. 1767 u. 68, 5 Bände gr. 8; und *Postlethwaite u. s. w.* Lond. 1766 in 2 Bänd. gr. fol. Seitdem haben sich alle Lexikographen der Handlungswissenschaft nach jenen Mustern gebildet, wozu Savary das Modell lieferte. Beweise davon geben: die neue *schwedische Ausgabe von Ludovici Akad. der Kaufleute*. Leipz. 1797 — 1801 6 Bnde. gr. 8; die neue Ausgabe von *Jac. Savary Dictionn. univ. de Commerce*, womit man noch jetzt beschäftigt ist, und das vorliegende *Universal-Lexikon der Handlungswissenschaft*, dessen 1ten Band wir gegenwärtig anzeigen wollen.

Es ist schwer, ja schwieriger wie Mancher denkt, ein Werk der Art, das in seinen wesentlichen Bestandtheilen doch weiter nichts als Compilation ist, so zusammen zu tragen, zu ordnen, und dergestalt einzurichten, dass es völlig seiner Bestimmung entspreche, d. h. Vollständigkeit mit hinlänglicher Ausführung jedes Gegenstandes verbinde, folglich alles das enthalte, was in dem weitschichtigen, oft ab-

wechselnden Gebiete der hieher gehörigen Wissenschaftskunde zu bemerken vorkommt, ohne an Weitläufigkeit zu grenzen, die, wie jedes Fremdartige zu vermeiden ist. Gründlichkeit und Kürze, ohne der Deutlichkeit zu schaden, wird das zweyte, und Rücksicht auf die mit Auswahl notirte Literatur bey Hauptartikeln, das dritte wesentliche Erfoderniss. In wie fern die Vff. dieses Werkes diese Bedingungen befriedigt haben, wollen wir kürzlich berühren, und einige Bemerkungen hinzufügen, welche, wenn sie befolgt werden, der Fortsetzung nützlich seyn dürften.

Unstreitig wird, nach dem vorliegenden 1ten Bd. zu urtheilen, dieses *Univ. Lex. u. s. w.* das vollständigste und gründlichste, das bisher die Presse in allen Sprachen verlief. Denn alles, was den Handel selbst, seine Theorie und deren Anwendung auf Waaren-, Wechsel-, Commissions-, Mäkler u. jedes andere Geschäfte im Groß- und Klein-Handel zu Lande und Wasser betrifft; ferner: die Kenntniss des Geldes, der Münzen, Masse und Gewichte einzelner Handelsstädte oder ganzer Länder und Provinzen; der Unterricht von Staatsanstalten zur Beförderung des Handels, wie Assurance-Kammern, Actien-Spiel u. d. gl. sind vollständiger und gründlicher, mit Rücksicht auf manche der neuesten Einrichtungen, die bis 1807 getroffen wurden, bearbeitet, als in allen früheren Wörterbüchern dieser Art. Auch die Waarenkunde, in sofern sie vorzüglich die äusseren Merkmale betrifft, die Manufacturen und Fabriken, mehrere Artikel der kaufmännischen Jurisprudenz, und einige andere, welche mercantillische Gesetzgebung von Seiten des Staats zum Gegenstande haben, sind gut gerathen, und mit wirklicher Ökonomie abgefasst; besonders verdienen die metrologischen Arbeiten rühmlich erwähnt zu werden. Zu den vorzüglichern dieser Art rechnen wir die Artikel: *Aachen*; *aachener Tücher und Nähmadeln*; *Abandoniren in Assurance*; *Abbeville*; *Abbreviaturen*; *Abyssinien*, *Acapulco*; *Acceptant und Acceptation*; *Accord*; *Achat*; *Achem*, Stadt in Indien; *Achtel* (Getreidemass); *Ackermass*; *Acramar*; *Actien*; *Admiralität* und einige davon abhängigen Artikel; *Aegypten*; *Afrika*; *Agde* (Stadt im südlichen Frankreich im Depart. Hérault); *Agen* (Stadt); *Agio*; *Ahm* (Fals für flüssige Dinge); *Alabastrer* (Handels-Waare); *Alaun*, und die davon abhängigen Art.; *Aleppo*; *Alexandria* (in Ägypten); *Algier*; *Alicante*; *Alligation*; *Altenburg*; *Altona*; *Amerika*; *Amiens*; *Amsterdam*; *Ancona*; *Angaben der Waaren in Accise- und Zoll-Sachen*; *Anker*, als Mass flüssiger Dinge und im Seewesen; *Antwerpen*; *Apotheker*, und mehrere davon abgeleitete brauchbare Überschriften; *Appellation* in Assurance-, Fallit- und Wechsel-Sachen; *Arabien*; *Arabischen*, und einige davon abhängende Artikel; *Arbitrage*; *Archangel*; *Arobe*, spanisches Gewicht; *Arragonien*; *Arrest*, in mehrerer Beziehung; *Asien*; *Assicurant*; *Assurance* und mehrere damit in Verbindung stehende Überschriften; *Assignaten* (dieser Gegenstand ist aber zu kurz gerathen und auf 8; Zeilen oberflächlich abgefertigt worden); *Assignation*; *Augsburg*; *Aune* (ehemalige Elle in Frankreich);

Avisbrief; Baar (contante Zahlung); Balken; Ballen; Balsam; Baltimore; Bamberg; Band. und einige andere mehr. Der letzte Artikel ist: *Bamjarmassie*, Stadt auf der Insel *Borneo* in Ost-Indien. S. 589 — 604 folgen einige *Ergänzungen, Zusätze und Berichtigungen*, die mitunter treffliche Notizen enthalten; aber der Art. *Bank*, der auf dem Titel und in der *Vorrede* genannt ist, fehlt; vielleicht findet sich derselbe in den Handschriften des verstorbenen ersten Vfs. dieses *Univ.-Lexikon. Moses Israel*. Die naturhistorischen, chemischen, technologischen, geographisch-statistischen Überschriften, deren eine Menge hier angetroffen werden, sind nicht weniger zweckmäfsig bearbeitet; jedoch wären die minder erheblichen Gegenstände, wie z. B. der ökonomische und medicinische Gebrauch einiger mineralogischer, botanischer, zoologischer, und mit der Arzneymittel-Lehre physiologisch verwandter Dinge, so wie der Gebrauch einiger allgemein bekannter technologischer geringerer Werkzeuge bey den gewöhnlichen Handwerkern, völlig wegzulassen; dagegen aber in erheblichen Artikeln mehr, wie geschehen, auf Geschichte, Politik und Literatur Rücksicht zu nehmen. Ganz erwünscht und zweckmäfsig würde es nicht weniger seyn, wenn die Vff., bey der Fortsetzung dieses Werkes, in der Metrologie der Münzen, Massen und Gewichte, zugleich auch die Vergleichung derselben, mit dem französisch-metrischen Systeme definitiv überall angeben würden. Dieses ist zur Beförderung der vollständigen Gemeinnützigkeit dieses Wörterbuches ein eben so strenges Erforderniß für Gegenwart und Zukunft, als die Erfüllung jener bedingten Erinnerung Nothwendigkeit wird. Dazu wird aber ein Mann von vielumfassender Gelehrsamkeit, kritischer Sorgfalt, und ein unermüdetes Beachten strenger Ordnung erfordert. — Übrigens ist dieser Band auf schönes Papier ziemlich correct gedruckt, und macht dem Verleger Ehre. M—son.

WIEN u. TRIEST, b. Geistinger: *Hülfsbuch für Kaufleute und Contoristen* (.) mit eigenen festen Regeln zur richtigen — Berechnung der Waaren nach Preiszetteln, — und mit Inbegriff der Wechselarbitragen. Nebst Anleitung zur kurzen und fertigen Wechselreduction u. s. w. Von Joh. P. del Degano. 1807. XVI und 344 S. nebst 6 S. Register. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Abgerechnet, daß dieses Buch eine Menge bekannter Sachen enthält, die man in *Kruse, Bohn, Hermann, Gerhard* und selbst im *nelkenbrecherschen Taschenbuche für Banq. und Kauf.* 3te Aufl. ungleich vollständiger findet, so enthält dasselbe gewisse Vorzüge, die man in unserer kaufmännischen Literatur, die immer mehr zur Bücherfabrication herabgesunken ist, sehr selten antrifft. Dieses Verdienst besteht darin, daß der Vf., indem er, in nelkenbrecherischer Manier, das Wechelsystem, den Ufo der Wechselbriefe, das Handelsgewicht u. s. w. von einigen der vornehmsten Handelsstädte in Europa, nämlich von Amsterdam, Barcelona, Bergen in Norwegen, Bour-

deaux, Bremen, Cadix, Constantinopel, Copenha-gen, Danzig, Genua, Hamburg, Lissabon, Liverpool, Livorno, London, Marseille, Messina, Nantes, Neapel, Petersburg, Smirna, Triest, Venedig und Wien beschreibt, zugleich auch Specialregeln zu Ausrechnung der vorkommenden Waaren-Preise und Wechselreductionen, nach gegebenen Preisen und Coursen, mittelst bestimmter Proportional-Größen ertheilt, durch welche man mit einer bloßen Multiplication und Division das zu suchende Resultat sofort finden kann; ein Verfahren, welches oft einen mühsamen Calcul durch Kettensätze und nach reeffischer Art, nicht nur abkürzt, sondern letztere völlig entbehrlich macht. Neu ist diese Methode zwar nicht, indem sich schon *Graumann, Raphad Levi, Gürge Elert Kruse, Nelkenbrecher* (in seinen *logarithm. Wechselftab.*), *Kampke, Wagener* u. m. A. bedienten; aber für das südliche Deutschland, zumal für die österreichischen Staaten ist dieser Gegenstand wirklich eine neue Erscheinung, indem uns kein Buch bekannt ist, das die Abkürzung in dem gleichartigen Rechnungswesen für Wien u. Triest, wie jene Vorgänger für die norddeutschen Handelsstädte schon früher bearbeiteten, geliefert habe. Der Vf. zeichnet sich daher als ein Mann aus, dem die kaufmännische Rechenkunst nicht nur theoretisch, sondern vorzüglich praktisch bekannt ist. Die Wechselrechnung, und die dabey entstehenden Vortheile, in die nur geübte Kaufleute in großen Handelsstädten, Mäkler u. gl. eingeweiht sind, kennt er genau; daher er auch für einen jeden der genannten Wechselplätze besondere Specialregeln angebracht hat, deren Ursprung aus den Resultaten mehrerer combinirter Verhältnisse herzuleiten ist. Will man nun einzelne Waaren-, Wechsel- oder Arbitragen-Berechnungen nach des Vfs. Special-Regeln bearbeiten: so bedarf man weiter nichts als der Preislisten von jenen Orten, woher man eine Waare zu beziehen gedenkt, und des Wechselcourses derjenigen Plätze, über welche man arbitriren will. In allen Specialregeln ist bloß auf die Ankaufspreise in den Preis-Couranten, nicht aber auf die dabey weiter vorkommenden Spesen Rücksicht genommen worden, weil diese mehr oder weniger theils willkürlich, theils dann, wenn die Waaren seawärts gehen, oft ungewöhnlichen Kosten unterworfen sind, mithin nicht geradezu einem abgekürzten Calcul, wie er hier gelehret wird, unterworfen werden können. Diese Methode billigen wir ganz, auch die, daß die Probe bey jedem nach des Vfs. Specialregeln aufgelöseten Rechnungsfall allemal durch die Kettenregel gemacht wird; nur hätten die Auflösungen der gegebenen Beyspiele nach den Specialregeln, nicht so ausführlich und gleichsam Ziffer für Ziffer, die in der Multiplication, Division, Subtraction und Addition vorkommt, niedergeschrieben, sondern die bloßen Resultate derselben abgedruckt werden sollen, wodurch die Bogenzahl ohne Nutzen vermehrt worden ist.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Versuch. eine zweckmäßige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen, mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg.* 1807. I Theil (welcher vom Predigerstande handelt.) XXI u. 351 S. II Theil. (Auch unter dem Titel: *Versuch, eine zweckmäßige Verfassung für den protestantischen Schullehrerstand zu entwerfen; mit Rücksicht u. l. w.*) XV u. 215 S. 8. 2 Thlr. 6 Gr.)
- 2) DORTMUND, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Staat und Kirche, nebst näherer Beleuchtung der Schrift: Versuch etc.* 1808. VIII u. 97 S. 8. (8 Gr.)

Wenn Verbesserungen des Kirchenwesens von Seiten einer Regierung unternommen werden: so sollte man erwarten, daß dieses wichtige Geschäft vornehmlich der Leitung praktischer Religionslehrer übergeben würde. Mehr, als in der Regel dem Staatsmanne, sollte man diesen gründliche Einsichten in das Wesen der Religion und Sittlichkeit, Kenntniß der Mittel, wodurch beide befördert werden, Erfahrung über die Wirksamkeit des Kirchenthums und Predigtamtes in der Hinsicht, und worauf am meisten ankommt, Bekanntschaft mit dem Volke, seinem religiösen und sittlichen Zustande, seinen Bedürfnissen und seiner Empfänglichkeit für Verbesserungen zuwenden. Es ist daher zu bedauern, und ein Beweis von der verdienten oder unverdienten Verachtung, die auf dem geistlichen Stande ruht, daß mitunter wichtige kirchliche Reformen, ohne auch nur Einen Religionslehrer zu Rathe zu ziehen, auf einseitige Eingebungen der Juristen und Financiers unternommen werden. Noch mehr ist es aber zu bedauern, wenn aus dem geistlichen Stande selbst unbefugte Rathgeber auftreten, und von jugendlicher Voreiligkeit getrieben, durch einseitiges Raisonement und unreife Vorschläge die Begriffe der Staatsmänner über Kirchenthum und Predigerwirksamkeit noch mehr verwirren, und somit deren gewagte Eingriffe in das Heiligthum der Menschheit gleichsam sanctioniren.

Auf solche Weise hat sich, nach unserer Ansicht, der Vf. von No. 1 vergangen, ob wir ihm gleich auf sein Wort glauben, müssen, daß ihn bey der Herausgabe seines Versuchs eine rein gute Absicht leitete. Wir geben auch gern zu, daß er über den Verfall des Kirchenwesens im Bergischen, über die Hindernisse der besseren Predigerwirksamkeit, und besonders über die verderblichen laxen Regierungsgrundsätze unserer Zeit viele beherzigenswerthe treffende Wahrheiten gesagt hat. Auch mögen einzelne seiner Vorschläge ihren entschiedenen Werth haben; und wir bemerken zugleich mit Vergnügen, daß der Vf. seine Gedanken lichtvoll und gefällig geordnet hat, daß Leben und Gewandtheit die Darstellung empfiehlt, und, hie und da etwas Gedehntheit und wortreiche Declamation abgerechnet, das Werkchen eine angenehme Lectüre gewährt. Allein durch diese Vorzüge werden, unfers Bedünkens, die Grundfehler, welche darin herrschen, bey Weitem nicht gut gemacht.

Ohne uns auf die in der Einleitung zum I Theil aufgestellten kirchenrechtlichen Grundsätze einzulassen, welche No. 2 einer näheren Beleuchtung unterwirft, gehen wir zur Beurtheilung der Abhandlung selbst über. Gegen die Forderungen an die Verfassung eines protestantischen Predigerstandes, wovon der I Abschnitt handelt, ist zwar nichts einzuwenden. Sie sind gerecht und nothwendig, bis allenfalls auf die, daß die Verfassung für eine den Talenten des Predigers angemessene Befoldung sorgen müsse, welche mit unseren Begriffen, daß nicht die größeren und geringeren Talente, sondern die Bemühungen in Amtsgeschäften besoldet werden, auf eine unangenehme Weise streitet. Wenn aber, wie sich aus der folgenden Anwendung ergibt, der Vf. vermuthet, daß irgend eine in der Wirklichkeit existirende kirchliche Verfassung die aufgestellten Forderungen erfülle: so offenbart er dadurch mehr ein ehrenwerthes Streben nach dem Idealen, als Erfahrungskenntnisse von dem Zustande des Kirchenwesens, wie es ist. Im 2 Abschnitte wird die bisherige kirchliche Verfassung der Protestanten im Herzogthum Berg zuerst ausführlich, und, nach unserer Kenntniß derselben, richtig beschrieben, sodann charakterisirt, und mit den aufgestellten Forderungen verglichen. Die Verfassung, welche auch jetzt noch in dem Großherzogthum Berg besteht, beruht auf den in den J. 1666 — 1682 zwischen Pfalz und Brandenburg in Betreff der Länder Jülich, Cleve, Berg und Mark geschlossenen Religionsvergleichen. Durch diese wurde den Katholiken und Protestanten der gedachten Länder vollkommene Religionsfreyheit nach dem damaligen Bestande bewilligt und wechselseitig garantirt. — Freyheit, das geben wir dem Vf. zu, ist der Charakter dieser Verfassung rücksichtlich der Protestanten, denn sie ist rein republicanisch. Wenn indess unser Vf. diese gesetzmäßige Freyheit §. 43 u. 44 wie eine Anarchie schildert; wenn er wiederholt sagt, völlig frey seyen

die Gemeinen in allem, was ihre sittlich religiöse Bildung betreffe, völlig frey in allen ihren Verhältnissen zum Prediger, und eben so genöthigt die Prediger eine völlige Freyheit in Ansehung ihrer Amtsführung, ihrer Lehre und sogar ihres Wandels: so beschuldigen wir ihn dreist einer unverantwortlichen Übertreibung, welche sich durch Verwechslung der Begriffe nur zur Hälfte entschuldigen läßt. Offenbar, da eine Kirchenordnung besteht, welcher der Vf. selbst ihren Werth zugesteht, welche über die Prüfungen der Candidaten zur Wahlfähigkeit, über die Wahl und Berufung der Prediger, wie über die Aufsicht der Classical- und Synodal-Präsidenten, über das gesammte Verhalten der Prediger die gemessensten Vorschriften enthält, offenbar verwechselt der Vf. einen gesetzlosen Zustand, welchen die versäumte Handhabung der Verfassung herbeygeführt hat, mit der Verfassung selbst; und wie stimmt dieses mit dem Versprechen überein, daß er nur die Verfassung beurtheilen wolle? Allein er schildert auch den gesetzlosen Zustand nicht, wie er ist, sondern wie er ihm nach einseitiger Ansicht und durch eine von eigenen Meinungen und Privatwünschen gefärbte Brille erscheint. Zum ausführlichsten Beweise erbietet sich Rec.; nur ihn hier zu führen, das kann für das grose deutsche Publicum, dem diese Zeitschrift gewidmet ist, kein Interesse haben.

Schließt nun unser Vf. den 2 Abschnitt mit dem Urtheil S. 235: „Anstatt es möglichst wahrscheinlich zu machen, daß unser Stand den Zweck seines Daseyns erreiche, sucht die kirchliche Verfassung (?) dieses auf alle Weise zu erschweren und zu verhindern“: so möchten wir ihm gern die ganze Stelle zum Beweise vorhalten, mit welchem Eifer der Animosität er partyische Urtheile wagt, und wie wenig er dem Versprechen treu bleibt, daß seine Schrift nur eine milde Tendenz haben und gar nicht entscheiden solle. Doch statt dessen geben wir ihm zu bedenken, ob eine Verfassung, die solchergestalt den Kern ihrer eigenen Vernichtung in sich trüge, anderthalbhundert Jahre in einer wohlthätigen Wirkksamkeit, die der Vf. selbst zugesteht, und dieselbe, nach Rec. Kenntniss, mit der Wirkksamkeit der meisten anderen Verfassungen in Deutschland dreist messen kann, habe bestehen können, und ferner, wenn der gesetzlose Zustand im Bergischen, angenommen, daß er ganz wahr wäre, von der Verfassung herrührte, ob nicht auch im Clevischen und Märkischen, wo dieselbe Verfassung bestand, aber freylich unter gehöriger Oberaufsicht des Staates auch wahrscheinlich regelmässiger administriert wurde, Statt finden müßte, welches er doch nicht, daß es der Fall sey, wird behaupten wollen. Möchte unser gewis talentvoller Vf. den Verfall der Religion und Sittlichkeit im Bergischen noch einmal genau untersuchen, und durch Vergleichung mit dem daneben bestehenden Guten, wie durch Vergleichung mit dem gleichen und in manchen anderen Ländern unendlich grösseren Verfall unparteyisch würdigen; möchte er dann zugleich den Ursachen desselben ohne vorgefaßte Hypothesen mit Unbefangenheit nachforschen: so würde er nicht mehr der

bergischen Kirchenverfassung zur Last legen, was sie gar nicht verschuldete. Er würde die Ursachen des Verfalls in dem allgemein herrschenden irreligiösen, unfittlichen und besonders allem Kirchenthum abgeneigten Zeitgeiste, in den allgemein geltenden laxen Regierungsgrundsätzen in Hinsicht auf Sittlichkeit, in der von den Regierungen aus mißverständener Toleranz merklich ausgehenden Herabwürdigung der kirchlichen Autorität, er würde sie insbesondere für das Bergische in dem Mißbrauche, den man früher, aber jetzt Gottlob nicht mehr, von dem Kirchenvereine zur Verkündigung unwürdiger, die Andacht störender Notizen und auf andere Weise macht, vornehmlich aber in dem schutzlosen und bedrängten Zustande, in welchem die den Protestanten abgeneigte pfälzische Regierung die protestantische Kirche hielt, er würde sie endlich allerdings und zum grosen Theile auch in der unserer Zeit eigenen laxen, gleichgültigen und gewissenlosen Versäumniss von Seiten der Prediger finden, welchen die Handhabung der Kirchenordnung anvertraut war. Wenn es dem Vf. redlicher Ernst mit den trefflichen Wahrheiten ist, welche er über den wohlthätigen Einfluß der bisherigen freyen Kirchenverfassung von S. 147 an dem Rec. so ganz aus dem Herzen gesagt hat: so wird er zwar das Endurtheil S. 243 fällen, „der Geist der gegenwärtigen Zeit habe jene Verfassung ihrer ehemaligen Kraft beraubt, und sie durch Erschütterung des ehemals herrschenden religiösen Geistes der Prediger und Gemeinen in Schlassheit und Schwachheit gestürzt“; aber darum noch nicht die Folgerung ziehen, „der Geist der Zeit gebiete ihre Auflösung“, sondern vielmehr, daß man, ohne die Kirche an den Staat hinzugeben, darauf bedacht seyn müsse, der Verfassung ein neues energisches Lebensprincip beizubringen.

Die Vorschläge aber, welche der Vf. im 3 Abschnitte seiner Schrift thut, laufen, wie man das schon nach den in der Einleitung aufgestellten *Stephanischen* Principien vermuthen konnte, darauf hinaus, die Kirche, unter der Firma einer Staatserziehungsanstalt zur Religiosität und Moralität, zu einer Zwangsanstalt in den Händen der executiven Staatsgewalt umzuformen. Dieser soll, nach dem Vf., das Kirchenregiment fast unbedingt, denn die wenigen Clausen, die gemacht werden, sind von geringer Bedeutung, in die Hände gegeben werden. Die Landes-Regierung soll es durch zwey von ihr anzustellende geistliche Consistorialräthe und durch so viele, als erforderlich sind, von diesen anzustellende Superintendenden ausüben. Es würde zu weit führen, wenn wir des Vfs. Vorschläge, von der sehr weit ausgedehnten Vollmacht der Superintendenden über die Theologie-Studirenden und Candidaten, über die Restrictionen des freyen Wahlrechts der Gemeinen, über die Aufsicht, welche das Consistorium mittelst der Superintendenden, über die Amtsführung und den Wandel nicht allein, sondern auch über den Privatlebens der Prediger führen soll, über die vielen Berichte und Instructionen zu dem Ende, über

die Ermanterungsmittel zu der weiteren Ausbildung der Prediger durch Lesebibliotheken. Preisaufgaben, besonders die Errichtung einer Prediger-Gesellschaft, (als eines Eliten-Corps oder einer Ehrenlegion), über die Befugnisse der Prediger gegen ihre Gemeindeglieder, um sie ihrem Einflusse zu unterwerfen, über die Befugnisse der Kirchenvorsteher, um die Leute während des Gottesdienstes aus den Wirthshäusern in die Kirche zu jagen, und besonders auch über die den vorzüglichen Predigern aus einer allgemeinen Kirchenkasse bis zur weiteren Beförderung zu bewilligenden Gehaltszulagen u. s. w., wenn wir diese, nach unserem Ermessen, der rechtlichen Kirchenfreyheit der Gemeinen eben so sehr, als der religiösen Würde des Predigamtens zuwider laufenden, auf Knechtschaft ausgehenden Vorschläge im Einzelnen prüfen wollten. — Uns verdriest es, daß man solche unwürdige Maximen, die man uns allzulange zum Verderben der protestantischen Kirche, und an den Predigerstand jedem Schreiber und Pedellen in den Dikasterien zum Gelächter zu machen, als heilsame Wahrheiten behandelt hat, auch noch heut zu Tage so behandelt. — Wie, wenn ein Vater Grund zu haben glaubte, seinen Sohn dem theologischen Studium zu widmen; so soll er die Erlaubniß und die Instruktion zum Studium erst bey dem Superintendenten einholen? — Wenn ein Prediger an seinem Wandel und an seiner Amtsführung nichts Tadel-Verdienendes blicken läßt, und seine Predigten, die, wer sie will, hören und darüber urtheilen mag, die Kritik der Zuhörer aushalten: soll er dann von seinem Oberen nach dem geforderten Concept, das vielleicht eben seiner Übung und vorzüglichen Geschicklichkeit wegen sehr unvollständig seyn kann, gerichtet werden? Und wer hat unter obiger Voraussetzung das Recht, über seinen Privatfleiß von ihm Rechenschaft zu fordern, die man ja von keinem anderen Beamten fordert? Wer hat das Recht, ihm das Lesen der Bücher aus der Lesebibliothek des Herrn Superintendenten und die Beantwortung dieser oder jener Fragen zur Pflicht zu machen? — Wir sagen kühn: Pfui! über den Geist, der aus solchen Vorschlägen spricht. Doch ohne Unmuth, mit Ruhe und Besonnenheit zu urtheilen: Wenn von einer Regierung wirklich die in jeder Hinsicht würdigsten Geistlichen zu Consistorialrathen und Superintendenten angestellt werden, und überwiegende Einsichten und Kräfte mit einem unparteyischen redlichen Willen auch bis zu ihrem nach Gottes Wohlgefallen erst im hohen Alter erfolgenden Tode behalten; wenn dagegen die Prediger in einer unverwelklichen schülerhaften Jugend blühen, daß ihnen die Gelegenheit, sich durch Abhandlungen und dergleichen Exercitia den Beyfall ihrer Obern zu erwerben, immer ein mächtiger Sporn bleibt; wenn ferner die ehrenvolle und vortheilhafte Auszeichnung der talentvolleren Prediger die größere Menge der übrigen; an welchen der Kirche ihrer Menge wegen verhältnißmäßig noch mehr gelegen seyn muß, und unter denen mitunter mancher treuer Diener ist, der gern nachkommen woll-

te, aber nicht kann, auch mit emporhebe und beferte, statt sie niederzudrücken; wenn viel Lesen und Schreiben schon an sich eine Führung des Predigamtens im Geiste Christi und seiner Apostel wäre; wenn das Volk auf die Winke der Regierung Geist und Herz willig den Einflüssen des Predigamtens darböte, und das Aufgedrungene in einen feinen gutem Herzen bewahrte, daß es Frucht brächte; wenn sich mit einem Worte durch Zwang und durch die mächtigen Hebel der Furcht, der Eitelkeit und des Eigennutzes so leicht das Reich Gottes herbeyführen, als ein Land erobern ließe: so wären des Vfs. Vorschläge vortheilhaft. Bis diese Voraussetzungen aber erfüllt sind, erlaube man uns unsere Meinung, daß die repräsentative Kirchenverfassung, und selbst die päpstliche, vor der vom Vf. vorgeschlagenen große, sehr große Vorzüge auch schon in Hinsicht auf ihre wohlthätige Wirksamkeit zur Erreichung des letzten Zwecks des Kirchenvereins haben könne.

Wir wenden uns zu No. 2, worin die kirchenrechtlichen Principien, welche obigen Vorschlägen zum Grunde liegen, näher beleuchtet und als ungültig verworfen werden. Der Vf. sagt in der Vorrede, er sey weder Prediger noch Einwohner des Herzogthums Berg, stehe mit dem Vf. des *Versuchs* in keiner Verbindung, die Widerlegung desselben sey auch weder der Hauptzweck seiner Arbeit, noch die Veranlassung derselben. — Schon lange, sagt er, beschäftigte mich die Lieblingsidee, wie das protestantische Kirchenwesen verbessert werden könne, und ich sah, daß dieses nur durch eine zweckmäßige Verfassung, welche die Kirche, nicht bloß der Predigerstand, erhalten müsse, bewerkstelligt werden könne. Die nächste Frage, von wo die Bestimmung der Verfassung ausgehen müsse, führt auf die andere, ob der Zweck des Kirchenvereins einem anderen, als dem Staatszwecke, als Theil oder Mittel untergeordnet sey, und diese Frage von der größten Wichtigkeit, von deren Beantwortung es abhängt, ob die Kirchenverfassung bloß einen Theil der Staatsverfassung, und das Reglement der Kirchendiener nur ein Dienstreglement für eine gewisse Classe von Staatsbeamten, oder jenes ein organisches für sich bestehendes Ganzes ausmachen können, von deren Beantwortung es ferner abhängt, ob auf demselben Staatsgebiete mehrere verschiedene Kirchenvereine rechtlich stattfinden können, diese Frage suchte ich so, daß dadurch die Freyheit und Unabhängigkeit der Kirche festgesetzt wird, zu beantworten. Mein Zweck war Darstellung der Wahrheit, und ich glaubte ihn, da mir während der Abfassung meiner Schrift der *Versuch* bekannt wurde, durch Widerlegung dessen, was ich für unwahr hielt, am sichersten erreichen zu können.

Nach dem Geiste, der allenthalben aus der vorliegenden Schrift spricht, trauen wir dem Vf. zu, daß es ihm, ohne Einmischung unlauterer Triebe, bloß um Wahrheit zu thun war, welche er aber mit solcher Überzeugung gefaßt hat, daß er sie nach seiner Äußerung S. 3 der Dedication nur mit seinem

Leben aufgeben zu können glaubt. Er verspricht nach Maßgabe der Aufnahme, welche diese Abhandlung finden werde, einen Entwurf zu einer Verfassung der protestantisch-christlichen Kirche folgen zu lassen. Hiezu können wir ihn mit gutem Gewissen ermuntern, denn er beweist sich hier als einen Religionsphilosophen von eigenthümlicher Denkkraft, der seinen Gegenstand zwar mit warmer Begeisterung umfaßt, aber auch scharfsinnig prüft, und mit feiner Dialektik behandelt. Schade, daß ihm bey der gedrängten Kürze, womit er seine Urtheile darzustellen suchte, der freye Überblick des Ganzen und geübte Gewandtheit in der Darstellung fehlt! Dieses sind zwar Mängel, welchen eine fortgesetzte Übung abhilft, welche aber in der vorliegenden Schrift einen merklichen Mangel an gefälliger Ordnung und Bestimmtheit, ein Abschweifen, welches zum Zweck des Ganzen nicht nöthig war, Behauptungen, welche mehr, als sie sollen, beweisen, und vornehmlich viele leicht zu vermeidende Wiederholungen erzeugt haben.

Eine nähere Inhaltsanzeige wird unser Urtheil bestätigen, und diese, glauben wir, verdient die Abhandlung besonders auch schon darum, weil das *stephanische* System von der absoluten Einheit der Kirche und des Staates, welches darin geprüft wird, so viel wir wissen, vielen Beyfall, besonders auch bey Staatsmännern, wie z. B. dem ehemaligen Minister v. Maffow, gefunden hat.

Zuerst sucht der Vf. durch eine historische Deduction darzuthun, daß Staat und Kirche als zwey von einander verschiedene Institute betrachtet werden müssen. Vor der Stiftung der christlichen Kirche, sagt er, gingen alle religiösen Institute vom Staate aus; Christus trennte aber seine Religionsgesellschaft, welche nicht vom Staate ausging, gar keine politische Tendenz haben, sondern allein eine sittlich religiöse Anstalt seyn sollte, zuerst vom Staate. — Constantin stellte durch die Annahme des Christenthums die Einheit des Staats und der Kirche wieder her, die Kirche wurde eine Dienerin des Staats, und blieb es auch unter der Herrschaft der Päbste, weil diese durch das Kirchenregiment politische Zwecke zu erreichen suchten, bis Luther auftrat, und, indem er gegen den Papst protestirte, zugleich stillschweigend gegen jede Autorität protestirte, welche die Kirche zu Staatszwecken mißbrauchen wollte. — Aus demselben Grunde, wie zuerst das Christenthum, wurde nun auch der Protestantismus von einverstandenen Regenten und Priestern verfolgt; doch gewann er unter dem Schutze der vom Papste abtrünnigen

Fürsten Existenz, liefs sich aber wieder aus Dankbarkeit und Bedürfnis des Staats Obervormundschaft in einer Ausdehnung gefallen, die Anfangs nicht so nachtheilig war, allein der protestantischen Kirche die Einheit raubte, und sie in den meisten Ländern dem Staatszwecke dienstbar machte. Hieraus schließt der Vf., Christus und die Reformatoren hätten geglaubt, die Kirche aus aller Verbindung mit dem Staate (?) setzen, und ihr einen eigenen vom Staatszweck ganz verschiedenen Zweck geben zu müssen, obgleich das Streben der meisten christlichen Staaten, wie er, auf diesen Gegenstand zurückkehrend, S. 73 sagt, von jeher darauf gerichtet gewesen sey, das System der absoluten Einheit zu realisiren. Was der Vf. a. a. O. und ferner von dem fortwährenden Kampfe sagt, welchen die Geschichte der christlichen Kirche für Freyheit und Unabhängigkeit gegen das Princip der Einheit darbietet, verdient nachgelesen zu werden. Er findet den Grund davon in der Haupttendenz des Christenthums, in der Idee seines Stifters, daß die Kirche gegen die Wünsche aller Machthaber eine von allen irdischen Mächten und Gewalten unabhängige Verbindung seyn solle. „Ich kenne, sagt er S. 76, keine erhabnere Idee, als die, welche das Christenthum gründete, es zu einer Kirche erhob, als eine freye unabhängige Verbindung zur Belebung des Göttlichen im Menschen, die nicht in Territorialgrenzen eingeschlossen, nicht von wechselnden Zeitbegebenheiten abhängig, nicht der Anordnung einer willkürlichen Politik unterworfen, nicht an vorübergehende Stände und Formen gebunden ist, einzig und ewig zum Segen der Menschheit dasteht, und das Wort ihres Stifters bewahrt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ — Aus dieser geschichtlichen Ansicht der christlichen Kirche ergibt sich denn schon das Endurtheil des Vfs., daß es nur zwey Systeme des Kirchenrechts gebe, das System der Unabhängigkeit und Freyheit der Kirche, als das *allein christliche*, und das System der absoluten Einheit, welches man, weil es das Wesen des Christenthums vernichtet, das *antichristliche* nennen könne. Wir glauben indess, unser Vf. würde nicht so hart urtheilen, wenn er bey seiner Ansicht nicht, von protestantischen Grundsätzen abweichend, die äußere Kirche, welche ohne vielseitige Berührung mit dem Staate gar nicht denkbar ist, und welche das Kirchenrecht angeht, mit der inneren Kirche, die dessen gar nicht bedarf, und mit dem Staate auch durchaus nicht in Collision kommen kann, verwechselte hätte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Neues zweckmäßiges Erleichterungsmittel zur Erlernung der französischen Sprache.* Enthaltend: *Lydie de Gersin ou Histoire d'une jeune Anglaise de huit ans.* 2te Lief. 2te verb. Aufl. 1810. Xu. 275 S. 8. (20 Gr.)

Hamburg, b. Gundermann: *The juvenile Dramatist, or a Selection of Plays from the most celebrated german writers upon education.* Translated from the originals. A new Edition. 1810. Vol. I. 12½ Bog. Vol. II. 13 Bog. Vol. III. 14½ Bog. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 A U G U S T , 1 8 1 0 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Versuch, eine zweckmäßige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen u. s. w. I. II Theil etc.*
- 2) DORTMUND, b. den Gebr. Mallinckrodt: *Staat und Kirche, nebst näherer Beleuchtung der Schrift: Versuch etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von S. 14. beginnt die philosophische Untersuchung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die Kirche ist dem Vf., ebenfalls nach der bemerkten Verwechselung, ein bloß ethisches Gemeinwesen. Dieses ist sie nun freylich in dem angegebenen Sinne, sofern deren Glieder nach inneren moralischen, mithin völlig zwanglosen Gesetzen den Endzweck ihrer vernünftigen sittlichen Natur wechselseitig zu befördern suchen; sie ist es in Hinsicht auf den letzten Zweck des Kirchenvereins und die ersten Beweggründe zum Eintritt in dieselbe. Zwischen beiden liegt aber nun die äußere Kirche, als ein Vertrag, welcher äußere Rechte und Pflichten begründet, in welchem zur Erreichung des letzten Zweckes durch physische Kraft äußere öffentliche Handlungen vorgenommen werden, zu deren constitutionsmäßiger Theilnahme also die Glieder und Beamten der Kirche, so lange sie dieses übrigens seyn und bleiben wollen, wie überhaupt zur Erfüllung des Vertrags, gezwungen werden können. Wir glauben, dass man diese Unterscheidung, wenn man aus dem Begriffe der Kirche die für die Existenz einer äußeren Kirche nothwendigen Folgerungen herleiten will, nicht außer Acht lassen dürfe. Ubrigens bemerkt aber der Vf. treffend, dass die Glieder der Kirche zum Kirchenverein schon gewisse Kenntnisse und Gesinnungen mitbringen, und in demselben zu vervollkommen suchen. Diese Ansicht ist in der Natur der Sache gegründet. Denn der nächste Zweck des Kirchenvereins ist das Bekenntniß eines schon vorhandenen Glaubens durch gottesdienstliche Handlungen, durch welche derselbe in Verbindung mit zweckmäßigen Belehrungen befördert, und auf die Nachwelt fortgepflanzt werden soll. Höchst wichtig ist auch diese Ansicht. Sie entkräftet sogleich die *stephanische* Idee von einer Kirche als Erziehungsanstalt dergestalt, dass die daraus fließenden nachtheiligen Folgerungen wegfallen. Wird zunächst in der Kirche ein vorhandener Glaube bekannt, um dadurch

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

den Zweck des Kirchenvereins zu befördern: so haben auch die Glieder der Kirche, welche des Predigers Belehrungen entbehren können und entbehren zu können glauben, dennoch Grund und Verpflichtung, durch Theilnahme an den kirchlichen Versammlungen ihren Theil zur Beförderung des Zwecks beizutragen; und wird in der Kirche ein schon vorhandener Glaube zu dessen nothwendiger Unterhaltung und Fortpflanzung bekannt: so kann allein mit Consequenz aus dem Grundsätze der Glaubens- und Gewissens-Freyheit auch Toleranz der Kirche, unabgesehen auf des Regenten Privatmeinung, gefolgert werden. Hierauf folgen des Vfs. Einwendungen gegen die Behauptung, von welcher der Vf. von No. 1 im Gefolge der adoptirten *stephanischen* Ideen ausgeht, dass nämlich der Staat ein Verein sey zur Realisirung des Gesammtzweckes der Menschheit, mithin auch der Staatszweck die Bildung zur Religiosität und Moralität umfasse. Der Staat, so argumentirt unser Vf., wirkt zur Erreichung seiner Zwecke unmittelbar bloß durch die executive Staatsgewalt, und zwar unwiderstehlich zwingend; dieser darf aber der Mensch die Sorge für die Erreichung seiner letzten Bestimmung, der Sittlichkeit und Seeligkeit, nicht übergeben; zudem kann Sittlichkeit nicht von außen her und am wenigsten durch Gewalt dem Menschen beibracht werden; vergeblich ist es auch, die Gewalt hinter den Begriff der Erziehung verstecken zu wollen, denn Erziehung, wie überhaupt äußere Einwirkung, bestimmt nicht den moralischen Charakter mit Sicherheit; Erziehung ist Ausbildung der menschlichen Anlagen und Fähigkeiten bis zur Reife des mannbaren Alters — das Recht, die Jugend zu erziehen, kommt den Ältern zu, und eine Erziehung der Erwachsenen ist ein Spiel mit Worten. Somit, schließt also der Vf., hat der Staat weder das Recht, sich den Gesammtzweck der Menschheit, Glückseligkeit und vornehmlich Sittlichkeit der Bürger, zum Zwecke zu setzen, noch auch die Mittel in Händen, um diese Zwecke zu erreichen. Er bemerkt zugleich richtig, Glückseligkeit sey etwas Relatives nach jedes Menschen abweichender Empfindungsweise, die also Niemanden von außen allein angethan werden könne; und wolle man der executiven Staatsgewalt die Sorge für die positiven Bedingungen der menschlichen Glückseligkeit übergeben: so sey dem grenzenlosen Despotismus rechtlicher Weise Thür und Thor geöffnet. Nach des Regenten Privatmeinung könnten den Unterthanen alle Geschäfte, und selbst die vortheilhaftesten Spielen vorgeschrieben werden; vornehmlich sey aber der

E e e.

Regent berechtigt und verpflichtet, wenn die Kirche eine Staatserziehungsanstalt sey, in seinen Staaten nur den Kirchenverein, welcher nach seiner Ansicht zur Religiosität und Sittlichkeit am besten erzieht, zu dulden, und jeden Bürger zur Theilnahme an demselben zu zwingen. Hierzu gehört die Bemerkung S. 37, welche wir mit Übergehung der übrigen Prüfung einzelner in der Einleitung zu No. I vorkommender Behauptungen noch anführen wollen, daß den Predigern, wenn die Kirche eine Erziehungsanstalt wäre, als den Erziehern, vor allen Gemeindegliedern, als den Zöglingen, mithin auch vor den Regenten und ihren Ministern der Vorrang zukomme, womit es aber doch sonderbar contrastiren würde, daß die Glieder der Regierung wieder als Directoren der Erziehungsanstalt auftreten, und den Predigern Vorschriften über die Erziehungsmethode ertheilen wollten.

Unserem Vf. ist der Staat bloß (?) eine Sicherheitsanstalt, und die höchste Gewalt im Staate ist dafür da, Jedem sein rechtliches Freyheitsgebiet zu schützen; Recht und Gerechtigkeit ist das höchste Gut im Staate. So gelangt er dann zu dem Resultate: Die Kirche ist nicht vom Staate gestiftet, nicht eine demselben zur Erreichung des Staatszwecks subordinirte, und am wenigsten mit ihm eine und dieselbe, aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtete Gesellschaft. Sie ist vom Staate wesentlich verschieden in Hinsicht auf Zweck und Mittel: der Staat bewirkt Legalität durch Zwang, und die Kirche Moralität durch Freyheit. Das Verhältniß aber, in welchem beide stehen, ist folgendes: 1) Der Staat muß jeden Kirchenverein, wie überhaupt jeden gesellschaftlichen Verein, welcher dem Staatszwecke nicht zuwider ist, dulden und schützen. Zu dem Ende führt er 2) über denselben, wie über jeden Bürger, eine negative Aufsicht, um zu verhindern, daß durch sie und in ihr das Recht nicht verletzt werde. Aber 3) wie über keinen Bürger, so kommt ihm auch über die Kirche keine positive Aufsicht und keine Macht zu, ihr die Zwecke, die sie sich vorsetzen soll, zu bestimmen, und die Mittel zur Erreichung derselben vorzuschreiben. Die Kirche hat das Recht, sich unabhängig vom Staate in ihren inneren Angelegenheiten selbst zu regieren, ihre Repräsentanten, Lehrer und Diener zu wählen, und deren Tauglichkeit zu prüfen. Prediger sind nicht Staatsdiener, sondern im Staate bloße Bürger. Als Kirchendiener haben sie nur im Kirchenverein einen Rang, und nicht der Staat, sondern die Kirche hat die Verpflichtung constitutionsmäßig für ihren Unterhalt zu sorgen. Die Kirche steht zum Staate in demselben Verhältnisse, in welchem jede physische oder moralische Person im Staate zu demselben steht.

Dieses System, welches unser Vf. das Collegialsystem nennt, ob er gleich die Benennung nicht ganz passend findet, vertheidigt er nun gegen die irrigen Ansichten, welche *Stephani* davon hat, und die falschen Folgerungen, die dieser daraus herleitet, mit vielem Scharfsinn, und deckt jenes Schriftstellers Unbestimmtheit der Begriffe und Ausdrücke, und

die Oberflächlichkeit und Unrichtigkeit seines ganzen Raisonnements auf. Nach seinen Berichtigungen kann man allerdings die Kirche so wenig einen Staat im Staate nennen, als irgend eine im Staate existirende Gesellschaft. Dem Staate kommt, nach ihm, auch der Vorrang vor der Kirche darum zu, weil er die erste Bedingung, den rechtlichen Stand der Sicherheit, ohne welchen keine Kirche existiren kann, erfüllt, und diese ihm also in Hinsicht auf den Staatszweck subordinirt ist. Er zeigt treffend, der Kirche komme keine eigene Macht zu ihrer Vertheidigung zu, sonst mache sie sich zum Staate; sie bedürfe aber auch derselben nicht, weil sie die nöthige Hülfe zur Abwendung ungerechter Angriffe von außen und zur Handhabung des kirchlichen Vertrages vom Staate erhalten könne. Mit dem Staate selbst könne aber die Kirche, wenn beide, was sie seyn sollen, bleiben, niemals in Streit gerathen.

Ganz mit unserem Vf. in den Resultaten einverstanden, sehen wir nicht ein, wozu der große Aufwand von Beweisen, und besonders der schneidende Gegensatz, in welchem er Staat und Kirche aufstellt, nöthig war. Wir glauben auch, daß er, wie er die äußere Kirche mit der inneren, so auch oft in seinem Raisonement die executive Staatsgewalt mit dem Staate selbst verwechselt hat. Unserer Meinung nach kann man dem Staate immerhin die Ehre anthun, ihn als einen Verein zur Realisirung des Gesamtzweckes der Menschheit zu definiren, und Beförderung der Sittlichkeit und Glückseligkeit als Staatszweck aufstellen. Nicht bloß in dem Sinne, daß der Staat sich keinen diesem entgegenwirkenden speciellen Zweck vorsetzen dürfe, sondern auch in dem Sinne, daß alle Sicherheitsanstalten im Staate, wie alle Anordnungen der Staatsgewalt, eine auf Sittlichkeit und Glückseligkeit hinzielende Tendenz haben müssen, und der Staatsverein, welcher seine Bürger in den Schranken des Rechts dem Ziele am kräftigsten zuführt, der vollkommene zu heißen verdient. Wird aber die Frage aufgeworfen, wie die executive Staatsgewalt zur Realisirung des Staatszwecks zu wirken habe: so muß man den negativen vorbereitenden Zweck, Sicherheit, von dem positiven, der Sittlichkeit und Glückseligkeit, wohl unterscheiden. Jenen zu erreichen, wirkt die Staatsgewalt, wo es erforderlich ist, positiv, zwingend, also nicht bloß jedem das Seinige zu lassen und zu geben, sondern auch zur Landesvertheidigung, zur Ausbesserung gefährlicher Wege, zur Einimpfung der Schutzblattern als Bedingung, ohne welche kein Zugang in öffentliche Gesellschaften, z. B. Schulen, erlaubt ist u. dgl. Positive Glückseligkeit aber, innere oder äußere, zu befördern, darf keine Gewalt gebraucht werden. Mit diesem Grundsatz, wie oben richtig bemerkt wurde, wäre dem willkürlichen, gutgemeinten und feindseligen Despotismus Thür und Thor geöffnet; und wie wollte es die Regierung gut machen, wenn sie nach den einseitigen Eingebungen der Projectinacher die Diätetik, die Betreibung des Ackerbaues, des Handels und der Wissenschaften zum Nachtheile der Bürger vor-

schriebe! Hier ist es aber unvollkommen Pflicht der Regierung, durch Herbeyfschaffung, Aufstellung und Gemeinmachung aller Mittel zur Bildung und zum größeren Wohlstande der Unterthanen, wie durch Ermunterung und Belehrungen des freywilligen Gebrauchs, eine väterliche Gesinnung zu zeigen, wofür die Unterthanen alsdann den Regenten dankbar lieben und ihn verehren, indem sie die Handhabung des Rechts als eine Schuldigkeit fodern.

Die Einwirkung der Regierung auf Unterrichts- und Bildungs-Anstalten und deren Gebrauch ergiebt sich nun von selbst. Dafs die heranwachsende Jugend zu unschädlichen Bürgern, d. h. zu verständigen, geschickten, brauchbaren und der Landesgesetze kundigen Menschen gebildet werde, das erfordert die Sicherheit. Unabgesehen also, wie viel durch äufsere Einwirkung, durch Unterricht und Erziehung auf den Menschen gewirkt werden könne, mufs das Mögliche, was doch nicht ganz abgeleugnet werden kann, geschehen; und die Volksschulen stehen also unter der Leitung des Staats. So auch die Unterrichtsanstalten zur Bildung künftiger Staatsbeamten, deren Einrichtung und Leitung dem Staate zukommt, und zu deren Benutzung er, als Bedingung, ein Amt zu erhalten, Jeden mit allem Rechte nöthigen kann. Was aber die weitere Fortbildung der Erwachsenen angeht, diese mufs der Freyheit eines Jeden überlassen bleiben. Zwang ist da so widerrechtlich, als fruchtlos; und wenn er Statt finden sollte, wer sollte zwingen und treiben? und wenn es die Regierenden thun sollten, durch wen? Durch Policydiener etwa? Diese müssen ja doch auch selbst wieder gezwungen werden, wenn man auch so höflich seyn wollte, die Vornehmen bis auf einen gewissen Rang von diesem Bedürfnisse auszunehmen.

Bildung zur Religiosität und Sittlichkeit ist nun vollends als Werk des äufseren Zwanges unmöglich. Sehr richtig sagt unser Vf.: „Un in sittlicher und religiöser Bildung zuzunehmen, mufs der Mensch selbst und frey sein Herz den Bildungsanstalten öffnen. Mit desto größerem Interesse thut er es, je mehr er es im Gefühle seiner Freyheit thut, je mehr er im Berathen und Beschliessen mitwirkende Person ist. Auch der Schein von Zwang wirkt dagegen schon nachtheilig. Will indeffen der Staat dennoch eine sittlich-religiöse Bildungs- oder Erziehungs-Anstalt für die Erwachsenen einrichten: so mag er es thun, und nach dem wechselnden Gutfinden des Regenten jetzt vermittelt des Christenthums, und unter einem folgenden Regenten vermittelt des Heidenthums, heute nach der Ansicht des Protestantismus, und morgen nach einer anderen, die Erziehung versuchen. Zu diesem Behufe kann er sich aber auf keine rechtliche Weise die Kirche aneignen, und es ist schon ein Unrecht, wenn er ihr ihre Schulen nimmt, um die Kosten für die Errichtung eigener Staatschulen zu ersparen. Die Kirche ist, was sie durch den vorhandenen Religionsglauben ihrer Mitglieder ist, und mit diesem steht, wie unser Vf. richtig bemerkt, der äufserer Cultus, als Bekenntniß und Beförderungsmittel desselben in solcher genauen, Verbindung, dafs der,

welcher jenen bestimmte, auch diesen allein bestimmen kann.

In jenen sittlich-religiösen Erziehungsanstalten des Staats mögen endlich die Staatserziehungsbeamten, wie der Vf. von No. 1, seinem Systeme vollkommen treu, S. 87 bemerkt, vom Staate angewiesen werden, ausser den bisherigen Predigerbeschäftigungen, oder lieber mit Übergehung derselben, in der Erziehungslehre und den vaterländischen Rechtslehren Unterricht zu ertheilen, und die Aufsicht über öffentliche Bibliotheken zu führen; allenfalls auch die öffentlichen Häuser und Lustbarkeiten zu dirigiren, und in der doppelten Buchhaltung Unterricht zu geben. Alles das hat auf Sittlichkeit, oder doch wenigstens auf Rechtlichkeit, den bedeutendsten Einfluss; allein ein Geistlicher, welcher die religiöse Priesterweihe von dem Herrn der Kirche erhalten hat, wird ein solches Staatserziehungsamt schwerlich ambiren.

Sfs.

Der zweyte Theil von No. 1 handelt vom *Schullehrerstande*. Was oben von einem anderen Rec. über den ersten Theil gesagt worden ist, gilt im Ganzen genommen auch vom zweyten. Wir dürfen uns also kurz fassen. Im 1 Abschnitte wird zuerst das Verhältnifs des protestantischen Schulwesens zum Staate (eben so wie das der Kirche im 1 Theile), dann die Beschaffenheit des protestantischen Schulwesens im Herzogthum Berg bis zu den letzten Decennien (mit Mäfsigung und innerer Wahrheit), und zuletzt die Veränderungen in demselben während der letzten 20 Jahre (lebhaft und, wie uns dünkt, treffend) geschildert. Der neue Eifer für Erziehung weckt auch im Westen einige Köpfe; aber sie sind sich selbst überlassen, keine obere Behörde unterstützt sie. Nachtheiliger Einfluss des neuen Geistes der Zeit auf den größten Theil der Schullehrer in Berg; die Einfalt des Sinnes und des Lebens ging verloren. Trauriges Verhältnifs zwischen Schullehrer und Prediger, und Einfluss desselben auf die Gemeinden. Resultat: „Zum Besten der protestantischen Schulen ist im Herz. Berg im Allgemeinen noch nichts geschehen. Kein Seminarium, Schullehrer ohne alle Kenntnisse u. s. w.“ — Im 2 Abschnitte werden an eine Verfassung des protestantischen Schulwesens dieselben Forderungen gemacht, welche im 1 Theile an eine Verfassung des Predigerstandes gemacht wurden. „Die Elementarschulen sind Anstalten des Staats zur ersten, gemeinschaftlichen, künstlichen Ausbildung der in ihnen befindlichen Kinder zu Menschen.“ — „Die hier erzogenen Kinder werden den Predigern übergeben, und diese vollführen das hier angefangene Werk, um sie zu moralisch-religiösen Menschen zu erziehen.“ Dieses gemeinschaftliche Hinarbeiten der Schullehrer und Prediger auf Einen Zweck dürfte der Organisation des Schulwesens eine ganz andere Richtung geben, als sie bey dem Vf. erhalten hat. Dafs die Kinder „auch bey wenigen Kenntnissen harmonisch ausgebildet werden und ihre Vermögen ein schönes Ganzes ausmachen können,“ ist bey dem verderblichen Streben

des Zeitalters nach Vielwifferey nicht oft genug zu wiederholen. Die Summe der den Schullehrern nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten ist daher mit Recht geringer angesetzt, als gewöhnlich; jedoch ist die Wahl nicht immer zu billigen. Der Vf. rechnet unter anderen dahin Fertigkeit im Zeichnen, in der Musik, in der Geometrie, im Rechnen, und im Schachspiel (denn als Mittel zur Denkkübung wird, neben dem Rechnen, auch die Einführung des Schachspiels in Schulen empfohlen?). Wie mancherley Vorkenntnisse aber, die hier nicht erwähnt werden, gehören zum zweckmäßigen Lesen poetischer Schriften, wodurch der Geschmack in den Landschulen (?) gebildet werden soll. Zur Erreichung des Schulzwecks dringt der Vf. mit Ernst auf die Anlegung eines Seminars. Wenn er aber jedem Jüngling frey stellt, das Seminarium zu besuchen, oder sich bey einem Prediger oder Schullehrer auf sein Amt vorzubereiten, und ihm im letzten Falle die nämliche Hoffnung zu einer Stelle giebt, wie dem Seminaristen: so streitet dies einerseits geradezu gegen die Nothwendigkeit des Seminars, andererseits aber gegen die Behauptung des Vfs., daß im Herz. Berg sich kein einziger Prediger und auch wenig Schullehrer finden, die zu diesem Geschäfte Fähigkeit und Zeit haben. In den Vorschlägen des Vfs. über Vervollkommnungs-, Nachhilfe- und andere Anstalten herrscht derselbe sklavische Geist, welcher schon oben bey dem Theile in Rücksicht der Prediger charakterisirt und gerügt worden ist. Wir erwähnen daher nur, daß, wenn die besserungsfähigen Schullehrer während der Herbstferien 2 - 3 Wochen sich im Seminarium aufhalten sollen, zwar dafür gesorgt wird, die Lehrer im Seminarium für die verlorenen Ferien zu entschädigen; an eine Entschädigung der mit so vielen ermüdenden Amts- und Neben-Geschäften überhäuften Landeschullehrer aber, die der Ferien oft weit mehr bedürfen, wird nicht gedacht. Mögen diese unter der Last ihrer sauern Arbeit erliegen! Daß alle Verbesserung der Schulen mit Befoldungserhöhungen anfan-

gen müsse, bestreitet der Vf. mit *Stephani* als ungegründet, da sich so viele Candidaten des Schulamts vorfinden, deren Wunsch nach einer Schulstelle von der Güte der Stellen zeuge: als ob nicht eine Menge anderer Gründe, z. B. Freyheit vom Militärdienste, geträumte Bequemlichkeit etc., zur Wahl dieses Standes veranlassen! und dann, welche Candidaten sindes, die sich hindrängen? Im 3. Abschnitte spricht der Vf. zuerst von dem Verhältnisse der Schullehrer zu dem Prediger, verwirft die Coordination beider, und schließt mit dem Resultate: Das Schulwesen soll nicht einer geistlichen Behörde übergeben werden, aber die für dasselbe besonders anzuordnende Behörde muß mit der geistlichen in Verbindung stehen. Der Vf. verwechselte hier offenbar die geistliche mit der kirchlichen Behörde. Die Oberschulräthe sollen weder Theologen, noch Juristen seyn, sondern Pädagogen, Meister vom Stuhle, die das Schulwesen als Haupt- und Lieblings-Sache studirt, und sich Übung und Erfahrung darin erworben haben. Recht gut; nur setze man diese Pädagogen nicht den Geistlichen in dem Sinne entgegen, wie man von jeher dem Geistlichen das Weltliche entgegen zu setzen pflegte. Der Pädagog ist und bleibt ein Geistlicher, man mag seine Berufsgeschäfte selbst oder den Zweck seines Berufs ins Auge fassen. Wenn aber der Vf. ferner sagt: „Die Erziehung ist nicht Angelegenheit der Confession, sondern der Menschheit; die Schulen gehören nicht der Kirche an, sondern dem Staate, — bey der Schule kommt es nicht auf die Confession an“ u. s. w.: so steht er mit sich selbst im Widerspruche. Denn sein ganzes Buch handelt vom protestantischen Schulwesen, und auf derselben Seite ordnet er ein protestantisches Schulcollegium an. Ja, der vom Vf. oben bemerkte gemeinschaftliche Zweck der Schullehrer und Prediger knüpft die Schulen so fest an Confession und Kirche, daß sie der Oberaufsicht einer gemeinschaftlichen geistlichen Behörde, die sich immerhin in 2 Sectionen theilen mag, nicht entzogen werden können.

XPH

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Sammlung der merkwürdigsten Träume. Nebst einer Abhandlung über die Träume, dahin gehörigen literarischen Notizen und aufgestellten Aphorismen.* Von einem Forscher im Gebiete der Metaphysik. Mit einer Abbildung (eines Trauma des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen). Ohne Jahrzahl. 197 S. 8. (18 Gr.) Diesem angeblichen Forscher im Gebiete der Metaphysik scheinen die merkwürdigsten Träume solche zu seyn, die in Erfüllung ausgegangen sind. Und zieht man das sogenannte Eintreffen der hier gesammelten Träume in Zweifel: so geht auch alles Interesse verloren, das man an dergleichen Träumen, wie sie hier erzählt werden, nehmen kann. Dieses Eintreffen wird aber wohl von Jedem in Zweifel gezogen werden, der im Gebiete der Menschenkenntnis nicht ganz unerfahren ist, der weiß, wie oft Träumende ihre Träume erst nach ihrer Erfüllung erzählen, und diese Träume, der Sache gemäß, von welcher sie als eine Vorbedeutung gelten sollen, verändern, und sich hiebey wohl selbst täuschen. Wer einmal geneigt ist, auf Träume zu achten, und sie als etwas Merk-

würdiges zu erzählen, der ist auch geneigt, ihre Merkwürdigkeit durch Hinzusetzen oder Weglassen kleiner Umstände zu vermehren. Daher entstehen die Erzählungen von so vielen in Erfüllung gegangenen Träumen. Hätte also dieser Traumfänger, der sich für einen Forscher im Gebiete der Metaphysik ausgiebt, seine Aufmerksamkeit auf die Erfahrung gerichtet; so würde er jenes blinde Herumtappen im Felde der Metaphysik als etwas Überflüssiges betrachten, und seine mühsame Arbeit, aus so vielen Schriftstellern Erzählungen von erfüllten Träumen zu sammeln, unterlassen haben, zumal da bey der großen Menge von Menschen, welche abergläubigen Deutungen von Träumen nicht abgeneigt sind, durch eine solche Sammlung von erfüllten Träumen der Aberglaube noch mehr vermehrt und bekräftigt wird. Die Abhandlung über die Entstehung der Träume, welche dieser Sammlung von Träumen beygefügt ist, enthält die bekannte Hypothese, welche *Formey* in seiner Abhandlung über die Träume angegeben hat, nach welcher die Träume durch die Erschütterung von dem inneren Ende der Nerven entstehen sollen.

O. m. r.

Monatsregister

V O M

A u g u s t 1 8 1 0.

I. Verzeichniß der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- Albrecht* Beyträge für die deutsche Bühne 197, 575.
An Freunde der Seelenkunde über einige sehr auffallende Erscheinungen des magnetischen Somnambulismus 187, 295.
Autel Communionsbuch für denkende Christen 194, 345.

B.

- Bacze* Geschichte des 18 Jahrhunderts. 1 — 5
Theil 195, 555.
Bandelin Gedichte religiösen Inhalts. 6. Ausg. 188, 503.
Beck Grundriß zu hodegetischen Vorlesungen für angehende Studierende 182, 249.
Beyträge oder Vorschläge zur Erleichterung der Menschheit in den bürgerlichen Gesellschaften.
1 Beytrag 181, 247.
Βιβλιοθήκη ελληνικής τήμος 1 — 4 185, 257.
Blasche der technologische Jugendfreund. 5 Th. 181, 247.
Brehm Einkleitung in die gesammten akademischen Studien 182, 249.
Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde. 1 Heft 189, 509.
Burdach der Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst 182, 249.
Bisck liturgischer Versuch oder deutsches Ritual für katholische Christen. 2. Aufl. 179, 252.

C.

- Calderon de la Barca* Schauspiele. Uebersetzt von Schlegel. 2 Bd. 197, 573.
Catalogus Numerum Hungariae ac Transylvaniae.
P. 1 — 5. 196, 361.

D.

- Damian Hefel* und seine Raubgenossen 192, 535.
Debonale kleine französische Grammatik für Kinder. 2. Aufl. 198, 384.
del Degene Hülfenbuch für Kaufleute und Contoristen 199, 591.
Demme L. Friedenspredigten.
Deutschland, das gelehrte. Angefangen von Hamberger, fortgesetzt von Menzel. 14 Bd. 5. Aufl. 180, 299.
Dolmetscher, der französische. 3. Aufl. 198, 384.
Dräfer Predigten für denkende Verehrer Jesu. 5 Sammlung 185, 265.
— — Predigten für denkende Verehrer Jesu. 4 Sammlung 194, 351.

E.

- Ebermeier* pharmaceutische Bibliothek für Aerzte und Apotheker. 1. 2. Bd. 180, 259.

- Erleichterungsmittel, neues zweckmäßiges; zur Erlernung der französischen Sprache. 2. Lieferung. 2. Aufl. 200, 599.
Egistein Vergleichungen der gegenwärtig und vormals in den königl. preussischen Staaten eingeführten Maße und Gewichte. 2. Aufl. 198, 385.

F.

- Fikenscher* Lehrbuch der Landesgeschichte des Fürstenthums Bayreuth 195, 558.
— — — Leitfaden beym Vortrage der Topographie des Fürstenthums Bayreuth 195, 558.
Friedenspredigten, drey, von Löffler und Demme 194, 534.

G.

- Gaetani* Abrégé utile et très facile pour apprendre en peu de tems la langue espagnole 182, 255.
Gerhard tägliche Betrachtungen für die Passions- und Oster-Zeit 177, 215.
Gesner christliche Unterhaltungen für Leidende und Kranke 194, 549.
Griechenland und Rom 188, 305.

H.

- Handbuch* der Wundarzneykunde 180, 253.
Heydenreich Communionsbuch für Gebildete 194, 545.
Heynig Versuch einer Revillon der Cultur und Aufklärung nach ihren Principien und Endzwecken 186, 288.
Himly Erörterung der neuen Lage der pestalozzischen Methode u. s. w. 192, 335.
Hingstedt die neueren Fortschritte im doppelten kaufmännischen Buchhalten 198, 577.

I.

- Instruction sur le Notariat* (franz. und deutsch, von Fourmont). 1. 2. Th. 179, 228.
Isidorus Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers 197, 371.
Ἰστορίας λέγοι καὶ ἐπιστολαί. Μέρος 1. 2. 183, 257.

K.

- Köppel* Pyrments Merkwürdigkeiten. 2. Aufl. 195, 545.

L.

- Linde* Słownik Jezyka Polskiego. I Bd. 1. 2. Th. II Bd. 1. Th. 190, 515.
Löffler L. Friedenspredigten.

M.

- Mader* kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters 196, 566.

- Mangelsdorf** Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte [der alten und neuen Welt für seine Kinder. 11—13 Theil. Oder: Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte neuerer Zeit. 6—8 Th. Fortgesetzt von Barzko 196, 366.
- Mehlfis** Predigten für die häusliche Erbauung. 1 Th. 2 Aufl. 194, 349.
- Mensel** das gelehrte Deutschland im 19 Jahrh. 2 Bd. 180, 239.
- — deutsches Künstler - Lexikon. 2 Ausg. 2 Bd. 185, 279.
- — elfter [Nachtrag zur 4ten Ausgabe des gelehrten Deutschlands 180, 239.
- — Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 10 Bd. 184, 277.
- Moritz** neues ABC-Buch. 3 Aufl. 198, 383.
- Mengrovius** Recens Xian'ka zamykalos etc. 191, 327.
- Müller** der natürliche Hexenmeister 186, 287.
- — von dem christl. Religionsunterrichte 189, 309.

P.

- Paldamus** Predigten für Freunde christlicher Weisheit und Tugend aus den gebildeten Ständen 194, 360.
- Παρίφων ελληνικής βιβλιοθήκης τόμος 1** 183, 257.
- Peraux** pantomimische Darstellungen von Henriette Handel 197, 369.
- Πλουτάρχου βίαι παράλληλοι. Μέρος 1. 2** 183, 257.
- Πολυαίνου στρατηγημάτων βίβλος δυτώ** 183, 257.

R.

- Reinhard** System der christlichen Moral. 4 Bd. 176, 201.
- Relation de Dourry Efendy. Trad. du Turk et suivie de l'Extrait des Voyages de Petit de la Croix, rédigé par lui-même** 189, 306.

S.

- Sammlung** der merkwürdigsten Träume 201, 407.
- Schäfer** die Zeit- und Volks-Krankheiten der Jahre 1806 und 1807 in und um Regensburg 180, 236.
- Schlegel** spanisches Theater. 2 Bd. 197, 373.
- Schreckenshöhle, die, oder die Leiden der jungen Miranda. Nach dem Englischen** 192, 335.
- Schurz** kurzer Lehrbegriff der Mathematik. 3 Th. 192, 329.
- — populäre Anfangsgründe der Astronomie 192, 329.
- — sehr leichte und kurze Entwicklung einiger der wichtigsten mathematischen Theorien 192, 330.
- Schumann** Versuch einer vollständigen systematisch geordneten kaufmännischen Waarenkunde. 2 Aufl. 1-Abth. 1 Th. 1—5 Bd. 189, 311.
- Staat und Kirche, nebst näherer Beleuchtung der**

- Schrift: Versuch, eine zweckmäßige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen** 200, 393.
- Stolz** christliche Predigten, gehalten im J. 1809 in der Martinskirche zu Bremen 179, 231.
- — Liebe nach Paulus in Betrachtungen über I Cor. XIII. Neue Ausg. 179, 231.
- — Predigten zur Beförderung der Humanität: 1. 2 Hälfte 179, 231.
- Streber** Versuch einer Geschichte des königl. Münzcabinets in München 196, 367.

T.

- Taschenbuch** für magische Unterhaltungen. 2 Jahrgang 181, 247.
- The Juvenile Dramatist. A new Edit. Vol. 1—3** 200, 400.
- Tittmann** Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde. 1—5 Th. 178, 217.
- — Handbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts. 1—5 Th. 178, 217.

U.

- Universallexikon** der Handlungswissenschaften, bearbeitet nach Savary von Moses Israel, Hensinger und Ihling 199, 389.
- Unterhaltungen, magische. 2 Bänden.** 181, 247.

V.

- Versuch, eine zweckmäßige Verfassung für den protestantischen Prediger- und Schullehrer-Stand zu entwerfen, mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg. 1. 2 Th.** 200, 393.
- v. Voss** Beyträge zur deutschen Schaubühne 197, 375.

W.

- Weichert de Nonne** Panopolitano 183, 303.
- Weiske** de praeparationibus graecis commentatio 196, 367.
- Wiener-Leopoldstädter-Theater. 1 Bd.** 197, 375.
- Wildt** Logik und Encyclopädie der Wissenschaften als ein Ganzes bearbeitet. Dritter Versuch 182, 255.
- Winter** Geschichte der Schicksale der evangelischen Lehre in und durch Bayern bewirkt, in der ersten Hälfte des 16 Jahrh. 1. 2 Bd. 195, 337.
- v. Wolmann** Geist der neuen preussischen Staatsorganisation 181, 249.
- Words** über die Bundes- und Freundschaftssymbole der Morgenländer. 2 Ausg. 189, 312.

Z.

- Zeismann** Predigt bey der öffentlichen Feyer seiner glücklich zurückgelegten 50jährigen Amtsführung 196, 369.
- o. Zimmerl** alphabetisches Handbuch zur Kenntniss der Handlungs- und Wechsel-Geschäfte. 2 Aufl. 1. 2 Th. 199, 388.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die verdorsten Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

- | | |
|---|--|
| Andersische Buchh. in Frankfurt am Mayn 189. | Kratzsch und Wettach in Hamburg 198. |
| Anonyme Verleger 181. 186. 188 (2). 190. | Kupfer und Wimmer in Wien 197. |
| Anton in Götting 189. | Kupferberg in Maynz 191. |
| Arnold in Dresden 194. | Lindauer in München 195. |
| Aubel in Cassel 179. | Meyer in Lemgo 180 (2). 185. 187. |
| Becker in Gotha 194. | Mitzky und Comp. in Leipzig 182. |
| Campe in Nürnberg 182. | Montag und Weiß in Regensburg 180. |
| Claß in Rothenburg am der Tauber 194. | Mohr in Frankfurt am Mayn 195. |
| Darmmann in Leipzig, Züllichau und Freystadt 181. | Müller in Erfurt 188. 198. |
| Didot in Paris 183. | Nicolovius in Königsberg 191. 192 (2). |
| Dieterich in Göttingen 182. | Palm in Erlangen 179. |
| Dietlein in Halle 186. | Petroux in Frankfurt am Mayn 197. |
| Eberhart in Paris 183 (2). | Raspe in Nürnberg 195 (2). |
| Ferra in Paris 189. | Realschulbuchhandlung in Berlin 198. |
| Fleischer d. J. in Leipzig 184. | Ritter in Gmünd 181. |
| Geistinger in Wien 199. | Ruffische Verlagschandlung in Halle und Leipzig 195. |
| v. Ghelensche Erben in Wien 199. | Schirach in Götting 196. |
| Gräff in Leipzig 199. | Schöne in Berlin 197 (2). 198. |
| Gulthausen in Frankfurt am Mayn 200. | Schreiner in Düsselndorf 200. |
| Gundermann in Hamburg 200. | Schumann in Ronneburg und Leipzig 189. |
| Hahn in Hannover 179. 194. | Schumann in Zwickau und Leipzig 180. |
| Hallwingsche Hofbuchh. in Pyrmont 193. | Schwan und Götz in Mannheim 197. |
| Hemmerde und Schwetfchke in Halle 178. | Schwickert in Leipzig 182. |
| Herold und Wahlstab in Lüneburg 183. 194. | Steinerfche Buchh. in Winterthur 189. 194. |
| Hinrichs in Leipzig 194. | Storno in München 196. |
| Hitzig in Berlin 192. 197. | Trattner in Pesth 196. |
| Hoffmann in Hamburg 198. | Widmannsche Buchh. in Prag 198. |
| Industrie-Comptoir in Leipzig 192. 201. | Wilmans in Frankfurt am Mayn 181. |
| Köhler in Leipzig 182. | Zimmermann in Wittenberg 176. |
| Korn der Aek. in Breslau 177. | |

III. I n t e l l i g e n z b l a t t d e s A u g u s t.

Ankündigungen.

- | | | | |
|--|-------------------------|--|-------------------------|
| Bauer in Leipzig Verl. | 65. 517. | Ferthes in Hamburg Verl. | 61. 485. |
| Cronsfche Buchh. in Osnabrück Verl. | 62. 493. | Preis: Uebersetzung aller neuteftamentl. Schrif- | 65. 515. |
| Dieterich in Berlin Verl. | 60. 477. | ten | |
| Fleischer, Gerhard, in Leipzig Verl. | 61. 485. | Hottermannd Fortsetzung des jöcherfchen Gelehr- | 60. 477. |
| Fleischmann in München Verl. | 65. 518. | ten - Lexikons | 65. 516. |
| Frommann in Jena Verl. | 65. 517. | Reclam in Leipzig Verl. | 60. 477. |
| Gädike, Gebr., in Berlin Verl. | 65 u. 64. 567. | Schimmelpfennig u. Comp. in Halle Verl. | 59. 471. |
| Heinrichshofen in Magdeburg Verl. | 62. 492. | Schrag in Nürnberg Verl. | 65 u. 64. 568. |
| Hemmerde und Schwetfchke in Halle Verl. | 65. 516. | Schüppelfche Buchh. in Berlin Verl. | 65. 516. |
| Hoyer in Giefen Verl. | 59. 470. 65 u. 64. 556. | Schwan u. Götz in Mannheim Verl. | 62. 494. 65. 518. 519. |
| Heyle in Bremen Verl. | 65 u. 64. 568. 65. 517. | Seinfche Buchh. in Nürnberg Verl. | 60. 469. 65 u. 64. 567. |
| Hof-Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt | | Waisenhausbuchh. in Halle Verl. | 65. 515. |
| Verl. | 60. 475. | Weygandfche Buchh. in Leipzig Verl. | 65. 514. |
| Kümmel in Halle Verl. | 61. 485. | Wilmans in Frankfurt am Mayn Verl. | 62. 489. 490. |
| Kupferberg in Maynz Verl. | 61. 484. | | |
| Leske in Darmstadt Verl. | 61. 485. 487. | Beförderungen und Ehrenbezeugungen. | |
| Mauke in Chemnitz Verl. | 61. 487. 62. 495. | Ackermann in Ofchatz | 60. 474. |
| Maurer in Berlin Verl. | 62. 492. | Affementi in Padua | 59. 456. |

Bronner in Aarau
 Busching in Berlin
 Dussoger aus Paris
 Erdmann in Wittenberg
 Erich in Kasan
 Fiske aus Göttingen
 Fischer in Moskau
 Gall in Paris
 Gilbert in Halle
 Gmelin in Karlsruhe
 v. d. Hagen in Heidelberg
 Hager in Pavia
 Harles in Erlangen
 Hessebach in Würzburg
 Hoffmann in Rentweinsdorf
 Horn in Dorpat
 Jakowkin in Kasan
 Ideler in Berlin
 Jörg in Leipzig
 Jördens in Hof
 Lassaulx in Coblenz
 Lebers in Coblenz
 Litrow in Krakau
 Meckel in Halle
 Michaelis in Heidelberg
 Müller in Berlin
 Müller in Kasan
 Neumann aus Petersburg
 Petrowsky in Kasan
 Renner aus Göttingen
 de Saint-Auge in Paris
 Sapolsky in Kasan
 Schlegel in Ilmenau
 Schmitt in Trier
 Schneider in Hof
 Schumacher in Kopenhagen
 Schweins in Göttingen
 Tombroni, Mad., zu Bologna
 Thurnb in Coblenz
 Voigt in Narwa
 Volta in Pavia
 Willdenow in Berlin
 Wolf in Berlin
 Wrangel in Petersburg
 Wuttich in Kasan

Nekrolog.

Ewert in Kasan
 de Montgolfier in Balaruc
 Pertsch in Coburg

59. 467. Gelehrte Gesellschaften und Preise.
 59. 470. Bologna, Preisaufgaben der Ackerbaugesellschaft 60. 476.
 61. 481. Cleve, Preisaufgaben der Nachseiferungs- und
 59. 467. Ackerbau-Gesellschaft 60. 476.
 59. 467. Erlangen, Sitzung der physikalisch-medizinischen
 59. 466. Societät am 18 Jun. 60. 473.
 60. 474. Mayland, Preisaufgaben der künigl. Akademie
 60. 474. der schönen Künste 61. 484.
 60. 474. Paris, Bericht an den Kaiser über die zehnjährigen
 60. 474. großen Preise 63 u. 64. 497.
 59. 468. — — kaiserl. Preise den Indigo betreffend 60. 474.
 59. 465. — — Preisvertheilung der Classe der schönen
 61. 481. Künste in der Steinschneidekunst und Malerey 60. 476.
 60. 474. — — Sitzung, Preisvertheilung und Preisaufgaben
 60. 474. der Classe für die Geschichte und alte
 61. 481. Literatur des Instituts am 3 Jul. 61. 482.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Prüfung am berlinisch-cöllnischen Gymnasium
 im April 59. 470.
 Bologna, f. Italien.
 Gießen, Prüfungen und Redebungen im Pädagogium
 im April 59. 469.
 Heidelberg, Verordnung wegen der Gerichtsbarkeit
 über die Studirenden — Promotionen —
 Vermehrung der Universitäts-Bibliothek 59. 467.
 Italien, wichtige Veränderungen auf den Universitäten
 zu Pavia, Bologna und Padua 59. 466.
 Kasan, Vorfälle an der Universität seit 1803 59. 466.
 Padua, f. Italien.
 Pavia, f. Italien.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

59. 467. Almendingen in Hadramut, Erklärung an das
 60. 474. Publicum 63 u. 64. 508.
 59. 468. Auction eines großen Münzcabinet in Hamburg 62. 494.
 59. 465. Auction physikalischer und mathematischer Instrumente
 61. 481. in Erfurt 62. 487. 63. 519.
 59. 466. Bücher-Auction in Halle 59. 471.
 60. 474. Bücher zum Verkauf bey Pougens in Paris 60. 477.
 59. 470. Datz zur Nachricht, nebst Antwort von Köpke 60. 500.
 59. 466. Dessloch in Aschaffenburg Anzeige wegen des
 59. 467. Forstlehrinstituts 60. 480.
 Dieterich in Göttingen an Hn. Gafster in Wien 62. 495.
 Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf 66. 521.
 Kummel in Halle Bücher zum Verkauf 60. 479.
 Salat in Landshut, zur Recension von dessen
 Darstellung der Moralphilosophie 62. 496.
 Späth in München, Bemerkungen über eine Recension
 61. 481. der hall. allgem. Lit. Zeit. 63 u. 64. 511.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1 SEPTEMBER, 1810.

T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Barth: *Kritik der praktischen christlichen Religionslehre* von G. Chr. Cannabich, Kirchenrathe und Superintendenten in Sondershausen. Erster Theil. 1810. VIII und 410 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Sollte man denn wirklich, wie der Vf. in der Vorrede klagt, auch in der neuesten Zeit auf den praktischen Theil der christlichen Religionslehre weniger Fleiß gewendet haben, als man der Aufklärung ihrer theoretischen Lehrsätze gewidmet hat? Wurde nicht biblische Moral eben so sorgfältig bearbeitet, wie biblische Dogmatik? That nicht Philosophie über das Sittliche in dem Menschen zur Würdigung und wissenschaftlichen Ausbildung des moralischen Inhalts der Schrift bis jetzt noch mehr, als von dieser Seite für Bildung einer christlichen Glaubenslehre zur Wissenschaft geschehen ist? Nach allen diesen nützlichen Vorarbeiten wäre eine eigentliche Kritik der christlichen Sittenlehre, die der Vf. auf dem Titel seiner Schrift verheißt, dennoch ein sehr verdienstliches Unternehmen. Dies müßte aber freylich eine Kritik seyn, die von gründlicher Kritik aller menschlichen Sittenlehre überhaupt ausginge, welche tief in den sittlichen Geist des Christenthums eindringe, die sein Verhältniß zu dem Zweck und Wesen dieser Religionsverfassung im Ganzen, und zu der sittlichen Natur und Bestimmung des Menschen, sowohl überhaupt, als auf den verschiedenen Stufen der sittlichen Entwicklung und Ausbildung desselben insbesondere, tiefer, als bisher geschehen, ergründete, und dadurch allem, sowohl wissenschaftlichen als praktischen, Gebrauche dieser Lehre Ziel und Richtschnur bestimmte. Unbefangene genialisch-historische Schriftauslegung, logische Bestimmtheit und Klarheit der sittlichen Grundbegriffe, wissenschaftliche Consequenz der Behauptungen, und tiefe, vielseitige Kenntniß der moralischen Natur des Menschen, wären die ersten wesentlichen und unerlässlichen Forderungen an den Urheber eines solchen Unternehmens, um nur einigermaßen für die christliche Moral das zu seyn, was Kant und Schleiermacher für die Sittenlehre überhaupt geworden sind — neuer Begründer der Wissenschaft und Wegweiser ihres richtigen Gebrauchs für alle Zwecke des menschlichen Lebens.

Von allem diesem Großen und Herrlichen scheint Hr. C. nichts geahndet zu haben. Wir müssen auch billig diese hohen Forderungen, welche das Wort Kritik 4. L. Z. 1810. Dritter Band.

tik rege macht, gänzlich aufgeben, da er selbst am Schlufs der Vorrede (S. V) sagt: „Ich habe mich also in dieser Schrift bemüht, die Begriffe der praktischen christlichen Religionslehre genauer zu bestimmen, sorgfältiger zu entwickeln, freymüthig zu würdigen und populär darzustellen; zugleich auch eine möglichst vollständige christliche Moral zu liefern, die dem gebildeten Theile der Menschen nützlich sey, und dem Religionslehrer besonders reichen Stoff zu seinen Vorträgen darbiete.“ — So viel weniger indeß dieses unstreitig ist, in Vergleichung mit einer verheißenen Kritik: so viel mehr ist es gleichwohl noch immer, als alles das, was die Ausführung wirklich leistet.

Der erste Theil des Werkes, welcher vor uns liegt, und außer einer allgemeinen Einleitung (S. 1—35) über Moralität, Moral und christliche Moral überhaupt, eine weitläufige Betrachtung über die Religion (S. 36—326) und eine allgemeine Erwägung der Tugendpflichten (S. 326—406) enthält, deren besondere Ausführung wahrscheinlich dem folgenden II Theile anheimfällt, trägt zur tieferen Begründung, wissenschaftlichen Ausbildung und genaueren Würdigung der christlichen Moral nicht das Mindeste bey, obgleich manches Einzelne Gute recht populär, d. h. weitschweifig, unbestimmt, und ohne gründlichen Beweis darin gelehrt wird, was aber freylich die Leser der moralischen Schriften eines Reinhard, J. W. Schmid, Krause u. s. w. nicht minder faßlich, nur viel genauer und gründlicher ausgeführt gelesen haben. Die Moral des Vfs. ist nicht rein philosophisch, weil es ihr an wissenschaftlicher Begründung durch Einen, es sey rein vernünftigen oder eudämonistischen, Grundsatz gänzlich gebricht; nicht biblisch, weil der Vf. kein Bedenken trägt, moralische Ansprüche eines Apostels Jesu (z. B. Jak. 2, 10, vrgl. S. 81. 348) eigenmächtig zu tadeln und zu berichtigen; nicht christlich, aus dem eben angezeigten Grunde, und weil sie von dem Glauben an Jesus in ursprünglich christlichem Sinne gänzlich getrennt, und dieser Glaube selbst als willkürlich und grundlos, mit einem Worte, als bloßer Aberglaube vorgestellt wird (S. 216 ff.). Sie ist vielmehr ein unhaltbares Gemisch fremdartiger Vorstellungen und Meinungen, reich an Unbestimmtheiten, unbehutsamen Ausdrücken, Willkürlichkeiten und inneren Widersprüchen, das bey aller erbaulichen Absicht, die wir dem wohl denkenden Vf. zutrauen, doch sogar die sittliche Denkart ungelehrter und ungeübter Leser, denen solche Bücher, ihrer oberflächlichen Faßlichkeit halber, noch

Fff

am meisten zu gefallen pflegen, verwirren, schwächen und ungewiss machen könnte. Unter diese anstößigen, wenn auch noch so wohlgemeinten, Aufseerungen gehört z. B. (S. 5) die vermessene Behauptung, daß die menschliche Freyheit durch tausend Dinge eingeschränkt sey (wovon unser sittliches Bewußtseyn nichts weiß, noch behaupten darf, ohne alle Kraft zu sittlicher Anstrengung zu lähmen); daß es (S. 6) keine eigentlichen Belohnungen und Strafen, sondern bloß zufällige Aufmunterungen und heilsame Correctionsmittel gebe (wodurch alle moralische Ordnung in der Welt aufgehoben, und ein Weg gezeigt wird, vermittelt einer vorsätzlich bewirkten Unverbesserlichkeit allen üblen Folgen des Sündigens zu entgehen, wobey aber auch vorausgesetzt werden muß, daß es gar keinen wesentlichen inneren Unterschied des Guten und Bösen gebe); dazu gehört die Declamation gegen reine Tugend (S. 7 ff. 339), die noch überdies auf lauter Mißverständnissen und auf Verwechslung der verschiedensten Begriffe und Fragen beruht, und wobey der Vf. unaufhörlich in Widerspruch mit sich selbst geräth. Die größte Verwirrung herrscht aber da, wo das höchste Sittengesetz selbst ausgesprochen werden soll. Denn hier wird *vernünftig handeln*, mit sich selbst übereinstimmend handeln, ohne irgend ein verbindendes Zwischenglied, *so gleich in gemeinnützig handeln*, das Beste der Menschheit suchen — verwandelt. Die christliche Sittenlehre meint der Vf. nicht besser empfehlen zu können, als wenn er sagt (S. 21, S. 30): „Von reiner Sittlichkeit weiß sie nichts, sie ist mehr für die Menschen, wie sie sind, als wie sie seyn sollten.“ — „Sie ist nicht ganz moralisch; denn sie hängt von sinnlichen Bewegungsgründen, von Liebe, Hoffnung und Furcht ab, und ist die Frucht des göttlichen Gebots, und nicht das Werk der menschlichen Freyheit; sie ist also mehr eine Glaubensmoral, als eine Vernunftmoral; aber eben deswegen um so kräftiger und wirkamer, weil sie von Gott abhing.“ — In der Lehre von den Religionspflichten beweist der Vf. das Daseyn Gottes auf kosmologische und physikotheologische Art, und ereifert sich gegen die kritischen Philosophen, als gegen Prediger des Unglaubens, welche die theoretischen Gründe für den Glauben an Gottes Daseyn wankend machen wollen, ohne doch selbst den nachgewiesenen Mängeln dieser angeblichen Beweise anders abhelfen zu können, als indem er sich die undankbare Mühe giebt, den moralischen Glaubensgrund der Religion ebenfalls, wo möglich, zu erschüttern. — Auf ähnliche Weise verliert er sich bey der Lehre von der Hoffnung in weitläufige Betrachtungen über Unsterblichkeit und künftiges Leben, denen wir als populären Darstellungen ihren Werth nicht streitig machen, die aber, als Kritik der Religionslehre, viel zu wenig in die Schwierigkeiten eingehen, mit denen die Wissenschaft in dieser I. h. zu kämpfen hat. — Das Beste an dem ganzen Buche ist vielleicht das, was eigentlich außer seinem Plan liegt, wie z. B. die Betrachtungen über Aberglauben und Unglauben, über den Werth der Religion überhaupt, und des Christenthums insbesondere,

über den Verfall der Religion und der Sittlichkeit u. s. w., wiewohl auch hier für Ungelehrte so Manches vorkommt, was zu gewagt, und in seiner Unbestimmtheit vielleicht der sittlich-religiösen Gemüthsstimmung nachtheilig seyn könnte; für selbstforschende Gelehrte hingegen alles viel zu sehr auf der Oberfläche schwebt, und nirgends über das längst Bekannte und schon öfters Gesagte hinausgeht. d.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Theologische Zeitschrift*, herausgegeben von Dr. Joh. Joseph Batz, Prof. der Theol. zu Bamberg. 1809. I Band. I — 6 Hefte. 542 S. II Band. I — 3 Hefte. 1810. 266 S. 8. (3 Thlr.)

Zeitschriften sind besonders jetzt vortreffliche Mittel, Ideen, denen man eine weitere Verbreitung wünscht, in Umlauf zu bringen, dagegen andere ihnen entgegengesetzte zu verdrängen. Denn, indem man bey mancherley Veranlassungen auf dieselbe Wahrheit zurückkommen, sie von mancherley Seiten darstellen, alle ihre Widersacher bekämpfen oder auch ihren Begriffen zuvorkommen kann: so verschafft man ihr leichteren und gewisseren Eingang, ja man bewirkt wohl, daß sie endlich auch da aufgenommen wird, wo man Anfangs ihr keinen Zugang verwilligen wollte. Dieser Gedanke hat vermuthlich auch Hn. Dr. Batz veranlaßt, sich mit einer Gesellschaft von Gelehrten zu vereinigen, um obige Zeitschrift herauszugeben, welche, wie der Herausgeber S. II der Vorrede sagt, dahingeht, den Geistlichen mit den Fortschritten der für ihn interessanten Wissenschaften und dem Gange des Zeitgeistes, in wie fern derselbe auch im Gebiete der Religion und der geistlichen Amtsführung mit Energie sich äußert, stets auf eine leichte und wenig kostspielige Weise bekannt zu machen, und zum stets fortgesetzten Streben nach allseitiger Bildung aufzumuntern.

Um diesen Zweck zu erreichen, sollen 1) Abhandlungen, 2) kritische Anzeigen der neuesten, für den Theologen und Seelforger interessanten Schriften, 3) Notizen von allerley, Geistliche interessirenden Begebenheiten, und 4) Anfragen über wichtige und verwinkelte Pastoralfälle aufgenommen werden. Man sieht auch theils aus dem bekanntgemachten Plan, theils gewissermassen aus den vorliegenden Heften, daß kein Zweig des theologischen Wissens absichtlich übergangen werden soll. Wenn es daher nicht den Herausg. besonders darum zu thun wäre, gewisse Hauptideen besonders einzuschärfen: so möchte die Absicht zu groß und vielumfassend seyn, als daß sie in so wenigen Bogen, als jährlich erscheinen sollen (denn alle Monat soll nur ein Heft von 5 bis 6 Bogen herauskommen) erreicht werden könnte. So aber, und wenn diese periodische Schrift überhaupt die Aufklärung der Geistlichen befördern helfen, oder ihnen zu einer lehrreichen Unterhaltung dienen soll, kann sie, nach diesem Anfang zu urtheilen, sehr nützlich, und nicht allein katholischen, sondern auch protestantischen Theologen angenehm seyn.

Über die Recensionen wollen wir nach einer

sehr vernünftigen: Gewohnheit nichts sagen, und bey den Abhandlungen uns nur auf Einige in den ersten Heften beschränken, da sie alle einzeln anzuführen, zu weitläufig, und gegen den Plan dieser Blätter seyn würde. Den Aufsatz über den Seelforger im Verhältniß zum herrschenden Zeigeiste, wird man gern lesen, weil er unterhaltend geschrieben ist; aber er ist etwas zu allgemein und kurz, um vorzüglich lehrreich zu seyn. Was Hr. Prof. Klein in Bamberg zur Berichtigung des in neueren Zeiten angenommenen Verhältnisses zwischen Religion und Moral sagt, ist noch unterhaltender, auch lehrreicher; es kann aber doch seinen Zweck nicht ganz erreichen, da nicht Jedermann so niedrig von der Moralität, und so hoch von der Religiosität, als der Vf., denkt. Will man das Verhältniß zweyer Begriffe zu einander auf eine gleiche Weise bestimmen: so muß man diese beiden Begriffe auch auf gleiche Weise erklären. Wie werden aber diejenigen, die das Verhältniß der beiden genannten anders als der Vf. beschreiben, ihm je zugeben, daß Moralität nur ein pflichtmässig geführtes Leben (wohl gar nur in äußerlich gesetzmäßigen Handlungen) sey? Der Vf. declamirt wohl dagegen, daß man die Religionslehrer, als der Moral dienend, betrachtet habe; aber was ist daran, im gewissen Sinne gedacht, zu tadeln oder gar zu verschreyen? Die Sache ist doch offenbar die, man mag darüber sich auch noch so verschieden ausdrücken: Man kann nicht mehr thun, als seine Pflicht; oder wenn auch der Vf. nach der bekannten Klostermoral das Gegentheil zu behaupten scheint, so kann man doch nicht bessere Gesinnungen haben, oder äußern, als die den besten Erkenntnissen gemäß sind; und so denken u. handeln, als es den besten Erkenntnissen gemäß ist, heist uns seine Pflicht thun, und nach diesem Sprachgebrauche kann man nicht mehr, als seine Pflicht thun. Das heist uns moralisch gut handeln. Dazu muntern wir uns durch die Religion auf; dazu dient uns also die Religion. Mag sie immerhin auch ihren eigenen, von der Moral unabhängigen Grund haben, wie sie ihn sicher hat, und welches der Vf. leicht deutlicher hätte darthun können, als er es gezeigt hat; ob sie einen höhern Zweck habe, darüber kann man sehr verschieden sprechen. Aber sicherlich hat sie, wie alle Wahrheit, auch den Zweck, uns richtige Kenntnisse zu geben, was an sich etwas Schätzbares ist, sie hat nicht bloß das Ziel, unsere Denk- und Handels-Weise zu ordnen, sondern auch unser Gemüth bey guten Gesinnungen zu beruhigen, zu erheitern, zu beseligern, und selbst zum Himmel vorzubereiten. Auch ist es gewiß, daß man schon einige richtige moralische Begriffe haben muß, wenn man zu richtiger Religionskenntnis kommen will, ja daß diese immer um so richtiger seyn wird, je besser jene sind; daher bleibt die wahre Religion immer einigermaßen in der gesunden Moral gegründet. Denn Menschen, die unvollkommene Vorstellungen von ihrer Pflicht haben, haben auch unrichtige Gedanken von ihrer Gottheit, da ihre Gottheit allemal das Ideal der Vollkommenheit seyn wird, so weit sie sich dieselbe nur denken können. Sogar

können Menschen, die eine große Idee von dem haben, was sie seyn sollen, selbst dadurch auf dem Schins kommen, daß ein Wesen sey, welches ihnen befiehlt, so zu seyn, zumal, wenn sie an sich selbst etwas gewahr werden. was auch anders seyn möchte, sie also fast wider Willen sich diesen Befehl gegeben sehen. Wenn sie nicht leugnen können, daß auch der höchste Verstand solche Gesetze geben und befolgen müsse: so können sie selbst urtheilen, daß wohl ein solcher Verstand vorhanden seyn müsse. Wenn sie sich selbst nur der Annäherung an die Vollkommenheit fähig, nie ihre Erlangung für möglich halten: so wird es ihnen zum Bedürfnis, ein Ideal sittlicher Vollkommenheit, dem sie sich immerdar nähern müssen, zu denken, also einen Gott zu glauben. Wenn sie gut seyn und handeln, aber auch Glückseligkeit genießen wollen, das Eine unbedingt wollen, das Andere aber auch nicht gerne aufgeben: so muß es ihnen höchst wünschenswürdig werden, wenn sie glauben können, daß in der Welt die Ordnung herrsche, nach welcher Jeder gewiß um so glückseliger wird, je besser er ist. Auch dieser Glaube wird ihnen Bedürfnis. Da sie ihn aber bedürfen: so nehmen sie ihn auch gerne an. So kommen sie auf das Wesentliche aller wahren Religion. Sie selbst urtheilen, daß, wenn sie als verständige Wesen eine Welt einzurichten gehabt hätten, sie diese Ordnung in ihr würden eingeführt haben; und so zweifeln sie nicht, wenn sie es auch nicht immer in ihren Erfahrungen haben, daß eine solche moralische Ordnung in der Welt sey, sie können dieselbe aber nicht annehmen ohne einen ordnenden Geist, eine Gottheit anzuerkennen. Lange vor Kant, auf den der Vf. nicht gut zu sprechen ist, haben mehrere orthodoxe Theologen diesen Beweis theilweise geführt; sie nannten ihn den aus dem Gewissen hergenommenen. Wenn Kant alle anderen für unkräftig erklärt: so heist das vielleicht wohl nur, daß sie nicht vollkommen philosophisch, demonstrativ sind, und er wird ihnen ihre Kraft, den gesunden Verstand der Menschen, der nicht Evidenz, sondern nur Glaubensgründe und hinlängliche Gewissheit verlangt, zu überreden, nicht absprechen. Religion muß also auf Moral, aber sie muß auch noch auf etwas anderes als Moral, besonders für diejenigen, die noch nicht moralisch gut sind, gegründet werden. Man kann und muß, besonders für noch nicht Moralischgebildete, auch Gründe aufsuchen, und findet sie, einen allmächtigen Beherrscher der Welt, von dem man ganz abhängt, zu glauben. Dann muß man aber das moralische Gefühl dessen, den man zur wahren Religion bringen will, wecken und beleben, dadurch ihm Begriffe von Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und wahrer Freyheit beybringen; diese dann so hoch, wie möglich, erheben, und durch Betrachtung alles dessen, worin sich die Gottheit uns offenbart hat, zeigen, daß die Gottheit noch heiliger und gütiger sey, als wir sie uns vorstellen können. Durch solchen Glauben an die Gottheit wird man dann je länger, je mehr seine Begriffe von dem, was recht und gut ist, erhöhen, seinen Eifer, ihr ähnlich zu werden, entflammen; aber man wird auch

Friede, Hoffnung, Muth, Freude, Seeligkeit in seine Seele bringen. So ist die Religion die Tochter der Moral, aber nicht durch die Moral allein hervorgebracht, und sie selbst verherrlicht die Mutter, und erhebt sich himmelweit über sie.

Das alles wird der Vf. nicht leugnen können, er wird aber alsdann auch fühlen, daß er viel zu declamatorisch die Moral erniedrigt und die Religion erhöht hat (welche letztere freylich in gewissem Sinne nie zu hoch erhöht werden kann). Religion bey einer falschen Moral ist immer etwas höchst Irriges und Schädliches. Der Vf. sagt zwar: „von den neueren Philosophen werde der, von dem alles, was ist und lebt, Seyn und Leben hat, tief unter das alles herabgesetzt; so werde zum Werkzeuge der Befriedigung einer jedem vernünftigen Menschen unanständigen Neigung gemacht, welcher allein den Menschen über alles Irdische erheben und zu allem Vortrefflichen begeistern sollte, der Glaube an Gottes Existenz werde eine Folge von einem subjectiven Bedürfnisse, statt der Ursprung alles Denkens, Wissens und Wollens zu seyn“, und vorher: „ein solcher Gott, als man annehme, könne keine besondere Achtung und Liebe fodern“ (S. 106. 107): aber wie viel wird man doch gegen solche Declamationen einzuwenden haben? Welcher Gegner wird doch das zugeben? Gleich darauf tadelt es der Vf. gar, daß ein solcher Gott, als man annahm, an die Gesetze der menschlichen Moral gebunden ward; aber konnte es anders seyn, als daß man glaubte, die Heiligkeit könne der höchste Gott nicht verletzen; was man einmal, auch nach menschlichen Begriffen, unheilig nenne, das könne er nicht an sich haben oder thun? Konnte man annehmen, daß er willkürlich handle, und sich über die uns bekannten Gesetze des Rechts hinwegsetze? Man mußte sich ja selbst widersprechen, wenn man so etwas behaupten sollte. Der Gott, den man annimmt, kann zwar Manches thun, was uns nicht ganz begreiflich ist; aber der Wahrheit, dem Rechte kann er nicht zu nahe treten; das wird ja auch der Vf. sagen. Eben damit aber wird er gestehen, daß er sich wenigstens für viele seiner Leser nicht deutlich genug ausdrückt, und der Sache nicht recht auf den Grund gegangen ist. Hätte er das gethan: so würden manche vortreffliche Ideen, die er über Offenbarung, Cultus und Kirchenglauben äußert, viel unbestrittener aufgetreten seyn, mehr Beyfall finden und größere Wirkung thun.

Die Notizen, welche in jedem Hefte einige Blätter füllen, haben nicht nur für die Gegend, wo die Zeitschrift erscheint, sondern auch für die ganze deutsche Kirche einiges Interesse.

Dfr.

LANDSHUT, b. Thomann: *Das Wesen und die Formen der Religion*. Von A. Buchner, Prof. der Philosophie in Dillingen. Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage. Erster Band. *Von dem Wesen der Religion*. 1809. XII u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der achtungswerthe Vf. sagt in der Vorrede zur zweyten Auflage dieses bereits hinlänglich bekannten

Buchs: Wenn der Glaube an Religion zu wanken anfängt: so giebt es kein anderes Mittel mehr, die Religion selbst aufrecht zu erhalten, als die Wissenschaft. Denn Geister, einmal gewohnt, Alles mit dem Auge der Vernunft zu durchforschen, werden dieses Verfahren auch auf die Lehrsätze der Religion anwenden. Im Falle nun ihre Wahrheiten vor diesem Lichte bestehen, wird dem Verstande das Herz nicht widerstreben. Man kann daher nach meiner Überzeugung in unseren Tagen die gute Sache der Religion durch Nichts mehr fördern, als wenn man von ihren Lehren zeigt, daß ihnen keine geringere Evidenz und Gewissheit zukomme, als selbst den gewissesten und evidentesten unserer anderen Erkenntnisse u. s. w. Meine Bemühungen in gegenwärtiger Schrift, über die Grundwahrheiten der Religion das Licht der Vernunft zu verbreiten, sind aus einem redlichen und reinen Herzen geflossen. Kein anderes Interesse, als das der Wahrheit, hat mich zur nochmaligen Umarbeitung und Herausgabe derselben bewogen. Ich bitte daher alle diejenigen, welche immer dieses Buch lesen, es auch aus diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen u. s. f.“ Von der Wahrheit dieser Versicherungen muß sich Jeder überzeugen, der das Buch mit einiger Aufmerksamkeit liest. Der Vf. wendet die Ansichten den *fichte'schen* und *schelling'schen* Philosophie auf die Religion an, und zwar mit einer Lebhaftigkeit und Wärme, daß man auch da, wo man ihm nicht folgen kann, sieht und fühlt, wie er von dem, was es sagt, überzeugt und durchdrungen war. Daß diese 2 Auflage wirklich große Veränderungen erfahren, und viele Zusätze erhalten habe (wie auf dem Titel gesagt wird), lehrt jeder Blick in die Schrift. Der 1te Band, dessen Erscheinung der Vf. noch nicht genau zu bestimmen vermag, soll die Deutung der Mythen des Heidenthums enthalten, „eine Arbeit, die wie der Vf. hinzusetzt, mit mehreren Schwierigkeiten verbunden ist, als ich anfänglich vermuthete. Da nach den Gesetzen unseres Instituts eine zu ausführliche Anzeige einer frühern, bereits bekannten Schrift nicht zulässig ist: so können wir uns auf die einzelnen Ansichten und Behauptungen dieser Schrift nicht einlassen, und bemerken aus diesem Grunde nur noch die gegenwärtige Einrichtung und den Inhalt des Werks. *Einteilung*: Realität des Religionsbegriffes. Möglichkeit und Nothwendigkeit der Religionswissenschaft. *Erster Abschnitt* der Schrift selbst: Vom Daseyn und der Erkenntniß Gottes. Von dem Verhältniß des Menschen zu Gott. Von dem Ursprung der endlichen Dinge durch den Abfall der Ideen. Von der Verführung der Natur mit Gott durch den Menschen. Von der Religion. *Zweiter Abschnitt*: Von der Religion, ihren Verhältnissen nach betrachtet. Von der Naturreligion. Von der Religion des Verstandes. Von der Religion des Willens. *Beschluß*. Die Sprache des Buchs ist lebhaft und im Ganzen rein, doch ist auch diese zweyte Auflage von einzelnen Unrichtigkeiten und besondern Mundarten nicht frey geblieben, z. B. S. 8 ich *habe* innen geworden, S. 22 u. a. o. *selbe* für solche u. dgl.

H. II.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER 1810.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Napoleons Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Rechte.* Erläutert durch die öffentlichen Verhandlungen über den Gesetzentwurf von Dr. B. W. Pfeiffer und F. G. Pfeiffer. Band I. 1808. VIII u. 580 S. Band II. 1810. 772 S. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Man würde sich getäuscht finden, wenn man in diesem Buche eine *umständliche* und in das *feinste Detail gehende* Belehrung über den ganzen Inhalt des *Code Napoléon* oder auch nur über seine Abweichungen von Deutschlands bisherigem Rechte suchen wollte. Dazu ist es nicht bestimmt. Es soll das Studium des neuen Rechts dem Staatsdiener erleichtern, dessen Geschäftskreis ihm den größten Theil eines jeden Tages raubt, oder den eine längere nur praktische Beschäftigung von einem mehr theoretischen Studium entwöhnt hat.

Es erreicht nicht nur vollständig diesen Zweck, sondern dient auch zugleich sehr brauchbar demjenigen, der ein umfassendes theoretisches Studium des französischen Rechts beabsichtigt, zur ersten vorläufigen Übersicht, zur cursorischen Einleitung, mithin zur bedeutenden Erleichterung des *genaueren* Studiums der einzelnen Materien. Wir möchten es — abgesehen von seiner eigenthümlichen und stets vorherrschenden Bestimmung für *deutsche Juristen* — in dieser Hinsicht den *Institutes du droit civil français* von *Delvincourt* (einem in einer bekannten deutschen Zeitschrift neulich sehr ungebührlich und mit gänzlicher Mißkennung seines Zwecks behandelten Buche) an die Seite stellen, eine Vergleichung, welche zwar nicht in Ansehung der Richtigkeit der einzelnen Behauptungen, wohl aber in Betreff der Umständlichkeit und Reichhaltigkeit der Erläuterungen, zum Vortheile des deutschen Werks ausfallen muß.

Die Art und Weise, wie die Vff. den oben angegebenen Zweck erreicht haben, ist folgende. Die Ordnung des französischen Gesetzbuchs ist im Allgemeinen mit Recht beygehalten worden. Bey dem Anfang einer jeden Materie werden, in einer bald größeren bald kleineren Einleitung, die Hauptansichten und die vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten der neuen Gesetzgebung hervorgehoben; dann werden in größeren oder kleineren, zwar systematisch geordneten, jedoch der legalen Ordnung möglichst

angepaßten Abschnitten die Grundsätze des französischen Rechts, so viel als möglich mit den eigenen Ausdrücken des Gesetzes, dargestellt, und durch Bemerkungen erläutert, die mit kleineren Lettern abgedruckt sind, und deren Umfang natürlich sehr verschieden ist. Wegen der beständig verglichenen Rücksicht mit unserm bisherigen Recht ist nicht nur in den Bemerkungen selbst das Abweichende desselben in seinen wichtigeren Momenten berührt, sondern auch in den Noten auf deutsche Lehrbücher, besonders auf *Thibaut's* bekanntes Pandekten-Compendium, verwiesen. Außerdem werden, ebenfalls in den Noten, mehrere Quellen und Hülfsmittel des französischen Rechts allegirt, und zum Theil extrahirt, besonders die Bemerkungen der Tribunale über das Project des *Code civil* und die Discussion des Staatsraths.

Da der *Code*, wenn gleich allmählich, doch allmächtig und stets weiter seine Herrschaft in Deutschland ausbreitet; da gar mancher Staatsdiener aus Mangel an Zeit sich mit einem *solchen* Studium des *Code* — und ein dazu mehr oder nur eben so brauchbares deutsches Werk, als das vorliegende ist, kennen wir nicht — wenigstens für die erste Zeit begnügen muß; da endlich auch manchen anderen Staatsdiener theils ein aus Mangel an Einsicht herrührender nicht feltener Widerwille gegen die neue Lehre, theils die bekannte *vis inertiae*, nicht eher an das Erlernen des neuen Rechtssystems thätig denken läßt, als bis nur zu einem *kurzen* und *cursorischen* Studium noch Zeit ist: — so ist es nicht zu bezweifeln, daß das vorliegende Werk neue Auflagen erleben wird. Demnach könnte es passend scheinen, manche Bemerkungen und einzelne Ansichten dieses Werks herauszuheben, welche unserer Überzeugung nach einer Berichtigung bedürfen. Allein wir halten dieses, (ob es uns gleich nicht schwer fallen würde, da das vorliegende Buch sich über den ganzen Inhalt des *Code Napoléon* erstreckt,) einmal darum für unnöthig, weil ohne Zweifel die Vff. diese Unrichtigkeiten bey einem fortgesetzten Studium des französischen Rechts jetzt schon längst selbst entdeckt haben werden. Außerdem scheint es uns, gerade wegen der allmählichen Ausbreitung der Kenntnisse des französischen Rechts in Deutschland, sehr widrig, ein solches, an und für sich verdienstvolles Buch wegen mancher Unrichtigkeiten *einige Jahre nach seiner Vollendung* (das vorliegende war schon im Jahre 1808 ganz in den Händen des Verlegers) zu tadeln, ob es gleich — wahrlich

Ggg

nicht zur Ehre der gewöhnlichen Recensenten — nicht an Beyspielen fehlt, daß man, sogar mit stolz herabsehendem Tone, wegwerfend über ein schon vor ein oder zwey Jahren erschienenen Buch abspricht, das zu beurtheilen, vielmehr zu schreiben, man damals ganz unfähig war, das vielleicht selbst dem stolzen Beurtheiler zur Erwerbung seiner jetzigen Kenntniße sehr erspriessliche Dienste geleistet hat.

Wir halten es daher für schicklicher, statt einzelner kleiner Ausstellungen dasjenige hier zu erwähnen, was wir bey einer neuen Auflage berücksichtigt wünschen. 1) Die Erläuterungen und Bemerkungen stehen theils als Noten unter dem Texte, theils sind sie, durch kleinere Lettern kenntlich, in den Text aufgenommen. Bequemer scheint uns eine Vereinigung derselben, gleichviel, ob in oder unter dem Texte. 2) Da doch wohl jeder Geschäftsmann, für welchen dieß Buch bestimmt ist, das bisher geltende Rechtssystem entweder im Kopfe, oder in irgend einem der gangbarsten Handbücher bey der Hand hat: so dürfte die häufige Hinweisung auf *Thibaut* und andere ähnliche Schriften keinen bedeutenden Nutzen gewähren, ihre Weglassung vielmehr einen nicht unbedeutenden Raum ersparen. 3) Der Nutzen des Werks würde gewiß sehr vermehrt werden, wenn jeder einzelnen Materie eine möglichst kurze *systematische* Übersicht der ganzen Rechtslehre vorangeschickt würde. 4) Vorzüglich wünschten wir, an der Spitze des ganzen Buchs eine kurze Übersicht der französischen Justizverfassung zu sehen. Wer nicht weiß, was der *procureur*, der *juge de paix*, der *huissier*, die *audience publique*, der *notaire* u. s. w. ist, wird einen sehr grossen und gerade den wichtigsten Theil der französischen Gesetzgebung nie verstehen lernen; und darum gehört eine Belehrung darüber an die Spitze eines dem ersten Unterrichte gewidmeten Werks. Ausserdem dürfte auch eine solche Darstellung dazu beitragen, die Ansicht immer mehr zu verbreiten und zu befestigen, wie innig und wesentlich der *Code* mit den allermeisten der französischen Justizeinrichtungen verbunden ist, und welch' ein großes Unglück durch seine Einführung ohne die gleichmässige Adoption jener Institute, durch welche die wahrlich nicht unbedeutenden Wohlthaten der neuen Gesetzgebung grösstentheils erst möglich werden, entstehen würde. Denn leider fehlt noch immer an vielen Orten die Überzeugung, daß ein Herausreißen des *Code* aus seinen wohlthätigen, organischen Umgebungen, ein Einpfropfen desselben auf deutsche Justizverfassung, ein Übertragen der Functionen *französisch* organisirter Behörden auf deutsche, wohl gar mehrerer sich controllirenden auf Eine deutsche — wie die des *procureur*, des Familienraths und des *conservateur des hypothèques* auf das Civilgericht (man vergleiche z. B. aus 100 Fällen nur die Artikel 2143 bis 2145 des *Code Napoléon*) — ein wahres Verkennen seiner *nothwendigen* Eigenthümlichkeiten enthalte, und wahrlich keine Annahme desselben in dem Geiste und in der Wahrheit sey, sondern nur eine Annahme seines todtten Buchstabens! —

Die Vff. sind übrigens auch durch ihren Geschäftskreis in die Lage gesetzt, durch Vermehrung ihrer praktischen Kenntnisse das vorliegende Werk immer brauchbarer auszustatten. Der jüngere der beiden Brüder ist königl. Procurator bey dem Tribunal zu Cassel, und der ältere ist erster Substitut des königl. Generalprocurators bey dem Appellationsgerichte zu Cassel, und derselbe, der sowohl durch die officielle westphälische Übersetzung des *Code Napoléon*, als auch durch mehrere andere Schriften seine Kenntniß des französischen Rechts und seine Thätigkeit rühmlichst beurkundet hat und fortdauernd beurkundet.

igt.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: Ausführlicher theoretisch-praktischer Commentar über das französische und westphälische Gesetzbuch des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, grösstentheils nach Pigeau bearbeitet von G. H. Oesterley, Tribunalrichter, und Dr. E. Spangenberg, Tribunalgreffier in Göttingen. Erster Theil. 1810. 470 S. 8. (2 Thlr.)

Unter allen Commentaren, welche in Frankreich über die neue Proceßordnung (*Code de procédure*) erschienen sind, zeichnet sich das Werk Pigeaus aus; obgleich es Rec. mit den Vff. dieser Schrift als ein *classisches* zu preisen Bedenken tragen würde. Ein *classisches* Werk muß in jeder Hinsicht als vollendet dastehen. Liefse sich nun auch gegen den Inhalt des Werkes Pigeau's nichts Erhebliches vorbringen (obgleich selbst die Vff. dieses mehrmal mit Glück gethan haben): wie viel fehlt nicht dem Vortrage in demselben, um *classisch* genannt werden zu können! Vielmehr läßt sich nicht leugnen, daß die in diesem herrschende unerträgliche Weitläufigkeit und die Methode, die aller trivialsten Sachen stets ja recht ausführlich aus einander zu setzen, so daß dem Denker auch nicht das Mindeste zu denken übrig bleibt, das Werk Pigeau's zu einer äusserst unangenehmen Lectüre machen. Nur die Erwägung des grossen Nutzens, welcher sich aus demselben schöpfen läßt, wird die meisten der Leser bewegen können, sich fortzuarbeiten. Von der Seite der Darstellung wird daher Pigeau unendlich durch die Vff. des *Praticien français* und selbst Lepage übertroffen, wie denn auch die in diesen Werken befindlichen Formulare in einer weit natürlicheren, verständigeren und dem gewöhnlichen Geschäftsstyle näher kommenden Sprache, als im Pigeau, abgefaßt sind. Aber eben ein solches Werk bedurfte einer solchen Umarbeitung, wie die Vff. davon hier liefern. Unabgesehen davon, daß es für manchen Geschäftsmann mit grossen und unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft seyn muß, sich dieses vorzüglich und die Sache ganz erschöpfenden Commentars in der Ursprache zu bedienen, leidet es keinen Zweifel, daß es in einer Übersetzung in einer vollkommeneren Gestalt, als selbst in jener, erscheinen konnte, ohne daß seinen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten das Mindeste genommen würde. Pigeau's Ansichten sind in gegenwärtigem Werke, wie

die Vff. auch selbst in der Vorrede bemerken, getreulich beybehalten, in den Anmerkungen aber, wenn sie einer Widerlegung bedurften, das Nöthige deshalb bemerkt. Diese Anmerkungen zeugen von dem Scharfsinne der Vff., und geben durch die reichhaltige neueste franz. juridische Literatur, womit sie ausgeschmückt sind, einen vollgültigen Beweis von dem Ernste und der Anstrengung, welche sie der französischen Gesetzgebung widmeten. Nur in seltenen Fällen findet sich Rec. veranlaßt, von der Meinung Pigeau's gegen die Vff. nicht abzugehen. Dieses ist z. B. der Fall, wenn S. 334 Note 189 gegen P. gesagt wird: „Es läßt sich nicht behaupten, daß man dem, welcher die Einrede der Verjährung vorschützt, noch den Eid zuschieben kann, daß er wirklich bezahlt habe, oder daß man ihn verdammen könnte, wenn er sagt, er habe zwar nicht bezahlt, die Schuld sey aber verjährt — wie doch Pigeau will, und hiedurch die ganze Theorie von der Verjährung unwirksam macht.“ — Wie sollte dieses letztere aus dem, was P. S. 215 seines Werkes sagt, gefolgert werden können? „Celui (sagt er) qui pourroit opposer la prescription, présomtion légale de libération, avoue qu'il n'a pas payé; ces aveux seront une autre présomtion légale, qui détruiront celle résultante de la remise, ou de la prescription. Unstreitig hatte hier P. das Beyspiel der *prescription particulière* vor Augen, dessen er sich kurz vorher bediente. Wie können aber die Vff. daran zweifeln, daß man bey dieser Art der Verjährung, demjenigen, welcher die Einrede derselben vorschützt, noch den Eid zuschieben könne, daß er wirklich bezahlt habe, da der Art. 2275 C. N. dieses ausdrücklich erlaubt?“ *Néanmoins* (sagt dieser), *ceux auxquels ces prescriptions seront opposées, peuvent déferer le serment à ceux qui les opposent, sur la question de savoir si la chose a été réellement payée;* und wie können sie daran zweifeln, daß man denjenigen nicht verdammen könne, und müsse, der da sagt, er habe zwar noch nicht bezahlt, die Schuld sey aber verjährt. Selbst ohne jenes ausdrückliche Gesetz würde ja die *mala fides* durch eine solche Erklärung sofort, durch dieses gerichtliche Eingeständniß klar, und brauchte, wie Art. 2268 erfordert, nicht erwiesen zu werden. Daß aber der gute

Glaube bey den besondern Verjährungen nothwendig sey, beweist die ausdrückliche Nachlassung des Entscheidung-Eides, um dieses Erfoderniß ins Klare zu setzen, und daß sie bey der zehn- und zwanzigjährigen Verjährung nicht entbehrt werden könne, obgleich sie vermuthet wird, darüber benimmt der Art. 2269 jede Ungewissheit. Nur lediglich bey der 30-jährigen Verjährung findet hier eine Ausnahme Statt. Da also der gute Glaube, in der Regel, um verjähren zu können, nothwendig ist (S. *Merlin Repertoire univers. f. v. Prescription art. IV, de la bonne foi*), da das Gesetz den Beweis des Mangels desselben zuläßt (Art. 1268), da in jeder Art des Streits der Entscheidung-Eid zur Hand genommen werden darf: so sieht Rec. nicht ein, weshalb dieses nicht erlaubt seyn sollte, wenn Jemand die Nicht-Existenz der 10- oder 20-jährigen Verjährung, durch den Beweis des Mangels an gutem Glauben, zu führen gedenkt, obgleich Maleville ad Art. 2275 hierin der entgegengesetzten Meinung zu seyn scheint. Doch nicht von diesen allenfalls zweifelhaften, sondern von dem unbestrittenen in Art. 2275 entschiedenen Falle redet der hier schuldlos getadelte Pigeau. — Die Abweichungen des westphälischen Processes von dem französischen sind auf eine äußerst zweckmäßige Weise in den Anmerkungen bemerklich gemacht. Rec. gesteht, daß ihm diese Methode, den Process des Königreichs Westphalens zu lehren, bey weitem die zweckmäßigste scheint. Diesen ohne den französischen Pr. lehren wollen, würde zu einer tadelnswerthen Halbwißerey führen. Diese Anmerkungen enthalten vollständig die bemerkten Abweichungen. Überdies weisen sie stets auf diejenigen Werke, welche Formulare zu dem W. Pr. enthalten, besonders auf die bekannten Werke des Präsidenten von Strombeck und des einen der Vff., des damaligen Greffier Osterley, zurück, und lösen so jede Schwierigkeit, sie mag theoretischer oder praktischer Natur seyn, die einem Geschäftsmanne aufstoßen könnte. Rec. wünscht zum Besten der Justizverwaltung, daß der zweyte Theil dieses nützlichen Werkes bald erscheine. Die Vff. versprechen damit das Werk zu vollenden, welches um so eher möglich werden wird, wenn sie noch manches Pigeau'sche Beyspiel von der Beschaffenheit, wie das S. 24, unterdrücken. F . . . k.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Blankenburg b. Wefche: *Elogium über die Artikel 647, 648 und 701 des Gesetzbuchs Napoleons*, oder nähere Kundmachung dieser wichtigen Acker-Gesetze, sammt einigen Betrachtungen über Gemeinheits-Theilungen für Eigenthümer, Landwirthe, und ihre Rechtsfreunde, von Carl Friedr. Wilhelm Lerche, Friedensrichter des Cantons Blankenburg; auch Sachwalter. 1810. 103 S. 8. (12 Gr.) Es war ein um so nützlicheres Unternehmen, die auf dem Titel bemerkten Artikel des Code Nap. ihrem wahren Sinne nach zu entwickeln, da man über die Auslegung derselben selbst in Frankreich noch nicht vollkommen einig ist. Die ersten beiden lauten in der westphälischen officiellen Übersetzung (diese hätte billig der Vff. citiren sollen): „Jeder Eigenthümer

ist berechtigt, sein Grundstück zu befriedigen (einzuschließen) mit Vorbehalt der im 682sten Art. enthaltenen Ausnahme.“ (Der nothwendige Ausgang eines überall eingeschlossenen Grundstücks.) — „Der Eigenthümer, der seine Grundstücke befriedigen will, verliert sein Recht an der Koppelweide und Huth auf leeren Feldern, nach dem Verhältnisse des derselben dadurch entzogenen Bodens.“ — Die Hauptfrage bey Erklärung dieser Gesetze ist, ob sie durch den 701sten Art., welcher verordnet: „Der Eigenthümer des mit der Servitut belasteten Grundstückes darf nichts unternehmen, was den Gebrauch schmalern oder unbequemer machen könnte.“ einschränkend erklärt werden müssen, d. i., ob die Befugniß, ein Grundstück einzuschließen, nur von sol-

chen verstanden werden kann, welche bloß der gemeinen Huthung auf offenen Feldern unterworfen sind, oder ob auch Grundstücke, worauf das Huthungsrecht als eine Servitut (es sey solches nur eine legale, statutarische oder conventionnelle) ausgeübt wird, eingeschlossen, und so der Servitut entzogen werden können? Der Vf. glaubt das letzte verneinen zu müssen, wobey er Gründe anführt, welche allerdings vieles für sich zu haben scheinen könnten. Der vorzüglichste dieser Gründe bleibt stets der, daß, im Falle einer Bejahung jener Frage, oft das gesetzliche Entschädigungs-Aquivalent wegfallen, und der sich Einschließende so mit dem Schaden eines Anderen reicher werden würde. (Malevilles Autorität, welche der Vf. S. 10 anführt, kann nicht allegirt werden, da die allegirte Anmerkung sich im Originale seines bekannten Werks nicht findet, und also dessen Übersetzer angehört.) Gegen die Meinung des Vfs. sprechen aber mehrere, und, nach der Ansicht des Rec., entscheidende Gründe. Das Gesetz würde mit jener Einschränkung wenigstens die Hälfte des großen Nutzens verlieren, den der Gesetzgeber durch dasselbe zu stiften beabsichtigte, und den der Vf. mit so lebhaften Farben und wahren Enthusiasmus dargestellt hat. Es würde, hätte es jene Absicht gehabt, nicht eine einzige Ausnahme, die im 682sten Art. enthaltene, sondern mehrere, auf die Gerechtigkeit der zu Servituten berechtigten Bezug habende Einschränkungen angeführt haben. Setzt man hiemit den Geist jener Verordnungen in Verbindung, die über den fraglichen Gegenstand, während der Revolution, gegeben wurden: so wird man sich zu der Meinung Merlin's (*questions de droit, s. v. vaine pâture*) hinneigen, welcher das Einschließungs-Recht, nach dem Gesetze der National-Versammlung vom 28ten Sept. und 6ten Oct. 1791, für inhärend dem Eigenthums-Rechte hält. S. Art. VI dief. Gef. *Le droit de clore et de declore ses heritages résulte essentiellement de celui de propriété et ne peut être contesté à aucun propriétaire.* Auf dieses Gesetz gestützt, behauptet Merlin, in einem ausführlichen plaidoyer, (wovon es zu beklagen ist, daß ihn der Vf. nicht kannte), daß der Eigenthümer eines mit einer Hut- und Weide-Servitut belasteten Grundstücks dieses jener durch die Einschließung entziehen würde. — Freylich äußerte Merlin jene Meinung vor der Einführung des *Code Nap.*; aber kaum ist es anzunehmen, daß dieser einen Rückschritt in einer für den Ackerbau so wichtigen Angelegenheit hätte thun sollen, und dieses würde doch der Fall gewesen seyn, wenn man die Meinung des Vfs. (die übrigens auch in Frankreich nicht ungewöhnlich ist) annehmen wollte. Mit Recht, so scheint es dem Rec., wird also im *Journal générale des loix et arrêts, an 1809, 2 Cahier* S. 78 in einer eigenen den gegenwärtigen Gegenstand enthaltenden Abhandlung gesagt: „*L'Opinion de Mr. Merlin, émise par lui le 14 brumaire an 6, semble être fortifiée depuis par l'art. 647 Code Nap. Le Législateur ne paraît point admettre l'exception de la Servitude conventionnelle, d'où l'on peut conclure, que le propriétaire d'un fonds asservi à un droit de vaine pâture, peut s'affranchir de la servitude en se faisant clore.*“ Doch sind auch, wie bemerkt, entgegen-gesetzte Meinungen und Urtheile der höheren Gerichte hierüber vorhanden. — Schade, daß der Vf. vom literarischen Apparate bey der Abfassung seines Werks entblößt war! Es

hätte dieses durch eine Benutzung der französischen Jurisprudenz über diesen Gegenstand, in theoretischer Hinsicht sehr vieles an Vollständigkeit gewinnen können. Interessant würde es auch für deutsche Leser gewesen seyn, das Fortschreiten der französischen Legislation über den fraglichen Gegenstand und die mannichfachen Arten der Hut- und Weide-Berechtigungen in Frankreich vor der Revolution, die theils ihre Formen in den verschiedenen *Costumes*, theils in gesetzlichen Bestimmungen fanden, genauer kennen zu lernen. (S. *Merlin's Répertoire universel, s. v. Clôture, et vaine pâture.*) Doch auch so, wie gegenwärtiges Werk ist, gereicht es seinem Verfasser zum Ruhme. Er war der erste, der seine Landsleute auf einen wichtigen Punkt der neuen Legislation aufmerksam machte, und den praktischen Sinn eines Gesetzes, zugleich aber auch die bey seiner Anwendung Statt findenden großen Schwierigkeiten zweckmäßig entwickelte. Rec. ladet also nicht nur zu der Lesung des gegenwärtigen Werkes ein, sondern fodert den Vf. auf, nach Benutzung der französischen Quellen, vorzüglich nach einem Studium der Geschichte des Gesetzes, dessen Erklärung zu dem Gegenstande eines ausführlichen Werks zu machen.

F k.

Hannover, b. Hahn: *Anleitung, den Geschäftsgang bey den Civil-Tribunalen und Friedensgerichten des Königreichs Westphalen in einer zweckmäßigen Ordnung einzurichten und zu erhalten.* Den Richtern, königl. Procuratoren, Secretären, Anwälten und Gerichtsboten zugeeignet, von Roemer, Tribunalrichter zu Hildesheim. 1810. 115 S. 8. (12 Gr.) Die Einführung des öffentlichen gerichtlichen Verfahrens erfordert, wie der Vf. mit Recht bemerkt, solche Anordnungen und Controllen des Geschäftsganges, die den deutschen Gerichtshöfen unbekannt, und bis zu einer gesetzlichen Bestimmung größtentheils willkürlich sind. Daß eine solche Willkühr äußerst nachtheilige Folgen haben könne, fällt in die Augen. Der Vf. hielt es daher für nützlich, seine Ansichten von einer Einrichtung des neuen Gerichtsganges öffentlich mitzutheilen, und er ist so bescheiden, sie nur Vorschläge zu nennen, welche erst von der Erfahrung bekräftigt werden müssen. Rec., welcher sich selbst mit den Einrichtungen, die den Gegenstand des gegenwärtigen Werkes ausmachen, mit Sorgfalt beschäftigt hat, prüfte die Vorschläge des Vfs. in ihrem kleinsten Detail, und gesteht, sie, mit wenigen Ausnahmen, sehr zweckmäßig gefunden zu haben; daher er denn kein Bedenken trägt, diese Anleitung des Greffiers des Königreichs Westphalen bestens zu empfehlen. Der Vf. hat übrigens bey seiner Arbeit die Abhandlung von Hn. Friedrich Heinrich v. Strombeck (ehemals preuss. Regierungsrath zu Posen, nachher Tribunalrichter zu Helmstedt, jetzt privatim auf seinen Gütern, mit dem Tribunal-Präsidenten zu Einbeck, seinem Bruder, nicht zu verwechseln) über die Organisation der Tribunals-Secretariate, welche dieser während seines Aufenthalts zu Maynz schrieb, und das kaiserlich französische Decret über die bey den Gerichten zu beobachtende Policy und Disciplin zum Grunde gelegt, ohne sich doch sklavisch daran zu binden.

F k.

NEUE AUFLAGEN.

Köln, b. Keil: *Code Napoléon* nach den officiellen Texte übersetzt von Herrn Daniels, Substituten des kaiserl. General-Procurators b. d. Cassationshofe in Paris. 3te verb. und verm. Aufl. 1810. 1212 S. 8. (4 Rthlr.) S. Recens. der 2ten Aufl. 1808. No. 282.

Ebend.: *Code de Commerce*. Nach der officiellen Ausgabe aus dem Franz. übersetzt von Herrn Daniels, kaiserl. General-Advocaten bey dem Cassationshofe in Paris. 2te verb. u. verm. Aufl. 1810. 362 S. 8. (2 Thlr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1808. No. 258.)

Nürnberg, b. Felsecker: *Livre élémentaire pour apprendre aux enfans la langue française.* Par F. L. Hammer. 2de Edit. revue, corrigée et augmentée par l'Auteur. 1810. XXIV u. 424 S. 8. 1 (Thlr. 2 gr.)

Leipzig b. Fleischer d. J.: *Die Natur und die Menschen.* Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allen Ständen, von J. A. C. Löhr. 2te durchgesehene Aufl. 1. Bd. 1809. XII u. 364 S. 2. Bd. 1810. XII u. 460 S. 3. Bd. 1810. VIII u. 312 S. 4. Bd. 1810. XIV u. 438 S. 8. (4 Thlr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1807. No. 109.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 S E P T E M B E R , 1 8 1 0 .

P H I L O S O P H I E .

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Allgemeine praktische Philosophie* von Joh. Friedrich Herbart. 1808. 430 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit größerem Grunde wird, den Vorstellungen des Vfs. nach, auf den Namen der Philosophie die Moral nicht Anspruch machen dürfen, als es die Ästhetik kann. Diese vermag nichts mehr als das Geschäft der Urtheilskraft zu zergliedern, wenn Gegenstände schön gefunden werden. Ein Geschmacksurtheil aber ist keine Erkenntniß nach Principien, und die Wahrheit der Geschmacksurtheile ist nicht zu beweisen. Nicht anderes, lehrt der Vf., verhält es sich mit den moralischen Urtheilen. Auch diese sind nichts weiter, als ästhetische Beurtheilungen der Handlungen vernünftiger Wesen. Die Neuheit dieser Meinung, mit der die Ansicht derjenigen Philosophen, die das sittliche Gefühl zum Princip der Sittenlehre machten, nicht einerley ist, macht es nöthig, sie etwas ausführlicher anzugeben. Die Einleitung, welche aus zwey Abschnitten, unter den Überschriften: vom sittlichen Geschmack, und: wiefern kann der praktischen Philosophie Allgemeinheit zukommen? besteht, wird dem Rec. zur Grundlage dienen, und so viel als möglich sollen die eigenen Worte des Vfs. seine Ansichten aussprechen.

Um den scharfen Unterschied zwischen *Geschmack* und *Begierde*, sagt Hr. H., ist es hier zu thun. Begierde sucht das Künfrige, der Geschmack ist aber über das Vorliegende bestimmt. Nur die Begierde kann eigentlich befriedigt werden; dem Geschmack entspricht vielmehr Nachachtung, Befolgung seiner Weisungen, die Befriedigung entsteht in der Erlangung des Begehrten. Besinnt man sich genauer: so ist unleugbar das Erlangte nichts anderes als ein Vorgestelltes, indem jedes Object nur Object ist für das Subject, kein wirkliches Ding aber, als Dingen sich, einen Zugang zum Gemüth finden, kein Genuß in einer Verschmelzung der Seele mit einer fremden Sache bestehen kann. Die geringste Geläufigkeit in idealistischen Betrachtungsarten muß dies außer Zweifel setzen. Man kann fragen, wie denn das Vorgestellte, welches erst in der Befriedigung erreicht wird, zuvor habe begehrt werden können, wenn es in der Begehrung noch nicht vorgestellt wurde. Aber jedes Begehren ist bloß ein schwellendes, zum vollen Bewußtseyn herandringendes Vorstellen, welchem in den meisten Fällen erst dann, aus der Tiefe des

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Gemüths sich hervorzarbeiten, gelingt, wenn ihm das zu Hülfe kommt, was wir den äußeren Eindruck des entsprechenden wirklichen Gegenstandes nennen. Während des Begehrens, eine bekannte Person zu sehen, ist diese im minderen Grade in der Phantasie gegenwärtig; erst das wirkliche Sehen vollendet das Vorstellen. Die Regsamkeit der Vorstellung des Begehrten ist das Begehren. Dagegen besitzt der Geschmack in klarer Gegenwart, was er beurtheilt; er hält und behält das Bild, worüber er Beyfall oder Mißfallen ausdrückt; und auch sein Spruch ist ein anhaltender Klang, der nicht verstummt, als bis etwa das Bild hinweggezogen wird. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheile muß vollendet, ungehemmt, vorgestellt werden: dadurch unterscheidet es sich von dem gegen die Hemmung auftretenden Begehrten. Das Vorgestellte im Geschmacksurtheile muß aber auch abgetrennt von diesem Urtheile, d. h. ohne Beyfall oder Mißfallen, lediglich als Gegenstand der Erkenntniß, rein theoretisch vorgestellt werden können; als dasjenige, worauf eben das hinzutretende Urtheil sich richtet: dadurch ist es geschieden von dem Angenehmen und Unangenehmen, das nur im Gefühl selbst ergriffen werden kann. Jetzt entsteht die Frage, wie es denkbar sey, daß sich das Vorgestellte, dem der Beyfall, oder das Mißfallen doch zukommt, auch ohne solches, als ein Gleichgültiges, solle betreffen lassen. Es ist klar, daß ihm, dem Gleichgültigen, etwas fehlen müßte zu ihm selber, dem Gefallenden oder Mißfalligen. Aber welche Ergänzung dieses auch wäre: so müßte sich doch darauf anwenden lassen, was zuvor festgesetzt war, daß das Vorgestellte des Geschmacksurtheils sich auch rein theoretisch, als ein Gleichgültiges, müsse auffassen lassen. Daraus geht hervor, daß jeder Theil dessen, was, als zusammengesetzt, gefällt oder mißfällt, für sich und einzeln genommen, gleichgültig, mit einem Worte, daß die *Materie* gleichgültig, die *Form* hingegen der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sey. — Verhältnisse von Willen sollen weiterhin vorgelegt werden, um, gleich den Verhältnissen von Tönen, in absoluten Beyfall, und absolutes Mißfallen zu versetzen. Rein abgeschnitten seyn werden hier, wie dort, alle Fragen nach der Möglichkeit solcher Beurtheilung. Genug, wenn sie von Statte geht! Der einzige Unterschied ergiebt sich von selbst, daß der Musiker nur nöthig hat, die Töne erklingen zu lassen, um die Verhältnisse vorzulegen; hier aber zu gleichem Zweck *Begriffe* von Willen mit speculativer Vorsicht werden zu bestimmen seyn, da diese Verhältnisse

H h h

se nur im Denken, nicht *sinnlich*, vernommen werden können. Die Ästhetik wird sich aber fernerhin nicht verhehlen wollen, daß sie ihrem Schüler ähnliche, wenn schon nicht ganz gleichartige, noch gleich harte *Kämpfe* anmüthet, wie die Moral dem ihrigen. Wenn nämlich einmal ein Element eines ästhetischen Verhältnisses sich als Begehrung äußert: so wird gar leicht ein Mißfallen mit dieser Begehrung zusammenstoßen; in welchem Falle denn der innere Streit im Gemüthe nur durch Nachlassen der Begehrung gehoben wird, da das absolute Mißfallen seiner Natur nach nicht nachgeben kann. Darum aber wird doch keine *beschränkende* Natur der Ästhetik zugeeignet werden dürfen. Sey denn die Hoffnung erlaubt, es werde auch keiner weitläufigen Erörterung der *beschränkten Eigenschaft der Sittenlehre* bedürfen, woran sich manche zu stoßen pflegen. Wo dem Geschmack Willensverhältnisse vorliegen, da ergiebt es sich von selbst, daß sein Mißfallen entweder dauern, oder diese Willen beschränken muß. Es liegt nicht an den Geschmacksurtheilen, wenn sie als eine Macht gefühlt, wenn sie als Gebote ausgesprochen werden; es liegt an demjenigen, was wider sie auffährt, und an ihrer Beharrlichkeit sich stößt und bricht. Aber hiedurch ist eine Verwechslung veranlaßt worden, *dessen, was ist*, und der Natur zum Grunde liegt, und, verglichen mit dem Zeitlichen, das Ewige genannt werden muß, mit demjenigen Unzeitlichen und Sich selbst Gleichen, welches als ihr, der Geschmacksurtheile, eigenthümlicher, und ihnen allen gemeinschaftlicher Charakter lediglich aus dem Grunde hervortritt, weil jedem vorstellenden Wesen zu jeder Zeit das nämliche vollendete Vorstellen der nämlichen Verhältnisse den gleichen Beyfall und das gleiche Mißfallen erzeugen mußte, und fernerhin wird erzeugen müssen. Wäre diese Verwechslung unterblieben: so würde wohl niemals die Rede gewesen seyn von einem *einzigen* Sittengesetze. Man hätte über dem Gefühle von dem gemeinschaftlichen Gegensatz alles Geschmacks gegen die Begierden, die bestimmten Geschmacksurtheile selbst, von denen es erregt wird, sich nicht sollen entschlüpfen lassen. — Der sittliche Geschmack, als Geschmack überhaupt, ist nicht verschieden von dem poetischen, musikalischen und plastischen Geschmack. Aber specifisch verschieden ist der *Gegensatz* zwischen Geschmack und Begehrung im Sittlichen von dem in den Künsten; die Elemente der Verhältnisse, welche der ästhetischen Beurtheilung unterworfen sind, liegen hier außer uns, dort in uns selber. In der sittlichen Beurtheilung wendet sich der Geschmack, als unser eigener Ausspruch, gegen uns selbst; er trifft auf Begehrungen, die unsere eigenen Gemüthszustände sind; und soll ihnen Folge geleistet werden: so müssen wir nicht bloß dulden, daß ein äußerer Gegenstand entweiche, sondern unsere eigene Activität muß abgebrochen, die Gemüthslage muß im Inneren verändert werden. Mit dieser Anmüthung treten wir auf gegen uns selbst, und erscheinen als unsere eigenen Widersacher, so oft wir unser eigenes Begehren und Treiben erblickend, dasselbe mißbilligen.

Das also, daß der Geschmack nicht das Begehrte, sondern die Begehrung selbst tadelt, unterscheidet die Kunstlehre von der Sittenlehre. Es läßt sich aber im Voraus erwarten, daß wohl nicht alle Geschmacksurtheile, die sich auf Willensverhältnisse beziehen, gerade nur ein Mißfallen ausdrücken, sondern daß einige auch einen Beyfall aussprechen werden. Der Beyfall wird alsdann zwar nicht einer *einzelnen* Begehrung, aber doch der Begehrung, sofern sie sich als Glied eines Verhältnisses vorfindet, unmittelbar gewidmet seyn. Dergleichen nun hat keinen Platz weder unter den Pflichten, noch unter den Tugenden, noch unter den Gütern. Nicht unter den Pflichten: denn der Beyfall ist keine Nöthigung. Nicht unter den Tugenden: denn das lobenswürdige Begehren ist nicht erst ein Princip, aus welchem das Schöne hervortreten soll; es ist selbst das Schöne. Nicht unter den Gütern: denn die Begehrung ist kein Begehrtes, und das Lob, das ihr zu Theil wird, ist kein Begehren der Begehrung. Mit einem Wort: das sittlich Schöne ist etwas so Einfaches, so Ursprüngliches und Selbstständiges, daß es den aus dem Gegensatz zwischen Geschmack und Begehrung hervorgebobenen Begriffen nothwendig entschlüpfen muß. Und da steht es nun, auf seiner eigenen Höhe, lächelnd herabschauend auf die Moralfysteine. Und mit seinem Lächeln entschuldigen sich die Lächer, welchen es eine Lust ist, den sittlichen Ernst zu verspotten. — Wird aber der Geschmack seinen Beyfall oder sein Mißfallen durch einen Satz aussprechen, der unter die logischen Formeln: alle A sind B, und kein A ist B, gebracht werden könnte? Sollte Allgemeinheit der Charakter eines ästhetischen Urtheils seyn: so wäre das vollendete Vorstellen des Verhältnisses, worauf es geht, unmöglich. Dem Geschmack liegt nicht mehr noch weniger vor, als die Elemente des Verhältnisses; und wenn diese Elemente Begriffe sind: so dürfen sie, zum Behuf des Urtheils, nur durch ihren *Inhalt* gedacht werden, welcher durch seine eigenthümlichen Merkmale scharf und deutlich sich vorstellen lassen. Das Urtheil wird aber eben deswegen nichts von Allgemeinheit wissen, sondern ganz als ein Einzelnes erscheinen. Andererseits, käme wirklich den sittlichen Urtheilen keine Allgemeinheit zu: so scheint alle praktische Philosophie verschwinden zu müssen. Denn was ist Philosophie, ohne allgemeine Sätze? Auf dem Wege kann diese Allgemeinheit nimmermehr behauptet werden, daß man meine, durch Abstraction etwas Höheres zu bereiten, das noch einen Schein von ästhetischer Geltung behaupten möchte. Wenn von den Verhältnissen, über welche die mehreren Urtheile ergangen sind, das Verschiedenartige abgestreift, das Gemeinschaftliche festgehalten wird: wo bleibt in diesem Abstreifen das vollendete Vorstellen? worauf doch allein der Geschmack beruht. Aber es ist mit der Allgemeinheit der Geschmacksurtheile, wie mit ihrer Ewigkeit und Unveränderlichkeit. Vollendete Vorstellung des gleichen Verhältnisses führt, wie der Grund seine Folge, das gleiche Urtheil mit sich; und zwar wie zu jeder Zeit, so auch unter al-

len begleitenden Umständen, und in allen Verbindungen und Verflechtungen, welche das *Besondere* verschiedener Fälle für eine scheinbar allgemeine Regel beybringen. Seyen die Elemente eines Verhältnisses allgemeine Begriffe: es ist sichtbar, daß, wenn schon in *Urtheilen* nur der Inhalt dieser Begriffe gedacht wird, dennoch das Urtheil eine eben so weite Sphäre haben muß, wie die, welche beiden Begriffen gemein ist. Aber eben diese Rettung der Allgemeinheit sittlicher Urtheile legt zugleich die Nothwendigkeit auf, daß man sich gänzlich des Versuchs zu enthalten habe, die mehreren Urtheile einer Abstraction zu unterwerfen, wodurch ein scheinbar höheres und gemeinschaftliches Princip für sie erkünstelt würde, dem sie unterzuordnen, wo nicht gar, aus dem sie abzuleiten wären! Man wird es sich schon gefallen lassen müssen, in der Wissenschaft, die uns beschäftigt, eine Einheit *nicht* zu finden, welche, ihrer Natur nach, in ihr nicht liegt, so wenig, als sie ihr *von aussen* kann gegeben werden.

Rec. ist weit davon entfernt, jede neue wissenschaftliche Ansicht darum zu verwerfen, weil sie nicht mit der seinigen zusammenstimmt. Er hat die Gedanken des Vfs. treu wiedergegeben, damit sie nicht verfehlen mögen, da Aufmerksamkeit zu erwecken und Wurzel zu schlagen; wo der Boden dafür geeignet ist. Jetzt sey es ihm erlaubt, den bisherigen Gang der Wissenschaft gegen diese Meinungen des Vfs. in Schutz zu nehmen.

Wenn die Auslegung des reinen Geschmacksurtheils, nach welcher es der Ausspruch des Bewusstseyns einer Regelmäßigkeit an einer Anschauung ist, doch wohl die zuverlässig wahre ist: so muß die Ansicht des Vfs. von der praktischen Philosophie, als von einer moralischen Ästhetik, als eine sehr verunglückte Verbesserung des jetzigen Zustandes der Wissenschaft erscheinen. Es ist auch zu merken, daß das reine Geschmacksurtheil, indem es lediglich unter den Begriff von Regelmäßigkeit überhaupt seine Anschauung subsumirt, damit bloß eine objective Bestimmung, und nicht die subjective, das Wohlgefallen nämlich an dieser Contemplation ausagt. Dieser Gemüthszustand ist aber eine aus der Natur des Erkenntnisvermögens, das, auch unwillkürlich, zu Anschauungen Begriffe, d. i. Regeln, um die Gegenstände zu denken, sucht, begreifliche Folge. Nun leugnet Rec. keineswegs, daß nicht auch Willensgefinnungen das Auge, das sie klar auffaßt, zu solchen ästhetischen Urtheilen veranlassen könnten. Schönheit kann hienach wohl das Prädicat tugendhafter Bestrebungen seyn, obgleich der Anblick wahrer Tugend doch ein ganz anderes Urtheil, nämlich das der Erhabenheit seines Gegenstandes, weit sicherer zur Folge hat. Aber warum sollten denn lasterhafte Gefinnungen die ästhetische Beurtheilung, die ihre Anschauung schön findet, unmöglich machen? Daß dichterische Darstellungen teuflischer Bosheiten ein Wohlgefallen erwecken, ist bekannt genug, und dieses könnte wohl mehr seyn, als das an der ihren Zwecken entsprechenden, gut erfundenen, gut angeleg-

ten und ausgeführten Intrigue. Dafern es sich so verhält: wie sollte nun noch die Tugend vom Laster unterschieden werden? und, wenn Hr. H. doch Begriffe suchen müßte, um diese Gegenstände zu unterscheiden, mit welchem Grunde könnte von der Schönheit des Lasters weniger, als von der der Tugend, erwartet werden, sofern die Schönheit der Gefinnungen als das den Willen bewegende Princip angesehen werden soll? Die ästhetische Beurtheilung eines Gegenstandes ist wesentlich verschieden von der moralischen der Gefinnungen, und die moralische Billigung und Missbilligung der Handlungen Anderer, so wie die Selbstbilligung und Selbstmissbilligung, sind ihrem Grunde nach, nämlich den Äußerungen des Erkenntnisvermögens nach, woraus sie entspringen, eben so von dem Wohlgefallen am Schönen und dem Missfallen am Häßlichen unterschieden. Das Wohlgefallen daran, daß wir *unseren Zweck* erreicht haben, bezeichnet das Wort Billigung. Nun sind, nach Rec. Dafürhalten, es eben diese moralischen Gefühle, die uns von dem Daseyn gewisser Zwecke belehren, und er hält sich überzeugt, daß die wissenschaftliche Moral vor allen Dingen auf diese Gefühle und diese ihre besondere Natur hinzuweisen hat. Die Absicht dieser Hinweisungen muß seyn, die Aufmerksamkeit auf die *nichtselbstsüchtigen* Zwecke zu führen, derenwegen dem Menschen eine moralische Anlage zugeschrieben wird. Alle diese Zwecke stehen unter einer gemeinfamen Idee, der nämlich eines allgemeinen Willens. Die Specificirung dieser Idee und die auf Vollständigkeit ausgehende Darlegung dessen, was darunter fällt, und dessen, was ihr widerstreitet, ist das Geschäft der praktischen Philosophie. Das Bestreben der Tugend ist aber von dem, physischer Zwecke theilhaftig zu werden, himmelweit verschieden. Die letzten werden gesucht ihrer selbst und des Verhältnisses wegen, worin ihre Materie zu dem Gefühle der Lust und Unlust steht. Die Materie der Tugendzwecke steht in diesem Verhältnisse nicht, und was die Tugend sucht, kann nichts anderes seyn, als der Beyfall, diesen Zwecken entsprochen zu haben, und die Entfernung derjenigen Unlust, die ein böses Gewissen giebt. Nimmermehr darf jener Beyfall ein Wohlgefallen am Schönen, und diese Unlust ein Missfallen am Häßlichen genannt werden, wenn man nicht, wie es Rec. scheint, den gegründeten Vorwurf, das Herrlichste der Menschennatur, die moralische Persönlichkeit des Menschen, gänzlich zu verkennen, sich zuziehen will.

Eine *Ideenlehre* und die *Ideen* und der Mensch sind der Inhalt zweyer Bücher, aus welchen die Abhandlung besteht. In dem ersten werden die Ideen der inneren Freyheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts, der Billigkeit als ursprüngliche Ideen, die Rechtsgefellschaft, das Lohnsystem, Verwaltungssystem, Cultursystem, die beseelte Gefellschaft als abgeleitete Ideen vorgetragen. Das zweyte Buch handelt von der Tugend, vom Ausdrucke der Tugend, vom Leben als Zeitreihe des sittlichen Handelns und Leidens, von den Schranken des Men-

sehen, von der Gesellschaft und ihren Schranken, vom Menschen als Gegenstand der Pflicht, von der Gesellschaft als Gegenstand der Pflicht für ihre Glieder, von der Zukunft, sofern sie abhängt von dem Privatwillen, und als abhängig von den Formen und der Macht, und von den Grenzen der Geschäftigkeit. Die Art, wie diese moralische Ästhetik mit diesen Ideen verfährt, wird sich aus dem, was aus der Einleitung angeführt worden, einigermaßen abnehmen lassen. Die dieser Recension gesetzten Grenzen gestatten es ihr nicht, so gern Rec. sonst zum wenigsten die Ansichten des Vfs. vom Rechte und der Billigkeit anführen und prüfen möchte, sich über diese Materie weiter zu verbreiten. Za.

HEIDELBERG, auf Kosten des Verf. u. in Comm. b. Engelmann: *Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Moral für alle Menschen.* Gott und Jesu Christo und dem Wiederhersteller seiner Religion gewidmet. Von J. F. Descôtes. 1810. 136 S. 8. (18 Gr.)

Dem Menschen ist seine Denk- und Handlungsweise in Ansehung der mit ihm in Verbindung stehenden Objecte ganz überlassen. Da aber von jener seine Zufriedenheit und Glückseligkeit abhängt: so muß er lernen, *wie* und *warum* er so und nicht anders von der Welt und dem Welterschöpfer denken soll, um seine Handlungsweise genau nach dem zu bestimmen, was ist, und was er nicht verändern kann. Unter den Vernunftgesetzen, nach denen er seine Vorstellungen von der Welt und den Erscheinungen in der Welt und von dem Welterschöpfer bilden kann, ist der Grundsatz des Widerspruchs das oberste und höchste, *aber nur bey der Vorstellung von dem Absoluten oder dem Welterschöpfer unbedingt gültig und absolut anwendbar.* Hieraus folgt, daß es für die Vernunft oder für den vernünftigen Menschen ausschliesslich nur Eine allereinzige Wahrheit giebt, nämlich: der Absolute oder der Welterschöpfer ist allein und absolut gut.

Das ist der Inhalt der ersten Seiten der angezeigten Schrift. Sollten unsere Leser nicht einsehen, daß der Grundsatz des Widerspruches nur von dem Absoluten unbedingt gelte, und wie aus dieser

Behauptung die daraus abgeleitete Folge hervorgehe; so können wir ihnen aus dem Büchlein wenig Belehrung darüber versprechen, dessen Inhalt darin besteht, darzuthun, daß jenes Princip aller Wahrheiten durchgängige Bibellehre sey, und daß Jesus diesen Gottesbegriff zuerst vollkommen aufgestellt habe, und unzählige Male zu wiederholen, daß ohne diesen Gottesbegriff alle Vernunft und Philosophie blind sey, und kein wahres Moralprincip aufstellen könne. Da der Vf. nicht deutlich zeigt, wie daraus und aus der darauf gegründeten Dankbarkeit gegen Gott die Pflichten abgeleitet werden müssen: so sehen wir nicht, was die Wissenschaft durch sein Werk gewinnen könnte, wenn sein Grundsatz auch als Princip der Moral besser begründet wäre. Seine Erklärung der Bibelstellen ist nicht selten äußerst gezwungen, und seine Bemerkungen über die Philosophen und ihre Behauptungen sind voll auffallender Mißverständnisse.

Die 8 Capitel, in welche das Werkchen getheilt ist, haben folgende Überschriften: 1. Die Idee vom Absoluten ist das Princip der Freyheit und Moral. 2. Glaube. (Glauben ist dem Vf. mehr als Wissen; das Wissen oder Meinen geht in Glauben über, wenn die logische formale Wahrheit materielle oder moralische Wahrheit wird, und sich auf ein Object bezieht, das für den Menschen ein Gut ist oder das er dafür ansieht.) 3. Unglaube. 4. Aberglaube. 5. Gottesglaube. 6. Gottes- oder Himmel-Reich. 7. Himmels- und Gottes-Menschen. §. 1. Moralische Gefühlsgläubige. §. 2. Moralische Vernunftgläubige. 8. Das evangelische Lehramt. Der Vf. weist hier, „es werde bald geschehen, was Kant noch für unmöglich hielt, man werde die *teleologiam rationis humanae*, die absolute Weisheit oder Philosophie lehren, und der gekrönte Philosoph, den alle Welt kenne und bewundere, und alle Gottesgläubige lieben müssen, werde sie in seiner Universität lassen, weil eine wahre Universität, wie Kant bemerkt, alle menschliche Weisheit umfassen müsse!“ Es folgt noch der zweyte Psalm, von G. Tr. Zacharia übersetzt, und ein Anhang, welcher Bemerkungen über Ammon's christlich-religiöse Moral enthält.

HKL.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Rosack, b. Stiller: *Lautirbuch, oder Anweisung, die Kinder in kurzer Zeit richtig lesen und rechtschreiben zu lehren, nebst Leseübungen zur Bildung des Verstandes und des Herzens.* Von J. Fr. Grellmann, Privatlehrer. 1809. 83 S. gr. 8. (8 Gr.) Das Lautiren steht dem Buchstabiren entgegen. Jeder Mitlauter hat einen Namen, aber auch einen Laut, der zwar mit dem Namen Ähnlichkeit hat, aber doch auch von demselben verschieden ist. Bey dem Buchstabiren einer Sylbe werden die Namen der Buchstaben hergefaßt, aus welchen die Sylbe besteht; bey dem Lautiren hingegen werden nur die Laute der Buchstaben hörbar, und dadurch zugleich die Sylbe ausgesprochen. Rec. zweifelt nicht, daß das Lesen durch dieses Lautiren ungemein erleichtert wird. Weniger Vortheil verspricht er sich davon für die Rechtschreibung, da der Unterschied der Aussprache bey gleichlautenden Sylben, die mit verschiedenen Buchstaben geschrieben werden, nicht überall deutlich genug angegeben werden kann. Überdies hat man auch schon bey der Buch-

stabirmethode auf die feinen Unterschiede in der Aussprache gleichlautender Sylben zum Behuf der Rechtschreibung gesehen, ohne daß sonderlich viel dadurch gewonnen worden ist. Rec. glaubt indessen doch, daß der Unterricht im Lesen nach Hn. G's. Anweisung viel Nutzen stiften werde.

O. m. r.

Langerfeld, b. dem Herausgeber, u. Duisburg, in Comm. b. Bädcker u. Kürzel: *Kleines Lehrbuch für Schulen, enthaltend Buchstabir-, Lese- und Schreib-Regeln, nebst einigen andern Lehrgegenständen und Beyspielen zu Buchstabir- und Lese-Übungen.* Von J. Th. Vogt, Schullehrer zu Langerfeld in der Grafschaft Mark. Mit königl. preuss. allergnädigster Freyheit. 1810. 64 S. 8. (3 Gr.) Jeder Lehrer wird diese Regeln, die sich nicht über die gemeinen erheben, seinen Schülern selbst geben können. Auch die Erzählungen, die zu Leseübungen dienen sollen, haben keinen besondern Werth.

O. m. r.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über den Einfluss und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände; als Fortsetzung der Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland.* Von E. Brandes, geheimen Cabinetsrathes in Hannover, und Mitglied der göttingischen Societät der Wissenschaften. 1810. I Abtheil. 266 S. II Abtheil. 277 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Beurtheilung einer Schrift bald nach dem Tode ihres Verfassers führt nothwendig auf Betrachtungen über den Charakter, die Verdienste, und über den Verlust desselben. Es ist hier nicht der Ort, diese Betrachtungen in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen. Doch ist es dem Rec., der übrigens mit dem Geheim. Cabin. Rathe Brandes nie in enger Verbindung gestanden hat, gleichwohl seit langer Zeit von wahrer Verehrung für diesen edlen, gewiss außerordentlichen Mann durchdrungen gewesen ist, unmöglich, diese Recension abgehen zu lassen, ohne Einiges über ihn zu sagen. Die Schriften, welche wir unter seinem Namen in Händen haben, die vielen trefflichen Recensionen, welche in den göttingischen gelehrten Anzeigen sich finden und gesammelt zu werden verdienen, haben über dessen schriftstellerischen Charakter und Werth hinlänglich entschieden. Er wollte belehren und nützen; daher wählte er immer die Angelegenheiten, Erscheinungen und Eigenheiten, welche die Geschichte des Tages hauptsächlich in Beziehung der herrschenden Ideen und Sitten darbot, zu seinen Gegenständen; daher bekümmerte er sich um die Composition nicht ängstlich, vielleicht zu wenig, und daher ist eine gewisse Beredsamkeit des Herzens, und öfter noch des Unwillens, vorherrschend. Ein Gelehrter eines Faches war der sel. Brandes nicht, aber sein Geist über sah sämtliche Wissenschaften, war mit der Literatur aller gebildeten Völker höchst vertraut. Er besaß also gerade die Art von Gelehrsamkeit und Bildung, wie sie für einen Mann, nothwendig ist, der nicht nur den Beurtheiler des gegenwärtigen Zustandes der Literatur und der Wissenschaften macht, sondern der an dem Curatorio einer allgemeinen wissenschaftlichen Anstalt Theil hatte, und seine Fürsorge nicht bloß auf das Äußere einschränkte, sondern auch auf das Innere, auf die Behandlung, auf den Gang der Disciplinen ausdehnte, und sie, ohne Machtstreiche, die eben so wenig nützlich als schwer sind, durch eine Periode glorreich hindurch
J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

führte, die mit zu den gefährlichsten gehört, welche die Wissenschaften zu bestehen gehabt haben. Eine Erziehung von höchst gebildeten Ältern, in den Cirkeln der großen Welt, Reisen in Länder, deren Verfassung, Geschichte und Sitten ihm vorher schon bekannt waren, ein Geschäftskreis, der ihn zum Beobachten, zum Nachdenken sehr viel Veranlassung gab, ihn dazu auffoderte, die vieljährige, innige freundschaftliche Verbindung mit einigen der gelehrtesten Männer, der denkendsten Köpfe Deutschlands, sein höchst zarter Körper selbst, der Besitz nicht geringer Glücksgüter, alles dieses zusammen trug außer den glücklichen natürlichen Anlagen dazu bey, ihm eine Ausbildung zu verschaffen, wie sie gewiss nur sehr Wenigen unter unserem Volke zu Theil geworden ist.

Die frühe Theilnahme an Geschäften, das Beyspiel seines Vaters, eines sehr einflussvollen Geschäftsmannes, vielleicht auch der Geschäftskreis selbst, der ehemals den Geh. Canzley-Secretairen in Hannover zustand, die Art und Weise, wie sie ihre Ideen und Plane oftmals ins Werk setzen mußten, ließ ihn früh wahrnehmen, wie so viel, wie in kritischen Momenten alles auf den Charakter, auf den Sinn der Menschen ankomme; daher war es nicht nur eine seiner Hauptlehren, den Charakter mehr, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, in Betrachtung zu ziehen, sondern es war ihm selbst auch eine Angelegenheit, sich einen solchen Charakter zu verschaffen. Dieses war ihm in einem hohen Grade gelungen. Den schwachen Mann, der oft sich kaum aufrecht erhalten zu können schien, zierte ein männlich fester Sinn, der, seiner eigenen Kraft sich bewusst, alle Pfiffe und Intriguen hafte, und offen und gerade sich an den Tag legte, ein Sinn, der ihn nie verließ, dem er daher fest trauete, und der ihn durch höchst verwickelte Lagen glücklich hindurch führte. Dieser gerade, praktisch wahrheitsliebende Sinn, sein richtiger Blick, seine kluge Redlichkeit, war unter seinen Mitbürgern allgemein bekannt, und machte ihn häufig zum Rathgeber in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, die mit dem ihm angewiesenen Wirkungskreise in keiner Verbindung standen. Auch die vielen geistreichen, neuen Bemerkungen, treffenden Ansichten, über höchst verschiedenartige Gegenstände des Wissens und Treibens, sowohl in der literarischen, als politischen und geselligen Welt, welche er hauptsächlich zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, seines Nachdenkens und seiner Ergießungen machte, sind eben so sehr seinem Charakter und seinem ausgebildeten Gefühl, als dem Verstande, zuzuschreiben. Die Revolutionen,

welche während der Lebensperiode des sel. Brandes in dem Erziehungswesen; in der religiösen Denkungsart, in der speculativen Philosophie, in den schönen Wissenschaften, in den Sitten, und in der bürgerlichen Welt vorgingen, und welche er, theils durch eigenes richtiges Urtheil, theils vielleicht auch durch das Urtheil älterer, erfahrener Männer geleitet, von Anfang an aus dem richtigsten Gesichtspunct ansah, fanden an ihm früh, sowohl in Wort als That, einen Gegner. Und als der Erfolg seine Ansichten gerechtfertigt hatte, als das, durch das thörichte Treiben der Menschen aller seiner Stützen beraubte Gebäude zusammenzustürzen drohte, als es endlich gar zusammenstürzte, als dieser Einsturz ihm das Liebste, seine schöne, bisher so segensvoll gewesene Thätigkeit entriß, als er dabey so manche Erfahrung machte, manchmal zu dem Ausruf: *καὶ οὐ τόνον!* sich genöthigt sehen mochte: — wer kann es da dem edlen innigen Manne verargen, daß ihn ein Unmuth ergriff, und daß er mit starken Farben das Gemälde seiner Zeit entwarf, mit strengen Worten über und zu seinen Zeitgenossen sprach. Daß dieser Unmuth, daß ein ihm beywohnender Drang, sich der bisher anerkannten und befolgten Wahrheit und Sitte anzunehmen, das Alte zu vertheidigen, den Verirrungen sich entgegen zu setzen, daß die Kühnheit, seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sich ihnen nur die hässliche Seite zeigte, daß der Muth, ihnen den Schleier abzuseißen, unter welchen sie ihr erbärmliches Wesen gemächlich fortreiben zu können glaubten, daß alles dieses ihn je zuweilen zu weit führen, daß die vernichtenden Ereignisse, welche dem Glauben, der Liebe, der Hoffnung, so viel von ihrer Kraft nahmen, ihn hie und da einseitig und zu bitter in seinen Schilderungen machen mußten, war kaum zu vermeiden. Aber es gereicht ihm zum wahren Ruhm, und eine durch die künftigen Zeiten belehrte Nachwelt wird es noch mehr anerkennen, daß man bey ihm nie auf einen ganz gehaltlosen Vorwurf, und noch weniger auf einen der Wahrheit und Tugend gefährlichen Grundsatz stößt. Wenn man daher auch nicht allenthalben mit ihm übereinstimmen kann, wenn ihn Mancher von seinen Zeitgenossen nicht wird lieben können: so muß man ihn doch allenthalben, so muß ihn doch ein Jeder, dessen sittliches Gefühl nicht ganz erloschen ist, achten. So war auch, wie Rec. geschienen, sein Loos in seiner Vaterstadt. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann, der dem Egoismus, der unruhigen Herrschsucht, der verderblichen Polypragmosyne, dem Leichtsinne, der Bequemlichkeit, dem Treiben der Eitelkeit, den sinnlichen Genüssen den Krieg angekündigt, der sich sogar an der Mode vergriffen hatte, der sich nicht selten mit einem Erfolge, wie solcher bey der in ihm wohnenden Kraft des Geistes und Charakters natürlich war, diesen Fehlern und deren Wirkungen sich entgegengesetzt, und dadurch vielleicht Manchen in seinem liebsten Spiel gestört haben mochte, Gegner hatte; aber nie und unter keiner Veränderung verlor er die allgemeine Achtung und das

allgemeine Zutrauen, die warme Liebe des besseren Theiles seiner Mitbürger. Daß ein so freymüthiger, tugendhafter und gebildeter Mann seinem Wirkungskreise zu früh entrißen, daß er für das deutsche Vaterland, für sein eignes Vaterland zur Unzeit gestorben. das fühlte man allgemein, das bewiesen seine Mitbürger dadurch, daß sie ungebeten u. unaufgefordert, wie es seyn muß, wenn durch dergleichen öffentlichen Bezeugungen nicht zugleich derjenige, dem sie dargebracht werden, und diejenigen, die sie darbringen, entehrt werden sollen, sich um das Grab dessen versammelten, der sie geliebt hatte, der ihre Sache so oft geführt, dadurch sich selbst eine ihn hoch ehrende Verhaftung zugezogen hatte, und von dem sie hofften, er werde, wenn durch dergleichen, die Sache der Wahrheit und des Rechts ferner führen, und nie aufhören, ihnen nützlich zu werden. — *Sit illi terra levis!*

Die vor uns liegenden Betrachtungen tragen das Gepräge, welches allen Schriften des Vfs. eigen ist, in einem höheren Grade an sich, als alle anderen; sie werden daher bey der gemeinen Lesewelt nicht den Eingang finden, den sie verdienen, und dieses mag es rechtfertigen, wenn wir uns etwas ausführlich mit ihnen beschäftigen. In der gehaltreichen Einleitung bemerkt der Vf. unter anderen, daß bey der großen Verschiedenheit, die unter den Individuen Statt findet, und die er höher anschlägt, als mancher moderne Weise, der menschliche Charakter am meisten darin sichtbar werde, daß die Menge, immer schwach an eigener Einsicht, meistens noch schwächer an eigenem Willen, ohne festen inneren Zusammenbang handle nie unter der Herrschaft reiner Vernunftbegriffe stehe, daß diese überhaupt für die Menge nicht wirksam genug seyn. Er bestreitet jedoch dabey die eine Hälfte des machiavellischen Satzes, daß es in der Welt deshalb so schlecht stehe, weil die Menschen nicht gut oder nicht böse genug wären. weil der Verstand selbst immer erst einer gehörigen Richtung bedürfe, und weil weit mehr auf den Zweck, als auf die Wahl der Mittel ankomme, und selbst bey der Wahl der Mittel doch auch der Verstand nicht allein Stimme haben dürfe. Der Einfluß des Schicksals auf den Gang der menschlichen Angelegenheiten, der in unseren Tagen so mächtig ist, giebt dem Vf. zu vielen treffenden Bemerkungen Stoff. Es ist mehr, als man gewöhnlich glaubt, Pflicht, und auch in der Macht der Menschen, dem Schicksale sich nicht gefangen zu geben, dem Ausgange nicht jegliche Überzeugung jegliche Gefinnung, jegliches Gefühl aufzuopfern und anzupassen. Wo dieses geschieht, da erhält das Schicksal eine Allmacht, die es an sich nicht hat, dadurch begiebt man sich der eigentlichen menschlichen Freyheit, die im Reiche der Überzeugungen und Gefinnungen herrscht, und auch da, wo äußere Nothwendigkeit und Pflicht es von uns fordert, unsere Handlungen, und den äußeren Menschen dem Schicksale zu unterwerfen, kann und muß doch der innere Mensch fest stehen, und durch nichts von dem Ewigen sich abbringen lassen.

Als charakteristisches Merkmal unserer Zeit giebt der Vf. an: *Rückfall in Thierheit, und Rohheit aus Überverfeinerung*, hauptsächlich unter den höheren Ständen. Dabey waren vier Hauptpfeiler des geselligen Lebens, nämlich *der Sinn für Häuslichkeit, für das Herkömmliche, Patriotismus und Religion* morsch geworden. Sehr wahr ist es, daß es zwar ein sehr großes Übel ist, wenn aus Instituten, welche tief in der menschlichen Natur gegründet sind, und die einen mächtigen Einfluss auf das Edle im Menschen haben können, der wahre Geist gewichen ist, daß aber dennoch der Untergang dieser Institute selbst ein noch weit größeres Übel werde, und daher die Erhaltung derselben jederzeit sehr wichtig sey. Davon will man freylich jetzt nicht viel wissen, weil man eine unsichtbare Wirksamkeit entweder nicht glaubt, oder weil diese nicht rasch genug sichtbar wird, oder nicht genug einträgt. — So wahr es seyn mag, daß die vorgenannten vier Stützen sehr kraftlos geworden sind: so kann man doch nicht leugnen, daß von den Sittenrichtern beynahe zu allen Zeiten über die Schwäche derselben bitter und laut geklagt worden ist, und es scheint fast, daß die Gewalt und der Einfluss derselben auf die Menge den Wünschen und Erwartungen Einzelner nie genügt hat. Es möchte daher nicht sowohl die Morschheit dieser Stützen selbst, sondern mehr noch die Art und Weise, wie sie geschwächt sind, und wie man diese Schwächung ansieht, ein charakteristisches Übel seyn. Man hielt, und ungeachtet der richtigeren Würdigung, welche jetzt wieder allgemeiner zu werden anfängt, hält noch Mancher das für einen Beweis von Kraft, von Stärke des Geistes, für einen Triumph des menschlichen Verstandes, was man in besseren, nicht so überverfeinerten Zeiten, vielmehr als ein Übel ansah, und als ein Übel mit einer gewissen Schamhaftigkeit behandelte. — Reichen Stoff zum Nachdenken geben auch die Bemerkungen über das übertriebene Herumtreiben in der Gesellschaft, welches ohne ein gewisses *Scheinen* nicht geschehen kann, und wodurch der Mensch von sich selbst, von seinem Inneren ganz abgezogen wird. Das fade, ewige *Einerley*, das *Nichts* der Gesellschaft, das fortwährende Komödien-Spielen, die Verleugnung so mancher Gefühle führt eine Erschöpfung und Erschlaffung herbey, die den ganzen Menschen afficirt und zur Folge hat, daß man in Geschäften und in anderen Vorfällen des Lebens, wo es auf Wahrheit, auf Charakter ankommt, dieselbe Sprache führt, dieselbe kraftlose Nachgiebigkeit an den Tag legt, als in der sogenannten guten Gesellschaft. Eben so schön spricht der Vf. über die Schwärzer in der Gesellschaft — diese für den vernünftigen Menschen so ekelhafte Gattung — über den Nachtheil für Wahrheit, für das Heilige und Ehrwürdige, wenn dieses Heilige und Ehrwürdige ein Gegenstand der Unterhaltung im gewöhnlichen Conversationston wird, wie durch ein solches Beschwatzen das richtige Gefühl, die fruchtbare Wärme für das Gute, und mehr noch der heilsame, dem Menschen so wohlthätige Ingrimm gegen das Böse erstickt wird, wie dadurch zwar leicht das

Heiligste entweicht, das Gute lächerlich gemacht, das Bestehende heruntergerissen, aber nichts Großes, nichts Haltbares aufgeführt werden kann. Auch ist es sehr richtig, daß weder durch die erbärmlichen Karten, noch durch sonst ein Mittel der übertriebenen Geselligkeit ein höherer Werth gegeben werden kann, sondern daß Beschränkung das Einzige ist, wovon Heil zu erwarten steht. — Besonders ist herausgehoben, wie der Mißbrauch der Geselligkeit hauptsächlich für den Mittelstand nachtheilig wird, der im Ganzen dem ersten an solidem Reichthum nachzustehen pflegt, und der, auf ein bürgerliches, häusliches, einfaches Seyn die ihm zierende rechtliche Denkungsart und innere Bildung gründen muß. Auch kann diese Geselligkeit für die Menschenliebe und Menschenkenntnis sehr wenig nützlich werden. Wie kann auch da, wo Eitelkeit herrscht, wo das Komödienspielen an der Tagesordnung ist, wo alles auf Oberflächlichkeit hinausläuft, innere, tiefe Menschenliebe erzeugt und genährt, und der Mensch, wie er ist, erkannt werden! Für den Menschenkenner giebt es allerdings manches zu beobachten, aber Kenntniß der menschlichen Natur, des Menschen in Masse und im Einzelnen ist da nicht zu erwerben, wo gleichsam ein geschlossener Kreis ist, in welchem alle ein conventionelles Gewand anlegen, wo der Schein an die Stelle der Wahrheit tritt, wo Alles eine Rolle spielt, und die Aufmerksamkeit auf die eigene Rolle die Aufmerksamkeit auf Andere unmöglich macht. Der Wertheiner nicht so ganz gemeinen, dem Staatsmann aber unentbehrlichen Menschenkenntnis wird bey dieser Gelegenheit gehörig gewürdigt, und es ist richtig bemerkt, daß bey der Auswahl zu wichtigen Stellen weit mehr auf den Charakter als auf das Talent und das Wissen Rücksicht genommen werden müsse. Wenn doch dieses nicht so schrecklich verkannt würde! Was vermag Talent und Wissenschaft, wenn der Mensch ein schwankendes Rohr, ein furchtsames, gleichgültiges, oder wenn er gar ein kaltes, menschenfeindliches, selbstsüchtiges, schadenfrohes Wesen ist! — Mit Recht hält es der Vf. für gut, daß die Welt, wie sie es stets gethan, zu Gericht sitzt, und Rec. setzt hinzu, das es gut wäre, wenn die Gesellschaft über ihre Genossen noch mit mehr Strenge zu Gericht säße, und ihre wohlbegründeten Sprüche mit Ernst in Vollziehung zu setzen sich angelegen seyn liesse. Dadurch würden die Sitten gar sehr befördert, und mancher Verirrung, so lange es noch Zeit ist, vorgebeugt werden. Dahingegen wird durch die gewöhnliche armselige Manier, nach welcher man den lieben Nächsten hinter dem Rücken mit unglaublicher Volubilität der Zunge geißelt, dann aber, wenn er sich zeigt, durch erhöhte Freundlichkeit das begangene Böse wieder gut zu machen sucht, und wobey man sich kein Gewissen daraus macht, an den so hart getadelten Verirrungen Theil zu nehmen u. sich es dabey wohl seyn zu lassen, nichts gewirkt. — Bey Gelegenheit der Frage, was denn Übermaß der Geselligkeit sey, macht der Vf. auf den trivial scheinenden, aber nur zu oft verkannten Satz, daß alles in der Welt seine Grenzen habe und haben müsse, wenn gleich diese Gren-

zen in den wenigsten Fällen bestimmt anzugeben wären, aufmerksam, und zeigt an verschiedenen Beispielen — der Vermehrung der Population, Extension der Cultur, Universalmonarchie — auf eine sehr lehrreiche Weise, sowohl die Wahrheit desselben, als die praktischen Nachtheile, die es hat, wenn der Mensch deshalb, weil sich die Grenzen selten oder eigentlich nie sichtbar machen lassen, auf die Idee kommt, es gebe dergleichen gar nicht, und man könne allenthalben ins Unendliche fortgehen. Rec. ist von der Wahrheit dieses Satzes so innig überzeugt, er hat von dem Wahne, es gebe da keine Grenzen, wo sie sich nicht scharf ziehen lassen, und dem daraus fließenden Irrthum, daß man in keinem Stücke mit dem zufrieden seyn dürfe, was vorhanden ist, sondern daß man allenthalben noch Fortschritte zu machen suchen müsse, besonders auch im Religions-, Erziehungs- und Unterrichts-Wesen so viele üble Folgen wahrgenommen, daß man sich nicht laut genug darüber erklären kann.

Unser Vf. entwickelt demnächst vortrefflich die Eigenheiten, welche der Hang zum Neuen, die geschwächte Anhänglichkeit am Herkömmlichen, die oft in eine wahre Abneigung dagegen ausartet, hat, und das Raisonement darüber ist voll von höchst lehrreichen, aber nur zu sehr verkannten Ideen. Gegen den Wahn, daß die Individualität des Schriftstellers in seinen Werken nie durchblicken, sondern daß nur reine Objectivität gegeben werden solle, erklärt er sich lebhaft. Es ist auch in der That fast unmöglich, daß in Werken des Geistes und des Gemüths diese Idee von Menschen, deren Wissen nicht bloß das Wissen eines Registers ist, und die einige Individualität haben, befolgt werden kann. Wo Geist und Gemüth, wo wahre Individualität ist, leuchtet sie hervor, man mag sie noch so sehr verbergen wollen, und gern läßt sie gewiß Jeder hervorleuchten, der sich derselben nicht zu schämen braucht, oder der nicht geradezu gegen seine Individualität zu schreiben sich zwingt. Über den Werth der alten Form und des alten Costüms, wodurch die Würde erhalten wird, über die Vortheile wohlhergebrachter Gewohnheiten, die nicht selten weiser sind, und dem menschlichen Bedürfnisse weit mehr entsprechen, als Buchstabengesetze und Reglements, über die Nothwendigkeit, daß in einem Jeden, der zu einem Stande gehört, der Geist seines Standes wohnen müsse, wird lehrreich gesprochen. Die Weisheit, die nichts gelten lassen will, was vor ihr da war, und was sie nicht selbst gebildet hat, die keinen Standesgeist statuiert, und bey der es sehr sichtbar ist, daß ein Jeder oft lieber alles andere scheinen will, als das, was er ist, urtheilt jedoch ganz anders. Der Kosmopolitismus muß einem jeden Stande inwohnen, und dadurch den Einzelnen beleben; aber jeder Einzelne darf nicht, so wie es ihm einfällt, sich davon hinreißen lassen, und eine Figur spielen wollen, wie es ihm behagt. Geschieht dieses einmal: so kann man nicht wissen, wie weit gegangen wird, und das anscheinend Unbedeutende und was wirklich in seinem ersten Anfange gleichgültig

war, kann als erster Schritt auf einer großen und weiten Bahn sehr wichtig und höchst nachtheilig werden. Nicht ganz überzeugend ist für Rec. das gewesen, was der Vf. über das Reisen sagt. Mag auch manches davon wahr seyn: so würde doch der Einfluss ohne das Daseyn anderer Ursachen nicht so erheblich gewesen seyn. Von den Gebildeten keiner Nation reisten so viele, als von den Engländern, bey welchen bekanntlich die *grande tour* seit langer Zeit ein wesentliches Stück der Erziehung war. Gleichwohl brachten sie weit weniger fremde Sitten zurück, als sie ihre Sitten auswärts trugen. Ist es bey unseren Vornehmen anders: so liegt der Grund hauptsächlich darin, daß bey ihnen selten ein entschiedener Charakter, gründlicher Unterricht und Gewöhnung an Anstrengung sich findet, daß überall bey ihnen gar kein Fonds vorhanden ist. Dieser Mangel an allem Eigenthümlichen, an allem gründlichen Wissen, an aller Kraft zur Anstrengung hat dann die Folge, daß allenthalben bey der Außenreise stehen geblieben wird, daß verschiedene, ihrem wahren Sinne und Charakter nach ganz unverträgliche Sitten, Ideen, Parteyen ergriffen werden, daß man sich für oder wider etwas einnehmen läßt und erklärt, ohne eigentlich zu wissen, warum, und ohne den Gegenstand richtig zu kennen; daß man, ohne Ort, Zeit und Umstände zu unterscheiden, ohne in den Geist eingedrungen zu seyn, ohne Kraft und Gegenkraft gehörig zu schätzen, ohne die Folgen zu berechnen und berechnen zu können, aburtheilt, Behauptungen aufstellt und Anwendungen macht, die bey einiger richtiger Kenntniß gar nicht gemacht werden würden. — Wir übergehen mehrere zu mancherley Bemerkungen Stoff gebende Gedanken, um zu dem Abschnitte zu kommen, in welchem der Vf. zeigt, wie der kälteste Egoismus an die Stelle des Patriotismus getreten sey. Selbstheit macht allerdings einen Grundzug der menschlichen Natur aus; aber neben ihr kann und muß auch Anhänglichkeit an andere Wesen, an Begriffe, an Sitten bestehen, und ihr gleichsam zum Gegengewichte dienen — sie darf nicht grob materiell seyn. Der Kreis der Gegenstände, an welche sich der Mensch hängt, den er umfaßt, darf nicht zu enge und nicht zu weit seyn. — Allgemeiner deutscher Patriotismus war lange nicht mehr vorhanden, und auch selbst in der Sprache sieht Rec. kein so starkes Band, als der Vf. Denn neben der Muttersprache, und nicht selten auf Kosten der Muttersprache, war unter den gebildeten Ständen eine fremde Sprache viel zu allgemein geworden, und zu einem viel zu großem Ansehen gediehen. Viel mehr gab es noch Territorial-Patriotismus. Hier giebt der Vf. geistreiche Bemerkungen über das Heimathliche, über den Einfluss und die Wirkung, den einzelne Züge, frühe Eindrücke, alte Sagen, die uns natürlich und einfach mitgetheilt werden, hervorbringen, wie sie sich tiefer, fruchtbarer einprägen, als universalhistorische Ereignisse, mit schriftstellerischer Kunst oder gemachter Empfindung vorgetragen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 S E P T E M B E R , 1 8 1 0 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über den Einfluss und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände; als Fortsetzung der Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland.* Von E. Brandes u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

U nter den Gestalten und Äußerungen des modernen Egoismus, auf welche der Vf. aufmerksam macht, verdient besonders erwogen zu werden, was er über die warmen Freundschaften und trüglichen Freundschaftsergießungen in Briefen zwischen Menschen sagt, die wegen ihres Egoismus und ihrer Reizbarkeit der Freundschaft gar nicht fähig waren. Wahrscheinlich war dieses schon geschrieben, ehe ein berühmtes Product der modernen Freundschaft dem Vf. zu Gesicht kam; sonst würde der edeldenkende freymüthige Mann denselben wahrscheinlich erwähnt haben. Wer will nicht ohne Bedenken lieber ein Dutzend erklärter Feinde haben, als einen solchen Freund, wie ihn der nicht fehlerfreye, aber von sehr vielen Seiten gewiss höchst schätzungswürdige *Johannes Müller* fand! Wahrlich! damit unsere Kinder und ein besseres Geschlecht uns nicht ganz verachten, können wir, ein Jeder voraus, den Unwillen nicht oft, nicht laut genug an den Tag legen, über ein Verfahren, welches durch keine sophistische Kunst, durch keine Berufung auf Pflicht und Wahrheitsliebe beschönigt werden kann. — Schön sind die Gedanken über den Verstand, wie er nicht als das höchste Ziel, sondern nur als ein Mittel zu betrachten sey, wie es in Verwickelungen zu führen pflegt, wenn man, das Gefühl für nichts achtend, und von keinem lebendigen Interesse belebt, ihn allein zum Führer wählt, wie er überhaupt oft nichts weiter ist als Pfliffigkeit, die weder so sicher noch so schnell zum Ziele führt, als richtiges Gefühl und warme Theilnahme. Wahr und gerecht ist der Eifer, mit welchem der Vf. über den böhnisch witzelnden Ton urtheilt, dem Gefühllosigkeit, positives Uebeln und häufig wahre Beschränktheit des Geistes und Verstandes zum Grunde liegt. Man beobachte doch nur einen Bonmotisten gewöhnlicher Art, der dem Thoren zur Belustigung, dem Verständigen zum Ekel, bey jedem Worte, und bey allen Gelegenheiten etwas anzubringen oder eine lächerliche Seite aufzufinden sucht, und man wird leicht finden, wer eigentlich der Arme an Herz und Geist ist. Nach Verdienst wird über das Herunterreißen im gemeinen

S. A. L. Z. 1810. Drifter Band.

Leben wie in der Literatur, über die Schamlosigkeit, mit welcher man dabey zu Werke ging, gesprochen. Alles tiefe Gefühl für den wahren Werth Anderer ging zu Grunde. Wo ist eine Wahrheit, eine Sitte, ein Name, der dem neuen Geschlechte heilig gewesen wäre! — Eine natürliche Folge des Egoismus ist die kleinlichste Reizbarkeit. Das *Ich*, dem nichts heilig ist, soll Allen ein Heiligthum seyn. Aus Furcht vor persönlichen Unannehmlichkeiten opferte man alles auf, nicht nur alle eigenen Gefühle; sondern nicht selten die Pflicht, die Furcht vor der Schande, und die Schande selbst. Hier war der wahre Tact in mehr als einer Hinsicht ganz verloren. Wie so mancher glaubte nicht sich die Gunst der Großen oder derjenigen, die ihm furchtbar waren, mehr durch eine pflichtwidrige, an das Verrätherische grenzende Nachgiebigkeit, als durch männlichen Widerstand und unerschütterliches Beharren bey der Pflicht, erwerben zu können! Wie viel gerechter und ungerechter Haß herrschte in den Gemüthern, und wie wenig ward er im Handeln sichtbar! Wo ist eine Zeit, in welcher man so oft, so entehrend heute das bewunderte, worauf man gestern pöbelhaft geschimpft hatte? wo man so leicht, so ehrlos das Kleid, wie die Sprache änderte? Wie oft wurde aber nicht auch von einer anderen Seite, durch ein einziges mißfälliges Wort, durch eine vermeintliche Vernachlässigung, das Andenken an große Verdienste vergessen, die heiligste Pflicht der Dankbarkeit mit Füßen getreten!

Nicht minder fruchtbar und warnend ist das, was der Vf. über die Verdrängung religiöser Überzeugungen und Gefühle durch den um sich greifenden Geist der Skepsis und die vorherrschend werdende Sinnlichkeit sagt. Bey aller Gewalt der Neigungen ist doch die Kraft der Überzeugungen sehr bedeutend, und selten ist Kraft, noch weniger Ausdauer im Handeln, wenn nicht der Mensch mit recht innigem Glauben an sein Werk geht, und selten wird derjenige etwas Großes zu Stande bringen, der stets sowohl über den Zweck als über die Mittel ungewiss ist, der stets fragt, was es helfen, wohin es führen werde, und nie ist von solchen Menschen ein rühmlicher Kampf zu erwarten, wenn kräftvolle Gegner auftreten. Vielleicht mag die Stimme des Gottes in uns nicht durchaus abhängig seyn von dem Glauben an einen Gott außer uns; aber es ist doch gewisslich wahr, daß durch den Glauben an den Geist außer uns, dem wir nicht fremd sind, jene Stimme veredelt und verstärkt wird, und eine Dauer und

Kkk

beruhigende Kraft erhält, welche ihr sonst leicht fehlt, und welche die bewundernswürdigsten Wirkungen hervorzubringen im Stande ist. Der Zustand des Zweifels und der Ungewissheit ist ein eben so quälender als erschlassender Zustand; gleichwohl ist derselbe ganz unvermeidlich, wenn man sich zu sehr auf Vernünfteleyen einläßt, wenn man ohne an den großen entschiedenen Wahrheiten fest zu halten, jeden Punkt erklärt, jede Einwendung des klügelnden Verstandes gelöst haben will. Dieser Zustand ist überdies für die Menge gar nicht; sie nimmt entweder alles an, oder wirft alles hinweg. Darum hütet Euch, ihr Klügler, leicht könnt ihr ein Gebäude gänzlich umstossen, aber ihr seyd zu schwach, es wieder aufzuführen. Wie in unseren Tagen dieses heilige Gebäude auf vielfache Weise, aus Übermuth des Verstandes und aus Bosheit des Herzens so gut, als aus Einfalt, erschüttert worden ist, haben wir gesehen; was dem Menschen dadurch geraubt worden, läßt sich nach dem, was der Vf. §. 329 trefflich sagt, ermessen und fühlen. — Wahr sind die Nachtheile einer groben schamlosen Sinnlichkeit angegeben, die weit weniger schädlich ist, wenn sie sich auf die großen Städte beschränkt, als wenn sie in kleineren Städten einreißt, und die, aus vielfachen Gründen, dann am schamlosesten wird, wenn sich unter einer Nation eine große Anzahl von neuen Reichen findet. Die neueren Zeiten hatten dabey auch das Uebel, daß man in Deutschland es erst für unschuldig, dann gar für ehrbringend hielt, wenn sich Niemand von den Genüssen, die nicht gerade an und für sich unsittlich waren, ausschloß, sondern daß Männer von jedem Stande, von jedem Alter sich unter und neben einander einfanden. Man nannte dies mit dem Zeitalter fortgehen, aufgeklärt, tolerant seyn. Sehr wahr ist es aber, daß eben die Toleranz, welche in gewisser Beschränkung und mit gehöriger Anwendung Tugend und Pflicht ist, ohne eine solche Beschränkung und falsch angewandt, höchst nachtheilig, und das Grab aller Wahrheit und Tugend werden kann, und nichts weiter ist, als zu gleicher Zeit eine Mutter und Tochter des größten Indifferentismus, durch den noch nie etwas Grosses und Gutes hervorgebracht, so manches Gute und Schöne hingegen, das durch einen heiligen Eifer entstanden war, zu Grabe getragen worden ist. Wer für oder wider einen großen fruchtbaren Gedanken, für oder wider eine tief eingreifende, praktische Wahrheit recht lebendig eingenommen ist, wer von dem Einfluß der Meinungen und Überzeugungen auf die Handlungen keine ganz irrigen Begriffe hat, muß nothwendig wünschen, daß Jeder mit ihm gleichstimmig denke. Dieser Wunsch muß um so lebhafter werden, je mehr zum Handeln geschritten wird; denn Jeder, der nicht mit uns ist, ist ja mehr oder weniger wider uns. Daher kann ein warm fühlender, inniger Mensch, dessen Überzeugungen auf seine Handlungen Einfluß haben, unmöglich ganz tolerant seyn. Sehr fruchtbar ist die Wahrheit, daß zwar der sinnliche Genuß, und über-

haupt alles Irdische seinen Werth hat, und nicht zu verwerfen ist, daß aber neben und über demselben etwas seyn müsse, was man noch höher achtet.

In der zweyten Abtheilung werden die Wirkungen des Zeitgeistes auf die wichtigsten Stände der Gesellschaft entwickelt. Es ist jedoch des Vfs. Zweck dabey auch hier nicht gewesen, etwas Ganzes, und eine genaue Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere zu geben; er hat vielmehr nur einige Züge herausheben wollen, um den Zusammenhang zwischen beiden zu zeigen, und um auf die schiefe Richtung, die hie oder da Stattgefunden, aufmerksam zu machen. Gern würden wir gesehen haben, wenn der Vf. je zuweilen, ausser der Darstellung des Mangelhaften, etwas mehr das Ganze geschildert, und dabey auf die Mittel hingewiesen hätte, durch welche dem Mangelhaften abzuhelpen ist, oder wenn er zuweilen gezeigt hätte, wie bey der Lage der Dinge, wie sie jetzt ist, dennoch nicht zu verzweifeln, sondern durch Festhalten am Wahren der Menschheit doch wieder geholfen werden könne. Dieses würde nicht nur sehr lehrreich und tröstend gewesen seyn, sondern vielleicht würde auch der Vf., wenn er hätte angeben sollen, was denn nun geschehen müsse, auf eine andere Ansicht gebracht worden seyn, und es würde ihm vielleicht Manches, was nicht für absolut gut gelten kann, doch relativ gut, und besser als das Gegentheil, geschehen haben. — In der Reihe der Stände tritt, wie es sich gebührt, zuerst der Stand der Fürsten auf. Von ihnen, von den Göttern der Erde, hängt das Glück und Unglück von Millionen ab, vielfältige Segnungen können sie verbreiten, ganz unendlich und grenzenlos aber ist das Unheil und Unglück, das sie über die Völker zu verhängen vermögen; denn stark und allmächtig fast ist der Mensch zum Vernichten und zum Entweichen, schwach hingegen und kraftlos ist er — das Geschöpf — im Schaffen und Hervorbringen. Darum sollten die Großen nicht allmächtig zu seyn glauben. Diesen Glauben können sie nicht haben, sobald sie den Allmächtigen über sich, nicht bloß mit dem Munde, anerkennen und verehren. Es war daher sehr wohlthätig, daß bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Religion auch bey den Fürsten im Allgemeinen ihre Kraft, daß Beichväter und Hofprediger ihre Würde ihren Einfluß behielten. Ein Einfluß, welcher, wie so vieles in der Welt, übertrieben und gemißbraucht worden ist, aber, richtig angewandt, gewiß sehr wohlthätig seyn kann, und sehr wohlthätig gewesen ist. Die fruchtbarsten Wahrheiten verdorren, wenn niemand da ist, der sie anfrischt, die richtigste Ansicht kann durch Lehre und Beyspiel irre geleitet, durch Leidenschaft vernichtet werden, und wo der Versucher unter jeglicher Gestalt sein Wesen treibt, kann man den Warner, der mit Liebe und Kraft zugleich an das Höchste, an das Ewige erinnert, nicht ungestraft entbehren. Die Stimme des Publicums hätte den Warner vertreten können. Sie wollte ihn auch vertreten; allein leider halt sie selten das Maß. Es war nicht die sanfte,

bessernde Stimme der Liebe, nicht die gemäßigte Stimme der Wahrheit, sondern meistens liefs sie sich mit so viel Uebertreibung, Bitterkeit und Einseitigkeit hören, daß man leicht gewahr wurde, daß Leidenschaft es war, die sie laut werden liefs. Was konnte dieses helfen? Noch thöricht und ungerechter war es, den Mißbrauch der Macht der Großen dadurch verhüten zu wollen, daß man ihnen alle Gewalt rauben, es ihnen physisch unmöglich machen wollte, Böses zu thun. Aber für nicht so thöricht kann Rec. es halten, wenn man dieses dadurch bewirken zu können wünschte, daß man das Gesetz an die Stelle der Menschen und menschlicher Willkühr treten lassen wollte. Denn wenn gleich zugegeben werden muß, daß bey der Herrschaft der Gesetze alles darauf ankommt, wie die Gesetze sind, und die neuere Zeit gelehrt hat, daß es so leicht nicht ist, weise und dauerhafte Gesetze zu erhalten: so läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, daß es noch weit schwerer ist, die Herrscher weise zu machen; sodann ist es zwar ebenfalls richtig, daß es eigentlich doch immer Menschen sind, die da herrschen, und nicht die Buchstaben, aus denen die Gesetze bestehen: allein diese Buchstaben geben doch einen Sinn, enthalten doch Regeln, setzen doch gewisse Grundsätze und Grenzen fest, sind daher nicht nur im Stande, die Menschen zu leiten, sondern es darf dabey nicht außer Acht gelassen werden, daß sehr viele — freylich nicht alle — die an der Spitze der Völker stehen, und von denen vielleicht gefürchtet werden könnte, daß sie sich weder durch bloße Gründe würden überzeugen, noch durch die bloße Überzeugung würden leiten lassen, dennoch Anstand nehmen werden, ein klares Gesetz zu verletzen. Kann man daher nicht glauben, daß Gesetze allein, und zu allen Zeiten und unter allen Umständen stark genug sind, um gegen jeglichen Mißbrauch der Macht vollkommen Schutz zu gewähren: so darf man ihnen doch eben so wenig allen Werth und allen Einfluß absprechen. Durch sie wird am Ende der Sinn des Herrschers dahin gebracht, nichts Gesetzwidriges zu wollen, und der Sinn des Volkes, sich nichts Gesetzwidriges gefallen zu lassen. Würde in Frankreich ehemals mit den *lettres de cachet* der Mißbrauch getrieben worden seyn, wenn man eine *Habeas corpus* Acte gehabt hätte? Würde Englands Verfassung sich so ausgebildet, würden die vielfachen Gährungen und bürgerlichen Kriege in diesem Lande dahin geführt haben, wohin sie wirklich geführt haben, wenn ihnen eine *Magna charta* — an sich etwas sehr Unvollkommenes — gefehlt hätte, die ihnen bald als Ziel, bald als Wegweiser nützlich wurde? Freylich muß man den Gesetzen nicht dadurch, daß man sie mit jedem Tage ändert, ihre Heiligkeit nehmen, man muß nicht die Macht der Gesetze überhaupt nach der Kraft der Gesetze beurtheilen, welche in Zeiten gegeben werden, wo statt Besonnenheit und Vernunft ein gewisser Overmuth des Verstandes und der Leidenschaft, Constitutionen und Gesetze gleich physi-

kalischen Experimenten entstehen läßt. Nächst diesem findet unser Vf., zu dem wir zurückkehren, in der Ausbildung des Hofstaates und darin, daß die Fürsten Grundeigenthümer waren, wodurch sie Gelegenheit erhielten, unschädliche Neigungen auf eine unschädliche Weise zu befriedigen, wohlthätige Hindernisse gegen die Willkühr derselben.

Mit Friedrich entstand eine große Veränderung. Durch ihn wurde kein Friedrich geweckt, aber eine neue Fürsten-Art modelte sich nach ihm. Wir übergehen, was der Vf. über Friedrichs Regierungssystem, über die Thorheit der Politiker, die immer noch glauben, daß Preussen durch Eroberung und durch festes Anschließen an irgend eine große Macht zu einer dauerhaften, völlig selbstständigen Größe hätte kommen können, wie auch darüber sagt, daß die Güte und Weisheit einer Staatsverfassung sich nicht nach der Größe des Genies, das sie gründet, beurtheilen läßt. Friedrichs Größe setzt der Vf. nicht in einzelne Gewaltthaten und einzelne Coups des Verstandes, sondern neben seinem großen Geist und seinem kraftvollen festen Willen in das Menschliche in ihm. Dieses gab ihm die Liebe, die er für seine Schöpfungen hegte, die Freude, mit welcher er seine Pflanzungen erzog, dieses macht die Anschauung Friedrichs so wohlthätig und erheiternd. Sehr wahr ist es, daß bey den Machthabern große erstaunungswürdige Handlungen, als solche, gerade am wenigsten Bewunderung verdienen. Schon ein einzelner Privatmann, der doch unter dem Gesetze steht, vermag, wenn er bey der Festsetzung seiner Zwecke, und bey der Wahl seiner Mittel, nach gänzlicher Willkühr zu Werke gehet, wenigstens auf eine Zeitlang, sehr viel, und unendlich viel mehr, als derjenige, dem das Gesetz, die Regel, die Wahrheit und Sittlichkeit heilig sind: wie also vielmehr ein Gewalthaber, der über dem Gesetze steht. Die Güte des Zweckes, die Reinheit bey der Wahl der Mittel, die menschenfreundliche Schonung bey der Anwendung derselben, die Heilighaltung des Heiligen ist es, die dem Erstaunungswürdigen, dem Colossalischen den Charakter des Großen, das der denkende Menschenfreund mit Freude anzuschauen vermag, aufdrückt.

Friedrichs Beyspiel wirkte nach unserem Vf. zuerst auf die Fürsten durch das Selbstregieren. Mag alles das, was der Vf. über diesen Gegenstand sagt, wahr seyn: so können wir doch keinen überwiegenden Nachtheil darin finden, daß durch Friedrich der Trieb zum Selbstregieren, welcher ohnehin in jedem großen und guten Gemüthe vorhanden ist, neu belebt wurde. Die Sache selbst scheint uns entschieden gut zu seyn; daß sie gemißbraucht, falsch angewandt wurde, ist kein entscheidender Vorwurf. Verderblicher ward es, daß Friedrich durch die unnatürliche Stellung, die er seinem Staate gegeben hatte, sich genöthigt sah, es sich zur Aufgabe zu machen, wie man den Unterthanen die möglichst - grösste Last auflegen könne, und daß dieses Verfahren Nachahmer fand und noch findet. Wir übergehen das Übrige, was der Vf. über das *Esprit* - machen

der Großen, über die Veränderung der Prinzen-erziehung, bey welcher für Gründlichkeit und Innigkeit wenig, für den Parade- und Gamaschen-Dienst sehr viel gearbeitet wurde, und endlich über die Ansicht sagt, welche sich von der Hofrepräsentation verbreitete.

Den Fürsten folgt *der Adel*. Es kostet Rec. Überwindung, jetzt noch etwas über den Adel sagen zu müssen. Es ist so unendlich viel über, für und wider dieses Institut gesagt worden, dieses alles hat so wenig gefruchtet, so viel Ärgerniß erregt, und ist nicht selten dadurch, daß es die Spannung unterhalten, und alle allmähliche Annäherung erschwert hat, so schädlich geworden, daß man billig jedes Wort, das noch darüber gesagt wird, für verloren achten kann. Daß der Adel gefehlt, seine Bestimmung verkannt, zur Verderbnis des Geistes der Zeit mitgewirkt, und durch den Geist der Zeit verdorben worden ist, wird Jedem auf seine Weise und nach seinen Beobachtungen eben so sicher einleuchten, als es nicht zu leugnen steht, daß gegen den Adel gefehlt worden ist. Der Erfolg muß entscheiden, was für Einfluß verschiedene der neuesten Einrichtungen auf den Geist des Adels haben werden. Hauptsächlich gehört hierher erstlich die Aufhebung der Steuerfreiheit der adlichen Güter und aller jener Rechte, die dem Besitzer eines Ritterguts eine Art von Regierungsrecht über seine Untersassen ertheilten; dann zweytens der Umstand, daß die Vorzüge, welche alte, reine, stiftsmäßige Familien vor neuen, welche der alte Geschlechtsadel überhaupt vor dem Briefadel hatte und behauptete, gänzlich oder doch zum Theil vernichtet sind, und daß durch viele und große Beyspiele sich über den Werth und die Nothwendigkeit der Ahnen und über alles, was damit zusammenhängt, eine ganz andere Opinion bilden muß. Inzwischen fehlt es nicht an Erscheinungen, welche uns berechtigen könnten, eher an eine Vergrößerung als Verminderung der Gewalt des Adels zu glauben, wenn wir nicht durch abschreckende Beyspiele eine Furcht vor allem Prophetisiren erhalten hätten. Ohne etwas weiter über den Adel und über das Militär zu sagen, wollen wir einige Bemerkungen über die Geschäftsleute beybringen, die den vierten Platz einnehmen. Über sie ist noch weniger gesprochen, und hier kann vielleicht noch eher durch Schriftsteller etwas gewirkt werden. Die Großen, sagt unser Vf., sahen in den Geschäftsleuten nicht viel mehr, als Dienstmaschinen, brachten zu sehr die maschinenmäßige Fertigkeit des Dieners, zu wenig hingegen den ganzen Menschen, oder die hervorragenden Neigungen desselben in Anschlag. Den bedeutenderen Geschäftsleuten muß ein gewisser Spielraum eingeräumt werden. Dadurch wird der Geist vor Erschlaffung bewahrt, und dem eigenen Denken und Sorgen für das gemeine Wesen Nahrung und Reiz gegeben. Aber auch Zucht und Aufsicht über die Dienerschaft ist nöthig, und sie muß sich nicht bloß auf den Dienst, sondern auch auf das ganze übrige Leben und Seyn erstrecken. Für den Geist der Dienerschaft, für die Besorgung der Geschäfte, war es sehr

wohlthätig, daß in Deutschland bisher ein Jeder, der für das gemeine Wesen zu arbeiten hatte, ein Diener seines Landesherren, des gemeinen Wesens selbst war, und nicht bloß bey dem Vorsteher eines Bureau als gemeiner Arbeiter im Dienste stand. Neben einer liberalen Zucht und Aufsicht muß auch dafür gesorgt werden, daß dem Verdienste sein Lohn, und daß dem, der es verdient und bedarf, bey unglücklichen Zufällen und Vorkommenheiten eine Unterstützung zu Theil werde. Wo freylich jeder Heller und Pfennig im Voraus angewiesen ist, wo nichts paßirt, was nicht im allgemeinen Etat steht, das ganze Regiment ein kaltes Buchstaben-Regiment ist, kann freylich mit einer solchen vernünftigen Umsicht nicht verfahren werden. Gleichwohl erhöht und verschönert es das Verhältniß des Dieners zum Staat und zu seinen Oberen ungemein, wenn diese von den Begegnissen desselben auch unangerufen Notiz nehmen, bey wichtigen Vorkommenheiten durch verdiente Belohnungen, die Freuden zu erhöhen, durch Unterstützung und thätige Hülfeleistungen den Kummer und die Sorgen zu mindern, und den Verlegenheiten abzuhefen suchen. Dadurch wuchsen Staat und die, so ihm dienen, zu einer großen Familie zusammen; und sehr richtig ist es, daß eine solche Vor- sorge für verdiente Männer mit zu der Thätigkeit für das Wohl des Ganzen gehört, und es zeigt von vieler Beschränktheit, wenn man das Wahl des Ganzen nur in Ersparungen sucht, die doch sehr häufig nur gemacht werden, um zu einer anderen Zeit recht unnütze Ausgaben machen zu können. Damit ist jedoch nicht gemeint, daß der Staat eine Armen-Anstalt seyn solle, wo es für den, der entweder recht zu bitten und zu kriechen, oder recht grob und trotzend zu fordern versteht, — also gerade für den Unwürdigen, — immer etwas zu erhalten giebt. — Die Untergebenen müssen gegen ihre Oberen freymüthig seyn; die herrschende kleinliche Reizbarkeit hat dieser Freymüthigkeit sehr geschadet, zumal da diese Reizbarkeit in demselben Grade zunimmt, als man sie mehr schonet. So müssen auch Minister ihren Landesherren widersprechen, wenn sie die Ideen und Mafsregeln der Fürsten für schädlich halten, denn auch sie dienen dem Lande und der Sache. Hilft freymüthiger Widerspruch nichts; so muß der Untergebene nicht nur nachgeben, sondern es ist seine heilige Pflicht, im Geist der Mafsregeln und der Oberen zu arbeiten — oder seine Stelle niederzulegen. Dieses Letzte ist allerdings das Ruhmvollste, aber freylich eine im Ganzen seltene Erscheinung, und nur von Männern zu erwarten, die, unter günstigen Umständen lebend, von einem reinen erhabenen Sinn beseelt sind, und die nach ihrem Abtritt vom Schauplatze die Rache des beleidigten Großen nicht zu fürchten haben. Eigentlich schändlich und verbrecherisch ist es, wenn der Diener sich fügt, nun aber mit höchster Lässigkeit arbeitet, und wenn er, statt mit pflichtmäßiger Resignation jedes zum Zweck führende Mittel gewissenhaft zu benutzen, gerade das Gegentheil thut, und eine geheime Freude an dem Mißlingen hegt,

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 S E P T E M B E R 1 8 1 0 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Über den Einfluss und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände; als Fortsetzung der Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland.* Von E. Brandes u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Neben der Freymüthigkeit ist lobhafte Anhänglichkeit an des Regenten Person, an das Land, an die Verfassung, an das Geschäft ein wichtiger Bestandtheil des Edeln im Geschäftsmanne. Alles, was das Eine schwächt und vernichtet, schwächt und vernichtet auch das Andere. Diese Anhänglichkeit wurde in Deutschland durch das Wandern aus einem Staat in den anderen gar sehr geschwächt, durch so manches andere Ereigniß endlich fast ganz vernichtet und zu Schanden gemacht. Es kann zwar für den Menschen und für den Staat nachtheilig werden, wenn man nur im Vaterlande bleiben, und nur hier den Stachel will, dessen man bedarf, und vielfältige Beispiele beweisen, daß ein Nichteingebornener das gemeine Wesen, dem er sich weihet, eben so lieb gewinnen, und für dasselbe mit derselben Inbrunst wirken kann, als ein Eingebornener. Gleichwohl ist das häufige Übertreten aus einem Dienst in den anderen, besonders wenn es bey benachbarten Staaten geschieht, immer bedenklich, und um so bedenklicher, je mehr ein Diener an Jahren fortgeschritten ist. — Nächst der Geburt steht nichts so sehr an ein Land, als der Besitz von Grund und Boden. Es war daher in Hinsicht des Sinnes sehr nachtheilig, daß man anfangs, das Landeigenthum bloß als ein rendrendes Capital zu betrachten, als einen Gegenstand des gemeinen Handels und Wandels. Mit Lebhaftigkeit spricht der Vf. über die Geschäftsmänner, welche, voll innerer Verdorbenheit und Stumpfsichtigkeit, der falschen habgierigen Politik sich hingaben, und ohne irgend eine große politische Idee, ohne irgend ein lebendiges Gefühl, ohne alle Anhänglichkeit an irgend etwas Großes und Wahres mit Ländern und Menschen nach Maß und Zahl schachtelten, und nur an Maß und Zahl zu gewinnen trachteten; welche die Menschen wie eine Herde Vieh ansahen, die man nicht nur bald diesem, bald jenem Hirten hingeben zu können glaubte, sondern welche auch, gerade weil sie nicht wußten, was ein lebendiges Gefühl, was Anhänglichkeit, und was das Edle in Menschen eigentlich ist, von den Menschen, die ihnen zugezählt oder zugegeben waren, sogleich Lohn und Dank - Lieder verlangten. Beyder

Geschäftsführung selbst muß zwar zuerst auf das goldene werden, was jetzt zu thun ist, und wie dieses am besten geschehen kann. Aber damit muß man sich nicht begnügen, und nicht glauben, daß, wo nichts mehr zu expediren ist, auch nichts mehr zu thun sey. Ein Geschäftsmann muß vielmehr, gleich dem Schöpfer nach vollbrachtem Schöpfungswerke, umhersehen, ob auch alles gut sey; denn nicht selten ist die Gefahr da am größten, die Hülfe da am nöthigsten, wo sich nichts regt und Niemand schreyet. Im Stillen wirkt ja der Arge. Die zu große Gefelligkeit hat den Geschäftsleuten auf mancherley Weise geschadet. Nicht nur wegen des damit verbundenen großen Zeitverlustes, sondern weil diese Gefelligkeit dem Sinn kleinlich macht, den Charakter und den so notwendigen Muth schwächt, die Rücksichten mehrt und verstärkt, die Höflichkeit — die letzte unter den Tugenden — zum großen Nachtheil des feineren Sinnes für Wahrheit und Recht, zur ersten Tugend macht. Wo die Geschäftsleute sich stets in der Gesellschaft umhertreiben, werden die Geschäftsfachen leicht Gegenstände der gemeinen Unterhaltung, und es fehlt nicht an Veranlassungen, wodurch zur Unzeit Partey genommen, der Blick irre geleitet, und ehe man es gewahr wird, die Meinung präoccupirt wird. Man erlaubt sich Indiscretionen, die den Geschäftsmann in Verlegenheit setzen, und derjenige, der nicht gutwillig genug ist, einer jeden alten Matrone Rede zu stehen, fällt in dem Ruf der Quabheit. Gleichwohl gewinnt der gesunde Menschenverstand durch die große Gesellschaft gerade gar nichts, und doch ist es nöthig, daß die Anlage zu demselben, die nicht so selten ist, als man glaubt, gewenkt werde. Dazu trägt die Mittheilung allgemeiner Ansichten, die gehörige Beurtheilung des Werths der Geschäfte, nicht bloß nach der Zahl der Bogen, die geschrieben werden, geschätzt, sehr viel bey. Überdies sind die Ideen nicht Früchte des Verstandes allein, sondern weit mehr noch gehen sie aus dem Charakter, aus dem lebendigen Interesse an den Sachen hervor. Wer mit gesundem Menschenverstand versehen, die Geschäfte mit inniger Liebe umfaßt, für sie wie für seine eigenen Angelegenheiten sinnet und forset, wird nicht leicht um eines erträglichen Anknüpfungspunktes in Verlegenheit seyn, und noch öfter wird ein solcher Mann eine weit leichtere und schontendere Behandlung zu wählen wissen, als die bloß calculirnde, nach allgemeinen Maximen arbeitende Verstandsmaschine. Es ist ganz etwas anderes, wenn jemand aus dem Seinigen schöpft, als wenn er nur die

Prinzipien großer Köpfe auswendig weiß; noch größer aber ist der Unterschied, wenn Jemand, bey dem Handeln aus dem Seinigen schöpft, als wenn er nach erlernten Formen arbeitet. Hier wurde häufig gefehlt, und hier muß, so wie das Bureau-Regiment, wodurch der Geschäftsmann zum arbeitenden Haushiethere gemacht wird, einreißt, noch mehr gefehlt werden.

Ein schädlicher Abweg war es, daß Geschäftsmänner, entweder um so, wie sie es wollten, leben zu können, oder aus einer unglücklichen Sucht, allenthalben die Hände im Spiel haben zu wollen, durch zu viele Geschäfte sich zerplitterten, oder gar wenn sie in irgend einer schönen Kunst, zu geringen Nutzen für die Kunst, zu großem Nachtheil für ihre Geschäfte den Meistern nachzueifeln wollten. Freylich aber wußtes man nachtheiliger, wenn Freßten und Saufen, Spiel und der Müßiggang im Clend einzige Passion wurde.

Den Geschäftsleuten folgte der geistliche Stand. Kein Stand hat so sichtbar die Zeichen der Zeit verkündet, so gegen sich selbst gewüthet, seine hohe Bestimmung so ganz und gar verkannt, das heilige Geschäft, dem er bestimmt war, so entweiht und verworren, als dieser Stand. Kein Stand ist so sehr auf Studien, auf Gelehrsamkeit gebaut, als dieser; auf keinen Stand war es daher wichtiger, bey seiner Bildung vernünftig zu Werke zu gehen, ihn nicht mit zu vielerley zu beladen, da Gründlichkeit und Vollwissen zugleich doch nur die Sachen Weniger, von der Natur besonders Begünstigter seyn kann. Aber gerade den entgegengesetzten Weg schlug man ein. Das Fach ward nicht nur gewaltig ausgedehnt, da man die ganze Philologie und Philosophie hineinbezog, sondern es verlor seine wahre Gestalt, die Gestalt, ohne welche es für den großen Menschen wenig brauchbar ist. Des Gewissens, des Ausgemachten, ward mit jedem Tage weniger, des Ungewissens, des Möglichen, aus dem einem Jeden nach Lust und Belieben zu wählen festgelassen wurde, mit jedem Tage mehr. Doch das war nicht genug, man wollte die Geistlichen, besonders die letzten Glieder derselben, die Landgeistlichen, zu Allem machen. Sie sollten nicht nur Seelforger, nicht allenthalben ständige Rathgeber in irdischen Angelegenheiten, sondern ein wahres lebendiges Noth- und Hülfsbüchlein für ihre Gemeinde seyn, ihren Pfandkindern in allen Leibes- und Lebens-Nothen hilfreiche Hand leisten, in der Wochenstube so erfahren seyn, als im Beichtstuhle, die Klystierspritze, den Pflug, das Corpus juris so gut zu handhaben wissen, als Bibel und Katechismus, kurz sie sollten bey den lieben Landleuten alle vier Facultäten vertreten. Bey der Amtverwaltung legte man zu viel Werth auf das Predigen, und die Predigten entfernten sich immer mehr von dem, was sie seyn sollten, waren nicht selten eher schlesische als religiöse Verträge. Statt die großen, fruchtbaren, beruhigenden Wahrheiten mit der Kraft und Boredsamkeit warmer inniger Überzeugung zu verkündigen, ließ man sich mit schalen Declama-

tionen, schöngeistlichen Floskeln ohne Saft und Kraft, oft ohne Sinn und Verstand vernahmen, drehte und wendete sich dabey wie Diplomatiker, die eine gefährliche Sache zu behandeln haben, benahm dadurch der Sache ihre wahre Gestalt, machte die größte Angelegenheit des Herzens zu einem Spiel des kleintlichen vernünftelnden Verstandes. Die Seelforge, das eigentliche officium divinum; die Religion mit den wichtigsten Vorfällen im menschlichen Leben in Verbindung zu bringen, hier durch sie die Freude reiner, edler und himmlischer, dort den Kummer milder zu machen, dem Schmerz eine fromme Richtung zu geben, durch Lehre, Ermahnung und Gebet das Herz jeglichem wohlthätigem Gefühl zu öffnen, den theilnehmenden Hausfreund zu machen, der angerufen, (und ohne alle Nebenabsichten, bey jedem wichtigen Ereignisse sich einfand, die Religion ins Haus brachte, dieses Spiel nun für unnöthig, dessen Bedenken man sich. An der Stelle einer praktisch-religiösen Amföhrung, eines religiösen Sinnes, ward ein ganz entgegengesetzter Sinn herrschend. Man schätzte sich des Standes, wollte allenthalben seyn, nur da nicht, wo hin man gehörte, nichts für indifferenter, Jemanden in seinem Wesen, erwachte es trösten wie er wollte, zu hören, für annehmend und beschränkt, sich der öffentlichen Sittlichkeit und Religiosität anzunehmen, für klein und erniedrigend, den Tröster, den Hausfreund zu machen; die stillen frommen Cirkel liehrend, jagen die Geistlichen, mehr als die gesetzten Männer anderer Stände, den sinnlichen Freuden nach; kurz, kein Stand verkannte seine hohe Bestimmung auf eine so auffallende ägterliche Weise.

Den deutschen Schriftstellern — über welche der Vf. S. 195 u. f. spricht — gebührte die Ehre, daß unter ihnen keiner von den großen Sophisten ist, die so viel zum Verderben der Menschheit wirkten. Sowohl die Sprache als auch die Entfernung, in welcher die deutschen Schriftsteller von den Großen lebten, trug dazu bey. Doch hatte auch die ihnen Deutschen eigene Wahrheitsliebe Theil an diesem Verdienst. Wie Schriftstellerey anfang, ein gemeines Gewerbe zu werden, das imitatorum petra in allen Zweigen der Literatur sein Unwesen trieb, wie das Herunterreißen Mode ward, wurde freylich dieser Wahrheitsinn merklich vermindert. Dabey ward abstracte Philosophie, ein grober Materialismus, und ein Pantheismus, nicht viel befriedigender als jenen, zu allgemein hinführend. Diese Systeme, verbunden mit der Idee, daß alles zur Erläuterung des Menschengeschlechtes diene, und dessen Fortschreiten fördere, führte dann zu einer Heftigkeit hienieden, die, um die Gattung zu erheben, mit den Individuen nach Belieben schaltete, und kein Bedenken dabey fand, sie in der Noth zu treten. Im Gerinnen gehen sich die Geschäftsleute mit der Schriftstellerey wenig ab, so sehr auch praktische Gegenstände dabey gewinnen, wenn Männer, die selbst Hand anlegen haben, sich mit dem Schreiben über dieselben abgeben. Große Denker können

zwar auch, ohne Praktiker zu seyn, über praktische Gegenstände trefflich urtheilen; aber diese Denker sind selten, und die Schwärmer, welche sich durch einen hohen Ton, durch metaphysische Sprache und Grübeleien das Ansehen von Denkern gehen wollen, sind es darum nicht. Unnütz und lächerlich war es, daß man über Alles Anweisung in Büchern geben wollte. Nicht Alles soll und kann aus Büchern und von Anderen gelernt werden. Unschicklich wird es mit Recht genannt, wenn die Geschäftsmänner auf der einen Seite vornehm thun, und stolz auf ihre Lage auf andere herabsehen, mit ihrer oft sehr winzigen Erfahrung alles Raisonement niederschlagen und abfertigen, auf der andern Seite aber eine Bescheidenheit effectiren, und auf Nachsicht Anspruch machen wollen. Im Reiche des Denkens gilt kein Rang, und wer als Schriftsteller in die Reihe tritt, muß mit den dazu erforderlichen Eigenschaften versehen seyn, und kann höchstens in kleinen Nebensachen auf Nachsicht Anspruch machen. — Die Lehrer, besonders auf den Universitäten, sind recht eigentlich in einer, für die Schriftstellerey glücklichen Lage; doch ist das, was der Vf. über sie als Schriftsteller sagt, nicht erheblich. Ein gewisser Kosmopolitismus ist ihnen anstehend, sie haben, ja aus aller Welt Zungen sichtbare Hörer, und sie gehören ja dem Reiche der Wissenschaften an, das nicht durch die Grenzen der Staaten beschränkt ist. Dadurch, daß sie meistens zugleich Lehrer, dessen sind, wovon sie schreiben, kann der Wahrheitsinn Nahrung erhalten, wenn nicht andere verderbliche Neigungen die Oberhand gewinnen. Sehr lehrreich ist des Vfs. Urtheil über deutsche Universitäten. Daß seine Stimme, sein Beyspiel, sein Geist für diese Anstalten, Deutschlands Stolz und Stütze, nicht verloren gehe!

Die hommes de lettres — Menschen, die keinem bürgerlichen Berufe, sondern der Schriftstellerey leben. Eine Lage aus manchem gut angegebenen Grunde nicht so beneidenswerth und glücklich, als sie erscheint. Aber es findet ein gar großer Unterschied unter dieser Classe, welche ehemals nicht so groß war, als in neueren Zeiten. Statt: Viel haben Künste und Wissenschaften gewonnen durch diejenigen, so bloß für sie lebten, wenig oder vielmehr gar nichts durch die, so von und durch sie lebten. Preis und Dank verdienen daher die Auguste und Mäcene aller Jahrhunderte und Völker, denen wir es beyzumessen haben, daß von Zeit zu Zeit ein Horaz, ein Virgil, ein Tasso, und daß noch in unseren Tagen die großen Zierden der Nation einer sorgenfreyen Muse sich erfreuen, und ohne Ängstlichkeit der Stunden, wo die Begeisterung sie hinreißt, warten konnten. Desto weniger hingegen verdienen die Literatoren Unterstützung und Beyfall, die, ohne von der Nation anerkannt und gehuldigt zu seyn, sich zu Lehrern derselben aufwerfen, in jeder Messe mit einem oder ein paar Producten hervortreten, denen Alles, Wahrheit, Recht, Sitte, gleichgültig ist, die, wenn die Vergangenheit ihnen nicht Stoff genug giebt, ihre Bogen zu fassen,

als Propheten auftreten; sich an die Zukunft machen, und denen man es so recht ansehen kann, daß die gemeine Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft es ist, die sie treibt. Ihnen ist's am Ende gleichviel, wie sie ihr Brod gewinnen, daher sie denn auch nicht nur heute für, und morgen wider etwas schreiben, sondern auch, wenn es mit dem Schreiben nicht fortgehen will, zu Vorlesungen ihre Zuflucht nehmen, in welchen sie mit Wissenschaft und Wahrheit jegliche Operation sich erlauben, wodurch sie nur die Ohren derer, die sie hören, aber nicht verstehen, kitzeln können. — Die Fürsten thaten für Schriftsteller einiges durch Titel, weniger durch Orden, obgleich jegliche Auszeichnung ihren Nutzen hat, von Jedem geliebt wird, und nur dann des Weißen Beyfall nicht erhält, wenn das Opfer, welches man der Auszeichnung bringt, den Charakter entwürdigt.

Der größere Kaufmann — S. 250 — fand sich nur in wenigen Städten Deutschlands. Am meisten war er in den freyen Städten, und in Hamburg, welches einen der ehrenvollsten Plätze unter den kleinen Republiken, die die Geschichte kennt, einnimmt, zeigte es sich auf vielfache Weise, wie unglaublich viel der Handelsstand zum Wohl und Vortheil des gemeinen Wefens thun kann. Jedoch blieb auch dieser Stand nicht unangegriffen von den Fehlern des Zeitalters. Elegante Lebensweise, die weit mehr mit der Solidität, der Basis des Credits, auf welchem der große Handel beruht, im Widerspruch steht, als Überflus und Pracht, riß auch hier ein, und wirkte in der Hinsicht schädlicher, als bey den Reichen in anderen Ständen. Dem Handelsstande ist ein gewisser Kosmopolitismus, der auf der Gewinnsucht beruht, eigen, und es gehört zu den Verirrungen des Verstandes oder des Herzens, daß man, in den neueren Zeiten diesem Stande gerade das zum Vorwurfe macht, worauf derselbe beruht, und was einem jeden andern Stande in demselben Grade, nur nicht auf dieselbe Weise, und nicht mit demselben glänzenden Erfolge eigen ist. Diese Gewinnsucht, bemerkt der Vf., diese Sorge für das eigene Interesse, verbunden mit dem daraus hervorgehenden Kosmopolitismus, schützt, sobald als mehrere Individuen an einem Handel Theil haben, gegen alle Gefahren und Wirkungen eines Monopols, ohne Unterschied, ob diese mehreren Individuen zu einer Nation, oder ob sie zu mehreren Nationen gehören. Das Zurückhalten einer Waare auf Speculation kann nur dann mit Erfolg geschehen, wenn sie zu dem Unentbehrlichen gehört; bey allen anderen sind der Gefahren eines solchen Unternehmens so viele, daß es im Großen gar nicht möglich ist, auch ist ein solches Zurückhalten in Zeiten des ungestörten Handels ganz gegen den Geist eines wahren Kaufmanns. Es ist daher die Furcht vor einem Monopole einer Nation eine höchst ungegründete Furcht, wie man aus der Erfahrung genugsam abnehmen kann. Denn haben die Waaren, welche nur von einem einzigen Lande producirt werden, je einen unverhältnißmäßigen ganz willkührlichen Preis gehabt, weil der Handel damit in den Händen einer einzigen Na-

tion war, und weil selbst oft nur eine kleine Anzahl von Menschen ursprünglich über diese Artikel disponiren konnte? Der ausschließliche Handel einer Nation ist durchaus nicht mit dem ausschließlichen Handel einer Gesellschaft oder eines einzelnen Menschen zu vergleichen. Dieser kann allenfalls auf die Idee kommen, mit seinem Vorrathe an sich zu halten, ihn sogar zum Theil zu vernichten, wenn wegen des erhöhten Preises der Gewinn, den er bey dem Verkauf eines kleineren Theils macht, den Verlust ersetzt. Bey den verschiedenartigen Gesinnungen, Kräften und Planen der Tausende, die an einem Nationalhandel Theil nehmen, läßt sich nicht erwarten, daß je eine andere Maxime werde befolgt werden, als die, daß jeder Verkäufer das sucht, was ihm am vortheilhaftesten ist, so wie dieses auch bey dem Käufer der Fall ist, weshalb denn dieser sich auch immer dahin wenden wird, wo er für das wenigste Geld die beste Waare erhält; denn auch der Käufer, der nicht Kaufmann ist, hat als solcher einen Kosmopolitismus, der sich auf Gewinnsucht, auf sein Privat-Interesse gründet.

Den Schluss machen die Weiber aus den höheren Ständen. Des Weibes Bestimmung ist das Haus, und *consensus gentium* schloß dieses Geschlecht von allen öffentlichen Geschäften aus. Die übertriebene Gefelligkeit entriß sie ihren Häusern, in welche sie zwar nicht eingekerkert seyn sollen, wo jedoch der Haupt-Schauplatz ihrer Wirksamkeit seyn muß. Bildung durch Lectüre und Umgang wird dadurch zwar nicht ausgeschlossen, aber es soll eine angemessene, beschränkere Bildung seyn, als die des Mannes, eine Bildung, dazu gemacht, daß die Weiber wiederum Lehrerinnen ihrer Töchter werden können, damit nicht alles durch Meister und Miethlinge gelehrt zu werden braucht. Die übertriebene Romanen-Lectüre war dazu nicht günstig, überhaupt nicht günstig, um die Kraft und die Na-

türlichkeit zu erhalten, die dem Weibe nöthig ist, und ihm so schön steht. Dadurch verbildet, stellte man Familien-Freuden und Familien-Rührungen als Komödien zur Schau dar, und entweihete das Heiligste oft, um sich sehen zu lassen. Tiefes Gefühl, feste Anhänglichkeit wurde durch Egoismus, Sinnlichkeit und eine Modelucht, welcher durch kein Gefühl des Schicklichen Schranken gesetzt wurden, geschwächt. Der Fluch der Schreiberey, welcher von Alters her auf unserer Nation ruhte, breitete sich auch über das weibliche Geschlecht aus; zu oft aber ward es nur eine Fertigkeit, Phrasen und Floskeln hinzuzufügen, wovon man nichts, wenigstens das nicht dachte, was die Worte sagen. Überhaupt ist das Schreiben nicht immer ein Zeichen von Kraft und Bildung, nicht selten übertreffen mittelmäßige Köpfe und zum Handeln sehr wenig taugliche Menschen, in Leichtigkeit und Gefälligkeit der Wendungen und Darstellung, lebhaftere, mehr um die Sache, als um die Form sich bekümmende Köpfe. Bey dem weiblichen Geschlechte war das Schreiben meist mit dem Untergange des richtigen Verstandes, des innigen, natürlichen Gefühls verbunden.

Rec. wünscht herzlich, daß dieses gehaltvolle Buch, ungeachtet des nicht ganz gefälligen Vortrags, viele Leser finden, und daß die darin enthaltenen Wahrheiten nicht ohne Nutzen gesagt seyn mögen. Es ist das Verhältniß eines Mannes, der der Menschheit wohlwollte, aber ihr nicht schmeichelte, der mehr nützen als ergötzen wollte. Wir stehen jetzt am Scheidewege, von uns hängt es mit ab, ob wir der Nachwelt ein deutsches achtungswerthes Volk erhalten, oder ob wir uns zu einem Zwittermvolke ohne eigenen Charakter, keiner Erhebung fähig, keiner Achtung würdig, verbilden wollen. Groß ist unsere Bestimmung, ernstlich sey unser Wollen, segenvoll unser Wissen!

P.N.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISDIKTIONEN. Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Kleines Handbuch für Lehrer in Volksschulen bey den Übungen der Schüler im Bibelausschlagen* von J. C. F. Baumgarten, Lehrer der Erwerbschule in Magdeburg. 1810. 68 S. 8. (4 Gr.)

Ob das Bibelausschlagen in Schulen und bey Katechisationen eine nöthige Sache sey, oder ob der Lehrer wegen der Zerstreuung, die das Ausschlagen einer Bibelstelle verursacht, die etwa nöthige Stelle selbst vorlesen solle, darüber dürfte wohl die Entscheidung nicht schwer seyn, da man sich gar keinen Nutzen von dem Nachlesen einer solchen vorgelesenen Stelle versprechen kann, und das Nachlesen durch das Vorlesen überflüssig gemacht wird. Aber wenn man auch den Nutzen nicht in Zweifel ziehen will, den Kinder von einer beygebrachten Fertigkeit im sogenannten Bibelausschlagen vielleicht haben können: so haben hiezu die Lehrer kein besonderes Handbuch nöthig, wie es hier geliefert wird. Es wäre doch gar zu arg, wenn ein Schullehrer nicht einmal die Geschicklichkeit hätte, aus eigener Kraft seinen Schülern vorzusagen: das 1 B. Mose 2 Cap. 7 V. Und Gott der Herr machte u. s. w., und solche Abwechselungen in Rücksicht der auf-

zuschlagenden Stellen vorzunehmen, daß sie dadurch einen Lalkenntniß der verschiedenen Bücher und der einzelnen Theile derselben in ihrer Bibel erhielten. Rec. hält deswegen dieses Handbuch für eine ganz überflüssige Arbeit.

O. m. r.

Hamburg, b. Gundersmann: Gedächtnisübungen für die jüngere Jugend. Eine zweckmäßige Auswahl von Liedern, Fabeln und Erzählungen zum Auswendiglernen und zur Übung im Lesen. Herausgegeben von H. H. W. W. W. W. 1810. 131 S. 8. (10 Gr.)

Der Herausgeber dieser Gedächtnisübungen hat so ziemlich seinen Zweck erreicht. Die ausgewählten Lieder, Fabeln und Erzählungen sind vorzüglich auf die jüngere Jugend berechnet und nach ihrer Fassungskraft eingerichtet. Von dem Bedürfnisse einer solchen Sammlung ist aber Rec. nicht überzeugt, da in mehreren Lesebüchern dergleichen Materialien zur Übung des Gedächtnisses, so viel bey kleinen Lesekindern nöthig ist, schon enthalten sind.

O. m. r.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 S E P T E M B E R , 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

- 1) LEIPZIG, b. Reclam: *Geschichte des Scharlachfiebers, seiner Epidemie und Heilmethode, mit Rücksicht auf die neuerdings vorgeschlagene Anwendung der Abführmittel in demselben*, bearbeitet von *Trang. W. G. Benedict*. 1810. 8. (1 Rthlr.)
- 2) LEIPZIG, in Joachims Buchhandl.: *Einige Beyträge zur Ätiologie und Cur des Scharlach- oder Häutungs-Fiebers, nebst Empfehlung einer neuen Behandlung desselben mit Einreibungen von Oel*, von *Adolph Dähne*, Dr. und praktischem Arzte zu Leipzig. 1810. 8. (12 Gr.)
- 3) HALLE u. BERLIN, in der Buchhandlung des holländischen Waisenhauses: *Neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers*, von *Gottfried Christian Reich*, der Arzneywiss. Dr. u. Prof. zu Berlin. 1810. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Sklavisch, und ohne alles eigene Urtheil, war das bisherige Verfahren der meisten Ärzte gegen eine der verheerendsten Krankheiten, die besonders in neueren Zeiten eine furchtbare Geißel der Menschheit ward. Ohne Einsicht in das Wesen der Krankheit, ohne Kenntniß der Mittel, wodurch der Gefahr vorbeugt werden könnte, überliefs man sich den allgemeinsten therapeutischen Principien, und glaubte genug gethan zu haben, wenn man nur die Transpiration gehörig unterhielt und beförderte, welches oft, ja fast immer, auf eine Art geschah, welche die Gefahr der Krankheit eher vermehren, als vermindern mußte. *Stieglitz* zeigte in neueren Zeiten zuerst, wodurch eigentlich die Scharlachkrankheit gefährlich werde, und wie man dieser Gefahr vorbeugen könne. Er suchte die Schädlichkeit der erhitzen diaphoretischen Methode einleuchtend darzuthun, und lehrte, welche Methode ihr zu substituiren sey. Zwar ist auch durch ihn das innere Wesen dieser Krankheit noch nicht ins Reine gebracht; aber er hat doch das Verdienst, tiefer in den Grund und die Bedeutung der vorzüglichsten Symptome eingedrungen zu seyn, bessere therapeutische Grundsätze aus ihnen entwickelt, und die Ärzte auf das Zweckwidrige ihres bisherigen Verfahrens aufmerksam gemacht zu haben. Seit dieser Zeit sind mehrere denkende Ärzte veranlaßt worden, über die Natur dieser Krankheit nachzudenken, zu welchen insbesondere die Verfasser der obengenannten Schriften gehören.

Der Vf. von No. 1 begann gerade seine praktische. *J. A. L. Z.* 1810. Dritter Band.

sche Laufbahn zu Leipzig, als das Scharlachfieber dort grassirte, und viele Menschen von jedem Alter dem Tode zusandte. Zu derselben Zeit erschien des Hrn. *Stieglitz* Schrift. Begierig griff er nach derselben, und es wurden die glücklichsten Versuche mit der Anwendung der Abführungsmittel gemacht. Die Krankheit, die sich fast mit der größten Gefahr verknüpft zeigte, und um dieselbe Zeit unter anderen Verhältnissen oft äußerst bösartig verlief, nahm unter dieser Behandlungsart einen so erwünschten Ausgang, wurde so mild und gefahrlos, daß von 40 bis 50 Kranken, die er um dieselbe Zeit behandelte, kein einziger starb, wenn gleich unter ihnen Subjecte von sehr verschiedenem Alter, Geschlecht, Constitution und Verhältnissen sich befanden, und bey anderen Kranken in derselben Epidemie und an demselben Orte, die aber auf die entgegengesetzte Art behandelt wurden, das Scharlachfieber mit seiner gewohnten Bösartigkeit verlief, und Manche unter ihnen wegrastie. Der Vf. fühlt sich also gedrungen, die *Stieglitz'sche* Methode, das Scharlachfieber zu behandeln, angeregentlich zu empfehlen. Allein bey der bekannten Neigung unseres Zeitalters, nie auf der Mittelstraße fortzugehen, sondern sich stets zu den Extremen hinzuneigen, befürchtet der Vf., daß der Gastricismus dadurch bey dem gewöhnlichen Haufen der Ärzte mächtig gehoben und befördert werden möchte. Um diesem anfangenden (sollte wohl schon der Anfang gemacht seyn?) Unwesen zu steuern, sollten sich die besseren Ärzte jetzt ganz vorzüglich bemühen, die Natur und den Gebrauch der Abführungsmittel näher zu untersuchen und festzusetzen, damit noch in Zeiten dem bevorstehenden Unglück Einhalt gethan werden könne.

Die Schrift zerfällt in drey Abschnitte. Der erste Abschnitt: *Geschichte des Verlaufs der Krankheit*, enthält zwar wenig-Eigenthümliches; die treue und gedrängte Übersicht des Verlaufs dieser Krankheit kann jedoch vorzüglich angehenden Ärzten Belohnung gewähren. Besonders gut ausgeführt findet Rec. die vom Vf. gelieferte Phänomenologie. Sie enthält manche treffende Bemerkung, und es ist Rec. nur Weniges aufgestossen, das ihm einer Berichtigung zu bedürfen schien. S. 13 sagt der Vf.: „Mit diesem Leiden des Sensoriums scheint der dem Scharlachfieber so sehr eigene, überaus schnelle und frequente Puls in einiger Verbindung zu stehen. So wie zu vermuthen ist, daß derselbe in den sogenannten Nervenfebern, in denen er vorhanden, nicht immer Asthenie, wohl aber oft eine mit Spasme verbundene

M m m

erhöhte Thätigkeit des sensiblen Systems anzeige: so ist dieses offenbar auch in dem Scharlachfieber der Fall. — Hier muß sich der Arzt vorzüglich bemühen, mäßig antiphlogistisch zu verfahren. Er muß die Congestion des Bluts nach anderen Organen zu determiniren und den Kopf zu befreien suchen, und falls bereits wirkliche Entzündungsgefahr vorhanden, derselben mit Quecksilber begegnen.“ — Wenn in den Nervenfebern ein schneller und frequenter Puls eine mit Sthenie verbundene erhöhte Thätigkeit des sensiblen Systems, und den Gebrauch antiphlogistischer Mittel anzeigen soll: so müssen alle Nervenfeber mit Sthenie und einer erhöhten Thätigkeit des sensiblen Systems verbunden seyn, und antiphlogistisch behandelt werden. Denn wer hat in wahren Nervenfebern, außer wenn sie mit Entzündung eines wichtigen Eingeweidens verbunden sind, den Puls je anders als schnell und frequent gefunden? Nur in dem letzten Stadio desselben, oft kurz vor dem Tode nach ausgebrochenen Frieseln, wo Hippokrates sagt: *Pulsus bonus — et aeger moritur*, finden wir den Puls zuweilen voll und langsam. Will der Arzt in solchen Krankheiten derivirend wirken, und dadurch das Sensorium frey machen: so möchte er dieses wohl eher durch Gegenreize an entfernten Orten, und durch Mittel, welche die erhöhte Sensibilität des Sensoriums herabstimmen, bewerkstelligen müssen, als durch antiphlogistische Mittel. Rec. will damit nicht die Zweckmäßigkeit eines gelinden antiphlogistischen Verfahrens im Anfange des reinen Scharlachfiebers mißbilligen; nur folgt die Anwendbarkeit dieser Mittel nicht aus den vom Vf. so eben aufgestellten Grundsätzen. — S. 29 behauptet der Vf., daß die brandige Bräune nicht eine vom Scharlachfieber verschiedene Krankheit, sondern daß sie mit ihr eine und dieselbe sey, und beruft sich auf *Johnson* und *Percival*, nach deren Beobachtungen stets ein rother Scharlachausschlag bey der brandigen Bräune mit zugegen war, auf welchen Abschuppung folgte. Allein daraus, daß die brandige Bräune oft mit dem Scharlachfieber vergesellschaftet ist, folgt ja noch nicht hier Identität. Es giebt viele, sehr viele Fälle, wo gar kein Scharlachausschlag dabey ist, so wie es Scharlachkrankheiten ohne eine Spur der brandigen Bräune giebt.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der *Heilmethode des Scharlachfiebers*. — Die mehr oder minder heftige Entzündung, welche in Begleitung des Scharlachfiebers erscheint, nebst dem rosenartigen Ausschlage, der diese Krankheit in den meisten Fällen deutlich charakterisirt, war es vorzüglich, die bey Bestimmung der Heilmethode die Aufmerksamkeit der Ärzte auf sich zog. In dem ersten Falle wendete man den ganzen antiphlogistischen Apparat an, und als man den Schaden einsah, den dieses unbedingte Verfahren anrichtete, verfiel man in den entgegengesetzten Fehler, richtete sein Augenmerk auf den die Krankheit begleitenden Hautausschlag, und glaubte nun nichts Besseres thun zu müssen, als durch Hülfe schweißtreibender Mittel den Körper im

Schweisse gebadet zu erhalten, um auf diese Art den Ausschlag dauerhaft auf der Hautoberfläche zu fixiren. Diese Heilmethode aber, meint der Vf., muß sehr unpassend seyn in einer Art des Fiebers, wo die Reizbarkeit der Sensibilitätsorgane nicht von Schwäche des Organismus, wohl aber durch die Heftigkeit der Actionen des arteriellen Systems nach jenen Theilen entstanden ist. Die erhöhte Reizbarkeit ist hier nicht Ursache, sondern Wirkung des Übels. Es darf also bey der Curmethode gar nicht auf dieselbe Rücksicht genommen werden, sondern man hat lediglich den Andrang des Bluts nach Gehirn und Nerven zu mäßigen, und gegen die Entzündung derselben zu wirken, und man wird jene erhöhte Reizbarkeit von selbst verschwinden sehen. — Die aus dieser Ansicht der Krankheit resultirenden Indicationen sind daher: 1) den Kranken in den Zustand zu versetzen, in welchem keine heftigen Reize die Stärke des Fiebers zu vermehren im Stande sind; 2) die Heftigkeit des Fiebers selbst zu mildern, und 3) für die einzelnen Organe Sorge zu tragen, welche in dieser Krankheit vorzugsweise angegriffen werden. — Nichts ist daher schädlicher, als ein zu warmes Verhalten und die bisher allgemein angewandte diaphoretische Methode; die Furcht vor dem Zurücktretten des Ausschlags durch ein kühles Verhalten, ist ungegründet. Zum Getränk empfiehlt der Vf. abgekühlte Milch mit Wasser; nahrhafte Speisen, und reizenderes Getränke paßt erst, sobald die Abschuppung bereits begonnen hat, und der Kranke durch die Haut und Heftigkeit der Krankheit abgemattet ist. Die zweyte Anzeile wird durch gelinde Abführungsmittel auf das Vollkommenste und Wirksamste erfüllt. Diese von *Stieglitz* zuerst in Deutschland öffentlich empfohlene Methode wandte unter den Engländern *Hamilton* schon längst in den Jahren an, als die Vorurtheile gegen dieselbe noch größer waren. Diese Mittel sollen nach ihm am sichersten das so oft entstehende Oedem verhüten oder auch heilen, wenn es bereits entstanden ist. *Stieglitz* hat Unrecht, wenn er behauptet, die Brechmittel schwächen direct. Der Vf. hat gefunden, daß das Unterlassen des Brechens nicht den geringsten Nachtheil für den Kranken gehabt hat (S. 63). Auch verwirft er das Aderlassen, und wendet zur Milderung des Fiebers, nach *Stieglitz*, Bittersalz in Wasser aufgelöst, und mit einem Zusatz von Oxymel, an. Bey eintretendem Durchfall giebt er nicht Opium, sondern mit *Stieglitz* Salmiak. Die Anwendung des Wiener Tränkchens unterließ er aus dem Grunde, weil der Gehalt desselben an rhënisirenden Abführungsmitteln nichts Gutes in der ersten Periode des Scharlachfiebers erwarten ließe. — Die vom Vf. aufgestellten Ideen über die Wirkung und Eintheilung der Abführungsmittel verdient die Aufmerksamkeit der Ärzte, muß aber ganz nachgelesen werden.

Um die Congestion des Bluts nach dem Gehirn zu verhüten, läßt der Vf. außer den Abführungsmitteln vor dem Eintritt der abendlichen Fieberexacerbation Senfpflaster auf die Füße oder die Waden legen, und dieses oft mehrere Tage hinter einander,

bis die eigentliche Heftigkeit des Fiebers vorüber ist. Gewöhnlich läßt der Vf. um diese Zeit früh und Abends, oder auch dreymal des Tages, 1 Gran Calomel geben, um das Saugadärsystem in fortdauernder Thätigkeit zu erhalten, und auf diese Art eine geheime Entzündung, wenn sie ja in ihrem Entstehen begriffen seyn sollte, zu zerstreuen. — So richtig im Ganzen die Ansicht des Vfs. und sein Verfahren ist: so möchte die Behauptung, daß das Scharlachfieber im Anfange nie asthenischer Art seyn könne, daß es selbst bey Schwächlichen immer eine gewisse, der Krankheit am Anfange gewachsene Thätigkeit des Organismus voraussetzen lasse, doch zu allgemein seyn. Wir finden bey schwächlichen Subjecten, besonders wenn Typhuskrankheiten epidemisch grassiren, alle Symptome, die uns auf einen allgemeinen asthenischen Zustand des Wirkungsvermögens schließen lassen, und wo gleich Anfangs die kräftigsten flüchtigen Reizmittel angezeigt sind. Es läßt sich gar nicht einsehen; wodurch der Vf. beweisen will, daß die sich hier äussernden Symptome eine Wirkung seyen von der erhöhten Thätigkeit des Nervenfiebers, hervorgebracht durch Stenose des Gefäßsystems. Aus theoretischen Gründen ist es nicht zu begreifen, und die Erfahrung zeigt uns lauter Symptome, die ganz auf das Gegentheil schließen lassen. Diese nämlich sagen uns deutlich, daß die spastische Affection des Nervensystems Ursache der innormalen und schwachen Ausserung der irritablen Organe sey. Auch kann Rec. nicht mit des Vfs. Ideen über die Behandlung der mit dem Scharlachfieber verbundenen Bräune einverstanden seyn. Der Vf. empfiehlt das Quecksilber gegen dieselbe, zwar nur im Anfange, ehe die brandigen Geschwüre zu sehr verbreitet sind, also doch immer, wenn die Geschwüre schon brandig sind. In diesem Falle kann Rec. sich von der Nützlichkeit des Quecksilbers nicht überzeugt halten; im Gegentheil wird hier der Mercur die Neigung zur Auflösung und die schnelle Verbreitung des Brandes befördern. Seine Anwendung kann höchstens nur dann Statt finden, wenn Entzündung mit dem entschiedenen Charakter der Asthenie existirt, und ein Geschwür sich eben erst zu bilden anfangt. Was die Anwendung der kalten Bäder in Scharlachfebern betrifft: so enthält sich Rec. alles Urtheils, da ihm die nöthigen Erfahrungen, die zur Entscheidung über die Anwendbarkeit eines so zweydeutigen Mittels erforderlich sind, zur Zeit noch fehlen.

Der dritte Abschnitt enthält eine *Darstellung der wichtigsten Scharlachepidemien*, welche der in dem vorhergehenden Abschnitt vorgetragenen Heilmethode des Scharlachfiebers zur Bestätigung dienen soll. Wir begnügen uns, dem Leser eine kurze Übersicht dieses gehaltreichen Capitels zu geben.

Mehrere unter den älteren Ärzten, Hippokrates, Aretäus, Aëtius, erwähnen bereits böser Geschwüre des Schlundes, der Mandeldrüsen und einer Entzündung der Luftröhre, welche brandig und mit Ansteckung verbunden gewesen sind. Allein mit allen diesen Zufällen war kein Exanthem verbunden. Es ist daher

wahrscheinlich eine andere Krankheit gewesen, als das Scharlachfieber, welche uns jene Ärzte beschrieben haben. *Malfatti* glaubt, daß die Epidemie, die während des peloponnesischen Krieges zu Athen herrschte, ein bösesartiges Scharlachfieber gewesen sey. Allein Hippokrates, der um diese Zeit lebte, und von dem zu vermuthen ist, daß er die Krankheit, hätte sie das bestimmte Äußere eines exanthematischen Fiebers gehabt, gewiß auf das deutlichste unterschieden haben würde, erwähnt nichts davon. Ferner soll, nach der uns davon gebliebenen Beschreibung, ein Geschwür damit verbunden gewesen seyn, und die Haut entsetzt haben, welches im Scharlachfieber nie Statt findet. Der Vf. vermuthet daher mit Recht, daß jene Epidemie lediglich ein böserartiger Typhus war, der sich durch Hals- und Brust-Affection, die oft in Gangrän übergehen mochte, charakterisirte. Das Scharlachfieber gehört, in Rücksicht seines Ursprungs, dem Mittelalter an, und ist den älteren Ärzten ganz unbekannt gewesen. Die erste sichere Nachricht über das Scharlachfieber erhielt man von Spanien aus, wo sich diese Krankheit vom J. 1610 an zeigte, und von hieraus nach Italien, Sicilien und Malta übergebracht wurde, so daß sie um 1618 schon in Neapel herrschte. In denselben Jahren herrschte ein Scharlach mit drüsenartigem Exanthem schon in Leipzig. *Sennert* sah ebenfalls einige Jahre nach dem Ausbruch der Scharlachepidemie in Südeuropa das Scharlachfieber in Wittenberg. Im J. 1664 herrschte diese Krankheit bereits in Polen. Die gelinde Scharlachepidemie, welche in der Mitte des 17ten Jahrhunderts in England dann und wann sich zeigte, veranlaßte wahrscheinlich *Sydenham* zu der geringschätzigen Meinung von der mit dem Scharlachfieber verbundenen Gefahr. Doch wüthete schon 1689 zu London eine so böserartige Scharlachepidemie, daß *Morton* sie sogar eine Pest nannte. Erst in dem Verlaufe des 18ten Jahrhunderts wurde man aufmerksam auf diese Krankheit. Unter den Deutschen waren *Storch* und *Plenciz* die Ersten, denen wir gute Bemerkungen über das Scharlachfieber verdanken. *Plenciz*, der es in den österreichischen Staaten beobachtete, beschreibt es sehr genau. Auch schildert er die rothen, frieselartigen Bläschen in dem Scharlachexanthem sehr deutlich. Fast um dieselbe Zeit, von 1738 an, raffte das Scharlachfieber in England eine große Menge Menschen hinweg, besonders 1744 und 1747. *Huxham* und *Fothergill* beschrieben diese Epidemie. Mehrentheils war die Krankheit mit brandiger Bräune verbunden. Im J. 1763 herrschte zu Chalons an der Marne ein Scharlachfieber von *Navier* beschrieben, und 1765 zu Montpellier eine ähnliche Epidemie. Nächst *Storch* und *Plenciz* erhielt in dieser Zeitperiode in Deutschland das Scharlachfieber einen neuen Monographen an *Bruning*, welcher eine zu Essen 1769 und 1770 herrschende Epidemie beschrieb. Er nennt die Krankheit ein *febris scarlatina miliaris anginosa*. Seine Curmethode kam der *stiegl.* sehr nahe. Er verwirft den Gebrauch der Brechmittel, außer in dem ersten Beginnen der Krankheit, empfiehlt gelinde Abführungsmittel, und ist

derräth die Anwendung der Aderlässe und der schweißtreibenden Mittel. Er versichert, die Säuren, besonders die mineralischen, die Blasenpflaster und die Chinarinde (in verschiedenen Perioden der Krankheit) mit glücklichem Erfolge angewandt zu haben. Selten folgte in dieser Epidemie auf die vorgeschriebene Heilmethode ein wassersüchtiger Zustand des Körpers. In den Jahren 1776, 77 und 78 grassirte in Dänemark und Holstein eine große Scharlachepidemie. Mehrere Aerzte, *De Mega, Askow, Bang* und *Eichel*, beschrieben sie und die in ihr angewandten Heilmethode. *Withering* beobachtete 1778 zu Birmingham ein Scharlachfieber, welchem die bössartige Bräune vorangegangen war. (Hier stellten sich also beide Krankheiten als verschieden und auf einander folgend dar.) Von *Bickers* Beschreibung der zu Rotterdam im Jahre 1778 und 1779 herrschenden Scharlachepidemie liefert der Vf. einen weitläufigen Auszug. Starke Purgirmittel bekamen den Kranken im Anfange der Krankheit allezeit sehr schlecht. Von gelinden Abführungen durch Manna, Cassia, Tamarinden, Mittelsalzen und Klystieren, wodurch die gewöhnliche Leibesöffnung unterhalten wurde, sah er die erspriesslichsten Folgen. Den Durchfall, der im Anfange der Krankheit entstand, beseitigte er am besten durch eine Emulsion von arabischem Gummi mit Salpeter. Stellte sich gegen das Ende der Krankheit der Bauchfluß ein: so wick er am gewissesten der Rhabarbertinctur. Noch früher als in Dänemark war das Scharlachfieber 1741 in Schweden herrschend gewesen. *Rosenstein* warnte vor dem unnützerweise angewandten schweißtreibenden Verfahren, minderte bloß die erhöhte Thätigkeit des Organs, überließ das Ganze so viel möglich der Natur, und die Krankheit verlief ziemlich gelind. In den Jahren 1789 und 90 herrschten wieder in Schweden bedeutende Epidemien, welche letztere *Hagström* trefflich beschrieben hat. Im Sommer 1794 brach in Regensburg ein Scharlachfieber aus, dessen Beschreibung wir dem Herrn Hofrath *Schäffer* verdanken. Eine andere Epidemie, 1798 zu Stollberg, beschrieb *Kortum*. Auch hier bewährten sich Abführungsmittel sehr nützlich. Nur wenige Kranke veranlaßten den Arzt, *Minderers* Geist mit Kampher, nebst mineralischem Kermes und einem diaphoretischen Thee zu verordnen. Die von *Malfatti* im *ausländischen Journal* beschriebene bössartige Scharlachepidemie, welche 1799 in Wien unter den Kinderbetten herrschte, und größtentheils unglücklich verlief, wurde mit den kräftigsten Reizmitteln behandelt, und der Vf. hat nicht Unrecht, wenn er glaubt,

dass die Ärzte ihre Bemühungen wohl von einem glücklicheren Erfolge würden begleitet gesehen haben, wenn sie gleich Anfangs, statt so außerordentlich zu reizen, mehr Rücksicht auf das vorzüglich afficirte Organ genommen hätten. — Überhaupt, wer nicht Augenzeuge von dem rohen Verfahren, von dem crassen Brownianismus war, dem sich der größte Theil der Ärzte an dem allgemeinen Krankenhause zu Wien damals hingegeben hatte, dem wird die Erzählung davon unglaublich scheinen. Mit *Welkmuth* denkt Rec. an die Zeiten zurück, da er nach vollbrachten akademischen Studien hineinleite zu dem großen *Frank*, um unter der Leitung dieses berühmten Arztes sich zum rationellen Praktiker zu bilden; aber schwerlich hat irgend ein Arzt der damaligen Zeit sich mehr gefangen nehmen lassen von dem rohesten Brownianismus, als *Peter Frank*. Die Idee von der Allgemeinheit des ästhenischen Charakters der Krankheiten beherrschte ihn, seinen Sohn, und alle, die ihm blindlings nachzuhandeln sich zur Ehre rechneten, dergestalt, dass während eines ganzen Jahres auch nicht eine hypersthenische Krankheit in dem Klinikum vorgekommen ist. Auf das Leiden der besondern Systeme und Organe wurde so wenig Rücksicht genommen, die Annahme specifischer Mittel so lächerlich gefunden, dass man sich in zwey Wochen eine vollständige Idee von dem Heilverfahren in dem wiener Krankenhause (einige Theile desselben abgerechnet, die unter Ärzten standen, welche der *statischen* Methode treu geblieben waren,) verschaffen konnte. Kein Wunder, wenn viele Krankheiten, die alle aus einem Gesichtspuncte behandelt wurden, so unglücklich verliefen, wie jene Scharlachkrankheit, die 1799 unter den Kinderbetten herrschte. — Als Beweis, dass unter den Ärzten Hannovers, auch unter den übrigen Ärzten Niedersachsens, von jeher genußigte Grundsätze in Rücksicht der Behandlung des Scharlachfiebers Statt fanden, führt der Vf. die Schilderung einer Scharlachepidemie an, welche *Fischer* 1800 behandelt und beschrieben hat. Er fand die Krankheit bald sthenisch, bald nervös. In jungen Mädchen behandelte er es dreist mit Brech- und Abführungs-Mitteln, und bewirkte dadurch eine schnelle und ungestörte Wiedererlangung. In den meisten Fällen des eigentlich sthenischen Scharlachfiebers konnte mit Opiaten kein Schlaf, Beruhigung und Linderung der Zufälle bewirkt werden, wohl aber durch das entgegengesetzte reizmindernde Verfahren. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehleranzeige.

In No. 190. S. 313: Z. 6 von oben st. *dobywac* l. *dobywac*. S. 316. Z. 13. v. ob. st. *uniermiertelac* l. *uniermiertelac*. In No. 191. S. 327. Z. 21 v. ob. st. *Mroncevius* l. *Mroncevius*. S. 329. Z. 33 v. u. st. *Podolanca* l. *Podolanka*. Z. 7 v. u. st. *wowon* der Bischof *Albertrandi* in der vaticanischen Bibliothek zu Rom, und sechzehn andere 105 Folio-Bände abgeschrieben haben, muß gelesen werden: *wowon* der Bischof *Albertrandi* aus der vaticanischen Bibliothek zu Rom und 16 anderen Bibliotheken 105 Folio-Bände nachgeschrieben hat.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 S E P T E M B E R, 1810.

M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension

von

Benedict's, Dähne's, und Reich's Schriften
über das Scharlachfieber.

Den Beschluß seiner Aufzählung der interessantesten Scharlachepidemien macht Hr. Benedict mit einer Beschreibung der bekannten Epidemie, welche im Jahre 1801 zu Wittenberg herrschte, und durch Kreysig beschrieben worden ist. Er liefert diesen Auszug zur Bestätigung seiner vorgetragenen und angepriesenen Heilmethode. Aber Kreysig hält ja diese Krankheit gar nicht für Scharlach, sondern für Friesel, und der Vf. sagt selbst, Kreysig's Gründe wären von der Art, daß man ihnen beystimmen müßte. Wie kann denn aber diese Krankheit, ihr Verlauf und ihre Behandlung, ein Beleg für die Richtigkeit der vom Vf. empfohlenen Heilmethode gegen das Scharlachfieber seyn? Jene Krankheit war nach den übereinstimmenden Aussagen der meisten verständigen Ärzte ein typhöses Scharlachfieber mit Frieseln, und daß es typhöse Scharlachfieber geben kann und wirklich giebt, wird kein rationeller praktischer Arzt in Zweifel ziehen. Auch der Nutzen des Moschus schon im Anfange der Krankheit beweist den entschiedenen nicht zu bezweifelnden nervösen Charakter der Krankheit. — Dem Schlusse, den der Vf. aus der Darstellung dieser Epidemie zieht, und um deswillen sie selbst eigentlich daſteht, kann Rec. nicht beystimmen. Der Vf. sagt: Kreysig wendete mit dieser reizend stärkenden Methode das verſüßte Queckſilber ſo lange an, bis die Hauptzufälle getilgt waren, und ſich die Krankheit in einigen Tagen minderte. Fast überall that es den gehegten Erwartungen Gnüge. Besonders aber trat die größte Erleichterung ein, wenn nach seiner Anwendung die Leibesöffnung frey ward, und reichlicher erfolgte (S. 211). Daraus muß nach dem Vf. (wenn überhaupt etwas aus der Darstellung dieser Epidemie für seine Meinungen folgen soll) hervorgehen, daß Mittel, welche die Leibesöffnung gelinde befördern, der Krankheit ersprießlich sind, und daß, wenn die Ärzte Wittenbergs diesem Winke der Natur gefolgt wären, und Anfangs Abführungsmittel gegeben hätten, mancher Kranke gerettet worden wäre. Allein folgt denn wirklich aus dem Besserbefinden mehrerer Kranken nach reichlich ein-
S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

getretenem Stuhlgang auf genommenen Calomel, daß die erfolgte Besserung eine Wirkung der abführenden Eigenschaft des Calomel ist? Ist diese nicht vielleicht eine Nebenwirkung desselben, und sind wir berechtigt, bey einem Mittel, dessen Wirkungsart uns noch unbekannt ist, von einer vielleicht sehr mittelbaren Wirkung desselben in bestimmten Krankheiten auf die Natur dieser einen directen Schluss zu machen? Könnte man nicht mit gleicher Befugnis gerade umgekehrt schliessen?

Der Vf. von No. 2, Hr. Dähne, glaubt, daß die Scharlachkrankheit in einer reinen rosenartigen Entzündung des Hautorgans bestehe, welche nicht durch eine besondere Materie, sondern durch eine Störung der Verrichtungen dieses Organs hervorgebracht werde, welche auf eine Erneuerung der Oberhaut hinwirkt. Diese Störung der Verrichtungen des Hautorgans, welche eine allgemeine Entzündung desselben hervorbringt, ist von derjenigen nicht unterschieden, welche eine örtliche veranlaßt. Sie unterscheidet sich bloß in ihren Graden, und eine hervorgebrachte Spannung der die Haut bildenden Gefäße nimmt wohl den größten Antheil an diesem widernatürlichen Zustande der Haut und ihren Verrichtungen. Wir sehen, wie sehr schon eine mäßige Rose den ganzen Organismus angreift, wie dadurch Fieber bewirkt wird, obgleich nur ein kleiner Theil des Hautorgans darunter leidet; um wie viel mehr muß eine allgemeine Entzündung desselben Organs unsere thierische Ökonomie angreifen und Verrichtungen stören, die zu ihrer Erhaltung so unumgänglich nothwendig sind! Nach einem glücklichen Ausgange der Scharlachkrankheit schält sich oft die Oberhaut in ganzen Lappen ab, meistentheils aber schuppenartig. Wem fällt hier nicht die Häutung so vieler Thiere, und die Krankheiten, denen sie dabey unterworfen sind, ein? Der Mensch häutet sich im eigentlichen Sinne des Worts, so wie das Thier in dieser Krankheit. Der Mensch erneuert auch, wie jedes andere Thier, welches einer Veränderung seiner Bedeckung unterworfen ist, seine Hautbedeckung zu uns noch unbekannten Zeiten und Perioden, nur daß dieser Proceß, wenn er allmählich von der Natur vorgenommen wird, kaum bemerkbar ist, und nicht bedeutend die thierischen Functionen unterbricht. Tritt er hingegen plötzlich ein: so bewerkstelligt er eine Entzündung des Hautorgans, und nach Maßgabe der Stärke ist er mehr oder weniger gefährlich für das Individuum. Wir haben daher diese Krankheit als einen Hauterneuerungsproceß
N n n

anzusehen, welcher nur dann gefährlich ist, wenn das Hautorgan zu plötzlich ergriffen wird, und ehe eine neue Oberhaut sich erzeugen könnte, die alte schon nicht mehr zu ihren Verrichtungen tauglich war. Das Scharlachfieber ist ein Häutungsieber, und besteht in der Tendenz der Natur, durch diesen Process eine Abwerfung der Oberhaut zu bewirken. Am leichtesten scheint dieses die Natur durch Entzündung bewerkstelligen zu können. Diese kann aber in einem kaum zu bemerkbaren Grade zugegen seyn, und so die Abschuppung und Häutung unmerklich vor sich gehen. Ist sie aber heftig: so entsteht die gewöhnliche Scharlachröthe. — Die Resultate der Untersuchung des Vf. in dem ersten Abschnitte seiner Abhandlung sind folgende: 1) Das Scharlachfieber ist nicht unter die Auschlagskrankheiten zu zählen. 2) Die Abschuppung ist nicht von einer Ausschlagsmaterie herzuleiten, es ist die alte Oberhaut, welche einer neuen Platz macht, 3) Bey einem reinen Scharlachfieber beabsichtigt die Natur bloß eine Absetzung der alten Oberhaut. 4) Jedem Menschen ist wahrscheinlich diese Erneuerung seiner äußersten Bedeckung eben so nöthig, als den Thieren. 5) Die Halsentzündung oder Bräune hat ihren Grund in der sich durch die Lungen und den Schlund in grosser Menge entleerenden krankhaften Ausdünstungsmaterie, welche vermöge ihrer scharfen Natur die von ihr berührten Theile nöthwendig entzünden muß. 6) Die mit einer anderen Krankheit verbundenen Scharlachfieber müssen den Arzt in der Hauptansicht der eigentlichen Grundkrankheit nicht irre machen. Er sucht sonst hier die Nebendinge zu bekämpfen, indem er den eigentlichen Feind aus dem Gesichte verliert. Hierin war sehr oft der Grund einer schiefen Behandlungsart der Scharlachkrankheit zu suchen, wohl aber mehr noch darin, daß man das Scharlachfieber als eine Ausschlagskrankheit anfah, und durch hitzige und schweißstreibende Mittel diesen vermeintlichen Ausschlag auf der Oberfläche der Haut zu erhalten suchte.

Wir haben die Ideen des Vf., ohne sie zu unterbrechen, im Zusammenhange dargestellt, und wollen uns nun einige Bemerkungen über dieselben erlauben. — Die Gründe, wodurch er die Nichtexistenz eines besonderen Krankheitsstoffes darzuthun sucht, dem das Scharlachfieber sein Entstehen verdanke, sind so schwankend und grundlos, daß diese Seite wohl die schwächste der ganzen Schrift ist. Wäre das Scharlachfieber bloß eine Krankheit der Epidermis, und die Krankheitserscheinungen Folge des Bestrebens der Natur, die alte Epidermis abzustossen: so ist nicht zu begreifen, wie ein solcher Process durch Berührung in anderen Organismen dasselbe Bestreben erzeugen solle. Der Vf. meint (S. 92), epidemisch herrsche das Scharlachfieber, weil gewisse Zustände des Körpers und der Witterung einen heftigen Eintritt des Häutungsfiebers bey einer Menge von Subjecten veranlassen muß, welche ihre Oberhaut noch nicht verändert haben. Ansteckende Krankheiten scheuen kein Alter. Dies ist aber nicht der Fall bey

dem Scharlach. (Dies ist eben so gut der Fall bey dem Scharlach, wie bey den Pocken, Masern und Röteln; das Scharlachfieber verschont auch kein Alter. Es befällt alte Leute seltener, als junge Subjecte; dies ist aber bey den zuletzt genannten ansteckenden Krankheiten auch der Fall.) Daß es zuweilen alle Kinder auf einmal in einer Familie ergreift, ist von der eigenen *Mitleidenheit*, welche in Familien herrscht, abzuleiten. (Es giebt Familien, in denen eine große Verschiedenheit der Constitution Statt findet, wo die natürlichen Kräfte, die Neigungen, die Tendenz ihrer Natur sehr verschieden sind, und doch werden sie alle vom Scharlach ergriffen. Sollte die Mitleidenheit die Ursache der allgemeinen Verbreitung des Scharlachs in einer Familie seyn: so müßten andere Krankheiten, die ein und das andere Kind in einer Familie befallen, z. B. Diarrhöe, Wechselfieber, Skropheln u. a. sich auch allen übrigen Kindern mittheilen, welches, doch wohl nur selten der Fall seyn möchte.) Wäre das Scharlachfieber ansteckend: so müßte seine Verheerung weit furchtbarer seyn, als sie sich in Epidemien gezeigt hat. (Die Scharlachepidemien sind also dem Vf. noch nicht böse genug. Rec., und wahrscheinlich den meisten Ärzten von einiger Erfahrung, sind sie verheerend genug vorgekommen, um sie von der ansteckenden Kraft des Scharlachs zu überzeugen.) Wenn es einen Scharlachstoff gäbe: so müßte derselbe, wenn er zu rechter Zeit auf andere Subjecte übertragen werden könnte, die nämliche Krankheit hervorbringen. (Bezweifelt dies der Vf.? Allerdings bringt der Scharlachstoff, wenn er anderen Körpern mitgetheilt wird, dieselbe Krankheit, das Scharlachfieber hervor. Wenn dieses nicht der Fall ist: so liegt der Grund davon in der mangelnden Empfänglichkeit des Subjects, welches bey jeder anderen ansteckenden Krankheit auch der Fall ist. Will etwa der Vf. die Existenz der Pockenmaterie darum leugnen, weil sie, auf andere Subjecte übertragen, zuweilen ihre Wirkung verfehlt?) — Der Schluss, den der Vf. daraus zieht, daß das Scharlachfieber an und für sich nicht ansteckend sey, ist daher ohne allen Grund, und folgt keineswegs aus den von ihm angeführten Gründen. — Der Vf. streicht ferner das Scharlachfieber ganz aus der Reihe exanthematischer Krankheiten. Aber er hätte sich zuvor erklären sollen, was er unter Exanthem verstehe. Wenn man unter Exanthem solche Zufälle begreift (wie man bisher allgemein angenommen hat), die in einer Entstellung der Farbe oder anderer sinnlicher Eigenschaften der Haut bestehen: so gehört offenbar auch die Scharlachkrankheit zu den exanthematischen Krankheiten, oder der Vf. müßte die *exanthemata maculosa* als solche gänzlich aus der Nosologie streichen. Dann gehören aber die Rosen auch nicht zu den Exanthemen, da sich hier in den gewöhnlichsten Fällen keine Pusteln auf den rothen Flecken erheben, wenn nicht die Krankheit sehr heftig ist. Beym Scharlach entsteht oft eine bedeutende Entzündungsschwellung, die sich beträchtlich über die Haut erhebt, nicht selten erba-

bene Punkte, die als Knöspchen dem Auge erscheinen. — Dafs zwischen dem Abschuppen der Epidermis und der Häutung der Thiere eine entfernte Analogie Statt finde, ist wohl nicht zu leugnen; aber zwischen entfernter Ähnlichkeit und völliger Identität ist eine große Kluft. Im letzten Falle müßte sie bey jedem Menschen als ein nothwendiges Ereigniß vorkommen. Die wenigsten Menschen werden aber, wenn sie nicht etwa eine Auschlagskrankheit bekommen, deren nothwendige Folge die Abschuppung der Epidermis ist, kaum etwas davon wahrnehmen, und doch müßte bey dem Menschen dieser Wechsel der Epidermis vermöge ihrer grösseren Zartheit und des dadurch früher entstehenden Bedürfnisses nach einer neuen noch öfter, als bey Thieren, eintreten, wovon aber gerade das Gegentheil Statt finden soll und auch wirklich Statt findet. — S. 53. Die Halsentzündung hat ihren Grund in der sich durch die Lungen und den Schlund in grosser Menge entleerenden krankhaften Ausdünstungsmaterie, welche ihrer scharfen Natur zufolge die Theile, wo sie vermöge der allgemeinen Verschliessung der Hautgefäße gezwungen wird, zu entweichen, nothwendig entzünden muß. — Dieses ächt pathognomische Symptom hat wohl einen tieferen Grund, als der Vf. wähnt. Nach des Vfs. Ansicht müßte die Halsentzündung nachlassen, wenn verstärkte Hautausdünstung eintritt. Dieses ist aber nicht der Fall. Die Bräune dauert fort, wenn der Kranke auch sehr stark transpirirt. Sie nimmt allerdings zu, wenn die Ausdünstung unterdrückt ist, weicht aber auch oft nicht bey den stärksten Schweißsen. Der vom Vf. angegebene Grund reicht daher keinesweges hin, uns über diese Erscheinung den erforderlichen Aufschluß zu geben. — Die Befolgung der vom Vf. (S. 54) gegebenen Vorschrift, dafs sich der Arzt von den mit einer anderen Krankheit verbundenen Scharlachfebern nicht solle irre machen lassen, kann in vielen Fällen von grossem Nachtheile für den Kranken seyn; denn oft ist es gerade die damit verbundene Krankheit, welche den Arzt fast allein beschäftigt und beschäftigen muß. Worauf hätte der Arzt bey dem faulichten oder nervösen Scharlachfieber wohl mehr zu sehen, als auf das mit dem Scharlach verbundene und ihn modificirende Faul- oder Nerven-Fieber? Bleibt hier wohl etwas anderes übrig, als den antiphlogistischen und gastrischen Apparat bey Seite zu setzen, und zu dem entgegengesetzten seine Zuflucht zu nehmen?

In der zweyten Abtheilung wird von der Cur des Scharlachfiebers gehandelt, und zwar nach den im ersten Abschnitte aufgestellten theoretischen Grundsätzen. — Wenn man auf den Zweck der Natur sieht, den sie bey dem Scharlachfieber beabsichtigt, sagt Hr. Dähne, und dabey bemerkt, dafs dasselbe ein mit Heftigkeit eingetretener Häutungsproceß ist: so wird man einsehen, dafs man hier auf keinen Fall erhitzen- und schweißtreibende Mittel geben darf, indem man dadurch augenscheinlich das Uebermafs der Reize noch vermehrt. Er empfiehlt daher anfangs antiphlogistisch zu verfahren, und zwar ganz

nach dem Vorschlage der Hnn. Stieglitz und Benedict. Wenn man, fährt der Vf. fort, auf den Gang des Scharlachfiebers ein aufmerksames Auge hat: so findet man, dafs die Haut gleich im Anfange, ehe sich noch Röthe zeigt, trocken ist. Das ist der Zeitpunkt, wo die Patienten nicht lange darauf anfangen, über Kopfschmerz und Halsweh, eine unausbleibliche Folge der unterdrückten Ausdünstung und des gestörten Ganges der natürlichen Verrichtungen des Hautorgans, zu klagen. Nun erst zeigt sich Röthe, wobey die Haut immer noch trocken bleibt. Geht es schlimmer: so folgen nun unmässige Schweisse, welche oft einige Tage anhalten, und damit endigen, dafs sie wiederum eine gänzliche Trockenheit der Haut veranlassen, worauf der Patient anfängt, unruhig zu werden und etwas irre zu reden. Diefs vermehrt sich von Stunde zu Stunde, bis sich kleine Zuckungen im Gesichte zeigen, welchen bald grössere folgen. Geht es aber gut: so fängt die Haut an, minder mässig auszudünsten, die Patienten klagen über gar nichts, die Zufälle der Bräune sind leicht und der Kopfschmerz gering. Die Haut wird nicht mehr trocken, sondern erhält sich in ihrer natürlichen Beschaffenheit, bis sie sich nach Verlauf einiger Zeit allmählich abschuppt, wo man schon die neue Haut völlig organisiert erblickt. Es ist also hieraus klar, dafs ein zu übereilt eingetretener Häutungsproceß Anfangs die Hautgefäße krampfhaft zusammenzieht, und hiedurch eine Stockung der Säfte in der Haut veranlaßt. Derjenige Theil folglich vom Ausdünstungsstoffe, der noch gleichsam im Begriff ist, nach der Haut zu gehen, ist gezwungen, auf seinem Wege umzukehren, und einen anderen Ausgang, z. B. nach dem Munde, zu suchen, derjenige aber, welcher schon bis in die Haut gelangt war, wird hier zurückgehalten, und giebt Gelegenheit zur Röthe und Entzündung. Dieses vorausgesetzt, ist hier wohl die erste und hauptsächlichste Heilanzeigen, die Haut vermöge gewisser Mittel dahin zu bringen, dafs sie theils nicht trocken werde, theils die Entzündung derselben auf keinen bedeutenden Grad steige. Zur Erreichung dieses Zwecks schlägt der Vf. *Einreibungen mit Öl* vor, welche man freylich machen muß, wenn sich die Patienten anfangen zu klagen. Der erste Zeitraum ist für die Heilung äusserst kostbar. Durch diese Einreibungen wird dem Hautkrampfe, der jedesmal gleich im Anfange des Scharlachfiebers zugegen ist, sogleich widerstanden, die Haut wird feucht, und mässiger Schweiß stellt sich ein. Die Ausdünstungsmaterie kann sich gehörig entladen, und die Ausdünstungsgefäße werden nicht ihres natürlichen Tons beraubt. Da auch die widernatürliche Spannung der Hautgefäße durch diese Einreibungen gehemmt und aufgehoben wird: so findet auch kein zu hoher Grad von Entzündung Statt. Der ganze Häutungsproceß wird also in seiner Heftigkeit unterbrochen, und geht in seine natürlichen Grenzen zurück. Der Vf. rath, täglich mit etwas Provençeröl, besonders die Brust, den Rücken, den Unterleib und die Schenkel gelind einzureiben, und damit bis zum funfzehnten Tage fortzufahren.

In den ersten Tagen wird der Patient früh und Abends eingerieben. Kommt aber Schweiss, so ist es nur einmal nöthig. Der Kranke muss eher kühl, als warm liegen, und wenn es die Jahreszeit und die Kräfte erlauben, lieber ausser Bett seyn. — Die Heilkräfte der Einreibungen mit Öl erklärt der Vf. dadurch, dass durch sie der krampfhafte Zustand der Haut, welcher allemal im Anfange des Scharlachfiebers zugegen ist, gehoben, und die Ausdünstung wieder hergestellt wird, ohne dass der ganze Organismus gereizt wird, um auf die Haut zu wirken, wie dieses bey schweifestreibenden Mitteln zu geschehen pflegt. Er hat von dieser Verfahrensart die besten Wirkungen gesehen. Die Kranken fühlten sich erleichtert, die Kopf- und Hals-Beschwerden, wie auch das Brechen, liessen bald nach, die Zunge ward feucht, es kamen gelinde Schweisse, und die Krankheit nahm selten einen bösen Ausgang. Bey Anwendung dieser Einreibungen hüte man sich nur vor schweifestreibenden Mitteln. Es könnten sich sonst unnüßige Schweisse einfänden.

Ein Mittel, das in einer für das Menschengeschlecht so gefährlichen Krankheit sich sehr heilsam zeigen soll, ein Mittel, welches bloß äußerlich angewendet wird, überall zu haben ist, und unter allen Umständen anwendbar seyn soll, ein Mittel endlich, dessen äußerlicher Gebrauch schon gegen mehrere Krankheiten als wirksam gerühmt wird, verdient allerdings die Aufmerksamkeit der Ärzte. Rec. kann jedoch nichts Bestimmtes zu seiner Empfehlung hinzufügen, da ihm die nöthigen Erfahrungen hierüber bis jetzt noch fehlen, und aus theoretischen Gründen ihm die Einsicht in die Nützlichkeit dieses Mittels nicht so leicht wird, als dem Vf. — Die ölichten Einreibungen sollen hauptsächlich den krampfhaften Zustand der Haut heben, und die Ausdünstung wieder herstellen. Rec. giebt zu, daß in dem reinentzündlichen Scharlachfieber, wo alle Zufälle größtentheils in dem entzündeten Hautorgan ihren Grund haben, und der übrige Organismus nur mittelbar leidet, diese Einreibungen von einigen Nutzen seyn können; aber in dem nervösen und faulichten Scharlachfieber, wo sie von dem Vf. neben China und Wein eben so dringend empfohlen werden, läßt sich ihr Nutzen nicht einsehen. Hier liegt die krampfhafte Verschliefung der Haut nicht ursprünglich in dem Hautorgan selbst, sondern in dem Innersten des Organismus, worauf hier, als auf das Ursächliche, gewirkt werden muß. — Dafs diese Methode bey der Pest, als dem heftigsten Faulfieber, sich nützlich zeigt, beweist nichts für den Vf.; denn erstlich werden in der Pest die ölichten Einreibungen nur als Präservativ gegen die Einwirkung des Contagiums auf die Hautoberfläche benutzt, um diese abzuhalten, und dann hat sich auch dieser Nutzen noch nicht hinlänglich bestätigt. — Wenn ferner der Vf. bey der Complication des Scharlachfiebers mit anderen Krankheiten sein Hauptaugenmerk auf die Wiederherstellung der natürlichen Verrichtung der Haut zu richten empfiehlt: so scheint dies dem Rec. für

einen so wichtigen Fall sehr einseitig und beschränkt. In dem faulichten und nervösen Scharlachfieber wird der Arzt wohl zu anderen Mitteln greifen müssen, als zu ölichten Einreibungen, wenn er sich von seinem Handeln einigen Erfolg versprechen will. Der Vf. verfällt in denselben Fehler, den man fast an allen, welche eine neue Idee oder eine neue Erfindung bekannt machen, mit Recht zu rügen hat. Er preist sie zu unbedingt an, und giebt ihr eine weit grössere Ausdehnung, als sie ihrer Natur nach haben kann, gesetzt ihr Nutzen bestätigte sich wirklich in einigen Arten des Scharlachs. — Bey dem nervösen und faulichten Scharlachfieber rath der Vf., sich neben den ölichten Einreibungen der China und des Weins statt flüchtiger Reizmittel zu bedienen. Die Befolgung dieses Raths möchte jedoch in ächten Nervenfebern, besonders im Anfange derselben, wo keine deutliche Remission sichtbar ist, von keinem sonderlichen Nutzen seyn. Gerade hier möchten, besonders bey einem allgemeinen krampfhaften Zustande und Trockenheit der Haut, flüchtige Reizmittel, und vorzüglich Kampher und Moschus angezeigt seyn. Auch wird hier das vom Vf. so dringend empfohlene Offenhalten des Leibes nicht gar so dringend seyn. Es ist nicht zu leugnen, daß viele Zufälle bey Scharlachfebern verschwinden, sobald die Verrichtung der Haut einigermaßen wieder hergestellt ist, und der Vf. hat in so fern Recht, wenn er auf diese Operation gehörige Rücksicht empfiehlt: allein bey dem ächt nervösen und faulichten Scharlachfieber möchte dieses Bestreben theils nicht gelingen, theils auch von keinem sonderlichen Nutzen seyn. In diesen Fällen bleibt uns wohl nichts übrig, als die Krankheit wie ein Nerven- oder Faulfieber mit gehöriger Rücksicht auf den Zustand der Haut zu behandeln; und, wenn es dem Vf. in diesen Fällen durch seine Einreibungen gelänge, den krampfhaften Zustand der Haut zu vermindern: so wird dadurch immer noch nicht viel für die hier eigentlich die Gefahr veranlassende Krankheit, für das Nerven- oder Faulfieber, gewonnen. Auch scheint der Vf. in Rücksicht der bey dem Scharlach zu beobachtenden Temperatur mit einigen Neueren auf der anderen Seite zu weit zu gehen, und dadurch einem nicht weniger schädlichen Mißbrauche Thür und Thor zu öffnen. Im Allgemeinen wird bey der hier Statt findenden grossen Empfindlichkeit eher eine mäßig warme als kühle Temperatur angezeigt seyn. Der von Reid und Currie gerühmte Nutzen der kalten Bäder im Scharlach kann, bis nicht mehrere Erfahrungen über ihre Nützlichkeit bestimmt entschieden haben, keinesweges zur Rechtfertigung des kühlen Verhaltens in dieser Krankheit dienen. — Wir ermuntern den Vf. zu ferneren Beobachtungen über die Anwendbarkeit seines Mittels, und wünschen, daß er, statt der unbedingten Empfehlung desselben in allen Arten des Scharlachs, lieber die besonderen Fälle auf das Genauste ausmitteln möge, wo dieses Mittel angezeigt ist, oder wo es anderen Mitteln Platz machen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 S E P T E M B E R, 1810.

M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension

von

Benedicts, Dähnes und Reichs Schriften
über das Scharlachfieber.

Die Schrift des Hn. Reich (No. 3) war eigentlich für die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Vlieslingen bestimmt, als Beantwortung der von derselben aufgeworfenen Preisfrage, die Natur und Heilart des Scharlachfiebers betreffend. Die Eroberung Vlieslingens durch die Engländer verhinderte, daß diese Schrift an die Behörde gelangen konnte, und der Vf., dem es hauptsächlich darum zu thun war, seinen Rathschlägen Eingang zu verschaffen, überlieferte sie an das Ministerium des Innern zu Paris, und stellte es demselben anheim, ob es etwa eine andere gelehrte Gesellschaft veranlassen wollte, über den Werth zu entscheiden, wobey er ausdrücklich erklärte, daß er auf den ausgesetzten Preis Verzicht thue. — Wie dieser Vf. beurtheilt seyn wolle, darüber läßt er keinen Zweifel übrig. Er erklärt, daß er die analytische oder explicative Methode gewählt habe, daß er nur von ausgemachten Thatfachen ausgegangen sey, und nichts anderes für wahr angenommen habe, als was sich aus denselben selbst ergibt, ohne zu Folgerungen seine Zuflucht zu nehmen, die sich auf einen willkürlichen Satz der Metaphysik gründen. Alle metaphysischen und dynamischen Ansichten des Lebens sind ihm ein hypothetischer Wahn, wodurch man offensbare Mißgriffe zu unstreitbaren Axiomen gestempelt. Es ist nur Schein, daß die Lebenskraft über die allgemeinen physischen Gesetze erhaben ist, und daß sie den lebenden Körper ihrer Herrschaft entrichtet. Die scheinbar richtige Beobachtung, daß der Mensch, trotz aller äußeren Eindrücke, die in unbelebten Körpern bestimmte Wirkungen hervorbringen, wie sie im lebenden Organismus dadurch nicht hervorgebracht werden, sich lebend und wirksam erhält, veranlaßte die Ärzte, als Grundlage der Physiologie, und folglich ihrer ganzen Wissenschaft, den Satz anzunehmen, daß der lebende Organismus durch eigene Kraft bestche, und den Gesetzen der allgemeinen Physik nicht unterworfen sey, wodurch alle Erscheinungen der toten Materie bestimmt werden. Dieser Fundamentalsatz der heutigen Physiologie aber ist erschlichen und irrig. Die Kraft ist ein bloßer Begriff, der in unserem Verstande gebildet worden ist. Warum will man zu einem bloßen Verstandesbegriffe seine Zuflucht nehmen, um die Wirksamkeit der Materie zu erklären, die der Experimentalphysik und der Chemie ganz andere Auskunftsmittel an die Hand giebt? Mag immerhin dieses oder jenes chemische Element nur ein ähnlicher Verstandesbegriff seyn; man wird doch nicht abzuleugnen vermögen, daß der Physiker vermittelst dieser Elemente die Naturerscheinungen größtentheils so zureichend und genugsam erläutere, daß die darauf gebaute Erklärung beynahe auf mathematische Gewißheit Anspruch machen, und er selbst fast immer mit Sicherheit voraus bestimmen kann, welche Phänomene sich unter diesen oder jenen physischen und chemischen Verhältnissen ereignen werden und müssen. Obgleich nun die Arzneykunde nur ein besonderer Zweig der Experimentalphysik ist: so kann sie sich bis auf diesen Augenblick eines solchen Grades von Gewißheit noch nicht rühmen, weil man einerseits hartnäckig in den Fußstapfen der alten Ärzte und Philosophen stehen bleibt, und andererseits durch Scheingründe sich zu der Überzeugung verleiten läßt, daß das lebende Wesen durch eigene Kraft oder Thätigkeit lebe, und namentlich durch seine Vitalität oder Lebenskraft der Oberherrschaft der physischen Naturgesetze sich entziehe. Sieht man die Materie bloß aus dem Standpunkte der Abstraction an: so wird man nothwendig ein Anhänger des dynamischen Systems; da hingegen, wenn man sie von dem Standpunkte der sinnlichen Wahrnehmung aus betrachtet, man sich für das atomistische System erklären muß, das in Frankreich fast allgemein herrschend ist. Während dieses dem menschlichen Geiste ein weites Feld zu physischen Untersuchungen öffnet, die sich durch die Principien einer erfahrungsmässigen Wissenschaft zügeln lassen: stürzt jenes seine Anhänger in die Spiele und Verirrungen der Imagination, woraus unsere bisherige Metaphysik zusammengesetzt ist. „Will irgend Jemand“, sagt der Vf. S. XXIV, „von seiner eingebildeten metaphysischen oder dynamischen Höhe herab mit Verachtung auf meine scientivischen Bemühungen blicken, und mich einen Arzt nennen, der in den Fesseln des Empirismus daherkriecht: so bin ich weit entfernt, mich dadurch für beleidigt oder gekränkt zu halten; ich bin vielmehr eben darauf stolz, weil unsere ganze Kunst nur empirisch ist, und ihre theoretischen Gesetze ohne Beyhülfe der Erfahrung durchaus nicht erkannt werden können.“ Rec. glaubte, diese Stellen anführen zu müssen, weil sich in ihnen des Vfs.

O o o

Überzeugungen von dem Verhältnisse der Philosophie zur Medicin und der Standpunct, auf welchen sich der Vf. gestellt hat, auf das Vollständigste aussprechen. Wir wollen nicht mit Verachtung, sondern mit Bedauern auf den Vf. blicken, mit Bedauern, daß ein so scharfsinniger und kenntnißreicher Mann sich einer so einseitigen und beschränkten Ansicht unbedingt hingiebt. Was soll man von den Begriffen denken, die der Vf. von der Philosophie sich gebildet hat, wenn er (S. 55) sagt: „Ich kann mich nie des Gedankens erwehren, daß der schlichte Bauersmann ein eben so guter Metaphysiker ist, als der Philosoph von Profession, weil beide, ohne sich um die Principien der Experimentalphysik zu bekümmern, die Wirkung des Körpers bloß von den Kräften ableiten, die darin verborgen sind.“ Müßten solche Aufseerungen nicht mißtraulich gegen die Philosophie des Vfs. und gegen den Gehalt seiner Untersuchungen im Voraus machen? Es gestattet hier der Raum nicht, diesen Gegenstand weitläufiger abzuhandeln, sonst sollte es Rec. nicht schwer werden, das Unrichtige und Einseitige in des Vfs. Behauptungen, die er von einer benachbarten Nation entlehnt hat, aufzuzeigen. Rec. begnügt sich daher, eine gedrängte Übersicht der sonst sehr gehalt- und lehrreichen Schrift zu geben, und einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Der Vf. schickt erst die Fälle voraus, die, trotz der Befolgung der durch schriftlichen und mündlichen Unterricht erlernten Behandlungsmethode des Scharlachfiebers, einen tödtlichen Ausgang nahmen. Hierauf stellt er die Resultate der Untersuchungen seiner Vorgänger bis zu der Epoche hinauf zusammen, wo zum ersten Mal vom Scharlachfieber die Rede ist. Diese Untersuchungen sind für den Vf. äußerst wichtig gewesen, weil er dadurch zur Kenntniß der bisher ganz verborgenen Natur der Scharlachkrankheit gelangt ist. Die Darstellung dieser Entdeckungsmachte aber die Auseinandersetzung aller der neuen Principien erforderlich, die uns die äußeren Verhältnisse der Atmosphäre zum lebenden Menschen aus einem ganz anderen Gesichtspuncte erblicken lassen, als man sie bisher zu erblicken gewohnt ist. Hierauf geht der Vf. zur Betrachtung der unmittelbaren Ursache des Scharlachfiebers über, wodurch die alte Hypothese von der Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgiftes gänzlich über den Haufen geworfen wird (*sic!*). Diese Untersuchung hängt wieder aufs Innigste mit der Symptomatologie der Krankheit zusammen, wodurch der Vf. auf die Beschreibung aller ihrer Perioden und Nuancen, und auf die Betrachtung ihrer Nachkrankheiten geführt wird. Dann folgt die Prognose, die Heilmethode, eine gedrängte Übersicht von dem Inhalt des Werkes in Beziehung auf die von der vliessinger Gesellschaft der Wissenschaften aufgestellte Preisfrage, und den Beschluß macht ein Verzeichniß der zu Rathe gezogenen Schriftsteller.

Der Vf. behandelte das Scharlachfieber nach den gewöhnlichen Regeln, und war wie die meisten Ärzte darauf bedacht, den Scharlachstoff auf dem Wege auszutreiben, den die Natur selbst durch die mit Auf-

schwellen begleitete rothe Farbe der Haut bezeichnet zu haben schien. Aufschweifstreibende Mittel, häufige warme Getränke und warmes Verhalten schränkte sich daher der ganze Heilapparat ein, womit er auch bis zu dem Anfange dieses Jahrhunderts seine Scharlachkranken so glücklich behandelte, daß ihn bis dahin kein einziger durch den Tod entriffen wurde. Aber vom Jahre 1801 an machte er mehrere traurige Erfahrungen, die ihn in Verlegenheit setzten, und sich durchaus nicht mit seinen bisherigen Begriffen vereinigen ließen. Er erzählt hierauf acht Fälle, wo 6 Scharlachkranke, die, ganz nach den Regeln der Kunst behandelt, dahin gerafft wurden, ohne daß irgend ein Mittel zu ihrer Rettung nach den bisherigen Grundsätzen wäre verabsäumt worden. Aber 2 Kranke, die sich der stärksten Erkältung ausgesetzt hatten, genasen vollkommen, ohne daß auch die mindeste Nachkrankheit zurückgeblieben war. Diese Fälle setzten den Vf. in Erstaunen, erregten in ihm die größten Zweifel gegen die Richtigkeit der bisherigen Behandlungsart des Scharlachfiebers, und da ihm viel an der Lösung dieses Problems gelegen war: so nahm er seine Zuflucht zur Geschichte der Medicin, in der Hoffnung, in derselben die Aufklärungen zu finden, die seiner Verlegenheit abhelfen sollten. Das Historische, welches uns der Vf. mittheilt, ist unbedeutend. Es läuft darauf hinaus, daß wir die erste Kenntniß vom Scharlachfieber Dem Sennert verdanken. Wahrscheinlich ist es, daß schon Forestus das Scharlachfieber beobachtet, aber nicht deutlich von den Masern oder anderen Ausschlagskrankheiten unterschieden habe. Der Vf. führt mehrere Gründe an, die diese Vermuthung rechtfertigen. — Welches ist die wahre Natur und das Wesen dieser Krankheit? Hr. R. ist der Meinung, daß der Glaube an die Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgifts die Ärzte von dem Wege abgeleitet habe, der ihnen zur Kenntniß des wahren Charakters des Scharlachfiebers hätte verhelfen können. Hätten sie nur auf das diese Krankheit stets begleitende, nie fehlende Symptom gesehen: sie würden früher den wahren Charakter desselben aufgefaßt haben. Dieses Symptom, das Abschuppen der Oberhaut in großen Stücken, ist so unzertrennlich mit der Krankheit selbst verbunden, daßs kein anderes Symptom derselben in solcher Allgemeinheit dabey vorkommt. Diese Abschuppung erstreckt sich nur auf die Oberhaut und dehnt sich über die ganze Oberfläche des Körpers dergestalt aus, daß allmählich die Oberhaut von allen Theilen desselben in größeren oder kleineren Lappen sich abschält, und so in kurzer Zeit der ganze äußere Überzug des Menschen sich erneuert. Ganz offenbar also, schließt hieraus der Vf. etwas rasch, macht das gänzliche Absterben der gesammten äußeren Bedeckung des Körpers, und die Wiedererzeugung eines neuen allgemeinen Überzugs die wahre Natur oder das Wesen des Scharlachfiebers aus. Sieht man das Scharlachfieber aus diesem Gesichtspuncte an: so muß vor allem untersucht werden, worin die Verrichtungen

der Oberhaut im gesunden Zustande bestehen. Da die Oberhaut unter allen organischen Theilen des lebenden menschlichen Körpers mit der atmosphärischen Luft am unmittelbarsten in Berührung steht: so muß bey der Untersuchung ihrer natürlichen Function das Verhältniß zwischen jenem Fluidum und dem lebenden Körper vor Allem in Betrachtung gezogen werden. Bey dieser Gelegenheit macht der Vf. eine weitläufige Digression, worin er abermals das Unstatthafte in den Behauptungen der neuen Physiologen aufzudecken sucht, als wenn zwischen lebenden und unbelebten Körpern eine Verschiedenheit Statt finde, und jedes lebende Wesen, weil es als solches mit Lebenskräften begabt sey, den physischen und chemischen Gesetzen durchaus nicht unterworfen seyn könne, denen die unbelebten Körper unterworfen sind. Wir können bey der Anwendung der physischen und chemischen Gesetze auf die Phänomene des menschlichen Lebens der dynamischen Erklärung ganz überhoben seyn. Wir müssen die Ursachen aller uns vorkommenden Erscheinungen nicht außerhalb dessen, was wir durch unsere Sinne erkennen, suchen. Die Kraft ist bloß etwas Hypothetisches und Eingebildetes. Die Materie muß als der Punct betrachtet werden, von welchem alle unsere Untersuchungen über die Ursachen der Phänomene anheben müssen. Der lebende Organismus ist den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der sogenannten todtten Natur unbedingt unterworfen. Nachdem der Vf. 15 Seiten hindurch in diesem Geiste forträsonnirt hat: lenkt er endlich wieder ein zur Betrachtung der Functionen der Oberhaut. — Die Oberhaut ist ein Leiter für den freyen Wärmestoff, und dazu bestimmt, durch ihre Substanz hindurch diese imponderable Materie entweichen zu lassen. Dieß muß um so beträchtlicher geschehen, je feiner und zarter sie ist, und umgekehrt. So lange die Oberhaut ihre natürlichen Verrichtungen erfüllt: wird die Entweichung des Wärmestoffs durch sie begünstigt. Sobald aber der eigenthümliche Charakter des Scharlachfiebers ihr den Charakter der Vitalität benimmt: so verdickt sie sich beträchtlich, wie sie dieses durch ihre besondere Beschaffenheit zur Zeit der Abschuppung zu erkennen giebt, und alsdann muß sie als dichter Körper die Entweichung des im Innern entwickelten Wärmestoffs weniger begünstigen, obgleich sie verhältnißmäßig noch an Leitungsfähigkeit für denselben gewonnen hat. Die andere nicht minder wichtige Function, welcher die Oberhaut vorzustehen hat, ist die Entweichung der Ausdünstungsmaterie, die nach dem Gesetze der Verdunstung fortwährend durch die Oberhaut ihren Ausweg nimmt. Der Durchgang dieser gas- oder dünnflüssigen Flüssigkeit durch die Oberhaut würde nicht möglich seyn, wenn die Oberhaut nicht mit der kälteren atmosphärischen Luft umgeben wäre, die als solche eine größere Capacität für den Wärmestoff und für die gasartigen Stoffe der Ausdünstung hat, als die wärmere Luft. Wenn nun nach dem Gesetze der Verdunstung fest steht, daß,

je mehr die Temperatur zweyer mit einander in Berührung stehender hygroskopischer Körper von einander abweichen, der trockenere Körper in desto höherem Grade das Bestreben äußert, sich mit der Feuchtigkeit des feuchteren Körpers so lange zu sättigen, bis der Feuchtigkeitsgrad beider einander gleichkommt: so folgt aus der Anwendung dieses Gesetzes auf das Verhältniß des lebenden Menschen zur umgebenden Luft, daß, je mehr die Temperaturen dieser beiden Körper von einander abweichen, auch die Verdunstung oder Ausdünstung der thierischen Feuchtigkeiten um desto mehr zunehmen wird, und daß, je mehr diese beiderseitigen Temperaturen sich einander nähern, auch die Ausdünstung sich desto weniger vermehren, oder um desto mehr vermindert und unterdrückt wird. Die gewöhnliche Behauptung also, daß die kalte Luft oder die Kälte überhaupt die Ausdünstung zurückhalte oder unterdrücke, würde nicht nur einer der größten Irrthümer, sondern eine nicht weniger auffallende Lächerlichkeit seyn, als der Satz, daß die Kälte die thierische Wärme zurückstofse, und sie im Inneren des Organismus mehr concentrirte. Man kann nur dann behaupten, die äußere Wärme vermehre die Ausdünstung des Menschen, wenn man findet, daß die äußere Wärme die natürliche thierische Wärme beträchtlich übersteigt. Dennoch glaubt man aber immer noch, die Ausdünstung durch einen äußeren Wärmegrad vermehren zu können, der dem der angeborenen thierischen Wärme sich nur nähert, und gerade ein solcher Wärmegrad verhindert die Ausdünstung, in dem Maße, als eine Annäherung zwischen beiden Temperaturen Statt findet. Von diesen Grundsätzen macht nun der Vf. die Anwendung auf die in Rede stehende Krankheit. Das Wesen des Scharlachfiebers besteht nach ihm, wie bereits erwähnt worden ist, in dem allgemeinen Absterben der Oberhaut, und der Reproduction eines neuen allgemeinen Überzugs unter dem alten. Die Oberhaut ist hauptsächlich dazu bestimmt, in ihrem natürlichen Zustande freyen Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie in die freye Luft abzugeben. Diese Abgabe muß in dem Maße mechanisch erschwert und verhindert werden, als die Consistenz der alten Oberhaut dichter wird. Die zurückgehaltenen excernibeln Stoffe müssen in dem Körper eine beträchtlich höhere Temperatur und Vollständigkeit bewirken, und diese Folge wird um desto mehr zunehmen, je weniger die primitive Verschiedenheit zwischen der Temperatur der Luft und des Organismus unterhalten wird. Dieß wird aber unvermeidlich in dem Maße geschehen, als durch die vermehrte Wärme der verschlossenen Stubenluft, worin sich die Kranken befinden, die Temperatur dieses umgebenden Fluidums der Temperatur des lebenden Menschen näher gebracht wird. Hierin liegen dem Vf. die Principien der ganzen Symptomatologie des Scharlachfiebers. — Die Reproduction eines neuen Überzugs unter dem alten ist durchaus erforderlich, ehe sich dieser letztere von dem neuen losbegeben und in größeren Stücken

abschälen kann. Da aber die Abschuppung nicht überall gleichmäßig, sondern an einem Orte früher, an einem anderen aber später erfolgt: so läßt sich daraus schließen, daß auch der Reproductionsproceß der neuen Oberhaut nicht überall gleichmäßig vor sich gehen wird. In dem Masse aber, als er seinen Fortgang nimmt, muß auch die alte Oberhaut außer Stand gesetzt werden, die ihr von der Natur angewiesenen und oben erläuterten organischen Functionen zu erfüllen. Dieses Resultat gründet sich auf die materielle Veränderung ihrer Substanz, die darin besteht, daß ihre Dichtigkeit zunimmt, weil die lymphatische Feuchtigkeit, die einen Theil der Ausdünstungsmaterie ausmacht, und Faserstoff, phosphorsaure und kohlensaure Kalkerde mit sich führt, sich in dem Zwischenraume zwischen der alten und neuen Oberhaut anhäuft, hier durch die Wirkung des thierischen und atmosphärischen Wärmestoffs vertrocknet, und so die Ausdünstungskanäle verstopft, die sich ebenfalls in der neuen Oberhaut so gut, wie in der alten, befinden müssen. Stärkere Anheftung und Verwachsung des alten und des neuen Überzugs werden also die nothwendigen Folgen des Reproductionsprocesses der Oberhaut im Scharlachfieber seyn, und diese Folgen werden wiederum die natürliche Hautausdünstung in dem Masse erschweren und verhindern; als die Erhöhung der Temperatur der umgebenden Luft die Abgabe der Ausdünstungsmaterie und des damit nothwendig verbundenen freyen Wärmestoffs an die umgebende Atmosphäre vermindert. Wo aber dieses der Fall ist, da röthen sich die organischen Theile. Die Röthe der Haut im Scharlachfieber ist also das Product einer eben so natürlichen Ursache, als die Hautröthe, die man bey Leuten bemerkt, die in einer zu warmen Stube sich befinden, oder sich durch körperliche Bewegung erhitzen. Aus diesem Grunde hat der Vf. der Meinung *Sennerts* und anderer Ärzte in Betreff der Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgiftes nicht beypflichten können. Das Scharlachgift ist eine leere Hypothese, eine Chimäre. Was ist aber der wahre und zureichende Grund dieses Processes? Anfangs schienen dem Vf. die Nord- und Nordost- Winde das Scharlachfieber hervorzubringen. Er gesteht aber selbst, daß mehrere Umstände dieser Behauptung zuwider sind. Er stellt daher eine andere Hypothese auf, die wir bereits in den No. 2 aufgeführten *dähnischen* Beyträgen finden, daß nämlich das zur Erzeugung des Scharlachfiebers mitwirkende innere Moment in einer Veränderung der allgemeinen äußeren Bedeckung besteht, die derjenigen analog ist, welche sich gewöhnlich in gewissen Jahreszeiten bey allen lebenden Organismen ereignet. So wie die Thiere in gewissen Perioden ihres Lebens Veränderungen ihrer allgemeinen Bedeckungen erleiden, welche mit mehr oder weniger unangenehmen Zufällen begleitet sind: so ist auch der Mensch diesen

Veränderungen unterworfen. Auch er schält sich jedes Jahr nach und nach über die ganze Oberfläche ab. Daher rührt es, daß man dann nicht allein die Oberhaut hie und da in kleinen kleyenartigen Schuppen sich abschilfern sieht, sondern daß auch gewöhnlich die Drüsen in allen den Theilen, wo die Luft bey nahe unmittelbar auf dieselben einwirkt, wie z. B. am Halse, im Nacken, unter den Achseln u. s. w. zu schwellen anfangen. Der aufmerksame Beobachter kann die Ähnlichkeit der gedachten Metamorphose mit der das Scharlachfieber charakterisirenden besonderen Veränderung der Oberhaut nicht verkennen. Es giebt gewisse bestimmte Perioden für das Wachstum und die Ausbildung jeder organischen Masse, die sich durch die angeführten Metamorphosen bezeichnen. Je mehr sich der lebende Körper dem Zustande seiner Vollkommenheit oder Entwicklung nähert: desto undeutlicher werden auch diese Perioden. Für den Menschen giebt es auch dergleichen Perioden; nur zeichnen sie sich weniger durch auffallende Metamorphosen seines äußeren Überzugs aus. Von der Geburt an bis zur Mannbarkeit entwickelt sich vorzugsweise bald dieser, bald jener seiner organischen Theile. Sollte vielleicht zu der Zeit, fragt der Vf., wenn die Nahrungsflüssigkeit durch den relativen Überfluß an phosphorsaurer Kalkerde und thierischem Schleime zur Knochenbildung sich hinneigen, der Einfluß einer besonders beschaffenen, kalten und rauhen Luft die eigenthümliche und allgemeine Veränderung der Oberhaut hervorbringen, welche den natürlichen Charakter des Scharlachfiebers ausmacht? Der Vf. nennt dieses selbst eine Vermuthung, folgert aber unmittelbar und mit großer Sicherheit daraus, daß das Scharlachfieber keine ansteckende Krankheit sey, die von einem eigenthümlichen Scharlachgift herrühre, sondern die Krankheit ist offenbar eine Art von *Mausern*, eine bloße eigenthümliche Metamorphose der Oberhaut. Jeder Mensch erleidet wenigstens einmal des Jahres eine Abschuppung der Oberhaut (ist dieses so entschieden?), die von der bey dem Scharlachfiebererfolgenden sich bloß darin unterscheidet, daß sie nicht so allgemein verbreitet ist, und daher nicht diejenigen Symptome hervorbringen kann, die das Scharlachfieber charakterisiren. Gewöhnlich findet diese im Frühjahr Statt. Die in dieser Jahreszeit so häufig vorkommenden Halsübel und Drüsengeschwülste entspringen höchst wahrscheinlich davon, daß durch die alsdann Statt findende Verminderung der Ausdünstung eine bedeutende Anhäufung der lymphatischen Feuchtigkeit in den Gefäßen dieses Systems bewirkt wird, daß die in diesen Gefäßen befindlichen Klappen die Säfte länger aufhalten, und daß so Anschwellen der Gefäße und Drüsen die nothwendige Folge ist. —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 S E P T E M B E R 1810.

M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension

von

Benedict, Dähne's und Reichs Schriften
über das Scharlachfieber.

Hr. Reich geht hierauf zur Beschreibung des Scharlachfiebers und zur Erläuterung seiner Phänomene über. Er beschreibt zuerst den Verlauf des einfachen oder gutartigen Scharlachfiebers, worauf er die des bösartigen oder implicirten folgen läßt. Er behält zwar aus Nachgiebigkeit gegen die Systematiker diesen Unterschied des gut- und bösartigen Scharlachfiebers bey, ist aber vollkommen überzeugt, daß es nur eine einzige Art von Scharlachfieber giebt, und daß alle nosologischen Unterabtheilungen einer Gattung oder Art von Krankheiten eben so schädlich und fehlerhaft, als vollkommen überflüssig sind. Er läßt nun das Gemälde folgen, welches Kreyßig von der Scharlachepidemie entworfen hat, die 1801 in Wittenberg herrschte, und behauptet, daß das Übel nie eine so schreckliche Bösartigkeit hätte erreichen können, wenn die üble Gewohnheit, die Zimmer so zu heizen, daß oft die Stubentemperatur der natürlichen menschlichen Wärme fast gleichkommt, wenn ferner die irrige Voraussetzung, daß fast alle Krankheiten durch Hülfe einer hohen Temperatur der eingeschlossenen Stubenluft am schnellsten geheilt werden, und wenn endlich das Vorurtheil, daß man die allermindeste Erkältung auf das sorgfältigste vermeiden müsse, um so den schlimmen Folgen der dadurch vermeintlich unterdrückten Ausdünstung und des im Scharlachfieber zu befürchtenden Rücktritts der angeblichen Ausschlagsmaterie sich nicht auszufetzen, wenn alle diese Umstände zusammen nicht im Spiele gewesen wären. Hierauf folgt die Betrachtung derjenigen Krankheiten, die sich oft mit diesem Übel verbinden, oder ihm nachfolgen, und deshalb Nachkrankheiten heißen. 1) Die *Bräune* oder der Halschmerz. Das warme Verhalten und das Vorurtheil, das alle Kranken dieser Artum den Genuß einer möglichst kühlen und frischen Luft bringt, sind nämlich Schuld, daß die Bräune in Brand und Eiterung übergeht. Je mehr man die Scharlachkranken warm hält: desto eher läuft man Gefahr, diesen Untergang herbeyzuführen, und eben daher rührt es, daß sich die heftigste Bräune zum Scharlachfieber gesellt, und sogar noch darauf folgen kann. 2) *Fieber*. Das Fieber als

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Nachkrankheit tritt ein, weil die Abschuppung der Oberhaut nicht überall gleichmäßig gewesen ist, die noch feststehenden Überreste der alten Hülle und das hergebrachte streng beobachtete warme Verhalten die natürlichen Anseerungen durch die Haut verhindern, die durch ihr Zurückbleiben im Körper als Krankheitsursachen neuerdings wirksam werden. 3) *Geschwulst und chronisches Anschwellen der Hals- und Ohren-Drüsen*. Der Grund davon liegt in der durch die Desorganisation der alten Oberhaut und durch das allgemein empfohlene warme Verhalten erschweren und unterdrückten Entweichung der Ausdünstungsmaterie und des entbundenen Wärmestoffs; die durch den Kreislauf bis in die äußersten Enden der zur Ausdünstung bestimmten arteriösen Gefäße getriebenen Säfte ergießen sich nothwendig im Übermaß in das Zellgewebe, können nicht in verhältnismäßiger Menge wieder eingefogen werden, wodurch sowohl das Zellgewebe als die Drüsen eine beträchtliche Ausdehnung erleiden müssen. Ausser diesen zu den Nachkrankheiten des Scharlachfiebers gezählten Übeln führt der Vf. noch mehrere an, als wässrige Geschwulst und Wasserfucht, Hautausschläge, Nervenbeschwerden, trockener oder feuchter Husten und andere Zufälle, die er alle aus derselben Quelle herleitet. Dann wendet er sich zur Prognose. Hier finden wir ein langes polemisches Räfonnement gegen Capps's Anführungen u. Behauptungen in Rücksicht der Gefahr des Scharlachfiebers. Der Vf. selbst sagt uns nichts anderes, als was wir oft schon von ihm gehört haben, daß nämlich alle während oder nach dem Scharlachfieber eintretenden bösen Zufälle ein erzwungenes Product, eine Erkünstlung des warmen Verhaltens sind. Das Absterben der Oberhaut im Scharlachfieber erschwert die Functionen der Haut, macht also, daß mehr Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie im Inneren zurückbleiben, als geschehen sollte, und bringt so Zufälle zuwege, die dem intensiven Grade dieser Störungen angemessen sind. Je mehr der Körper verhindert wird, sich dieses Übermaßes an Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie zu entledigen: desto kräftiger werden alsdann diese allgemeinen chemischen Auflösungsmittel nach ihren allgemeinen physischen Gesetzen auf die gesammte organische Masse einwirken, und verhältnismäßig alle die Kräfte, Fähigkeiten und Capacitäten vernichten oder vermindern, welche der menschliche Geist dem Organismus im gesunden Zustande zuschreibt. — Ganz überflüssig scheint dem Rec. die hier folgende lange Digression, die Unzulänglichkeit dynamischer und die Vorzüglichkeit physischer Principien betreffend, da wir

Ppp

In ihr nur eine Wiederholung dessen finden, was der Vf. bereits an mehreren Stellen dargethan hat. Nach diesen Bemerkungen kommt der Vf. auf die Behandlung des Scharlachfiebers. — Die Scharlachkrankheit besteht ihrem Wesen nach in dem Reproductionsproceß einer neuen Oberhaut unter der alten abgestorbenen, durch eine Art von Mausern. Es ist daher eine Eitelkeit des Arztes, wenn er, nachdem unter seinen Händen ein Scharlachkranker genesen ist, sich selbst oder seinen Bemühungen diesen Erfolg zuschreibt, der doch einzig und allein der Natur angehört. Denn die Functionen der alten Oberhaut müssen offenbar schon gestört seyn, ehe noch die Reproduction der neuen unter dieser alten angefangen hat, und der Arzt kann zur Beschleunigung dieses Vorganges auf keine andere Weise mitwirken, als indem er alles das vermeiden läßt, was einen nachtheiligen Einfluß darauf haben könnte. Anstatt einer activen und positiven Indication also giebt es hier nur eine negative und passive, und nur wenn man positiv verfährt, wo man negativ verfahren sollte, sieht man das Scharlachfieber eine schlimme Wendung nehmen. In welchem Zustande der Scharlachkranke sich aber auch befinde, so muß die erste Sorge seyn, ihn eine so frische oder kalte Luft athmen zu lassen, als man ihm nur verschaffen kann. Der Vf. giebt daher niemehr zu, daß das Krankenzimmer geheizt wird, und wenn der Kranke aus dem Bette bleiben, ja sogar ausgehen und der freyen Luft sich aussetzen will: so ertheilt er seine Einwilligung dazu ohne Bedenken, und nie hat er davon die allermindesten schlimmen Folgen entstehen sehen, wofern nur die nöthige Vorsicht in Betreff der Kleidung beobachtet wurde, und die Ältern oder Angehörigen des Kranken durch eine zuweilen eintretende unbedeutende Geschwulst sich nicht verleiten ließen, denselben wieder ins Bette oder in eine sehr warme Stube zu verweisen. Verminderung des Fiebers und wohlthätige Erleichterung des Kranken sind die wesentlichsten Vortheile des ungehinderten Genusses der frischen oder kalten atmosphärischen Luft, und hienach richtet sich nothwendiger Weise die Abschälung der alten abgestorbenen Oberhaut, wovon die Wiederherstellung der unterdrückten Ausdünstung und der übrigen Functionen der neuen Oberhaut abhängt. Bey diesem Verfahren hat sich die Krankheit binnen drey, vier, oder höchstens fünf Tagen, von Erscheinung der Röthe an gerechnet, beendigt. In einigen Fällen, wo die Krankheit eine unerwartet schlimme Wendung nahm, war eines Theils die sehr dichte und feste Oberhaut des Kranken Schuld, anderen Theils eine um einige Grade erhöhte Stubentemperatur. Die Anwendung aller gegen diese Krankheit empfohlenen Mittel ist überflüssig, — weil die Natur allein die Krankheit hebt, wofern man nur die Vermehrung des Fiebers verhindert, und alle die Hindernisse aus dem Wege räumt, welche das allgemeine Vorurtheil entgegen zu stellen pflegt. Der Vf. erzählt zur Bekräftigung seiner Behauptung zwey Fälle, die allerdings auffallend sind, und jeden Arzt zum Nachdenken über

sein Verfahren in dieser Krankheit auffordern müssen. Ein Knabe von 6 Jahren wurde am Donnerstage so heftig vom Scharlachfieber befallen, daß er das Bette hüten mußte. Am nächsten Montage darauf ließ der Vf. ihn wieder aufstehen, und des Mittags mit seinen Ältern zu einer großen Tischgesellschaft außerhalb der Stadt gehen. Am Abend schwellen zwar die Knöchel etwas an, und die Geschwulst hatte am folgenden Morgen, der Bettwärme wegen, noch etwas zugenommen. Er ließ ihn aber sogleich an der Hand seines Vaters ausgehen, und am nächsten Tage war alle Geschwulst verschwunden, und die Oberhaut schälte sich auch bald von den Füßen ab. Der Vf. nennt das warme Verhalten sowohl im Scharlachfieber als in jeder anderen hitzigen Krankheit grausam und mörderisch, das man gänzlich verabscheuen müsse. Er wirft hier eine Frage auf, deren Beantwortung ihm leichter wird, als man glauben sollte. Warum, fragt er, entgehen denn so viele Kranke, die man auf die gewöhnliche (der des Vfs. entgegengesetzte) Weise behandelt, so oft dem Tode und allen Nachkrankheiten des Scharlachfiebers? Die Antwort ist: Dies kann daran liegen, daß entweder die Stubentemperatur nicht hoch genug gewesen ist, um die Folgen des im Organismus angehäuften Uebermaßes an freyem Wärmestoff und Feuchtigkeit hervorzubringen, oder daß zugleich Mittel angewendet worden sind, welche diesen üblen Folgen das Gleichgewicht gehalten haben. — Das kalte Verhalten im Scharlachfieber erstreckt sich nicht bloß auf die äussere Temperatur, die von der Wärme der umgebenden Luft abhängig ist, sondern es begreift auch alles, was durch seine Temperatur oder durch seine spezifische Mischung dieselben Wirkungen hervorbringt, als die kalte Luft. Man lasse daher den Kranken kalte Getränke, selbst ganz kaltes Wasser trinken. Wie bedeutend auch der mit dem Scharlachfieber verbundene Halsschmerz seyn mag: so darf man doch nie den mindesten Anstand nehmen, irgend ein kaltes Getränk zu gestatten. Limonade verschafft hier die meiste Erleichterung. Um die Kranken und deren Angehörige zufrieden zu stellen, kann der Arzt irgend eine kühlende Mixtur verordnen. Sehr oft hat der Vf. selbst in ziemlich ernsthaften Fällen nichts weiter verschrieben als destillirtes Wasser mit etwas Syrup, und die Kranken versicherten, davon den besten Erfolg zu verspüren. Der Vf. will nicht in Abrede stellen, daß dieses oder jenes angerühmte Mittel den schlimmen Folgen abhelfen könne, die das beobachtete schlimme Verhalten bewirkt hatte. Sollte es aber wohl erlaubt seyn, eine Feuersbrunst zu verursachen, um die Feuersprützen auf die Probe stellen zu können? — Alle Thatfachen die Currie erzählt, und die durch die Auszüge noch ergänzt werden, welche *Giamini* und *Hearteloup* aus vielen älteren und neueren Schriften ausgezogen haben, sollen die Richtigkeit der Grundsätze bestätigen, wodurch der Vf. die Wirkungskraft oder den Einfluß der atmosphärischen Luft auf den Organismus erklärt. Da das Wasser ein weit dichter Körper ist, als die atmosphäri-

sche Luft: so wird es dem Organismus den freyen Wärmestoff in desto größerer Menge entziehen, je größer die Differenz der Temperaturen des Organismus und des Wassers ist. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Menschen bald oder plötzlich gestorben sind, die kaltes Wasser in Menge zu sich genommen hatten. Um diese Thatsache zu erklären, braucht man sich bloß an die physische Wirkung der Kälte, d. h. an die deutlich bewirkte augenblickliche Entziehung des Wärmestoffs zu erinnern. Der Vf. hält es aber nicht für nöthig, die Methode des Begießens mit kaltem Wasser im Scharlachfieber zu befolgen, wofür man nur gleich vom Anfange an das kühle oder kalte Verhalten beobachtet. Es könnte sogar nachtheilig seyn, der Oberfläche des Körpers durch die wiederholte Anwendung des kalten Wassers mehr Wärmestoff zu entziehen, als zuträglich wäre, um den Proceß der Reproduction der neuen Oberhaut zu begünstigen. Traf es sich indessen, daß der Vf. zu Scharlachkranken gerufen wurde, die des warmen Verhaltens wegen schon länger litten, als es eigentlich der Fall hätte seyn sollen: so liefs er zuweilen das mit geringeren Unbequemlichkeiten verknüpfte kalte Waschen mittelst eines Schwammes vornehmen, dessen er sich zur Heilung aller Arten von ansteckenden böartigen Fiebern bedient. — Die Resultate der ganzen Abhandlung des Vfs. mit Beziehung auf die von der vieljährigen Akademie der Wissenschaften vorgelegten Fragen sind nun folgende: 1) Die Ursache der Böartigkeit des Scharlachfiebers liegt bloß in der bisherigen Unbekanntheit mit der wahren Natur dieser Krankheit, und in der schlechten Behandlung, die sich auf die angebliche Existenz eines eigenthümlichen Scharlachgiftes gründet, rührt also keinesweges von der Complication irgend einer besonderen epidemischen Constitution oder irgend einer anderen Krankheit her. 2) Das böartige Scharlachfieber, wie es gegenwärtig an verschiedenen Orten vorkommt, unterscheidet sich von dem Scharlachfieber, wie es die ersten Schriftsteller beschrieben haben, in keiner anderen Rücksicht, als daß die allgemeine Erfahrung des warmen Verhaltens nothwendig eine Verschlimmerung seiner Symptome mit sich gebracht hat. 3) Die Ausbildung der Bräune, so wie der Frieselausschlag rühren von dem warmen Verhalten her. 4) Das Scharlachfieber heilt man auf die sicherste und schnellste Weise, wenn man den Kranken eine so frische oder kalte Luft athmen läßt, als man ihm nur verschaffen kann, und überhaupt, wenn man das kühle oder kalte Verhalten auf die angemessenste Art anwendet. Die Beobachtung dieser Hauptregel reicht allein ohne alle anderen innerlichen oder äußerlichen Mittel hin, das Scharlachfieber in wenigen Tagen zu heilen, alle seine schrecklichen Symptome zu verhüten, zu entfernen und die Kranken vor allen Nachkrankheiten zu bewahren. — Dieser Darstellung der Hauptgedanken aus der *reichlichen* Schrift läßt Rec. nun einige Bemerkungen folgen.

Das Princip, welches der ganzen Schrift zum

Grunde liegt, ist: der lebende menschliche Körper ist den allgemeinen Naturgesetzen, den physischen und chemischen Gesetzen eben so unterworfen, wie unsere sogenannten unbelebten Körper. Alle in jenem vorgehenden Veränderungen erfolgen nach diesen Gesetzen, und werden nicht durch seine Vitalität modificirt. Wir können und müssen daher, bey der Erklärung der Phänomene des thierischen Körpers, von jenen Gesetzen einen unmittelbaren und unbedingten Gebrauch machen. — Eine förmliche Widerlegung dieses Princips selbst würde uns zu weit führen; wir wollen daher sehen, in wie fern das aus diesem Princip Gefolgte Haltbarkeit habe oder nicht. Der Ideengang des Vfs. ist folgender: Die äußere Bedeckung des Körpers, die Oberhaut, ist der Sitz dieser Krankheit. Die Oberhaut ist bestimmt, freyen Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie an die sie umgebende atmosphärische Luft abzugeben, damit sie sich nicht in dem Körper anhäufen. Die Temperatur des lebenden Menschen wird nicht durch seine Vitalität bestimmt, sondern ist dem allgemeinen Temperatargesetze unterworfen, nach welchem von zwey mit einander in Berührung stehenden Körpern der wärmere dem kälteren seinen Wärmestoff so lange mittheilt, bis ihre Temperatur im Verhältniß zur Dichtigkeit ihrer Substanz gleich ist. Wenn also die Temperatur des lebenden Menschen und der atmosphärischen Luft von einander abweicht: so folgt nach diesem Gesetze, daß das eine von ihnen dem anderen so viel von seinem Uebermaß an freyem Wärmestoff mittheilt, als dieser aufnehmen kann. Die Oberhaut ist bestimmt, der umgebenden *immer* kühleren Luft einen Theil des im Inneren sich entwickelnden freyen Wärmestoffs mitzutheilen. Je wärmer also die äußere Luft ist: desto weniger wird ihr vom Organismus mitgetheilt werden können, und desto mehr Wärmestoff wird sich in ihm anhäufen. Diese Behauptung ist nur zum Theil wahr. Gewiß wird eine kalte Luft dem Organismus Wärmestoff entziehen; allein sie kann auch auf der anderen Seite, vermöge der durch die Kälte in ihr geweckten Leitungsfähigkeit für andere potenzirende Classen, Elektricität, Magnetismus u. s. w., den Organismus in einen solchen Zustand versetzen, daß der Proceß der Wärmeentwicklung desto rascher in ihm vor sich geht, und den durch die Kälte bewirkten Verlust weit überwiegt, wenn diese nicht so intensiv ist, daß sie den ganzen Lebensproceß nur schwach anregt, oder gar unterdrückt. Ganz irrig aber ist der Vf. in seinen Behauptungen von dem Gesetze der Verdunstung, und in der Anwendung desselben auf den menschlichen Körper. — „Die Öffnungen der Oberhaut“, sagt der Vf., „wodurch die Ausdünstungsmaterie entweicht, sind so fein, daß die Flüssigkeit in Gas oder Dampf sich verwandeln muß, um durchgehen zu können. Dieser Durchgang würde dennoch nicht möglich seyn, wenn die die Oberhaut umgebende atmosphärische Luft nicht kälter wäre, als der Organismus, wodurch diese Luft eine größere Capacität für die gasartigen Stoffe der Ausdünstung

hat, als eine wärmere Luft." Dieser Satz, welcher die Grundlage der gesammten Theorie des Vfs. und seiner Heilmethode in dieser Krankheit bilden hilft, ist durchaus irrig und einem allgemein anerkannten Gesetze zuwider, nach welchem eine warme Luft mehr Capacität und Auflösungsfähigkeit für wässrige Dünste hat, als eine kalte. Er sucht diesen Satz durch die Dampfäulen zu beweisen, welche sich in der Winterkälte von der Oberfläche des nackten Menschen erheben, und durch die Lungenausdünstung, die nur dann sichtbar ist, wenn die eingeathmete Luft eine niedrige Temperatur hat. Allerdings sieht man unter diesen äusseren Verhältnissen die ausgedünste Materie; aber daraus, dass man sie *sieht*, folgt ja nicht, dass sie stärker sey, als dann, wenn man sie nicht sieht. Das hat ja einen ganz bekannten Grund, welchen Rec. dem Vf. wahrlich nicht erst zu sagen braucht. — „Der freye Wärmestoff“, fährt der Vf. fort, „äussert eine solche Verwandtschaft zur Feuchtigkeit, dass er sich dieselbe in Gestalt von Dünsten oder Dämpfen aneignet. Wenn er nun durch die Haut entweicht: so entreisst er dem Körper einen Theil der Feuchtigkeit. Dasselbe würde auch der Fall seyn, wenn die Temperatur der Luft die Temperatur des Körpers überträte. Hieraus folgt, dass, je mehr die Temperaturen zweyer mit einander in Berührung stehender hygroskopischer Körper von einander abweichen, der weniger feuchte und trockenere Körper in desto höherem Grade das Bestreben äussert, sich mit der Feuchtigkeit des feuchten Körpers so lange zu sättigen, bis der Feuchtigkeitsgrad beider einander gleichkömmt. Wendet man dieses Gesetz auf das Verhältniss des lebenden Menschen zur umgebenden Luft an: so erkennt man, dass, je mehr die Temperaturen dieser beiden Körper von einander abweichen, auch die Verdunstung der thierischen Feuchtigkeiten um desto mehr zunehmen wird, und dass, je mehr diese beiderseitigen Temperaturen sich einander nähern, auch die Verdunstung um so mehr sich vermindern wird.“ — Dem Rec. scheint gerade das Gegentheil zu folgen. Eben weil der Wärmestoff, wenn er durch die Haut entweicht, dem Körper einen Theil der Feuchtigkeiten in Gas- oder Dunst-Form entreisst: so muss er dieses um so freyer und stärker thun, je höher die äussere Temperatur, je wärmer die atmosphärische Luft ist, und zwar aus folgenden einfachen Gründen. Eine wärmere Luft entzieht dem Körper weniger Wärmestoff, vermehrt also relativ und absolut die Summe seiner Reize, und verstärkt die Thätigkeit desselben und auch die seiner exhalirenden Gefässe. Die

Folge davon muss vermehrte Exhalation nach innen und aussen seyn. Je mehr die äussere Luft expandirt, je dünner sie ist: desto freyer wird die vom Körper ausgehende Expansion und Verdünnung geschehen können. Da eine warme Luft überdies eine grössere Capacität für wässrige Dünste hat: so wird die Verdünnung so lange frey von Statuten gehn, bis die umgebende atmosphärische Luft mit wässrigen Dünsten und den in ihnen enthaltenen Stoffen dergestalt gesättigt ist, dass sie keine mehr aufzunehmen vermag, bis sie ihre Capacität dafür verloren hat. Es ist daher allerdings irrig, wenn man die Transpiration bey Menschen zu befördern glaubt, indem man sie fortwährend unter dicken Federdecken, wie in einem Schwitzbade, erhält; denn hier wird die den Körper zunächst einschliessende Luft so mit Dünsten und mancherley phlogistischen Stoffen imprägnirt, dass sie ihre Capacität für die Ausdünstungsmaterie verliert, und die Ausdünstung, statt befördert zu werden, dadurch offenbar unterdrückt wird. Anders aber verhält es sich mit einer Luft in einem grossen Raume, die oft erneuert wird. Der Vf. könnte zwar einwenden: wenn nicht geleugnet werden kann, dass eine kältere Luft mehr Capacität für den Wärmestoff hat: so wird dieser in einer warmen Atmosphäre weniger ausströmen, und mithin weniger Ausdünstungsmaterie mit sich fortreissen. Hierauf lässt sich erwidern: der Wärmestoff im Inneren des Körpers braucht die Ausdünstungsmaterie nur bis an die Oberfläche des Körpers zu verflüchtigen, welches in einer warmen Atmosphäre um so rascher geschehen wird, da vermöge der warmen Luft das Ausströmen der Wärme aus dem Körper mehr gehindert, mithin eine um so grössere Quantität freyer Wärme sich in ihm befinden wird. Ist nun die Ausdünstungsmaterie an die Oberfläche des Körpers gelangt: so wird sie von der warmen Atmosphäre in dieser Form erhalten und fortgeleitet, und dieses um so mehr, je wärmer die den Körper umgebende Luft ist. Weit entfernt also, dass zwischen dem Gesetze der Temperatur und dem der Verdunstung eine Analogie Statt finde, herrscht vielmehr ein absoluter Gegensatz zwischen ihnen. Je wärmer eine Luft ist: desto mehr Leitungsfähigkeit und Capacität hat sie für Dunst und gasartige Stoffe, desto weniger aber für den Wärmestoff, und umgekehrt. — Der Vf. hat sich offenbar durch fremde Auctorität diese Analogie aufdringen lassen. Rec. muss es einsichtsvolleren Männern überlassen, zwischen dem Vf. und ihm zu entscheiden. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

N E U E A U F L A G E N.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Gemeinnützige Kunstschule* von J. A. C. Löhr, Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Zweyte verbess. Aufl. 1810. XXXII u. 413 S. 8. (12 Gr.)

Frankfurt a. M., b. Varratsnapp und Wenner: *Deutsches Lesebuch für die ersten Anfänger*. Mit 22 ausgemalten Kupfertafeln. Vermehrte Aufl. 1808. 96 S. 8. (12 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 S E P T E M B E R, 1810.

M E D I C I N.

Beschluss der Recension

VON

Benedicts, Dähne's und Reichs Schriften
über das Scharlachfieber.

Um nicht die Grenzen einer Recension zu sehr zu überschreiten, will Rec. nur noch Einiges herausheben, was ihm am auffallendsten schien. — Der Vf. behauptet an mehreren Stellen, dass die Bösartigkeit des Scharlachfiebers, wie es sich zuweilen zeigt, seinen Grund größtentheils in der schlechten Behandlung, in dem üblen warmen Verhalten habe, welches man durch die Idee von einem Stoffe, der durch die Haut vermittelst der die Wärme verstärkenden Ausdünstung ausgetrieben werden soll, für indicirt hält, und dass, wenn wirklich individuelle Ursachen die Abschuppung der alten Oberhaut und die freye Ausdünstung des Wärmestoffs verhindern, dieses Übel durch ein kühles Verhalten leicht gehoben werden könne. — Warum sind denn aber die Scharlachfieber bis zu dem Jahre 1801 nach derselben Methode glücklich, und vom Vf. immer glücklich behandelt worden? Waren das andere Scharlachfieber? Es giebt ja nur Ein Scharlachfieber. Oder hat sich seit jener Zeit die Oberhaut der ganzen Generation verdickt? Der Vf. antwortet hierauf: Es kann daran liegen, dass entweder die Stubentemperatur nicht hoch genug gewesen ist, um die Folgen des im Organismus angehäuften Uebermaßes an freyem Wärmestoff und Feuchtigkeit hervorzu- bringen, oder dass zugleich Mittel angewandt worden sind, welche diesen übeln Folgen das Gleichgewicht gehalten haben. Wer kann wohl diese ausweichende Antwort befriedigend finden? Bey der fast unzähligen Menge von Scharlachkrankheiten, die nach derselben Methode behandelt worden und glücklich verlaufen sind, ist die Stubentemperatur, der herrschenden Theorie und den gewöhnlichen Vorurtheilen gemäß, gewiss hoch, sehr hoch gewesen, wie sie es jetzt noch ist. Was die dabey angewandten Mittel betrifft: so weiß wohl jeder Arzt, von welcher Art sie gewesen sind, und es größtentheils noch sind, schweifestreibende, reizende, krampfstillende, den Wärmeprocess beschleunigende Mittel. Aus dieser aufgeworfenen Frage und der unbestimmten Antwort des Vfs. erhellt schon zur Genüge, dass dem Scharlachfieber wohl noch etwas mehr zum

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Grunde liegen muss, als das Bedürfnis einer neuen Epidermis. — Der Vf. erklärt ferner das Abschuppen der Oberhaut für ein Symptom, für eine äussere Erscheinung der Krankheit, und diese soll identisch seyn mit der Krankheit selbst, mit dem inneren Seyn derselben. Ein ächt pathognomisches Symptom kann uns allerdings viel Licht über die innere Natur einer Krankheit geben, aber nie das Wesen derselben seyn. Die Abschuppung ist eher eine nothwendige Folge der Scharlachkrankheit. Und gesetzt die Tendenz dieser Krankheit ginge wirklich auf Abwerfung der alten Oberhaut: so lässt sich die Natur dieses Processes in Rücksicht seines Entstehens und seiner Folgen nie aus sich allein begreifen, sondern immer durch eine umfassende Rücksicht auf das Leiden aller damit in Verbindung stehenden nahen und entfernten Organe, welche das Abwerfen der Oberhaut begründen und befördern helfen. Mithin kann man wohl nicht das Wesen der Scharlachkrankheit in einem einzigen, am deutlichsten hervortretenden, sie stets begleitenden Symptome suchen, sondern muss sie aus einer tiefern Quelle schöpfen, aus allen, der Krankheit vorhergehenden und sie begleitenden Umständen, durch welche das Entstehen und der Verlauf derselben bedingt wird. — Der Vf. leugnet die Existenz des Scharlachgifts, und hält die Annahme desselben für eine leere Hypothese, für eine Schimäre. Seine Gründe aber, wenn sie diesen Namen verdienen, sind höchst unzureichend, und tragen zu deutlich das Gepräge einer vorgefassten Meinung. Es wird keinem rationellen Pathologen einfallen, von der die Krankheit begleitenden Röthe die Existenz des Scharlachstoffs abzuleiten. Die ganze Widerlegung daher, welche der Vf. deshalb unternimmt, war überflüssig. Besser wäre es gewesen, wenn er uns erklärt hätte, woher die unleugbare ansteckende Kraft dieser Krankheit komme, wenn ihr kein eigenthümlicher Stoff zum Grunde liegt, oder sich während derselben entwickelt. Darüber lässt sich aber der Vf. gar nicht vernehmen, sondern übergeht diesen wichtigen Punct gänzlich mit Stillschweigen. Und doch gerade dieser Umstand ist es, woraus man genöthigt wird, auf das Vorhandenseyn eines Ansteckungstoffes zu schliessen. *Hic Rhodus, hic salta!* möchte man dem Vf. zurufen, der diesen Feind kläglich, aber ohne Erfolg, zu umgehen sucht. — Alle übeln Folgen des Scharlachfiebers und seine Bösartigkeit leitet der Vf. aus einer Quelle her, nämlich aus dem zu warmen Verhalten. Ob dem wirklich so ist? Rec. glaubt, dass

Qqq

ein zu heisses Verhalten, ein immerwährendes Schwitzen allerdings viele üble Folgen, und einen tödlichen Ausgang hervorbringen könne. Der Vf. geht aber auch hier zu weit, und die Wahrheit möchte auch hier, wie überall, in der Mitte zu suchen seyn. *Stieglitz* warnt auch mit Recht vor einem zu heissen Verhalten, und empfiehlt eine mässig warme Temperatur. Aber den Scharlachkranken im Winter leicht bedeckt in einem ungeheizten Zimmer liegen zu lassen, oder ihn auf Promenaden und zu Dins zu führen; das heisst wohl, die Sache etwas weit treiben. Denn gesetzt, einige Fälle dieser Art liefen glücklich ab; so würde ein solches Verfahren dadurch immer noch nicht gerechtfertigt oder zu einem praktischen Axiom erhoben werden können. Ein umfassendes Urtheil kann Rec. über die Nützlichkeit der vom Vf. vorgeschlagenen Heilmethode nicht fällen. Denn dazu wird erfordert, daß der Gegenstand von seiner theoretischen und praktischen Seite beleuchtet werde. Zu letzterem aber muß sich Rec. selbst aus Mangel an hinreichenden Erfahrungen für incompetent erklären, da er bis jetzt sich noch nicht hat entschliessen können, einen Scharlachkranken nach diesen Grundsätzen zu behandeln. Jedoch aus theoretischen Gründen kann er mit vollkommener Überzeugung dieses Verfahren für fehlerhaft und schädlich erklären, da das diesem Verfahren zum Grunde liegende Princip, die Analogie des Gesetzes der Verdünnung und des Temperaturgesetzes, durchaus irrig ist.

I. M. PF.

MAGDEBURG, b. Hessenland und in Commission der leichchen Buchhandlung zu BRANDENBURG: *Die Kunst, das Leben der in der Oekonomie nützlichen und unentbehrlichen Thiere zu verlängern und sie gesund zu erhalten.* 1803. XVI u. 384 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. bemerkt, daß er für Nichtärzte schreibe, und sich daher gar nicht auf Behandlung der Krankheiten einlasse, die allein dem Arzte zukommen: man richte nur Schaden an, wenn man dem Landmann Anweisung gebe, äußerliche oder innerliche Curen zu unternehmen. Leider aber hat der Vf. diese wichtige Regel selbst nicht beobachtet: er giebt gleich im I Cap., welches vom Pferde handelt, eine ziemliche Menge Vorschriften, 1) *wie man bey Krankheiten des Pferdes verfahren soll*, und versichert dabey, daß er allenthalben die wohlfeilsten und leicht zu habenden Mittel angegeben habe. — Er handelt die von den Landeuten nur zu wenig beachteten Ursachen ab, wodurch ein Pferd zu Krankheiten geneigt wird; erspricht also von den Ställen, vom Futter, von der Abkunft, übermäßigen Anstrengungen, ferner vom Mangel an Reinlichkeit, von schneller Abwechselung von Hitze und Kälte. Alle diese Punkte werden kurz, aber ziemlich deutlich, für den Landmann abgehandelt. 2) *Was man bey dem Einkaufe der Pferde zu beobachten hat.* Hier ist der Vf. zu allgemein und kurz, als daß er dem Landmann deutliche Begriffe geben könnte. Die Lehre von dem Alter, das man an den Zähnen er-

kennen kann, ist, so wie die Kennzeichen desselben, sehr unvollständig vorgetragen. Der Vf. hätte hier nur andere veterinärische Werke genauer benutzen sollen; denn gerade dieser Punct verlangt für den gemeinen Mann eine sehr deutliche Auseinandersetzung. Nachdem die gewöhnlichen Betrügereyen angegeben sind, folgen 3) *einige nützliche Regeln, die man bey der Pferdezucht zu beobachten hat.* Lauter bekannte Dinge, kurz und ohne Beweise erzählt. 4) *Von den Kennzeichen, der Cur und den Mitteln der (bey den) Krankheiten der Pferde.* Seine Behandlungsart der Augenkrankheiten, wovon er nur einige, und diese unbestimmt genannt hat, ist, wie gewöhnlich, aus anderen Büchern wörtlich abgeschrieben, und verdient keiner besonderen Censur. Indessen rathen wir keinem, bey einem Flecken auf dem Auge Schieferstein und Muschelschalen ins Auge zu blasen, wenn er nicht das Auge zu zerstören gedenkt. 5) *Von der Druse und Kropf.* Auch hier findet man eine ziemlich schlechte und unvollständige Behandlungsart. Es sind eine Menge alter Recepte angeführt, ohne daß dabey über ihren Werth (Unwerth) und ihren Gebrauch die nöthigen Vorichts- und Anwendungs-Regeln gegeben sind. Wie wenig der Vf. mit den Mitteln bekannt sey, davon kann folgendes einen Beweis geben. S. 52 heisst es: „der Trank von ein (em) Loth (e) Salpeter und einem Loth Nitrum Depur. (atum)“ !!! Solche Fehler können nicht einmal einem Schmiede verziehen werden. — S. 56 heisst es, daß ein Durchfall von 14 Tagen nichts schade. Die Erfahrung lehrt aber gerade das Gegentheil. Die Vorschriften bey der Ruhr sind ebenfalls schlecht und aus anderen Büchern wörtlich abgeschrieben. S. 61 Z. 13 wird ein Gran Sublimat zu einem Klystiere gegen Würmer verordnet. Es scheint, daß der Vf. den Sublimat mit einem anderen Mittel verwechselt hat; wenigstens warnt Rec. jeden Landmann vor diesem Mittel, welches nur ein vorsichtiger und geschickter Arzt gehörig anwenden kann. S. 62 ist ein aus 12 einfachen Mitteln (die sich zur Hälfte widersprechen) zusammengesetztes Recept angeordnet, wo ein aus 3 Mitteln bestehendes dasselbe thut, wenn man nur die Bestandtheile derselben kennt. S. 71 sind Koloquinten mit bitteren Kräutern verordnet, vor welchen Rec. ebenfalls sehr warnt. S. 85 sind wieder bey der Mauke Laxirmittel empfohlen, die in diesen Fällen gar nichts nutzen, sondern eher schaden, so wie auch das Ubrige S. 86 nichts taugt. Äusserliche Mittel, zweckmässig angewandt, aber nicht scharfe und ätzende Salben, sind hinreichend, die Heilung zu bewerkstelligen. S. 91 ist bey einfachen Wunden eine Salbe aus Alaun, Grünspan und Terpentin (!!) empfohlen, die gewiss schaden wird. S. 92 ist Bleyweiß und Silberglätte zusammen empfohlen!!

II. *Vom Rindvieh.* Auch hier findet man nur das Alltägliche über Verbesserung des Rindviehstandes. Wie konnte der Vf. wagen, sogenannte Blutreinigungsmittel (S. 126), welche längst als Schimären bekannt sind, „als ächt und durchaus zweckmässig“ vorzuschreiben? — Die Operation des Bauchstiches ist sehr

unvollständig und sehr undeutlich angegeben. — Am Vorschriften und Mafsregeln bey der Viehpest und Seuchen scheint der Vf. nicht gedacht zu haben.

III. *Vom Schafe.* Nachdem die gewöhnlichen Vorschriften beym Erziehen, Füttern und Aus- und Eintreiben aufgetischt sind: so kommt es an die Krankheiten. Bey den Pocken der Schafe darf man nicht zur Ader lassen, wie der Vf. vorschreibt. Überhaupt ist der Vf. mit dem Aderlassen bey den Schafen ziemlich bereit, da dasselbe doch längst als gefährlich und selten anwendbar erwiesen ist. Auch darf man die *Angelica*-Wurzel nicht *abkochen*, sondern muß sie *abbrühen*. Die Abhandlung über den Biss der Schafe von tollen Hunden ist sehr schlecht, und belehrt den Landmann gar nicht über die Möglichkeit der Rettung und die Mittel, wodurch die Erhaltung möglich ist.

Auch die Pflege und Wartung nebst den Krankheiten der *Ziegen, Hunde, Katzen, Tauben, Hühner, Gänse, Truthühner, Enten* ist sehr unvollständig beschrieben worden. Es folgt auf diese Beschreibung etwas über das Mästen der Gänse und ihren allgemeinen Nutzen, so wie vom Füttern der Truthühner. Von dem *Seidenwurme* ist ebenfalls das Alltägliche kurz berührt. In der am Ende stehenden Hausapotheke werden mehrere bittere Pflanzen und einige abführende Mittel beschrieben.

Der Plan dieses Buchs wäre nicht zu verwerfen, wenn der Vf. den Gegenstand deutlich und nach richtigen Grundsätzen ausgeführt hätte.

Ohm.

1) LEIPZIG, b. Junius: *Des Thierarztes J. J. W. Lux Charakteristik der Rindviehpest, oder Entzifferung noch nie erkannter früher Zeichen und ausführbarer Ideen zur Verhütung und schnellen Tilgung der sogenannten Hornviehseuche.* — Ein unentbehrliches Handbuch für prüfende Ökonomen, Cameralisten, Physiker und Thierärzte, als Stellvertreter aller kronentrugenden Schriften hierüber. In II Theilen, nebst einem vorangehenden Plane, den Vortrag der Heerdekrankheiten systematisch zu ordnen. Mit einer Karte, Kupfern und Tabellen. 1803. XXII u. 133 S. 8. (21 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Wie ist die Rindviehpest in ihrem Entstehen untrüglich zu erkennen und zu behandeln?* Ein bisher verborgenes Geheimniß, durch Zeitgeschichte derselben in einer Reihe von Berichten, Gutachten und Verhandlungen für Geschäftsmänner dargestellt und bearbeitet von J. J. W. Lux, Thierarzte. Mit einer Karte. 1803. 95 S. 8. (14 Gr.)

Es ist unbegreiflich, wie man in unseren Zeiten dergleichen alltägliche Sachen, wie diese Schriften enthalten, für *inaudita* öffentlich ausbieten kann. Diese Geheimnisse sind von dem Vf. den ökonomischen gel. Gesellschaften Helvetiens, in Bern, in Celle, Leipzig, Potsdam und Prag, und endlich seinem Freunde, Lehrer und Landsmanne, Hn. Prof. Sick in

Berlin, als dem größten Epizootie-Kenner unserer Zeit (!), zugeeignet.

Nachdem der Vf. von den Verheerungen, welche die Rindviehpest angerichtet hat, das längst Bekannte gesagt, erzählt er uns, daß das Ungeheuer aus dem Oriente zu uns gekommen sey; Beweise davon giebt er aber nicht, als höchstens seine Autorität. Die Quarantainen hält er für das einzige Mittel, Deutschland vor diesem Übel zu schützen. Auch giebt er Grenzen an, wo man die Linien ziehen soll, und scheint schon mit allen Schwierigkeiten im Reinen zu seyn, obgleich die Regierungen diese nur zu gut kennen. Auch will der Vf. im Verlauf dieses Werks uns zeigen, wie man, ohne ein krankes Thier gesehen, und ohne eine Obduction gemacht zu haben, in seiner Stube beym ersten Morden eines Stücks das Entstehen der Rindviehpest vorausagen könne. Dieses Geheimniß ist freylich wichtig; aber auch wahr? Jedoch wir wollen dem Vf. näher folgen.

Charakteristik der Rindpest: Erster und theoretischer Theil, Aphorismen aus der reinen Rindpest-Lehre. Das Vaterland der Epidemie ist, gleich der Menschenpest, der Orient: von dort kam sie zunächst nach Griechenland, Italien, Gallien, und so wanderte sie in der Welt herum von einem Pole zum anderen. Dieses kann nicht geleugnet werden; allein sie kann doch nur deshalb im Oriente entstanden seyn, weil alle Einflüsse sie dort begünstigten, und sie immer von Neuem entstehen ließen. Denn es ist ja sonst nicht erklärbar, wie noch Rinder dort leben, und wie noch unangesteckte von dort herkommen können. Auch wenn nur einzelne von der Heerde mit ausgetrieben werden: so werden auch die übrigen allmählich mit angesteckt, und werden die Zeichen der Pest führen, die in gegenwärtigen Zeiten jedermann kennt. Hr. Dr. Keck in Coswig hat uns darüber viel Wahres gesagt, allein man scheint dieß zu wenig zu beachten. Wir verweisen auf dessen Beyträge Leipz. 1802. Nach Hn. Lux fügen alle diejenigen dem Staate unermesslichen Schaden zu, welche diese Krankheit für ein Localübel erklären, wie die *Wollsteinianer*! Der Charakter soll, nach dem Vf., an dreierley zu erkennen seyn: 1) an ihrem geographischen Zuge, 2) an ihrem contagösen Laufe, und 3) an ihrem Infections gange. Sie soll langsam von einem Orte zum anderen schleichen, und nur Depots machen, woraus nachher im Umkreise dieses Übel verbreitet wird. Alles deutet der Vf. auf die Ansteckung hin: die Treiber bringen angestecktes Vieh von ihrer Heimath nach Europa, und alle acht Tage soll ihnen neues Vieh erkranken, welches sie alsdann für Marode ausgeben, schlachten oder früher verkaufen, und durch ihren Koth sollen die inländischen Rinder ebenfalls angesteckt werden. Daß dieses immer so sey, sollen wir dem Vf. aufs Wort glauben, und auch eben so, daß „die Epidemie in einer arithmetischen Progression steige“, welches in der That einer noch viel genaueren Untersuchung bedarf. So soll nun endlich die Pest ihren Gipfel erreichen und alles verheeren. Alles

dieses war bis dahin unbekannt: erst durch unseres Vfs. und Professor Sicks Entdeckung ist dieses Geheimniß offenbar worden! Die Art, wie dieses Ungeheuer abzuwenden sey, ist ganz dieselbe, wie sie schon vom Prof. *Adami* und *Frank* und Anderen angegeben ist; sie besteht in den gewöhnlichen Vorschlägen zur Sperre.

Der erste Theil dieses Werks wäre also ganz überflüssig, und braucht von keinem Thierarzte gelesen zu werden, der andere Schriften gelesen hat. Am Ende der ersten Abtheilung findet sich eine Erklärung der zwey Kupfertafeln, welche einen Krankenstall nach den verschiedenen Jahreszeiten darstellen, und Zäume bey der Sperre, eine Strohhütte für die Cordonwache, die man übrigens nach Belieben machen kann.

Der zweyte oder praktische Theil beschäftigt sich mit der Charakteristik der Rindviehepidemie, der Originalität der Rindviehepidemie aus Zeitgeschichten derselben entwickelt und dargestellt. Dieser zweyte Theil ist noch einmal unter einem besonderen Titel abgedruckt, und macht ein Werk für sich aus, das oben No. 2 aufgeführt worden. In demselben wird der Gang der Rindviehepest erzählt. Im St. Johanner-Ordens-Warthe-Bruche in der Neumark Brandenburg ist am Schlusse des 18 Jahrh. und in den be-

nachbarten Dörfern eine Rindviehepidemie ausgebrochen etc. Hr. *Lux* theilt uns hier Resultate der Untersuchungen und Anordnungen des Prof. *Sick*, seines ehemaligen Lehrers, mit. Er begleitete denselben auf den Untersuchungsreisen, und erhielt dadurch eine deutliche Anschauung über die Pest. Die Beschreibung und Karte von Warthe-Bruche ist vom Director *Stubenrauch* verfertigt, wonach unser Vf. eine Copie genommen hat. Auch hier spricht der Vf. von Geheimnissen, die man in dieser Schrift finden soll, da sie doch nichts als bekannte Sachen enthält. Es wäre übrigens dem Zwecke dieser Zeitung entgegen, wenn man hier Auszüge der Berichte liefern wollte. Sie sagen auch weiter nichts, als daß man die Rindviehepest dort angetroffen habe, daß man fleischleunigt unterdrückte, und auch für die Folge Grenzen setzen werde. Man legte hier die gewöhnliche Sperre an, und Prof. *Sick* hat an mehreren Stücken die Impfung vorgenommen. Allein man hat damit nicht viel ausgerichtet. In den Beyträgen beschwert sich Hr. *Sick* über Hn. *Reutter* und einige andere Ärzte; allein diese haben sich hinlänglich in *Riems* Sammlungen vertheidigt und gezeigt, daß ihnen bey diesen Berichten Unrecht geschehen sey. Ohm.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Berlin, b. Maurer: *Praktische Bemerkungen über das Einimpfen der Pocken bey den Schafen*. Nebst einem Anhang, welcher eine Anweisung zur Operation der drehenden Schafe, und die Beschreibung eines dazu eingerichteten verbesserten Trokars enthält. Von J. N. *Rohlfes*, k. preuss. Thierarzte etc. Mit einer Kupfertafel. 1806. 29 S. 8. (4 Gr.) In Betreff der Einimpfung der Pocken bey den Schafen stellt Hr. *R.* hier einige aus seiner Praxis abstrahirte Behauptungen auf, die schwerlich Beyfall finden werden. Sie sind 1) daß die Pocken auch gleich unmittelbar nach der Impfung entstehen können; 2) daß das Blut der blatternden Schafe keine ansteckende Kraft habe; 3) daß die Blattern, wenn sie in Eitergeschwüre übergehn, bösartig seyen, und 4) daß das Blatterngift, wenn es bis ins Zellengewebe gebracht werde, bösartige Geschwüre erzeuge. Jene unmittelbare Entstehung der Pocken ist nach dem uns bekannten Gange der Natur unwahrscheinlich; sie ist aller bisherigen Erfahrung, wozu Rec. auch seine eigene mit rechnen muß, entgegen; und sie folgt selbst aus des Hn. *R.*s Beobachtungen nicht; denn die geimpften Schafe, an denen er die Pocken so früh wahrnahm, waren ja aus einer bereits angesteckten Heerde, und konnten also mehrere Tage vor der Impfung schon von den natürlichen Pocken angesteckt seyn. Daß das Blut ein geringeres Ansteckungsvermögen habe, als die in den Pocken selbst befindliche Feuchtigkeit, ist bekannt; daß es aber gar kein Ansteckungsvermögen habe, dieser Behauptung muß Rec. aus eigener Erfahrung widersprechen, und es sind auch schon ältere Erfahrungen davon vorhanden. Daß auch gutartige Blattern Eitergeschwüre gemacht haben, hat Rec. mehrmals gesehen, und es kann anderen Beobachtern eben so wenig entgangen seyn, wenn es gleich seltener geschieht. Daß solche Blattern tiefer eingedrungen seyen, als die gewöhnlichen schwammartigen Erhöhungen, und daß sie also gefährlich seyen als diese, versteht sich aber freylich wohl von selbst, ohne daß die von Hn. *R.* daraus gezogene Folgerung, daß das Blatterngift nicht bis in das Zellengewebe gebracht werden dürfe, weil es da nur faulige Geschwüre verursache, dadurch bestätigt würde. Übrigens gesteht Hr. *R.* zwar zu, daß die natürlichen Pocken einen anderen Krankheitscharakter annehmen können; von den

geimpften scheint er es aber in Zweifel zu ziehen. Sollten jedoch dagegen nicht die Erfahrungen sprechen, die wir bey Menschen auch von geimpften Blattern haben, zumal da es doch Fälle gegeben hat, daß auch Schafe bey der Impfung an den Blattern gestorben sind — bey welchen Fällen die Krankheit doch wohl einen anderen Charakter angenommen haben muß? In dem Anhang schlägt Hr. *R.* vor, der Hülfe des Trokars in einer gewissen Höhe über der Spitze des Instruments eine kleine Scheibe wagrecht anzulöthen, damit es nicht tiefer eindringen könne als es solle; und dabey vertheidigt er die Saugpritze, und rath endlich an, die drehenden Schafe, bey denen man die Blase noch nicht fühlen, die Operation also auch noch nicht machen könne, durch gutes Futter bis zu diesem Zeitpunkt hinzuhalten. Wenn wir nicht gewiß wüßten, daß Hr. *R.* praktischer Thierarzt wäre: so würden wir es hienach bezweifeln müssen; so ganz ohne Umsicht sind diese Ideen gefaßt. Da die Blase in allen Tiefen bis zu dem verlängerten Rückenmark hinliegen kann: so giebt es ja keine absolute Tiefe für die Operation, und sie kann und darf folglich auch am Instrumente nicht bestimmt seyn; überdies zeigt das augenblickliche Herausdringen des Wassers den Punkt, wo man die Blase getroffen hat, genügend an. Wenn man also nur nicht gar zu hastig und unvorsichtig verfährt: so bedarf man des Aufhalters gar nicht. Die Vertheidigung der Saugpritze hätte Hr. *R.* nicht übernehmen können, wenn er nur einen Augenblick hätte bedenken wollen, wie sie wirkt, und daß es doch auch durch sie unmöglich ist, das Wasser rein herauszuziehen. Gegen den letzten Rath, die Schafe durch gutes Futter hinzuhalten, bis die Blase von aussen gefühlt werden könne, hätte dem Vf. selbst beyfallen müssen, daß die Thiere in den oft viele Tage hintereinander anhaltenden Anfällen vom Paroxysmus nicht fressen, und daß, wenn die Blase tief liegt, sie in dem kleinen Gehirn oder dem verlängerten Rückenmarke liegt, wobey die Krankheit durch die Trepannung nicht mehr geheilt werden kann; und daß sie, wenn sie auch im großen Gehirn liegt, in diesem gemeinlich tief liegt und es größtentheils zerstört, wenn man das Thier bis zum Fühlbarwerden der Blase von aussen hinhalten will.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1810.

P A D A G O G I K.

- 1) TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Der neue Landschullehrer*. Eine Fortsetzung des Landschullehrers von Moser und Wittich. Herausgeg. von Ph. Jac. Völter, Schullehrer zu Heidenheim. II B. 1 St. 1803. 147 S. 2 St. 1804. in fortlauf. Seitenzahl 305 S. III B. 1 u. 2 St. 1804. zusammen 312 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 2) Ebendaeselbst: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher* von Ph. Jac. Völter, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. I Bd. 1 St. 1808. 152 S. 2 St. 1809. 160 S. II Bd. 1 St. 1809. 140 S. 2 St. 1810. 144 S. III Bd. 1 St. 1810. 158 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Man sollte glauben, ein Handbuch für Erzieher und Schullehrer müßte ein sehr großes Publicum finden, da die Schwierigkeiten bey der praktischen Erziehung so mannichfaltig sind, und die Erziehung selbst von so vielen befordert wird, welche in unzähligen Fällen der Belehrungen und Erfahrungen Anderer gar sehr bedürfen. Fast findet aber nichts weniger Beyfall und Absatz, als dergleichen Handbücher für Erzieher. Und die geringe Aufmunterung, die gewöhnlich der praktische Erzieher in Rücksicht der Belohnung für sein mühsames Geschäft erhält, erstreckt sich durch eine natürliche Verbindung auch auf den Schriftsteller, der für praktische Erzieher schreibt. Uns wenigstens sind mehrere solche Zeitschriften bekannt, die aus Mangel an Absatz nicht fortgesetzt werden konnten, ob sie gleich Werth hatten, und in dem Wirkungskreise, für welchen sie bestimmt waren, viel Nutzen stiften konnten. In dieser Hinsicht verdient Hr. V., der sich bey so ungünstigen Umständen dennoch zur Herausgabe jener Bücher, wovon No. 2 die Fortsetzung des ersten ist, entschloß, alle Aufmunterung. Möchte er doch eine strengere Auswahl in Rücksicht der aufgenommenen Aufsätze beobachtet haben! Eine kurze Anzeige der vorhandenen wird diesen Wunsch rechtfertigen.

No. I. Die 1 Abhandlung von Magenuß über die Frage: *Was ein Schullehrer zu thun habe, wenn ihm die Ältern bey seinen Lehranstalten oder in der Schulpflicht hinderlich sind*, enthält zwar gute Rathschläge; aber der Vortrag ist viel zu gedehnt. Man muß (dieses ist das Resultat) vor Allem den Quellen der Widersprüche nachspüren. Entweder ist es Unwissenheit, oder bloß Liebe zum alten Schlandrian, oder Neid und wirkliche Bosheit. Der Lehrer muß hin-

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

gegen durch Hülfe der Kinder selbst, oder durch belehrende Besprechungen mit den Ältern, zu wirken suchen. Er muß rauhe Widersprüche vermeiden, und nicht Geduld verlieren. 2. *Über die Preisfrage: Wie kann Ein Lehrer, der 70 bis 80 Kinder zu unterrichten hat, alle in den gewöhnlichen Schulstunden zweckmäßig beschäftigen?* Hr. Pfarr. Bauer in Münster (bey Kanstatt) hat das Geschäft übernommen, aus allen (1794) eingesandten Beantwortungen das Belehrende und Beste auszuheben. Der Vorschlag des Vfs. geht dahin, ältere und jüngere Kinder zu trennen, die jüngeren früher zu entlassen, und damit den Unterricht schicklich zu theilen. — Eigentlich ist der Frage selbst durch eine solche Antwort ausgewichen. Denn wenn sich ein solches Vertheilen füglich thun ließe, ohne daß den Kindern zu viele Stunden entzogen, und ohne daß die Ältern dadurch in Unzufriedenheit versetzt, und mit eigenem Unterrichten im Hause beschwert würden: so fiel wohl die Verlegenheit von selbst weg, welche das aufgebene Problem eben veranlaßt hat. Die übrigen Bemerkungen und Vorschläge des Vfs. verdienen Beherzigung. Unter den übrigen Aufsätzen des I St., von welchen einige aus anderen Schriften entlehnt sind, zeichnet sich der *über die Bestimmung des Unterschieds solcher Wörter, welche ähnliche Bedeutung haben*, vortheilhaft aus. Ein Leseinstitut des thätigen Schulmeisters Sauter in Flehingen verdient Lob und Erhebung.

Im II Stück läßt sich die Lebensbeschreibung eines armen Schullehrers, den sein gutgemeinter Eifer selbst (wie es scheint) in sein frühes Grab führte, nicht ohne Rührung lesen. Er hieß *Wek*, und lebte zu Rufsheim in Baden. . . . In dem (von D. Niemeyer entlehnten) Aufsätze vom *Rechnen* kommen nützliche Darstellungen vor; aber derganz unentbehrlichen *Decimal-Methode* wird mit keiner Sylbe gedacht. Im Abschnitte vom *Kopfrechnen* wäre so schöner Anlaß dazu gewesen. — Verschiedenen kleineren Aufsätzen fehlt die gehörige Ausführung. Z. B. den Unterredungen mit Kindern *über das Daseyn Gottes*, und dann *über den Neid*. Der Vf. des letzten Fragments zeigt eine gute Anlage zur Fertigung solcher Dialogen; der Stoff ist aber lange nicht genug benutzt worden. — Über das zu *Stuttgart errichtete Realinstitut* wären wohl nähere Nachrichten wünschenswerth. Die Bestimmung desselben ist für angehende Kaufleute und Handwerker. — Auch zu Ludwigsburg ist eine ähnliche Anstalt. Zum Schlusse stehen hier, so wie in den folgenden Stücken, Bücheranzeigen.

Das I Stück des 3 Bandes eröffnen Bemerkun-

R r r

gen über die Methode des Elementarunterrichts überhaupt als Einleitung zur Beurtheilung der *pestalozz. Methode*. Diese betreffen hauptsächlich die Unbilligkeit, mit welcher manche Gelehrte gegen Pestalozzi sich in Tadel ausgelassen haben, weil manche seiner vorzüglicheren Lehrsätze längst vor ihm von Anderen schon zur Beherzigung empfohlen worden seyen. — Hierauf werden einige von den sogenannten *Übungen für Mütter* aus Pestalozzi's Schriften selbst im Auszuge geliefert. Dann folgt ein Aufsatz von dem Pfarrer in Schaeitheim, unweit Heidenheim, *J. Lang*, über die Errichtung besonderer Unterrichtsanstalten für Handwerksgehlen und Lehrlinge, welchen Niemand, dem solche Bildungsversuche am Herzen liegen, ohne Interesse lesen wird. In dem zunächst stehenden Versuch einer Schulordnung für Landschullehrer, von Pfarr. Gaob aus Ehrstädt, sind bekannte Obliegenheiten durch eine gute Ordnung in eine feine Übersicht gebracht. — Über die Frage: wie ein Schullehrer zur Ausrottung des Aberglaubens beitragen könne, werden auf 4 Blättern einige gute Mittel vorgeschlagen, womit aber die dahin gehörigen Erörterungen lange nicht erschöpft sind. Und 7 Blätter fällt hierauf ein Auszug aus dem *junkerischen Handbuche*, über *uneigentliche Ausdrücke der Bibel* durch *J. G. Witschel* verfaßt, welcher Lehrern Anleitung giebt, die Kinder zum vernünftigen Denken zu gewöhnen. In den *historischen Nachrichten* folgen Auszüge aus Synodal-Rescripten, die Einrichtung der Schultabellen im Württemb. betreffend, aus welchen unter anderen ersichtlich ist, daß nun doch nicht mehr „auf das Auswendiglernen der Kinderlehre und der Busspsalmen gedungen werde, auch nicht mehr bestimmt angegeben werden dürfe, wie weit die Kinder im Auswendiglernen des Katechismus, der Sprüche u. s. w. gekommen seyen.“ Dies ist ein wichtiger charakteristischer Zug in dem ganzen Bildungswesen eines großen Landes, auf welchen mehr zu achten ist, als man beym flüchtigen Durchlesen abndet! — Als dann Bekanntmachungen des Erfolgs der *Preisaufrage* über die Frage: Welche Vortheile haben die öffentlichen Schulanstalten vor dem häuslichen Unterrichte? und welche sind deren eigenthümliche Fehler? — Der Preis von 5 Ducaten ist Hn. C. F. Vollmar, Collabor. zu Tübingen, zuerkannt, aber auch noch ein 2ter und 3ter Preis ausgetheilt worden. Endlich über Lehranstalten und neuere Fortschritte dabey in *Neresheim*, *Augsburg* und *Baden*, und die Erhaltung eines wankenden Leseinstituts im Canton *Kreichgau*, welchem das lateinische Beywort *educatorisch* beyzulegen für gut gefunden worden. Die Vereinigung von Landgeistlichen und Schulmeistern zu einem schönen Zwecke und deren Belebung bey mühsamen Zusammenkünften ist allemal der Aufmerksamkeit und einiger Auszeichnung werth.

In dem II Hefte findet man zuerst die oben erwähnte Preischrift des Hn. Vollmar aus Tübingen zur Hälfte eingerückt. Die Behauptung, der Staat gewinne im Ganzen, und die Bürger der einzelnen Stände insbesondere, zumal arme, bey öffentli-

chen Erziehungsanstalten, wird durch mehrere Ansichten in einem guten Vortrage durchgeführt, und durch manche nicht gemeine Bemerkung gehoben, ob man gleich ganz neue Wahrheiten in einem Aufsatze dieser Art nicht wohl erwarten wird. II. *Materialien über die Sonntags-Evangelien zum Dictiren*, nehmen zu vielen Raum ein, beynahe 50 Seiten. Es sollen doch nur Probenmuster für wenig gewandte Lehrer seyn, und Vollständigkeit ist dabey nicht zu verlangen. Jedem Sonntage sind 1 $\frac{1}{4}$, auch hie und da etwas mehr gewidmet. Die Vorträge sind übrigens zweckmäßig aufgesetzt (von dem Herausgeber selbst). Die Quellen sind *Seiler*, *Feddersen*, *Löfsele*. III. *Regeln der Klugheit für angehende Schullehrer*, von Präceptor Schmid in Ebingen. Es wird besonders ein anspruchloses Benehmen und Entsagung auf hohe Belohnung und Vorzüge empfohlen. Dergleichen Erinnerungen gehen meistens gar schwer ein, und fallen gewöhnlich auf ein feißiges und dürres Land; — aber sie haben in der That Goldes Werth! — IV. *Warnung vor der Übertreibung im Tadel der Kinder* (aus den gemeinnütz. Beytr. zu den dresd. Anzeigen 1803 gezogen). Ein allerdings zu mehrerer Verbreitung wohlgeegneter Aufsatz, nach dessen Durchlesung übrigens die Bemerkung wohl stehen bleibt, daß nichts schwerer sey, als die Mittelstraße zwischen leidenschaftlichem und allzugelindem Tadel zu finden, und daß der erstere fast immer Schaden anrichte. — Unter den historischen Nachrichten kommt die Bekanntmachung eines geleänderten *Singinstituts zu Heilbronn* vor. Der Gassenfang der Chorschüler vor den Häusern der Bürger ist abgestellt; aber die Bürger sollen doch die einzelnen Geldbeyträge auch fort hin zahlen, und der Unterricht dadurch bestritten und verbessert werden; selbst Unterricht auf anderen Instrumenten soll dazu ertheilt werden. Bey manchen Änderungen dieser Art hat doch der Erfolg nicht entsprochen, und es ist viele Wachsamkeit nöthig, daß der Fang nicht gar zerfalle, wenn die alten Quellen versiegen. Doch läßt sich ohne nähere Erläuterung nicht darüber urtheilen; und kluge Vorsicht kann vieles abwenden. Alle Bildungsanstalten, welche den Fang und dessen Aufrechthaltung und Benutzung zu Belebung edler Gefinnungen angeben, verdienen, zumal in mittel-großen Städten, eine eigene Beherzigung, und es ist zu wünschen, daß überall doch nur die rechten Mittel ergriffen würden, um diesem Kunsteifer Nahrung zu verschaffen, und die Freude an erwecklicher und feyerlicher Musik allgemein zu machen. — Bemühungen in Baiern, den Schulvernachlässigungen durch ernsthafte Verfügungen vorzubeugen.

No. II. Im I B. 1 St. sind folgende Aufsätze. I. *Grundsätze und Ideen über Schulzucht*. Ein wichtiges Thema! Der ungenannte Vf. bescheidet sich selbst, daß er wegen „der eingeschränkten Zeit von wenigen Stunden“ nichts Ausführliches über diesen Gegenstand habe liefern können; aber warum nimmt man so wenig Zeit zu einer so fruchtbaren Materie,

die einer gründlichen Auseinandersetzung werth ist? Doch auch die Darstellung einiger der vorzüglichsten Grundsätze und Gedanken über die Schulzucht, die der Vf. nach seiner eigenen Erklärung geben will, bleibt zu sehr bey dem Allgemeinen stehen. Es hat weniger Schwierigkeit, einige Grundsätze der Schulzucht aufzustellen, als die einzelnen Fälle zu bestimmen, bey welchen jene Grundsätze in Anwendung gebracht werden müssen. Sollen Belehrungen über Schulzucht wirklich belehren: so müssen die zu bestrafenden Unarten der Schuljugend aus Erfahrungen speciell angegeben, und nach ihrer Strafwürdigkeit beurtheilt werden. Man muß die für jede Unart zweckmäßige Strafe festsetzen, und besonders auf die Straffälle aufmerksam machen, die in Schulen mit Unrecht Statt finden, und hingegen die Strafbarkeit anderer Fehler ins Licht setzen, die gewöhnlich in Schulen keiner Strafe unterworfen sind. II. *Ist es rathsam, Schulprämien auszuthellen? Und welches sind die Principien, nach welchen man dieselben austheilen soll?* (beantwortet bey der Schulconferenz zu N.) Man findet hier kürzlich die Gründe für und wider die Schulprämien gut aus einander gesetzt. Die Gründe für die Beybehaltung der Schulprämien überwiegen die gegenseitigen. Auch in dem zweyten Theile der Abhandlung hat man den richtigen Gesichtspunct getroffen, nach welchem diese Prämien ausgetheilt werden müssen. III. *Auszug aus der Schrift: Über Erziehung für Erzieher. Von J. M. Sailer. gr. 8. München, b. Lentner.* Der Vf. dieses Auszuges scheint sich nicht deutlich den Zweck vorgestellt zu haben, den er mit demselben erreichen will. Soll der Auszug eines Buches nur den Zweck haben, auf das Buch und den Inhalt desselben aufmerksam zu machen: so ist der gegenwärtige, der einzelne Stellen und Gedanken in extenso enthält, zu weitläufig. Soll er aber belehrend für die Leser des Handbuches seyn: so ist er hie und da zu trocken, und enthält oft nicht viel mehr als Überschriften und Titel. IV. *Ausgezeichnete Köpfe fordern eine vorzüglich sorgfältige Behandlung.* (Ein Auszug aus dem 1 B. der kleinen Reden an künftige Schullehrer.) Die Nothwendigkeit einer sorgfältigeren Behandlung ist gut aus einander gesetzt; aber weniger befriedigend sind die Rathschläge, wie eine solche Behandlung einzurichten sey. V. *Grundsätze der deutschen Sprachlehre.* (Fortsetzung.) Rec. sieht nicht ein, zu welchem Zwecke diese Grundsätze hier stehen. Sollen sie als Leitfaden bey dem Unterricht gebraucht werden: so stehen sie hier am unrichtigen Orte, da dieses Handbuch für Schullehrer, aber nicht zugleich für Schüler bestimmt ist. Überdies wären sie auch wegen ihrer Oberflächlichkeit als Leitfaden nicht zu brauchen; aber auch die Sprachlehre selbst erhält durch diese Grundsätze keine Berichtigungen, Erweiterungen oder neue Ansichten und zweckmäßigere Darstellungen. VI. *Auszug aus einem Schreiben an S. . . , die Geringschätzung des Schullehrerstandes betreffend.* Der Vf. dieses Schreibens beklagt sich, daß er auf einer Reise durch Neubaiern auf dem Theater zu ***

in einem dramatischen Prolog, ohne daß es die ganze Anlage des Stücks auch nur von ferne erfordert habe, einen Schulmeister habe auftreten sehen, der einige Albernheiten zur Erschütterung des Zwergfella der Zuhörer hervorgebracht habe. VII. *Über einige Forderungen, welche man mit Recht an die Lehrer der Jugend zu machen hat.* Der Vf. dieses Aufsatzes ist der Meinung: alle Menschen würden mit einerley Anlage geboren, und wenn „der eine feig oder schwach oder geistesarm wäre“: so wären entweder seine Umgebungen oder seine Lehrer daran Schuld! Er zieht daraus den Schluß, daß ein Lehrer der Jugend alle Vollkommenheiten des Kopfes und des Herzens besitzen sollte. — Ohne die Wahrheit seiner Prämisse einzugestehen, leugnen wir die Folge nicht, geben aber dem Vf. zu bedenken, ob er, bey den unangünstigen Umständen, unter welchen gewöhnlich Schullehrer gebildet, und bey der Kargheit, mit welcher sie besoldet werden, mit Recht seine hohen Forderungen an sie machen können? VIII. *Gespräch zwischen einem katholischen Pfarrer und seinem Caplan.* (Eingefandt von X. I.) Dieses Gespräch soll eine Lection für die Pfarrer seyn, welche bloß auf das Auswendiggelernten des Katechismus halten, das Erklären des Auswendiggelernten aber verbieten. Gehört eine solche Lection in das Handbuch für deutsche Lehrer und Erzieher? IX. *Die Feyertagschule.* Ein Gespräch zwischen zwey katholischen Pfarrern, als Gegenstück zum vorigen Gespräch. Dieses Gespräch enthält eine kurze Apologie der Feyertagschulen. X. *Historische Nachrichten.* XI. *Recensionen und Anzeigen.*

II. *Stück. I. Bemerkungen über den Schreibunterricht in Schulen von Hn. Simon Köfler, Stadtschreiber zu Rattenberg in Tyrol.* Mit Recht bemerkt der Vf., daß selbst in den besten Schulen, die Fortschritte der Kinder im Schön- und Recht-Schreiben nicht so find, wie sie seyn könnten; aber Rec. zweifelt, ob durch diese Bemerkungen viel zur Verbesserung des Schreibunterrichts gewirkt werden wird. Das Branchbare in denselben ist schon bekannt, und das Neue, wohin der Vorschlag gehört: „zuerst den Geschmack der Kinder an schönen und regelmäßigen Schriftformen auszubilden“, wird wohl wenig zur Hervorbringung der mechanischen Schreibfertigkeit der Kinder beytragen. II. *Über den zweckmäßigen Gebrauch moralischer Geschichten und Erzählungen.* Rec. wünscht, daß das, was hier in Rücksicht des Gebrauchs moralischer Geschichten vorgeschlagen wird, von allen Lehrern in Schulen befolgt werden möchte. Die angehängten zwölf Beyspiele von einer solchen kleinen Geschichte sind aber ganz überflüssig. III. *Auszug aus der Schrift: Über Erziehung für Erzieher von J. M. Sailer.* (Fortsetzung und Beschluß.) IV. *Ausführliche Katechisation über das Kirchenlied No. 410 des neuen würtemb. Gesangbuchs: „O welch ein unschätzbares Gut, ist doch ein rein Gewissen,“ in mehreren Abtheilungen gehalten.* (Ein Probestück.) Dieses Probestück ist kein Meisterstück. Man merkt zu sehr, daß der Fragende und Antwortende Eine Person ist. Die Kinder geben jederzeit die richtige

Antwort, obgleich die Fragen oft so gestellt sind, daß mehrerley Antworten darauf passen. Soll eine gedruckte Katechisation ein Muster für Katecheten werden: so muß sie die treue Copie von einer von einem Meister in der Katechisirkunft wirklich gehaltenen Katechisation seyn. Denn der Hauptzweck einer solchen Katechisation geht dahin, ein belehrendes Beyspiel aufzustellen, wie der Lehrer unrichtige Begriffe oder den Mangel gewisser Vorstellungen bey seinen Schülern durch ihre eigenen schon vorhandenen richtigen Vorstellungen berichtigen und beseitigen soll. Deswegen müssen die Antworten der Schüler in einer solchen Katechisation so gesetzt seyn, wie sie wirklich erfolgen, damit der Lehrer Gelegenheit hat, zu zeigen, wie er aus unrichtigen Antworten, sich selbst von den unrichtigen Begriffen oder von dem gänzlichen Mangel gewisser Vorstellungen bey seinen Schülern unterrichtet, und wie er bey ihnen jene falschen Begriffe durch Hinführung auf andere richtige Vorstellungen zu berichtigen weifs. V. *Über (die) Vernachlässigung der Unterclassen (unteren Classen).* (Ein Auszug aus dem 4 B. der kleinen Reden an künftige Volksschullehrer. 8. Halle 1803.) Ein zweckmäßiger Auszug, dessen Inhalt man vielen Schullehrern zur Beherzigung empfehlen kann. VI. *Historische Nachrichten.* VII. *Recensionen und Anzeigen.*

II Bandes 1 Stück. I. *Wie läßt sich ein moralisch guter Charakter bey der Jugend bilden? (veranlaßt durch Völters theoretisch-praktisches Handbuch. 1 B. 1 St. 110 S.)* Das eigene moralische Beyspiel des Lehrers und die Hinweisung auf moralische Beyspiele aus der Geschichte sind die beiden Mittel, welche der Vf. zu jenem Zwecke anpreist. Seine Hauptabsicht bey diesem kleinen Aufsatze geht aber wohl dahin, zu zeigen, daß man zu jenen Beyspielen nicht die Profangeschichte durchaus nöthig habe, sondern daß die biblische Geschichte, deren Kenntniß man bey einem Schullehrer voraussetzen könne, genug Thatfachen zu solchen Beyspielen enthalte. II. *Über Schulgebets.* Der Vf. tadelt mit Recht die langen Gebete, die in Schulen bey dem Anfang und Ende hergesagt werden, und wünscht nur kurze, auf Kinderfreuden, auf jugendliche Vergehungen, auf jedesmalige Jahreszeit, auf Fleiß, Ordnung, Pflichten gegen Ältern und Nebenmenschen, und auf Unterricht sich beziehende Gebete in die Schule. III. *Ausführliche Katechisation über das Kirchenlied No. 410 des neuen würtemb. Gesangbuchs: „O welch ein unschätzbares Gut, ist doch ein rein Gewissen.“* (Fortsetzung. S. theoretisch praktisches Handbuch. 1 Theil. Ein Probestück.) IV. *Historische Nachrichten.* II Bandes 2 Stück. I. *Wie lernen Kinder auf die natürlichste und leichteste Art buchstabiren und zur nämlichen Zeit lesen?* Der Vf. empfiehlt die Methode von Stephani, und berichtet, daß er durch diese Methode einen Knaben von fünf Jahren binnen 30 Stunden vollständig zum Lesen gebracht habe. Rec. ist weit entfernt, diese Methode für unzweckmäßig zu erklären; aber dieses Beyspiel, wenn man auch keinen Zweifel in seine

Wahrheit setzt, beweist eben so wenig die Zweckmäßigkeit derselben, als ein Beyspiel von der entgegengesetzten Art ihre Unzweckmäßigkeit beweisen würde. Fähigkeit des Schülers und praktisches Talent des Lehrers haben bey jeder Methode gute Fortschritte zur Folge. II. *Proposition eines Dorfsparrers vor den Ortsvorstehern in Betreff einer Schulkube.* Es ist nicht abzusehen, zu welchem Zwecke diese Proposition hier abgedruckt ist. III. *Schulrede in der Kirche zu Bayersch Scharndorfer Oberamts, gehalten bey der Einführung der dasigen Schulkinder in ihre neu erbaute Schule am 20 Sonntage nach Trinitatis 1808 von Hn. M. Kohler, Pfarrer zu Ebersbach und Bayersch.* Obgleich diese Rede ganz ihrem Zwecke entspricht: so ist sie doch hier nicht am rechten Orte. IV. *Rede bey der öffentlichen Einsetzung des neuen Lehrers B. Joh. Jak. Schneewlin in die deutsche Knabenschule zu Stein am Rhein gehalten auf dem Gemeindehause den 1 Juni 1801 von Hrn. Johannes Büch, Schulinspector.* Diese Rede hat den Herausgeber dieses Handbuchs, wie er in einer Anmerkung sagt, „so innig ergötzt, daß er ihr sogleich einen Platz in diesem Handbuche bestimmte.“ Und wenn noch mehrere Schullehrer und Erzieher, für welche dieses Handbuch bestimmt ist, durch dieselbe innig ergötzt werden: so will Rec. nicht weiter über ihren Platz in diesem Handbuche mit dem Herausgeber rechten. V. *Beytrag zur Methode des Religionsunterrichts in Schulen.* Man soll bey dem Vortrag jeder Religionslehre ein Gleichniß aus der Bibel, oder ein darauf passendes Lied benutzen. Hätte der Vf. dieses Aufsatzes für jede Religionslehre eine Geschichte oder ein Gleichniß aus der Bibel angegeben, wie er nur als Beyspiel bey der Lehre vom Gebet, von der Eintracht und vom Diebstahl dieß gethan hat: so würde er den Lesern dieses Handbuchs vielleicht einen wahren Dienst erwiesen haben. Für die Bemerkung im Allgemeinen, daß es nützlich sey, den Religionsunterricht an Geschichten und Gleichnisse in der Bibel anzuknüpfen, werden sie sich ihm wenig verpflichtet fühlen. VI. *Auch etwas über die Mittel, den Kindern in der Schule Religion beizubringen.* (aus dem Archiv für Prediger. 2 B. 1 St. 8. Liegnitz 1808. S. 106.) Der Vf. dieses kleinen Aufsatzes, Hr. Bobertag, glaubt nicht mit Unrecht, daß durch Katechisiren über Lehren der Religion die Religion (Religiosität) selbst noch nicht den Kindern beygebracht werde. Diese sey vielmehr Sache des Herzens, und werde durch Gesang und Gebet, durch das Hinweisen auf biblische Geschichte, und besonders durch das Beyspiel des Lehrers in die Seele der Kinder gepflanzt. VII. *Ein wirksames Mittel, dem ordentlichen und regelmässigen Schulbesuch der Kinder zu befördern.* Aus dem neuen Archiv für Prediger. 2 Bd. 1 St. 8. Liegnitz 1808. Man soll die Kinder, deren Schulversäumnisse während ihrer ganzen Schulzeit über ein halbes Jahr betragen, ein Jahr länger, als es gewöhnlich ist, in der Schule behalten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 SEPTEMBER, 1810.

P Ä D A G O G I K.

- 1) TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Der neue Landschullehrer*. Fortgesetzt von Moser und Wittich u. s. w.
- 2) Ebendasselbst: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher* von Ph. Jac. Völter u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VIII. *W*elches sind die Hauptvorzüge der modernen pädagogischen Erziehung vor der verjährten und veralteten Schulerziehung? (Von Hn. Ad. Heinrich Wilhelm Zimmermann, Lehrer am Gymnasium zu Heidelberg.) Es ist eine sehr unbestimmte historische Frage, die hier *a priori* ohne historische Beweise beantwortet wird. IX. Einige Gedanken über das Verhältniß der Altern zu den Hofmeistern ihrer Kinder, und über den Antheil, welchen jene an den Geschäften der letzteren zu nehmen haben. (S. das 14. St. des königl. bairisch. Wochenblatts von München, Jahrgang 1807.) Es war nicht nöthig, diese Gedanken hier noch einmal abdrucken zu lassen. X. *Katechisation über Apost. Gesch. 2, 1—18*. Man findet hier keine Katechisation, sondern Fragen und Antworten. Geschichtliche Thatfachen sind überhaupt kein Gegenstand der Katechisation. XI. *Katechisation nach einem nächtlichen Sturmwinde über den Satz: Trachte jung schon fromm und gut zu werden*. (Nach Droysen.) Auch diese Katechisation ist kein Muster. XII. *Über Beförderung der Aufklärung vermittelt des Unterrichts in Volksschulen*. (Aus einer Schulconferenz.) Diese kleine wohlgerathene Abhandlung giebt einen Begriff von Aufklärung, und bestimmt nach diesem Begriffe die Gegenstände des Unterrichts, der in Schulen ertheilt werden muß. XIII. *Ein Mittel zur Zeiterparnis bey dem Corrigiren dictirter Aufsätze*. (S. Hall. Allg. Lit. Zeit. No. 105. S. 838.) Rec. zweifelt, ob eine Zeiterparnis bey dem Corrigiren dictirter Aufsätze am rechten Orte ist. Jeder Schüler macht seine eigenen Fehler. Und der Lehrer kann nicht durch das Corrigiren des fehlerhaften Exemplars eines Einzigen zugleich mit Erfolg und Nutzen die Fehler der Andern verbessern. Statt solcher Zeiterparnisse bey dem Corrigiren, sollte man lieber darauf denken, die Correctur eines jeden fehlerhaft geschriebenen Wortes bey den Schülern recht eindringlich zu machen. Dies kann dadurch geschehen, wenn der Schüler jedes fehlerhaft geschriebene Wort wohl hundert Mal hinter einander auf die rechte Art schreiben muß. XIV. *Dictamina*. (Bey einer Schulvisitation, ausser einer ge-

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

wissen anderen Hinsicht, als Probe in der Rechtschreibung dictirt.) Wozu dieser Unrath? Jeder Lehrer kann aus dem ersten besten Buche dergleichen Dictamina selbst nehmen. XV. *Über das Bequemlichkeits-Princip in der Erziehung*. (Aus dem Europ. Aufseher.) Man soll die Kräfte des Zöglings in Anspruch nehmen, und nicht ungeübt lassen. Dies ist's, was uns Hr. D. Heinichen in diesem Aufsatz berichtet. XVI. *Von den Pflichten eines Dechanten, so ferne er zugleich Schulaufseher ist*. (Ein Auszug aus einer im Wochenblatt von München vorkommenden ausführlicheren, vorzüglich mit Rücksicht auf die bayerischen Landschulen bearbeiteten Abhandlung über die Frage: Was sollten unsere Dechanten auf dem Lande seyn. Niemand wird in diesem ganz kleinen Auszuge viel Belehrung finden.

III B. 1 St. I. *Über die den württembergischen Schullehrern auf die zwcy Jahrgänge 1805—1807 aufgegebenen Preisfrage: Welches sind die leichtesten und wirksamsten Mittel, den häufigen Schulversäumnissen zu steuern*. Das württembergische königl. Oberconsistorium zeichnet sich durch die Aufmerksamkeit rühmlich aus, welche der Aufmunterung eines Standes gewidmet wird, der in aller Rücksicht eine Aufmunterung nöthig hat. Es stellte daher die vorstehende Preisfrage aus, die von den Schullehrern des Königreichs beantwortet werden sollte. So sehr Rec. das Mittel überhaupt billigt, durch ausgestellte Preise die Schullehrer zu treuer Pflichterfüllung in ihrem wichtigen Amte zu ermuntern: so könnte man doch Bedenken tragen, praktische Schullehrer zur Schriftstellererey durch ausgestellte Preisfragen zu veranlassen, da man aus Erfahrung weiß, daß gewöhnlich durch dergleichen Arbeiten, so nützlich sie auch zur Bildung der Schullehrer selbst seyn mögen, die Geschäfte in der Schule gar sehr verkürzt werden. Rec. kennt zum wenigsten mehrere Schullehrer, die mit Erfolg mehrere schriftstellerische Arbeiten besorgen, aber desto weniger in ihrer Schule leisten. Es möchten daher solche Preisfragen in die Seminarien für Schullehrer zu verweisen, den Schullehrern selbst aber Gegenstände aufzugeben seyn, die unmittelbar mit der Verwaltung ihres Amtes in Verbindung stehen. Der gegenwärtige Aufsatz über diese Preisfrage enthält von 30 eingegangenen Beantwortungen einen Auszug, den man zwar nicht ohne Interesse liest, der aber doch für das größere Publicum zu weitläufig ist, indem aus mehreren Aufsätzen einerley Gedanken hier stehen. Rec. wünscht daher, daß bey der versprochenen Fortsetzung dieses Auszuges diese Weitfchweifigkeit vermieden werde. II. *Über die Möglichkeit ei-*

S s s

nes christlichen Religionsunterrichts, nebst einigen Hilfsmitteln, diesen — Schulkindern beyzubringen. Der Vf. dieses Aufsatzes will die Meinung widerlegen, daß die Schullehrer nicht Fähigkeit hätten, Religionsunterricht zu ertheilen, und schlägt einige Bücher als Hilfsmittel bey'm Religionsunterricht vor. Das Christenthum sey auch weit besser, als die sogenannte natürliche Religion, Kindern beyzubringen, da alles Geschichtliche sonst so sehr für den Jugendunterricht angepriesen werde, und die ganze christliche Religion auf Geschichte sich gründe, und durch Geschichte sich bestärke. III. *Anfragen, deren gründliche Beantwortung der Herausgeber in seiner Zeitschrift aufnehmen würde.* Von der Beantwortung dieser pädagogisch-historischen Fragen werden sich deutsche Schullehrer und praktische Erzieher wenig Nutzen versprechen können. IV. *Vergleichung des seligen Franke mit Pestalozzi* (aus der lezenswerthen Schrift: *Über das Eigenthümliche der pestalozzischen Methode.* Tübingen, b. J. F. Heerbrandt 1810.) Diese Vergleichung ist gut getroffen. V. *Über die Einführung und Einführbarkeit der pestalozzischen Methode.* (Aus der vortrefflichen Schrift: *Über das Eigenthümliche der pestalozzischen Methode.* Tübingen, b. J. F. Heerbrandt 1810.) Dieser Aufsatz verspricht mehr, als er leistet. Es werden nur zwey Grundsätze angezeigt, die bey der Einführung einer jeden neuen Lehrart berücksichtigt werden sollen; aber eine specielle Anwendung dieser Grundsätze auf die pestalozzische Methode erwartet man vergebens. VI. *Auch ein Wort über pestalozzische Methode.* Dieses Wort ist aus dem 3ten Theil von Niemeyers Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, und charakterisirt ganz kurz den Geist der pestalozzischen Lehrart. VII. *Was heist Allmacht?* Man findet hier eine Anekdote von Luther, der bey einer Katechisation erklärt, er wisse selbst nicht, was Gottes Allmächtigkeit sey. VIII. *Fromme Wünsche* (NB. nicht von einem Schullehrer). Diese frommen Wünsche beziehen sich auf schicklichere Besoldungen für Schullehrer und auf feste Tische und Bänke in den Schulstuben! IX. *Einige Worte über das Corrigiren des Geschriebenen.* Dieser Aufsatz enthält mehrere brauchbare Bemerkungen. X. *Kindertlieder.* Diese vier auf die vier Jahreszeiten sich beziehenden Lieder haben keinen Werth. Der Gedanke muß sich in denselben nach dem Reime richten.

Aus dieser Inhaltsanzeige wird man sich leicht überzeugen, daß der Herausgeber dieser Zeitschrift bey weitem noch nicht den großen Zweck erreicht, den eine Zeitschrift, die für Belehrung praktischer Erzieher bestimmt ist, erreichen soll. Er ist zu wenig aufmerksam auf das, was wahren Nutzen stiften kann, und hat nicht immer seinen Zweck, den theoretisch-praktischen Erzieher und Schullehrer, vor Augen. Es scheinen zuweilen Privatrücksichten, die nur einzelne Personen in dem Kreise des Herausgebers, nicht aber das Publicum interessiren, den Grund zur Aufnahme mancher Aufsätze zu enthalten. Dies scheint vorzüglich bey No. VIII im 1 Bd. 1 St., und bey No. XIV im 2 Bd. 2 St. der Fall zu seyn. Mehrere Aufsätze sind schon

anders woher dem Publicum bekannt, und hier zuweilen mit ganz unbedeutenden Anmerkungen des Herausgebers von Neuem abgedruckt worden. Darüber würde Rec. dem Herausgeber keine Vorwürfe machen. Denn der praktische Schullehrer, für welchen dieses Handbuch bestimmt ist, kann dadurch mit viel Gemeinnützigem, wovon er sonst keine Kenntniß erhalten würde, bekannt gemacht werden; aber die mehresten der hier zum zweyten Mal abgedruckten Aufsätze waren nicht Einmal des Druckes werth. Es ist daher sehr zu wünschen, daß der Herausgeber bey der Fortsetzung dieses Handbuches mehr seine Leser, denen er nützlich werden will, berücksichtige, und jeden aufzunehmenden Beytrag einer strengeren Prüfung unterwerfe.

Ar. et O. m. r.

KÖTHEN, b. Herausgeber und HALLE in Commiff. b. Hemmerde und Schwetschke: *Plan und Ordnung der Stadtschule zu Köthen.* Auf hochfürstl. Befehl durch den Druck bekannt gemacht vom Rector Vetterlein. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1804. 90 S. 8. (8 Gr.)

Rec. glaubt es sehr leicht entschuldigen zu können, wenn er bey dieser Schrift weitaufziger ist, als es ihr äußerer Umfang zu erfordern scheint. Die wiederholte Auflage beweist, daß dieser Plan Leser und auch wohl Beyfall gefunden hat. Um so bestimmter muß von dem, der es sich zutruuen darf, gesagt werden, ob und in wiefern der Inhalt dieser Schrift Beyfall, und eine solche Anordnung einer Schule etwa wie und da Nachahmung verdiene.

Rec. muß seine Bemerkungen bey der Bestimmung des Umfangs dieser Schule anfangen. Sie soll *Bürgerchule* und *Gelehrtenchule* seyn. In gewissem Sinne und bey hinlänglicher Lehrerszahl läßt sich das allerdings zusammen bestreiten: aber nur daß man bey einer solchen Verbindung der Bürgerchule nicht die Ausdehnung gebe, die sie hier erhält! Hier sollen die Kinder aus allen Ständen, auch solche des gemeinen Mannes und des gemeinen Handwerkers, und welche selbst auch nur zu gemeinen Handtierungen bestimmt sind, Antheil am Unterricht nehmen können; und alle sollen auch von dem ersten Abcdiren hier unterrichtet werden.

Es gehört zu der Krankheit unseres Jahrhunderts, auch in pädagogischen Angelegenheiten recht viel und vielerley erreichen zu wollen, und darüber alles nur halb, flach und dürftig zu leisten. Daß man darauf denkt, den Unterricht auch der niederen Bürgerstände zu verbessern und zu vervollkommen, wer könnte das tadeln? — Aber daß man bey dieser Absicht auch den Unterricht der künftigen Gelehrten verwässert und verkümmert, davon erwartet Rec. nichts Gutes, und dagegen, glaubt er, muß die Stimme eines Jeden, dem gründliche Gelehrsamkeit lieb ist, sich laut erheben. Nach des Rec. Überzeugung und Erfahrung ist die Verbindung einer solchen Bürgerchule in solchem Umfange mit einer Bildungsanstalt für künftige Gelehrte durchaus unzulässig;

man erreicht in solchen Anstalten alles nur halb; weil man zuviel erreichen will, und es findet sich über lang oder kurz, daß Anstalten in solcher Ausdehnung den Bedürfnissen und den Wünschen keines Standes angemessen sind. Für die Bedürfnisse des gemeinen Mannes und derer, welche zu diesem Stande bestimmt sind, gehören durchaus eigene Schulen. Selbst die Bildung des mittleren Bürgerstandes wird, sobald es nur sonst möglich ist, weit besser in eigenen Bildungsanstalten besorgt; nur die Bildung der höheren Bürgerstände, welche, obgleich Nichtgelehrte, doch einer wissenschaftlichen Bildung fähig und bedürftig sind, kann eigentlich und muß mit dem Unterrichte der künftigen Gelehrten verbunden werden.

Schon in den *Plan* dieser Schule hat jener höchst unzumuthige Umfang und die verfehlte Ansicht, welche dabey zum Grunde liegt, gar manche Sonderbarkeiten gebracht, welche hauptsächlich den Unterricht der künftigen Gelehrten betreffen, und Rec. fürchtet, in der Ausführung werden noch mehrere Unbequemlichkeiten sichtbar werden.

Hier ist es nach §. 5 *Plan*, jedens, der nicht studiren will, die Beschäftigung mit den *alten Sprachen* zu widerrathen! — Wirklich? — So wüßte man in Köthen gar keinen Grund, es den gebildeten Nichtgelehrten recht sehr zu empfehlen, sich eine der todten Sprachen recht genau bekannt zu machen, und es mit ihrer Erlernung recht ernstlich zu nehmen?

Aber eine noch schlimmere und entschiedenere Folge eines so populären Umfangs dieser Anstalt und der so populären Ansicht ist, daß auch die, welche hier die alten Sprachen erlernen sollen, nach des Rec. Erachten, gar mittelmäßig versorgt werden! — Denn so hat man, wie sehr vornehm populär gesagt wird, zu *solchen Pedantereyen, wie das lateinische und deutsche Versmachen, keine Zeit!* Nur vorzügliche poetische Genies sollen die Lehrer ausbilden helfen! — Nun, an denen könnten sie wohl die Mühe am ersten sparen! Also ja keine Anleitung, um durch metrische Übersetzungen und durch eigene poetische Versuche die eigene Sprache zu bilden und zu bereichern, und durch sie die Gesetze der Metrik bestimmter zu fassen. Oder ist auch diese hier Contrebande! — Doch es erklärt sich leicht, daß man in Köthen dazu in Secunda und Prima keine Zeit finden kann. Denn hier sind in *Quinta* wöchentlich *zwey* Stunden und in *Prima* alles in allem *sieben* Stunden auf das Lateinische gerechnet. Welch ein Anfang, und welch ein Ende! — Und von diesen 7 Stunden sind 2 mit *Klein-Prima* combinirt; und eine ist zu Exercitien bestimmt! — Wie kläglich! — Und damit ja auch die Exercitien recht praktisch und populär werden, so sollen zu Exercitien — man höre! *Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten*, und *Sulzers kurzer Begriff aller Wissenschaften* gebraucht werden! Also kennt man hier keine zweckmäßigeren Übungen der oberen Schüler im Styl? — Und an eigene lateinische Aufsätze ist gar nicht zu denken?

— Man sollte es doch nicht unternehmen; auf eine solche Weise Gelehrte bilden zu wollen! Aber hier ist ja auch der Rector nur *einmal* in seinem Leben gehalten, *lateinisch* zu schreiben. Nur das erste Programm in seinem Rectorleben soll lateinisch seyn; weiter soll er sich nicht mit dem Lateinschreiben incommodiren! Die Reden der Schüler sollen hier auch immer *deutsch* seyn! Sie werden es! — Auch das *Griechische* ist zwar kärglich, aber doch gegen das Lateinische reich bedacht. Im ganzen Gymnasium werden wöchentlich 12 Stunden darauf verwandt. Von *Gedike's* Lesebuch geht man zu Xenophons *Cyropädie*, und ja nicht weiter, als zu *Platons leichten Dialogen*.

Das *Hebräische* hat eine Classe! — mit wöchentlich zwey Stunden. Und in dieser Zeit und in dieser Classe soll auch noch — man denke, wie gründlich! die *Septuaginta* verglichen, und das *Hellenistische* des N. T. erläutert werden. Wie schön alles in einer *Nuß!* —

Auch ist es hier, freylich dem populären Gesichtspunct ganz angemessen, selbst in den obersten Classen durchaus verboten, ein *lateinisch geschriebenes* Compendium zum Grunde zu legen! Alles deutsch! —

Dafür zeigt sich die *praktische* Tendenz in ihrem größten Glanze! Man treibt hier in Klein- und Groß-Prima wöchentlich in 4 Stunden *theoretische* und *praktische* Philosophie; und wöchentlich werden *sechs* Stunden in jenen Classen für deutsche Stylübungen, für Rhetorik, Declamation und Studium deutscher Dichter verwandt. Aber Rec. glaubt, daß für die Philosophie der Gymnasiasten sich auf einem anderen Wege als durch solchen weitläufigen philosophischen Unterricht weit besser sorgen lasse; und daß man irrig glaube für den deutschen Stil gewonnen zu haben, was man dem gründlichen Studium der lateinischen und griechischen Classiker abgezockt hat.

Eben so wenig richtigen Blick für das, was zu der gelehrten Bildung gehört, nahm Rec. in dem Grundsatz wahr, daß von den *einmal* eingeführten griechischen und römischen Autoren nie, ohne auf ausdrücklichen höheren Befehl, irgend einer mit einem anderen solle vertauscht werden! Und welches sind denn die eingeführten? — In Secunda *Curtius* und *Terenz*; in Kl. Prima *Livius* und *Ovids Metamorphosen*; in Gr. Prima *Ciceros* Reden, *Virgil* und *Horaz*, und außer diesen, in den beiden verbundenen Classen, *Ciceros philosophica*. Also nichts weiter! Fürwahr ein enger Kreis! — Und da mögen also die Schüler in diesen Classen seyn wie sie wollen, da darf kein leichterer, kein schwererer, kein anderer Autor gelesen werden! Und da mag auch zu den anderen Nebenlectionen, zu anderen Zwecken des Lehrers und der Schüler ein anderer Autor auch noch so gut passen, das gilt alles nicht? — Rec. möchte den denkenden Lehrer dieser Schule bedauern! — Nein, gerade der Kreis der Autoren muß dem Lehrer recht groß gezeichnet werden,

damit er hier recht eigentlich wähle, und durch die jedesmal vorhandenen Rücksichten bestimmt wählen könne und dürfe! — Daraus folgt noch kein leichtsinniger Wechsel! —

So sieht Rec. überall für die gelehrte Bildung auferst mangelhafte Grundsätze und Anordnungen; zum Theil wenigstens durch den zu großen Umfang der Anstalt veranlaßt. — Dieser hat noch eine andere, gewiß nicht wohlthätige Folge, auf das Ganze gehabt. Um nämlich den so ganz heterogenen Haufen von Schülern zu befriedigen, hat man sie, wie man freylich mußte — nicht nach Classen, sondern nach Lectionen abgetheilt. Etwas von dieser Einrichtung wird man freylich in jeder guten Schule finden; allein man findet es da doch nur nöthig in Bezug auf den Sprachunterricht. Hier aber sahe man sich genöthigt, vier historische Classen zu machen, und diese neben einander zu legen; und also auch unter 4 verschiedene Lehrer die Geschichte zu vertheilen. Eben so und aus jenem Grunde müssen hier wenigstens drey Lehrer den Unterricht in der deutschen Sprache, und fünf den in der Geographie besorgen! Und doch soll noch Einheit und Zusammenhang in dem Unterricht Statt finden? Und doch soll der Lehrer hier mit Lust lehren, der so eingezwängt ist, und nie gewisse Punkte überschreiten darf in seiner Lehre, und, wie nahe liegt es ihm, auch nicht in seinen Studien?

Von dieser Seite also, und als *Gelahrtenschule*, scheint uns bey dieser Schuleinrichtung beynahe alles verfehlt; glücklicher wird sie allerdings als *Bürgerschule* wirken, aber auch mehr nur für die *mittleren* als für die *höheren* Bürgerstände.

Allein abgesehen von dem bisher Angeführten, enthält diese Schrift für die *Methode*, für die *äußere Einrichtung* der Schule sehr vieles Gute und sehr Bemerkenswerthe; auch der Geist und die Gesetze der Disciplin sind vorzüglich. Nur das scheint uns mit manchen Nachtheilen verbunden, daß die Lehrer neben dem Rector gar keine Stimme über Einrichtung und Anordnung haben; und dann, daß dem Rector auch solche Dinge aufgelegt sind, die durch jeden anderen Lehrer könnten versehen werden, und ihn nothwendig gar sehr zerstreuen müssen. Dahin gehören besonders die Beforgung der Rechnungen für die Schulbibliothek und der Kunst- und Naturalien-Sammlungen; auch glauben wir, daß es zu viel ist, ihm allein die Ausfertigung der Censuren aller Schüler zuzumuthen. — Gegen die *Schiedsrichter* in den oberen Classen bey kleinen Zwisten der Schüler unter einander, hat Rec. große Bedenkllichkeiten, wenn solche schiedsrichterliche Handlungen nicht unter der Leitung des Lehrers vor sich gehen.

M. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Hildburghausen, b. Hanisch's Erben: D. Martin Luthers kleiner Katechismus, nach dem Bedürfnisse der Zeit.* 1810. 118 S. 8. (6 Gr.)

Ob irgend eine Zeit ein besonderes Bedürfnis zu einem Katechismus der christlichen Religion hervorbringe, daran muß man mit Recht zweifeln, da ein wohlgeordneter deutlicher, und dem Bedürfnisse der Jugend angemessener Katechismus ein Bedürfnis ist zu jeder Zeit. Der ungenannte Vf. hat daher diesen vorliegenden Katechismus durch den angegebenen Titel nicht hinlänglich charakterisirt. Man findet hier nicht einen bloßen Abdruck von L. K., sondern auch beygefügte Fragen und Antworten und Anmerkungen zur Erklärung. Der Vf. glaubte nämlich, daß es wegen des Ansehens, in welchem L. K. stehe, nicht anzurathen sey, die große Zahl der neuen Katechismen zu vermehren; sondern lieber, sorgfältiger als bisher, darauf zu denken, wie der Religionsunterricht auf die ungezwungenste Art, und wo möglich — *allein* nach diesem Lehrbuche ertheilt werden könne. Er hat deswegen, um mehr logische Ordnung in L. K. zu bringen, die sechs Hauptstücke der christl. Lehre in drey Hauptstücke zusammengezogen. Das erste handelt bey ihm „von den Artikeln des christlichen Glaubens, das zweyte von den Geboten Gottes, das dritte von den Gnadenmitteln, oder von einigen der wirksamsten Beförderungsmittel eines christlichen Sinnes und Wandels, nämlich vom Gebet, von der Taufe, und dem heil. Abendmahl. Das fünfte Hauptstück ist ganz weggelassen, weil es nicht *Luther*, sondern mit vieler Wahrscheinlichkeit einen gewissen *Johann Knipstrov* zum Verfasser habe. Auch sind die Fragstücke für die, welche zum Sacrament gehen wollen, die sich mit den Worten anfangen: Glaubst du, daß du ein Sünder bist? aus eben dem Grunde weggeblieben, weil sie nicht von *Luther* herrühren. Da der Vf. mit L. K. eine solche Reformation vornimmt: so wundert sich Rec., daß er den Anfang von der sogenannten Haustafel: Ein Bischof soll untrüglich seyn, Eines Weibes Mann u. s. w., nicht aus dem

Grunde weggelassen hat, weil er sich nicht für Kinder schickt. Übrigens mißbilligt Rec. die vorgenommenen Veränderungen nicht, fürchtet aber, daß da, wo einmal die Einführung eines neuen Katechismus Schwierigkeiten findet, die Einführung dieses so veränderten lutherischen Katechismus noch mehr Hindernisse finden werde. Es ist noch zu bemerken, daß diese Umarbeitung des L. K., auch wenn sie nicht eingeführt wird, für Prediger und Schullehrer Winke enthalten soll, wie sie Luth. Kat. benutzen sollen, und was von ihnen mit Stillschweigen zu übergehen sey. Und Rec. kann ihr in dieser Rücksicht Verdienst nicht absprechen, ob er sie gleich in Rücksicht auf Vollständigkeit dem nicht an die Seite setzen kann, was *Beyer* und *Hörner* für die Erklärung des Kat. Lutheri geleistet haben. Denn darin, daß Manches, was doch einmal im Katechismus steht und gelernt werden muß, ohne Erklärung mit Stillschweigen zu übergehen sey, kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen. O. m. r.

Leipzig, b. Steinacker: Kleine Denksprüche für die unteren Classen in Bürger- und Landschulen, und für den Privatunterricht gesammelt von M. Johann Heinrich Gottlieb Hesse, Lehrer an der Rathsreyschule in Leipzig. Mit einer Vorrede begleitet von dem Hn. Vicedirector *Dolz*. 1810. XX u. 176 S. 8. (8 Gr.)

Denksprüche müssen klein seyn, und der Sammler dieser gegen wärtigen hat dies berücksichtigt. Sie sind auch größtentheils der Fassungskraft der kleinen Schüler, für die sie gesammelt sind, angemessen, und nach Art der von *Dolz* gesammelten Denksprüche, nach moralischen Rubriken geordnet. Rec. empfiehlt sie daher allen denen, die bey ihrem Unterrichte solche Denksprüche nöthig finden. Man kann auch sehr gut dieses Büchlein als ein Lesebuch brauchen, da kleine Lesechüler, wie Hr. H. ganz richtig bemerkt, solche kleine Verse gar gerne lesen, und bey dem Lesen dem Gedächtnisse einprägen.

O. m. r.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 S E P T E M B E R, 1810.

A L T E L I T E R A T U R.

LANDSHUT, in Comm. b. Thomann: *Longos Daphnis und Chlos*. Aus dem Griechischen übersetzt durch Johann Georg Krabinger. Mit einer Vorrede von Hofr. u. Prof. Aß. 1809. VI u. 242 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Während ein seltsamer Zufall den griechischen Erotikern kritische Bearbeiter, wie Derville, Vilhoison, Locella, Schäfer, Koray und Bast, zuwendete: traf sichs, das, wenigstens in Deutschland, der Übersetzer Aufmerksamkeit auf dies Gebiet der alten Literatur gering war, und mit Unrecht, weil gerade diese Spädinge attischer Anmuth, auf der Grenzlinie stehend zwischen der antiken und modernen Welt, vorzüglich geeignet sind, denjenigen in das Allerheiligste der ächt hellenischen Bildung einzuführen, dessen Jugend nicht genährt ist mit classischem Geiste. Das erste wahre Verdienst dieser Art erwarben sich, — mit billiger Übergehung des weiland vielgepriesenen Heliodoros von Meinhard und der berühmten Namen, die vor einem deutschen Chariton und Xenophon von Ephesos prunken, — die Hnn. Aß und Guldenspaf durch ihre gemeinsame Übertragung des Achilles Tatios, als deren Vorläufer Manfo's anziehender Aufsatz über die griech. Erotiker betrachtet werden kann; und Hr. Krabinger, ein Schüler von Aß, ist der erste, der, auf der einmal gebrochenen richtigeren Bahn beharrend, den Longos in demselben Geiste behandelt, und wenigstens keinen Rückschritt gethan hat. Wir billigen auch die getroffene Wahl. Denn wenn Longos gleich dem merkwürdigen, in seinen Folgen so bedeutenden Heliodoros an kunstreicher Anlage, dem Achilles Tatios aber an Mannichfaltigkeit und Keckheit der Situationen, an frischer Kraft der Charaktere, und überhaupt an Genialität merklich nachsteht: so hat er doch voraus eine große Lieblichkeit der Sprache und Darstellung, besonnene Klarheit, durchgängige Zweckmäßigkeit, und empfindet sich überdies durch den verhältnißmäßig gefunden Zustand seines Textes. Dessenungeachtet hat sich vor unserem Übersetzer nur Hr. Grillo, aber mit solchem Erfolge an diesem Schriftsteller versucht, daß es Ungerechtigkeit gegen Hn. K. seyn würde, wenn wir es ihm zum Verdienst anrechnen wollten, einen solchen Vorgänger unendlich weit hinter sich gelassen zu haben; vielmehr haben wir Grund genug, ihm manches eigene und wahre Verdienst zuzusprechen, wenn wir auch nicht überall seiner Meinung sind.

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Um bey der Grundlage jeder wahren Übersetzung, dem gefolgten Texte, anzufangen, billigen wir natürlich die Wahl der schäferschen Ausgabe gar sehr; wobey wir es jedoch nicht minder gut heißen, daß er sich sein eigenes Urtheil vorbehalten, obwohl nur dreymal davon Gebrauch gemacht ist, und nicht immer glücklich. S. 63, 3 Schäfer. ist ohne Noth nach Koens Conj. τὸ ἀρχαῖον οὐκ ἔνδον ὄργανον übersetzt, da doch wegen des αὐτῇ ἢ οὐρίγξ die alte Lesart τὸ ὄργανον ungleich nachdrücklicher und der Weise des Longos viel entsprechender ist. Eben so können wir der S. 106, 6 aufgenommenen, wenn schon höchst sinnreichen Emendation Valckenaers: βλάτω μὲν αὐτὸν παλαιόμυρον, keineswegs beystimmen, weil sie aller kritischen Evidenz ermangelt, weil sie einen wunderlich abgerissenen Satz bildet, und die Proportion der drey Participien zu den vorausgegangenen drey Verben zerstört, was im Longos nicht ohne die zuverlässigste Autorität geschehen darf. Soll überhaupt geändert werden: so dürfte höchstens, das Hysteronproteron zu vermeiden, κείμενον nach ἐκταίνουσιν gestellt werden, weil offenbar in diesen drey Participien die ganze Geschichte des reizenden Apfels zusammengefaßt ist. Doch achten wir auch die Umstellung überflüssig, weil auf κείμενον der ganze Nachdruck ruht, und es darum schicklich voransteht: so wie auch Erfurdt in *Soph. Oed. Tyr.* 827 Br. mit Recht ἐξέσπευσ καὶ ἐξέφους in den Text nimmt, wozu Schäfer in seiner eben erschienenen Handausgabe des Tragikers reichliche Beyspiele liefert. Hingegen dünkt es uns zweckmäßig, S. 76, 21 der gefälligen, auch von Schäfer in den Anm. gebilligten Verbesserung von Jakobs: αἰδῶν (nicht αἰδῶν, wie Hr. Kr. aus Mißverständniß der schäferschen Note schreibt) δεῖ πανταχοῦ σιωπῇ, gefolgt zu seyn. Indess scheint Hr. K. die inhaltsreichen Anmerkungen von Schäfer nicht gewissenhaft genug benutzt zu haben, sonst würde er vielleicht S. 38, 14 der vilhoison'schen Änderung: τοῦ πάντων κατὰς χρόνον, gefolgt seyn; und S. 86, 5 hätte er gewiß die höchst unglückliche Harioation von *Toup* verschmähen gelernt. Auch tadeln wir mit Recht, daß sowohl Eichstädts Recension des schäferschen Longos, Allg. Lit. Zeit. 1802. T. 4, S. 329 ff., die mehrere ungemäin glückliche Verbesserungsvorschläge enthält, als auch Schäfers spätere philologische Arbeiten ganz aus der Acht gelassen sind. Denn wenn auch das meiste, in denselben für die Kritik unseres Erotikers Nachgetragene gerade keinen Einfluß auf die Übersetzung hat: so würde doch wenigstens S. 102, 1 v. u.

Ttt

in der Übers. „die Leidenschaft der Liebe“ nach Schäfers melet. crit. S. 128 wieder verschwunden seyn. Endlich ist Hr. K. zu der alten Capitelabtheilung zurückgekehrt, was allerdings beyfallswerther, als mit Villoison und Schäfer die kleineren Abschnitte aufzuheben. Iadefs würden wir rathen, die kleineren, bequemer und verständiger gemachten Absätze der villoison'schen und schäfer'schen Ausgaben mit Zahlen zu bezeichnen, und sie als Capitel zu betrachten.

Was die Übersetzung selbst betrifft: so sind ihre hervorstechendsten Züge Treue und fleissiges sorgfames Anschmiegen an das Original, zwey Eigenschaften, deren ganzen Werth wir zu schätzen wissen: doch scheinen sie uns hier noch nicht die einzig wahre Richtung gewonnen zu haben, indem sie mehr auf die Nachbildung jedes einzelnen Wortes, als auf den Totalindruck der Perioden abzielen. Fast zu weit geht mitunter das an und für sich preiswürdige Bemühen, jedem einzelnen Ausdruck den allernächsten deutschen zu substituiren; wenigstens zeigt sich hier etwas Unverhältnissmässiges, weil mit geringerer Aufmerksamkeit behandelt ist, worin das Eigenthümlichste und Kunstvollste des Longos zu suchen, die grossen, vollen, symmetrisch geordneten, freylich auch bis zum Übermass künstlich gegliederten Perioden. Hierin ist viel zu wenig gethan; ja, wir wagen es zu sagen, in keinem Satze etwas Genügendes geleistet, und dadurch nicht bloß viel vom Charakter der späteren Sophistik oder Schönschreiberey verwischt, sondern auch gar oft der Sinn schwer verletzt, indem dieser wenigstens eben so viel von der Stellung und Verbindung der Sätze, als der Wörter abhängig ist. Besonders unglücklich und ungewandt ist Hr. Kr. da, wo es gilt, einen Participialsatz entweder als Participialsatz wiederzugeben, oder ihn durch eine Partikel, oder in ein Substantivum aufzulösen: da finden wir gewöhnlich statt der verschlungensten und sinnvollsten Constructionen abgerissene, ohne Beziehung einander parallel laufende, kleine Sätze vom schlechtesten Effect. Nicht sowohl zum Beleg dieses Tadels, wozu nur das ganze Buch hinreichend wäre, als vielmehr, um mit wenig Worten vollkommen deutlich zu werden, hier das erste, das beste Beyspiel einer solchen Distruction. S. 89, 3 v. u.: Ἡ μὲν γὰρ Λυκαῖνιον τοσαῦτα ὑποθεμένη, κατ' ἄλλο μέρος τῆς ὕλης ἀπῆλθεν, ὡς ἐτι ζητοῦσα τὸν χῆνα· ὁ δὲ Δάφνις εἰς λογισμὸν ἄγων τὰ εἰρημένα, τῆς μὲν προτέρας ὁρμῆς ἀπῆλλακτο, διοχλεῖν δὲ τῇ Κλόῃ περιττότερον ὠκνεῖ Φιλήματος καὶ περιβολῆς, μήτε βοῆσαι θέλων αὐτὴν, — μήτε δακρύσαι, μήτε αἰμαχθῆναι — ἀρτιμαθῆς γὰρ ὢν ἐδεδοίκεν τὸ αἷμα, καὶ ἐνόμιζεν ὅτι ἄρα ἐκ μόνου τραύματος αἷμα γίνεται. Hr. K. übersetzt: „So hatte Lykainion den Daphnis unterrichtet. Sie ging nun nach der andern Seite des Waldes, als suchte sie noch die Gans. Daphnis überdachte jetzt Lykainions Rede, und stand von der vorigen Hitze ab, sich scheuend —: sie sollte keineswegs vor ihm schreyen —, noch vor Schmerz weinen —, noch — mit Blut bes Fleckt werden: denn er fürchtete das Blut, seit er von den

Methymnären verwundet worden, und glaubte, es könne nur aus einer Wunde Blut hervorkommen.“ Bey dieser Gelegenheit wollen wir gleich bemerken, daß Hr. K., wie alle Bearbeiter des Longos vor ihm, die letzten Worte ganz unrichtig verstanden hat. Dem das ἀρτιμαθῆς auf den im Kampfe mit den Methymnären empfangenen Hieb über die Nase zu beziehen, S. 50, 3 v. u., wäre ein arger Germanismus, und dazu liesse sich nichts Abgeschmackteres denken, als an diesem Orte diese Erwähnung: vielmehr geht es auf Lykainions ἐρωτικὴ παιδαγωγία, ganz besonders auf S. 89, 11, und ist so der Ausdruck selbst, in Verbindung mit Daphnis Blutscheue, ganz verständlich. Denn daß auf Wunden Blut folgt, wußte unser Geishirt wohl, ehe er von den Methymnären in die Lehre genommen war. — Eine ganz besondere Unzierlichkeit und Untreue im Periodenbau haben wir überall wahrgenommen, wo eine Person redend eingeführt wird. So z. B. wird S. 142, 10 das einfache εἰσάγει καὶ λέγει in zwey separate Sätze aufgelöst. Warum nicht so: er führte sie ein, und: dieses Kind hast du ausgesetzt, sprach er. An anderen Stellen werden ganze Verba eingeschoben, oder auch durch Synonyma ungebührlich verdoppelt: das alles, um die gesprochenen Worte von der Erzählung loszureissen; ein eben so mißlungenes, als unnützes Bemühen. Dagegen freuen wir uns immer gewisser antiker Unbefangenheit und Tüchtigkeit an solchen Stellen, wo der Ausdruck des Griechen von dem bey uns beliebten wesentlich verschieden ist; theils also da, wo die gemeine Schicklichkeit Obscönität wittern würde, wogegen vorzüglich Ap's kurze Vorrede gerichtet ist, und in welchen Fallen Hr. K. selten so verweicht, wie S. 89, 9: μισθὸν τὴν παρατίαν λαβών. „Mein Köstliches zum Lohn erhaltend; oder etwas so Wesentliches auslafst, wie S. 68, 5 v. u. das οὐδὲν δράσαντες πλέον, und S. 117, 2 τὰ ὑπὸ γαστέρα; theils auch da, wo Gleichnisse aus der Thierwelt hergenommen sind, die nur dem rein antiken Blicke nicht unziemlich erscheinen werden, wie S. 35, 9 und 146, 1, obgleich wir S. 118, 4 für den σκύλαξ, mit dem der davonlaufende Daphnis verglichen wird, ein Hündlein dem krabinger'schen Hunde vorziehen würden. Wenn überhaupt die Sprache nicht ganz so rund und gefällig ist, als man wünschen möchte: so dürfte der Vorwurf vielleicht mehr unseres Übersetzers Heimath, als seine Individualität treffen. Denn in der That schreibt er reiner und lesbarer als die meisten Baiern, die neuerdings laut geworden sind. Auf diese von ihm nicht verschuldete Schuld schieben wir billig die allerdings nicht geringe Anzahl von Stellen, wo der Ausdruck mehr oder weniger verfehlt, schief oder unrichtig ist, ohne des Übers. vielfach bewährte Sorgsamkeit und Kunde der griechischen Sprache anzufechten.

Die letztere jedoch müssen wir noch beschränken. Denn so wenig wir ein fleissiges und gründliches Studium dieses Idioms verkennen, sowohl in grammatischer als in lexikalischer Hinsicht: eben so wenig können wir verschweigen, daß Hr. Kr. durch

aus noch nicht einheimisch ist in diesem Gebiet, daß er sich noch sehr mühsam und schwerfällig in den Banden der hellenischen Sprachgesetze bewegt, und daß ihm die allgemeine Leichtigkeit im Verstand noch ganz abgeht, woraus einige schlimme Verstösse entsprungen sind; die wir bemerken wollen, nicht um Hn. Kr.'s Arbeit und Verdienst dadurch herunterzusetzen, sondern um ihm zu zeigen, daß der von ihm aufgewendete große Fleiß nicht nach allen Richtungen gleich groß gewesen ist, und daß man sich nicht eher an die Übersetzung eines Schriftstellers wagen darf, als bis man fest überzeugt ist, aller Wörerbücher und was dergleichen Subsidia des Verständnisses mehr sind, völlig entobnigen zu können. Daß Hr. Kr. aber mitunter aus dem Lexikon gedollmetst hat, möchte sich beweisen lassen. Man sehe z. B. seine allerdings wörtlich treue Übersetzung von S. 7, 3 v. u., die keinen Sinn hat, weil die Worte der gewöhnlichen Lesart keinen geben. Aber jetzt zu den ganz falsch verstandenen Stellen: S. 12, 6 Sch. „der übrigen Erde so ähnlich, daß, wäre ein Hase darüber hingelaufen, er die Hölzer zerknickt hätte.“ Wie konnte *ὅσως* mit *εἰκόνα* verbunden werden, da es offenbar zu *ξύλα* *ξηρά* *μακρά* gehört! S. 16, 2, 3 v. u. ist ganz unübersetzt geblieben, ohne allen Grund. S. 17, 9. *ὥρα* *μεγάλα*, *ὡς* *βουκόλος*, *ἐπηγγέλλετο*, „wie sie nur ein Rinderhirt vermögte.“ Der Conjunctiv im Deutschen ist durchaus ungrammatisch, weil die Worte: *ὡς* *βουκόλος*, nicht Dorkons eigene seyn können. Den Commentar über diesen durch seine Kürze allerdings dunkeln Ausdruck wird der Scholiast zum Theokrit 1, 87 geben, womit Longos S. 103, 20 zu vergleichen ist. Die Stelle würde minder leicht mißverstanden seyn, wenn man gewohnt wäre, etwas mehr zu achten auf die Charakterverschiedenheiten zwischen den Rinder-, Ziegen- und Schaf-Hirten, die, ohne Zweifel aus den Mimen in die Idylle, und aus dieser wieder in den spätern Hirtenroman übergegangen sind. S. 20, 3 v. u. *ὥσπερ* *λαγὼς* *ἐκ* *τῶν* *ἰχνῶν* *εὐρίσκοντες*, „als ob sie Hasen auf der Spur verfolgten.“ *ἐκ* *τῶν* *ἰχνῶν* kann nicht auf der Spur heißen, auch wäre das Gleichniß so schielend wie möglich; also: nachdem sie sie wie Hasen aus der Fährte aufgespürt hatten. S. 31, 1 ist das schöne *καθαρόν* *διὰ* *κάλλους*, das Eichflüßta. a. O. S. 341 mit vollem Rechte gegen jede Änderung in Schutz nimmt, durch ein frostiges: *stehend vor Schönheit* wiedergegeben, vielleicht, aber sehr übereilt, nach der Änderung *Schäfers* in den Anm. S. 33, 1 ist das Imperfectum von *ἐγγεῖν* für ein Präsens von *ἐνέχειν* genommen, obgleich Sinn und Construction — Präterita stehen davor und dahinter — das Wahre zu verfehlen schwer machen. S. 38, 6—8. „Mich kostet es keine Mühe, dich zu küssen: denn leichter ist es mir (*βούλομαι* *μᾶλλον*), dich zu küssen, als dir, jung zu werden.“ Das verkehrt den Sinn der ganzen Stelle, und sagt zuletzt etwas sehr Absurdes, indem Philetas schwerlich zweifelte, daß es einem Knäblein leichter sey zu küssen, als einem Alten jung zu werden. Daß aber das schöne Knäblein mehr

Verlangen nach Küssen trage, als der Alte nach Wiederkehr seiner Jugend, war schon der Versicherung werth, und so wollen es die Worte des Textes, und die gleichwohl erfolgende Weigerung schließt sich gut an. S. 41, 2 *ὡς* *καὶ* *αὐτὸν* *τῆς* *Πίτυος* *ἐρασάεντα*, „denn auch er liebte die Pitys,“ sehr unrichtig nūancirt; die Wortstellung mit *ὡς* zeigt, daß Philetas so zum Pan geredet hat, es also nicht die bloße, trockene Erzählung ist: zu deutsch: auch er ja habe die Pitys geliebt. S. 43, 3 v. u. *τὰ* *μὲν* *οὖν* *φιλήματα* *ἐγένετο*, *καὶ* *ἡ* *περιβολὴ* *τῶν* *χειρῶν* *ἡκολούθησε*: *τὸ* *δὲ* *τρίτον* *φάρμακον* *ἐβράδυνε*. „Die küßten und umarmten sich: doch zauderten sie mit dem dritten Heilmittel.“ Die erste Hälfte ist nicht geradezu unrichtig, aber auch nichts weniger als richtig übersetzt, indem das schöne Fortschreiten in *ἐγένετο* — *ἡκολούθησε* durch nichts ersetzt wird, und das Küssen und Umarmen als etwas Gleichzeitiges, nicht als etwas Gesteigertes erscheint, wie in einer ganz ähnlichen Stelle, S. 68, 16. Die letzte Hälfte ist im Deutschen gar nicht mehr kenntlich, und ungemein vergrößert, weil die Liebenden als Subject gar ungebührlich handelnd und absichtlich werden. Das dritte Heilmittel säumte aber, ist wörtlich und geistig treu, und hat das goethische: den holden Amor säumen heißen zum kräftigsten Beleg für sich. S. 48, 2 *ἀντρείχοντες*, „sie hielten sie fest.“ Da die Methymnäer gar nicht weg wollten, widerspricht diese Übers. sich selbst; noch mehr die Zusammensetzung mit *ἀντί*: sie widerstrebten wäre das Richtige gewesen. S. 48, 3 v. u. *οἷα* *μὲν* *ἑσθῆς* *ἀπόλωλεν*! „Welch' ein Gewand ist verloren!“ Der homerische Gebrauch von *ἑσθῆς* als Collectivum hätte doch bekannt seyn sollen; auch macht der Zusammenhang die Erwähnung eines einzelnen Gewands fast unmöglich. Wir verweisen überdies Hn. Kr. auf eine andere Note *Schäfers* zum Longos S. 373, die ihm auch hier das Richtige hätte zeigen können. S. 51, 10 *μὴ* *καὶ* *καταγέλασσι* *γένοιτο*, *τοιαῦτα* *καὶ* *τοσαῦτα* *παθόντες* *ὑπὸ* *ποιμένων*, „aus Furcht, sie möchten, da sie schon so viel erduldet hatten, noch verlacht werden.“ Hier ist der Sinn schwer verletzt, und den Methymnäern eine unerhörte Barbarey aufgebürdet, als pflegten sie die Unglücklichen zu verspotten. Darum logen die Jünglinge, damit sie nicht nur nicht gerächt, sondern noch obendrein ausgelacht würden, weil sie all das Schmähhliche von Hirten (hier liegt der Nachdruck, und gerade dies Wort hat Hr. Kr. ganz weggelassen,) erduldet hatten. S. 52, 6. „Sie flehte zu den Nymphen, ihrer zu schonen,“ wäre dann richtig gesagt gewesen, wenn sie von den Nymphen etwas zu fürchten gehabt hätte; so sind zwey Subjecte auf die unstatthafteste Weise vermengt. S. 53, 9 fg. — *μήτε* *Χλόην* *εὐρύων*, *ἀλλὰ* *ἐρημίαν* *πολλὴν* *καὶ* *τὴν* *συριγγὰ* *ἐρύμμενην*, *ἣ* *συνήθως* *ἐτέρπετο* *ἡ* *Χλόη*, *ΜΕΤΑ* *ΒΟΣΝ* *ΚΑΙ* *ΕΛΕΙΝΟΝ* *ΚΩΚΤΩΝ*, *ποτὲ* *μὲν* *πρὸς* *τὴν* *Φηγγὲν* *ἐτραχεν* *κτλ.* „Er fand nirgends Chloen, es herrschte tiefe Stille, auch lag die Syrinx auf dem Boden. mit der sich Chloe zu ergötzen pflegte, und die Rinder

brüllten kläglich. Da ließ er bald zur Buche u. s. w. Wer wird nach hundert Jahren zweifeln, daß Hr. Kr. aus einem Codex übersetzt und dort βωὺν μέγα καὶ ἐλεῖνόν ΚΩΚΤΟΝΤΩΝ gefunden habe; und wie wird man sich die Köpfe zerbrechen, die tiefe Stille, (von der freylich das Original nichts weiß,) mit den kläglich brüllenden Rindern (laut brüllende finden sich gar im Text) zu vereinbaren! um der Verrückung des Perioden am Ende der angeführten Stelle zu geschweigen. S. 55, 4. „Des Morgens (τῆς ἐπιούσης) wird Chloe wieder zu dir kommen,“ wollen wir als Schreibfehler gut seyn lassen. S. 59, 8 ἐξ ἧς Ἐρως μῦθον ποιῆσαι θέλει, „über deren Schicksale Eros waltet,“ würde man kaum für die Übers. der angeführten Worte halten, und doch liegt in diesen durchaus keine Schwierigkeit des Verstehens, oder sonst ein Grund einer so wunderlichen, gar nicht sinnreichen Abweichung. S. 63, 5 hat sich die πῖτος in Ephes verwandelt. S. 65, 8 fg. v. u. Πάν, τοὺς δόνακας ὀργῇ ταμῶν, τὴν κόρην οὐχ εὐρῶν, τὸ πάθος μαθῶν, τὸ ὄργανον νοεῖ, καὶ τοὺς καλὰ μους κηρῶ συνδῆσας ἀνίστους. „Pan schnitt im Zorn die Rohre ab, fand aber kein Mädchen, fühlte nur Leiden (τὸ πάθος μαθῶν), erfand das Instrument, und vereinte die ungleichen Rohre mit Wachs.“ Die unrichtige Übersetzung der bezeichneten Stelle bedarf keiner weiteren Entwicklung. Ausserdem aber ist Hr. Kr. — was dem Übers., der den Text seines Schriftstellers nicht kritisch durchgearbeitet, ehe er noch an die Übertragung gedacht hat, leicht begegnet — durch die Auflösung der sämtlichen Participien, die keinesweges zu loben, über eine bedenkliche Stelle hingeglitten, an der Schäfer zuerst, und sehr billig, Anstoß gefunden, an der Copula nach νοεῖ und dem folgenden Participium συνδῆσας; wozu wir noch die Stellung des ἀνίστους fügen. Seine Aenderung aber ist so willkürlich, daß dieser besonnene Kritiker ihr schwerlich großes Gewicht beylegen wird. Rec. glaubt, daß nichts zu verändern ist, als die Interpunction, und daß man nur das Komma nach νοεῖ zu streichen, und es nach καλὰ μους einzuschalten hat. „Er erkennt Instrument und Pfeifen, die ungleichen mit Wachs verbindend.“ Eben so finden wir gleich darauf S. 66, 2 μέγα ὄργανον καὶ αὐλῶν μεγάλων. S. 67, 2 ist mehr als eine ganze Zeile in der Übers. überhüpft, offenbar aus Flüchtigkeit. S. 73, 13, λῖνον ἔσπερον, „sie strickten einige Netze,“ treibt die Willkürlichkeit im Ausdruck denn doch allzuweit. S. 76, 9, εὐδὸν κατεκέλευστο, „alle lagen darin.“ Welch eine Truggestalt mag hier wieder einmal dem Hn. Kr. statt des κατεκέλευστο erschienen seyn, und ihn von dem Richtigen in einen fast komischen Fehler hineingeäfft haben? Auch das gleichfolgende: μὴ γὰρ οὐκ ἦσαν ἀπὸ σταδίου γειτῶνες; ist durch: waren denn eine Stadie von hier keine Nachbarn? so unrichtig wie möglich übersetzt. Hatteß du denn nicht im Umkreis eines Stadions (nämlich von deiner Wohnung) Nachbarn? wendet Daphnis sich selbst ein, da er zehn Stadien S. 75, 6, v. u. bis zu Dryas Hütte gelaufen war. S. 82, 11 fg. ist in der Übers. auf eine unbegreifliche Weise verstümmelt,

und das wesentliche Milchtrinken ganz vergessen. S. 83, 3 v. u. τοῦτο γὰρ δὴ (τὸ συγκατακλιθῆναι) λείπειν τοῖς Φιλητᾷ παιδεύμασιν, ἵνα δὴ γένηται τὸ μόνον παῦρον ἔρωτα φάρμακον. „Denn nur dieses war es, was nach Philetas Rath noch mangelte, und allein die Schmerzen der Liebe stillte.“ Alle diese Auslassungen, Zusätze, Auflösungen und Umstellungen, gestehen wir, waren nöthig, wenn der Übers. aus der gewöhnlichen Schreibung wenigstens etwas einem Sinn Ähnliches hervorlocken wollte. Aber ein wirklicher Sinn wird nur dann hervorgehen, wenn wir die Worte von τοῦτο γὰρ bis παιδεύμασιν als Zwischensatz betrachten, und sie also mit einem Kolon schließen: ἵνα aber unmittelbar anschließen an das der Parenthese vorausgehende συγκατακλιθῆναι μακρότερον ἢ πρόσθεν εἰώθεσαν. S. 84, 9, 10 hat Hr. Kr. stillschweigend eine höchst unglückliche Textänderung vorgenommen, indem er die Worte γλυκύ τι bis πικρόν Chloen in den Mund legt: das Unschickliche, dieß von dem weigernden Mädchen sagen zu lassen, und das Unpassende des εἶτα danach, springt in die Augen. S. 86, 6 ὡς παρὰ τὴν γυναῖκα τὴν τίκτουσαν ἀπιοῦσα, φανερώς ἐπὶ τὴν δρῦν παραγίνεται. „Sie erschien des anderen Tages, als ginge sie zur Wöchnerin, bey der Eiche.“ Hier ist vollkommener Nonsens entstanden, aus Vermengung der Verba, indem das ὡς gegen Sinn und Menschenverstand zu παραγίνεται gezogen, und auf die Bedeutung von ἀπιοῦσα gar nicht geachtet ist. „Von Hause weggehend, als wolle sie zur Wöchnerin: gelangte sie in der That zur Eiche“, wäre die wörtliche Übertragung; indem vollkommene Gegensätze in ὡς ἀπιοῦσα und φανερώς παραγίνεται, in παρὰ τὴν τίκτουσαν und ἐπὶ τὴν δρῦν liegen. S. 86, 5 v. u. ist μόνῃ γὰρ ἑδοικα εἰσελθεῖν mangelhaft übersetzt: „ich getraue mir nicht hineinzugehen.“ Die Schuld liegt aber diesmal wieder am Text, und muß nothwendig gelesen werden: συνεἰσελθῶν (vulgo εἰσελθῶν) εἰς τὴν ὕλην, σῶσόν μου τὸν χῆνα, μόνῃ γὰρ κτλ., denn Lykänion war keinesweges gewilligt, zurück zu bleiben. S. 87, 10, δι' ὄνειδος ἐμοὶ τὰ χθιδά σου αἱ Νύμφαι ἀργήσαντο δάκρυα. „Im Traum erzählten mir gestern die Nymphen, daß du geweint habest.“ Wie oben hin muß Hr. Kr. diese Worte angefaßt haben! S. 93, 5, 4 v. u. ist es wohl kein Zweifel, daß γῆ das Subject bleibt, und daß also unser Übers. irrt, wenn er ὠτήρησε und ἀφίγησε zu μέλῃ zieht. S. 94, 4 ἐρεσῶσαντο ist falsch übersetzt, und es wäre freylich zu wünschen gewesen, daß hier Villosions Ausg., die der Übers. nach S. 167 entbehre, (ob er sie gleich S. 181 citirt) hätte benutzt werden können. Inzwischen war auch bey einiger Aufmerksamkeit auf Schäfers Note S. 383 das Richtige zu finden. Gleich darauf ist das wichtige ποτὲ — ποτὲ — ganz vernachlässigt, eben so wie S. 91, 4, 3 v. u. ein ähnliches ἰδία — ἰδία. — S. 96, 5 ἐλιπάρει, „er trauerte“, ist wieder ein Fall, wo eine offbare Wörterverwechslung Statt hat. S. 103, 11 hat Hr. Kr. den Unterschied zwischen τὰ πολλά und πολλὰ vergessen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 S E P T E M B E R, 1810.

ALTE L I T E R A T U R.

LANDSHUT, in Comm. b. Jos. Thomann: Longos
Daphnis und Chloe. Übersetzt durch Joh. Georg
Krabinger u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 106, 3, ὁφθαλμοῖς ἔχων, „von seinem Anblick entzückt.“ Wer erkennt das im Deutschen wieder! Gleich darauf: „Damit nicht herabfiele, von der Heerde zertreten“, ist widersinnig, da der Apfel nicht von der Heerde zertreten werden konnte, bevor er herabgefallen war; im Griechischen steht nach πρῶτον das notwendige καὶ: wie konnte das überlehn, und ihm ein Nonsens substituirt werden! S. 116, 1, „dem Gnathon war der Bartgeschoren“, wird Hr. Kr., wie manches Andere (z. B. das durch wenn übersetzte εἰ nach βασιλεῖν S. 127, 10 f.), selbst corrigiren können, wenn er das Original noch einmal daneben hält. S. 117, 5 v. u. τοῦ δὲ βραδύως νοήσαντος. Wie kann das heißen: „Daphnis verstand ihn nicht“, zumal Daphnis gleich folgende Worte beweisen, dass er ihn zuletzt wohl begriff. S. 137, 9, παρὰ τοὺς πόδας αὐτοῦ, ὡς ἀνδρὰ μὲν ἔχουσαν ἡδὴ, „weil Sie schon gleichsam einen Gatten hätte“, fällt ganz ins Komische, und es ließen sich über den der armen Chloe und dem Longos aufgedrungenen Quasi-Gatten verschiedene Einfälle vorbringen. S. 138, 6 löseth der Übersetzer tacite das Kolon nach πρὶν, läßt Chloe der Schafheerde, und — den Nymphen eins aufspielen, und bezieht dann ἡῶντο auf einen unbestimmten Plural des Pronomens, zu dem man billig wieder die Schafe und die Nymphen denkt. S. 139, 3, v. u. ἡῶντο δὲ καὶ τὸ γένος ἄξιον τῆς μορφῆς εὐρεῖσθαι, „mit dem Wunsch, dass auch die Kinder an Schönheit dem Mädchen gleichen möchten“. Welches *quid pro quo*! Hätte Hr. Kr. das ἄξιον εὐρεῖσθαι etwas genauer ins Auge gefasst: so würde ihm auch bemerklich geworden seyn, dass es noch etwas zu früh war, von Chloes Kindern zu reden, und dass γένος folglich nicht ihre Descendenz, sondern ihre Ascendenz bezeichnet. „Auch wünschten sie, ihr Geschlecht möge ihrer Schönheit würdig befunden werden.“ Die Idee ist rein antik. S. 141, 1, wegen des ἐν δεξιά verweisen wir Hn. Kr. statt der schlimmen Autorität, die er in den Noten beybringt, auf die berühmte Rec. der göttinger Ilias A. L. Z. 1803. No. 133. S. 324. 25. Endlich wollen wir noch erinnern, dass S. 145, 5, αὐτοῖς καὶ ταῦτα συνεγγήρασαν, das ταῦτα keineswegs auf die Kinder, sondern auf die an ihre Na-

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

men geknüppte Erinnerung an ihr früheres Hirtenleben zu ziehen ist.

Wenn wir die hier vorgeführte leidige Cohorte von Fehlgriffen, Übereilungen und Irrthümern, zu der sich noch Recrouen ausheben ließen, mit der viel größeren Anzahl der oft nicht leichteren, zum Theil gut, zum Theil doch richtig ausgedrückten Stellen und ganzen Capitel zusammenhalten: so zeigt sich recht klar, wie der Übersetzer sich selbst schadet, der ans Werk geht, ehe er mit seinem Schriftsteller bis aufs kleinste Detail im Reinen ist; der erst in dem Augenblick, wo der Satz verdeutscht werden soll und muss, nach einem festen Resultat über seinen Sinn hascht, und, von den ganz verschiedenen Geistesoperationen des kritischen Beschauers und des genialen Dolmetschers zugleich hiehin und dorthin gezerrt, das Erste, das Beste ergreift, was ihn aus der Verlegenheit zu reißen scheint: ein Exempel zu demjenigen gebend, was ein großer Meister in allen philologischen Disciplinen in seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft über das der Kritik gefährliche Geschäft des Übersetzers bedeutungsvoll warnend gesprochen hat.

Die angehängten, fast hundert Seiten voll erklärender Anmerkungen, die meist bey bekannten mythologischen Dingen verweilen, haben ein höchst jugendliches Ansehen wegen des Überflusses an unnöthigen Citaten, die mitunter anstößig werden wegen ihrer erdrückenden Reichlichkeit und ihrer schlechten Beweiskraft, wie Farnabius zum Lucan, Bourdelot zum Heliodor, Boden zum Longos: warum nicht auch Minellius und Immanuel Sincerus! Eben so missfallen die hyperbolischen Lobsprüche, die bey aller Gelegenheit dem Longos zugeworfen werden, und unter anderen seinen sophistischen Declamationen über Eros Macht den Vorzug vor dem Hymnos in Sophokles Antigone geben! Rühmlich auszeichnen müssen wir aber S. 199 die Bemerkung über καίεν, dass es die Griechen, wie die Römer ihr *urere*, von allem Verletzenden und Schmerzhaften gebrauchen, was aus guten Beyspielen erwiesen ist.

Hr. Krabinger wird in der Ausführlichkeit unserer Beurtheilung, hoffen wir, die Achtung nicht verkennen, die wir seinem Bestreben schuldig sind: die Genauigkeit und Strenge, mit der wir verfahren sind, hat keinen anderen Grund, als den Wunsch, dass seine Talente und seine Einsichten, die hier noch in etwas gebundenem Zustand erscheinen, sich bald freyer und reicher entwickeln mögen.

F. P.

Uuu

ALTENBURG, im literarischen Comtoir: *Bibliotheca iatrica, usui omnis (?) aevi dicata*, seu Collectio operum, a primatibus (*principibus*) artis medicae, qui medicinae condendae, promovendae et augendae, inde a primordiis artis salutaria, singularem operam dederunt, et ingenio, acumine mentis, seduloque naturae studio praeclari, non solum coaevis (*aequalibus*) suis atque affectis summo honori fuerunt, sed etiam omnis subsecuti subventurique (*futurique*) temporis admirationem meruerunt, dignique sunt, quorum scripta ab omnibus, qui compendiaria medicinae scientia haud contenti, ut ipsi artis periti fiant, genio praecellenti vere artis peritorum omnis aevi inbui cupiunt, legantur, relegantur, manibus volvantur, relictorum (*superstitum*), aut omnium, aut selectiorum. Inchoavit et disposuit J. F. Pierer, M. D. *Volume I. Hippocratis Opera*. Sectio I—IV. Vol. II. *Hippocr. Opp. Sect. V. Vol. III. Hippocr. Opp. Sect. VI et VII. Cum indice*. 1806. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem specielleren Titel: *Hippocratis Coi Opera, quae exstant, in Sectiones VII divisa*. Ex interpretatione Anutii Forssii recudi curavit, prolegomena de conditione artis medicae ante Hippocratem, Hippocratis vita, scriptis et meritis, nec non cuique libro praefatiunculam praemisit, verborumque difficultium minusque cognitorum indicem explicantem adjecit Jo. Frid. Pierer, M. D. *Tomus I*, prolegomena, libros technicos, physiologicos, diateticos et semioticos continens. XXVI. CLLXII (CLXXXII) u. 454 S. *Tomus II*, libros pathologicos, therapeuticos continens. 507 S. *Tomus III*, libros chirurgicos et mixtos cum indice continens. 1806. 450 S. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Wir enthalten uns für jetzt, über den vielversprechenden Plan des Herausgebers dieser *Bibliotheca iatrica* unser Urtheil zu fällen, weil bey einem so grossen Unternehmen Alles auf das *Wie* der Ausführung selbst ankommt. Das Verdienstliche derselben, im Fall eines glücklichen Erfolgs, bedarf keiner weiteren Lobrede. Bis dahin aber, daß in der fast unübersehbaren Reihe einer solchen literarischen Heerschau die mit *Hippokrates* angefangene, und mit *Brown* zu schliessende Linie sich ganz unseren Augen zur Musterung darstellt, wollen wir seinem reproducirenden Fleisse Schritt für Schritt folgen, und diesen nach dem uns von ihm selbst, theils in dem der B. I. vorgedruckten Plan (*Instituti ratio*), theils in der besonders ausgegebenen „Ankündigung der Herausgabe einer Reihe classischer medicinischer Autoren, zum Handgebrauch für Ärzte,“ zur Kritik gereichten Massstabe würdigen.

Zuvörderst hat Hr. D. P. gesucht, in den *Prolegomenis* alles das sowohl aus der alten als neuen Literatur zu sammeln und der Zeitfolge nach zu ordnen, was den Leser von dem Zustande der Medicin vor dem *Hippokrates*, von dem Leben und Wirken

desselben, und von seinen Schriften zu unterrichten vermag. Doch scheint er uns zu viel zu versprechen, wenn er in der Vorrede S. XXV auch keine Lücke in der Bibliographie seines Schriftstellers glaubt übrig gelassen zu haben. Wir machen ihm nur auf folgende vorzugsweise aufmerksam. So fehlt im Verzeichniß der wiederholten Auflagen des fössischen Textes die von 1629 fol. Frsf. in Off. Dan. ac Dav. *Andriorum*, welche Rec. vor sich hat; so unter den lateinischen Übersetzungen die von Jo. Baptista Ferrarius besorgte Sammlung: *Hippocratis opera omnia, in qua (sic) quidem Galeni extant cō(sic)mentaria, hactenus latio donata etc. Lugd. apud Scipion. de Gabiano. 1535. 8*. Auch findet sich nicht, wie Hr. P. sagt, eine italienische Übersetzung des ganzen hippokratishen Werkes *περί ασπρω* u. f. in den *Viaggi di Ramusio*, sondern nur der fünfte Theil desselben, der von den Skythen handelt, wie bereits Coray (nicht Coray) in seinem *Discours préliminaire* S. CXXIV zum *Traité d'Hippocrate des airs* u. f. bemerkt hat. Ferner vermißt man unter den Ausgaben des Buches *περί όψιος* die von Joan. Henr. Jugler (Helmstädt 1792. 8) veranstaltete Edition, und unter denen der *Aphorismen* von Jo. Heurnius die frühere, zu Leyden 1607. 12 erschienene. Eben so fehlt S. CLXVIII zwischen No. 93 und 94 die Anzeige der zu Padua 1747, 4. bey Manfré herausgekommenen, und von Bertini beförderten Auflage der *Medicina Hippocratica* von Jo. de Gorter. — Anderer, minder auffallender Lücken nicht zu gedenken. Doch können wir nicht umhin, zu den merklich hervorragenden Auswüchsen des Werkes die vielen, fast wörtlich aus dem von Ackermann so trefflich bearbeiteten Artikel *Hippocrates in Fabricii Biblioth. Graec.*, größtentheils ohne Citat, herübergenommenen Stellen, so wie manche Unrichtigkeiten im Citiren selbst zu rügen, die sich der Vf. der *Prolegg.* hat zu Schulden kommen lassen.

Was den Abdruck des fössischen lateinischen Textes betrifft: so verspricht der Herausgeber (Vorr. S. XXIII) denselben von Druckfehlern und Verstößen gegen die Grammatik zu reinigen, und an manchen Stellen nicht allein durch einzelne Worte, sondern auch durch ganze Perioden aus dem Griechischen zu ergänzen, wiewohl er anderswo (*Prolegg.* S. XC) versichert, einen genauen Abdruck geliefert zu haben. Um die Wahrheit der einen oder anderen Aussage zu erfahren, haben wir durch mehrere hippokratishche Werke hindurch unseren fössischen Text mit dem von Hn. P. besorgten verglichen, und rücken hier die Abweichungen ein, welche sich uns besonders aus dem Zusammenhalten der beiden lateinischen Texte unter einander und mit der Urschrift *περί ασπρω* u. f. f. ergaben.

Hr. P. Tom. I, S. 208. Z. 9 *potores*. Foes S. 281, 40 *potores* statt *potatores*. P. 212, 6 *aut istic ubi*. F. 284. 10 *aut si ubi* ft. *aut sic ubi* für das griechische *ή ειτε ουκ ου*. P. 213, 19 *et sal evadit*. F. 285, 11, *et mare evadit* für *καί γινεται άλς*. P. 218, 15 — 17 eingeschaltet, fehlt bey F. 288, 10, ungeachtet der Vollständigkeit des Grundtextes. P. 220, 16 fehlen die

Worte des fösf. Textes *quaedam etiam pratorum et paludum naturam referunt* ganz und gar. P. 223, 3 *interfecerunt*. F. 291, 10 *interfecerint*. P. daselbst Z. 5 *peregerunt*. F. das. *peregerint*. P. das. 36 *instituitis*. F. 291, 30 *curribus st. moribus*. P. 226, 20 *ad uxores accedunt*. F. 293, 20 *ad uxorem acced.* — *neque cum iis rem ff.*, welches letztere so unrichtig ist, als die griechische Lesart *κατα γυναίκα* (st. *π. γυναίκας*), *καί — σφισιν αὐταῖς ff.*

Dafs der Herausgeber die jedem Buche vorge- druckte Inhaltsanzeige nebst Capiteleintheilung und Überschriften aus der hallerischen Ausgabe benutzt, dafs er in der Vorrede zu jedem einzelnen Werke mehrere zur Beurtheilung seines Ursprungs, Werths u. f. dienliche Notizen zusammengestellt, und das Ganze in einer natürlicheren Ordnung auf einander hat folgen lassen, gewährt dem Leser allerdings eine grosse Bequemlichkeit, sowohl zur Übersicht der Hauptmomente des Inhalts, als zum leichteren Nachschlagen. Allein noch weit bedeutender würde für das Beste des Lesers gesorgt seyn, wenn überall unter dem Texte die in demselben gemachten Veränderungen mit Rücksicht auf die Urschrift, und zugleich die Gründe wären angegeben worden, die zu solchen Abweichungen berechtigen konnten. Am wenigsten erwarteten wir als Anhang einen Index zur Erklärung einiger nicht häufig vorkommender Wörter, vielmehr statt dessen einen auch dem fleissigsten Leser des Hipp. unentbehrlichen *Index locupletissimus rerum, ac praecipue morborum*, nach dem Beyspiele eines Föes zu finden. Unter die schwierigen und weniger bekannten Wörter möchte Rec. schwerlich folgende (mit Ausschluss des letzten) mit dem Vf. rechnen. *Abdera*. — Hier zwar richtig nach Thracien verlegt; in der Vorr. S. XLVII aber lässt es der Vf. mit *Cyzicum* (nicht *Cycicum*) in Thessalien liegen, und gebraucht es als *Substantivum plurale*; — *Ad se redire i. e. mentis compos (compotem) fieri*; — *Assatim*; — *Amazonae (! Amazones)*; — *Cuneolus i. e. cuneus parvus*; — *Κοτυληδώνας (! Κοτυληδώνες)*; — *Nyctalopae (!) f. nyctalopes*; — diese letzte Form ist, so wie dieneach *νυκταλωπηξ* zu bildende, allein richtig. Unter *Lusciosus* wird es erklärt durch *interdiu nil aut deterius videns, melius autem noctu*, wovon das Gegentheil die wahre Erklärung bestimmt. — *Stadium, mensura distantiae, dupbus (!) pedibus Rhēnensis cum dimidio conveniens*; — *Taeda i. q. fardum (?)*; *Thasi nuce (Thasiæ n.)*; — *Tornium omnium st. vinum Toronium* von Torone, einer makedonischen Stadt.

Wie sehr man ferner geneigt seyn möchte, bey einem solchen Unternehmen und Vorhaben, als das des Hn. P. ist, genaue und bis zur Kritik sich erhebende Kenntniss der Sprache der Urschrift stillschweigend vorauszusetzen: so haben uns doch die öfteren Verstösse gegen die Orthographie mehrmals im Glauben an die Grösse seiner Fortschritte in der Gräcität wankend gemacht. Denn unmöglich schreibt ein Grieche *Buphtalmum* st. *Buphthalmum*, *HyoSciarnus* st. *HyoSciarnus*, *Ophthalmia* st. *Ophthalmia*, *ΜικροΦύλλον* st. *ΜικροΦύλλον*, *Lythargyrium* st. *Lithargyrium*, *Ser-*

pillum st. *Serpyllum*, *Ptialismus* st. *Ptyalismus*, *Συμπληρία* st. *Συμπληρία* u. f. — Auch die noch unumgänglicheren Föderungen, welche die Grammatik und Rhetorik der Sprache, deren der Herausgeber der B. I. sich bedient, an ihn machen, sind an vielen Stellen unbefriedigt geblieben. Wir wählen zum Beweise nur die lateinische Ankündigung des Plans (*Instituti ratio*), bey deren Abfassung ihm weder Celsus, noch J. Z. Platners Geist die Feder geführt zu haben scheinen. S. V, Z. 8 *ingeniosis speculationibus*. S. VI, Z. 2 *praececellens st. excellens*. Das. Z. 7—8 *scintillas — multitudini adspargere st. in multitudinem spargere*. Das. Z. 10 *Quo nempes st. Quod n.* Das. Z. 10—12 *ingenii foecundi ubertate impraegnatum*. S. VII. In Einer Periode 5 Mal *prae*, so wie S. V, Z. 9—10 3 Mal ein übellautendes *ae*. Auch ist der syntaktische Bau in gedachter Periode ganz verfehlt: *ut — quae egregia execta fuerunt, pro summo — sint, quod — esset*. Das. in einer 14zeiligen Periode *praejudicio — in arte magistros — pro tempore — praeconcepta opinione*. S. IX, Z. 3 *vi animi splendente (!)*. Das. Z. 4 *praetervisit*. Das. Z. 13—14 *non minus, verum etiam*. Das. Z. 14—15 *alliciebat — condebat*. S. XI, Z. 6—7 *combinatione et comparatione idearum*. S. XII, Z. 20—21 *criticam explorationem sustinent*. S. XIII *instructioes*. S. XIV, Z. 2 *respectus habiti sunt*. Das. Z. 8—12 *qui — prae se ferant, et — contribuerint*. S. XV, Z. 10 *recognita*. S. XVI, Z. 2 *charta satis albida impressi*. S. XVIII, Z. 16 *primum st. principum*. S. XIX, Z. 17—18 *titulis adjectis, seu secundariis, opera praecclusa constitunt u. f.*

Diese und dergleichen Sprachunrichtigkeiten, die zwar nicht die Brauchbarkeit des Werks selbst, oder das Verdienst des Herausgebers im Ganzen aufheben, wiewohl ihre Abwesenheit die Befugniss desselben zur Übernahme und Vollendung einer solchen Arbeit kräftiger, als jetzt geschehen ist, würde beglaubigt haben, scheinen uns bey der stets weiter um sich greifenden ärztlichen Sprachunwissenheit einer ersten und umständlichen Rüge werth, da dieses Unkraut am wenigsten auf dem Felde der alten Literatur zu dulden ist, wie gern es auch fast überall in den neuesten Bearbeitungen oder Umgebungen derselben zu wuchern, und das bessere Gewächs zu verdrängen strebt.

— N. A. A.

HALLÉ, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Versuch eines Lehrbuchs der griechischen und römischen Literaturgeschichte und classischen Literatur*, zunächst für Gymnasien bearbeitet von D. Carl Sachsse. 1810. 204 S. 8. (16 Gr.)

Man muss sich in der That wundern, dafs es uns noch immer an einem gründlichen, zweckmäßigen, und dem Fortgang dieser Studien angemessenen Lehrbuche der classischen Literatur von mässigen Umfange fehlt. Was diese Lücke in den neuern Zeiten hat ausfüllen sollen, ist, wie die wolsche

Skizze, entweder gar zu kurz, oder, wie auch die *harleischischen Introductionen*, zu weitläufig und theuer, oder wenn es das Mittel hält, rührt es von Nichtphilologen her, die bey jedem Schritte straucheln. Denn auch *Lehrbücher für Anfänger* müssen von Kennern abgefaßt werden. — Einen neuen Versuch, jene Lücke zu füllen, hat in dem angeführten Buch Hr. *Sachse*, so viel uns bekannt, ein angehender Schriftsteller, aber nicht ganz ohne Glück gemacht, indem er besonders in der historischen Einleitung die wichtigsten Notizen über die gelehrte Culturgeschichte der Griechen und Römer mitgetheilt, und, was er aus schriftlicher und mündlicher Belehrung darüber gesammelt hatte, in gedrängten Umrissen wieder gegeben hat; daher wir dieses Lehrbuch einstweilen und bis zur Erscheinung eines solchen von der Hand eines *Veteranen* jungen Studierenden empfehlen können. Das Werkchen besteht nämlich aus zwey Theilen, einem *historischen* und einem *literarischen*; diesen ist noch eine Einleitung auf 11 Seiten vorgesetzt, in welcher der Vf. vornehmlich von seinem, dem Buche zum Grunde liegenden Plane handelt. Dieser hat das *Besondere*, daß die griechische und römische Literatur nicht eine nach der anderen, sondern in Verbindung abgehandelt wird, so daß z. B. die epischen Dichter der Römer gleich auf die der Griechen folgen. Rec. gesteht aber, daß ihm die dadurch entstehende Zerstückelung nicht gefalle, und die Gründe, welche Hr. S. für diese Methode angiebt, nicht recht einleuchten wollen. Daß die Römer durch griechische Kolonienzeitig mit den Griechen in Verbindung kamen, daß die lateinische mit der griechischen Sprache verwandt ist, daß die Schriftstellerey der Römer mit Übersetzungen und Nachahmung der Griechen anhub, daß die griechischen Staaten durch die römischen Eroberungen verschlungen wurden — diese Umstände beweisen nicht, daß die Geschichte der so viel später entstandenen, in ihren Zweigen beschränkteren *römischen* Literatur mit der *griechischen* nach besonderen Gesichtspuncten müsse verbunden werden; es konnte nicht fehlen, daß nach diesem künstlichen Plane viel Stückwerk entstehen, und in manchem Zweige der beiderseitigen Literatur die erwarteten Beziehungen fehlen mußten. — Der *erste Theil* des Buchs enthält die *historische* Einleitung

oder die Aufzählung der *Facts*, welche auf die Entstehung und den Fortgang der *gelehrten Cultur unter Griechen und Römern* Einfluß hatten, und zwar, wie es sich gehört, die Geschichte jedes Volks besonders, erst der Griechen, auf 74, und dann der Römer auf 30 Seiten. Dieses ist der bessere, und für junge Philologen lehrreichere Theil der Schrift, — *Gelehrte* werden hier keine neuen Entdeckungen erwarten; nur wäre zu wünschen, daß das Gewisse von dem Mindergewissen überall besser gesondert wäre. Zu dem letzteren gehört z. B. die Hypothese von der Bevölkerung Griechenlands vom Kaukasus aus und über Kleinasien herüber; die neue Hypothese von Entstehung der *Ilias* und *Odysee*; die Etymologie des Namens der Stadt Rom u. s. w. Minder befriedigend ist der *zweyte* oder der *literarische* Theil, auf den es doch hier eigentlich ankam. Aufser der bunten Mischung griechischer und römischer, oft sehr ungleicher Autoren und ihrer häufigen Wiederholung, welches eine Folge der gewählten Methode war, — ist diese Abtheilung viel zu mager, und in ihren Angaben nicht genau und belehrend genug. Was man hier mit Recht erwarten durfte, eine gedrängte Übersicht der Lebensumstände jedes Autors, eine kurze Charakteristik desselben als Schriftsteller, eine genaue und bestimmte Angabe der wichtigeren Ausgaben: der *editionum principum*, der kritischen Recensionen, der vornehmsten Commentare und der guten Handausgaben, nebst den übrigen zum Studio des Autors nöthigen Hülfsmitteln, das fehlt hier größtentheils, oder ist doch nur dürftig, unvollständig und mangelhaft angedeutet; gemeinlich findet man nur die Lebenszeit des Autors, und eine oder zwey neue Ausgaben, bloß durch den Namen des Herausgebers, oft ohne Vornamen und Jahrzahl, bemerkt. Hierin hätte der Vf. genauer und vollständiger seyn, und dafür lieber die vielen kleinen und unbedeutenden Schriften, die hie und da aufgeführt sind, weglassen sollen. Nach dem Plan des Vfs. sollte sich diese Literargeschichte nur bis auf die Zeit des *Marcus Antoninus* erstrecken, was nicht zu billigen war; er hat aber die vornehmsten spätern Schriftsteller anhangsweise hie und da beygebracht, wodurch er selbst das Unstatthafte dieser Bestimmung seines Plans eingesteht.

Φ — γ.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt, a. M., b. Wilmans: *Theone*. Ein Geschenk für gute Töchter. Zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls von Jakob Glatz. Ein Seitenstück zur *Iduna*, einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend. Zweyte verbesserte Auflage. I Band. 1810. 318 S. II Bd. 306 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.) Diese neue Auflage hat nur einige unbedeutende Zusätze und unwesentliche Verbesserungen gewonnen. Wir verweisen daher unsere Leser auf die ausführliche Recension der ersten Auflage Jahrg. 1807. No. 143.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer*. Zum Gebrauch der großen National-Mutter-Loge zu

den 3 Weltkugeln in Berlin, und aller mit ihr vereinigten Logen in Deutschland. 4te verbeß. u. verm. Aufl. M. 1. R. 1810. XII u. 416 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Novum Testamentum graece perpetua annotatione illustratum*. Editionis *Koppianae* Vol. IX. Complectens epistolae catholice. Fasc. II. Exhibens utramque epistolam Petri. Continuavit Dav. Jul. Pott, Theolog. et Philosoph. Doctor, Abbas Coenobii Mariaevalensis et Prof. Theolog. publ. ord. in Acad. Julia Carolina. Editio altera. 1810. XII u. 340 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.) S. Recens. der 1ten Aufl. 1803. No. 235.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 S E P T E M B E R 1810.

Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Ökonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde*, vom Commissionsrathe J. Riem, beständigem Secretär der kurfürstl. sächsl. leipziger ökonomischen Societät u. s. w. Mit Kupfern. I Bandes 2 Theil. 1804. 212 S. II Bd. 1805. 1 Theil. 426 S. 2 Th. 367 S. III Bd. (DRESDEN, b. Arnold.) 1806. 1 Th. 313 S. 2 Th. IV und 314 S. 8. (6 Thlr. 12 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Des Commissionsrathes Riem Halbjahr-Beyträge zur Ökonomie und Naturgeschichte für Landwirthe und Bienenfreunde*, oder: *Neufortgesetzte Sammlung ökonomischer und Bienen-Schriften*. Mit Kupfern. 2 Lieferung auf das J. 1804. 1 u. 2 Lief. auf das J. 1805. 1 u. 2 Lief. auf das J. 1806.

Die Abtheilung dieser Schrift ist die gewöhnliche (vgl. J. A. L. Z. 1804. No. 298). Die leipziger ökonomische Societät ererbte von dem Hn. Kammercommissär Leich das Landgut zu Möckern. So wie sie nun dadurch an Vermögen zugenommen hat: so darf man auch erwarten, daß sie in der Zukunft durch ausgezeichnete ökonomische Wissenschaften an Ansehen immer mehr gewinnen werde. Von dem reichen Vorrathe dieser Beyträge heben wir nur die vorzüglicheren aus. A. Societätsanzeigen. Aus der leipziger Provincial-Versammlung. I. Über wahrscheinliche Entstehung des Mutterkorns, und Bemerkungen über den Reisbau in Deutschland, von Hn. D. Rüffig; nur ein kurzer Auszug. II. a) Feld- und Gartengewächse vor dem Erfrieren zu bewahren, ingl. b) etwas die Schäfereyen betreffend, von Hn. D. Birkholz. Es wird hier zum Wärmestoff auch Kältestoff angenommen, und beides einander entgegengesetzt. Da nun der Sanderde die ganz besondere Eigenschaft im höchsten Grade beyzulegen ist, die durch die Sonnenstrahlen ausgedehnte, verdünnte und durchwärmte Luft zu binden, und mit selbiger zugleich das in ihr befindliche lichtreiche Feuer und den Wärmestoff anzuziehen, wodurch ihre an sich schon austrocknende und erwärmende Kraft ungemein erhöht und verstärkt wird: so ist sie vorzüglich dazu geeignet, die Kälte in ihren Wirkungen einzuschränken und ihre zerstörende Kraft zu mindern; zumal wenn mit der Sanderde noch erwärmender Dünger vermischt, und das Eindringen des Kältestoffs dadurch um so leichter abgehalten wird. III. Über das

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

Begießen der Pflanzen in Gärten, nebst einer Erklärung des rumfordischen Bettes, von Hn. Prof. Leonhardi. IV. Versuche mit den vom Hn. Commissionsrathe Möller, Bürgermeister in Hamm, übersendeten Kupfer- und Eisen-Schlacken zu Töpferglasur. Sie sind ohne Vortheil befunden worden. Aus dem wittenberger Protocoll ist aufgenommen worden: I. Eine kurze Anzeige von den Versuchen des Hn. Prof. Lampadius mit den chemischen Düngungsmitteln im Großen; und 2) eine Abhandlung von dem Hn. Straßenbau-Inspector Hammer: Über die Entwässerung des wittenberger Stadtgrabens. Hierauf folgen 10 einzelne Abhandlungen, welche sämmtlich einen praktischen Werth haben. Der Versuch des Hn. Steuer-einnehmer Hofmann zu Penig, Winterweizen im Erdäpfelfelde zu bauen, geschah nur im Kleinen, und scheint Rec. sehr vom glücklichen Zufalle abgehängt zu haben. Die ökonomisch-chemischen Versuche des Hn. Prof. Lampadius zu Freyberg im Großen vom J. 1802, wobey es hauptsächlich auf den gebirgischen Ackerbau abgesehen ist, sind sehr lehrreich. B) Aufsätze, welche dieser Sammlung besonders gewidmet, und vom Herausgeb. zusammengetragen sind. I. Eine Preisschrift von Hn. Effiger über Ermunterungsmittel zur Aufnahme des Ackerbaues, hat Rec. mit Vergnügen gelesen. II. Achte Anzeige der Bienen-gesellschaft in der Oberlausitz. Die Gesellschaft ist in jeder Hinsicht noch sehr beschränkt; jedoch in Hinsicht wissenschaftlicher und praktischer Kenntnisse sollte sie weiter sehen, als sie durch ihr einseitiges Urtheil über die Faulbrut und das nichtsentscheidende Gutachten über die Frage, ob die Korbbienezucht für Schließen vorthellhafter sey, als die in Klotzbeuten, bewiesen hat. Beschränkt und einseitig ist das Urtheil über die Faulbrut, wenn demselben nicht der Grundsatz untergelegt ist, daß sie in verschiedenen Graden gut- oder bössartig seyn kann. Rec. fragt: durch welche Gründe ist denn die Gesellschaft der Sache so gewifs, daß es überhaupt keine bössartige Faulbrut, als die ihrige, die sie nur in einem oder zwey Jahren bey ihren Bienen kennen lernte, geben könne? Rec., der die Faulbrut gut- und bössartig unter seinen Händen gehabt hat, kann ein so leichtes Untheil unmöglich billigen. Eben so erklärt Rec. das Gutachten über obige Frage, die man der Gesellschaft doch gewifs aus nicht gleichgültigen Ursachen vorlegte, weil sie auch im R. A. vorkam, einer öffentlichen Gesellschaft für unwürdig, indem sie, was in den besten Schriften über eins oder das andere schon gesagt worden ist, das Pro und Contra nicht erwo-

Xxx

gen, sondern das Gutachten bloß nach eigenen blinden Einfällen ausgestellt hat. III. Geschichte meines 50jährigen Bienenkorbes, von Hn. M. Vollbeding. Hr. V. glaubt damit bewiesen zu haben, daß der gemachte Vorwurf, daß sich die Bienen in Körben nur wenige Jahre hielten, die Korbbienenzucht nicht treffe. Allein die Korbbienenzucht eignet sich den Vortheil, welchen er ihr beyzulegen gedenkt, eigentlich gar nicht einmal an, weil sie ihn nicht für den größten erkennt; junge Stöcke sind ihr lieber, als alte, und deren erzeugt sie sich im Überflusse. Alle Beweise sind nur relativ, beweisen nur die Wahrheit für jeden einzelnen Fall, wenn sie nicht aus der Natur der Bienen selbst geführt sind. IV. Einige Nachrichten und Bemerkungen über den diessjährigen Witterungslauf und dessen Einfluß auf die Landwirthschaft, von Hn. Bullmann. Da überall zugleich auf dasjenige reflectirt wird, worauf die Witterung bey der Landwirthschaft einen Einfluß geäußert hatte: so ist die Abhandlung gar nicht trocken, sondern lehrreich. V. Was zu einem Landwirthe gehöre. VI. Vorschlag von (?)ökonomischen Zusammenkünften in mehreren Gegenden. VII. Bemerkungen, wie ökonomische Schriftsteller beschaffen seyn sollten. Alle drey Aufsätze von Carl Gottlob Bernhards untergeschrieben. Am Ende eines jeden Aufsatzes war Rec. allemal vom Ziele so weit abgeleitet worden, daß er über eine ganz andere Materie gelesen zu haben meinte. Der Vf. mag wohl noch ein Anfänger seyn. VIII. Über Verbesserung des Ackerbaues und ökonomische Preisaufgaben, vom Herausgeber. Ein wörtlicher Auszug von 29 Seiten aus Beck's Verfaßten über den Ackerbau. Unter den kurzen Aufsätzen ist No. 3 besonders auszuheben, wo Hn. Riow, nachdem ihm Jemand gesagt habe, daß die Drohnen unter den Bienen zuweilen die neugebauten Zellen mit ihrem Kopfe erweiterten, nun wegen der Stachelhrohnen des Hr. Lukas ein großes Licht aufgegangen ist. Ubrigens hat Rec. statt der Kupfer nur einen groben Holzschnitt des rumfordischen Bettes gefunden.

Erste Lieferung vom Jahre 1805. A) Die Societäts - Anzeigen enthalten die Mitgliederwahl, die Rechnung, eine Nachricht von einer neuen Preismedaille zu Societäts - Belohnungen, Preisertheilung und Preisaufgaben. Dann 1) einige Abhandlungen von der leipziger Provincial - Versammlung im Auszuge. Es wird darin der Kampherbereitung aus einheimischen Pflanzen, des Süssholz - anbaues und des Basalts zu gegossenen Arbeiten gedacht. Von Hn. D. Rössig. Über die verschiedene Art des Raps - Dreschens im Fürstenthume Ostfriesland, und über den jährlichen Gewinn von einem Zucht - hengste; nebst vermischten ökonomischen Bemerkungen. Vom Hn. Adv. Heinsmann. Bemerkungen und Zusätze über die Anzeigen der Societät. Vom Hn. v. Kamptz. Sie betreffen die Unfruchtbarkeit der Obstbäume und die Ausfaat des weißen Mohns. II) Einige Abhandlungen von der wittenb. Provincial - Versammlung ebenfalls im Auszuge. Sie betreffen die Schädlichkeit des vorjährig. Winters (der Ausdruck ist

zu allgemein!), und die Geschichte eines 50 jährigen Bienenstocks, von Hn. M. Vollbeding, ingleichen die Vertilgung der Schildläuse von Hn. Oberbaurath Schulze. Hierauf Abhandlungen von einzelnen Mitgliedern, als: III) eine besondere Bemerkung über Kartoffelvermehrung, von Hn. Kaufmann Köhler. Der Vf. fand nach einigen Wochen, als er das Kartoffelkraut hatte auf einen Haufen werfen lassen, daß sich an dem Stiele oder Hauptstamme oberhalb des großen Blattkeils verschiedene kleine Erdäpfel oder Kartoffeln erzeugt hatten; er gebrauchte sie zum Samen, und gewann mit einer halben dresdener Kanne ein Viertel große Kartoffeln. IV. Reis nach Art des Hn. Superint. Ritscher's im Hannoverschen anzubauen. In Indien hat man jährlich zwey Ärndten mit Reis. Im December und zu Anfange des Maymonats wird er ausgesät, und sobald er die gehörige Größe erreicht hat, in ein dazu vorbereitetes Land verpflanzt. Abends und Morgens wird der Reis gewässert, so, daß er beständig im Wasser steht. Indess scheint das starke Wässern daselbst nur ein Bedürfnis wegen der großen Sonnenhitze zu seyn; wenigstens läßt das Stillschweigen des Vfs. vermuthen, daß er es eben nicht so nöthig dabey gebraucht hat. So hat er auch von der Enthüllung dieser Frucht nichts erwähnt, welche, wie bekannt, kein Müller enthüllen kann. Die Bewohner Indiens bedienen sich einer gewöhnlichen Reisenthüllungsmaschine, in der Form eines Mörsers. Rec. hat gefunden, daß man im Hannoverschen schon seit 13 Jahren glückliche Versuche mit dem Reishau gemacht hat, aber die Fortsetzung mag sich an die Enthüllung geknüpft haben. V. Einfachstes Mittel, den weiselosen Bienen zu helfen. Von Hn. Löffler. Sehr unbefriedigend! VII. Hanf- und Flachsbruch Maschine betreffend. Von Hn. v. Herder. IX. Vermischte ökonomische Bemerkungen über Orchis. Von Hn. Abt Rougemont. Zum Gebrauch statt der Salepwurzel ist sie in der Medicin schon bekannt; der Vf. will sie aber bey der Brodtheuerung wegen ihrer nährenden Eigenschaft als ein Nahrungsmittel empfehlen. X. Fabricate aus Erdwolle zu verfertigen. XI. Ein gutes Brennöl aus der rothen Holunderbeere. 11½ Loth gaben 1 Loth 3¼ Quentchen, und eben soviel Leinsamen ein Gewicht nur 3 Quentchen Öl. XV. Eine neue Art von landwirthschaftlicher Kochanstalt in hölzernen Fässern. Von Hn. Pachter Kapler. XIX. Unterschied des liefländischen und kurländischen Pfluges. In Rücksicht der Kupfersteln, wovon Tab. I die Flachsbruchmaschine und den kurländischen Pflug, und Tab. II Hn. Kapler's Kochanstalt enthält, fand Rec. Alles deutlich und richtig; besonders gefiel ihm die Kochanstalt, welche Hn. Kapler Ehre macht.

B. Besondere Aufsätze. I. Etwas über die Veredlung des Flachses, vornehmlich der Umwandlung desselben in Baumwolle. Der ungenannte Vf. glaubt durch seine öfteren Versuche einen Weg gebahnt zu haben, auf welchem die Veredlung unseres Landesproducts seine möglichste Vervollkommenung erreichen, und vielleicht die jetzt so sehr im Preise steigende

Baumwolle entbehrlich machen kann. Rec. hat die Abhandlung mit Vergnügen gelesen, und zweifelt nicht, daß der Vf., wenn er in seinem Kunstfleisse so beharrlich fortfährt, seine Absicht erreichen werde. Aber bemerken muß er, daß der Vf. sich diesen Weg nicht selbst gebahnt hat, denn chemisch war ihm durch Hn. *Wienig*, der denselben zuerst betrat, und alle Experimente schon gemacht hat, und in Hinsicht auf die mechanische Verfeinerung des Flachses durch *Möllers* Preisschrift, welcher eine messerrückenbreite abgelaugte Faser des Flachses in 112 Theile zertrennte, schon genug vorgearbeitet. II. Entdeckung eines sücht deutschen, höchst gesunden, leicht in Menge für jede Haushaltung zu ziehenden und eintragenden Stellvertreters des indischen Kaffees; von D. F. G. *Hasenbalg*. Eine kleine Schrift für sich, welche der Vf. nicht in Buchhandel gegeben, sondern für 3 Thlr. pränum. aus freyer Hand verkauft hat. Sie enthält eine Anweisung, wie man den Spargelfaamen als indischen Kaffee zubereiten und im Großen erbauen solle. Der zu hohe Preis scheint die Veranlassung zu seyn, diese Abhandlung durch einen wiederholten Abdruck zur größeren Publicität zu bringen. III. Einige Bemerkungen über die Ärndte vom Jahr 1803. Von Hn. *Dippold*. IV. Saatnachrichten während des Winters bey Bendeleben in Thüringen, und Entdeckung eines neuen Kornseindes, dessen namentliche Bestimmung noch erwartet wird. Von Hn. M. *Rötting*. Beide Aufsätze sind fast von einerley Inhalt und gleichem Werth. V. Eine mißlungene Weizenärndte von Brand bey Kalchung und Benetzung mit Kupferwasser. Von Hn. *Kirchheim*. VI. Bemerkungen über Hn. *Kirchheims* Erfahrung, daß alter Weizen mit Kupferwasser angestrichen, auch gekalcht, dennoch Brand gegeben habe. Von Hn. *Rieben*. Vor einigen Jahren machte der Vf. (im July-Stück v. J. 1802) sein Mittel gegen den Brand im Weizen wieder bekannt, welches sich bey seiner Familie schon auf 100 Jahr als probat bestätigt hatte. — Es ist aber dasselbe als ein zweyfaches Mittel zu betrachten. Denn erstlich ist *reiner*, *reifer*, *gesunder* und *trockener*, auch *alter* Weizen schon ein Mittel für sich, daß man keinen Brand bekommt. Diese kann Rec. mit einer langen Reihe von Jahren versichern, in welchen er ohne künstliche Mittel guten Weizen ohne Brand erbauet hat. Hr. R. hält auch sein künstliches Mittel unter jenen Bedingungen für gar nicht nöthig. Hn. K. giebt er um Schuld, er habe seinen alten Weizen von der Ärndte an bis zur Ausfaat nicht fleißig genug gewendet, sondern ihn im Haufen übereinander warm werden lassen. Zu dem Ende, oder wenn man schon bröckigen Saamen hat, ist es nothwendig, daß man sich des zweyten oder künstlichen Mittels bediene. Dieses besteht in 1 Metze Asche und einer reichlichen Viertel bis 1 Metze Küchensalz, welches zusammen in hinlänglicher dünnen Gauche oder reinem Wasser aufgelöst wird, so, daß man genug hat, einen dresdner Scheffel Weizen damit durchaus zu benetzen. Nachdem der Weizen eine Nacht in einen Haufen gelegen hat: so wird er mit Mehlkalk soviel es

nöthig ist, trocken gemacht, und sodann ausgestreut. Viele Landwirthe sehen den Kalk für das eigentliche Mittel wider den Brand an; Hr. R. aber behauptet und beweiset es mit dem zur See verunglückten Weizen, der nur noch zur Saat taugt, daß nicht der Kalk, sondern das Salz das eigentliche specifische Mittel sey, das wider den Brand sichert. VII. Verbesserung der Bienenwohnungen. Von Hn. *Müller*. IX. (VIII A) Gegenbericht. Von Hn. *Überschaar*. Zwischen den Vffn. dieser beiden Abhandlungen entstand ein Streit, der die Frage öffentlich zur Sprache brachte, ob die Korbienenzucht für Schlesien vortheilhaft sey, als die Klotzbeuten. Der in einer natürlichen und fließenden Schreibart abgefaßte Aufsatz des Hn. M. läßt keine Absicht verrathen, die zum Streit hätte Veranlassung geben können; er will nur durch einen aus Stroh verfertigten Probekorb der königl. Kammer zu Glogau die Vorstellung thun, daß mittelst der Strohkörbe die hölzernen Klotzbeuten bey der Bienenzucht zu entbehren sind, und also wegen der Holzersparnis sowohl, als auch wegen der Beförderung der Bienenzucht, dem Lande ohnfehlbar ein recht reeller Nutzen damit geschehen könnte. Hr. U. antwortet darauf in seinem Gegenbericht, daß Bienen zwar in Strohkörben unterhalten und gepflegt werden, daß aber diese Art Bienenbehältnisse nie zur Aufnahme der Bienenzucht etwas beytragen könne. Hätte nun Hr. U. bloß die falsche Meinung, welche bald die eine oder die andere Art der Bienenwohnungen als die Hauptsache bey der Bienenzucht vorzustellen sucht, und nicht die vorgestellte und bestimmte Art selbst in Anspruch nehmen, und sie gegen eine andere Art, die Klotzbeuten, verwerflich machen wollen: so würde man nicht das blinde Vorurtheil, die Unwissenheit im Praktischen der Korbienenzucht, ja überhaupt den Mangel an richtiger theoretischer Kenntniß von der Natur der Bienen, und seine Animosität gegen Hn. M. an ihm erkannt haben. IX. Meine Erfahrungen von dem Schicksal derjenigen Bienenstöcke, welche einmal das Unglück hatten, Mutterlos zu werden. Von Hn. P. *Staudtmeister*. Diesem Aufsätze folgen noch zwey andere, eben desselben Inhalts. Sie verrathen alle gute Einsichten. X. Nothwendige Berichtigungen und Erläuterungen über einige unrichtige Vorträge, die Hemmung der Rindviehseuche in der Jen. Allg. Lit. Zeitung, Num. 298, v. J. 8804 betreffend. Von der kurfürstl. Thierarzneysschule zu Dresden. Da die kurfürstl. Thierarzneysschule in dem ganzen Aufsätze keine bestimmte Stelle anführt, in welcher irgend unrichtige Vorträge enthalten seyn könnten, sondern uns nur die gewaltsamen Mittel vorhält, welche nach der medicinischen Policy zur Hemmung und Unterdrückung der Rindviehseuche nothwendig sind, wogegen wir kein Wort verloren haben, wohl aber nebenbey die Bemerkung machten, daß sie die berühmten Heilmittel eines *Frank* und *Pessina*, die man doch nicht mit jenen zu verwechseln hat, und die zu der Zeit bey Thierärzten nicht allein, sondern bey Jedermann ein großes Aufsehen erregt hatten, in ihren Actenstücken ignorirt

hätte: so war ihr doch wohl damit kein Unrecht geschehen, und wir können auch jetzt noch nicht einsehen, wo wir, laut der Actenstücke, mit unserm Urtheile die vernünftigen Schranken überschritten hätten. XI. Mehr freundschaftliche als feindliche Antwort. An den Hn. Oberpfarrer *Matuschka*. Von Hn. M. Kerzig. Wer voraus schon weiß, wie hart dieser würdige Vf. von seinem Gegner angegriffen war, den muß diese Antwort überraschen, welche mit einer solchen Geistesruhe und Schonung des Gegners abgefaßt ist, die Hn. K. weit über alle Niedrigkeit erhebt. XII. Meine unparteyischen Gedanken über: „Beyträge zur Kenntniß der Bienen und ihrer Zucht u. s. w. Von dem Oberpf. *Matuschka* u. s. w.“ Von Hn. P. *Staudtmeister*. Es wäre allerdings lobenswerth, wenn der Vf., welcher eben so empfindlich von M. in seiner Schrift angegriffen ist, dieselbemit unparteyischen Gedanken hätte recensiren können. XIII. Neue Benutzung der Runkelrübenblätter zur Tabacks-Fabrication. Von Hn. *Achard*. Eine neue Speculation für Landwirthe. XIV. Über einen Aufsatz: „Vermehrung des Honigertrags.“ Vom Herausgeber. Von den Franzosen möchten wir es wohl nicht erst lernen. XVII. Einige Worte über *Matuschka's* Warnung gegen Nordbienenstände, in der Landwirtschafts Zeitung, vom 8 Nov. 1804. Num. 45. Von Hn. *Staudtmeister*. *Matuschka* gründete seine Warnung freylich auf eine wirkliche Erscheinung: denn im Jahre 1803 kam in der Mitte des Monats Juny eine solche ungewöhnliche Kälte, daß die Bienen, die schon vor allen guten Stöcken vorlagen, erstarrten, und in ganzen Klumpen auf die Erde herab fielen, und todt blieben; er hätte aber nur sehen sollen, daß bey allen Ständen derselbe Fall eintrat. Rec. besuchte viele Stände, und besonders solche, die eine vorzüglich gute südliche Lage hatten; aber er fand überall, ohne Unterschied, in großer Menge die Bienen todt vor den Ständen liegen. Also schränkt Hr. M. wohl mit Unrecht seine Warnung auf die Nordstände ein. Die mit einer leidenschaftlichen Sprache beygefügtten Noten des Herausgebers zeugen von einer gehässigen Denkungsart, die kein Mittel unversucht läßt, wo möglich *Matuschka* alle Gelegenheit abzuschneiden, um durch den Buchhandel Schriften ins Publicum zu bringen. Aber eben desto mehr wird man ein Verlangen tragen, bald wieder eine neue Schrift von Hn. *Matuschka* zu sehen, weil sie vermuthlich ungewöhnliche Sachen zu Tage fördern wird, und die Buchhändler können desto gewisser darauf rechnen, daß sie Absatz finden werden.

Noch müssen wir auf einige Stellen aufmerksam machen (besonders S. 257 fg. 415 fg.), in welchen Hr. *Riem* gegen unsere A. L. Z. zu Felde zieht. Da er nicht bloß in dieser Zeitung getadelt, sondern sogar von der Theilnahme an derselben zurückgewiesen worden ist (s. Intell. Bl. 1805. No. 33): so befremdet es keinesweges, daß er die unartigen Blätter wieder tadelt, und den ökonomischen Mitarbeitern an denselben Verstand und Belesenheit abspricht; nur

hätte sein Tadel begründet, und weniger plump, weniger undeutlich, weniger lächerlich seyn sollen. Der Beweis von diesen Prädicationen ist unschwer zu führen, scheint aber jetzt kaum noch nöthig zu seyn.

In der 2 Lieferung auf d. J. 1805 bemerkt Rec. mit Vergnügen, daß die gewöhnliche Fehde beendet ist. Möchte doch die Vernunft, und nicht der Mangel an Stoff, der Grund davon gewesen seyn!

Die Societäts-Anzeigen enthalten diesmal meist kurze Abhandlungen: 1. Von der Leipziger Provincial-Versammlung haben wir aus: 1) Hn. D. *Schmidt's* Vorschlag, in einer jeden Provinz Sachsens einen verpflichteten und geprüften Feldmesser bestellen zu lassen. — Ein kurzer, aber lesenswerther Auszug. Nur wenn S. 19 bey dem in einem Flurbuche zu verfertigmend Verzeichnisse der Felder der Unterthanen gesagt wird, daß daraus der Rittergutsbesitzer die besten und schlechten Hauswirthe seiner Gemeinde kennen lernen: so ist dies Rec. unbegreiflich, da wir in ganz Deutschland ein allgemeines Ackerfytem haben, nach welchem die Felder der Unterthanen in Rücksicht der Abwechselung des Winter-, Sommer- und Brach-Schlages schon alle ihre gesetztdliche Bestimmung haben, ohne daß Jemand ein Recht hat, etwas willkührlich abzuändern. 2) Zwey kurze Abhandlungen, von Hn. D. *Röffig*, auch im Auszug, als: a) Nachtrag, zu den vormals mitgetheilten Bemerkungen wegen des Tollrichs; und b) Nachricht, von einem mit carolinischem und italienischem Reise gemachten Versuche im Freyen. 3) Hn. M. *Weiss's* chemische Bemerkungen über das Mutterkorn. II. Der wittenberger Provincial-Versammlung gehören vermuthlich nur die drey folgenden mit A, B und C bezeichneten Abhandlungen zu, da die übrigen alle weder Buchstaben noch Zahlen haben. A) Hn. P. *Gerwershausen's* Bemerkungen über den Hopfen. B) Hn. P. *Merker's* Versuch, wie nöthig es sey, Beobachtungen über ökonomische Gegenstände so vollständig als möglich anzustellen. C) Hn. D. *Pfotenhaner's* Bemerkungen über die Schaffeuche in den J. 1802 und 1803. Hr. D. *Pf.* entdeckte fadenähnliche Würmer in der kranken Lunge des Schafs; und da man gemeinlich die Erscheinungen solcher fremdartiger Dinge für den Grund der Krankheit hält, ob sie gleich nur eine Folge davon sind: so ist nicht nur Hr. *Pf.*, sondern auch der Hr. Prof. D. *Langguth* in seinem Gutachten in diesen Fehler verfallen. Hr. Prof. *Reuter* d. Ält. aber hat in einem zweyten Gutachten hierzu den Fehler nicht nur berichtigt, sondern auch treffender die Krankheit von der Schwäche abgeleitet. Da es nun eine bekannte Sache ist, daß bey der Schwäche sich in allen Eingeweiden eine Unreinigkeit anhäuft, in welcher sich Würmer erzeugen, und alle Eingeweide auch ihre besondern Würmer haben: so ist es gewiß, daß auch die kranke Lunge ihre Würmer haben wird, wenn bey der Schwäche derselben sich die Unreinigkeit dazu erzeugt hat.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1810.

Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Ökonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienensfreunde vom Commissionsrathe J. Riem u. f. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unter den übrigen Abhandlungen zeichnen wir folgende aus. Hn. Prof. *Leonhardi's* Vorschlag zur Vermehrung der Gerberlohe, ohne durch Gewinnung derselben der Holzcultur zu schaden. Der Vf. ist zu bekannt, als daß wir noch etwas zu seinem Lobe beysetzen könnten. Noch Etwas über den cur- und esth- ländischen Pflug, auch Bleichen in bloßen Wasserdämpfen, dergleichen einen Kartoffel- Waschkasten und Saftpflug, Stellgrall genannt, von Hn. *Kapler*. Beschreibung einer Maschine, hölzerne Rinnen zu schneiden, nebst einer Zeichnung von Hn. *Mechan. Hoffmann*; wozu auch ein Beytrag von dem Hn. Major *Dietrich* gegeben ist. Nützliche Bemerkung nebst gemachten Versuchen über die heilige Geist- Wurzel, von Hn. *Scheidlin*. Diese Wurzel ist in den Jahren 1797 — 99 im Württembergischen gegen die Rindviehseuche als Präservativ- Mittel gebraucht worden! Vermischte ökonomische Bemerkungen von Hn. Commissions-Rath *Basse*. Sie betreffen 1) die borsdorfer Apfel, 2) die Nützlichkeit der Pflaumensträucher und 3) frische Pflaumen in Mus zu erhalten. Erhöhung und Benutzung der einheimischen Hölzer zu feinen Meublen, von Hn. *Thielemann*. Die Hölzer sind: 1) Rüstern, 2) Schwarz- Pappel, 3) Ahorn, 4) Birken, 5) Kofs- Kastanien, 6) Akazien und 7) Winterlinde. Hierzu noch ein Beytrag von Hn. Major *Dietrich*, von gleicher Wichtigkeit. Vorschläge; die Verminderung der Feuerschäden betreffend, von den Gebrüder *Bernhard*, nebst Zusätzen von Hn. Major *Dietrich*. Sie enthalten zusammen Versuche mit kröschendem Speck. Das Kochsalz ist das Mittel, daß derselbe bey'm Feuer nicht in die Luft fliegt.

B. Besondere Aufsätze. I. Vorschläge zum allgemeinen Besten. Der ungenannte Vf. hat hier den Patriot seines Vaterlandes einen Plan zur Errichtung einer allgemeinen Leihbank vorgelegt, welche mit noch zwey anderen nützlichen Anstalten in Verbindung stehen soll, und für das weimarische Land bestimmt ist. Der Vortrag ist ruhig und gut geordnet, der Plan gereift und mühsam ausgearbeitet. II. Einige Gedanken über den neu erfundenen Sonnen- Blumen- Bau, und über den Ertrag derselben. Den Hn. Cultivateur *Mülle* betr. Von Hn. *Möller*. Der J. A. L. Z. 1810. Dritter Band,

togenannte *Mille* soll *Mafius Ieyn*, welcher diesen Fruchtbau als ein Geheimniß angekündigt und für die Schrift 2 Ducaten genommen hat, weil die neue Frucht 1045 Procent einbringen sollte. III. *Scheidlin's* ökonomische Beobachtungen, nützliche Bemerkungen, und selbstgemachte Versuche: a) über die gemeine Akacie und schwarze italiänische Pappel; b) Beschreibung einiger Holzgattungen; c) Beobachtung und gemachter Versuch von dem indianischen oder Türken-Korn, und d) Abhandlungen von der Cultur der immerwährenden Erdbeeren, a) im Garten unter freyen Himmel, b) im Treibhause oder in warmen Zimmern. Alles, was Hr. *Sch.* hier geliefert hat, ist Frucht seines rühmlichen Fleißes. IV. Gutachten über von *Lasteyrie's* Einführung der feinwolligen spanischen Schafe, von *Riem* und *Frenzel*. Die beiden Vff. geben dem Herzog zu Schleswig-Holstein-Berck, welcher die Geschäfte *Lasteyrie's* aus dem Französischen ins Deutsche übersezte, das ihm gebührende Lob, weil das Werk durch die hinzugefügten Anmerkungen und durch die Berichtigung mancher einschleichender Unrichtigkeiten viel gewonnen hat. Auch haben sie die irrige Meinung von den Lebes-Egeln, welche die Schafe mit dem Wasser verschlucken sollen, sehr gut berichtigt. V. Einimpfung des Schafviehes zu Chotieschau in Böhmen, von Hn. Oberamtm. *Hufnagel*. Enthält eine lehrreiche Geschichte. VI. Ein Mittel gegen die Hundswuth, von Hn. D. *Zadig*. Hr. Z. hält das Scarificiren der Wunden und nachheriges Auswaschen, oder das Belegen derselben mit Spanischfliegenpflaster und Unterhaltung der Eiterung, welches Rec. seit einigen Jahren bey mehreren verunglückten Personen in seiner Nachbarschaft mit dem glücklichsten Erfolg angewenden sahe, nicht für hinlänglich, aller Gefahr zuvor zu kommen, und fodert daher besonders die Landwundärzte auf, die Brenncur des *Odier* anzuwenden, weil durch die Ausbrennung der Wunde mit einem glühenden Eisen das Gift um so gewisser gänzlich zerstört würde. VII. Kurze Antwort auf Hn. *Pechter Müller's* zwey Fragen: die Vorzüge der Stroh-Bienen-Körbe (Strohnernen Bienenkörbe) vor den Klotzbeuten betreffend, von Hn. P. *Raprecht*. Mit allem Recht sind die Strohkörbe den hölzernen Klotzbeuten vorzuziehen. IX. Über Bereitung des Wachses, v. Herausgeber. Der Vf. eifert wider den Hn. Prof. *Stephan* zu Bamberg, welcher die Versuche des *Sanroichen* — wie er sich ausdrückt — Hn. *Häber* über das Bereiten des Wachses aus Honig und Zucker für unrichtig und für einen unerwiesenen

Machtpruch erklärt haben soll. Rec. kennt Hn. *Stephans* Abhandlung nicht, äußert also nur sein Bedenken darüber, daß, so lange man vom Bereiten des Wachses spricht, sich leicht auf beiden Seiten Irrthümer einschleichen dürften, weil Honig und Wachs ein Product der Natur der Bienen ist, und man eigentlich wohl nicht sagen kann, daß es von den Bienen bereitet werde, da es sonst wohl nur für ein Fabricat zu halten wäre. Wenn nun der Vf. erstens die Resultate seines *Hübers*, und dann auch zweytens die seinigen anführt: so sollte man billig erwarten, daß durch die letzteren die ersteren desto mehr begründet würden; aber die letzteren sind fast noch grundloser als die ersteren. Aus beiden zugleich aber erklärt sich nicht mehr, als daß Honig und Wachs ein Fabricat sey. Rec. findet auch keines Unterschiedes der Materie des Wachses, welches die Bienen produciren, gedacht, da doch dasselbe nach der Beschaffenheit des Grundbaues der Wachstafeln und dem Nachtrage deutlich zu unterscheiden ist, auch vermittelst des Wassers die Wachstafeln zerlegt werden können. Denn das Wachs zum Grundbau ist fein, und besteht aus den unter den Schilden der Bienen an ihren Hinterleibern befindlichen Wachtblättern; der Nachtrag aber enthält eine grobe Wachsmaterie, welche die Bienen in ihrem Munde vermittelst ihrer Beißzangen zusammen kneten, und mit derselben den Grundbau vervollkommen und befestigen. Rec. hätte noch manches zu rügen über das vorgebliche Auschwitzen des Wachses und das dazu nöthig seyn sollende Blumenmehl, welches der Vf. lächerlicher Weise Schwitzpulver nennt, und wovon er behauptet, daß ohne dasselbe keine Brut gezeugt noch ernährt werden könne; da er aber zum Schluss seiner Abhandlung gebeten hat, daß man ihm und seinen glaubenden (!!!) Brüdern den Glauben (?) lassen soll: so wollen wir lieber der Schwachen schonen. X. Bienen-Recht für einige kritische Fälle, besonders das Rauben der Bienen, vom Herausgeber. Wenn das Recht entscheiden soll, daß Keiner dem Anderen zum Schaden und Nachtheil handle: so möchten die hier vorgeschlagenen Rechtsätze einer solchen Forderung noch nicht vollkommen Genüge leisten. Am allermeisten liegt uns an einer gründlichen Untersuchung derjenigen rechtlichen Grundsätze, die der Vf. aus *Christi* Wörterbuche anführt, und denen er durch sein Urtheil einen sehr hohen Werth beylegt. *Christ* (S. 291) stellt das Gesetz auf: Keinem Bienenwirth sey es erlaubt, seine Stöcke oder auch seinen Stand, an einem guten oder gelinden Tage, wo die Bienen ausfliegen können, zu verschließen, ohne sich dem Verdachte auszusetzen, daß er eine Bosheit gegen seine Nachbarn auszuführen willens sey, da ein solches Einsperren, nach dem einstimmigen Urtheile aller Bienenwirthe, den Bienen selbst höchst schädlich seyn müsse, und folglich sich kein vernünftiger Grund des Einsperrens denken lasse. Diesen vom Herausgeber weise gepriesenen Satz erklärt Rec. für widerrechtlich, weil der Schluss auf einer falschen

Prämisse beruht, und Obrigkeiten dadurch leicht verleitet werden können, auch den Unschuldigen zu verdammen; dagegen bringt er in Vorschlag, weil bey Starken und gefährlichen Raubanfällen das Einsperren der Bienen das schleunigste Hülfsmittel ist, nach welchem ein Jeder zuerst greifen wird, daß ein Jeder gehalten seyn solle, es ohne Verzug seinem nächsten Bienen Nachbar anzuzeigen, welche Mafsregel er bey seinen Bienen aus Noth zu nehmen gezwungen sey. Würde diese Bedingung nicht erfüllt: so könnte obiger Verdacht als gegründet angesehen werden, und jene Schärfe des Gesetzes in seine vollkommenen Rechte eintreten. Eben so unnütz sind auch die übrigen von *Christ* angenommenen rechtlichen Sätze, die das in einigen Gegenden gewöhnliche Ausstellen der Bienenstöcke im Frühjahr, welche man im Winter verschlossen hält, betreffen, weil sie sich bloß auf eine Art der Pflege beziehen, die der Natur der Bienen entgegen, und also jedem Bienenwirth zum Schaden ist. XI. Die vermeintliche Schädlichkeit der Berberissträucher und deren Hecken. Hierzu mehrere Beylagen. Man ist noch ungewiss, ob den Berberissträuchern eine andere Schädlichkeit beyzulegen sey, als jede andere Hecke und jeder andere Strauch hat, wenn sie den Getreidefeldern zu nahe stehen. XII. Vermischte Bienenbeobachtungen, von Hn. P. *Putzsch*. Es sind Auszüge aus einem Briefe eines durch *Hübers* Beobachtungen begeisterten Schülers, der hier besser unterwiesen wird. Unter den kurzen Nachrichten sind die von Hn. P. *Staudtmeister*, die Bienen betreffend, interessant zu lesen.

Es folgt die Lieferung auf das J. 1806.

Bey der seitherigen Theurung, da alle Producte, welche die Ökonomie erzeugt; mit jedem Jahre immer höher im Preise gestiegen sind, hat man angefangen, auch über ökonomische Gesellschaften laut zu werden, weil man dieselben für die Repräsentanten der Wohlfeilheit achten zu müssen meinte, und gleichwohl zur Zeit ihren wohlthätigen Einfluß auf die bedrängten Umstände, denen jetzt ihre Länder unterliegen müßten, keineswegs bemerkte. Daher finden sich in der 1. Lieferung für 1806 unter den Societätschriften einige Abhandlungen, die diese Meinung ganz für falsch und irrig erklären. Nach unserm Urtheile sind *Production* und *Consumtion* unfreistig die beiden Verhältnisse, woraus Theurung und Wohlfeilheit entspringen kann. Nach diesen könnte die Theurung nur dann entstehen, wenn entweder zu einem erforderlichen Mafß der Consumtion, welches als bestimmt gesetzt wird, die Production im Allgemeinen sich geringer verhielte, denn dann würde nothwendig Mangel eintreten, der die Theurung verursacht; oder wenn das Mafß der Consumtion von Zeit zu Zeit durch einen besonderen Einfluß unbestimmter würde, und sich so erweiterte, daß es mit dem der Production gar nicht einmal einen parallelen Gang halten wollte. — Stünden beide Verhältnisse zu einander umgekehrt, so, daß entweder sich die Consumtion verminderte, oder die Production

stärker würde: so müßte eben so nothwendig auch aus dem beständigen Überflusse Wohlfeilheit erfolgen. Nun leiten ökonomische Gesellschaften wohl den Gang der Production, aber nicht auch zugleich den der Consumption; diese steht unter der Leitung der höheren Staatsökonomie. Dafs sich aber die Production bey der deutschen Ökonomie vermindert hätte, wird zur Zeit Niemand beweisen können; vielmehr ergibt sich aus allen fruchtbaren und unfruchtbaren Gegenden das Gegentheil. Feldbau und Viehzucht stehen, selbst in unfruchtbaren Gegenden, in so richtigem Verhältnisse, wie man es vor Zeiten nie angetroffen hat, und die Industrie hat sich bis auf die verstecktesten Winkel ausgebreitet. Die Grundstücke sind täglich am Werthe höher gestiegen, und Verpachtungen werden so hoch getrieben, dafs Mancher darüber erstauen möchte. Diefs alles könnte nicht so fortgehen, wenn man sich nicht überzeugt hielt, dafs die Grundstücke durch eine immer stärkere Production auch höhere Renten abwürfen. Aber auch der Fleifs und die Geschicklichkeit des Landvolks hat sich dergestalt vervollkommenet, dafs sie nicht nur der Natur die Producte täglich mehr um einen geringeren Preis abgewinnen, sondern auch immer noch neue erfinden lernen. Berge und Thäler, Felder und Wiesen, Änger und Auen, Städte und Dörfer zeigen schon von ferne den blühenden Wohlstand des Volks, der aus einer reicheren und wohlfeileren Production hervorgeht. Miswachs, den wir jedoch im Allgemeinen noch gar nicht gehabt haben, kann den Producenten unmöglich zur Last gelegt werden. Gesetzt nun auch, dafs es aus wissenschaftlichen Gründen und der Erfahrung selbst zu erweisen wäre, dafs die Production bey der deutschen Ökonomie nur erst den Anfang zur Vollkommenheit gemacht hätte, und in derselben noch lange nicht der höchste Gipfel erreicht wäre: so liegen der deutschen Landwirthschaft noch viel zu grosse Hindernisse im Wege, die erst bekämpft werden müssen, ehe sie zu den höheren Graden der Cultur des Ackerlandes schreiten darf; und diefs setzt eine Gewalt voraus, die sie nicht hat, und die auch ihren sogenannten Repräsentanten, den ökonomischen Gesellschaften, abgeht. Haben diese aber deffenungeachtet die Verstärkung der Production im Allgemeinen durch reizende Beyspiele bewirkt, die sie nach den besten wissenschaftlichen Grundsätzen der berühmtesten Männer zuerst glücklich ausführen, und haben sie es nie an solchen Vorschlägen fehlen lassen, wodurch dergleichen Schwierigkeiten am besten gehoben werden könnten: so kann man nicht einsehen, wie eine Schuld wegen der Theurung mit auf sie zurückfallen könnte, wenn sie auch wirklich aus verminderter Production entstanden seyn sollte. Was zur Ehre der deutschen Landwirthschaft gesagt werden kann, will Rec. nicht den ökonomischen Gesellschaften allein zuschreiben, indem sich noch viele andere Institute und einzelne geschickte Männer mehr oder weniger darum verdient gemacht haben. Nur findet bey der gemeinschaftlich verdienten Ehre zwischen jenen und diesen ein auffallender Unterschied

Statt. Das Bestehen der ökonomischen Gesellschaften hängt nicht, wie anderer Institute, von der Huld und Gnade des Publicums ab. Eine Gesellschaft, wie die leipziger, hat sich ihre Selbstständigkeit durch ihre Statuten gegeben, sie besteht ganz für sich, ohne dafs ihr das Publicum Beyträge zu ihren Unternehmungen zu geben hat. Es ist also wahrer und reiner Patriotismus, wenn sie ihre Fortschritte in der Ökonomie durch Schriften mit Kupfern von Modellen aller Art, die von ihren Mitgliedern, welche gemeinschaftlich sich einander alles mittheilen, was sie wissen und erfahren haben, eingeschickt werden, öffentlich bekannt werden läßt; und sie verdient um desto mehr Achtung, da sie alle Abhandlungen, welche sie vor das Publicum gelangen läßt, vorher in den besondern Zusammenkünften der Deputation selbst prüft, und nur das Gemeinnützlichste zur Bekanntmachung auswählt. Wenn aber auch dem Herausgeber vom Publicum ein Honorar gezahlt wird: so hat doch sein Institut vor vielen anderen den Vorzug, dafs er, mittelst der Societät, mit den gelehrtesten und erfahrensten Männern des ökonomischen Fachs in Verbindung stehen, und sie als Mitarbeiter an sich ziehen kann. Welchen Nutzen aber ein solches gemeinschaftliches Zusammenwirken für das Publicum habe, zeigt die Geschichte im Inn- und Auslande. Schon viele neue Entdeckungen bieten dem Publicum Vortheile von solcher Wichtigkeit dar, dafs sie durch das beste Honorar nicht aufgewogen werden können. Rechnen wir dazu, dafs nur wenige ausgezeichnete Männer das Glück haben, dafs ihre Schriften vollkommen verstanden werden, wovon Hr. D. Ottensee in seiner Abhandlung, die uns besonders in Rücksicht der aufgestellten Theorie des fruchtbarmachenden Principis, und der darauf gegründeten Bearbeitung des Bodens zur Erlangung eines hohen Grades von Cultur, sehr wohl gefällt, mehrere Beyspiele aufgestellt hat, dafs also oft die lehrreichsten und nützlichsten Schriften verkannt blieben, wenn ihr eigentlicher Werth durch solche Zeitschriften nicht erst deutlich und klar wieder dargestellt würde: wie viel würde das unmündige Publicum auch da nicht entbehren müssen!

Die Ordnung dieses Hefes könnte strenger seyn. Die Bienenchriften z. B. sind den ökonomischen nachgesetzt, und gleichwohl findet man mitten unter den ersteren die 12 Abhandlung, welche zur Aufschrift hat: „Noch etwas: Über die ökonomischen und ästhetischen Gesellschaften und einen Hirtenbrief an Künstler.“ Als Bienenchriftsteller befindet sich der Herausgeber wegen gewisser noch streitiger, physikalischer Grundsätze, nebst einigen seiner Anhänger in einer stark angefochtenen Lage, in welcher er sich etwas empfindlich beanruhigt fühlt, und deshalb sich nicht so vertheidigen kann, als wir es und die Leser wünschten. Zwar sind die physikalischen Dunkelheiten im Bienenfache bekannt genug, und es scheint auch hier der Zeitpunkt kommen zu wollen, der in anderen Wissenschaften schon lange eingetreten ist, wo Dunkelheit und blinder Aberglaube

ben auf einmal zerstreut werden. Rec. besorgt aber nichts desto weniger, wenn auch der Herausg. den Sieg nicht auf seiner Seite haben sollte, daß darum seine übrigen Verdienste, die er sich mit Recht durch seinen ungemeinen Fleiß um die praktische Bienenzucht und ihre neueste Geschichte erworben hat, würden verdunkelt werden können, weil das Publicum seine Schriften längst mit einem guten Vorurtheil aufgenommen hat. Mit dieser Ausnahme ist Rec. fest überzeugt, daß Deutschland im Fache der Bienenzucht keinen unter seinen Schriftstellern weiter aufzuweisen hat, der für die Ausbreitung der praktischen Bienenzucht mehr Eifer und Rastlosigkeit bewiesen, und eine solche weitläufige Correspondenz, als er, unterhalten hätte. Dieses Lob ist ihm schon von jeher von allen Kundtrichtern einstimmig beygelegt worden. Es hat daher auch noch keiner von den Schriftstellern, welche mit den *riemischen* Sammlungen unbekannt geblieben sind, sich der neuesten Geschichte in ihrem Umfange mit Recht rühnen dürfen.

Was die beiden Provinzial Versammlungen zu Leipzig und Wittenberg in der 2. Lieferung für 1806 unter I u. II beygetragen haben, ist fast unbedeutend zu nennen. Desto bedeutender sind aber III. die weitem Versuche des Hn. Prof. *Lampadius* mit dem Düngsalze. Möchte die Societät mehrere solche unermüdete Forscher und thätige Mitglieder haben! IV. Über das Verwerfen der Kühe. Von Hn. Thierarzt, Prof. *Tögl.* Diese Abhandlung enthält nur Hypothesen, und so fehlt es allenthalben an Gründlichkeit. Z. B. wer glaubt wohl, daß das Begatten verschiedener Racen mit einander eine Ursache des Abortirens werden könnte? Krankheiten, ungesunde Pflege solcher Thiere, harte und unvernünftige Behandlungen u. dergl., sind wohl meist die Ursache.

V. Über die Verbesserung der Schaffütterung durch den Anbau des weißen Klee's. Von Hn. Amtmann *Türk.* Der Vf. rechnet die Schafzucht zu den unentbehrlichsten und nothwendigsten Zweigen der Landwirthschaft: allein die Kleidungsstücke, die nur uns unentbehrlich sind, die Verarbeitung der Wolle, wobey Menschen sich ernähren können; ja selbst der Schafdünger, der bey der Wirthschaft ein unentbehrliches Product seyn soll, macht die Schafzucht noch nicht zu dem unentbehrlichsten und nothwendigsten Zweige der Landwirthschaft, da auch ohne sie, ohne ihre Wolle und ihren Dünger, Landwirthschaft getrieben wird. Nur ein ganzer Staat kann sie nicht entbehren; nur darüber ist Eine Stimme, daß die Schafzucht, als ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft, dem Staate unentbehrlich und nothwendig sey. Übrigens ist die Abhandlung gut und in einem angenehmen Stil geschrieben. X. Neue Erfindung von Haardecken statt Strohecken. Von Hn. C. R. *Müller.* Der Vf. ist durch seinen Fleiß für die Gewerbkunde schon rühmlich bekannt; auch hier liefert man seine gemachten Versuche gern. XII. Ein neues Product, das wie Sago zu gebrauchen ist; und über die Vermehrungslucht der Ackerländer. Von Hn. Kaufmann *Braunmüller.* Diese Abhandlung, welche hauptsächlich nur das neue Product betrifft, fand Rec. interessant. XIII. Vorschläge als erprobte Mittel gegen Brodtheuerung. Von Hn. Stadt-, Land- und Ordens-Richter *Creutzer.* Das vorzüglichste Mittel ist getrocknetes Brod, welches viele Jahre in Magazinen aufbewahrt, und hernach durch Wasser erweicht und mit neuem Mehl wieder zu Brod gebacken werden kann.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Ulm, b. Stettin:* Über den Zustand und die forstliche Behandlung desjenigen Theils des württembergischen Schwarzwaldes, welcher den Neuburger Oberforst ausmacht. Verfaßt vom Reichsgrafen von *Sponneck*, ehmaligem kurwürtembergischem Oberforstmeister zu Neuburg, und gegenwärtigem außerord. Prof. der Forstwissenschaft zu Heidelberg. 1806. 78 S. gr. 8. (6 Gr.) Der Vf. beschreibt zuvörderst den württembergischen Schwarzwald nach seiner Einteilung in Oberforste, und beschränkt sich insbesondere auf den Neuburger Ober-Forst, in welchem er einige Jahr als ausübender Ober-Forstbeamter angestellt war. Er bemerkt von demselben seine Größe, seine Unterabtheilungen in Hütten oder Reviere, die Holzarten, den Boden in seiner mannichfaltigen Mischung, das Klima, die Flüsse und Bäche, welche ihn durchfließen, mit deren Anlagen für die Flößung, die mit denselben connexen Reisen, das Dienstpersonal und die in ihm liegenden technischen Anlagen, die Holzabgabe, und die Bevölkerung dieses Oberforsts. Diesem fügt er noch bey die Art des Betriebs, der sich hier hauptsächlich auf das Fimmeln erstreckt, mit einem passenden Raisonnement über diesen Betrieb, und die Beschreibung der in demselben seither geführten holländischen Wirthschaft. Der Vf. geht bey derselben ins Detail, und es wäre

zu wünschen, daß wir aus mehreren unserer deutschen Wälder, für welche dieser Handel ein wichtiger Erwerbszweig ist, solche Notizen erhalten möchten.

M. F. T.

Ebendasselbst: Über die Beschaffenheit, Entstehung und Cultur der Sumpfe, (oder sogenannten Müssen) in Gebirgsjorren, mit vorzüglicher Hinsicht auf den württembergischen und badischen Theil des Schwarzwaldes, vom Reichsgrafen von *Sponneck* etc. 1806. 18 S. gr. 8. (2 Gr.) Die proßen Sümpfe oder sogenannten Müssen, welche sich insbesondere auf den Partien der schwarzwälder Berge vorfinden, gaben dem Vf. Veranlassung, über dieselben physikalische Betrachtungen anzustellen. Er beschreibt deswegen die wichtigsten derselben nach ihrer Lage, Größe und äußeren Umständen, nach ihrer Befrockung mit Holzarten und Vegetabilien, und sucht ihre Entstehung aus dem wasserhaltenden Untergrund oder ihrem Lager zu erklären, worin Rec. ganz mit ihm einverstanden ist. Als praktischer Forstmann fügt er Vorschläge bey, wie solche Müssen nach und nach wieder in Holzbau gesetzt, oder sonst für die Flößerey und für gehende Gewerke anwendbar gemacht werden möchten.

M. F. T.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1810.

Ö K O N O M I E.

LETTIG, b. Hartknoch: *Ökonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde vom Commissionsrathe J. Riem u. s. w.* (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Besondere Aufsätze in der 2 Lief. für 1806 sind nur IV: I. Die von der kön. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit dem Accessit beehrte Beantwortung der Preisfrage: Was ist Dünger? Von *Christoph Friedrich Creutzer*, Stadt-, Land- und Ordens-Richter zu Reichenbach im Voigtlande. Der Herausgeber fügt in einer Note bey, dass das landwirthschaftliche Publicum den Wunsch geäußert habe, er möchte diese mit lateinischen Lettern ihm zugesendete Preisschrift mit deutschen Lettern abdrucken lassen. II. Grundsätze, von denen ich bey meinem Gartenbaue ausgehe. Von *Hn. Wagner*. Ein junger Mann hat sich mit diesen Grundsätzen der Naturlehre und Physiologie so gut empfohlen, dass man seine Talente nicht verkennen kann. III. *Chabouille's* Erfahrungen von der Bienenzucht. Der Herausgeber hat diese Übersetzung mit einigen Zusätzen begleitet. *Chabouille* scheint unter den Franzosen der geschickteste Bienenwirth zu seyn; seine Erfahrungen sind nicht nur weit begründeter, als die eines *Hüber*, sondern sie tragen auch in der Behandlungsart und der Pflege das Gepräge der Vernunft und Natur an sich. Z. B. er zeichnet sich vor allen seinen Landsleuten dadurch rühmlich aus, dass er die Bienenzucht in theilbaren Körben magazinmässig zu behandeln empfiehlt. Freylich ist seine Kenntniss von der Magazinbienenzucht noch nicht zu demjenigen Grad der Vollkommenheit gediehen, nach welchem man den höchstmöglichen Nutzen zu erlangen im Stande ist. Er meint schon das höchste Ziel damit erreicht zu haben, wenn ein Bienenstock drey, höchstens vier solche Körbe, wie z. B. die *riemischen* Halbkörbe sind, vollgebaut habe, da man sie doch, ehe man von ihnen Ärndten will, zu sechs und lieber zu acht Körben anwachsen lassen muss. Er will ferner die Magazine schon im October wieder reduciren, höchstens lässt er den Bienen zu ihrem Zeugungsgeschäfte für das künftige Jahr im Frühjahr nicht länger Zeit, als bis zum Monat März, dann beraubt er sie ihres Vorrathes früher, als sie denselben ohne Nachtheil ihrer Vermehrung entbehren können; diesen bedeutenden Fehler, den er vielleicht von den Deutschen angenommen hat, vergrößert er.

S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

noch dadurch, dass er ihnen zwey Theile von ihrem Vorrath nimmt, und nur den dritten Theil noch lässt, welches doch, besonders wo die Gegend zu der Zeit an Nahrung arm ist, umgekehrt seyn sollte. Wie könnte auf diese Art ein Magazinstock, der im vorigen Jahre in einen guten Stand kam, fernerhin in diesem Stande verbleiben? Wollte man sich auch durch eine frühzeitige, honigreiche Gegend rechtfertigen: so bliebe doch immer der Vorwurf, dass man seine Bienen geschwächt, und mit ihnen den höchstmöglichen Nutzen nicht gesucht hätte. IV. Über die Nachtheile, welche dem Gemeinwohle aus der Vertheilung grosser Waldstrecken in einzelnen Forstmarken entspringen. Von *Hn. Forstmeister Zigma*. Wir haben bereits Erfahrungen genug in Händen, welche lehren könnten, wie drückend der Holzmangel ist, und die uns bey der noch immer fortdauernden, wider alle vernünftigen Grundsätze streitenden Bewirthschaftung grosser, in viele kleine, einzelnen Besitzern zuständige Forstmarken getheilter ehemaliger Gemeinwälder für die Nachkommenschaft auf einen noch weit grösseren Holzmangel schliessen lassen; auch haben sich seit *Beckmann's* Zeiten über alle diese schon längst tief eingerissenen Gebrechengepug patriotische Stimmen hören lassen: wenn sie nur von denen, welchen obliegt, für das allgemeine Wohl zu sorgen, ernstlich gehört, und diese, von den sündlichen Mißbräuchen, die ein Jeder mit Abscheu täglich sieht, gerührt, andere, dem allgemeinen Besten angemessenere Mafsregeln zu ergreifen, bewogen würden, damit die Menschheit in der Zukunft nicht noch mehr Noth leiden möchte! So aber muss Rec. in die Klage des Vfs. S. 246 ff. mit einstimmen. Nachdem derselbe aufs deutlichste bewiesen hat, wie alle Mängel, die bey der Forstwirtschaft möglicher Weise vorkommen können, bey zerstückelten Waldungen im höchsten Grade Statt finden: so fährt er S. 256 mit Nachdruck fort: „Wie unvorsichtig ist es also gehandelt, das Wohl des Staates dem bloßen Zufalle, dem precären Patriotismus Einzelner zu überlassen, wenn der Staat selbst es noch zu schützen ermächtigt ist! Und da dieser die Verpflichtung auf sich hat, für dasselbe nach seinen besten Überzeugungen zu sorgen, Mißbräuche, welche demselben geradezu entgegen wirken, aufzuheben und abzuschaffen, und, auf vorliegenden Fall angewendet, solche Mafsregeln zu ergreifen, welche fernere unausbleibliche Nachtheile zu verhüten geeignet sind: so müssen dergleichen getheilte Waldungen wieder in ein Ganzes vereinigt, als solches einer regelmässigen Wirthschaft unterwor-

Z z z

fen, unter Direction des Staates und behörige Aufsicht gestellt, zu einem hinlänglichen Bestande gebracht, diefalls angebaut und möglichst geschont werden" u. s. w.

Unter den Recensionen verdient No. 10 noch besondere Aufmerksamkeit, weil der Rec., Hr. Hauptmann Löber, den Berberitzenstrauch gegen den Verdacht, als ob er eine Ursache von Rost und Brand im Roggen und Weizen wäre, vertheidigt. Wenn Hr. L. beweiset, daß *Berberis vulgaris* L. nahe auf seinen Blättern auch einen Schwamm nährt, der aber *Accidium Berberidis*, oder *Lycoperdon pocali forme Jacq.*, und also von ganz anderer Art ist, als die in Hn. Banks Schrift abgebildeten sind: so ist es Rec. höchst wahrscheinlich, daß, wie Hr. L. sagt, nicht eine Art in die andere, vielweniger ein Geschlecht in das andere übergehen kann. Folglich sind alle Meinungen über die Schädlichkeit des Berberitzenstrauchs, so scheinbar sie auch dargestellt worden sind, ohne andere Bedingungen noch höchst ungewiss. Denn es hält darum schwer, Hn. L. zu widerlegen, weil er S. 289 sagt: „*Accidium Berberid.* zeigt sich auch nur im Sommer, und kommt zu Ende Julys und im Anfang Augusts zur Reife. Der Saamen könnte sich also nur auf das Getreide des nächsten Jahres ausstreuen.“ Man muß aber doch bey seinen Beobachtungen über die Schädlichkeit den Berberitzenstrauch noch immer im Auge behalten; denn selbst Hr. Willdenow hält ihn für schädlich, weil die einstimmige Erfahrung so vieler Landwirthe sich auch in seiner Gegend bestätigt hat, obschon die Schädlichkeit nicht von dem Schwamm herrühren kann.

Ka.

C H E M I E.

JENA, b. Etzdorf: Versuch eines praktischen Handbuchs für die Quecksilberpräparate und deren Anwendung in Krankheiten von Dr. F. C. Trommsdorff. 1808. XII u. 163 S. 8. (16 Gr.)

Diese Schrift enthält eine Sammlung der bis jetzt bekannten, in den verschiedenen Pharmakopöen vorkommenden Quecksilberpräparate, deren Wirkung auf den menschlichen Körper durch Erfahrungen erprobt ist. Nach dem bescheidenen Ausdruck des Vfs. soll sie nur ein Versuch einer künftig mehr zu verfolgenden Arbeit seyn. — Sie zerfällt in drey Abschnitte. Der erste, als Einleitung, handelt von den Namen des Quecksilbers, liefert eine kurze Geschichte der frühesten Kenntnisse desselben, zeigt das Vorkommen in der Natur, die Eigenschaften des metallischen Quecksilbers, die Veränderungen durch verschiedene Stoffe, die Reinigung und Anwendung in Krankheiten, die Wirkung der Quecksilberbereitungen im Allgemeinen, giebt dann die Geschichte des Quecksilbergebrauchs, und die praktischen Regeln bey der Anwendung, nebst einigen allgemeinen Fällen, in denen dasselbe indicirt und contraindicirt ist, dem Quecksilberdecocte, und dem Zinnober. S. 8. No. 7, wo die Rede von den Amalgamen des Quecksilbers ist, findet eine Verwechselung der Quecksilberauflö-

sung mit der Platinauflösung Statt. Die letztere wird durch salzsaures Ammonium gefällt, und der dreyfache Niederschlag gegläht, um dann, nachdem er vollkommen reducirt, und das salzsaure Ammonium verflüchtigt ist, mit dem Quecksilber ein Amalgam zu bilden. Sehr interessante Versuche haben die Hn. Chevenix und Descotils über diesen Gegenstand neuerdings unternommen. — In demselben §. drückt sich Hr. T. über das Verhalten des Eisens zum Quecksilber etwas unbestimmt aus. Man sollte glauben, daß es ihm gelungen sey, beide Metalle mit einander zu vereinigen. Ungeachtet dieses leicht möglich ist: so erinnert sich Rec. nicht, die bestimmten Versuche darüber gelesen zu haben. S. 13. Um das Quecksilber aus dem Zinnober durch Eisen zu scheiden, möchten wir die Destillation des Gemenges aus einer Glasrorte nicht empfehlen. Diese Operation erfordert am Ende einen ziemlich hohen Grad von Hitze, bey dem das Glas, noch ehe alles Quecksilber übergeht, zu schmelzen anfängt. In jedem Falle ist die Anwendung einer irdenen Retorte sicherer. In Ermangelung dieser muß die anzuwendende Glasrorte wenigstens mit einem dauerhaften Kitt gut beschlagen werden. Der hohe Feuersgrad, den die Reduction des Zinnobers erfordert, macht ferner die Vorrichtung mit der feuchten, am Halse der Retorte befestigten, und in ein Becken mit Wasser geleiteten Papiertute, deren man sich wohl bey der simplen Destillation des Quecksilbers bedienen kann, unsicher. Es verdichtet sich nämlich nicht alles Quecksilber in dem Halse der Retorte, sondern es geht ein Theil in Dampfgehalt über. Daher ist es zweckmäßiger, sich einer halb mit Wasser gefüllten gläsernen, aller Orten gleich dicken Vorlage zu bedienen, und in diese den Hals der Retorte dergestalt zu legen, daß die Öffnung desselben halb ins Wasser taucht.

Der zweyte Abschnitt enthält die unvollkommenen Quecksilberoxyde; einige dreyfache Verbindungen, die das Quecksilber im niedrigsten Zustande der Destillation enthalten; und die vollkommenen Oxyde. Hier, wie überhaupt bey Erörterung der Quecksilbermittel jedes Abschnittes, zeigt Hr. T. zuerst die vorzügliche Bereitungsart an; er geht die Hauptcharaktere der Mittel durch, spricht von ihrer Verfälschung, dem Verfahren, sich von der Achtheit derselben zu überzeugen; dann geht er zu dem Gebrauche über, giebt einige Gegenmittel an, und schließt mit der Anwendung eines jeden Quecksilberpräparats in den Krankheiten. — In dem dritten Abschnitte sind die Verbindungen der Quecksilberoxyde mit den Säuren enthalten.

Indem also diese Schrift die verschiedenen und mannichfaltigen Quecksilberpräparate und Zusammensetzungen kennen lehrt, läßt sich erwarten, daß auch sie dazu beytragen werde, den großen Wust unnützer Medicamente, die leider, da sie nach so verschiedenen Vorschriften bereitet wurden, und daher in größerem oder geringerem Grade heilsam waren, nur zu oft die traurigsten Folgen nach sich zogen, nach und nach abzuschaffen, und dagegen diejenigen

zu erhalten, deren Mischung beständig, und deren Wirkungen sicher und durch die Erfahrung erkannt sind. — Noch mehr würde das Werk an Brauchbarkeit und Interesse gewinnen, wenn Hr. T. auf die immer noch problematische Wirkungsart — wenn es auch ziemlich gewiss ist, daß die Oxyde nur vermö-

ge ihrer Sauerstoffgehalte sich wirksam erweisen — Rücksicht genommen, und die wahrlich merkwürdigen Versuche des Hn. D. Jäger (*Diff. inaug. medica sistens quaedam circa effectus Hydrargyri in animal. viv. etc. Tubing.*) fortgesetzt und verificirt hatte.

A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Leipzig, b. Schwickert: *Über Ätherbildung im Allgemeinen*, eine auf Erfahrungen sich gründende Theorie von W. Nasse, Adjunct der russ. kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1809. 32 S. 4. (8 Gr.)

Der Act der Ätherbildung im Allgemeinen, oder vielmehr die wissenschaftliche Ansicht desselben, war von jeher und ist noch jetzt ein in der Chemie aufzulösendes wissenschaftliches Problem. Es sind eine Menge Abhandlungen darüber erschienen, und eine Anzahl Theorien bekannt gemacht worden, die zum Theil sehr von einander abweichen. Hr. Nasse, von dem Bedürfnisse geleitet, diesen Gegenstand etwas mehr aufzuklären, sucht die Meinungen mehrerer Chemiker zu vergleichen, und stellt, indem er die Theorien Fourcroy's, Vanquelin's, Bessens, Thernard's, Boullay's zu widerlegen sich bemüht, folgende Sätze über die Ätherbildung im Allgemeinen auf: 1) Der wesentliche Act der Ätherbildung ist sich bey allen Äthern seiner Natur nach gleich. Er ist ganz wie ein vegetabilischer Verbrennungsproceß zu betrachten, allen übrigen Pflanzenkörpern gleich, mit denen der Alkohol bey feiner — gleichsam gewaltfamen — Analyse auch gleiche Producte liefert. Hier wirkt der Weingeist vermöge seiner respectiven chemischen Bestandtheile desoxydierend, so wie umgekehrt die Säure oxydierend wirkt, und die sich erzeugte Kohle ist der Ausdruck des Acts selbst. Dem zufolge zerfallen notwendig die bisher aufgestellten hypothetischen Ideen derjenigen Chemiker in ihr ursprüngliches Nichts zusammen, die da glauben, die Säure bleibe hiebey im vorherigen unveränderten Zustande; ferner das Absetzen der Kohle finde nur nach dem eigentlichen Acte der Ätherbildung Statt, und durch ein geschicktes Verhindern des sich Erzeugens der Kohle während des Acts könne man schon allen Weingeist in Äther verwandeln. 2) Es finden keine Stufenfolgen oder vielmehr Epochen in der Ätherbildung Statt, wie die Hnn. Fourcroy und Vanquelin glauben, die nach ihnen in gar keiner weiteren speciellen Verbindung stehen. Die chemische Affinität beider Körper fängt schon bey ihrer ersten Berührung an, sich gegenseitig auszuüben, und sie schreitet im Acte, begünstigt durch die Wärme, bloß fort, sich — die Körper — gegenseitig zu zersetzen, da Wärme im Allgemeinen Bedingniß eines jeden auszuübenden Affinitätsacts ist, und sich bey ihrer Anwendung auch nur einzig auf sie zurückführt. Das Endresultat dieser ganzen Operation ist ein ätherificirter Weingeist, eine bey seiner Modification vorzüglich auf Kosten seiner producirt Pflanzen Säure, Kohle und Wasser, und die im Rückstande entoxydirte Säure. Daher rührt auch die geringere Menge Äther, die man im Verhältnisse des angewandten Weingeistes erhält u. s. w. Da bey der Ätherbildung nur das chemische Massenverhältniß in Action begriffen in Anspruch kommt, ganz auf Berthollet's Gesetze, über das Gleichgewicht der chemischen Kräfte" sich gründend: so können die Ätherarten in ihrem chemischen Mischungsverhältniß bis ins Unendliche abweichend seyn, ohne daß wir jede einen vollkommenen Äther nennen können, der sich nur durch eine möglichst ihm zu gebende spezifische Leichtigkeit und die mindere Nichtfähigkeit, sich im Wasser aufzulösen, charakterisirt und seine Güte bestimmt. — Es ist daher nicht mehr nach der Idee einiger neueren Pharmacopöen der in der Medicin bekannte *Liquor anodynus Hofmanni*, durch bloße Mischung der Schwefelnaphtha mit Alkohol bereitet, mit dem nach der älteren Methode durch Destillation verfertigten *rabellischen Liquor*, wie ein und dasselbe chemische Product zu betrachten. Vielmehr sind sie als ganz ungleich-

artig chemisch verschieden, da hiebey, wie gesagt, einzig nur das ganze chemische Massenverhältniß wirkt, und sich gegenseitig in Reaction setzt. 3) Die Base der Ätherbildung oder vielmehr die Fähigkeit einer Säure zu ihr, Äther zu bilden, beruht bloß auf dem hiezu angemessenen Oxydationszustande ihrer selbst. Diese Wahrheit entspringt hinreichend aus den Versuchen mit den Salzäthern, so wie schon aus Black's Salpeterätherbereitung, wobey er zum Befördern der auszuübenden Affinität nicht der mindesten Wärme bedarf. Dieses bestätigt auch schon die Erfahrung bey der gewöhnlichen Bereitung des verflüchtigen Salpeter- und Salz-Geistes der Pharmaceuten. Denn hiebey hat man ihre Neutralsalze durch Schwefelsäure zersetzt u. s. w., wobey man einen ungleich geringeren Wärmegrad anzuwenden nöthig hat, als bey Hoffmann's Liquor, welcher die größte Sorgfalt in der Direction des Feuers erfordert. 4) Die Gegenwart einer Säure bey Verbrennung einiger Ätherarten ist bloß casual, und keineswegs als bedingt anzunehmen. Sie ist einer allgemeinen Theorie der Ätherbildung keineswegs zuwider, und die Erfahrung läßt sich einzig auf die minder mehr oder weniger grössere Affinität des saurenden Princips zur respectiven Base der Säure, und auf ihren eigenthümlichen Charakter, sich zu verflüchtigen, zurückführen, die bloß, gleichsam chemisch umhüllt, in die Bestandtheile des Äthers selbst eintritt. Also kann diese Säure bey ihm nicht in einem vollendeten Zustande vorhanden seyn, sondern ist bloß Product der chemischen Analyse, wie uns auch einzig die Gesetze der Verbrennung bey einer säurefähigen Basis lehren u. s. w. 5) Die Bildung der schweren Äther folgt, den leichten Äthern gleich, den nämlichen Wissenschaftsprincipien. — Es zeigt sich hier noch besonders die durch den früheren und continuirlichen Act der Ätherbildung erzeugte Kohle activ, die sich bey ihrem schon ursprünglichen Erscheinen in Verbindung des Alkohols mit der Säure in Reaction setzt, und ins Product selbst mit übergeht, wie es auch der grössere Kohlengehalt bey Verbrennung der schweren Äther nur andeutet; und der Act der schweren Ätherbildung ist einzig als eine Progression des Acts selbst in der ganzen Operation zu betrachten. 6) Die minder mehr oder weniger zu erhaltende Menge eines Äthers in der Bereitung reducirt sich bloß auf das proportionale Massenverhältniß der Säure zum Alkohol und ihrer gegenseitigen Stärke, so wie auf den bey der Operation selbst angewandten Wärmegrad, auf die gegenseitig auszuübende Affinität selbst wiederum zurückrufend. So z. B. fand Boullay das Verhältniß von gleichen Theilen Schwefelsäure und Alkohol, letzteren 30° Beaume's Areometer, weit angemessener, um eine grössere Menge Äther zu erhalten, als das, wo er sich eines stärkeren Alkohols bediente. Es scheint hier ein angemessener Wassergehalt in der Mischung in sofern nützlich zu seyn, um dem gleichsam zu plötzlichen chemischen Ineinanderwirken der sich zu heftig ausübenden Affinität beider Körper entgegen zu wirken, sie zu schwächen, die nun der im Producte selbst zu erhaltenden Äthermenge zuwider ist u. s. w.

So gewiss diese Abhandlung nicht ohne Interesse ist: so gegründet bleibt es auch, daß sie uns in der Erklärung eines so schwierigen Processes nicht viel weiter bringt, als wir waren. Viele Sätze des Vfs. sind zu gewagt, und nicht auf hinlängliche Erfahrungen gegründet. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir uns in das Detail dieser Abhandlung einlassen, und die Gründe *pro* und *contra* erörtern wollten; daher erlauben wir uns nur so viel zu bemerken,

dass die Thatfache, „die Bildung der Ätherarten im Allgemeinen lasse sich nicht nach ein und derselben Theorie erklären, oder, was dasselbe ist, die Wirkungsart mehrerer Säuren auf den Weingeist zur Production des Äthers sey verschieden,“ keineswegs umgestoßen und widerlegt sey. Übrigens wäre zu wünschen gewesen, der Meinung Leibnitz's ungeachtet, dass der Vf. zuweilen seine Ideen in ein etwas beschleideneres Gewand gehüllt hätte.

V. d. c. L.

TECHNOLOGIE. Quedlinburg, b. Ernst: Zucker-, Syrup-, Arrak- und Effig-Fabrication aus Runkelrüben, wie auch Bereitung eines Weizenmalz- und Birn-Syrups für die Haushaltung und zum Bienenfutter nebst einem Anhang über die Kaffeesurrogate von J. G. Kögel. 1809. 128 S. (8 Gr.)

Diese Schrift enthält bloß eine Wiederholung der über die auf dem Titel genannten Gegenstände so oft bekannt gemachten Thatfachen, und durch sie wird weder für die Wissenschaft, noch für die Kunst etwas gewonnen. — Der Schleimzucker ist nicht, wie Hr. K. meint, unter allen Umständen im Alkohol auflösbarer, als der Zucker; nur in der erhöhten Temperatur ist dies der Fall. — Auch die Weintrauben gehören zu den Substanzen, welche den Zucker in warmen Himmelsstrichen in reichlicher Menge darbieten. S. 5 giebt Hr. K. das Verfahren an, dessen man sich bedient, um aus dem Zuckerrohre den Zucker zu gewinnen. Er hätte aber hier anzeigen sollen, ob er die Raffinerie in Indien selbst gesehen, oder sie nur nach einer Beschreibung kenne. Die Bereitungsart ist übrigens sehr bekannt. Dafs aber der Zuckersaft beym Versieden im Verhältnisse der Concentration einer stärkeren Temperatur ausgesetzt werde, scheint uns eben so neu, als unvollkommen, weil es eine bekannte Thatfache ist, dafs das Andrennungsvermögen des Saftes mit dem Concentrationsgrade in gleichem Verhältnisse zunimmt. — Eine Menge Schreib- und Druck-Fehler verunstalten diese Schrift.

V. d. c. L.

Freyberg, b. Craz u. Gerlach: Englische Farben- und Muster-Tabellen, oder systematisch-chemische Darstellung der vorzüglichsten bey 680 einfachen und gemischten Farben und Muster zu allerley einfachen und melirten Tüchern, Seidenen, baumwollenen und leinenen Zeugen, wie auch zu den vorzüglichsten Tuschfarben, sowohl auf thierische, Pflanzen- und Mineral-Producte, als andere Compositionen; für Chemiker, angehende Kaufleute, Manufacturisten, Kattunfabricanten, Seiden-, Wollen-, Baumwollen- und Lein-Weber, auch für Färber, Maler und andere Künstler und Professionisten u. s. w.; insbesondere zu technischen Vorlesungen und praktisch-chemischen Unterweisungen nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von C. F. Moritz, der Ch. u. F. B. in Ch. 1809. 148 S. 8. (3 Thlr.)

Den Tabellen geht eine weitläufige Einleitung voran, die gleichsam den theoretischen Theil des Werks ausmacht. Sie enthält die Gründe und Ursachen der Herausgabe dieser Tabellen, eine Farbentheorie; dann von dem Gebrauch verschiedener Salze zu Beizmitteln bey der Farbenbereitung; Nutzen der Salze bey den Farben, verschiedene Auflösungen der Salze und Metalle bey den Farben, nöthige Haupt- und Hülfsmittel zu schönen englischen Farben, Bemerkungen über die Festigkeit, die Farbenentwickelungen, Untersuchungsregeln über die Haltbarkeit

der Farben, nöthige Bemerkungen über die einfachen und gemischten Farben zu allerley Tüchern und Zeugen, nebst Mustertabellen u. s. w. Nur sparsam findet sich das Gute in diesem Abschnitt, und zwar versteckt in einem Schwall unverständlicher, überflüssiger und weifschwelliger Explicationen. Der Vf. scheint überhaupt noch ein halbes Seculum zurück zu seyn, und noch ganz unbekümmert in den anthropologischen Zeiten herumzuwandeln. Besser würde er gethan haben, wenn er seine Pseudotheorie lieber für sich behielten, als sie der Welt bekannt gemacht hätte. Nur ein Beyspiel möge hier Platz finden. S. 2, §. 5: Meine Farbentheorie, heist es daselbst, gründet sich auf den richtigsten Ursprung aller Farben, so dafs nur die rothe und blaue als Hauptfarben anzusehen sind. Rothe als die erste elementarische Hauptfarbe, die ihren Ursprung aus dem Feuer und aus dem ursprünglichen sauren Salze des Schwefels, als der einzigen Hauptmaterie, hat, wird daher auch nur durch saure Salze und durchs Feuer allein hervorgebracht, entwickelt und befestigt. Denn ein jedes Ding in der ganzen Natur wird nur durch seines Gleichen hervorgebracht und erhalten. Weil aber kein Feuer ohne alkalische Wassertheile und Luft brennen, und kein Körper in seiner eigenen Ausdünstung bestehen kann, sondern sich selbst schnell verzehret, erstickt und tödtet; so mufs auch die rothe Farbe ihren wenig angemessenen Antheil von feuerbeständigen, alkalischen Erden und Salzen bekommen, welche mit den sauren Salzen vermischt werden; dann wird sie nicht nur vollkommen fest, sondern auch im Feuer immer schöner und höher von Farbe, sie leidet durchs Waschen, Laugen und Seifen so wenig, als in Luft und Sonnenschein, oder in den allerstärksten sauren Salzen einen Schaden, und erweist sich überall dauerhaft und unzerstörbar. Die blaue, als zweite elementarische Hauptfarbe, ist eine alkalische Wasserfarbe, welche nur durch Laugensalze hervorgebracht, entwickelt und befestigt wird; weil sie aber in diesem ihren eigenen Element sich nicht allein erhalten kann, sondern in Feintheil gerathen, sich selbst verderben und zerstören würde; so mufs sie ebenfalls nur einen kleinen Antheil von sauren Salzen bekommen, oder anstatt dessen in mäßiger Wärme erhalten werden; dann wird sie vollkommen fest, feuerbeständig, glänzend, schön, und widersteht allem.“ — Doch genug davon.

Der eigentlich praktische Theil, welchen die Farbetabellen ausmachen, folgt hierauf. A. Farbetabellen auf thierische und Pflanzenproducte nebst Farbetuschen. 1) Für thierische Producte; enthaltend 165 verschiedene Farben und Nüancen. 2) Für Pflanzenproducte; enthaltend 89 Farben. 3) Farbetabellen zum Drucken, Einmalen und Färben der Bänder in Kattundruckereyen; 21 Arten. 4) Türkischrothe Farben aus dem Krapp, auf Baumwolle und Leinen. 5) Tuschfarben zur feinen Malerey, Druckerey seidener und halbfedener Waaren, Papier, Leder, Holz, Horn, Bein, Feder, Stroh, Binsen, Rohrmack, erdige Körper und andere Compositionen, auch zu gefärbtem Siegelack. 6) Tabellarische Anwendung der Tuschfarben zur Malerey und Druckerey auf Kattun und Leinwand, auf seidene, halbseidene Waaren und Bänder, auf Papier von mancherley Art, Leder, Holzfarberey, Horn- und Bein-Farberey, zur Strohmalerey, Binsen- und Rohrmack-Farberey, zur Farberey auf erdige und andere compositen Körper. B. Muster-Tabellen zu schönen, schicklichen und dauerhaften melirten Farben, wobey die selbe Eintheilung Statt findet. — Diesen Theil des Werks können wir als sehr nützlich empfehlen.

V. d. c. L.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, b. Hitzig: Kritische Bemerkungen über Hn. Dr. A. F. Markus Schrift: Ueber die Natur und Behandlungsart der häutigen Bräune, nebst einigen Beobachtungen u. Erfahrungen über diese Krankheit, und einer illuminirten Kupfertaf. Von Ernst Ludw. Heim, kön. preuß. Geh. Rathe, Leibarzt Sr. königl. Hoheit des Prinzen Ferdinand von Preussen, u. prakt. Arzte in Berlin. (Aus Horns Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.) 1810. 68 S. 8. (20 Gr.)

Salzburg, in der mayr'schen Buchhandlung: Die hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden. Historisch dargestellt von Augustin Winkhofer, Vicar in der Koppel. (Besonders abgedruckt aus dem 1ten Bande von: Salzburg u. Berchtesgaden, in historisch-, statistisch-, geographisch- u. staatsökonomischen Beyträgen; herausgegeben von Jos. E. Ritter von Koch-Sternfeld, wirkl. Regierungsrath.) Mit den Noten des Herausgebers. 1810. 84 S. 8. (6 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1810.

M A T H E M A T I K.

1) FLORENS, b. Molini, Landi et Comp.: *Tables abrégées et portatives du Soleil calculées pour le méridien de Paris sur les observations les plus récentes, d'après la Théorie de M. La Place, par le Baron de Zach.* 1809. VII u. 68 S. gr. 8.

2) Ebendasselbst: *Tables abrégées et portatives de la Lune, calculées pour le Méridien de Paris, d'après la théorie de M. le comte La Place, et d'après les constantes et les coefficients de M. Bérgh.* Par le Baron de Zach. 1809. XIV u. 80 S. gr. 8.

Unsere Leser kennen das, was der Vf. über die Theorie der Erde früher gearbeitet hat: seine im Jahr 1792 erschienenen *Tabb. motuum Solis*, das vollständigste Werk dieser Art, und die *Tabb. mot. Solis iterum correctae etc.*, die wir als Supplement zu den vorigen, 1804 erhielten, und die ganz der von Laplace entwickelten Theorie angepaßt sind. (Vgl. Jen. Allg. Lit. Zeitung 1805. No. 44.) *Gene* formirten einen grossen Quartband, und enthielten alles, was erforderlich ist, den Ort der Sonne aus Rechnung und Beobachtung zu bestimmen; diese sind sehr zusammengezogen, und der Vf. hat durch die Ersparung des Raums das zu ersetzen gesucht, was an der Ausdehnung der Tafeln abgeht. In der That existirt eine gewisse Grenze, von deren genauer Bestimmung die Bequemlichkeit des Gebrauchs astronomischer Tafeln abhängt: zu viel Detail erschwert das Auffuchen; zu wenig Detail hindert den bequemen Gebrauch des leichter Aufgefundenen.

No. 1 ist eine Umformung der letzten Tafeln des Vfs., die besonders bestimmt ist, wegen ihres geringen Umfangs, Reisende zu begleiten. Der Vf. sagt in der Vorrede, es komme hier weniger auf eine sehr bequeme Rechnung, als auf ein kleines Volumen an, er habe daher die Tafeln so sehr als möglich abgekürzt. Rec., der hierin der Erfahrung des Hn. von Zach gern trauet, giebt eben so gern zu, daß dem Reisenden so kleine Tafeln oft wünschenswerth und nützlich sind: indeß dünkt ihm doch, daß ihre Einrichtung so bequem seyn muß, als der Raum es zuläßt; und selbst, daß eine ansehnliche Erleichterung der Rechnung, durch eine geringe Vermehrung des Raums, nicht zu theuer erkauft wird. Es wird sich nun untersuchen lassen, in wiefern es Hn. von Zach gelungen ist, beide Forderungen zu vereinigen.

Tab. I enthält die geographischen Positionen der berühmtesten Sternwarten, und füllt zwey Seiten. Tab. II, III, IV sind für die Formation der Epochen der Sonnenlänge, und der 12 ihre Ungleichheiten. J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

ten regulirenden Argumente bestimmt, und nehmen nur eine Seite ein. Ihre Einrichtung ist folgende: Tab. II enthält die Epochen für das 3te Jahr der 17, 18, 19 und 20ten Jahrhunderte; Tab. III eine Quantität, die man mit der Anzahl der, seit der nächsten dieser Epochen verfloßenen Schaltjahre multipliciren, und zu der Epoche addiren muß, und Tab. III, 3 constante Größen, die von der Anzahl der seit dem nächsten Schaltjahre verfloßenen Jahre abhängen, und die man gleichfalls addiren muß, um die Epochen für das gegebene Jahr zu erhalten. Die dabey vorkommende Multiplication macht dieses Verfahren beschwerlich; bequemer würde es offenbar gewesen seyn, wenn Hr. von Zach, mit etwas Aufwand von Raum, die *de-lambre'sche* Einrichtung beybehalten, alle Epochen für ein ganzes Jahrhundert gegeben, und nun die Bewegung in 100 Jahren beygefügt hätte, um den Rechner in den Stand zu setzen, den Gebrauch der Tafeln auch auf andere Saecula auszudehnen. Eine solche Tafel hätte sich auf 2 Seiten geben lassen, wodurch man also eine Seite verloren haben würde. Wollte man diese aber nicht aufopfern: so konnte man mit einer Tafel für alle Schaltjahre des Jahrhunderts, schon der lästigen Multiplication ausweichen, ohne daß diese Einrichtung mehr Raum gekostet hätte, als die gegenwärtige. Die Art, wie man durch Tab. V die Störungsargumente für die einzelnen Tage findet, ist bequem, und Rec. hätte gewünscht, die Bewegung der Sonne in der Länge und mittleren Anomalie in derselben Form zu sehen, welches ohne Zweifel bequemer gewesen wäre, als die jetzt nothwendige logarithmische Operation; man würde auch keinen Raum dadurch verloren haben, indem man die folgende leere Seite hätte benutzen können. In Tab. VII (2 Seiten) ist ein Hülfswinkel den man zur mittleren Anomalie addirt, um mit der Summe S die Mittelpunctsgleichung aus der einfachen Formel $a \sin. S$, und ihre Säcularänderung durch $\beta \sin. S$ zu berechnen, wo a und β Constanten sind, deren Logarithmen Hr. von Zach angiebt. So artig dieses Verfahren ist: so hält Rec. doch das folgende für leichter: Die Mittelpunctsgleichung kann man bekanntlich in die Reihe

$$a \sin. z + b \sin. 2z + c \sin. 3z + \dots$$

verwandeln, wo a , b , c von der Excentricität abhängen, also mit dieser Säcularveränderungen erleidenden. Nach den Elementen der neuesten Tafeln des Vfs. ist $a = -6927''.564$, $b = +72''.703$, $c = -1''.058$, und die Säcularveränderung von $a = +18''.80$,
Aaaa

von $b = - 0^{\circ}, 39$: man hat also die Mittelpuncts-
gleichung

$$= - (6927^{\circ}, 564 - 0^{\circ}, 1880 t) \sin. z + \\ (72^{\circ} 703 - 0,0039 t) \sin. 2z - 1^{\circ}, 058 \sin. 3z,$$

wo t die nach 1800 verfloffenen Jahre bedeuten. Der Vorschlag des Rec. wäre nun, das erste Glied direct zu berechnen, wofür man den constanten Log. $3,8405805 - 117,86 t$ ein für allemal angeben kann; dann die übrigen Glieder aus einer Tafel zu nehmen, die weit leichter zu construiren und zu gebrauchen seyn würde, als die vor uns liegende. Übrigens bemerkt Rec., daß die von *Zach*'sche Tafel der in den neuen Sonnentafeln nicht ganz conform ist, indem sie die Mittelpunctsgleichung kleiner, z. B. bey $z = 15^{\circ} = 4825^{\circ}, 60$, bey $3^{\circ} = 6925^{\circ}, 27$, die Säcularveränderungen $13^{\circ}, 15$ und $18^{\circ}, 88$ giebt; während die *Tabb. mot. Solis* $4826^{\circ}, 53$, $6926^{\circ}, 51$, $13^{\circ}, 25$, $18^{\circ}, 80$ haben. Tab. VIII enthält die Störungen, sämmtlich mit dem positiven Zeichen. Tab. IX für den Radiusvector, giebt, mit dem Argumente *Anom. media*, einen Winkel, dessen Log. Cosinus, zu dem constanten Logarith. $0,0072323$ addirt, den Log. des Radiusvectors giebt. Bequemer wäre es wohl gewesen, wenn man dem Rechner diesen Unweg erspart, und unmittelbar Log. z mit demselben Argumente gegeben hätte. Da diese Radiivectores den in den *Tabb. mot. Solis* gegebenen völlig gleich sind: so folgt, daß die kleinere Mittelpunctsgleichung nur aus einem Rechnungsfehler entstanden, und nicht die Folge einer veränderten Excentricität ist. — Tab. X enthält die Störungen des Radiusvectors, Tab. XI bis XIV, die Schiefe der Ekliptik, Breite der Sonne, stündliche Bewegung und Halbmesser. Die in Tab. XV gegebenen Bewegungen der Sonne in Länge, Rectascension und Declinat. hätte man auf demselben Raume detaillirter darstellen können. — Auf einer Seite findet man Alles, was zur Conversion der mittleren Zeit in Sternzeit, und umgekehrt, *nothwendig* ist; zur bequemen Rechnung ist mehr erforderlich. — Die Tafel für die Correction des Mittags aus correspondirenden Sonnenhöhen hat eine ganz neue Einrichtung, welche erlaubt, sie auf einen sehr engen Raum zu bringen. Der Vf. giebt die Formeln, welche ihr zum Grunde liegen, nicht an; indess kann man sie leicht errathen. Die gesuchte Verbesserung ist nämlich

$$= \frac{\Delta \delta}{360} \cdot \frac{t}{\sin. 15^{\circ}} \tan g. \phi + \frac{\Delta \delta \cdot \tan g. \delta}{360} \cdot \frac{t}{\tan g. 15^{\circ}}$$

wo durch $\Delta \delta$ die tägliche Veränderung der Declination, durch t die halbe Zwischenzeit, in Stunden ausgedrückt, durch ϕ die Polhöhe, bezeichnet ist; der Vf. hat diese Formel so ausgedrückt

$$= \frac{\Delta \delta}{360 \sin. 15^{\circ}} \cdot \frac{t \sin. 15^{\circ}}{\sin. 15^{\circ}} \tan g. \phi + \frac{\Delta \delta \tan g. \delta t \tan g. 150^{\circ}}{36 \tan g. 150^{\circ} \cdot 10 \tan g. 15^{\circ}}$$

und nun die Quantitäten $\frac{\Delta \delta}{360 \sin. 15^{\circ}} = a$,

$$\frac{\Delta \delta \cdot \tan g. \delta}{36 \tan g. 150^{\circ}} = b$$

in die zweyte Tafel, deren Ar-

gument die Sonnenlänge ist, gebracht; während die erste zwey Winkel α und β enthält: so daß $\tan g. \alpha = \frac{t \sin. 15^{\circ}}{\sin. 15^{\circ} t}$, $\tan g. \beta = \frac{- t \tan g. 150^{\circ}}{10 \tan g. 15^{\circ}}$

Man hat also zwey Tafeln mit einfachen Argumenten, aus welchen man die gesuchte Correction

$$= a \tan g. \alpha + b \tan g. \beta$$

erhält. Solche Tafeln, oder ähnliche, würden, wenn sie etwas mehr Ausdehnung hätten, nach des Rec. Meinung, die Mittagverbesserung bequemer geben, als die gewöhnlichen Tafeln mit doppelten Eingängen; vorzüglich wenn man a und b unmittelbar mit dem Tage der Beobachtung aus ihnen nehmen könnte, welches, der Genauigkeit unbeschadet, immer angeht; vorausgesetzt, daß man eine kleine Correction, die von dem Jahre der Beobachtung abhängt, bey den Tagen anbringt. Hat man indess die gewöhnlichen Tafeln für eine bestimmte Polhöhe construirt: so verdienen diese immer den Vorzug, zumal wenn man auch in diese mit der Beobachtungszeit unmittelbar eingeht. — Die Refractionstafeln sind bey dem kleinen Raum, den sie einnehmen, bequem genug. — Am Ende macht der Vf. seinen Lesern noch ein angenehmes Geschenk mit einer Tafel, die viele constante, oft vorkommende Logarithmen enthält.

No. 2 wurde durch die gute Aufnahme der eben angezeigten Schrift, und den Wunsch mehrerer Astronomen veranlaßt. Hr. von *Zach* hat hier treu seine Pflichten gegen den Verfasser der Tafeln, Hn. *Bürg*, beobachtet, und sich keine Veränderungen der Elemente erlaubt: er ist also nicht dem Beyspiele des *Bureau des Longitudes* gefolgt, welches die *Bürg*'schen Tafeln so entstellte, daß man seine Ausgabe ungern gebraucht. Es würde Rec. zu weit führen, wenn er diese Tafeln, die ihrer Natur nach viel weitläufiger sind als die Sonnentafeln, so wie jene, genau analysiren wollte: im Allgemeinen bemerkt er daher nur, daß ihre Einrichtung ihm Kürze des Raumes und Bequemlichkeit der Rechnung so viel als möglich zu vereinigen scheint, und daß er hauptsächlich nur die Einrichtung der Epochentafel, welche der in den Sonnentafeln ähnlich ist, geändert sehen möchte. Besonderen Dank verdient Hr. von *Zach*, daß er Tafeln für die Neu- und Voll-Monde nach *Lamberts* Theorie construirt und beygefügt hat; so wie für die Mittheilung der großen Fehleranzeige in den *Tables du Bureau des Longitudes*.

Es ist, bey der großen Anzahl der Störungsgleichungen, die die verfeinerte Theorie gegeben hat, eine wichtige, der vollen Aufmerksamkeit der Astronomen würdige Frage, ob man durch eine wesentliche Änderung in der Form der Planetentafeln nicht ihren Gebrauch bequemer machen kann. Rec. glaubt eine bejahende Antwort auf diese Frage ertheilen zu können, und behält sich vor, bey einer anderen Gelegenheit seine Ideen hierüber zu äußern.

Die Verleger dieser beiden Werkchen sagen in einem, den Sonnentafeln beygefügtten Avertissement, daß Hr. von *Zach* ihnen den Verlag eines größeren

Werkes über seine astronomisch geographische Reise versprochen habe; und dafs diese als Proben von ihnen unternommen wurden, um das Vermögen ihrer Pressen bey Werken dieser Art, die viele Zahlen, Tafeln u. dgl. enthalten, zu erforschen. Rec. gesteht gern, dafs er nie ein mathematisches Werk in so empfehlendem Gewande gesehen hat, und dafs er eine noch grössere Eleganz bey dem grösseren Werke sich kaum denken kann. Die geschmackvolle Anordnung des Drucks, der passende Gebrauch verschiedener Zahlen und Lottern, gereichen der Druckerey sehr zur Ehre.

I. W.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Kurze Darstellung der höheren Analysis oder der Functionenlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, nebst Anwendung derselben auf die höhere Geometrie und einem Anhange von dem Variationen-Calcul.* vom königl. preuss. Artillerie-Hauptmann von Textor. 1810. XVIII u. 264 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die bisherigen Schriften über die höhere Analysis, sind, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, entweder solche, welche diese Wissenschaft im ganzen Umfange behandeln, und sich über das ganze fast unabsehbare Gebiet derselben erstrecken, oder solche, welche nur die ersten Anfangsgründe und die leichtesten Operationen derselben, theils für Lernende theils auch zum Gebrauch bey Gegenständen für angewandte Mathematik, vortragen. Der Übergang von Schriften der letzten Gattung zu denen der ersten ist allerdings schwierig, weil wegen ihrer grossen Ausdehnung der Leser sich nur mit Mühe und einem vortreflichen Gedächtnis eine bestimmte Übersicht von dem Zwecke und der Verbindung so vieler Materien zu verschaffen vermag. Der Vf. hat daher denen angehenden Analysten, welche schon mit den ersten Operationen der höheren Analysis bekannt sind, bey dem Übergang auf vollständige Schriften dieser Wissenschaft wie z. B. die von Euler, Lacroix u. A., ein erleichterndes Hülfsmittel dargeboten, indem er hier eine gedrängte Übersicht mehrerer der wichtigsten Lehren der höheren Analyse geliefert hat. Es wird indeß diese Schrift auch selbst für solche Mathematiker nicht ohne Interesse seyn, welche in dem grossen Gebiete dieser Wissenschaft schon bewandert sind, indem sie hier von einer Menge Lehren einen Überblick bekommen, der ihnen vielleicht vorher fehlte. Dadurch wird dieses Werk für eine grössere Classe von Lesern brauchbar, und dadurch war es möglich, auch ohne bedeutende Erweiterungen und neue Entdeckungen, etwas Interessantes für die Wissenschaft zu liefern. Noch scheint der Vf. die Nebenabsicht gehabt zu haben, gewisse Gegenstände der Analysis, wobey Anfänger gewöhnlich Schwierigkeiten finden, möglichst aufzuklären. Ein solcher Gegenstand ist z. B. der Begriff, der durch die Zeichen dx , dy , dz u. s. w. vorgestellten Differentiale, die man entweder für sich oder im gegenseitigen Verhältniss betrachtet. In der Vorrede zeigt der Vf. unter anderen durch mehrere Stellen von Laplace, dafs man sich unter den Zeichen dx , dy ,

dz , beliebige endliche Theile oder Differenzen der veränderlichen Grössen x , y , z , denken müsse, die man, wenn man will, bis auf Nichts abnehmen lassen kann. Sie sind also eine eigene Art von zusammengeordneten Veränderlichen, und sie = Null setzen, heist nur einen besonderen Fall annehmen. Letzteres ist zwar öfters vortheilhaft, ist aber alsdann weiter nichts als ein analytischer Kunstgriff, dem ähnlich, wodurch man die Constante eines Integrals findet. Dafs man die Differentiale nicht immer für Null nehmen kann, geht schon daraus hervor, dafs sie es nur in besonderen Fällen wirklich werden, wie z. B. in den Punkten einer Curve, wo die Tangente mit der Abscissen Axe parallel ist. In anderen Fällen mufs man sie also doch für etwas Wirkliches halten, weil zwischen Nichts und Etwas kein Mittelding ist. Man behält sie auch als Factoren bey, und behandelt sie als wirkliche Grössen. So ist in der Gleichung $pdx + qdy + rdz = 0$, die Summe der Producte auf der linken Seite nicht deswegen = 0, weil jedes der Differentiale dx , dy , dz , für sich Null ist, sondern weil sie eine der Gleichung entsprechende Grösse bekommen, wobey zwey derselben willkürlich sind. Die Differentiale sind aber nach der Meinung des Vfs. deswegen nicht die endlichen Zunahmen zusammengehöriger Veränderlichen, denn sonst würden sie mit den endlichen Differenzen, die man gewöhnlich mit Δx , Δy , Δz , bezeichnet, ganz übereinkommen. Nur die Differentiale der unabhängigen Veränderlichen lassen sich als willkürliche endliche Zunahmen oder Differenzen betrachten, die Differentiale der relativen Veränderlichen aber sind als endliche Functional-Grössen anzusehen, oder als Theile von endlichen Differenzen der Benennung analog. Der Vf. hat durch diese Darstellungsart den Begriff der Differentiale, wo nicht völlig aufgeklärt, doch wenigstens gezeigt, dafs es unnöthig ist, dieselben für unendlich kleine, verschwindende Grössen für relative Nullen und für dergleichen unendliche Umdinge mehr zu erklären, um sie nach Gefallen bald zu nichts, bald zu etwas zu machen. Die Säuberung der Mathematik von allen metaphysischen Begriffen ist wahrer Gewinn für eine Wissenschaft, die sich auf die blofse Anschauung gründet.

So bestimmt nun auch der Vf. sich über seine richtige Ansicht von den Differentialen in der Vorrede erklärt: so scheint er hingegen in der Einleitung einer jeden Vorstellungsart ihr möglichstes Recht widerfahren zu lassen, vermuthlich um nicht irgendwo bey fixirten Ideen anzustofsen, oder bey solchen Mathematikern, welche sich unter zweymal Null etwas anderes denken, als unter zehnmal Null.

In ersten Capitel des ersten Abschnittes setzt der Vf. seine Art, die Differentiale als endliche Grössen oder die ersten Theile endlicher Differenzen zu betrachten, aus einander, indem er als einen Mittelbegriff die coordinirten Differentialverhältnisse einführt, welche nichts anderes als die Coefficienten der Taylorschen Reihe sind. Die auf einander folgenden oder von einander abgeleiteten Differentialverhältnisse nennt er subordinirte Differ-

rentialverhältnisse, wovon die ersten nur gewisse aliquote Theile sind. Wenn man also z. B. $dy = p \cdot dx$ hat: so ist $dy^2 = \frac{dp}{dx} \cdot dx^2$ das zweyte subordinirte Differential, hingegen als Glied in der Reihe oder als das zweyte coordinirte Differential ist $d^2y = \frac{d \cdot p}{dx} \cdot dx^2$. Mit dem Ersteren ist der erste Theil der Veränderung gemeint, welche dy erhält, wenn es als Function von x gedacht wird, und darin x in $x + dx$ übergeht; mit dem zweyten ist der zweyte Theil der Veränderung der Function y zu verstehen, wenn darin x in $x + dx$ verändert wird. Da der Vf. in der Folge diesen Mittelbegriff nicht weiter braucht: so ist es verzeihlich, daß hier zwey verschiedene Dinge unter einerley Zeichen gedacht werden müssen. Im zweyten Capitel geht der Vf. sogleich zu den Differentialen der Functionen mehrerer veränderlicher Größen über. Im dritten Capitel wird der Gebrauch der Differentialrechnung bey Entwicklung der aufgelösten Functionen (der eigene Ausdruck des Vfs.) mehrerer veränderlicher Größen in eine Reihe nach den Potenzen und Producten der unabhängigen Veränderlichen gezeigt. Im vierten Capitel wird der Unterschied der unmittelbaren Differentialgleichungen, und derjenigen Differentialgleichungen gezeigt, welche aus jenen und der ursprünglichen Gleichung combinirt sind. Wenn nämlich eine Differentialgleichung gegeben ist: so findet sich entweder eine ursprüngliche Gleichung, wovon sie durch fortgesetzte Differenzirungen abgeleitet werden kann, oder eine ursprüngliche Gleichung, welche der gegebenen Differentialgleichung Genüge thut, oder sie verliert. Jede dieser ursprünglichen oder entdifferenzirten Gleichungen heist die Integralgleichung der gegebenen Differentialgleichung; doch nennt der Vf. auch zuweilen die erste Art derselben wirkliche Integrale. Die Auffindung der Integrale der letzten Art ist schwieriger als die der ersten, und auch das Anbringen der Constanten dabey nicht so einfach, wie das artige Beyspiel S. 67 zeigt. Das Integral, welches einer gegebenen Differentialgleichung Genüge thut, ohne in dem vollständigen Integral enthalten zu seyn, nennt der Vf. ein *abgesondertes* Integral, um es von den besonderen oder particulären Integralen zu unterscheiden. Die übrigen Capitel des ersten Abschnittes betreffen den Calcul der partiellen Differen-

tiale, den *lagrange'schen* Lehratz, die Bedingungen der Integrabilität, oder vielmehr die Untersuchung, ob eine Differentialgleichung ein unmittelbares Differential ist, und die Lehre von den grössten und kleinsten Werthen der Functionen. Man wird mit Vergnügen hier einige neue Darstellungen, Bemerkungen und Beweisarten finden.

In dem zweyten Abschnitt, welcher die Anwendung der Analysis auf die höhere Geometrie enthält, hat sich der Vf. meistens nach *Lagrange's* „*Théorie des Fonctions*“ gerichtet; jedoch sind auch hier eigene Bemerkungen zu finden.

Im Anhang wird von den Variationen gehandelt, und man kann diesen Abschnitt zu den gelungensten zählen. Der Vf. bemerkt, daß man bey diesem Calcul die Betrachtung unendlich kleiner Größen nicht füglich vermeiden könne. Vielleicht hat aber der Vf. durch seine übrigens lichtvolle Darstellung dieses Calculs dazu beygetragen, das noch dunkel Gebliebene in der Folge desto leichter aufzuklären.

Die am Ende beygefügtten Erläuterungen und Zusätze werden für die meisten Leser nicht überflüssig seyn, und sie werden daher wohl thun, wenn sie vor Durchlesung des Buches im Text bey jeder Stelle ein Zeichen machen, wo ein Zusatz angebracht ist, um ihn gleich bey dem ersten Durchlesen in der gehörigen Verbindung vornehmen zu können.

Es ist gut, daß der Vf. der *leibniz'schen* Bezeichnungsart treu geblieben ist, weil die meisten Leser fast immer genöthigt sind, andere Bezeichnungen zum leichteren Verständniß in diese Zeichensprache zu übersetzen; indess hätte sich der Vf. dabey öfter zu mehrerer Abkürzung der *euler'schen* Bezeichnung der Differentialverhältnisse $\frac{dy}{dx} \cdot \frac{d^2y}{dx^2}$ mit p, q , oder der *lagrange'schen* durch y', y'' u. f. f. bedienen können.

Zu wünschen wäre, daß der Vf. ein vollständigeres Verzeichniß der ziemlich zahlreichen Druckfehler geliefert hätte; indessen werden aufmerksame Leser die nicht angezeigten leicht entdecken.

Man kann übrigens dem Vf. nicht den Vorwurf machen, daß er sein gehaltreiches Buch durch vortheilhafte Erklärungen zu sehr angeschwellt habe, vielmehr dürfte für viele Leser die Beyhülfe eines Lehrers nothwendig seyn.

A. G.

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch der Arzneimittellehre für praktische Ärzte und Wundärzte*, von C. W. Conruch, königl. preuss. Hofr., prakt. Ärzte zu Bielefeld in Westphalen u. f. w. 2te verm. Aufl. (Auch unter dem Titel: *Allgemeine Encyclopädie für prakt. Ärzte und Wundärzte*. Bearbeitet u. herausgegeben von D. G. W. Conruch, königl. preuss. Hofr., prakt. Ärzte zu Bielefeld in Westphalen u. f. w. u. D.

Joh. Christ. Ebnermeier, prakt. Ärzte u. Wundärzte zu Rheda in Westphalen u. f. w. 4ter Th. 1810. VIII u. 408 S. 8. (1 Rthl.)

Berlin, b. Maurer: *Der goldne Stier*. Eine Biographie. Herausgegeben von Ludwig v. Selbiger. 4ter Th. 1810. 375 S. 8. (1 Thl. 12 Gr.) — Wir beziehen uns auf das Urtheil, welches über den ersten Theil 1805. No. 301 gefällt worden ist.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 S E P T E M B E R, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die Schrecknisse des ersten Septembers 1810 in Eisenach.* Aus glaubwürdigen Mittheilungen nebst einer *Gedächtnispredigt*. Mit einem Grundriss. Die ganze Einnahme ist den verunglückten Eisenachern bestimmt. 1810. 22 S. 8. (12 Gr.)

Wir führen diese Schrift, die unser Innerstes erschüttert hat, in diesen Blättern auf, nicht um sie zu recensiren: — welcher Deutsche, dem ein Herz im Busen schlägt, der zumal mit den Unglücklichen durch gemeinschaftliches Vaterland und durch andere theure Bande vereint ist, möchte jetzt eine kalte Kritik über solch' eine Schrift niederschreiben? — wir führen sie gleich nach ihrer Erscheinung auf, um den wohlthätigen Zweck der Verlagshandlung, soviel wir vermögen, durch diese Anzeige zu befördern.

Zwar ist die traurige Kunde von dem furchtbaren Unglück, welches die Stadt Eisenach und ihre biedern Einwohner vor wenigen Wochen betroffen hat, schon durch öffentliche Blätter verbreitet worden: allein noch ist davon keine so zuverlässige und umständliche Nachricht erschienen, wie diejenige, welche hier aus der *National-Zeitung der Deutschen* wiederholt, und mit authentischen Berichtigungen und Zusätzen begleitet worden ist.

Eisenach, sonst reich und blühend durch Handel, welcher durch die dasigen Fabricanten und Großhändler sehr bedeutende Summen dahin führte, und dort in Umlauf brachte, hatte bereits seit dem letzten Kriege zwischen Frankreich und Preußen an seinem ehemaligen Wohlstande sehr verloren. Es wird in dieser Schrift ausdrücklich bemerkt, daß die Stadt seit dem October 1806 an französischer Einquartirung nicht weniger als 13688 Officiers, 165737 Gemeine, 38180 Gefangene und Arrestanten gehabt, und zur unbezahlten Vorspanne seit dieser Zeit 87074 Pferde bestellt hat; es ist daher wohl zu begreifen, wie sehr viele Einwohner zurückkommen, viele in drückende Noth versinken mußten. Desto härter war der Schlag, der die arme Stadt am Abend des 1ten Septembers traf. Bey einem französischen Evacuations-Transport, welcher 13 Pulverwagen durch die Stadt führte, wurde ein Wagen von dem aus den schlecht verwahrten Fässern verstreuten Pulver, man weiß nicht genau wie, entzündet; die

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

ganze, viele Centner enthaltende Masse flog auf, und entzündete in demselben Nu zwey andere Wagen, von welchen einer mit Kanonenkugeln beladen war. Die Wirkung der Explosion war über alle Vorstellung entsetzlich. Ein schrecklicher Blitz, den man in Gotha, 7 Stunden davon, gesehen hat, erhellte für einen Augenblick das Dunkel der Nacht über der ganzen Stadt, und eine schwarze Dampf Wolke verschlang das Schreckenslicht wieder. Der Knall wurde in der Tiefe weniger gehört, als in der Höhe, auf der über der Stadt liegenden Wartburg, wo er den stärksten Donnereschlag übertraf, und mit fürchterlichem Wiederhall über den thüringer Waldgebirgen fortrollte. Die nächsten neun, meistens ansehnlichen Häuser stürzten in demselben Augenblick ein, und begruben Alles, was darin war, unter ihrem Trümmern. Von mehreren weiter entfernten wurden die Dächer abgerissen, und in einem weiten Umkreise um den Unglücksplatz Fenster und Thüren zerschmettert, die Bekleidungen ausgerissen, Schüsseln gesprengt, Spiegel und Glasbilder an den Wänden, Ofen und Kamine zertrümmert. Ein mehrere Centner schwerer Schichtstein vor einem Hause wurde weit davon weggeschleudert. Bis auf dem Markte, auf einige hundert Schritte von der Explosion, stürzten Personen, die am Fenster standen, oder auf Stühlen saßen, von der Erschütterung zu Boden. In weit entfernten Gartenhäusern wankten Tische, Stühle, andere Geräthschaften; sogar zwey Stunden von Eisenach in dem sehr hoch liegenden Schlosse zu Kreuzburg sprangen die Thüren der Zimmer von selbst auf, und in der Gegend von Gerstungen, vier Stunden weit, bemerkte man ein Wanken des Bodens, wie vom Erdbeben. Alle diese Schrecknisse waren das Werk eines Augenblicks. Wie auf einem Schlachtfelde flogen die Kanonenkugeln umher: binnen wenigen Minuten schlug die Flamme noch aus 24 Häusern empor: nichts von ihnen blieb übrig. Sechs lange, gräßliche Stunden der Nacht mußte auch der Entschlossenste an der Rettung der Stadt verzweifeln. Endlich, mit der anbrechenden Morgenröthe des hier noch nach frommer Väter Sitte gefeyerten Sonntags, wurde zwar die Gewalt der Flammen gebändigt; aber eine weit größere Anzahl Häuser, welche von dem Brande nicht gelitten hatten, sah man nun durch die Erschütterung so beschädigt, daß, um sie vor dem Einsturz zu sichern, der größte Theil derselben wird abgenommen und neu erbauet werden müssen. Nach der neueren Würdigung des angerichteten Schadens wird bloß die Her-

B b b b

stellung der zertrümmerten Fenster 10 bis 12,000 Thaler kosten; der gesammte durch die Explosion und durch den Brand verursachte Schaden aber wird auf 200,000 Thaler geschätzt. Bey der Schnelligkeit, womit das Feuer um sich griff, und bey der Betäubung des Schreckens über so grausvolle, nie erfahrene Unglücks scenen, waren nur wenige Bewohner so glücklich, etwas von ihren Habseligkeiten zu retten. Die Meisten verloren das Ihrige; sie verloren aber noch mehr als Habe und Gut: sie verloren diejenigen, welche ihrem Herzen am nächsten, am theuersten waren. An der Seite der Freundin versank ein blühendes, an Geist und Körper ausgezeichnetes Mädchen, und mit ihm die auf der einzigen Tochter ruhende Freude reiflicher Altern; eine Geliebte versank mit ihrem Verlobten; es versanken Vater und Mutter mit ihrem Kinde. Ganze Familien sind verschwunden; ihre friedliche, gastliche Wohnung ward ihr Grab, und unter den rauchenden Trümmern konnte man kaum ihre Gebeine auffinden. Man weiß nunmehr bestimmt, daß 54 einheimische Personen bey diesem Unglück das Leben einbüßten, größtentheils aus der Classe der Vornehmern oder von angesehenen Bürger-Familien. Die Zahl der Fremden hat man noch nicht mit Gewißheit ausmitteln können.

Mehrere zum Theil höchst sonderbare Erscheinungen bey der Explosion, welche im ersten Theile der vorliegenden Schrift erzählt werden, gaben Anlaß zu physikalischen Reflexionen, die von einem Sachkundigen an Ort und Stelle gemacht, und hier am Schlusse der Schrift mitgetheilt werden. Der mittlere Theil derselben enthält eine Predigt, am 12 Sonntage nach Trinitatis von Hn. Stiftprediger Horn über Marc. VII, 31 — 37 in der Hauptkirche zu Weimar gehalten.

Weimars edler Fürst war, sogleich nach dem Unglücksfalle, selbst zu seinen bedrängten Eisenachern, die ihn so innig lieben, geeilt; persönlich hatte Er, ein erfahrener Schutzgott, Trost, Linderung, Hülfe, wenigstens für den Augenblick, zu verbreiten gesucht. Unterdessen wurde in Weimar sein Geburtstag gefeyert; der Feyer dieses, dem ganzen Lande so heiligen, Tages war Hn. Horns Predigt bestimmt. Freude nur sollte die Brust des Redners erfüllen; aber das Mitgefühl der Leiden, welche die befreundeten Eisenacher erduldet, wie konnte es eine reine, ungetrübte Freude zulassen? Bey diesem Zwiespalt der Empfindungen mit Würde als öffentlicher Redner aufzutreten, war kein leichtes Problem. Hr. Horn hat das Problem glücklich gelöst; er hat den im Texte liegenden Gedanken: Gott hat alles wohl gemacht, in kunstloser Beredsamkeit, aber mit Wärme und Herzlichkeit, so durchgeführt, daß die Trostgründe der christlichen Religion bey großen unverschuldeten Unglücksfällen desto mehr Kraft gewinnen. Gewiß wird diese Predigt auch auf die Leser den wohlthätigen Eindruck machen, den sie, durch persönliche Rednergaben unterstützt, in erhöhtem Grade bey den Zuhörern hervorgebracht hat. Wir begnügen uns, dem Zwe-

cke dieser Anzeige gemäß, eine Stelle daraus mitzutheilen. „Was haben wir (sagt der Redner, als er sein Thema auf die unglücklichen Eisenacher anwendet) den durch die Lasten und Folgen eines unglücklichen Kriegs unausgesetzt hart bedrückten Einwohnern dieser Stadt, was haben wir den durch ein vieljähriges unverschuldetes Leiden nach und nach herabgekommenen Bürgern derselben mehr gewünscht und von Gott erbeten, als daß endlich auf das lange Trübsal Ruhe folgen, daß sie von ihren drückenden Übeln erlöst werden, daß Gewerbe und Handel wieder unter ihnen gedeihen, daß die Verarmten sich wieder aufheben, daß die noch Wohlhabenden ihre Geschäfte wieder mit Segen betreiben, und daß häusliche und bürgerliche Wohlfahrt sie für so viel ausgestandenes Elend entschädigen und belohnen möchten! Haben wir nicht unseren menschlichen Einsichten nach gehofft, daß Gott es auf diese Art wohl mit ihnen machen werde? Aber Gott hat ein Anderes über sie verhängt. In einer furchtbaren Stunde hat er unerwartet den Engel der Verwüstung zu ihnen gesendet, ihre Wohnungen in einem Augenblick zerschlagen, Familien zertrümmert, den Feuerbrand in ihre Häuser geschleudert, und Väter und Mütter, Brüder und Schwestern unter ihrem glühenden Schutt begraben. Nun stehen mit betäubten Sinnen die Übriggebliebenen an den Trümmern, und sammeln mit zerrissenen Herzen die Gebeine der Umgekommenen. Nun seufzen unglückliche Väter und Mütter vergeblich nach ihrem Kinde, und verwaiste Kinder rufen umsonst ihre Ältern zurück. Mit Angst und Wehmuth blicken sie auf zu Gott, der durch eine unwiderstehliche Gewalt das Glück ihres Lebens hat zerstören lassen. In eine neue Dunkelheit hüllet sich ihnen die Zukunft; ihre Sorgen mehren sich, statt sich zu vermindern; viele Mittel, wodurch der Begüterte den Armen unterstützt, sind vernichtet, ihre nothwendigen Bedürfnisse sind vervielfältigt, und die Kraft, sie zu befriedigen, ist zerstreut worden.“ — Wozu so niederschlagende Betrachtungen ermuntern, aufzuheben, welchem Redlichen unter dem so vielfach geprüften Volke der Deutschen dürfte dies noch gesagt werden?

E.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Ehrenrettung der Protestanten gegen die Beschuldigungen des Morgenboten und der Schrift: Pläne Napoleons und seiner Gegner*, von Jonathan Schuderoff, Superintendenten und Ober-Pfarrer zu Ronneburg. 1810. 144 S. 8. (12 Gr.)

Fast möchte es anstößig seyn, daß es einem Mann, wie der Vt., der sich längst im Publicum ehrenvoll bekannt gemacht hat, einfallen konnte, eine so höchst lächerliche Behauptung, als die in den angezogenen Broschüren ist, förmlich zu widerlegen. Diese Behauptung enthält bekanntlich folgendes: — „Das aber werden die protestantischen Geistlichen nie vergessen, daß Napoleon die katholische Religion der ihrigen vorzieht, daß er sie für consequen-

ter hält, und daß er sie öfter als einmal öffentlich über alle anderen erhob (im *Discours aux prêtres de Lyon* 1803, in der *Lettre de l'Empereur à son Ministre des cultes* du 5 Mai 1807, in der *Lettre à M. M. les Archevêques et Evêques de France* du 28 Mai 1807). Es ist ihnen ein Gräuel, daß er mit allen Gliedern seiner erhabenen Familie sich zum katholischen Glauben bekennt, und daß dieser nunmehr überall den Sieg davon trägt über ihr Bekenntniß, das sie schon auf dem ganzen Erdensand triumphiren zu sehen glaubten. Kurz sie verabscheuen jetzt den großen Napoleon, wie ehemals den Pabst. Aber nicht bloß die Geistlichkeit, nein die ganze lutherische Secte ist es, welche den Helden des Jahrhunderts anfeindet. Sie hat einen großen Bund geschlossen, welcher intoleranter und fanatischer zu Werke geht, als die Juden. — Dieser Bund, welcher größtentheils aus norddeutschen Gelehrten besteht, glaubte wirklich auf dem Punkte zu seyn, den von dem Geiste der Zeit längst schon überbotenen Protestantismus unter allerley Formen allenthalben eingeführt zu sehen. Noch jetzt ist er in mehreren Ländern damit beschäftigt, sein kühnes Vorhaben auszuführen. Die Plane Napoleons sind diesen finstern Kabalen hinderlich, und daher die unbändige Wuth der Protestanten gegen den französischen Kaiser. Ausserdem sind die Protestanten durch Gleichheit der Confession enge mit den Engländern verbunden, und das Interesse dieser Nation muß auch das ihrige seyn. Wenn England fällt: so verlieren sie ihre größte Stütze, besonders seit Preussen nichts mehr für sie thun kann. Was kann man nun Gutes von Menschen erwarten, denen das Interesse Englands auf das Gewissen gebunden ist, und die ihr Heil nur von dem allgemeinen Feinde der Menschheit zu erwarten haben? Es ist nicht ihre Schuld, daß wir nicht in Deutschland schon Dragonaden erlebt haben, wie in Irland. Da sie aber dort die Körper der Katholiken nicht bezwingen können: so suchen sie die Geister in Fesseln zu schlagen durch Schulordnungen und literarischen Despotismus. Aller Anstrich einer großen Geistesbildung hindert die protestantischen Gelehrten nicht, den ungerechtesten und leidenschaftlichsten Gesinnungen Platz zu geben. Wenn man den ausgelassensten Tadel und die gräulichsten Verwünschungen gegen die Einrichtungen Napoleons hören will: so gehe man nur in eine schottische Cotterie. Dort wird man eine geheime Allianz vorbereiten sehen, zwischen dem Pabste und den Söhnen Luthers, die ein würdiges Gegenstück zu dem ehemaligen Bündnisse des Pabstes mit den Türken bildet. Und wenn einst dem französischen Kaiser Unglück begegnen sollte: so würden wir das festsame Schauspiel erleben, diese Fanatiker auf öffentlichen Marktplätzen mit einander tanzen zu sehen, wie die Studenten und Pfaffen zu Salamanca. Dieser protestantische Bund ist sehr ausgebreitet. Er hat sogar angefangen, sich mit einigen katholischen Fanatikern in Verkehr zu setzen. Daß er sich für Oesterreich verwendet, sehen wir noch täglich; es sind aber Beweise vorhanden, daß er diese Nation aufs

schändlichste hintergehen, und den Krieg nur für sich benutzen wollte. Dessenungeachtet genießt diese lutherische Liga noch in manchen Staaten einen ausgezeichneten Schutz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man dort die Schuldigen vertheidigen wird. Man wird die schönsten Phrasen declamiren über die Erhabenheit großmüthiger Gesinnungen, und über die Niederträchtigkeit der Angebungen. Man wird den Fürsten glauben machen wollen, daß sie am besten thun, den Mantel der christlichen Liebe zu hängen über alle aufrehrerischen Machinationen, die, wie man behauptet, nur Sache der Meinung sind, und in Zukunft nichts mehr schaden können. Aber diese großmüthigen Beschützer verrathen dadurch ihre eigene Gesinnung, und werden vielleicht selbst noch einer Protection bedürfen bey einer Regierung, welche alles durchschaut, und die geheimen Kabalen derjenigen zu bestrafen wissen wird, die gegen sie und ihre Armeen conspirirt haben." —

Die Tendenz der Schutzschrift spricht dagegen den aus Furcht erzeugten Wunsch aus: „Napoleon möge sich nicht durch solche Behauptungen irre führen lassen, und die Protestanten nicht dem Katholicismus opfern.“ Wenn dies Napoleon auch wollen könnte: so dürfte es wohl nur mit dem Cultus, keineswegs mit dem Protestantismus, gelingen. Man müßte Napoleons Plane und seine vorigen Schritte zum Ziele nicht kennen, wenn man auch nur einen Augenblick glauben könnte, er werde die Kirchlichkeit der Katholiken wieder allgemein machen, und den Protestantismus unterdrücken. Weis denn der Vf. jener Broschüren nicht, daß das Wesen des Protestantismus darin liegt, keine sichtbaren Oberhäupter der Kirche anzuerkennen, eines Jeden Glauben in Hinsicht der Religion unangefochten zu lassen, und alle Systeme zu verbannen, woran die Völker gekettet werden sollten? Dagegen aber die Obrigkeit stets zu respectiren, die weltliche Souveränität stets anzuerkennen, und sich in ihren Willen zu ergeben? — Kann wohl irgend eine Confession dem Kaiser Napoleon mehr zusagen, als diese? Ihm, der bey der Occupation des Kirchenstaats die geistliche Herrschaft der weltlichen unterordnete? der die Priester wieder auf den Standpunkt zurückbrachte, wo sie ehemals gestanden? — Bewirkt der Protestantismus Excentricität der Meinung, welche dem Souverän angenehm seyn muß: so bewirkt die katholische Confession eine Concentricität, welche dem Souverän gefährlich werden kann, besonders da sie außer ihm im Staate noch eine höchste Gewalt, und zwar eine geistliche anerkennt. — Die Wahrheit dieser Behauptung hat Napoleon zur Genüge in Spanien und Tyrol und in dem tapferen Widerstande der Oesterreicher erfahren. Nie wird das protestantische Deutschland aus Religionsfanatismus sich erheben, wie es Spanien und Tyrol gethan haben.

Das Interessanteste im ganzen Buche ist der Schluss, der Brief des Fürsten Primas an den Pastor Müller in Neumark bey Zwickau über seine Schrift: „Protestantismus und Religion.“

LEIPZIG, in Commission b. Steinacker: Welt- und Wunder-Magazin, worin Denkwürdigkeiten aus älterer und neuerer Geschichte, erhabene Scenen auf und unter der Erde, geographische Darstellungen und Cabinets-Stücke aus den Schatzkammern der Natur in einer Reihe von Kupferblättern abgebildet sind, von D. Carl Lange. Drittes Heft. 1810. Mit fortlaufender Seitenzahl, 314 S. 8. mit Register. (Alle 3 Hefte 2 Thlr. 12 gr.)

Die literarische und artistische Welt verliert nichts, wenn diese drey Hefte den ersten Band und mit diesem das ganze Werk schliessen sollten. Wir haben ihm bey der Recension der ersten zwey Hefte (1810. No. 148) zwar nicht ausdrücklich, aber doch in der Stille durch unser Urtheil diese Constellation gezeigt, und wir können sie ihm bey diesem dritten Hefte, selbst ohne Rücksicht auf die geldarme Zeit, so stellen. Der erste Aufsatz, *Sparta und die Spartaner im Zeitpunkt der schönsten Blüthe*, enthält ausser dem Bekanntesten auch nicht eine einzige interessante Ansicht. *Johanna von Navarra mit einer Umrisskizze nach einem Gemälde der Mademoiselle Lomir* ist schlecht erzählt und schlecht skizziert. *Edele und gemeinnützige Wirksamkeit gefangener Schweden in Sibirien in den Jahren 1711 — 1721* oder die Geschichte des Capitän Wreoch und seiner Mitgefangenen, nach *Wreoch's wahrhafter und umständlicher Historie* (Sorau 1725. 8) verdiente wenig-

stens eine würdigere Darstellung. Es wehet darinnen Geist der pietistischen Selbung, der Widerwillen erregt, und der Redacteur hat es sogar nicht an Noten fehlen lassen, um sich recht deutlich zu machen. Der *Culturstaat Gottes* (wo der Hülfbedürftige den Ohnmächtigen Schutz, Zuflucht und Trost mit edler Resignation wird) hat folgende Note: „*civitas* ist nur die ausgedruckte Beziehung giebt diesem Ausdrucke seine rechte Bedeutsamkeit,“ und welcher Bombast am Schlusse!! „Stolz gilt die Geschichte unter dem Geräusche von Schlachten, Siegen und Triumphen, und geblendet von dem Firnis glänzender Begebenheiten über das Bleibende stiller Verdienste hinweg, (heisst das Geschichte?) oder schweigt ganz davon, und diese Männer verbreiteten in den dunkelsten Regionen eines Reiches eine Lichtmasse, die eingreifender und erquickender war, als der unmittelbar angeblickte grössere Strahlenglanz vom Thronhimmel Peters des Grossen.“ Kaum traut man seinen Augen, wenn man sieht, dass der Aufsatz mit *Joh. Aloys Martyni's Laguna* ehrwürdigem Namen unterzeichnet ist. *Oedipus im Kolonos* nach *Peyron*, *Belisar* nach *Getard* skizzirt, *merkwürdiger Wasserfall* in dem Thale von *Ronca* mit der Darstellung einiger *Verfeinerungen* nach *Fortis* schliessen dieses Heft, das übrigens noch mit einem alphabetischen Register versehen ist.

Dns.

K L E I N E S C H R I F T E N .

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Lobenstein, b. Ilgen: Die Tiefen der Gottheit. I. Ein Religionsvortrag am Feste Trinitatis in der Kirche zu Lobenstein, vor den sämtlichen regierenden Herren jüngerer Linie Reußens gehalten und auf höchsten Befehl sämtlicher regierenden Herren dem Druck übergeben von J. Z. H. Hahn; nebst II. einigen Hymnen auf die Tiefen der Gottheit; ingleichen III. einer praktischen Abhandlung über den „dem unbekannten Gott“ in Athen geweihten Altar in Beziehung auf obige Betrachtung. 1804. 62 S. 8. (4 Gr.)

2) Leipzig, in Commission b. Grieshammer: Der Sieg des Glaubens und des reinen Herzens über Tod und Betrübnis. Gedächtnispredigt auf den betrübten Todesfall der weil. durchlauchtigsten Fürstin und Frau Frau Maria vermählte Fürstin Reuß, geb. Gräfin von Stollberg-Wernigerode, welche auf der Reise, von Matern überfallen, am 16. Jun. 1810 in einem Alter von 36 Jahren zu Hermsdorf bey Dresden unerwartet schnell vollendete, von Joh. Zach. Hermann Hahn, Superintendenten und erstem Consistorial-Assessor in Gera. 43 S. 8. (1 Zehnkreuzer.)

3) Gera, b. d. Herausgeber: Wort und That. Ein Beytrag zur Secularfeyer des Gymnasii zu Gera, von M. Joh. Zach. Herrn. Hahn, Consistorial-Superintendenten zu Gera. Enthaltend 1) das erste Verzeichniss der geraischen gemeinnützigen, in auserlesenen Schriften bestehenden Schul- und Erziehungs-Bibliothek und anderer zum Unterricht nöthiger Materialien, für Stadt und Land, Lehrern, Kindern und Aeltern zum Nutzen, vermittelt der geraischen Schulcasse begründet; mit eingedruckten Bemerkungen über den Geist der Schriften und den Gegenstand, welchen sie behandeln; 2) nebst einem Vor- und Für-Wort zum Besten des Schul- und Erziehungs-Wesens zunächst in der Ephorie Gera, wie zur Beförderung der Geistesbildung überhaupt; beides vielleicht auch anderwärts anwendbar. 1808. 50 S. 8. (1 Zehnkreuzer.)

Wir hatten schon ehemals (in der alten A. L. Z. 1800. No. 44 S. 350) Gelegenheit, des würdigen Vfs. patriotische Gefinnungen, sowie den Eifer und die Schicklichkeit zu rühmen, womit er die Zeitumstände zur Beförderung des Wahren und Guten zu benutzen verstand. Damals war er noch als Prediger in Leipzig angestellt. Sein Streben, in jedem Wir-

kungskreise still und geräuschlos zu nützen, hatte bald darauf auch auf seine Gemeinde in Schneeberg den wohlthätigsten Einfluss; viel Gutes ward dort von ihm gewirkt; der laute Dank seiner Gemeinde bezeugt es kräftiger, als die kleinen Schriften, welche auch dort von ihm herausgekommen sind. Mit gleich rühmlichem Eifer, im Bewusstseyn des redlichen Willens durch kein Hindernis abgeschreckt, setzt er jetzt in einem grösseren Wirkungskreise zu Gera das Werk eines Religionslehrers in seinem ganzen ehrwürdigen Umfange fort.

No. 1 beweiset nicht bloß, dass der Vf., als Kanzelredner, die deutliche Entwicklung der nicht gemeinen Gedanken durch ein warmes, lebendiges Gefühl belebt, welches die Wirkung auf die Herzen der Hörer nicht verfehlen kann, und dass er sehr zweckmässig das durch die Betrachtung begründete religiöse Gefühl durch Gefänge und Hymnen zu verstärken weis, sondern bezeugt zugleich, durch die angehängte Abhandlung, seine exegetischen Kenntnisse und eine glückliche Fertigkeit, dieselben praktisch anzuwenden. Er übersetzt *Αὐτὸς ὁ Θεός, Deo incognito*, mit der Erklärung: *Gott, den man nicht ganz kennt, der für unsere Erkenntnis unerschöpflich ist*. Wenn er aber S. 61 hinzugefügt, dass das griechische *θεογνωσία* und das römische *superstitio* auch in *ger* Bedeutung vorkomme; so hätte dies wohl, in Bezug auf Zeit- und Local-Verhältnisse, genauer bestimmt werden sollen.

No. 2. Das verschiedene Glaubenssystem der Verstorbenen gab dem Redner manche Schwierigkeit zu überwinden. Er hat sie aber mit Schicklichkeit überwunden. Seine Sprache ist eindringlich, warm, affectvoll, vielleicht zuweilen in einem zu hohen Grade.

Was No. 3 enthalte, sagt der sehr lange Titel bestimmt aus. Das *Wort* ist (die schönste Lobrede für den wackern Vf.!) durch die *That* gekrönt worden. Die Institute, welche der Vf. bezweckte, sind wirklich herbeygeführt, namentlich auch periodische Schulconferenzen für die Elementarschullehrer der ganzen Diöces auf der Superintendentur, und eine pädagogische Gesellschaft. Wir empfehlen die Schrift den Predigern und Vorstehern, welche lernen wollen, wie die auch unter den niedern Ständen überhand genommene Leseley benutzt werden könne, um eine fortschreitende Geistesbildung der Gemeinden dadurch zu befördern.

All.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 SEPTEMBER 1810.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Vogel: *Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente*, dem Hn. Kammerherrn Alexander von Humboldt gewidmet von Johann Severin Vater, Professor und Bibliothekar zu Königsberg. 1810. 211 S. 8. (1 Rthlr.)

An die vielfachen Versuche, die Bevölkerung von Amerika aus der alten Welt am passendsten abzuleiten, schließt sich auch der gegenwärtige; und in der That, wenn sich über diesen wohl ewig dunkeln Gegenstand einige Aufklärung erwarten läßt: so durfte man sie von Hn. V. erwarten, wegen der ihm ganz eigenen Gabe, in das Innere der Bestandtheile fremder Sprachen zu dringen, ihre wirklichen und nur scheinbaren Ähnlichkeiten zu enthüllen, und wegen der dem Forscher so anständigen und doch so selten zu findenden Unbefangenheit, welche nach einem leeren Anscheine nicht hascht, weil er in ein angenommenes System paßt, sondern geradezugesteht, der Satz beweiße nicht, was er zu beweisen scheine. Doch auch er hat nicht gefunden, was er zu finden strebte; er bezeichnet seine Untersuchung bloß als Fingerzeig für glücklichere Gelehrte unter günstigeren Umständen, die sich schwerlich jemals finden werden. Der Gang der Forschung hält sich Anfangs an die Aufzählung der alten Völkerschaften, welche vielleicht durch Zufall nach der neuen Erde verlagert wurden, an die Phönicië, Juden, Normänner, Afrikaner von der Westseite, Malayen, Chinesen u. s. w. von der Ostseite her. Von allen wird die Möglichkeit, bey einigen die Wahrscheinlichkeit der Einwanderung zugestanden, zugleich aber auch gezeigt, daß sich keine neuere Spur der wirklichen Ansiedelung entdecken lasse, und daß durch so kleine Bruchstücke der ganze Erdtheil unmöglich seine in jeden Winkel verbreitete Bevölkerung erhalten haben könne. Er schreitet fort auf die Vergleichung der Sprachen in dem alten und neuen Continente, und findet, daß die meisten von früheren Beobachtern aufgehaschten Ähnlichkeiten bloß erzwungene Ähnlichkeiten sind, daß man von weit zerstreuten Nationen, die in ihrer Sprache nichts weiter unter sich gemein haben, einzelne Laute zusammenstellte, deren Einklang der Zufall so leicht hervorbringen konnte. Er selbst stellt eine Sammlung von Wörtern auf, welche theils in den amerikanischen Sprachen zusammenstimmen, theils in der alten Welt sehr ähnliche Laute fin-

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band.

den. Aber auch diese sind bey weitem nicht hinreichend zu näheren Aufklärungen, und sollen nach des Vf. zu gutmüthiger Äußerung als Anfang des Fadens für künftige Untersucher dienen, welchen vermuthlich die Lust vergehen wird, aus den mehreren Hunderten von radical verschiedenen Sprachen in Amerika ein System des Zusammenhangs entwickeln zu wollen, um destomehr, da sie alle einen so sehr abweichenden grammatikalischen, zum Theil sehr künstlichen Bau darbieten, und da die übrigen Schwierigkeiten dem kunstlosen Denker das Geschäft so sehr erschweren. Denn wie soll er den eigenen Körperbau und die Kupferfarbe des Amerikaners mit den Nationen der alten Welt in Vereinigung bringen? wie soll er erklären, daß in Amerika sich keine zahmen Hausthiere finden, wenn der ursprüngliche Bewohner aus Gegenden kam, wo Hausthiere längst vorhanden waren, und er den Nutzen derselben kannte? Der Vf. übergeht diese Schwierigkeiten nicht, zählt sie auf, hütet sich aber vor einem absprechenden Urtheile. Aus dem Gange seines mühsamen Bestrebens leuchtet nur so viel hervor, daß er auf die Abstammung der Amerikaner aus den Nordostgegenden von Asien einen besondern Werth setzt, und die entgegenstehenden Bedenklichkeiten wegen der Sprache, Sitten, u. s. w. aus dem Wege zu schaffen sucht. Wer wird es auch leugnen, wenn nun einmal Amerika aus der alten Welt bevölkert werden soll, daß hier der natürlichste Übergang zu suchen sey, besonders da wir durch Erfahrung wissen, daß der Körperbau des Einwohnern im nordöstlichen Asien mit dem Nordwest-Amerikaner so nahe zusammenpaßt, und daß selbst die Esquimaux mit ihren vielen Zweigen in den Nordostgegenden von Amerika in Rücksicht auf Farbe und Sprache, nicht mit den südlichen Amerikanern, wohl aber mit den asiatischen Völkern in nähere Verbindung treten. Aber alle die Völkerschaften des mittleren und südlichen Amerika's von ihnen ableiten zu wollen, wird man zwar dem nach Hypothesen haschenden Manne, nie dem ruhigen Beobachter vergeben. Das einzige Mexico zählt 35 verschiedene Sprachen; in den südlichen Wäldern vereinigten öfters die Missionäre mehrere in der Nähe lebende Familien, unter denen keine ein Wort von der Sprache der übrigen verstand. Warum hält sich Hr. V. nicht näher an den Satz, welcher aus allen den, einer fremden Einwanderung entgegenstehenden Schwierigkeiten natürlich zu erwachsen scheint, daß Amerika seine ersten Bewohner eben so unmittelbar aus der Hand des Schöpfers erhalten ha-

Cccc

be, als der alte Continent? daß die Vorsehung, welche der neuen Welt die ihr eigenthümlichen, in keinem Falle eingewanderten Gewächse, Fische und Thiere gab, auch Menschen von eigener Race hier hervorzubringen wußte und hervorgebracht hat? Der Vf. spricht von dieser Ansicht der amerikanischen Schöpfung (S. 59 ff.) ohne die geringste Mißbilligung; er führt auch S. 62 nach Blumenbach das charakteristisch Auszeichnende des Amerikaners an: „er unterscheidet sich durch die Zimmt- oder Eisenrost-Farbe, durch das straffe, lange und dünne Haar, die kurze Stirn, die tiefliegenden Augen, etwas eingedrückte, doch hervorstehende Nase, das überhaupt breite, aber nicht flache oder eingedrückte Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen.“ Und doch entschlüpft er der gänzlichen Entwicklung dieser Idee, und geht, ohne sie zu verwerfen, wieder auf die Bahn des Einwanderungssystems über. Der Mensch weicht ungern von den Begriffen ab, welche von der zartesten Jugend an die Begleiter seines Lebens geworden sind; schwerlich kann aber die einmal vorgefasste Meinung, daß alle Menschen von Einem ursprünglichen Paare abstammen müssen, auch in der Seele des kaltblütig untersuchenden Vfs. so eingreifend Wurzel gefaßt haben, daß ihm die Prüfung der widersprechenden Gründe völlig zwecklos zu seyn schien. Wir nehmen nach den Sagen der hebräischen Vorzeit einen Adam und Eva als das Stammpaar an, welches dem ganzen Menschengeschlechte sein Daseyn gab. Auch andere Nationen des alten Asiens hielten fest an der nämlichen Idee; aber jede wollte dieses erste Paar in ihrem Lande haben; es war Nationalstolz, sich in gerader Abstammung die unmittelbaren Abkömmlinge der Urältern nennen zu können. Vielleicht spricht die Zusammenstellung der wichtigsten Gründe für oder gegen die Abstammung der Menschen aus Einem Paare nicht günstig für die erstere Meinung. Eine unbefangene Untersuchung würde mannichfaltiges Interesse haben.

Vd. Hg.

WIEN, b. Geistinger: *Biographie Napoleons des Großen.* — Entworfen von J. Chr. Freyh. von Aretin. 1810. 95 S. 8. (18 Gr.)

Abermals eine von den vielen Lebensbeschreibungen des ersten Mannes unseres und vieler künftiger Zeitalter, durch welche unsere Wissbegierde unbefriedigt bleibt. Daß erst eine künftige Generation die Verdienste desselben, nicht bloß als Eroberer, sondern als eines Geistes von der ersten Grösse, und unstreitig auch als eines großen Wohlthäters für die meisten Verhältnisse der Menschheit, gehörig zu schätzen, und die Gründe seiner Handlungen in das wahre Licht setzen wird, fühlt Jeder, der für Geschichtsforschung und Geschichtsverfassung nur einigermaßen Sinn und Gefühl hat. Seine Zeitgenossen überblicken nicht im vollen Zusammenhange die inneren Beweggründe, welche jeden seiner Schritte leiten, und voreilige Beurtheilung von Mafsregeln, deren innere geheime Triebfedern der grösseren Welt für

jetzt noch verhüllt bleiben, könnten jedem überklugen Schriftsteller nicht bloß Tadel, sondern auch wohl Verdrufs zuwegebringen. Über das Ganze bleibt also für viele Jahre jeder Anspruch ein theils verwerfliches, theils gefährliches Wagestück, und selbst einem Thucydides würde es K. Napoleon, ob er gleich sehr gut weifs, daß er das vorzüglichste Augenmerk für die Geschichte der späteren Welt ist, wie es Karl der Grosse bis auf unsere Zeiten blieb, kaum vergeben, daß er durch unbescheidenes Eingreifen in die Geheimnisse seiner Pläne der Entwicklung der Begebenheiten vorgreifen wollte. Desto mehr haben wir Ursache, uns zu wundern, daß Hr. v. A. die Zahl der brodfuchenden Schriftsteller zu vermehren strebt, welche ohne Vermögen, neue Aufschlüsse zu geben, über den ausgezeichneten Mann sprechen, weil sie wissen, daß das Publicum gern von ihm sprechen hört. Wir suchten Aufklärungen über den Gang der Begebenheiten, neue Facta u. s. w., und suchten vergebens; man müßte denn die Entdeckung dahin rechnen, daß die Familie der Bonaparte schon im 13. Jahrh. in Etrurien als ein Zweig der auf dem konstantinopolitanischen Throne sitzenden Komnenen vorkommt. Aber K. Napoleon hat sich dergleichen kunstreiche genealogische Deductionen, welche immer für jeden emporgekommenen Mann in Bereitschaft stehen, förmlich verboten; der erste grofse Stamm seines für die Nachwelt blühenden Hauses will Er mit Recht seyn, so wie es Pipin einst für die Karolinger war. Daher fällt auch die Ableitung des Namens von dem griechischen Worte *καλόμενος* wirklich in das Lächerliche; es ist eine Rückübersetzung des italienischen Wortes *Bonaparte* in das Griechische. Alles Übrige giebt dem begierigen Leser nichts, als eine blofse, noch überdies lückenvolle Wiederholung des längst Bekanntnen. Die erste Bildung des Kaisers in der Erziehungsanstalt zu Brienne nebst der Festigkeit des Geistes, welche schon damals auffallend wurde; die Verpflanzung nach Paris und das Fortschreiten zum Artillerieofficier, wo sich sein kalter Muth zum ersten Male im hellen Lichte bey der Belagerung von Toulon zeigte. Nur sind gerade die charakteristischen Züge übergangen; dagegen lernen wir hier, daß Bonaparte den Angriffsplan entwarf und ausführte. Nach allen bisherigen Angaben war er aber damals noch Lieutenant, und bereitete sich seine künftige glänzende Laufbahn erst durch das ausgezeichnete tapfere Benehmen auf dem ihm angewiesenen Posten. Alles Übrige, der italienische Feldzug, die Expedition nach Agypten, die Erhebung zum Consulate, und die später von ihm als Kaiser ausgeführten Unternehmungen sind einzig aus Zeitungsnachrichten, und noch überdies ohne lichtvolle Verbindung der Ursachen und Wirkungen, folglich ohne Belehrung, vorgetragen. Hieraus lernt man den grofsen Mann so wenig, als aus den eingestreuten Floskeln, und Lobeserhebungen kennen, bey welchen das Weibhauchgefäß so derb gegen den Kopf geschleudert wird, daß der Gepriesene sich unmöglich in dem Lobe gefallen kann, und dem Leser das Urtheil ab-

gezwungen wird; Hr. v. A. spielt nicht einmal als Schmeichler, seine Rolle gut. Auf die Gabe historischer Forschung und Darstellung wird er wohl ohnehin Verzicht thun, da er sich nicht einmal in seiner aus den alltäglichsten Nachrichten zusammengeführten Erzählung vor Vergehungen zu hüten weis, welche man kaum dem Anfänger verzeiht. Weil der Vf. über ungerechtes Urtheil klagen könnte: so sollen ein paar derselben hier ausgezeichnet werden. S. 18 heisst es von den in Ägypten vorrückenden Franzosen: „Sie erblickten die Pyramiden von Kairo.“ Da hätten sie lange blicken dürfen, ohne etwas zu erblicken, weil es in und zunächst bey Kairo keine Pyramiden giebt. Wohl aber erkennt man von Kairo aus die im höheren Ägypten hervorragende Pyramidengruppe von Ghize; Hr. v. A. hat bloß die Bulletins nicht hinlänglich genau angeblickt. Nach S. 20 „versperrte die Adda den Siegern den Weg nach Mayland.“ Vielleicht ist geographische Kenntniß die starke Seite des Hn. v. A. nicht, aber rathsam wäre es doch wohl gewesen, sich auf der Landkarte umzusehen, ehe er die Feder zu einem so argen Mißgriffe ansetzte. Der Kaiser, oder damals noch General, zog von Westen nach Osten, zuerst erreichte er Mayland, und dann erst kam er an die Adda, der Fluß konnte ihm also den Weg nach der Stadt nicht versperren, welche schon hinter seinem Rücken lag; die Bulletins sagen es auch nicht; der Himmel mag also wissen, wie Hr. v. A. zu dieser den ganzen Zusammenhang der Unternehmungen störenden Angabe gekommen ist. Doch vielleicht ist er glücklicher, als Politiker. Der Leser mag urtheilen. S. 45 ist die Rede von dem durch die Engländer unterbrochenen Frieden von Amiens, und wir erhalten einen ganz neuen Aufschluss über die abermals angefangenen Feindseligkeiten. „England hatte gefühlt, was ihm der Krieg eingetragen, und berechnete nun, was ihm der Friede trug. Es fand den Krieg vortheilhafter, und der allgemeine Friede wurde gebrochen.“ Dafs ähnliche Versicherungen zuweilen durch die Zeitung an das Volk hingeworfen werden, ist sehr natürlich, auch oft zweckmässig; unbegreiflich bleibt es aber, wie ein Gelehrter, welcher sich als Napoleons Lebensbeschreiber aufstellt, für sein Publicum so wenig Achtung hat, und es zu bereden sucht, dafs die Engländer grösseren Gewinn für ihre Handlung durch die Fortsetzung des Kriegs, als durch den Frieden finden. Nimmt man das höchst Mögliche zu ihrem Vortheile an: so läst sich vielleicht, doch nur vielleicht, behaupten, dafs während des Kriegs ihr Handel gegen die vorhergehenden Friedensjahre keine Verminderung erlitten hat, und eben so gewinnvoll für sie blieb, als in den ruhigen Jahren ihres Welthandels. Aber mit welchen Anstrengungen, mit welchem ungeheuren Aufwande von Menschen und Geld mußte diese Erhaltung des Handels, ja in einzelnen Perioden die ganze freye Existenz ihres Staats erkaufte werden! So unvernünftig handelt kein Reich. England hatte zu fürchten die Übermacht Napoleons, welcher zuverlässig in der Friedenszeit seine Seemacht

zur fürchterlichen Grösse emporhebt; es hatte aus den Äusserungen des Kaisers selbst die abermalige Befetzung Ägyptens zu fürchten, und dadurch den tödtlichen Streich für seine ostindischen Besitzungen. Daher gab es Malta nicht aus den Händen, weil ohne den Besitz dieser Felseninsel eine dauerhafte Unternehmung gegen Ägypten zur Unmöglichkeit wird; daher brach es ungerecht den kaum beschworenen Frieden. — Vielleicht setzt Hr. v. A. noch einen besonderen Werth auf den von S. 85 an gelieferten Anhang, welcher Napoleons Verdienste um die Menschheit entwickeln soll; ein Gegenstand, über welchen sich in der That schon viel Wahres und Schönes sagen läst. Rec. hat aber in der Entwicklung nichts gefunden, was des Aushebens nur einigermaßen würdig wäre, wohl aber einzelne Sätze, welche dem Helden unseres und der künftigen Zeitalter mehr anstössig, als des Beyfalls würdig, scheinen möchten, wenn er je sich entschliessen wollte, eine Schrift dieser Art seines Blickes zu würdigen.

Ein schon etwas früher erschienener Aufsatz des nämlichen Vfs. dient vielleicht zu einer noch näheren Enthüllung der Eigenheiten des Hn. v. A. im historischen Sinne. Er führt den Titel:

MÜNCHEN: *Baierns grösster Umfang unter den Agilolfingern, Carolingern, Welfen und Wittelsbachern in vier geographischen Charten dargestellt, zur Erläuterung einer merkwürdigen Äusserung Napoleons des Grossen. 1809. Querfolio. 10 Seiten und 4 Landcharten. (22 Gr.)*

Kaiser Napoleon soll bey dem Anfange seines glänzenden Feldzugs gegen Österreich im J. 1809 die Aufsehung haben entschlüpfen lassen, „dafs er den König von Baiern grösser machen werde, als es je einer seiner Abnherrn war.“ Dieser Textesworte beinächtigt sich nun Hr. von Aretin, nimmt sie und ihre Erfüllung als unumstössliche Wahrheit an, will zwar dem Kaiser kein Mass und Ziel vorschreiben, glaubt aber doch, dafs er besondere Rücksicht nehmen solle auf die bairische Bürgertreue und auf die Wichtigkeit von Alt-Baiern. Diefs mag der Himmel verstehen. Denn wenn der Kaiser das Königreich vergrössert: so nimmt er weder Rücksicht auf Alt- noch auf Neubaiern, sondern er giebt dem ganzen Staate neue Zugfügungen. Damit unterdessen doch der siegende Monarch wisse, an welchem Massstab er sich bey der neuen Vertheilung zu halten habe, legt er ihm und dem Publicum in vier kleinen Landcharten mit beigefügter Erklärung vor, welche Ausdehnung Baiern einst in verschiedenen Perioden gehabt habe, und seine Angaben, dafür bürgt Rec., fallen nicht zu klein aus. Wenn sie buchstäblich wahr sind: so mußte der Kaiser, um sein gegebenes Wort nicht zu brechen, die ganze österreichische Monarchie zu Baiern legen. Fühlt denn Hr. von Aretin nicht, dafs eine Erinnerung dieser Art Beleidigung für den Versprecher ist, dem man unter die Nase rückt, dafs er seine Zusage unmöglich halten könne? Doch Kaiser

Napoleon hat wohl schwerlich den schönen Aufsatz gesehen; und wenn er ihn gelesen hätte: so müßte unwillkürliches Lachen den Verdruss unterdrückt haben. Denn des Lachens kann man bey den fürchterlichen Übertreibungen sich unmöglich erwehren. Das erste Blatt, welches Baiern unter dem Herzoge Thasilo im achten Jahrhundert vorstellt, geht noch mäßig zu Werke. Es werden zwar Steyermark, Kärnthen und Krain zu Baiern gefügt; doch dies sind nur Kleinigkeiten. Das zweyte Blatt, Baiern unter den Karolingern vorstellend, bietet einen ganz anderen Anblick dem erstaunten Leser dar; es erscheinen Böhmen und Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, kurz, der ganze österreichische Staat als integrierende Theile von Baiern. Der Vf. spielt auf die Periode an, da K. Karlmann als karolingischer Prinz bey den Theilungen der Monarchie diese östliche Portion erhielt, welche von der wichtigsten Provinz dieses Reichs auf sehr kurze Zeit den Namen Königreich Baiern erhielt. Sollte denn Hr. v. A. so unklug seyn, um im Ernste anzunehmen, daß Baiern, welches, wie die übrigen, nichts als eine Provinz des fränkischen Reiches war, Gebieter aller anderen Theile gewesen sey? Glaubt er dies wirklich: so hat er seine Berechnung viel zu sehr in das Kleine beschränkt; denn auch Ludwig der Deutsche wurde öfters König in Baiern genannt, und zu seinem Gebote stunden alle deutschen Provinzen, sie waren also sämmtlich nur ein Anhang von Baiern. — Nicht minder ergiebig fällt das dritte Blatt aus; es stellt vor Baierns Ausdehnung unter den Welfen. Die Angabe ist bekannt, daß Heinrichs des Stolzen und auch des Löwen Besitzungen, von der Nordsee bis an das adriatische Meer sich erstreckten, weil sie Besitzer der Herzogthümer Baiern und Sachsen waren, und noch andere kleinere zwischen beiden Ländern gelegene Provinzen besaßen. In dieser Ausdehnung liefert nun die Charte den Anblick: zu Baiern gehört der ganze österreichische Kreis, und der Zusammenhang mit Sachsen wird breit genug gezogen. Dessenungeachtet hat Hr. von Aretin hier die Geschichte bey weitem nicht hinlänglich studirt, und schwerlich wird er es bey seinem zarten Gewissen verantworten können, daß der Kaiser Baiern nicht in seiner vollen Größe erblickt. Denn bekanntlich brachte Heinrich die slavischen Völkerchaften an der Ostsee sammt und sonders unter seine Botmäßigkeit, und er wurde Stifter der Stadt Lübeck. Folglich hätte mit allem Rechte die Mark Brandenburg, Mecklenburg, Pommern und Holftein mit in die bayerische Illumination gezogen

werden sollen. Ferner fehlen alle die wichtigen Besitzungen des welfischen Hauses in Italien, wo sie auf die ganze mathildinische Erbschaft Anspruch machten; und wenn Hr. v. A. seine Kunst ganz in Übung zu setzen wüßte: so würde selbst Großbritannien in die Ansprüche verwickelt werden, weil daselbst die Welfen noch jetzt herrschend sitzen. Aber diese Ausdehnungen erlaubt seine Bescheidenheit nicht, sie erlaubte ihm nicht einmal, daß er die eigentlichen welfischen Stammgüter in Schwaben mit in Anschlag brachte; wahrscheinlich verleitete sie ihn, daß er den Namen *Saxonia* nach Obersachsen transportirt, wo zu jener Zeit kein Sachse zu finden war. — Wie wäre es, wenn nun Sachsen aufräte, und behauptete, Baiern sey ein Anhang von ihm? Heinrich der Stolze war Landesherzog über die beiden großen Provinzen, und wenn Baiern behauptet, Sachsen sey damals ein Anhang von ihm gewesen: so kann Sachsen mit dem nämlichen Rechte das Gegentheil behaupten, und kann es mit ungleich mehr Gründe, weil die grössten durch Kaiser Lothar erhaltenen Allodialgüter der Familie nicht in Baiern, sondern in Sachsen lagen, und eben aus diesem Grunde Heinrich der Löwe sich in dem letzteren Lande behauptet hat, in Baiern hingegen sich nicht behaupten konnte. Doch wird es nie einem Sachsen einfallen, mit so seltsamen Annahmen ans Tageslicht zu treten: diese Ehre behält sich Hr. v. A. allein vor. — Die vierte Zeichnung stellt Baiern unter Kaiser Ludwig IV vor, und dies ist wirklich der Zeitraum, wo Baiern seine glänzendste Periode erlebte. Denn diesem Monarchen gehorchten nicht bloß Baiern nebst der Rheinpfalz, sondern als Kaiser hatte er seinem ältesten Sohne die Mark Brandenburg zugetheilt, Holland, Friesland nebst dem Hennegau fiel ihm als Erbschaft durch seine zweyte Gemahlin zu, und Tyrol wurde durch die Heirath seines ältesten Sohnes mit der Margaretha Maultasch zu Baiern gefügt. Hier zeichnet also Hr. v. A. ganz richtig; doch um seinem Vergrößerungsgeiste einigen Spielraum zu verschaffen, greift er unter dem Namen Holland auf der Charte die ganzen vereinigten Niederlande, und unter Hennegau die ganzen ehemaligen österreichischen Niederlande. Daß damals die weit überwiegenden Grafen von Flandern, Herzoge von Brabant, Grafen von Luxemburg (König von Böhmen) in der nämlichen Gegend ihre Existenz hatten, entschläpfte wahrscheinlich seinem Gedächtniß. — Kaiser Napoleon wird sich an den gegebenen Hinweisen sehr erbauen.

Hft. PLs.

NEUE AUFLAGEN.

Lenzo, b. Meyer: Predigten über die wesentlichsten und eigenthümlichsten Lehren des Christenthums. Von J. L. Ewald, Mitglied des großherzogl. - badischen evangelischen Oberkirchenraths. 9tes Heft. 1809. 78 S. (Auch unter dem Titel:

Schöpfung der Erde und des Menschen. 3 Predigten.) 10tes Heft. 1809. 110 S. 8. (Auch unter dem Titel: Der erste Ungehorsam des Menschen mit seinen Folgen. 7 Predigten.) (Bede Hefte 12 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 S E P T E M B E R, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Landesindustrie-Comptoir: *Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 — 1806.* Von Carl Bertuch. I Hef. 1808. 196 S. II Hef. 1810. 150 S. nebst 58 S. Anhang. 8. (2 Rthlr.)

Indem wir *Reisebeschreibungen* und *Reisebemerkungen* unterscheiden, und jene der erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes und des Zwecks der Reise aneignen, diese aber zu den Ansichten rechnen, wozu entweder der Moment des Eindrucks oder das Interesse des Augenblickes und der Zeit oder Absicht des Reisenden die Veranlassung und Ursache seyn kann: so müssen wir zugleich das Verdienstliche der Letzteren vorzüglich darein setzen, daß diejenigen Gegenstände mit lebendigem Interesse aufgefaßt werden, die eine Lücke in irgend einem Zweige unserer Erkenntnisse ausfüllen, oder ein Wort zu seiner Zeit sind. Der Österreicher, besonders der Wiener, hat bey einem großen Grade von Kunstsinne und von gediegener Wissenschaftlichkeit eine Gleichgültigkeit oder Unempfindlichkeit für Celebrität, die dem Norddeutschen ein Räthsel ist, um so mehr, da man sie nicht von einem Leben, das ausschließlich der Kunst oder Wissenschaft angehört, ableiten kann. Rec. möchte sie in dem Gefühl allgemeiner Wohlhabenheit — einem Product des an Lebenskraft fast unerschöpflichen Kaiserstaats — und in der daraus entspringenden süßen Beaglichkeit, zugleich aber auch in den Schätzen für bildende Kunst, und in der Menge trefflicher Künstler auffuchen, die überall im Innern dieses Staats so mannichfaltige Berührung finden, daß ihnen die Kunst, das Leben über die Sphäre ihres Platzes zu veräußern, fremd werden muß. — Eggers, Huber, Meusel klagen daher mit Recht über Mangel an hinlänglichen Nachrichten über alles, was die Geschichte der Kunst, der Künstler, der Gelehrten und der Wissenschaft im eigentlichen Sinne aufhellen kann; und wenn nicht dann und wann wohlwollende Reisebeschreiber, auch wohl die Kunst- und Literatur-Annalen, und *Fuëßli's Journal* der bildenden Künste sich dieser verlorenen oder unbekannten Sache annähmen: so würden wir darüber noch ganz im Dunkel seyn. Hr. Landkammerrath Bertuch, ein würdiger Sohn des weimarischen Legationsraths, hat diese Bemerkungen, deren Verdienstlichkeit wir in der angegebenen Rücksicht besonders anerkennen, vorzüglich den Nachrichten über die Kunst, Künstler, Kunstanstalten und Kunstproducte bestimmt, *S. A. L. Z. 1810. Dritter Band.*

und sie durch Nachrichten über die drang- und sturmvollen Tage des Jahres 1805 zu beleben gesucht. Der ruhige unparteyische Vortrag gereicht diesen beiden Bändchen eben so sehr zum Vorzug, als das lebendige Gefühl für alles; was mit der Kunst in einiger Beziehung steht, und die Art, die politischen Nachrichten hiemit zu verweben. Wir übergelassen die statistischen Nachrichten auf der Hinreise, die meistens unbedeutend und besonders unzureichend sind, und bleiben bloß bey dem stehen, was der Zweck der Reise war. Das Schloß Babenberg, wovon der Vf. eine von ihm selbst und gut gezeichnete Ansicht liefert, würde Rec. nicht mit *Murr* vom Herzog Heinrich von Ostfranken († 886) hergeleitet haben, und die Darstellung dieses Schlosses berechnigt den Rec. zu dem Vorwurfe, daß der Vf. undankbar manche pittoreske Punkte der Donau, besonders alte Schlösser und Klöster bey seiner Fahrt von Linz nach Wien mitzuthellen versäumte, die doch mehr Aufmerksamkeit verdient hätten. In Wien kam er den 3 Nov. 1805 an; und von diesem Augenblicke folgt er dem Strome der politischen Ereignisse nach, bis alle Truppen durch Wien nach Mähren durchgezogen sind; und dann kommt er, ohne daß uns etwas Neues oder etwas Ungegründetes hierin mitgetheilt wäre, auf Professor *Zauner*, seine colossale Statue Josephs II, und auf *Canova's* Denkmal der Herzogin Christine von Sachsen-Teschen. Die Statue, wovon eine Zeichnung beyliegt, ist nach allen ihren Beziehungen unter uns bekannt, weniger aber die Art des Gusses, und diese ist es, die den Künstler eben so verewigen wird, wie sein Werk. Rec., der 1799 — 1800 in Wien war, weiß, daß *Zauner* hierin ganz seinem eigenen Genie folgte, und daß die Berührungen mit *Marcetti's* Darstellung über den Guss der Statue Ludwigs XV nur aus der Beschränkung jeder Technik auf das Nothwendige entsprangen. Die Übersicht, die Hr. Bertuch von den Arbeiten bey der Modellirung und bey dem Guss selbst giebt, kann besonders in *Ellmayers* Verbindung ihre Wirkung und ihr Interesse nicht verfehlen; da sie Bestimmtheit und Klarheit vereinigt. Eben so erfreulich ist die detaillirte Nachricht von des Ritter *Canova's* Denkmal, dessen von dem wackern Schweizer *Jakob Metz* gezeichnetes Portrait diesem Bändchen vorgesetzt ist. Die kaiserliche Porzellanfabrik in der Rossau verdiente es wegen der geschmackvollen Formen und der Schönheit der Malerey, wodurch sie sich eben so sehr, wie durch die Vergoldung, auszeichnet, näher unter uns bekannt zu werden, da wir nur zu sehr

D d d d

gewöhnt sind, unter der Bewunderung des berliner, dresdner und meißner Porzellans alle anderen Kunstfabriken dieser Art zu begraben. Die wiener Fabrik, durch einen Niederländer, *Claudius du Baquier*, mit Hilfe eines meißner Fabricanten (Schade, das sein Name verloren ist) 12 Jahre nach der meißner entstanden, und von Karl VI mit einem ausschließenden Privilegium auf 25 Jahre versehen, obgleich die zweyte in Europa nach dem Jahre ihrer Errichtung 1718. konnte erst seit 1760 einen Überschufs an baarem Gelde liefern. Die Regierung, die sich nach Verlauf der 25 Jahre des Privilegiums ihrer auf eigene Rechnung annahm, konnte auch nur allein zu einer so langen Ausdauer Kräfte und Willen haben. Gegenwärtig besteht das Personale aus 480 Köpfen, worunter 175 Individuen allein mit der Malerey beschäftigt sind; und mehr als 1500 ziehen daraus ihren Unterhalt. Eine Menge bekannter trefflicher Arbeiter trägt für die Annahme guter Nebearbeiter, und für den verdienten Ruhm der Fabrik. — Von der kaiserlichen Gemäldegallerie, und der vortrefflichen Sammlung von Handzeichnungen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, sah Hr. Bertuch nur wenig, weil sie, wegen der Annäherung der Franzosen, eingepackt wurden. Hr. Rosa hat bereits den grössten Theil der ersteren beschrieben. Kunstfreunde müssen es Hn. Bertuch Dank wissen, daß er eine ausführliche Nachricht von den zwey Privat-Sammlungen des Fürsten v. Lichtenstein und des Grafen Fries mitgetheilt hat. Sie sind noch so wenig bekannt, und doch dessen so würdig. Der Hauptgesichtspunct der lichtensteinischen Kunstsammlung außer dem, eminenten Stücke ausländischer Meister aufzunehmen, war der, die Würde der vaterländischen Kunst lebendig darzustellen; aber diesen Gesichtspunct hat Hr. Bertuch nicht berührt. Sein Besuch bey *Joseph Haydn* veranlaßt ihn, einige biographische Notizen beizufügen, die, so schätzbar sie auch sind, doch den grossen Künstler nicht vollständig nach seinem Aeußeren, und nach der Individualität seiner lebenswürdigen Kindlichkeit darstellen. Die Geschichte seines Lebens ist eine herrliche Composition, und als solche hatte sie *Haydn* selbst behandelt, in verschiedenen Epochen musikalisch dargestellt, und in seiner Stube in Bilderrollen aufgehängt. Die Bruchstücke aus *Haydn's* Leben (im Morgenblatte April 1810) erwähnen hievon ebenfalls nichts, enthalten aber einen würdigen Beytrag zu seiner Charakteristik. — Der Anachronismus, den Hr. B. am Tage seines Besuchs begeht (den 13 Oct., wo er noch in Nürnberg war), ist wohl ein Schreibfehler. — Das zweyte Bändchen giebt uns eine ausführliche Beschreibung von der k. k. Akademie der bildenden Künste, und Nachrichten von den lebenden Künstlern, sowohl Historien- und Portraitmalern (*Füger, Caucig, Maurer, von Lampi, Wächter, Agrikola*) als Landschaftsmalern (*Fr. Brand, Janscha, Wukly, Schönberger, Dies, Molitor, Knip, Lohr, Schöbberger*), und Architectur- und Decorationsmalern (*Glatzer, Saccetti, Gail*), den Bildhauern (*Zauer* und *M. Fischer*), den Kupferstechern (*Schmüzer,*

Leybold, Bartsch, Agrikola, Nahl, März, Egger, Ruscheweyh, Fr. Brand, Dies, Gauer mann, Molitor, Reihberger, Gabel, Köhl), den Kupferstechern in punctirter Manier (*John, Pfeiffer*), den Kupferstechern in schwarzer Kunst (*Pichter, Kininga, Wrenk, Griger, Stubenrauch*), den Kupferstechern in Aquatinta (*Piringer, Schlotterbeck*), der Mosaikarbeiten der Hn. Professoren Köpp, Vater und Sohn. Jener ist der Erfinder einer neuen Art von Mosaik, die er die spartanische nennt, und die aus lauter abgerundeten, auf einer Marmorplatte gekitteten Backkieseln besteht, die durch ihre Schattirungen Köpfe bilden. Sein Sohn arbeitet in der Mosaik Scaglivola. Der Bildhauer *Messerschmidt* ist aus Geistesüberspannung und Verfolgung der Kunst lebendig abgestorben. Bey Gelegenheit einiger Nachrichten über Schönbrunn, wovon wir jetzt eine recht gute Darstellung durch Sartoris Länder- und Völker-Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaiserthums haben, erwähnt Hr. Bertuch des verdienten Gartendirectors Boos, und beschreibt zugleich die Menagerie, von der wir wenig wußten. Das kaiserl. physikalisch-naturhistorische Cabinet ist nur flüchtig nach seinem Inhalte beschrieben. Im Anbange kommen Nachträge zum zweyten Bändchen vor, die 1) eine Übersicht des neuesten Zustandes der k. k. Naturalien-Cabinette in Wien, 2) eine Nachricht über die verschiedenen botanischen Gärten in Wien (der Universität, der von Belvedere, von Schönbrunn, der des Theresianums und der josephinischen Akademie) nach dem *Moniteur français* No. 294, 21 Oct. 1809, und 3) eine Abbildung des Theus und Minotaurus, eine Gruppe von *Canova*, enthalten, wovon hier die Beschreibung und zugleich das Titelkupfer verkleinert nach *Morghens* geliefert ist.

Zwar hat Hr. Bertuch das schamlose Auffassen von halb wahren oft verdrehten Thatfachen, als unvereinbar mit seinen Begriffen der rechtlichen Publicität, ganz vermieden, und, wie er kräftig sagt, „den schriftstellerischen Raben, die jetzt über den verbliebenen Körper der erlauchten Germania herum schwärmen und heisere Grabeslieder krächzen“ überlassen; allein die meisten, besonders biographischen Nachrichten sind daher auch so karg ausgefallen, daß sie kaum über die Sphäre eigener Mittheilung gehen, und sich oft nur in dem Cirkel des Eigenlobs herumdrehen.

P. D. E.

LEIPZIG, b. Salfeld: *Allgemeine Reise-Encyclopädie in Auszügen aus den grösseren bisher erschienenen Reisewerken zur unterhaltenden Belehrung in der Länder-, Völker und Naturkunde.* — Ein Buch für gebildete Leser, für Lehrende und Lernende aus allen Ständen. Mit Kupfern und Charten. 1810. I Bds. 1 — 4 Hft. 404 S. mit Register. II B. 5 — 6 Hft. 174 S. 8. (Der ganze Jahrgang von 6 Doppelheften 7 Rthl. 12 Gr.)

Dieses ephemerische Werk, wovon jährlich sechs Hefte, jedes von 12 Bogen erscheinen werden, schließt sich an das in dem nämlichen Verlage, jetzt

bey Braunes in Berlin, herausgekommene *Journal der neuesten Land- und See-Reisen* an, wovon es dadurch unterschieden ist, daß diese Encyclopädie nur die Reisen bis zum Jahre 1807 aufnehmen, das *Journal* aber dort fortfahren soll, wo diese aufhört. Eine literarische Pietät, wie sich die Redaction das Ansehen giebt, scheint die Veranlassung zu dieser zu seyn. „Die meisten der Werke des vorigen Jahrhunderts sind, sagen die oder der Herausgeber, unverdient in Vergessenheit gerathen, und ihr hölzerner Stil schreckt die verwöhnte Lesewelt von dem nachmaligen Durchblättern ab.“ Allein untersucht man die Sache etwas genauer: so findet man zum Theil auch hier, wie fast überall, das lesende Publicum allerley Sünden angeklagt, um ihm die Absolution gegen Lege- oder Sühne-Geld zu ertheilen, und durch die Gefälligkeit bey der Absolution den reuigen Sünder wieder zu neuen Sünden zu verführen. Die fünf Reisen, die wir durch diese Encyclopädie im Auszuge erhalten, sind 1) von *Wadströms Reise von Stockholm durch Dänemark, Deutschland, Frankreich, nach den Senegal-Ländern in Afrika, in den Jahren 1787 — 1788.* 2) *Mac Kinnens Reise nach den britischen Inseln in Westindien, und besonders nach den Bahama-Inseln, in den Jahren 1802 und 1803.* 3) *Von Hofmannsegg's Reise durch Schlesien, Böhmen, Mähren und Ungarn bis an die türkische Gränze, in den Jahren 1793 und 1794.* 4) *Le Gentils Reise nach Ostindien, den philippinischen Inseln, Madagascar, Isle de France und Bourbon in den Jahren 1760 — 1769.* 5) *Dallaways Gemälde von Konstantinopel und Reise in der Levante, 1797.* Unter diesen fünfen ist C. B. *Wadströms Reise* die vorzüglichste, theils weil sie aus einem Manuscript entlehnt ist, theils weil sie über die Reise des Dr. *Sparrmann* und des Lieuten. *Arrhenius*, deren Gefährte *Wadström* war, nicht uninteressante Aufschlüsse giebt. Die Redaction versichert, daß die Papiere und Zeichnungen des Reisenden gerettet sind, wenn gleich der Reisende selbst in England, wo man ihm, wie *Forster*, Ehre, aber kein Brod gab, seine Bücher und Kupferstich-Sammlung Schulden halber verkaufen mußte, und darüber in einen Kummer verfiel, der ihm bald nach seiner Ankunft in Frankreich das Leben raubte. In diesem Auszuge aus seiner größeren noch ungedruckten Schrift finden wir außer zwey Gelegenheitskupfern, wo *Wadström* einen Negerprinzen unterrichtet, und das Negerpiel darstellt, eine einzige recht treue Zeichnung von der Stadt Mastrich, von der Seite des Petersbergs her, die D. *Berger* gestochen hat, und die uns nach den übrigen (denn in dem Werke selbst sind mehrere angeführt) begierig macht. *Wadström* erhielt zu seiner Reise nach dem Senegal vom Könige Gustav III eine Anweisung auf 4000 Livr. Tournois in Paris, und 600 Species Thaler baar, wovon noch zwey Drittel seinen beiden Reisegefährten gehörten. Wie muß dem Manne zu Muthe gewesen seyn, wenn er, den Blick auf den gemeinschaftlichen Cassenbestand (12000 Livr. und 600 Species), nach so manchen schon beträchtlichen Ausgaben, ehe

er in Havre de Grace ankam, hier jetzt erfahren muß, daß jeder Reisende auf dem Packboot an dem Tische des Capitains 600 Livres zahlt! Ängstlich schlägt er auch überall, wo er hinkömmt, nicht seine zerrüttete Gesundheit, sondern die Auslagen an — die äußere und innere Bedingung seiner Fahrt. Auf dem ganzen Wege begleitet ihn eine tödtliche Erbitterung über die Existenz der Sklaven, und mit Recht ist sein Name wegen der Schrift verewigt, die er dem Parlamente wider den Sklavenhandel übergab. Er sammelt überall Anekdoten, die die Sklaven von einer interessanten, ihre Herren von einer gehässigen Seite darstellen. Z. B. Ein Schiffs-Capitain versicherte ihn, daß er einmal, auf einer ungewöhnlich langen Fahrt, die Hälfte seines Negertransports habe vergiften müssen, um einen Aufstand aus Mangel an Proviant zu verhüten. Mit lebendigen Farben malt er sich die Möglichkeit aus, daß alle Continentalmächte, die keine Kolonialbesitzungen haben, sich vereinigen könnten, die Sklavenküsten in Besitz zu nehmen, alle Plantagen, wie sie in Westindien sind, einzurichten, und Indigo, Kaffee, Zucker, Baumwolle, ohne Raub und Menschenblut zu erzielen. *Wadström* hat sich die Ausführbarkeit dieser Idee so leicht gedacht, daß er nicht einmal einsieht, daß die Unglücklichen dann nicht ihre harte Lage vermindert, sondern nur in Ansehung des Platzes verwechselt sehen würden, und daß sie ihre Leiden am heimischen Heerde zu erdulden hätten. Die Nachrichten über Gorea und die Nachbarschaft, das grüne Vorgebirge, das goldreiche Galam, das Land Salum, Senegal u. s. w. verdienen mit den *sparrmann'schen* verglichen zu werden. Die Ansichten des Reisenden sind oft parteyisch. Z. B. die niederen Stände der Dänen hält er für durchgängig gemein und pöbelhaft; in Hamburg, das er tief unter die entferntesten Landstädte Schwedens herabsetzt, findet er nirgends Freyheit, weil es zu sehr am Alten klebt, die Weiber für Orakel hält, und weil die Bevölkerung aus den Ostseeräubern und den Verbrechern der deutschen Nation entstanden ist. Wahrscheinlich muß man es der Mißhandlung beymessen, die er erfuhr, um sich zu erklären, warum er den Engländer auch nicht einen Vorzug vor den Franzosen zugesteht; er nimmt die ganze englische Nation grössten Theils des Abends 8 Uhr für betrunken an. — Aber auch bey aller Parteylichkeit fehlt es den Ansichten nicht an Originalität. So sagt er mit scharfem Seherblick voraus: „Das einst so mächtige schwedische Reich wird zum Erstaunen Europens in sich selbst zusammensinken; in Frankreich wird man nach *Helvetius* und *Voltaire's* Grundsätzen niederreißen und aufbauen, aber kein dauerhaftes Gebäude errichten. Es muß nach solchen Vorbereitungen eine Revolution ausbrechen, und wenn sie eintritt, wird Jeder nach der Regierung greifen, und morden, was seiner Macht im Wege steht. Herrliche Länder werden dann durch die Mordwaffen des politischen Fanatismus mit dem Blute der Unschuld und Redlichkeit besetzt werden.“ Die übrigen hier mit-

getheilten Auszüge aus *Mac Kinnen*, *Hoffmanns* *Segg* u. s. w. sind längst bekannt, und eben so bekannt ist es, daß bey solchen, auf Unterhaltung berechneten Auszügen der Zusammenhang und die Eigenthümlichkeit des Originals verloren gehe. Der beygelegte Plan von Konstantinopel und seinen Umgebungen ist treu nach *Dallaway* dargestellt.

Das 5 und 6 Heft des II Bandes beschließen die Auszüge aus *Wadström* *Reisen von Stockholm durch Dänemark u. s. w.*, und aus *Le Gentils* *Reise nach*

Ostindien etc., und enthalten die Fortsetzung der Auszüge aus *Dallaway's* *Gemälde von Konstantinopel*, und den Anfang von *Gawrila Sarytscheu's* *Reise im nordöstlichen Sibirien, auf dem Eismeere und dem nordöstlichen Ocean in den Jahren 1785 — 1792*, mit zwey Kupfertischen, wovon der erste illuminirte einen Rennthier-Tungusen, und eine Tungusin in Sommerkleidung, der zweyte schwarze eine Negerin in ihrem Haarputze und einen Marabout vorstellt. Die Noten sind unbedeutend. Dns.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Bayreuth*, b. Horeth: *Unbefangene Auserwählungen über Gegenstände des Schulwesens*. Erste Lieferung, womit zur Geburtsfeier des Königs Fr. W. III vom Gymnasium einladet *M. G. W. Fikenscher*, Prof. 1804. 46 S. 8.

Der in dieser Einladungsschrift mit Wärme, nur etwas zu wortreich, abgehandelten Gegenstände sind drey. 1) *Über den Vortrag der Religion auf Schulen* S. 5, wo der Vf. mit Recht gegen tode, trockene, polemische Behandlung, und für erhellenden und erwarmenden Vortrag eifert. 2) *Über Schulprüfungen* S. 22, wo sich alles um den Zweck dreht, den Vorschlag verfaßt zu machen, daß man den Lehrern, um sie öffentlich gegen den Verdacht des Publicums, als sey die Prüfung durch heimliches Vorbereiten der Schüler nur ein Prunkspiel, zu sichern, die Gegenstände der Prüfung aufgeben solle. Beynahe mit Leidenschaftlichkeit wird ausgeführt: es sey dem geschicktesten Lehrer nicht möglich, unvorbereitet zu prüfen, und die Zumuthung bey ungerecht, weil nicht der Lehrer, sondern der Schüler geprüft werden solle, und weil kein anderer Staatsdiener eine solche immer wiederholte Prüfung ausstehen müsse. — Das Letzte ist ganz unrichtig, indem bey den meisten Geschäftsmännern die Prüfung eigentlich nie aufhört. Jede einzelne Arbeit ist eine Prüfung, denn sie wird unmittelbar durch viele Augen geprüft. Übrigens muß der Schullehrer, wenn er die Wichtigkeit seines Amtes selbst kennt, selbst nöthig finden, daß es mit Männern, von welchen die Ausbildung und das Wohl künftiger Geschlechter abhängt, genauer genommen werde, als mit allen anderen Staatsdienern, welche oft für eine nach Raum und Zahl sehr beschränkte Gegenwart arbeiten. Das erste scheint ein bloßer Mißverständnis zu seyn. Keine Stimme untersteht sich, für den Betrug und das Possenspiel zu sprechen, daß man die Schüler auf die öffentliche Prüfung vorbereiten, daß man ihnen den Abschritt, den Gegenstand, den Text der Probearbeit in Voraus wissen lassen dürfe. Der Schüler muß also bereit seyn, über jeden Theil des geendigten Cursus Rede und Antwort zu geben. Und was man vom Schüler verlangt, sollte man dem Lehrer nicht zumuthen? Der Schüler soll leichter über den Horaz, den er zum ersten Male las, antworten können, als der Lehrer, der ihn auswendig weiß, *quid tunc in illis est*, fragen? Und fragen, fast nichts, als fragen soll er! Das ist eben das Elend bey den meisten Prüfungen, daß die Lehrer sich selbst lieber hören als ihre Schüler hören lassen. Dadurch geht so viel Zeit verloren. 3) *Über Schulbibliotheken* S. 39; eine kurze und gute Darstellung ihrer Nothwendigkeit, und Aufforderung an das Publicum, durch Geschenke zu der bayreuther beyzutragen, mit Bekanntmachung einiger schon erhaltenen.

Es ist Schade, daß manches Gute, das diese Einladungsschrift enthält, durch ein heftiges, unfines Abprechen verschattet wird, welches zwar der Vf. sich selbst mehrmals, aber vergebens, unterlegt. Was hilft es, daß er S. 3 unten schreibt, „er wolle Anderen durch seine Bemerkungen nichts aufdringen, da alle zweckmäßigen Vorschläge nicht im Tone der Anmaßung abgefaßt seyn dürfen“; wenn er folglich hinzusetzt: „schon jeder Laie in der Pädagogik sehe ein, daß der sich lächerlich mache, welcher glaube, daß für Methode des Unterrichts Aufforderung und Vorschrift Statt finden könne.“

Bekanntlich können das nicht bloß Laien, sondern selbst Kritiker glauben, und vollends eine zusammengesetzte Schulkonstitution möchte wohl ohne alle Vorschrift und Aufsicht über Methode übel bestehen können. Allein wenn der Trumpf von Lächerlichmachen schon an sich unfein wäre, (und doch giebt es dergleichen fast auf allen Seiten!); so wird er noch schlimmer, indem der Vf. gleich auf der folgenden Seite nicht leugnet, daß nach seiner Meinung der Vortrag der Religion auf allen Schulen derselbe seyn sollte. Denn was ist das anders, als eine Methode empfehlen, zu ihr auffodern, und, wo man kann und aus Pflicht muß, sie vorschreiben?

Von einem gewissen verunglückten, sich selbst aufhebenden Rednerstile mag ein einziges Beispiel am Eingange genug seyn. „Das häufig wiederholte Verlangen, daß die Bemerkungen, welche ein Schulmann über Gegenstände mittheilt, die innerhalb der Grenzen seines Gesichtskreises liegen, auch immer ganz neu seyn sollen, ist gewiß an sich so schön, daß es Niemand auch nur im Traume einfallen wird, daselbe zu tadeln, möchte aber dessungeachtet bey genauerer Ansicht nicht allemal von dem besten Blicke zeigen [zeugen].“ Also so schön, daß es Niemand tadeln kann, und doch oberflächlich und kurz-sichtig! Alles in einem Satze!

Über die Druckerey nur noch die einzige Bemerkung, daß in der aus einander gerückten Schrift das anstatt des *z. B.* in *Blößen* auf gut abbuchmässig gebrauchte wirkliche *Sz z. B. Blößen* äußerst widrig ist. Z.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Lübeck*, b. Niemann und Comp.: *Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise von Bourbon Conti*. Aus dem Franz. von F. A. U. Erster Theil. 1809. 408 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

2) *Breslau*, b. Korn: *Vaterlandopfer in romantisch-tragischen Darstellungen von Friedrich August Wenzel*. 1809. 276 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Original von No. 1 wird dadurch besonders merkwürdig, daß es den Stoff zu Goethe's *Eugenie* gegeben zu haben scheint, einem Werke, dessen hohe, in Rücksicht der poetischen Diction ganz einzige, Vollendung bisher noch viel zu wenig öffentlich erwähnt worden ist. An sich haben diese Denkwürdigkeiten ihres höchstweitschweifigen, zuweilen gar confusen Vortrages wegen viel Beschwerliches für den aufmerksamen Leser. Wenn man aber auch das Meiste in dem Buche einigemal zu lesen bekommt, und dazu in der Kindstube der Heldin ungebührlich lange verweilen muß: so ist doch das Ganze durch den Ausdruck der Wahrheit anziehend, und manche Stelle sogar recht bedeutend.

Die Übersetzung kann man von der Nachlässigkeit nicht ganz freysprechen, wiewohl ein großer Theil der Worte und Wendungen, welche an diesem Fehler leiden, auf die Rechnung der im Buche befindlichen Originalbriefe kommt, denen man es nur allzusehr ansieht, daß sie niemals für den Druck bestimmt gewesen sind.

N. 2 enthält fünf zum Theil sehr sentimental gehaltene Geschichten, die zuweilen rasch, zuweilen langsam und unbeholfen vorwärts gehen. Die Kriegereignisse sind dabey benutzt; doch ist diesen nicht immer die *interessante* Seite abgewonnen. X.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 S E P T E M B E R, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SULZBACH, in der Seidelschen Kunst - und Buchhandlung: *Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, nebst den Grundlinien zur Geschichte und Kritik dieser Wissenschaft*, von *Sf. Chr. Freyherrn von Aretin*. Mit drey Kupfertafeln (oder vielmehr Steindrücken). 1810. 49 Bog. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dieses wäre denn endlich der lange erwartete ganze Auszug aus der von *Hn. von Aretin* vorläufig angekündigten ausführlichen theoretisch - praktischen Anleitung zur Mnemonik, welche, dem hier wiederholten Versprechen zufolge, sobald als möglich erscheinen soll. Das Werk besteht aus vier Büchern, welche (das vierte ausgenommen) ihre besonderen Seitenzahlen haben; nämlich: I. *Theorie der Mnemonik*, auf 32 Seiten; II. *Praxis der Mnemonik* (168 S.); III. *Geschichte der Mnemonik*; IV. *Kritik der Mnemonik*; (die beiden letzten zusammen auf 560 Seiten). Voran steht ein gemeinschaftlicher Vorbericht.

I Buch. *Theorie der Mnemonik*. Dieses erste Buch ist durchaus nichts anderes, als die in dieser Allg. Lit. Zeitung (1809. No. 290) vom Rec. bereits angezeigte *kurzgefasste Theorie der Mnemonik*, welche mit Weglassung des ehemaligen Haupttitels hier einen bloßen Schutztitel bekommen, die alte Vorr. aber von 1805 behalten hat. Rec. erwähnt hier bloß des dem ganzen Werke vorausgeschickten Vorberichts, in welchem *Hr. v. A.*, nachdem er sich gegen einige ungerechte Urtheile und Vorwürfe verantwortet hat, zu eben dieser Theorie einen wesentlichen Nachtrag giebt, zu welchem ihn „der verehrungswürdige Philosoph“ *Jacobi*, und ihr gemeinschaftlicher Freund, *Blavus Waller*, Adjunct bey der bayerischen Akademie der Wissenschaften, durch ihre scharfsinnigen Bemerkungen veranlaßten. In seiner kurzgefassten Theorie hatte nämlich der Vf. als Grundbegriff oder Object der Mnemonik das *Erinnerungsvermögen* angegeben: jetzt scheint ihm besser, daß das *Gedächtniß* als Grundbegriff oder Object vorangestellt werde. Denn da die Mnemonik die Gesetze eines besonderen Vermögens, welches wir an unserer Seele wahrnehmen, in *geschlossenem Inbegriffe* zusammenstellen soll; die umfassende Bezeichnung alles dessen also, was zu dieser besonderen Eigenschaft oder Thätigkeit der Seele gehört, durch einen höchsten Grundbegriff, das Erste ist, wodurch die Mnem. ihr eigenes Gebiet bestimmt; dieser Grundbegriff aber in dem *J. A. L. Z.* 1810. *Dritter Band*.

Vermögen besteht, einmal aufgenommene Vorstellungen so im Gemüthe zu bewahren, daß sie in der Folge, nachdem sie schon aus dem Bewußtseyn verschwunden, wieder zum Bewußtseyn gebracht werden können: so nimmt nunmehr *Hr. von Aretin*, zufolge der *Jacobi-Wallerschen* Bemerkungen, für dieses Vermögen die Benennung *Gedächtniß* in einer weiteren Ausdehnung an, nach welcher dieses Wort die ganze psychologische Erscheinung, die das Object der Mnemonik ist, umfaßt. So werden Auffassung, Aufbewahrung und Wiederhervorbringung, worauf sich alles Mnemonische bezieht, in jenem Begriffe zu einem Ganzen verbunden, welches eben alles Wesentliche derjenigen Eigenschaft unserer Seele enthält, deren Gesetze die Mnemonik aufstellt. *Erinnerung* (bemerkt der Vf.), als eine Thätigkeitsäußerung des Gedächtnisses mit der besonderen Nebenbestimmung des Wiedererkennens ehemals gehabter Vorstellungen, eigne sich (da doch wenigstens manchmal, wenn auch nur höchst selten, nach Gesetzen des Gedächtnisses eine ehemalige Vorstellung ohne Wiedererkennung in uns wieder zum Bewußtseyn kommen könne) nicht so gut als *Gedächtniß* zum Ausdrucke für den Grundbegriff der Mnemonik, weil das Wort *Erinnerung* eine dem Grundvermögen nicht schlechthin nothwendige Bestimmung bezeichne. Durch *Erinnerungs-* und *Einbildungs-* Kraft werde man sich zwar des Gedächtnisses allein *bewußt*, oder vielmehr, man erschließe es daraus: in der Reihe der Begriffe aber stehe das Gedächtniß höher. Nehme man ferner *Erinnerung* allein als eigentliches Object der Mnemonik an: so zerreiße man das Gebiet der letzteren unnatürlich, ohne ihre Gesetze zu einem zusammenhängenden Ganzen verbinden zu können. Denn da auf solche Weise die Gesetze des Auffassens und Einprägens außerhalb der Grenze der Mn. fallen, und dieser nur die der *Reproduction* gehabter Vorstellungen angehören würden; der praktische Theil der mnemonischen Wissenschaft aber gerade darin bestehe, daß sie uns lehre, wie wir auffassen, einprägen sollen, um wiederherzurufen zu können: so müsse man den oben gegebenen Begriff des Gedächtnisses (nach welchem es das Auffassen, Aufbewahren und Wiederhervorbringen der Vorstellungen begreift) voranstellen, wodurch man in den Stand gesetzt werde, alle mnemonischen Gesetze, von der Auffassung bis zur Wiederhervorbringung, harmonisch und leicht zu einem geschlossenen Ganzen zu verbinden. — Dem gemäß wird die *ausführliche Theorie der Mnemonik* in Vergleich-

Esee

chung mit der *kurzgefaßten* dereinst ihre Modificationen erhalten müssen.

II Buch. *Praxis der Mnemonik*. Es würde unmöglich seyn, durch eine kurze Darstellung, wie sie der Raum dieser Blätter gestattet, dem Leser von dem ganzen Inhalte dieser Praxis einen deutlichen Begriff zu geben, zumal da der Vf. bey Abhandlung der einzelnen Gegenstände eine Menge von vorgeschlagenen oder sonst möglichen Methoden, unter denen man die Wahl hat, anführt, worauf diejenigen oder diejenigen, welcher oder welchen er selbst den Vorzug giebt, näher beschreibt. Rec., dem es geschehen hat, als fände sich schon in diesem zweyten Buche sehr Vieles, was nicht in einen Auszug gehört, wird hauptsächlich dasjenige ausheben, was Hn. von *Arctin* eigen ist, und als das von ihm gebilligte Verfahren dargestellt wird. Übrigens dürfte das Aufzählen so mancher Methoden der klaren Ansicht des Lesers hinderlich seyn; und Rec. ist geneigt, zu vermuthen, daß diejenigen, welche durch das Studium dieser Praxis sich etwa erst mit der Mnemonik bekannt zu machen gedenken, sich der Regel nach in ihrer Erwartung getäuscht glauben, und die Erlernung der Mn. für schwieriger halten werden, als sie in der That ist. Niemand aber wird die Reichhaltigkeit der hier gegebenen Ansichten verkennen; man wird und muß den Scharfsinn bewundern, womit der Vf. der Aufgabe nachgedacht und die Methoden seiner zahlreichen Vorgänger prüfend verfolgt hat. Diese Praxis der Mnemonik zerfällt in sechs Capitel; zum ersten gehört ein mathematischer Anhang. — I Capitel, von den *Stoffbildern* (*imaginibus*). Hier wird in 15 §§. gehandelt von sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen, unverständlichen Wörtern, Zahlen, Buchstaben, Tönen; worauf zuletzt allgemeine Regeln für die Stoffbilder folgen. Da sinnliche Gegenstände nicht erst in Bilder verwandelt zu werden brauchen, wohl aber übersinnliche (wiewohl man über die Art des Verfahrens dabey wegen der so verschiedenen Ansicht dieser Gegenstände keine Regeln geben könne): so rath der Vf. solchen Personen, die nicht erfinderisch in Symbolen für Abstracta sind, sich mit der Symbolik und Hieroglyphik vermittelft fleißiges Durchblätterns der Werke von *Jamblichus*, *Horapollo*, *Pierius*, *Valerianus*, *Causinus* u. A. bekannt zu machen. (Rec. fürchtet, dieses werde nicht viel helfen. Wer sich hier nicht selbst schnell zu rathen weiß, dürfte wohl in der Mn. schwerlich große Fortschritte machen.) Komme es darauf an, wissenschaftliche Sätze zu merken: so sey es hinlänglich, den inneren Zusammenhang zu behalten, wozu man keiner Bilder bedürfe. Vom *Behalten einzelner Wörter*, die man entweder nicht versteht, oder die sich durchaus in kein sinnliches Bild verwandeln lassen. Hier wird diejenige Methode für die leichteste erklärt, nach welcher man die Sylben der schweren Wörter zu Anfangs sylben solcher Wörter macht, die leicht in Bilder verwandelt werden können, und sich also z. B. das Wort *Mnemonik* durch die Bilder der *MNEmosyne* (der Mutter der Mufen), *MOzarts*,

und irgend eines *NIKlas* einprägt. Andere Methoden hält der Vf. mit Recht für zu weitläufig und schwierig. Wenn er aber die gewöhnliche, nach welcher man, dem *Klange des Worts* folgend, sich das zu merkende Wort vermittelft eines ähnlich klingenden bekannten Wortes einprägt, für unsicher hält, und nur da zuläßt, wo das unverständliche Wort oder *nomen proprium* zugleich durch das Bild eines gleichklingenden und gleichgeschriebenen Wortes (z. B. *Lauterbach*, *Falkenstein*, *Feuerbach*) gemerkt werden kann: so stimmt ihm Rec. nicht bey, welcher von Jugend auf, ohne dazu angeleitet worden zu seyn, gerade jene Methode an sich bewährt gefunden hat, die von der Natur selbst angegeben zu werden scheint, und auch vom *auctor ad Herennium* empfohlen wird. Es findet hier freylich viel Individuelles Statt, da unser Vorstellungsvermögen sich seinen freyen Spielraum vorbehält; und so würde sich Rec. das Wort *Entomologie*, wenn es ihm unbekannt wäre, zuverlässig auf jede Art leichter, als durch Zerfallung desselben in seine fünf Sylben und Verwandlung dieser in die fünf Bilder einer ENte, eines TOPafen, eines MORasts, eines LOGis und eines GIEbels, merken. — Mit dem *Auswendigbehalten der Zahlen* hält es Hr. v. A. (denn die angeführten Verfahrensarten früherer Mnemoniker können hier übergangen werden) also. Er giebt der auch von *Schenckel* angegebenen Methode den Vorzug, nach welcher die Zahlzeichen in Bilder verwandelt werden (so daß man sich also z. B. die Ziffer 1 unter dem Bilde einer Lanze, eines Leuchters, einer Säule, eines Thurms; die Zahl 2 unter dem Bilde eines Blitzes, einer Ente, einer Schlange, eines Schwans u. s. w. vorstellt); doch führt er sie auch in Absicht auf ihre Anwendung bey *zusammengesetzten Zahlen*, d. i. solchen, die aus mehreren Ziffern bestehen, aus, was von *Schenckel* unterlassen ist. Hier kommt es, sagt Hr. v. A. (welcher die Methode, nach welcher man sich *bloß* die Figuren der Zahlen einprägt, als außerst schwierig und verwickelt mißbilligt,) darauf an, entweder den *Realwerth* jeder Ziffer ($212 = 200, 10, 2$) dadurch zu merken, daß man ihn in Bilder verwandelt, über welche Operation mehrere sinnreiche Methoden angegeben werden, die ohne große Weitläufigkeit keines Auszugs fähig sind, und aus dem Buche selbst ersehen werden müssen (zu einer derselben gehört ein dem Text nicht ganz entsprechender Steindruck); oder sich die *Stellung* der Ziffern zu merken, worüber ebenfalls mehrere Verfahrensarten ausgeführt sind, welche eben so wenig in der Kürze dargestellt werden können. Um indeß dem Leser von dem durch Hr. v. A. erfundenen Verfahren, sich für die Zahlen bis 1000 für den chronologischen und diplomatischen Gebrauch mnemonische Bilder zu merken, einen Begriff zu geben, möge hier zur Probe diejenige Methode mitgetheilt werden, welche er zum gewöhnlichen Behuf für die kürzeste und leichteste erklärt, wobey jedoch vorausgesetzt wird, daß von keinen Zahlen die Rede sey, die mehr als vier Ziffern enthalten. Nach dieser Anleitung giebt man je-

der Ziffer von 1 bis 0 vier Bilder, welche, da überhaupt nur vierzig erforderlich sind, sich leicht einprägen lassen. Also z. B. (Rec. hat hier Einiges verändern und ergänzen zu müssen geglaubt)

1. Lanze. Leuchter. Säule. Thurm.
2. Blitz. Ente. Schlange. Schwan.
3. Dreyeck. Dreyfuß. Galgen. Kleeblatta.
4. Buch. Quadrupel. Tisch. Wagen.
5. Fuß. Hand. Pentagon. Pentateuch.
6. Hexagon. Sitzender. Schnecke. Schweif.
7. Beil. Sense. Sichel. Winkel.
8. Bretzel. Brille. Kelch. Sanduhr.
9. Horn. Krummstab. Pfanne. Schnörkel.
0. Billardkugel. Ey. Ring. Weltkugel.

Steht die zu bezeichnende, oder in ein Bild zu verwandelnde Ziffer in der ersten Stelle zur Linken: so erhält sie das *erste* ihr zugetheilte Bild; steht sie in der zweyten: das zweyte u. s. w. Z. B. 1648 = Lanze. Sitzender. Tisch. Sanduhr. 1810 = Lanze. Brille. Säule. Weltkugel u. s. f. — Vom *Merken einzelner Buchstaben* (z. B. der Buchstaben einer räthselhaften Aufschrift; der einzelnen in einem sonst unleserlichen Worte eines Mscpts. leserlichen Buchstaben; der Buchstaben eigener Namen, die uns nicht zu Gebote stehen wollen; und überhaupt bey unverständlichen Wörtern) findet man nichts Eigenthümliches; die Buchstaben werden in Bilder verwandelt, die ihrer Gestalt entsprechen, zu welchem Ende ein Steinruck beygefügt ist. — Eigen ist Hn. v. A. die dem Rec. fast überflüssig scheinende Anweisung, wie man zu merkende Töne in Bilder zu verwandeln habe: man bediene sich, räth er, zur Bezeichnung dieser Töne der *Buchstabenbilder der Scala* (c d e f g a b), für die Erhöhungen (♯) gebrauche man grössere, für die Erniedrigungen (b) kleinere Bilder als die gewöhnlichen. Auf diese Weise dürften jedoch nur Töne einer und eben derselben Octave gemerkt werden können, und die angegebene Bezeichnungsart möchte, wo dies der Fall nicht ist, unzulänglich seyn. Es folgen nun noch allgemeine Regeln für die *Auswahl und mnemonische Behandlung der Stoffbilder*; auch gehört zu diesem ersten Capitel der *mathematische Anhang*, welcher eine ausführliche Darstellung der Vortheile und merkwürdigen Eigenschaften des enneadischen Progressionsystems auf 28 Seiten enthält, wozu noch 21 Tabellen gehören, die irriger Weise nach Seite 118 gesetzt worden sind, da sie doch am Ende des Anhangs hätten stehen sollen. Dieser Anhang, welcher übrigens merkwürdige Ansichten enthält, eignete sich nicht zur Aufnahme in diesen Auszug, und da er eine, mit dem Buche selbst nicht nothwendig zusammenhängende Zugabe ist: so glaubt Rec. die Beurtheilung desselben, so wie besonders der vom Vf. aus seiner Ansicht für Naturphilosophie und Musik gezogenen originellen Folgerungen, Anderen überlassen zu müssen. — II Capitel. Von den *Ordnungsbildern* (*locis*), deren Zweck ist, uns eine Anzahl von Gegenständen in einer bestimmten Folge einprägen, und deren wir also nur dann bedürfen, wenn wir die Aufeinanderfolge gewisser Stoffbilder behalten wollen, in welchem Falle wir durch *Verknüpfung der Stoffbilder mit den Ordnungsbildern* (Lo-

ciren der Bilder) in den Stand gesetzt werden, nicht nur anzugeben, den *wievielften* Platz in der ganzen Reihe jedes einzelne Stoffbild habe, sondern auch zu bestimmen, *was für ein Gegenstand* in diesem oder jenem Reihenplatze locirt sey. So können, wenn die Zahl der Stoffbilder *geringe* ist (etwa 4, 5, 7, 9, 10, 12, 24) die personificirten vier Jahreszeiten oder Alter, die fünf Erdtheile, die sieben Planeten oder Metalle, die neun Musen, die zehn Ziffern, die zwölf Himmelszeichen oder Monate, die vier und zwanzig Buchstaben u. s. f., als Ordnungsbilder dienen, und man kann daher, um das unbekannte Wort *Entomologie* zu merken, die fünf *Stoffbilder* desselben (Ente. Topas, Morast, Logis und Giebel) nach Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien lociren, wenn man sich nicht dazu lieber der fünf ersten Musen, Ziffern, Buchstaben u. s. w. bedienen will. Ist aber die Zahl der in bestimmter Ordnung zu merkenden Stoffbilder *beträchtlich*: so sind ganz andere Ordnungsbilder vonnöthen, deren Wahl übrigens Jedem am besten selbst überlassen bleibt. Nachdem Hr. v. A. die Hauptregeln angegeben hat, die in Ansehung der Ordnungsbilder zu beobachten sind, beurtheilt er zuerst die von den älteren Mnemonikern angegebene Methode, zufolge welcher man sich die Zimmer eines Hauses vorstellt, und jede Wand jedes Zimmers in 5 Plätze abtheilt, in welche man die Stoffbilder locirt. Diese fingirten Wandplätze mag der Vf. Niemanden empfehlen, der sich mit dauerhaftem Erfolge der Mnemonik befleißigen will; er billigt jedoch die dabey zum Grunde liegende Hauptidee (die Eintheilung in Häuser, Zimmer und Wände) unter der Voraussetzung, daß man statt *fingirter wirkliche* Wandplätze annehme: unter welcher Bedingung er diese Methode besonders für Kinder sehr anwendbar hält, denen man zu solchem Behuf leicht einige Zimmer von Pappe machen lassen könne. (Viele möchte es scheinen, als werde diese Methode von Hr. v. A. bey weitem nicht genug gewürdigt.) — Für die leichtesten Ordnungsbilder erklärt er die *Zahlenbilder*, weil sie zugleich, was der Zweck der Ordnungsbilder ist, die Reihe der Stoffbilder anzeigen, und auch alle sonst erforderlichen Eigenschaften haben. Am besten wählt man dann nach Hn. v. A. solche Bilder, welche mit der Figur der Ziffer Ähnlichkeit haben, zu welchem Ende ein die Ordnungsbilder von 1 — 100 darstellender Steinruck beygefügt ist. Hat man bis 1000 Ordnungsbilder nöthig: so soll man sich dennoch mit den Bildern der Ziffern von 1 — 100 begnügen, und jedes Hundert entweder durch eigene Rubriken, oder durch eigene Anfangsbuchstaben auszeichnen. (Rec. bekennet, dieses nicht ganz zu verstehen, und vermuthet, daß es anderen Lesern eben so ergehen werde. Die *Benennungen* der Bilder zwischen 1 — 100 sollen z. B. mit A oder B anfangen, und doch sollen diese Bilder mit den *Figuren* der Ziffern Ähnlichkeit haben. Wie läßt sich beides vereinigen? Auf der beygefügteten Figur besteht das Bild der Zahl *Sechs* in einer *Pfanne*, deren Stiel nach oben gekehrt ist; die Benennung dieses Bilde

soll aber, weil es zwischen 1 — 100 liegt, mit einem A oder B anfangen: wie ist dieses zu verstehen? Eben dieses Bild soll, wenn es 506 bedeutet, eine mit M oder N anfangende Benennung erhalten. Aber wie? Es wäre zu wünschen, daß Hr. v. Aretin sein Verfahren etwas deutlicher dargelegt haben möchte). Auf den Fall jedoch, daß man diese Methode etwas zu spielend finden sollte, rath der Vf., sich solcher Bilder zu bedienen, die in sich selbst schon ein Zahlenschema führen; die alphabetische Ordnung, welche ein Zahlenschema enthalte, gebe bey den Ordnungsbildern die leichteste Methode an die Hand, welche zwar schon von *Celtes*, *Döbel* und *Wiedemann*, nur verkehrt, angewandt, und von *Köfner* zwar dunkel geahnet, aber nicht ausgeführt sey. Hr. v. A. entwickelt sie umständlich, und da es sein Verdienst ist, sie brauchbar gemacht zu haben: so will es Rec. versuchen, dem Leser davon einen Begriff zu geben. Hr. v. A. nimmt die 20 nöthigsten Buchstaben des Alphabets (A B C D E F G H I L M N O P R S T U W Z) als Anfangsbuchstaben gewisser Wörter, und verbindet damit nach der Reihe die 5 Vocale und die 5 Diphthongen ae, ei, ie, oe, ü, welche in den Wörtern, wovon die 20 Capitalbuchstaben den Anfang machen, vorkommen müssen. Daraus entsteht ein Schema, wovon der Anfang hier mitgetheilt werde:

	a	e	i	o	u	ae	ei	ie	oe	ü
A	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
B	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
C	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

Auf diese Weise erhält man durch das ganze Alphabet 200 Wörter, deren Bilder eben so viele Ordnungsbilder geben. Man sieht, daß sonach alle 10 Wörter, die sich mit A anfangen, Einheiten, die 10 folgenden, deren Anfangsbuchstabe B ist, Zehner u. s. f. bezeichnen sollen, so daß man bloß zu wissen braucht, der wievielte Buchstabe in der ersten verticalen Reihe jeder Anfangsbuchstabe des Wortes ist, und welcher Vocal oder Diphthong damit in dem Worte verbunden ist, um zugleich zu wissen, welchen Platz das Wort unter den 200 Wörtern einnimmt. Die Vocale und Diphthongen a — ü entsprechen den Einheiten; und zwar den Einheiten der ersten Dekade, wenn das Wort, in dem sie vorkommen, mit A, der zweyten, wenn es mit B, der eilften, wenn es mit M anfängt u. s. w. So ist es begreiflich, daß *Caesar* die Zahl 26, *Feder* 32, *Wieland* 138, *Kümmel* 170 bedeuten müsse. Es kommt nun darauf an, solche Wörter zu wählen, deren Bilder uns sehr bekannt und geläufig seyn müssen, worüber gute Rathschläge ertheilt werden; auch ist zur Probe eine Tabelle beygefügt. Braucht man recht viele Ordnungsbilder: so kann man, rath Hr. v. A., mit dem alphabetischen Typus, dessen Wörter Namen sind, z. B. das sogenannte *Jeu de l'Alphabet* verbinden, um ihre Anzahl bis auf 1000 zu steigern, wenn man nur merkt, daß in der Formel: „*ma bien-aimée se nomme Agnès*, je

l'aime avare, je la nourris d'asperget, je l'ai prise à miens, et je la quitterai à Aix-la-Chapelle“ der Name = 1, die Eigenschaft = 2, die Nahrung = 3, der Ankunftsart = 4 und der Abschiedsort = 5 ist. — Diese sinnreiche Methode mag allerdings für denjenigen, der sich recht damit bekannt gemacht hat, von bedeutendem Nutzen seyn. Ähnliche noch ausserdem im Buche angegebene Methoden übergeht Rec., um nicht zu weitläufig zu werden. Sie zeugen sämmtlich von großer Combinationsgabe, wie jeder Leser ohne Zweifel finden wird. — III Cap. *Von der Verbindung der Stoffbilder mit den Ordnungsbildern*. Ganz kurz. So wie nach der *schenckelschen* Methode das Anheften eines Stoffbildes an einen gewissen Platz der Wand das Verbindungsmittel ist: so ist es nach der Weise des Hn. v. A. diejenige Handlung, wodurch er eine ihm bekannte Person mit einem gegebenen Gegenstande in Verbindung setzt. Rec. weiß bey diesem Capitel nichts zu erinnern, ausser zu der zweyten Regel, „daß die den Personen beygelegten Handlungen ihnen so natürlich und angemessen seyn müssen, daß sie sich dem Gedächtnisse willig einprägen lassen,“ dieses, daß doch zuweilen gerade der Contrast der Person mit der ihr beygelegten Handlung das Behalten erleichtern dürfte. — IV Cap. *Art des Unterrichts in der Mnemonik*. Sehr brauchbar und anwendbar auf jede mnemonische Methode. — V Cap. *Beyspiele und Belehrungen über die Anwendung der mnemonischen Methode des Hn. v. A. auf verschiedene Wissenschaften, Künste und Geschäfte*. Nach vorausgeschickter sehr richtiger Erinnerung, „man müsse es sich zur Vorschrift machen, nur solche Dinge vermittelt der Methode zu memoriren, die man ausserdem gar nicht, oder wenigstens nicht in der gehörigen Ordnung merken kann, weil in allen anderen Fällen das natürliche Gedächtniß eben so sicher, und leichter, als die Methode, helfe,“ giebt Hr. v. A. Beyspiele über verschiedene im weitläufigen Gebiete der Wissenschaften vorkommende Fälle, in welchen man von der Methode mit dem besten Erfolge Gebrauch machen könne. Diese muß man im Buche selbst nachlesen; das Meiste ist hier nur sehr kurz angedeutet, und soll im größeren Werke weitläufiger ausgeführt werden. Am längsten verweilt der Vf. bey der Anwendung der mnemonischen Regeln auf diplomatische Geschäfte. Diesen Abschnitt wird man nicht ohne Vergnügen und Interesse lesen. Es wird darin aus einander gesetzt, wie man vormals zu Paris bey dem Ministerium der auswärtigen Geschäfte die zu bemerkenden Gegenstände durch Bilder oder äussere Zeichen ausgedrückt habe; und wie man sich sogenannter mnemonischer Couriere bedienen könne, welche ihre Depeschen, ohne sie selbst zu verstehen, mündlich überbringen. Zum Beschluß ganz kurz: *Anwendung der Mnemonik auf encyclopädische Übersicht der gesammten Kenntnisse*. Diese letztere Anwendung hält Rec. für eine der allerbrauchbarsten und nützlichsten.

(Der Beschlufs folgt)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 SEPTEMBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SULEBACH, in der feidelfchen Kunst- und Buch-
Handlung: *Systematische Anleitung zur Theorie
und Praxis der Mnemonik*, — von J. Chr. Freyh.
von Arctin u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VI Cap. *Anwendung der Mnemonik zur gesellschaftlichen Unterhaltung und zu Kunststücken* (mit Würfeln, Karten) und zu sogenannten *tours de force in Absicht auf ungeheure Zahlenreihen*. Von dem mathematischen Anhang ist oben bereits die Rede gewesen. — Diese ganze Praxis der Mnemonik ist nach Rec. Urtheile ein schätzbares Geschenk, besonders für diejenigen, welche bereits Mnemoniker sind, und die eigenthümlichen, von tiefem Studium zeugenden Ansichten des Hn. v. A. hier kennen lernen. Diese werden zwar die Methode, an die sie sich einmal gewöhnt haben, die ihnen geläufig geworden ist, und die ihnen gerade um desswillen, zumal wenn sie überdies etwa durch eigenes Nachdenken darauf gefaßt sind, individuell leichter, als jede andere, vorkommen muß, nicht aufgeben; aber mit Vergnügen werden sie dem Scharfsinne Gerechtigkeit widerfahren lassen, womit unser Vf. auf seinem eigenen Wege die Aufgaben der Mnemonik zu lösen versucht hat. Demjenigen, der sich ohne mündlichen Unterricht zum Mnemoniker zu bilden gedenkt, würde Rec. das vorliegende Werk, dessen mancherley vorgeschlagene Methoden ihn wahrscheinlich verwirren würden, weniger zum Studium anrathen: ein solcher folgt am besten nur Einer Methode, ohne sich zugleich um andere gleichfalls mögliche, vielleicht sogar vorzüglichere, zu bekümmern. Vor allen Dingen kommt es darauf an, zu wissen, was eigentlich durch die Mnemonik bewirkt werden soll, und die Grundsätze derselben richtig aufzufassen. Wer damit auf dem Reinen ist, der wird bey einiger Geistesfähigkeit um so eher im Stande seyn, sich seine eigene Methode zu erfinden, da uns schon die Natur, sobald wir das Bedürfnis fühlen, isolirte Gegenstände, oder eine Reihe von Vorstellungen in einer bestimmten Ordnung dem Gedächtnis einzuprägen, auf mnemonische Vorkehrungen leitet. Übrigens hat es, wie schon bemerkt worden, dem Rec. gefehlen, als wenn auf der einen Seite Manches in diesen Auszug aufgenommen worden sey, was eigentlich für das größere Werk hätte aufgespart werden sollen; auf

J. A. L. Z. 1810. Dritter Band,

der anderen aber Manches hätte deutlicher und ausführlicher dargestellt werden können, wobey man sich nicht ganz befriedigt findet: doch läßt er sich auf den doch möglichen Fall, daß vielleicht das größere Werk gar nicht erscheint, lieber jenen Überflus, als diesen Mangel, gefallen.

III Buch. *Geschichte der Mnemonik*. Dieser Abschnitt, welcher bey weitem den größten Theil des ganzen Werks einnimmt, muß den Literator, der hier einen räsonnirenden Katalog der vorzüglichsten mnemonischen, zum Theil sehr seltenen Schriften findet, äußerst schätzbar seyn, wiewohl sich die Ausführlichkeit einiger Parthieen mit dem Begriffe eines Auszuges schwerlich reimen läßt. Wozu die weitläufigen Excerpts aus Garcillazo, Acosta, Clavigero und Anderen; das Einrücken der bekannten Stellen aus dem *Auctor ad Herennium* und dem *Cicero de oratore*, und zwar nach Gräffe's und Kästner's Übersetzungen, in ihrem ganzen Umfange; die Unständigkeit, womit die Artikel von *Jordanus, Brunus, Schenkel, Döbel* und *Feinaigle* hier abgehandelt werden; der wörtliche Abdruck der Inhaltsanzeigen aus dem vierten Bande des *gräffe'schen* katechetischen Magazins, und aus der ersten Ausgabe von *Kästner's* *Mnemonik* u. f. w.? So liest man auch nicht ohne Befremden S. 460 — 462 das nämliche abermals wörtlich, was man bereits in der Vorrede S. VII — IX gelesen hat. Gegen diese übermäßige Fülle, wofür man dem Vf. nicht Dank wissen kann, sticht die Magerkeit anderer Parthieen, wo bloße Collectaneen mitgetheilt werden, und wovon es am Ende der Verbesserungen und Zusätze heisset: die literarische Geschichte der Mnemonik, besonders vom XVII und XVIII Jahrhundert; habe, um den Raum zu sparen, größtentheils nur fragmentarisch behandelt werden müssen, etwas seltsam ab. Diese ganze Geschichte der Mnemonik zerfällt übrigens in achtzehn Capitel. I. *Vom Ursprunge der Mnemonik im Orient*. II. *Sagen über die Erfindung der Mnemonik in Griechenland*. (Das in diesen Blättern 1805 No. 281 angezeigte *morgensterne* Programm konnte Hr. v. A. nach S. 532 erst zu Ende Octobers 1807 vergleichen, aus welcher Stelle man, wie aus einigen anderen sieht, daß der Druck des Werks sich sehr verzögert hat.) III. *Mnemonik des Pythagoras*. IV. *Fernere Geschichte der Mnemonik bey den Griechen*. Bey Charmadas scheint Hr. v. A. aus Plin. H. Nat. VII, 24 zu viel zu schließen. Es kann nicht gefolgert werden; Charmadas habe der Meinung des Plinius nach vor Simonides gelebt, weil er sonst

Ffff

auch drey der anderen früher genannten, Ciness, Scipio und Mithridat, vor Simonides gesetzt haben müßte. Bey Apollonius von Tyana wird in einer Note zu den bekannten Gründen, aus denen man zwey Philostrate annimmt, noch dieser als entscheidend hinzugefügt, daß der Vf. der *vitae Sophistarum* die Existenz und Möglichkeit der Mnemonik gänzlich leugne, während der Vf. der *vita Apollonii* vieles von der Stärke des Apollonius in der Mnemonik erzähle. Rec. bemerkt hiebey, daß der letztere bloß aus Damis referirt, und daß schon darum der angeführte Grund wohl nicht als entscheidend gelten kann, weil doch möglicher Weise der nämliche Verfasser seine Meinung von der Mnemonik geändert haben könnte. Zur Zeit des Verfassers der *vitae Sophistarum* soll, wie Hr. v. A. glaubt, die Mnemonik in Griechenland entweder außer Übung gekommen, oder, was ihm wahrscheinlicher dünkt, geheim gehalten worden seyn. Manches, was Rec. bey diesem Capitel noch erinnern könnte, muß er aus Mangel an Raum übergehen. — V. Mnemonik der Römer. Von Quintilians Zeiten an sey die wahre Kunst schon in Verfall gerathen. — VI — VIII. Mnemonik im vierten und fünften Jahrhundert, im Mittelalter, im vierzehnten Jahrhundert. — IX. Mnemonik im funfzehnten Jahrhundert. Von der *Artificiosa memoria* des Petrus Ravennas (S. 170) kann Rec. dem Hr. v. A. noch eine Ausgabe nachweisen, welche gleich nach der von 1491 gesetzt werden müßte. Sie ist auf 10 Quartblättern gedruckt. Erfordie per Wolfgangum Schenck Anno salutis Millefimoquingentesimo. Von der Schrift des Mattheolus Perusinus führt Hr. v. A. zwar eine Ausgabe von 1498 an, doch, wie es scheint, nicht aus eigner Ansicht. Rec. hat ein Exemplar vor sich liegen, welches er, auch um Panzer (I. p. 26. n. 343) zu berichtigen, hier genauer bezeichnen will. Der Titel lautet: *Artis memorativae Matheoli Perusini medicinae Doctoris praestantissimi: Tractatus utilissimus: cum nonnullis Plinij et Gordani documentis*, acht Blätter in 8, wovon das letzte leer ist. Auf der ersten Seite steht: *Explicit tractatus de memoria. D. Matheoli Perusini, medicinae doctoris famosissimi editus in Italia. Impressus a Martino Schotto, civis Argens: quarto idus Octobris Anno Christi. M. CCCC. LXXXOctavo*. Darunter eine wie ein Kohlhaupt gestaltete Figur, auf deren beiden Seiten die Buchstaben M. S. — X. Mnemonik im sechzehnten Jahrhundert. Hier werde folgende Schrift nachgetragen, welche Rec. ebenfalls vor Augen hat: *Aureum reviviscendi memorandique perbreve opusculum mirum in modum naturali praestans memoriae uberimum suffragium. litteris quoque alphabeticis ac figuris varie dispositionis ornatum quarum occasione quaelibet res memoranda facilius ac citius ad memoriam reduci potest*. Auf der Rückseite des Titels liest man: *In laudem Artis memoriae Hermannii Buschy monasteriensis Epigramma*, in acht Distichen. Dann folgt der *Tractatus de arte memorativa* selbst auf vierzehn Seiten in 8, wovon der Schluß ist: *Aureum artis memorativae opusculum ex diversis doctissimorum virorum*

libris summa diligentia collectum pervigiliq; cura emendatum finit feliciter. Impressum in felici civitate Coloniensi per honestum virum Lodovicum Renchen morantem in Nova platea in Rota. Anno virginialis partus Millefimo quingentesimo primo decima die mensis Decembris. Angehängt sind achtzehn Seiten voll mnemonischer Figuren. Das Ganze schließt mit einem Holzschnitte, auf dem der Heiland mit der Glorie in einer segnenden Stellung und mit einem Reichs- oder Welt-Apfel in der Linken abgebildet ist. Auf dem Titelblatt findet sich auch eine in Holz geschnittene Vignette, welche die h. drey Könige vorstellt, von welchen der mittlere eine Standarte mit dem kölnischen Stadtwappen trägt. Am Ende des Schaffts ist noch ein Wappenschild angebracht, der unter anderen die Buchstaben l r enthält. Von Jo. Paëpp Galbaicus, der Schenckels wegen in diesem Jahrhundert mit vorkommt, weiß auch Hr. v. A. nichts Genaueres anzuführen. — XI. Mnemonik im siebenzehnten Jahrhundert. Rec. findet folgende Schrift nicht angeführt: *Compendium Memoriae artificialis omnibus conciatoribus apprime utile. Auctore Petro IVVERNAÏ, presbytero Parisino. Tantum scimus quantum memoria tenemus. Parisiis apud Petrum Le-Mur, in aula magni Palatii. M. DC. XXXVI. 12 Blätter kleinen Formats in 8, obgleich immer 4 Blätter eine neue Signatur haben*. — XII. Mnemonik im achtzehnten Jahrhundert. Von Grey's Schrift hat Rec. die seines Wissens neueste achte Ausgabe vor sich, welche betitelt ist: *Dr. R. Grey's Memoria technica, or method of artificial memory, applied to and exemplified in Chronology, History, Geography, Astronomy, also Jewish, Grecian and Roman coins, weights, measures etc. to which are subjoined Lowe's Mnemonics delineated in various branches of Literature et Science. London, printed for W. Lowndes, 88. Bedford street, 1805. 203 Seiten in 12, sehr elegant gedruckt*. Hr. v. A. irrt, wenn er S. 443 sagt, Grey's Methode, die Rec. übrigens keinesweges anpreisen mag, beziehe sich bloß auf Zahlen. Gleich zu Anfang des Buchs heist es: „the principal part of this method is briefly this: to remember any thing in history, chronology, geography, etc. a word is formed, the beginning where of being the first syllable or syllables of the thing sought, does, by frequent repetition, of course draw after it the latter part, which is so contrived as to give the answer.“ Die sogenannten memorial lines sind allemal Hexameter. — XIII. Mnemonik im neunzehnten Jahrhundert. Von seinen eigenen Bemühungen giebt hier der Vf. unter anderen umständliche Nachricht. — XIV. Nachrichten von Personen, die ihr Gedächtniß auf eine erstaunenswürdige Art vervollkommen haben. — XV. Praktische Schriften. — XVI. Schriften, die verwandten Inhalts sind, und Schriften vom Gedächtniß überhaupt. — XVII. Ähnliche, oder mit ähnlichen Titeln versehene, aber nicht hieher gehörige Schriften. — XVIII. Geschichte der Vergessungswissenschaft.

IV Buch. Kritik der Mnemonik, enthaltend die Grundsätze über die rechte Anwendung dieser Wissenschaft, und eine Prüfung der Einwürfe gegen des Vfs. Methode, welche treffend beantwortet werden

Dieses vierte Buch besteht aus vier Capiteln: I. Nutzen u. richtige Anwendung der Mnemonik sowohl überhaupt, als nach Hr. v. A. Methode insbesondere. — II. Zusammenhang der Mnemonik mit anderen Wissenschaften und Künsten. — III. Verzeichniß einiger Schriftsteller, die über die Mnemonik geurtheilt haben. — IV. Untersuchung der Einwürfe gegen die Mnemonik.

Auf die Correctur dieses sonst ansehnlich gedruckten Buchs ist nicht die gehörige Sorgfalt gewendet worden.

XXI.

LÜBECK, b. Niemann u. Comp.: *Der Nationen Fall.*

Ein Spiegel für Herrscher und Beherrschte. Von F. Herrmann. 1809. 244 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Groß und schön ist der Eifer, womit der Vf. die Völker unserer Zeit, vorzüglich das deutsche Publicum, anspricht. Sein reger und frischer Enthusiasmus für das Gute und Wahre gewinnt ihm das Herz seines Lesers, mitgeriffen von der Thätigkeit eines weiten Gemüths, das, unter den Bleyschlacken der Gegenwart, noch nach Silberminen zu graben im Stande ist. Doch fehlt es seinen Ideen an Reife, und er verliert oft die Bahn in den Schluchten der Metaphysik. In einer Einleitung verspricht er eine Zusammenstellung der Fehler, welche die Unabhängigkeit der Völker Europens zernichtet haben, vorzunehmen; diese giebt also den Hauptinhalt seines Buches ab. Gleich auf der ersten Seite finden wir folgende höchst besremdende Äußerung: „Der erhabene Gefinnthe hat nur sich im Auge; weil er im Strome nicht untergehen will, darum ist er auf seiner Huth, daß er nicht von ihm fortgerissen werde. Sein Wirken ist negativ. Was Andere vornehmen oder leiden mögen, ist ihm gleichgültig; es ist ihm lediglich um die Bewahrung seines Selbst zu thun. Er mag eben so wenig Andere bestimmen, als er von Anderen bestimmt seyn will.“ Wo ist das Erhabene an diesem schändlichen Egoisten? Man denke alle Männer der alten Geschichte besonders durch, denen man einen erhabenen Charakter zuschreibt. Dachten sie an sich oder an Andere? Erhaben, schreckhaft erhaben war die That des ersten Brutus, der seine Söhne wegen ihrer Verrätherey gegen Rom zum Tode verurtheilte. Wie leicht hätte er sie erhalten, wenn er nur sich im Auge gehabt hätte! Welch ein Wicht muß der Niedrige seyn, dem die Handlungen und Leiden seiner Mitmenschen gleichgültig sind, damit er lediglich sein Selbst bewahre! Sein Selbst, das Niemanden zu Statten kommt, und dem Eigner zur Last fallen muß, weil kein Anderer es ihm tragen hilft! Nein; ein solcher Elender verdient auf eine andere Art erhoben, oder nach Swift, mit einem Schub vor den H —, aus der Schöpfung gestossen zu werden. „Aber, fährt Hr. H. fort, es könnte dem Menschen auch wohl beyfallen, aus sich herauszutreten, und seinen Vorstellungsarten Eingang in andere Gemüther zu verschaffen.“ Das siele einem nur so bey? Man machte sich einmal diesen Spas? Man wäre nicht von der Wahrheit und Nützlichkeit seiner Begriffe durchdrungen? Man hinge sie nur so auf, wie einen Schinken an einen Maybaum, um dem Gekrabbel mit zuzusehen? „Versteht er sich hiezu: so hat er leichtes Thun, wenn die Anderen ihre Freyheit willig aufgeben, um seine Begriffe und Ansichten zu den übrigen zu ma-

chen. „Wenn sie diese Begriffe und Ansichten wahrer und wohlthätiger, als ihre bisherigen, finden: so nehmen sie sie bis zu dem Termin an, wo ihnen bessere eröffnet werden; ihre Freyheit geben sie darum nicht auf.“ Versteht der Vf. unter Freyheit einen Zustand, der sich nie fixirt? Eine wunderliche Freyheit, die im Nichtgebrauche der Freyheit besteht! „Wer mit Besiegung alles äußeren Widerstandes seine Freyheit zur Gebieterin des Willens der Menge macht, ist ein großer Mensch.“ Die Größe eines Gebieters der Menge ist immer von der Menge abhängig; wenn er ihr gebieten will, muß er ihren Willen studiren. Seine Freyheit ist nur scheinbar. Der freye Cäsar, der den Römern gebietet, wünscht sich nur noch das Zeichen seiner Größe, ein Diadem. Er darf es nicht annehmen; die Menge will es nicht. Ist die gehorchende Menge nicht frey, der große Cäsar nicht ihr Sklav? — Nicht selten reicht uns Hr. H. solche taube Nüsse; dagegen hat er andere, die Kern und Saft haben. Sie dem Leser alle zu öffnen, würde endlose Arbeit seyn; wir beschränken uns auf einige Bemerkungen.

In dem ersten Aufsätze, *die Nationen* überschrieben, handelt er von der Willenlosigkeit der heutigen Völker, vom Ursprunge der Staaten, wo viele Paradoxien unterlaufen, von den Grenzen der Herrschaft, Entstehung der Gesetze, Nationalität und anderen damit verwandten Gegenständen. Seine Ansichten sind weder rein historisch, noch rein philosophisch, sondern ein Zusammengeschmolzenes, das manche Blasen wirft. „Die Bildung der Nationen Europens, welche zeither die Opposition gegen Frankreich ausgemacht haben, ist großen Theils nicht aus ihrem eigenen Geiste hervorgegangen. Sie haben sich das Fremde angeeignet. Alles Anbilden aber ist verwerflich.“ Jetzt kommt er auf die französische Cultur, die er eine verführerische Circe nennt, und ihr alles Böse nachsagt, das sie verdient. „Ihr gilt der Tod mehr als das Leben, der Schein mehr als die Wahrheit. Was lebt, tötet sie; sie würgt, um mit Leichnamen spielen zu können; sie gleitet, gleich dem elektrischen Fluidum, in der Oberfläche der Wesen hin, um die Wurzeln des Lebens, das ihr ein Ärgerniß ist, nicht zu berühren.“ Selbst mit der Freyheit, die das reizbare Volk zu einigen kraftvollen Äußerungen erregte, hatte das Gemüth keinen innigen Bund geschlossen. Mit edlem Verdrusse geht der Vf. die Thorheit der Nationen durch, die in der Nachahmung dieser Cultur ihr Heil gesucht, und tiefe Verderbtheit dafür eingetauscht haben. Selbst die französische Sprache trifft sein gerechter Eifer. „Was soll man sagen, fragt er, wenn man eine Sprache, welcher zahllose Nasentöne eine höchst widerliche Kakophonie geben, die einen auffallenden Mangel an allgemeinen Begriffen hat, und daher das Gespräch, wenn es im Begriff ist, einen höhern Schwung zu nehmen, stets zu dem kleinlichen und ekelhaften Treiben des allerbeschränktesten Lebens herabzieht, und uns jeden Augenblick, wenn wir unserer Göttlichkeit uns freuen wollen, an den Erdenkloß erinnert, aus welchem wir gemacht sind, die im allerhöchsten Grade flach ist, die als wahrhaft todt, ehe sie lebte, die Idee

ewig in denselben Kreisen herumtreibt, wenn sie sie aufkommen läßt, den Eintritt in das Leben verlag, die sich in einer kalten Marmorglätte gefällt, und in welcher sich sehr wenig ein frommer, kindlicher, reiner Sinn, desto mehr aber durch schimmernde Wortspiele und Äquivoken der Esprit vernehmen läßt, was soll man sagen, wenn man einer solchen Sprache den Vorrang vor allen anderen giebt? War es nicht eben so unpatriotisch als unpolitisch, daß fast alle größeren, und alle Miniatur-Höfe Europas sie mit Verachtung des oft so trefflichen Landesidioms zur Geschäfts- und Umgangs-Sprache machten, und ist es nicht zu beklagen, daß dieses Unwesen noch fort dauert? Von dem Geiste dieser Cultur hat sich in Deutschland, England und Schweden die Wissenschaft am meisten frey erhalten, auf die Kunst aber hat er hier ungleich stärker gewirkt. Die Masse des Volks ist im Ganzen unangesteckt geblieben; nur die Großen und Reichen sind dadurch zu Verräthern an ihrer Nation geworden. Wir müssen übergehen, was der Vf. von Aufklärung, Gemüth, Hingebung des Heiligen, Religion, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe u. s. w. sagt, um etwas Raum für den zweyten Aufsatz, *die Staatsverfassungen*, zu gewinnen.

Es kann keine absolut beste Staatsform geben, weil jedes Volk, wenn es die Idee des bürgerlichen Lebens ausspricht, sich dabey nothwendig der Formen bedient, die ihm in seiner physischen und moralischen Stellung die geläufigsten sind. Die bisherigen Staatsformen waren veraltet. „Das deutsche Volk war durch eine Last von Formen zu Boden gedrückt worden, das Tragen derselben erschöpfte seine schönsten und edelsten Kräfte.“ Die Tendenz der Staatsverfassungen war ein offener oder versteckter Föderalismus, dessen Bande sie erschaffen ließe. Die Macht eines Reichs wird am sichersten begründet, wenn ein solches Verschmelzen in Eins vorgehen kann, daß alle Glieder des Reichs ein untheilbares Ganzes ausmachen; daß durchaus nur Ein Gesetz, nur Ein Wille (nicht der Wille eines Despoten, sondern des Volks, das der Fürst repräsentirt) herrschend ist. Hier aber muß die Natur zu Hülfe kommen, die Kunst vermag nicht viel. „Die Verschmelzung mehrerer durch Sprache, Denkart, Sitte und Genius verschiedener Völker in ein einziges, das, von einem jeden abweichend, sie doch alle in sich trägt, ist nicht räthlich, weil man dadurch viele frische, jugendliche, natürliche Leben tödtet, um ein einziges,

künstliches, d. h. ein Panorama-Leben hervorzubringen; und wenn sie möglich ist, so sind doch Jahrtausende dazu erforderlich.“ Der Vf. wendet seine Ideen von der Kraftlosigkeit des Föderalismus auf Spanien, Italien, Großbritannien, Oesterreich, Helvetien und Deutschland an. „Das Unglück Deutschlands war, daß um die Zeit der Reformation eine undeutsche Dynastie auf den Kaiserthron erhoben wurde — Friedrich von Preussen war kein (inniger) Deutscher, er lachte über die Frömmigkeit, Unschuld, Gründlichkeit und Tiefe seiner Nation.“ Über die Verderblichkeit des Fürstenbundes, über die Schädlichkeit der Demarcationslinie zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland sagt der Vf. viel Beherzigungswerthes. Daß es zu spät kommt, ist nicht seine Schuld. Er dringt noch immer auf Einmüthigkeit. Mit starken Strichen zeichnet er die Hinfälligkeit der Staatsformen, worin der Geist der Nationen unbeachtet gelassen wird, wo bloß die äußere Gewalt alles ausrichten und vollenden soll. Auf den Vorwurf, daß es manchen Völkern an Geist fehle, antwortet er: Es fehle selbst den Chinesen, Algerern u. dgl. nicht an Geist; weil er aber durch verbündete Thätigkeit seit langer Zeit gewöhnt sey, mehr Eindrücke aufzunehmen als zurückzugeben, trage er die Spuren dieser langen Gewohnheit an sich. Aber hart, wie das Schicksal, ist der Ausspruch S. 199: So soll es seyn auf der Erde; der Unedle soll da seyn für den Edeln, und wer verlernt hat frey zu seyn, der ist nur noch Sache in der Hand des Freyen. — Zuletzt spricht der Vf. von den bisherigen Fehlern in der Bildung der Jugend, dringt auf eine Nationalerziehung, und sagt ein schönes warmes Wort über die Nothwendigkeit zur Unterstützung der deutschen Akademien. Sie verdienen solche, als das vorzüglichste Bildungsmittel der Nation, deren eigenster Besitz, deren Stolz, und deren Vereinigungspunct sie sind.

Wir haben von dem Gesichtspunct und der Darstellungsart des Vfs. Proben genug geliefert, um hier mit Fug aufhören zu können. Man kann freylich nicht leugnen, daß er mitunter ein wenig kreischt; in einem Sturme aber macht man sich mit einer dumpfen Stimme nicht verständlich. In einem zweyten Bändchen, das er bald zu liefern verspricht, soll neben anderen Gegenständen von dem verderblichen Einflusse des Adels und Lehnwesens seit Ludwig XIV gehandelt werden. Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Verlagsanzeige: *Vor-schriften zum Schönschreiben von Heinrich Meyer*, Lehrer an der reformirten Schule zu Braunschweig. Gellochen von F. M. Müller in Weimar. Ohne Jahrzahl. 23 Bl. in Querfolio. (2 Thlr.) Der Stich der hier gelieferten Vorschriften ist sehr schön, nur würde zum Gebrauch etwas stärkeres Papier bequemer gewesen seyn. Auch die lateinische Schrift ist vorzuziehen, sichtlich und doch bestimmt; aber die deutsche Schrift

hat in ihren starken Strichen zu wenig Gleichheit, als daß sie dem Auge wohlthun sollte. Das in dieser Schrift gebrauchte f ist aus dem Lateinischen, mit Unrecht, herübergenommen, und das k hat zwar einen sehr süchtigen Zug, aber kein gefälliges Ansehen. Die die Linie überschreitenden Buchstaben unterdrücken mit ihrer Stärke die bescheidenen zurückbleibenden.

k.

Monatsregister

V O M

September 1810.

I. Verzeichniß der im Monat September in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- Arendt** Gedächtnisübungen für die jüngere Jugend 207, 456.
Arctin Bayerns größter Umfang unter den Agilolfingern, Carolingern, Welfen und Wittelsbachern 222, 574.
 — — Biographie Napoleons des Großen 222, 571.
 — — systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik 224, 585.

B.

- Batz** theologische Zeitschrift. I Bd. 1 — 6 Heft. II Bd. 1 — 5 Heft 202, 412.
Baumgarten kleines Handbuch für Lehrer in Volksschulen bey den Übungen der Schüler im Bibelaufschlagen 207, 455.
Benedict Geschichte des Scharlachfiebers, seiner Epidemie und Heilmethode 208, 457.
Bertsch Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien 1805 — 6. 1. 2 Heft 223, 577.
Brandes über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes auf die höheren Stände. 1. 2 Abth. 205, 435.
Buchner das Wesen und die Formen der Religion. 1 Bd. 2 Aufl. 202, 415.

C.

- Cannabich** Kritik der praktischen christlichen Religionslehre. 1 Th. 202, 409.
Code de Commerce, übers. von Daniels. 2 Aufl. 203, 423.
Code Napoléon, übersetzt von Daniels. 3 Aufl. 203, 423.
Commentar, ausführlicher theoretisch - praktischer, über das franz. und westphäl. Gesetzbuch des Verfahrens in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, nach Pigeau bearbeitet von Oesterley und Spangenberg. 1 Th. 205, 420.
Consruck Taschenbuch der Arzneimittellehre für praktische Aerzte und Wundärzte. 2 Aufl. 220, 559.

D.

- Dähne** einige Beyträge zur Aetiologie und Cur des Scharlach- oder Häutungs-Fiebers 208, 457.
Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise von Bourbon Conté. Aus dem Franz. 1 Th. 223, 584.
Deißtes Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Moral für alle Menschen 204, 431.

E.

- Encyklopädie**, allgemeine, für praktische Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von Consruck und Ebermeier. 4 Th. 220, 559.

- Ewald** der erste Ungehorsam des Menschen mit seinen Folgen 222, 576.
 — — Predigten über die wesentlichsten und eigenthümlichsten Lehren des Christenthums. 9. 10 Heft 222, 575.
 — — Schöpfung der Erde und des Menschen 222, 576.

F.

- Fickenscher** Aeußerungen über Gegenstände des Schulwesens 225, 585.

G.

- Gefangbuch**, vollständiges, für Freymaurer, 4 Aufl. 216, 527.
Glaiz Theone. 2 Aufl. 1. 2 Bd. 216, 527.
Grellmann Lautirbuch 204, 451.

H.

- Hahn** der Sieg des Glaubens und des reinen Herzens über Tod und Betrübniß 221, 567.
 — — die Tiefen der Gottheit 221, 567.
 — — Wort und That, Ein Beytrag zur Secularisierender Gymnastik zu Gera 221, 567.
Hammer Livre élémentaire, pour apprendre aux enfans la langue française. 2 Ed. 205, 424.
Helm kritische Bemerkungen über Hn. Markus Schrift: die Natur und Behandlungsort der häutigen Bräune 219, 551.
Herbert allgemeine praktische Philosophie 204, 425.
Herrmann der Nationen Fall 225, 588.
Hesse kleine Denkprüche für die unteren Classen in Bürger- und Land-Schulen 214, 512.
Hippocratis opera, quae exstant, in Sectiones VII divisa. Ed. Pierer. I — III Tom. 216, 523.

K.

- Kögel** Zucker-, Syrup-, Arrak- und Essig-Fabrication aus Runkelrüben 219, 551.
Kunst, die, das Leben der, in der Oekonomie nützlichen und unentbehrlichen Thiere zu verlängern und sie gesund zu erhalten 212, 491.

L.

- Laenge** Welt- und Wunder-Magazin. 3 Heft 221, 567.
Lerche Elogium über die Art. 647, 648 und 701 des Gesetzbuchs Napoleons 205, 421.
Lesebuch, deutsches, für die ersten Anfänger. Vermehrte Aufl. 211, 488.
Lehr die Natur und die Menschen. 2 Auflage. 1 — 4 Bd. 205, 424.
 — — gemeinnützige Kenntnisse. 2 Aufl. 211, 487.
Longos Daphnis und Chloe. Aus dem Griech. übersetzt durch Krabinger 215, 513.

- Luther's* kleiner Katechismus, nach dem Bedürfnisse der Zeit 214. 511.
Lux Charakteristik der Rindviehepidemie. 2 Theile 212. 495.
 — — Wie ist die Rindviehpest in ihrem Entstehen untrüglich zu erkennen und zu behandeln? 212. 495.
 M.
Meyer Vorschriften zum Schönschreiben 225. 599.
Moritz englische Farben- und Muster-Tabellen 219. 551.
 N.
Napoleons Gesetzbuch nach seinen Abweichungen von Deutschlands gemeinem Rechte. Erläutert von B. W. und F. G. Pfeiffer. 1. 2 Bd. 203. 417.
Nasse über Aetherbildung im Allgemeinen 219. 549.
 P.
Pierier bibliotheca istrica. 1—5 Vol. 216. 523.
 R.
Reich neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers 203. 457.
Reise-Encyclopädie, allgemeine. 1 Bd. 1—4 Hefte. 2 Bd. 5—6 Hefte 223. 530.
Riem Halbjahr-Beyträge zur Oekonomie und Naturgeschichte für Landwirthe und Bienenfreunde. 2 Lieferung auf 1804, 1. 2 Lieferung auf 1805 und 1806 217. 529.
 — — Oekonomische und naturhistorische Beyträge für Landwirthe und Bienenfreunde. 1 Bdes. 2 Th. II Bd. 1. 2 Th. III Bd. 1. 2 Th. 217. 529.
Mohlwieser praktische Bemerkungen über das Einimpfen der Pocken bey den Schafen 212. 495.
Römer Anleitung, den Geschäftsgang bey den Civiltribunalen und Friedensgerichten des R. Westphalen in einer zweckmäßigen Ordnung einzurichten und zu erhalten 205. 424.
 S.
Sachse Versuch eines Lehrbuchs der griechischen und römischen Literaturgeschichte und classischen Literatur 216. 526.
 Schrecknisse, die, des 1 Sept. 1810 in Eifenach 221. 561.
Schuderoff Ehrenrettung der Protestanten gegen die Beschuldigungen des Morgenboten 221. 564.
Selbiger der goldene Stier. 2 Theil 220. 560.
Sponneck über den Zustand und die forstliche Behandlung desjenigen Theils des württembergischen Schwarzwaldes, welcher den neuenburger Forst ausmacht 218. 543.
 — — über die Beschaffenheit, Entstehung und Cultivirung der Sümpfe in Gebirgsforsten, mit vorzügl. Hinsicht auf den württembergischen und badischen Antheil des Schwarzwaldes 218. 544.
 T.
Testamentum, novum, graece perpetua annotatione illustratum. Ed. Koppianae Vol. IX. compl. Epist. Cathol. Fasc. II. Contin. Post. Ed. 2 216. 528.
Textor kurze Darstellung der höheren Analysis 220. 537.
Trommsdorff Versuch eines praktischen Handbuchs für die Quecksilberpräparate und deren Anwendung in Krankheiten 219. 547.
 V.
Vater Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente 222. 569.
Vetterlein Plan und Ordnung der Stadtschule zu Köthen. 2 Ausg. 214. 508.
Vogel kleines Lehrbuch für Schulen, enthaltend Buchstabil-, Lese- und Schreib-Regeln u. s. w. 204. 432.
Völter der neue Landtschullehrer. 2. 3 Bd. 213. 497.
 — — theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher. 1—3 Bd. 215. 497.
 W.
Wenzel Vaterlandsopfer 223. 584.
Winkhofer die hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden 219. 552.
 Z.
de Zach Tables abrégées et portatives du Soleil 220. 553.
 — — Tables abrégées et portatives de la Lune 220. 553.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

- Anonyme Verleger 221. 222. 225.
 Arnold in Dresden 217.
 Bodecker und Kürzel in Duisburg 204.
 Barth in Leipzig 202. 220.
 Comptoir, literarisches, in Altanburg 216.
 Craz und Gerlach in Freyberg 219.
 Dankwerth in Göttingen 204.
 Dieterich in Göttingen 203 (2). 216.
 Bagelmann in Heidelberg 204.
 Ernst in Quedlinburg 219.
 Eizdorf in Jena 219.
 Fehsacker in Nürnberg 203.
 Flaischer d. J. in Leipzig 203. 211. 221.
 Geissinger in Wien 222.
 Göbhardt in Bamberg und Würzburg 202.
 Grieghamer in Leipzig 221.
 Gundersmann in Hanburg 207.
 Hahn, Gebrüder, in Hannover 203. 205.
 Hanisch's Erben in Hildburghausen 214.
 Hartknoch in Leipzig 217.
 Heerbrand in Tübingen 213 (2).
 Heinrichskofen in Magdeburg 207.
 Hemmerde und Schweitschke in Halle 214. 216.
 Heßelrand in Magdeburg 212.
 Hitzig in Berlin 219.
 Hirsch in Bayreuth 223.
 Jüngen in Lobenstein 221.
 Joachim in Leipzig 208.
 Junius in Leipzig 212 (2).
 Keil in Köln 203 (2).
 Korn in Breslau 224.
 Landes-Industria-Comptoir in Weimar 221. 223.
 Leichtsch-Buchh. in Brandenburg 212.
 Maurer in Berlin 212. 216. 220.
 Mayr'sche Buchh. in Salzburg 219.
 Meyer in Lemgo 222.
 Molini, Landi u. Comp. in Florenz 220 (2).
 Niemann u. Comp. in Lübeck 225. 226.

Realschulbuchhandlung in Berlin 220.

Reclam in Leipzig 208.

Salfeld in Leipzig 225.

Schwicker in Leipzig 219.

Seidelsche Kunst- und Buch-Handlung in Sulzbach 224.

Steinacker in Leipzig 214. 221.

Stettin in Ulm 218 (2).

Stiller in Rostock 204.

Thomann in Landshut 202. 215.

Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 211.

Vogel in Leipzig 222.

Waizenhausbuchh. in Halle und Berlin 208.

Wefche in Blankenburg 205.

Wilmanns in Frankfurt am Mayn 216.

III. Intelligenzblatt des September.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder
Verl. 74. 691.
Akademische Buchh. in Kiel Verl. 72. 676.
Andreä'sche Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 70. 660.
Bädecker und Kürzel in Duisburg Verl. 70. 669.
Bibliothek der Märchen 72. 671.
Briefsteller für die elegante Welt. N. A. 72. 676.
Bureau für Literatur und Kunst in Halberstadt
Verl. 67. 632.
Degen in Wien Verl. 71. 661.
Dieterich in Göttingen Verl. 67. 684.
Erzählungen, interessante, Anekdoten und Cha-
rakterzüge. 2 Bd. 70. 666.
Beringer'sche Buchh. in Gotha Verl. 72. 675.
Fleischer, Benj., in Leipzig Verl. 74. 692.
Fleischer d. J. in Leipzig Verl. 74. 691.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 71. 664.
Gebhard und Körber in Frankfurt am Mayn
Verl. 70. 659.
Gemälde, historische, in Erzählungen merkwür-
diger Begebenheiten. 18 Bd. 70. 688.
Hanisch's Erben in Hildburghausen Verl. 67. 654.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 67. 656.
Heinhaus in Gera Verl. 71. 664.
Hoyer in Gießen Verl. 67. 636.
v. Hildenbrand über den ansteckenden Typhus 74. 691.
Joachims Buchh. in Leipz. Verl. 72. 676.
Krieger'sche Buchh. in Marburg Verl. 73. 681.
Kupferberg in Maynz Verl. 68. 639.
Langsdorf arithmetische Abhandlungen über ju-
ristische, staats- und forstwirtschaftliche Fra-
gen 67. 636.
Liebeskind in Leipzig Verl. 71. 661.
Majer in Weimar Geschichte der einheimischen
Dynastien Hindustans 69. 654.
Meyer in Lucern Verl. 74. 689.
Meyer'sche Buchh. in Lemgo Verl. 67. 633.
Montag und Weiss in Regensburg Verl. 72. 672.
Palm in Erlangen Verl. 68. 639.
Perlenkchnur 72. 676.
Perthes in Gotha Verl. 69. 650. 70. 656. 71. 664. 72. 672.
Perthes in Hapburg Verl. 74. 689.
Pöhlitz können höhere Wesen auf den Menschen
wirken? 74. 692.
Reclam in Leipzig Verl. 70. 658.
Salfeld in Berlin Verl. 67. 635. 68. 641. 642. 643.
Schneider der wohlverfahrene Malzer und Brauer.
2 Ausg. 72. 684.
Schulbuchhandlung in Braunschweig Verl. 67. 631.
Schwan und Götz in Mannheim Verl. 67. 635. 69. 652.

Seume's Gedichte. 5 Ausg. 69. 661.
Stücke, gewählte, zur Bildung des Geschmacks
aus vorzüglichen deutschen Prosaisten 72. 676.
Trachslers in Zürich Verl. 72. 675.
Ueber die beste Benützung der deutschen Lan-
desproducte 72. 675.
Uebersetzungsanzeige von Appert: Livre de tous
les ménages 72. 684.
Vogel in Leipzig Verl. 69. 647. 650. 70. 687.
Vossische Buchh. in Berlin Verl. 67. 654. 72. 675.
Voss in Leipzig Verl. 72. 677.
Walther'sche Hofbuchh. in Dresden Verl. 72. 675.
Weidmann'sche Buchh. in Leipzig Verl. 70. 669.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Aryda in Wien 69. 646.
Brandes in Eckwarden 70. 656.
Brath in London 72. 670.
v. Bülow in Insterburg 68. 659.
Buttmann in Berlin 67. 629.
Dierr in Linz 67. 652.
Döbereiner zu St. Johannis bey Bayreuth 74. 688.
Erhard in Schweinfurt 68. 640.
Erman in Berlin 67. 629.
Fahitz in Linz 67. 651.
Fenninger in Prag 69. 645.
Fichte in Berlin 67. 629.
Fischer in Berlin 67. 629.
Fladung in Kiegenfurt 69. 646.
Frank in Wilna 68. 640.
Gruber in Wien 67. 631.
Hagemann in Celle 74. 688.
Hannschläger in Linz 67. 651.
Heger in Heidelberg 68. 659.
Heidemann in Königsberg 68. 659.
v. Hendrich in Jena 74. 690.
Hermbsfudt in Berlin 67. 629.
Horkel in Halle 67. 629.
Hufeland in Berlin 67. 629.
Jakobs in München 68. 638.
Illiger in Berlin 67. 629.
Karamsin in Rußland 68. 658.
Kefler in Eger 72. 670.
Kreil in Grätz 69. 646.
Kurakin, Fürst, in Paris 68. 637.
Lang in Wien 69. 646.
Larowsky in Lemberg 69. 646.
Levade in Lausanne 67. 652.
Link in Rostock 68. 640.
Loffen in Hamburg 70. 655.
Ludwig in Olmütz 69. 646.

Malus in Paris
Mayr in Linz
Mayer in Linz
Nägels in Heidelberg
Nemanitsch in Grätz
Nonne in Hildburghausen
Oberthür in Würzburg
Ostmann in Berlin
Petit in Wien
Pilati in Linz
Precht in Triest
Quittschreiber in Berlin
Raymond in Chambéry
Rosenthal in Blankenburg
Rudolphi in Greifswalde
v. Savigny in Landshut
Scheidlin in Wien
Schleiermacher in Berlin
Schlichtegroll in München
Schmalz in Berlin
Scheber in Linz
Schweitzer in Ronneburg
Spangenberg in Göttingen
Sponitzer in Küstrin
v. Strombeck in Einbeck
Thaer in Berlin
Tralles in Berlin
Villers in Lüneburg
Vodnig in Laibach
Voigt d. J. in Jena
Wagner in Linz
Weingarten in Linz
Weiss in Leipzig
Wendt in Leipzig
Wenzel in Wien
de Wette in Heidelberg
Wildenow in Berlin

Nekrolog.

Adler bey Eger
Coopmans in Amsterdam
Derbes in Berlin
Esper in Erlangen
Fabstet in Raab
Farkas in Lozonn
Gilg v. Gilgenberg in Tyrnau
v. Horvath in Presburg
Iken in Bremen
Lallemant in Rouen
de Lencival in Paris
Lenoir in Paris
Oertel in Emekirchen
Raab in Raab
Rath in Raab
v. Wasseényi in Siebenbürgen

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Quartalsitzung der philomatichen Gesellschaft am 5. Jul.

68. 540. Florenz, Specialcommission zur Prüfung der Con-
 67. 551. currenzschriften des zur Vervollkommenung der
 67. 551. italienischen Sprache gestifteten Preises 72. 570.
 68. 539. Genz, Sommerausstellung der botanischen So-
 69. 546. ciété 72. 571.
 62. 538. Göttingen, Versammlung der königl. Gesellschaft
 70. 555. der Wissenschaften am 25 Jun. — Oekonomi-
 67. 529. sche Preisaufgaben 70. 554.
 69. 545. Hamburg, Versammlung der Gesellschaft zur Be-
 69. 545. förderung der Künste und nützlichen Gewerbe
 69. 545. am 26 May 70. 555.
 70. 556. London, Versammlung der linnéischen Societät
 68. 539. am 22 May 72. 570.
 74. 588. Nancy, Preisfrage der Société académique des
 67. 529. sciences, lettres, arts et agriculture 72. 570.
 67. 529. Rouen, Preisvertheilung und Preisaufgaben der
 69. 546. Académie des sciences, belles-lettres et arts 70. 555.
 67. 529.

Universtitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Baden, Aufhebung des Universitätsbanns 68. 537.
 Berlin, Bekanntmachung wegen der Eröffnung
 74. 583. der Universität — neue Professoren derselben 67. 529.
 74. 588. Bucharest, die Universität soll bedeutend ge-
 68. 540. heben werden 67. 532.
 74. 588. Erlangen, Osterprogramm, Promotionen und
 67. 529. Prorektoratswechsel 70. 555.
 70. 555. Göttingen, Osterprogramm — Rangordnung der
 69. 546. dahin versetzten Professoren 68. 537.
 74. 583. Heidelberg, Promotionen und Prorektoratswech-
 69. 546. sel 68. 537.
 69. 546. Jena, Prorektorats- und Decanats-Wechsel,
 74. 590. Lectionskatalog und Promotionen 74. 587.
 68. 538. Lausanne, Disputation 67. 532.
 67. 551. Linz, Bestätigung provisorisch angestellter Pro-
 68. 538. fessoren 67. 531.
 67. 529. Oesterreich, Amtsinstructionen der Studien-Di-
 72. 569. rectoren nebst anderen neuen Anordnungen 67. 530.
 72. 569. Paris, Preisvertheilung in den Lyceen und Con-
 69. 548. cours wegen der lat. Rede auf die Vermählung
 69. 548. Napoleons 72. 569.
 69. 547. Wetzlar, Einrichtung und Lehrpersonal des
 69. 547. gemeinschaftlichen Gymnasiums 70. 553.
 69. 547. — — — Vorlesungen auf der Rechtschule
 69. 546. für das Wintersemester 74. 587.
 69. 547. Wien, Wechsel des Vicedirectors der philosophi-
 69. 548. schen und theologischen Wissenschaften 67. 531.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bücher-Auction, öffentliche, in Halle 69. 552.
 Christ in Kronberg Antikritik 72. 565.
 Dieterich in Göttingen herabgesetzte Bücher-
 69. 547. preise 68. 544.
 69. 546. Fleischmann in München Bücher zum Verkauf 67. 536.
 Hartknoch in Leipzig herabgesetzte Bücherpreise 68. 543.
 Schuppelsche Buchh. in Berlin, wohlfeiler Bü-
 74. 592. cherverkauf 70. 550.
 72. 570. Witten in Heidelberg Erklärung

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

I 8 1 0.

SIEBENTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1810.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 O C T O B E R , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

LEIPZIG, b. Crusius: *Joh. Karl Heinrich von Zobel*, der Philos. Mag., der Theol. Baccal. u. Pred. zu Wiederau, *populäre Einleitung in die sämtlichen Bücher der Bibel*. Nebst einem Anhange.

Auch unter dem Titel: *J. C. H. von Zobel's Handbuch zur Vorbereitung auf das verständige Lesen der biblischen Bücher alten und neuen Testaments für jeden Bibelfreund überhaupt und für Schullehrer insbesondere*. 1806. XXVI u. 308 S. 8. (1 Thlr.)

Das Ideal einer ganz zweckmäßigen populären Einleitung in die Bibel ist zwar noch nicht erreicht, aber man sucht ihm doch immer näher zu kommen. Auch Hr. v. Z. liefert hier seinen Beytrag dazu, der mit Nutzen wird gebraucht werden können. Indessen wird doch der Endzweck solcher Einleitungen schwerlich ganz erreicht werden, wenn nicht zugleich dafür gesorgt wird, daß solche Schriften auch um einen sehr wohlfeilen Preis geliefert, und auf diese Weise allgemeiner verbreitet werden können.

Der Vf. entschloß sich kurz nach der Erscheinung der *zängischen* Einleitung zu einem Handbuche für unstudirte Bibelleser und gebildete Schullehrer, und die inzwischen von Hn. Pred. *Wahl* erschienene Einleitung (Leipz. 1802), welche auch bald nachher von *Hulst* 1806 in das Holländische überfetzt ist, konnte ihn nicht von seinem Vorsatze zurückhalten. Auf der einen Seite kam ihm diese Einleitung zu wenig populär vor, und auf der anderen Seite schien sie ihm nicht dazu hinreichend zu seyn, und dem Leser eine deutliche Übersicht des Ganzen zu geben, und ihm besonders bey den Geschichtsbüchern den Zeitraum näher zu bestimmen, innerhalb dessen sich die in jedem Buche erzählten Begebenheiten zutragen, und die Jahre der Welt und vor Christo anzugeben, in welche diese Begebenheiten fallen. In Ansehung des Letzteren hat der Vf. sich absichtlich nach den *niemeyerischen* synchronistischen Tabellen gerichtet. Zugleich hat er sich bemüht, die praktische Seite der biblischen Bücher in ein helleres Licht zu stellen. Er hat deswegen bey jedem einzelnen Buche des A. T., ausgenommen bey den Propheten, zuletzt etwas über den Werth desselben beygefügt, und bey den neutestamentlichen Büchern sind in einer besonderen Anmerkung diejenigen Stellen ausgehoben, welche wegen ihrer Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit einer besonderen Auszeichnung werth

sind. Dieses ist im Ganzen recht zweckmäßig; aber Rec. möchte doch fragen, warum die prophetischen Bücher hier ausgenommen wurden. Diese haben doch auch für christliche Leser in mehrerer Rücksicht ihren besonderen Werth, und zugleich eine praktische Seite, worauf allerdings aufmerksam zu machen ist. Freylich ist es so leicht nicht, das Praktische aus allen einzelnen Orakeln der Propheten in der Kürze zusammenzustellen; aber es wäre auch genug gewesen, das Vorzüglichste auszuheben. Auch würde es nützlich gewesen seyn, den gemeinen Bibelleser vor dem Mißbrauche zu warnen, der so häufig von den prophetischen Schriften gemacht wird.

Gleich Anfangs stehen allgemeine Belehrungen über die sämtlichen Bücher der Bibel. Der Vf. bemerkt zuerst, was man unter Bibel verstehe, und erklärt die Benennungen heil. Schrift, Wort Gottes, Offenbarung. Darauf wird von der Eingebung der biblischen Bücher, ihrer Göttlichkeit und Ächtheit, und zuletzt von der Haupteintheilung und der Anzahl derselben geredet. Rec. würde hier das Ganze mehr vorbereitet, und Einiges auch anders gestellt und ausgedrückt haben. Mit Recht wird auf den Unterschied zwischen Offenbarung und Eingebung aufmerksam gemacht. Die letztere wird so erklärt: „Es ist eine sehr heilsame Leitung der biblischen Schriftsteller durch die göttliche Vorsehung, eine merkwürdige Einwirkung des Geistes Gottes auf sie, durch welche es ihnen allein möglich ward, ihre richtigen Einsichten von der Religion und von allem dem, was darauf zunächst Bezug hatte, Andern schriftlich mitzuthellen und zu hinterlassen.“ Es würde gut gewesen seyn, wenn noch bestimmter der Idee von einem Dictiren des h. Geistes, die sich noch immer bey Vielen erhalten hat, wäre vorgebeugt worden. Wenn von den alttestamentlichen Büchern gesagt wird, daß dieser Unterricht größten theils das Ansehen bürgerlicher Gesetze habe, mit welchen eine mehr äußere als innere Verehrung Gottes in Verbindung stand: so würde Rec. „nach den Bedürfnissen und der Fassungskraft der damaligen Zeit“ noch hinzugesetzt haben. Auch kann man es eigentlich nur von den mosaïschen Schriften sagen, daß sie das Ansehen bürgerlicher Gesetze haben: die späteren Bücher dringen, der eigentlichen Tendenz der mosaïschen Gesetze gemäß, schon mehr auf innere Verehrung und eigentliche Sittlichkeit. Sie erklären bestimmt, daß die äußere Verehrung nicht genug sey. Nach solchen allgemeinen Belehrungen folgen nun besondere, und zwar wird in dem ersten Haupttheil von den Schriften des A. Test. überhaupt

gehandelt. Hier werden die Benennungen kanonische und apokryphische Schriften erklärt, die Anzahl und die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, wird angegeben, und zugleich wird von dem Alter dieser Ordnung etwas gesagt. Die Eintheilung in historische, Sitten-Bücher und prophetische Schriften wird bemerkt, und der Zeitraum, den die kanonischen Schriften in sich fassen, im Allgemeinen bestimmt. Von den apokryphischen Schriften wird ebenfalls die Anzahl, Ordnung und ihre Eintheilung nach ihrem Inhalt angegeben, und der Zeitraum bestimmt, den diese Bücher in sich fassen. Darauf folgt die specielle Einleitung in die Schriften des A. Test. Von den kanonischen Schriften, und zwar von den Geschichtsbüchern wird zuerst geredet. Gleich Anfangs wird auf den wichtigen und merkwürdigen Hauptinhalt dieser Bücher aufmerksam gemacht, und darauf von den Büchern Moses insbesondere gehandelt. Der Vf. behauptet, nach den genauen Untersuchungen über den Verfasser der fünf Bücher sey es ausgemacht, daß Moses sie geschrieben habe; aber die Zusammenstellung der gegebenen Nachrichten und die Abschnitte am Ende des 5ten Buchs rührten von einem späterlebenden und unbekannten Manne her. Das Letztere in Ansehung der Zusammenstellung ist nicht deutlich und bestimmt genug ausgedrückt. Bey dem ersten Buch, Moses werden die zwey verschiedenen Nachrichten, die darin benutzt und mit einander verbunden sind, auch dem unstudirten Leser bemerkbar gemacht. Bey jedem Buch wird von der Benennung und dem Inhalt, von der Art und Zeit der Abfassung, von dem Zeitraume, den es in sich faßt, und von dem Werthe, den das Buch für christliche Leser hat, gehandelt. Das Letzte ist insbesondere durchgehends ganz zweckmässig. Von dem dritten Buch Moses wird unter andern S. 27 gesagt: „So wenig auch die Gesetze und Vorschriften, welche dieses Buch enthält, für uns in der Art verbindlich sind, wie für die Juden: so wird doch kein Christ seine Bibel ohne fromme Empfindungen des Danks gegen Gott aus den Händen legen, wenn er das Buch gelesen hat. Denn er wird sich von der Weisheit Gottes überzeugen, nach welcherer den damals sinnlichen Menschen seinen heiligen Willen auf eine für sie begreifliche Art bekannt werden und sie zur Ehrfurcht gegen sich, ihren schwachen Einsichten gemäß, anführen ließe; er wird sich aber daneben innig freuen, daß er eine Religion bekennt, die nicht sinnlich, sondern geistig, und dabey mit keinen beschwerlichen Gebräuchen und Ceremonien verbunden ist.“ S. 32 — 34 wird der Religionszustand vom Anfang der Welt bis auf Moses Tod kurz beschrieben. Aber wäre dies nicht besser und zweckmässiger vorangeführt worden? Auf ähnliche Weise werden nun auch die übrigen historischen Bücher abgehandelt. Nach den Büchern Samuels wird S. 47 etwas von dem Religionszustand von Moses bis auf Samueleingeschaltet, und S. 61 ist der richtige Begriff, den man mit dem Ausdruck babylonische Gefangenschaft verbinden muß, bestimmt. Der zweyte Abschnitt handelt von den Sittenbüchern, Gedichten und Liedern. Der

Vf. glaubt, ein ehrwürdiger Jude, der in Arabien lebte, habe das Buch Hiob geschrieben; doch sey es weder Moses, noch Salomo, noch ein später lebender Jude. Er meint, der Vf. des Buchs habe schon die Nachrichten in Händen gehabt, aus welchen Moses sein erstes Buch zusammensetzte. Er vermuthet, daß der Vf. vor Moses gelebt habe, und daß Moses das Buch Hiob zum israelitischen Volk gebracht habe. Schwerlich wird dies aber der Vf. rechtfertigen können. Die Stellen, welche zur Bestätigung angeführt werden, beweisen es nicht, daß der Dichter die Nachrichten bereits in Händen gehabt habe, aus welchen Moses schöpfte, sondern höchstens nur dieses, daß der Vf. des Hiobs ebenfalls diese alten Sagen kannte. Auch nach der ganzen Anlage des Gedichts ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß das Gedicht vormosaisch sey. Mit Recht wird aber angenommen, daß eine wirkliche Geschichte bey diesem Buch zum Grunde liege, welche der Dichter benutzte, und nach seiner Absicht weiter ausführte, um die Wahrheiten, die ihm eine vorzügliche Einschärfung zu verdienen schienen, eindringlicher zu machen. Von dem Prediger Salomo wird behauptet, daß er einen Verfasser habe; der Inhalt sey aber so eingekleidet, als ob sich Salomo bey seiner durch Erfahrung bewährten Kenntniß von dem, was zur menschlichen Glückseligkeit gehört, selbst Einwürfe mache, so wie er im jugendlichen Alter über diese Dinge etwa gedacht haben möchte. Von dem Werth des Buches wird gesagt! Es sey wohl für die Jugend und den gemeinen Mann zu schwer, und mehr für Geübtere und Erfahrene anwendbar. Ganz richtig wird von dem Hohenliede bemerkt: es sey der Vorsicht gemäß, dieses Buch weder der Jugend noch Ungebildeten zu empfehlen, sondern dem Beispiele der Juden zu folgen, die es nur erst im dreißigsten Jahre zu lesen erlaubten. In dem dritten Abschnitt redet der Vf. erst überhaupt von der Benennung der Propheten, dem göttlichen Ansehen derselben, ihren Geschäften, der Beschaffenheit prophetischer Weissagung und ihrem Werthe für christliche Leser. S. 82 werden auch die messianischen Weissagungen, die man von jeher in den Propheten gefunden hat, ausgezeichnet, ohne etwas weiter darüber zu sagen. Darauf wird von den einzelnen Propheten insbesondere gehandelt, wobey von der Lebensgeschichte jedes Propheten, dem Inhalt und den Theilen der Weissagung, von der Art und Zeit der Abfassung des Buches, das Nöthigste bemerkt wird. S. 114 wird die Ordnung der Propheten, in welcher sie lebten, nach der Zeitfolge angegeben, und darauf der Religionszustand unter den Königen vor und nach der Theilung des Reichs und in der babylonischen Gefangenschaft bis auf die Zeiten der Makkabäer in der Kürze erzählt, und zuletzt von dem Werthe der alttestamentlichen Schriften für Christen, von der Sammlung der kanonischen Bücher und den Schicksalen nachher gehandelt. Von dem Werth dieser Schriften wird bemerkt, daß sie zur vollkommenen Erkenntniß von Gott unentbehrlich seyen, und daß man ohne sie die Schriften des N. T. nicht verstehen könne. Hierauf kommt der Vf. auf die apo-

kryphischen Schriften, die er nach ihrem Inhalt in Geschichtsbücher, Sittenbücher, Lieder und Gebete unterscheidet, und nach dieser Ordnung von ihnen handelt. Zu den Geschichtsbüchern werden 12 Stücke gerechnet, wovon aber doch mehrere für erdichtete Erzählungen mit Recht erklärt werden. Die einzelnen Bücher sind überhaupt gut gewürdigt. Von dem Buch Jesus Sirach wird gesagt, es verdiene wegen des Reichthums an nützlichen Lehren für alle Stände und jedes Alter den Vorzug vor allen Sittenbüchern des A. T. So sehr auch Rec. dieses Buch schätzt und empfiehlt: so würde er doch dieses etwas beschränkter ausgedrückt haben. Zuletzt ist noch etwas von dem Religionszustand von den Zeiten der Makkabäer bis auf die Geburt Christi, von dem allgemeinen Werthe der apokryphischen Bücher, und von der Geschichte und den Schicksalen derselben bemerkt.

Hierauf folgt die Einleitung in das N. T., worin zuerst von den Schriften desselben überhaupt gehandelt wird, von der Benennung der Sammlung und ihrem Hauptinhalt, von den Verfassern, den Evangelisten und Aposteln, von der Anzahl der Bücher, ihrer Ächtheit, Glaubwürdigkeit, Göttlichkeit, und von dem Werthe derselben für den Christen. In der Einleitung in die einzelnen Bücher wird zuerst von den Geschichtsbüchern gehandelt. Nach einer kurzen Bemerkung von dem gemeinschaftlichen Inhalt der Evangelien wird von jedem Evangelisten bemerkt, welches seine vornehmsten Lebensumstände gewesen seyen, für wen er sein Evangelium bestimmt habe, aus welchen Theilen es bestehe, in welcher Sprache und zu welcher Zeit es abgefaßt sey, und welche Eigenthümlichkeiten es habe. Der Vf. nimmt an, daß ein früheres Evangelium, dessen Verfasser unbekannt war, schon im Umlauf gewesen sey, und daß dieses von Matthäus, Markus und Lukas sey benutzt worden, weil es bey mehreren Unzuverlässigen auch manches Glaubwürdige und Wahre enthielt. Markus soll es zuerst gebraucht und überarbeitet haben, um das J. 46—48, Lukas soll sein Evangelium im J. 51, und Matthäus erst im J. 63 geschrieben haben. Rec. glaubt, daß sich diese Angabe nicht historisch rechtfertigen lasse. Das angenommene Urevangelium ist nicht genug begründet; und die Uebereinstimmung der drey Evangelisten läßt sich erklären, wenn man den Nachrichten der Alten folgt, nach welchen Matthäus sein Evangelium frühe in der palästinensischen Landessprache schrieb, und davon den griechischen Text unterscheidet, bey welchem schon Markus und Lukas benutzt wurden. Daß Johannes, dessen Evangelium für sich als ein volles Ganzes bestehet, die übrigen Evangelisten habe ergänzen wollen, findet Hr. v. Z. unwahrscheinlich. Die Apostelgeschichte enthält Bruchstücke aus dem Leben einiger Apostel. So unvollständig sie auch sind: so unentbehrlich ist das Buch zur Kenntniß der Art, wie sich das Christenthum unter den Heiden ausgebreitet habe. Der zweyte Abschnitt handelt von den Lehrbüchern oder Briefen des Apostels Paulus und der übrigen Apostel, wobey die Veranlassung, der Inhalt, die Zeit und der Ort der Abfassung, kurz

bemerkt werden. Bey jedem Briefe werden zugleich die vorzüglicheren Stellen, die für uns lehrreich und fruchtbar sind, angezeigt. Um davon eine Probe zu geben, wählt Rec. das, was bey dem Briefe an die Römer gesagt wird. S. 215 heist es: Ist gleich in dem ersten Theile dieses Briefes Manches darum für uns schwer, weil Paulus auf die Umstände und Bedürfnisse derer genaue Rücksicht nahm, an welcher schrieb: so ist doch der ganze Brief für uns, bey näherer Bekanntschaft mit dem Zustand jener Gemeinde, darum wichtig, weil er die ganze Lehre Jesu zum Hauptinhalt hat. Vorzüglich brauchbar und anwendbar auf uns werden folgende Stücke seyn: Cap. 1, 16—20. Cap. 2, 1—16. Cap. 3, 23—26. Cap. 5, 1—8. Cap. 6, 1—13. Cap. 8, 31—39. Cap. 11, 33—36. Cap. 12—Cap. 15." Bey dem Brief Jacobi heist es in der Anmerkung: „Dieser Brief gehört unstreitig zu den lehrreichsten Schriften des N. T., und hat durchaus einen grossen Werth für uns. Alles ist in demselben auf Erbauung berechnet, und so faßlich vorge tragen, daß er Jedermann leicht verständlich seyn wird. Jakobus hat es hier gezeigt, wie richtig er die Lehren seines grossen Lehrers Jesu gefaßt habe. Man sieht es seiner Arbeit an, wie tief er nicht nur in dem Geist der Sittenlehre Christi eingedrungen ist, sondern wie glücklich er auch dieselbe weiter zu verbreiten im Stande war.“ Zugleich wird in dieser Anmerkung kurz und gut gezeigt, daß Jakob dem Apostel Paulus nicht widerspreche. Den Brief an die Hebräer hält der Vf. für Pauli Arbeit, denkt aber bey den Hebräern nicht an Juden, die in Palästina wohnten, sondern an griechische Juden in den Morgenländern. Die genaue und detaillirte Beschreibung des jüdischen Ceremoniendienstes im Tempel und die Vergleichen, die daher entlehnt werden, scheinen dem Rec. deutlich anzudeuten, daß man an palästinensische Juden christen zu denken habe, die immer den feyerlichen und in die Augen fallenden Tempeldienst vor Augen hatten. Der dritte Abschnitt handelt von der Offenbarung, die dem Apostel Johannes beygelegt wird. Sehr zweckmäsig ist die Erinnerung, daß man bey der Erklärung dieses Buches immer darin gefehlt habe, daß man hier Vorherverkündigungen einzelner Begebenheiten zu finden meinte, da es doch nur Ahnungen einer Hauptbegebenheit, der Verherrlichung des Christenthums, waren, die zum Theil durch Jerusalems Zerstörung begründet wurden, sich schon in den dem Johannes näheren Zeiten ereignen, und bis auf die spätesten Zeiten erstrecken sollten. Man habe sich deswegen selbst zu hüten, daß man sich von einer schwärmerischen Einbildungskraft nicht irre leiten lasse, und nicht mehr in dem Buche suche, als eine bildliche Darstellung der Wahrheit: das Christenthum wird seine wirkende Kraft gegen alle Anfechtungen mächtig beweisen, und seine Bekenner auf immer beglücken. Zuletzt wird noch die Ordnung bemerkt, in welcher die Bücher des N. Test., in Ansehung der Zeit ihrer Abfassung, auf einander folgen sollten. Nach Hn. v. Z. ist das Evangelium des Markus das erste Buch des N. Test., und das Evan-

gelium des Lukas das zweyte im Jahr 51. Das Evangelium des Matthäus ist aber nach mehreren Briefen Pauli und nach der Apostelgeschichte geschrieben um das J. 65, in welchem auch Paulus den Brief an die Philipper und Petrus seinen ersten Brief geschrieben hat. Die Offenbarung ist das letzte Buch um das J. 96. Auch ist etwas von der Geschichte der Sammlung der neutestamentlichen Schriften beygefügt. Der Anhang handelt 1) von den deutschen Bibelübersetzungen, worin einiges von der Geschichte der Übersetzung Luthers und ihrem Werthe gesagt wird, und ein paar neue deutsche Übersetzungen genannt werden. 2) Wie muß man die Bibel lesen? Hier werden zuerst den Gebildeten einige Regeln gegeben, worauf sie bey dem Lesen stets zu achten hätten; auch wird die Frage kurz beantwortet, wie der gemeine Mann die Bibel lesen solle. Die gegebenen Regeln sind gut und zweckmäsig. Um der aufwachsenden Jugend Achtung gegen die Bibel bezubringen, wird zuletzt den Schullehrern empfohlen: a)

dafs sie die Bibel nicht als Buchstabil- und Lesebuch betrachten, wodurch nur eine Abneigung gegen die Bibel befördert wird; b) dafs sie eine Auswahl der zu lesenden Stücke treffen, weil nicht Alles in der Schrift für Alle ist. Die Schriften, die dazu gebraucht werden können, werden kurz angegeben. Rec. findet dies allerdings richtig; nur muß man dem Kind das nicht sagen, wodurch man gewöhnlich die Auszüge zu empfehlen sucht: dieses oder jenes darfst du nicht lesen: denn dadurch wird nur die Neugierde und Phantasie aufgeregt, und zugleich die Achtung gegen die Bibel, die doch die Offenbarung Gottes enthalten soll, vermindert. c) Wenn die Bibel schon für die Jugend ein Erbauungsbuch werden soll: so müssen die Lehrer unter steter Anwendung die gewählten Stücke mit den Schülern lesen, und d) die Bibel muß in einem der genannten Auszüge ohne großen Zeitaufwand mit der Jugend, wenigstens in anderthalb Jahren, durchgesehen werden.
T. D.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. Münster, b. Atchendorf: *Die (?) Geschichte des alten und neuen Testaments.* Zur Belehrung und Erbauung, besonders für Lehrer, grössere Schüler und Hausväter. Aus der h. Schrift gezogen und mit Anmerkungen begleitet von *Bernard Overberg*, Lehrer der Normalschule. 1800. I Th. A. T. XVIII u. 560 S. u. LXIV S. Anhang. II Th. 360 S. 8.

Die Schrift kömmt wenigstens um hundert Jahre zu spät. Die Sprache ist ganz der alte Postillenton. Die Erzählung folgt slavisch dem Original (das heist hier der Vulgata), nur finden hin und wieder einige Abkürzungen Statt. — Wie weit die Übersetzung selbst unter der lutherischen stehe, können folgende kurze Proben beweisen. I Th. 8. 1: „Im Anfange hat Gott Himmel und Erde erschaffen. Die Erde war aber wüste und leer; es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser. Und Gott sprach, es werde Licht! Und das Licht ward.“ II Th. 8. 67: „Das Himmelreich ist gleich einem Schatze, der in einem Acker verborgen liegt, welchen der Mensch, der ihn findet, verbirgt, und vor Freuden darüber hingeht, und alles verkauft, was er hat, und dafür den Acker kauft.“ — Wie verworren! — Um die Exegese des Vfs. steht es nicht besser. I Th. 8. 339 wird Ps. 40, 7. 8. übersetzt: „Du hast mir einen Leib bereitet. Im Anfange des Buchs ist von mir geschrieben.“ Ps. 16. „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen.“ Ps. 110, 3. „Ich habe dich vor dem Morgensterne aus mir selbst gehohlet.“ II Th. 8. 32 zu Joh. 3, 29. „Wer die Braut hat u. s. w.“ Anmerk. So nennt Johannes (Jesus) die Kirche, welche sich J. Chr. durch sein Blut erworben hat. II Th. 8. 77 zu Joh. 6, 51. „Das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch. Anmerk. Dies geschah ungefähr ein Jahr vor der Einsetzung des h. Abendmals.“ II Th. 8. 126. Bey der vielsagenden Stelle: *das Reich Gottes ist in euch*, steht statt aller Erklärung eine schaafe Herzerzählung der drey Reiche Gottes. — Nicht blofs alle in älteren Zeiten gültigen messianischen Weissagungen nimmt der Vf. buchstäblich an; auch die Typik steht bey ihm in grossem Ansehen. I Th. 8. 181 sagt er: „Alle die verschiedenen Arten der blutigen Opfer des israelitischen Volks waren ein Vor-

bild von dem blutigen Kreuzesopfer unseres göttlichen Erlösers.“ Eine eigene Ansicht der Beschneidung liefert er I Th. 8. 46. „Es pflegte ehemals unter verschiedenen Völkern zu geschehen, und noch geschieht unter den Türken, daß Herrschaften ihre Waffen ihren leibeigenen Knechten auf die Arme oder auf den Backen schneiden liessen, zum Zeichen, dafs sie ihr Eigenthum wären. So wollte auch Gott, dafs ein Maal (!) an dem Leibe Abrahams und seiner Nachkommen sollte geschnitten werden, zum Zeichen, dafs er sie zu seinem besondern Eigenthume erwählt habe.“ — Nur noch einige Proben von den Reflexionen und Nutzenwendungen des Vfs. I Th. 8. 149. „Du wirst in der folgenden Geschichte von Samson einige Thaten finden, die du dir nicht zum Beyspiel nehmen darfst, daraus folgt aber nicht, dafs er Unrecht that, als er dieselben beging (!); denn es ist gewifs, dafs er durch den Geist Gottes geleitet ward (!).“ II Th. 8. 13. „Das Kindlein Jesus, welches auch in Windeln über Himmel und Erde herrschte, führte diesen Stern am Himmel herauf, und zog durch die Kraft seiner Gnade die h. drey Könige (*sic*) aus dem heidnischen Lande zu sich. Möchten wir doch alle dem Zuge der Gnade des Heilandes auch so fertig, treu und standhaft folgen, als diese Weisen.“ — Aus Apoft. Gesch. 1. folgt der Vf., wie leicht zu erwarten, dafs Petrus hier sein *Oberhirtenamt* angetreten.

Abichtlich enthalten wir uns aller Berichtigungen, weil diese für unsere Leser überflüssig, und für den Vf. fruchtlos seyn würden.

Die Geschichte des Hiob (der Vf. schreibt Job, wie auch Moyses, Samson, Nabucadonosor u. s. w.), Jonas, Tobias, Judith, Esther ist in einem Anhange besonders bearbeitet, welches wir (da jede ein eigenes Sattengemäde aufstellt, ohne in die übrige Geschichte fester einzugreifen,) gar sehr billigen würden, wenn die Begebenheiten selbst die lehrreiche Behandlung erhalten hätten, deren sie fähig sind. Dem N. T. sind angehängt: Märtyrertod (Martyrerod) des h. Jacobus, Petrus und Paulus, und: wie der heil. Ap. Johannes bis zu seinem Ende liebte und lieben lehrte.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 O C T O B E R , 1 8 1 0 .

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, gedr. b. Schmidt u. in Commiff. b. Schaumburg:

مختار الكون المشرق ومغرب

المختار من الادب الاجنبي

جملة من الشرفا وتجلوس قوت

سبوتشي — — — طبع في مدينة

وتنا من السلطنة الامبراطورية النمسية

سنة 1809 بعد ميلاد المسيح اعني بها

سنة 1223 بعد الهجرة المصممية

(Vorrathskammer der morgenländischen Schätze und Fundgruben der ausländischen Weisheitsprüche; gesammelt von einer Gesellschaft von Gelehrten, durch Unterstützung des Preises der Ritterchaft Wenzeslaus Graf Sijawuschky (Rzewowsky). Gedruckt in der Stadt Wien, der kaiserlichen Herrscherresidenz, im J. 1809 nach der Geburt des Messias, oder im J. 1223 nach der muhammedanischen Hedschirah.)

Auch mit einem deutschen und französischen Titelblatte: *Fundgruben des Orients*, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern.

Mines de l'Orient, exploitées par une Société d'Amateurs. A Vienne. 1809. I — II Hest. 48 Rogen oder 190 S. Fol.

Eine Gesellschaft gelehrter Orientalisten in Konstantinopel und Wien hat sich zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, welche, unter dem angeführten Titel, alles umfassen soll, was der so reiche Orient für den Occident Wissenswerthes darbietet. Zwar hat sich weder in der besonders gedruckten Ankündigung, welche Wien d. 1. Januar 1809 unterzeichnet ist, noch in der Vorrede zum I. Hest Jemand als eigentlicher Herausgeber genannt; es ist uns aber erlaubt, hier zu sagen, dass die im Fache der orientalischen Literatur schon rühmlichst bekannten, und auch in anderen Rücksichten sehr verdienten Gelehrten v. Dombay, v. Hammer und v. Chabert sich den besondern Geschäften der Herausgabe unterzogen haben, und dass sich die

Zahl der mit ihnen verbundenen Gelehrten, worunter sich die berühmtesten Orientalisten Deutschlands, Frankreichs, Hollands, Italiens u. s. w. befinden, bereits auf 80 beläuft. Was man in Absicht auf die literarischen Quellen und Hülfsmittel zu erwarten habe, wird am besten aus folgender Erklärung erhellen: „Den Herausgebern, wovon die meisten in Konstantinopel und Wien leben, stehen dort die öffentlichen Bibliotheken *Abdulkamid's* und *Ragibpascha's*, der Bücher-Basar und reiche Privatfamilien, hier die Schätze der kaiserlichen Bibliothek und die reiche Manuscriptensammlung des Hn. Grafen *Rzewowsky*, welcher die Bücherschätze der verstorbenen Hn. v. *Genisch* an *Wallenburg* an sich gekauft, zum Gebrauche offen.“

Der gedachte Hr. Graf *Wenzeslaus Rzewowsky* verdient aber auch noch in einer anderen Rücksicht hier eine ehrenvolle Erwähnung. Er ist nicht nur geneigt, als Mitarbeiter an dieser neuen Zeitschrift einen thätigen Antheil zu nehmen, was gewiss sehr wünschenswerth ist, sondern er hat sich auch entschlossen, den Aufwand aus seinem Vermögen zu bestreiten, den die Herausgabe dieser Zeitschrift verursachen wird, und der, wenigstens im Anfange, nicht von dem Ertrage des Werks zu bestreiten seyn dürfte. Auch ist er in dem Falle, dass der Aufwand in der Folge gedeckt wäre, erbötig, dieselbe Summe Geldes auf andere orientalische literarische Unternehmungen zu verwenden — eine Aufopferung, die gewiss in unseren Tagen unter die größten Seltenheiten gehört, und eben daher des lebhaftesten Dankes und Preises vorzüglich werth ist. Aber hierin liegt zugleich auch die sicherste Hoffnung zu dem erfreulichen Gedeihen eines Unternehmens, das, aus reinem Interesse für die Wissenschaft unternommen, und frey von jeder mercantillischen Speculation, nicht das für die orientalische Literatur schon so lange ungünstige Schicksal des immer mehr in Verfall gerathenden Buchhandels theilen wird.

Über den Inhalt der neueren Zeitschrift bemerken die Herausgeber S. III — IV: „Alles, was im Orient auf den Occident, und im Occident auf den Orient hinblickt, soll sich hier begegnen und hülfreiche Hand bieten, aus den noch unbearbeiteten Fundgruben Schätze der Erkenntnis und des Wissens zu Tage zu fördern. Philologie, Rede- und Dichtkunst, Philosophie, Physik und Mathematik, Medizin und Jurisprudenz, Geographie und Historie mit ihren Hülfswissenschaften, Numismatik und Statistik, Topo-, Ethno- und Biblio-graphie, Nachrichten

S. A. L. Z. 1810. Vierter Band.

ten von jedem Lande und Volke, von jeder Wissenschaft und Kunst des Morgenlandes werden aufgenommen. Politik und Theologie aber, wiewohl sie in diesem weit ausgedehnten Kreise nicht ausgeschlossen sind, sollen am wenigsten berührt werden, besonders die letzte, in so weit es biblische Literatur und Exegetik betrifft, für welche bereits andere schätzbare Zeitschriften bestehen. Nach der ersten Ankündigung sollte jedes Heft sieben stehende Artikel unter folgenden Rubriken enthalten: I. Sprachwissenschaften. II. Rede- und Dicht-Kunst. III. Geschichte, Alterthümer und Münzkunde. IV. Geographie und Statistik. V. Philosophie und Rechtswissenschaft, worunter bey den Moslemin sowohl die Theologie als Jurisprudenz begriffen werden. VI. Mathematische und physikalische Wissenschaften. VII. Bibliographie und Miscellaneen. Mit Recht aber haben sich jetzt die Herausgeber von diesem selbst aufgelegten Zwange frey gemacht, und die Beyträge werden daher in ungebundener Ordnung mitgetheilt, am Schlusse eines jeden Bandes aber nach ihren Fächern rubricirt.

Da die meisten Mitarbeiter Deutsche sind, so wird daher diese Zeitschrift auch größtentheils deutsche Aufsätze enthalten; doch sollen auch Aufsätze in englischer, französischer, spanischer, italienischer und lateinischer Sprache aufgenommen werden, da sich die Bekanntschaft mit den gangbarsten Sprachen Europa's bey den Orientalisten voraussetzen läßt. Auch die neugriechische Sprache soll nicht ausgeschlossen werden, was um so mehr zu billigen ist, da die Gesellschaft Männer aus den angesehensten und gelehrtesten Neugriechen in Konstantinopel und in Neugriechenland unter ihre Mitarbeiter zählt.

Die Herausgeber hoffen, ohne sich an einen bestimmten Termin ängstlich zu binden, alle Jahre 4 Hefte zu 19—20 Bogen, also jährlich einen Folio-Band von ungefähr 300 Seiten zu liefern. Der Preis dafür wird 25 Gulden wiener Courant betragen. Das Werk ist splendid gedruckt, und der farbige mit Arabesken und Denksprüchen sinnreich verzierte Umschlag, welchen jedes Heft erhalten hat, fällt sehr angenehm in die Augen.

Rec. wendet sich von dem vortheilhaften Äusseren zu dem gehaltreichen Inneren dieser jedem Freunde der Wissenschaften wichtigen Zeitschrift. Dafs in einem solchen Magazine, wo Viele ihren Beytrag niederlegen, nicht alles Mitgetheilte von gleichem Werthe und Interesse seyn könne, braucht kaum erinnert zu werden. Die Bedürfnisse und Forderungen des Publicums sind so verschieden, dafs die Kritik in ihrem allgemeinen Urtheile sehr vorsichtig seyn mufs. Ein Aufsatz, der eine gewisse Classe von Lesern vielleicht wenig oder gar nicht anspricht, wird dagegen von Anderen mit größtem Beyfall aufgenommen; eine Nachricht, die Manchen nichts angeht, hat für viele einen grossen Reiz; eine kurze Notiz, woraus Viele keinen Nutzen zu schöpfen wissen, und die für sie da-

her müßig dasteht, giebt manchen Gelehrten einen willkommenen Aufschluß, als eine bogenlange Abhandlung. Wer wollte so sehr Aristarch seyn, das Urtheil der Unbrauchbarkeit und Verwerflichkeit über alles auszusprechen, was nicht unseren individuellen Wünschen und unserm oft so einseitigen Geschmacke entspricht! Von diesen Grundsätzen geleitet wird Rec. treu referiren, was er Merkwürdiges in diesen Fundgruben gefunden, und was ihm noch zu wünschen übrig geblieben.

I. *Über die Sternbilder der Araber und ihre eigenen Namen (Eigennamen) für einzelne Sterne.* Hr. von Hammer, von dem die meisten Aufsätze in beiden Heften herrühren, und der auch bis jetzt den meisten Antheil an der Redaction gehabt zu haben scheint, hat hiemit eine äußerst wichtige Untersuchung angefangen, deren baldiger Beendigung gewiss jeder gebildete Leser mit Verlangen entgegen sehen wird. Die Absicht des Vfs. ist, das Älteste und Ursprünglichste der auf chaldäischem Boden zuerst aufblühenden und von den Arabern schon längst vor Muhammed cultivirten Astronomie von dem Fremden und Eingebürgerten, was sich die Araber seit der Übersetzung des ptolemäischen Megistos von den Griechen angeeignet, abzuspindern, und so zuerst die Grundzüge einer rein-arabischen Sternkunde, wie wir sie noch nicht haben, und wie sie dem Nicht-Astronomen verständlich ist, aufzustellen. Mit Uebergang des Thierkreises beschäftigt sich der Vf. vornehmlich mit den Planeten, deren Namen mit den griechischen nichts gemein haben, und die auch mit ganz anderen Symbolen, als ihnen der griechische Mythos beyleget, erscheinen. Die Bemerkungen über den Sterndienst der Zabier, oder Sabier (Hr. v. H. schreibt immer *Sabäer*), so wie über die durch den Islam hierin bewirkten Veränderungen, wünschen wir ausführlicher und deutlicher vorgetragen. Auch mögen wir nicht bergen, dafs uns nicht jeder einzelne, oft sehr räthselhafte Dichter-Ausdruck eines Hafyz, Wassaf u. A. hinreichend scheint, um daraus eine ganze Vorstellung zu begründen. Namentlich scheint uns dieß bey

مراد كنعاني: Mond

Canaan's S. 6., und دكشني هلال: Schiff des

Mondes (Hafyz Elif. VII), und ähnlichen der Fall zu seyn. Überhaupt hat wohl der Vf. diesen Gegenstand mehr von der ästhetischen als wissenschaftlichen Seite aufgefaßt. Doch hätten wir, auch aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, gewünscht, dafs es ihm gefallen haben möchte, auf den Parallelismus oder die Disharmonie der arabischen und griechischen Astronomie bestimmter hinzuweisen. Dieß würde wenigstens für diejenigen Leser erwünscht gewesen seyn, die mit der griechischen Astronomie nicht näher bekannt sind.

Die zur Erläuterung dieser Abhandlung beigefügte Kupfertafel ist den Abbildungen der Planeten gewidmet, welche aus dem wichtigen Wer-

ke: *Die Wunder der erschaffenen Dinge von Zacharias von Caswin*, wovon Hr. Gr. von Rzewusky drey Exemplare sowohl in arabischer als persischer Sprache besitzt, mit Beybehaltung des ganzen Charakters, nachgestochen sind. Hierüber nun liefert Hr. v. H. eine sehr interessante Erklärung, wovon wir Einiges mittheilen. Der Mond erscheint, wie ein holder Knabe von vierzehn Jahren, der, in weicher Ruhe hingegossen, die leuchtende Sichel emporhält. „Ein leichtes, an den Armen hochaufgeschürztes, prächtiges Gewand umhüllt die üppige Fülle der Jugend; von keinem Turban bedeckt, sind die Moschus-Haare mit einer Schnur strahlender Perlen durchflochten. Leichtfertiger Reiz verräth sich vom unbedeckten Haupte bis an die zierlichen Spitzen der Schuhe.“ Rec. glaubt hieby auf die unrichtige Behauptung mancher Schriftsteller aufmerksam machen zu müssen, daß der Mond von der alten Welt allgemein als ein weibliches Wesen vorgestellt, und bloß in der deutschen Sprache männlich gebraucht werde. Die Masculin-Formen *قمر*, *قمر* und *قمر* können die Unrichtigkeit dieser Behauptung allein schon beweisen. Die übrigen Vorstellungen vom Monde findet man in folgender Schilderung zusammengedrängt: „Die neue Monds-Sichel erscheint in vielfältiger Gestalt, je nach der Einbildungskraft der Dichter, bald in der Gestalt eines Silbernachens, der auf den dunkeln Wogen des Oceans der Nacht einher schwimmt; bald als ein silbernes Hufeisen, das der Rappe der Nacht auf seinem Galoppe durch die gestirnten Räume verloren; bald endlich gar als ein silberner Zahnstocher, oder der Rand eines silbernen Bechers.“ *Mercur* ist der Schreiber des Himmels, sitzt mit der Feder in der Hand und dem Papier auf dem Kniee, worauf er oft gedankenvoll das Haupt senket. Er verzeichnet die Folge der Tage und Nächte, den Verlauf irdischer und himmlischer Begebenheiten, die Rollen der Bewohner des Himmels und der Erde. Rec. vermisst hier eine Berührung der Frage: ob die Vorstellung von einem *Buche der Allwissenheit*, der *Vorsehung*, der *Rathschlüsse Allah's*, dessen im Koran so oft gedacht wird, mit dieser verwandt, und als eine islamitische Modification derselben zu betrachten ist? *Venus* ist nicht, wie bey den Griechen und Römern, die Göttin der Liebe, sondern vielmehr eine Muse, Terpsichore und Polyhymnia zugleich, die schöne Lautenschlägerin, welche den Reigen der Gestirne anführt. Die *Sonne* ist die Beherrscherin des vierten Himmels. Das Symbol der Macht sind die Löwen, die sie in beiden Händen bey dem Schwanze hält; das Symbol der Glorie die Genien, welche ihr zur Seite schweben, und über ihr Strahlen-Angesicht regenbogenfarbige Schwingen ausbreiten. Rec. würde das auch sonst bekannte Löwen-Symbol zur Erläuterung der Stelle Jes. 19, 18 brauchen, wo *ליון* bald für *Leontopolis* und bald für *He-liopolis* (*عين شمس* *Abulif. Aegyptus* p. 34 Ed.

Michael.) gehalten wird. *Mars* hält in der einen Hand das gezogene Schwert, in der anderen einen abgehauenen Kopf. „Er ist das Gestirn der Schlachten und verderblicher Zwierracht, und wird seines blutdürstigen Sinnes wegen auch der *Türke des Himmels* genannt.“ Daß diese Benennung erst späteren Ursprungs seyn könne, hätte doch bemerkt werden sollen. *Jupiter* heist *Ormuzd* oder auch *Saadi ekber*, das große Glück. *Venus* heist *Saad asgher*, das kleine Glück, und vereinigt mit ihr bildet es die glücklichste der Constellationen, unter der nur Völkerbeherrscher, Ländereroberer und begünstigte Söhne des Glücks geboren werden. Sein Amt im Himmel ist das des Richters, der Recht spricht, und die ewigen Gesetze des Weltalls aufrecht erhält. *Mars* und *Saturn* vertreten die Stelle *Ahriman's*. Einige Bemerkungen über die Verschmelzung der Emanations-Lehre mit dem Islamismus wären hier an der rechten Stelle gewesen. *Saturn* hat allein eine dämonenartige Natur, steht aufrecht und rüstig mit auseinander gespreiteten Füßen und nicht weniger als sieben ausgestreckten Händen, in denen er sieben geheimnißvolle Symbole hält. Er wohnt im siebenten Himmel, in einem hohen wohlverwahrten Schlosse als Schutzherr aller Gauner und Räuber; ein betrügerischer, vielerfahrener Greis, der Alles verdirbt, was sein böser Einfluß berührt.

Es folgen hierauf noch einige allgemeine Bemerkungen über die übrigen Sternbilder, deren originelle Namen aber erst in der Fortsetzung dieser Abhandlung philologisch erklärt werden sollen. Auch nach *Ancillon's*, *Lachmann's*, *Beigels* und *Ideler's* Vorarbeiten (letztere hat der Vf. wahrscheinlich noch nicht gekannt) wird dieser neue Beytrag zur Geschichte der Astronomie willkommen seyn.

II. *Traduzione di alcune odi ed epigrammi persiani del Molla Giami, di Tommaso Chabert*. Hr. Chabert, der geschätzte Übersetzer *Latifi's* und Verfasser mehrerer Aufsätze in den *Memorabilien* des *Orients* (Jena 1802), bemerkt in einem kurzen Vorberichte, daß unter allen europäischen Sprachen die italiänische vielleicht die einzige sey: „*di cui l'armonia, la flessibilita e la ricchezza di rime esprimer possa l'armonia e l'artifiziose rima onde più di tutte l'altre fregiate sono le poesie persiane.*“ Rec. giebt dies unbedenklich zu, sobald von Schönheit und Wohl laut der Übersetzung die Rede ist; aber in Ansehung der Treue muß er der deutschen Sprache schon um der großen Verwandtschaft willen, die sie mit der persischen hat, den Vorzug vindiciren. Und dieses Urtheil gilt auch von der Übersetzung des Vfs.; sie ist schön, volltönig und lieblich; wie der Gesang der Bolbole; aber in deutscher Sprache würde sie sich dem zur Seite gedruckten Original genauer anschließen. Die aus dem *Divan* des *Molla Dschami* übersetzten Stücke sind das 126 *Gasal* des Buchstaben Dal, das 13 *Gasal* des Buchstaben Lam, und das 106 *Gasal* des Buchstaben Mim. Sodann noch zwey Epigramme.

III. *اللسان الحرامى*: *Macamat Hariri*,

Huitième Assemblée, nommée celle de Maarra. Zuerst der arabische Text mit vollständigen Vocal- und Leseseichen, sodann eine nicht ganz vollständige Notiz von den bisherigen Ausgaben und Übersetzungen der noch immer sehr vernachlässigten *Macamat's*, und zuletzt eine richtige, obgleich etwas freye Übersetzung des achten Confessus mit kurzen Anmerkungen. — Alles in französischer Sprache von R. (Razwsky). Wir hoffen um so mehr, daß der liberale Befürworter dieser Zeitschrift sie auch ferner zum Vehikel solcher nützlichen Mittheilungen machen möge, da er, nach S. 22, selbst im Besitz eines vollständigen Manuscripts dieses wichtigen Werkes ist.

IV. *Notizie sull' origine della religione dei Drusi raccolte da varj istorici arabi*, von Giuseppe Bokti. R. c. fand nichts, was besonderen Aufschluß über die Religion der Drusen gäbe. Ueberdies ist der kleine Aufsatz nicht wohl eines Auszuges fähig.

V. *Sur le langage des fleurs*. So viel wir wissen, ist Hr. v. Hammer der Erste, der diesen seit Lady Montague vielbesprochenen Gegenstand zur näheren Untersuchung bringet. Das Resultat darüber lesen wir S. 33: „*Ce langage des fleurs n'existe point, ainsi qu'on le croit généralement en Europe, comme un chiffre d'amour pour des billets-doux entre des hommes et des femmes, dont la liaison doit rester secrète. Il ne sert point aux communications que les habitantes des Harems se hasardent peut-être à entretenir au dehors à l'ombre du mystère, et au prix de leur tête. Il est même presque entièrement inconnu aux hommes, non seulement à ceux, qui pervertissent les goûts de la nature, mais encore à ceux, qui s'avouent adorateurs du sexe, et qui ont d'ailleurs l'esprit cultivé.*“ Die ganze Blumensprache ist weiter nichts als ein Spiel, womit sich die in den Harems eingeschlossenen Weiber die Langeweile vertreiben, oder die höchstens noch gebraucht wird: „*comme d'un chiffre pour des déclarations lesbiennes.*“ Gewisse Blumen und Früchte gelten als Hieroglyphen, wodurch man seine Empfindungen, Wünsche etc. ausdrücken will. „*Cette langue n'est point composée de simples mots ou phrases, mais de propositions entières, dont une fleur ou un fruit rappelle le sens par le mot, qui rime avec son nom. Ainsi, par exemple, voyant la poire (Armoude), elles ne se sont guère donné la peine de trouver des rapports entre ce fruit et une idée, ou un sentiment quelconque; mais elles ont choisi parmi plusieurs mots qui y riment, celui d'Oroude, espoir, et remplissant ensuite la phrase, elles ont dit: Armoude veut dire: Ver bana*

bir amoude; c'est à dire: poire, donnez-moi de l'espoir; ce qui est resté comme phrase reçue de ce langage.“ Der Vf. hat während seines vieljährigen Aufenthalts in Konstantinopel kein Wörterbuch dieser angeblichen Sprache auffinden können, und er zweifelt überhaupt an der Existenz eines solchen. Durch Hülfe einiger griechischen und armenischen Weiber, welche mit dem Inneren der Harems in Verbindung standen, gelang es ihm, ein ziemlich vollständiges *Dictionnaire du langage des fleurs* zusammenzubringen, welches S. 36 — 42 in türkischer Sprache (nebst Transcription) mit einer französischen Übersetzung, worin die türkischen Reime und Assonanzen möglichst nachgebildet worden, mitgetheilt wird. Rec. ist überzeugt, daß die Sprachforscher und Psychologen dem Vf. für die Mittheilung noch mehr danken werden, als die „*Dames, qui nous font l'honneur de nous lire,*“ und die mit diesen ausländischen Blumen angenehm zu befreuen hofft.

VI. *Auszug eines Briefes des Hn. Collegienassessor Setzen an Hn. von Hammer*. Das Schreiben ist datirt Kahira d. 10 Juli 1808, und enthält eine Menge höchst interessanter Notizen über arabische und ägyptische Merkwürdigkeiten, besonders über die noch gar nicht oder doch unvollständig bekannten Werke arabischer und persischer Schriftsteller. Durch solche Mittheilung wird sich Hr. S. ungleich mehr Dank verdienen, als durch eigene Gedichte, die, außer dem an sich unbedeutenden Umstande, daß sie im Orient gedichtet worden, sehr wenig Werth und Interesse haben. Auch das in diesem Hefte abgedruckte Bruchstück eines „topographischen Gedichts bey Erblickung des Kanopus“ ist nicht besser, als so viele andere desselben Vfs., womit der N. Deutsche Mercur seit einigen Jahren angefüllt wurde. Wer mag Strophen, wie folgende, schön finden?

Heil blinktest du, der Antipoden
Geliebtes Licht;
Des Menschenstammes fernem Lohden (?)
Ein Schöngesicht.
O Steure treu in Argo-Schiffes Raume
Die Phantasie an des Verstandes Zaume u. s. w.

Die Entdeckung, die Hr. S. gemacht hat, daß die Israeliten nicht, wie man gewöhnlich sage, aus zwölf, sondern (wie doch ausgemacht sey) aus dreizehn Stämmen bestanden (S. 58 — 59), wird den biblischen Philologen und Theologen ein Lächeln abnothigen, da bekanntlich der Stamm Levi, als Priesterstand, kein Erbtheil erhielt, und dafür Ephraim und Manasse (welche eigentlich den Stamm Josephs ausmachen) jeder besonders gerechnet wurden.

(Der Befehl folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Freiburg, b. Craz u. Gerlach: *Abendmahlsreden an Familien aus den gebildeten Ständen* von D. Joh. Georg Aug.

Hacker, königl. fäch. evangel. Hofpr. 25 Bdehen. 2te verb. Aufl. 1810. X u. 128 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

DEN 3 OCTOBER, 1810.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, gedr. b. Schmidt u. in Commiff. b. Schaum-

burg: مَخْرَجُ الْكُنُونِ الْمَشْرِقِيَّةِ وَمَعْدِنُ

الرُّمُونِ الْأَجْنَبِيَّةِ ذَاكِي حِمَاةٍ مِنَ الْأَدْبَا

بِهَمَّةٍ نَزْدَ الشَّرْقَا وَلِتَجَسَّلَوْسَ قَوْنَتُ

سَبَا وَشَكِي — —

Vorrathskammer der morgenländischen Schätze und Fundgruben der ausländischen Weisheitsprüche; gesammelt von einer Gesellschaft von Gelehrten, durch Unterstützung des Preises der Ritterschaft Wenceslaus Graf Sijawuschky (Rzewusky) etc.

Auch mit einem deutschen und französischen Titelblatte: *Fundgruben des Orients*, bearbeitet durch eine Gesellschaft von Liebhabern.

Mines de l'Orient, exploitées par une Société d'Amateurs. I — II Heft.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VII. *Arabische Volksrätself.* Hr. Colleg. Assessor Seetzen erhielt in Halep einige Rätself (الْحَزْبِرَا), welches wir für richtiger halten, als das S. 75 vorgeschlagene *الْهَزْبِرَا*, indem es von *حزير*, *monfuravit*, herzuleiten ist), welche bey dem gemeinen Volke im Gebrauche sind, und welche hier zur Probe mitgetheilt werden. Es sind ihrer 9, wovon wir ein paar zur Probe mittheilen:

أوله مثل آخره والنصف كله

Sein Erstes ist, wie sein Letztes, und seine Hälfte ist das Ganze (der Mond).

ثمرة بلا زرع وثمره بلا زهر وثمره بلا دهر

Eine Frucht, die man nicht säet, eine Frucht ohne Blume, und eine Frucht ohne Saamen (Trübsal, Feige, Maulbeere).

أيش عصا التي صامت لحم ودم

Welcher Stock wurde zu Fleisch und Blut? (der Stab Mose's).

G. A. L. Z. 1810. Vierter Band.

VIII. *Extrait d'une lettre de Mr. Drovetti, commissaire général des relations commerciales de France en Egypte, à son chancelier Mr. Asselin.* Damiette ce 16 Octobre 1808. Notizen über die Inseln im See Menzaleh, über die Spuren des Canals von Damiette nach Suez, zwischen Cattieh und El - Arisch, über den Papyrus und über die Pflanze *بشنين* in der Gegend von Damiette, welche man für den Lotus der Alten (von den Arabern *Nouphar* genannt) hält.

IX. Gedicht des türkischen Gesandten Ebubekr Ratib Efendi, bey seinem Besuche der K. K. Akademie der orientalischen Sprachen, derselben zum Andenken hinterlassen im Jahre 1792. Dieses in türkischer und deutscher Sprache abgedruckte Gedicht hat zwar keinen großen poetischen Werth, verdiente aber immer als eine orientalische Seltenheit und als ein Beweis der Achtung für dieses berühmte und nützliche Institut hier aufbewahrt zu werden.

X. Auszug aus Briefen des Hn. Doctor Morpurg an Hn. Colleg. Assessor Seetzen. Halep d. 20 April 1808. Das Wichtigste darin möchte noch die kurze Nachricht über die Stadt Beirut und ihren Handel seyn.

XI. Das Lob Melekshah's und Bagdad's, nach Enveri von Helmina Chezy, geb. v. Klenke. Diese 36 Stanzas bleiben ein schönes, fließendes Gedicht, wenn gleich das am Schlusse beygefügte Original die occidentalische Zuthat nur zu bemerklich macht. Von derselben Vfa. rühren auch zwey schöne Apologen von Saadi her: das Regentropfchen, und: der Kürbis und der Platan. Wahrscheinlich ist Madame Chezy die Erste ihres Geschlechts, welche sich das Verdienst erwirbt, persische Blumen auf deutschen Boden verpflanzt zu haben. Möge sie Fatime, der Preis der Frauen, dafür belohnen!

XII. Türkische Inschrift einer Moschee, nebst einer Kupfertafel. Diese Inschrift zierte den Eingang einer im J. 1369 in Ungarn eingeweihten Moschee, und befindet sich gegenwärtig in dem Manuscriptensale der k. Bibliothek zu Wien. Hr. v. Hammer hielt die Mittheilung für interessant, weil die schöne türkische Lapidarschrift, *Sulus* genannt, in Europa fast ganz unbekannt ist.

XIII. *Estratto d'una lettera del Sign. Dottore Salvatori Medico attaccato all' Ambasciata francese in Persia al Sign. Dottore Careno in Vienna.* Dal Campo di Sultaniè 25 Giugno 1808. Durch so gehaltreiche Reifnachrichten, wie die gegenwärtige, wird

diese Zeitschrift ein allgemeines Interesse, auch bey solchen Lesern, denen der Orient fremd ist, erregen. Hr. D. *Salvatori* weiß eben so angenehm zu schildern, als er die Kunst versteht, immer nur das Wissenswerthe herauszuheben. Er machte die Reise im Gefolge des Generals *Gardanne* und dessen Bruders, als „*primo Medico e Chirurgo della Legazione francese in Persia, coll' annuo stipendio di sei mille franchi, tavola, alloggio e cavallo*“. Die Abreise von Konstantinopel geschah am 10 Sept., und endigte sich mit der Ankunft in Thehran, der gegenwärtigen Residenz des persischen Königs (Hr. S. schreibt immer *Re di Persia*) am 4 Dec. 1808, und dauerte 86 Tage. Der Weg ging über Scutari, Nikomedia (Isnik-mid), Nicea (die Gesellschaft mußte, um die Truppen Kara Mustapha's zu vermeiden, einen großen Umweg machen; der gerade Weg geht über Sabaudia), Angora, Tocat, Nicfar (Neocaesarea), Erzerum und Bajazid (*citta finitima dell' Impero Persano, lungi due leghe dalle frontiere di Persia*). Hier endigt die Reisebeschreibung, deren Fortsetzung versprochen wird. Die Bemerkungen über das Gebirge *Ararat* und über die so sehr gefürchteten *Curden* verdienen die meiste Aufmerksamkeit.

XIV. *Auszug eines Briefes des Hn. Collegien-Affessors Seetzen an Herrn von Hammer*. Kahirä, den 4 Februar 1809. Hr. Seetzen beginnt mit einer kurzen Übersicht dessen, was die Araber in den Wissenschaften geleistet haben, und warnt, bey aller Hochachtung, vor Überschätzung ihrer Verdienste. Hr. v. Hammer berichtigt in der Note S. 118 — 14 einige Äußerungen seines Freundes, und giebt zugleich einige literarische Notizen. Unter mehreren anziehenden Nachrichten, welche hierauf Hr. S. mittheilt, sind die über *Facher's*, *Zaccar's* und *Assafin's* literarische Arbeiten zur Aufnahme der arabischen Literatur vorzüglich wichtig. Über den jetzigen Zustand Aegyptens wird S. 127 bemerkt: „Wenn mehrere Jahre seit dem Einfall der Franzosen nichts anderes sahen, als überall Zerstörungen: so macht es gewiss ein nicht gemeines Vergnügen, nach und nach die Früchte des Friedens wieder erscheinen zu sehen.“

XV. *Ode II della lettera Re del diavolo di Molla Giamì*, von Hn. v. Chabert, mit beygefügetem Original und in der gefälligen Manier, wie die übrigen Übersetzungen dieses geschmackvollen und gelehrten Mannes.

XVI. *Was steht von der Kritik für den Koran zu erwarten?* von Fr. Theod. Rink, der Philos. u. Theol. Doctor u. Prof. u. erster Pred. an der Dreysalt. Kirche zu Danzig. Das Resultat dieser gelehrten Untersuchung geht dahin, daß weder von Handschriften, noch Übersetzungen, noch Commentaren, noch Allegationen eine große Ausbente für die Berichtigung des koranischen Textes zu erwarten sey, sondern daß bloß die höhere Kritik, die aber stets an der Hand der Geschichte einhergehen müsse, noch einige Hülfe verspreche. „Die Hauptsache bey einer kritischen Bearbeitung des Koran, heißt es S. 140, würde darin bestehen, nach den Gründen historischer

Wahrscheinlichkeit, die freylich nur selten zur Gewissheit zu bringen seyn würde, die verschiedenen Aussprüche Mohammed's gehörig von einander abzusondern und dann chronologisch zu ordnen.“ Daß eine solche kritische Scheidung, wobey man auch in Ansehung des *igmic* (*Abrogatum*) weniger in Verlegenheit kommen würde, zur richtigern Erklärung und Würdigung des Koran's nöthig sey, ist auch Überzeugung des Rec. Aber auf die Berichtigung des Textes selbst kann sie doch nur einen entfernten Einfluss haben. Für die Wort-Kritik werden doch die Handschriften das zuverlässigste Mittel bleiben. Nun ist zwar wahr, daß bey dem Koran fast ganz dasselbe gilt, was wir bey den masorethischen Handschriften des A. T. finden: daß die *Codices*, alle zu Einer Familie gehörig, nur unbedeutende Verschiedenheiten geben: allein von den *Codicibus*, die wir in Europa besitzen, und die wohl größtentheils aus der Türkei herkommen und späteren Ursprunges sind, darf man doch nicht sofort auf den kritischen Unwerth aller Handschriften schließen. Namentlich hätte man sich durch *Adler's* nicht mit glücklichem Erfolg gekrönten Versuch nicht von einer genauern Collation der kuffischen Handschriften abschrecken lassen sollen. Gewiß findet man in den entlegeneren Provinzen Vorderasiens, in Persien u. s. w., noch wichtige Handschriften, die, um es nach jüdischer Analogie auszudrücken, die Masorah nicht haben. Auch möchten wir den Übersetzungen nicht unbedingt so wenig kritischen Werth beylegen, als S. 135 geschieht. Was das Urtheil über die gedruckten Ausgaben betrifft: so stimmen wir dem V. auch darinnen gegen *Jahn* bey, daß der Text von *Marracci* keine Vorzüge vor der *hinkelmännischen* Edition habe; ja, wir geben dieser in vielen Fällen noch den Vorzug vor jener. An der Existenz der ersten Ausgabe von *Paganinus* scheint Hr. R. S. 129 zu zweifeln, und er beruft sich deshalb auf *Oh. Celsus*. Rec. vermißte *J. M. Langii Dissert. de Alcorani primä inter Europaeos editione arabica*. Altdorf. 1703, 4; und vorzüglich *Jo. Bern. De Rossi Dissert. de Corano arabico etc.* Parma. 1805 (wora das Druck-Jahr nicht 1530, sondern 1518 angenommen wird). Beide stimmen für die Existenz. Die von Hn. R. mitgetheilten Varianten, theils aus Vergleichung mit der glossirten petersburger Ausgabe, theils aus *Beidawi*, verdienen allen Dank, und machen den Wunsch nach einer Fortsetzung dieser Arbeit rege.

XVII. *Sur la galanterie de Saladin et de son frere Malek Adel*. Beide Brüder werden gewöhnlich als das Ideal männlicher Tapferkeit, Biedrkeit und Lebenswürdigkeit bewundert, und haben einmal in der europäischen Romantik einen wohlbesetzten Ehren-Sitz erhalten. Hr. von Hammer sucht, durch Mittheilung einer Nachricht von *Abulfeida* (*Annal. Morlem. Vol. IV. p. 66*) zu beweisen, daß sie diesen Ruhm nicht verdienen, indem sie ihren sonstigen Ruhm durch große Härte und Inpietät beslecken. Die Geschichte zeigt beide Männer in einem ganz andern Lichte, als die Romantik. Am Schluß heißt es: „*Que Saladin et Malek Adel jouissent en*

patz des vœux de la faveur, où ils se trouvent placés dans l'esprit des Dames; ils sont aussi peu les véritables Salât ed-din et Melak aadet (so. heißen ihre ächt-arabischen Namen), que le Mahomet de Voltaire est le Mohammad de l'histoire." Rec. kann nicht unbemerkt lassen, daß der vom Vf. gemachte Vorwurf nicht allein Madame Cotin, sondern auch bey weitem den größten Theil der neueren Schriftsteller (besonders auch unseren Lessing) trifft, daß aber ihr Enthusiasmus, besonders für Saladin, durch arabische und persische Schriftsteller, vornehmlich Mircond und Bo-hæddin, gar sehr gerechtfertigt wird. Die Tugenden beider Helden waren doch überwiegend, wenn man es gleich bedauern muß, daß sie nicht ganz fleckenlos waren. Die Kritik der Geschichte ist heilsam; aber sie darf nicht splitterrichten!

XVIII. Auszüge aus der Sunna (Sunna), oder der mündlichen Überlieferung Mohammeds, von Hn. von Hammer. Der erste, in's Große gehende Versuch, uns mit der Sunna näher bekannt zu machen. Ausser einzelnen Sentenzen, die aus arabischen Schriftstellern ausgezogen wurden, kennt Rec. nur ein paar kleine Sammlungen von Hottinger *Histor. oriental.* p. 248 seqq., und von dem Verfasser dieses Aufsatzes in der *Encyclopæd. Übersicht der Wissensch. des Orients*, 2 Th. S. 633—39. Dennoch kann mit Recht behauptet werden, daß die Sunna bisher noch so gut, wie eine terra incognita war, und daß Hr. v. H. wenigstens auf den Dank des Americo Vespucci Anspruch machen kann. In der Einleitung wird von den sieben Hauptsammlungen der Sunna von Bochara, Malek, Ebi-David, Tarimefi, Nissa, Mostim und Sejuti gehandelt, worunter das Werk Bochara's unter dem Titel:

جامع الصحيح المشهور بصحيح البخاري

(Der aufrichtige Sammler) das erste und vorzüglichste ist, wie schon aus Hottinger, Herbelot, Dombay u. A. bekannt ist. Die Handschrift unseres Vfs. enthält 492 Folioblätter, und ist im J. der H. 1166 geschrieben. Sie enthält 7275 Überlieferungen. „Die meisten derselben sind Wiederholungen, und die ursprünglichen, eigentlichen Überlieferungen lassen sich von sieben auf ein paar Tausend einsmelzen. Von diesen paar Tausend sind wieder mehr als die Hälfte nicht Reden und Ermahnungen des Propheten, sondern umständliche Berichtungen (Berichte?) seiner Art zu wachen und zu schlafen, zu essen und zu fasten, zu gehen und zu stehen, zu sitzen und zu knien, mit einem Worte seiner ganzen Lebensweise, wovon Vieles, das in Escobar's *Casafistik de matrimonio* einen Platz verdiente, schon deswegen von uns übersetzt geblieben. Um die Sunna in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, bleibt freylich nichts wünschenswerther, als eine vollständige Übersetzung dieser Siebentausend Überlieferungen, von denen wir Siebenhundert mit Sorgfalt gewählte, als den Zehent dieses allgemein für so wichtig erkannten und so wenig bekannten kanonischen Werkes, zur gründlichen Kenntniß des Islams und seines Stifters beyzueuern". In dieser ersten Lieferung erhalten wir 370 Paragraphen; die zweyte Hälfte wird in der Fortse-

tzung versprochen. Jeder Freund der orientalischen Literatur wird wünschen, daß Hr. v. H. das Publicum recht bald mit der ganzen Sammlung in einer besonderen Schrift beschenken möge. Rec. stimmt zwar nicht in die sanguinischen Hoffnungen ein, womit Raïske (Anmerkungen zur allgemeinen Weltgeschichte von Guthrie und Gray, VI Th. S. 63—64) von der Sunna, die er für das größte Meisterwerk erklärt, „wogegen der Koran nur ein Kindergewächse sey", erfüllt war; aber wichtige Aufschlüsse über die so wenig bekannte Individualität des großen Propheten von Mecca, und über das Wesen seiner Religion wird sie allerdings geben. Und diese ist gewiß kein kleiner Gewinn.

XIX. *Extrait d'une lettre de M. le comte Venceslas de Rzewusky à Mr. de Hammer.* Es wird hier Nachricht von einer höchst merkwürdigen und seltenen Handschrift („Codex unicus, puisqu'il n'existe dans aucune des Bibliothèques d'Europe") gegeben. Der

Titel ist: كتاب المسجون جامع الفنون. Der Tractat ist zur Zeit des Kreuzzuges des heil. Ludwig geschrieben, und handelt von der Kriegskunst, Pferden, Wagen u. s. w. Besonders wichtig sind darin zwey Artikel: 1) *La composition de la poudre à canon, à peu de chose près la même, que la nôtre, et que les Arabes ont incontestablement connue avant nous, quoique l'invention ne leur appartienne peut-être pas, et qu'on doive plutôt l'attribuer aux Persans, ou aux Chinois.* 2) *Le feu inextinguible, communément nommé grégois, et retrouvé aujourd'hui dans les fusées de Congreve.* Hr. Gr. Rzewusky läßt uns eine Übersetzung dieses für die Geschichte der Erfindungen äußerst wichtigen Werkes hoffen, und wir wünschen, daß er sich durch die Schwierigkeiten, die mit der Übersetzung einer solchen Schrift nothwendig verknüpft seyn müssen, und wobey unsere phnediefs so mangelhaften Wörterbücher keine Hülfe versprechen, nicht möge abschrecken lassen.

XX. *Complets Persans pour l'inauguration de la maison de campagne de Me. la Comtesse Constance de Rzewusky à Baden, nommée le Gulistan, le 24 Juin 1810.* Obgleich nur in entfernter Beziehung auf den Orient stehend, sind diese Zeilen des Dichters Sousof doch ein Beweis von gefälliger Nachahmung persischer Galanterie, und der Leser wird dabey leicht an Schirin erinnert.

Wir glauben, durch eine ausführliche Relation die Leser in den Stand gesetzt zu haben, selbst über den Reichthum dieser Fundgruben zu urtheilen, und daraus auf die große Ausbeute, die wir noch künftig davon zu erwarten haben, zu schließen. Rec. erlaubt sich zuletzt nur noch einige allgemeine Erinnerungen und Wünsche, worauf er die Herausgeber bey der Fortsetzung Rücksicht zu nehmen bittet.

1. Die Correctur ist nicht mit der Genauigkeit besorgt, die man bey einem so wichtigen Werke wünschen muß. Besonders bietet der erste Heft einen großen Katslog von Druckfehlern dar (obgleich auch der zweyte nicht frey davon ist), die wir wenigstens am Schluss des Bandes zu berichtigen bitten. Beson-

ders empfehlen wir bey den aus Handschriften abgedruckten arabischen und persischen Stellen, so wie bey Eigennamen und Zahlen, die größte Vorsicht.

II. Eine Sache von der größten Wichtigkeit ist auch die *Orthographie der orientalischen Namen* bey ihrer Transcription. Die Herausg. erklären sich in der Vorr. S. 5 so darüber: „Es wäre zweifelsohne zu wünschen, daß bey solcher Mannichfaltigkeit von Aufsätzen in verschiedenen Sprachen die Rechtschreibung orientalischer Namen, die darin häufig vorkommen, bestimmt werden könnte. Da bis jetzt aber die Orientalisten Europa's über einen gemeinschaftlichen, für alle occidentalische Nationen gleich fasslichen Ausdruck der Aussprache eigener Namen des Orients nicht übereingekommen sind: so wird indeffen bey denselben in jedem Aufsatze die Rechtschreibung des Einsenders beybehalten. Was hierdurch auf einer Seite an Einheit für das Ganze verloren geht, wird auf der anderen an Richtigkeit für das Ohr gewonnen, wenn Reisende ohne Rücksicht auf die Schriftsprache den Urklang fremder Laute, so wie er in dem Munde des Volks wirklich lebt und schwebt, in ihrer Sprache bestens nachahmend, auszudrücken sich bemühen.“ Bey Befolgung dieses Grundsatzes wird die ohnedieß schon widrige Verschiedenheit nur noch größer werden. Die Herausgeber könnten sich leicht ein sehr großes Verdienst erwerben, wenn sie sich des Rechtes, die orthographische Individualität ihrer Mitarbeiter der Objectivität fester Grundsätze aufzuopfern, bedienten. Daß ihnen dieses Recht zustehe, liegt in der Natur der Sache, und das Beyspiel der wichtigsten literarischen Institute spricht dafür. Gewiß würden sich auch die meisten Orientalisten gern nach den Herausgebern bequemen, um nur die so oft gewünschte Harmonie zu Stande zu bringen. Wollten die Herausgeber ja recht nachsichtig seyn, so würden sie die abweichende Schreibart des einen oder anderen Mitarbeiters in Parenthese oder unter dem Texte beysügen. Gerade die Reisenden haben von jeher in dieser Sache die meiste Verwirrung angerichtet, und namentlich findet man in den Auf-

sätzen des Hn. Coll. Ass. *Seetzen* die auffallendste Verschiedenheit von der gewöhnlichen Orthographie und Orthographie. Hier findet man: *Kolsum*, *Ibn Abd el Höckem*, *El Sziuthy*, *Mockrisly*, *Messoudi*, *El Kaswiny*, *Manszur*, *Mensaleh*, *Abd el Rahhman* u. s. w. Auch sonst findet man bald *Hegire*, *Hegira*, *Hedschrah*, *Hedschira*; bald *Molla Grami* und *Molla Dschami*; bald *Hafis* und *Hafyz*; bald *Macamat* und *Mekamah*; bald *Caswin* und *Kazwin*. Dergleichen unangenehme Abweichungen könnten leicht beseitigt werden.

III. In der Vorrede wird die Hoffnung zur Anschaffung *neuer orientalischer Alphabete* geäußert. Indem wir eine baldige Erfüllung derselben wünschen, mögen wir das Bekenntniß nicht zurückhalten, daß die gebrauchten arabischen Schriftzüge unseren Beyfall nicht haben. Die Form des *He fin.* und des *He med.*, fast in der Gestalt eines griech. *Gammas*, das *Kef* und andere Buchstaben haben etwas sehr Ungefälliges u. Geziertes. Rec. kennt bis jetzt noch keinen zweckmäßigeren Typus, als den, womit *Abulfeda's Annales Moslem. Ed. Reiske* gedruckt sind, und keinen schlechteren, als den aus *Rousseau's* (in London) *Arabic and Persian Press* hervorgegangenen, womit unter anderen *Weston's Specimen of the conformity of the European Languages with the Oriental Languages etc.* London 1802, gedruckt ist. Mögen diese u. ähnliche Typen immer dem Auge und der Hand des Orientalen mehr zufagen; für uns, die wir im Occident leben, und für die doch zunächst alle orientalischen Schriften und Journale bestimmt sind, haben sie weder Reiz noch Zweckmäßigkeit.

IV. Endlich wünschen wir noch, daß die Aufsätze nicht so oft *abgebrochen* werden möchten. In vorliegenden beiden Heften sind so viele Abhandlungen, wo „*die Fortsetzung folgt*,” oder „*Sara continuato*” den Leser auf eine unangenehme Weise mitten im Genusse störet. Dagegen hoffen wir, daß jedes neue Heft mit der willkommenen Unterschrift: *Die Fortsetzung folgt nächstens*, versehen seyn möchte!

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. *Grimma*, b. Götschen: *Drey Predigten*, gehalten von M. *Christian Friedrich Lange*, Pastor zu Limbach bey Oschatz. 1809. 47 8. 8. Diese Predigten empfehlen sich durch eine lichtvolle und gefällige Darstellung der abgehandelten Materien, durch eine edle Wärme, die unverkennbar aus dem Gemüthe des Vfs. spricht, und durch eine vielseitige Anwendung auf das Leben und die verschiedenen Verhältnisse desselben. Nach der kurzen Vorerinnerung sind diese Vorträge für ein anderes, als das gewöhnliche Publicum des Vfs. bearbeitet — wahrscheinlich also für ein gebildeteres. — Ob aber damit die Wahl, oder die Behandlung der Gegenstände entschuldigt werden soll, ist nicht weiter angegeben. Wir haben nichts gefunden, was nur einer höheren, gebildeteren Zuhörerschaft angeeignet werden könnte. Die erste Pr. über Luc. VIII, 4—15 stellt das Thema auf: *Das menschliche Herz als der Boden, worauf der Same der Guten fällt*, welches ganz nach Anleitung des Textes bearbeitet ist. Die zweyte Pr. über Matth. XVIII, 1—17 beantwortet die Frage: *Wodurch beweisen wir die Achtung, welche wir Kindern schuldig sind?* Der Vf. macht drey

Theile: 1) durch vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Vorrecht und Gute, das sich an ihnen findet; 2) durch sorgfältige Vermeidung jedes Ärgernisses, das wir ihnen durch böses Beispiel geben könnten; 3) durch unablässiges Bestreben, die Sorge für ihre geistige Wohlfahrt zur Haupt Sorge zu machen. Die dritte Pr. über Matth. XI, 2—12 handelt von *einigen Absichten, welche Gott durch das frühe Ende gemeinnütziger und guter Menschen an uns erreichen will*. Es werden vier solcher Absichten namhaft gemacht: 1) uns den Werth ihres verdienstvollen Lebens erst recht fühlbar und schätzbar zu machen; 2) uns auf vielfache Weise in angestrenzte Thätigkeit zu setzen; 3) die Gesinnungen der Menschenliebe und des Vertrauens auf ihn in unseren Herzen zu befestigen; und 4) die Sehnsucht nach dem besseren Leben zu erwecken und zu stärken. In dem Ubergange zum Thema verspricht der Vf. etwas Befriedigendes über seinen Gegenstand. Der Vf. bedachte aber wohl nicht, daß man zwischen Absichten Gottes bey gewissen Ereignissen, und Anwendung dieser Ereignisse auf und für uns wohl zu unterscheiden habe.

cs.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 O C T O B E R, 1810.

JURISPRUDENZ.

- 1) COBLENS, b. Pauli: *Die Gesetzgebung Napoleons. Erste Abtheilung. Privatrecht. Codex Napoleon dargestellt und commentirt von Friedrich Lassaulx, ord. Profess. des Codex Napoleon an der Facultät der Rechte zu Coblenz. 1809. I Theil. VI und 394 S. II Theil. II und 477 S. 8.*
- 2) HALLE und BERLIN, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Systematische Darstellung des im Königreich Westphalen geltenden napoleonischen Privatrechts, von Carl Franz Ferdinand Bucher, ordentl. Prof. der Rechte und Beyrätzer des Spruchcollegiums zu Halle, 1809. I und II Bd. VI u. 568 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)*
- 3) MARBURG, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Lehrbuch des napoleonischen Civilrechts von D. Anton Bauer, ordentl. Prof. des Rechts zu Marburg. 1809. XXVI u. 410 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)*

(Fortsetzung der in No. 280 vom vorigen Jahre abgebrochenen
Collectivrecension.)

Eine Fluth von Zeitschriften, Lehrbüchern, Systemen und einzelnen Abhandlungen über die französische Civilgesetzgebung hat in den letzten drey Jahren das deutsche Publicum überschwemmt. Compilationen haben sich an Compilationen gereiht. Unreife Begriffe haben noch unrichtigere Folgerungen erzeugt. Durch williges Nachbeten ungeprüfter Behauptungen haben sich in einem kurzen Zeitraum Traditionen gebildet, unter welchen der vorurtheilsfreyen Geist nur mühsam seine Selbstständigkeit rettet. Rec. hegt die Absicht nicht, alle über den C. N. erschienenen deutschen Schriften zu würdigen. Unter den vielen hebt er nur das Bessere und Mittelmäßige heraus. Er legt unbefangen seine Meinung über das, was er für bleibend und für vorübergehend hält, dar. Dem objectiven und subjectiven Verdienst, wo er es zu finden glaubt, huldigend, will er das Publicum in den Stand setzen zu urtheilen, was für die wissenschaftliche Bearbeitung des C. N. in Deutschland geschehen ist, und was noch dafür zu thun übrig bleibt.

Unter allen über den C. N. erschienenen Commentaren, trägt Rec. kein Bedenken, No. 1 den ersten Platz einzuräumen. Er ist zwar dem Ton, dem Geist und dem Zweck nach von Schmidts kritischer Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs, von welcher bis jetzt kaum der Anfang erschienen ist, S. A. L. Z. 1810. Viertes Band,

eben so verschieden, wie die geistige Individualität beider Schriftsteller. Doch glaubt Rec., daß beide Werke als würdige Gegenstücke noch dann neben einander bestehen werden, wenn die ephemerischen Producte gemeiner Anstrengung im vorübergehenden Strome des momentanen Bedürfnisses längst ihr Grab gefunden haben. Im Lassaulx'schen Commentar theilt ein Deutscher seit vielen Jahren mit dem gründlichen Studium und der praktischen Anwendung des französischen Rechts von Amtswegen beschäftigter Gesetzkundiger seine aus der Fülle der französischen Jurisprudenz geschöpften Kenntnisse mit. Man erwartet hier nichts Oberflächliches und Seichtes. Man findet den C. N. lichtvoll und erschöpfend in seinen feinsten Bestimmungen. Man vermisst weder die Jurisprudenz, aus welcher er hervorgegangen ist, noch diejenige, welche er erzeugt hat. Man lernt die ihn ergänzenden Gesetze kennen. Man erfährt, was die Ansicht der Tribunäle, was die einförmige vor und nach revolutionäre Praxis hineinlegte und wieder herauszog. Man sieht, mit anderen Worten, den C. N., wie er in Frankreichs Gerichtshöfen und Notariatsregistaturen lebendig wirkt. Durch diese Eigenschaften wird das Buch jedem praktischen deutschen Juristen in den Ländern unentbehrlich, in welchen der C. N. schon eingeführt ist, oder in welchen er noch eingeführt werden soll. Eben so wichtig wird es als eine Sammlung von Controversen, welche entweder treffend entschieden, oder zu deren Entscheidung leitende und einfache Principien dargelegt werden. Gegen den wissenschaftlichen Charakter des Buchs hat freylich Rec. Vieles auf dem Herzen. Daß der Vf. das Studium der deutschen Rechtsphilosophie zu sehr vernachlässigt, zeigt sich in manchen Ansichten. So vortheilhaft sich auch das Detail seiner Arbeit durch ein klares und gesundes Raisonement auszeichnet: so scheint er doch manche Schwierigkeiten nicht befriedigend aufgelöst zu haben.

1) Wie ein sehr großer Theil des C. N. ein Ausfluß der älteren französischen Jurisprudenz ist: so ist er auch ein Schöpfer der neueren. Beide dienen ihm als ein durchaus unentbehrliches Ergänzungs- und Erklärungs Mittel. Hiedurch unterscheidet sich das französische Civilgesetzbuch vom preussischen Landrecht. Letzteres stellt für sich ein geschlossenes Ganzes dar. Man braucht es nur zu lesen, um es zu verstehen und anzuwenden. Ein gründliches Studium der älteren und neueren französischen Jurisprudenz kann bis jetzt von keinem deutschen theoretischen Juristen verlangt und erwartet werden. Ihrer Schätze bemäch-

ügt sich nur der ange strengteste Fleiß in der Lebendigkeit des Geschäftslebens. Jene Jurisprudenz knüpft oft an ein einziges Wort des Gesetzes eine ganze Reihe praktischer Folgerungen, welche der sich selbst überlassene Scharf sinn nicht wahrnimmt. Unter der Jurisprudenz verstehe man indeß nicht bloß den Gerichtsgebrauch, wie ihn die einförmigen Entscheidungen der Tribunale festgesetzt haben. Was Frankreichs ausgezeichnetsten Juristen dachten und glaubten, was eine Generation der anderen überlieferte, die bestimmten Vorstellungsarten, welche sie in Schriften und in der öffentlichen Meinung niederlegten, ist auch Jurisprudenz. So haben *Cochin, d'Aguesseau, Furgole, Riccard, Pothier* und Andere durch Vorurtheil und Autorität auf die geistige Individualität der Urheber, Verbesserer und Redactoren des C. N. mächtig gewirkt. Im Geist dieser Männer wird der Civilcodex von den Tribunalen verstanden und angewendet. Nach ihren Meinungen hat sich die *Jurisprudence des arrêts* gebildet. Im *lassault'schen* Commentar findet man fast auf jeder Seite den mit diesem Quellenstudium innigst vertrauten Mann. Man findet eine Menge praktischer Bestimmungen, deren Daseyn man nicht ahndet, wenn man weiter nichts als die auf dem rechten Rheinufer entstandenen Schriften über den C. N. kennt. Man wird nicht selten durch berichtigte Schwierigkeiten überrascht, die der von seinen juristischen Umgebungen abgelöste Buchstabe des C. N. nothwendig erzeugen mußte. Rec. hält sich für verpflichtet, dieses Urtheil durch einige Beyspiele zu belegen. So findet man Theil I Seite 17 die wahre Bedeutung des Worts *sage*, wie es in Art. 1641, 1648, 1754, 1759 und anderswo vorkommt, im Gegensatz von *Coutumes* ins Klare gesetzt, und erfährt, daß unter jenem eigentlichen *Gewohnheitsrecht*, unter diesem *Particulargesetze* zu verstehen sind. Daß sich bey schweigendem Gesetz der franzöf. Staatsrichter in einen Schiedsrichter verwandle, wird S. 92 treffend gezeigt, und dadurch Art. 4 in ein von der in Deutschland bisher herrschenden Ansicht sehr verschiedenes Licht gesetzt. — Die Ausführung der Art und Weise, wie ein von einem Franzosen im Ausland erzeugtes uneheliches Kind Franzose wird, ist strenge, aber nicht sogleich erkannte Folgerung aus den Bestimmungen des Art. 10 (S. 124). Die Erklärung des Unterschieds zwischen Zeugen und Declaranten (S. 188) wird man anderswo vergeblich suchen, und doch ist dieser Unterschied für die Beweiskraft der *actes de l'état civil* höchst wichtig. Für deutsche Gelehrte ist die Bemerkung S. 190 neu, daß, wenn Kinder vor der Geburtsanzeige verstorben sind, eine Sterb-, aber keine Geburts-Urkunde ihr Daseyn nachweist. Daß der *Maire als officier de l'état civil* keineswegs den höheren administrativen, sondern den gerichtlichen Behörden subordinirt ist (S. 185), liegt zwar im Geist des Gesetzes *sur les actes de l'état civil*. Allein die Folgerung, daß eine auf gar kein Urtheil und ohne richterliches Zuthun ausgesprochene Ehescheidung dennoch nur durch ein Urtheil der Tribunale, und nicht durch eine Verfügung der Verwal-

tungsbehörden beseitigt werden kann (S. 217), würde darum doch nicht bey dem ersten Blick anerkannt werden. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt über die auf Nullität einer Ehescheidung gerichteten Klagen bearbeitet (S. 275 — 307). Wichtig ist der S. 328 — 335 geführte Beweis, daß die strengen Grundsätze der alten Jurisprudenz über Legitimität und Paternität in den C. N. hinüber geflossen sind, gerade so, wie der für Deutsche so auffallende Grundsatz des Artikels 230 (Th. II S. 15). Neu ist die Bemerkung (Th. II. S. 87), daß der Ehescheidungsproceß des C. N. für sich ein Ganzes bildet, und auch nicht analogisch nach den in dem C. *de pr. c.* für den gemeinen Civilproceß aufgestellten Grundsätzen behandelt werden darf; so wie die durch eine Entscheidung des Appellhofs zu Brüssel unterstützte Behauptung (S. 47), daß die bössliche Verlassung (*malitiosa desertio*) als *injure grave* gerade wie nach protestantischem Kirchenrecht zum Ehescheidungsgefuß berechtige. — Die Auseinandersetzung desjenigen, was in einem *acte authentique* enthalten seyn kann, und darum doch nicht als authentisch beurkundet darf betrachtet werden (S. 172), führt zu Resultaten, welche die Praxis nicht sorgfältig genug berücksichtigen kann. —

II. Die Aufstellung einer Gesetzgebung ohne Lücken und einer Jurisprudenz ohne Controversen gehört zu den frommen Foderungen kosmopolitischer Schwärmerey. Wer das Leben nicht aus dem bloßen Standpuncte der Speculation betrachtet, überzeugt sich sehr bald, daß juristische Controversen keineswegs aus den Mängeln der Gesetzgebung, sondern aus den täglich neuen Gestaltungen gesellschaftlicher Verhältnisse hervorgehen. Der Gesetzgeber kann nur Entscheidungsregeln für Fälle festsetzen, welche er sich in reinen ungemischten Formen denkt. Das Leben bringt immer neue und anders verflochtene Fälle hervor, bey deren rechtlicher Beurtheilung Rücksichten auf verschiedenartige gesetzliche Principien sich durchkreuzen: welche Rücksicht die herrschende, welche die subordinirte sey, das ist die Frage. Und diese Frage ist nichts anderes, als eine Controverse. Eine Gesetzgebung, welche alle Controversen vorausszusehen und zu entscheiden verspricht, möchte Rec. einer Anweisung zum Schachspiel vergleichen, welche für alle nur denkbaren Spielcombinationen untrügliche Regeln lehren will. Man hat mit Unrecht dem römischen und kanonischen Recht die Menge unentschiedener Streitfragen zum Fehler angerechnet; der C. N. hat eben so viel Controversen hervorgebracht, und sollte Frankreichs Gesetzgebung — wogegen sie ihr guter Genius schätzen möge — am Ende jedes Decenniums sich die Beseitigung derselben angelegen seyn lassen: so würden auf dem Boden jeder erledigten Streitfrage wieder zehn neue hervorwachsen. Dennoch ist es Bedürfnis der Wissenschaft, daß Controversen zur Sprache gebracht, daß das Für und Wider erörtert werde. Sind diese Erörterungen nicht immer Gewinn für die Praxis: so sind sie doch Übungen für den juristischen Scharfsinn. Bilden sie nicht immer

eine feste Jurisprudenz; so bilden sie doch, umschauende Richter. Einem Commentar des französischen wird es daher eben so sehr, wie einem Commentar des römischen Rechts, zum Verdienst anzurechnen seyn, wenn er auf Controversen vorzügliche Rücksicht nimmt, und in Ansehung der Entscheidung derselben einen bestimmten Charakter behauptet. Auch in dieser Hinsicht verdient vorliegendes Werk die rühmlichste Auszeichnung. In wenig französischen Lehrbüchern wird man mit so viel Umsicht zergliederte und entschiedene Streitfragen beysammen finden, wie hier. Der Vf. zeigt dabey fast überall einen geraden, billigen und consequenten Sinn. Zu den hieher gehörigen, vorzüglich gelungenen Ausführungen rechnet Recensent die Entscheidung der Frage, ob die auf den Gemüthszustand des Heirathenden gegründete Opposition besondere den Wahnsinn verrathende Handlungen anführen müsse, und ob, wenn die Mutter interdicirt und der Vater todt ist, der Oheim Opposition einlegen dürfe, gegen *Gouanneau* und *Solon*, welche beide Fragen für unentschieden halten (Th. I. S. 272); ob gegen ein eine provisorische Ehetrennung verfügendes Urtheil Appellation eingelegt werden könne, gegen die Verfasser der *Pandectes françaises* (Th. II. S. 90 u. 91); ob die Erben des Mannes den Ehebruch der Frau einzuwenden berechtigt sind, um sie der vom Mann ihr zugesicherten Liberalitäten zu berauben, gegen *Maleville* (S. 113); ob der Ehegatte, welcher mit einer auf bestimmte Ursachen gegründeten Ehescheidungsklage abgewiesen worden ist, nachher auf wechselseitige Einwilligung um die Ehescheidung nachsuchen könne, gegen die Verfasser der *Pandectes françaises* (S. 122 und 123); ob bey der auf wechselseitige Einwilligung gegründeten Ehescheidung die Ältern den Nießbrauch des eigenthümlichen Vermögens der Kinder behalten, da sie doch das Eigenthum ihres eigenen Vermögens zur Hälfte an die Kinder abtreten müssen, gegen *Delvincourt* (S. 209); ob der Vater ungeachtet eines vorhandenen testamentarischen Verbots und des Artikels 387 den Ulfucht desjenigen Theils des Vermögens des Kindes in Anspruch nehmen könne, welcher dem Kinde als Pflichttheil hinterlassen werden mußte, gegen *Maleville* (S. 210) — durch den mit Scharfsinn durchgeführten Unterschied zwischen der Vormundschaft im weiteren und engeren Sinn, und durch den Beweis, daß jene nichts anderes sey, als die väterliche Gewalt des französischen Rechts selbst, werden mehrere Zweifel befriedigend aufgelöst.

III. Mit der gerechten Anerkennung der Vorzüge des vorliegenden Werks verbindet Rec. eine eben so unbefangene Rüge seines Fehler. Er rechnet hieher vor allen Dingen den Mangel wissenschaftlicher Einheit und systematischer Ordnung. Dieser Vorwurf trifft die Anordnung des Ganzen und jedes einzelnen Theils. Niemand konnte besser, als der sachkundige Vf., das unermessliche Gebiet des französischen Rechts in seinem Realzusammenhange umfassen. Niemand war lebhafter, als er selbst, von der Wahrheit durchdrungen, daß sich der C. N. als ein aus

der Geschichte und aus den gleichzeitigen Umgebungen abgelöstes Ganzes nicht darstellen lasse. Diese Betrachtung machte es nöthig, sowohl dem Ganzen, als den einzelnen Theilen, *rechtsgeschichtliche Einleitungen* voranzusenden. Hr. L. hat auch beides gethan. Allein die aus drey Titeln bestehende Einleitung des ganzen Buchs S. 1 bis 116 wird keinen Leser in den Stand setzen, den C. N. aus dem ihm eigenthümlichen Standpuncte aufzufassen. Der erste Titel handelt von der Stelle, welche der C. N. im allgemeinen System der Gesetzgebung einnimmt. Man erfährt weiter nichts, als daß der C. N. das französische positive Privatrecht enthalte. Der zweyte Titel liefert eine zu wenig pragmatische *äußere* Rechtsgeschichte, und der dritte handelt von den Gesetzen im Allgemeinen und von ihrer Anwendung auf die Civilrechte. Man findet viel Brauchbares, Berichtigendes und Wahres über Promulgation, Interpretation und Collision der Gesetze, über die gegenseitige Kraft der Gesetze und Conventionen; aber — was man hier vorzüglich sucht und bedarf — eine genaue und scharfe Bestimmung des Begriffs der Civilrechte im Gegensatze der natürlichen findet man nicht. — Überhaupt glaubt Rec. dem Vf. einen unzweydeutigen Beweis seiner Achtung durch das Geständniß darzulegen, daß er gerade von ihm eine andere Einleitung erwartet hätte. Der C. N. ist in seinen Hauptbestimmungen, wie in seinem feinsten Detail, nicht bloß das Product der Revolution und ihrer gebietenden Forderungen. Er ist der treue Spiegel der Institute, der Denkart, der Grundsätze, welche sich schon lange vor der Revolution festgesetzt, und mitten unter ihren Stürmen forterhalten hatten. Er wurde in einem organischen Zusammenhange aufgefaßt und gedacht, an welchen er sich in allen seinen Theilen auf das innigste und unzertrennlichste anschließt. Diese großen Wahrheiten sind entscheidend für den wissenschaftlichen Standpunct, aus welchem eine Einleitung zu einem Commentar des C. N. bearbeitet werden muß. Sie darf nichts Geringeres enthalten, als in gedrängten Zügen eine *innere* französische Rechtsgeschichte, etwa im Geist von *Hugo's* römischer Rechtsgeschichte. Frankreichs vorrevolutionäre Staatsverfassung, Religionszustand, administratives System, Justizorganisation, Privatrecht, Jurisprudenz, die Bezeichnung der durch die Revolution vernichteten Parthieen seines Rechtsorganismus, die Darstellung des Gebäudes, welches aus den verhängnisvollen Operationen der *Assemblée* und *Convention nationale* und der Directorialregierung hervorging, dieß alles und nichts weniger gehört — wenn Rec. nicht alles täuscht — zu einer Einleitung des C. N. in geschichtlicher und politischer Hinsicht. Ein solches Werk fehlt der deutschen Literatur ganz, und wird ihr noch lange fehlen. Nur derjenige darf es unternehmen, der mit des Vfs. rastlosem Fleiße seine seit so vielen Jahren gesammelten Vorkenntnisse und einen pragmatischen Blick verbindet. — Die den einzelnen Titeln des C. N. vorangeschickten rechtsgeschichtlichen Notizen sind neu, zweckmäßig, und gehören zu den eigenthümlichen Auszeichnungen des vorlie-

genden Commentars. Um so viel weniger kann Rec. es billigen, daß der Vf. die Lehre von Abwesenden nicht in einem eigenen Abschnitte vorgetragen, sondern unter der Lehre von Tutel und Erbschaft theilt hat. Er hat sich dadurch außer Stand gesetzt, die gerade für diese Lehre so interessante und in den verschiedenen Provinzen so abweichende frühere französische Jurisprudenz rechtsgeschichtlich und im Zusammenhange darzustellen. Es ist dadurch noch eine andere Unbequemlichkeit entstanden. Der Abwesende wird im C. N. als ein Lebender und als ein Verstorbener zugleich behandelt. In dieser doppelten Beziehung werden schon während der *absence présumée* Anstalten getroffen, welche während der *absence déclarée* bis zum *envoy définitif* fort dauern. Den vielleicht verstorbenen Abwesenden repräsentiren die provisorisch immittirten durch den Moment des Verschwindens des Abwesenden designirten Präsumtverben; den vielleicht lebenden vertritt das *Ministère public*. Wenn jene das Vermögen des vielleicht Verstorbenen zu ihrem und seinem Vortheile doppelseitig verwaken: so werden sie bey jeder folgenreichen Handlung im Interesse des vielleicht Lebenden vom *Ministère public* controllirt; wenn jene in Beziehung auf die *absence déclarée* den richterlichen Ausspruch zu provociren suchen, daß die Ungewissheit über die Existenz oder Nichtexistenz des Abwesenden zur Gewissheit gekommen, und in Beziehung auf den *envoy définitif*, daß nunmehr der Tod desselben höchst wahrscheinlich sey: so arbeitet das *Ministère public* wieder im Interesse des Abwesenden durch eine *enquête contradictoire* jener richterlichen Erklärung entgegen. Dies ist der Grundcharakter oder die *Fundamentalanficht* des Gesetzes, wie sie zuerst *Almendringers*, und nach ihm *Grolman*, aber mit Verschweigung des Namens seines Vorgängers, entwickelt hat. In der consequenten Durchführung desselben in allen Beziehungen und Richtungen zeigen sich seine Vorzüge. Durch die Zerstückelung des Titels hat sich Hr. L. außer Stand gesetzt, jenen Grundcharakter in seiner vollständigen Wirksamkeit darzustellen. Überhaupt sind die einzelnen zu einem einzelnen Titel gehörenden Lehren fast nur zufällig an einander gereiht. Es fehlt das wissenschaftliche Streben, den Geist der Gesetzgebung in allgemeinen Principien darzustellen, und diese nach einer logischen Ideenfolge in abgeleiteten Sätzen aufzulösen.

IV. Der Mangel an Wissenschaftlichkeit zeigt sich nirgends auffallender; als in den Ansichten des Vfs. vom Naturrechte. Die Vorstellungsarten darüber sind für den Bearbeiter des C. N. nichts weniger als gleichgültig, da seine Urheber, wie die *discussion publique* und *particulière* zeigt; sich so oft auf das Naturrecht berufen, so oft aus ihm geschöpft, und sogar den wichtigen Titel *sur la jouissance et la privation des droits civils* stillschweigend auf die Eintheilung in *droits naturels, civils et politiques* gebaut haben. Unter Naturrecht dachte sich die ältere Schule ein dem Menschen angeborenes, von aller positiven Ge-

setzgebung unabhängiges materielles Vernunftrecht. Sie erfand die Eintheilung in absolutes und hypothetisches Naturrecht, verstand unter jenem ein allen gesellschaftlichen Verhältnissen entfremdetes Vernunftabstractum, unter diesem das nämliche Vernunftabstractum sich zu einem Familien- und bürgerlichen Verein gestaltend. Sie setzte dieses Naturrecht dem positiven Gesetze entgegen, betrachtete jenes als Ausfluß der vernünftigen Menschennatur, dieses als Ausfluß gesetzgeberischer Willkür, sie wählte in jenem eine *objective dogmatische Vernunftlegislation* zu begründen, welche dem positiven Rechte als Typus und Vorbild gegenüberstehe. Der dem Dogmatismus entgegenstrebende Geist der kritischen Philosophie widersprach dieser Annahme. Unter seinem Einflusse bildete sich nach und nach eine Vorstellungsart vom Naturrechte, welche nur dem positiven Gesetzgeber die Befugniß, dogmatisch aufzutreten und materielle Gebote zu erlassen, einräumte. Wena nämlich unter Naturrecht das dem Menschen als Vernunftwesen angeborene, von den Bedingungen der Zeit und des Raums unabhängige Recht verstanden werden soll; so darf man nie vergessen, daß der Mensch als rechtsfähiges Subject sich nie anders, als in der Zeit und im Raum, d. h. in einem bestimmten Zustande von Cultur und Civilisation darstellt, daß beide selbst Erscheinungen sind, daß der einer bestimmten Civilisation angehörende Mensch auch ein ihr entsprechendes Recht hat, und daß die ewige über alle Erscheinungen und Zeitbedingungen erhabene Vernunft im Menschen zwar zur Prüfung jedes gegebenen Rechts nach ihren obersten Forderungen berufen, aber keineswegs zur materiellen dogmatischen Bestimmung irgend eines Rechts ermächtigt sey. In dieser Vorstellungsart erlischt aller Antagonismus zwischen Naturrecht und positivem Gesetz. Man kann nicht sagen, daß das positive Recht verbiete, was das Naturrecht erlaube; man kann nicht sagen, daß jenes gebiete, wo dieses schweige, daß jenes Fälle voraussehe und entscheide, welche dieses überlehe. Das Naturrecht ist nichts anderes, als ein mögliches positives Gesetz, dieses nichts anderes, als ein mögliches Naturrecht. — So oft Hr. L. vom Naturrecht redet, verbindet er damit weder die Vorstellungsarten der älteren, noch der neueren Schule. Er denkt sich darunter ein Recht des Menschen im Naturzustande (I Th. S. 3), er nennt es ein bloßes Gefühl des Rechts und Unrechts (S. 9); er meint, die neueren Versuche über Naturrecht zeigten darum so viel Schwierigkeit, weil die Vff. desselben sämmtlich im gesellschaftlichen Zustande gelebt hätten und lebten. — Im rohen Naturzustande — wenn er existirt hat — hat der Mensch eigentlich gar keine Rechte; er hat nichts, als das Gefühl von Schmerz, Schwäche und Noth, welches ihn in den gesellschaftlichen Verein, und durch ihn in den Stand der Civilisation führt. Im Naturzustande lebt nicht der wilde, sondern der thierische Mensch.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER 1810.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der Recension

von

Lassaulx, Bucher's und Bauer's Schriften
über den Code Napoléon.

Wildheit und Cultur sind Wörter, welchen man nur eine relative Bedeutung beylegen kann. Der heutige Culturmensch steht schöneren, in der Geschichte der Menschheit schon realisirten oder noch zu realisirenden Idealen als Wilden gegenüber, und der Cannibale steht nur auf den unteren Stufen der Civilisation. Der aussergesellschaftliche Thiermensch findet sich dagegen in einem natur- und vernunftwidrigen Zustande. Für ihn giebt es überall kein denkbare Rechtssystem. — Die Vorstellungsarten des Vfs. vom Naturrecht konnten bey der Behandlung einzelner Lehren nicht ohne Folgen bleiben. So gehören conventionelle Verbindlichkeiten nach seiner Meinung (Th. I. S. 114) dem Naturrecht an, und sind deshalb, wenn von dem Rechte des Ausländers die Rede ist, nach dem Art. 11 nicht zu beurtheilen. Nach S. 229 ist die Ehe dem Naturrecht nach keine religiöse Verbindung, da doch umgekehrt nach Rec. vollständigste Überzeugung der religiöse Charakter der Ehe gerade aus ihrer Natur folgt. Nach S. 243 ist Mangel der Mannbarkeit ein naturrechtliches, eine schon bestehende Ehe dagegen ein privatrechtliches Ehehinderniss. Wird unter dem Privatrechtlichen etwas Positives verstanden: so lässt sich dagegen behaupten, dass die Naturrechtlichkeit der Monogamie auf viel besseren Gründen beruhe, als die Naturrechtlichkeit der Vielweiberey. Wer letztere behauptet, würde noch leichter den Beweis der Naturrechtlichkeit der Vielmännerey führen können. — Die väterliche Gewalt des römischen Rechts wird Th. II. S. 193 durchaus positiv genannt, indess die väterliche Gewalt des französischen Rechts sich dem Naturrecht nähern soll. Rec. hegt die umgekehrte Meinung, und geht dabey von des Vfs. eigenen Vorstellungsarten vom Naturrecht aus. Das römische Recht nimmt zwischen Vater und Sohn eine juristische Einheit der Person an. Was ist sie anders als Anerkennung des Naturgefühls, welches im Bewusstseyn des Vaters den Sohn mit ihm selbst identificirt? Die Suität des römischen Rechts, die daraus folgende Verknüpfung zwischen *peculium* und *patrimonium*,

der väterliche Usufruct am *peculium adventitium*, das Erbrecht des Sohnes als fortgesetztes Eigenthum des Vaters, die Befreyung des letzteren von Rechnungspflichtigkeit — was ist das alles anders, als Darstellung eines inneren Gefühls im äusseren Leben, und Zutrauen des Gesetzes auf seine Wahrheit und Kraft? Die väterliche Gewalt des französischen Rechts ruht auf einer ganz anderen Basis. Indem sie den rechnungspflichtigen Vater der Familie subordinirt, und seine Mühe durch den sehr eingeschränkten Usufruct am Vermögen des Kindes belohnt, behandelt sie ihn als den bezahlten Verwalter eines fremden Guts, sie setzt abgestorbene Vatergefühle und einen vom Egoismus aufgelösten Familiengeist voraus. Was hat das Gesetz zu diesem Unglauben an der Natur, zu dieser Kränkung der väterlichen Würde berechtigt? Haben die wenigen, seit dem Ausbruch der Revolution abgelaufenen Decennien Ätern ihren Kindern entfremdet, und Bande gelöst, die heiliger und fester durch das Gefühl geknüpft waren, als durch das Gesetz? Keineswegs. Es findet sich hier weiter nichts, als der vielleicht zufällige Sieg einiger *Coutumes* über das *droit écrit*, und über 52 andere *Coutumes*, welche, wie der Vf. Th. II. S. 157 selbst bemerkt, die väterliche Gewalt beybehalten hatten. Wer wird nun glauben, dieses sey Sieg des Naturrechts über das positive römische Recht? — Es ist indessen nicht zu leugnen, dass des Vfs. Vorstellungsart vom Naturrecht in der französischen Jurisprudenz selbst einheimisch ist, und dass sie sich sogar, wie aus hundert Stellen der *rapports et motifs* hervorgeht, der Legislation bemächtigt hat. Nur der geniale und philosophische *Portalis* macht auch hier eine Ausnahme. *Le principe du droit est en nous*, sagt er, *il n'est point le résultat d'une convention humaine, ou d'une loi positive; il est dans la constitution même de notre être et dans nos différentes relations avec les objets, qui nous environnent.* — Hiemit ist, wenn Rec. nicht irrt, das wahre herrschende und durchgreifende Princip des Naturrechts ausgesprochen. Das Product desselben ist aber etwas ganz anderes, als das Recht des Menschen im rohen Naturzustande.

V. Dafs sich der Vf. um die Aufklärung mehrerer doctrineller Schwierigkeiten sehr verdient gemacht habe, hat Rec. schon vorhin beurkundet. Verschweigen darfer aber auch nicht, dass mehrere recht eigentlich dunkle Parthieen des C. N. durch des Vfs. ängstliches Streben, darüber Licht zu verbreiten, man möchte beynahe sagen, noch dunkler gewor-

E

den sind. Dahin gehört vor allen anderen der Versuch Th. I. S. 102, den Begriff der *droits civils* in Beziehung auf den 11 Art. des C. N. ins Klare zu setzen. Die Worte des Artikels sind äusserst einfach und deutlich, der Sinn dagegen höchst schwierig. Der Vf. behauptet gegen Zachariä S. 103, unter *droits civils* müßten die aus dem natürlichen (?) und positiven Privatrecht abgeleiteten Rechte überhaupt verstanden werden. Allein im Staatsrath, wie der treue Interpret seiner Discussionen zeigt, würden ja die *droits civils* den *droits naturels* ausdrücklich entgegengesetzt. Unter beiden dachte man sich Privatrechte. Und wenn unter den *droits civils* positive und natürliche, mithin *alle Privatrechte* verstanden werden: was bleibt denn für die *droits naturels* übrig? Was sind das für Privatrechte, welche dem *aller droits civils* beraubten bürgerlich Todten dennoch gelassen werden, z. B. das Recht, aus einem letzten Willen Alimente zu erwerben, und vor Gericht durch einen Specialcurator vertreten zu werden? Man muß ferner fragen — und in dieser Frage concentrirt sich das ganze praktische Interesse der Untersuchung —: was hat der durch die Staatsverträge seines Vaterlandes ungeschützte Fremde in Frankreich für *droits civils* in Anspruch zu nehmen? — Der Vf. antwortet hierauf: Der Fremde hat in diesem Fall in Frankreich 1) Die Rechte seines Civilstandes (*jura status*). Sie sind persönlich und untheilbar. Man kann nicht in einem Lande verheirathet, großjährig, ehelicher Geburt, im anderen minderjährig, unverheirathet, unehelich gehören seyn. Er hat 2) alle aus Conventionen entspringende Rechte, denn sie gehören dem Naturrecht an (S. 110). Er hat 3) diejenigen Rechte, welche bey fehlenden Verträgen die Gesetze und Gewohnheiten seines Vaterlandes dem Franzosen beylegen. Denn so muß der 11 Art. interpretirt werden. „Wenn er nur von Verträgen spricht: so geschah es, um dem Richter eine bestimmte Norm zu ertheilen; sobald ein Vertrag vorhanden ist, würde jede weitere Erörterung überflüssig seyn. Selbst wenn behauptet würde, des Vertrags ungeachtet ertheile die auswärtige Gesetzgebung dem Franzosen ein ausgedehnteres oder unbeschränkteres Recht: so darf sich der Richter in die Untersuchung nicht einlassen. Der Vertrag ist für ihn Gesetz.“ — Allen diesen Behauptungen steht Folgendes im Wege: 1) Die Untheilbarkeit der *jura status* ist in dem Sinn, in welchem der Vf. davon redet, nicht richtig. Man kann allerdings in einem Staate verheirathet, im anderen unverheirathet, in einem ehelich geboren, im anderen unehelich geboren seyn. Den in Frankreich durch eine bloße Civilehe Verbundenen mußte man noch vor wenigen Jahren im Kirchenstaat oder in Spanien als unverehelicht betrachten, und den aus einer solchen Ehe Erzeugten als Bastard von den Erbschaften ausschließen, zu welchen nur eheliche Abstammung berechnigte. Übrigens sind die aus dem Civilstand entspringenden Rechte weder mehr noch weniger *droits civils* als alle anderen, und der Art. 11 macht keinen Unterschied. 2) Versteht man mit dem Vf. unter den *droits civils* *alle*, sowohl natürliche als positive Privatrechte: so muß man nach seiner eigenen

Theorie die aus den Conventionen entspringenden Rechte ebenfalls den *droits civils* beyzählen, und kann bey dem Art. 11 einen Unterschied nicht geltend machen, welchen das Gesetz ignorirt. 3) Die ausdehnende Erklärung des im Art. 11 enthaltenen Worts *traités* ist durchaus gezwungen, und widerspricht der Geschichte des Artikels. In der früheren Redaction des Staatsraths hatte man dem Worte *traités* das Wort *loix* ausdrücklich beygesetzt. Allein in der geheimen Discussion des Tribunats wurde letzteres gestrichen. Ein klarer Beweis, daß die Civilrechte des Fremden *bloß* nach den Staatsverträgen, und keineswegs nach demjenigen zu beurtheilen sind, was die Gesetze des Staats, welchem der Fremde angehört, dem Franzosen zugestehen. Neuere deutsche Commentatoren suchen alle Schwierigkeiten durch die Behauptung zu heben, daß sich in der Anordnung des Titels *de la jouissance et de la privation des droits civils* ein Redactionsfehler finde. Dieß ist in der That eine sehr gewagte Behauptung — doppelt gewagt, wenn man bedenkt, daß die Fassung des Gesetzes von Frankreichs ersten Köpfen nach einer fünfmaligen Umarbeitung nach der lebhaftesten und umsichtsvollsten Discussion erst bey der sechsten Redaction definitiv gebilligt wurde. Rec. glaubt, das ganze juristische Räthsel, ohne sich einer solchen Hypothese anzuvertrauen, und ohne den Worten des 11 Art. die mindeste Gewalt anzuthun, befriedigend lösen zu können. Unter den *droits civils* sind *alle* Privatrechte enthalten, und hierüber stimmt er dem verdienten Vf. vollkommen bey. Indem Frankreichs Civilgesetzgebung dem Franzosen die ganze Fülle *aller* Privatrechte zusicherte, war eine Specification derselben keineswegs nöthig. Die Privatrechte der Fremden dagegen gingen der Gesetzgebung, wie sie vom *corps législatif* ausgeübt wird, nichts an. So wie nur der Kaiser die Verhältnisse des französischen Staats gegen auswärtige Nationen zu bestimmen befugt ist: so bestimmt auch er nur die Verhältnisse der einzelnen Mitglieder fremder Nationen als Individuen. Eine über Fremde vom *corps législatif* sanctionirte im *Code civil* niedergelegte Verfügung wäre ein Eingriff in die Vorrechte der Regierung, mithin *constitutionswidrig* gewesen. Wollte man demnach etwas über die Rechte der Fremden festsetzen: so mußte man alles Staatsverträgen, welche die Regierung abschließt und aufhebt, anheim geben. Das Wort *loix* durfte nicht, wie es in der früheren Redaction des Staatsraths geschehen war, stehen bleiben. Sonst hätte das *corps législatif* durch die Gesetzgebung fremder Nationen dem Kaiser die Hände gebunden. Daß man aber die zarte Reibung zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt nicht förmlich zur Sprache bringen, und ohne Noth und Veranlassung den wahren Grund der Austreibung des Worts *loix* entschleiern wollte, darf Niemanden wundern. — Ist Rec. Anticth richtig: so wird die Frage, welche Civilrechte Fremde in Frankreich zu genießen haben, keinen Augenblick zweifelhaft scheinen. Sie stehen unter dem Schutz der Regierung. Ihre Rechte werden vor allen Dingen durch Staatsverträge bestimmt. Wo diese schweigen, bleibt es den Gerichten mit *Stillschweigen*

der Genehmigung des Kaisers unverwehrt, die Grundsätze der alten *jurisprudence des arrêts* zu befolgen. Allein das Recht des Kaisers, die Verhältnisse der Fremden einseitig nach eigenen Zwecken durch bloße Beschlüsse des Staatsraths zu bestimmen, wird durch den Art. 11 stillschweigend anerkannt, insofern die civilrechtlichen Verhältnisse der Franzosen von der gesetzgebenden, nicht von der vollziehenden Macht abhängen, und über Staatsrathsbeschlüsse erhaben sind. Illiberal ist diese Ansicht nicht. Sie unterwirft Ausländer der nämlichen physischen Gewalt, welcher sie in allen Ländern unterworfen sind, wo Legislation und Execution sich in der nämlichen Hand finden. Sie setzt Fremde auf keine niedrigere als diejenige Stufe, auf welcher sie sich in allen Ländern des rheinischen Bundes finden. Nur Franzosen stellt sie unter die schützende Agide einer in den meisten rheinischen Bundesstaaten fehlenden Constitution.

In dieser ausführlichen Anzeige wird der achtungswürdige Vf. eine dankbare Anerkennung des Verdienstes finden, welches er sich durch den gegenwärtigen Commentar um die Cultur der französischen Jurisprudenz erworben hat. Bey der Fortsetzung und Beendigung desselben ist das deutsche Publicum lebhaft interessirt. — Die Sprache des Vfs. ist fast überall einfach und klar. Nur selten stößt man auf Gallicismen, z. B. Th. I. S. 91 und 351 *handelt es sich* (*il s'agit*), Th. I. S. 187 und 189 eine Erklärung machen (*faire une déclaration*). Desto häufiger stößt man auf unangezeigte Druckfehler. So muß man S. 333 Z. 4 v. u. statt dem sechsten Jahrhundert offenbar das sechzehnte Jahrhundert lesen; S. 348 Z. 8 statt den 55ten der 56ste Artikel, Th. II S. 198 statt der Art. 353, 354 und 370 die Artikel 453, 454 und 470. Dieses Verzeichniß könnte noch sehr vergrößert werden.

Hr. Bucher, der Vf. von No. 2 zeigt fast auf jedem Blatt völlige Unkunde mit dem Geist seines Gegenstandes. Er ahndet in Frankreichs Civilgesetzgebung auch nicht entfernt das Daseyn einer organischen Legislation. Er erklärt es daher gleich in den Prolegomenen für ein wissenschaftliches Bedürfnis, aus der Darstellung des C. N. alles wegzulassen, was sich auf den bürgerlichen Proceß, und — um seinen eigenen Ausdruck bezubehalten — auf die *extrajudicielle* Praxis bezieht!! Von allem, was den C. N. charakterisirt und auszeichnet, von allen darin vorausgesetzten, für den Inhalt und die Wirklichkeit der Privatrechte höchst folgenreichen Instituten, von einer Rechtskraft erzeugenden und ohne richterliche Dazwischenkunft Vollziehungszwang wirkenden *freiwilligen Jurisdiction*, von einer *Urkundencontrole*, bey welcher man die *wesentliche civilrechtliche* Seite nicht sorgfältig genug von der *zufälligen fiscalischen* trennen kann, von einer *Justizcontrole* als Verbindungsglied zwischen Justiz und Administration, von einem Gerichtsverfahren, welches mit rascher processualischer Entwicklung die vollständigste Umsicht glücklich zu verbinden weiß, von einer von der Richterbehörde dirigirten und doch nicht von ihr abhängenden Execution, von einer Menge theils im C. N. selbst enthaltener, theils darin vorausgesetzter Anstalten, ohne welche jenes Gesetzbuch entweder

ganz unverständlich ist, oder sich als ein zufälliges Aggregat willkürlicher Normen darstellt — will Hr. B. nichts sagen und nichts wissen. Er hat es recht *absichtlich* auf die Darstellung eines *verhunzten* napoleonischen Privatrechts angelegt. Ist schon das *Enregistrement* bis jetzt im Königreich Westphalen noch nicht eingeführt: so mußte doch der Einfluss desselben auf den rein doctrinellen 1328ten und andere Artikel und die Anwendungsart derselben bey mangelndem *Enregistrement* gezeigt werden. Das sechste Capitel des dritten Titels des dritten Buchs wird vorsätzlich überschlagen. Hr. B. ahndet nicht, daß die Lehre *de la preuve des obligations et de celle du payement* und die darin niedergelegte Beschränkung des Zeugenbeweises in sehr vielen rein doctrinellen Bestimmungen wieder durchschimmert. Sie haben weder Zweck noch Sinn, wenn man sie nicht auf das oberste Princip der Legislation zu beziehen weiß, z. B. die Lehre von der *consignation*, Art. 1258 und 1259, vom *Transport d'une créance* A. 1690, von der *Somation pour enlever une chose due, lorsqu'elle est une chose certaine* A. 1264. Der Vf. rechnet §. 345 die Lehre von der Inscription wieder zu der außergerichtlichen Praxis. Von den Eigenthümlichkeiten des französischen *Système hypothécaire*, von dem Doppelprincip, worauf es basiert, jedoch nicht consequent durchgeführt ist, *Specialität* und *Publicität*, von der Organisation dieses Doppelprincips durch die *Inscription*, von der *Natur* und dem *Fundament* der Inscription selbst, erhält man entweder gar nichts, oder auch nicht eine lichtvolle und unterrichtende Andeutung. Gegen sein eigenes Princip läßt der Vf. dennoch Einiges von der extrajudiciellen Praxis einfließen, z. B. S. 98, 100, 500. Möchte man auch S. 98 vermuthen, daß der Vf. um des Principi willen keine Sylbe davon erwähnt, daß unter dem *acte respectueux et formel* Notariatsanfrage und Notariatsurkunde zu verstehen sey: so wird man doch durch so manchen groben, fast in jeder Speciallehre befindlichen Irrthum fast unwillkürlich genöthigt, Hn. B. von einer *planmäßigen* Verunstaltung seines Stoffs freyzusprechen; es wird fast Forderung der Gerechtigkeit, einen *Mißgriff*, in welchem der Vf. selbstgefällig den Vorzug seines Buches sucht, aus einem bloßen Gefühl von Unkunde zu erklären. Darüber will Rec. kein Wort verlieren, daß Hr. B. beynahe nirgends Begriffe und wissenschaftliche Definitionen zum Grunde legt, daß er weder über die Eigenthümlichkeit der Ehe noch der väterlichen Gewalt des französischen Rechts ein Wort fallen läßt; daß er S. 150 von Ehehindernissen redet, welche durch eine vom Richter zuerkannte Strafe können gehoben werden, daß er S. 74 bey Abhandlung der schwierigen Lehre von den *droits civils* es ganz für überflüssig hält, zu bestimmen, was *droits civils* sind, daß er S. 196 die Vormundschaft des C. N. für ein *munus publicum* erklärt, da sie doch offenbar eine Familienlast ist, daß er S. 203 die *états de situation* des Art. 470 für eigentliche Vormundsrechnungen hält, daß er S. 120, ohne Gründe und Unterscheidungsunkte anzugeben, versichert, die deutsche eheliche Gütergemeinschaft sey von der französischen sehr verschieden, und beruhe auf ganz anderen Ansichten,

Sitten und Gebräuchen. Wenn er aber S. 79 die *Abwesenheit* unter den *Erlösungsarten* der *droits civils*, und S. 180 die *Adoption* unter den *Erwerbungsarten* der *väterlichen Gewalt* auführt: so fodert er die nachsichtsvollste Kritik zur ernstlichen Erinnerung auf, daß der wissenschaftliche Schriftsteller wenigstens *nothdürftig* die *Schülerrolle* müßte beendigt haben, ehe er vor dem *Publicum* die *Lehrerrolle* übernimmt. Rec. will damit dem Vf. keinesweges schriftstellerische Talente absprechen. Nur seines Stoffs muß er durchaus erst Meister werden. Zu diesem Zweck ist ihm vorzüglich das Studium der Schriften des Mannes zu empfehlen, auf welchen er in der Vorrede zum zweyten Theil einen verächtlichen, weder seinem Wahrheitsfinn noch seiner Gerechtigkeitsliebe Ehre bringenden Seitenblick fallen läßt.

Es wäre ungerecht, das Lehrbuch No. 3 mit dem mißlungenen *bucher'schen* Werk auf eine Linie zu setzen. Hr. Bauer bearkundet auf jeder Seite einen wissenschaftlich gebildeten Geist. Er liefert ein leicht zu übersehendes und richtig zergliedertes System. Es schließt sich nach Voraussendung eines zweckmäßig abgefaßten allgemeinen Theils an die Legalordnung an, und handelt in drey Büchern das Personenrecht, Eigenthumsrecht und Obligationenrecht ab. Man findet allenthalben Grundbegriffe und Definitionen, welche man in der *bucher'schen* Arbeit fast allenthalben vermißt. Vor dem *zachariä'schen* Handbuch zeichnet sich das gegenwärtige Lehrbuch durch Deutlichkeit, Einfachheit und Kürze vortheilhaft aus. Zu den Fehlern des Buches rechnet Rec., 1) daß der Vf. den C. N. ebenfalls zu wenig aus dem Standpunct einer *organischen* Legislation aufzufassen weiß. Hätte er sich dazu erhoben: so würde er gerade die schwierigsten Lehren in ein helleres Licht haben setzen können, z. B. das französische Hypothekensystem. Hr. Bauer hat es zwar ungleich besser als Hr. Bucher dargestellt: was dieser in finsterner Nacht gelassen hat, gestaltet sich im Lehrbuch des Ersteren zu einem ohne Mühe aufgefaßten und überblickten Ganzen; Aber das Publicitäts- und Specialitäts-Princip ist doch nicht sorgfältig genug, und der eigenthümliche, an eigenthümliche Justizanstalten sich anschließende Organismus des Instituts ist gar nicht herausgehoben. Eben deshalb bleiben wichtige Fragen und Zweifel unaufgelöst. Wie verhält sich die Hypothek zur Inscription? Warum kann, sogar wenn Gläubiger und Schuldner von dem *conservateur des hypothèques* selbst persönlich darum nachsuchen, auf einen bloßen *Privatvertrag* eine Inscription nicht erwirkt werden? Warum die Radiation wieder nur auf einen *acte authentique* oder auf ein rechtskräftiges Urtheil? Nur wer das Notariat nach seinem Geist und Zweck und die Inscription in ihrem Verhältniß zum *titre* kennt, den sie nothwendig voraussetzt, findet eine befriedigende Antwort auf diese Fragen. Ferner wünschte Rec. 2) daß der Vf. weniger der Autorität deutscher Vorgänger trauen möchte. Es haben sich in deutschen Schriften über den C. N. Traditionen über den Fundamentalcharakter des Gesetzbuchs und über einzelne Lehren gebildet, welche noch lange ihr Ansehen behaupten werden, wenn

man nicht die Gründe, auf welchen sie beruhen, einer strengen Prüfung unterwirft. So glaubt z. B. der Vf. S. 11 mit *Schmid* und *Zachariä* an die Vereinbarkeit des C. N. mit allen Arten von Staats- und Regierungs-Formen. S. 17 mit *Seidensticker* an die Gültigkeit des römischen Rechts, in den vom C. N. nicht normirten Materien, S. 29 ebenfalls mit *Seidensticker* an etwas, was er Gesetz nennt, und welches dennoch kein Cassationsgesuch begründen soll. Er hält S. 190, gerade wie Hr. Bucher, die *états de situation* des 470sten Artikels — wahrscheinlich durch die badische officielle Übersetzung verleitet — für wirkliche Rechnungen. Mit *Gönner* nennt er S. 110 den Familienrath ein vom C. N. neu geschaffenes Institut, da er doch schon in mehreren Provinzen längst eingeführt war, und durch den C. N. nur generalisirt worden ist. Wahrscheinlich mit *Lassaux* hält er S. 177 die väterliche Gewalt des französischen Rechts für naturrechtlich, woraus denn freylich die Naturwidrigkeit der römischen *patria potestas* folgen würde. In allen angeführten Stellen nennt der Vf. seine Gewährsmänner wahrscheinlich deshalb nicht, weil er nur plane und ausgemachte Wahrheiten niederzuschreiben glaubte. Dagegen liefert der Vf. S. 83 eine neue und ihm eigenthümliche, aber falsche Erklärung des 1328sten Artikels. Rec. hält die Berichtigung derselben um so viel mehr für Pflicht, da er schon Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, daß sie unter deutschen Gelehrten die Quelle neuer Traditionen geworden ist. Er sagt zur Erläuterung jenes Artikels: „Handschriften beweisen nicht gegen dritte Personen, selbst nicht einmal die Thatfache, daß ein Vertrag zu einer bestimmten Zeit abgeschlossen worden ist, wenn nicht der Zeitpunkt ihrer Ausstellung auf andere Art außer Zweifel gesetzt ist.“ — Ware diese Erklärung richtig: so würde der Artikel weiter nichts enthalten, als gemeines Recht. Aus eigener Handschrift kann man auch bey uns gegen Dritte nichts beweisen. Hat das Datum ihrer Ausstellung in Hinsicht des Dritten eigene rechtliche Folgen: so kann der Beweis desselben aus der Handschrift nicht genommen, sondern muß auf andere Art außer Zweifel gesetzt werden. Von allem dem ist aber auch im 1328sten Artikel nicht die Rede. Er handelt überhaupt von keinem Beweis des Datums. Er substituirt vielmehr dem historischen ein juristisches Datum. Dieses Letztere wird nicht sowohl bewiesen, als durch das *Exregiment*, durch die Anerkennung der Existenz der Urkunde von Seiten eines officier ministériel, und durch den Tod des Ausstellers geschaffen. Der Zweck des Gesetzes ist allerdings die Verbuhung von Antedatirungen. Das Mittel ist aber nicht, daß das wahre Datum constatirt, sondern daß vom Gesetz ein anderes Datum surrogirt wird, welches nur selten und zufällig mit dem wahren Datum zusammentrifft. Die Lehre von der *date certaine* sollte daher ihre natürliche Stelle nicht sowohl in der Lehre vom Beweis, als in der Lehre von juristischen Fiktionen finden. Die Fiction des 1328sten Artikels ist dem französischen Recht durchaus eigen, und dem gemeinen Recht gänzlich fremd.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 OCTOBER, 1810.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Cnobloch: Handbuch der Krankheiten des menschlichen Weibes. Nebst einer Einleitung in die Physiologie und Psychologie des weiblichen Organismus. Zum Gebrauch für praktische Ärzte, Geburtshelfer und zu akademischen Vorlesungen von D. Jo. Chr. Gottfr. Jörg zu Leipzig. 1809. 608 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Ein Buch über die Krankheiten der Weiber nach dem jetzigen Standpunkte der Medicin ist ein Bedürfnis für unsere Praktiker. Der Vf. verdient also für die Auffassung und Ausführung dieser Idee unseren Dank. Um aber hierin der Erwartung der praktischen Ärzte und Geburtshelfer ganz zu entsprechen, dazu gehört nicht bloß eine wohlgeordnete Theorie, sondern auch eine reichhaltige Erfahrung. Nur ein geübter Praktiker kann pragmatisch für Praktiker schreiben. Anders ist es mit Schriften, welche zu medicinischen Vorlesungen bestimmt sind. Finden sich auch in denselben Lücken: so kann der Lehrer sie leicht ausfüllen. Wir wollen damit andeuten, daß der Plan nicht glücklich angelegt sey, ein Buch sowohl für Praktiker, als auch zu akademischen Vorlesungen zu bestimmen. Für letztere ist auch in der That der Umfang dieses Buchs zu groß. Der Lehrer würde kaum Zeit genug haben, den Text vorzulesen, geschweige ihn zu interpretiren, zu commentiren, zu corrigiren. Auf der anderen Seite scheint dem Vf. auch diejenige Fülle von Erfahrung abzugehen, welche uns Auswege zeigt, wo uns die Theorie verläßt, Hülfsmittel angiebt, welche wir in den gewöhnlichen Compendien nicht angegeben finden. Also weder für akademische Vorlesungen, noch für geübte Praktiker scheint uns dies Buch empfehlenswerth zu seyn. Desto mehr wollen wir es angehenden praktischen Ärzten empfehlen, indem die beygebrachten Fragmente aus der Naturgeschichte des weiblichen Organismus sehr richtig, und die gewöhnlichsten und häufigsten abnormen Zustände desselben gut beschrieben und kenntlich gemacht sind. In dieser Hinsicht wollen wir auch nichts über die physiologisch - psychologische Einleitung sagen, welche in anderer Rücksicht theils zu viel, theils zu wenig enthält. Die pathologisch - therapeutische Arbeit des Vfs. zerfällt in 6 Abschnitte. 1) Krankheiten, welche das weibliche Geschlecht vom Fötusalter (der ersten Bildung) an bis zur Conception befallen. 2) Krankheiten, welche es während der Schwangerschaft befallen. 3) Krankheiten der Gebärenden. J. A. L. Z. 1810. Vierter Band.

4) Krankheiten der Wöchnerinnen. 5) Krankheiten, welche das Weib während den (der) zeugungsfähigen Jahren (Jahre) außer der Schwangerschaft und Stillungsperiode befallen. 6) Krankheiten, welche das Weib nach den zeugungsfähigen Jahren befallen. Bey dem ersten Abschnitte kommt ein Capitel vor, S. 66: Krankheiten, welche den Mann eben so gut, als das Weib befallen können, obgleich S. 3 der Vf. selbst sagt, daß nur von solchen Krankheiten die Rede seyn könne, von welchen der Mann nicht befallen werde, nicht aber von solchen, die den Mann so gut wie das Weib ergreifen. Es sind dabey auch sehr gewagte und halbwahre Sätze mit untergelaufen: z. B. daß Knaben heftiger und stärker von Convulsionen ergriffen werden; daß viele Krankheiten bey Jungfrauen den Charakter der Stenose annehmen; daß bey dem Weibe leichter Plethora ohne Entzündung, bey dem Manne eher Entzündung ohne Plethora Statt finde, jenes folglich eher Aderlassen ertrage, als dieser; daß die Männer psychisch leichter zu behandeln seyen u. dgl. Unter den angeborenen Weiberkrankheiten, welche der Vf. anführt, stehen Bildungsfehler der Zeugungstheile oben an, wobey der Vf. alles Versehen schlechthin verwirft. Leicht hätte das Verzeichniß dieser Fehler und ihrer Heilart aus Loder, Oslander u. A. erweitert werden können. In manchen Fällen erwartet der Vf. etwas vom bozzinischen Lichtleiter, der jedoch bis jetzt die Erwartung getäuscht hat. Weitläufiger und besser, als diese Fehler der ersten Bildung, ist die Menstruation abgehandelt. Ein falscher Ausdruck ist es wohl, wenn der Vf. sagt, das Nutritionsgeschäft fange an, pathologisch thätig zu seyn, und verursache dadurch Mangel an Appetit, Erbrechen und Abmagerung. Diese Fehler sind eher auf Mangel an Thätigkeit des Reproductionssystems zu schieben. Auch ist der Ausdruck: Krankheiten der Psyche, unverständlich und affectirt. Gut würde es gewesen seyn, wenn der Vf. nach der Angabe des einen Zweiges von abnormer Menstruation gleich die Therapie desselben hinzugefügt hätte. Bey innormalem Reichthume der Menstruation von erblicher Disposition kann doch oft ein sehr blühendes Aussehen und gutes Befinden zugegen seyn, welches nicht angeführt worden ist. Die Ursache der periodisch zu spät erscheinenden Menstruation ist auch nicht immer verminderte Viralität des Geschlechtesystems; manchmal liegt es bloß an übermäßiger Stärke des Muskularsystems, übermäßiger Contraction, Sprödigkeit und Renitenz der Faser, wie Rec. mehrmals beobachtet hat. Über die permanente Unordnung der

Menstruation erklärt sich Hr. J. so: Die Ursachen derselben müssen in zu großer und veränderlicher Reizbarkeit des Generationsystems und in Unterdrückung des Gefühls für den 4 wöchentlichen Typus gesucht werden, vermöge welcher der weibliche Körper zu sehr der Außenwelt ausgesetzt und zu sehr an dieselbe gebunden wird, als daß er sich nach dem in seinem Inneren wogenden Gesetze des Typus richten sollte. So gelehrt dies klingt: so ist es doch, weiter nichts, als eine Mystik, die noch dazu, so weit sie hell ist, auf falschen Grundsätzen ruht. Höchst wahrscheinlich hängt die letzte Ursache der Menstruation eben von der Einwirkung der Außenwelt ab, und sie kann also durch diese nicht so leicht gestört oder verändert werden. Überhaupt ist in der Sprache dieses §. 130 etwas dem Vf. nicht Zugehöriges. Bey der missfarbigen Menstruation hat sich der Vf. auch einmal den Ausdruck *gutartiger weißer Flusses*, statt nicht venerischer, entwichen lassen. Er nimmt an, daß diese Feuchtigkeit von der inneren Haut des Uterus und der Mutterscheide abgefordert werde. Die Endigungen der Blutgefäße haben aber wahrscheinlich noch einen beträchtlicheren Antheil daran. Ganz recht unterscheidet der Vf. zwey Arten des nicht venerischen weißen Flusses, je nachdem derselbe in der Gebärmutter oder Scheide entsteht. Indem der Vf. nun von der Therapie der krankhaften Menstruation spricht, tadelt er mit vollem Rechte; daß die Ärzte bisher viel zu viel Gewicht auf das Blut selbst gelegt haben. Die Vorboten sind es, welche den Arzt sowohl in der Prognose, als in der Cur leiten müssen. Besonders müssen die (Ursachen und) Veranlassungen zu denselben beseitigt werden. Diese können denn äthenischen oder athenischen Ursprungs seyn. (Die Seitenhiebe, welche hie und da der Vf. auf Brown und dessen System austheilt, sind unschicklich. Der Vf. benutzt ja selbst das Gute desselben!) Sonderbar drückt sich der Vf. aus, daß man dem Charakter der Aethenie mit *ruhigen und stillen* Mitteln entgegenarbeiten müsse; eben so, bey Schwäche der Geschlechtstheile mit erhöhter Reizbarkeit müsse der stärkende Heilplan befolgt, jedoch die *Erregbarkeit* der Geschlechtstheile nicht erhöht werden, weil man dies sonst durchaus nicht zur Ruhe bringen werde u. s. w. Der Vf. empfiehlt hier tonische oder permanentstärkende Mittel, hat aber vom Eisen viel zu wenig, von den Mineralsäuren, besonders dem hallerschen Sauer, einem der vorzüglichsten Heilmittel, gar nichts gesagt. Eben so ungenügend ist, was §. 147 über die zu frühe Menstruation von bloß erhöhter Reizbarkeit des Geschlechtssystems und zu früh erwachter Geschlechtslust gesagt worden ist. Die Prognose bey retardirter Menstruation von schlechter und schwächlicher Constitution §. 148 ist zu schlecht gestellt, wenn nämlich beide Ausdrücke einerley Zustand andeuten sollen; die ältern Pathologen werden §. 149 zu hart behandelt. Sollte des Vfs. Pathologie besser seyn, wenn er §. 150 davon spricht, daß sie das Menstrualblut an einen edlen Ort werfen, und da Zerstörungen drohen könne? Oder ist es recht, daß es

§. 149 Browns Dichotomie tadelt, und §. 150 doch selbst seine allgemeine Therapie darauf stützt? Eben so wie an mehreren Orten müssen wir auch hier wieder die Armuth des medicinischen Apparats vom Vf. rügen und tadeln. Er erwartet das meiste von der Electricität und dem Galvanismus (!). Von der Melisse, Sabina, dem *Helleborus niger*, den aloetischen und so vielen anderen Arzneyen, welche der Vf. übergangen hat, erwartet Rec. weit mehr. Gegen die sogenannten *Emmenagoga* ist der Vf. überhaupt zu sehr eingenommen, sie müssen nur *cum grano salis* und der gehörigen Beurtheilung gereicht werden. Bey der Therapie der übermäßigen Reinigung soll der Arzt zweyerley berücksichtigen, ob er es nämlich bloß mit der Ursache, oder auch schon mit den Folgen, mit Schwäche, zu thun habe. Aber ist denn nicht Schwäche die gewöhnliche Ursache dieses Zustandes? Zu große Weichheit des Uterus §. 162 ist bloß hypothetisch angenommen, durch diagnostische und pathognomische Charaktere schwerlich zu erkennen. Schwerlich wird auch Opium, Wein, Liqueur dieselbe mindern; der eigentlichen adstringirenden Mittel, Alaun, Catechu, Kino, *Sal martis*, denkt der Vf. nicht, der Vitriol säure nur mit zweifelhaftem theoretischem Raisonement, §. 164, und das sind in der Hand des erfahrenen, vorsichtigen Arztes doch so große Heilmittel. Doch wir wollen uns nicht länger bey diesem Capitel verweilen, um noch zu sehen, was der Vf. über die anderen Krankheitszustände des weiblichen Organismus sagt. *Bleichsucht*. Sie sey eine Störung des Assimilationsprocesses und daraus folgender Störung der Verrichtung des Geschlechtssystems. Vielleicht umgekehrt; der Bildungstrieb scheint früher zu leiden, als die Assimilation und Reproduction. Der Vf. erklärt dabey aus *Mangel an Zuflüssen von Säften* die gewöhnliche Erhöhung der Reizbarkeit des Geschlechtssystems. Es ist einleuchtend, was sich dagegen erinnern läßt. Lobenswürdig ist es, daß sich der Vf. hier, wie bey dem Cap. Menstruation, weitläufig auf das Diätetische einläßt, ob er gleich dabey bestimmter in der Qualität und Gradation hätte seyn können. So z. B. §. 198 empfiehlt er öftere Bewegung in freyer Luft; es ist aber nicht einerley, ob diese Bewegung activ oder passiv, stark oder schwach, in wärmer, trockner oder kalter, feuchter Luft geschieht u. s. w. Auch hier ist von den aloetischen Mitteln, *Gratiola*, *Helleborus* etc., nicht die Rede. *Mutterwuth* besteht in normwidrig erhöhter Thätigkeit und Reizbarkeit des Geschlechtssystems, vermöge welchen (welcher) dasselbe aus dem Verhältnisse mit den anderen Systemen *herausstritt*, und zu sehr über alle anderen *hinwegragt*, und vermöge welcher sich der Überfluß von Nahrungstoff in zu großer Quantität nach demselben *hinwirft*. Dieser Überfluß wirkt dann heftig auf die *Ovarien* (welche der hauptsächlichste Sitz dieses Übels zu seyn scheinen), und auf den Uterus u. s. w. Der Vf. führt einen interessanten Fall der Art §. 214 an. Die Behandlung ist gut, nur daß der Vf., wie uns dünkt, zu wenig auf die örtlichen Leiden und Desorganisationen in der

Gebärmutter Rücklicht genommen hat. *Krankheiten der Schwangeren.* Der Vf. theilt sie in Leiden des Nervensystems; der Verdauungsorgane, des Gefäßsystems, der Urinwerkzeuge, des Geschlechtsystems. Der Vf. nimmt §. 234 als Ursache die erste Einwirkung der erhöhten Vitalität des Geschlechtsystems auf das Sensorium, welche durch die Begattung hervorgebracht werde. Er verwirft dabey die schwangere Gebärmutter als Ursache, die er jedoch §. 235 wieder annimmt. Rec. ist für die letzte Meinung. Warum sollte der Begattungsreiz so lange Nachwirkungen äußern? Der Vf. hat mehrere Erfahrungen über diese Nervenzufälle gemacht, welche wir mit Vergnügen gelesen haben. Rec. hat zwar vielfältig Krämpfe bey Schwangeren gesehen, sie aber nicht so ominös gefunden. Auch die Leiden der Verdauungswerkzeuge erklärt der Vf. aus dem eigenen, dem weiblichen Organismus noch neuen (das ist er aber doch nicht bey Mehrgebärenden!) Reize, welchen die Frucht auf den Uterus und dadurch auf den ganzen Organismus unterhält, und in der veränderten Temperatur, welche durch den schnelleren, während der Schwangerschaft Statt habenden Lebensproceß hervorgebracht wird. Die Heilmethode des Vfs. ist unzulänglich und arm; besonders fehlen *Magnesia mit Cremor tartari*, *Succus citri mit Kali*, Selter-, Fachinger-, Wildanger-Wasser. Die Leiden des Gefäßsystems leitet der Vf. nicht von *Plethore* (obgleich man den Fall in der Note S. 218 eben so gut für und aus *Plethore* erklären könnte) ab, sondern von erhöhter Reizbarkeit und Vitalität des Geschlechtsystems, was hier durchaus nicht hinreichend zu seyn scheint. Bey allen hier angeführten Affectionen des Gefäßsystems lasse sich, meint Hr. §. 260, wenig thun: warum denn nicht? Selbst das, was der Vf. §. 261 rath, ferner das Aderlassen; welches nur der Theorie wegen hier verworfen wird, kühlende Mittel, magere, vegetabilische Kost, nicht, wie hier steht, gute und kräftige Nahrung, wird nützlich seyn. Gegen Blutaderknoten hätten auch Bleymittel empfohlen werden können. Der Vf. rühmt unter anderen dagegen Kräuterbäder; davon hat aber Rec. keine Erfahrung. Urinbeschwerden. Fußgeschwulst. Gebärmutterkrankheiten. Die Erklärung, warum Abortus im 3ten (seltener im 2ten) Monate so häufig, sind, S. 233, kommt uns ziemlich gezwungen vor; doch hat die Bearbeitung des Ganzen unseren Beyfall. Dagegen können wir es durchaus nicht billigen, daß der Vf. S. 266 so sehr gegen die *Scilla* und *Digitalis* bey der Wasserfucht der Gebärmutter ist. Wenn das Übel groß ist: warum sollen nicht kräftige Mittel zu dessen Heilung angewendet werden? Putrescenz, nach Boer; schiefe Lage, Umbeugung (Zurückbeugung), Vorfall, Polypen, Schwangerschaft außerhalb der GM. — sind alle gut ausgeübt. *Krankheiten der Gebärenden.* Die Geburt wird vollführt, theils weil der schwangere Uterus nicht mehr Spielraum in sich faßt, um sich frey auszudehnen (?), theils weil die *Placenta* allmählich absterbt. Das Geburtsgeschäft will der Vf. nicht zu den patho-

logischen Functionen gerechnet wissen; was er aber darüber anführt, ist Logomachie. Deshalb ist auch die medicinische Hülfeleistung ärmlich ausgefallen. *Krankheiten der Wöchnerinnen.* Sehr künstlich erklärt der Vf. das Zurücktreten des Uterus in seinen nicht schwangern, normalen Zustand dadurch, daß das Plus von Nahrungstoff, welches immer (?) im zeugungsfähigen weiblichen Körper da sey, nach den Brüsten gehe. Der Vf. ist gegen alle künstlichen Mittel bey einem regelmässigen Wochenbette, und darin hat er Recht. Er beschränkt allen medicinischen Rath auf das Diätetische: *Nachwehen.* Wenn er sagt, je empfindlicher die Brustwarzen seyen, desto empfindlicher seyen diese: so hat er Unrecht. Die Nachwehen stehen damit nicht in Verbindung; sondern das sind alsdann ganz andere, auch sehr empfindliche Schmerzen, welche hauptsächlich um den Nabel herum ihren Sitz haben. *Verwundungen.* Gut abgehandelt. *Blutflüsse der Wöchnerinnen.* Der Vf. empfiehlt aus richtiger Erfahrung die reizend stärkende Methode innerlich und äußerlich; Rec. stimmt damit überein. Über Reils Vorschlag, den Galvanismus dabey anzuwenden, welchen wahrscheinlich Reil selbst noch nicht hinreichend geprüft hat, erklärt sich der Vf. nicht bestimmt. Umkehrung, Umbeugung, *Inversio.* Schwäche des Uterus (ein nicht ganz bestimmter Zustand). Mangel an gänzlicher Contraction desselben. *Milchfieber.* Der Vf. ist doch zu schneidend, wenn er behauptet, der erste Eintritt der Milch sey nie mit Fieberbewegungen verbunden. Rec., welcher von Vorurtheilen sich möglichst frey zu erhalten gesucht hat, hält einige Fieberbewegungen für regelmässig, obschon er nicht immer viel dagegen thut. Der Vf. nimmt vier Veranlassungen dazu an: 1) Wunden der Zeugungstheile, folglich ein wahres Wundfieber; 2) Erkältung, also rheumatisches Fieber; 3) Überladung im Essen und Trinken, gastrisches Fieber; 4) Abnormes Befinden der Brüste. Hier veranlaßt der Austritt der Milch aus der Brust das Fieber. Der Vf. geht diese vier Arten einzeln durch. Gegen die erste Art empfiehlt er Mineralsäuren und China; er setzt also voraus, daß sie immer von Asthenie herrühre, welches doch nicht richtig ist. Gegen das rheumatische Mf. rühmt er *Spiritus Mindereri*, allenfalls mit *Baldrian*, warnt aber vor den stärkeren diaphoretischen *Extracten* (?) und dem Kampher, welchen letzteren doch Rec. aus hundertfältiger Erfahrung fast als specifisch empfehlen kann. Die Mineralsäuren, besonders mit *Extract. japonar.* (?) ohne Syrup, um weniger nachtheilig auf die Verdauung zu wirken (!), empfiehlt der Vf. auch gegen die vierte Art. Rec. läßt diese Methode an ihren Ort gestellt seyn, vermißt aber die weitere Ausführung der örtlichen Heilmethode, welche wegen mancher Vorurtheile im Volke jungen Ärzten gewöhnlich viel zu thun macht. *Kindbettfieber*, ein den Wöchnerinnen (in diesem Zusammenhange) allein eigenes, acutes Fieber. Die Ätiologie ist zwar nicht frey von Hypothesen und Phrasen der neueren Zeit, aber in diesem Geiste recht schön aus einander gesetzt, die Declama-

tion gegen Abführungen allein ausgenommen. Zur Hauptindication macht der Vf. folgende: die Thätigkeit, welche die innere Fläche, oder eins, oder mehrere Organe eingenommen habe, nach den Brüsten und nach der Aussen Seite hinzuleiten. Dazu gehört zuvörderst zu untersuchen, welche Theile am meisten von der Krankheit ergriffen sind, und von wo aus der das Pathologische anlockende Reiz seinen Weg genommen hat. Dann, ob die Krankheit den Charakter der Hyper- oder Astenie habe. Hiernach muß das allgemeine und örtliche Handeln eingerichtet werden. Der Vf. rühmt das von *Autenrieth* angegebene Einspritzen des Schierlingsdecoctes; Rec. hat darüber keine Erfahrung, erwartet aber davon wenig, da Hr. *Autenrieth* zu häufig im Beobachten ist. Zu innerer Arznei wird vom Vf. Emulsion von weissem Mohnsamen empfohlen, ein Mittel, zu welchem Rec. auch wenig Vertrauen hat, wegen seiner gar zu grossen Milde und Unschuld. Äusserlich rühmt der Vf. flüchtige Linimente, widerräth aber erweichende Kapselmasse und zertheilende Fomente, so wie auch die Vesicatorien. Das weitere Detail übergehen wir, bekennen aber, daß dieser Abschnitt mit grossem Fleisse abgefaßt sey. Friesel. Krankheiten der Brüste bey Stillenden und Nichtstillenden; die letzte Rubrik zu kurz. Urinkrankheiten. Krankheiten, welche während der zeugungsfähigen Jahre ausser der Schwangerschaft und Stillungsperiode vorkommen. Vorfälle, Umbeugung. Polypen, wozu das Kupfer gehört, welches das von *Nissen* beschriebene Instrument, verbessert vom Vf., ist. Steine in der Gebärmutter, mit lateinischen Auszügen aus dem *Hippokrates* und *Böhmers*. Ein interessanter Beytrag zur Ätiologie dieser Afterorganisationen findet sich S. 321. Stratom. Sarcoma. Entzündung des Uterus, zu kurz behandelt; die Therapie höchst mager. Wasserfucht des Uterus,

Weisser-Fluss. *Scirrhus und Krebs des Uterus*. Unter den Gelegenheitsursachen ist allzu starker Bey Schlaf vergessen. Rec. ist mit Hn. *G.* einverstanden, wenn er das Übel für unheilbar hält. Unter den Palliativmitteln ist *Aqua laurocerasi* und *Digitalis* vergessen. Über die *oslander'sche* Operation hat der Vf. keine Erfahrung, schränkt sie aber nur auf die Scirrhosität und Anfreßung des Mutterhalses ein. Aber wer kann denn so genau bestimmen, wie weit diese krankhafte Affection sich erstrecken, und ob sie sich da sistiren werde? Krankheiten der Ovarien, kurz. Krankheiten der Brüste. Der Vf. hat die neueren Beobachtungen des pariser Arztes *Saiffert* nicht benutzt. *Hysterie*. Der Vf. hat die Symptome nicht so gesichtet, daß eine Bestimmung des Übels nach seinen wesentlichen Charakteren daraus hervorgeht. Sie sey eine Krankheit, welche alle Theile zwischen dem Schenkel und der Fußzehe einnehmen könne, welche also weder dem Kopfe, noch der Brust, noch der Bauchhöhle allein eigen sey, und welche daher den Namen Hysterie mit Unrecht führe. (Das ist aber auch nicht Hysterie; eher gilt das vom Rheumatismus. Bey der Hysterie muß die Gebärmutter der Sitz und die Quelle seyn, wo sich alle jene mannichfaltigen Leiden concentriren. Es ließen sich überhaupt gegen diesen Abschnitt viel mehrere Erinnerungen machen, wenn wir noch Raum übrig hätten.) Der letzte, ebenfalls magere Abschnitt handelt von den Krankheiten, welche das m. Weib nach den zeugungsfähigen Jahren befallen. — Wir verkennen nicht den Fleiß, welchen der Vf. auf dieses Werk verwandt hat; wir glauben auch, daß, wenn er dieser Schrift ferner seine Aufmerksamkeit widmen will, eine zweite Auflage einen grösseren Werth haben werde, als der gegenwärtigen beygelegt werden kann.

Fj.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. Leipzig, b. Gräff: Medicinisch-praktisches Geschäfts- und Adress-Buch auf das Jahr 1810 für praktische Ärzte, Chirurgen und Apotheker, herausgeg. von D. Karl Heinr. Ludw. Schulz, Arzte am Wildbade. Nebst 12 Monatsstabellen u. einem Kpf. 8. (1 Thlr.) Unleugbar hat dieses Taschenbuch einige Vorzüge vor dem ersten Jahrbuche. An den meisten Tagen jedes Monats sind theils verstorbene, theils noch lebende Ärzte angegeben. Dem Kalender sind, ausser einer pharmaceutischen Tabelle der alten und neuen Nomenclatur, nebst Taxe, in alphabetischer Ordnung nach *Trommsdorff*, und einem Verzeichnisse der Lehrer und ihrer Vorlesungen auf dreizehn deutschen Universitäten, Nachrichten von merkwürdigen Begebenheiten in der medicinischen Welt (unter anderen, daß Hr. D. Jach (wo?) Catheder (Catheter) von allen Dimensionen und catheder- (catheter-) förmige Sonden verkaufe), und eine kurze zweckmäßige Beschreibung des Wildbades bey Burgbernheim beygefügt. Diätetische Vorschriften bey der Badecur hat er weggelassen, weil jeder Kranke seine eigene, dem individuellen Zustande angemessene Diät haben muß. Lobenswürdig ist die Einrichtung des Vfs., mit jedem ihm in Ansehung der körperlichen Beschaffenheit unbekannten Badegaste ein Probabad anzustellen. Er verordnet nämlich in den ersten 4—5 Tagen nur täglich einmal zu baden, und beobachtet in dieser Zeit genau, was für Veränderungen vorgehen, moderirt danach die ganze Badecur, in Rücksicht der Menge und Temperatur der Bäder und in Rücksicht der künstlichen Zusätze. Möchte doch der Vf. künftig das Wildbad in einer besonderen Schrift weilaufziger beschreiben! —

Greiffswalde, b. Eckhardt: *Disputatio anatomica de pilorum structura, quam consensu gratiosi Medicorum Ordinis Praeide Car. Asmund. Rudolphi*, Philos. et Med. Doct. Fac. Med. Adjuncto et Professore etc., publice defendit *Eric. Maur. Hn. Schwarz*. 1806. 16 S. 4.

Da bey den vielfachen Bemühungen, den Bau der Haare zu ergründen, dieser Gegenstand bisher dennoch so manchen Widersprüchen unterworfen blieb: so wird diese Schrift gewiss den Sachkundigen willkommen seyn. Der Vf. zieht darin seine mikroskopischen Beobachtungen über den Ursprung der Haare, über die Structur ihrer Zwiebel, ihrer Wurzel, ihres Schafes und Kanals, so wie über das Verhalten des Oberhäutchens gegen dieselben, nicht minder über die Verbindung der Nervenfasern in den Zwiebeln der Barthaare, der Ploca u. s. w. in lichtvoller Kürze so treu als anspruchlos mit. Manches bisher Behauptete prüft er so ruhig und unbefangen, und widerlegt es hin und wieder mit solcher Bescheidenheit, daß das Ganze dem Leser eben so viel Vergnügen, als Belehrung gewährt. Die Erscheinung einer (nach S. 11) von Hn. Prof. R. zu erwartenden Hippotomie wird nicht nur als solche, sondern auch deshalb sehr erwünscht seyn, weil er darin die Wichtigkeit des schon von *Walther* in Berlin nach Mafsgabe 40jähriger Untersuchungen bezweifelte maipighischen Schleimgewebes erweisen, und seine Gründe für die Farbe der Haare „aus der grösseren oder geringeren Feuchtigkeit oder aus der verschiedenen Annäherung ihrer Theilchen“ näher erörtern wird.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 O C T O B E R, 1810.

M E D I C I N.

NOTHA, b. Perthes: *Die Literatur der Heilwissenschaft von Karl Friedrich Burdach*. Dr. der Philosophie und Medicin, außerord. Professor zu Leipzig u. s. w. 1 Band. 1810. XVI u. 662, S. gr. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Hr. Burdach gehört unstreitig zu den fruchtbarsten Schriftstellern unserer Zeit. Ein Buch drängt das andere. Dafs es aber selbst bey den schätzbarsten Talenten und Kenntnissen, welche wir ihm gern zugehen, nicht möglich sey, so mannichfaltige und reichhaltige Gegenstände, als er seither zu bearbeiten unternommen, mit der gehörigen Umsicht, Gründlichkeit und Sorgfalt zu behandeln, wird uns Jeder, und auch Hn. B. selbst eben so bereitwillig einräumen. Die Kraft, auf so viele und heterogene Gegenstände gerichtet, zersplittert sich, und statt etwas Vollendetes zu liefern, bleibt es gewöhnlich nur bey Andeutungen, dafs ihr Vf. etwas Vollendetes liefern könnte, wenn er einen besseren Weg, nicht den eines Polygraphen, eingeschlagen hätte. Dieses ist leider der Fall mit Hn. Burdach. Wer sieht in dessen Arbeiten nicht den geistvollen, kenntnißreichen Mann, der zu etwas Besserm bestimmt ist, als aus den Materialien eines fremden Gebäudes ein scheinbar eigenes mühsam zusammen zu bauen?

Bey der Beurtheilung vorliegender Schrift sind es vorzüglich zwey Punkte, die der Kritiker im Auge haben muß. Der erste bezieht sich auf die Nothwendigkeit der Existenz dieser Schrift überhaupt, auf ihr Bedürfnis, ob ihr Vf. durch sie nichts Überflüssiges unternommen habe. Der zweyte hat die Bearbeitung selbst zum Gegenstande, oder die Zweckmäßigkeit ihrer Ausführung. Über den ersten Punkt erklärt sich der Vf. folgendermaßen in der Vorrede: „Eine systematische Übersicht der Literatur der gesamten theoretischen und praktischen Heilwissenschaft bis auf unsere Zeit mangelte uns bisher, und ein solches Werk zu liefern, schien mir kein unvernünftlicher Versuch zu seyn.“ — S. 6 der Einleitung bestimmt er den Zweck seiner Schrift noch näher. „Ein solches Handbuch, sagt er, ist nicht bestimmt zum Gebrauch dessen, der nach Virtuosität in der Kunst strebt. Eben so kann es nicht Befriedigung gewähren dem Schriftsteller oder Praktiker, welcher über einzelne Beobachtungen, Ansichten, Heilungsgeschichten Auskunft sucht. Das eigentliche Publicum eines solchen Handbuchs der medicinisch-chirurgischen Literatur sind vielmehr diejenigen, wel-

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

che bey Ausübung der Kunst oder in wissenschaftlichen Untersuchungen eine Übersicht verlangen der vollständigen und ausführlichen Bearbeitungen, welche den Disciplinen der Heilkunst und ihren einzelnen Gegenständen zu Theil geworden sind, eine Übersicht, die theils die Hülfsmittel angiebt, welche für die Praxis, so wie für die Theorie, unmittelbar zu benutzen sind, theils auch die Ausbildung im Laufe der Zeiten erkennen läßt, und dadurch das historische Interesse einigermaßen befriedigt.“ — Dazu möchte aber ein solches Register, wenn es auch noch so systematisch abgefaßt ist, schwerlich hinreichen. Zur historischen Übersicht der materiellen Veränderungen unserer Kunst im Laufe der Zeiten sind eher Schriften, wie die Literaturgeschichte von *Blumenbach* und *Meisger*, geeignet. Ein bibliographisches Handbuch hingegen, wie das vorliegende, hat zunächst keinen anderen Zweck, als das Auffinden vorzüglicher Schriften über irgend einen Gegenstand der theoretischen oder praktischen Medicin möglichst zu erleichtern. Für den angehenden Schriftsteller, für den praktischen Arzt haben in dieser Rücksicht solche Schriften Werth; für den Literatur aber nur in so fern, als er etwa mit dem vollständigen Namen eines Autors, seinen vorzüglichen Ausgaben, Übersetzungen u. s. w. auf eine möglichst zeiter sparende Weise sich bekannt machen will. Gesezt aber, der angegebene Zweck des Vfs. würde dadurch wirklich erreicht: ist darum ein solches Werk uns jetzt Bedürfnis? Wir sind unlängst mit einem sehr brauchbaren Handbuche der praktischen Literatur von *Ludwig* in Leipzig beschenkt worden, und für die theoretische und praktische Literatur haben wir erst kürzlich ein Repertorium von *Meyer* in Frankfurt an der Oder erhalten. Warum unsere leider schon so sehr überfüllte Literatur mit noch einem, unter den angegebenen Umständen wahrlich nicht nöthigen und noch theurern Buche belästigen? Wem kann man die Anschaffung eines solchen Buchs anrathen? Wer die früher erschienenen Werke besitzt, braucht dieses nicht; und in der Bibliothek, welcher jene früheren fehlen, würde man sehr ungeschickt die Lücke durch den Ankauf des gegenwärtigen auszufüllen suchen.

Wir wollen zuerst unsere Meinung über die Form dieser Schrift sagen, und dann Einiges über den Inhalt derselben hinzufügen. Das letztere wird sehr kurz ausfallen, und sich nur auf einige uns bey der Durchsicht aufgestoßene Mängel beziehen:

Der Vf. ordnet die gesammte Literatur in 5 Theile, in den iatrologischen, physiologischen, anthropologischen, pathologisch-therapeutischen und im

allotriatischen (!) Theil. Letzterer begreift die Anwendungen der Heilkunst auf andere, dem Heilkünstler, als solchem, eigentlich fremdartige Zwecke. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in mehrere Unterabtheilungen. — So geneigt wir auch sind, dem Scharfsinne des Vf. alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: so können wir uns doch nicht überzeugen, daß ein so gewaltiges Zersplittern dem Zwecke einer solchen Schrift günstig oder angemessen sey. Dazu kommt noch eine ungewöhnliche, oft ganz umgeschaffene Terminologie, deren Bedeutung nicht in dem Inhaltsverzeichnisse bemerkt ist, sondern an Ort und Stelle im Buche selbst nachgesehen werden muß. Alles dieses benimmt einer solchen Schrift viel von ihrer Brauthbarkeit, deren Hauptzweck immer das schnelle Auffinden bleibt, welches aber unter solchen Umständen erschwert wird. Man will z. B. wissen, wie viele Theile *Brendelii opuscula mathematici et medici argumenti* haben, wer sie herausgegeben hat, wann sie herausgekommen sind u. s. w. Wo wird man diese Notizen bey dem Vf. suchen müssen? Fällt es einem wohl ein, wenn man nicht etwa die ganze Tabelle im Kopfe hat, sie unter den *Poikilien der nichtsystematischen Didaktiken* zu suchen? Dieser Schwierigkeit hätte der Vf. durch eine einfachere Ordnung leicht ausweichen können. Ob es ferner zweckmäßig war, diesem Handbuche durch das Hineinziehen der Literatur aller, selbst der entferntesten, Hülfswissenschaften einen so großen Umfang zu geben, davon kann sich Rec. nicht überzeugen; besonders da wir einige Hülfsmittel dieser Art schon besitzen, die nur wenig zu wünschen übrig lassen. In *Kühnii bibliotheca medica continens scripta medica omnis aevi ordine methodico disposita* Lips. 1794. 8. Vol. I finden wir die ältere und neuere Literatur der Hülfswissenschaften der Medicin bis auf das Jahr 1793, und für die neueste dahin gehörige Literatur ist durch das bekannte *Repertorium* hinlänglich gesorgt. — Sehr viel Raum hätte ferner erspart werden können, wenn die Übersetzungen und die verschiedenen Editionen eines Werks gleich hinter demselben, und nicht unter besondere Nummern gesetzt worden wären. Man vergleiche das Gesagte nur mit einer Nummer, z. B. mit No. 4066. Erst kommt der Titel des Werks, *Plenk, Hygrologia*. — Die erste Übersetzung hätte nun der Vf. ganz kurz durch: „Deutsch, Wien 1795. 8.“ andeuten können. Statt dieser Andeutung werden 3 Zeilen Raum verwandt, in welchen doch nichts mehr gesagt wird, als jene 3 Worte enthalten. Nun werden noch 3 Zeilen verschwendet, indem eine andere Übersetzung desselben Buches von *Davidson*, mit Anmerkungen von *Hermbstädt* angezeigt wird, welches eben so kurz gleich hinter der Anzeige der ersten Übersetzung hätte gesagt werden können. Diese Manier hat der Vf. durchgehends beobachtet, und man kann denken, wie viel Raum und Papier dadurch unnöthiger Weise verloren gegangen, und das Werk ohne Noth vertheuert worden ist.

Was den Inhalt betrifft: so ist es allerdings eine schwierige Aufgabe, den Anforderungen, die an ein solches Werk nach den verschiedenen Bedürfnissen gemacht werden, Genüge zu leisten. Doch ist Rec.

mit den Gründen, die der Vf. in dieser Hinsicht zu seiner Entschuldigung anführt, nicht ganz einverstanden. „Einmal“, sagt er, „trägt ein solches Werk schon seinem Wesen nach Gebrochen in sich. Indem es die im steten Fortschreiten begriffene Cultur der Wissenschaft als ein Begrenztes, das rege Leben des Geistes als ein erstarrtes Seyn darstellt, ist jedes Moment seiner Bildung ein Moment seiner Unvollkommenheit, und wenn es dem Vf. gelungen ist, ihm Vollständigkeit zu ertheilen: so wird es mit jedem Tage unvollständiger.“ — Schön klingende Worte, die aber bey genauerer Betrachtung keinen rechten Sinn enthalten! Dadurch, daß ein solches Werk die fortschreitende Bildung in einer Reihe auf einander folgender Handlungen (Werke) andeutet, stellt es ein im Fortschreiten begriffenes Ganzes dar, in welchem nur der Buchstabe todt ist. — Dem zweyten Grunde giebt Rec. seine völlige Zustimmung. „Wie leicht, sagt er, können mancherley Mängel dem Blicke des Vfs. hier entgehen! Wie leicht kann er sich irren in Andeutung des Inhalts von Schriften, die er nicht selbst näher kennen gelernt hat, oder in seinem Urtheile über die, welche er studirt hat! Wie leicht kann ihm ein Werk unbekannt bleiben, oder ein bekanntes seinem Gedächtnisse entfallen! Wie leicht kann in der Angabe eines Titels durch ein Versehen des Verfassers, oder durch Unrichtigkeit der Quellen, die er benutzt, oder durch Druckfehler ein Irrthum entstanden seyn!“ — Aus diesem Grunde muß daher auch die Kritik sehr nachsichtsvoll verfahren, und Rec. begnügt sich, nur da Einiges zu bemerken, wo ihm eine wichtige Schrift weggelassen, oder eine überflüssige angeführt zu seyn scheint. — Unter den physiologischen Schriften vermißt Rec. mehrere, die eher als manche vom Vf. angeführte eine Stelle verdient hätten, z. B. *H. Meyers* *Grundriß der Physiologie*, *Loder's* *Anfangsgründe der physiologischen Anthropologie*, *Treviranus* *Biologie* u. A. Wenigstens hätten sie eher verdient angeführt zu werden, als *Loeske* und *Vetter*. Bey *Gadot* *physica hominis sani* ist die Übersetzung von *Panzerbieter* und nicht die bessere mit Anmerkungen und Vorrede von *Stark* angegeben. Die verschiedenen Übersetzungen eines Werks in neuere Sprachen hat der Vf. auch nur höchst selten bemerkt. Bey der Lehre von den Temperamenten vermissen wir einige gute Schriften, als *Grohmann* *Diff. de generationis atque temperamentorum legibus*, *Viteb.* 1792. 4. und die Lehre von den Temperamenten, dargestellt von *W. Dirksen*, Nürnberg. 1804. 8. Unbedeutend sind dagegen die angeführten Schriften von *Kämpf* und *Lawāz*. — S. 448 hätte neben *Jördens* *Entomologie* und *Helmonthologie* wohl *Rudolphi Entozoorum sive vermium intestinalium historia naturalis*, *Amstel.* Vol. I. 1808. 8. Vol. II. *ibid.* 1809. 8. *Cum tabul. aeneis*, eine Stelle verdient: so wie neben mehreren veralteten und mittelmäßigen Schriften über die Nahrungsmittel, *Schreger's* *Handbuch zur Selbstprüfung unserer Speisen und Getränke*. Nürnberg. 1809. 8. — Die zur vergleichenden Anatomie und Physiologie gehörenden Schriften sind so zerstreut, daß man sie nur mit Mühe auffinden kann. Es wäre ohne Zweifel besser gewesen, wenn der Vf. diesem Gegenstande ein

eigenes Capitel gewidmet hätte. Warum der Vf. unter den psychologischen Werken *Carus* treffliche Psychologie nicht mit aufgenommen hat, kann Rec. nicht einsehen. Der Arzt wird in diesem Werke vielleicht mehr Belehrung finden, als in allen übrigen vom Vf. angeführten psychologischen Schriften. Auch hätte statt *Metzgers* unbedeutender Schrift eher *Stewarts elements of the philosophy of the human mind.*, Lond. 1792. 4. Deutsch von *Lange* Berl. 1794, 8, erwähnt werden sollen. Sollte *Platners* Anthropologie nicht einen Platz, und *Kant's* und *Ith's* Anthropologie nicht Erwähnung verdienen? — Unter den Schriften über den Einfluss des Gemüths auf den Körper, finden wir mehrere ganz unbedeutende aufgeführt, vermissen aber *Tiffots* Schrift über den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten, übersetzt von *Breiting*, Leipzig 1789. 8.

Der Vf. erklärt dieses Werk nur mit seinem Tode für geschlossen. Es soll, gleich seinem Gegenstande, der Literatur, nicht altern, sondern dieselbe in ihrer weiteren Entwicklung ferner begleiten, so lange er sie selbst begleiten kann. Nämlich alle Quinquennien ungefähr soll ein Supplementbändchen erscheinen, welches nicht allein durch eine gleiche Übersicht der in dieser Zeit erschienenen Schriften das Werk ergänzt, sondern dasselbe auch durch Berichtigung der Fehler und Ausfüllung der Lücken, die er selbst findet, oder über die er fremde Belehrung erhält, vervollkommenet. — So willkommen ein solches Unternehmen jedem Literaturfreunde seyn muß: so glaubt Rec. doch, daß es weit mehr Nutzen und Interesse haben würde, wenn, statt eines bloßen Verzeichnisses von Büchertiteln, Inhalt und Werth bey einer jeden Schrift, ungefähr in der Manier der hallerschen Bibliotheken, kurz angedeutet würde, welches bey der jetzt vorhandenen Menge von kritischen Blättern, Bibliotheken und Anzeigern nicht mit zugroßen Schwierigkeiten verbunden ist. Der Vf. könnte sich mit mehreren jungen Männern, die Geist und Sinn für solche Beschäftigungen haben, vereinigen, und die Literatur würde ihm dann ein Werk verdanken, wodurch eines unserer größten Bedürfnisse befriedigt würde.

Den zweyten Band, welcher dieses Werk beschließt, verspricht der Vf. noch in diesem Jahre folgen zu lassen, und das erste Supplementbändchen wird auch eher, als in 5 Jahren erscheinen, wenn entweder die Materialien dazu hinlänglich anwachsen, oder das Publicum eine frühere Herausgabe wünschen sollte. I. M. PF.

BERLIN, b. Ohmigte d. J.: *Kurzgefaßtes System der medicinischen Gesetzgebung.* Von C. F. L. Wildberg, der Med. und Chir. Doctor, herzogl. meckl. freil. Hofrath, Stadt- und Districts-Physikus und prakt. Arzte zu Neu-Strelitz. 1804. XVI u. 336 S. 8. (1 Thlr. 8. Gr.)

Es ist mit den Idealen der Gesetzgebung beynahe so, wie mit manchen anderen: auf dem Papiere nehmen sie sich recht gut aus; aber in der Wirklichkeit? — Sehr richtig und aller Beherzigung würdig ist das, was der Vf. §§. 5, 13 — 18, und vorzüglich 326 sagt. Möge indessen auch mancher Vorschlag unausführbar scheinen: so sollte doch der Gedanke eines, wenn auch noch so langsamen, Fortschreitens

zum Besserwerden uns nicht verlassen! Es verdient daher auch dieses Werk, welches der Vf. sehr bescheiden bloß als einen Versuch ankündigt, den wärmsten Dank eines jeden Patrioten, und Rec. wünscht es nicht allein in den Händen derer, denen das Wohl der Staats anvertraut ist (den Vorwurf, als ob in demselben dem Staate zu viele Ausgaben aufgebürdet würden, sollte man wohl nicht befürchten dürfen), sondern auch zu akademischen Vorlesungen, wozu es der Vf. selbst bestimmt, gebraucht zu sehen. Wir glauben unseren Lesern eine detaillirte Übersicht seines Inhaltes schuldig zu seyn, um sie in den Stand zu setzen, über den Werth desselben desto zuverlässiger selbst urtheilen zu können. Einige Bemerkungen mögen entscheiden, ob Rec. mit Aufmerksamkeit und Antheile gelesen habe.

Nach einer Einleitung zerfällt das Ganze in vier Abtheilungen: *Gesundheitspflege, Krankheitspflege, Medicinalpflege, und Direction der medicinischen Gesetzgebung.* I Abtheilung. 1) *Sorge für die Gesundheit im Allgemeinen:* für Reinigkeit der Luft und gesunde Beschaffenheit der Wohnungen; für gesunde Speisen und Getränke, und für die Gefäße, zu deren Zubereitung und Aufbewahrung, auch für Güte des Rauch- und Schnupf-Tabacks; für gesunde Beschaffenheit der Kleider und Moden, und der Vergnügungen. 2) *Sorge für die Gesundheit in besonderen Fällen:* für Schwangere, Gebärende und Kindbetterinnen; für gesunde Nachkommenschaft für den künftigen Staatsbürger vor der Zeugung, von derselben bis zur Geburt, für die neugeborenen Kinder, für die Kinder in den ersten Jahren des Lebens; für die möglichste Unschädlichkeit der Beschäftigungen und Gewerbe; für Verhütung zufälliger Gefahren der öffentlichen Gesundheit. II Abtheil. 1) *Sorge für Kranke überhaupt;* 2) *für Verhütung und Abwendung ansteckender und epidemischer Krankheiten;* für Rettung Verunglückter und Scheintodter. III Abtheilung. 1) *Sorge für Medicinalpersonen:* Ärzte, Wundärzte, Apotheker, Hebammen, Krankenwärter; 2) *für Medicinalanstalten;* a) Unterrichtsanstalten für Medicinalpersonen: medicinische Facultät, Apotheker-, Hebammen-, Krankenwärter-Schule; Einrichtungen zu der medicinischen Aufklärung. b) Nöthige Hülfsmittel zur medicinischen Belehrung: vollständige medicinische Bibliothek; anatomisches Gebäude; botanischer Garten; Facultätsapothek; Sammlung von Instrumenten und Maschinen für die Entbindungskunst; dergleichen von Instrumenten, Maschinen und Bandagen für die Wundarzneykunst; ein oder mehrere Hospitäler und klinische Lehranstalten; Entbindungshaus. c) Anstalten zur Heilung der Krankheiten: Apotheken; Brunnen- und Bade-Anstalten. Krankenhäuser. IV Abtheilung. *Direction der medicinischen Gesetzgebung an sich; Geschäfte derselben; Medicinalofficianten.* — Diese Übersicht zeigt, daß hie und da Wiederholungen unvermeidlich waren: aber Rec. ist so weit davon entfernt, dieses als einen Mangel anzusehen, daß er vielmehr glaubt, die Leser werden dem Vf. dafür Dank wissen.

I Abtheil. Bey §. 24 würde Rec. noch die Urbarmachung des Donaumoors in Bayern, und bey §. 28

den Nachtheil, den Philadelphia durch Weghauung der Wälder in seiner Nachbarschaft erlitten, hinzufügen. §. 35, so wie §. 46, dürften wohl noch lange, wenigstens im Allgemeinen, fromme Wünsche bleiben. §. 63 hätten noch besonders die Zimmer über den Ställen angeführt werden können. §. 66 Straßenpflaster auf den Dörfern! §. 86: Bilsenkrautsamen wird wohl nicht leicht für Fenchelsamen genommen werden; aber die Verwechslung der Sumpfbeere (*vacc. uliginosum*) mit der Heidelbeere ist nicht ganz selten, und hätte hier wohl eine Stelle verdient, so wie §. 90 das zu frühe Einsammeln dieser, der Preussel- und Moos-Beeren hätte gerügt werden sollen. §. 93: Hundesfleisch wird wenigstens im sächsischen Erzgebirge von den Bergleuten noch ziemlich häufig gegessen, die besonders das Fett für heilsam gegen ihre Brustbeschwerden halten. Sollten zu §. 132 nicht auch die im Eyerlegen begriffenen Krebse gehören? Zu §. 139 gehören auch die zinnernen Olfänder, von denen doch weiter unten §. 199 geredet wird. Zu §. 141 gehört der vor einigen Jahren im Reichsanzeig. gethane Vorschlag, Ingber bey uns zu erbauden. §. 145: Eben so viel Erstaunen erwecken die Reste der römisch. Wasserleitungen in Afrika; s. *Ludwig de aquae ductu Carthagenensi*, Lips. 1762. Zu §. 160 s. *Car. Frid. Struve de additamentis cerevisiae vegetabilibus*, Lips. 1774. — §. 172 statt *Santalum album*, *Pterocarpus santalinus*; statt *Caesalpinia sappan*, *C. echinata*. — §. 185: *Vaters Diff. kam zu Wittenberg 1737* heraus; übersetzt ist sie in *Struvs Miscell. für Freunde der Heilkunde*, S. 108. — §§. 224 und 227 enthalten viel fromme Wünsche; so auch §. 229. — Über die durch Schauspiele möglichen Nachtheile §. 231; daß die Trauerspiele gänzlich von den Theatern verbannt seyn sollten, dürfte wohl Manchem zu hart scheinen. §. 238 werden genaue Schwangerschaftslisten empfohlen. — Der Vorschlag §. 258 läßt sich auch recht gut hören; ob er jemals aber angenommen werden wird? — §. 259 hätte eben so wie §. 263 behandelt werden können. — §. 271 Gesetze über das Selbsttöten (!) — §§. 276 — 280 Einrichtung der Ammencomptoirs. — §. 283; die Kindertaufe soll zu jeder Jahreszeit in den Häusern geschehen. — §§. 289 — 291 von Schulen. — §. 293 giebt der Vf. unter den nöthigen Bedingungen einem großen Findel- und Waisen-Hause vor mehreren kleineren, so wie vor der Erziehung auf öffentliche Kosten in Privathäusern, den Vorzug. — Unter den Schriftstellern zu §. 305 hätte eben so gut, wie *Henkels* (zu *Freyberg* gedruckte) Abhandlung, auch *Schefflers* Abhandlung von der Gesundheit der Bergleute, Chemnitz 1770, eine Stelle verdient. In den gemeinnützigen Beyträgen zu den dresdner Anzeigen der Jahre 1803 und 1804 sind sehr zweckmäßige Aufsätze über die mit verschiedenen Gewerben verbundenen Gesundheitsgefahren befindlich. *Tissot de val. lit.* fehlt vermuthlich nur aus Versehen. — §. 305 ein guter Vorschlag zu Zoographien einzelner Länder in Rücksicht auf die durch Thiere möglichen Gefahren, und die Mittel, denselben vorzubeugen und sie zu heben. §§. 307 — 311 sehr gute Vorschläge gegen die Hundswut.

II Abtheilung. Zu den Ursachen der Quacksalbe-

rey §. 326 gehört auch vorzüglich die allzu nachsichtig ertheilte Erlaubniß zur Praxis, wovon freylich weiter unten §. 550 geredet wird. §. 336: Nicht bloß der Mangel an dienlichen Nahrungsmitteln, sondern auch an Holz und anderen Lebensbedürfnissen verdient bey Epidemien die Aufmerksamkeit des Staats. Die Vorschläge zur Allgemeinmachung der Kuhpockenimpfung §§. 352 und 353 lassen sich recht gut hören: nur fürchten wir, das *Anbefohlen* möchte nicht allgemein gute Aufnahme finden. — leider ist es mit Befiegung der Vorurtheile der grossen Menge noch nicht so weit gekommen — indeß laßt uns der Zukunft vorarbeiten, und von ihr Besserung hoffen! So enthält auch der §. 358 über die Lustseuche viele *pia desideria*. Noch mehrere finden sich III Abth. über Anstellung, Befolgung und Belohnung der Ärzte, deren Realisirung wohl zu wünschen, aber schwerlich zu erwarten ist! Auch §. 404 über die Anstellung der Ärzte auf dem Lande gehört dazu. Übrigens ist der Vf. §. 393 für die Trennung der Geschäfte des eigentlichen Arztes und des Wundarztes, so daß jedem seine bestimmten Grenzen angewiesen werden. Barbierer (und Bader), welche sich allein mit dem Barbieren abgeben, sind gar keine Medicinalpersonen. §. 409: Den reisenden Zahn-, Augen-, Bruch- und Stein-Operateurs muß die Ausübung ihrer Kunst ganz verboten werden (!). §. 413: Die Neujahresgeschenke oder andere Abgaben der Apotheker an Ärzte sind, *sobald sie an diese für unrechtmäßige Begünstigungen gegeben werden*, abzuschaffen. Aus den Unterrichtsanstalten für Medicinalpersonen wird §. 458 die Thierarzneykunst (kunde) ausgeschlossen (mit Recht, wie *Recens.* dünkt). Bey der Präparatensammlung im anatomischen Gebäude §. 487, erwartete *Recens.* auch die *frank'sche* Einrichtung zu Pavia, daß aus dem ganzen Lande alle pathologischen Merkwürdigkeiten eingefandt werden sollten. Beym botanischen Garten wird §. 489 die Cultur wildwachsender und ausländischer officineller Gewächse in demselben empfohlen. — Anstalten zur Heilung der Krankheiten: von Apotheken viel Brauchbares, obgleich nichts Neues. §. 513: Der Verkauf der Gifte solle jährlich nur einmal einigen wenigen Apothekern gestattet, und dieses alle Jahre vor Neujahr in den Wochenblättern öffentlich bekannt gemacht werden. §. 517: Künstliche Mineralwasser sollten gänzlich (?) verboten werden (die neueste Ankündigung derselben von *Fries* in *Gilberts Annal. der Phys.* 17 Bd. 2 St. S. 248, war dem Vf. wohl noch nicht bekannt). §. 518: Brunnen- und Bade-Anstalten als Sache des Staats; in der Anmerk. wird das kön. preuss. Mandat, daß kein Einheimischer auswärtige Brunnen und Bäder ohne besondere Concession bereisen soll, als ein Zeichen der Fürsorge des Staats für inländische Brunnen- und Bade-Anstalten angesehen (!). §. 519: Gegen die Wohnungen im Quellhause. §. 520: Vorschlag, an mehreren Badeörtern Luftbäder anzulegen. §. 523: Empfehlung einer allgemeinen Badekleidertracht. §. 535: Dephlogisirte Salzsäure, als das vorzüglichste Mittel zur Luftreinigung empfohlen. Unter dieser Rubrik wird auch §. 541 von Tollhäusern gehandelt, und im folgenden der Institute für Taubstumme und zum Unterrichte der Blinden ganz kurz gedacht.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N , 9 O C T O B E R , 1 8 1 0 .

P H I L O S O P H I E .

LEZZIO, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus, Prof. der Philosophie in Leipzig, hinterlassene Werke.* 1 Th. XX u. 518 S. 2 Th. 472 S. (Auch unter dem besondern Titel: *Psychologie*) 1808. 8. (4 Thlr.)

Die Beurtheilung der vorliegenden Schrift kann nicht den Zweck haben, erst auf dieselbe aufmerksam zu machen, da sie sich gewiss bereits in den Händen eines Jeden befindet, der sich für merkwürdige literarische Erscheinungen auf dem Gebiete der Psychologie interessiert. Rec. hält sich daher verpflichtet, in eine genauere Kritik des Einzelnen einzugehen, und das um so mehr, da dies Werk nicht nur für das wichtigste gelten kann, sondern zugleich auch durch Inhalt und Form dazu auffodert. Carus war nämlich weniger systematischer Kopf, als geistvoller Mensch, geboren mit einem regen Sinne für psychologische Beobachtung, und zugleich begabt mit einer grossen Empfänglichkeit für fremde Ideen, die er, besonders wenn sie eine neue Seite des Gegenstandes zu enthüllen schienen, mit so grosser Freude in seinen eigenen Gedankenvorrath aufnahm, daß er darüber wohl öfters vergafs, sie mit der erforderlichen Schärfe zu prüfen. Hieraus, so wie überhaupt aus der mehr combinatorischen als analysirenden Richtung seines Geistes, ist es hauptsächlich zu erklären, daß man unter der reichen Summe von Ideen, die in diesem Werke niedergelegt sind, öfters den genaueren Zusammenhang, die logische Bündigkeit vermisst, aber zugleich auch, warum Carus mit der Herausgabe desselben so lange zögerte, obgleich er nach einer von Hn. Hand Vorr. S. 1 mitgetheilten Stelle schon in früheren Jahren nicht nur einen Plan dazu entworfen, sondern bereits bis zum Druck ausgearbeitet hatte. Er sammelte, combinirte und revidirte beständig für dasselbe, und so mag er es vielleicht schon mehrmals bald theilweise bald ganz umgearbeitet haben. So fand der verdiente Herausgeber Vorr. S. 9 die Theorie des Sinnes und des Gefühls von ihm in der letzten Zeit aufs neue überarbeitet, während die Theorie des Triebes noch diese wiederholte Revision erwartete. Dabey wird jedoch kein billiger Beurtheiler dieser auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt höchst schätzbaren Schrift dem Herausgeber ableugnen, daß ihr Vf. auf die Deduction der darin combinirten Thatsachen viele Sorgfalt verwandt, und an manchen Stellen neuen Weg gebahnt

J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

habe; nur ein System der Psychologie ist sie nicht, sondern ein durch Revision und Verarbeitung des vorhandenen Ideenstoffs entstandenes Aggregat psychologischer Beobachtungen und Untersuchungen von einem trefflichen Kopfe geordnet, und mit eigenen geistreichen Bemerkungen durchwebt; wobey zugleich Zeit der nächste Zweck nicht zu übersehen ist, den der Vf. beym Niederschreiben derselben hatte. „Alles (Vorr. S. 12) war auf seine Vorträge berechnet; und durfte er in ihnen nicht die tieferen und weiteren Forschungen selbst darlegen: so theilte er doch die Resultate mit. Sein psychologisches System arbeitete er größtentheils in Collegienheften aus, und man wird, so viel auch diese Aneignung an diesen besondern Zweck zu tilgen gesucht worden ist, wohl hie und da Spuren auffinden, die davon zeugen.“

Rec. hält daher für das Zweckmäßigste, besonders bey der Beurtheilung des ersten Bandes, der ausser der Einleitung die ganze allgemeine Psychologie enthält, und folglich dem zweyten, der die Special- und Individual-Seelenlehre liefert, zur Grundlage dient, dem Vf. gleichsam Schritt vor Schritt zu folgen, und neben der Hinweisung auf vorzüglich gelungene Stellen zugleich auf das Irrige, Unbestimmte oder zu Gewagte in einzelnen Behauptungen, die bey der Darstellungsweise desselben nur gar zu leicht sich einschmeicheln, wenigstens aufmerksam zu machen. Erwünscht dadurch zugleich den wackern Herausgeber, der seinen Beruf zu einer solchen Arbeit hinlänglich documentirt hat, zu veranlassen, bey einer zweyten Ausgabe dieses Werks, es derjenigen Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm Carus selbst bey einem längeren Leben gewiss gegeben haben würde. Denn so sehr er auch die Pietät ehrt, die den Herausgeber bestimmte, sich keine Zusätze und Veränderungen zu erlauben: so würde ihn diese doch nicht gegen die Ansprüche rechtfertigen, die das Publicum im Fall einer zweyten Auflage an ihn zu machen berechtigt ist, zumal derjenige Theil desselben, für den dies Werk am meisten sich eignet, nämlich die gebildete Classe des grösseren lesenden Publicums, so wie die jungen Studirenden auf Universitäten, denen der Lehrer der Psychologie zum eigenen Studium dieser Wissenschaft alsdann nicht leicht etwas zweckmäßigeres empfehlen könnte. Durch diese Vorerinnerungen glaubt Rec. den Gesichtspunct, aus dem er die folgende Kritik betrachtet zu sehen wünscht, hinreichend bestimmt zu haben.

H

Dafs nach S. 1 der Pflanzenschmuck das Kind und den früheren Menschen mehr anziehe, als das Lebendige der Thierheit, ist gegen die Erfahrung. Dasselbe gilt von der Behauptung S. 2, „dafs es dem Menschen lange gleichgültig sey, Menschen zu finden.“ — Nur Zustände der Unnatur können dies bewirken. Wenn der Vf. im Folgenden hinzusetzt: „Gleichgültig *muß* der Mensch wirklich dem Kinde in sofern seyn, als dieses ihn und sich selbst festzuhalten und zu verstehen nicht vermag:“ so kann man mit Recht fragen, ob es wohl irgend etwas *mehr* festzuhalten und zu verstehen vermöge. Und wenn es gleich darauf heifst: „Ohne eigene Kraft ist es von den einzelnen Gegenständen der äusseren Sinnenwelt abhängig, wird von ihnen fortgerissen, geblendet und zerstreut, so dafs es leichtsinnig (?) in den nächsten Menschen fast nur lebendige Thiere erblickt:“ — ob auch in der Mutter, dem Vater, und überhaupt in den Menschen, die ihm mit freundlicher Liebe entgegen kommen, seine Bedürfnisse zu befriedigen? — Die vom Vf. S. 5 — 15 vorgeschlagene stufenweise Anleitung zur Menschenlehre enthält treffliche Winke für den Erzieher; doch findet Rec. den Rath, dafs dem Knaben Anleitung zur *Bestimmung* und *Anordnung* seiner Beobachtungen über sich selbst, so wie zur *schriftlichen Aufzeichnung* derselben in Tagebücher gegeben werden soll, durchaus zweckwidrig. Bey den meisten würde dies gewifs den nachtheiligsten Erfolg haben, und ihnen die Unschuld und Unbefangenheit des ächt psychologischen Beobachters vielleicht für immer rauben. Auch steht dieser Rath mit den S. 5 aufgestellten leitenden Grundsätzen, besonders dem letzteren im Widerspruch „Anfangs mehr indirect und negativ als positiv und direct zu verfahren“. S. 15 — 18 hat der Vf. mehrere Sätze aus der neueren Naturphilosophie aufgenommen, die wenigstens in eine empirische Psychologie nicht gehören, und eben daher hier nur als isolirte Behauptungen ohne alle Verbindung mit dem Ganzen stehen. — Die 3 Epochen der Naturauffassung S. 18 — 20 sind scharfsinnig bestimmt. Doch läfst sich noch Manches dagegen erinnern. „Die erste Auffassung durchs Gefühl ist Vermischung in ein poetisches Wesen. Doch bald mischt sich in diese Gefühlsanschauung die Reflexion, und es geht die zweyte Ansicht, die Zersetzung in viele logische Kräfte, hervor. Abgemüdet durch eine immer weiter trennende Reflexion, welche die ewige Natureinheit störte, wurde der Mensch endlich einiger mit sich selbst, und dadurch auch mit der Welt, er führte die vielen Seiten der Welt auf zwey, und diese zu Einer Wurzel, Einem Stamm zurück.“ Die Geschichte der Menschheit liefert allerdings manche Data, welche jene Eintheilung zu bestätigen scheinen, aber auch andere, die ihr widersprechen, und die drey Epochen des Vfs. können daher wenigstens nicht für eine *allgemeine* Geschichte der Naturauffassung gelten. Während in den gesegneten Gegenden des südlichen Asiens der menschliche Geist bey jener poetischen Gefühlsanschauung der Natureinheit für immer stehen blieb: gelangte er in den

kälteren unfruchtbareren Gegenden von Nordasien wohl nie zu derselben. Mit der lebenden wie mit der leblosen Natur im Kampf, entwickelte sich frühe in ihm die Vorstellung von einzelnen übelwollenden feindseligen Naturgeistern; und weit entfernt, die Natur mit dem Gefühl als Eins in sich, ja sogar mit sich aufzufassen, erschien sie ihm vielmehr, besonders in ihren zerstörenden Wirkungen, die einen um so stärkeren Eindruck auf ihn machen mußten, weil er die Mittel, sich dagegen zu schützen, noch nicht kannte, als ein blosses Aggregat furchtbarer Kräfte. Diese wesentliche Verschiedenheit in der ursprünglichen Naturauffassung bestätigt auch die Mythologie der ältesten Völker, worauf der Vf. selbst hinweist. Diesen Epochen (S. 20) läuft die Umwandlung des Systems der Physik und dessen dreyfacher Geist parallel: 1) mechanische, 2) atomistische, 3) dynamische Physik. Allein war denn z. B. die dem System der Atomisten vorhergehende Physik der ältesten Ionier bloß mechanisch? —

Die allgemeine Menschenlehre (Anthropologie) theilt der Vf. (S. 22) in die objective (Somatologie und Somatonomie), und subjective (Psychologie und Psychonomie). Über das eigentliche Gebiet der letzteren scheint er noch nicht einig mit sich selbst gewesen zu seyn. „Hiezu gehört nicht *Alles*, was den unsichtbaren Menschen angeht, daher nicht das, was sich *nur ahnden*, *höchstens glauben* läßt u. l. w.“ Und doch heifst es S. 23: diese Gemüthskunde würde in ihrem höchsten Ideale glänzen, wenn sie uns darstellte die stete, nothwendige und abgestufte Beziehung aller factisch beurkundeten inneren Erscheinungen auf das Eine Subject — welches bestehet, und seinen höchsten lebendigsten Bestand in dem Seyn eines ewigen Geistes bewahrt, wie alles menschliche Sinnes und Treiben seine Angeln in dem ewigen Göttlichen findet, in dem wir leben und sind.“ Der Vf. befreit hierauf S. 24 die Eintheilung der Psychologie in empirische und rationale, und zwar letztere nicht in dem älteren Sinne genommen, als metaphysisch - materielle Wissenschaft, sondern in dem neueren als formale, und nennt sie ein blosses logisches Experiment über willkürliche psychologische Begriffe; allein Rec. sieht nicht ein, wie jene ohne diese auf den Namen einer Wissenschaft Ansprüche machen könne, indem der empirische Psycholog ohne die leitenden Ideen, die ihm die rationale Psychologie an die Hand giebt, des Fadens entbehren müßte, der ihn durch das Labyrinth der inneren Erscheinungen sicher hindurchzuführen vermag. Auch scheint der Vf. jene Behauptung nachher selbst wieder zurückzunehmen. S. 27 heifst es: Wie der Psycholog zur Bildung einer Gemüthslehre des Philosophirens bedarf: so bedarf er auch leitender Grundsätze desselben, ja einer bestimmten Kenntniß der Philosophie selbst, als eines gehörig geschlossenen architektonischen Ganzen der Wissenschaft von dem *ursprünglich und unbedingt Gewissen oder den reinen in sich vollendeten Vernunftbegriffen*. Auch behält er in der Geschichte der Psychologie die Eintheilung

im empir. u. nat. bey z. B. S. 281. Ein ähnlicher, obgleich nicht so auffallender Widerspruch findet sich S. 35 der Einleitung: „Der vom Hippokrates anatomirte Mensch ist von dem heutigen nicht verschieden, allein nicht so der Seelenmensch, den man *jetzt* zergliedert“; und S. 57: „Zwar scheint die übrige Natur und die Natur im Großen sich mehr gleich zu bleiben, und der Zeit zu trotzen, als der Mensch, allein es hat sich die Menschennatur *eben so wenig* verändert“ u. s. f. Die Frage: in wiefern ist die Psychologie Physik des menschlichen Gemüths, und als solche Theil der allgemeinen Naturlehre? wird S. 32 treffend beantwortet, und auch die folgenden Bemerkungen über das Verhältniß der Psychologie zur Naturgeschichte der Menschenspecies, Geschichte der Menschheit, Logik, Metaphysik, über ächte Facta, woraus die wirkliche Erfahrung bestehe, über die Bedingungen, Erfordernisse und Schwierigkeiten dieser letzteren, so wie über die Fähigkeiten und Fertigkeiten des Beobachters, über den Gegenstand der Beobachtung, und die Ordnung, die im Beobachten befolgt werden müsse, über das Geschäft der Zergliederung, das darauf folgt, über die Vorichtsregeln dabey, und wie dasselbe nicht von der Synthesis getrennt werden dürfe, — sind größtentheils wahr und treffend.

Der erste Theil, welcher die *allgemeine Psychologie* enthält, beginnt nun mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Begriff derselben. — Folgendes ist jedoch Rec. unverständlich: Die höhere (?) Psychologie anticipirt (?) die Menschheit, wie das Individuum das Geschlecht, und geht vom Schein auf das Seyn über.“ Nach einer poetischen Ergießung über den Standpunct, den der Mensch in der Reihe der Erdorganisationen einnimmt, folgt (S. 81) eine Entwicklung des Begriffs Kraft, und darauf eine Untersuchung über die dynamische Stufenfolge der Daseynsformen. 1) *Unorganische* Natur, d. i. ungeschiedene mit unabgeforderten Individuen, also auch mit unabgeschlossener Gattung. Sie strebt nach Form und zwar in Gegensätzen als Centrifugal — Centripetalkraft, woraus als Form sich ergibt: Krytallisation. 2) *Organische* Natur mit ihren beiden Sphären *Vegetation* und *Animalität*, d. i. Reizbarkeit ohne und mit Empfindlichkeit. — „Der Trieb der Pflanze ist blind, weil er an sich sinnlos und zu stark (?) ist, als daß sich ein Sinn in ihr entwickeln könnte. Die Animalität zeigt sich als männliches Thier selbstfindend, selbstbestimmend (?), als weibliches empfindend, sinnend.“ Wie dieser Gegensatz mit dem beiden gemeinschaftlichen Charakter der Sensibilität zu vereinigen sey, wird nicht erklärt. Ähnliche willkürliche Behauptungen finden sich auch im Folgenden, z. B. S. 86: Die höheren Thiere sind die jüngsten in der Erdschöpfung, und daher (?) auch die bildungsfähigsten. Was der Vf. weiterhin über den Unterschied zwischen Thier und Mensch sagt, eben so seine Beurtheilung der entgegengesetzten Systeme des Materialismus und Spiritualismus, würde schärfer und treffender ausgefallen seyn, wenn er das Charakteristische, wodurch der Mensch als *Vernunftwesen* sich vom

Thiere unterscheidet, bestimmt hervorgehoben, und den Gegensatz zwischen Vernunft- und Sinnen- Wesen psychologisch durchgeführt hätte. Richtig heist es S. 91: „Wir können das Verhältniß zweyer so heterogener Wesen, wie Körper und Seele, nie an sich bestimmen, sondern immer nur empirisch in der Erscheinung, und auch da nur relativ, d. i. in Beziehung auf besondere Classen von Wesen. Daher es uns anders bey Thieren, anders bey Menschen erscheint.“ Worin aber dieß Anders eigentlich bestehe, ist aus dem Vorhergehenden keineswegs klar. — In der Untersuchung über die Verschiedenheit und Gleichheit der Menschen heist es S. 97: „Wie alles Ursprüngliche indifferent ist: so ist es auch die ursprüngliche Thätigkeit des Menschengesistes.“ S. 98: „Alles, was geboren ist und was wird, wird erst durch Wechselwirkung des Äusseren und Inneren, also des ausgewachsenen (?) Körpers und des mündigen (?) Geistes. Angeboren wie angezeugt kann dem Menschengesiste nichts werden, also auch dem sogenannten genialischen Menschen nicht mehr. Der Geist steht nämlich über dem Bedingten des Organismus, und ist überall nur Einer, und in jedem Individuum ein menschlicher.“ Als Abstractum allerdings; aber auch als Individuum? Jeder Mensch hat ursprünglich so viel und so wenig Geist, als der andere, nur wird er dem Einen durch äussere Hindernisse oder durch *innere Nothwendigkeit* mehr entlockt.“ Wie dieß Letztere mit der absoluten Gleichheit vereinbar sey, sieht Rec. nicht ein. — „Die Anlage giebt kein Vater, keine Mutter, sondern die Natur.“ Der Herausgeber bemerkt hiebey in einer Note: der Vf. habe dieß Sätze gegen die in Schwarz Erziehungslehre aufgestellte Ansicht niedergeschrieben; allein Schwarz scheint Rec. dort psychologischer verfahren zu seyn, als der Vf., indem er theils seine Behauptungen auf Erfahrung zurückführt, theils sie nur hypothetisch aufstellt. Der Hauptbeweis unseres Vf. für jene Gleichheit der Uranlage liegt nach S. 99 in ihrer Allgemeinheit und Unbestimmtheit, über welche sich nichts Bestimmtes behaupten lasse, mithin auch nicht Eine Eigenschaft des Ursprünglichen. Offenbar ist hier der abstracte Begriff der Uranlage mit der real concreten Anlage verwechselt.

Auf die Frage, worin die bey aller Gleichheit der Uranlage dennoch unleugbare Verschiedenheit der Menschen sich gründe, antwortet der Vf. S. 105: es könne diese weder im Subject allein, noch im Objecte liegen, weder in dem Körper, noch in anderen Verhältnissen. Nicht im angeborenen Körper: denn a) der Körper ist selbst noch kein Fertiges, sondern wird erst unter dem Einflusse des Geistes; b) die Geburtsstunde des Körpers weicht von der Geburtsstunde des Geistes sehr verschieden ab, und die größten Genies müssen ihre Stunden abwarten, in denen ihnen der Genius erscheint (woher weiß der Vf. jenes, und wie hängt es mit diesem zusammen?); c) Zwillinge müßten nach jener Annahme sich vollkommen gleichen (die Nothwendigkeit dieser Folge sieht Rec. nicht ein); d) der Mensch ist nicht vom Instinct be-

lebt, wie der Biber zum Bauen organisirt (hätte der Vf. diesen Punct tiefer entwickelt: so hätte er die übrigen Gründe leicht entbehrt); e) zeugt der ursprüngliche (normale) Blödsinn Aller (?) dagegen, da dieser sich auch in den Genies, oft selbst in ihnen am meisten hervorthut. — (Was der Vf. damit sagen wollte, ist Rec. durchaus unverständlich.) Das Resultat ist (S. 106): Wie also nicht im Körper oder in dessen Zeugung: so hat die Unähnlichkeit auch nicht ihren Grund in äusseren Verhältnissen allein; — denn diese sind nie gleichbleibend und nie zwingend. Rec. findet das Eine so wenig, als das Andere beweisend. Jenes spricht mehr gegen als für den Vf., und für dieses könnte der Gegner erst den Beweis fordern. Eben so wenig ist das Folgende befriedigend: „So muß es noch etwas Anderes geben, was in dem Menschen wirkt und gestaltet, was entweder ausser Object und Subject zugleich, oder in ihnen zugleich begründet seyn muß. Und dieses ist die *Wechselwirkung des Inneren und Aeusseren* u. s. w.“ Nach Rec. Urtheil hebt der Vf. seine obige Behauptung von Gleichheit der Uranlage dadurch selbst wieder auf; und eben so steht das, was er von der Macht der ersten selbstverfaßten Eindrücke, bey denen die Vernunft schon hervortrete, von einem Zusammentreffen der Umstände mit den Zuständen, der äusseren und inneren Nothwendigkeit, der Natur und Freyheit, der Gewöhnung und Selbsterregung sagt, mit jener Behauptung der ursprünglichen Gleichheit im Widerspruch. Abgesehen von dieser Untreue gegen sich selbst bestimmt der Vf. im Folgenden die Momente, in denen die Entwicklung bis zu dem Genie fortschreite, mit viel psychologischer Kunst. Bestimmungen dieser Art müssen indeffen immer etwas Einseitiges behalten, und können nur als Beyspiele betrachtet werden, wie die in ihren Wirkungen unendlich mannichfaltige Natur in einzelnen Individuen verfährt, und man darf dabey nie vergessen, daß jeder Mensch seinen eigenthümlichen Entwicklungsgang gehe. Bey der Ableitung der Kräfte S. 118 behauptet der Vf., daß aus der Natureinheit, wie aus der Vernunft Alles dualistisch hervorgehe, weshalb die natürlichste wie die vernünftigste Eintheilung die zweygliedrige sey, die durch reine Entgegensetzung bestimmt werde. Diese Behauptung steht aber mit der vorhergehenden und folgenden nicht in Verbindung. S. 117 sagt er nämlich: „Durch bloß logische Scheidung (ist denn jene dualistische Eintheilung aus reiner Entgegensetzung nicht bloß logisch?) erkennen wir nichts von der wirklichen Natur unserer inneren Kraft. Der Psycholog hat das Recht, eine reelle Verschiedenheit der Vermögen anzunehmen, in sofern es in sich selbst specifisch verschiedene innere Acte giebt, welche ihre charakteristischen eigenthümlichen Merkmale haben.“ — Und S. 118 nimmt er zwar nur zwey Wendepuncte an, in denen alles menschliche Thun und die gesammte mögliche Thätigkeit des Inneren schwebt, die Einheit im Subject (Gefühl) und die Mannichfaltigkeit im Object und die Richtung des Subjects auf dieselbe

(durch Sinn und Trieb); setzt aber hinzu: „in der Wirklichkeit wirken alle drey Thätigkeiten gleich ursprünglich in Einem Moment“, giebt also im Grunde doch statt jener zweygliedrigen eine dreygliedrige Eintheilung, die er auch im Folgenden mit scharfsinnigem Witze durchführt, und auf diese Art drey Sphären bildet, die er seiner Bearbeitung zum Grunde legt. „Mit der Vergleichung dieser drey Sphären, sagt er S. 123, haben wir den Grundriss dargelegt, nach welchem die Psychologie verfahren, und die einzelnen Theorien aufstellen muß. Freylich hätte der Vf. nach seinem Grundsatz die Theorie des Gefühls der des Sinnes und Triebes vorausschicken müssen. S. 117 sagt er nämlich: „Die ganze innere Menschenkraft findet sich in der Wirklichkeit als ein ungeschiedenes Ganzes, eröffnet jedoch in ihrer Entwicklung verschiedene Richtungen. Demnach dürfte die realste Ableitung dann gewonnen werden, wenn wir uns an die nothwendige Entwicklung und fortschreitende Ausfondierung jener Hauptrichtungen aus der ursprünglichen Natureinheit selbst halten, und nach diesem bestimmten Aufschliessen unseres Inneren die Aufzählung wie die *Anordnung* der Grundvermögen selbst verfolgen.“ Und S. 118: Früher als alles ist die Einheit im Subject, und als das „Früheste auch das Dunkelfte und doch zugleich auch das Umfassendste und Lebendigste. Dies ist Gefühl, in dem sich die Selbstheit concentrirt.“ S. 379: Früher als der Gedanke war das Gefühl, wie der Glaube früher als das Wissen. Der Gedanke entwindet sich dem Gefühle, dem Tiefsten. Eher als wir zu denken anfangen, fühlen und begehren wir; früher als wir begehren, fühlen wir Bedürfnisse. Fühlen ist Leben, und historisch eher als Sinnen und Streben.“ Indessen billigt es Rec. deffenungeachtet sehr, daß der Vf. hier den gewöhnlichen Gang unserer psychologischen Lehrbücher in sofern beybehalten hat, daß er wenigstens die Theorie des Erkenntnisvermögens (des Geistes, wie er sich unbequem ausdrückt, denn Gefühl und Trieb gehören eben so gut dem Geiste an, wie Anschauung und Gedanke) zuerst abhandelt. Denn dies ist doch unstreitig diejenige unter jenen drey Sphären, die durch ihr eigenthümliches Licht erhellt wird, während die anderen nur durch das von ihr empfangene und reflectirte Licht erkannt werden können. Nach der Theorie des Geistes folgt die des Triebes, und dann erst die des Gefühls. Ueber den fünf verschiedenen Gesichtspuncten, aus denen der Vf. S. 119 — 21 die drey Vermögen betrachtet, scheint Rec. der zweyte, vom Object und Subject entnommen, der tauglichste, um als Eintheilungsgrund zu dienen. Gegen die anderen lassen sich inagessamt noch Einwendungen machen, die bey ihm nicht Statt finden. Bey dem vierten, wo er die Zeit zum Standpunct der Eintheilung macht, scheint er mit sich selbst im Widerspruch zu stehen, wenn er *Vergangenheit* und Gefühl als correspondirende Glieder zusammenstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1810.

P H I L O S O P H I E

LEIPZIG, b. Barth und Kummer: *Friedrich August Carus hinterlassene Werke* 1, 2 Th. u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Lehre vom Sinn (Theorie des erkundenden Geistes) enthält von S. 124 — 169 einen grossen Reichtum gesammelter Beobachtungen mit eigenen scharfsinnigen Bemerkungen durchwebt; doch sind such hin und wieder willkürliche Behauptungen und Unrichtigkeiten mit eingeschlichen, z. B. S. 147 die Behauptung, daß der Vogel das Singen nur von seinen Ältern lerne, und jung dem Neste entnommen, es nicht vermöge. — Selbst Widersprüche wie S. 143: Wie dieser Sinn (des Tastens) im Menschen am frühesten hervortritt: so wurzelt er auch am tiefsten ein — denn er verlischt am spätesten. Wenn dem Sterbenden kein Ton, kein Strahl mehr zukommt: so empfindet er noch die Feuchtigkeitauf der Lippe oder den Druck der Hand; und S. 148: der Tod wie der Schlaf, schliesst alle Sinne früher als das Ohr. S. 145: Wie der Geruchssinn dem Thiere unentbehrlich bleibt: so ist dieser dem Menschen noch unentbehrlicher als der Geschmacksinn; und S. 151: der entbehrlichste, wie der — für Menschen — undankbarste Sinn, scheint der Geruch zu seyn. Eben so stellt der Vf. öfters noch zweifelhafte Sätze als gewisse auf, z. B. daß den Vögeln kein musikalischer Sinn zukomme, daß den Thieren überhaupt der Geschmacksinn fehle.

So wie der Vf. sich darüber erklärt, kann man ihm einräumen, daß es keinen besondern inneren Sinn, oder vielmehr keinen äusseren gebe. Wenn er aber S. 167 sagt: „Am höchsten steht der innerste Sinn, d. i. das Selbstbewußtseyn oder der feste reine Blick auf die innere ~~Be~~ — *Seele* und das in der Zeit successive Verselbstständigen, d. i. Unabhängigwerden von einer Welt, die außer uns ruht“: so scheint dem Rec. auf Rechnung des Sinnes gesetzt; was nur allein Sache des Geistes in seiner höchsten Selbstthätigkeit seyn kann. Der Vf. theilt die Einbildungskraft S. 174 in die sinnliche und geistige, je nachdem sie sich in ihrer Thätigkeit mehr dem beschränkten Sinne oder dem unbeschränkten Geiste nähert. Die sinnliche (nachbildende, reproductive) ist bloss eine zu helleren Farben gesteigerte Erinnerung, welche auch die Thiere haben u. f. w. Sie reproducirt Stoffe und Formen, Anschauungen und Gedanken, wie die Erinnerung, an die sie sich unmittelbar anschliesst. Auf das Unbestimmte dieser Behauptungen darf Rec. nicht erst

J. A. L. Z. 1810, Viertes Band,

aufmerksam machen; allein nach dem gewöhnlichen psychologischen Sprachgebrauche ist Erinnerung das Bewußtseyn der Einerleyheit einer Vorstellung der Einbildungskraft mit einer einst gehaltenen sinnlichen Vorstellung, sie setzt also die Thätigkeit jenes reproductiven Vermögens der Einbildungskraft voraus, und es kann also wohl Reproduction ohne Erinnerung, aber keine Erinnerung ohne Reproduction Statt finden. — „Eine starke schmt unwillkürlich vorzüglich im unbewussten Zustande (dem Affect) die Gebährden des anderen nach u. f. w. — Hier finden wir den Grund des Nachahmungsgeistes.“ — Allerdings setzt das Nachahmen Einbildungskraft voraus, aber es läßt sich aus derselben allein nicht erklären, sondern die eigentliche Quelle desselben liegt vielmehr in dem Gebiet des durch Gefühle bestimmten Triebes. Es gewährt dem Menschen so wie dem Thiere, bey dem wir den Nachahmungstrieb finden, ein besonderes Vergnügen, sich in fremde Zustände und Lagen zu versetzen, und wir finden daher, daß für Kinder besonders keine Spiele anziehender sind, als die, wodurch jener Trieb befriedigt wird, wobey aber freylich nicht allein reproductive, sondern auch productive Einbildungskraft thätig ist. — „Die geistige (productive, ausbildende, schöpferische) totalisirt (?) alles, indess die Vernunft individualisirt (?); jene macht alle Theile zu einem neuen kleinen Ganzen, indess die Vernunft dem Einzelnen Einheit, Bestand und Schranken (?) ertheilt.“ — Rec. vermuthet, daß der Vf. hier gerade das Umgekehrte gemeint habe. So wie die Periode da steht, ist sie wenigstens unverständlich. — „Ihr Bilden ist ein Umbilden, d. i. zwar kein absolutes neues Schaffen, sondern ein Zeugen aus einem Stoffe, ein beliebiges Zusammensetzen und Mischen, gerichtet auf die nicht-sinnliche (?) wirkliche Welt.“ — Eher hätte der Vf. sagen können, auf die nichtwirkliche sinnliche Welt. Bey der Eintheilung der unwillkürlichen Phantasie in die zügellose, regellose, und gestörte, so wie der willkürlichen in die geregelte, blühende und verschönernde, vermisst man ungern ein Princip. Denn ist die zügel- und regellose nicht auch gestört in dem Sinne, wie es der Vf. nimmt, d. h. entweder zu schwach oder zu stark, krank? — und wie ist die verschönernde von der blühenden unterschieden? —

„Die besondern Gesetze für die Reproduction der Einbildungskraft, sagt der Vf. S. 180, sind: 1) Ur-gesetz: Es werde Licht in der dunkeln Seele, es kehren wieder die Gedanken der Vorzeit, die Bilder der Kindheit, die verhauchten (?) Töne der Luft — sie kehren wieder in mein Inneres! Einst werde wie-

der Jetzt! Was zerstreuet war, werde wieder Eins!" — Es ist allerdings das Geschäft der Einbildungskraft, das Einst wieder zum Jetzt zu machen, das Zerstreute wieder zu vereinen; aber wenn die Frage ist nach Gesetzen der Einbildungskraft: so will man wissen, wie jenes Geschäft geschieht, die Art und Weise, wie sie dabey verfährt, die Regel also, nach welcher das Einst wieder Jetzt wird. — Eher könnte daher die vom Vf. in Schutz genommene Behauptung des Aristoteles: Nichts kann in die Imagination kommen, was nicht schon im Sinne war, für ein solches Gesetz gelten. Nur hätte alsdann auch der Sinn, in welchem der Vf. dieselbe nimmt, schärfer bestimmt werden müssen. „Was ist, fragt er S. 182, Bild unseres Bildungsvermögens seinem Stoffe nach, aus dem es gewoben wurde? Nichts anderes, als theils eine objectivirte Empfindung, eine Vor — stellung der dunkeln inneren Regungen, theils aber auch noch etwas mehr, nämlich ein belebter dunkler Urgedanke aus dem Grunde der Seele, — letzteres mehr nach Platons Glauben.“ 2) Abgeleitete Gesetze, nach denen die Erscheinungen oder Empfindungen der Sinnenwelt und die Producte des Gemüths in jenen Bund treten u. s. w. Diese führt der Vf. auf ein Grundgesetz zurück, das er das Gesetz der Verwandtschaften (Affinitäten) und Stufenübergänge (Gradationen) nennt, und dem er die Gesetze der Ähnlichkeit und des Contrastes, der Coexistenz und Succession unterordnet. Aus diesem scheidet er alsdann aus: A) Gesetze der unmittelbaren gleichsamen (?) zufälligen Vergesellschaftung. „Gesellen kann sich in uns wieder und wieder beleben in der Einbildungskraft theils aus erster Natur, dem Instinct, theils aus zweyter Natur, der Gewohnheit, 1) das, was in des Herzens Tiefen ursprünglich sich verband u. s. w.; 2) was unseren ersten Bedürfnissen sich aufdrang, unsere erste Neigung fesselte, unseren Trieb aufrufte (rief), unser Widerstreben reizte u. s. w.; 3) was im Raume und den niederen Sinnen neben einander, mithin scheinbar coexistirend — als Object, 4) was in der Zeit — dem höhern (innern) Sinne nach einander, mithin scheinbar im Raum werdend und vergehend als Veränderliches wahrnehmbar erscheinen konnte. Was der Vf. hier über die Gesetze der Coexistenz und Succession sagt, dringt unstreitig tiefer in den Gegenstand ein, als die bisherige Forschung — wenn auch einzelne Behauptungen noch einer Beschränkung bedürfen sollten, wie z. B. S. 190: „Es entscheidet oft die bloße äußere Nachbarschaft eines Schulkameraden und Nachbarn, ob Jemand ein frommer Schwärmer oder ein leichtsinniger Phantast wird.“ B) Gesetze der mittelbaren (willkürlichen) Verknüpfung. 1) Analogisches Zurückrufen, d. i. durch mittelbare Zeichen oder Charaktere (charakterisirende Einbildungskraft). Der beobachtende Mensch weckt in sich leicht durch Zeichen das Bezeichnete. Hier, sagt der Vf., theilen sich die Individuen in zwey Hauptclassen: a) die mehr mit der Sinnenwelt Beschäftigten wecken in sich früher die Zeichen, und erst durch diese die Sache (Obj.), nicht selten aber haften sie bloß an dem sinnlichen Zeichen u. s. w.; b) die mehr mit der Ideen

weit Beschäftigten beleben in sich früher die Sachen (Obj.), seyen es Facta oder Gedanken, und erst durch diese die Zeichen; nicht selten aber haften sie mehr an den inneren oder idealen Merkmalen, als an ihrem äußeren individuellen Ausdruck. Diefes analogische Zurückrufen macht nach dem Vf. den Übergang von der unwillkürlichen zur willkürlichen Verbindung, von einem Zusammenfassen in der Empfindung zum Zusammendenken. 2) Logisches Zurückrufen, oder eine durch den Verstand bestimmte Verknüpfung. 3) Reflectirendes Zurückrufen, oder eine durch die Reflexion der Urtheilskraft bewirkte Verknüpfung nach den Gesetzen der Ähnlichkeit und des Contrastes. 4) Systematisches Zurückrufen, oder eine Vernunftverknüpfung nach einem Vernunftbegriff. Die drey letzten Nummern enthalten das Bekannte; nur ist die dem Vf. eigene Classification schärfer als die vorherigen. Was über Phantasie als Ausbildungs-, Lichtungs - Vermögen gesagt wird, ist, wenn gleich nicht genügend, doch vielseiner als das bisher darüber Gesagte, und enthält schätzbare Winke zu weiterem Nachdenken, besonders auch einige treffliche pädagogische Reflexionen, wie denn überhaupt der Vf. gern dergleichen Anwendung macht. In der Theorie des Gedächtnisses hat der Vf. nicht vergeblich gestrebt, dieses Vermögen in seiner lebendigen Thätigkeit aufzufassen und darzustellen. Das Gedächtnis ist (S. 220) so wenig als eine andere Kraft, so wenig als selbst der Sinn, eine bloße Receptivität — mithin weder ein bloßes Aufbewahren alter und veraltender Vorstellungen, noch ein Vergraben todter und erstorbener Schätze, noch ein starres, einseitig fixirendes Festhalten des Vergangenen, was ein Stagniren des lebendigen Geistes selbst wäre. Vielmehr ist es ein Vermögen der Vergegenwärtigung und Verlebendigung des Empfundnen und Gedachten, des Gefühlten und Gewollten mit mehr oder minder Wiedererwartung (erweckung?) des Raums oder der Zeit. — Zum Gedächtnis gehört nicht das (erste) Auffassen, sondern das Vermögen mit dem Selbst, das Aneignen und Verweben einer Vorstellung im inneren Seyn, das Zusammenfallen mit anderen, und Ruhen im Inneren. Von dem Aufbewahrtseyn giebt uns kein Bewußtseyn Kunde, so wenig als von den Übergängen; denn das Aufgefaste ist in das dunkle Selbstgefühl oder in die Masse des Selbst übergetreten u. s. w. — In seiner Thätigkeit aufgefasst, stellt das Gedächtnis uns also ein fortschreitendes Verschmelzen, ein immer selbstbäigeres Anschließen der Sinnenwelt und Geisterwelt dar; zuerst ein Verknüpfen des Geistigen, dann ein Vergeistigen des Sinnlichen, und zwar zum Behuf der Verewigung des aus Raum und Zeit Entflohenen im Geiste und der Aneignung, des über Raum und Zeit Erhabenen im Herzen! Der Vf. theilt das Gedächtnis, nach Stewart, 1) in das natürliche, die unwillkürliche Naturwirkung, die sich durch Ergriffen des Innewordenen (ein momentanes und schnelles Nachbilden des angeschauten Einzelnen) und durch Festhalten des Ergriffenen (ein länger fortgesetztes und in nigeres Einbilden der Reihe und Aufeinanderfolge des

Erkennens) äußert; 2) in das *Witzvolle* — die Willkür willkürlicher Übung; welche im Erinnern des mehr oder minder fortwährend Festgehaltenen (d. i. in einem Verständigen des Nach- und Eingebildeten mit mehr oder minder vollständiger Reproduction der Thätigkeit oder ihrer Producte, mit mehr oder minder Gewissheit, ob und woher, und wo wir diese Einbildungungen haben), und im *Erfinden* oder *Widererinnern* besteht (d. i. einem besonnenen Zurückrufen oder Anerkennen mit vergleichendem Urtheil mit mehr oder minder Gewissheit, daß wir ganz dasselbe, also völlig identisch in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen erfahren).

Auf die Frage, ob das Gedächtniß ein besonderes Vermögen heißen dürfe, ist die Antwort, daß, wenn wir den Sinn, die reproductive and productive Einbildungskraft, die Aufmerksamkeit, die vergleichende Urtheilskraft (nicht auch Bezeichungsvermögen?), das Begehrungsvermögen, das Selbstbestrafen und das Gewissensgefühl abrechnen, Nichts übrig bleibe, als das *willkürliche* und *bestimmte*, wenigstens relativ helle *Vergegenwärtigen* des in oder außer uns Erfahrenen; allein ist nicht auch dies in jenen Vermögen enthalten? —

Was der Vf. über die Arten und Abstufungen, über Gegenstände und Naturgesetze, so wie über die Bildung des Gedächtnisses (Gedächtniskunst) sagt, ist nicht bloß in psychologischer, sondern auch in pädagogischer Hinsicht vorzüglich.

Die Theorie des Geistes im engeren Sinne, oder der höheren Geistesvermögen hat er verhältnißmäßig am kürzesten abgehandelt; aber dessenungeachtet fehlt es auch hier nicht an neuen Ansichten, und selbst das Alte erscheint oft neu durch geistvolle Darstellung.

Eine andere Ordnung der Dinge, heißt es S. 242, liegt nun vor uns, eine übersinnliche mit dem Vermögen für das Unendliche. Hier hört das Symbolisiren auf, denn das Höchste hat kein Bild, sondern will *direct* ausgesprochen seyn. Rec. meint, daß gerade das Höchste sich am wenigsten *direct* aussprechen lasse. Soll es *ausgesprochen*, *mitgetheilt* werden: so muß eine Übertragung, Versetzung (Metapher) damit vorgehen, daß es für den Sinn zum Bilde werde. Wenigstens kann nur auf diese Weise in dem Gemüth des Aufnehmenden ein geistiges Unfassen und Verarbeiten des Mitgetheilten bewirkt werden, und insbesondere ist es Aufgabe für den empirischen Psychologen, die Resultate des abstracten Denkens über das Denken wieder in das Gebiet des Concreten zurückzuführen, und in ihrem Zusammenhange mit demselben darzustellen. — Der Vf. behält die gewöhnliche Einteilung bey. „Der Geist als höheres ausschließlich menschliches Erkenntnisvermögen zeigt sich in drey besonderen Wirkungsarten, als Verstand; Urtheilskraft und Vernunft.“ Er nimmt vier Hauptoperationen des Verstandes an, 1) Absondern, 2) Reflectiren, 3) Abstrahiren, 4) Combiniren, welches Letztere darin bestehen soll, daß bereits vorhandene Vorstellungen, die sich anschließen, näher durch gemeinschaftliche Merkmale verbunden werden; allein nach Rec. An-

sicht stellt diese letztere Thätigkeit mit den beiden vorhergehenden zusammen, und ist in diesen vollständig enthalten. Undeutlich, unbestimmt und nur halb wahr ist die Behauptung: „Durch den Verstand werden die Erfahrungen gemacht, und er selbst ist immer nur auf das Gegebene eingeschränkt; vielmehr (?) gelangt er für sich nie zum Reellen, sondern bleibt stets (?) der Erzeuger der Ungewissheiten (?)“. Die folgende Behauptung: „Wenn der Mensch auch früh als Kind vernimmt: so lernt er doch erst verstehen, d. h. einzelne Theile sich fest hinstellen, und dann annähernd zusammensetzen. Daher haben nicht alle Menschen Verstand, wenn sie auch alle Vernunft haben; daher kommt der Verstand nicht vor den Jahren u. s. w.“ verdient eine tiefere Untersuchung. — Eben so das, was der Vf. über den Unterschied zwischen logischer, ästhetischer und praktischer Urtheilskraft, aber auch viel zu unbestimmt sagt. Als *logische* zeigt sie Übereinstimmung ihrer selbst mit dem Verstande, bemerkt das Verhältniß der Begriffe, und bildet den *Wahrheitsinn*; als *ästhetische* beurtheilt sie nach einem (?) solchen Princip, wie das (?) ästhetische Urtheil ist (ist jedes ästhetische Urtheil ein Princip?), bemerkt das Verhältniß der Formen, und bildet sich zwischen Vernunft und Phantasie schwebend zum *Schönheitsinn*; als *praktische* bezieht sie sich auf das praktische Urtheil (wie unbestimmt!), bemerkt das Verhältniß der Ideen (überhaupt?) und auf ihr beruht der *moralische Sinn*, welcher in Wechselwirkung mit Gefühl und Gewissen steht. Die Charakteristik des *Vernunftvermögens* S. 245 ist dem Vf. vorzüglich gelungen.

In der Theorie des *Witzes* sucht er die meist einseitigen Erklärungen, die unsere Psychologen und Ästhetiker davon gegeben haben, zu vereinigen. — Es geht von der Bemerkung aus, daß der ächte Witz sinn- und geistreich sey, und zeigt, daß er mehr mit dem Verstand als der Phantasie zusammenhänge. Er nennt ihn daher S. 252 einen sehr schnell denkenden, ja spielenden Verstand, welcher findet, ohne zu suchen, und giebt alsdann folgende Erklärung von ihm: Witz ist die blitzschnell plötzlich (gleichsam elektrisch) assimilirende (vergleichende) Kraft, welche nicht mühsam sucht, sondern *findet*, ja erfindet, und zwar findet die versteckten, obschon (?) einseitigen Berührungspuncte von an sich unvergleichbaren Dingen. Er folgt das Ungleichartigste gattend dem Gesetz der Gattungen. Der Vf. theilt dann den Witz ein 1) in den natürlichen, unbildlichen, aber anschaulichen, im Sichtbaren verlorenen, den er den *kindlichen*, *naiven*, *schalkhaften*, *gutmüthigen* des gesunden Verstandes (Mutterwitz) nennt, treffend charakterisirt und durch Beispiele erläutert; 2) den bildlichen, metaphorischen, nicht mehr des geraden Sinnes, sondern der lebhaften, ja *spöttigen* Phantasie, der sich minder in witzigen Einfällen, als in einer witzigen Laune verräth, die den Briten vorzüglich eigen sey, und in den Gleichnissen und Allegorien der Orientalen sich zeige. Hiedurch nimmt der Vf. wenigstens zum Theil wieder zurück, was er vorher gesagt hatte: Der Witz bringt Producte des Verstandes hervor, *nicht* Bilder. Diese letz-

tere Behauptung muß also dahin beschränkt werden, daß der Witz die Bilder, die er hervorbringt, zu einem Verstandeszweck benützt. Nur darf freylich die Art, wie sie hervorgebracht und zu einem solchen Zweck benutzt werden, nicht als ein ernstes Geschäft des Verstandes, sondern sie muß vielmehr als ein Spiel erscheinen — und in wiefern Ernst sich hineinmischet, gehört dieser mehr dem Gefühl, als dem Verstande an. Überhaupt aber scheint der Vf. den Antheil, den das Gefühl am Witze, besonders dem, der als Laune erscheint, nimmt, so wie bey der dritten Art derselben, die er den lyrischen Witz nennt, nicht genug berücksichtigt zu haben. Die Vergleichung, die er darauf zwischen den Begriffen Witz und Kopf macht, so wie überhaupt das, was er meist nach Kant über den letzteren Begriff sagt, ist unbefriedigend. Mehr genügt das Folgende über Scharfsehn und Tiefsehn.

Der Begriff vom Genie, den der Vf. S. 261 aufstellt, hätte um so mehr einer genaueren Auseinandersetzung und tieferen Begründung bedurft, da er von der gewöhnlichen Erklärung dieses Begriffs abweicht. Genie im wahren Sinne des Worts, und in seiner reinen und hohen Bedeutung, bezeichnet nicht etwas angebornes Besonderes, sofern dies unmittelbar und innerlich nothwendig mit seiner ganzen Entwicklung gegeben sey (ist uns denn irgend ein Vermögen unseres Gemüths unmittelbar und innerlich nothwendig mit seiner ganzen Entwicklung gegeben? —), vielmehr etwas dem gebornen Menschen mitgegebenes Allgemeines, das sich aber seiner besonders annimmt. Rec. ist dies Letztere nicht ganz verständlich; aber in welchem Sinne man es auch nehmen möge: so scheint doch ein Widerspruch darin zu liegen, zumal da der Vf. im Vorhergehenden sagt, daß der Name Genie nicht einer allgemeinen Anlage beygelegt werden könne. Auch das Folgende erklärt die Undeutlichkeit nicht. „Manche führt nämlich der Genius schlafend, manche träumend durch das Leben — — doch keinen (keinen gebornen Menschen überhaupt oder keinen mit Genie gebornen?) verläßt der Genius ganz. Nur dieser Unterschied findet sich: Mancher (n) hat den (r) Genius; Andere haben ihn. Manche sind seiner sich nicht bewußt; Andere sind seiner gewiß und mächtig. Einige misstrauen, Andere vertrauen ihm. So trefflich nun auch mehrere dieser und der folgenden Bemerkungen für sich betrachtet sind: so ist doch das Ganze nicht befriedigend. Nachdem der Vf. die Bestandtheile des Genies angegeben, — (zu den wesentlichen rechnet er Dichtungsvermögen, Geist, Urtheilskraft, zu den minder wichtigen Sinn und Geschmack; — Energie und anhaltende Richtung der Gemüthskräfte auf

Hauptpunkte oder wenigstens auf Einen Einigen setzen nicht sowohl Bestandtheile, als bloße Instrumente oder Prädicate (?) des Genies —): sagt er S. 268. unter der Rubrik: Kennzeichen der Genies: Nicht sind Genies a) die bloßen Kinder der Natur, d. i. solche, die ohne Unterricht, ja ohne vielen Fleiß, sogar fast ohne ihr Wissen es in einem Felde weit brachten. So unter den Schweizern eine Menge mechanischer Köpfe, welche wunderfam Brücken zu bauen, Gebirge zu modelliren verstanden. Da ist größtentheils (also bey manchen doch etwas mehr?) Mutterwitz, der sie in einfachen Verhältnissen Gesundheit des Geistes behalten lehrte; b) frühzeitig gelehrte, ingenia praecoxia, welche immer (auch Tasso, Leibnitz?) Mißgeburten, unnatürlich überwachsene Sprößlinge sind, die bald den geistigen Tod sterben; c) Selbstgelehrte, Autodidacten etc., diese bleiben meistens (?) in engen Schranken, und mit ausschließender Vorliebe bey Einem. Daß der Vf. hier den vorher in einem zu weiten Umfang gefassten Begriff des Genies wieder zu sehr beschränkt, leuchtet von selbst ein. Eben so ist die als Resultat aufgestellte positive Bestimmung des Begriffs mit der oben angeführten nicht wohl vereinbar. „Das ächte Genie bleibt das Talent zur Kunst des Lebens, oder die individuellste und originalste Natur, die erzeugende Kraft des Mäckerhaften und ganz eigentümlich Unnachahmlichen. Man könnte es auch wohl als den die in uns lebende Idee des Schönen belebenden und gestaltenden Trieb bezeichnen. Auch die folgende Einteilung der Arten des Genies stimmt nicht damit zusammen. Es heißt nämlich S. 272: Als Arten des Genies lassen sich folgende aufzählen: a) das rohe, b) das gebildete, das ins mechanische, mathematische, dichterische, beobachtende, philosophische, eingetheilt wird, c) das harmonisch ausgebildete.

Der Abschnitt über das Bezeichnungsvermögen, die Sprache, vereinigt einen großen Reichthum psychologischer Beobachtungen und Reflexionen. Doch fehlt es auch hier nicht an paradoxen Behauptungen, z. B. S. 280: Es könne keine Anlage zur Sprache angenommen werden, weil sie dann nicht Fertigkeit seyn könnte, und immer eine einzige und eine ursprüngliche seyn müßte. Sprache als Fertigkeit ist freylich etwas ganz anderes, als die Anlage zur Sprache; allein erstere setzt doch offenbar die letztere voraus. Der Vf. versteht ja selbst unter Anlage die noch unentwickelte Kraft als unbestimmte und ungerichtete Fähigkeit, und behauptet mit de Broffe und Fulda, daß in den Sprachwerkzeugen des Menschen ein wirklicher Trieb liege, Laute auch ohne Nachahmung hervorzubringen, und daß ihre Laute ursprünglich schon mit gewissen Urgefühlen harmoniren.

(Die Fortsetzung folgt.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Tübingen, b. Heerbrandt: Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher. Herausgegeben von Philipp Jakob Völter, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. 3ten Bandes 2tes St. 1810. 156 S. 8. (3 Gr.) 8. Recens. der ersten Bände. 1810. No. 212.

Hamburg, b. Perthes: Geschichte der Religion Jesu Christi. Von Friedr. Leop. Grafen zu Stolberg. 6ter Th. 1810. 707 S. 8. (2 Thlr.) 8. Recens. der 5 ersten Theile 1809. No. 26 und 1810. No. 28.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 O C T O B E R , 1810.

P H I L O S O P H I E.

LEIPZIG, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carius hinterlassene Werke* 1, 2 Theil, u. s. w.
(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Für das Abhandeln, das der Vf. durch das *Bewustwerden künftiger Veränderungen* erklärt, deren Erfüllung nicht ganz von uns abhängt, nimmt er verschiedene Grade an: 1) des thierischen Instincts und der Reizbarkeit des Sinnes, sowohl des allgemeinen Vitalfinnes, als des organischen Betastungsfinnes, und findet diese dunkelste, aber sicherste *Vorempfinden* einer physischen Veränderung in der Pflanze (?) und dem Thiere. 2) Schnelle Empfindung kleiner Züge versteckter Verhältnisse, geleitet durch Sympathie und reproductive Einbildungskraft. Auf das Zukünftige gerichtet, erscheint es in dem dunkeln, allgemeinen und unbestimmten Vorgefühle, von Hoffnung oder Furcht, Sehnsucht oder Abscheu begleitet. Ohne Bewustseyn des Grundes bleibt es oft nur sonderbare Stimmung, und bestimmt ein Übel oder Gut bloß im Allgemeinen. 3) Bestimmtere Voraussicht bedingter Wirkungen aus Schlüssen und Calcul. Hierauf folgt eine Reihe trefflicher Reflexionen, die um so mehr interessieren, je näher der Vf. die Erfahrungen aus dem Gebiet des Sinnlichen an die Grenze des Übersinnlichen hinführt, ohne jedoch beide Gebiete zu vermischen, oder die psychologische Grenze zu überschreiten.

In der Theorie des Triebes stellt der Vf. seine Leser gleich auf einen hohen Standpunct, der die combinatorische Methode von ihrer glänzenden, aber zugleich auch gefährlichen Seite zeigt. „Aus dem Staube der Erde organisiren sich tausend Formen, aus der Befruchtung der Blütenkeime entbinden sich tausend Leben, aus Kometen entstehen Sonnen und Monde (der Dichter darf eine solche Conjectur in seiner Begeisterung als Factum aussprechen, aber nicht der empirische Psycholog, der zwar immerhin die höchsten Standpuncte, die die Erfahrung darbietet, aufsuchen, aber nie den festen Boden derselben verlassen darf), und so erscheint eine lebenvolle Welt voll Regung und Empfindung, voll Lust und voll Trieb. Das Leben im Wachstume des Steins, wie im Knospen der Pflanze, ist — ein mächtiger Trieb. Es tritt das Innere in den Schranken der Zeit hervor. So ist nun alles Leben ein Fortdrängen von innen heraus, d. i. ein Treiben. Alle Anstrengungen gehen in dem Grundtriebe nach Regung (Aufregung und Erregung), und

S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

weil diese zweckmäßig geschieht, nach *Bildung* zusammen. Dennoch (?) erscheint jeder Trieb überhaupt als ein Bildungstrieb, d. i. als ein Trieb des Individuums zum Geschlechte, und der Geschlechter zur Gattung — und so als ein *Vollendungstrieb*, obgleich Vollendung unerreichbar in jeder ganzen Sphäre ist (ist sie etwa im Individuum eher erreichbar?). — Rec. will auch hier, wie bisher, mehr auf die schwache Seite der Theorie aufmerksam machen. „Das *Ursprüngliche* (S. 294), welches wir im Triebe finden, ist durch sich selbst gebunden, unbestimmt und innere blinde Nöthigung zum *Genießen* oder *Bemächtigen* eines Gegenstandes, unabhängig von aller Erfahrung und Vorstellung.“ Hier ist 1) die negative Seite des Triebes übersehen, und 2) kann das Ursprüngliche des Triebes, in sofern es Gegenstand einer empirischen Psychologie ist, nicht unabhängig von aller Erfahrung und Vorstellung seyn. „Objectiv gewordener Trieb ist Begierde.“ — In wiefern die negative Richtung des Triebes in den Begriff desselben mit aufgenommen wird, wäre gegen diese Erklärung nichts zu erinnern. Die Begierde überhaupt wäre alsdann die *Außerung* des Triebes, oder jede Bestimmung des Gemüths, welche ein Verhältniß eines Gegenstandes zum Subject zu realisiren strebt, wodurch derselbe entweder mit dem Subject vereinigt, in die Bestimmung seines Daseyns aufgenommen, oder, von ihm getrennt, aus der Sphäre jener Bestimmungen entfernt (angezogen oder abgestoßen) wird. „Der Wunsch ist (S. 295) Begehren ohne Kraftaufwendung oder unthätige und unentschiedene Begierde ohne Erwartung des Erfolgs, ein spielender Trieb. In ihm finden wir, wie in der *Bestrebung*, schon Unnatur, und er erscheint kindisch und leer, da er in seiner Wirkung gehemmt wird.“ Rec. begreift nicht, wie der Vf. in einer so natürlichen und eigentlich menschlichen Erscheinung, wie der Wunsch überhaupt ist, und in der Bestrebung, die ja nur einen höheren Grad der Begierde ausdrückt, schon an sich *Unnatur* finden könne. — Auch das, was er in den dem zweyten Bande angehängten psychologischen Skizzen darüber sagt, trifft mehr einzelne Arten des Wunsches, als das Wünschen überhaupt. S. 296. „Der Trieb geht im Wogen zwischen zwey Richtungen, oder er zerfällt nothwendig nach 2 Seiten. In dem Verhältnisse, in welchem diese gegenseitig erwachen, liegt der Grund der Individualität der Individuen, der *Pflanzen, Thiere, Menschen*.“ Rec. meint, daß vom Triebe, in wiefern er *bloß organisch* ist, in einer *Psychologie* gar nicht die Rede seyn dürfe, wenn

nicht die Grenzen der vom Vf. S. 21 selbst geschiedenen Wissenschaften vermischet werden sollen. Diese Vermischung zeigt sich denn auch deutlich im Folgenden. Der Vf. führt nämlich jene allgemeine Behauptung durch die 4 Stufen der unorganischen, organischen, thierischen und menschlichen Natur nach den Ansichten der neueren Naturphilosophie durch. Rec. würde die Grenzen einer Beurtheilung für diese Blätter zu sehr überschreiten, wenn er jede einzelne Behauptung beleuchten und zeigen wollte, wie vieles bloß Hypothetische hier als factisch oder als erwiesen gesetzt wird. Was der Vf. im Folgenden über den Willen des Menschen und die damit verwandten Begriffe, Trotz, Eigensinn, Starrsinn u. s. w. sagt, ist aus einer ächt psychologischen Beobachtung geschöpft. Die S. 304 u. 305 angegebenen Bedingungen und Gesetze des Begehrens sind nicht erschöpfend, und beziehen sich bloß auf die positive Richtung des Begehrens, und lassen die negativen unbeachtet.

Mit der Theorie der Leidenschaften scheint der Vf. noch nicht mit sich selbst aufs Reine gekommen zu seyn, wie auch eine Anmerkung des Herausg. darauf hindeutet. Daraus lassen sich einzelne Widersprüche erklären, die darin vorkommen. So heist es S. 308: „Das einzige, was den Werth der Leidenschaft ausmacht, ist, daß sie aus Vorzügen entspringt, die den Menschen über das Thier erheben, daß sie mithin als eine *Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur* angehört“, und S. 309: „Ihre Entstehung verdanken die Leidenschaften sehr heterogenen Principien u. s. w.“ Es zeigen sich aber unter ihnen *thierische und menschliche*.

Die Charakteristik der Leidenschaft ist den Hauptzügen nach trefflich, so wie überhaupt der Vf. mehr in seiner Sphäre ist, wo er nicht bloß logisch zergliedert, sondern *in concreto* darstellt. Bey der Eintheilung der Leidenschaften geht er von dem unstreitig richtigen Gesichtspuncte aus, daß nicht sowohl in dem Gegenstande, als dem Triebe des Menschen der Eintheilungsgrund zu suchen sey; allein die von ihm aufgestellte Trichotomie scheint Rec. nicht ausreichend. Der Vf. sagt nämlich S. 313: „Der Grundtrieb der menschlichen Natur, der, nach dem unendlichen Seyn strebend, in der Leidenschaft am engsten verendlicht wird (schon dies hätte näher bewiesen oder bestimmter ausgedrückt werden sollen), nimmt eine 3fache Richtung, und 3fach sind daher die Arten der Leidenschaften: a) *Thesis*. Der Trieb verbindet sich mit dem Selbstgefühl, und umfaßt dann mit einem Worte den Stolz und alle dahin gehörigen Leidenschaften. b) *Antithesis*. Der Trieb verbindet sich mit Sympathie, Mitgefühl, und umfaßt dann, da der Mensch Genuß verlangt (verlangt er den nicht auch bey dem Stolze?), die Leidenschaften für jede Art von *Selbstvergessenheit*; — im *Trunke*, vereint mit dem Gelchlechtstriebe in der Wollust, vereint mit dem Triebe nach Besitz im Geiz und der Habsucht. c) *Synthesis*, als Wechselwirkung der vorigen beiden; der Trieb verbindet sich mit Selbstgefühl und Mitgefühl, und dann erhalten wir Ehrgeiz,

Ehrsucht. Hier will man seinen Werth von Anderen für gültig anerkannt haben. Daß hier die Eintheilungsglieder sich nicht wirklich ausschließen, zeigt sich am klärtesten bey a und c, und der Vf. erkennt dies selbst dadurch factisch an, daß er die Ehrsucht, die ausschließl. unter c gehören sollte, S. 316 zugleich unter a bringt. Eitelkeit hingegen verleiht er unter a, und sagt doch von ihr, und vom Stolze überhaupt S. 321: „Der Eitle will, wie der Stolz, ein günstiges Urtheil, das er von sich hat, *anerkannt* wissen. Was also unterscheidendes Merkmal der dritten Classe von Leidenschaften seyn sollte, wird zugleich als Merkmal der ersten angegeben. Eben so wird im Folgenden der Eitle richtig charakterisirt als derjenige, der *bloß Zeichen der Ehre und äußerem Beyfall* sucht u. s. w. Für Liebe und Haß fand sich in dieser Eintheilung gar keine Stelle, und der Vf. läßt sie daher bloß als Anhang folgen. „Die Liebe, heist es S. 346, ist an sich keine Leidenschaft; allein sie kann es *werden, darum* findet sie auch hier ihre Stelle. Überhaupt zeigt sich bey diesem Abschnitte am sichtbarsten, daß ihm die letzte revidirende Hand gefehlt habe, und Rec. hält es für überflüssig, nach den angeführten Beyspielen noch mehrere Beweise davon anzuführen; aber dessenungeachtet enthält derselbe sehr viel Treffliches, und der Vf. zeigt sich besonders in der Charakteristik der einzelnen Leidenschaften, die meist in treffenden, oft überraschend glücklichen Zügen dargestellt werden, nicht bloß als ächter Seelenforscher, sondern zugleich als geistvoller Seelenmaler.

Die Theorie des Gefühls, die sonst in unseren Lehrbüchern der Psychologie fast durchaus der Theorie des Triebes und Willens vorhergeht, läßt der Vf. erst auf diese letztere folgen, ungeachtet er selbst S. 364 sagt: „Zwischen dem theoretischen Theile der psychologischen Naturlehre oder der Noologie und zwischen dem mehr praktischen Theile derselben oder der Thelematologie steht die Theorie des Gefühls gleichsam in der Mitte; dies muß aber in der Natur der Sache selbst seinen Grund haben. — Ohne nun mit dem Vf. über diese der Theorie des Gefühls angewiesene Stelle weiter zu rechten, bekennt Rec., daß ihn dieser Abschnitt selbst am meisten befriedigt habe. Zwar scheint der Vf. gleich Anfangs den Begriff des Fühlens zu sehr zu beschränken. „Wenn wir, heist es S. 363, die Mitte halten zwischen gefühllosem Stumpfsinne und zwischen überfließender Sentimentalität, oder zwischen Herzlosigkeit, d. i. Gefühlsarmuth, und zwischen Gefühlschwelgerey, die am Ende jenes Extrem berührt, und selbst zur Herzlosigkeit wird: *dann* fühlen wir *wirklich*.“ — Allein weder dem (relativ) Gefühllosen, noch dem Gefühlschwelger, können wir das wirkliche Fühlen absprechen; nur ist es bey dem ersten schwächer, bey dem letzteren stärker, als es in dem gesunden Normalzustande Statt findet. Doch diesen letzteren wollten auch wohl eigentlich nur der Vf. bezeichnen, und also jenen beiden Extremen nicht sowohl das *wirkliche*, als vielmehr das gesunde Fühlen absp-

chen. Das Eigene und Vorzügliche, das der Vf. in dieser Theorie geleistet hat, besteht nun darin, daß es ihm mehr, als seinen Vorgängern, gelungen ist, das Gefühl als lebendigen Zustand aufzufassen und darzustellen. „Es kündigt sich 1) als ein *erhöhtes gesteigertes*, und dabey 2) momentan gehemmtes und unterbrochenes Leben an, den Pulschlägen des Herzens gleich, gleichsam wie *zurückgehalten* u. f. w.; daher erscheint es entweder ganz stumm, oder nur in abgesetzten Tönen laut u. f. w.; 3) als das *ganze lebendige Wesen ergreifend*; 4) nicht von dem fremden Anstosse oder Eindrücke abhängig, sondern *in sich ruhend*, in einer eigenen Welt befangen, ja verloren; daher ist es ganz individuell und nur dem Bewußtseyn sich ankündigend; 5) als ein nothwendiges und unmittelbares Ergreifen des Realen, also des wahren Seyns; daher kündigt sich in ihm das *vollste Seyn* mit der sichersten Entschiedenheit an, und zwar a) zunächst unser Daseyn und unser *jedesmaliger gegenwärtiger Zustand* u. f. w.; b) sodann fremdes Daseyn neben uns u. f. w.; c) endlich das *höchste Seyn*. Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen giebt der Vf. die Erklärung des Begriffsgefühls S. 369, spricht im Folgenden über Gleichgültigkeit, Empfindlichkeit, Gleichmüthigkeit, Empfindsamkeit, Gleichgewicht, Selbstständigkeit, Ursprünglichkeit, Unermesslichkeit des Gefühls, Verhältniß desselben zur Reflexion, so wie über den Unterschied zwischen einfachen, zusammengesetzten, reinen und gemischten Gefühlen, giebt eine Entwicklungsgeschichte derselben (S. 388 — 395), stellt die allgemeinen Bedingungen und besonderen Gründe der angenommenen Gefühle auf (von S. 396 — 407), und sucht die Steigerungen der Lust und Unlust nach verschiedenen Graden zu bestimmen (S. 408 — 419), widmet alsdann der Theorie des Mitgefühls eine besondere Untersuchung (S. 420 — 428), geht nun erst zu einer Eintheilung der Gefühle nach ihren Beziehungen über, und beschließt hierauf die Theorie des Gefühlsvermögens mit der Lehre von den Affecten (von S. 434 — 494), die er in schmelzende, beschränkende und rüstige entbindende eintheilt. Mag man auch über einzelne Ansichten und Behauptungen anderer Meinung seyn, vieles noch zu unbestimmt oder zu gewagt finden; man wird deßungeachtet dem Vf. einräumen müssen, daß er durch das Ganze unsere Kenntniß der Gefühle weiter gebracht, und diese dunkelste Region unseres Gemüths mehr aufgehellte habe. Im Gefühl der Schwierigkeit, das Unmittelbarste, Tiefste und Geheimste unseres Gemüths in Worte und Begriffe zu fassen, ringt seine Darstellung gleichsam mit der Sprache, um ihr die passendsten Zeichen zur Bezeichnung desselben abzugewinnen, z. B. S. 379 — 82. Auffallend war es dabey jedoch Rec., die körperlichen Gefühle in der Eintheilung der Gefühle nach ihren Beziehungen ganz übergangen zu finden. Bloß der Ekel kommt unter den schmerzenden Affecten vor, und wird da als thierischer Affect charakterisirt. Daß überhaupt die

Eintheilung der Affecten nicht streng logisch zu nehmen sey, ergibt sich schon aus der vom Vf. selbst hinzugefügten Äußerung. Einige der Affecten liegen gleichsam zwischen den schmelzenden und rüstigen inne, so daß ihnen der doppelte Charakter zukommt, wie Verdruss, Neid, Scham, Laune u. f. w. Allein es läßt sich auch noch das gegen diese Eintheilung erinnern, daß sie theils zu viel, theils zu wenig enthält. 1) Zu viel; denn Laune gehört eigentlich nicht selbst zu den Affecten, sondern sie ist vielmehr bloß Disposition, Stimmung des Gemüths, sich gewissen Arten der Gefühle und ihrem wechselnden Spiel leidentlich hinzugeben. Sie hat ihren Grund in einer gewissen Passivität des Begehrungsvermögens. Der Vf. scheint dies auch in der folgenden weiteren Auseinandersetzung S. 456 selbst einzuräumen; setzt aber hinzu S. 457: Als Affect zeigt sich die Laune in dem *Launenwechsel*. Aber wenn die Laune an sich nicht Affect ist: so ist es eben so wenig der Launenwechsel, der aber freylich, so wie die Laune überhaupt, die ohnehin den Begriff des Wechsels in sich schließt, mit Affect begleitet seyn kann und gewöhnlich ist. Eben so ist Unverschämtheit nicht eigentlich ein Affect, sondern die factisch geäußerte Gesinnung, das Gefühl der Scham zu unterdrücken, und sich dadurch in seinen Bestrebungen und Handlungen nicht irren machen zu lassen. 2) Zu wenig. Denn zu den meisten der vom Vf. aufgeführten Affecten lassen sich noch andere hinzufügen, die mit den angegebenen mehr oder weniger verwandt sind. Mehrere derselben hat der Vf. auch selbst in der weiteren Auseinandersetzung noch hinzugefügt.

Unter der Rubrik Seelenverwandtschaft will nun der Vf. am Schlusse dieses ersten Bandes das im Vorhergehenden einzeln Dargestellte wieder zusammenfassen. Er unterscheidet hier 1) Verträglichkeit (das mehr zufällige Beysammenseyn *neben* einander); 2) Geselligkeit (das ursprünglich homogene Verhältniß der Zustände zu einander — analog dem Consensus im Körper); 3) Verwandtschaft (die nothwendige innere Wechselwirkung der zu dem Wesen eines Subjects unmittelbar gehörigen und in ihm bestehenden und zusammenhaltenden Glieder eines in sich beschlossenen Cyklus von ursprünglichen und abgeleiteten Gemüthsveränderungen nach Gattung und Art); 4) Vereinigung (das freye Übereinstimmen der harmonischen Verhältnisse aller Seelenerscheinungen zu Einem Seelenleben.) — Rec. glaubt, daß die 3 ersten Eintheilungsglieder sich nicht wirklich ausschließen, sondern nur als ein dreyfach verschiedener Standpunct des Betrachters gelten können. Was uns nämlich, von einem niederen Standpunct aus gesehen, bloß als zufällig neben einander bestehend erscheint, erblicken wir auf einem höheren als homogen und zu einander gehörig, und auf dem höchsten in einer nothwendigen Wechselwirkung mit dem anderen. Das vierte Eintheilungsglied aber liegt schon außerhalb den Grenzen einer empirischen Psychologie, inwiefern es uns auf den intelligibeln Charakter der Frey-

heit hinweist. Jenes räumt der Vf. auch selbst ein S. 501: Der Urgrund der Möglichkeit und Nothwendigkeit der allgemeinen Verwandtschaft aller Erscheinungen in uns liegt in ihrer ursprünglichen Einheit, in welcher sich Alles berührt, Nichts isolirt steht, und Nichts ohne Ursache, Nichts ohne Folgen ist. Dabey geschieht nichts plötzlich, sondern nach dem Gesetze der Stetigkeit u. s. w.

Bey dem, was der Vf. im Folgenden über Nachahmung — Ansteckung, Gewohnheit — Fertigkeit sagt, vermisst man sehr die weitere Verarbeitung der zum Theil nur angedeuteten Ideen, und es fehlt der Darstellung des Ganzen nicht bloß an Klarheit, sondern auch dem Einzelnen an Zusammenhange. So heisst es S. 512: „Früher als Gewohnheit erscheint die Fertigkeit, und *diese steht der Natur näher*, und zwar mehr der Fähigkeit als dem Bedürfnisse, wie Gewohnheit näher der Freyheit steht, und zwar mehr der Willkühr als dem Willen“; und nachher auf derselben Seite: „Fertigkeit wird von der *Kunst* producirt, Gewohnheit von der *Natur*, jene durch den Erhaltungstrieb, diese durch den Erweiterungstrieb. Jene ist etwas Gemachtes und Erworbenes, diese etwas Gewordenes und Aufgedrungenes; jene zeigt sich als Allgemeineres, diese als Individuelleres.“ S. 513: „Die Gewohnheit heisst etwas Objectives, d. i. eine willkührliche Regel, welche sich ein Subject zu eigen machen kann, und welche *einmal angenommen und wirklich eingepägt, ein Gegengewicht gegen die Wirkung der Natur enthält*“; und weiter unten auf derselben Seite: „Gewohnheit kann der Natur nicht entgegen stehen, als bey ihrem ersten Ansetzen oder bey dem ersten Beginnen des Anschliessens an eine besondere willkührliche Handlungsweise. — Gewohnheit wird erst und allmählich zur *anderen Natur*, in sofern sich in der *allgemeinen Natur eine künstliche Disposition individualisirt*. Die Ähnlichkeit mit der Natur zeigt sie in der regelmässigen Wiederkehr und in der rücksichtslosen Zuversicht. Beide sind dennoch *nicht gleich* nachgiebig. Indess die Gewohnheit (Natur?) sich sehr modificabel zeigt, widersteht die Gewohnheit zuerst; dagegen kann Gewohnheit ausgerottet werden, die Natur aber nicht.“ S. 515: „Die Grenzen der Gewohnheit umschliessen das Reich des Bedingten oder die Thiermenschheit, und es lässt sich entscheiden, ob *Steine und Pflanzen* der Gewohnheit unterliegen; sie, die von der Urmutter Natur noch am wenigsten von ihrer Urgebundenheit entlassen werden dürfen. Ihr Kreis liegt nicht in der Nothwendigkeit, sondern in der thierischen Willkühr, auch der Thiermenschheit, und beginnt mit der allmählichen Entbundenheit.“ Und doch heisst es wieder S. 516: „Als Menschen, d. i. Vernunftwesen, in denen das freye *Ich* sich an nichts, das empirische *Selbst* sich an vieles gewöhnen kann, sollen wir nur gewöhnt werden an das, wovon der Stein und die Pflanze sich noch nicht *entwöhnen* kann, weil diese mehr ursprüngliche Gebundenheit haben, als selbst der thierische Instinct; — also an das Äußere, das uns von dem Höheren abhalten, die Zeit verderben könnte, an den nichtigen Wechsel der Dinge, der

Witterung, unseres Befindens, des Schicksals, an das bloß Mechanische.“

Der IIte Band enthält den 2ten und 3ten Theil der Psychologie, oder die *Special- und Individual-Psychologie*. Die erste theilt der Vf. in 2 Abschnitte, *Charakteristik der Seelenarten* (der Geschlechter, Lebensalter, Temperamente, Nationen), und Lehre von den *Seelenzuständen* (der Gesundheit und Krankheit). — In der Charakteristik der Seelenart der Geschlechter unterscheidet der Vf. 1) Gattung, 2) Geschlecht, 3) Persönlichkeit. Das Meiste, was er bey 1 und 2 über *Gleichheit* der Anlage sagt, ist dadurch unklar geworden, daß er auch hier den abstracten Begriff der Anlage und das Concretum nicht genug geschieden hat. Bald leugnet er die *Eigenthümlichkeit* der Anlage, oder wie er sie lieber genannt wissen will, Fähigkeit der Geschlechter, bald giebt er sie zu, und man sieht, daß ihn auch hier wieder die oben bemerkte Idee der ursprünglichen Gleichheit der Menschen aufs Neue in Verlegenheit setzt, wie er damit die factisch unleugbare Verschiedenheit der Geschlechter vereinigen will. Wo er diese letztere bloß darlegt, wird seine Darstellung klarer und bestimmter. „Des Mannes Kraft, heisst es S. 14, zeigt sich (schon im Knaben) als die productive (zeugende) bändigende und zerstörende Kraft; des Weibes Kraft (schon im Mädchen) als die reproductive schirmende und erhaltende Kraft. — Des Weibes Sphäre ist enger als die des Mannes, und dies erleichtert ihm selbst gleichförmig zu bleiben; dennoch (?) ist sie auch tiefer. Als Ideal schwebt dem Weibe die Kindlichkeit vor, und es lebt in der Liebe. Als Mutter schliesst es sich unmittelbar an die nächste Generation an, während der Mann mehr mit den kommenden Generationen insgesammt zusammenhängt, und darum seinen Blick auf das Vaterland wendet.“ Nachdem der Vf. diese Verschiedenheit der beiden Geschlechter durch meist treffende Züge ausgezeichnet hat, setzt er S. 16 hinzu: „Diese Verschiedenheit aber ist nicht allein nur bedingt, sondern auch nur *momentan* (?). Sie dauert *bis zur* Entwicklung (?) der Weiblichkeit und Männlichkeit, oder wie es gleich darauf heisst, *nur bis zur Mittelperiode* des menschlichen Daseyns. Der Grund derselben kann *nur Einer* seyn; er kann aber *weder in der Verschiedenheit der Geschlechtsorgane, noch in der Erziehung und den Verhältnissen* gesucht werden. Die Organisation ist nur vermögend zu *veranlassen*, und äußerlich *schwach anzuregen* u. s. w. Man leite die Verschiedenheit vielmehr ab aus dem Grade der *unwillkührlichen inneren Widerstehungskraft* (wenn diese keine *Qualitas occulta* seyn soll: so fragt sich, worin ist sie gegründet? eine Frage, die der Vf. ganz zur Seite liegen läßt), welche sich im Mädchen schwächer gegen die äussere, und stärker gegen die innere Anregung, im Knaben hingegen schwächer gegen die innere, und stärker gegen die äussere Anregung, vermöge des reichen und *immer reicheren* Naturtriebes, zeigt.“ Das theils der Erfahrung Widerstrebende, theils Willkührliche in diesen Behauptungen, wobey die Hauptfache zuletzt doch unerklärt bleibt, springt von selbst in die Augen. (Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth u. Kummer: *Friedrich August Carus hinterlassene Werke* 1, 2 Th. u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

3) Persönlichkeit, worunter der Vf. die charakteristische Individualität des Mannes und Weibes, oder den Unterschied versteht, welcher in der Natur und deren einzelnen Kräften liege. Er führt diesen Unterschied durch die einzelnen Vermögen, Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, Herz, Wille, durch, und so viel wahres und treffendes auch dieser Abschnitt enthält: so hat sich doch der Vf. nicht selten zu einer schärferen Antithese hinreissen lassen, als die Natur sie giebt, ein Vorwurf, der freylich auch die meisten früheren Charakteristiken des Geschlechts und vorzüglich auch die reinhardische (Versuch einer Theorie des gesellschaftlichen Menschen) trifft, der der Vf. am meisten gefolgt zu seyn scheint. Zum Beweise diene der Schluss dieses Abschnittes S. 23: „In dem gesunden Mann wohnt Kraft, die sich von der rohen zu edlerer Energie und Würde erhebt. Dadurch wird er Schöpfer. Würde ist dann der Ausdruck von Geistesfreyheit, und der Beherrschung des Triebes durch moralische Kraft, und mithin Ausdruck einer *erhabenen* Gesinnung. Im unverdorbenen Weibe wohnt nachgiebige sich zurückziehende Sanftheit, Zartheit, Tiefe des Gefühls. Dadurch wird es Geschöpf. Anmuth ist sein Antheil, und diese zeigt sich in unabsichtlicher Thätigkeit, welche jedoch von der Freyheit herührt. Dann finden wir Ausdruck einer *schönen* Seele. Nur Männer ringen mit allen Übeln der Welt, wie mit dem Tode, und sie verzweifeln am meisten an Unsterblichkeit; in des Weibes Gefühle regen sich Abndungen der Unsterblichkeit, und Duldung führt es zum Ziele. Indem das männliche Geschlecht mehr trennt und zerstört, das weibliche mehr eint und Harmonie begünstigt, gedeiht in der Entgegenwirkung die Beförderung des Ganzen zur Einheit der Natur.“ Die Charakteristik der Seelenart der Alter ist dem Vf. vorzüglich gelungen, und einer der trefflichsten Abschnitte des ganzen Werkes. Schon die beiden Fragen, die er sich zur Beantwortung vorlegt: Was thut in jeder Periode die Natur für den Menschen, was ist, und besonders was wird sie ihm in jedem Moment des Lebens? — Was thut der Mensch bey jener immerwährenden Wirksamkeit? Welchen Einfluß gestattet er ihr, und wie weit läßt er sie in den ver-

S. A. L. Z. 1810. Vierter Band;

schiedenen Perioden auf sich eingreifen? Wie erscheint sie ihm? Was leiht er ihr, und was macht er aus ihr? Wie widerstrebt er ihr, oder wie erhebt er durch Freyheit sich über sie? mußte ihn zu einer umfassenderen Ansicht der psychologischen Behandlung der äusseren und inneren Entwicklungsmomente des Menschen führen; aber freylich war dabey auch die Gefahr um so gröfser, die eigentlichen Grenzen des Gebiets der psychologischen Beobachtung zu überschreiten. Doch hat der Vf. diese glücklich vermieden. Da Rec. die Grenzen einer Beurtheilung für diese Blätter schon überschritten zu haben fürchten muß: so begnügt er sich, bloß die Resultate dieses Abschnittes mit des Vfs. eigenen Worten anzugeben: „Dem allgemeinen Gange nach siegt der Geist über den Körper. Erst fing zwar die körperliche Masse an zu steigen, aber nur um der Sinnenwelt mehr Fläche zu bieten; dann trat die Zeit des Empfangens, der Aufnahme der Natur in Geist und Herz, und der Vereinigung ihrer Regel mit der eigenen ein. Darauf wurden die Schlacken ausgestürzt in der feurigen Jugend, und Nehmen und Geben vereinte sich; in dem übrigen Reste kommt der Mensch zu sich selbst, und wird immer einheimischer in sich zugleich, immer abgeschlossener in seiner Welt und für seinen Himmel, den er sich bildete. — Es giebt eine Art von Cyclus oder Kreislauf, welcher aber nur scheinbarer Rückgang ist. In ihm liegt vielmehr Fortschreiten, in sofern dieses in dem naturgemäßen Auftreten besteht, welches man bey dem Wechsel der Erscheinungen nicht selten als Rückkehr zur Natur bezeichnet. Das hohe Alter soll die Kindlichkeit wieder gewinnen, und sich dabey verjüngen zu einem neuen Leben; allein dies sey nicht die Kindlichkeit des Gefühls, sondern der Gesinnung. Das hohe Alter soll sich ferner den Bedürfnissen der ersten Kindheit nähern, nämlich nach Stärkung. Ist die Bestimmung des Alters nur eine zufällige Form, und ist der Mensch nur im Großen an die nothwendige Form der Zeit gebunden: so kann er sich nicht nur langsamer oder schneller entwickeln, sondern auch die ewige Kraft der Natur frey und stark machen, daß sie weniger in ihm herrscht und länger fortdauert. Es gab eine ewige Jugend in allen Göttern; aber auch göttliche Menschen können bis ins Spätleben in sich eine reine Jugendfülle voll Kraft und Reiz und Liebe bewahren. Dies sind die Menschen, welche jeder Fortschritt der Menschheit ergötzt, die in jedem Zeitalter leben, und mit dem ihrigen fortrücken, die sich selbst durch Geist und Gefühl und That zu verewigen

L

wissen." Minder gelungen ist dem Vf. die Charakteristik der *Temperamente*, *Nationen* und *Stände*. Bey der erstern war es schon ein sehr unglücklicher Mißgriff, daß er Naturell und Temperament von einander trennt, und letzteres für ein Mittelding zwischen Naturell und Charakter erklärt, da doch sowohl Complexion als Temperament, jene als ursprünglich physische, dieses als psychologische Anlage des Menschen, das Naturell eigentlich erst constituiren. Daher rührt nun auch die schielende Vergleichung, daß er im Folgenden das sanguinische Temperament das kindliche und französische, das cholerische das jugendliche und italienische, das melancholische das männliche und brittische, und das phlegmatische das alternde und deutsche nennt. Die Charakteristik der einzelnen Temperamente enthält dabey übrigens manche gute und treffende Bemerkungen, und Rec. bedauert um so mehr, daß der Vf. hier sowohl wie in dem folgenden Abschnitt, in der Charakteristik der Nationen, durch den falschen Schimmer einseitiger Vergleichungspunkte von dem richtigen Wege acht psychologischer Beobachtung sich hat abführen lassen. Auch in dieser letzteren behält er nämlich jene Vergleichungspunkte bey: die Franzosen sind die kindlich sanguinische, die Italiäner die jugendlich cholerische Nation u. s. w.; allein aller Aufwand von geistreichem Witze, womit der Vf. diese Parallelen durchzuführen weifs, vermag doch nicht die Einseitigkeit der Grundidee zu decken, die durch das ganze Raisonement hindurchgeht. Gründlicher und befriedigender ist die diesem Abschnitt angehängte Charakteristik der *Stände*, besonders des Gewerbestandes, der Bauern, Handwerker und Kaufleute, wo der Vf. aus der Art der Beschäftigung, Erziehung, geselligen und politischen Lage derselben das Eigenthümliche ihres Charakters zu erklären sucht. Sonderbar ist es dabey, daß er ausser dem Adel und Gelehrten-Stande nicht auch das *Militär* insbesondere charakterisirt hat, das so viel Eigenthümliches in seiner Lage und Beschäftigung und in seinem Verhältniß zu den übrigen Ständen hat, und dieses Eigenthümliche auch in seinem erscheinenden Charakter schärfer ausprägt, als dies wenigstens bey dem Gelehrten-Stande der Fall ist.

Die *Lehre von den Zuständen*, welche den 2ten Theil der Specialpsychologie ausmacht, ist unstreitig das Vollendetste im ganzen Werke, und obgleich Rec. sich nicht überall gleich befriedigt fand: so konnte er doch diesen Abschnitt nicht ohne innige Achtung gegen das Verienst des Vfs., aber auch nicht ohne schmerzliche Empfindung der Grösse des Verlusts, den die Wissenschaft durch seinen so frühen Tod erlitten hat, aus der Hand legen. Denn entscheidender hätte der Vf. seinen Beruf zum Psychologen wohl nicht documentiren können, als durch diese Lehre von den Zuständen, so wie durch die Theorie des Gefühls im ersten Bande seiner Psychologie. Durch diese beiden Abschnitte hauptsächlich und durch das Licht, das er dadurch gerade in die dunkelsten Regionen des menschlichen Gemüths gebracht hat, hat er sich ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte dieser Wis-

fenschaft gestiftet. Freylich würde eine ins Einzelne gehende Kritik auch hier noch Manches auszustellen finden; allein Rec. mag sich den Genuß, den ihm das Ganze gewährt hat, dadurch nicht verkümmern, und was etwa noch einer weiteren Bearbeitung und tieferer Forschung bedarf, ist theils vom Vf. selbst angedeutet, theils zu weitläufig, um in einer Beurtheilung, die wie diese, schon ihre Grenzen überschritten hat, auseinanderzusetzen zu werden.

Zu dem dritten Theile, der unter der Rubrik: *Individualpsychologie*, einzelne fragmentarische Bemerkungen über *Individualität* und *Biographie* von ungleichem Werthe enthält, hat der Herausgeber noch als Anhang hinzugefügt 1) einige im Sept. 1803 gehaltene Vorlesungen des Vfs. über D. Galls Schädellehre; 2) psychologische Skizzen. Erstere behaupten auch noch jetzt, nachdem so manche Stimme über jene Lehre gesprochen und die Acten zum Endurtheil darüber vollständiger vorliegen, ihren Werth. Freylich gilt es dabey vorzüglich die psychologische Tendenz derselben; allein um diese gehörig zu würdigen, mußte Hr. Carus Zweck und Mittel im Ganzen erwägen. Der erstere den aber Gall selbst nicht bestimmt angiebt, und eben so wenig deutlich gedacht zu haben scheint, ist eigentl. ein gedoppelter, ein *physiologisch naturhistorischer*, und ein *psychologisch physiognomischer*. Die Mittel sind ihm Beobachtung der Natur und psychologische Reflexion. Dies führt Carus auf die Frage: Wiefern kann Gall ein Beobachter heißen? Was seine Beobachtung der *äußeren* Natur betrifft (heißt es S. 387), sagt man, und wir räumen es ein: Er trifft oft. Ihm entgehen auch kleine Züge nicht; auch stören ihn keine Speculationen. Allein ein bloß dunkler Tact giebt wohl einen an sich schätzbaren *Beobachterblick*, aber keinen klaren, freyen, unbetrüglischen *Beobachtergeist*. Jener sieht nur das *Einzelne* neben dem Einzelnen, dieser sieht das Einzelne in einem Ganzen. Jener rath; dieser trifft. Jener schwebt auf der Oberfläche, dieser geht in die Tiefe. Jener trifft auch wohl zuweilen, aber er *weifs* nicht gewis, *ob und wie weit* er trifft. Nur der letzte bildet den *reinen*, nicht den *rohen* Beobachter. Gall sagt, er wolle sich bloß von der Natur belehren lassen. Aber verstand er wohl die Sprache seiner großen Lehrerin? Kann er die Hieroglyphenschrift der sich oft verhüllenden Natur nicht bloß buchstabiren, sondern auch lesen; nicht bloß lesen, sondern auch mit dem Accent und dem Geiste lesen, mit dem der Geist der Natur es ausspricht? — Ohne Bild hat er irgend ein Factum *lange* genug, *allseitig* und *tief* genug beobachtet und jedesmal gerade *so* individuell und *nur* so individuell, *so bedingt* wiedergegeben, als er es fand? — Als Beobachter der inneren geistigen Natur, wo es weder mit Geduld noch mit Combinationsgabe allein gethan ist, kann er nun freylich noch weniger Vertrauen einflößen, da er ausdrücklich alle Philosophie von Plato bis Schelling verschmäht. Gesezt, sagt Carus S. 397, wir wollten ihm, der doch metaphysische Behauptungen über Anlage und menschliche Freyheit wagt, die Metaphysik erlassen; die Logik können

wir ihm doch nicht erlassen. Grade in den wissenschaftlichen Bestimmungen der Begriffe, z. B. Anlage, Natur, in der Darstellung des *Zusammenhangs*, in der Consequenz der den Prämissen streng angemessenen Folgerungen, in der Scheidung des Gemeinsamen und Besonderen, endlich in der Anordnung des Ganzen vermissen wir den Logiker. — Diesen durchaus gegründeten Vorwurf erweist nun Carus in der folgenden Prüfung der *galt'schen* Organen - Lehre mit siegender Überlegenheit. Rec. darf ihm jedoch auf diesem Wege nicht weiter folgen, und bemerkt nur noch, daß auch die das Ganze beschließenden psychologischen Skizzen, die ohnehin keines Auszugs fähig sind, den ächt psychologischen Beobachtergeist documentiren, der sich in jener Prüfung bewährt. L. C.

LEIPZIG, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus, Prof. u. f. w. hinterlassene Werke*. 3 Theil. (Auch unter dem besonderen Titel: *Geschichte der Psychologie*.) 1808. 771 S. 8. (2 Rthlr.)

Von wem dürfte man eine Geschichte der Psychologie, welche bey dem steigenden Interesse für diese in stetem Wachsthum stehende Wissenschaft immer mehr zu einem dringenden Bedürfnisse wird, eher erwarten, von wem am liebsten annehmen, als von dem Verfasser der interessanten Übersicht der Fortschritte der Psychologie während den letzten drey Decennien des verfloffenen Jahrhunderts in den Ergänzenisblättern der hall. Lit. Zeitung, der durch seine Vorlesungen, durch die Stiftung einer anthropologischen Gesellschaft, und selbst durch die angeführte Arbeit so viel lebendiges Interesse für die Wissenschaft auf die rühmlichste Weise bekrundete, und dabey einen so reichen Vorrath an Materialien, so viel Belesenheit, so viel Umsicht und Scharfsinn in der Sichtung und Anwendung des Stoffes, einen so geübten Forschungsgeist in Hervorhebung neuer Gesichtspunkte durch Thatfachen bewies? Und was für ein reichhaltiges höchst interessantes Werk würde nicht die gelehrte Welt dem Vf. zu danken gehabt haben, wenn er bey den literarischen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote standen, mit dem unermüdeten Sammlerfleisse, den er in einigen gelehrten Arbeiten und in dem Nachlasse, der jetzt zum Theil gedruckt ist, so musterhaft bewiesen hat, noch eine Zeitlang hätte fortfahren, und dann die ganze Summe von Materialien nach einem festen Plane verarbeiten, ordnen und verbinden können? Doch wenn auch das Schicksal ihn früher aus seinem Wirkungskreise gerissen hat, ehe seine Arbeit so weit gediehen war, und diejenige Gestalt erhalten hatte, in welcher er sie dem Publicum als eine gereifte Frucht vorgelegt haben würde: so ist diese Geschichte der Psychologie dennoch eine willkommene Erscheinung, eben darum, weil sie der erste Versuch der Art ist, weil sie die Bahn gebrochen hat, und die weitere Ausführung und Vervollkommnung durch sie unendlich erleichtert worden ist. Und dieses wird der beste Dank seyn, welchen das gelehrte Publicum den rühmlichen und verdienstvollen Bemühungen sowohl des Vfs. als des

Herausg. ertheilen kann. Der letzte, *Ferdinand Hand*, Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig (jetzt Professor zu Weimar), ein vertrauter Freund und Zuhörer von Carus, hat zwar in diesem Werke nichts von dem Seinen hinzugethan, einige nöthige Anmerkungen ausgenommen, sondern nur das Eigenthum des Verstorbenen aus den hinterlassenen Papieren ohne Zusatz und Veränderung dem Publicum vorgelegt; aber sein Verdienst ist desto größer, je weniger es hervortritt, und bey aller Mühe, welche die Durchsicht der Papiere, die Zusammenordnung des Zerstreuten und die Herausgabe des Ganzen erfordert, doch auf alle eigenen Ansprüche auf dasselbe freywillig Verzicht thut. Rec. wird nun, seiner Pflicht als Referent eingedenk, einen treuen Bericht von der Einrichtung, dem Werth und den Mängeln des Werkes erstatten, und erinnert nur im Voraus, daß, wenn er Einiges tadeln wird, dieses sich nur auf das Werk in seiner gegenwärtigen Gestalt beziehet, und weder den Herausg. noch den Vf. treffen kann; er wird die Unvollkommenheiten wo er sie findet, nicht verschweigen, aber immer stillschweigend voraussetzen, daß sie durch das längere Leben des Vfs., durch eine fortgesetzte Pflege, und Feile selbst würden getilgt worden seyn. Und so, hofft er, wird seine Achtung gegen den Charakter und das Verdienst des verstorbenen würdigen Gelehrten sich mit seiner Pflicht gegen das Publicum vereinigen lassen, und seine Beurtheilung selbst den Wünschen des Herausgebers (Vorrede S. II) nicht widersprechen.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung, welche den Zweck hat, den Weg zu der bisher noch gar nicht versuchten *Geschichte der Menschenkunde und Seelenlehre* zu bahnen. Er verbindet also in der Einleitung Menschenkunde und Seelenlehre, welche wie ein Theil zu dem Ganzen verhalten. Es wäre daher zweckmässig gewesen, erst den Begriff der Geschichte der Menschenkunde zu entwickeln, ihre mannichfaltigen Beziehungen und Theile anzugeben, und dann erst die Stelle der Geschichte der Seelenlehre in diesem Ganzen zu bestimmen. Allein der Vf. hat in der Folge Menschenkunde und Seelenlehre mehr als synonym betrachtet. Er sucht einen Begriff oder vielmehr eine Idee derselben aufzustellen, welche als ein Ideal das Ziel zwar in einer größeren Ferne von sich hinstellt, aber auch durch angestrebtere Bemühung zur Annäherung vollkommener Darstellungen möglich macht. Sie ist *Geschichte der allmählichen Klarheit des Selbstbewusstseyns der geistigen Natur*. Sie begreift die Voraussetzungen des Daseyns ihres Gegenstandes, alle vorzüglich großen, umfassenden und eingreifenden Ansichten der Natur und der Welt im Großen überhaupt, der Geister- und Menschen Natur insbesondere, Gedanken über das *Bleibende, Unveränderliche und Nothwendige* in allen wechselnden Naturerscheinungen, und schließt selbst nicht die unwillkürlichen Entwicklungsarten der Menschen aus. Sie hat zwey Haupttheile, *Universal- und Special-Geschichte*. Jene ist Geschichte der allgemeinen Naturkunde, besonders der Menschenna-

turkunde, also auch des Geistes der Beobachtung sowohl, als der wissenschaftlichen Bearbeitung des Beobachteten; und theilt sich in vier Einzelgeschichten, nämlich psychologische Geschichte des psychologischen Sinnes, pädagogische Geschichte der psychologischen Cultur, d. i. des Bildens zum Beobachter, philosophische Geschichte der Menschen- und Seelenkunde (logisch-dogmatische Geschichte der psychologischen Gemein- und Einzelbegriff-Theorien und Dogmen, synthetische Geschichte der Systeme und systematischen Entwürfe und Umriffe, hermeneutische Geschichte der Erklärungsgründe in der Psychologie und der psychologischen Erklärungsmaximen in anderen Wissenschaften), ästhetische Geschichte der Darstellungsformen der Beobachtungen und psychologischen Daten. Die Specialgeschichte hat die mehr zufälligen Erzeugnisse des Beobachtungs- und Forschungs-Geistes besonderer Menschen, gewisser Nationen, Zeitalter nach Zeit und Raum zum Gegenstande. Die Universalgeschichte nimmt ihre Epochen von dem inneren Entwicklungsgange her, die Specialgeschichte aber hat äußere Epochen mit chronologischer Fixirung. — Die Schwierigkeiten dieser vielumfassenden Geschichte, die Möglichkeit, der Zweck, die Hülfsmittel und Quellen, das Interesse und der Werth einer mit Umsicht und mit philosophischem Geiste aufgefaßten und ausgeführten Geschichte der Psychologie werden hierauf bald nur angedeutet, bald ausführlicher entwickelt. Es sind eine Menge feine Reflexionen in diese Einleitung verwebt und zusammengedrängt, welche selbst einen gebildeten psychologischen Geist und ächte Humanität beurkunden. Besonders interessant sind die Bemerkungen über Dichter, Redner und Historiker als Quellen der Menschenkunde, und wie sie sich als solche gegen einander verhalten. Noch vor der letzten Betrachtung über das Interesse dieser Geschichte giebt uns der Vf. S. 30 eine Geschichte der bisherigen Bearbeitung oder vielmehr Vorarbeit zur Geschichte der Psychologie, die freylich nicht durch Schuld des Vfs., sondern wegen des Mangels an Stoff, dürftig ist. Unter den angeführten Schriften hätte vielleicht auch die von *Conz: Schicksale der Seelenwanderungshypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten*, Königsberg 1791. wenn sie gleich ein metaphysisches Dogma zunächst zum Gegenstande hat, mit aufgeführt werden können.

Die Eintheilung in die Universal- und Special-Geschichte der Psychologie liegt auch diesem Werke zum Grunde. Er zeigt in dem ersten Theile, wie der Begriff der Seele und die sich darauf beziehenden Vorstellungen sich nach und nach entwickelten, was auf diese Vorstellungen führte, aus welchen Keimen die Vorstellung von einem Leben und Leben-

den in uns hervorgegangen sind, wie die vielen und eingeschränkten Vorstellungen nach und nach feiner, gebildeter und unfassender werden. Dieser psychologische Ursprung der psychologischen Vorstellungen ist hier meisterhaft entwickelt. *Bardili* hatte die Bahn gebrochen, aber unser Vf. läßt diesen an Umblick, Vollständigkeit und Gründlichkeit weit hinter sich zurück. Die Data, welche die Geschichte der Menschheit, die Reisenachrichten von wilden Nationen, die Analogie von Kindern darbieten, sind hier vortrefflich benutzt, um die psychologische Entstehung dieser Vorstellungen gleichsam zur Anschauung hinzustellen. Wie der Mensch sich erst in den Objecten, die er zum Theil selbst gemacht, wie er sich in Geistern und Göttern wiederfinden, und nach und nach unterscheiden lernt, wie die erste Götterlehre auch die erste noch geahndete Seelenlehre ist, wie der Mensch sich unter der Seele erst einen Hauch, Arthem, dann einen Schatten, dann etwas Körperliches, dann etwas vom dem groben Körper Verschiedenes, erst als etwas Fremdes, Eingehauchtes, dann als etwas Eigenthümliches, vorstellte, diese verschiedenen Bildungsstufen der psychologischen Vorstellungen werden fein von einander unterschieden; und überhaupt vier Epochen der charakteristischen Hauptansichten von den Menschen festgesetzt. In der ersten findet man eine blinde Verschmelzung des Menschen mit dem niederen und höheren Lebendigen, mit den Thieren und Göttern, und ein Zusammenfließen des Objects und Subjects des Menschen. Hier ist der Mensch für die Beobachtung noch nicht da. In der zweyten Epoche folgt die Unterscheidung eines Subjects als eines von einem Objectiven Belebten, Lebendigen, doch eben darum Leidenden und Modificabeln, aber nicht durchaus Perfectibeln. Hier ist das erste Subject ein Äußeres mit Eigenschaften auch vorübergehender Art. Der Mensch fühlt sich als Körper. Hier erscheint zwar der Mensch dem Beobachter, aber noch ohnmächtig. Dritte Epoche. Das Subject wird als ein Inneres, wenn auch nur als ein physisch Inwendiges mit Kräften, auch dauernder Art im Gegensatz, gegen ein Äußeres an dem Innen also Seele vom Körper unterschieden. Vierte Epoche. Allumfassende und freye Vereinigung beider Naturen des Menschen, oder vielmehr der Natur und Freyheit, der Individualität und Universalität der Naturanlage und Naturbestimmung, des Subjects und Objects. Diese zwey letzten Epochen sind nur in einigen Grundrissen angedeutet, aber nicht ausgeführt. Denn was da hätte gesagt werden können, hätte doch größtentheils in der Specialgeschichte wiederholt werden müssen.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Kummer: *Die Abentheuer des jungen Fambas*. Von *Louvet de Couvray*. Aus dem Französischen übersetzt von *Chr. Weyland*. Mit einer Vorrede von *Aug. v. Kotzebue*. 1804. 466 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Hr. v. Kotzebue empfiehlt diesen „allerliebsten Roman“ dem Publicum mehr als eine Arznei, denn als ein Buch. Wir geben ihm Recht, und erlauben uns bloß die Bemerkung, daß Arznei und Gift sehr nahe mit einander verwandt sind.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER 1810.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth u. Kummer: *Friedr. Aug. Carus hinterlassene Werke*. 3 Theil. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem zweyten Theile oder der Specialgeschichte wählt der Vf. einen anderen Gang. Er betrachtet die Entwicklung des klaren Selbstbewusstseyns nicht mehr im Allgemeinen, sondern in sofern es in Zeit und Raum bedingt ist, nach Völkern und Ländern. Natürlich können aber nur diejenigen Völker eine Stelle in derselben finden, welche die Menschenkunde auf eine eigene charakteristische Weise behandeln, oder sie weiter führten. Zuerst wird die asiatische oder orientalische Menschenansicht nur im Allgemeinen charakterisirt, aber ohne sie durch historische Data zu belegen, oder nach einem chronologischen Leitfaden fortzuführen. Daher ist dieser Abschnitt im Verhältnisse zu den folgenden viel zu kurz (S. 88—94). Die Quellen fliessen hier freylich nicht so reichlich, als bey den Griechen, und der Zugang zu ihnen ist nicht Jedem geöffnet. Desto ausführlicher verweilt der Vf. bey den Griechen, und man merkt es bald, daß er hier mit Lust und Liebe forschte und sammelte. Nachdem er die Momente der vorzüglichsten griechischen Bildung angegeben hat: stellt er eine Reihe der Hauptworte zur Bezeichnung der psychologischen Hauptbegriffe, nämlich *Φυσις*, *Ψυχη*, *πνευμα*, *νοϋς*, *ζυμος*, *φρην*, *καρδια*, *ητορ*, *κηρμενος*, mit den verschiedenen nach und nach daran geknüpften Bedeutungen auf — ein nützliches Unternehmen, nicht allein zum bessern Verständnisse der feinsinnigen Griechen, sondern auch selbst zur bestimmteren Auffassung der Epochen der psychologischen Entwicklungen. In der letzten Absicht schickte der Vf. diese Nomenclatur vorzüglich voraus; darum wird es auch nicht befremden, warum sie nicht mit noch mehreren anderen Worten, z. B. *λογος*, *διανοια*, *αισθησις*, bezeichnet wurden. Nun folgt die Geschichte der Psychologie selbst, aber nicht allein bey den Griechen, was die Einleitung und die eben angeführte Nomenclatur erwarten ließe, sondern bis auf das Ende des 18 Jahrhunderts herab; hier verräth sich ein Mangel der letzten Überarbeitung und Anordnung. Der Vf. nimmt sieben Perioden an. Erste Periode. Von der ursprünglichen Herrschaft der Phantasie bis zum Abschlusse ihres Cyklus, oder bis zur Periode des vorwaltenden nüchternen praktischen Verstandes. Von Homeros bis zu den Gnomikern (S.

125—157). Bey dem Nationalsänger der Griechen, dem Homeros, verweilt der Vf. am längsten, und die homerische Psychologie, die er uns hier entwirft, ist eben so interessant, als sie die feine Reflexion des Vfs. beweist. Ohne diesen Dichter zu einem Pantheon zu machen, ohne seine eigene Vorstellungsweise in ihn hineinzutragen, entwickelt er aus dem Gesungenen des begeisterten Bardens Ansichten desselben von dem Menschen als einem Theile des Naturganzen, nach ihrem Verhältnisse zu den Göttern, zu einander und zu den Thieren überhaupt, und insbesondere auch über manche merkwürdige Erscheinungen und deren natürliche Zeichen. Beherrigungswerth ist der Rath, Homeros Gefänge und andere Dichterwerke bey dem Studium der natürlichen Mimik zum Grunde zu legen. Es ist Schade, daß der Vf. nicht auch wenigstens den Hesiod auf ähnliche Art bearbeitete, und durch Vergleichung beider Dichter den Gang und den Fortschritt der Entwicklung der Menschenkunde zur Anschauung brachte. Mit dem interessantesten Resultaten aus der homerischen Psychologie und einigen Bemerkungen über den Anfang einer rohen praktischen Menschenkunde, besonders auch über den psychologischen Geist des Gesetzgebers Lykurgus, beschließt der Vf. die erste Periode. Zweyte Periode. Die Zeit des sich hervorthuenden praktischen Verstandes — von den Gnomikern bis auf Sokrates, von 600 bis 400 vor Christus (S. 157—268). Der herrschende Geist dieser Periode ist nicht allein praktischer Verstand, sondern auch theoretischer, ja spekulativer Verstand. Denn der Vf. schildert nicht allein den psychologischen Geist der sieben Weisen, der Dichter dieser Periode, sondern stellt auch die Speculationen der ersten Philosophen Griechenlands über das Wesen der Seele, die ersten freylich oft rohen Erklärungsversuche der auffallendsten Erscheinungen sowohl, als die Reflexionen des nüchternen und besonnenen, auf das praktische Leben alles beziehenden Sokrates und seines Schülers Xenophon dar. Der Vf. hat sie also nicht treffend charakterisirt, weil er verschiedenartige Gegenstände in eine Einheit zusammenfassen will. Die Dichter fassen den Menschen im Gefühl und durch die Phantasie auf, und stellen uns die Menschen nach der Natur oder idealisch dar; der Denker aber hat es mit dem Menschen und dessen Natur zu schaffen, das Beharrliche und Gesetzliche der Erscheinungen zu erforschen, und daraus das Gegebene zu erklären. Das Produciren und Auffassen des Selbstbewusstseyns, wie es sich dem verfeinerten Sinne des Dichters darstellt, und die Bearbeitung

desselben Stoffes aus einem wissenschaftlichen Zwecke, dieses sind ganz verschiedene Gegenstände, die von verschiedenen Gründen abhängen, nicht immer in gleichen Schritten mit einander fortgehen, noch stets in wechselseitigem Zusammenhange stehen, die daher auch in der Geschichtsdarstellung hätten von einander gesondert werden sollen. Diese Periode enthält also zwey oder vielmehr drey heterogene Bestandtheile, nämlich die Entwicklung der Kenntniss der Menschen, vorzüglich durch die Darstellungen der Dichter, und die Kenntniss des Menschen durch Bestimmung seines Wesens, oder durch Speculation, und die Reflexion auf die Natur des Menschen zu praktischen Zwecken durch Sokrates. Was den ersten Punct betrifft: so ist die Behandlung desselben sehr abweichend von der in der ersten Periode. Der Vf. giebt nur eine psychologische Charakteristik einiger Dichter, vorzüglich des Pindaros, des Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes; aber er zieht nicht aus ihnen selbst die Summe der Beobachtungen und Reflexionen über die Menschen, ihren ästhetischen, logischen und moralischen Charakter, über die Verhältnisse der Geschlechter und Stände u. s. w., die pathognomischen und mimischen Darstellungen der Gemüthsbewegungen u. s. w. hervor, um so den Umfang, die Erweiterung oder Verengerung der Menschenkunde in dem Zeitalter dieser Dichter, den Grad der Entwicklung der Menschheit und des Bewusstseyns, zumal in Vergleichung mit dem vorhergehenden Zeitalter, darzustellen. Das Mühselige einer solchen Darstellung würde durch das Interesse derselben mehr als vergütet; aber freylich, wenn der Vf. auf gleiche Art, wie bey dem Homer, so bey den anderen Dichtern hätte fortfahren wollen: so würde er nie zu Ende gekommen seyn, und viele Bände hätten den Stoff nicht gefasst. — Bey den Speculationen der griechischen Denker von Thales bis auf Sokrates hat der Vf. alles geleistet, was die Kritik fordern kann. Er hat sich ganz in die Lage und Individualität jener Denker versetzt, den Geist ihrer Forschungen im Allgemeinen und Besonderen richtig durchschaut, und ihren Werth nach Grundsätzen gewürdigt. Man findet hier schätzbare Aufklärungen über die speculative Richtung, die der menschliche Verstand auch bey den Erscheinungen des inneren Sinnes nahm, über die Verschmelzung der Physik und der Metaphysik, über die besondern Vorstellungsarten der einzelnen Denker über die Seele, wodurch auch zugleich eine der dunkelsten Seiten der älteren Geschichte der Philosophie oft ein neues Licht erhält, und manche Fehltritte der Männer, die sich damit beschäftigt haben, zurecht gewiesen werden. Man sehe z. B. S. 175 u. 188 über die Vorstellung der Pythagoräer von der Seele als einer Zahl, welches Hr. C. bildlich von dem harmonischen Verhältnisse der Seele versteht; S. 190 über Empedokles Vorstellung, daß die Seele aus der Verbindung der vier Elemente entstehe, und daß Gleiches durch Gleiches erkannt werde; S. 199 ff. Heraklits, und S. 206 Demokrits Seelenlehre. Zwar könnte es scheinen, als wenn

diese metaphysischen Speculationen einer Geschichte der empirischen Psychologie fremd wären; allein da die Scheidung des Empirischen und Rationalen in der Psychologie erst spät von Wolf versucht, und von Kant erst nach Principien zu Stande gebracht wurde, und bis auf diese Zeit die Erklärungen der Erscheinungen aus physischen und metaphysischen Gründen zusammenlaufen: so ist das Verfahren des Vfs., beides in der Geschichte zu verbinden, vollkommen gerechtfertigt. — Mit Wohlgefallen verweilt man bey den psychologisch praktischen Ansichten des Sokrates, in denen ein grosser Vorrath gesunder theoretischer Regeln von den Naturerscheinungen der Seele liegen, die mit grossem Fleisse aus Xenophons Schriften herausgehoben sind. Von Sokrates an datirt sich das ächt menschliche Interesse der Psychologie, und sie gewann durch sein Hinweisen auf Selbstkenntniss und Selbstbeherrschung in kurzer Zeit weit mehr, als vorher in mehreren Jahrhunderten. Nach S. 200 muß man schliessen, daß der Vf. an Sokrates die Menschenkunde des Xenophon und Äschines anschliessen wollte; allein wegen einer Lücke in der Handschrift konnte nur ein Fragment über Xenophon aufgenommen werden. *Dritte Periode. Von Plato bis zu dem Orientalismus in der europäischen Philosophie, 410 vor bis 210 nach Christus.* Zeitalter der ersten Aufnahme der psychologischen Versuche in die Philosophie, wozu Sokrates Veranlassung gegeben hatte, der sorgfältigsten wissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenbegriffe, und der ersten Ideen einer systematischen Psychologie (S. 268 — 340). Bey Plato's Psychologie, deren Werth und Interesse besonders anerkannt wird, macht der Vf. S. 270 die Bemerkung, daß wir noch keine rein platonische Psychologie haben, in welcher „die von Pythagoreismen und Sokratismen abgefondert gedachten Original - Vorstellungen Plato's zugleich in ihrem ursprünglichen, nothwendigen oder zufälligen Zusammenhange mit Unterscheidung des ihm Wesentlichen und Unwesentlichen, und des auch nur Scheinenden herausgehoben, und in das genügende Licht gestellt worden; noch immer konnte dessen empirische Psychologie nicht vollständig genug übersehen werden; noch immer wurde nicht der Beobachtungsg Geist Platons von dessen Reflexionsvermögen gehörig abgefondert oder verglichen.“ Diese Bemerkungen erregen fürwahr eine große Erwartung, die auch meistens befriedigt wird. Die Auszeichnung des platonischen Beobachtungsgestes, so wie mehrere interessante Bemerkungen, welche den Vorgängern des Vfs., selbst den Monographen, entgangen sind, müssen als eine wahre Bereicherung betrachtet werden. Aber vollständig befriedigt der Vf. doch auch nicht. Es ist nicht allein noch manche Nachlese von zerstreuten Bemerkungen zu machen, die nicht ohne Interesse sind, z. B. die Bemerkungen über die Association der Vorstellungen, über die Krankheiten des Geistes, sondern auch gerade da, wo man die neuen und glücklichen Beobachtungen und Reflexionen über die drey zuerst von dem Plato durch Begriffe unterschiedenen Hauptvermögen der Seele, ihre Äußerungen und Ver-

hältniſſe erwarten mußte, reißt er den Faden ſeiner Darſtellung ab, und er läßt den Leſer ſelbſt ohne alle Andeutung des von ihm Übergangenen, und ohne Hinweiſung auf andere Werke, z. B. *Tennemanns* System der platonischen Philoſophie, woraus dieſe Lücke ergänzt werden kann. Auch der folgende Abſchnitt von *Ariſtoteles* iſt zu kurz, und nur auf eine allgemeine Charakteriſtik des Verdienſtes dieſes Philoſophen um die Psychoſogie, auf die Inhaltsanzeige der Bücher von der Seele, und auf einige psychoſogische Begriffe eingeſchränkt. Da dieſer Philoſoph das erſte, obgleich noch nicht vollſtändige Fachwerk für dieſe Wiſſenſchaft entwarf, da er ſo einen reichen Vorrath von Beobachtungen beſaß: ſo hätte wohl dieſer Zuwachs nicht allein in der Form, ſondern auch in der Materie als ein Maßſtab bey der vergleichenden Überſicht der Vergangenheit und Folgezeit genau beſtimmt und angegeben werden ſollen. Dieſes gilt auch von dem *Zeno* und den *Stoikern*. Ungern vermißt man am Ende der Periode eine Überſicht oder Reſultate. *Vierte Periode. Von der Orientaliſirung des Pythagoras und Platon bis auf Baco, oder von einem neuen metaphyſiſchen Rationalismus bis zu dem Empirismus. Eklekticismus — dogmatiſch metaphyſiſche Seelenlehre* (S. 343 — 485). Dieſer Zeitraum iſt groß, er faßt ſehr Vieles und Mannichſaltiges in ſich, das vielleicht beſſer unter mehrere Abtheilungen hätte gebracht werden können. *Philo*, der Jude, *Plotinus*, die verſchiedenen oft abweichenden Anſichten der Kirchenväter, und unter dieſen vorzüglich des *Gregorius Niſſenus*, *Nemeſius* und *Auguſtinus*. Von den griechiſchen Ärzten, deren einige doch manchen Beytrag zur Pathologie der Seele darboten, iſt nur *Galenus* aufgeführt, und die übrigen ſiebt nur genannt. So hat z. B. *Sprengel* ſchon vom *Aretäus*, der S. 364 nur berührt iſt, einige Hypotheſen vom Schwindel und der Phrenieſe angeführt, die als Erklärungsverſuche in einer Geſchichte der Psychoſogie nicht fehlen dürften. Von den Arabern iſt ſehr kurz gehandelt; auch bot ihre metaphyſiſche Speculation wenig Stoff dar. Reichhaltiger iſt ſchon der Abſchnitt von den Scholaſtikern, wenn er gleich meiſtentheils nur logiſche Beſtimmungen der psychoſogischen Begriffe enthält. S. 402 iſt dem *Johann Scotus Erigena* eine Behauptung von einer dreyfachen Stufe der Erkenntniß und von einem Princip der Erfahrungskennatiß beygelegt, welche dem *Duns Scotus* angehört. Gründlich und frey von Parteylichkeit iſt das allgemeine Urtheil S. 428 über die Beſchaffenheit der Psychoſogie der Scholaſtiker. — Jetzt folgen einige Notizen über *Picus von Mirandola*, *Agrippa*, *Pomponatius*, *Joh. Argentier*, *Joh. Fernel*, *Luther*, *Melanchthon*, *Paracelſus*, *J. B. van Helmont*, *Campagna*, *Cardan*, *Giordano*, *Bruno*, eine Reihe von Lehrbüchern, die zum Theil nur genannt, zum Theil aber auch etwas ausführlicher beſchrieben werden. Wenn der Vf. von *Lud. Vivés* Werk *de anima* ſagt: es ſey auszeichnungswerth und reich an treffenden Beobachtungen, deſſelgleichen auch verſichert, daß *Vitus Amorbachs* Bücher von der Seele einige treffen-

de Ideen enthalten: ſo wäre zu wünſchen geweſen, daß er von dieſen Ideen auch, wo nicht Alles, doch Einiges ausgehoben haben möchte, ſo wie man mit Vergnügen die nähere Inhaltsanzeige von *Casmanns* bisher wenig gekannter Psychoſogie und einigen anderen ähnlichen Schriften bemerkt. Von dieſen theoretiſchen Schriftſtellern werden noch einige praktiſche mit Recht unterſchieden, weil ſie größere Nüchternheit in Gang brachten, und zum Theil entſcheidender wirkten. Nach den Nationen werden aufgeführt *Huarta*, *Gratian*, *Montaigne*, *Charron*, *Chenat* (aus deſſen *Traité de l'esprit de l'homme* werden einige merkwürdige Gedanken angeführt. In einigen Puncten iſt er Vorgänger des *D. Gall*), *Pascal*, *de la Chambre*, *Brayere*, *Baco* (dieſer hätte aber als derjenige, der die beobachtende Methode vorſchlug und in Gang brachte, eher unter den theoretiſchen Schriftſtellern eine Stelle finden, und vielleicht noch ſchicklicher an die Spitze der folgenden Periode geſtellt werden ſollen). *Bayclay* und *Shakespeare*, *Voffius*, *Placcius*, *Tſchirnhaufen*, *Arn. Weſenfeld*. *Fünfte Periode. Systematiſirung geprüfterer Seelenerfahrungen.* (S. 485 — 604.) Dieſes Streben, Erfahrungen des inneren Sinnes zu prüfen und ſystematiſch zu verbinden, welches allerdings größtentheils den Charakter des fünften Zeitraumes ausmacht, hat aber ſeine Stufen, ſeine Grade und ſeine Urfachen. Es iſt durch den vorhergehenden Gang der wiſſenſchaftlichen Cultur, durch die dunkel geahneten oder deutlich eingesehenen Verirrungen und Abwege der Speculation, durch das bald verſteckter bald lauter ausgesprochene Mißtrauen gegen die Metaphyſik, durch Bedürfniſſe, welche die Speculation nicht befriedigen konnte, zum Theil auch durch das Anſehen der Männer, welche ſich für die Erfahrung erklärt hatten, beſtimmt. Hie und da in dem Verſolg der fünften Periode bemerkt der Vf. die Äußerungen dieſer Urfachen; aber nicht vollſtändig und in Zusammenhange, um die Periodenabtheilung ſelbſt zu begründen. Es folgt hier abermals wieder der Ordnung nach den Nationen, und rechtfertigt dieſes Verfahren jetzt mit der Bemerkung S. 488, daß die europäiſchen Nationen jetzt angefangen hatten, Nationen zu werden, und wo nicht einen Nationalcharakter, doch wenigſtens ein Nationaltemperament auszubilden, welches einen Einfluß auf die psychoſogischen Schriftſteller, ihre Anſichten und ihren Beobachtungsgeiſt äußerte, daher ſie auch von nun an die Landeſſprache ſtatt der lateiniſchen wählten. Aber dieſe fruchtbare Idee ſtehet nur iſolirt, ohne Anwendung da. Zuerſt tritt *Carteſius* mit ſeinem Gefolge auf. Die neuen Anſichten und Hypotheſen ſind deutlich dargeſtellt. Einiges haben wir vermißt, z. B. bey *Carteſius* ſeine Gedanken über das Verhältniß des Verſtandes zum Willen, und bey *Malebranche* die trefflichen Bemerkungen über die Quelle der Irrthümer, vorzüglich den Schein, der durch die Einbildungskraft entſteht. — *Spinoza*, *Johannes de Rani* und *Bayle* — *Hobbes*, *Cudworth*, *More*, *Shaftesbury*, *Leibnitz* und *Locke*, *Thomasius*, *Rüdiger*, *Wolf*, deſſen Verdienſte und

Fehler treffend beurtheilt werden, und dessen Schule, in welcher vorzüglich *Bilfinger* wegen vieler neuer und scharfsinniger Ideen über die Psychologie ausgezeichnet wird. Jetzt folgen die Eklektiker, *Müller, Hollmann, Croufaz, Budde, van Crenz, Stahl* und dessen Bestreiter, *Ad. Bernd — Baumgarten und Meier, Crusius, Daries, Canz* und einige Andere — Mit dem Jahre 1753 beginnt, wie der Vf. S. 591 bemerkt, die Zeit größserer Freyheit und Selbstständigkeit, wie *Fr. Engels*, doch ohne dessen Namen erschienene Schrift: *Versuch einer Theorie von dem Menschen* beweiset. Allmählich wurde auch die Abhandlung von der unrechten Stelle der Psychologie in der Metaphysik rege; daher sie *Crusius* und *Daries* in die Logik, *Dalham* aber nach *Locke* in die Physik verpflanzte. Diese letzte Ansicht findet man in *Struvs Anthropologie, Delhams Psychologie, Hentfch Versuch über die Folge der Veränderungen in der menschlichen Seele, Krügers Lehre von den Gemüthsbewegungen und Experimentalseelenlehre, Weiss de natura animi, Schönfeldts Anweisung zur Erkenntniß seiner selbst*. Dergleichen Bemerkungen sind interessant, und verathen unstreitig die Fortschritte des wissenschaftlichen Denkens. Sechste Periode (S. 604 — 687). Der Vf. hat keinen bestimmten Anfangspunct dieser Periode bestimmt, auch keinen herrschenden Geist, keine bestimmte Richtung als Charakter derselben angegeben, sondern seiner Ordnung getreu, stellt er die berühmtesten Psychologen nach den Nationen auf. Zuerst treten Britten auf. *Barkelay*, dessen Idealismus, aber nicht seine interessante Theorie vom Sehen, dargestellt wird; *Hume, Reid, Bantlin, Oswald, Hartlay, Priestley, Hutcheson, Smith, Price, Ferguson, Home*. Das Eigenthümliche mehrerer dieser verdienten Männer ist nur im Allgemeinen angegeben. Die allgemeine Charakteristik derselben S. 624 enthält viel Wahres und Treffendes, und doch scheint sie uns den Britten nicht genug Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, und selbst nicht ganz consequent zu seyn. Nirgends, sagt der Vf. unter anderen, können sie eine Anthropologie, nirgends eine systematische Psychologie aufweisen. Ihnen blieben sowohl reine Beobachtungen, als auch reine Wissenschaft und strenge Philosophie unbekannt. Wenn Deutsche mehr im Buche der Natur lesen: so lesen Britten mehr im Buche der Gesellschaft. Die bessere Seite der brittischen Psychologie zeigt sich in der Verbindung tiefer und treuer Wahrnehmung nach den äusseren Naturerscheinungen mit ruhiger Darstellung. Es bedarf aber seiner schnellen Beurtheilung, um die wahren Seiten von Scharfsinn und Witz zu finden, und zu scheiden, da sie in Beiden oft bey gedrängter Kürze viel Wahrheit aufstellen. Es sind die Britten mehr Metaphysiker als die Franzosen, und mehr Original. Vorzüglich beobachtet und zergliedert wurde von ihnen das

Gefühl, namentlich das ästhetische und moralische. — Über die letzten Gegenstände hätte man gerne mehreres von den originalen Beobachtungen und Reflexionen z. B. des *Home, Hutcheson, Price* und *Ad. Smith* gelesen. Franzosen. „*Gassendi* und *Lockes* Theorie erhielt unter ihnen die entschiedenste Herrschaft. Seitdem *Descartes* verlacht worden war, konnte Frankreich nie wieder das Land der Metaphysik werden. Daher entwickelte sich Oberflächlichkeit, Seichtigkeit und Selbstgenügsamkeit, welche von großem Einfluß waren.“ Dieses ist die Schattenseite; aber es giebt auch hier eine Lichtseite, und die Richtung, welche *Gassendi* und *Locke* auf ihre Denkart hervorbrachten, hätte ebenfalls bemerkt werden sollen. *Buffon, Condillac* (seine Vorstellung von einer Statue, welche allmählich belebt wird, hätte als eine psychologische Methode angeführt werden sollen, erst weiter unten S. 643 wird ihrer bey *Bonnet* erwähnt), *Helvetius, La Mettrie* (einige Widerlegungen seines Buchs *l'homme machine* kamen schon in der fünften Periode S. 583 vor), *Mauportius, d'Alembert, Diderot, das System der Natur, Bonnet, Robinat, Rousseau* (treffende Charakteristik dieses aus Widersprüchen zusammengesetzten Mannes und besonders seiner *Confessions*). Das allgemeine Resultat über die französische Psychologie S. 652 bleibt zu sehr bey den allgemeinsten Zügen stehen, ohne die Individualität der nationalen Denkart und Beobachtung vollständig aufzufassen. Deutsche: Jetzt fing in Deutschland eine vertrautere Bekanntschaft mit der schönen und philosophischen Literatur der Franzosen und der Britten an, welche die wolliche Schulphilosophie stürzte. Mehrere Ursachen wirkten zusammen, um das Interesse für die Psychologie zu erhöhen, als die Ermüdung an metaphysischen Spitzfindigkeiten, die Empfehlung der lockischen Philosophie, die Nothwendigkeit, bey größserer Ausbreitung des Zweifels und der Freyheit zu denken auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten der menschlichen Natur zurück zu kommen, die gefälligere Darstellung, welche die psychologischen Untersuchungen verstatteten, die sich häufenden Zeitschriften. Auf einen Umstand, die Vermischung der Psychologie und Logik, hätte auch noch Rücksicht genommen werden sollen. Nach dieser Einleitung zeigt der Vf. die mannichfaltigen Lehrbücher der Psychologie und andere auf dieselbe sich beziehende Schriften auf, und giebt bald kürzer, bald ausführlicher ihren Stoff und die Behandlungsart an. Zuweilen überschreitet er die Grenzen der Geschichte, und schweift auch in die folgende letzte Periode aus, wie bey *Meiners, Platner, Tiedemann*. Am längsten verweilt er bey der Charakteristik *Garves* als psychologischen Schriftstellers, bey *Platners Anthropologie* und *Tetens* Werke tiefer Forschung.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1810.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth u. Kummer: *Friedrich August Carus hinterlassene Werke* 3 Th. u. f. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Siebente und letzte Periode von Kants Kritik an bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Hier ist eine von dem Vf. früher gelieferte Übersicht benutzt, welche indeß doch immer noch wegen der größeren Ausführlichkeit, wegen der besonderen Rücksicht auf den Zuwachs an Stoff und Form, und wegen der Anführung so mancher Monographien, da die Geschichte hier bloß bey dem Allgemeinen stehen bleibt, ihren eigenen Werth behält. Der Einfluß der kantischen Philosophie auf die Psychologie, der Geist seiner Anthropologie, und der vorzüglichsten Schriften, auf welche der Geist jener Philosophie unmittelbar oder mittelbar gewirkt hatte, (unter denen wir aber Maafs vortrefflichen Versuch über die Einbildungskraft ungern vermissen), wird dargestellt, einige Schriften, welche keine Kenntniß von der Kritik des Erkenntnißvermögens nahmen, kurz angezeigt, und nachdem der Vf. den Geist und Einfluß der Wissenschaftslehre und Naturphilosophie — man darf nicht vergessen bis 1800, und den Versuch, den Skepticismus auch in der Psychologie geltend zu machen, an Bousterweks Apodiktik und Pöhlitz populärer Anthropologie geschildert, und das allgemeine Resultat S. 744 gezogen, zählt er noch die wenigen Versuche der Britten und Franzosen auf, welche sich auszeichnen, wiewohl sie weit hinter den Deutschen zurückbleiben, und schließt mit einigen allgemeinen Bemerkungen. —

Nach dieser Darlegung des Inhalts fragen wir nun noch: Was hat der Vf. geleistet, was noch zu wünschen übrig gelassen? Es scheint aus dem ganzen Werke unverkennbar hervorzugehen, daß die Vorarbeiten, das Sammeln, die Verbindung und Bearbeitung der Materialien noch lange nicht vollendet waren, als der Tod den Vf. überthete, daß das Werk also nicht das geworden ist, was es durch eine noch lange fortgesetzte Pflege werden konnte und mußte. Mängel finden sich in der Anlage und in der Ausführung. Zu den ersten rechnen wir, daß die Theorie der Geschichte der Psychologie noch nicht ganz vollständig entwickelt und ausgeführt ist; daß die Grenze der Universal- und Special-Psychologie nur aus dem subjectiven Gesichtspuncte bestimmt ist, und der objective, wie uns dünkt, dem Zwecke der Geschichte

weit angemessener ist. Die Universalgeschichte unterscheidet sich von der Specialgeschichte dadurch, daß diese die Entwicklung und Erweiterung der Naturkunde der Seele durch Völker und Menschen darstellt, welche durch Zeit- und Ort-Verhältnisse bestimmt waren, jene aber auf diese subjectiven Bestimmungen keine weitere Rücksicht nimmt. Diese Individualität ist allerdings von Einfluß auf die Beobachtung und Reflexion. Aber erstens ist sie bey dem Trennungsbegriff dieser beiden Arten von Geschichte, da auch die Universalgeschichte sich mit den Abhandlungen und Ansichten über die Seele beschäftigt, welche ebenfalls durch das Medium der Individualität hindurchgegangen sind. Zweytens ist es schwer, in der Geschichte jederzeit den Einfluß der Individualität von dem Stoffe und der Form der Beobachtungen und Reflexionen abzusondern und klar darzustellen. Es ist in dieser Geschichte nur in der ersten und sechsten Periode geschehen, und auch da nicht durchgreifend genug. Drittens scheint es, als wenn der Vf. eben durch diese Eintheilung verhindert worden sey, die allmähliche Bereicherung des Stoffes und den Gewinn an formeller Vollkommenheit mit festem Blicke ins Auge zu fassen, und dadurch dem Ganzen einen festen historischen Zusammenhang zu geben. Dieses würde, wenn wir uns nicht irren, weit mehr geschehen seyn, wenn er nach einem objectiven Theilungsgrunde Universal- und Special-Geschichte von einander unterschieden, und dabey jene Rücksicht auf das Subjective nur zu einem untergeordneten Gliede der Eintheilung gemacht hätte. Hier würde die Frage: Wie wurde durch Beobachtung und Reflexion das Gebiet der Seelenlehre erweitert? Nach welchen Grundsätzen wurden die Wahrnehmungen zu Erfahrungen, die Erfahrungen zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden, wie wurde diese Ganze in besondere wissenschaftliche Theile abgesondert? diese Frage würde immer der Punct gewesen seyn, auf welchen die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers unverwandt hingeworfen blieb, und daran knüpfte sich der zweyte Punct natürlich an, welcher die mannichfaltigen Ursachen, Beförderungsmittel und Hindernisse des Fortschreitens in der glücklichen Auffassung und Erklärung der inneren Erscheinungen begreift. — Dieses führt uns auf eine andere Unvollkommenheit. Die Perioden sind nämlich nicht bestimmt, nicht durchgreifend genug, sie fassen einen zu großen Reichtum von mannichfaltigen Thatfachen und einen zu langen Zeitraum in sich, welcher in mehrere kleinere hätte getheilt werden sollen, um einen schicklichen Stand-

punct zur Übersicht und zur Anknüpfung des Vorhergehenden mit dem Folgenden zu gewähren. Was die Ausführung betrifft: so fällt vor allem eine große Ungleichheit auf. Bald ist der Vf. sehr umständlich; er scheint, als wäre die Geschichte auch zugleich zu einem vollständigen Repertorium der Materialien zur Psychologie angelegt; bald ist er wieder zu kurz, und deutet nur auf neue Ideen und Ansichten im Allgemeinen hin; die Geschichte ist bald nur darstellend, zuweilen auch räsonnirend. Sie hat noch manche Lücken, und zieht ihre Grenzen bald enger, bald weiter. Zuweilen bleibt sie auf der Stufe der mehr oder minder vollständigen Inhaltsanzeige der psychologischen Schriften stehen. Bey allen diesen Unvollkommenheiten aber enthält doch dieses Werk einen großen Reichthum an Stoff aus den nächsten und entfernteren Quellen, viele treffliche Combinationen und Ansichten; sie zeigt den Weg, den man vorwärts und rückwärts gethan hat, um eine Erfahrungsseelenlehre zu Stande zu bringen; sie stellt richtige Grundsätze auf zur Beurtheilung dessen, was schon geschehen ist, und was noch zu leisten übrig ist; sie enthält zugleich eine vollständige Literatur der Psychologie. Sie ist also, wenn auch noch nicht eine vollständige pragmatische Bearbeitung, doch weit mehr, als ein bloßer Versuch einer Geschichte der Psychologie, und ein verdienstliches Unternehmen, für welches dem Vf. Dank gebührt.

T — a.

LEIPZIG, b. Barth: *Grundriss des Naturrechts*. Zum Gebrauche bey Vorlesungen, von D. Joh. Gbdt. Ehrenr. Maafs, ordentl. Professor der Philosophie zu Halle. 1808. X und 442 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. bestimmt sein Lehrbuch zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen über das Naturrecht, und verlangt, daß hienach über die Zweckmäßigkeit desselben geurtheilt werde. Niemand wird an seiner Statt über die Nützlichkeit desselben zu seinem und seiner Zuhörer Gebrauche urtheilen dürfen. Empfehlen aber kann es Rec. doch nicht. Die einförmige Weise des Vfs., der anders nicht als mit dem Satze des Widerspruches seine Behauptungen feststellen, und ihre Schwierigkeiten wegräumen zu können meint, und schwerlich durch irgend eine, ihm eigenthümliche, neue und versprechende Ansicht den Leser erfreut, giebt diesem Grundriss des Naturrechts vor anderen Werken dieser Wissenschaft keinen Vorzug.

Mit der Unterscheidung des sinnlichen und vernünftigen, oder unteren und oberen Begehrens beginnt die Einleitung. Dieser Unterschied, so wie der Vf. ihn vorstellt, ist so specifisch nicht, als er meint. Da der Mensch nie anders, als nach der Erkenntnis des Verhältnisses, das die Objecte auf sein Gefühl der Lust und Unlust haben, und nicht nach Trieben, wie das vernunftlose Thier, sie begehrt: so würde alles Begehren des Menschen ein vernünftiges oder oberes Begehren seyn. Dieser Unterschied würde nur die größere und, mindere Bestimmtheit und Si-

cherheit der erworbenen praktischen Grundsätze angehen. Nicht selbstsüchtige Zwecke unterscheiden sich dagegen wesentlich von selbstsüchtigen Zwecken, und passender bleibt es doch, diese Vermögen der Zwecke mit den Benennungen *oberes* und *unteres* Begehrungsvermögen zu unterscheiden. Die Freyheit des Menschen zu beweisen, ist dem Vf. keine schwierige Aufgabe. Nicht das Begehrungsvermögen, sondern die Willkühr, sagt er, ist frey zu nennen. „Kühr aber ist nichts anderes als Wahl. Wenn ein Begehren gegeben ist: so ist es die Sache der Willkühr, zwischen der Befriedigung und Nichtbefriedigung desselben zu wählen. Wenn nun die Willkühr zu Etwas nicht sich selbst bestimmte, sondern durch irgend Etwas ausser sich dazu genöthigt würde: so wäre dies eben darum kein Entschluß von ihr, und sie selbst keine Willkühr, welches sich widerspricht.“ Daß die Wahl an sich selbst zwischen der Befolgung der Pflicht und ihrer Übertretung, das handelnde Subject bestimme sich für die eine, oder für die andere, von Ursachen abhängig ist, die unter gleichen Umständen stets einerley Folge haben, das überfließt der Vf. gänzlich. Diese Freyheit schlechthin, die am Menschen, als Naturwesen betrachtet, nimmermehr gefunden werden kann, nennt der Vf. unrichtig die *innere* Freyheit, unter welcher Benennung ganz allein die Macht des Gemüths über seine Neigungen und Begierden zu verstehen ist. Das höchste, praktische Gesetz ist nach dem Vf.: du sollst Niemandes Freyheit willkürlich hindern, sondern die Freyheit Aller zu befördern suchen. Diese (äußere) Freyheit erklärt der Vf.: „Wer äußerlich thun und lassen kann, was seine eigene Willkühr beschliesst, der ist *äußerlich* frey.“ Die Unbestimmtheit dieses Vortrages kann nicht unbemerkbar bleiben. Jemanden an der Ausführung vieler seiner Beschlüsse zu hindern, und auch willkürlich zu hindern, ist nicht immer unmoralisch. Es hätte also die äußere Freyheit gleich als die Freyheit vor jedem *ungerechten* Zwange angegeben, und folglich die Begriffe von gerechtem und ungerechtem Zwange zuvörderst ausgelegt werden müssen. Derselbe Tadel trifft den zweyten Theil jenes obersten praktischen Gesetzes, der das höchste Gesetz der Moral von dem Vf. genannt wird. Das Princip der Rechte, sagt der Vf., ist der Satz: Jeder hat ein Recht zu Etwas, sofern, aber auch nur sofern, dadurch Niemandes Freyheit willkürlich verhindert wird. Aus diesem Princip werden zwey Corollaria gezogen: Jeder hat ein Recht auf Alles, aber auch nur auf das, wodurch er Niemandes Zwecke willkürlich stört, und jeder hat ein Recht auf Alles, aber auch nur auf das, wodurch er Niemandes Vollkommenheit willkürlich vermindert. Eine ganz unzulässige Bestimmung der Begriffe von vollkommener und unvollkommener Pflicht ist wohl die, nach welcher eine durch beide Freyheitsgesetze bestimmte Pflicht die vollkommene, die nur von einem dieser Gesetze vorgeschriebene Pflicht die unvollkommene seyn soll. Ein persönliches Recht ist nach dem Vf. ein Recht, sofern es entweder einer bestimmten Person

(nicht Jedermann) zukommt, oder gegen eine bestimmte Person (nicht gegen Jedermann) Statt findet; ein dingliches Recht ist ein Recht, sofern es entweder mit einer Sache verbunden ist, oder eine Sache zum Gegenstande hat, und also ein Recht ist, etwas diese Sache Betreffendes zu thun, oder zu fordern, und zwar beides ohne alle Rücksicht auf bestimmte Personen. Nach diesen Erklärungen hat also jeder rechtliche Besitzer einer Sache ein persönliches Recht, so wie derjenige, der an einer Sache kein anderes Recht hat, als das auf ihre Tradition, ein dingliches Recht haben würde. Die angeborenen Rechte sind nach dem Vf. in ursprüngliche und abgeleitete einzutheilen. Ein einziges ursprüngliches Recht giebt es, und dieses ist das Recht auf angeborne Freyheit. Abgeleitete angeborene Rechte sind: das Recht des Menschen auf seine Person, wobin das Recht auf seine Kräfte, auf die angeborenen inneren Zustände derselben, auf sein Leben, auf die äusseren nothwendigen Bedingungen seines Daseyns, auf seine Ehre und auf den Gebrauch der Kräfte gehören, das Erwerbsrecht, und das Recht des Gebrauchs der Aussendunge. Jenes ursprüngliche Recht, und grösstentheils auch diese abgeleiteten Rechte, sind sie wohl etwas anderes, als das Recht, Rechte zu haben? Diesen Vorwurf macht Rec. eigentlich der gewöhnlichen Vorstellungsart von angeborenen Rechten, und nicht dem Verfasser. Denn dieser trägt hiebey nichts Neues vor. Die Unveräußerlichkeit der angeborenen Freyheit beweist der Vf. auf folgende Art: „Wer seine angeborne Freyheit gänzlich veräußert hätte, der wäre durchgängig einer fremden Willkühr unterworfen, und rechtlich verbunden, ihr in allen Stücken Folge zu leisten, auch wenn sie ihn bestimmen wollte, die Freyheit eines Dritten willkührlich zu beeinträchtigen; da aber eine Rechtsverbindlichkeit Jedermanns Freyheit zu stören ungereimt ist: so kann die angeborne Freyheit nicht gänzlich veräußert werden.“ Sogenannte *erste* Erwerbungsarten, die kein vorher erworbenes Recht voraussetzen, sind nach dem Vf. folgende drey: die Art, Rechte auf bloße Sachen zu erwerben; die Art, Rechte gegen Personen mit deren Willen zu erwerben, und die Art, Rechte gegen Personen ohne deren Willen zu erwerben. Erwerbungen aus Beleidigungen ist die dritte Art dieser Erwerbungen. Diese Beleidigungen sind entweder reelle oder symbolische Beleidigungen. Zu den symbolischen Beleidigungen zählt der Vf. die Injurie und die Lüge. Die aus der Beleidigung erwerbbaaren Rechte sind das Vertheidigungsrecht, das Präventionsrecht und das Recht auf Schadenersatz. Vom Strafrecht wird hier auch geredet, aber dabey erinnert, daß man es aus Beleidigungen nicht erwerben könne. Die Deduction des Rechts aus der Occupation einer herrenlosen Sache wird auf folgende Art gegeben: „Wenn ein Anderer mir die Sache, die ich occupirt habe, wieder nehmen wollte, um sie für sich zu gebrauchen: so könnte dies nicht anders, als durch Gewalt geschehen, indem ich die Sache in meiner Gewalt habe, und für mich behalten will. Diese Ge-

walt aber würde widerrechtlich, also eine Beleidigung für mich seyn, da ich Niemandes Recht verletze; und folglich bin ich berechtigt, sie durch alle erforderlichen Zwangsmittel abzuwehren. Das will sagen: ich bin berechtigt, denjenigen, der mir die occupirte herrenlose Sache wieder nehmen will, um sie für sich zu gebrauchen, durch Gewalt zurückzutreiben, und ihn also von dem Gebrauche derselben auszuschließen, und das heisst, die Sache ist mein Eigenthum.“ Nicht das Recht, eine Sache ausschließlich zu gebrauchen, weil man sie zuerst apprehendirte, thut dieser Beweis dar; sondern daß derjenige, der einem Anderen eine Sache entreißt, die dieser mit seiner Person verbunden hat, ihm Unrecht thut. Die erwerblichen Rechte theilt der Vf. in aufsergesellschaftliche und in gesellschaftliche erwerbliche Rechte. Die Abhandlung von diesen letzten trägt den Begriff vom Staat und seinen Bestandtheilen vor. Die ganze Wissenschaft theilt der Vf. in das *reine* Naturrecht, welches die Lehre der Rechte unter vernünftigen Wesen überhaupt ist, und in das *angewandte*, welches von dem Rechte unter Menschen handelt. Dieses zweyte Hauptstück, das angewandte Naturrecht nämlich, geht durch dieselben Materien, welche das reine Naturrecht vorträgt. In der Lehre vom Verträge hält der Vf. den Unterschied der einseitigen und doppelseitigen mit dem der wohlthätigen und belästigten Verträge für einerley. Diese Eintheilungen der Verträge sind aber nach ganz verschiedenen Eintheilungsgründen. Auch scheint der Vf. den Unterschied von Real- und Consensual-Verträgen nicht zu bedenken. Denn er leugnet, „was Einige behaupten, daß nämlich ein Vertrag erst gültig werde, wenn er von Seiten des einen Paciscenten erfüllt werde.“ Vom Büchernachdruck sagt der Vf.: „Zu dem, wodurch Mehrere die Widerrechtlichkeit desselben bereits dargethan haben, mag hier noch Folgendes hinzugesetzt werden. Die Vertheidiger des Büchernachdrucks geben zu, daß derselbe schlechterdings unsittlich sey; nur widerrechtlich soll er nicht seyn, wenn seine Unterlassung nicht etwa durch Vertrag versprochen, oder durch positive Gesetze geboten worden. Allein was schlechterdings unsittlich ist, das ist auch widerrechtlich.“ Diese Behauptung des Vfs. will sich nicht gut vereinigen lassen mit einer früheren, die jedem freyen Wesen ein angeborenes Recht auf sein Leben einräumt, das Recht, sich selbst willkührlich das Leben zu nehmen, und die Befugniss, einem Jeden, der es daran hindern will, durch alle hiezu nöthige Gewalt abzuwehren; wobey der Vf. die Anmerkung machte: „es ist nicht zu übersehen, daß hier bloß von dem eigentlichen Rechte, nicht aber von sittlicher Erlaubniss die Rede sey. Denn was dem bloßen Rechte nach gestattet ist, das kann darum doch sittlich unerlaubt seyn; und wenn es also gleich dem bloßen Rechte nicht widerstreitet, sich selbst willkührlich das Leben zu nehmen: so kann es deshalb doch der Sittlichkeit im höchsten Grade entgegen seyn.“ In dem angewandten Staatsrechte lehrt der Vf., daß die Bürger sich nur dann

berechtigt halten dürfen; dem Regenten zu widerstehen, wenn dieser dem Rechte nach aufgehört hat, Regent zu seyn. Über diese Bedingung läßt er sich weiterhin so vernehmen: „Der Regent hört auf dem Rechte nach Regent zu seyn, wenn er die Regierung mit Einwilligung des Volks niederlegt; wenn er sie einseitig niederlegt, in dem Falle, daß er sie unter dem Vorbehalte, dies zu dürfen, übernommen hat; wenn er die Realisirung des Endzwecks des Staats vorsätzlich unterläßt, oder gar diesem Endzweck versätzlich entgegen handelt; wenn er, wofür ihm die Regierung noch unter besonderen Bedingungen übertragen ist, diese Bedingungen verletzt.“ Nach dem Vf. hat der Regent die oberstrichterliche Gewalt. In Ansehung der Strafgesetze ist er der gemeinen Meinung: „Was den Strafen an Gewisheit abgeht, das muß durch ihre Größe ersetzt, und was sie an jener gewinnen, wiederum von dieser nach-

gelassen werden“. Das Begnadigungsrecht muß dem Regenten zukommen, denn „diese Milderung oder Erlassung ist nichts Anderes, als eine partielle oder gänzliche Dispensation von einem Strafgesetze, und es muß daher das Recht dazu Statt finden.“ Aber schärfen darf der Regent die dem Verbrecher durch Urteil und Recht zuerkannte Strafe nicht; ausser wenn der Richter dem klaren Inhalt der Gesetze nicht gemäß gesprochen hat. „Denn sonst würde er nach einer Regel richten, die noch nicht als Gesetz promulgirt wäre, und der Verbrecher könnte keine Verbindlichkeit haben, sich der Strafe zu unterwerfen.“ Diese Bedingung kann leicht gehalten werden. Denn schon ein bisheriger Gebrauch der Schärfung der richterlichen Strafe würde, wie in vielen anderen Fällen, einer Promulgation dieser Regel als eines Gesetzes gleich zu achten seyn.

Za.

KURZE ANZEIGEN.

HANDELSWISSENSCHAFTEN. Berlin, b. d. Vf.: *Neuerfundene deutsche Buchhalterey.* Ein Gegenstück (?) zu Jones neuerfundener englischen Buchhaltung; oder Versuch die bisherige einfache und doppelte Methode des kaufmännischen Buchhaltens auf die zweckmäßigste Art miteinander zu verbinden, und auf das einfachste, leichteste und sicherste System zurückzuführen, von S. G. Meimer. 1803 13 Bogen 4 (3 Rthlr.)

Seit einigen Jahren, seit welchen durch die Vertheilung des Handels, einzeln, über *Weniger* Buch zu halten ist, und die Übersicht des Finanzzustandes (bis auf die rückstehenden Schuldner) immer leichter wird, überhäufen uns die deutschen mercantilen Schriftsteller mit Schematen, überliefern nun zu unserer bisherigen einfachen und italienischen Buchhaltungsart eine englische, und erfinden, wo nichts zu erfinden ist, um ja die deutsche Nation an Inventiongabe nicht zurückstehen zu lassen, allererst eine *deutsche* Buchhalterey. Allein eben diese sogenannten Erfindungen und der Streit ihrer Erfinder unter sich müssen den gerechten Zweifel erwecken, ob diese Herren das Wesen des Buchhaltens einsehen, ob sonach ihre Erfindungen etwas Wesentliches oder nun Nebendinge betreffen, die ohne Verrückung der Hauptsachen auf vielerley Art anders gemacht werden können.

So war es denn auch mit der englischen Buchhaltung des *Jones*, und so ist es mit dieser neuerfundenen deutschen Buchhalterey des Hrn. *Meimer*; beide dringen nicht in das

Wesen des Buchhaltens ein, beide gehen von keinen Principien aus, sie stellen bloß, ohne Rechenschaft darüber zu geben, verflümmelte Schemata des doppelten Buchhaltens auf. Schon der Titel, nach welchem seine Methode das einfache Buchhalten mit dem doppelten vereinigen soll, zeigt hinlänglich, daß es unserem Autor an Einsicht ins Buchhalten gebräche. Auch erfährt man hier, S. 4, daß alle im gemeinen Leben, besonders aber bey dem Handel vorkommenden Geschäfte sich in zwey Hauptclassen theilen; nämlich in solche, die in baarer Ausgabe und Einnahme bestehen, und in solche, die erst nach einer kürzeren oder längeren Zeit, auf diese oder jene Art (baar oder nicht baar?) berichtet werden.

Wir hören von todten oder fingirten Conto's, deren man sich noch, nachdem man seine Geschäfte gehörig classificirt hat, bedienen kann. — Diese deutsche Buchhalterey hat drey Bücher: ein Memorial, ein Cassbuch, und ein Hauptbuch, und das eigene oder neue derselben ist in dem Memorial zu finden.

Für dasselbe sind nach Art. des Hauptbuches zwey zugleich auflegende Seiten bestimmt; auf die rechte kommen die Creditoren, auf die linke die Debitoren zu stehen, und werden zugleich die Debitoren und Creditoren jedes Geschäfts bemerkt. Der Einkauf von 40 Bott Wein für 1000 Rthlr.; die Acceptation einer Tratte für diese Summe (die ganz unrichtig hier notirt wird), und der Verkauf von Zitz und Cattun im Werth von Rthlr. 724, sind also verzeichnet:

Debitores.			Rthlr.	Creditores.			Rthlr.
	Jan.	Wein-Conto Debet für nebenstehende 40 Bott Wein	10000	d. 2ten	Jan.	A. le Beau in Bordeaux Credit sandte uns 40 Bott Wein	10000
d. 2ten	Jan.	A. le Beau in Bordeaux Debet für seine von uns acceptirte Tratte fällig den 1 May	10000	d. 2ten	Jan.	Wechsel-Conto Credit für nebenstehende accept. Tratte	10000
d. 3ten	Jan.	Carl Weiler Debet allhier empfing von uns 32 Stk. Cattun à 22½ Stk.		d. 3ten	Jan.	General Waaren Conto	
		Rthlr. 400 —				Für nebenstehende Waaren	Credit 724
		16 Stk. Zitz à 20½ Stk.					
		Rthlr. 324	724				

Das Neue der ganzen Buchhalterey ist also, daß jede Summe doppelt angeschrieben wird, und daß die Totalsumme der Creditseite der Totalsumme der Debitseite gleich seyn muß, was eine Controle der Richtigkeit des Einschreibens seyn soll.

Allein abgerechnet, daß diese Sicherheit weniger vorhanden ist, weil auf beiden Seiten die nämliche Summe im Ganzen vorkommt, und es wahrscheinlich ist, daß, wenn wir einmal auf der einen Seite, z. B. statt obiger 10000 Rthlr. 1000 angeschrieben haben, wir sie auch leicht wieder auf der anderen aufschreiben werden; abgerechnet, daß diese Sicherheit auf eine andere Art erreicht wird: so ist diese Memorialform nicht allgemein anwendbar. Einmal schon deswegen nicht, weil

die ungleichartigen Geschäfte hier in Ein Memorial zusammen kommen, und dann, weil bey großen, aus sehr vielen verschiedenen Waaren bestehenden Bestellungen, die gewöhnlich in Manufactur-, in Specerey-, in Droquerey- u. Farbewaaren-Handlungen vorkommen, und Eine, auch mehrere Folio-Seiten einnehmen, die gegenüber liegenden Seiten leer mitlaufen würden, weil auf denselben nur die Totalsummen mit ein paar Worten anzuschreiben wären. Auch das Cass- und General-Waaren-Conto im Hauptbuch kann nur in der Handlung, die uns Hr. M. darlegt, aber ja nicht in anderen, in welchen monatlich mehr als ein paar Waarenbestellungen und Auszahlungen vorfallen, angewandt werden.

LH.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 O C T O B E R , 1 8 1 0 .

P A D A G O G I K.

- 1) CONSTANZ, b. Walbel: *Entwurf der Privatschule für bürgerliche Mädchen zu Habsthal, im Hohenzollern - Sigmaringenschen.* 1807. 34. S. 8.
- 2) Ebendaseibst: *Die Töchter Schule zu Habsthal im Jahre 1809.* 31 S. 8.

Der Stolz des Deutschen auf den Erfindungsgeist seiner Nation wird begründet durch den Gedanken, daß Deutsche es waren, welche Geistesfreyheit für ganz Europa erkämpften, daß Deutsche es waren, welche das Höchste der Wissenschaft und Kunst erfanden und pflegten, daß Deutsche es waren, welche als Entdecker in einem Gebiete glänzen, welches in der heiligsten Angelegenheit des Menschen wirkt und schafft, in dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Dieser Stolz erscheint um so gerechter, wenn man erwägt, daß in dem Gebiete der Menschenbildung die glücklichsten Reformen bewirkt wurden, nicht durch Millionen, welche die Machthaber spendeten, sondern durch den freudigen, aufopfernden Enthusiasmus, mit welchem einzelne Männer in ihrem Wirkungskreise zur Veredlung des menschlichen Geschlechts unermüdet thätig waren.

Wir wollen ihn ehren, diesen Enthusiasmus, festhalten den darauf sich gründenden Werth unserer Nation, als des kostbarste Kleinod, in einer Zeit, in welcher so leicht des Muth schwindet zu gemeinnützigen Unternehmungen, und das beglückende Gefühl von der Werthlosigkeit des Deutschen sich hier und da der schwachen Gemüther bemächtigt. Diese Empfindungen wurden in uns bey Durchlesung der vorliegenden Schriften angeregt, in denen ein edler deutscher Mann, der Geheimrath und Leibarzt, Hr. Mezler, sich als den Stifter und Beförderer einer Schulanstalt ankündigt, welche reichen Segen für die dortige Gegend stiften wird, wenn man anders das stille Verdienst beachtet, und ein Privatinstitut, welches so herrliche Früchte verspricht, sich aber, wie wir fürchten, ohne nachdrücklichen Beystand der Landesbehörde nicht wird erhalten können, nicht dahinwelken lassen will. Doch wir hegen zu der hochfürstlichen hohenzollernschen Regierung das wohlbegründete Vertrauen, sie werde mit landesväterlicher Sorgfalt das edle Streben des würdigen Unternehmers dieser Anstalt kräftig fördern, und ein nicht leicht zu gewinnendes Capital, welches in der geistigen Kraft, in dem glühenden Enthusiasmus für das begonnene Werk, und in der glücklichen Wirksamkeit des bis-

deren M. liegt, nicht ungenutzt sich verzehren lassen. — Nun noch Einiges von der am 1sten April 1807 eröffneten Anstalt, welche in dem drey Stunden vom Sigmaringen an dem Abhange eines Hügels freundlich gelegenen Kloster Habsthal ihr Entstehen erhielt, nachdem die Individuen dieses Klosters nach dem preßburger Frieden pensionirt waren. Mit Bewilligung des regierenden Fürsten machte die edle Priorin dieses Klosters, unter Mitwirkung des P. Hammers, den Entwurf zur Anlegung einer Mädchenschule, zu deren erster Gründung sie mit uneigennütziger Vaterlandsliebe das von ihrer Pension Erbrigte hergab. Hr. Mezler entschloß sich auf dringendes Ersuchen der guten Frauen, welche mit regem Eifer für die hohe Idee erfüllt waren, zur Entwerfung des Lehrplans und zur Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher, von denen weiter unten die Rede seyn wird. Hierauf wählten die Lehrerinnen gewählt, Bücher und Instrumente angeschafft, die Wohn-, Schul- und Schlaf-Zimmer bestimmt, eine eigene Küche eingerichtet, und alles angeordnet, was zur Führung einer eigenen Haushaltung für die Zöglinge erforderlich war. Die Lehrgegenstände sind: 1) Gesunderhaltungskunde, welche nicht bloß Regeln vorschreibt, nach denen die Zöglinge lernen sollen, ihren Körper gegen alle inneren und äußeren schädlichen Einflüsse zu bewahren, sondern auch Anleitung giebt, wie Frauenzimmer durch Beforgung der Küche, durch Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit im Hause, bey der Wäsche, durch Pflege der Kranken, durch Gesundheitspflege der Kinder ihren wichtigen Beruf zum Wohl des gesammten Hausstandes erfüllen sollen. — 2) Deutsche Sprache; Rechnen, wobey wir nur fleißige Übung im Kopfrechnen vermißten, welches allerdings noch weit nützlicher ist, als die schriftliche Führung praktischer Wirthschaftsrechnungen. Auch befremdet es uns, die pestalozzische Methodik nicht erwähnt zu sehen, die uns gerade in diesem Fache am bewährtesten zu seyn scheint. 3) Naturlehre, mit steter Beziehung auf die mit dem täglichen Leben in Verbindung stehenden Gegenstände. 4) Naturgeschichte, auch nur nach einem für die Frauenzimmerweit anpassenden Auszuge. 5) Technologie, wo nur Rücksicht genommen wird auf die Benutzung der Naturproducte, welche die weibliche Wirthschaftsführung interessiren. 6) Praktische Anleitung zu wirthschaftlichen Arbeiten, zur Zubereitung, Benutzung, Verarbeitung und Reinigung des Weiszeugs, zum Nähen, Stricken, Spinnen, Zwirnen, Bleichen, Bezeichnen, Schneidern, Waschen, Stärken, Glätten; die Zöglinge sollen Licht, Seife, Stärke bereiten lernen. 7) Kochkunst. Die Zöglinge sollen nicht nur

aus chemischen und diätetischen Grundsätzen wissen, aus welchen ungegohrte Mehlspeisen, gewürzte Fette, und angebrannte Speisen der Gesundheit nachtheilig sind, sondern sie sollen selbst Probespeisen bereiten, und über Holzersparung, zweckmäßige Einrichtung der Öfen und Heerde, über die nützlichen und schädlichen Küchengeschirre, und über den Einkauf der Naturalien belehrt werden. 8) Gärtnerey; zugleich wird das Nöthige über Aufbewahren, Einmachen und Trocknen der Früchte beygebracht. 9) Verpflegung der Hausthiere. 10) Der Religionsunterricht schließt den Cyklus dieser für Mädchen aus dem Bürgerstande zweckmäßig gewählten Lehrobjecte, unter denen wir jedoch einen für die Bedürfnisse dieser Kinder anpassenden Unterricht in der Geschichte und Erdbeschreibung ungern vermissen; beide erweitern den Blick des Kindes in Absicht der richtigen Ansicht der Welt und der Menschen, und reichen vielfachen Stoff zur Belebung und Befruchtung der geistigen Kraft dar.

Die dieser Nachricht beygefügte Tagesordnung finden wir sehr zweckmäßig, der Geist, welcher das Ganze belebt, berechtigt zu den erfreulichsten Hoffnungen, und die zweyte der oben angezeigten Schriften vom J. 1809 liefert den Beweis, daß in das freundliche Habenthal die richtige Ansicht eines in der That gottgefälligen Klosterlebens eingekehrt sey. Hr. M. liefert in diesen Bogen Nachricht von dem, was in diesem zweckmäßig organisirten Institut geleistet worden. In der gehaltvollen Rede „über die Nothwendigkeit zweckmäßiger Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht“, welche Hr. M. bey der öffentlichen Prüfung der Zöglinge am 3 April v. J. hielt, entwirft er in einer kräftigen Sprache ein treffendes Bild von der bisherigen Erziehung des weiblichen Geschlechts auf dem Lande und in der Stadt. Wir können nicht umhin, eine Stelle aus dieser Rede eines geistreichen Arztes mitzutheilen, zumal da die Sache der Erziehung des weiblichen Geschlechts erst seit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern zur Sprache gekommen ist.

„Seit dreyßig Jahren“, sagt der würdige Vf., übe ich nun die Heilkunst in den verschiedensten Gegenden und unter allen Ständen der Menschen aus. Das öffentliche Zutrauen, und die Art, wie ich mein Geschäft trieb, hat mich bald in Stand gesetzt, nicht nur die Krankheiten, sondern auch die Ursachen und Veranlassungen derselben, die häusliche Lage, die moralische Bildung der Menschen, ihre Neigungen und Leidenschaften und alle davon abstammenden glücklichen und unglücklichen Familienverhältnisse erfahren zu müssen. Hier zeigt sich die Erziehung im Felde der Erfahrung. Wie oft sahe ich die Menschen, wie sie nicht seyn sollten! Wie viele sahe ich, die nicht seyn konnten, was sie auch gern seyn mochten! Ach, ich habe in dieser Schule des Unglücks Vieles, sehr Vieles gelernt! Und vorzüglich ging mir das Schicksal des weiblichen Geschlechtes nahe, das mit allem Bewußtseyn seiner Vorzüge und seines wesentlichen Einflusses auf die Männer und auf das Hauswesen, sich selbst alle Annehmlich-

keiten des Lebensgenusses raubt, und oft mit, aber noch öfter ohne sich verschulden aus bloßem Mangel an Bildung zur steten Ursache alles Zerwürfnisses und alles Jammers im Hause wird. — Das Gemälde des Weibes auf dem Lande ist von Kindesbeinen an so schauerhaft, an Körper-, Geist- und Herzensbildung so verkümmert, und so ärmlich, so unbehülflich und vernachlässigt, daß das allgemein daraus entstehende Übel für die Menschheit und jeden Staat die ernstlichste Aufmerksamkeit erfordert. — Wenn die Tochter auf dem Lande durch Mangel an Bildung unglücklich ist: so ist jene der Stadt gewöhnlich verblödet, weil ihre Erziehung nicht auf die hohe Würde der Menschennatur, sondern nur auf Trug und Schein, auf Sinnesreiz und Selbstsucht gegründet ist. Wenn ein Mädchen in der Stadt auch ein wenig besser lesen, schreiben, rechnen kann, wenn sie geistlicher in der Kleidung, im Betragen, geschickter in einigen Arbeiten ist — wie weit ist es noch entfernt, bis es alle, für seinen künftigen Beruf erforderlichen Kenntnisse erworben, und sich die Tugenden und die Weihe seines Geschlechts mit reinem Eifer, durch Übung angeeignet und angewöhnt hat! Dieser einzige hohe Zweck der Erziehung, wo wird er auch in Städten beachtet?“

Hört ihn! Hört ihn! Alle, die ihr als leibliche Ärzte zugleich die Stelle der geistlichen Räte und Beichtväter, die oft nicht Sinn für dieses Geschäft haben, vertreten, und helfet, wo ihr es vermöget, zur Besserung des Familiengeistes und der Erziehung, wie dieser euer trefflicher Amtsgenosse that, der eine Schule gründet und anordnet half, die allerdings in jeder Hinsicht den anthropologischen und psychologischen Principien der Erziehung und den Bedürfnissen ihrer Zöglinge angemessen genannt werden darf, wie aus den gründlichen Prüfungsberichten, welche der Pfarrer Straffer und der Oberamtsrath Walchauer beygefügt haben, zur Genüge erhellet.

Wir sind nun noch unseren Lesern eine kurze Anzeige der Lehrbücher schuldig, zu deren Abfassung sich Hr. M. bey Errichtung der Töchter Schule veranlaßt sah; sie nehmen in der Reihe dieser Schriften immer einen sehr ehrenvollen Platz ein, da sie, bey allen Mängeln, die ihnen als ersten Versuchen dieser Art ankleben, doch die Bahn brechen helfen, auf der Andere vielleicht glücklicher fortschreiten werden.

- 1) MEERSBURG u. ROTWIL, b. Herder: Versuch einer angewandten Naturrechtswissenschaft zunächst für die Privatschule bürgerlicher Mädchen zu Habdthal, von dem Geheimenrath und Leibarzt Meier. 1809. 98 S. 8.
- 2) MEERSBURG, b. Herder: Angewandte Naturgeschichte u. s. w. 1809. 204 S. 8.
- 3) CARLSRUHE, b. Müller: Allgemeine Technologie oder Verarbeitung, Zubereitung und Benutzung der Naturproducte u. s. w. 1810. 103 S. 8.
- 4) CARLSRUHE, b. Müller: Unterricht über die häuslichen Tugenden, Pflichten und Beschäftigungen.

gen des weiblichen Geschlechts u. s. w. 1810. 120 S. 8.

5) Ebendasselbst: *Diätetik für bürgerliche Mädchenschulen* u. s. w. 1810. 146 S. 8.

Die Kürze der Zeit, in welcher Hr. M. diese Lehrbücher entwarf, werden bey billigen Richtern die Unvollkommenheiten entschuldigen, welche in Form und Materie darin anzutreffen sind. Es ist hier der Ort nicht, diese Mängel aufzuzählen. Bitten müssen wir den Vf., bey einer etwa erfolgenden neuen Auflage, für eine reine von allen Provincialismen gefäuberte Sprache Sorge zu tragen, wenn es ihm darum zu thun ist, seinen Lehrbüchern Eingang in mehrere Schulen zu verschaffen. Das überall sichtbare Bestreben, aus Naturkunde und Technologie nur das für junge Mädchen Brauchbare herauszuheben, scheint dem Vf. vorzüglich gelungen zu seyn; nur wünschen wir, daß er die in No. 1 beobachtete Fragemethode, nach welcher der Lehrer den fragenden Schüler und die Schülerin den Docenten macht, indem sie ausführlich den fragenden Lehrer belehrt, als unzweckmässig verwerfen möge. Die Diätetik ist nach *Bertele* geordnet und vorgetragen, in der Naturgeschichte und Technologie ist *Funk* benutzt worden. In der Hand eines geschickten Lehrers werden diese Schulbücher gewiss mit sichtbarem Nutzen gebraucht werden können, zumal wenn durch die erforderlichen Naturaliensammlungen der Unterricht belebt wird.

FRHT.

1) MÜNDEM, b. Caspar: *Kurzer Plan über die Mädchenschule zu Münden*. Von Georg Schläger, Stadt- und Garnison-Prediger. 1807. 14 S. 8.

2) Ebendasselbst: *Fortsetzung des Planes über die Mädchenschule in Münden*. 1807. 23 S. Zweyte Fortsetzung. 1808. 40 S. 8.

3) Ebendasselbst: *Die Prüfungsfeyer in der Mädchenschule zu Münden am 5 Oct.* 1808. 70 S. 8.

4) Ebendasselbst: *Fortsetzung des Planes über die Mädchenschule zu Münden*. 1809. 30 S. — *Fortsetzung des Planes* u. s. w. Die Einnahme und Ausgabe enthaltend. 1809. 34 S. 8.

5) Ebendasselbst: *Fortsetzung des Planes* u. s. w. 1810. 20 S. 8.

6) GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Plan einer Industrie-Schule*, von F. G. F. Schläger. 1810. 16 S. 8.

Die kleinen Schriften, welche wir hier anzeigen, haben einen grossen Werth; so wie überhaupt der Werth der Schriften unbedingt gross genannt werden kann, welche verkünden, was uneigennützigere Menschenliebe Gutes leistete zur Veredlung des Menschengeschlechts. Also auch hier — dem Verdienste seine Kronen, und dem Vf. im Namen der Menschheit herzlichen Dank für den Biedersinn, und für die ausharrende Treue, mit der er sich um seine Mitbürger verdient machte!

Alles, was bis dahin für die Mädchenschule in Münden geleistet wurde, geschah durch den reinen Patriotismus des Stifters dieser Schule. Er gab zur Errichtung derselben zwey Zimmer in seiner Amtswohnung unentgeltlich her, ertheilte wöchentlich in acht Lehrstunden den Unterricht in der Religion, in der Geschichte und Geographie, in der deutschen Sprache, und in Verstandesübungen, ohne eine andere Belohnung, als die Freude zu gewinnen, die in dem Bewußtseyn liegt, Menschenwohl befördert zu haben.

No. 1 enthält den allgemeinen Grundriss, nach welchem die Lehrer arbeiten wollen, und die Bedingungen, unter welchen die Zöglinge aufgenommen werden sollen. Der Lehrplan, welcher hier noch sehr mangelhaft erscheint, hat späterhin sehr zweckmässige Erweiterungen erhalten. Nur finden wir es nicht zweckmässig, wöchentlich 9 Stunden weiblichen Handarbeiten zu widmen; es ist hinreichend, wenn in 5 bis 6 Stunden Anleitung dazu ertheilt wird, die durch Übung zu gewinnende Fertigkeit muß dem häuslichen Fleisse vorbehalten bleiben, damit der Schule nicht für den wissenschaftlichen Unterricht zu viele Zeit entzogen werde, um den es gebildeten Ältern aus den höheren Ständen am meisten zu thun zu seyn pflegt. Denn der Unterricht in Handarbeiten kann doch nicht in seinem ganzen Umfange in der Schule ertheilt werden.

No. 2 ist nicht so wohl als eine Fortsetzung des Lehrplans, als für eine Expectoration des Vfs. über manche das Schulwesen betreffende Gegenstände anzusehen, insbesondere äußert er manche fromme Wünsche über die Mitwirkung der häuslichen Erziehung bey den Bemühungen der Schule. Die zweyte Fortsetzung u. s. w. handelt von dem Nutzen öffentlicher Schulprüfungen, wobey der Vf. zwar die bekannten Vortheile, welche diese Prüfungen unter gewissen Voraussetzungen gewähren können, aufzählt, aber durchaus auf die Bedenklichkeiten nicht Rücksicht genommen hat, welche durch dergleichen öffentliche Ausstellungen in Hinsicht auf die Charakterbildung oder Verbildung junger Mädchen veranlaßt werden. Wir würden hier die zarteste Sorgfalt allen Vorstehern ähnlicher Institute zur Pflicht machen, und gar sehr wünschen, daß diese Prüfungen nur in Gegenwart der Ältern und nächsten Angehörigen der Zöglinge veranstaltet werden möchten, um die zarte Blume der Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und naturgemässen weiblichen Schüchternheit nicht im Aufblühen zu zerknicken.

No. 3 beschreibt eine Prüfungsfeyerlichkeit, und erstattet ausführlichen Bericht über den methodischen Gang, nach welchem die Prüfung in den einzelnen Lehrobjecten vorgenommen wurde. Mit Recht hält der Vf. ein zweckmässiges Lehrbuch der Geschichte, auf die Bedürfnisse junger Frauenzimmer berechnet, für ein dringendes Bedürfnis der Mädchenschulen aus den gebildeten Ständen. Möchte der würdige Bredow, der, wie wir hören, in seinem

Wohnorte für Bildung der Töchter kräftig zu wirken sucht, und also diesen Mangel längst gefühlt haben wird, sich willig finden lassen, diese Lücke auszufüllen.

No. 4 ist als eine *oratio pro domo* damit beschäftigt, die *Vorzüge der öffentlichen Erziehung* aus einander zu setzen; indessen hat der Vf. nicht von blinder Vorliebe sich leiten lassen. Es ist leider nur zu wahr, daß der Familiengeist gerade in den höheren Ständen nicht von der Art ist, daß er wohlthätig auf junge Gemüther wirken, und in uns die Hoffnung beleben könnte, daß durch ihn eine bessere Generation gebildet werde. Die fortgesetzten Nachrichten von der Mädchenschule, welche diese Bogen liefern, geben einen erfreulichen Beweis von der musterhaften, religiösen Treue, mit welcher der Vf., trotz allen schnöden, schiefen Urtheilen, mit ganzer Hingebung und vielfacher Aufopferung dieser Schule Zeit und Kräfte widmete. Die vorgelegte Berechnung der Ausgabe und Einnahme mag die beschämen, welche den Bestrebungen des edlen Mannes mit liebloser Kälte ihre Theilnahme verweigerten. — Die Anzahl der Zöglinge, welche Anfangs aus 12 Schülerinnen bestand, besteht jetzt aus 40, und Hr. S. macht Hoffnung dazu, daß noch eine *dritte Classe*, dem

Elementarunterricht bestimmt, werde errichtet werden.

No. 5: Es hat nun endlich durch die uneigennützigste Theilnahme, welche ein edler Mitbürger dem Institut schenkte, die Töchter - Schule ein geräumiges Locale erhalten. Vier geräumige Zimmer sind zu ihrem Gebrauche bestimmt, und dem ersten Lehrer und der ersten Lehrerin hat eine eigene Wohnung in diesem Hause angewiesen werden können. Doch wird einem Institut, welches durch Menschenfreundlichkeit eines Privatmannes gegründet wurde, hiedurch bleibende Dauer gesichert? Sollte nicht mit gerechter Sehnsucht sein durch drey mühsame Jahre geprüft und bewährt befundener Elser sich nach Hülfe von Seiten der Staatsbehörden umsehen dürfen? Sollte Hn. S., der auch durch Errichtung einer Industrieschule seinen Mitbürgern so ersprießliche Dienste leistete, von der in No. 6 Nachricht gegeben wird, nicht aus den Händen der ersten Staatsbeamten, eines *Wolfradt* und *Leist*, der Kranz des Verdienstes erreicht werden? — Vielleicht können wir bey einer der fortgesetzten Nachrichten von dieser Töchter - Schule, deren Anzeige wir uns zur Pflicht machen, die Erfüllung unserer freudigen Hoffnung verkündigen. FRHT.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. Quedlinburg, b. Ernst: *Die Schule der Selbstbelehrung für Sittlichkeit und Religion nach Vernunft und Schrift.* Allen guten Menschen eröffnet, denen es um reinere Erkenntniß ihres Christenthums zu thun ist, besonders gebildeten Jünglingen und Jungfrauen, welche zum Denken gewöhnt, sich weiter auf dem Wege christlicher Weisheit fortsetzen wollen, wenn sie nach der Confirmation die öffentlichen Schulen verlassen, und zum bürgerlichen Leben übergehen. Nach dem Plane des vom Hn. D. J. A. Hermes zu Quedlinburg herausgegebenen Lehrbuchs der Religion Jesu entworfen von Joh. Heinr. Friedr. Meineke, vormals fürstl. Consistorialr., jetzt noch Prediger zu St. Blasius in Quedlinburg. 1810. XII, 20 u. 339 S. 8. (18 Gr.)

Außer der auf dem Titel angegebenen Absicht glaubt der Vf. durch diese Schrift auch Lehrern nützlich zu seyn, um ihnen das Geschäft zu erleichtern, sich jedes zusammenhängend geschriebene Lehrbuch in Fragen aufzulösen, und Hausvätern und Hausmüttern ein Hülfsmittel darzubieten, sich von den Fortschritten ihrer Kinder in der Religionskenntniß zu überzeugen. „Wet es weiß,“ setzt Hr. M. in Absicht des ersten Punctes hinzu, wie viele logische Festigkeit, und selbst bey derselben, praktische Gewandheit dazu gehöre, sokratisch zu fragen, ohne von einer Frage unvorbereitet auf die andere überzuspringen, und kein wesentliches Merkmal eines Begriffs zu übergehen, der wird den Nutzen eines solchen Buches für ungebildete Lehrer anerkennen.“ Aber wie können sie, wenn das auch überhaupt durch Ein Buch möglich wäre, aus dem feinsten sokratisch fragen lernen, da es nicht nach sokratischer Methode abgefaßt ist? Bey der antwortenden Person dieses Buches sind ja alle Begriffe und Urtheile

schon fertig und das, was sie seyn sollen; dahingegen die sokratische Methode sie erst durch die Unterredung entstehen und zur Vollendung kommen läßt. Daß auch sehr viele Fragen, besonders in der Einleitung, nicht vorbereitet sind, daß Manches vorausgesetzt und angewandt wird, wovon die Gründe erst später folgen, daß manche Ausdrücke, die nicht Jeder verstehen dürfte, unerklärt bleiben, das Alles möchte der Vf. vielleicht damit entschuldigen, daß er gut unterrichtete Leser voraussetzt. Ob für solche aber nicht ein zusammenhängender Vortrag, allenfalls mit untergesetzten Fragen, passender gewesen wäre? — Die Sachen, welche Hr. M. vorträgt, sind im Ganzen sehr gut, seine Begriffe meistens bestimmt und seine Urtheile richtig, besonders in den historischen und unmittelbar praktischen Theilen. Mehr Blößen giebt er, wenn er in das Gebiet der Metaphysik steigt. Über die Freyheit erklärt er sich widersprechend. Nach S. 8 ist der freye Wille die Fähigkeit, nach Vernunft zu wählen oder zu verwerfen; wenn die Menschen dem bloßen sinnlichen Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen folgen, ist ihr Wille nicht frey. Nach S. 147 kann der Mensch, wenn er will, frey seyn. Nach S. 153 setzt die Sünde Kraft und Freyheit voraus, das Gebot übertreten oder erfüllen zu können. Auch die Lehre von Gott und dessen Eigenschaften ist nicht befriedigend abgehandelt, und giebt manchen Bedenklichkeiten Raum, weil der Vf. dabey zu theoretisch und speculativ verfährt, da doch nur aus praktischen Begriffen eine consequente Gotteslehre kann entwickelt werden. — Die Schreibart ist nicht rein, und die Orthographie oft seltsam. Wir finden *wann* *als* statt *wann*; *airgens*; *zweifeln* u. dgl.

HURL.

NEUE AUFLAGEN.

Düsseldorf, b. Dänzer: *Düsseldorfer Taschenbuch für Geschäftleute in Großherzogthum Berg auf das Jahr 1810.* Enthält den Status der hohen Ministerien, der Verwaltungs- und Justiz - Stellen des Großherzogthums Berg, die Adressen der düsseldorfer Kaufmannschaft und Gastwirthe, den Geldkurs bey den öffentlichen Cassen, die Reductionstabellen der dabey

angenommen werdenden Gold- und Silber-Sorten, und des bisherigen Münzfusses in dem jetzt geltenden Decimalsfuß, die Stempel-, Hypotheken-, Patent- und Wege-Taxe, die Post- und Sperr-Ordnung, nebst anderen dazu gehörigen interessanten Gegenständen. 2te vermehrte u. verbess. Auflage. Taschenformat. (6 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 O C T O B E R , 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Götschen: *Gutachten über Getreide-Ausfuhrverbote und Magazine.* Herausgegeben von *au**. Als Beurtheilung der Abhandlung von *Schmalz*, über den sogenannten Getreidewucher in der hallischen Literatur-Zeitung. 1809. 68 S. gr. 8. (8 Gr.)

So wenig es befremden kann, wenn man im wirklichen Leben über die Gegenstände, mit welchen es die vorliegende höchst empfehlenswerthe Schrift zu thun hat, ganz verschiedene Mafsregeln nehmen, und ganz entgegengesetzte Grundsätze befolgen sieht: so auffallend ist es, dafs in der Theorie selbst noch eine so grofse Verschiedenheit der Ansichten Statt findet. Denn was die Praxis angeht: so ist es leider nur zu oft der Fall, dafs gar nicht nach Grundsätzen, sondern nach Vorurtheilen und falsch gewählten Beyspielen verfahren wird, und gewissermaßen verfahren werden mufs; ja es ist nicht zu leugnen, dafs gar oft eine Mafsregel den richtigen und bisher angenommenen Grundsätzen zu widersprechen scheint, welche gleichwohl höchst consequent, und den bisher befolgten Grundsätzen durchaus gemäfs ist, nur dem nicht so erscheint, welcher von den Umständen nicht vollkommen unterrichtet ist, oder von abweichenden Grundsätzen ausgeht. Die immer noch Statt findende Verschiedenheit in der Theorie hingegen läfst bey den vielen scharfsinnigen Untersuchungen, bey den mannichfaltigen Erfahrungen, welche besonders seit den letzten 40 — 50 Jahren über diese Gegenstände angestellt und gesammelt sind, wenig Hoffnung übrig, dafs eine nicht mathematisch zu erweisende Vernunftwahrheit zur allgemein anerkannten Wahrheit werden, und dafs die Systemsucht der Stimme der Wahrheit weichen werde. Denn ohne eine Systemsucht fafst es sich wenigstens kaum begreifen, wie man immer noch mit Gründen wider oder für die eine oder die andere Meinung hervortreten kann, deren Nichtigkeit nicht nur bis zu einem hohen Grad von Evidenzargethan ist, sondern welche mit anderen Gründen, mit welchen sie in eine Reihe gestellt werden, und in der Verbindung und Allgemeinheit, in welcher sie gebraucht werden, in einem ganz offenbaren Widerspruch stehen. Ein Aufsatz des Hn. G. J. R. *Schmalz* in dem 244 und 245 Stücke der Hall. A. L. Z. vom Jahr 1805, welcher, ungeachtet in demselben alle die Fehler und Trugschlüsse anzutreffen sind, die alle Schriften an sich haben, welche eine einzige, zu allen Zei-

ten, an allen Orten und unter allen Umständen zu befolgende Maxime unbedingt gleich einer Universalmedicin empfehlen, doch durch den zuversichtlichen, entscheidenden Ton, der darin herrscht, und durch dreiste Behauptungen Manchen stutzig machte und imponirte, hat einen preussischen Geschäftsmann schon im November 1805 veranlaßt, dieses Gutachten auszuarbeiten. Der verdienstvolle Vf., welcher seinen Gegenstand ganz kennt und mit Ruhe beleuchtet, erklärt sich zwar sowohl für eine vollkommene Freyheit des Getreidehandels im Inneren, und mithin gegen alle Verbote des Aufkaufens, des Zwischenhandels u. s. w., als auch für die Freyheit der Ausfuhr und Einfuhr im Allgemeinen. Doch will er, und nach Rec. Dafürhalten mit dem entschiedensten Rechte, dafs die Regierungen sich nicht bey der Befolgung dieser als Regel geltenden Grundsätze unbedingt beruhigen, sondern auf den Gang des Kornhandels ein stets wachsameres Auge haben, und unter gewissen Umständen, wenn nämlich bey bereits hohen und immer noch steigenden Preisen dennoch die Ausfuhr ins Ausland fortdauert, mit Ausfuhrverböten dazwischen treten sollen, damit nicht wirklicher Mangel entstehe, oder der Preis des Getreides zu einer solchen Höhe ansteige, welche für die arbeitende Classe einem wirklichen Mangel gleich zu achten ist, und dafs sie, wenn alles dessenungeachtet doch der eine oder der andere dieser Fälle eingetreten, aus öffentlichen Magazinen dem ärmeren Theile zu Hülfe kommen sollen. So sehr diese Grundsätze — ungefähr dieselben, welche seit *Gaglianis* geistreicher Behandlung dieser Materie, von allen verständigen Menschen und Regierungen als die richtigen angenommen und befolgt worden sind — dem unbefangenen Verstande einleuchten: so wenig wollen die Physiokraten solche gelten lassen; sie verlangen vielmehr mit gänzlicher Verwerfung dieser *halben Mafsregeln* — so nennen sie die verständige Rücksicht auf Zeit, Ort und besondere Umstände —, dafs der Staat nie, unter keiner Bedingung, sich in den Handel mische, sondern ihn in seinem ungestörten Gange gehen lasse. Auch Hr. *Schmalz*, ein sehr eifriger Anhänger der Physiokraten, hat sich in dem vorerwähnten Aufsatz zu dieser Lehre bekannt, und unser Vf. macht sich ein Geschäft daraus, die vielen Trugschlüsse und übertriebenen Behauptungen, auf welchen das System der unbedingten Freyheit beruhet, und welche in jenem Aufsatze gleichfalls anzutreffen sind, aufzudecken, und das Wahre von dem Blendenden abzufordern. Gleich der erste, an und für sich richtige Satz, den der Vf. beleuchtet:

dafs das Verhältnifs des Vorraths zu dem Bedarf die Preise bestimme, auf welchen die Physiokraten einen so grofsen Werth legen, spricht hier gegen sie. Denn die Ausfuhr vermindert doch natürlich den Vorrath, und nicht sowohl der Vorrath überhaupt wirkt auf den Preis, als der zum Verkauf ausgetretene, und derjenige Vorrath, der der Natur der Dinge nach auf unseren Markt kommen kann. Dieses Letztere gilt aber in Ansehung des Getreides, dessen Transport mit so vielem Aufwande verbunden ist, immer nur von den Vorräthen, die sich in einem gewissen nicht zu ausgedehnten Bezirke befinden, und in Ansehung des Ersteren mag es zwar ungereimt seyn, eine allgemeine Verabredung der Landleute, durch Zurückhaltung ihrer Vorräthe den Preis steigern zu wollen, zu fürchten; inzwischen ist es *gewifs* höchst kurzfristig, eine Verabredung der Art für nöthig zu achten, indem der gemeinschaftliche Wunsch, das allgemeine Streben aller Landleute, der erste Grundsatz, von welchem jeder verständige Producent ausgeht, in diesem Punct die Stelle einer Verabredung vertritt, und weit kräftiger wirkt, als je eine ausdrückliche Verabredung zu wirken im Stande ist. Es ist daher hier so wenig eine Verabredung nöthig, als es einer Verabredung der Landleute, ihre Äcker zu rechter Zeit bestellen zu wollen, bedarf. Wenn der Landmann nicht seiner Seits von dem Bedürfnifs, Geld zu haben, gedrängt würde, und wenn dieses nicht hauptsächlich zur Zeit des Herbstes, wo seine meisten Abgaben fällig sind, der Fall wäre: so würden wir gewifs sehr viel öfter hohe Fruchtpreise haben. Wie denn wirklich in den letzten Friedensjahren die Kornpreise im Herbst deswegen, weil der Landmann an Geld noch keinen Mangel litt, sehr häufig höher waren, als im Frühjahr, und diejenigen, welche, der alten Regel getreu, ihren Bedarf um Martini einkauften, oft theuereres Brod assen, als die, welche sich von Zeit zu Zeit damit versahen. Da also das Aufbewahren des Korns bis zu besseren Preisen ein ganz allgemeiner, gleichsam instinktmässiger Grundsatz des Landmannes ist: so ist daher auch nicht zu fürchten, dafs ein Ausfuhrverbot ihn dazu erst bestimmen, und dafs er dadurch gleichsam erst aufmerksam gemacht werde. Überhaupt irrt man durchaus, wenn man allgemeine, den Handel betreffende Wahrheiten auf den Getreidehandel anwenden will, und dieser Irrthum ist um so gröfser, je mehr ein Land ein ackerbauendes Land ist, welches sich regelmässig durch eigene Production, und nicht durch den Handel mit Auswärtigen versorgt. Im Handel mit gewöhnlichen Waaren ist das Interesse, das Bedürfnifs, zu verkaufen, dem, zu kaufen, ziemlich gleich. Dieses ist beym Getreide ganz etwas anderes. Es kann nicht, ohne dafs man in Noth geräth, entbehrt werden, und ein Abwarten, ein Aufschub von einiger Bedeutung ist von Seiten des Consumenten oft ganz unmöglich, da der gröfsere, von Brode hauptsächlich lebende Theil ohnehin nicht eher kauft, als bis sein Vorrath erschöpft, und Noth da ist. Mit hin findet alles, was auf eine allmähliche Ausgleichung berechnet ist, was eine Einschränkung, eine

Entwöhnung voraussetzt, entweder ganz und gar nicht Statt, oder hat doch weit engere Grenzen, und zieht leicht die schrecklichsten Folgen jeglicher Art nach sich, so dafs die Furcht allein hier Wirkungen hervorbringt, welche nach psychologischen Gründen bey anderen Dingen gar nicht zu erwarten stehen. Nächst diesem hat der Getreidehandel seine kurzen, höchstens auf ein Jahr sich ausdehnenden Perioden; er ist daher weit mehr ein Spiel, als jeder andere Handel, und zwar ein Spiel, wobey der Gewinn oder Verlust nicht nur von dem endlichen Ausgange, von der Ärndte, sondern von sehr vielen Umständen, welche kein Mensch vorher zu berechnen, herbeyzuführen und abzuwenden im Stande ist, abhängt. Er bedarf daher von der einen Seite einer öffentlichen Leitung und Aufsicht, von der anderen aber wird er nie zu einer solchen Festigkeit gedeihen, als ein anderer Handel. Besonders ist dieses in Ländern der Fall, welche in der Regel so viel, oder noch mehr, als sie bedürfen — und an solche kann doch, wenn von Ausfuhrverboten die Rede ist, eigentlich nur gedacht werden — produciren. Deshalb ist aber auch jede Berufung auf Holland und auf England, auf diese glücklich gelegenen Länder, welche den Zwischenhandel zwischen den kornreichen und kornarmen Ländern in Händen haben, durchaus unpassend. Denn was besonders Holland — natürlich denkt sich Rec. Holland in dem ehemaligen Zustande — angeht: so ist das Getreide hier Handels-Waare, nicht Landes-Product. Die Gewissheit, für das eingeführte Getreide jederzeit, auch in den besten Jahren, Käufer zu finden, macht es dem Kaufmanne möglich, feste Handelsverbindungen anzuknüpfen, oder bey Zeiten sich umzusehen, Erkundigungen einzuziehen, und sich dahin zu wenden, wo die Ärndte am besten gewesen ist, um vortheilhaft einzukaufen, und auf diese Weise bald mit dem Süden, bald mit dem Norden von Europa, bald mit Afrika oder Amerika sich in Verbindung zu setzen, und von der Wahrheit, dafs nie auf der ganzen Erde zu gleicher Zeit Missernte Statt findet, Nutzen zu ziehen. Unter diesen Umständen den Handel durch Aus- oder Einfuhr-Verbote dirigiren zu wollen, würde eben so widerfönnig gewesen seyn, als es kurzfristig ist, wenn man behaupten wollte, dafs, weil Holland bey der Befolgung seiner Mafsregeln gut gefahren sey, ein anderes Land dabey gleichfalls gut fahren werde, welches nicht so glücklich gelegen ist, und in welchem man einen bedeutenden Ackerbau treibt, wo man also immer erst spät, immer erst durch das Daseyn des Übels, von der Gefahr überzeugt wird, ja wo selbst dann — wie die Erfahrung genugsam lehrt — noch Ungewissheit und Zweifel herrscht, ob nicht etwa der Überschufs der vorigen Jahre das Deficit decken, und ob es ein wirkliches oder nur ein scheinbares künstliches Deficit sey, wo mithin an eine Zufuhr im Voraus gar nicht zu denken ist. Denn auch die gröfste, ausgedehnteste Freyheit kann und wird nie die Folge haben, wie die Gegner gleichwohl zu wännen scheinen, dafs ein und dasselbe Land, welches in der Regel

der Zufuhr nicht bedarf oder gar einen Activhandel mit eigenen Früchten führt, auch zugleich einen geordneten Passiv-Handel von Bedeutung habe, da, wie bereits bemerkt, England nicht zum Beyspiel genommen werden darf, welches seiner Flotten und Kolonien wegen jederzeit einen lebhaften Kornhandel führen muß. Ist daher der eigene Vorrath in diesen Ländern nicht ausreichend: so müssen sie, wenn die für den Einkauf und für den Transport günstigste Zeit bereits vorüber ist, zu einer Zeit, wo die Noth einzelner Länder auf den Preis der Früchte in gegangenen Ländern schon eingewirkt hat, einkaufen; sie müssen sich, weil die Sache keinen Aufschub leidet, nach den Markt wenden, welcher ihnen der nächste ist, und daher vielleicht an der Ostsee für das Doppelte kaufen, wenn sie am Mittelmeer für die Hälfte hätten kaufen können, müssen alle die Nachtheile fühlen, welche mit jedem neuen ungewohnten Handel, den man zur Zeit der Noth anfängt, unvermeidlich verbunden sind, müssen sich allen den Schwierigkeiten, Zögerungen u. s. w. unterwerfen, welche der Landtransport, oder auch der Wassertransport stromaufwärts mit sich führt; und es ist ein halbes Wunder nöthig, wenn die auf solche Weise geschaffte Aushülfe zu rechter Zeit ankommt, und wenn das dadurch herbeygeschaffte Getreide nicht einen noch höheren Preis hat, als das einheimische. Unter solchen Umständen ist daher nichts wichtiger, als dafür zu sorgen, daß ein solches Land nie der fremden Zufuhr, welche für dasselbe immer precär ist, bedürfe. Dieses kann eines Theils dadurch geschehen, daß man mit dem vorhandenen Vorrath zu Rathe hält, theils dadurch, daß man im Voraus an einen solchen Fall denkt, und Magazine errichtet. Jenes macht nun, so bald man gewahr wird, daß bey einer nicht entschiedenen reichen Ärndte, und bey Preisen, welche die gewöhnlichen bereits um ein Ansehnliches übersteigen, dennoch mit Korn Handel ins Ausland getrieben wird, und wenn man weiß, daß die Preise in einem Lande, wohin unsere Vorräthe wirklich gehen, und möglicher Weise gehen können, noch höher sind, als die unsrigen, und auch dort noch im Steigen sind, ein Ausfuhrverbot nothwendig; damit nicht aus hohen Preisen am Ende eine wirkliche Theuerung, oder was einerley ist, Mangel für den Theil des Volks entstehe, der mit Aufbietung aller Kräfte, und mit Entfugung alles Entbehrlichen, doch so viel nicht erschwingen kann, als er nöthig hat, um sich satt zu essen. Gegen die Güte dieser Mafsregel ist es kein Einwand, daß — nach einer dreist behaupteten Erfahrung — die Sperre die Preise nicht solle fallend machen, ja sie noch höher treibe. Die Herstellung eines niedrigen Preises ist ja keinesweges Zweck dieser Verfügung, welche nur dann geschieht, wenn die Preise schon hoch stehen, wenn der Getreidebesitzer schon an den hohen Preis gewöhnt, und durch die bisherigen hohen Preise in den Stand gesetzt ist, mit seinen Vorräthen an sich zu halten; aber sie bewirkt, und soll bewirken, daß der Vorrath, welcher noch da ist, nicht fortgehe, und daß nicht Mangel ent-

stehe; und wer vermag zu bestimmen, wie hoch die Preise gestiegen seyn würden, wenn die Ausfuhr nicht verboten worden wäre? Wer vermag zu bestimmen, wie groß ohne sie der Mangel geworden seyn würde? Denn es ist doch bekannt genug, ob es gleich Manchem, der sich eine entscheidende Stimme in dieser Angelegenheit anmaßt, nicht bekannt zu seyn scheint, wie bey grossen vortheilhaften Bestellungen nach dem Auslande zu Werke gegangen wird; wie der Kaufmann, dem das Ausland, mit welchem er handelt, weit mehr interessiert, als das Inland, durch Anstellung einer Menge von Commissairs und Unterlieferanten, welche zu gleicher Zeit nach allen Seiten ausströmen, alle großen Vorräthe in Beschlag nehmen läßt, und wie er durch baare Bezahlung grosser Summen in Münzforten, wie sie ein Jeder wünscht und nöthig hat, und durch alle die Künste, mit denen er vertraut ist, ganze Districte auszu kaufen weifs, ehe davon das Mindeste ruchtbar wird. Es ist aber auch eine ganz falsche Behauptung, daß Sperren die Preise nie fallend machen; vielmehr lehrt nicht nur die Erfahrung das Gegentheil, sondern das Geschrey, welches die Producenten, die ihren Vortheil recht gut verstehen, dagegen erheben, beweiset dieses am besten. Auch ist es sonderbar, daß die Vertheidiger der unbedingten Freyheit, von der Ausfuhr gar keine nachtheiligen Folgen fürchten, und doch von der Einfuhr so viele wohlthätige Wirkungen versprechen, da doch beide eine gleiche, wiewohl entgegengesetzte Wirkung nach sich ziehen müssen. Und ist es wirklich eine Kleinigkeit, wenn die Ausfuhr zu einer Zeit, wo der ganze vorhandene Vorrath kaum zureicht, und wo man schon zu allen möglichen Einschränkungen geschritten ist, auch nur $\frac{1}{2}$ beträgt? Dieser ganze Abgang fällt ja immer nur auf einen kleinen Theil der Nation. Der Producent, der Reiche, die ganze Classe derer, die im Brode Anderer stehen, lassen sich wenig oder nichts abgehen; der Arme, hauptsächlich der Arme in den Städten und in den Gebirgsgegenden, empfindet allein den Abgang, und die $\frac{1}{2}$ Procent, welche vielleicht noch ohne nachtheilige Folgen hätten eingespart werden können, wenn die ganze Volksmenge sich zu einem gleichen Abzuge verstanden hätte, können von dem vierten oder fünften Theile der Nation, welcher sich in Tagen der Fülle kaum, oder gerade nur satt isst, unmöglich entbehrt werden, ohne daß Mehre des Hungertodes sterben müssen. Daß der Ackerbau durch Sperren solcher Art leiden sollte, wird gewifs Niemand fürchten. Denn so wahrscheinlich es ist, daß durch ein falsches System, durch ein System, welches die Herabdrückung der jetzt im Ganzen höheren Preise zu dem Stand, welchen sie vor 20 — 30 Jahren hatten, dem Landbau geschadet, und ein unnatürlicher gelähmter Zustand hervorgebracht werden würde: so wenig ist dieses von einer Sperre zu fürchten, welche nur dahin geht, daß ein bereits hoch gestiegener Preis nicht noch höher steige, und welche n der Regel nicht länger als von einer Ärndte bis zur anderen dauert. Übrigens liegt in der Behauptung,

dafs Ausfuhrverbote Erhöhung der Preise bewirken, und zu gleicher Zeit dem Ackerbau schaden sollen, einer von den vielen Widersprüchen, deren sich die Physiokraten schuldig machen.

Am schwierigsten wird es seyn, sich von den Umständen, welche die in Vorschlag gebrachten Mafsregeln nöthig machen, zu überzeugen, und diese Aufgabe ist am wenigsten befriedigend von unserm Vf. gelöst. Durch Tabellen über den Vorrath und den Bedarf wird man der Wahrheit schwerlich auch nur in etwas nahe kommen. Wenn man nicht etwa das auszuführende Getreide mit einer Abgabe belegen will, welche nach im Voraus fortgesetzten Verhältnissen mit den Preisen steigt und fällt, und welche den Handel mit dem Auslande in demselben Grade erschwert, als er uns weniger nöthig und wohlthätig ist: so dürfte es am sichersten und leichtesten seyn, den Gang des Handels, den Zug, den das Korn nimmt, stets genau zu beobachten, und sobald als das Getreide auf eine auffallende Weise steigt, über die Preise, in welchen es an den Orten, wohin der Handel geht, genaue Erkundigungen einzuziehen, und allenfalls unter Zusicherung der Geheimhaltung bey grossen Kornhändlern und grossen Güterbesitzern Nachfragen über die Quantitäten, welche sie bereits zu liefern übernommen haben, anzustellen, ihnen die Anzeige neuer Aufträge oder Speculationen zur Pflicht zu machen, und durch genaue und strenge Aufsicht auf die Ausfuhr grobe Entstellungen der Wahrheit zu verhüten. Durch diese Veranstaltungen, welche nicht durch Collegia, sondern von einem einzelnen, mit dem Handel und mit dem Zustande des Ackerbaues, dem Ertrag der Ärndte, mit dem Bedarf im Ganzen, und mit den Localitäten aufs genaueste bekannten, verständigen, von der Richtigkeit dieses Systems vollkommen überzeugten, und mit eigenen Augen sehenden, anerkannt rechtlichen Manne geleitet werden müssen, wird man so ziemlich über die wahre Lage der Dinge unterrichtet und vor groben Fehlgriffen bewahrt werden. Ganz darf dasjenige, was von dem Nachbarn geschieht, nicht unbeachtet gelassen werden; aber man lasse sich dabey ja nicht von den Gedanken an Retorsionen, Repressalien leiten, sondern man sehe lediglich auf die eigene Lage, auf die Verhältnisse der Nachbarn zu uns und zu Anderen, und auf die Gründe, welche die von ihm getroffenen Mafsregeln bestimmten, und man hüte sich vor der erbärmlichen leidenschaftlichen Eiferfucht, welche, wie so oft geschieht, die eigene völlige Lähmung nicht scheuet, um nur einem Anderen einen leichten Backenstreich zu versetzen. Machen sodann die Umstände ein Ausfuhrverbot nöthig: so muss man mit der grössten Strenge darüber wachen, und man kann

dieses um so mehr, weil man den Producenten in der That gar nicht zu nahe tritt, und nur der Kaufmann, welcher mit dem Auslande handelt, allenfalls über Störung in seinem Gewerbe zu klagen hat, aber gewiss nicht mit dem Rechte klagen darf, mit welchem die grosse Menge zu klagen Ursache hat, die durch zu hohe Preise nicht nur in ihrem Gewerbe gestört, sondern um die Möglichkeit, fortzuzufahren, gebracht wird.

Wenn nun neben diesen Veranstaltungen der Staat noch durch zweckmässig eingerichtete Magazin-Einrichtungen sich in einen gewissen Vorrathesetzt hat: so wird er im Stande seyn, aus eigenen Mitteln und mit Ruhe die äusserste Gefahr des Mangels und der Theuerung abzuwenden. Unser Vf. spricht über diese Anstalten sehr verständig, und er zeigt sehr gut, wie diese Anstalten, wenn sie nicht zur Sättigung des ganzen Volkes, sondern nur zu Unterstützungsanstalten für die ärmere Classe bestimmt sind, gar nicht so gross zu seyn brauchen, als die Physiokraten — welche, wie alle einseitigen Systemtiker, die Übertreibung und die grellen Farben so sehr lieben — vorzustellen suchen, und die sich, wenn sie mit Redlichkeit und Einsicht angelegt und verwaltet werden, selbst erhalten, und, ohne dafs man auf Gewinn auszugehen braucht, das Capital recht gut verzinsen. Gleiche Vortheile von dem Eigennutze und dem Speculationsgeiste Einzelner erwarten zu wollen, wenn der Staat nichts thut, als dafs er eine ungestörte Freyheit gestattet, ist zum wenigsten etwas unsicher, und setzt ein Zutrauen zu dem Eigennutze und dem Edelmuth der Speculanten voraus, wozu man wenigstens durch das, was wir bisher davon gesehen und erfahren haben, nicht im Mindesten berechtigt ist, und wobey sich der Staat in einer so wichtigen Angelegenheit schwerlich beruhigen darf. Ganz thöricht ist es aber, bey dieser ganzen Angelegenheit von einer schädlichen Unterbrechung des Ganges der Natur, von widerrechtlichen Eingriffen in das Eigenthum zu reden. Der gesellschaftliche Zustand hat so manche Unterbrechung des Laufs der Natur herbeygeführt, die bestehende so ungleiche Vertheilung des Eigenthums ist selbst eine so grosse Unterbrechung der Natur, dafs schon allein deshalb wieder andere Unterbrechungen nöthig und ganz unvermeidlich sind; und es ist doch wenigstens nicht consequent, wenn man hier dem Eigenthum eine Heiligkeit beylegt, die nie angetastet werden soll, und dort ohne alles Bedenken, mit einer nahe an Frivolität grenzenden Leichtigkeit, und oft blofs der Theorie zu Liebe, Zünfte, Privilegien — eben so gut hergebrachte Rechte, als die Vertheilung des Grundeigenthums, — über den Haufen stösst. PN.

F O R T S E T Z U N G E N.

Mayburg, b. Krieger: *Lucina*. Eine Zeitschrift zur Vervollkommenung der Entbindungskunde. Herausgegeben von D. Elias von Siebold, praktischem Arzte u. Geburtshelfer, greifsb. wircburg. Medicinal-Rathe u. c. w. 5n Bdes

25, 35 St. 1809, in fortlauf. Seitenzahl 373 S. 6n Bdes 15, 25 St. 1810. 301 S. 8. (Jeder Bd. 2 Rthlr.) 8. Recens. des 4n Bdes 1807. No. 231.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 O C T O B E R, 1810.

G E S C H I C H T E.

BAMBERG u. ERLANGEN, in Commiff. b. Palm: *Materialien zur Geschichte und Statistik Bambergs*. Herausg. von den Gebr. Jäh: I Th. 1809. 174 S. II Th. 1809. 192 S. III Th. 1810. 232 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

(Die zwey letzten Theile haben auch den Titel: *Geschichte Bambergs von der Entstehung des Bisthums im Jahre 1006 bis auf unsere Zeiten*. Verfaßt von Joachim Heinrich Jäh.)

In der Vorrede zum ersten Theile erklärt der Vf., daß er durch häufige Aufforderungen bewogen worden, seine fast nur aus *Urkunden* geschöpften Materialien zur bambergischen Geschichte dem Publicum in die Hände zu liefern, wodurch vielleicht Andere in Stand gesetzt werden könnten, ein Ganzes zu fertigen, wozu ihm Zeit und Ruhe fehle. Er klagt aber auch zugleich, daß ihm die beiden alten Registraturen auf dem Kaulberge und bey dem Magistrate unzugänglich geblieben wären, und daß er, trotz der bekannten Liberalität der k. baierischen Regierung, aus dem Archive zu Bamberg weder *mündliche* (?), noch schriftliche Notizen habe schöpfen können. Dessenungeachtet hofft der Vf. — weil er seit 5½ Jahren an der mit historischen Hülfquellen so reichlich versehenen k. Bibliothek zu Bamberg arbeite — manche nicht unwichtige Nachrichten zu verbreiten, welche sonst für die Geschichte seines Vaterlandes verloren gegangen wären. — Es bleibt zwar immer Verdienst, durch eine planmäßige Sammlung oder Zusammenstellung urkundlicher und handschriftlicher Materialien zur Erweiterung und Aufklärung der Geschichtskunde beyzutragen: aber zum Behuf der historischen Kritik müssen auch überall die Quellen angegeben werden, aus welchen diese oder jene Nachrichten geschöpft worden; auch ist zu bemerken, ob solche in gedruckten oder ungedruckten Urkunden enthalten, und in welchem Werke jene anzutreffen sind. Auf dieses Erfoderniß hat der Vf. zu wenig Rücksicht genommen; denn die in einer dem dritten Theile vorgesetzten Anzeige der gebrauchten Schriftsteller ist viel zu allgemein, als daß sie der gerechten Forderung des kritischen Geschichtsforschers nur irgend entsprechen sollte. Doch wir wollen darüber hinausgehen, und unsere Leser mit dem Inhalte dieser Materialien etwas näher bekannt machen.

Der erste Theil begreift in 10 §§. die *Geschichte Bambergs* und der zu dieser Provinz gehörig gewesenen Abteyen und Klöster. Ersteres machte (S. I) in J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band*.

oten Jahr. eine Allodialbesitzung der bekannten Grafen von Babenberg aus, welche die ersten waren, die sich von ihren Stammgütern einen Familiennamen beylegten. Nach Adelberts Tode ward Bamberg in eine Reichsdomäne verwandelt, und 60 Jahre lang durch Gaugrafen verwaltet, endlich aber 973 mit dem Herzogthum Baiern verbunden. Der II §. enthält eine kurze Biographie K. Heinrichs II, als des Stifters des Bisthums Bamberg, von dessen Errichtung im §. III allgemein bekannte Nachrichten mitgetheilt, und einige Angaben der älteren Geschichtschreiber berichtigt werden. Der IV §. handelt vom *Domcapitel*, welches in einem Collegium von Chorbrüdern bestand, die unter dem Namen von Georgenbrüdern mit dem Bischofe beysammenlebten, und mit demselben über alle Güter freyes Eigenthumsrecht ausübten. Aus der Mitte des Domcapitels, dessen Verfassung hier umständlich aus einander gesetzt wird, konnte der Bischof Pröbste der Collegiatstifter ernennen und Oberpfarreyen besetzen. Vermöge eines Diploms K. Ludwigs IV (wovon aber die Jahrzahl nicht angegeben ist) stand dem Domcapitel nach dem Tode eines Bischofs die Handhabung der Territorialrechte und der Genuß der Regalien zu, daher ihm auch das Directorialrecht des fränkischen Kreiskonvents zukam. §. V. *Biographische Skizze der Bischöfe*. In der Anmerkung entschuldigt der Vf. die Kürze dieser Biographie damit, weil Ludwig (?) die (das) Leben der Bischöfe ausführlich beschrieben habe. Dies war aber Hoffmann in seinen bamberg. Annalen, die vom Kanzler Ludwig in seinem S. R. Bamberg nur edirt, aber nicht von ihm selbst gefertigt wurden. Materialien zur Erweiterung oder Berichtigung der Geschichte darf man hier nicht suchen. So hätte z. B. der (S. 35) bemerkte Zweifel, daß Bischof Otto I aus dem gräflich andechtschen Hause abstamme, sofort durch eine in *Hundt Metrop. Salzb. T. II, p. 98* befindliche Urkunde vom J. 1102 gehoben werden können, weil dieser Otto darin seinen Vater Berthold ausdrücklich einen *comitem de Andess* nennt. — Was S. 39 u. 69 von dem Zuwachse gesagt wird, den das Stift Bamberg 1248 durch die Erlöschung des meranischen Hauses erhalten hatte, ist eben so mangelhaft als unrichtig; auch sucht man hier vergeblich den Grund, aus welchem das Stift einen großen Theil der meranischen Güter in Besitz nahm, und darüber mit den Grafen von Orlamünde und Truhendingen, deren Erbrechte nicht einmal angegeben werden, in Streit gerieth. Burggraf Friedrichs zu Nürnberg, der als gleichmäßiger meranischer Allodialerbe an jener

Fehde großen Antheil hatte, geschieht gar keine Erwähnung. §. VI. *Dotation des Bisthums; Erwerb und Verlust von Gütern und deren Gerechtsame.* Ein Auszug aus gedruckten Urkunden, wozu dem Vf. die bekannte fürther Deduction, *Heyberger. Ichnogr. Chron. Bamb.* u. a. m. am meisten zu Statten gekommen seyn mögen. Rec. getraute sich aber noch eine Menge hieher gehöriger Urkunden nämlich zu machen, wenn dadurch dem Bedürfnisse irgend eines Theils des Publicums abgeholfen würde. Doch muß er sich noch die Bemerkung einer diplomatischen Unrichtigkeit erlauben, die gegen die Zuverlässigkeit dieser Materialien manchen Zweifel erregen dürfte. S. 71 erzählt Hr. §., das Bisthum habe im J. 1308 an Friedrich von Truhendingen die Dynastien (?) Giech und Stußenberg um 5000 Mark Silbers verpfändet. Nach einer vorliegenden, aber noch ungedruckten, Urkunde war der Fall gerade umgewandt. Graf Friedrich von Truhendingen versetzte nämlich den Markt Schefslitz nebst den Schlössern Giech, Gügel, Neuhaus, Arnstein und Staufenberg dem Stifte Bamberg um obige Summe, löste aber diese Pfandschaft 1318 wieder ab. — Über die Schicksale der beträchtlichen Besitzungen, die dem Stifte Bamberg seit dessen Gründung im Herzogthum Kärnthen mit Landeshoheit zuständig waren, giebt Hr. §. S. 78 — 89 ausführliche Nachrichten. Die wiederholten Eingriffe Oesterreichs in die dortigen Territorialrechte bewogen endlich den Fürstbischof Franz, die kärnthnischen Güter und Gerechtsame im J. 1756 um eine Million (Thaler oder Gulden?) käuflich an Oesterreich abzutreten. §. VII. *Geschichte der Collegiatstifte zu St. Stephan, Gangolph, Jacob zu Bamberg, St. Martin zu Vorchheim und des deutschen Ordens zu Nürnberg,* wo derselbe ein Gebäude bewohnte, welches zur bambergischen Diöces gehörte. §. VIII. *Abteyen des Bisthums vor und nach der Reformation.* Sie waren: 1) Michelsberg, die aber nicht, wie der Vf. sagt, im J. 1008, sondern nach dem Zeugnisse einer Urkunde vom J. 1005, weit früher von K. Heinrich II gegründet wurde (*Schannat. Vind. lit. Coll. I, p. 41*); 2) Weißenhohe, 3) Michelsfeld, 4) Banz, und 5) Langheim. Über letzteres liefert zwar der Vf. meistens aus ungedruckten Quellen ein Verzeichniß von allen den Gütern und Rechten, welche dieses Kloster durch Schenkungen, Kauf und Tausch, kaiserl. Privilegien u. s. w. von Zeit zu Zeit erworben hatte; aber weit verdienstlicher wäre es gewesen, wenn er die Urkunden selbst, als ächte und eigentliche *Materialien* zur Geschichte, mitgetheilt hätte. — Von dem langheimischen Klosterhofe Tambach, von dessen Schutzbögen, den Dynasten von Kalbenberg, von den in dieser Gegend ansässig gewesenem Grafen von Wildberg, die das Kloster mit so vielen Gütern bereicherten, scheint der Vf. wenig gefunden zu haben. Auch ist die Angabe S. 121, daß Wetzendorf, Neufees, Gosenberg etc. noch im 14ten Jahrhundert unter Kaiser Ludwig IV zu den Kronländern des römischen Reiches gehört haben, offenbar falsch, weil sich diplomatisch beweisen läßt,

daß diese Dörfer schon im 12ten und 13ten Jahrhundert sich in den Händen der Grafen von Wildberg befunden haben (*dipl. in Gruner. opusc. T. II. p. 79*). Im J. 1863 wurde Langheim mit den übrigen vorhin genannten Klöstern aufgehoben. Der Revenüenertrag belief sich auf 263,000 fl. Fr., wozu auch für den Abt die höchste Pensionssumme von 8000 fl. rhein. und für die meisten Conventualen 600 fl. bestimmt wurden. — Was im IX und X §. von den Schicksalen der übrigen Klöster sowohl, als von denjenigen Kirchen, die ein Opfer der Reformation Luthers wurden, erzählt wird, ist keines Auszugs fähig. Angehängt ist eine Übersicht der in Bamberg vom J. 1500 — 1600 bestandenen Getreidepreise.

Der zweyte Theil beschäftigt sich, in fortlaufender §§. Zahl, meistens mit den staatsrechtlichen Verhältnissen der mittleren und neueren Zeiten, und mit der inneren Verfassung des Bisthums Bamberg. Die Rubriken sind folgende: §. XI *Weg zum bischöflichen Stuhle, Capitulationspuncte.* §. XII. *Befreyung des Bisthums von aller Metropolitangewalt.* Bamberg hat seit seiner Entstehung den Vorzug, dem römischen Stuhle unmittelbar unterworfen zu seyn; und obgleich in späteren Zeiten der Erzbischof zu Prag bemühet war, das Bisthum unter seine Botmäßigkeit zu bringen; so wußte doch Bamberg sich im Besitz seiner Unabhängigkeit von aller Metropolitangewalt zu erhalten. §. XIII. *Verleihung des Palliums.* Es bestehet in einer 4 Zoll breiten Binde von weißer Lämmerwolle, welche über die Pontificalkleider gelegt wird. Die Verleihung desselben war die reichste Quelle für den römischen Hof, und die Gebühren, die Bamberg bey jeder Regierungsveränderung für den Empfang des Palliums zu entrichten hatte, beliefen sich im 16ten Jahrhundert auf 15000 fl. —; aber im J. 1800 begnügte man sich in Rom mit 3000 fl. §. XIV. *Bestimmung der Grenzen und Eintheilung des Bisthums.* Sehr unvollständig. Es werden hier nur die 8 Landcapitel mit den dazu gehörigen Pfarren namhaft gemacht. Von der Territorialgrenze, Eintheilung der Landgerichte und sonstigen politischen Verfassung geschieht keine Erwähnung. §. XV. *Geistliche Gerichtsbarkeit in den ersten Zeiten des Bisthums — Domdechanten und Consistorialgericht — Vicariat.* §. XVI. *Synodalstatuten — Codex des canonischen Rechts für Bamberg.* §. XVII. *Suffraganat — Skizze aller Weihbischöfe.* §. XVIII. *Domcapitel — dessen Würden und Pfründen.* Mit unverkennbarem Fleisse entwickelt der Vf. unter diesen vier Rubriken die geistliche Verfassung des Bisthums, wozu ihm das in- und ausländische Publicum Dank wissen wird. Am wenigsten bekannt waren bisher die verschiedenen Würden und Ämter des Domcapitels, die mit ihren Obliegenheiten und Pfründen genau beschrieben werden. Darunter befindet sich auch das *Kegelsamt*, weil das Kegeln eines der vorzüglichsten Spiele der Domherrn war, deren einer die Stelle eines *Kegelspielers* übernehmen mußte. Er hatte die Verbindlichkeit, für die Unterhaltung der Kegelbahn und für die Bewirthung der Kegelspieler

zu sorgen. §. XIX *Einfluss der Lehre Luthers auf das Bisthum Bamberg.* Nach der Meinung des Vfs. hat sich Luthers Lehre theils durch Begünstigung benachbarter Fürsten, theils durch die Ritterchaft schon im J. 1518 selbst im Herzen des Bisthums ausgebreitet, und die Bischöfe bemüheten sich vergeblich, die Wiedereinführung des katholischen Glaubens überall zu bewirken. Um sich von der Größe dieses Verlustes (?) zu überzeugen, schickt der Vf. S. 124 ein Verzeichniß der jetzt 1803 im Maynkreise bestehenden protestantischen Decanate und Pfarreyen voraus, und liefert sodann im §. XX eine *alphabetische Aufzählung der Ortschaften des Bisthums Bamberg sowohl als des jetzigen Maynkreises, welche theils lutherisch waren, theils noch sind.* Diese eben so mühsame als undankbare Arbeit füllt nicht nur den Rest des 2ten Theils, sondern sie macht auch, mit einer zwecklosen Ausführlichkeit, den ganzen Inhalt des dritten Theils aus. Nach der in demselben befindlichen Vorrede, will der Vf. den Beweis führen, „dass die Stadt (Bamberg) und fast jede einzelne Pfarrey des ganzen bambergischen Kirchensprengels die protestantische Lehre mehr oder weniger ergriffen hatte.“ Man findet also bey der großen Menge der genannten Ortschaften weiter keine Nachrichten, als solche, die auf die Einführung des Lutherthums oder auf Wiederherstellung des katholischen Glaubens Bezug haben. Wie wenig Interesse dergleichen Notizen für die bambergische Geschichte gewähren, mögen unsere Leser aus einigen Stellen, die wir hier zur Probe anführen, von selbst beurtheilen. Bey *Arnstein* und *Rotmannsthal* heisst es: „Die Nähe der bayreuther Grenze gab auch diesem Pfarrspiele Gelegenheit, vom Glauben abzufallen. Daher der Pfarrverweser selbst, Mich. Volhoph, vom Generalvicar Joh. Neydecker dreymal der Ketzerey wegen excommunicirt und erst am Ende des Lebens wieder losgesprochen wurde“ etc. — *Gleissen*: „Sehr natürlich wurde nach der Auflösung (?) des Stifts Banz durch die Reformation auch die ganze Gegend der Willkühr in Glaubenssachen Preis gegeben. Das Beyspiel Coburgs und benachbarter Ritter verführte auch die gemeinen Bewohner des Banzgaues, sich zur augsbургischen Confession zu bekennen. Hiezu machte *Gleissen* um so leichter den Anfang, je grössere Herrschaft daselbst Coburg sich schon mehrere (?) Jahrhunderte vorher gegen die gerechten Ansprüche der Stifte (r) Bamberg und Banz, der wiederholten Verträge ungeachtet, anmassete etc.“ Es möchte wohl dem Vf. schwer werden, die Existenz von dergleichen Verträgen, die mehrere Jahrhunderte vor der Reformation zwischen Coburg und Bamberg errichtet seyn sollen, nachzuweisen. A. S.

ALTONA, b. Hammerich: *Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie*, von G. Bredow, Prof. d. Gesch. in Helmstedt. (jetzt zu Frankfurt a. d. Oder). Zweyte verbess. Aufl. 1809. Xn. 668 S. 8. nebst 3½ B. Tabellen. (1 Thlr. 20 Gr.)

Dieses Handbuch der alten Staatengeschichte ge-

hörte schon in der ersten Auflage zu den vorzüglichsten Büchern dieser Art, und in dieser hat es unstreitig noch beträchtlich gewonnen. Die Vermehrung beweiset schon die Seitenzahl, die, bey freylich etwas grösserem Druck, um 44 grösser, als in der ersten Auflage, ist. Der Vf. bestimmt dieses Buch für die oberen Classen von Gymnasien und anderen Schulen. Für diesen Zweck möchte es aber wohl zu viel umfassen. Wir wollen jetzt erst die Vorzüge dieses Handbuches angeben, und sodann noch einige Bemerkungen, die die Erhöhung seiner Brauchbarkeit zur Absicht haben, hinzufügen. Einer der schätzbarsten Theile ist die Einleitung, die in dieser Auflage um 20 Seiten gewonnen hat. Sie giebt eine vortreffliche Übersicht von der Erdkunde und Chronologie der Alten, so wie von der ältesten Geschichte, die sich auf Mythen und Sagen gründet. Zu den bedeutenden Zusätzen rechnen wir vornehmlich das, was S. 159 über die Umschiffung von Afrika, die der Pharao Necho veranlasste, über den cimronischen Frieden S. 332, über des Archimedes Brennspiegel, S. 517, gesagt worden ist. Die Tabellen sind zur synchronistischen und welthistorischen Übersicht sehr brauchbar. In der Einleitung erklärt der Vf. die Geschichte für die Erzählung der wichtigen Begebenheiten der Völker der Erde, in ihrem Zusammenhange. Die Wichtigkeit der Begebenheiten hängt aber jedesmal von dem Gegenstande ab, auf den sie sich beziehen. Dieser Gegenstand ist 1) eine Person, eine Familie, ein Stamm, ein Volk; 2) ein Ort, ein Land, ein Erdtheil, die ganze Erde; 3) eine Kunst, eine Wissenschaft. Wichtig ist jedes Factum, das nur den Ursprung, die Fortbildung, den gegenwärtigen oder letzten Zustand eines solchen Gegenstandes erklärt, und jede Geschichte wird durch eine Erzählung von Begebenheiten, die für sie eine vorzügliche Wichtigkeit haben, gebildet. Demnach kann jedes, selbst das kleinste Factum seinen relativen Werth haben. Bey den Begriffen, die der Vf. von der Erdkunde giebt, bemerken wir, dass von der Länderkunde die Ortskunde noch verschieden ist. S. 24 hätte von der Aera noch eine Erklärung gegeben werden sollen. So vermissen wir auch, bey der ältesten Sagen Geschichte, den Ursprung der Sagen; auch scheint uns die Entwicklung des menschlichen Erfindungsgeistes nicht genug beachtet. Die Brauchbarkeit dieses Handbuches würde es noch sehr erhöhen, wenn 1) die Quellen der Begebenheiten, vornehmlich solche, die sich in den Händen der jungen Studirenden befinden, genauer angegeben würden; wenn 2) Geschlechtsstafeln der vornehmsten Regentenhäuser angehängt wären; wenn 3) ein Register noch hinzukäme. Jetzt noch einige Bemerkungen über die Zuverlässigkeit einzelner Punkte. Haram S. 125, Tros S. 203, Zariadna S. 482, mögen wohl Druckfehler seyn. S. 210 wird als der Geburtsort des Kadmus, den Herodot und Diodor für einen Sohn des Agenors, Königs von Tyrus, erklären, die Stadt Miletus angegeben. Bey dem Zoroaster könnte bemerkt werden, dass ein älterer, der Zendavesta der In-

dianer, zwischen 625 und 638 gelebt haben mag. Des Xerxes Verbindung mit Karthago, die S. 226 erwähnt wird, hat *Mitford* bedeutenden Zweifeln unterworfen. Die einzige Quelle dieser Angabe ist Diodor im 11ten Cap. des XI Buchs. Wir wünschten, daß sie Hr. Br. genauer untersucht hätte. S. 303 sollte es wohl nicht alle Inseln heißen; Sardinien eigneten sich ja die Römer erst während der Empörung der karthagischen Soldtruppen zu. So muß auch S. 579 die aegatischen, S. 561 *Marcus Fabius*, S. 225 für Italien Britannien, S. 364 für Warnung Erklärung gelesen werden. Auch darf S. 561 die Jahrzahl 480, die das Jahr nach der Erbauung Roms bezeichnet, nicht stehen bleiben. Sich die völlige Entfernung aller Schreib- und Druck-Fehler von einem so schätzbaren Buche angelegen seyn zu lassen, kann immer für einigcs Verdienst gelten.

Jg.

STRALSUND U. LEIPZIG, in Commission b. Gräff:
Vertraute Briefe über Österreich, in Bezug auf die
neuesten Kriegereignisse im J. 1809. II Theil.
1810. 320 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Verleger scheint selbst gefühlt zu haben, daß der erste Band dieses Werks (S. J. A. L. Z. 1810 No. 164) gar zu nüchtern war; er hat daher den zweyten durch einen Humoristen überarbeiten, und mit einem launigen Übergusse würzen lassen. Diesem glücklichen Einfalle müssen wir unter anderen auch ein „*Extra Capitel*“, was (welches) Jeder, ohne sein Gewissen zu lädiren, den Setzer ausgenommen, überschlagen kann,“ verdanken. Unser Humorist, „der vor einer Reihe von Jahren *Deffervent* in einem Spital war, bemerkte durch Hülfe seiner angeborenen Schlaueit, wie wenig ganze Hunderte oder Tausende von solchen blutigen *Sakramentern*, i. e. Soldaten, in Anschlag kämen, nahm zugleich die in Deutschland eingerissene Zahnnoth wahr,“ und machte folgenden witzigen Aufsatz: „Unmaßgeblicher Vorschlag, den auf dem Todtbette liegenden Gemeinen noch vor ihrem Ende die Zähne auszubrechen, um sie unter Leitung guter Dentisten an die Meißbietenden zu veräußern, die sich dieselben lebendig wieder einsetzen lassen.“ — Wahrscheinlich sollen die ausgerissenen Zähne durch das Prädicat lebendig gemeint seyn, denn von den Meißbietenden versteht es sich von selbst!

Wir erfahren übrigens, daß der Vf. Mitarbeiter an dem Journale: *Friedenspräliminarien*, gewesen ist, aus welchem er wiederholt ziemlich lange Stellen seiner eigenen Aufsätze abschreibt. Er sagt dabey (S. 93) ganz naiv: „Bringt man seine *laudes* nicht selbst in Erinnerung, wer soll es denn thun?“ Eben so tröstet er sich in einer Anwendung von Selbstgefühl mit der Aussicht, daß sein Buch, wenn es auch in Deutschland kein Glück machen sollte, doch in Ruß-

land, „wo die Natur ein Ende hat,“ werde gelesen werden, denn „dort ist Ambrosia, was wir hier kaum für Pfefferkuchen halten.“ — Eine ungezogene Aufserung, welche die derbste Rüge verdient. — Übrigens ist es (S. 4) „ein erquickendes Gefühl für den Schriftsteller, wenn er sich so ein feines Weilchen um den *Breytopf* herumdrehen darf, ehe er den großen Vorlegelöffel ergreift, und jedem Gaste etwas *hinkleckt* — denn der *Brey* ist zu zäher Natur, als daß er wie ein Volatile verdunstete [wer muß hier nicht der treffenden Selbstschätzung dieses Humoristen Gerechtigkeit widerfahren lassen!], und der Verleger hat die köstliche Augenweide, daß die Gäste *jappen* und *jappen*, und doch nur Luft erwischen.“

Bey dem allem fehlt es doch unserm Vf. auch nicht an Bewußtseyn eigener Würde; er versteht sich nicht weniger darauf, bey Gelegenheiten erhaben zu seyn, und findet z. B. die Declamationen und Tiraden in seiner Beschreibung der Schlacht von Wagram (Br. 14. 15) selbst so schön, daß er (S. 215) ausruft: „diesen Brief will ich durch keinen Humor verderben.“ Allerdings müßte ein solcher Humor alles verderben, woran noch etwas zu verderben wäre.

Merkwürdig ist die in dem zweyten Bande wieder erwachte Deutschnheit des Vfs., die er in dem ersten gar zu sehr vernachlässigt hatte; noch merkwürdiger aber, daß er sich bey verschiedenen Gelegenheiten (z. B. S. 140) feyerlich verwahren zu müssen nöthig findet, „daß nicht etwa die ein halbes Jahr früher nicht vorauszu sehende Verbindung der beiden Kaiserhäuser auf seine Feder Einfluß gehabt habe.“ — Am 1 April kann er dem Kürtzel nicht widerstehen, sein verehrtes Publicum in dem von diesem Tage datirten Briefe ein wenig zum Besten zu haben. „Da doch jedem Dinge in der Welt sein Recht widerfahren muß, sagt er (S. 159): so muß ich mit etwas Aprilmäßigem beginnen,“ und nun folgt eine verjähnte *Vademecumsgeschichte*, die weder auf Österreich, noch auf den Krieg, noch auf den April die fernste Beziehung hat.

Um seinerseits auch diesem Buche sein Recht widerfahren zu lassen, hat Rec. die angeführten Stellen ausgehoben, und glaubt nun das Urtheil über den humoristischen Mitarbeiter den Lesern überlassen zu können; der Historiker zeigt sich hier, wo möglich, noch unbedeutender und ärmer, als in dem ersten Bande, und man darf z. B. nur S. 197 seine Gedanken über das, was die Österreicher bey Wagram hätten thun sollen, nachlesen, um die Competenz eines solchen Geschichtschreibers zu würdigen. Das Beste im ganzen Buche ist die Beschreibung des Apollosaals, und das Tröstlichste die Aufserung (S. 318), daß er den dritten Theil nicht liefern wolle. Freylich droht er noch mit einem nicht zu boggenreichen Nachtrage; aber es ist zu hoffen, daß der Verleger nach zwey so ganz mißlungenen Versuchen diese Drohung nicht erfüllen werde.

K . . f.

Druckfehleranzeige.

In Num. 232 S. 48 Z. 15 von unten statt: Wurzel l. *Wurzeln*. Z. 13 v. u. statt: *Barthauer*, der *Phon*, l. *Barthae*
der *Phoco*. Z. 6 v. u. statt: Wichtigkeit l. *Nichtigkeit*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 O C T O B E R , 1810.

K I R C H E N G E S C H I C H T E .

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der Reformation in Deutschland von K. Ludwig Woltmann. Erster Theil. 1801. XVI und 344 S. Zweyter Theil. 1804. 372 S. Dritter Theil. 1805. 534 S. kl. 8. (5 Rthlr. 14 gr.)*

Wenn, wie bereits in diesen Blättern bemerkt ist, mitten unter den rauschendsten Zeiter Ereignissen, immer noch einige Aufmerksamkeit auf gewisse Perioden der älteren Geschichte gerichtet war; wenn selbst ein Zeitinteresse auf die Geschichte der Kreuzzüge zurückführte: so liegt dieses noch viel näher bey der Geschichte der Reformation. Was früher schon der deutsche Forschungsgeist sich selbst aufgegeben hatte, als einen, diesem Zeitalter schuldigen, Tribut; dazu finden sich gerade in unseren Tagen so viel neue, zum Theil unmittelbare, Beziehungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch, nach der Vollendung des (*planckschen*) Hauptwerks, noch neue Versuche hinkommen. Hat nicht selbst die französische Nation in den Tag gelegt, daß keine Periode der deutschen Geschichte auch ihre Aufmerksamkeit und Achtung so sehr verdiene, als diese? Das Hochgefühl, das den Deutschen bey'm Rückblick in jene Zeit erfüllt, läßt uns vergessen alles Gewäsch und alle Ansprüche, denen auch die Reformation in dem Urtheile entarteter oder verbildeter Deutschen, bey der Ideenrevolution unserer Zeit, nicht entgehen konnte. Die hier anzuzeigende Schrift ist zwar noch etwas früher, als die neuesten, zur Sprache gebrachten Fragen; allein auf keinen Fall wird eine nähere Beleuchtung derselben hier zu spät erscheinen, da wir, ohne von uns selbst gefällten Urtheilen Notiz zu nehmen, nur das eine Verhältniß zur Aufgabe, oder, was das 19 Jahrhundert dem 16 schuldig ist, vor Augen haben.

In dem nämlichen Zeitpunkt, da *Planck* sein Meisterwerk vollendete (Göttingen, 28 Jan. 1800), erschien der erste Theil der *woltmann'schen* Geschichte (Berlin, 3 May 1800). Es ist also die erste und natürlichste Frage bey diesem Zusammentreffen: Was lieb nach *Planck* für die Geschichte der Reformation noch zu thun übrig? Was konnte einem selbstständigen Geschichtsforscher Muth und Zuversicht genug geben, um nach einem solchen Vorgänger, oder fast noch mit ihm zugleich aufzutreten? Hr. v. *W.* erklärt selbst in seiner, die Vorrede vertretenden, Zuhrist „an *Planck* in Göttingen“, durch welche Rückichten er sich aufgefodert gefühlt habe. Es sey zwar,

sagt er, zum Theil *Plancks* Eigenthum, was er hier wieder gebe; denn von seiner Ansicht sehr vieler Seiten der Reformationsgeschichte dürfe man nicht abweichen, ohne in Irrthümer zu gerathen. Allein wenn *Planck* in seinem herrlichen Werke die politische Geschichte der Reformation nur betrachtet habe, um die Entstehung und Ausbildung unseres *Lehrbegriffs* dadurch zu beleuchten: so sey dagegen dieser letztere für ihn (Hn. v. *Woltmann*) nur in so fern der Aufmerksamkeit werth gewesen, als durch denselben der Geist der politischen Verhandlungen mit bestimmt wurde.

Durch diese Entgegensetzung des theologischen und politischen Standpunctes, oder durch gegenseitige Unterordnung des einen unter den anderen, wäre nun allerdings neben dem verschiedenen Zweck zugleich die Nothwendigkeit einer ganz verschiedenen Anlage der beiden Werke ausgesprochen, und man sollte wirklich erwarten, hier die Geschichte der Reformation in einem ganz neuen Lichte zu sehen. Allein Rec. findet dieses nicht ganz so. Um die Leser näher zu überzeugen, geben wir zuerst eine kurze Inhaltsanzeige mit einigen vergleichenden Blicken auf die *plancksche* Geschichte.

Im I Buch faßt Hr. v. *W.* alle früheren Begebenheiten der Reformation bis zum nürnberg'schen Reichstag 1543, als bloße Einleitung zur Hauptgeschichte, zusammen. Diese ziemlich starke Einleitung, welche nicht weniger als die ersten IX Bücher von *Planck* (mit Ausnahme der zweyten Hälfte des letzteren) nach ihrem Hauptinhalt in sich begreift, würde noch am meisten seinem Plane entsprechen, indem er, mit Uebergehung alles dessen, was *Planck* als Vorbereitung der Reformation aus der wissenschaftlichen und religiösen Cultur Deutschlands vorausschickt, bloß einige, schon in der Vorrede ausgezeichnete, ganz einfache Ideen über das wechselseitige Verhältniß des Papstthums und der deutschen Mittelmacht zum Grund legt. Allein wenn wir auch hier nicht gleich die Frage aufwerfen wollen, ob eine befriedigende Geschichte der Reformation bloß von diesen Ideen ausgehen könne und dürfe; wenn wir dieses sogar einstweilen zugestehen könnten: so fragt sich erst noch, ob diese Einleitung überhaupt in rechtem Verhältniß stehe zu dem, was der Vf. als Hauptgeschichte betrachtet. Hr. v. *W.* bemerkt, die ersten Begebenheiten der Reformation bis zu dem genannten Reichstage seyen für den politischen Standpunct bloß *schwankende, formlose* Massen, und eigenen sich folglich bloß für eine Einleitung. Unter diesen Mas-

sen finden wir aber vorzüglich die Entstehung und Bildung der beiden Bündnisse, deren Verlauf eigentlich, wie wir weiter sehen werden, den Gegenstand seiner Geschichte ausmacht. Sollte nun nicht mit Recht auch schon die Geschichte ihrer Entstehung in die Hauptgeschichte aufgenommen worden seyn, um so mehr, da Hr. v. W. selbst in der Einleitung S. 205 ausdrücklich bemerkt, der Bund der Protestanten sey schon zu Ende 1531 gerüftet da gestanden? Oder es hätte nach des Vfs. Annahme auch noch das I Cap. des II Buchs zu der Einleitung gezogen werden sollen, weil zufolge desselben auch nach dem nürnbergischen Reichstag der Geist des schmalkaldischen Bundes immer noch ein schwankender war. Hr. v. W. richtet sich aber bloß nach den Hauptepochen in Karls V. Plan.

Was Hr. v. W. vom II bis VII Buch als Hauptgeschichte ausgeführt hat, ist bey Planck zum Theil im IX und dann im X Buch (oder im 2ten Band des 3ten Theils) enthalten. Hier wäre also, nach dem ersten Anblick, schon nach dem verschiedenen Umfang, das meiste Abweichende oder Neue zu erwarten. In den drey ersten Capp. des II Buchs folgt jedoch Hr. v. W. fast ganz derselben Ordnung, wie Planck; auch im Inhalt sind wenige, wesentliche Zusätze bey ihm. Was namentlich von den Gefinnungen der oberdeutschen Stände gegen den Kaiser zur Zeit des nürnbergischen Reichstags gesagt ist, I, 304, finden wir fast wörtlich mit Planck zusammenstimmend, III, 2. S. 227. Jene beißende Äußerung Kurf. Johann Friedrichs über Herz. Ulrich von Württemberg, welche Planck in die Note setzte, S. 279, hat Hr. v. W. S. 307 in den Text aufgenommen. Eigen hingegen ist ihm die Darstellung von den Eröffnungen des Kaisers zu Speyer (S. 310), das Nähere vom clevischen Zug, und die Erscheinung des vertriebenen Herzogs Heinrich von Braunschweig in der Reichsversammlung. Im IV Cap. hat Hr. v. W. ausführlicher, was Planck am Schlusse des IX. und Anfang des X Buchs über den Frieden zu Crespy und die Folgen desselben in treffender Kürze sagt. Hr. v. W. fand hier, wie auch sonst, manches Charakteristische in Schärtlins merkwürdiger Lebensbeschreibung, welche Planck erst später mehr benutzt. Allein die Hauptfragen, was Karls V. Plane waren mit den Protestanten vor dem Kriege mit Frankreich, und dann nach demselben, sind bekanntlich bey Planck mit einer Klarheit aus einander gesetzt, daß ein nachfolgender Geschichtschreiber nicht sowohl etwas hinzuzusetzen, als vielmehr nur die Resultate zusammenzufassen hatte. Bey den weiteren Schicksalen des schmalkaldischen Bundes finden wir einige Abweichungen in der Stellung. Pl. folgt, so viel es thunlich ist, der chronologischen Ordnung. Zuerst die Unthätigkeit der Bundesverwandten überhaupt, bey den sichtbar gewordenen Absichten des Kaisers, I, 272 ff. Dann die versäumten Plane zu ihrer Rettung durch weitere Verbindungen, S. 274 — 286. Besonders die versäumte Gelegenheit nach dem braunschweigischen Krieg, 289. Das Benehmen bey dem regensburger Religionsgespräch) bis S. 298. Die fernere Unentschlossenheit und Unthätigkeit, beson-

ders auch in der cöllner Sache, bis zu Luthers Tod, S. 305. Hr. v. W. hingegen beschreibt zuerst den braunschw. Krieg im Zusammenhang mit dem vorhergegangenen Reichstag I, 409 — 441, wobey sich in Beziehung auf die Kriegsgeschichte mehrere nähere Umstände anbringen ließen, welche Pl. nicht hat. Die schlechten Maßregeln, und die Unhaltbarkeit des Bundes führt er dann erst im VII Cap. aus. Einen der wichtigsten Vorschläge, über die gehandelt wurde, das besondere Bündniß zwischen Philipp, Johann Friedrich und Moriz betreffend, hat er noch später, nach dem regensburger Religionsgespräch, aus dem Grund, weil die Vereitlung auch dieses Planes hauptsächlich aus dem Charakter Johann Friedrichs erklärt wird, welchen er mit den Schilderungen der übrigen Fürsten am Ende des II Buchs zusammenstellt. (Bey Pl. fehlen die Charakterzeichnungen bekanntlich auch nicht, aber sie sind mehr in einzelnen Zügen bey vorkommenden Anlässen eingeschaltet.) Auf die Gegenstände des regensburger Religionsgesprächs hatte sich Hr. v. W. nicht so weit einzulassen nöthig gehabt, sowie auch auf die Umstände bey Luthers Tod, die, so schön sie sind, doch eher in den planck'schen Plan gehörten.

Passender war für Hr. v. W.'s. Plan das Gespräch zwischen Karl und dem Landgrafen, I, S. 329. Dagegen vermissen wir die bey Pl. (III, 2, 308 ff.) näher angeführten Gründe, warum der Kaiser die protestantischen Stände überhaupt persönlich auf dem Reichstag haben wollte.

Im III Buch (Anfang des II Bandes), bey dem Ausbruch des Krieges, weicht Hr. v. W. nur darin von Pl. ab, daß er die unerwartetsten Schwierigkeiten, auf welche Karls wohlberechneter Plan stößt, in etwas veränderter Ordnung vorträgt. Über die Kriegooperationen hatte er Gelegenheit, besonders aus Schärtlin, mehrere einzelne Umstände nachzutragen. Beym Ausgang des Kriegs handelt er zuvor das Schicksal der oberländischen Stände ganz ab, ehe er auf die heimkehrenden Bundeshäupter kommt. Das ganze IV Buch (des II Bandes zweyte Hälfte) ist dann bloß dem sächsischen Kriege gewidmet, mit solcher Ausführlichkeit, daß Hr. v. W., wie wir unten sehen werden, die übrigen Reichsstände fast ganz vergessen zu haben scheint, so wie auch über dieser, freylich von manchen Seiten anziehenden, Kriegsgeschichte die Sache der Reformation selbst fast ganz auf die Seite gestellt wird. Was des Kaisers Absichten gewesen nach der Sprengung des schmalkaldischen Bundes, lesen wir in beiden Werken fast gleichlautend, nur daß Hr. v. W. auch hier seine Gedanken über deutsche Mittelmacht und Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens wiederholt heraushebt, III, S. 12, 34 u. s. w. Von dem Versuch für Landgraf Philipps Befreyung auf dem augsburg. Reichstag hat er umständliche Nachrichten. Wenn Pl. die Unterhandlungen des Kaisers bis zur Abfassung eines Reichsclusses für die Beybehaltung des Conciliums zu Trident vor der päpstlichen Aufhebung desselben erzählt, und dann nachholt, was indeß zu Trident und

Bologna geschloß (III, 2. S. 399 f.): so läßt Hr. v. W. das Letztere vorausgehen, und bringt die kaiserl. Unterhandlungen mit den Reichsständen nachher, III, S. 38. Vom Interim setzt Hr. v. W. die Hauptsache schon als bekannt voraus. Was Pl. von Agricola anführt, S. 431. Not. 197, steht bey Hn. v. W. im Text, S. 44.

Die Belagerung Magdeburgs macht in einem eigenen Cap. eine so beträchtliche Episode, daß der nicht unterrichtete Leser schwerlich vermuthet, in welcher Absicht sie eigentlich daßteht, um so weniger, da überhaupt der Schlüssel zu dem Benehmen des Kurfürsten Moriz erst spät gegeben wird, vermuthlich um desto mehr dadurch zu überraschen. Pl. hatte gerade auf die entgegengesetzte Art bey jedem einzelnen Schritte gezeigt, wie und warum er geschah: daher folgt bey ihm auch hier alles wieder in der Zeitordnung und im natürlichen Zusammenhange. Bey Hn. v. W. wird das Bündniß mit Frankreich, ob es gleich schon während der Belagerung Magdeburgs geschlossen war, erst beym wirklichen Ausbruch beschrieben, wodurch der Leser fast nur zu spät eine Uebersicht vom ganzen Plan des Kurfürsten erhält; offenbar ist in dieser Hinsicht auch der Ausdruck gemildert, wenn Hr. v. W. sagt S. 140, nach der Belagerung von Magdeburg sey ein leises Gerücht von Morizens Absichten herumgetragen worden, da Pl. ausdrücklich bemerkt, es sey schon 1551 im ganzen Reich das Gerücht davon verbreitet gewesen.

Die meisten noch übrigen Abweichungen bey Hn. v. W. bestehen darin, daß er sich immer weiter über die sächsische Geschichte vorzugewisse verbreitet, nicht bloß da, wo Moriz obnehin in der Hauptrolle auftritt (VI Buch. I, II Cap.), oder in dem Verhältniß desselben zu Albrecht von Brandenburg (III Capitel); sondern selbst auch bey den Verhandlungen auf dem augsburger Reichstag 1555. Diese eröffnet er mit dem kursächsischen Vortrag an K. Ferdinand (III S. 297 f.); dann erst mit der Rede des K. Ferdinand, welche allein bey Pl. zum Grunde liegt. Da Hr. v. W. des naumburgischen Bündnisses zu gedenken hat (S. 303): so hätte er mit Recht auch anführen sollen, daß zuvor schon (1553) auch die oberdeutschen Fürsten nähere Verbindungen unter sich verhandelt hatten; auf S. 291 wäre eigentlich Gelegenheit dazu gewesen, wo er im Allgemeinen sagt, in den übrigen protestantischen Fürstenhäusern [ausser Kursachsen] sey nirgends Muth und Macht so bey-sammen gewesen, daß ein Antrieb aus ihrer Mitte, die Hoffnungen, welche zu Passau aufgeblüht waren, reifen konnte. Daß die Verhandlungen auf dem Reichstage nicht nach dem allgemeinen Stimmrecht, sondern durch einen Ausschuss geschahen, hat Pl. näher angemerkt. Bey Karls V. Tod wird gesagt, von den Parteyhäuptern hätten nur zwey, der Landgraf Philipp und der Ritter Schärtlin, ihn überlebt. Den Herzog Christoph von Württemberg, der zwar nicht gleich im Anfange der Reformation regierte, aber doch bald einen sehr bedeutenden Einfluß in die allgemeinen Angelegenheiten erhielt, besonders aber

bey der Abschließung des Religions-Friedens, erinnern wir uns auch nicht Einmal genannt gefunden zu haben. Bey dem letzten Capitel (dessen wir unten noch näher gedenken werden) hat der Vf. vorzüglich auch wieder die Lage der Dinge in Sachsen vor Augen. — Das vorletzte Capitel, über die Wirkungen und den Einfluß der Reformation, gehört Hn. v. W. eigenthümlich zu.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun wohl hinreichend, daß durch die Auszeichnung des politischen Gesichtspunctes an sich nicht leicht ein besonderes Verdienst nach Pl. zu erwerben war. Erstens, weil die Voraussetzung nicht einmal richtig ist, daß Pl. (in den drey ersten Theilen) den politischen Gesichtspunct nur als einen untergeordneten betrachtet habe. Wenn es auch Pl. nicht selbst sagte (in der Vorr. zum IV Band, S. IV f.), daß er sich erlaubt habe, bey der Entstehungs-Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs auch die Geschichte des äußeren Ganges der Reformation (der Bildung der protestantischen Partey in Deutschland, ihrer Kämpfe u. s. w.) mitzunehmen; daß er eben damit den angekündigten Plan überschritten, und die Aufmerksamkeit des Lesers zu oft und zu lange von dem Hauptgegenstand abgezogen haben möchte: so ist hier durch Induction gezeigt, daß das planck'sche Werk gerade in der von Hn. v. W. bearbeiteten Periode auch für seinen Zweck oder Gesichtspunct so befriedigend ist, daß in Absicht auf Stoff und Form nur wenig Neues oder Bedeutendes hinzugefügt werden konnte, und daß auch die von Hn. v. W. vorgenommenen Abänderungen in jenen beiden Beziehungen nicht immer gelungen sind. Selbst von der Kriegsgeschichte, die noch den meisten Spielraum übrig ließe, sind bey Pl. wenigstens die Hauptmomente sehr sorgfältig zusammengefaßt; und dann Hesse sich zeigen, daß hinwiederum auch bey Pl. für den politischen Gesichtspunct gehörige Gegenstände noch ausführlicher gefunden werden, als bey Hn. v. W., z. B. Luthers Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation.

Zweytens folgt aus der Natur der Sache, und ist durch die That erwiesen, daß überhaupt die Trennung des politischen und theologischen Gesichtspuncts bey der Entstehungsgeschichte der Reformation selbst nicht wohl angeht. Eine bloß dogmatische Ansicht würde eben so einseitig seyn, als eine bloß politische. Nicht bloß mit bestimmt wurden die politischen Verhandlungen durch die Religionsgegenstände, wie Hr. v. W. sagt, sondern die theologischen Streitfragen und Verhandlungen werden selbst politische, oder, wenn man lieber will, die ganze Diplomatie damaliger Zeit ist theologisch polemischen Inhalts. Noch weniger konnte Hr. v. W. sagen wollen, daß sein Standpunct ein höherer für die Reformationsgeschichte sey. Daß vielmehr beiderley Gesichtspuncte unter einen allgemeinem, aus der Geschichte des menschlichen Geistes abzuleitenden, gehören, darüber hat Pl. in seiner Einleitung wenigstens die Winke gegeben.

Drittens hat Hr. v. W. seinen Plan selbst noch wi-

berlegt. Nach jener allgemeinen Übersicht der politischen Folgen der Reformation (VII B. II. Cap. welche eigentlich der Schluss seines Werks seyn sollte, folgt noch ein langes Capitel (S. 381 — 308), das nichts anderes enthält, als einen Auszug des ganzen übrigen *planck'schen* Werks der bloßen Geschichte der protestantischen Theologie bis zur Concordienformel. Ohne darauf zu bestehen, daß diese Zugabe dem Titel wie dem aufgestellten Gesichtspuncte des Hn. v. W. geradezu entgegen ist, bemerken wir vielmehr, daß Hr. v. W. selbst gefühlt zu haben scheine, eine Geschichte der Reformation in Deutschland sey beym Religions-Frieden 1555 noch nicht beendigt, weil ihr noch der Schlussstein, der theologische Friede, fehlen würde. Dieser Anhang, bey welchem Hr. v. W. bloß das *planck'sche* Werk selbst zur Quelle hat, giebt den näheren Aufschluß über seinen Plan. Er hat nur ein anderes Publicum vor Augen, für dessen Bedürfnisse der bereits bey Pl. vorliegende Stoff nach Form und Tendenz einen etwas veränderten Zuschnitt erhielt. Nur erfahren wir erst beym dritten Band, daß Hr. v. W. „den Beyfall dieses Publicums (dem mit kritischen Bemerkungen nicht gedient wäre) hauptsächlich wünsche, da er doch anfänglich seinen Gesichtspunct als einen gleich originalen dem *planck'schen* gegenüber gestellt hat.

Das eigenthümliche Verdienst des Hn. v. W. läßt sich nun nach diesem um so leichter auszeichnen. Allerdings war noch eine große Zahl von Lesern übrig, denen das *planck'sche* Hauptwerk weniger zugänglich schien, und denen es doch in mancher Beziehung frommen mochte, nicht nur richtigere Ansichten von den Reformationsbegebenheiten an sich, sondern vorzüglich auch eine größere Achtung gegen dieses in der deutschen Geschichte so bedeutende Zeitalter (wo keiner etwas Höheres kannte, als für seine Überzeugung zu leben und zu sterben) zu erhalten. Für einen solchen Zweck ist ganz Hn. v. W.'s. bekannte, lebhaft darstellende Art, deren Vorzüge wir unten noch näher berühren werden. Neben dem, daß er über einen weitausfassenden, mannichfaltig entwickelten, unseren gegenwärtigen Ansichten häufig fremden Gegenstand eine leicht zu erlangende nähere Belehrung gewährt, ist es hauptsächlich jene praktische Tendenz, durch die er sich für berechtigt halten konnte, seine Arbeit neben *Planck* aufzustellen. Nach diesem Zweck erklärt sich denn auch das sonst fehlerhaft scheinende Verhältniß der Theile zum Ganzen; namentlich, daß der Hauptgegenstand eher Geschichte des schmalkaldischen Kriegs und dessen Folgen, als die Reformation selbst, heißen kann; es erklärt sich ferner, warum Hr. v. W. sich bewogen fand, wie in der Einleitung die Entstehung der Reformation, so in Anhang die weitere Geschichte auch des Lehrbegriffs in gedrängterem Auszuge damit zu verbinden. Endlich erklärt sich daraus auch, warum Hr. v. W. die anfänglich versprochene kritische Beylage für eine andere Gelegenheit vorbehalten wollte.

Der letztere Umstand könnte uns zwar einer nä-

heren Beurtheilung der bey ihm gefundenen Abweichungen überheben, weil wir leicht, ohne seine Gründe zu kennen, ihm zuviel oder zu wenig thun könnten; allein wir können doch nicht umhin, über Einiges, das für sich selbst schon einleuchtend ist, ein paar Bemerkungen herzusetzen.

Bekanntlich hat *Planck* I, S. 359 sehr treffend bemerkt, die Frage, ob Luthers Handlung bey Verbrennung der päpstlichen Decrete und idcretalen rechtmäßig oder unrechtmäßig gewesen sey, verdiene nicht einmal eine Untersuchung, denn es sey in dieser Handlung wohl nichts Schlimmeres gewesen, als das zuvor schon in Luthers Lobreden darüber Ausgesprochene. Hr. v. W. schien sich jedoch damit nicht zu begnügen; er sagt I, 71, diese heftigen Reden lassen sich noch einigermaßen entschuldigen; aber die letzte Handlung (das Verbrennen), sey ein Verbrechen, weil sie die Vernichtung des Gesetzbuchs des Staates, dessen Unterthan er war, bezweckte, oder wenigstens als nothwendig anzeigte; wiewohles, wie er gleich darauf bemerkt, nur gereizte Eitelkeit war (nach Pl. war es Rache), was ihn dazu antrieb. — Von *Karlstadt* sagt Hr. v. W. I, 119, er sey ungleich weniger Schwärmer gewesen, als *Luther*; doch zählt er denselben S. 126 den schwärmerischen Aufstandspredigern bey, welche den Bauernaufstand erregten. In welchem Lichte muß *Luther* selbst nach dieser Parallele erscheinen? — Beym Bauernkrieg sagt der Vf. I, 131: „Der rauhe Georg Truchsess (von Waldburg), Anführer des Heeres des schwäbischen Bundes, das zur Unterdrückung der aufgestandenen Bauern zog, fand Wohlgefallen daran, mit seinem Schwerdt den dichten Schwall der Aufrührer zu mähen, und hatte nach den ersten Gefechten die gefangenen Bauern als Empörer hinrichten lassen.“ Ist es denn etwas so Ungewöhnliches, mit den Waffen in der Hand gefangene Aufrührer am Leben zu strafen? Ohne diese Strenge würden die Bauern, nachdem es einmal zum Kriege gekommen war, schwerlich bezwungen worden seyn. Nach den Äußerungen des Vfs. könnte man leicht übersehen, daß eben dieser Georg, dem er auch blinden Ritterstolz vorwirft, das Verdienst hat, einen großen Theil Deutschlands von der Gefahr gänzlicher Anarchie gerettet zu haben. Ferner meint Hr. v. W. I, 142, *Karl V* habe damals „die schönste Gelegenheit versäumt, die Unterthanen der Mittelmacht in Deutschland an sich zu ziehen, und in der Wiederherstellung der Nation seine befähigte Herrschaft zu finden.“ — Wir wissen es dem Kaiser nicht zur Last zu legen, daß ihm nicht einmal die Idee einer solchen — zu Gunsten des Throns — von unten auf zu begünstigenden Revolution in die Seele gekommen zu seyn scheint. Die von ihm versuchte Maßregel, die mächtiger gewordenen Reichsstände bloß durch ihre Entgegensetzung unter einander zu schwächen, hatte nur das gegen sich, daß sie schon unter seinen Vorgängern gerade den entgegengesetzten Erfolg hervorgebracht hatte.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1810.

KIRCHENGESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geschichte der Reformation in Deutschland* von Ludwig von Woltmann. I, 2, 3 Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Über den Charakter und die Handlungsart von Moriz finden wir bey Hn. v. W. keine befriedigenden Aufschlüsse, als bey Planck. Letzterer klagt denselben bey dem geheimen Bündnisse mit dem Kaiser ausdrücklich an, III, 2, S. 349: es sey voraus berechneter eigener Vortheil gewesen, was ihn bewogen habe, zur Unterdrückung Kurf. Johann Friedrichs mitzuwirken; ja, nach genauer Abwägung aller Gründe giebt Pl. zu, „dass wenigstens in Beziehung auf Joh. Friedrich sein Betragen, wenn auch nicht treulos und verrätherisch, doch falsch und unedel und ungroßmüthig gewesen sey“ S. 352. Später hingegen, als Moriz durch seinen unerwarteten Schlag gegen den Kaiser freylich zugleich als Retter der deutschen Freyheit erscheint, sagt Pl. S. 476: „wenn man auch nicht annehmen wolle, dass Moriz schon vor dem schmalk. Kriege die Absichten des Kaisers alle vorausgesehen, und sich nur desswegen mit ihm verbunden habe, um seine Entwürfe desto gewisser zu untergraben, was übrigens viele Wahrscheinlichkeit habe: so erscheine er doch in dem Werke selbst, das er jetzt unternommen, wenn er es auch jetzt erst beschloffen haben sollte, bis zur Bewunderung edel, bis zur Bewunderung groß.“ (Uns scheint in diesen beiden Stellen einiger Widerspruch entweder in dem Charakter selbst, oder doch in der Darstellung zu liegen.) Hr. v. W. machte sich die Apologie leichter. Er stellt schon das Ganze so, dass der Leser voraus gegen jedes ungünstige Urtheil in Absicht auf Moriz verwahrt wird. In dem geheimen Bündnisse mit dem Kaiser findet er durchaus nichts Verhängliches, II, 172 ff., es war ganz tadellos, II, 242. Der Hauptgrund seiner Vertheidigung liegt aber darin, dass er, gegen Planck, annimmt, der sonst so hellsehende Moriz habe Karls eigentlichen Plan damals wahrscheinlich noch nicht gekannt (S. 172); was ihn am meisten anklagt, das Verhalten gegen Joh. Friedrich, dieses glaubt Hr. v. W. ganz beseitigt zu haben, wenn er bemerkt, S. 169: „An dem persönlichen Schicksale des Kurfürsten lag ihm wenig; denn er überfah denselben zu sehr, als dass er ihn achten und lieben konnte, und war sich bewusst, dass er selbst ein weit tüchtigeres Haupt der sächsischen Fürstenfamilie seyn werde.“ Dabey ha-

ben wir uns nur gewundert, dass der Vf. diese Apologie nicht auch im Folgenden besser fortführt. Schon II, 242 lässt er H. Moriz durch Johann Friedrichs Generalklä rung und den darin geäußerten Verdacht mehr erschüttert werden, als ein des Besseren sich bewusstes Gemüth werden sollte. S. 302 wird gemeldet, vor der Entscheidungsschlacht zwischen Karl und Johann Friedrich habe Moriz Boten an diesen geschickt, „er selbst biete ihm zum letzten Male vetterlich Rath und That an.“ Hier wäre Gelegenheit gewesen, die wohlmeinenden Gesinnungen desselben neuerdings zu erheben: allein Hr. v. W. begnügt sich, die bloße Antwort des Kurfürsten herzusetzen: „was ihm der Herzog als Trost habe kund gethan, sey der Art, dass es ein Labfal seyn möchte für solche, die mit dem Tode rängen;“ und S. 330 weist Hr. v. W. selbst nicht, wie er es recht erklären soll, dass Moriz bey dem vom Kaiser ausgesprochenen Todesurtheile über Joh. Friedrich sich nicht als thätigeren Vermittler gezeigt. — Dass Karl V. bey dem Anblicke eines durchschossenen Crucifixes laut die Rache des Himmels anrufen habe, hält Hr. v. W. für eine von den Künsten, wodurch die spanischen Reissgen mehr befeuert werden sollten, II, 310. — Plancks Hypothese, dass Karl das Interim nicht gelesen, umgeht Hr. v. W. dadurch, dass er bey einigen Punkten desselben aus der Gemüthsart des Kaisers zeigen zu können glaubt, dieser möchte sich wirklich überredet haben, das Interim werde den Protestanten angenehm seyn. Ungeachtet Hr. v. W. die Geschichte von dem plötzlichen Aufstande des Kurf. Moriz so gestellt hat, dass der Eindruck davon auf Karls Gemüth um so lebhafter gefühlt werden sollte: so behauptet er doch, aber bloß nach Sepulveda, dass der Kaiser auch in diesem Augenblicke, der ihn so hart bedrängte, nicht betroffen gewesen sey; wenigstens gegen alle Schrecken der Zukunft habe er Hülfe in seinen Staaten und in seinem Gemüthe befoffen, III, S. 189. Planck sagt es geradezu, III, 2, 506: „dem Erstaunen des Kaisers sey nur der Schrecken gleichgekommen, in den er sich durch jene Nachricht versetzt sehen mußte.“ — Th. III, S. 202 nennt Hr. v. W. die auch bey Pl. bemerkte Ursache, warum Moriz den Kaiser in Insbruck nicht fangen konnte; doch zeigt er noch auf der folgenden Seite aus mehreren Wahrscheinlichkeitsgründen, warum er ihn wohl nicht fangen wollte!

So viel über einige für die Kritik gehörige Stellen. Zu den hervorstechenden Seiten dieser Geschichte, die wir oben schon im Allgemeinen besprochen

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomist: Ogeen, in der neuen Günterfchen Buchhandl.: Über die Anwendbarkeit der Dismembration bey adelichen Gütern, Kammerey-Vorwerken, und Domainen. 1804. 125 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift scheint mit seinen Ideen gar noch nicht im Reinen zu seyn. Denn eines Theils meint er, vom Gewinn und Verlust des Geschlechts-Adels könne hier gar nicht die Frage seyn, sondern allein davon, ob die Cultur des Ackerbaues und der Viehzucht bey der Dismembration gewinne oder verliere, und welchen Einfluß sie auf die Consumtion in den Städten haben würde; — und dennoch untersucht er die Frage, ob der Adel zur Aufrechthaltung der Monarchie nöthig sey, und ob ein Erbadel deswegen existiren müsse? Das Letztere beantwortet er ganz bejahend, nur mit der Einschränkung, daß die Monarchen den Adel eben so wenig zu mächtig, als zu arm dürften werden lassen, weil der zu reiche Adel zu sehr nach der Oberherrschaft strebe, der ärmere aber die Monarchie nicht unterstützen könne, sondern in den Bauernstand herabsinke. Diesen Streit über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit des Adels, als die Haupttendenz dieses Schriftchens; so wie über die nothwendige Beybehaltung oder Verringerung seiner Vorrechte, besonders in Rücksicht auf die preussische Monarchie, worüber der Vf. viel Wahres, und noch immer der Erwägung nicht Unwürdiges in gedrängter Kürze gesagt hat, haben die preussischen Verordnungen ziemlich gefehlichet. Die Anzeige dieser Schrift könnte daher für unsere Leser nur dadurch anziehend gemacht werden, wenn wir ihnen des Vfs. Ideen über Dismembration in so weit darlegten, als diese Operation Einfluß auf moralische Verbesserung des Bauernstandes, und auf höhere Cultur des Ackerbaues haben kann. Leider hat er aber den ersten und wichtigsten Punkt ganz übergangen. Denn dadurch, daß er die Nothwendigkeit des Unterschieds der Stände zu beweisen sich bestrebt, und dann ausruft: jeder bleibe in seinem Fache, der Bauer bey'm Pflug, der Bürger bey'm Wirkstuhl; und der Feder, der Adel bey'm Degen, dadurch hat er uns noch nicht überzeugt, daß die Moralität und Cultur der geringeren Stände bey der Dismembration der großen Güter mehr verlieren, als gewinnen werde. Vielmehr muß es in die Augen springen, daß in Provinzen, wo der Grund und Boden beynahe durchaus Eigenthum des Adels, und der Bauer nur da ist, um diese Güter zu bauen, wo Letzterer also mehr Sklave als Mensch, mehr Mittel als Zweck ist, wo er nur wenig für sich, und das Meiste für Andere arbeitet, alle Energie, alle Thätigkeit und alles Streben desselben nach Selbstverbesserung und Erreichung mehrerer Kenntnisse nothwendig erstickt werden muß.

Die Grundsätze, die der Vf. gegen die totale Dismembration aufstellt, in Hinsicht des Schadens, den solche dem Staat und der Acker-Cultur bringen könne, sind ebenfalls nicht neu, noch weniger vollständig aufgezählt. Die hauptsächlichsten sind: 1) Der Staat könne sich besonders in Kriegszeiten leichter an Einen, als an Viele halten. 2) Würde die Schafzucht und deren Veredlung gar sehr darunter leiden; eine Betrachtung, die besonders für Schlesien höchst wichtig sey. So wahr dieses Letztere scheint: so ist doch Rec. der Meinung, daß immer noch Auswege genug übrig blieben, um die Schafzucht im alten Flor zu erhalten, wenn man nur nicht die Glückseligkeit des Staats allein darin sucht, daß dieser Zweig der Production auf allen Gütern und in allen Gegenden mit gleicher Anstrengung betrieben werden müsse. 3) Würde die Cultur des Ackerbaues dadurch leiden, weil der Bauer keine weiteren Fortschritte in diesem Gewerbe machen werde, da er seine Wirtschaft nie nach Regeln treibt, und immer am alten Schindrian hängt. Dieses möchte nur dann der Fall seyn, wenn alle großen Güter dismembrirt werden sollten; ein Fall, der nie eintreten wird. In Franken und Schwaben, wo wenig, eigentlich gar keine, großen Güter sind, findet man Gegenden genug, wo der Bauer, der beynahe ausschließlich Besitzer des Grund und Bodens ist, die Acker-Cultur auf einer Höhe getrieben hat, die in vielem Betracht der mecklenburgischen, und selbst der schlesischen den Rang ablaufen möchte. 4) Würde der Bauer das Geld zum Ankauf der zerstückelten Güter nicht aufbringen können. Aber eben deswegen darf man auch nicht befürchten, daß alle großen Güter auf einmal dismembrirt werden sollten. Ein wichtiger Grund gegen die totale Dismembration aller großen Güter, den der Vf. übergeht, möchte der seyn, daß alsdann

manche für den Handel bestimmte Producte weniger, oder gar nicht angebaut werden könnten, weil der Bauer nur immer auf augenblicklichen Verkauf und Gewinn arbeitet, und weil zur Hervorbringung solcher Producte nicht selten ein beträchtliches Capital nöthig ist, das sich in den ersten Jahren nicht seglich verzinsen kann. — Indem nun der Vf. die Total-Dismembration verwirft; so gesteht er doch eine partielle zu, aber immer unter der Bedingung, daß die Schafheerden dadurch nicht im Geringsten vermindert würden; daß das Dominium sein Bräu-Urbar, so wie die Jagd, und alle anderen Gerechtsame, dann die Teichwirtschaft, den Forst, das Schloß, die Gärten, und wenigstens ein Hauptvorwerk behalte. Unstres Bedünkens wird da, wo die Schafheerde immer als das Wichtigste betrachtet wird, nie eine vollkommene Landescultur stattfinden, weil solche der Aufhebung der Brauche, und der Einführung eines bessern Wirtschaftssystems stets im Wege steht; hingegen pflichten wir dem Vf. darin bey, daß das Dominium das Bräu-Urbar beybehalte, weil dieses mehr ein bürgerliches Gewerbe ist, das nicht ohne kostbare Gebäude, und ohne ein beträchtliches Capital betrieben werden kann. Weniger Schwierigkeiten hätte es mit der Vertheilung der Teiche, da viele Gegenden den unabweisbaren Beweis liefern, der Bauer könne mit eben soviel Vortheil für sich und die Städte die Teichwirtschaft betreiben, als solches von den Besitzern größerer Güter geschieht.

Was die Relution der Natural-Dienste des Bauern betrifft: so billigt der Vf. nur unter gewissen Bedingungen die Abschaffung der Spann-Dienste. Uns dünkt aber, daß, sobald man die Dismembration größerer Güter zugiebt, man gar keine Ursache habe, gegen die Aufhebung der Natural-Dienste, sie seyen Hand- oder Spann-Dienste, zu sprechen. Denn kleine Güter haben durchaus keine Hof-Dienste nöthig. Sie würden ihnen eher nachtheilig, als nützlich seyn. Bey noch bestehenden großen Gütern hingegen scheinen sie nicht entbehrt werden zu können, und wenn ihnen solche genommen werden sollen; so heißt das eben soviel, als die Besitzer in die unvermeidliche Nothwendigkeit setzen, sie zu vertrimmen, oder so klein zu machen, daß man sie mit eigenem Grunde bewirtschaften kann. In der Mark, so erzählt unter Vf., habe man bey dem Amt Croßen alle Dienste gegen Erlaß aufgehoben. Da das Amt aber keine Arbeiter erhalten konnte, mußte man mit neuen Kolonisten, die man annahm, deshalb auch neue Contracte schließen. Solche Beyspiele sollten allerdings die Regierungen belehren, nicht eine Provinz wie die andere zu behandeln. Den Schluss des Werkchens füllt der Beweis, daß, wenn man Dismembrationen vornehmen wolle, man diese Operation vorderhand auf die Domainen, geistlichen Güter und Kammereyen anwenden sollte, denen sie unstreitig die meisten Vortheile, ohne Schaden irgend eines Dritten, gewähren könnten. Als Anhang sind die Bemerkungen eines Freundes des Vfs., dem er sein Manuscript mittheilte, angefügt. Dieser nimmt hauptsächlich das schlesische Creditssystem — dem unser Schriftsteller abhold ist, und dem er den Ruin des Adels (wunderbar genug, da Jedermann weiß, daß ohne diese, von Friedrich dem Großen herrührende Einrichtung die meisten schlesischen Familien zu Grunde gegangen wären,) Schuld giebt — in Schutz, und vertheidigt sie aus eigener Erfahrung. — Rec. will seine individuelle Ansicht über Total- und partielle Dismembration hier um so weniger entwickeln, als der Zeigefist, und die ihm nachgebenden Regierungen schon meist dafür entschieden haben, und der deutsche Geburtsadel seinem Brätschen sehr nahe zu seyn scheint. Indem man die Lehen, und die Fideicommiss aufhebt, und die Dismembrationen großer Güter auf alle Weise begünstigt; so sprechen sich die Absichten der Regierungen immer deutlicher aus, und weder Schriftsteller, noch Zeitblätter werden mit Gegengründen gehört werden. Die Ursachen zu diesen Maßregeln sind auch in vieler Hinsicht wichtig, und die Operationen selbst als heilsam anzuerkennen. Wie aber Alles, was zu rasch betrieben wird, nicht immer gerath: so möchte auch hier die allgemeine Dismembration großer Güter Folgen nach sich ziehen, die zu spät Reue gebären könnten. Manche dieser Folgen lassen sich schon absehen, andere werden erst unsere Kinder und Enkel erleben. Eine weit um sich greifende Verwüftung der Forste, und eine daraus entstehende, für alle Gewerbe höchst nachtheilige Holtheuerung ist eine der Folgen, die uns am nächsten liegt. S.H.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1810.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN; b. Dieterich: *Beiträge zur Kenntniß der altdutschen Sprache und Literatur*, von Georg Friedrich Benecke, Prof. und Custos der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen. Erster Band. 1 Theil 1810. X und 292 S. (Schreibp. 1 Thlr. 10 gr. Druckp. 1 Thlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel: *Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minnsingern*. Herausgegeben von G. F. Benecke u. s. w.

Eins der ersten und größten Verdienste Bodmers um die altdutsche Literatur war gewiss seine Herausgabe der manessischen Sammlung von Minneliedern, und würde noch länger dafür gelten, wenn nicht neuerdings von verschiedenen Seiten sein unbegreiflich nachlässiges oder willkürliches Verfahren dabey aufgedeckt worden wäre. Es war zwar durch seine eigenen Äußerungen in der Vorrede bekannt, daß er manches ihm Anstößige, Überspannte und Wiederholungen übergangen habe: man durfte aber diese Anstellungen für so geringer halten, da noch genug dergleichen stehen geblieben; so wie man sich überhaupt wohl nicht ein solches unverantwortliches Betragen des sonst so wackeren *Böhmers* gegen die, bloß als geschichtliche Urkunden, für jene glorreiche Zeit so wichtige und merkwürdige Sammlung der Manessen, die seiner Heimat, ja seiner Stadt eingeborene, vorstellen konnte, wie es nun wirklich zu Tage liegt. Hr. Prof. Benecke, der mit zu den ersten und thätigen Freunden des Studiums der alten vaterländischen Sprache und Literatur gehört, und auch zu Göttingen darüber schon mehrere Vorlesungen gehalten, hat das rühmliche Verdienst der ersten Ansehung und auch theilweisen Darlegung dieses Mißverhältnisses des bodmerischen Abdruckes zu der Urschrift. Er wurde, wie die Vorrede berichtet, durch mehrere Stellen darauf geleitet, welche Goldast in den Anmerkungen zu den von ihm in den *Præfationibus* vier herausgegebenen 3 Gedichten: König Tyro, der Winsbecke und die Winsbeckin, aus demselben Codex anführte, und die sich bey Bodmer nicht wiederfanden. Sie standen aber, nebst noch vielen anderen, in der goldastischen Abschrift zu Bremen; und aus dieser hat hier nun Hr. Benecke die sämtlichen Ergänzungen und Berichtigungen mit Fleiß und Genauigkeit, so weit es seine Urkunde zuließ, bekannt gemacht. Um dieselbe Zeit unternahm Hr. G. W.

J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

Rassmann, bey seinem Aufenthalte zu Paris, selbst eine Vergleichung des bodmerischen Abdruckes mit der in der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Urschrift, deren Anfang, fast zugleich mit der vorliegenden, in dem Museum für altdutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von v. d. Hagen, Dönn und Büsching, Bd. 1. Stck. 2. S. 313—444, gedruckt erschienen. Eine Vergleichung beider Arbeiten wird hier zur besten Würdigung der benecke'schen dienen. Die letzte gründet sich zuvörderst auf die durch Schobinger und Goldast um d. J. 1600 veranstaltete Abschrift. Diese, deren Geschichte ausführlich in Bodmers Vorbericht zu den Proben, S. VII—X, erzählt ist, enthält, nach des damaligen Stadtvogts Renner in Bremen Bericht an Bodmer, ebd., „nur die Lieder von neun und fünfzig Verfassern, und bey weitem nicht alle Stücke derselben, welche unser Codex hat.“ Die Zahl der Dichter bestätigte auch Eccard (*histor. studii etymol.* 1711. p. 165—67), der die Abschrift zu Bremen einsah, und sein Verzeichniß derselben ergab auch eine verschiedene Folge, nämlich: 3. König Tyro schon hinter König Conrad (wie auch in der Urschrift); 21. Walther von Klingen vor 22. Eberhart von Sax; 46. Heinrich Teschler zwischen Walther von der Vogelweide und Hiltebolt von Swanegoni; und hinter Berage von Horheim folgen der Tarnhuser, Nithart und der von Buckein, welcher letzte die Abschrift beschließt. Nur die erste und letzte dieser Abweichungen bemerkt Hr. B. (Vorr. S. IV, V) und fügt hinzu, daß mit der 5ten Strophe des Berage von Horheim (Bodmers Abdr. Th. I. S. 172,) und nachher mit der 14ten Strophe des Nithart (ebd. II. 72.), — welcher also wie bey Bodmer (und in der Urschrift) hinter, und nicht, wie Eccard angab, vor dem von Buchein steht — gänzlich abbricht. Den Teschler setzte Eccard deshalb hinter Walther v. d. V., weil die 3 letzten Strophen dieses Dichters bey Goldast, wie Hr. B. anmerkt, wie in der Urschrift, mit jenes Namen überschrieben sind und auch nochmal unter dessen übrigen Gedichten vorkommen. Hr. B. unterscheidet in der Abschrift fünf Hände, von denen die ersten vier mit lateinischen Buchstaben genauer und kundiger, als die fünfte, von welcher mit deutscher Schrift die drey letzten Dichter sind. Die einzelnen Lieder jedes Dichters sind mit römischen, die Strophen mit arabischen Zahlen bezeichnet, und die Reimzeilen, wie wohl nicht immer ganz richtig, abgesetzt. In der Urschrift sind die wirklichen aus mehreren Strophen

T

bestehenden Lieder, so wie die gewöhnlich zusammenstehenden Reihen von Strophen desselben Baues, ohne weiteren Zusammenhang des Inhaltes, besonders bey den spätern Sängern, durch abwechselnd rothe und blaue Anfangsbuchstaben, die einzelnen Strophen, wahrscheinlich erst durch Goldast, mit bey den einzelnen Dichtern fortlaufenden Zahlen, und die Verse oder Reime, ohne Absetzung nur durch Punkte, selten durch Striche, bezeichnet. Diese bey Bodmer höchst unangenehm fast ganz vernachlässigte Abtheilung der Lieder (nur bey dem Tanhufer finde ich sie durch ein mit größerer Schrift gedrucktes Anfangswort angedeutet, wiewohl auch nicht ganz richtig) hat bey den Ergänzungen Hr. B., wie Hr. Rasmann, welcher letzte sie aber auch für die schon bey Bodmer abgedruckten angegeben, und noch die Strophenzahlen beybehalten, zur bequemeren Vergleichung mit Bodmers Ausgabe, die man leicht danach beziffern kann. Die das Verständniß so sehr erleichternde Interpunction, große Anfangsbuchstaben der Eigennamen, so wie Anmerkungen über Schreibfehler und Verbesserungen, haben auch beide gemein. Sonst hat der rasmannische Abdruck noch voraus: eine genaue literarische Notiz der Urschrift im Allgemeinen, wie in einzelnen zweifelhaften Fällen oder Abweichungen von ihrer Regel, Beschreibung von einigen Bildern derselben; die Bezeichnungen der Strophen und Reime und die eigenen Abtheilungen in den längeren Liedern oder Leichen; durchgehende Urkundlichkeit in Ansehung der Orthographie, der einzelnen Sylben und Töne, der Zusammenziehung und Trennung der Wörter, mit Anmerkungen über dies alles, so wie über die, in sämtlichen Abdrücken aufgelösten Abkürzungen, und die vorkommenden Anspielungen. Die in der Urschrift über einander gesetzten Doppellauten, welche Bodmer, aus Mangel entsprechender Schrift, alle, bis auf das *u*, auflöste und neben einander setzte (vgl. die Vorr. zu Th. II, S. V), hat auch Hr. B., wie R., wiedergegeben, bis auf das *ov*, wofür immer *ou* gesetzt ist; obgleich Goldast auch dies wohl beybehalten, da er es selbst bey den Abdrücken in den *Paraenetic* hat. Sonst aber bemerkt sich schon bey Hrn. B. eine, ohne Zweifel auch schon durch Goldast eingeführte, Regelmäßigkeit in der Schreibart einzelner Wörter, z. B. steht fast immer *froeide*, *frouwe*, *schouwe*, *trüwe*, *rüwe* etc., welche Wörter doch in der Urschrift sehr verschieden vorkommen, wie R.'s Abdruck zeigt. So ist auch das *j* für *i* in *je*, *jagen* ff. gar nicht ächt. Überhaupt wird man bey solchen und allen anderen Abweichungen R.'s Abschrift vor der goldastischen glauben müssen, da sie eigends in vergleichender und berichtender Absicht unternommen worden. Zudem hat R. eine ganze Reihe von Ergänzungen und Berichtigungen, die bey Hrn. B. fehlen. Die bedeutendsten hievon, so wie die hauptsächlichsten beiderseitigen Abweichungen wollen wir hier zur immer vollkommenen Darstellung des Textes auszeichnen. Wir übergehen dabey, außer den eben angeführten, noch

andere ähnliche orthographische Abweichungen, als *wib* und *wip*, *noh* und *noch*, *emphaen* und *empfaen*, *tag* und *dag*, *mag*, *mac* und *mak*, *enbindet* und *entbindet*, *mis* und *mins*; *horst* und *hort* ff. da die meisten dieser Abweichungen hier wohl nur auf Goldasts Rechnung stehen und die Urschrift selbst darin schwankt. Zuweilen ist hiebey auch ein Streben, die Sylbenzahl der Verse regelmäßig zu machen, sichtbar, welches Hr. B. selbst bis zur Einschlebung einzelner Wörter verfolgt hat. Rec. glaubt aber, daß nur, wenn ein ganzer Fuß oder vielmehr Accent fehlt, etwas der Art, und noch mit großer Vorsicht, gethan werden dürfe, in dem die alten Minnesänger, bey einem zwar vorherrschenden jambischen, trochäischen, daktylischen Rhythmus, doch nur auf die dem Verse gemäßen Hauptaccente hielten, übrigens aber in freyer Sylbenzahl mannichfaltig mit jenen Rhythmen abwechselten. Voran mögen hier einige bessere Lesarten stehen, welche Rec. einem Exemplar der bodmerischen Ausgabe beygeschrieben fand, an einer Stelle mit der Bemerkung: *ita Cod.*, so daß sie ohne Zweifel auch aus der Urschrift herühren; manche stimmten auch mit denen bey R. und B. überein, welche hier natürlich übergangen werden. S. 7 Str. 3 *verwunt* f. *verwundt*; Str. 4 *Liehtu* f. *Liethu*; Str. 5 in dem f. in dem; Str. 11 *maniren* f. *manieren*; Str. 17 *hoh* f. *hoch*. S. 10. Str. 4 *bringen* f. *hringen*; Str. 3 *durh* f. *dur*; Str. 8. *das* f. *daß*. S. 13 Str. 3 *dä* frowe f. *die* fr. — S. 10 Str. 1 *mich* verderben (ohne *er*), Str. 10. *muotes* f. *muote*; und S. 16 Str. 6 *Swie* f. *Szvie*, hat auch B., dagegen hat R. noch S. 1 Str. 4 *wibem* f. *wibe*; Str. 6 *nieman* f. *niemen*; S. 2 Str. 7 *brehen* f. *brechen*. S. 3 Str. 1 *edel rich* f. *edelrich*. S. 4 Str. 8 *guotes* f. *guetes*; S. 5 Str. *tougenlicher* f. *tougenlich*; Str. 8 *dich vrowe* f. *vrowe dich*; Str. 11 *Ahy* f. *Ahey*; *er das* f. *er das*. S. 6 Str. 4 *lept* f. *lebt*; Str. 9 *libenne* f. *lebenne*; Str. 10 *Moechten* f. *Moechten*. S. 7 Str. 1 *gegnägte* f. *begnuegte*; *minen* *lang* f. *minnelang*; Str. 5 *harba* das zweyte Mal doppelt; Str. 13 noch *sin vor walle*; S. 8 Str. 4 *begine* (*beguine*, eine Art Nonnen) f. *beginne*; *ze sine* f. *zeline*; Str. 5. *Entzwilchen* f. *Entzwilchent*; *danne* f. *denne*. Die von Bodmer ganz richtig abgesetzte Str. „Frowe durh Got ff.“ kann nicht, wie Hr. B. aus Goldast aniebt, zur vorigen Str. gezogen werden. In der Urschrift hat sie auch das gewöhnliche Strophenzeichen, obgleich dies wohl nicht, wie das der vorigen, roth, sondern blau seyn sollte; denn es fängt offenbar ein neues Lied an, und zwar, wie bey 2 vorhergehenden Liedern desselben Dichters, mit dem, gleichsam als Thema (der Glosse ähnlich), voranstehenden Refrän. Auch zeigt der dahinter leer gelassene Raum, daß dies Lied nicht vollständig ist. S. 8 Str. 13 steht in *han* ein *i* über dem *h*, als Verbesserung, die auch Bodmer richtig aufgenommen hat. Str. 14 *moeht* f. *moeht*. S. 9 Str. 7 *verre* f. *fere*. S. 10 *bitten* f. *biten* (aber besser scheint *biten*, f. v. a. *beiten*, *harren*). Die hier auf einem besondern Blatt der Urschrift eingeklebeten 3 Strophen gehören nicht, wie darauf

von Goldast oder Bodmer bemerkt ist, nach der Str. „Ich küße ff.“, sondern sind, wie diese mit den beiden folgenden, ein eigenes, in Strophenbau und Inhalt verschiedenes und auch durch die Bezeichnung abgefordertes Lied. S. 11 Str. 2 *Mih heesent f. Mich h.*; Str. 4 *rosenvarwer f. rosenvarwer*; Str. 10 *niemen f. nieman*. S. 12 Str. 1 *len f. lend.* S. 13 Str. 13 ergänzt R. die vorletzte Zeile: *Der kan sine wurde weren*. S. 14 Str. 1 *en f. im*. Str. 9 *fi f. fa*. S. 15 Str. 3 *in f. ze*. S. 16 Str. 3 ist nach der ersten Zeile ein Blatt ausgeschnitten: dies kann aber nicht beschrieben gewesen seyn, da auf dem folgenden dieselbe Str. fortfährt. Str. 5 gehört wahrscheinlich vor und zu Str. 10 — 12.; Inhalt und Bau stimmt überein. Str. 4 *minen f. minem*; Str. 5 *was f. war*; Str. 7 *sorge f. sorgen*. Bey der zu Str. 7 gehörigen langen Ergänzung hat Hr. B., wie immer in solchen Fällen, das schon von Bodmer bekannt Gemachte wiederholt, R. aber nur darauf verwiesen. Freylich giebt jenes dem Buche etwas mehr Selbstständigkeit, und ist um so zulässiger, da es dadurch nicht eben sehr angeschwellt wird. Bey solchen nicht eigentlich strophischen langen Gedichten (Leichen), als das folgende, sind aber in Hn. B's. Abdruck nicht die Absätze nach den in der Urschrift stehenden grösseren Anfangsbuchstaben derselben gemacht, wie bey R., sondern willkürlich, nach dem ungefähren Sinn. Übrigens wird Hr. B. manche feiner Verbesserungen der goldastischen Abschrift durch R. bestätigt finden; so wie auf der andern Seite manche bey R. nur vermuthete Lesarten schon bey Hn. B. ohne Weiteres in dem Text stehen: beides wohl meist nur durch Goldasts Versehen oder Correction veranlaßt. Manchmal treffen die beiderseitigen Vermuthungen auch glücklich zusammen, und im Ganzen ist auch das durch die Interpunction ausgedrückte Verhältniß übereinstimmend und nur in einzelnen Fällen verschieden. S. 3 Zeile 11 sind wohl 2 Verse, wie bey R.; der Reim und die kurzen Verse dieses Absatzes sind dafür, obwohl die Bezeichnung in der Urschrift fehlt. S. 5 Z. 2, bey Hn. B. ist *Mere* unrichtig groß gedruckt, da es kein Eigennamen ist, sondern ein Beywort, f. v. a. berühmt, v. *Mähre*. Z. 7 ist *Mei* wahrscheinlicher, als *Plei*, wegen der etwanigen Anspielung auf das Gedicht vom Grafen *May*. S. 6 Z. 2 bey R. 2 Verse hat Hr. B. besser in Einem, wenn das Reimwort *not*, das schon vorhergeht, richtig, da sonst das Zeichen fehlt und auch die Absätze öfter in einer längeren Zeile auslaufen. S. 7 Z. 10 liest R. *ich f. ichs*; Z. 4 v. u. *Dest f. Des*. S. 8 Z. 2 v. u. *zallen f. zellen*. — S. 17 (b. Bodmer.) Str. 7 gehört wohl zu den folgenden 3 Str., obwohl sie als ein eigenes Lied bezeichnet ist. S. 19. Str. 2 berichtet R. *Muofe f. mußte*; (jenes ist alte Form des Präterit v. *müssen*, wie *weise* und *weise* v. *wissen*); Str. 11 *went* (schweizer. und schwäb. *f. wollen*) *f. wend*. S. 21. Str. 2 *also* (also) *f. Alle*; Str. 5 hat einen Vers zu wenig. In dem ersten Liede Gottfrieds von Nifern ist bey Hn. B. der Anfangsvers jeder Str. in 2 getheilt, so daß der vordere auf die letzte, sonst reim-

lose Zeile reimt; wohl ganz richtig, obgleich in der Urschrift keine Bezeichnung dafür ist. Dasselbe findet Statt in den Liedern V. VI. X. XXV. XXXII. XXXV (wo Hr. R. aber den Reim übersehen). XXXVIII. XLIII. XLV. — Str. 3 hat Hr. B. die Interpunction richtiger, als R.; ebenso Lied III, Str. 2, wo Rec. aber für das hineingebeßerte *vil* lieber *mag* oder *kan* lesen möchte, wegen des folgenden Infinitiva *gruessen*. Str. 5 liest R. *iemer f. niemer*; jenes wird nämlich auch für dieses gebraucht, wie *ist u. nicht*, *u. ein*, *hein*, *dehein* u. *kein*, und noch das franz. *jamais* und *personne* für beide Fälle. L. IV. Str. 3 und 4 hat Hr. B. unrichtig den 3ten und 6ten V. in 2 getheilt, wozu wohl Str. 4 die zufälligen Reime im Abschnitt der langen V. verführt haben. L. V. Str. 2 ist Hn. B's. *noch f. uon*, und Str. 4 *uwaren f. uwa von* besser. L. VII, das in der Urschrift und auch b. Goldast aus 4 Str. besteht, die, eine um die andere, auf einander reimen, hat Hr. B. deshalb, ganz ohne Noth, in 2 Str. gebracht. Die in der ersten fehlenden beiden Zeilen stehen bey R.

„Dagegen frohit sich manig herze, wan das mine alleine,
Das muos iemer trurig sin, es wende ir wiplich guete.“

Str. 2 ist b. R. die Änderung von *wueket* in *muestet* unnöthig: jenes bedeutet *verwüftet*. L. VIII, Str. 2 l. mit R. *du leste f. min leste*; Str. 4 *Swa f. Swer*. L. IX. Str. 3 *ich fi f. ichs*; *minnekliche* u. *felden richa f. minneklichen* u. *feldenrichen*, welche unnöthige Änderung Hn. B's., so wie das Punct hinter *Wan*, einen gezwungenen Sinn giebt. Sollte *wan* f. *Wahn* stehen: so müßte es doch: in *feldenrichen*, heißen. *Wan* das gehört aber zusammen, wie es so häufig für *diweil*, denn u. *wenn nicht* steht. L. XI ist nur die Schlusstrophe eines längeren Liedes, das mit dem ausgeschnittenen Blatte verloren gegangen. L. XIV, Str. 2 steht in der Urschrift küßlicher, aber das *be* unterstrichen, das gewöhnliche Zeichen des Schreibfehlers, und ist also sicher *küßcher* zu lesen. L. XVII, Str. 1, *troestinne*, b. R. f. *troesterinne* wäre gebildet, wie *Wahrflagin*, obwohl dieses doch gebräuchlicher und auch L. XX, Str. 3 vorkommt. In der Handschrift steht vielleicht die gewöhnliche Abkürzung *troestinne*. L. XVIII hat durchgehends f. g. *reiche* Reime: ähnliches Spiel mit den Reimen ist in L. VI, XXVI, XXXII, Str. 4 f. *zu dir* hat Hr. B. *zir*; wahrscheinlich aber ist *zuzir*, die häufige Form für *zu ir*, zu lesen. Str. 5. „*Hei gewunne ich ir noch die künde*“ wirft Hr. B., wohl des Verses wegen, *ir* heraus; mit Unrecht, da es der zu *künde*, Kunde, gehörige Genitiv ist; eher könnte *die* fehlen. L. XXI von 4 Str. theilt Hr. B., in den Zusätzen, wieder in 2 Str., wie oben L. VII, aber noch mit weniger Grund, da Str. 1 u. 2, und 3 u. 4 freylich auf einander, aber auch schon in sich vollständig reimen. Str. 1 b. Hn. B. *den f. dien*; dies ist aber eine alte Form, die noch im niederländischen, dadurch von dem Artikel unterschieden *pronom. demonstrat.* und *possessiv.* übrig ist. Str. 4 hat R. den 5ten V. übersehen: *Lieb, und dar in nicht erwunde*. Dagegen ergänzt R. den, L. XXIII, Str.

3 bey Hn. B. fehlenden 8ten V. Das *fi* nicht gar in *wunnen* *suebe*. Str. 4 ist bey R. die Vermuthung von Wa: f. *Wan* unnöthig, da dieses für *warum* steht, und wohl eine Zusammenziehung davon ist. Vgl. den v. Kurenberg, Str. 11, und den Shenk v. Winterstetten, Str. 21. — L. XXV, Str. 3, „Reiner wibes guete“ bestätigt doch, gegen Rs. Anmerkung, Bodmers Lesart des ganz eben so lautenden Verses in Herzogs Joh. v. Brab. Str. 16. Es ist dieselbe, nur durch die unmittelbare Verbindung mit dem Beywort etwas kühnere Construction, wie die noch gewöhnliche, und mit nichts zu tadelnde: das Mädchen, Fräulein, Weib, — *die* ging u. s. w. L. XXVIII, Str. 1 muß das Comma, wie bey R., hinter, und nicht vor *selig* stehen. Die Urschrift hat hier auch einen senkrechten Strich: ein Anfang von Interpunction, der öfter vorkommt. Dasselbe gilt L. XXXIV, Str. 2 von dem Comma vor *darzuo*. L. XXXIX, Str. 3 l. R. *tribel f. treibel*, wie Str. 4. — Str. 5 *do f. so*; *do* steht öfter so doppelt. L. XLIII, Str. 1 liest Hr. B. sehr gut *min f. in in*. Den L. XLV, Str. 3 fehlenden 2ten V. ergänzt R. „*Du mir in min herze tougen*.“ L. XLVII, Str. 2 ist b. R. *dest f. des* unnöthige Änderung, denn *des* steht, wie *dis*, öfter f. *dest*, das ist. Vgl. L. XIV, Str. 4, L. XVIII, Str. 1 und S. 137 Z. 5, S. 140 Z. 4 v. u. — S. 24 b. Bodmer ist Str. 3 nach R. zwar durch die Bezeichnung mit den folgenden 3 Str. zu Einem Liede verbunden, aber durch Inhalt und Form offenbar für sich bestehend, und auch durch die folgende Überschrift: „ein anderton“ davon gesondert. R. berichtet noch Str. 5 *guote f. guete*; Str. 6 *niender f. niener*. S. 25 Str. 2 *zouber f. zuober*; Str. 9 nicht f. *nit*. S. 26 Str. 4 *liebun f. lieben* (jenes eine nicht seltene alte Form, wie *liebi f. Liebe*, als Substantiv, noch in Schwaben und der Schweiz); Str. 9 *verschwinden f. erwinden*. S. 27 Str. 9 *Bas f. Das*. Mit der folgenden Str. beginnt offenbar wieder ein neues Lied, wiewohl die Bezeichnung der Urschrift sie mit dem vorigen verbindet. S. 28 Str. 1 *ufbrechen f. ufbrechen*. Bey dem Bruder Eberhart von Sax giebt R. die auf seinem Bilde befindlichen Verse, welche auf einer Papierrolle stehen, die er der Mutter Gottes auf dem Altar darreicht, und sich auf seinen einigen grossen und prächtigen Lobgesang an sie beziehen:

„Dirre kranke presant,
vrowe, si dir gesant,
empfahe in von mir fuer guot,
dur dinen tugentlichen muot,
iemer si von dir bewert.
von Sax bruoder Eberhart.“

S. 29 Str. 3. *Do uns eine hab f. Wis uns eine hat*. Leider bricht das zweyte Lied dieses Dichters auch in der Urschrift so ab, wie bey Hn. B. S. 79 Z. 14 ebend. steht gut *spreche f. sprechen*. Z. 15 ist aber *Se* ein unnöthiger Zusatz. Dieses erste, nicht eigentlich strophische Lied, Leich, Rudolfs v. Rotenburg besteht doch größtentheils wirklich aus Strophen. So beginnt es mit 5 achtzeiligen, auf welche eine ebenfalls achtzeilige, aber anders gebaute, folgt; dann

5 zehnzeilige, und wieder eine achtzeilige der zweyten Art; darauf bloß gepaarte Reime, bis „Ovidius“, wo eine vierzeilige Str., danach 2 sechszeilige, wieder eine vierzeilige und eine achtzeilige, nachmals bloße Reimpaare, und endlich wieder eine achtzeilige der zweyten Art. S. 80 Z. 11, die *f* ist eine gute Verbesserung. L. II ist ganz ähnlich zusammengeleitet: 2 achtzeilige Str., eine ebenfalls achtzeilige, aber anders gebaute, 2 zehnzeilige, eine achtzeilige der zweyten Art, Reimpaare, eine sechszeilige, eine vierzeilige und eine achtzeilige Str., wieder Reimpaare und eine achtzeilige und eine fünfzeilige Str. S. 85 Z. 4 v. u. nur f. *bi* ir giebt keinen Sinn. L. III besteht fast ganz aus Str.: 4 siebenzeilige, eine sechszeilige, 4 siebenzeilige, doch anderer Art, 5 sechszeilige, abwechselnd von der vorigen und einer neuen Art, 3 siebenzeilige, von den ersten verschiedenen, eine sechszeilige der ersten Art, 4 abwechselnd achtzeilige und sechszeilige einer dritten Art, wieder eine sechszeilige der ersten, zuletzt Reimpaare und unregelmäßig verchränkte Reime. S. 91 Z. 13 müssen demnach 2 Zeilen seyn. S. 92 Z. 9 Mehoth f. Mehoth, ist ein noch dunklerer Name; Mahute im Titel, Tschionatunders Mutter, kann nicht gemeint seyn. S. 94 Z. 6 *Diu hant f. Din hant*, ist unrichtig; jenes ist der häutige Genit. f. den Accusativ: dich, oder zu dir haben. Z. 15 fehlt *hat*. S. 95 Z. 3 fehlt der Reim zu *not*, ist also zu der folgenden zu ziehen, wie auch die Handschrift bezeichnet. L. IV wieder Str.: 2 zehnzeilige, eine fünfzehnzeilige, eine dreyzeilige, 2 sechszeilige, 2 dreyzeilige, eine, andere zehnzeilige. S. 96 Z. 8 u. 9 v. u. gehören zusammen, auch nach der Handschrift. L. V hat folgende Str.: 2 von 14 Zeilen, 2 von 8, 2 andere von 8, 1 von 4, wieder eine von 8 (wo Hr. B. S. 99 Z. 7–9 v. u. unrichtig je 2 V. zusammengezogen), 7 von 4, 3 von 6 (wo Hr. B. S. 100 Z. 7 u. 9 v. u. wieder unrichtig statt 4 V. nur 2 hat), 1 von 4, 3 von 9, 2 von 8, 2 von 5, 2 andere von 8, 1 von 10, 2 von 5, wieder 1 von 10 (wo Hr. B. S. 104 Z. 16, 17 fehlerhaft einen V. theilt); und 2 von 5, 1 von 9 (wo für Hr. B. S. 104 Z. 2 v. u. durch Abtheilungen hinter *also* und *Fro*, gegen die Handschrift, 10 Zeilen hat), 2 andere Str. von 10 Zeilen, 5 von 7, 1 von 8, 2 von 6, 1 von 4, 2 von 12, 2 von 9, und 2 Str. von 5 Zeilen. S. 102 Z. 3 v. u. *alder f. al der*, wurde *alter* oder *oder* heißen, statt *aller der*. Ebenso S. 106 Z. 8 v. u. *aldu f. al du* (welt). S. 105 Z. 5. bessert Hr. B. *giht* durch *nicht*; es steht aber *giht* (zusagt) *nir*, nicht mit, welches letzte wohl jene Änderung veranlasste. S. 109 Z. 5, *niener f. niemer*, kann nicht wohl stehen, eher *nieme*, die häufig verdoppelte Negation. L. VI folgende Str.: 2 von 8 Zeilen, 1 von anderen 8 Z., 6 von 4, 1 von 8 (gleich der vorigen), 5 von 6 (wo Hr. B. S. 112 Z. 7 u. 9 2 V. unrichtig und durch unreine Reime in 4 V. abtheilt), 5 andere von 6, 1 von 4, wieder 1 von 8 (wie vorher), 2 v. 6 (wie die ersten), Reimpaare, endlich noch eine Str. von 8 Zeilen.

(Der Beschlufs folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 O C T O B E R 1810.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beiträge zur Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur* von Georg Friederich Benecke u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Seite 109 Zeile 5 von unten *Wa f. Eva* ist Unfinn, welchem das von Hn. B. hineingebefferte *ane* nicht abhilft. S. 111 Z. 3 *giht* (sagt) ist besser, als *git* (giebt). S. 112 Z. 4 ist merkwürdig der Genitiv des persönlichen Fürworts statt des Nominativs, *fin f. er*; er steht besonders nur hinter dem Vergleichsworte *wan*, denn, als (vgl. Nibel. v. d. Hagens krit. Ausg. V. 9603); so findet sich auch wohl niemand's geradezu f. niemand. S. 113 Z. 10 *siren f. Siren*; doch scheinen die *Sirenen* gemeint, die öfter wegen ihres Gefanges bey den alten Dichtern vorkommen (z. B. maness. Samml. II, S. 200 b. 207 a); wenigstens ist mir kein Instrument jenes Namens bekannt. Sonderbar ist ebend. Z. 15 *Tanbur f. Sanbuc*: dieses ist nämlich auch ein bekanntes altes Instrument die *Sambuca*. S. 32 (bey Bodmer) Str. 9 l. *also f. also*, häufige alte Form; Str. *vernuegert f. vernue gert*, v. *veruegeren*, Neues, Veränderung begehren. Vgl. die Klage V. 1048 S. 33 Str. 13 an f. in. S. 34, 1 *sinne f. sinnen*; Str. 4 *werder f. werden*. S. 35 Str. 5 *tugenden f. tugend*. Das lange Gedicht Heinrichs von Sax besteht ebenfalls aus Str.: 3 von 4 Zeilen, 3 von 6, 1 andere von 4, 5 von 4 (wie die ersten), 2 andere von 4, 1 von 8, 2 von 6, 1 von 12, 1 von 4, 2 von 6, 1 von 12, 2 von 8, 1 von 6, 1 andere von 6, 2 von 4, 2 andere von 4, wieder 2 von 4; wie die vorigen; 3 Zeilen schliessen. S. 118 Z. 4 *wir f. mir*; diels kommt aber für jenes öfter vor, und ist noch in der oberfächl. Mundart. Ebend. Z. 16 *Das f. Der* ist besser. S. 119 Z. 10 *sun f. sun*; diels ist aber auch häufig und noch in der schwäb. und schweiz. Mundart f. *solten*, wie oben *went f. wollen*. — S. 35 (b. Bodmer) Str. 10 l. *Mich f. Min*; S. 38 *minuestu f. minnest du* (Diels Lied ist merkwürdig, wegen der wirklich künstlich darin gebrauchten Allonanz.) S. 39 Str. 5 *lie f. lies*; Str. 10: *haftus f. haft es*. — Des von Gliers 3 Leiche haben auch Str.; I: 2 Str. von 6 Zeilen, 1 von 10, 2 von 11, 1 von 8, 1 von 10, 1 von 8, 13 Reime, 2 Str. von 6 Zeilen, eine andere von 6, 2 von 6 wie die vorigen, 1 von 8, 2 von 20 (in der ersten fehlt der 8te Reim), 2 von 12 Zeilen, zuletzt Reimpaare. S. 125 Z. 10 *inett f. in ihnen*, ist unnöthige und auch

unrichtige Änderung, da diese Dehnung des Plurals in der alten Sprache selten vorkommt. S. 123 Z. 2 v. u. l. *dú* (die) f. *du*. S. 126 Z. 13 *Als f. Alr*, giebt auch Sinn. Ebend. Z. 2 v. u. l. wieder *al der f. alder*. II: 3 Str. von 6 Zeilen 2 andere von 6, 3 von 8, 2 wieder von 6, 3 andere von 8, wieder 2 von 6, 3 von 7, noch 2 von 6, 3 noch andere von 8, zuletzt noch 3 Str. von 6 Zeilen. S. 127 Z. 10 v. u. steht *hant* vielleicht für *hassen*, und machte darin keine Änderung nöthig, wie b. R. Auch findet sich wie hier, *hassen* mit dem Genitiv construiert, S. 250 Str. 1. S. 128 Z. 4 l. wieder *al dú f. aldú*. Z. 9 v. u. ist *Tristan, der* besser, als *Tristanden*. S. 129 Z. 5 l. *was f. war*, welche Form seltener ist III (b. Bodmer): 3 Str. von 6 Z. (wo in der zweyten des Reims wegen mer f. *me* zu lesen), 2 andere von 6, 3 von 8, wieder 2 von 6, 3 andere von 8, wieder 1 von 6, 3 von 8 und 2 von 6, 3 noch andere von 8, und zuletzt noch 2 Str. von 6 Z. S. 144 Z. 23 l. *forge f. forgen*. S. 45 ist „Min munt etc.“ unrichtig, und gegen die Handschrift, besonders abgesetzt; es gehört zu dem Vorigen. — Auch Ulrichs von Gutenburgs Leich ist in Strophen: 7 von 4 Zeilen, 6 von 3, 1 von 7 (wo Hr. B. S. 135 Z. 10 u. 11 unrichtig theilt), 1 von 12, wieder 1 von 7 und 1 von 12, 7 von 8, 1 von 6 (es fehlen am Ende vielleicht 2 Zeilen, wodurch sie auch der Form, wie dem Inhalt nach, zu der folgenden gehören würde), 3 andere von 8, 1 von 10 (wahrscheinlich ist aber S. 139 Z. 6 — 8 v. u. zusammenzuziehen, so dass es auch eine achtzeilige Str. wird, wie die vorigen und folgenden 2), 2 von 10, 6 von 4, 7 von 3, 2 sich entsprechende Absätze von 21 Z. (nur S. 142 Z. 2, 3 ist ein Reim zuviel), 5 Str. von 8 Z. (wie die ersten), 4 von 8 (der zweyten Art), endlich 4 Str. von 4 Z. S. 134 Z. 8 ist *Der* besser als *Dir*. S. 135 Z. 11 *senften f. senfts*; Z. 6. abermals *alder f. alder*. S. 137 Z. 17 scheint *Swie* besser als *Swen*; Z. 18 ist des Sinnes, wie des Verses wegen, etwa zu lesen: Und *muos* ir *dunst* gezeigen. Z. 9 v. u. müssen der Str. wegen 2 Zeilen seyn, obwohl in der Handschrift der Punct nach dem Reimworte (*an*) fehlt. Die ganze Stelle ist etwas verderbt, wahrscheinlich durch den überflüssigen Reim in *undertan*, welcher den auf *núwen* gehörigen verdrängt hat, etwa: mit *núwen*. S. 139 Z. 9 l. geliges f. gelige; das s ist das abgekürzte *es*, *des*, dessen. deswegen; dagegen Z. 18 l. darf *es* f. darf *des*. S. 142 nach Z. 8 fehlt der V. „*Das en wer mir dar zuo nít ze breit*.“ S. 143 Z. 7 l. *an f. im*. S. 144 Z. 6 v. u. muss, obgleich in der Handschrift die Puncte fehlen, in 3 V.

U

abgetheilt werden, nach den Reimen; denn es steht *ist*, für das ganz undeutliche *Sir*. S. 145 Z. 8 v. u. l. *Turmus* f. *Turjus*, wie die Anspielung auf die Aeneis fodert. S. 48 (b. Bodmer), Str. 9. l. *mich* f. *mir*. — Bis hierher geht für jetzo nur der Abdruck der *raßmannischen* Arbeit; die folgende Vergleichung entnimmt Rec. aus deren handschriftlicher Fortsetzung und Vollendung, welche, nebst mehreren anderen Minneliedern, z. B. aus den *möserischen* Fragmenten und einer leipziger Handschrift, nächstens besonders erscheinen werden, und fast noch doppelt so viel betragen: nämlich ausser den 157 Strophen des Schenken Ulrich von Winterstetten, und der einen Str. des Walthers von der Vogelweide, gewinnt Ulrich von Lichtenstein 3, der tugendhafte Schreiber 2, Steinmar 1, Obernburg 1, Buwenburg 2, Gottfried von Straßburg 54 Str. (darunter der große Lobgesang auf die heil. Jungfrau), Hadloub 3 Leiche und 67 Str., Conrad von Würzburg 69, Frouwenlob 22 Str. (worunter seine Umdichtung des hohen Liedes), und der wilde Alexander einen Leich; — so daß die gesammten Nachträge fast $\frac{2}{3}$ des Ganzen ausmachen! — S. 49 letzte Str. 1. *selten* f. *felden*. S. 50 Str. 3 *unlanfte* f. *unlenfte*; Str. 8 *klagenden* f. *klagende*; Str. 13 *dehein* (*ultus*) f. *ein*. S. 51 Str. 10 *ln* (zusammengezogen aus *lh*, *Ich*, und *ne*, *cin*) f. *Ich*. S. 54 Str. 1. fehlt *vil* hinter *weis*; l. *diende* f. *diente*. S. 55 Str. 11 *alde* (oder) *fwas* f. *und* *fwas*. S. 56 Str. 1 *fi* *iu* f. *fi* *ich*. — Auch die 4 langen Leiche, womit der Ulrich von Winterstetten beginnt, sind wieder ganz aus Strophen zusammengeſetzt; wenigstens sind es offenbar künstlich gebildete und geordnete, symmetrische Glieder, zu deren Abtheilung sich auch in ihren meist etwas größeren Anfangsbuchstaben der Urſchrift ein Anlaß findet, welcher im Abdruck, zur richtigen Übersicht einer solchen eigenthümlichen poetischen, unserer Cantate ähnlichen Composition, beachtet seyn sollte, wie auch durch R. geschehen, nur daß dabey stehen geblieben und die Abtheilung nicht auch nach inneren Gründen ganz durchgeführt ist. Bey den aus 2 gleichen Hälften bestehenden, so wie bey den durch eine oder die andere Zeile auf einander reimenden oder verschränkten Str., ist sie zwar manchmal zweifelhaft: doch giebt für jene der Inhalt, die Zahl solcher Verse überhaupt und ihre Wiederkehr meist eine Regel, und für diese muſs man wohl annehmen, daß nicht eher eine Str. vollendet ist, bis sie durch die Reime ganz in sich abgeschlossen, es sey denn, daß sie dadurch gar zu lang würde, und im Ganzen, oder doch in der Nähe, eine kürzere, ihren gleichen Theilen entsprechende Form herrschte. L. I hat 4 Str. von 6 Zeilen, 2 ähnliche von 6, 1 von 8, 2 von 6 (wie die ersten), und 1 von 6 (wie die zweyten), 1 von 12, 1 von 10 (oder 1 von 4 und 1 von 6 der ersten Art), 2 von 6 (der zweyten Art), 1 von 8, 2 von 6 (a), 2 von 6 (b), (denn S. 151 Z. 12 ist gewis in 3 V. abzutheilen: *Swie er Mir her Nach kume wirt; her nach* steht in der Urſchrift auch getrennt, obwohl die Reimpuncte fehlen), zuletzt noch 1 Str. von 6 (a) und 1 von

6 (b) Zeilen. S. 147 Z. 8 v. u. *ir* f. *mir*, hat auch die Urſchrift. Ebend. Z. 5 l. *iamers* f. *mina* Z. 1 *vil* f. *viel*, welches letztere das praeterit. von *callen* ist; denn *ie* ist in der alten Sprache nicht, wie jetzt, bloß gedehntes *i*, sondern wirklicher Doppellaut, der noch in der Schweiz und Schwaben gehört wird, und unterscheidet, wie hier, manche sonst ähnliche Wörter. S. 150 Z. 17 setzt Hr. B. ein Comma vor: *erscheine*; dieſe steht aber, wie häufig, transitiv (Präterit *erscheints* und *erscheinet*) und *froide* ist das Object. L. II folgende Strophen: 4 von 4 Z., 4 von 5, 2 von 4, wie die ersten (hier fehlt bey Hn. B. S. 152 ganz unten der V. „*Nu vil manige luge*“), 2 von 5 (wie vorhin), 2 von 7, 1 von 10, 1 von 6, 2 von 5, wieder 2 von 5, 3 von 6, 1 von 4, 6 von 6 (S. 156 Z. 8 — 10 sind wohl 1 V., obgleich auch in der Urſchrift punctirt), 1 von 12, 1 von 16, wieder 1 von 4, 2 von 8, 1 von 10, 1 von 12, 1 andere von 10, und 4 Schluszeilen. S. 153 Z. 4 v. u. l. *Bis* f. *Bü*; Z. 2 *Ich* f. *ln*. S. 154 Z. 14 *rehte* (Adverb.) f. *rehten*. S. 155 Z. 12 *Gedenken* f. *Gegenden*. Z. 2 v. u. *dien* (alte Form) f. *den*. S. 158 Z. 14 v. u. *ir* (ihrer, die Frau) f. *iu*. S. 159 Z. 2 *dien* f. *den*. L. III: 2 Str. von 6 Z., 2 von 8, wieder 10 von 6 (die 4 letzten, je 2 und 2 verschränkt), 2 andere von 6, 4 von 6, wie die ersten), 2 andere von 7, 1 von 6, 1 von 8, 1 von 7 (wie jene), wieder 2 von 6 und 1 von 7, 1 andere von 8, 2 von 12, wieder 1 von 7, 1 von 6 (wie die zweyten), 1 von 6 (a), wieder 2 von 7 (b) und 7 von 6 der ersten Art (S. 168 Z. 8 u. 10 sind nämlich je 2, auch in der Urſchrift punctirte V.), 1 von 8, 1 von 12 (oder 2 verschränkte von 6), und wieder 5 von 6 Z. (S. 169 Z. 15 sind wieder 2 V. auch in der Urſchrift). S. 159 Z. 6 v. u. l. *abermals* *vil* f. *viel*. S. 160 Z. 6 v. u. *Dien* (zusammengezogen aus *die u. em*, *ne*, nicht) f. *Dü*. S. 161 Z. 6 *Lies e* (ehe) f. *Liese*. S. 169 Z. 13 v. u. fehlt *das* hinter *lß*. L. IV: 1 Str. von 16 Z., 2 von 8, 1 andere von 16, 2 von 6 (S. 171 Z. 2 u. 3 v. u. sind nämlich 1 V. auch in dem Codex), wieder 2 von 8, 2 andere von 8, 1 von 12, wieder 2 von 8 (a), 1 von 16 (wie die zweyte), 2 von 7, wieder 2 von 8 (a), 2 von 26 (S. 175 Z. 11 v. u. gehört aber zur folgenden, und S. 176 Z. 1 macht *Das* eine besondere Reimzeile, wie auch die Handschrift andeutet), 1 von 18, 2 von 10, 1 von 6, 2 von 4, 2 von 8, 2 von 10 (wie vorhin), 1 andere von 10, 1 von 8, noch 1 andere von 10, wieder 1 von 8, 2 von 9, 1 von 10 (wie die vorletzten), 1 von 8, (S. 181 Z. 2 — 7 v. u., zwar der Urſchrift gemäß abgeſetzt, sind doch wahrscheinlich also herzustellen:

Swie
Quale
Nimt wale,
Da wirt man gra.
Nie
Die pine
Das mine
Sende herz verlie.)

2 von 8 (wie die früheren), 2 von 10, 1 von 14, zweymal wechselnd, 1 von 8 und 1 von 4, 1 von

16 (S. 184 Z. 12 v. u. muß für *zwien*, in der Urschrift *zwien*, gelesen werden *zweien*, des entsprechenden dritten Reimes wegen; ebenso Z. 9 Goetelint f. Goetelin, zum Reim auf *kint*. Jones ist auch die ächte Form dieses Frauennamens, z. B. in den Nibelungen), 8 Reime schließen. S. 170 Z. 13 v. u. l. *fuellen* f. *fuellen*. S. 172 Z. 12. l. Hr. B. richtig *ne* statt *num*, welches in der alten Sprache eigentlich *no*, mit der Negation *ne* oder *en* verbunden. S. 180 Z. 5 v. u. l. *Schupfe* (schiebe) f. *Supfe*. S. 181 Z. 14 ist *Lieb* f. *Lebe* gut verbessert; vgl. S. 253. S. 182 Z. 14 v. u. *lunge*, v. *luem*, *luen*, schreyen (wovon *Leue*, Löwe)? R. *lunge* giebt keinen bessern Sinn. S. 184 Z. 13 v. u. l. *dem* f. und; Z. 14 *Erent* (die alte Form der 3 Pers. Plur.) f. *Eren*. L. V ist richtig nach den Str. und Abätzen der Handschrift abgetheilt. Der letzte Absatz besteht noch aus 2 Str., denn *wilt* und *herzeleit* sollten wohl auf einander reimen. Der S. 185 bemerkte V. fehlt auch, nach R., in der Urschrift. L. VI ist ebenfalls meist richtig abgesetzt; der nach der 4ten Str. folgende Absatz zerfällt aber noch in 4 sechszeilige Str., die 2 fünfzeilige einsaffen. S. 187 Z. 5 v. u. l. *froeite* f. *froide*. S. 189 Z. 2 *dem* f. *den*. Auch L. VII ist richtig abgetheilt. Die Urschrift hat in diesen sämtlichen Leichen, da wo eine neue Strophenart eintritt, öfter noch das Zeichen ¶ mit Dinte; bey dem letzten Absatz v. L. VI und der ersten und dritten Str. v. L. VII steht es aber auch abwechselnd blau und roth gemalt, wie zu Anfang der Leiche selber. — S. 192 Z. 8 fehlt *der* vor *sorgen*; Z. 14 l. *trage* (träge selten) f. *tragen*; Z. 2 v. u. *froiden* f. *froide*. S. 193 Z. 7 fehlt *der* hinter *ich*: Z. 16 l. *der* f. *den* (*gruene* ist Substant. f. grüne Aue); Z. 18 fehlt *mir* hinter *mir*. S. 194 Z. 9 v. u. l. *nien* *kein* f. *nie* *kein*. — S. 59 (b. Bodmer) Str. 9 l. *Hoera* (die alte Form des Imperativs) f. *Hoers*; mich *des* f. *mich* *das*; Str. 11 *Du* f. *Nu*; *niemen* f. *nieman*. S. 16 Str. 1 *begunde* f. *begunte*. — S. 196 (b. Hn. B.) Z. 12 v. u. l. *vol* f. *wol*. S. 199 Z. 3 fehlt *das*?; denn *Wan* steht wieder f. *Warum*. Vgl. die ganz ähnliche Stelle S. 23 Str. 2. — Z. 9 v. u. *lage* ändert Hr. B. unrichtig in *jage*, welches nicht so gebraucht wird, dagegen *lage*, v. *lagen*, nachstellen, lauern, einen guten Sinn giebt. S. 200 ist *hant* gut ergänzt. S. 205 Str. 2 ist der Refrän unrichtig wiederholt; in der Urschrift lautet er so:

„Swer vil dienet lange zit,
Ist sin frowe
In tugenden schowe,
Wissent, das si lon im git.“

S. 209 Z. 8 l. *min* f. *mich*, wie auch der Reim fodert; es ist hier wieder der alte eigenthümliche Genitiv, nach dem Vergleichungsworte *danne* (denn, als). S. 211 ist *hin* und *her* f. *en* *anther* gesetzt; Rec. vermuthet eher, *untz* *her*, bisher. Der S. 212 fehlende V. ist: „*Sit min herze vinget*.“ S. 215 Str. 2, f. Rechte hat R. Lehte; vielleicht *Lichte*. S. 217 Z. 4 v. u. l. *hant* (habet) f. *han*. S. 217 Z. 7 l. *gilijs* (Lilie) f. *gelije*; Z. 10, *dem* f. *den*. S. 220 Z. 9 ist Bodmers *sithen* (dichten) f. *sibten*, richtig. S. 221 Z. 1 l. *tugende*

f. *tugenden*. S. 224 Z. 13, *wirde* (werde) f. *wirt*. S. 225 Z. 3 u. 4 müssen *Ein* V. *seyn*, wie in den übrigen Str., obwohl auch die Handschrift so abtheilt, durch den zufälligen Reim verführt. S. 225 Z. 7 l. *liebem* f. *lieben*. S. 228 ist *sigen* richtig hergestellt. S. 230 Z. 8 v. u. l. *rotem* f. *rotem*. S. 231 Z. 3 v. u. *minem* f. *minen*; denn *angefigen* wird, wie *obfagen*, mit dem *Dativ* construirt. In der Urschrift ist dieses Lied auch nicht vollständig, und ein Raum von 24 Zeilen leer gelassen. S. 234 Z. 6 l. *dem* f. *den*. S. 236 ff. im Refrän immer *twinget* f. *twinge*. S. 238 Z. 1 *mir* f. *min*, wie auch der Reim fodert. Auch dieses Lied hat die Urschrift ebenfalls unvollständig und für den Schluss 2 Zeilen leer gelassen. S. 239 Z. 11 v. u. l. *al* *der* f. *aller*. S. 241. Die Änderung *schri-ge* f. *sang* bessert zwar den Reim, ist aber unstatthaft, da das Präterit. von *schrien* alt *schre* oder *schre* lautet. Ohne Zweifel sind nur die Wörter verletzt, und nach dem Reime also umzustellen:

„*Sang* ein walter *lute*,
Swer *lige* bi *trute*.“

S. 244 l. *Das* f. *Do*. S. 245 Z. 1, „*liebes* (Genit. v. *das* *liep*, die Geliebte, das Liebchen) f. *lieber*; Z. 2 *slafes* f. *slafe*. S. 246 Z. 6 *minne* *leben* f. *minne-liche*. Die S. 247 fehlenden 3 V. stehen auch nicht in der Urschrift. S. 249 ist *lachen* richtig hergestellt. S. 250 Z. 7 l. *wird* (werde) f. *wirt*; Z. 9 v. u. *al* *dú* f. *aldú*. S. 251 Z. 10 *dem* f. *des*. S. 252 *liebia* (alte Form des Fömin.) f. *lieben*. S. 253 Z. 11 v. u. fehlt das Reimwort und ein Versfuß, etwa *huere*, *heuer*. S. 256 Z. 12, 15, 16 l. *ruinne* — *bluome* *Stet*, f. *ruomen* — *bluomen* *Sten*. S. 260 Z. 12 *tuot* f. *tuont*. S. 261 Z. 9 *boesen* f. *lofen*. S. 262 Z. 6 *ruomefere* (gebildet, wie: *Habe-gera*) f. *ruomevere*. S. 264 statt des ergänzten *ald* scheint eher *und* vor *umb* ausgefallen zu *seyn*. S. 265 Z. 6 v. u. fehlt *rot* vor *munt*. S. 266 Z. 2 steht im Codex vor *Du* noch *frowe*, welches aber wohl zu versetzen und der sonst fehlende V. also herzustellen ist:

„*Frowe*, wie gar ich *din*
Eigen *bin*.“

S. 63 (b. Bodmer) Str. 6 l. *mik* (alte und noch schwäb. u. schweiz. Form, wie *ih*, i f. *ich*) f. *mich*. S. 64 Str. 4 *nieman* f. *nienan*. S. 65 Str. 4 *vervahn* f. *vervan*. S. 66 Str. 8 *allo* f. *so*. S. 68 Str. 3 *linem* f. *linne*. S. 69 Str. 12 *getuot* f. *tuot*; Str. 13 *iender* f. *niender* (beides zwar gleichbedeutend); Str. 15 *gehalp* f. *gehulf*. S. 70 Str. 1 *kindes* f. *kinder*. S. 71 Str. 8. *ich* *ins* f. *ichs* *in*; Str. 10 *niene* f. *nienem*. S. 72 Str. 4 *wande* (Prät. v. *wähnen*) f. *wante* (Prät. v. *wenden*); *mer* f. *me*; letzte Str. *Welts* *ich* *wa* (wo) f. *Welt* *ich* *war* (wohin). S. 75 Die bey Goldast mit Str. 2 verbundenen späteren Str. sind es auch in der Urschrift; zwar stehen sie hier so getrennt, wie bey Bodmer, aber ein Zeichen weist sie zu einander hin. Str. 3 l. *gouches* f. *guoches*. S. 77 Str. 10 V. 5 *minne* f. *minnen*. S. 78 Str. 11 *deheinem* *dinge* f. *deheinem* *dingen*. Goldasts Verbindung der Str. auf S. 81 ist mit Recht verworfen; auch in der Urschrift folgen

ſie, wie bey Bodmer, und neue Lieder beginnen mit: „Went ir hoeren,“ „Mir iſt viel we“ und „War kan“. S. 83 Str. 6 l. Midet f. Nidet; Str. 9 empfaen. f. enpfahen. S. 85 Str. 5 fehlt *och vor ir*; Str. 7 liebi (das alte und noch ſchwäb. und ſchweiz. Subſtant.) f. liebs; Str. 8. ſwas f. was, dieſs auch anderen Wörtern: ſwer, ſwelch, ſwa, ſwar, vorgeſetzt ſhat die Bedeutung der lateiniſchen Endung *unquē*). S. 86 ſteht über Str. 4, mit der ein neues Lied anhebt: „In dem don: Ich wil von der minneklichen.“, welches ſich auf das Lied S. 84 Str. 4 beziehet. S. 87 vorletzte Str. l. weinen f. einen. S. 88 Str. 6 wil den f. wilden; Str. 10 Der mir f. Das mir. S. 89 Str. 4 dur (durch) f. der. S. 90 Str. 1 iſt Goldaſts Lesart verlüget f. vüget (ſlenget, fliegt) unrichtig. Der Name des Dichters ebend. heiſt v. Luenz, nicht Liunz. Str. 11 l. embor f. embor. S. 91 Str. 10 l. mich wol f. mir wol. S. 92 Str. 5 wueſen f. wueſen. S. 98 Str. 4. V. 6 l. minne f. minnen; Str. 9 was mir f. war mir. S. 101 Z. 18 v. u. buſch f. buſch. S. 102 Z. 28 varwü (das Subſtant.) f. varwa. S. 103 Str. 10 weiet (wehet) f. walet. S. 104 Str. 5 fehlt *des vor wurde*. Die letzte und folgende Str. ſtehen in der Urſchrift am Rande nachgetragen, und unbeziffert. Goldaſt hat ſie in dem Liede, wozu ſie gehören: „Alerſt lebe ich“ unrichtig voranſetzt; ihr Inhalt und der Zuſammenhang, ſo wie ein zwar neueres Zeichen in dem Codex, weiſen ſie offenbar an's Ende; wo ſie auch bey Bodmer ſtehen. S. 106 Str. 5 l. fete (Saat) f. ſete. S. 107 Str. 3 *ur- f. wol der*; Str. 8 niene f. nienen; enkomt f. enkomt. S. 108 Str. 7 iehet f. iehent; Str. 8 in beſchiht f. in geſchiht. S. 109 vorletzte Str. was f. was. S. 111 die Str. „Mir hat ein liet“ gehört S. 113 hinter die Str. „Her Volcant“. Str. 8 l. wol f. ie. S. 112 Str. 9 Jo f. Ia. S. 117 Str. willentlichen f. volleklichen. S. 129 Str. 2 fehlt vor dem nicht wiederholten V. ein anderer: „Es wirt iz ſeiben noch behalten.“ Str. 3 l. unhoerſcher f. unhoerſcher. S. 130 Str. 7 gebn i (ehe) f. gebena. S. 132 Str. 3 dur dich f. umb dich. S. 133 Str. 3 was f. war. S. 134 gehört der zweyte und dritte Abſatz zu Einer Strophe. Str. 6 iſt einmal vil wegzutreiben; Str. 7 l. was f. war und bevant f. bevand. S. 137 Str. 4 fehlen 2 V., für welche 2 Zeilen leer ſtehen. S. 139 l. kan ich f. kan ich. S. 140 Str. 3 wird Walther v. d. Vogelyw. in der zweyten Perſon angeredet; das Lied iſt alſo wohl nicht von ihm. Ebd. mit dir f. mit ir. S. 141 Str. 10 l. mit ſorgen f. und ſorgen. S. 142 letzte Str. Lange wernde f. 1/4 lange wernd. S. 147 Str. 1 mit trüwen f. in trüwen. Die Str. und Lieder dieſer und der folg. S. ſind in der Urſchrift, wie bey Goldaſt, abgetheilt und danach Bodmer zu berichtigen. S. 151 Str. 8. l. niht f. iht. S. 152 Str. 2 fehlt *wert* hinter *ritter*. S. 160 Str. 10 fehlen 2 V., für welche in der Handſchrift auch 2 Zeilen offen geſaſſen. S. 162 Str. 3 lange f. langer. S. 164 Str. 3 l. Er f. Es. S. 165 Str. 5 gehören die beiden erſten V. noch zur vorigen Str. S. 167 Str. 2 l. das f. was; Str. 7 ir f. it; Str. 11 vertroeken f. getroeken. S. 172

nach Str. 2 iſt in der Urſchrift noch Platz für eine Str. geſaſſen. Th. II S. 63 Sp. 1 Z. 3 l. ello (der alte Plural) f. alle; Z. 7 Hie f. Hei. S. 67 Str. 7 umbereit f. unbereit. S. 68 Str. 2 gehört zu der vorigen Strophenreihe und fängt keine neue an, wie Bodmers Bezeichnung durch ein großes Anfangswort andeutet. S. 72 Str. 1 buſſesvelt f. buſſe velt. S. 73 Str. 2 fehlt nach *vogel* folgende Stelle: „ſingen ſueſſe wiſe So mueſte man dem vogel.“ — S. 248 Str. 11 l. ſoldent f. ſolten. S. 250 Str. 8 gelimpfen f. gelimpfen; Str. 15 ſon (Zuſammenziehung von *ſo* und *ne* oder *en*; f. *ſon* (Sohn). S. 251. Str. 1 iemer f. iemere. — Angehängt hat Hr. B. das Lied, welches in *Meuſels* Magazin zuerſt bekannt gemacht worden, und glücklicherweiſe in eine Lücke der maneiſſ. Handſchrift bey dem Nithart paſſet, nämlich S. 78, wo, nach der alten Zählung, Str. 149 — 173 fehlen. Das bey *Meuſel* fogar ganz in Kupfer geſtochene Blatt kann aber nicht etwa zu dem Codex gehört haben, da es in 8, anders geſchrieben (z. B. nicht zwifchen Linien) und beſonders, da die beiden letzten Verſe deſſelben auch noch in dem Codex, und zwar abweichend, geſehen werden, und eben die Stelle und den Dichter des Liedes anzeigen; welches dem Nithart auch ſchon *Do.en* (Museum für altd. Lit. und Kuſt. Bd. I. S. 189) zugeeignet hat. Hr. B. hat das Lied beſſer geſehen und durch Interpunction erklärt, als bey *Meuſel* durch umſtändlichen Commentar und Umſchreibung geſchehen iſt; doch bleibt noch Einiges dunkel. Str. 1 iſt *ſal* unnöthig in *ſuln* geändert; jenes iſt auch der alte Plural. Für *czeche* ſteht deutlich *czecke*. Str. 2 iſt die Wiederholung von *geier* wohl nicht etwa Schreibfehler. Str. 3 ſteht leſerlich *reue* f. *Rune*, welches den Reim und Sinn noch nicht ganz herſtellt. Str. 4 iſt *gemeiten* eine gute Conjectur f. *gemelch*, was zwar deutlich zu ſehen. Str. 5 ſcheint das dunkle *meins* eher in *eins*. Str. 6 ſicht *vor brot* (für, als Brot) ſtatt *vorbrot*, und die (nur das e dicht an das i gezogen) f. di. Für *horn ſa* (hohen Sinn) ſcheint *Rec. der maneiſſ. Text beſſer: hohu ſiene* (hohes, großes *Sehnen*, Kummerniß) im Reim auf *diene*; es ſtimmt mehr zu dem anderen allegoriſchen Ortsnamen: *Ruen:hal* (alt heiſet nämlich *reue* auch f. v. a. Betrübniß).

So viel hier auch der Anmerkungen, Berichtigungen und Zuſätze geworden ſind, ſo erhellet doch auch mit daraus, daſs dieſe, natürlich auf ihre Quelle beſchränkte Arbeit des Hrn. B. mit Einſicht und Fleiß ausgeführt iſt. Zu wüſchen wäre freylich, daſs, bey der Concurrenz mit der *raſſmannſchen*, aus der Urſchrift ſelber geſchöpften Arbeit, Hr. B. lieber andere Denkmale der alten vaterländiſchen Poſie, deren noch ſo manche, und nicht minder wichtige, auf Bekanntmachung Anſpruch haben, auf ähnliche Weiſe herausgegeben hätte. Ohne Zweifel haben wir auch im aten Th. dieſer der Fortſetzung ſehr werthen Beyträge dergleichen zu erwarten.

v. d. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 O C T O B E R 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, de l'Imprimerie de Bertraud-Pottier: *Notice sur la Mnémonique ou l'art d'aider et de fixer la mémoire en tout genre d'études, de sciences ou d'affaires. Par Grégoire de Feinaigle. 1806. 70 S. gr. 8.*

Zwar hat Hr. v. Arétin in seiner No. 224 und 225 d. J. von uns angezeigten Geschichte der Mnemonik (S. 473 ff.) von dem Mnemoniker Gregor v. Feinaigle (dessen Rec. in diesen Blättern 1805. No. 280. S. 374 erwähnte,) alles umständlich gemeldet, was zu seiner Kenntniss gelangt war; doch konnte der Artikel begreiflicher Weise nicht befriedigend ausfallen. Die jetzt anzuzeigende nicht in den Buchhandel gekommene und dem Hn. v. A. unbekannt gebliebene kleine Schrift enthält zuerst eine kurze Geschichte der Mnemonik, in welcher Kästners Mnemonik (nach der zweiten Ausgabe) und die Bemühungen des Hn. v. A. ausgezeichnet werden. „*Les savans, heisst es dann, qui ont composé une méthode et ses résultats avec tout ce qui existe dans ce genre, ont bien voulu lui accorder la préférence, fondée sur ce que 1° les procédés et les applications des autres mnémoniques s'y trouvent perfectionnés ou remplacés par de plus sûrs et de plus faciles; 2° qu'elle offre des moyens nouveaux de porter nos connaissances à un degré de perfection auquel il étoit impossible à la mémoire la plus heureuse et la mieux exercée, d'atteindre jusqu'ici, même par la Mnemonique.*“ Sein System, versichert er, die Frucht eines mehr als zwanzigjährigen unausgesetzten Studiums, sey auf alle Willensschaften und ihre sämmtlichen Zweige anwendbar, wobey er erinnert: *je ne fais pas de la mémoire une machine, qui agisse sans qu'elle soit mise en mouvement par la raison. Je la facilite en la plaçant sous la domination du jugement, et je la fixe en réglant la fantaisie volage de l'esprit par des points sûrs, fidèles dépositaires de tous les objets.*“ — Nachdem Hr. G. d. F. 15 Seiten hindurch bescheiden von sich selbst gesprochen und zuletzt erklärt hat, „es sey ihm sehr daran gelegen, seine, jedem Alter und Geschlecht angepaßte Methode in ihrer Ächtheit zu erhalten, und sie nicht der Gefahr auszusetzen, die Beute gieriger und des öffentlichen Zutrauens mißbrauchender Speculanten zu werden“: läßt er Andere für seine Sache reden. Der nun folgende gutgeschriebene Rapport sur la Mnémonique de Grégoire de Feinaigle, fait à l'académie de Nancy par une commission qui a été nommée J. A. L. Z. 1810. Vierter Band.

à la demande de l'inventeur, worin natürlich nur eine allgemeine Darstellung Statt finden konnte, wobey das eigentliche Geheimniss unenthüllt blieb, ist sehr günstig, und es sey erlaubt, daraus Etwas auszuheben: „*Il ne faut pas se persuader que les idées ou les faits fixés par cette méthode doivent demeurer perpétuellement liés aux signes sous lesquels on les aura d'abord figurés; une fois classés dans la mémoire, ils s'isolent du moyen mécanique employé pour les y transmettre; la méthode disparaît, les bases se cachent, et les choses seules restent; les idées transmises par le moyen artificiel se mêlent et s'unissent avec celles acquises par la mémoire naturelle. Elles demeurent imprimées dans l'esprit de la même manière, mais avec plus de force et de ténacité, et avec un moyen de plus de renouer la chaîne des idées si elle venait à se rompre par la disparition des traces de quelques-unes d'entr'elles.*“ — Nach Widerlegung des Einwurfs, das Studium der Mnemonik sey langwierig und zeitverderbend, rühmt der Berichtgeber Feinaigle's neue, bisher unbekannte Verfahrensart, gegen welche die Methode der Alten mangelhaft gewesen sey. „*Alle Schwierigkeiten der letzteren, heisst es, verschwinden bey der ersteren gänzlich. So groß immer die Zahl der einzuprägenden Gegenstände und die Reihe der Bilder seyn möge: so kann dabey doch der Geist nie in die mindeste Verlegenheit gerathen, u. s. w.*“ — Das auf diesen Bericht abgegebene Gutachten der Akademie befragt: die Methode des Hn. v. F. habe vor den anderen bekannten wesentliche Vorzüge: „*ses moyens sont aussi remarquables par leur extrême simplicité que par l'insuillibilité de leurs résultats. Leur conséquence doit être de rendre la Mnemonique plus usuelle, en la dégageant des difficultés qui exigeaient une force rare d'imagination, et de reculer les limites de cet art, en facilitant son application à tous les genres d'études.*“ — Weiter liefert man einen Auszug zahlreicher, dem Hn. v. F. von Seiten mehrerer gelehrten Gesellschaften, einzelner Gelehrten, öffentlicher Beamten und gewesener Zuhörer ertheilter sehr rühmlicher Zeugnisse, unter denen das erste von der Société des sciences et des arts à Strasbourg ausgestellt ist. (Vom Präsidenten denselben, dem sel. *Jeremias Jacob Oberlin*, hat Rec. ein dem hier mitgetheilten Zeugnisse völlig analoges Schreiben vom Junius 1805.) — Verzeichniss der *Matières des exercices publics* (aus der Naturgeschichte, Geographie, Geschichte und Chronologie, Mathematik, den Sprachen, Prosa und Poesie, Jurisprudenz, Kriegskunst, Anatomie, Chemie, Medicin, Astronomie u. s. w.). Von den Bemerkun-

gen des Hn. v. F. zu diesem Verzeichnisse verdienen einige ausgehoben zu werden. „*Lorsque je propose des systêmes, je ne propose pas une chose de peu d'importance. Souvent nous fréquentons, des cours sur des sciences particulières, sans pouvoir nous former une idée claire et précise de l'ensemble, ou nous en rendre un compte exact. Si à l'aide de la Mnémonique nous connaissons d'avance toutes les parties, et leur enchainement; il nous est aisé d'y reporter toutes nos idées, de les classer et de les fixer; par ce moyen les progrès deviennent plus sûrs et plus rapides.*“ (Vgl. v. A. II B. V Cap. §. 14). Bey Gelegenheit der *Geographie* kündigt Hr. v. F. mnemonische Charten an, welche dem Vernehmen nach bereits zum Theil gestochen sind, und bey welchen natürlich das Stets Veränderliche nicht berücksichtigt wird. — Da, wo von *Prosa* und *Poesie* die Rede ist, heisst es: „*il ne faut pas croire, que la Mnémonique dispense de toute étude. . . . la Mnémonique est une méthode d'étudier; elle ne donne pas la science, mais les moyens de l'acquérir. Ces moyens il faut les connaître et les employer. Cet art demande donc notre application, moins longue à la vérité et moins pénible que toute autre méthode; mais enfin rien ne s'apprend de soi-même, et toute affaire demande ses momens.*“ Aus einer Anmerkung bey Gelegenheit der *Chemie* ersieht man, dass Hr. v. F. die verschiedenen Gegenstände der Studien, um ihre Erlernung unendlich zu erleichtern, mnemonisch behandelt hat; dass aber davon 1806 nur eine die zwölf chemischen Tabellen *Fourcroy's* darstellende Tafel gedruckt war: alle anderen wollte er zusammen auf Subscription herausgeben. — Aus einem nun folgenden Berichte des Hn. *Blanc* (*ancien professeur de philosophie et de belles lettres, et inventeur de l'okypographie*) an den Staatsrath *Frochot*, Präfecten des Seine-Departements, sieht man, dass Hr. v. F. sechs Monate lang vergeblich um die Erlaubniß angefucht hatte, seine Methode einer öffentlichen Prüfung unterwerfen zu dürfen. Endlich legte ihm der Präect, der lange nicht getrauet zu haben scheint, auf, die Grundsätze seiner Kunst Hn. *Blanc* mitzutheilen, worüber dieser empfehlend berichtet. — Ein zweyter ebenfalls sehr günstiger Bericht über eine von Hn. v. F. mit 9 Knaben von 10 — 14 Jahren nach 2 Lectionen, von denen die ersten sechs, die zweyte vier Stunden gedauert hatte, abgelegte völlig befriedigende Probe ist vom Maire des siebenten Bezirks der Stadt Paris *Hémar de Seuran* an den Präfecten *Frochot* erstattet; und aus einem Schreiben dieses letzteren an Hn. v. F. vom 6 December 1806 ergibt sich zum Schlusse, dass derselbe sich auch durch eigene Prüfung vom Nutzen der *feinaigle'schen* Methode überzeugt hatte. Er verkündet dem Erlinder die Erlaubniß, seine Kunst öffentlich zu lehren, und fügt hinzu: „*la manière assurée avec laquelle vos élèves ont répondu sur des sujets très-compiqués, et qui par leur nature répugnent la plus à la mémoire naturelle, m'a fait éprouver beaucoup de satisfaction, je dirai plus, elle m'a étonné.*“

Seitdem hat Hr. v. F. über drey Jahre lang, ohne sich durch Scherze und Perillagen irre machen

zu lassen, in Paris, mnemonische Curse gegeben. Seit der Mitte dieses Jahres reiset er im nördlichen Deutschland. Denjenigen, welche seine persönliche Bekanntschaft gemacht haben, gilt er für einen sehr verständigen Mann, der, von aller Charlatanerie weit entfernt, über mnemonische Verfahrensarten reiflich nachgedacht hat. Selbst hat er sein System noch nicht bekannt gemacht, was er jedoch dereinst zu thun willens ist; doch ist unbefugter Weise erschienen:

LILLE, chez Th. Naudin. Imprimeur-libraire, et à PARIS, chez tous les marchands de nouveautés: *Traité complet de Mnémonique, ou art d'aider et de fixer la mémoire en tous genres d'études et de sciences, orné d'un tableau d'application à l'histoire servant de frontispice et enrichi de 25 gravures; Par Mr. * * *; Contenant les divers systèmes depuis Quintilien et Cicéron jusqu'aux Professeurs modernes, avec application aux Mathématiques, à la Chronologie, à l'Histoire, à la Botanique, aux Codes civil et de procédure, à l'Algèbre, aux Langues, etc.; suivi d'un nouvel Abécédaire pour les enfans.* 1808. XXX u. 240 S. gr. 8.

Dieses Buch rührt, sichern Nachrichten zufolge, von *Feinaigle's* ehemaligem *élève et délégué Professeur*, *François Guivard*, her, dem nämlichen, dessen in der vorhin angezeigten *Notice* erwähnt wird, und der bey Hn. v. *Arétin* (III B. S. 504) irrig *Guivard* heisst. Mit *Feinaigle's* Willen ist es nicht erschienen, und *Guivard*, welcher jetzt unter dem Namen *Jean Didier* in Italien als mnemonischer Charlatan herumziehen soll, hat, wenn dem so ist, seines Lehrers Zutrauen auf eine sehr unedle Art gemisbraucht. Gleichwohl möchte der *Traité complet de Mnémonique* einstweilen am besten dazu geeignet seyn, sich von *Feinaigle's* Methode, so fern sie von ihm nicht modificirt worden ist, und überhaupt ein Buch mündlichen Unterricht ersetzen kann, einen Begriff zu machen. Rec. empfiehlt daher das Buch ohne Bedenken in dieser Hinsicht, ohne im mindesten weder *Guivard's*, noch Anderer, die sich mit ihm in gleichem Falle befinden sollen, Beginnen zu billigen, so lange, bis es Hn. v. *Feinaigle* gefallen wird, sich selbst dem Publicum als mnemonischen Schriftsteller darzustellen. — Der *Discours préliminaire* giebt eine allgemeine Ansicht der hier (ohne dass je *Feinaigle* genannt worden wäre) vorgetragenen Methode; darauf folgt die Erklärung eines Titelkupfers, welches eine Anwendung der Mnemonik auf das Studium der Geschichte von Christi Geburt bis zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts enthält, sich aber bey dem Exemplare des Rec. nicht befindet. — Die aus 9 Capiteln bestehende Abhandlung selbst beginnt mit einer populären (um so passenderen Darstellung des Systems, welche Rec. übergeht, da sie keine besondern Anlichkeiten giebt. Nach alter Weise und Bilder und Plätze die Mittel, deren sich die Mnemonik bedient: „*les images, représentatives des faits ou des idées; les lieux, destinés à conserver l'ordre des images, ordre sur*

gulièremment essentiel, puisque c'est à lui, à la disposition méthodique des objets entr'eux, que tient principalement le mécanisme de la mémoire." Zu Plätzen werden wirkliche und bekannte Häuser empfohlen; zu Bildern solche, die stark auf die Einbildungskraft wirken auf irgend eine Art, auch durch Seltsamkeit und Contrast. Zwey Bemerkungen schliessen diese Darstellung oder Einleitung, von denen die eine aus dem der Akademie zu Nancy über *Feinaigle's* Mnemonik erstatteten Berichte, aus welchem Rec. sie oben ausgehoben hat, wörtlich abgeschrieben ist. — 1. Capitel, *Division des lieux et emploi des images*. Ohne eine Abbildung läßt sich dieses, wie vieles andere in dem Buche, unmöglich deutlich machen; überhaupt werden die Grenzen einer Recension es nicht erlauben, manche sehr sinnreiche Verfahrensarten dem Leser darzulegen. Der Vf. (d. i. Hr. v. F.) bedient sich der Zimmer und Wände nach Art der Alten. Wenn man sich ein Zimmer denkt, worin der Fußboden und die vier Wände je in neun Fächer nach der Ordnung der Ziffern getheilt sind: so erhält man 45 Fächer, welche dadurch bis auf 50 erhöht werden, daß man die Decke durch die Diagonalen in vier Dreyecke theilt, diese mit den Zahlen 10, 20, 30, 40, die Stelle aber, wo sich die Diagonalen durchschneiden, mit 50 bezeichnet. Also 1) der Fußboden = neun Fächer; 2) erste Wand, links von der Thür, mit dem daran stoßenden Dreyeck von der Decke = 10 Fächer von 10 — 19; 3) zweyte Wand, der Thür gegenüber, auf gleiche Weise, 20 — 29; 4) dritte Wand, rechts von der Thür, 30 — 39; 5) vierte Wand, in welcher die Thür ist, 40 — 49; endlich Schlusfach im Mittelpunkt der Decke, 50, welche Zahl dem Platze 5 im mittlern Fache des Fußbodens gerade gegenüber steht. So regieren die Zahlen mit einer Null jederzeit die folgenden zehn, und die Plätze der Einheit bleiben immer dieselben, so daß 5, 15, 25, 35, 45 immer in der Mitte des Quadrats, zu dem sie gehören (des Fußbodens oder einer der vier Wände), 1, 11, 21, 31, 41 immer in die erste Stelle desselben, u. s. f. zu stehen kommen. Diese Operation kann man durch so viele Zimmer als man will, fortsetzen, so daß also 51 in den ersten Platz des Fußbodens im zweyten Zimmer kommt, und 100 gleichsam den Schlusstein in der Decke desselben bildet. Nennt man nun den Fußboden Wand 0, die Wand links von der Thür 1, u. s. f. von der Linken zur Rechten: so zeigt vermöge des Gebrauchs, der von den Theilen der Decke gemacht ist, allemal sogleich die erste Ziffer die Wand, die zweyte das Fach an, z. B. 8 (= 03) Wand 0. Platz 8; 17 Wand 1, Platz 7, u. s. w. — Um nun ferner Vorstellungen, Facta, an die Plätze zu binden, müssen sie Zahlen der Plätze in Bilder verwandelt werden, und zwar in solche, welche der Figur der Ziffern entsprechen, durch welches Verfahren aller Verwirrung vorgehugt wird. Diese Verwandlung muß j dem selbst überlassen bleiben: hier ist eine Probe mitgetheilt, welche die auf solche Weise in Bilder verwandelten Zahlen von 1 — 100 darstellt. Es ist belustigend, diese Zahlenbilder mit den Zahlenbil-

dern des Hn. v. A. zu vergleichen: so ist 1 bey v. A. ein Pfahl, hier eine Waite; 2 bey beiden ein Schwan; 3 dort ein Officiershut, hier eine Schauze auf einer Anhöhe; 4 dort ein Violinspieler, hier ein Spiegel; 5 dort eine Schlange, hier ein Armsessel u. s. w. Gerathen wird, sich mit 100 Plätzen, und wo möglich mit noch weniger, zu begnügen; man brauche gar nicht zu fürchten, daß man Bilder, welche sich auf Geschichte, Jurisprudenz, Chronologie beziehen, obgleich auf den nämlichen Platz geheftet, unter einander verwechseln werde. Anwendung des Bisherigen. Gesetzt, man wollte eine gewisse Anzahl von Worten, z. B. 1) *petite chienne*, 2) *Zéphyr*, 3) *solitude*, in ihrer Ordnung merken: so stelle man sich etwa die *petite chienne* vor als Posten auf der Waite (1), um die Ankunft der Fremden zu melden; man denke sich den Schwan in seinem Bassin (2), wie der Zephyr sein Gefieder heftig in Bewegung setzt; die fast zerstörte Schanze (3), deren umliegende Gegend durch den Krieg verwüstet und in eine Einöde, *solitude*, verwandelt ist; u. s. f. So weiß man auf die Fragen, welches Wort auf irgend eine Numer locirt, und umgekehrt das wievielte Wort irgend eins der genannten sey, sogleich zu antworten. — II Cap. *des chiffres ou nombres*. Die Ziffern müssen belebt, verkörpert, ihre Natur muß verändert werden. Sonach sind an die Stelle der Ziffern Consonanten gesetzt, aus welchen mit Hülfe der zu diesem Ende aufgesparten fünf Vocale, die an und für sich keinen mnemonischen Zahlenwerth haben, Wörter gebildet werden. Folgende hier mitgetheilte Tafel ist von der bey v. A. (III B. S. 483) als *feinaigle'sch* angegebenen verschieden:

Ziffern:	1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
dafür:	t	n	m	r	l	d	c	v	p	s
	th		rh			k	b	ph	z	
						g	h	f	x	
						q				
						ch				

h zählt nie, wenn t, p, r, c vorausgehen. Anwendung. Will man z. B. die Zahl 5473297743 in der Ordnung der Ziffern behalten: so theilt man sie von der Linken zur Rechten in Abschnitte, jeden am besten zu zwey Ziffern, weil sich alsdann leichter Wörter bilden lassen. Obige Zahl gäbe nach der Tafel die Buchstaben lr, cm, np, cq, rm; woraus man mit Hülfe der Vocale bilden kann, die Wörter *larmer, chamreau, Napoléon, coquette, ramoneur*, deren Bilder in die fünf ersten Fächer der Wand 0 zu heften sind, etwa so, daß man sich auf der Waite (1) einen Gefangenen denkt, *qui répand des larmes*; das Kameel (*chamreau*) in das Bassin des Schwans (2) locirt, wo es seinen Durst löscht; *Napoléon* sich als den Helden vorstellt, welcher vom Walle der Schanze (3) herab dem Erdkreise Gesetze vorschreibt; die *Coquette*, wie sie sich vor dem Spiegel (4) schminkt; und den Schornsteinfeger, *ramoneur*, wie er, von der Arbeit ermüdet, im Sessel (5) ausruhet. Vereinfachen läßt sich dieses Verfahren, wenn man nach den gegebenen Ziffern eine Phrase bildet, und nur einen einzi-

gen Consonanten für jedes Wort nimmt, welcher in dem Worte stets der erste Consonant seyn muß. Z. B. 9563083169 = *fdmzwvntdp*; daraus die Phrase: *Fuis Loins De Mes yeux X; éVite-Moi Ton odieuse Présence.* Auch kann man sich in Vorrath zum Behuf aller Zahlen Combinationen Wörter wählen, die sich leicht in die mnemonischen Fächer lociren lassen. Davon sind 110 als Probe mitgetheilt. — III Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Arithmétique.* Da die zu entwickelnden Grundsätze auf alle 4 Species gleich anwendbar sind: so behandelt der Vf. zur Probe bloß die Multiplikation. Das Verfahren selbst, welches sehr sinnreich ist, und den, welcher es einstudirt hat, in den Stand setzt, wahre *tours de force* zu machen, kann hier ohne große Weitläufigkeit nicht aus einander gesetzt werden. Man kann übrigens bey dieser Art des Kopfrechnens die Operation, wo man Lust hat, unterbrechen, und zu beliebiger Zeit wieder fortsetzen, ohne das bereits Gefundene zu verlieren. — IV Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Histoire et à la Chronologie.* Wie überhaupt eine Zahl mnemonisch zu merken ist, begreift man aus dem Vorhergehenden leicht. So entspräche die Jahrzahl der Sündfluth 1656 den Buchstaben *td, ld*; und der Vf. denkt sich daher auf der *Warte* (insofern das Datum das *Erste* zu merkende ist) einen Menschen *qui s'eTudie à éLuder les eaux.* Es werden hier für die mnemonische Behandlung der Geschichte drey große Zeiträume unterschieden: 1) bis auf die Geburt Christi; 2) bis auf das laufende Jahrhundert; 3) das laufende Jahrhundert selbst. Der griechischen und römischen Geschichte kann man ihrer Reichhaltigkeit wegen eins oder mehrere Häuser, jedes von 10 Zimmern, widmen, wie eine Figur erläutert. In jedem Zimmer fällt die Thürwand weg, so daß sich das Innere des Zimmers der Phantasie als ein großes stets geöffnetes Buch darstellt. Die näheren und befonderen Anwendungen auf die Geschichte und Zeitrechnung (die neueste Geschichte, die Chronologie der 66 Könige von Frankreich, welche zugleich nach ihren persönlichen Eigenschaften mnemonisch bezeichnet sind, und die Statistik der französischen Departementen) muß man im Buche selbst näher kennen lernen.

— V Cap. *Application de la mnémonique à l'étude de la Poétique*, nach Jullieu's System, und auf doppelte Weise. — VI Cap. *La Mnémonique appliquée à la Jurisprudence*; mnemonische Behandlung der Titel des *Code civil* und des *Code de procédure civile.* — VII Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude de la Géographie.* Diese Methode hat Rec. besonders sinnreich und völlig neu geschienen: er bedauert, daß es unmöglich ist, sie dem Leser in der Kürze und ohne Figuren einigermaßen anschaulich zu machen. Genug für den, welcher sich diese Methode eigen macht, wird es leicht, sich auf der Erde allenthalben nach Längen- und Breiten-Graden zu orientiren, nicht bloß im Großen, sondern auch in Absicht auf einzelne beliebige Länder. — Auch das VIII Cap. *Application de la Mnémonique aux Mathématiques*, ist sehr merkwürdig. Voraus wird bemerkt, in wie fern die Mnemonik beym Studium der Mathematik eine Rolle haben könne. Am schwierigsten ist die Sache bey der Algebra. Das Urtheil über das hier gelehrt unstreitig sehr ingeniose Verfahren muß Rec. Anderen anheim stellen; das Mangelhafte desselben wird übrigens im Buche selbst nicht verkannt: „*En exposant*“ heißt es, „*l'application de la Mnémonique aux Mathématiques, nous en avons présentée les avantages sans en cacher les défauts; c'est à ceux qui s'occupent de ces sciences, à décider jusqu'à quel point ils peuvent faire usage de la méthode; car il ne suffit pas de faire voir au public, qu'à l'aide de ce secours, on est parvenu à faire retentir, à des enfans, une suite d'X et d'Y, qu'ils ne comprennent pas: les résultats excitent d'abord l'étonnement, mais bientôt on les rangerait dans la classe de ces tours de force, qu'on admire sans être tenté de les imiter, parce qu'on y voit plus de hardiesse que d'utilité.*“ — IX Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude des langues.* Enthält artige, doch nicht gerade neue Ideen. Der Schluß des Ganzen lautet: „*On sent qu'il faudrait écrire des volumes pour tracer toutes les applications dont la Mnémonique est susceptible. Nous n'avons dû indiquer que les principales; il sera facile au lecteur de se créer de nouveaux systèmes, puisque tout est de convention dans la science dont nous avons développé les principes.*“

XXI.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Maurer: *Historisches Unterhaltungslexicon zum Lachen und Lernen.* Herausgegeben von Samuel Christoph Wegener. 1809. 436 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.) In diesem, mit diesem sonderbaren Titel in die Welt ausgegangenen Buche findet man Anekdoten von bekannten und unbekannten, berühmten und unberühmten Menschen beiderley Geschlechts, die theils vor, theils nach Christi Geburt, jedoch größtentheils in Europa gelebt, und hier entweder als Kaiser und Könige, oder als Generale und Minister, oder als Gelehrte und Künstler, oder auch als etwas Anderes ihr Wesen getrieben haben, deren Namen, um das Lexikon herauszubringen, in alphabetischer Ordnung

an einander gereiht sind. Die Anekdoten selbst sind, wie die Menschen, von denen sie erzählt werden, ohne alle Auswahl zusammengerafft. Man findet hier bey einander gute und schlechte, bedeutende und unbedeutende, gemeine und seltene (die seltenen freylich auch selten), wie sie eben die Erzertenzettel hergaben; und von drey Viertheilen der ganzen Sammlung kann man mit Recht behaupten, daß sie weder was zum Lachen, noch zum Lernen darbiete. Es würde zu gewesen seyn, wenn Hr. W. in einer kurzen Vorrede nur: Wenigem darauf hingewiesen hätte, wie man es anzufangen habe, um dieses Unterhaltungslexikon als Lexikon zu benutzen. Cd.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E N 25 O C T O B E R 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

- 1) AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs vom Jahre 1806 an*, von Pinkerton, Mercier und Cramer. Erster Band. 1807. 488 S. Zweyter Band. 1808. 464 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)
- 2) CHEMNITZ, b. Mauke: *Paris, wie es jetzt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt*. In Briefen von einem reisenden Deutschen. 1810. 432 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Anzeige des ersten Werks ist zwar etwas verspätet, aber durch die Verbindung, worein es hier mit dem zweyten gesetzt ist, wird das Versäumte wieder beygebracht, da zumal der Inhalt des ersten nur bis höchstens 1807 geht. Jenes ist von diesem in verschiedener Hinsicht unterschieden. Cramer drängt fein von eigener Individualität der Beobachtung, von Pinkertons *Recollections of Paris* (London 1806) und von Merciers *Ansichten* zusammengesetztes Werk unter verschiedene allgemeine Rubriken zusammen, um den Gegenstand, den er aufgefaßt hat, zu erschöpfen. Selten kehrt er zu einem schon abgehandelten Gegenstande zurück; in beiden Bänden geschieht es nur zweymal, III Cap. I B. und XXIV Cap. II B., wo von den Gegenden um Paris die Rede ist, und dann I Cap. I B. und I Cap. II B., wo Paris im Überblick dargestellt wird. Einzelne kleine Ansichten können ihn interessiren, z. B. der künstliche Arm, vom Schreibmeister Bernard erfunden; die Pfortner, die gut sind, wo die Argüsse der Policey nicht zureichen; die Thränenweide, ein geheimnißvoller Kupferstich, der dem Unbekannten bloß die Thränenweide mit herabhängenden Zweigen auf einer Trauerurne, dem Bekannten aber in den Umrissen an dem Fußgestelle auf jeder Seite das vollkommen gleichende Bildniß Ludwigs XVI und der Maria Antoinette, in den gekrümmten Zweigen des Baums das Profil des jungen Dauphins und der Tochter Maria Theresia darstellen (Rec. hat zur Zeit der Revolution ähnliche Kupfer, selbst fogar Stockknöpfe gesehen, die die ganze unglückliche Familie abbildeten). Cramer zieht in den Umkreis seines Werks Dinge, die dem Titel fremd sind, z. B. die Vertheidigung *Rousseau's*, Betrachtungen über *Rousseau's* Schriften, den Zustand der Wildheit, Mineralogie der Gegenden um Paris, Betrachtungen über den französischen Nationalcharakter, Pläne der Weltverbesserung; und dann läßt er sich durch seine schon bekannte Excentricität, die auf der einen

J. A. L. Z. 1810. Vierter Band.

Seite Mangel an Bildung und Geschmack, und auf der anderen Mangel an Kenntnissen verräth, durch einen gewissen *Pruritus inclarescendi*, der in Verbindung der heterogensten Sachen Witz, Schärfe der Beurtheilung und Bedeutsamkeit setzt, und durch die Affectation einer großen Belesenheit und Bekannthschaft, bald zu Höhen heraufziehen, wovon ihn seine eigene Schwere wieder herabstürzt, bald in Tiefen verlieren, woraus ihn die specifische Leichtigkeit wieder hervorhölst. Ohne uns auf das einzulassen, was dem wackeren Pinkerton und dem bizarren, eigensichtigen und eigenfächtigen Mercier angehört, darf Rec. nur Einiges ausheben, um dieses Urtheil zu bestätigen. In dem Vorberichte, wo er von der Menge von Schriften spricht, die über Paris, das er Babylon, Ninive, Athen, Rom nennt, erschienen sind, theilt er die Topographen in *gelegentliche Artisten*, die wie die Zugvögel sich dort aufhalten, und vor lauter Genießen nicht zum Beobachten, besonders nicht zu genauer Verificirung des Beobachteten kommen, und in *etablierte*, z. B. Doctor Friedländer, die Emissarien der Journale der Mode und von London und Paris (eine Eintheilung, die an sich wahr ist, aber nun die Anwendung!). „Bey der Abconterfeyung der Götter, die als eine Messaline in ihrer ganzen Nudität, oder als eine Vestalin im reinen einfachen Gewande, oder (am häufigsten!) als eine römische Accia in ihren geschneiegelten Pompons, so unzähllich vielen Malern und Gurkenmalern gefessen hat, kann es nicht an aufgewärmtem Kohl, Rediten und Reminiscenzen fehlen, da alle diese Pinsel sich an einer und derselben Person üben.“ So geht es bey der gemeinsten Sache; aber ekler wird diese Affectation bey Gegenständen, wo er seine Wissenschaft auskramen will, z. B. bey *Rousseau's* Vertheidigung, oder da, wo er seinen Witz, um uns seiner Worte zu bedienen, in seiner Nudität darzustellen sucht. So z. B. in der Apologie des Koths (II B. S. 200) nimmt er den Koth und (eigene Worte) mehrere Arten von Quark, die in die getragenen Farben als ein Ingredienz übergegangen sind (er erinnert an Caca Dauphin und Merde d'Aye), deswegen in Schutz, weil der *Bons de Paris* seit *Rousseau*, der Paris in seiner Epanorthose die Stadt des Koths und des Lärmens nennt, so berühmt geworden ist. Hier mag der Anfang stehen: „1) Dafs es in einer großen allmählich in dem langen Laufe von Jahrhunderten zu Zeiten, wo es noch keine auf Bequemlichkeiten reflectirende, über Bequemlichkeiten räsonnirende Policy gab, nach der Willkühr jedes Anbauers entstandenen Stadt, enge, krumme,

Y

gen Consonanten für jedes Wort nimmt, welcher in dem Worte stets der erste Consonant seyn muß. Z. B. 9563083169 = *fidmxvntdp*; daraus die Phrase: *Fuis Loïn De Mes yeuX; vite-Moi Ton oDieuse Présence.* Auch kann man sich in Vorrath zum Behuf aller Zahlen Combinationen Wörter wählen, die sich leicht in die mnemonischen Fächer lociren lassen. Davon sind 110 als Probe mitgetheilt. — III Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Arithmétique.* Da die zu entwickelnden Grundsätze auf alle 4 Species gleich anwendbar sind: so behandelt der Vf. zur Probe bloß die Multiplikation. Das Verfahren selbst, welches sehr sinnreich ist, und den, welcher es einstudirt hat, in den Stand setzt, wahre *tours de force* zu machen, kann hier ohne große Weitläufigkeit nicht aus einander gesetzt werden. Man kann übrigens bey dieser Art des Kopfrechnens die Operation, wo man Lust hat, unterbrechen, und zu beliebiger Zeit wieder fortsetzen, ohne das bereits Gefundene zu verlieren. — IV Cap. *La Mnémonique appliquée à l'Histoire et à la Chronologie.* Wie überhaupt eine Zahl mnemonisch zu merken ist, begreift man aus dem Vorhergehenden leicht. So entspräche die Jahrzahl der Sündfluth 1656 den Buchstaben *td, Id*; und der Vf. denkt sich daher auf der *Warte* (insofern das Datum das *Erste* zu merkende ist) einen Menschen *qui s'eTu-Die à éLuDer les zaux.* Es werden hier für die mnemonische Behandlung der Geschichte drey große Zeiträume unterschieden: 1) bis auf die Geburt Christi; 2) bis auf das laufende Jahrhundert; 3) das laufende Jahrhundert selbst. Der griechischen und römischen Geschichte kann man ihrer Reichhaltigkeit wegen eins oder mehrere Häuser, jedes von 10 Zimmern, widmen, wie eine Figur erläutert. In jedem Zimmer fällt die Thürwand weg, so daß sich das Innere des Zimmers der Phantasie als ein großes stets geöffnetes Buch darstellt. Die näheren und besonderen Anwendungen auf die Geschichte und Zeitrechnung (die neueste Geschichte, die Chronologie der 66 Könige von Frankreich, welche zugleich nach ihren persönlichen Eigenschaften mnemonisch bezeichnet sind, und die Statistik der französischen Departementen) muß man im Buche selbst näher kennen lernen.

→ V Cap. *Application de la mnémonique à l'étude de la Poétique*, nach Jullien's System, und auf doppelte Weise. — VI Cap. *La Mnémonique appliquée à la Jurisprudence*; mnemonische Behandlung der Titel des *Code civil* und des *Code de procédure civile.* — VII Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude de la Géographie.* Diese Methode hat Rec. besonders sinnreich und völlig neu gefundener: er bedauert, daß es unmöglich ist, sie dem Leser in der Kürze und ohne Figuren einigermaßen anschaulich zu machen. Genug, für den, welcher sich diese Methode eigen macht, wird es leicht, sich auf der Erde allenthalben nach Längen- und Breiten-Graden zu orientiren, nicht bloß im Großen, sondern auch in Absicht auf einzelne beliebige Länder. — Auch das VIII Cap. *Application de la Mnémonique aux Mathématiques*, ist sehr merkwürdig. Voraus wird bemerkt, in wie fern die Mnemonik beym Studium der Mathematik eine Rolle haben könne. Am schwierigsten ist die Sache bey der Algebra. Das Urtheil über das hier gelehrt unstreitig sehr ingeniose Verfahren muß Rec. Anderen anheim stellen; das Mangelhafte desselben wird übrigens im Buche selbst nicht verkannt: „*En exposant*,“ heist es, „*l'application de la Mnémonique aux Mathématiques, nous en avons présente les avantages sans en cacher les défauts; c'est à ceux qui s'occupent de ces sciences, à décider jusqu'à quel point ils peuvent faire usage de la méthode; car il ne suffit pas de faire voir au public, qu'à l'aide de ce secours, on est parvenu à faire relever, à des enfants, une suite d'X et d'I, qu'ils ne comprennent pas: les résultats excitent d'abord l'étonnement, mais bientôt on les rangerait dans la classe de ces tours de force, qu'on admire sans être tenté de les imiter, parce qu'on y voit plus de hardiesse que d'utilité.*“ — IX Cap. *Application de la Mnémonique à l'étude des langues.* Enthält artige, doch nicht gerade neue Ideen. Der Schluß des Ganzen lautet: „*On sent qu'il faudrait écrire des volumes pour tracer toutes les applications dont la Mnémonique est susceptible. Nous n'avons dû indiquer que les principales; il sera facile au lecteur de se créer de nouveaux systèmes, puisque tout est de convention dans la science dont nous avons développé les principes.*“

XXI.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Maurer: *Historiesches Unterhaltunglexicon zum Lachen und Lernen.* Herausgegeben von Samuel Christoph Wegener. 1809. 436 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.) In diesem, mit diesem sonderbaren Titel in die Welt ausgegangenen Buche findet man Anekdoten von bekannten und unbekannten, berühmten und unberühmten Menschen beiderley Geschlechts, die theils vor, theils nach Christi Geburt, jedoch größtentheils in Europa gelebt, und hier entweder als Kaiser und Könige, oder als Generale und Minister, oder als Gelehrte und Künstler, oder auch als etwas Anderes ihr Wesen getrieben haben, deren Namen, um das Lexikon herauszubringen, in alphabetischer Ordnung

an einander gereiht sind. Die Anekdoten selbst sind, wie die Menschen, von denen sie erzählt werden, ohne alle Auswahl zusammengerafft. Man findet hier bey einander gute und schlechte, bedeutende und unbedeutende, gemeine und seltene (die seltenen freylich auch selten), wie sie eben diecerptenzettel hergaben; und von drey Vierteln der ganzen Sammlung kann man mit Recht behaupten, daß sie weder was zum Lachen, noch zum Lernen darbiete. Es würde gewesen seyn, wenn Hr. W. in einer kurzen Vorrede wenigstens darauf hingewiesen hätte, wie man es anzustellen habe, um dieses Unterhaltunglexikon als Lexikon zur Unterhaltung zu gebrauchen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

D E N 25 O C T O B E R 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

- 1) AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:
*Ansichten der Hauptstadt des französischen Kaiser-
reichs vom Jahre 1806 an*, von Pinkerton, Mer-
cier und Cramer. Erster Band. 1807. 488 S. Zwey-
ter Band. 1808. 464 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)
- 2) CHERNITZ, b. Mauke: *Paris, wie es jetzt ist,
oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt*. In Brie-
fen von einem reisenden Deutschen. 1810. 432
S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Anzeige des ersten Werks ist zwar etwas ver-
spätet, aber durch die Verbindung, worin es hier mit
dem zweyten gesetzt ist, wird das Veräumte wieder
beygebracht, da zumal der Inhalt des ersten nur bis
höchstens 1807 geht. Jenes ist von diesem in ver-
schiedener Hinsicht unterschieden. Cramer drängt sein
von eigener Individualität der Beobachtung, von Pin-
kerton's *Recollections of Paris* (London 1806) und von
Mercier's *Ansichten* zusammengesetztes Werk unter
verschiedene allgemeine Rubriken zusammen, um
den Gegenstand, den er aufgefaßt hat, zu erschöpfen.
Selten kehrt er zu einem schon abgehandelten Gegen-
stande zurück; in beiden Bänden geschieht es nur
zweymal, III Cap. I B. und XXIV Cap. II B., wo von
den Gegenden um Paris die Rede ist, und dann I Cap.
I B. und I Cap. II B., wo Paris im Überblick dar-
gestellt wird. Einzelne kleine Ansichten können ihn
interessiren, z. B. der künstliche Arm, vom Schreib-
meister Bernard erfunden; die Pfortner, die gut sind,
wo die Argüsse der Polizey nicht zureichen; die Thrä-
nenweide, ein geheimnißvoller Kupferstich, der dem
Unbekannten bloß die Thränenweide mit herabhän-
genden Zweigen auf einer Trauerurne, dem Bekann-
ten aber in den Umrissen an dem Fußgestelle auf je-

Seite Mangel an Bildung und Geschmack, und auf
der anderen Mangel an Kenntnissen verräth, durch
einen gewissen *Pruritus inclarescendi*, der in Verbin-
dung der heterogensten Sachen Witz, Schärfe der
Beurtheilung und Bedeutsamkeit setzt, und durch die
Affectation einer großen Belesenheit und Bekannt-
schaft, bald zu Höhen heraufziehen, wovon ihn sei-
ne eigene Schwere wieder herabstürzt, bald in Tie-
fen verlieren, woraus ihn die spezifische Leichtigkeit
wieder hervorhölst. Ohne uns auf das einzulassen,
was dem wackeren Pinkerton und dem bizarren,
genüßlichen und eigensüchtigen Mercier angeborene
Rec. nur Einiges ausheben, um dieses Urtheil ver-
stärken. In dem Vorberichte, wo er von der Über-
ge von Schriften spricht, die über Paris, das Ty-
bylon, Ninive, Athen, Rom nennt, ertheilt er die Topographen in gelegentliche An-
wie die Zugvögel sich dort aufhalten, um zu
Genießen nicht zum Beobachten, beinahe an-
nauer Verificirung des Beobachteten kom-
tablirte, z. B. Doctor Friedländer, der
Journale der Mode und von L'Amour
Eintheilung, die an sich wahr ist, in
wendung!). „Bey der Abhandlung
als eine Messaline in ihrer ganzen
eine Vestalin im reinen eintretenden
häufigsten!) als eine von
schneiegelsten Pommes
und Gurkenmalern ge-
gewärmtem Kobl. In-
len, da alle diese
Person über-
che; aber
den, wo
bey Rec-
Wm.
Nacht

nach keinem Plane angelegte, unregelmäßige Straßen geben müsse, an welchen jeder Einwohner Manheims, Carlsruhe's, Berlins und der Stadt Washington ein Ärgerniß nimmt, ist eine so leicht aus sich selbst sich erklärende, aus der Natur der Entstehung herfließende Sache, daß man durchaus zu keiner so künstlichen Hypothese, als die, nach welcher sie aus Vertheidigungsabsicht gegen den Feind hergeleitet wird, seine Zuflucht zu nehmen braucht." Doch *de Mortuis nil nisi bene*; wir verdanken dem Verewigten durch diese Ansichten einige treffliche Morceaux aus *Pinkerton*, und zum Theil auch aus *Mercier*, nur schade, daß sie durch die geschriebene Übersetzung entstellt sind. Einige der vorzüglichsten Capitel von jenem sind: *französische Gesellschaft, die Bouleards* (doch hier heißt es in Zeit von 4 Jahren: *quantum difamas ab illis!*), *die Nationalbibliothek, der Louvre, der Pflanzengarten, das Museum, Mineralogie, die Kirchhöfe, die Gobelinmanufactur*; und die anziehendsten von diesem sind: *die Quartieruhren, die petits Augustins, Antikenmanie, Juwelenskräm, Ein Abend zu Paris, die Frisuren, Künstler und Liqueurmagazine*.

No. 2, weit entfernt, eine genügende Ansicht zu gewähren, gehört vielmehr zu den leichten Umrissen, die der Moment des Eindrucks giebt. Schon hieraus entspringt das Unzusammenhängende in der Sache und in der Form, in der Zeit und der Örtlichkeit, in der Darstellung und in der Anordnung, in dem Umfange und in der Beschränkung, und dieses wird noch durch die Briefform erhöht, worein das Ganze eingekleidet ist. Der Vf. hat zwar Berührungen mit Allem, was in Paris interessant sein kann; allein die berührten Gegenstände verbröckeln sich unter der Art, wie sie berührt werden. Wenn er das Schnupftuch nicht vergißt, das ihm auf dem Postwagen gegen die wohlthätigen Ausleerungen der Kinder Schutz gewährt, nicht den Douanewächter, der sich an der Barriere von Paris auf den Obertheil der Kutsche (in Korb) setzt, um den Pomp des triumphirenden Einzugs zu erhöhen; wenn er die blendend weißen Strümpfe und die sehr reinen Schuhe der Damen sogar nach einem casualen Verhältnisse erklärt (einen kleinen und wohlgebauten Fuß zu haben): so ist man wohl berechtigt, wenigstens in ästhetischer Hinsicht etwas Eigenthümliches zu erwarten. Allein schon daß er S. 152 bekennt: „Ich bin kein Kunstkennner, und gestehe aufrichtig, daß ich nicht einmal ein besonderer Liebhaber der Bildhauerkunst bin, ich ziehe ihr die Malerey sehr weit vor, weil in dieser Zeichnung, Colorit, Farbenmischung und der Effect von Licht und Schatten die Täuschung aufs Höchste treibt“; daß er bey den Rügen über die Gemälde Davids (den er S. 231 einen berühmten Geschichtsmaler nennt) nur das Gewöhnliche S. 219 wiederholt (z. B. daß er in dem Gemälde: der Kaiser am großen Bernhard, die Stellung des Pferdes widernatürlich, und die Draperie des Mantels so sehr herausgehoben findet); daß er in Beurtheilung des Schauspiels und der

Schauspieler, worauf er so häufig zurückkehrt, so flach und schieflend ist (a. B. S. 66—69, wo er der Physiognomie Talma's einen grandiosen Ausdruck giebt, ihn so ungestüm gesticuliren läßt, daß man eher einen aus dem Irrhause Entlaufenen, als einen Helden im Drange der Leidenschaft zu hören glaubt, und wo er daran zweifelt, daß Damas es je zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit bringen wird) — schon dieses Wenige mag zureichen, den Vf. in Ansehung der ästhetischen Beurtheilung zu würdigen. Da es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, sich überall umzusehen (denn er ist in dem Concerte, das der Kaiser giebt; er ist bey dem Lever; er speiset bey Cambaceres und bey dem k. italienischen Minister der auswärtigen Verhältnissen, Herrn Marescalchi; er ist mit Lacpede vertraut; alle Gemächer und Kunstsäle stehen ihm offen; er kennt das, was Meyer, Reichardt und Andere über Paris geschrieben haben): so hätte er eben so dankbar in der Darstellung seyn sollen, als er sich dieser Gunst würdig hält. Allein nirgend stößt man auf eine Benützung dieser Gelegenheit; und wie gemein ist er nicht da, wo er beobachtet! So sieht er S. 50 den Hazardspielen zu, um den Ausdruck der Leidenschaft auf jedem Gesichte zu beobachten, und ruft dann aus: *Welches weite Feld eröffnet sich hier einem Beobachter, der mit einiger Kenntniß des menschlichen Herzens ausgefüllt, die Einwirkung der Leidenschaft auf jedes Gesicht studirt! Ich bin überzeugt, daß Lavater hier hätte Beobachtungen anstellen können, welche bey seinen Untersuchungen über die Physiognomik zu den wichtigsten Resultaten geleitet haben würden*. So geht es fast noch eine Seite fort. S. 81 versichert ihn Fitz-James, daß die Kunst der Bauchrednerey mit vielen Gelehrten verknüpft sey; denn bey der Anstrengung, welche sie erfordert, kann man sich sehr leicht eine Ader in der Brust oder im Magen sprengen. S. 171, wo er sein *quid pro quo* über das Taubstummeninstitut giebt, scheint ihm die Ausmittlung wichtig, ob diese Art der Ideenmittheilung (durch Ton und Zeichensprache) dem Menschen angeboren, oder eine Folge der ersten Eindrücke sey, die er in der frühesten Kindheit durch die Erziehung erhält. *Dieses Studium könnte zu einer höchst merkwürdigen Entdeckung, nämlich zur Beantwortung der Frage führen, ob es eine ursprüngliche, allgemeine, dem Menschen eigenthümliche Sprache gäbe, deren Kenntniß er mit auf die Welt bringt*. Und wie wenig befriedigt er in dem Gelehrten! S. 278 sieht er die Bibliothek des Kaisers, ohne ein einziges Werk derselben zu erwähnen; S. 291 den Pflanzengarten, und darin Pflauren und mehrere Wasservögel, ohne die Hauptidee dieses Gartens in seinen verschiedenen Bestimmungen zu kennen; S. 84 den kaiserlich-französischen Hof, der anfängt sich durch Zahlreichheit und Pracht auszuzeichnen, ohne den Hauptcharakter anzugeben. Man kann daher S. 115 bis 119, wo er den Pont-neuf, die Cité und S. 188, wo er die Kirche notre Dame, S. 271 die Kirche St. Sulpice, S. 273 die Maison de la pitié sieht, kaum etwas anderes, als das Alltägliche finden.

In geschichtlicher Hinsicht hat er das Pariseum benutzt, und das ist noch der beste Theil. — Oft mag er sich selbst nicht verstehen. S. 26 ist die Rede von den Ursachen der verminderten Equipagen und Dienerschaft, die er mit Recht in die Auflagen auf jene und in die Conscription der Domestiquen setzt; aber was soll nun Folgendes heißen: Alle diese Verbältnisse machen, daß auch jetzt noch jener Zweig des Luxus in seinem Aufkeimen ist, und wahrscheinlich dann erst zur Reife gelangen wird, wenn Vermögen und Eigenthum bestimmt seyn werden, und das System der Militairconscription auf seine ursprüngliche Theorie zurückgeführt seyn wird? — Auffallend sind die Sprünge z. B. vom Magdalenenkirchhof zum Vaudeville-Theater, von der Maison de la piété zu einem Spaziergange; aber auffallender noch ein Widerspruch in einer gemeinen Sache, die nicht 2 Seiten von einander entfernt vorgetragen wird. S. 10 befürchtet er, von den hinter einander rollenden Wagen leicht zerquetscht zu werden, und S. 21 sagt er: obgleich die Straßen von Paris nicht leer werden, Tag und Nacht die Wagen mit der größten Schnelligkeit fahren: so hört man doch selten von Unglück.

Dns.

BERLIN, b. Braunes: *Journal für die neuesten Land- und See-Reisen und das Interessanteste aus der Völker- und Länder-Kunde*. III Jahrg. 1810. Januar bis Augst. 750 S. und 64 S. Anekdoten und Skizzen. (Der Jahrg. 7 Thlr. 12 Gr.)

Auch diese Numern enthalten einige sehr interessante handschriftliche Nachrichten, die einer besonderen Auszeichnung werth sind. Die erste ist die Reise eines Kaufmanns aus dem Astrakanischen nach Taganrok, Odeffa und den neu gegründeten Kolonien an der Moloschna im Jahr 1806, wozu das anliegende illuminirte niedliche Chärtchen gehört. Bedauern muß man es, daß auf letzterem eine Verschiedenheit mit der Druckschrift in mehreren Worten vorkommt, z. B. Duborgi und Duborzi, Terpenie und Tempere. Rec. hat in dem Augenblicke, wo er die Rezension abfenden will, die trefflichen *Miscellen der neuesten Weltkunde* No. 25 und 26 vom 28 und 31 März 1810 vor sich, worin Zschöcke den neuesten Zustand Neurossens im südlichen Russland und die dortigen ausländischen Kolonien im Jahre 1809 nach einem Schreiben des auch in dieser Reise sehr berühmten Etatsraths Contentius aus Ekaterinoslow vom 7 Dec. 1809 treffend darstellt, so, daß da, wo sich beide berühren, eine Gleichstimmigkeit in den Angaben die Wahrheit selbst verbürgen muß. Der Reisende ging von Sarepta aus, um dann aus Katschana, einem Kosakendorf an der Lawla, auf dem von nach Taganrok am schwarzen Meere zu reisen. Taganrok traf er den um diese Stadt, wie um die Literatur, so sehr verdienten Baron von Campenhauen, durch dessen Mühe sich die Stadt, trotz des Lacks der Zeiten, sehr gehoben hat. Ihm ist sie die Erhaltung des Hafens, den man verlassen und in einem andern vertauschen wollte, und dadurch

den Ausbau der Stadt, die Sicherheit des Aufenthaltes, und alle guten Policeyanstalten schuldig. Die Diebereyen gingen hier so weit, daß einem Apotheker sogar eine Distillirschlange und eine Bächse von Mercurius Sublimat gestohlen wurde. — Der Inspector über die Kolonien an der Moloschna (eigentlich Molotschna), Baron von Uxküll, der in Deutschland studirt hat, wohnt in Prischip. Die angesiedelten Kolonien sind verschieden. Eine Art derselben besteht aus Württembergern, Deutschen, Polen, Westphalen, Hessen, Ost- und Süd-Preussen, ohne zu einer bestimmten Religionspartey zu gehören. Sie zählten damals 982 Seelen unter einem gewählten Vorsteher, der ein Nassauer von Geburt ist. (Gegenwärtig sind sie über 3500 Seelen stark, und Kaiser Alexander hat ihnen 23000 Rubel zur Erbauung einer protestantischen Kirche auf 1810 angewiesen. Bald aber wird auch eine katholische müssen erbaut werden, weil die Hälfte der 1809 neu Angekommenen aus Katholiken besteht.) Ihnen gegenüber haben sich seit 1805 Mennoniten anfänglich mit 322 Familien angesiedelt. Sie kamen aus Ost- und West-Preussen, um der Conscription zu entgehen. Sie bestehen aus 18 Dörfern (im Jahre 1809 aus 19 Dörfern und 360 Familien). Ihre Niederlassungen tragen den Charakter und den Geist ihrer Betriebsamkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit. In zwey Jahren brachten sie es so weit, daß fast alle Häuser ausgebaut waren. Jeder Hof ist 40 Faden breit, und steht von den benachbarten 14. von der Strafe 10 Faden ab, so daß für die Ankommenden noch Raum genug bleibt. Die Mennoniten übertreffen die deutschen Kolonisten in jeder Hinsicht, die nicht mehr, wie diese zum Theil noch, in Erdhütten wohnen. Südlich von den Mennoniten wohnen die *Nogaier Tataren* und zwar in Hütten, armfelliger als die Kalmücken in ihren Kibitken. Man schlägt ihre Anzahl auf 5000 Seelen an. Sie leben von Viehzucht und Ackerbau. Die *Dubergi* (gegen Westen), eine Anzahl Russen und Kosaken, wurden unter der vorigen Regierung als Schismatiker hart verfolgt und sogar verbannt. Ohne Priester, ohne Abendmahl und Taufe, ohne Sonn- und Fest-Tage (Neujahr, Ostern, Pfingsten, Weihnachten ausgenommen) zu erkennen, lebten sie ruhiger und moralischer, als andere Völker, die Priester, Kirchensatzungen und Festtage haben. Ihre Felder sind gut bestellt, ihre Häuser zweckmäßig angelegt, ihr Hauswesen und Kleidung reinlich, ihr Betragen höflich. Man findet hier Baumschulen, Maulbeerplantagen, Weingärten (Contentius versichert, daß die Gegend an der Moloschna die gesündeste sey, und zugleich sehr gedeihlich für den Weinbau, der 50 Meilen ostwärts am Don mit gutem Erfolge getrieben werde). Unter ihnen besteht eine freywillige Gütergemeinschaft; zwey von den 7 Dörfern, worin sie leben, hatten sich hievon losgesagt. Der Cassenverwalter und ein Commissär in der Stadt Orecha, der für den Verkauf ihrer Producte, wie für den Einkauf ihrer Bedürfnisse sorgt, werden gemeinschaftlich gewählt. — Die Nachrichten über Odeffa, Nicolejew, wie über die

Kolonieen an der Wolga, die gleiches Interesse haben, müssen wir hier übergehen. — Der zweyte handschriftliche Aufsatz sind Briefe auf einem Durchzuge durch den Norden von Amerika und Europa in den Jahren 1806—1808. Sie betreffen Philadelphia, Lancaster, Yorktown, Wachau, Salem, Louisiana, Kentucky, Tennessee. Die Rückfahrt geht über London nach Gothenburg, Helsingborg, Kopenhagen. Am meisten ziehen die kleinlichen Nachrichten und Details an: z. B. über die enormen Zölle in dem Freyheitslande; über die Wege in die südlichen Staaten; der Vf. fand an Baumstämmen längs dem Wege ein eingeschnittenes K, wodurch die ersten aus Pennsylvania nach den westlichen Carolinen wandernden Kolonisten ihren Nachfolgern die Mühe des Auffuchens der Wege erleichterten. Die Gegenden, eine Tagreise von Philadelphia, nennt er mit Recht das amerikanische Judäa. In Leesburg, Stadt in Virginien, macht er bey Gelegenheit, wo von Faustkämpfen die Rede ist, uns mit einer neuen Art derselben bekannt; sie heist *Gowch*, und besteht in der Geschicklichkeit, durch einen einzigen Fingerdruck seinem Gegner das Auge aus der Höhle zu pressen. Die Schulen unter den Indianern: eine am Flusse Hywassee von Presbyterianern für 40 Indianerkinder, eine andere in Springplace, sind zwar gute Civilisationsanstalten, allein die von dem Agenten der vereinigten Staaten bey den Creeks, Hn. Hawkins, angelegten sind doch weit wirksamer, und erinnern an die Zeiten des Cekrops und Kadmus u. s. w. Der dritte handschriftliche Aufsatz ist die Fortsetzung der Reise durch das Königreich Westphalen. Sie betrifft die Grafschaft Hohenstein, die Hauptstadt Ellrich und die Kolonie an der Zorge. Wahr bemerkt der Reisende, daß die Kolonie von Friedrich II angelegt wurde, um die der Stadt gehörige Ackeranzahl zu beschränken, und die Menschen zum Besten seiner Armee zu vermehren, nicht um wohlhabende und moralische Menschen anzufetzen.

Viele dieser Kolonisten sind daher Diebe, weil sie von ihren kleinen Grundstücken nicht leben können. — Die Auszüge aus gedruckten Reisebeschreibungen bestehen in folgenden: 1) Reise aus der Schweiz über den großen Bernhard nach Italien im Sept. 1802, von Friedr. Brun. 2) Reise von St. Petersburg durch das europäische Rußland nach dem Gesundbrunnen zu Lipezk am Don im Sommer 1804, von D. R. (aspach) (Breslau 1809). 3) J. Haafners Reise in einem Palankin längs der Küste Orixas und Koromandel in Indien im Jahre 1784. 4) Fariges Bruchstück einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien, Portugal im Jahre 1802. 5) Fortsetzung der Auszüge von Briefen über Rußland und dessen Bewohner von D. W. Soltan. 6) Reise auf dem Montserrat in Catalonien von Alex. de Laborde aus dem Franz. 7) De Guignes Reisen nach Peking, Manila und Isle de France in den Jahren 1784—1801. 8) Fortsetzung der Auszüge aus den Reisen um die Welt in den Jahren 1803—1806 von Krusenstern. 9) Reise durch Norwegen und Lappland in den Jahren 1806—1808 von Leopold von Buch. — Die Aufsätze vermischen Inhalts sind: 1) zwey chinesische Gruppen (eine Bauernfamilie aus dem nördlichen China und einige breitschulterige chinesische Schiffszieher). b) Die Epoëer nach ihrer Abstammung, mit einer illuminirten Charte; unvollständig und nicht charakteristisch genug. c) Noch etwas über die Tänzerinnen in Hindostan, aus Haafners Reise. d) Der Springbrunnen und Betplatz an den Hoerstrassen in der Türkei. Mit einem Kupf. e) Türkisches Militär. Mit einem Kupf. f) Die Buschmänner, sehr interessant und noch unbekannt. g) Ansicht der Insel Otaheite. Mit einem Kupf. h) Russische Nationaltrachten. Mit einem Kupf. Der Skizzen und Anekdoten sind mehrere, und die meisten gut gewählt. Charten und Kupfer sind im Ganzen 11, durchgängig sauber gestochen und illuminirt. Das.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Schleswig, b. Röhrs; Erster Unterricht im Zeichnen, zum Gebrauch in den untern und mittlern Classen der Volksschulen und im Privatunterrichte. Herausgegeben von N. Thomsen. 1806. mit 30 Seiten Text und 74 in Kupfer gestochenen Vorlegeblättern in 16. (30 Gr.)

Der Titel zeigt an, welche Bestimmung dieses Werkchen hat. Es war keineswegs des Herausgebers Absicht, durch dasselbe den Geschmack im höheren Sinne zu bilden, oder die Kunst lehren zu wollen, sondern bloß das Augenmaß zu berichtigen, Sinn für Gestalt, Ordnung, Regelmäßigkeit, bey den Kindern zu erwecken. Hr. Th. theilt den hier bezweckten Unterricht in drey Stufen ab. Neun Vorlegeblättchen gehören zu der ersten Stufe, und zeigen Anfangern, kleine Steinchen in geraden Linien, in Winkeln und Rundungen regelmäßig zu legen; oder, wenn solches bey öffentlichen Unterricht nicht gehen sollte: so können dieselben Figuren durch Punkte auf Schiefertafeln dargestellt werden. Für die zweyte Stufe sind elf Vorlegeblättchen bestimmt, aus gezogenen Linien bestehend; wobey der Herausg. den Wunsch äußert, daß diese Art Übung, wenn auch nicht ganz, doch größtentheils, dem Schönschreiben

vorausgehen möchte." Für die dritte Stufe endlich sind 34 Vorlegeblättchen vorhanden mit Abbildungen von allerlei Hausgeräth u. dgl. —

Diese Methode bey dem anfänglichen Unterricht im Zeichnen verdiente wohl empfohlen zu werden, wenn die Schüler ihrer nur nicht so leicht überdrüssig würden. Denn die trockene Übung, Steinchen zu legen, Linien und Kreise zu ziehen, ist eine gar zu schwere Prüfung für die Geduld junger Anfänger. Mit weit größerer Lust werden sie die Gerathheiten nachbilden, welche leicht, deutlich und vollkommen zweckgemäß auf den Vorlegeblättern der dritten Stufe dargestellt sind. — y—H.

Breslau, b. Korn d. ält.: Ideen zum Nachzeichnen. 1. Aufl. 4. (13 Gr.)

Diesen Titel führen 6 mittelmäßige Copieen nach radirten Blättern guter Meister, die aber hier in den schlechtesten Nachahmungen alle Deutlichkeit und Charakter verloren haben. Es ist eine wahre Sünde, der lieben Jugend dergleichen nichtswürdige Werke zum Nachzeichnen anzubieten. — y—H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 O C T O B E R, 1810.

B O T A N I K.

HALLER, b. Kümmler: *Caroli Linnaei Philosophia botanica, in qua explicantur fundamenta botanica cum definitionibus partium, exemplis terminorum, observationibus rariorum, adjectis figuris aeneis.* Editio quarta studio Curtii Sprengel. 1809. VIII und 518 S. gr. 8. mit 9 Kupf. (2 Thlr. 8 Gr.)

Linne's unsterbliches Werk, das Gleditsch wieder auflegen ließ, und in der Folge Willdenow sehr verändert herausgab, erscheint hier wieder unter einer neuen Gestalt. Man tadelt mit Recht an Willdenow's Ausgabe, daß er seine Veränderungen in den Text gebracht hatte, und daß man nicht wissen konnte, was ihm, was Linne gehörte; er selbst entschuldigte sich darüber mit der Kürze, die der Buchhändler gewünscht habe. Sprengel's ist gänzlich freye Hand gelassen, wie man aus der so sehr vergrößerten Seitenzahl, und den ganz neuen Kupfern sieht: um so mehr hätte man wünschen können, daß er Linne's Meisterwerk unverstümmelt abdrucken ließ, und seine Bemerkungen in Noten beybrachte. So ward Haller's Physiologie von Wrisberg herausgegeben, so die Übersetzung derselben von Meckel und Summerring besorgt, und so sollte es immer mit den Werken grosser Männer gehalten werden. Wenn ein Anderer diese Sprengel'sche Ausgabe wieder auflegen liesse, wie viel würde er nicht jetzt schon zu verändern finden, wie viel mehr nach zwanzig Jahren! Sprengel hat nirgends auf Willdenow's Veränderungen Rücksicht genommen, und hatte es auch nicht nöthig; Rec. fürchtet, so etwas möchte weiterhin auch geschehen, und hält eine neue Ausgabe mit unverändertem Text sogar für wünschenswerth, so schätzbar und reichhaltig Sprengel's Zusätze sind, und so sehr sie in anderer Hinsicht Lob verdienen.

Über Linne's *Philosophia botanica* zu lesen, würde bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht sehr zu empfehlen seyn, wenigstens nicht, wenn die Zuhörer allein danach unterrichtet werden, und nicht auch vorher über ein anderes Handbuch gehört haben. Viele Gegenstände darin sind offenbar nicht für den Anfänger, wenigstens für ihn zu weitläufig; die Anatomie, Physiologie und Pathologie der Pflanzen ist kaum berührt, und das Wenige, was dahin gehört, zerstreut. Es ist ein bleibender Kanon für alle Naturforscher, und es wäre gut, wenn die Herrn, welche jetzt so rasch mit ihren Systemen herausrücken, oder

die, welche aus allen Species eben so viele Genera machen (vorzüglich die Franzosen), die *Philosophia botanica* studirt hätten: dabey aber macht es nichts aus, ob hie und da ein jetzt widerlegtes Factum, oder eine nicht mehr geltende Hypothese vorkommt; der Geist, der in dem Ganzen weht, die Consequenz, mit der es durchgeführt ist, verlieren dadurch nichts. Jetzt wird man durch fremde Einschießel und gelehrte Anmerkungen alle Augenblicke gestört, und man weiß nie, ob nicht etwas fehlt. Denn nur die Hauptsätze der Paragraphen sind geblieben, mit den Commentaren ist nach des Herausgebers Ansicht — die, so gut sie seyn mag, doch immer eine individuelle, und mit den Fortschritten der Zeit zu verändernde ist — frey geschaltet, und viel weggelassen worden. Mag das dafür Hingesetzte noch so gut seyn, genug es sind nicht Linne's Worte, die, wenn sie anstößig schienen, durch Noten hätten berichtigt werden können. Rec. wenigstens wird sich immer der alten unveränderten Ausgabe lieber bedienen; und es fragt sich, ob Sprengel es gerne sehen würde, wenn jemand in der Art, wie er die *Philosophia botanica* behandelt hat, seine *Historia rei herbariae* herausgeben wollte; wenn Cicero und andere Classiker eben so edirt und commentirt würden, da sie ebenfalls Manches gesagt haben, das wir jetzt besser wissen: Rec. hält den Linne so hoch, als irgend einen derselben, und fürchtet also nicht, daß man bloß bey ihnen von Ehrfurcht sprechen werde; gewiss verdient Linne sie nicht minder.

Ebensodaher sieht Rec. auch nicht ein, wie die Akademie der Wissenschaften in Stockholm *auctor*, und die linneische Gesellschaft in London *ospitatrix gloriae Linnaeanae* genannt werden kann, wie der Herausgeber sie in der Dedication an beide nennt: Ohne eine solche linneische Gesellschaft würde Linne eben so gut seinen Ruhm behalten haben; sein Genie war die Quelle desselben, nicht die Akademie der Wissenschaften, die durch ihn eben so viel Ehre empfing, als er von ihr, so daß ihre Empfehlung und Unterstützung, die an sich Schuldigkeit war, himmlisch belohnt ward.

Die Zusätze des Vfs. sind zum Theil literarisch, und diese ohne Ausnahme zu loben und zweckmässig. Der Lehrer bedarf zwar ihrer großen Theils nicht; allein dem Anfänger werden sie höchst willkommen seyn, da sie sich bis auf die neueste Zeit erstrecken. Zum Theil sind die Zusätze berichtend, auch bey ihnen verkennt man die Kenntnisse des Vfs. nicht, wie sich von selbst erwarten ließ;

doch möchte mancher, z. B. über die Anatomie der Pflanzen, nicht hinreichend seyn; und hätte diese auch in Vergleichung mit anderen Zusätzen etwas weiter ausgeführt seyn können. Interessant war es Rec. zu sehen, daß Sprengel auch noch die mirbelichten Löcher im Zellstoff leugnet. Rec. hat mit der größten Sorgfalt diesen Gegenstand aufs Neue bey sehr vielen Pflanzen untersucht, muß aber ebenfalls bey seiner Meinung bleiben, daß nur eine optische Täuschung *Mirbeln* zu ihrer Annahme bewegen konnte; vorzüglich scheinen ihm am Zellstoff hängende Luftbläschen irre geführt zu haben. Was der Herausgeber über die Spiralgefäße sagt, scheint Rec. auch noch jetzt richtig, obgleich Oken eine ganz andere Hypothese über dieselben gegeben hat, und sie für Theile hält, die den Nerven der Thiere analog sind.

In der Terminologie scheint es Rec., als ob der Herausgeber minder glücklich gewesen wäre, und manches ohne Noth verändert, auch zuweilen keine guten Definitionen gegeben habe. Linné bestimmt bekanntlich das *folium crenatum* (im Gegensatz des *fol. serrati* und *dentati*): *cujus margo unguis neutram extremitatem respicientibus secatur*, und hat ein *folium obtuse* -, *acute* - und *duplicato* - *crenatum*; Sprengel hingegen läßt den wesentlichen Charakter aus, und nennt es: *dentibus obtusis conspicuum*, dies wäre also im linneischen Sinn ein *folium obtuse dentatum*, denn *crenae* und *dentes* sind durch ihre Richtung eben so gut von einander als von den *serraturis* verschieden. Das *folium lunatum* ist auch anders bestimmt, und Sprengel giebt dabey die Abbildung von einem *foliolum Hedydari Vespertilionis*, denn bekanntlich hat dies gewöhnlich *folia ternata*. Linné bestimmte das *folium integrum*: *indivisum, sine omni deftitutum*; dies ist besser als Sprengels Definition: *partibus deftitutum*, denn Theile hat das *Folium integrum* so gut, wie jedes andere Blatt. Wie außerordentlich unbestimmt sind folgende sprengelsche Definitionen: *Ligula est pars vaginae erecta membranacea graminibus peculiaris*; *Vagina est pars folii caulem et ramos ambeuntis*; *Ochrea est membrana sine folio culmum praesertim Cyperoidaeum ambiens*. Hier kann ein Jeder sich etwas anders denken. Das *Indusium* wird *calyx filicum acervos seminum* tegens genannt, wobey das Wort *calyx* wohl sehr zweifelhaft ist. Der Herausgeber spricht mehrere Male gegen Linné's teleologische Ansichten, und doch hat er selbst dergleichen sogar in den Definitionen, als bey *Nectarotheca*, *Nectarolymna*. Linné gebrauchte bekanntlich den Ausdruck *Utriculus* für die Wasserschläuche mancher Pflanzen; dies behält der Herausgeber bey, nimmt ihn aber auch für eine Fruchtart im gärtnerischen Sinn, und hat drittens noch einen *Utriculus matricalis* bey den Conferven.

Die Grundsätze, die der Herausgeber bey der Namengebung, bey der Anordnung des Systems u. s. w. äußert, sind in ächt linneischem Geiße geschrieben, und eines deutschen Gelehrten würdig. Unter den Beyspielen von schlechter Namengebung hätte auch

die *Buchozia* angeführt werden können, die L'Heritier lächerlich genug zum ewigen Schimpf des Vielschreibers *Buchoz* so benannt wissen wollte.

Die Zeichnungen sind durchaus zu loben; dennoch aber hätte Rec. die linneischen Heber gesehen. Denn diese haben Autorität, und erklären Linné's Kunstwörter, von denen jetzt manche von deutschen und französischen Botanikern ganz falsch gebraucht werden. Linné's idealische Abbildungen hatten auch den Vorzug, daß sie keine Nebenideen erregten, sondern bloß für den Terminus gemacht waren; sie gaben also eine allgemeinere Ansicht. Nimmt man hingegen das Blatt einer bestimmten Pflanze: so weicht dies nicht selten etwas ab, oder der Anfänger sieht dabey auf Nebendinge.

J. K.

PARIS, b. Turneisen Sohn: *Journal de Botanique redigé par une Société de Botanistes*. To. I. 1808. 384 S. Mit 12 Kupf. To. II. 1809: 380 S. Mit 13 Kupf.. 8.

Dieses Journal ist in mehr als einer Rücksicht für die Botanik wichtig. Es enthält nicht allein viele neue Bemerkungen zur speciellen und allgemeinen Botanik, sondern die Vff. zeichnen sich durch eigene Ansichten aus. Besonders scheinen einige Mitarbeiter hier die Neuerungen verbreiten zu wollen, welche Richard in die Botanik gebracht hat; oft Verbesserungen von großem Werthe, zuweilen aber Veränderungen, nur gemacht, weil Richard Alles verändern will. Auch arbeitet Hr. Persoon an diesem Journal, der bekanntlich sich lange in Deutschland aufgehalten hat, und im Stande ist, von der deutschen botanischen Literatur genaue Nachrichten zu geben. Wir wollen hier nur die eigenthümlichen Abhandlungen anführen, und alle entlehnten, so wie alle Auszüge, übergehen. T. 1. Desvoux über eine neue Gattung *Echinochloa*. Es ist der *Scirpus dipsaceus* Rottb., den er zuerst mit einem sonderbaren *urceolus* beschreibt, nachher aber gesteht, es sey der Fruchthälter (*akenium* R.), auch sieht er die Ähnlichkeit mit *Mariscus* ein. Derselben Beobachtungen über *Lagasca* Cav. Was Cavanilles (und Linné) *calyx* nannte, müsse in allen *Compositis involucrum* heißen, und das *receptaculum* nenne Richard besser *phoranthium*. Die Frucht sey eine *akena*. — Der Vff. ist ein Schüler Richards, und sucht besonders dessen Lehren zu verbreiten. Willdenow nennt den *calyx communis anthodium*; ein Ausdruck, den Ehrhart schon gebrauchte, aber, wenn Rec. nicht irrt, besser von *flor communis*, daher es eigentlich *peranthodium* heißen müßte. Wenn aber dieser Theil *involucrum* heißen soll: wie will man die anderen *involucra* der Syngenesiten, z. B. von *Tropis barbata*, nennen? Ein so allgemeiner Ausdruck als *receptaculum* mag immer bleiben, da er zu keinem Irrthum führt, und doch nicht entbehrt werden kann. Über ein Phänomen der Vegetation an der gemeinen Ringelblume beobachtet, von Desvoux. Es ist eine Proliferation, wo Blüten aus dem allgemeinen Kelche kommen, wie man sie schon öfter an *Bellis perennis* beobachtet hat, zum Beweise der obigen Be-

hauptungen. Aber kommt nicht auch bey einigen Proliferationen eine Blüthe aus dem Fruchtknoten? *Monographie der Gattung Luzula*, von Demselben. Er trennt *Luzula* von *Juncus* wegen der Kapfel und der flachen Blätter. *Willdenow* hat diese Trennung in seiner *Enumer. pl. H. Ber.* schon vorgenommen. Dafs drey Abtheilungen der Blüthe Kelch, drey Blume seyn sollen, ist eine willkürliche Annahme; denn in vielen anderen Blüthen sitzen einige Abtheilungen nach innen, andere nach aussen. Die Arten sind gut charakterisirt. *Luzula brevifolia* ist eine ausgezeichnete neue Art, und schon durch die Blume, nicht allein durch die kurzen Blätter verschieden. Folgende neue Arten werden aufgeführt: *L. gigantea, paniculata, tristachya, alopecurus, peruviana, racemosa, interrupta*, alle aus Südamerika. Über einige Pflanzen in der Gegend von Dax, von *Thorn*. *Sium bulbosum*, oder *Sium intermedium* *Decand.* ist beschrieben und abgebildet, und *Aira globosa* eine neue Art, woraus, und aus den übrigen Arten ohne Grammen *Desvauz* eine neue Gattung *Airopis* macht. Ferner sind beschrieben *Hibiscus roseus*, vielleicht *H. palustris* *Linn.*, und *Euphorbia sanguinea*, vielleicht *E. sylvatica*. Dafür hat sie *Rec.*, welcher sie gegen Bayonne häufig fand, immer gehalten. *Decerz* über die Gänge der Vegetabilien. Eine Balsamine hatte eine faule Stelle im Stamme, wovon sie verging. Mit der faulen Jauche inoculirte der Vf. anderen Pflanzen die Krankheit, und fand, dafs alle saftigen schnell angesteckt wurden und starben, die weniger saftigen langsamer. *Desvauz* über die Gattung *Varronia*. Die Arten dieser schwierigen Gattung sind gut bestimmt. *Varr. floribunda, integrifolia, grandifolia, macrocephala, dasyccephala, Bonplandii, macrophylla, quasumaeifolia, lanceolata, lima*, sind neue Arten, alle aus S. Amerika und den Inseln. *V. ferruginea* und *integrifolia* sind abgebildet. *Gaume St. Hilaire* über die Orobanchen. Die Arten dieser Gattung sind schwer zu bestimmen, und die von *Smith* und *Sython* angegebenen Charaktere scheinen nicht immer ganz beständig zu seyn. *Rec.* erwartete hier genauere Unterscheidungen, fand sich aber getäuscht. Es werden drey Arten beschrieben. *Orobanche major* (*Or. caryophyllaea* *Sm.*), *Orobanche helianthemi* als neu beschrieben, aber ohne Zweifel *Or. elatior* *Sm.*, welche um Paris nicht selten ist, und *Or. epithymum* *Lam.* oder *Or. minor* *Sm.* Der Vf. säete den Samen von *Or. major*, und glaubt, dafs die Gattung zu den Dikotyledonen gehöre; doch entscheidet er nichts. Eine kurze vergleichende chemische Analyse der *Orobanche* und des *Spartium scoparium*, worauf sie wächst, von *Vauquelin*, zeigt die grosse Verschiedenheit der Bestandtheile in beiden Pflanzen. *Desvauz* über drey neue mit *Juncus* verwandte Gattungen. *Juncus repens* *Mich.* wird *Cephaloxys*, weil er drey Staubfäden hat, und die Scheidewände der Frucht bey dem Aufspringen, am Samenhalter hängen. *Juncus agellanicus* *Lam.* wird *Noskovia*, weil die Kapfel nicht aufspringt, und die Samen an den Suturen hängen. *Juncus grandiflorus* *Linn. Suppl.* heisst *Marsippospermum*, wegen der sonderbaren, in einem läng-

lichen Behälter eingeschlossenen Samen. Sie haben nämlich einen *arillus*, fast wie die Orchideen. Allerdings ist diese letztere Gattung sehr von *Juncus* verschieden. *Loiseleur des Longchamps* über die Möglichkeit, die *Ipecacuanha* durch Wurzeln von einheimischen Euphorbien zu ersetzen. Versuche mit den Wurzeln der *Euphorbia gerardiana* *Jacq.*, *E. Cyparissias, sylvatica*, *Lathyrus*, *Peplis* werden erzählt. *E. Cyparissias* ist die stärkste in der Wirkung, *E. gerardiana* die schwächste, *E. Lathyrus* erregt kaum Brechen, *Peplis* gar nicht. Doch ist blofs auf die Brechen erregende Eigenschaft gesehen, auf die übrigen Wirkungen der *Ipecacuanha* nicht.

Tom. 2. *Person* über die *Lycoperda* und verwandte Gattungen. Die Arten der Gattungen *Scleroderma*, *Lycoperdon*, *Gaeastrum*, *Onygena* werden kurz aufgezählt, einige neue beschrieben und abgebildet. Mikroskopische Untersuchungen der Theile hat der Vf. nicht. *Aubert du Petit Thouars* über einige Arten von *Cissampelos*. Genaue Beschreibung von *Cissampelos mauritiana*, welche sich gar sehr von *C. Pereira* und *Caapeba* *Linn.* unterscheidet, obgleich das Männchen schildförmige, das Weibchen herzförmige Blätter hat, welches *Linné* von *C. Pereira* und *Caapeba* angab, und sie für nicht der Art nach verschieden hielt. *Palisot de Beauvois* über die Palmen. Etwas von dem Nutzen der Palmen überhaupt, dann Beschreibung einer neuen Gattung, *Raphia*, und zweyer Arten derselben, nämlich *R. vinifera* (*Sagus Palma Pinus* Gärt.), und *R. pedunculata* (*Ruffia Bory St. Vincent*), nebst ihrem Gebrauche in Oware und Benin. *Desvauz* über einige neue Gattungen der Pilze. Es sind folgende: *Dictyophora* (*Phallus indusiatus* *Vent.*) aus Guisne, *Calostoma* (*Scleroderma calostoma* *Perf.*) aus N. Amerika, *Podaxis* (*Lycoperdon azatum* *Bois.*) vom Senegal, *Plecothoma* (Arten von *Gaeastrum* *Perf.*), wegen der drey Häute, worin das Innere eingeschlossen ist, *Myriothoma* (*Lycoperdon coliforme*), Dafs man diese fünf Gattungen trennen mufs, daran ist wohl kein Zweifel aber es fehlen auch hier mikroskopische Untersuchungen. *Lamouroux* über neue Gattungen aus der Familie der Algen. Es sind die Gattungen *Dictyota* (im 2 Heft) *Dictyopteris*, *Amanzia*, *Bryopsis* und *Caulerpa*. Des Vfs. Untersuchungen verdienen Aufmerksamkeit, besonders wegen der Bestimmung der neuen Arten; aber die Gattungen können nicht beybehalten werden, da die mikroskopischen Untersuchungen lange nicht scharf und genau genug sind, auch sich nicht auf eine sorgfältige Vergleichung aller Theile gründen. Was er Fructification an *Dictyota* nennt, sind blofse, in den Zellen liegende Niederschläge aus den Säften. *Palisot de Beauvois* über die Pilze. Der Vf. liebt, aus einer einzelnen Bemerkung eine Menge von Folgen zu ziehen, und übertreibt nicht selten dieses Talent. Der Staub der Bauchpilze sey der befruchtende Staub, denn er verbreite sich von *Lycoperdon* weit, und doch bemerke man jährlich an derselben Stelle viele Pilze dieser Art. Aber wenn der Piltz in eine faule Masse zerstört wird, bleibe noch viel Staub darin hängen, welcher auf dersel-

ben Stelle keimen kann. Die parasitischen Pilze befallen die Pflanzen, indem sich an den jungen Keim, oder an die *plumula* ein Körnchen von ihrem Samen anhängt, wie der Vf. bemerkt haben will. Eine sehr ansehnliche Erfahrung! Manche zufällige Äußerung zeigt, daß der Vf., welcher diese Pflanzen dreißig Jahre studirt haben will, ihre Structur doch nicht kennt. So meint er, die Samen steckten in den Pazizen zwischen dem Zellgewebe, aber in keinem Pilze sind die abgeforderten *thecae* so deutlich, als hier. *Loiseleur Deslongchamps* über einige Pflanzen, welche zur *Flora gallica* hinzuzufügen sind. Einige interessante Bemerkungen, welche keines Auszugs fähig sind. *Salvia praecox Savi* scheint Rec. mit *S. polymorpha Vahl* einerley. *Pinguicula lusitanica* ist häufig in Frankreich (und in Portugal selten, nur im Gebirge). *Agrostis elegans*, eine neue Art, ist abgebildet, wächst bey Dax. *Triticum tenuicaulum*, ebenfalls neu (von Rec. auch in Portugal gefunden). *Galium verticillatum Lam.* ist abgebildet, eben so *Primula Allioni*. *Convolvulus intermedius* neu, dem *lineatus* verwandt. *Anagallis verticill. Allion.* sey nach einem Exemplar nur Abänderung von *A. coerulea* (gewiß nicht, wohl aber von *A. linifolia*, oder der sogenannten *A. Monelli*). *Pimpinella canescens* (*Tragium Vill.*) ist abgebildet und von einer neuen Art, *P. hispida*, unterschieden. *Narcissus patulus, polyanthos* und *niveus* werden von N. *Tazetta* sehr wohl unterschieden; erstere haben gelbe Nectarien, *Tazetta*

und *niveus* weißse. *Allium acutiflorum* eine neue Art. *Juncus Gerardi* ebenfalls, ist *Gramen Barrel. Jc. 747 t. 1.* *Silene velatina Pourr.* neu. *Sedum boloniense* neu, (scheint Rec. von *Sedum frangulare* nicht verschieden). *Lychnis corfica* neu. *Euphorbia rotundifolia* neu, abgebildet. *E. obscura* ebenfalls (doch *falcata* sehr verwandt). *Rosa leucantha* neu. *Papaver avaranticum* neu. *Fumaria media* neu, zwischen *officialis* und *capreolata* in der Mitte. (Rec. hat sie auch in Portugal bereits gefunden.) *Fumaria Vaillantii* neu, *F. parviflora* sehr verwandt. *Polygala parviflora* neu. *Ulex provincialis* neu abgebildet, (häufig in Portugal *U. europaeus Brot.*) *Lathyrus micranthus Ger.* neu. *Trifolium Vaillantii* ebenfalls, so auch *T. Gerardi*. *Chrysanthemum perpusillum* neu, abgebildet. *Desvauz* über die botanische Geographie von Haut Poitou. Eine kurze Geschichte der botanischen Reisen durch diese Provinz; eben so eine kurze geographische Beschreibung, nebst Angabe einiger seltener Pflanzen, wie sie auf trockenen, sandigen Feldern u. s. w. vorkommen; endlich Nachricht von einigen neuen Arten und Abänderungen, darunter manche Pilze. *Valerianella eriocarpa* neu und abgebildet. *Trifolium microphyllum* neu, und drey Rosen, *Rosa leucochroa, stylosa, obtusifolia*, die Rec. noch zweifelhaft scheinen. Die Kupfer zu diesem Werke sind in einer punctirten Manier gestochen, sehr weich, und ohne die gehörige Schärfe der Umrisse. L.R.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Dresden, b. Arnold; Die Kunst, veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Salzflüsse nach einer neuen Methode sicher und schnell zu heilen, von D. Karl Aug. Weinhold, A. zu Meissen. 1807. 72 S. 8. (9 Gr.) Zweyte verbesserte Ausgabe, 1810. 99 S. 8. (14 Gr.)

Die Hauptschwierigkeit bey alten Geschwüren bleibt immer die Hebung der innern Ursache, sagt die Vorrede von Hrn. D. Neumann zu Meissen. Hat der Arzt dieses Geschäft beendigt: so darf nur unterschieden werden, ob bloß die äußere Fläche der Haut, oder ihre ganze Substanz, sammt dem unter ihr liegenden Zellgewebe leide. Im letztern Falle wird durch die graduell schwächer angewendete Wirkung der Quecksilberoxyde (desjenigen Mittels, welches der Vf. vorzugsweise empfiehlt) erst Ersatz der verlorenen Substanz und luxurirende Granulation bewirkt, dann vollenden die circular, fest angelegten Compressionspflaster sichtbar schnell die Heilung. Im ersten Falle sind sogar die Quecksilberoxyde überflüssig und die Compressionspflaster reichen vom Anfang an angewendet allein zur Heilung hin. Hr. N. empfiehlt als Augenzeuge die große Wirkung dieser Methode. Sie stammt ursprünglich von den Engländern, her und ist jetzt eigentlich nicht mehr neu, doch kann es nicht schaden, wenn sie immer besser bekannt wird. Der Vf. selbst theilt die Hautgeschwüre in vicarirende und habituelle. Jene fassen das ganze Geschlecht derjenigen Geschwüre in sich, welche einen miasmatischen und kachochymischen Causalnexus haben. Sie stellen die in einem Organtheile (Organe) gestörte, krankhafte Reaction in einem anderen durch vicarirende Thätigkeit wieder her. Habituell ist das Hautgeschwür, welches durch seine andauernde Einwirkung auf den Organismus diesem zum einseitigen Bedürfnisse geworden ist. Zu der ersten Classe gehören das venerische, arthritische, scorbutische, psorische, scrophulöse, herpetische u. s. w. (?) Geschwür; zu der anderen diejenigen, die nach gehobenen Causalmomenten dennoch perenniren (nicht heilen), und folgende: der Salzfluß, das phagedänische, speckichte, veraltete, fistulöse, varicöse Hautgeschwür. (Rec. fürchtet, daß die Grenzen zwi-

schen beiden Geschlechtern nicht genau genug gezogen seyn und folglich manches der ersten Classe in die zweyte und umgekehrt verworfen werden dürfte). Der Vf. zeigt, daß besonders bey vicarirenden Geschwüren innere Mittel notwendig seyn, und daß die äußere Behandlung selten genüge, wenn nicht durch die innere die nächste Ursache beseitigt überwunden sey. Nach Hebung der Causalmomente wird das vicarirende Hautgeschwür wie das habituelle behandelt; jederzeit aber zerfällt die Behandlung a) in die des zerstörten Zellstoffs und b) in die der eigentlichen und Ober-Haut. Die desorganisirte Zellhaut zu reproduciren, muß unsere erste Sorge seyn. Hierzu dienen besonders die Quecksilberoxyde, vom stärksten angefangen, zum schwächern herab gestiegen, rothes, gelbes, weißes und schwarzes. Bey Armen vermischt auch der Mercurius nitrosus allein, und weiterhin mit Amylum vermischt, die Stelle allein. Man bestreut die desorganisirte Zellhautstelle genau damit und wiederholt dies in folgenden Verbänden so oft, als sich das Oxyd in metallischer Form desoxydirt zeigt. Die eintretende Reproduction kleiner Fleischwärtchen giebt die Indication zu dem minder reizenden Präparate. Die Heilung der Haut macht neue Schwierigkeit. Der Vf. hält für das rathsamste, die herabgestiegene Scala wieder aufwärts zu steigen, vom weißen Oxyd anfangen, bis zum rothen weiter zu gehen, flor. zinci, Wisnuth, Colcothar vitrioli, Lap. calaminar. und endlich Bleymittel als Streupulver anzuwenden und das Ganze mit einer Circularbinde zu befestigen. Die Compressionspflaster werden von der Breite eines halben Zolles gemacht. Den Anfang des ersten Pflasters legt man ein paar Zoll jenseits der Mitte des Geschwüres an, nun wird immer ein Pflaster neben und über das andere, ab- und aufwärts gelegt wie die Touren der Hobelspänbinde. Der erste Verband wird beyläufig in Zeit von 8 bis längstens 24 Stunden erneuert. Das Schrifften schließt mit einigen Beobachtungen. Wir danken dem Vf. für die Bekanntmachung seiner Methode. Der Vortrag desselben wird in 10 Jahren besser seyn, als er jetzt ist. Ff.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 O C T O B E R , 1810.

M A T H E M A T I K.

HILDESHEIM, auf Kosten des Vfs. u. in Commiff. b. Gerstenberg: *Universalmafs für alle Geschäfte des praktischen Lebens*, zum Gebrauch für Forst- und Hütten-Männer, Ökonomen, Cameralisten, Kaufleute, Kupferfchmiede, Holzhändler, Bau- und Zimmer-Meister u. f. w. von *Johann Gottfried Sylvester Kerstein*, vormaligem fürstl. hildesh. Hof-Bauinspector. 1 Bändchen. Mit 1 Kupf. u. Tabellen. 1810. 24, CL u. 186 S. kl. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der Titel dieses übrigens für oben benannte Geschäftsleute sehr brauchbaren Büchelchens ist seinem Inhalte nicht ganz angemessen. Man erwarte nicht Ein Universalmafs für alle Geschäfte des praktischen Lebens; wie kann auch so etwas Statt finden? — eine Anweisung vielmehr zu mancherley Lösung der Rechnungsfälle, volle Kenntnifs aller möglichen Aufgaben für jene Geschäftsleute kann man hier finden. Der Vf. will oft bemerkt haben, „mit welchen Schwierigkeiten sonst in jeder Rücksicht ihrem Fache gewachsene Forstbeamte zu kämpfen hatten, sobald es die Bearbeitung der auf Bau- und Brenn-Holz sich beziehenden Berechnungen galt. Zur Erleichterung dieser Arbeit entwarf er die von S. I—XVIII dieser Schrift befindlichen algebraischen Formeln. Von sachverständigen Freunden aufgefordert, berechnete er Tabellen danach, und zeigte ihre Anwendung nicht blofs auf diesen einseitigen Gegenstand, sondern dehnte sie auf mehrere andere Gegenstände des gemeinen Lebens mit vieler Kenntnifs aus; und dies alles ward Veranlassung, sie in Druck zu geben.

Allen Forst- und sonstigen Geschäfts-Männern, die mit Berechnung cylindrischer, konischer, sphärischer, pyramidalischer, parallelepipedischer Körperäume zu thun haben, sollten ohnehin doch vertraut mit den hieher gehörigen Formeln und den Berechnungen hienach seyn; sie vorzüglich sollten aber drey Geläufigkeit im Rechnen mit zwölf Ziffern wegen ihrer (praktisch leichteren) Duodecimaleintheilung betzen, und sie sich aneignen: dann würde ihnen ihr Rechnungsgeschäft leichter und ohne alle Reductionen viel kürzer und präciser. Sie würden dann ihrer sogenannten Duodecimaleintheilung den Vorzug vor jedem blendend armen Reichthume und der eingildeten Kürze der neuen Decimaleintheilung geben, und männlich bey ersterer beharren. Wer ist aber schuld an dieser Unkunde der Praktiker mit dem Zwölfs-
S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band*,

Ziffernsystem und der vollkommenen Rechnung damit, als jene bequemen Lehrer der Arithmetik, die aus lauter Phlegma und Caprice für unnütz gehalten, sich selbst praktische Kunde und Fertigkeit in jener Art zu rechnen zu verschaffen? —

Der Kubikraum einer Walze oder eines Cylinders ist bekanntlich $\frac{D^2 \pi L}{4}$, wo D der Durchmesser und L die Länge oder Höhe im Duodecimalmafs bedenten kann, und da sich oft leichter der Umkreis eines Baumes messen läßt: so wäre P für $D\pi$ zu setzen, und dann ist $K. R. = \frac{LP^2}{4\pi}$. Der Kubikraum für den in der Walze enthaltenen vollkantigen \square Balken ist $\frac{D^2 L}{2}$ oder $\frac{P^2 L}{2\pi^2}$. Hieraus leitet auch Hr. K. Formeln für die Anzahl der darin enthaltenen Dielen und Ständer. S. §. 1—12. Die vielen gebrauchten \times Zeichen geben nur den Formeln ein zu weitläufiges Ansehen.

Unter II sind die algebraischen Formeln für die Berechnung der ganzen und abgekürzten Kegel gegeben und anderer konischen Gefäße; unter III für elliptisch und länglichrunde Gefäße; unter IV besondere Formeln zur Ausmessung aller möglichen Tannen und Fässer.

Die 2te Abtheilung enthält von XIX bis CL die Aufgaben und deren verschiedene mögliche Auflösungen, welche Forst- und Hütten-Männern und den oben benannten Geschäftsleuten vorkommen können. Wir müssen aber zuvörderst zur Beurtheilung der Tafeln schreiten, welche mit S. 1 beginnen, und bis zu 186 gehen.

In Tab. I für die runden Blöcke (Cylinder) kommen vier Columnen vor. Die 2 enthält alle die Durchmesser von 4 Duodecimalzoll bis zu 12 Fufs, zollweise zunehmend; links in der linken Spalte steht der dazu gehörige Umkreis in Fufs und Duodecimalzollen und Zehnteln derselben. Der Vf. sieht den Flächenraum des Kreises als ein Quadrat an, indem er für die sogenannten Quadratwurzeln aus dem Flächenraume des jedesmaligen Kreises den Logarithmus derselben V auf fünf Decimalstellen, mit Hinweglassung des Komma oder Semicolons als Scheidezeichen der Charakteristik, in die 3te Columnne daneben setzt; die 4te Columnne enthält die Differenzen dieser Wurzel-Logarithmen für $\frac{1}{10}$ Zoll. Ein Kreis, haltend 1 \square Fufs, ist ihm das Universalmafs in der I Tabelle. Die Logarithmen von diesen Quadratwurzeln der Kreis-

se in der I Tab., wie die Logarithmen in allen folgenden Tabellen, nennt er Proportionalzahlen. Tab. II für die aus runden Blöcken zu schneidenden vierkantigen Balken, enthält in der ersten Columnne die Umkreise, in der 2ten die Durchmesser (von 4 Zoll bis 12 Fufs), in der 3ten ebenfalls die Logarithmen der sogenannten Quadratwurzeln von dem Flächeninhalte der größten Quadrate binnen den Kreisen, in der 4ten die Differenzen für $\frac{1}{12}$ Zoll. Das Quadrat von einem \square Fufs ist hier das vom Universalmaße des Vfs. Tab. II A enthält das Gleiche für die aus runden Balken zu schneidenden rindkantigen \square Balken. Die III Tafel giebt unter dem Titel der *Proportionalzahlen aller natürlichen Zahlen von 1 bis 2000*, eigentlich die halben Logarithmen der Zahlen oder die Logarithmen von ihren Quadratwurzeln, mithin weggelassenem Abschneidezeichen für die Charakteristik, und beybehaltenen fünf Decimalstellen; denn nichts mehr sind Hn. K's. auf 4 Decimalstellen beybehalten und mit der Zahl multiplicirte Logarithmen ohne Charakteristikzeichen.

Mathematiker werden leicht einsehen, zu was für unnöthigen und unnützen Rechnungsoperationen und Einrichtungen der folgenden Tabellen diese Beysetzung der Logarithmen von den Quadratwurzeln statt derer von den Zahlen selbst führen müssen, welches im gewöhnlichen Geschäftsmanne nur irrige Vorstellungen erwecken kann und muß. Dieses verhätere die Beysetzung der ganzen Logarithmen der Zahlen. Wenn man das doch nur befolgte, was die schlichten algebraischen Formeln fodern! Man hätte die kürzesten und schärfsten Rechnungsarten. — Die IV Tafel ist für Hn. K's. Universalmaße, dessen Normal-einheit ein Cylinder von einem (rheinländischen) Fusse im Durchmesser und in der Höhe ist (welchen Fufs er gleich 139,13 par. Zoll setzt), und enthält also $\frac{9}{12} + \frac{5}{12^2} + \frac{1}{12^3} + \frac{2}{12^4}$ rheinl. Cubikfufs oder 1357 $\frac{1}{2}$ rheinl. C. Z. Warum nahm nun nicht der Vf. den allgemein bekannten und überall zu findenden alten par. Fufs als Einheit statt des ewigen Proteus von rheinländischem Fufs, wiesonst unter Mathematikern Gebrauch ist? Doch das Verhältniß von par. und rheinl. Fufs greift in diese Tafel noch nicht ein. Hier sind nun die in der IV Spalte stehenden sogenannten Proportionalzahlen die Logarithmen der neben ihnen stehenden Zahlen der Durchmesser, also die halben der \square Zahlen von diesen. Z. B. S. 73:

I	II	III	IV
Maße	Umkreis	Durchmesser	Proport. Zahl
$\frac{1}{12}$	Zoll	Zoll	
3	74, 57	23, 75	29646
4	75, 36	24, 00 = 2'	30103

Tafel V enthält in der Spalte IV Angaben von Füssen und halben Ellen verschiedener Örter in parif. Linien. Die Spalten I, II, III enthalten unter der Aufschrift: Proportionalzahlen für das Cubikmaße | des Cyl. — des \square Balkens | und des Klasters | die halben Logar. der cubischen Verhältnisse die-

ser Körpermaße, nach diesen Linear-Einheiten der Örter, auf die Einheit dieser Maße bezogen.

In Tafel VI sind die Gattungen der Hohlmaße der Örter und ihre Größe in parif. Cubikzoll angegeben; die 2 Spalte enthält die halben Logarithmen von Größen, wie viel mal jedes Hohlmaße im C. Universalmaße enthalten ist. Tafel VII die specifischen Schwere oder die Dichte der Materien und die 2te Spalte die halben Logar. dieser Verhältnisse zum 1 parif. Cubikfufs Regenwasser von 70 parif. Pfund.

Die VIII Tafel die Vergleichung der Gewichte verschiedener Örter in Asen Holl. Troy-Gewicht, das Kilogramm wird als Universal-Gewicht angesehen und darauf beziehen sich die daneben stehenden halben Logarithmen. Die IX Tafel giebt die Vergleichung der Land- und Flächen-Maße in parif. \square Fufs; allein bey den dabey stehenden halben Logarithmen wird die Hektare als Einheit zur Basis angenommen. Die X Tafel dient zur Vergleichung der verschiedenen Meilen- und Weg-Maße: die Meile, davon 15 einen Grad ausmachen, ist die Universal-Meile; die beygesetzten sogen. Proport. Zahlen sind die halben Logarithmen von den Vielfachen der Wegmaße, welche jene Universal-Meile ausmachen. Die XI Tafel giebt die Vergleichung der Gold- und Silber-Münzen, nach ihrem wahren Werth nach Mark Köln und nach demjenigen der königl. westphäl. Decrete.

Wir hoffen es zu Hn. K. eigener mathemat. Einsicht, daß er sich bey künftigen Tabellen der halben statt der ganzen Logarithmen enthalten wird. Dann haben auch die Angaben der Verhältnisse der Maße, Gewichte und Münzen eine unsichere Basis; in neuerer Zeit haben Krüfers Comtorist: *Erzlebens Physik*, *Verg's ältere Tafeln*, *Nelkenbrechers Taschenbuch* viel von ihrem Glauben verloren, seit dem in den neuesten Zeiten von Mathematikern die Verhältnisse schärfer und genauer untersucht worden sind und z. B. in *Placidus Heinrichs Bestimmung von (einigen) Massen und Gewichten*, in der *monat. Corr. von Zach*, in *Eytelweins* und Anderer neuesten Schriften darüber, findet Hr. K. viele andere genauere Verhältnisse, die er nicht benutzt hat und doch haben sollte. Die Tabelle über die Münzen hat ihren Werth, weil sie eben die in einem großen rheinischen Bundesstaate gültigen laufenden und andern Werthe der Gold- und Silber-Münzen der Länder bestimmt.

Wer das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie in stetigen sogenannten Duodecimal-Theilen der Einheit d. i. in Zwölftel-Brüchen kennt, welches wie 1 zu 3; 1, 8, 4, 8, 0, 9, 4, 9, 4 — ist, und nadisch zu rechnen weiß, der berechnet ohne alle nöthige Reduction sogleich die \square und Cubik-Räume in lauter Zwölftheilen der Einheit.

Wollte doch Hr. K. brauchbare Tabellen nach seinen Formeln berechnen: so brauchte er zu den *zollweise* in Duodecimal-Zollen wachsenden Durchmessern nur die Peripherieen und Flächenräume der Basis der Cylinder, der \square Balken und der rindkantigen Balken, und so auch umgekehrt zu den *zollweise* wachsenden Peripherieen die Durchmesser und diesel-

ben Flächenräume zu berechnen, die *ganzen* Logarithmen diesen Zahlen beyzufügen oder nur eine leichte Tabelle der Logarithmen der natürlichen Zahlen (nach Dutzenden und Zehnern abgesondert) entwerfen und anweisen, wie man zum Logarithmus der beständigen GröÙe von $\frac{\pi}{4}$ in $\frac{D^2 \pi L}{4}$ oder

von $\frac{1}{4\pi}$ in $\frac{P^2 L}{4\pi}$, erstere bey gegebenen veränderlichen Durchmessern und die 2te bey gemessenen veränderlichen Peripherieen die Logarithmen der übrigen 3 Factoren der Formel zu addiren brauche, um z. B. den Logarithmus des K. R. der Walze zu finden. Den Längen-Maßen in Theilen des alten par. Fußes, eben so bey den Flächen- und Körper-Maßen waren die *ganzen* Logarithmen dieser Verhältniß-Zahlen dazu zu setzen. Genug Hr. K. wird uns verstehen. Dadurch bleibt alles bey der mathematischen Strenge und Einfachheit in Auflösung und Behandlung der Aufgaben, zu welcher alle Geschäftsleute sich zu bequemen haben, weil sie immer bey gehöriger Einsicht die leichteste bleibt und keiner fingirten Universal-Masse bedarf.

Hr. K. zeigt übrigens mit vielem FleiÙ die große Anwendbarkeit der mathematischen Formeln in Fällen des Geschäfts-Lebens, und seine vielen praktischen Kenntnisse bewähret er dabey, in Fällen des Geschäfts-Lebens, und alle auf dem Titel benannten Geschäftsleute können daraus abnehmen, wie nöthig Jedem richtige Kenntnisse der Elemente der Mathematik sind, und wie sehr sie nützen. Druck und Papier sind sehr gut.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Lehrbuch der Mechanik fester Körper*. Verfaßt von Maurus Magold, königl. bayr. geistl. Rath und Professor der Mathematik zu Landshut. 1 Band, welcher die reine Mechanik enthält. M. 4 K. und 2 Tabellen. 1809. 562 S. 3. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Nachdem Hr. M. die reine Mathematik bereits in 3 Bänden seines vortrefflichen Lehrbuches abgehandelt hatte, beginnt er nun die Anwendung von dem dort Vorgetragenen in diesem Lehrbuch der *Mechanik fester Körper*, das nach seiner Eintheilung in 2 Theile zerfällt, von welchen der erste die Lehren der Statik und Dynamik in 7 Hauptstücken enthält. Von diesen betrachtet das erste das Gleichgewicht der Kräfte am mathematischen Hebel, und das andere die Grundlehren der Bewegung selbst, wobey die gewöhnlichen Differential-Grundformeln entwickelt und bewiesen werden. Davon geht der Vf. auf die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte über, nachdem sie in einer oder verschiedenen Ebenen liegen, oder an biegsamen Fäden angebracht sind, der sonst an einer Axe wirken, und stellt in dem 7ten Hauptstück Betrachtungen über die Schwere an, wobey die Lehre vom Schwerpunkt in passenden Anwendungen, und der Druck schwerer Körper auf wagerechtem Boden und ihr Verhalten bey dem frey-

en Fall und auf der schiefen Ebene aufs Gründlichste behandelt wird. Das 5te Hauptstück ist der Axen-Bewegung gewidmet, wobey die Momente der Trägheit, Schwung-Bewegung des Pendels, und überhaupt die Central-Bewegung vortrefflich bearbeitet sind. Die übrigen 2 Hauptstücke handeln vom Stosse der festen Körper, und von elastischen Linien. Hr. M. hat übrigens bey seinem Vortrag die Schriften von Euler, Eytelwein, Ide, Kästner, Karsten, Kraft, Langsdorf, und Prony aufs Zweckmäßigste benutzt, und sich durch die Herausgabe dieses Lehrbuchs ein bleibendes Verdienst erworben. Wir wünschen, daß der 2te Theil, welcher die praktische Mechanik behandeln soll, bald diesem ersten nachfolge.

M. F. T.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie mit besondern Anwendungen auf die Berechnung der Maße und GefäÙe, auf die Viskunst, Baukunst, Fortification, Forstwissenschaft, und andere Gegenstände des gemeinen Lebens*, von Tobias Mayer, Hofrath und Professor zu Göttingen. M. 7 K. 1809. 707 S. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Diese praktische Stereometrie macht den 5ten Theil der vortrefflichen praktischen Geometrie des Vfs. aus. Voraus schickt er in diesem Theil die für die Stereometrie nothwendigen Integral Formeln, von welchen einige auf eine ihm eigene und kurze Art construirt sind. Sodann geht er in dem ersten Capitel auf die Lehre von dem Maße körperlicher Räume, von Abmaßen der GefäÙe und ihrer Inhaltbestimmung durch Viskunst über, neben anderen Zusammenstellungen, die hier Anwendung finden. Das 2te Capitel behandelt die Inhaltsberechnung prismatischer Körper, wobey neben dem gewöhnlichen insbesondere die Abschnitte solcher Körper, und die Quadraturen krummer Flächen durch transcendente Integrale vorkommen. In dem 3ten Cap., über die Seitenflächen prismatischer Körper, zeigt der Vf. ganz eigene Ansichten und Vortheile über die Rectification der Curven, in Anwendung auf die Berechnung der Seitenfläche cylindroidischer Körper, welchen sodann in dem 4ten und 5ten Capitel die Berechnung der pyramidalen Körper und ihrer Seitenflächen folgt; wobey auch der schiefe Kegel nach eigenen Ansichten behandelt wird. Eben so gründlich bearbeitet er in dem 6ten und 7ten Capitel die Integralformeln für die Inhalts-Berechnung solcher Körper, die durch die Umdrehung einer Curvebene erzeugt werden: so wie der kuppel- und spindelartige Körper, welchen noch die Berechnung der Oberfläche solcher Sphäroiden und Conoiden beygefügt ist. Das 8te Cap. ist ganz der Berechnung der Gewölbe, und das 9te den FäÙern gewidmet, wozu Hr. Prof. Späth in seiner Viskunst (Nürnberg bey Stein 1810) einen neuen Beytrag durch die Berechnung der ovalen und Ey-FäÙer und ihrer Abarten geliefert hat. Das 10te und letzte Capitel begreift Anwendungen der Stereometrie auf die Civil-, Schiffs-, und Kriegs-Baukunst, ne-

ben anderen auf das Forstwesen, die Mechanik u. dgl. Die Reichhaltigkeit dieses Theils an Materie sowohl, als an eigenen neuen Ansichten der behandelten Gegenstände erlaubt hier keinen Auszug: Rec. bemerkt nur noch, daß der Vf. durch die Herausgabe desselben die ihm gebührende Hochachtung bey denen noch mehr begründet hat, welche den Umfang der Analyse kennen, und solche zu schätzen wissen.

M. F. T.

DRESDEN, b. Arnold: *Das Kopfrechnen, auf physikalische, militärische, mercantilsche und ökonomische Gegenstände angewandt.* Von G. A. Fischer, Mathematiker im königl. sächf. Pagen-Institut. 1808. VIII und 207 S. 8. (18 Gr.)

Das Kopfrechnen hat einen theoretischen und praktischen Werth; denn es übt den Verstand, und führt schnell zu den gesuchten Resultaten. Der Plan des Vfs., ein Handbuch darüber zu entwerfen, verdient daher Beyfall; die Ausführung des Plans ist ihm zum Theil gelungen. Sein Buch zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste enthält Rechnungsvortheile der vier Species, der Reduction benannter Zahlen, und der Regel de Tri. Hier fanden wir aber nicht selten Vorschriften als *Rechnungsvortheile* aufgestellt, die nichts anderes, als die gewöhnlichen arithmetischen Auflösungen sind. Zum Belege heben wir folgende zwey Beyspiele aus. In §. 7, No. 9 heist es: „Sind Brüche mit gleichem Nenner zu addiren: so addire man

die Zähler, und setze den gemeinschaftlichen Nenner als Nenner darunter, wo es sich denn ergeben wird, ob die Summe ebenfalls ein achter Bruch verbleibt, oder ob durch die Division noch Ganze herauszuziehen sind.“ Ferner No. 13: „Sind endlich Brüche mit verschiedenen Nennern zu addiren, wovon der eine nicht in dem anderen aufgeht, z. B. $\frac{3}{4} + \frac{2}{5}$: so multiplicire man den Nenner jedes Bruchs mit dem Zähler des anderen ($3 \times 5 = 15$ und $2 \times 4 = 8$), addire die Producte ($15 + 8 = 23$) und setze das Product der Nenner ($4 \times 5 = 20$) als Nenner darunter.“ Von der nämlichen Art sind noch mehrere der folgenden Nummern. Indessen enthalten die übrigen meist recht vortheilhafte Regeln. Überhaupt ist es klar, daß die Fertigkeit im Kopfrechnen mehr von der individuellen Anlage des Geistes, als von einer Menge aufzustellender Vorschriften abhängt. Der gute Kopf bildet sich mit den nöthigen Vorkenntnissen, und durch Übung selbst zum Kopfrechner, da ein beschränktes Talent es hierin nie zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit bringt. Die 584 angehängten Rechnungsaufgaben sind gut gewählt, und enthalten zum Theil recht nützliche Dinge. Es gehört aber ein Lehrer dazu, der sie seinen Schülern zu erklären weiß, und zugleich das Talent besitzt, sie nach einer sokratischen Methode auf die Auflösungen hinzulenken. Die Resultate dieser Exempel, nebst einigen Reductionstabellen, machen den Beschluss.

Δ.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. Halle, b. Gebauer: *Ein mal Eins zur schnelleren Übersicht für Lehrer und Lernende.* Sowohl beym Dividiren, als Multipliciren mit Nutzen zu gebrauchen. (1 Gr.)

I									
<hr/>									
2	2								
3	6	3							
<hr/>									
4	8	3	4						
5	10	3	4	5					
<hr/>									
bis zu									
25	75	4	0	0	0	0	0	0	0

2) Man multiplicire die vorn stehende größter gedruckte Zahl (den thätigen Factor also doch) mit der neben derselben oberhalb stehenden kleineren (dem leidenden Factor): so ist die unter dieser stehende Zahl die gefundene, z. B. 3 mal 2 ist 20, $5 \times 3 = 15$, $5 \times 4 = 20$, $5 \times 5 = 25$ u. s. w. (Wie u. s. w. ? wie sieht der Anfänger sogleich hier, wie viel z. B. 5×3 ist? da hinter der großen 5 nicht das Factum aus ihr und der 3 steht. Wie und wo kann der Anfänger im Rechnen aus dieser Form ferner sogleich ersehen, wie viel z. B. 3×8 oder 7×12 ist? Die alte pythagorische Quadratform oder die neue bußische (geschobene) Rhombusform für die Facten aus zwey gleich thätigen und leidenden Factoren (oder für das Ein mal Eins) bleibt für Anfänger immer die beste sogleich in die Augen leuchtendste.)

3) Man dividire mit der voranstehenden großen Zahl in die neben derselben unterhalb stehende kleinere: so ist die über dieser stehende Zahl die gefundene. Nämlich 5 in 10 habe ich 2 mal, 5 in 15 — 3 mal, 5 in 20 — 4 mal, 5 in 25 — 5 mal, und so bey allen übrigen.“ Sol allein es wird der Anfänger fragen: 5 in 40 wie viel mal denn? (ängstlich steht ja nicht da; desgleichen 7 in 84 wie viel? Ein Rechner muß die einzelnen Facten je zweyer einzeifigen Zahlen im Gedächtnis stets bereit haben, und dazu leitet ihn die alte Form ungemein gut an, so wie die besseren neuen Lehrmethoden. Rec. kann die obige aus Erfahrung nicht empfehlen.

Ω

Tübingen, b. Heerbrandt: *Praktische Feldmesskunst für Landmesser oder für diejenigen, welche sich in der Feldmesskunst selbst unterrichten wollen.* Neu umgearbeitet von J. G. Böbel, Präceptor am Gymnasium zu Stuttgart. 4te Auflage. M. V. K. 278 S. 8. (16 Gr.)

Diese Auflage hat vor der dritten den Vorzug, daß in derselben die Decimalbrüche vollständiger abgehandelt, und außerdem die neuen königl. württemberger Masse mit den alten bisher bestandenen verglichen sind; so wie überhaupt der Anfänger in der Geometrie, in sofern er bereits mit den Anfangsgründen der Algebra bekannt ist, in dieser Feldmesskunst sehr viel Nützliches und Brauchbares für sich findet wird.

M. F. T.

FORTSETZUNGEN.

Ulm, in der Stettinischen Buchhandl.: *Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch von der Schöpfung der Welt bis zum Schluß des 18 Jahrh.* Enthaltend das Leben, den Charakter und die Verdienste der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände. Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet. Ein Handbuch für Kenner u. Liebhaber

der Geschichte, besonders für Studierende Jünglinge. Von Johann Bauw, Pred. in Göttingen u. Alpeck bey Ulm. 5ter Bd. 1810. XV u. 992 S. 8. (2 Thlr.) Auch dieser letzte Band ist in Ausführung des Plans und der Ausführung ganz den vorigen Bänden gleich. S. Recens. der beiden ersten Bände 1804 No. 24 und No. 78.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1810.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

1) STADE, auf Kosten des Vfs.: *Pokeach Iurim. Beleuchtung einiger mystischer Allegorien und Hieroglyphen, in nächster Beziehung auf den Orden der asiatischen Brüder.* In Briefen an einen Freund in Amerika. Von Joh. Casp. Velthusen, Doctor der biblischen Theologie u. s. w. 1804. 319 S. 8.

2) LEIPZIG, b. Crusius: *Historisch-kritische Nachforschungen über schottische Maurerey*, von D. J. C. Velthusen. 1805. XXX u. 347 S. 8.

Auch mit dem weitläufigeren, jedoch nicht passenden Titel: *H. k. N. über Ursprung und Fortschritte, auch allmähliche Ausartung der sogenannten Schott. Maurerey in Schwärmerey und Mystik, Puritanismus, Rosenkreuzerey, Idealismus* (?) u. s. f. Zweyter Band zum *Pokeach Iurim*.

Auch mit dem, auf das vorhergehende und nachfolgende Buch sich beziehenden, allgemeinen Titel: *Maurerey und Christenthum gegeneinander über gestellt.* In drey Bänden. (3 Rthlr.)

3) LEIPZIG, b. Crusius: *Befestigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und ächt-biblisches Christenthum.* Von J. C. Velthusen u. s. w. Eine Zugabe zum *Pokeach Iurim*. 1805. XVIII und 382 S. 8.

4) Ebendasselbst: *Historische Winke über ächte und unächte Freymaurerey*, von D. J. C. Velthusen. 1804. 31 S. 8.

Wir werden unserer Pflicht genügen, wenn wir (so weit es bey diesen Büchern und an diesem Orte möglich ist) mit den eigenen Worten des würdigen Vfs. anzeigen, was er geliefert habe, sodann die Manier charakterisiren, in welcher er es geliefert hat, und endlich ein allgemeines Urtheil beyfügen. Wir bleiben zunächst bey No. 1 und 2 stehen.

Die Veranlassung, diese Bücher zu schreiben, war dreyfach. 1) Der Vf. las im hamburger Correspond. 1803. No. 66, Beylage, unter den Vorstehernamen der asiatischen BB. *Pokeach ibrim* statt *ibrim* oder *Iurim*, welches ihn erschütterte; noch mehr aber, daß Thurnim Behmaloth mit einem *rn* und *hm* buchstabirt war (Einleit. S. 43 f.), wozu noch die Lectüre der Bücher: die Brüder St. Joh. des Evang. aus Asien, und des Signaturns kam. 2) Der Mißbrauch des Ordens durch Bohemann. 3) Ein Brief des Hn. Pa. S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

stors Carl Aug. Gottlieb Storch in Nordcarolina (S. 63), worin er von sich und der Mission in diesem Lande Nachricht giebt. — Die Tendenz und Absicht der Schrift aber ist, nicht, „irgend eine lebendige Seele namentlich in Verdacht zu bringen“ (S. 21), sondern zunächst „auf der Synode, welche er leitet, die Evidenzen von Originalität, Authentie und wirklicher lebendiger Geschichte seinen jüngeren Brüdern begreiflich zu machen“ (S. 27), und eigentlich: „die ersten Quellen einer Anfangs reinen Mystik sorgfältig aufzusuchen, die Bilder auf diesem Wege sich von selbst darbietender unschuldigen Empfindeleyen und Träume mit unbefangener Redlichkeit aufzufassen“ (S. 28), ja, noch näher: den unsichtbaren Geist, den er in oben genannten Büchern wahrgenommen, zu entlarven, gegen ihn die sorgfältigste Aufmerksamkeit der Obrigkeiten aufzufodern, und dessen babylonische Sprachenmengerey in ihrer Verächtlichkeit dem Publicum darzustellen.“ (S. 62, 63. Vrgl. S. 35 und No. 2. S. 71 und 107 Anm.) — Übrigens heißt *Pokeach Iurim* (beybehalten aus der asiatischen Titulatur s. No. 2. S. 71) etwa: Augenöffner der Blinden.

Folgendes ist ein Versuch, den Inhalt von No. 1 anzudeuten. Nach der schon epitomirten Vorrede und Einleitung folgen die Briefe an den Freund in Amerika. Der erste enthält einige Gedanken über die ursprünglichen Schriftzüge (S. 76 f.), Hieroglyphen, Amulette, wo der Vf. in Agypten den „Vereinigungspunct dieser Phantasieen“, in Indien aber ihren Einfluß am merklichsten findet, und vermuthet, daß wohl bisweilen ein phönicischer Indienfahrer auf die Antillen gerathen sey (S. 91 überhaupt: Vor-columbische Spuren eines Zusammenhangs der alten und neuen Welt) — Namen — Cabbala — „Abraham ist mit Umlegung der Buchstaben H und M nichts, als Abraxas, astrologisch zum Sonnenidol umgeformt, und die Zahl des Sonnenjahrs 365 in sich schließend“ (S. 101). — Einfluß ächt-jüdischer Begriffe auf Persien, Chaldäa, Agypten, Arabien, Indien. — Auszüge aus dem Signaturn „zur Sichtbarmachung des Unterschieds zwischen biblischer Historie und allegorischem Mythos, und um Heuchlern der gottlosesten Art die Larve vom Angesicht abzustreifen“ (S. 107), verglichen mit dem Urkundenbuche der asiatischen BB., Robison, und Knigges „der ächte Illuminat.“

Der zweyte Brief: Herzensergießungen. — Über die Schwärmer in den nordamerikanischen Wäldern u. d. gl. „Die degenerirten Söhne Johannis, die im Harnisch der Ritter des rothen Kreuzes auftreten, un-
Bb

fer Evangelium in Volksagen und Fabeln verwandeln, alle Bande der Einsicht und bürgerlichen Ordnung auflösen wollen, welches diese Banditenrotte, deren Lehrer wenigstens Arfaciden waren, heiligen Krieg nennt." — „Die weissen, und vorzüglich die rothen Drusen sind einerley mit den Arfaciden, besonders in Beziehung auf die unächte Freymaurerey, die sich der Blutrache gegen Molays Mörder rühmt" (S. 155), nach einer Stelle im berl. FM. Almanach (!) und *Vertot Hist. des Chev. Hospitaliers!* In einer Nachschrift hofft der Vf. seinen Leser in den Stand gesetzt zu haben, „ruhig mit ihm dem grossen Werk der Einheit für ganz Europa (d. i. der Arbeit der Asiaten) nachzuspüren, woran, vorgeblich in der Melchisedecksloge der königl. Priester vom rothen Kreuze aus Palästina, viele Juden, Türken, Perser, Armenier, Kopten u. s. w. in Europa, namentlich in Italien, Holland, Portugal, arbeiten." (!) — Es folgen: Maureische Phantasieen und Träume eines Pilgers auf seinem Durchzuge durchs Land Bochim (S. 169 f.). Gedichte, nach Psalmen, dem Hiob, den Propheten, *Schröckh's* Kirchengeschichte u. s. w. in deutscher, französischer und englischer Sprache, deren Beziehung auf *Maurerey* selten abzusehen ist; dazwischen eine Stelle aus *Vertot Tom. I. S. 239 ff.* von dem *Ordre des Cheval. Teutoniques de la maison de S. Marie de Jerusalem*, zur Vergleichung des Geistes der ächten und unächten Johannisbrüder, und einem Aufsatz, unter dem Titel: Die süsse Pilgerkost von Mecca in dem Munde frömmelnder Drusen, und der Kapperbusch (S. 230 — 242), welcher Rec. fast ganz unverständlich ist.

Dritter Brief: Über den Titel des Hohenpriesters *Chacham* im asiatischen Synedion — Oberhexenmeister in dieser Drusensecte. *Chacham Hackolel* kann Zweyerley bedeuten: 1) „אלהי ישראל“, die Sophia ist der *Logos* του Θεου. 2) „הקדוש הקדוש“, der Magus — der Logos — Gott selbst! *Kai Theos hu o logos!* d. i. der oberste Magus dieses kabbalistisch theosophischen Ordens ist der Logos selbst, ist Gott selbst! (S. 235 f.) — Vergleichung mit dem Grabesritter (NB. einer ganz modernen Erfindung), f. höchsten Grade u. s. w. S. 115. — Blasphemisches E in *HiEram*, ebendaf. S. 133. — Vom Syllabiren der Namen, dem verlorenen Worte; verglichen mit einer Geschichte in *Wreker's* zu Canterbury Spottgedicht: *Speculum Stultorum* oder *Brundellus Nigelli* (S. 276 f.), und dem *Kavlakav* des alexandrinischen *Basilides*. — *Bassomet*, „dessen Name tönte wenigstens bey jedem Feldgeschrey nicht allein, sondern auch bey jedem Leichenklagegefangen, wie uns *Höf* meldet: Nachr. von Marokos und Fes, vergl. *Höbel*. S. 224. Das äolische Digamma ff für h ist auch in der englischen Zunge des schott. Ritters, z. B. *cough, laugh — coff, lühff*, wie Hr. Hofr. *Tychsen* in Rostock bestätigt, und wie Hr. von *Murr* bezeugt, kurz — *Bassomet*, bedeutet den *Mahomet*.“ — Auszüge aus dem *Katechismus* der Br. St. Joh., nebst Betrachtungen über die Verwandlung der Geschichte Jesu in Allegorie, Hieroglyphe und Bild „eines elend herausbuchstabirten Mythos“ in dem (modernen) *Non plus ultra* S. 160, worüber er

mit *Barruel* ausruft: *O mon cher ami, mon cher ami! Que vous avez bien raison. Ah, que vous avez bien raison! Où étois-je, mon Dieu! Où étois-je?* (S. 296).

No. 2. In der *Vorrede* erklärt der Vf. zuerst schott. Maurerey, als die Baukunst irländischer Altschotten aus der asiatischen Johannischule, führt eine (für Geschichte der Maurerey allerdings brauchbare) Stelle aus *Beda Ecclesiast. histor. gentis Anglor. IV, 3 an*, etymologisiert nach seiner Art über die Säulennamen J und B und dergl., und schliesst: „es scheint fast, als wenn das Rosenkreuz und die flammende Himmels-Linie, den Commentar des Hieronymus über Joel IV und Micha VI dabey zum Grunde gelegt, für Schlüssel gelten könnte zum uralten Jacobinismus und noch älteren Illuminatismus sowohl als zur blutdürstenden und Pantheismus predigenden Rosenkreuzerey“ (!) — Sodann führt er im Buche selbst die genannten Stellen aus *Hieronymus Commentar*, (schwimmend in dem feinen,) als Probeexempel allegoristischer Buchstabenpielereyen an. Es folgt die Katechisation eines Meisters mit einem jungen Ritter. Z. E. I" er wird aufrichten. B „mit Macht" seine Kirche. Drey lebendige Säulen: Jacobus Justus, Petrus, Johannes, oder: Weisheit, fester Sinn und Anmuth; dann noch eine vierte: *Jaque de l'épée*, Anspielung auf den Bruder des Johannes Act. 12, 2, eigentlich aber *Jacobus a lapidibus*. — Anmerkungen — S. 67 der fortgesetzte Briefwechsel „Alle jene proteusmäßige Figuren (wer hat sie dazugemacht?), die sich am kosmopolitischen Himmel in unseren Tagen gezeigt haben, mögen bloß neu aufgestaffte Domino-Roben gewesen seyn.“ — „Manche quasi-maurerische jung-schottische Phantasieen haben eine realhistorische Basis.“ — Es folgt: Darlegung historischer Auszüge, S. 87 aus *Anderson*, S. 92 aus *Bischoffs Lettres fam.* (die Aufnahme Friedrichs II), S. 109 aus dem maurer. Taschenb. Berlin 1803 und *Les franc-Mag. écrites*. — Über die Taufcerimonien der Baptisten und Tunker in Nordcarolina u. s. w. In den fortgesetzten historischen Auszügen von S. 142 an, unter andern: Zusammenfluss v. Bauleuten unter Constantinus Copronymus in Constantinopel (S. 154). — Kleinasiens hat auch den irländischen Altschotten ihre ersten Baumeister gegeben (S. 156). — Stelle aus der Nationalzeitung der Deutschen über die ersten FrMr. in England Sec. 7, wovon der Vf. aber sogleich wieder in asiatische Träumereien verschlagen wird, und durch allerley Witzspiele unter andern entdeckt „die nähere Verwandtschaft der schott. Banstube (Andreassloge) und ihrer Priesterritter mit den BB. Joh. d. Ev., im Gegensatz gegen die *Maisonnée* des grossen Oberbaudirectors in Italien! (S. 173). V. Ob Oliver Cromwell Stifter des FM. O. sey? Historisch gewiss sey nur, dass sich um 1630 aus einer Rosenkreuzerloctät die FMy. gebildet (nach v. *Murr*, aber falsch), und dass Cromwell unter den Puritanersecten von Anabaptisten, *Fifth monarchy-men* und *Levellers* vorand. VI. Banim Kinder und Banim Bauleute — Profelyten

tause — Jacobus Justus — spanische Jacobsritter 1170 — wie sich *unerklärbar* die chaldäische Zunge durch das ganze Hieroglyphenspiel hindurch ziehe, u. f. w. VII. Fortpflanzung des Tempelherrn-Geistes durch den Jacobs-Ritter-Orden, nach welchem sich späterhin andere *Milites Christi* gebildet haben. — Spiel mit der Zahl 45 u. dgl. nach Art *Bonneville's* — Verbindung der *Bonshommes* mit der schott. Maurerey. — Jacobiner in Rouen um das J. 1745 Protektoren der Fr. Mr. VIII. Über die *Acacia*. Der Schotendorn war eins der bedeutendsten Unsterblichkeitsbilder der Ägyptier (S. 246). *Cassia* ist eine durch ein Wortspiel entstandene *Idea secundaria* (*Acacia* — *A Cassia*) und die Erfindung eines schott. Klostermaurers. Die Antwort des Meisters (wo?): Ich heiße *Cassia*, bedeutet: Unsterblichkeit ist mein Name. 1750 hat eine Karavane 2 Monate lang von dem aus der *Acacia* schwitzenden Gummi gelebt. Durch die Redensart des *Gassicourt*: Die *Acacia* sey der heilige Baum, der nur von Abrahams Blut getränkt blühe, kommt der Vf. dem Ursprunge der moralisch-mythischen Rosenkruzerey auf die Spur! (S. 252) Thau heist nämlich im Arabischen; rauchendes Blut. — Vom Lebens-thau in verschiedenen Stellen des A. T. und bey *Eisennenger*. — *Joseph Balsamo* (Cagliostro) hat sich vielleicht durch J (achim) B (oas) als Bereiter verjüngender Lebensbalsams so genannt u. f. w. IX. Allerhand pythagorische, magische und kabbalistische Spielereyen mit Zahlen und Buchstaben, nach *Bonneville's* schott. Mry. S. 268 f.) — Politische Buchstabierkunst — *Royal Arch* (S. 284) — bloß über verschiedene Pronuntiation der Namen der Oberen. X. Über die Namen der asiatischen Vorsteher (S. 289). Jacob ist in dieser mythischen Composition der Hauptbegriff, Hiob aber das Musterbild feindlich behandelter Unschuld *Jakob zadik* das unschuldig gedrückte Volk Jakobs; sie sollen ein und dasselbe Subject bezeichnen, nämlich die leidende Unschuld (S. 306). — Von der jüdischen Nation ist alle ächte Volksaufklärung in der heidnischen Welt ausgegangen (S. 313) XI. Letzter Brief: Auszug aus *Mounier de l'Influence etc.* und *Les Religion*. Etwas über den Wilhelmsbader Convent, Illuminaten, Jakobiner u. f. w. Zuletzt einige Gedichte.

Damit der Leser nun beurtheilen könne, in welcher Manier Hr. V. diese Materien bearbeitet habe, auch damit er zu einiger Nachsicht über die etwanige Dunkelheit oder Unvollständigkeit obiger Inhaltsangabe bewogen und eingeladen werde, schreiben wir mit aller Genußigkeit eine Stelle ab, wie wir sie eben aufschlagen, und bitten, sie mit Aufmerksamkeit zu lesen (sie steht No. 2. S. 36 f.): „Der leuchtende Grossmeister, wie er im Signatstern erscheint, Th. 3. S. 3, wo auch leuchtende (entscheidende) Stimmen zu schauen sind, leuchtende Wahlen u. d. gl. m. S. 31, denn — „die Sonne (heißt es) und der Mond werden zwar [im wahren Illuminatenorden der schwarzen Brüder] vorgestellt [d. i. theatralisch repräsentirt], weil diese Ordensmänner [d. i. Jacobiner] als Liebhaber des Lichts jener Sinnbild-

der des Lichts [$\frac{1}{2}$], f. die Brüder St. Joh. S. 338. 278; vrgl. *Pokeach* S. 80 — 82] nicht entbehren können; jedoch da *Adoniram's Begräbnis* [des *adon-Ofiris* ☉ Abkürzung der Tage im Herbst] in einer Nacht im Neumonds geschehen ist: so erscheint bey ihnen diese himmlische Fackel VERDUNKELT, und der STEKN verschwand! — d. i. der C ward ein ☉. S. *Pokeach*. S. 226. Darum heist er auch *Isch al Schtrak*, oder die Fackel der Nacht, f. die Brüder St. Joh. S. 237. שרש, *schrk*, arab. von der aufgehenden Sonne, mit stärkerem männlichem Hauch, daher die *Scharhijuna* (*Saracenen*) benannt; Männer herübergeschwärmt vom fixen Orient; und diese waren dazumal in Spanien die Weisen, oder MAGI vom Morgenlande; milder aber, und sanfter gebauet, Chald. שרש *schrg*, die Fackel, die Leuchte, weil in Spanien zur selben Zeit nebst den Saracenen, auch die Brüder von der galiläischen oder syro-phönizischen Zunge im ganzen Lande, von Carthago und Cadix bis Bilbao, den aufgeklärten Theil der Ansiedler ausmachten; al ist der arab. Artikel, wo hingegen, *Isch*, in *regimine isch*, hebr. Feuer, Schein, d. i. Schein der Nachtleuchte. Aber *al* auf der chald. und hebr. Zunge, und *wa*, ISCH [wie in *isch zadik*, die Brüder S. 11, wofür S. 12 der allerdings in einer solchen Compagnie höchst suspecte *Jacob zadik* steht,] „der Mann bey der Fackel!“ — Sollte irgend einmal ein politischer Schwindelgeist die Heldencompagnie der Lilienschwertkruzer [f. *Histoire des Ordres militaires*. Amst. 1721. Tom. 2. p. 432. *épée fleurdelisée*, vrgl. bey p. 396 den Kupferstich, im engl. *flower* — DE — LUCE, halb-ital.] ergreifen“ u. f. w. — Rec. setzt nichts hinzu, als daß diese Stelle nicht etwa aus einem Zusammenhange gerissen ist, sondern einen Abschnitt anfangt.

Charakteristisch ist ferner das Deuten und Etymologifiren des Vfs., von dem wir, als dem Geiste dieser Schriften, Proben geben müssen. No. 1. S. 32. „*Thurnim Behmaloth*.“ entweder ich befragemein Ohr, so tönt *turanin*, oder nach der hebr. Grammatik, als Lösungswort geräuscher Ritter schneller ausgesprochen: *Tar'nim*: *rupavoi*, Fürsten und ihre Minister u. f. w.; oder ich ließ mein Auge sprechen, merkte auf das h, und schrieb mir, wie es die Rabbiner gewohnt sind, die bloßen Consonanten, so sah ich *ther'nim* u. f. w. S. 33. Giblinger oder Gibelbewohner. S. 92. Cuba (die Insel), von der ältesten Venus, der noch jetzt in Mecca mit Osculation verehrten *Caba* die frühere Aussprache u. f. w. S. 311. Gibelin oder Gobelin bey *Dschiebel* oder *Dschebail* am Libanon, als *Byblir* bey Alexandrien, weil G und Gu mit W und B statt bh verwechselt werden. Gëblim, Giblos, *dschibail*, *dschiebel*, auch *ghibel*, *Biblos*, *Wiblos*, *Byblos*; so wie *ibhrim* und *ibrim* aus *tyrim* oder *tyrim*; besonders aber aus Giebel, Gipfel, Wipfel, Wimpel u. f. w. No. 2. S. 5. *Hiram* aus *הירם* oder *הירום* statt *הירם* oder *הירום* per anagramma, wie Born und Brunn. Der unter dem Todesbann liegende Staubessohn (*Adam*) wird ein *חַי* *chai*! *räm*! Er lebt! er richtet sich

(im Sarge, im Grabe) auf! S. 32 *ör* (hebr. Licht) *ör*! *ore*, *ore*, *aurum*, *aurora*. S. 203. *Salamanca*. *סלמאנא* (chald. und peruvianisch *Taka*, griech. *αταξ*) nach einem phöniciſch-griechiſchen Kaufmannsdialekt: *ſſalum* — *ANKA*: Königsruhe, ein Salem für den rechten König (Melchizedek!), für den ächten Jakob; eine Salernſtadt dem wirklich Guten Manne, dem *Iſch zadik*, der auch *Jacob zadik* heißt, ein Aſylien wahrhaftig guten Menſchen, aus *Jacques Bons-hommes*, zuſammengeſchmolzen aus Juden und Chriſten, aus Katharen und Cazaren, aus Webergelſellen in Lyon und berufloſen Paſſagiers (*Passagiens*, *Tisserans*) u. ſ. w. S. 271 wird der bekannte *Samuel Prichard* erklärt: Ich leſe S. P. Ri Chard und löſe die Buchſtaben S. P. R. C. ſo auf: *Societas Philosophorum Roseae Crucis*, i. e. a *Rose Cocto*. Endlich S. 321: *Eiſen* und *ferrum* ſind aus einer gemeinſchaftlichen Wurzel entſproſſen. Dieſs geht ſo zu: „Urfprünglich hieß Eiſen hebr. *Baſſel*; daraus bildete die Zunge des Chaldaers und Syrs: *Phaſſel*; hieraus ward *fer*, lat. *Ferrum*; ital. und portug. *Ferro*, woraus die Spanier *Hierro* (H aus F wie in *Baſſomet*) und daraus wieder die dänische und ſchwediſche Zunge *jern* bildeten; hieraus engl. *iron*, wovon die Ausſprache einſt unſer deutſches *eiſern* im Adjectiv, und Eiſen im Subſtantiv, ſo wie das holländ. *ijzer* zum Theil erzeugt hat.“ Q. E. D.

Ja ſogar an Druck- und Schreib-Fehler in den Büchern, welche er vor ſich hatte, verwendet der Vf. einen ähnlichen Fleiß. Z. B. No. 1. S. 37, wo in dem incorrecten Buche bald *Bemachloth*, bald *Bemahloth*, bald *Bemaloth* gedruckt war. S. 103, wo im Signatſtern gedruckt iſt *Hagai*, ſetzt er hinzu: ohne Zweifel aus *oi hayoi* und dem Propheten *Haggai* amalgamirt. No. 2. S. 246. „Gedruckt ſteht (nämlich im berl. Taschenb. 1803: der den *Maurern* heilige Baum. Wenn ich gleich glaube, daß dieſs ein Schreibfehler iſt, und es *Maurern* heißen ſoll (was denn ſonſt?): ſo wäre doch auch jenes gar nicht unmöglich, und würde ſogar das wirklich Jeſai 27, 6 ſich findende Bild“ u. ſ. w. S. 272. Im Buche: die Br. St. Joh. ſteht einmal *Pokedach Ibrim*. Gewiß abſichtlich! (ſetzt Hr. V. hinzu) nicht *Ibhrim*, ſolglich iſt *עבריים* und iſt zu verſtehen: Gefängnißöffner der Hebräer. — Der Vf. hat nicht daran gedacht, daß alle die Schriften, die er vor ſich hatte, eben nicht von Kennern der hebräiſchen Sprache verfaßt, abgeſchrieben und in Druck gegeben worden ſind.

Es wird nun Zeit, den BB. FrMrrn., welche dieſe Blätter leſen, in deutlichen Worten anzuzeigen, was ſie für die Geſchichte ihrer Kunſt für Aufſchlüſſe in dieſen Werken zu ſuchen haben. Zwey Worte ſind hinreichend, ſie aufs Vollkommenſte davon zu unterrichten. Erſtens: der gelehrte Vf. iſt gar nicht

Freymaurer, und nie in einer ähnlichen Geſellſchaft aufgenommen; er hat daher zweytens die Gegenſtände ſeiner Forſchungen, ohne alle Fingerzeige des rechten Weges, bloß aus den in gedruckten Schriften offen fließenden Quellen geſchöpft, und zwar aus ſolchen Druckſchriften, welche unächte, veraltete und verfälfchte Papiere liefern. Namentlich aber aus dem *Signatſtern* (theils unächt, theils nicht maureriſch), die BB. St. Joh. des Evang. (ein ephemeres, neues Spiel, das zu keiner Zeit mit *Maurerrey* in irgend einer Verbindung geſtanden hat), das *Non plus ultra* oder die höchſten Grade der L. R. Y. (bekanntlich theils moderne Arbeit, theils unächt, z. B. der angeſtickte ſogenannte 7te Grad. Doch lobt der Vf. dieſs Buch ſehr, und behandelt es durchaus als maureriſches Document), ferner das *System der L. zu Prag*, die ſaubereren Schriften: *l'Ordre des F. M. trahi les F. M. écraſés*, *Etoile flamboyante*, *Jachin und Boaz*. die ſogenannte ſchottiſche *Maurerrey von Bonnevill* (der S. 40 „ein größerer Kenner heißt), dann der „unverdächtige“ *Robiſon*! (S. No. 1. S. 110) und *Barruel*! Nebenher das obſcure maureriſche Taschenbuch. Berlin 1803, das politiſche Journal, die Nachricht der *Fr. von der Recke* u. dgl. — Es iſt ſonach im Ganzen kein richtiger Blick, kein Abſondern des Alten und Neuen, des Fälfchen und Ächten, keine Unterſcheidung in der Geſchichte der alten Corporation befreyter Maurer, und „vergiftender“ Frey Maurer, und in der Geſchichte aller in verſchiedenen Ländern und Zeiten auf die Brüderſchaft gepfropften Societäten und Orden, zu erwarten; und im Einzelnen iſt durch Unkunde der Sache ſelbſt, durch falſche Vorausſetzungen, und durch eine von großer Gelehrſamkeit unterſtützte, wahrhaft — jugendliche Ideencombination die zu hoffende Aufklärung nicht weniger verdunkelt; wozu ſich der zweifelnde Leſer die Beleg in No. 1. S. 297. No. 2. S. 11 u. ſ. w. 28, cf. 43, 105, 173 und an hundert anderen Stellen ſuchen kann.

Für Freymaurer iſt nun wohl die Recenſion dieſer Schriften vollſtändig. Den gelehrten und wahrhaft achtungswürdigen Vf. aber würden wir bedauern, daß er nun glauben muß, er habe ſeine ſchwere Arbeit auf einen ſehr unſichern Grund gebaut, und größtentheils vergeblich angewendet, wenn wir nicht zugleich ſeinem Herzen den Troſt geben könnten, daß ſeine Befürchtungen, die ihn zu der Arbeit drängten, heut zu Tage völlig grundlos ſind, daß das, was ihm etwa Verdächtiges aufgeſtoßen iſt, gewiß nicht *Maurerrey* ſey, und daß dergleichen auch, ſo viel Rec. weiß, nirgends, als etwa in einem lichtscheuen Winkel, wo alles etwanige Gift auf der Stelle verkocht wird, getrieben werde.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Dunker und Humblot; Kleine theoretiſch-praktiſche deutſche Sprachlehre für Schulen und Gymnaſien. Von

Theodor Heinſus, Profefſor. Zweyte durchaus verbefſ. Ausgabe. 1810. XVI u. 378 S. 8. (12 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 O C T O B E R, 1810.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Beschluß der Recension

der

*Velthufenschen Schriften über Ma-
urerrey.*

Allerdings ist die maurerische Geschichte noch nicht in allen Punkten gelehrt begründet, und begreiflicher Weise wird dieß Geschäft auch sobald nicht vollendet werden, oder nur bedeutend vorrücken. Möchte daher der Vf. (Rec. setzt diesen Wunsch an die Stelle seiner Abdicationen von FMry.) nicht nur selbst Maurer seyn, sondern an einer guten Quelle der maurerischen Geschichte stehen, und alsdann ihr seinen Fleiß widmen! Wahrscheinlich würde er dann auf ganz andere Fragen fassen, als die er in seinen Büchern untersucht hat, und No. 2. S. 338 vor schlägt. Denn auch so, wie die Bücher jetzt sind, wird der gelehrte Maurer manche Goldkörner in ihnen finden.

Endlich kann sich Rec. es nicht verlagern, dem würdigen Greise seine Hochachtung über die Gefinnungen zu bezeugen, die überall aus diesen Schriften sprechen, die warme Religiosität, die reine Menschenliebe, den edlen Wahrheitsinn, und das tiefe Gefühl. Mit zarter Schonung hat er überall, wo er anklagen zu müssen glaubte, sich an die Sache gehalten. Man kann Stellen, wie No. 1. S. 41 f., 141 f., No. 2. S. 75, 313 und viele andere, nicht ohne Achtung für ihren Vf. lesen. — Wie schön, einfach und rührend schreibt er überall dort, wo sein Herz spricht, z. B. S. 119: „Ach es ist so beruhigend, wenn man auch in der weiten Ferne Freunde hat; zumal wenn die in der Nähe mit uns Verknüpften, Einer nach dem Andern, von unserer Seite wegschwinden! Lassen Sie mich, mein leidender Bruder, dieses poehende, von Kummer zerrissene Herz in Ihren Schoos ausschütten!“ u. f. w. — So sind alle eingeschalteten Gedichte so klar, gefühlvoll, voll rein sittlicher Gefinnung und oft orientalischer Gluth, daß man kaum glaubt, einen und denselben Schriftsteller zu lesen.

No. 3 ist zwar S. 17 der Vorrede mit obigen beiden Schriften in Zusammenhang gesetzt; in der That aber kommt hier nichts Maurerisches vor, sondern Auszüge aus Klügel's natürlicher Theologie, Bode's Betrachtungen über das Weltgebäude, Cramer's theol. Vorlesungen, dem biblischen Handbuche u. s. w. Aufser
J. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

diesen ein langes Gespräch: „Über die Einheit des Weltbaues und seines großen Werkmeisters“ S. 77 ff.; ein geologischer oder geognostisch-kosmologischer Beweis vom Daseyn Gottes, S. 176 f.; letzte Zusammenstellung meiner Wahrnehmungen in Hinsicht auf Religion und Christenthum S. 248 f. Der Vf. giebt historische Betrachtungen über Alter und Authentizität der kanonischen Bücher des N. T., eine Übersicht aller Hauptwahrheiten des Christenthums u. dgl. in der den Theologen und den Lesern seiner sonstigen Schriften bekannten Art, ohne allen Einfluß der neueren Untersuchungen in Theologie und Philosophie; nirgends eine Gegeneinanderstellung von Maurerrey und Christenthum.

No. 4 ist nichts, als eine Ankündigung von No. 2 unter einem abermals veränderten Titel, nebst vorläufiger Angabe der Hauptmomente dieser Schrift. Man sieht aus dieser gedrängteren, deutlicheren Angabe um so klärer, wie wenig der Vf. die Maurerrey berührt habe. Aus S. 29 führen wir noch die merkwürdige Nachricht an (die auch in No. 2 wiederholt wird), daß Hr. Bohemann dem Vf. geschrieben habe: er lebe auf freyem Fusse, als Bürger und Kaufmann in Hamburg, sey nie Mitglied des asiatischen Ordens gewesen, und wolle die Fehler, die ihm im *Pokerach Iurim* aufgestoßen, in einer öffentlichen Gegenschrift verbessern.

Y.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DORTMUND, b. Mallinckrodt: *Der Pfarrer von Elsey*. Das Interessanteste aus dem Nachlasse Joh. Friedrich Möller's, Verfassers der bekannten Bistumschrift an den König Friedrich Wilhelm III im Jahr 1806. Erstes Bandchen. 1810. XLVIII und 258 S. Zweytes Bandchen. 1810. XIV und 362 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Auf den ersten Blick hielt Rec. diese Schrift für einen Roman; aber bald überzeugte er sich, daß sie sehr ernsthaftes und gemeinnütziges Inhalt sey, und allen Freunden einer soliden, wahrhaften Lectüre empfohlen zu werden verdiene. Man lernt hier einen Prediger kennen, der wirklich ist, wie er seyn soll, und der in Deutschland nicht viele seines Gleichen haben dürfte. Der am 6 December 1750 zu Elsey in der ehemaligen Grafschaft Mark geborene und am 2 December 1807 als Prediger daselbst verstorbene Johann Friedrich Möller gehörte, was sein äußeres Schicksal betrifft, unter die allgewöhnlichsten Menschen.

C c

Das bekannte: „Er lebte, nahm ein Weib und — starb“ paßt zwar nicht wörtlich (denn, er war nie verheyrathet), aber doch dem Sinne nach auf ihn. Der Sohn des Pfarrers von Elsey, wird er vom Vater treufleißig unterrichtet, besucht das Gymnasium in Dortmund und die Universität Halle, kehrt zu den väterlichen Laren zurück, wird seinem alten, wackeren Vater im Amte substituirt, und überlebt, als Successor, den biedern Anchises nur zwey Jahre. Was kann einfacher seyn, als solch ein Leben; was alltäglicher, als solch ein Mann! Und doch gehört der Pfarrer von Elsey zu den ausgezeichnetsten, seltensten Männern seines Vaterlandes und Standes. Durch das classische Alterthum ward schon frühzeitig sein Geist zu jener Humanität ausgebildet, die alles Grofse, Wahre und Schöne mit Innigkeit und Liebe umfaßt. Mit besonderer Liebe und Erfolg hatte er die Geschichte studirt, und in der römischen und vaterländischen war er einheimisch, wobey ihm sein vorzüglich starkes Gedächtniß trefflich zu Statten kam. Durch die Geschichte hatte er sich ein richtiges Urtheil über Welt und Menschen gebildet. Seine religiösen Vorträge strömten aus vollem Herzen, und waren den Bedürfnissen seiner Gemeinde ganz angemessen. Auch außer der Kirche zeigte sich oft sein Rednertalent. „War ihm, heifst es Th. I, S. XXXII, eine Sache wichtig; so konnte er aus dem Stegreif stundenlang sehr geordnet, hinströmend und, ohne dafs er's wufste und wollte, schön darüber sprechen. Daher wurde ihm auch das Niederschreiben seiner Gedanken sehr leicht.“ Was ihn aber besonders achtungswerth und liebenswürdig machte, war seine Herzensgüte, Gefälligkeit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Unermüdet in seinen Berufsgeschäften lebte er ganz seiner Gemeinde, und ward von dieser wieder als Vater und Freund geehrt und geliebt. Von seiner Vaterlandsiebe legte er mehr als einen sprechenden Beweis ab, und sein Enthusiasmus für das Regentenhaus, unter dessen Scepter sein Vaterland viele Jahre glücklich gewesen war, sprach sich am deutlichsten in der bekannten, auch auf dem Titel erwähnten, Bittschrift aus.

Wie der Mann, nach dieser Schilderung, war; so zeigt ihn auch der schriftliche Nachlaß, der hier seinen Freunden und dem ganzen Publicum deutscher Nation mitgetheilt wird. Er besteht aus 64 kleinen Aufsätzen, welche nicht besonders gedruckt, sondern größtentheils in dem westphälischen Anzeiger einzeln mitgetheilt wurden. Es sind, nach der Versicherung des Herausgebers, welcher sich *Arn. Mallinckrodt* unterzeichnet, nur diejenigen ausgehoben, welche bleibendes und größtentheils allgemeines Interesse haben; die vielen anderen, welche bloßes Zeitinteresse hatten, oder wegen veränderter Zeiten nicht wohl mitgetheilt werden konnten, sind zurückgeblieben. Doch liefert der Schluß des 2ten Th. ein Verzeichniß der sämtlichen schriftstellerischen Arbeiten des Vfs. Die hier mitgetheilten sind eine bunte Reihe kleiner Abhandlungen; nicht alle von gleichem Interesse, aber keine ohne allen Werth

Am liebsten hört man den Vf. über alte deutsche Geschichte und Verfassung reden, womit er, wie Wenige, vertraut war. Aber auch seine Bemerkungen und Vorschläge über den Cukus, Religionsunterricht, Schul- und Erziehungs-Wesen u. s. w. sind lesenswerth. Der Herausgeber charakterisirt Th. I. S. IX den Vf. ganz richtig: „Alle seine Aufsätze haben die Tendenz des Nützlichen; seine Sprache ist einfach, voll, kräftig, ruhig und doch warm. In seinem Vortrage herrscht eine gewisse Würde und eine ruhige Beredsamkeit; Sentimentalität und eine feine, jedoch gutmüthige Satyre geben seinen Aufsätzen ein eigenthümliches Interesse.“ Dagegen dürfte die Vergleichung, welche Hr. Conrector *Holtzhaus* in Schwelm in der übrigens gut geschriebenen Biographie zwischen unserm Verfasser und *Johannes von Müller* stellt, nicht passend seyn. Weit eher mag *Justus Möser*, dessen Schriften sein Ideal waren, und dessen patriotische Phantasieen er in einem eigenen Aufsätze empfahl, sein Geistesverwandter genannt werden.

Wir enthalten uns, eine nähere Inhaltsanzeige dieser beiden Theile zu geben, da wir die vielen Rubriken nicht abschreiben mögen, und da, bey der großen Mannichfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände, eine allgemeine Übersicht nicht wohl möglich ist. Aber wir empfehlen diese Schrift jedem Deutschen, der Gemüth und Patriotismus hat. Personen aus allen Ständen werden den biedern Pfarrer von Elsey gern reden hören; vorzüglich aber werden seine Amtsbrüder viel von ihm lernen können. Ihnen sey daher diese Sammlung kleiner Schriften zur fleißigen Lectüre empfohlen. — ft —

COBURG, in Commiff. der abhlsichen Hofbuchhandl.: *Diplomatische und actenmäßige Nachrichten von den wohlthätigen Stiftungen und verschiedenen gemeinnützigen Instituten in der Residenzstadt Coburg und auf dem Lande, nebst eingeschalteten Notizen von einigen wohlthätigen Anstalten und anderen rühmlichen Beweisen und Denkmahlen (Denkmälern) treuer und weiser Regentenorgeln in den herzogl. sachsen-gothaischen Landen, wie auch von der musterhaften, nachahmungswürdigen Einrichtung der mit dem Armeninstitute verbundenen Industrie- und Lehr-Schule zu Weitzlar. Ein Beytrag zu den Annalen der Menschheit. Gesammelt und herausgegeben von Christian Heinrich Ludwig Wilhelm Spiller von Mitterberg, Oberamtshauptmann der herzogl. sachs. gothaischen Ämter Ichttershausen und Wachsenburg 1810. XXII u. 208 S. 4.*

Außer der guten Absicht, die wir dem durch verschiedene ähnliche Sammlungen schon bekannten Herausgeber gern zutrauen wollen, wird man an dieser quodlibetarischen Compilation wenig zu loben finden, so groß auch die Erwartungen sind, die Hr. *Spiller* fast überall, besonders aber S. XVI, von dem Werthe seiner Arbeit zu erregen sucht. Über „das allgemeine Interesse und die Gemeinnützigkeit“ dieser Nachrichten wollen wir zwar nicht mit ihm rech-

ten, da der Begriff davon so relativ ist, und wir gern zugeben, daß auch unbedeutende Anstalten kleiner Staaten mit Nutzen und Beyfall zur Kunde des größeren Publicums gebracht werden können. Aber dann hätte die Auswahl durchaus strenger und zweckmäßiger seyn müssen, als in dieser Sammlung. Man sieht nicht ein, wozu die in *extenso* und mit allen Formalien abgedruckten Verordnungen, Rescripte u. s. w. eigentlich dienen sollen. Das inländische Publicum kennt diese Verordnungen hinlänglich, und besitzt sie in den öffentlichen Landesordnungen, Bülletins, officiellen Blättern u. s. w.; für das ausländische aber bedarf es weiter nichts, als eines kernhaften Auszuges. Daß sich Hr. v. Sp. nicht bloß auf das Herzogthum Coburg beschränke, lehrt schon der Titel. Der Grund, warum auch von einigen guten Einrichtungen des Herzogth. Gotha Nachricht gegeben wird, ist zwar nicht angegeben, läßt sich aber theils aus der näheren Verbindung dieser beiden Fürstenthümer, theils aber aus den Dienstverhältnissen des Sammlers erklären; wie aber das *Arbeitshaus zu Wetzlar* (S. 58—84) zu der Ehre komme, hier mit aufgeführt zu werden, begreift man nicht recht. Es scheint bloß darum geschehen zu seyn, weil der Sammler (nach S. XX) einmal selbst Gelegenheit hatte, diese Anstalt kennen zu lernen! Wie viel Gedrucktes müßte dann von Neuem gedruckt werden!

Bey einem großen Theile der hier mitgetheilten Nachrichten und Actenstücke läßt sich nicht einsehen, warum sie, da man sie schon hinlänglich kennt, übermals gedruckt werden. Diefes ist gleich der Fall bey No. I: *Historisch-diplomatische Nachrichten von dem Gymnasio Casimiliano Academico zu Coburg und von den damit verknüpften fürstl. und Privat-Stiftungen, nebst der Fundations- und Bewilligungs-Urkunde*. Hier war wenigstens der Wiederabdruck der sattam bekannten Fundations-Urkunde S. 23—35 ganz unnöthig. S. 21 wird Ortloffs Geschichte der Stipendienstiftungen in Coburg 1809 citirt, und dabey gesagt: „auf welches Werk ich die Freunde der sächsischen Geschichte überhaupt, und die der coburgischen insbesondere, hiemit verweise, jedoch zur schnellen Uebersicht, den Inhalt jener Schrift wörtlich hier beyzulegen!“ Wenn Hr. v. Sp. einen so großen Werth auf seine Privatfassungen legt: so hätte er nicht wiederholen sollen, was überall zu finden ist; wenigstens hätte er nicht ganze Aufsätze aus der *Nationalzeitung* aufnehmen sollen.

Wie wenig Hr. v. Sp. die Kunst verstand, seine Materialien zweckmäßig zu ordnen, beweist stattdessen No. IV unter dem Titel: *Nachrichten von den Armenanstalten zu Coburg*. A. In der Residenzstadt Coburg. Hier erhält man 1) ein Mandat gegen das Betragen auf den Straßen und in den Häusern. 2) Eine Almosenrechnung vom Monat Jun. 1799 bis dahin 1800. Hierauf kommen folgende drey Anhänge: I. Notizen von der musterhaften von mir selbst (dem Herausgeber) beobachteten Einrichtung des von dem Armeninsstitute in Wetzlar errichteten Arbeitshauses und der mit demselben verbundenen Industrie- und

Lehr-Schule. II. Nachricht von dem dormaligen Zustande der nachahmungswürdigen wohlthätigen Anstalt einer Freyschule zu Gotha, welche Herzog Ernst II, der Unsterbliche, gründete, und dessen algeliebter und dankbar verehrter Sohn und Regierungsnachfolger, Herzog August, der weise und milde Regent der glücklichen herzogl. sachs. gothaischen und altenburgischen Lande, durch landesväterliche Fürsorge erhalten und befestigt hat. III. Rede bey Eröffnung des Landtags zu Gotha am 21 Nov. 1809 gesprochen von dem Hn. Hofr. Loder aus Ohrdruff (aus der Nat. Zeitung). Fühlte denn der Herausgeber nicht das Unschickliche, diese wirklich musterhafte Rede in eine solche Verbindung mit dem coburgischen Armenwesen (wovon sogleich wieder S. 95 ff. die Rede ist) zu setzen?

Überall macht Hr. v. Sp. den Lobredner, was man seinem patriotischen Eifer gern zu Gute halten wird; aber vergebens sieht man sich nach inneren Motiven seines Lobes um, und die so oft vorkommenden, nicht immer passend angebrachten Floskeln: *vortrefflich, preiswürdig, edel, patriotisch, nachahmungswürdig, menschenfreundlich* u. s. w. werden wirklich widerlich, so wie die beständigen Selbst-Allegate und Namens-Signaturen offenbare Beweise einer kleinlichen Eitelkeit sind. In diese Kategorie müssen wir auch den Anhang S. 207—208 setzen, welcher „einige Handschreiben des Höchstseligen Regierenden (?) Herzogs Franz zu Coburg-Saalfeld an den Herausgeber“ enthält. Wir sehen durchaus nicht ein, wie diese vier, aus wenig Zeilen bestehenden Handbilletts für den einen oder für den anderen Theil besonders ehrenvoll genannt werden können.

Rmc. II.

LEIPZIG, b. Gräff: *Musikalische Dialogen, oder: Philosophische Unterredungen berühmter Gelehrten, Dichter und Tonkünstler über den Kunstgeschmack in der Musik*. Ein Nachlaß von Heinse, Verf. des Ardinghello und Hildegard von Hohenenthal. 1805. 15 B. 8. (16 gr.)

Vorliegendes Werkchen kündigt sich als ein früheres Product des berühmten Heinse an, das er im J. 1776 oder 1777, kaum zwanzig Jahr alt, geschrieben, und um welches er sich späterhin selbst nicht mehr bekümmert haben soll, so daß es durch die Hände seines Freundes (?) in die Hände des Herausgebers kam, der es nach der bekannten literarischen Dienstfertigkeit unseres Zeitalters, so eilig als möglich zu Tage zu fördern bestrebt war. Der Herausgeber, der sich unter der Vorrede S. F. K. Arnold unterzeichnet, versichert zu wiederholten Malen, daß er es, „wegen so mancher Beinerkung, wegen so manchen neuen, originellen und schönen Gedankens, als Blüthe eines Geistes, wie der des Vfs. des Ardinghello“ der Bekanntmachung werth gehalten; und doch fragt er noch, „ob ich recht gethan?“ etc. Was jene Zeitangabe anlangt: so steht sie in einem verdächtigen Widerspruche mit den Worten der *heinsischen* Vorrede: „sind sie Kantianer, Fichtianer oder Schla-

gels Anhänger?" — Die letztere Äußerung aber wird jedes aufmerksamen Lesers eigene Überzeugung widerlegen. — und diese nicht etwa bloß deshalb, weil, wie die zwar kurze, aber schlechtgeschriebene Vorrede sich etwas hyperbolisch ausdrückt, „seit jener Zeit die Ansichten der Kunst mächtig verändert, und die Ästhetik mit Riesenschritten, zumal in der Tonkunst (?) vorgerückt ist,“ sondern vielmehr weil, wenige Stellen ausgenommen, ein triviales Geschwätz über allerhand Gegenstände den Haupttheil des Buchs ausmacht, die äußerst wenigen Bemerkungen über Musik aber weder neu noch interessant sind, und somit der vielversprechende Titel durch seinen Widerspruch mit dem Innern des Buchs seinen Zweck nur allzu deutlich verräth. Die Angabe des Inhalts wird unser Urtheil hinreichend rechtfertigen. S. II — enthält eine Anekdote mit *Heinse's* Namen unterschriebene Vorrede, worin der angebliche Vf. das Buch selbst in einem sehr wortreichen Gespräche entschuldigt. Es folgt dann eine dritte Vorrede als Einleitung zum ersten Dialog, welcher überschrieben ist: *über musikalisches Genie*. Was Musik darin betrifft, ist Folgendes: „Der Hauptendzweck der Musik ist die Nachahmung oder vielmehr Erregung der Leidenschaften.“ (Leidenschaft scheint hier nach der gewöhnlichen Weise mit Affect verwechselt zu seyn, in welchem Sinne die Franzosen ihr *passion* gebrauchen.) „Aus der Erfahrung weiß man, daß die Melodie das Meiste dazu beiträgt. Die Melodie muß folglich etwas Ähnliches von den Leidenschaften an sich haben, und worin dieses Ähnliche bestehe, muß ein musikalisches Genie wissen. Diese Wissenschaft kann ihm angeblich angeboren werden; also man muß sie aus der Erfahrung lernen.“ Sie wird so angegeben: „Man muß sich Melodien in dem gewöhnlichen Discours der Menschen, in der Declamation der Personen, die sich in Leidenschaft befinden, suchen.“ Der Vf. sagt von dieser Regel in der Vor Erinnerung: daß ihr Ursprung aus Griechenland abzuleiten sey, die (?) selbst die gewöhnliche Aussprache der Worte im gemeinen Leben zu einem Theil ihrer Musik mach-

ten. Man ist also, fährt er dann fort, gezwungen zu glauben, daß sie selbst in ihrer gewöhnlichen Rede eine Melodie hatten, die aber freylich noch ganz roh seyn mußte: aus dieser entstand die Declamation, und aus dieser wiederum der Gesang.“ Wie viel Schiefes und Unrichtiges ist in diesen wenigen Worten zusammengedrängt! S. 37 hebt der Dialog selbst an, überschrieben: *vom musikalischen Genie und von der pathetischen Musik*. Die Sprechenden sind *Roussou* und *Gomelli*. *Roussou* bricht über eine Arie *Gomelli's* in das Lob desselben in einer weitläufigen Apostrophe aus, und als *Gomelli* sich über diese Complimente wundert, rechtfertigt sich *Roussou* wegen des ihm oft gemachten Vorwurfs der Unempfindlichkeit und des Menschenhasses, kommt dann auf die Ungleichheit der Menschen und das Ubel in der Welt u. dgl. mehr, und fängt hierauf nochmals an von der entzückenden Arie zu sprechen. Rec. findet diese lange Einkleidung doch gar zu plump. Müde, das folgende Geschwätz weiter zu verfolgen, in welchem eine solche Verwirrung herrscht, daß einige Male ganze Stellen aus dem Contexte herausgefallen zu seyn scheinen, bemerken wir nur noch, daß auch die zwei folgenden Dialogen zwar äußerst wenig, aber sehr unbedeutendes über Musik und ihre Wirkung in einer Kraft affectirenden, schwülstigen Sprache enthalten, wozu noch eine Übersetzung des Gedichts, die *Grazien*, von *Metastasio* kommt, die nur der Füllung ihren Platz zu verdanken scheint. An die Erfüllung der Erfordernisse eines guten Dialogs ist hier gar nicht zu denken; nicht einmal an das erste; Haltung der Charaktere der redenden Personen in Rücksicht ihrer historisch bekannten Individualität, Entgegensetzung der Reden etc. Der Stil selbst ist incorrect, ungleich, ja sogar einige Male niedrig. Wir können daher an dem ganzen Buche nichts als seine Herausgabe interessant finden, und müssen den Herausgeber bitten, den versprochenen Rest *heinfcher* Schriften, Dialogen über die Sinnlichkeit, — weil wir den Verstorbenen ehren — ruhen zu lassen. H...e.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Bamberg und Würzburg, b. *Wohlfahrt*: *Lehrbuch für Lehrlinge und Gesellen*, eingerichtet von *Erhard Mangold*, Caplan der Pfarrey Haug in Würzburg. 1809. 228 S. 8. (16 Gr.)

Das Buch ist mit Überlegung gemacht. Diejenigen, für welche es bestimmt ist, werden nicht leicht etwas in demselben vermissen, was zu wissen ihnen nützlich oder auch nur angenehm seyn könnte. Dabey ist der Vortrag populär, ohne gemein zu seyn. Voran gehen einige historische Aufsätze: Eine kurze, vielleicht nur zu kurze, Geschichte der Entdeckung der Handwerker in Deutschland, und eine kurze Nachricht von den in neueren Zeiten entstandenen Handwerksgebräuchen und Ordnungen. Was zur Geschichte des blauen Montags auf drey Seiten hier beygebracht ist, verdient besondere Beachtung. Die Beschreibung der Erfindung verschiedener Gegenstände in alphabetischer Ordnung beschäftigt sich vornehmlich mit der Erfindung des Biers, der Blitzableiter, des Branntweins, der Brenn- oder Mohl-Spiegel, der Buchstabenchrift, Buchdruckerkunst, Dampfmaschine, Feuerbrisen, Mühlen, des Geschmines, Glases, der Glocken, der Feuerschiffe, Kupferstecherkunst, Leuchtschiffahrt, des Pa-

pieres, der Malerey, der Münzen, der musikalischen Instrumente, des Schießpulvers, der Schiffe, der Seide, des Spinnens und Strickens, der Uhren und des Zuckers. In diesem Abschnitte scheint sich der Vf. bisweilen vergessen zu haben. So z. B. wenn er von den Brücken erzählt: „Die älteste, welche die Geschichte erwähnt, war von *Menes*, über den Fluß Nil in Aegypten gebaut. Eine sehr große und kunstvolle Brücke ließ die Königin *Semiramis* über den Euphrat in Babylon bauen, sie war 100 Ruthen lang.“ Zu was können dergleichen magere Notizen dienen? Daß der Erfindung des Brodes und Weines nicht Erwähnung geschieht, ist ein Mangel dieses Abschnitts. Daß die verschiedenen Arten der Mühlen unter der Überschrift Getreidemühlen abgehandelt sind, ist Überflüssig. Zu den vorzüglich gelungenen Aufsätzen zählen wir die moralischen. Es ist wahre Lebensklugheit, was sie empfehlen. Das Verzeichniß merkwürdiger Orte in und außer Deutschland, und dessen, was ein reisender Handwerker und Künstler selbst beobachten soll, welches 30 Seiten einnimmt, hätte wohl etwas vollständiger und ausführlicher seyn können. Den Beschluß machen einige Wandergeschichten, die ohne Rücksicht des Ganges hätten wegleiben können. 4P.

Monatsregister

October 1810.

I. Verzeichniß der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

A.

Anichten der Hauptstadt des franz. Kaiserreichs vom J. 1806 an von *Pinkerton, Mercier* und *Cramer*. 1. 2 Bd. 247, 169.

B.

Baier Lehrbuch des napoleonischen Civilrechts 229, 25.
Baier neues historisch - biographisch - literarisches Handwörterbuch. 5 Bd. 240, 191.
Benecke Beyträge zur Kenntniß der altheutschen Sprache und Literatur. 1 Bd., 1 Th. 244, 145.
 — — Minnelieder, Ergänzung der Sammlung von Minnesängern 244, 145.
Böbel praktische Feldmesskunst. 4 Aufl. 249, 192.
Biedow Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. 2 Aufl. 241, 126.
Briefe, vertraute, über Oesterreich, in Bezug auf die neuesten Kriegergebnisse im J. 1809. 2 Th. 241, 127.
Bucher systematische Darstellung des im K. Westphalen geltenden napoleonischen Privatrechts. 1. 2 Bd. 229, 25.
Bardach die Literatur der Heilwissenschaft. 1 Bd. 232, 49.

C.

Carnes Geschichte der Psychologie 236, 85.
 — — hinterlassene Werke. 1. 2 Th. 233, 57.
 — — hinterlassene Werke. 3 Th. 236, 85.
 — — Psychologie. 1. 2 Th. 233, 57.
Coigny die Abenteuer der jungen Faublas. Aus dem Franz. von *Weyland* 236, 87.

E.

Ein mal Eins zur schnelleren Uebersicht für Lehrer und Lernende 249, 191.
Entwurf der Privatschule für bürgerliche Mädchen zu Habschal 239, 105.

F.

Feinaigle Notice sur la Mécanique 246, 161.
Fischer das Kopfrechnen, auf physikalische, militärische, mercantile und ökonomische Gegenstände angewandt 249, 192.
Fundgruben des Orients. 1. 2 Heft 227, 9.

G.

Gutachten über Getreide - Ausfuhrverbote und Magazine 240, 113.

H.

Hacker Abendmahlreden an Familien aus den gebildeten Ständen. 1 Bändchen. 2 Aufl. 227, 15.

Heinse musikalische Dialogen 251, 206.
Heinse kleine theoretisch - praktische deutsche Sprachlehre. 2. Ausg. 250, 199.

I.

Iak Geschichte Bamberg von der Entstehung des Bisthums im J. 1006 bis auf unsere Zeiten. 1. 2 Th. 241, 121.
 — — Materialien zur Geschichte und Statistik Bamberg. 1—3 Th. 241, 121.
Ideen zum Nachzeichnen 247, 176.
Jörg Handbuch der Krankheiten des menschlichen Weibes 251, 41.
Journal de Botanique rédigé par une Société de Botanistes. T. I. II 248, 180.
Journal für die neuesten Land- und See-Reisen und das Interessanteste aus der Völker- und Länder-Kunde. 3 Jahrg. 1810. Jan. — Aug. 247, 173.

K.

Kerstein Universalmax für alle Geschäfte des praktischen Lebens. 1 Bändchen. 249, 126.
Kropf System und Grundätze bey Vermessung, Eintheilung, Abschätzung, Bewirthschaftung und Cultur der Forsten. 1. 2 Bd. 243, 140.

L.

Lange drey Predigten 228, 23.
Lessaux die Gesetzgebung Napoleons. 1 Abth. Privatrecht, Codex Napoleon dargestellt und commentirt. 1. 2 Th. 229, 26.
Linnæi Philosophia botanica. Ed. 4. studio *Sprengel* 248, 177.

M.

Maass Grundriß des Naturrechts 238, 99.
Magold Lehrbuch der Mechanik fester Körper. 1 Bd. 249, 189.
Magold Lesebuch für Lehrlinge und Gefellen 251, 207.
Mayer gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie 249, 190.
Meincke die Schule der Selbstbelehrung für Sittlichkeit und Religion nach Vernunft und Schrift 239, 111.
Meissner neuerfundene deutsche Buchhalterey 238, 107.
Mezler allgemeine Technologie zunächst für die Privatschule bürgerlicher Mädchen zu Habschal 239, 108.
 — — angewandte Naturgeschichte u. f. w. 239, 108.
 — — Diätetik für bürgerliche Mädchenschulen u. f. w. 239, 109.

<i>Menzler</i> Unterricht über die häuslichen Tugenden, Pflichten und Beschäftigungen des weibl. Geschlechts u. f. w.	259, 108.
— Versuch e. angewandten Naturlehre u. f. w.	239, 108.
<i>Mines de l'Orient</i> T. I. II.	227, 9.
<i>Möller</i> der Pfarrer, von Elsey. 1. 2 Bänden.	251, 202.
<i>O.</i>	
<i>Overberg</i> die Geschichte des A. und N. Testaments. 1. 2 Th.	226, 7.
<i>P.</i>	
<i>Paris</i> , wie es jetzt ist, oder neuestes Gemälde dieser Hauptstadt. In Briefen von einem reisenden Deutschen	247, 169.
<i>S.</i>	
<i>Schlager</i> die Prüfungsfeyer in der Mädchenschule zu Münden	259, 109.
— — kurzer Plan über die Mädchenschule zu Münden	259, 109.
— — 1—5 Fortsetzung desselben	239, 109.
— — Plan einer Industrieschule	239, 109.
<i>Schulz</i> medicinisch - praktisches Geschäfts- und Adress-Buch auf das J. 1810	251, 47.
<i>Schwarz</i> Disp. anatom. de plicorum structura	251, 48.
<i>v. Siebold</i> Lucina. 5 B. 2, 3 St. 6 B. 1, 2 St.	240, 119.
<i>Spiller v. Mitterberg</i> diplomatische und actenmäßige Nachrichten von den wohlthätigen Stiftungen und verschiedenen gemeinnützigen Anstalten in Coburg etc.	261, 204.
<i>Stollberg</i> , Grafen zu, Geschichte der Religion Jesu Christi. 6 Th.	234, 72.
<i>T.</i>	
<i>Taschenbuch</i> , düsseldorfer, für Geschäftsleute auf das J. 1810. 2 Ausf.	259, 111.
<i>Thomson</i> erster Unterricht im Zeichnen	247, 175.
<i>Töchterschule</i> , die, zu Haberthal im J. 1809	239, 105.
<i>Traité complet de Mnémonique</i> par Mr. **.	246, 164.

<i>U.</i>	
<i>Ueber die Anwendbarkeit der Diamenbraten bey adelichen Gütern, Kämmerer - Verwerken und Domainen</i>	243, 143.
<i>V.</i>	
<i>Velthusen</i> Befestigungen meiner Brüder im Glauben an Gott, Unsterblichkeit und schreibliches Christenthum	250, 193.
— — H. K. N. über Ursprung und Fortschritte, auch allmähliche Ausartung der f. g. schottischen Maurerey etc.	250, 193.
— — historisch - kritische Nachforschungen über schottische Maurerey	250, 193.
— — historische Winke über ächte und unächte Freymaurerey	250, 193.
— — Maurerey und Christenthum gegen einander übergestellt	250, 193.
— — Pokench Iwrim	250, 193.
<i>Vöter</i> theoretisch - praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher. 3 Bd. 2 St.	254, 71.
<i>W.</i>	
<i>Wagener</i> historisches Unterhaltungswissen zum Lachen und zum Lernen	246, 167.
<i>Weinkold</i> die Kunst, veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Salzfäule nach einer neuen Methode zu heilen. 2 Ausg.	246, 135.
<i>Wildberg</i> kurzgefaßtes System der medicinischen Gesetzgebung	232, 53.
<i>Woltmann</i> Geschichte d. Reformation in Deutschland. 1—3 Th.	249, 129.
<i>Z.</i>	
<i>v. Zobel</i> Handbuch zur Vorbereitung auf das vollständige Lesen der bibl. Bücher A. und N. T.	226, 1.
— — populäre Einleitung in die sämmtlichen Bücher der Bibel	226, 1.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Ahlische Hofbuchh. in Coburg 251.
 Akademische Buchh., neue, in Marburg 229.
 Anonyme Verleger 238, 250.
 Arnold in Dresden 248, 249.
 Aschendorf in Münster 226.
 Barth in Leipzig 238.
 Barth und Kummer in Leipzig 233, 256.
 Bertrand - Pottier in Paris 246.
 Braunes in Berlin 247.
 Caspar in Münden 239 (5).
 Cnobloch in Leipzig 231.
 Craz und Gerlach in Freyberg 227.
 Crusius in Leipzig 226, 250 (3).
 Dankwerts in Göttingen 219.
 Däner in Düsseldorf 259.
 Dieterich in Göttingen 244.
 Ducker und Humblot in Berlin 250.

Eckhardt in Greifswalde 231.
 Ernst in Quedlinburg 219.
 Gebauer in Halle 240.
 Gerstenberg in Hildesheim 249.
 Göbhardt in Bamberg und Würzburg 251.
 Götschen in Grimma 228.
 Götschen in Leipzig 240.
 Gräff in Leipzig 231, 241, 251.
 Günter in Glogau 243.
 Hammerich in Altona 241, 242.
 Heerbrandt in Tübingen 234, 249.
 Herder in Mersburg und Rotwell 259 (1).
 Korn d. Aelt. in Breslau, 247.
 Krieger in Marburg 240.
 Kümmel in Halle 248.
 Kummer in Leipzig 256.
 Kunst- und Industrie, Comptoir in Amsterdam 247.

Lindauer in München 219.
 Mallinckrodt in Dortmund 251.
 Manke in Chemnitz 247.
 Maurer in Berlin 246.
 Müller in Carlsruhe 239 (5).
 Naudin in Lille 246.
 Oehmigke d. J. in Berlin 232.
 Palm in Erlangen 241.
 Pauli in Coblenz 229.

Perthes in Gotha 225.
 Perthes in Hamburg 234.
 Röhls in Schleswig 247.
 Schaumburg in Wien 227.
 Stettinsche Buchh. in Ulm 249.
 Tourneisen Sohn in Paris 248.
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 249.
 Weibel in Constanz 239 (2).
 Waisenhausbuchh. in Halle und Berlin 229. 245.

III. Intelligenzblatt des October.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Kiel Verl. 80. 639.
 Andreä'sche Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 79. 631.
 Arnold in Dresden Verl. 75. 596.
 Brose in Göttingen Verl. 81. 647.
 Dornmann in Leipzig und Züllichen Verl. 77. 616.
 Engelhardt t. v. Schlieben.
 Hackers Andeutungen etc. 4 Heft. 78. 623.
 Hartknoch in Leipzig Verl. 77. 615.
 Heinsius in Gera Verl. 75. 595.
 Hermann in Frankfurt am Mayn Verl. 79. 632.
 Kestil in Landshut Verl. 81. 648.
 Kummel in Halle Verl. 76. 608.
 Kupferberg in Maynz Verl. 79. 631.
 Landes-Industrie-Comptoir in Weimar Verl. 79. 632.
 Lervallant Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique. 6 Vol. 80. 639.
 Mallinckrodt in Dortmund Verl. 81. 648.
 Nauck in Berlin Verl. 78. 625.
 Niemans und Comp. in Lübeck Verl. 77. 614.
 Palm in Erlangen Verl. 81. 645. 646.
 Perthes in Hamburg Verl. 81. 645.
 Rein in Leipzig Verl. 76. 608.
 Seifeld in Berlin Verl. 77. 611.
 v. Schlieben Schulcheste zu Engelhardts Lehrbuch der Erdbeschreibung 75. 596.
 Schuppel'sche Buchh. in Berlin Verl. 75. 595.
 Stenber in Stollberg am Harz vorläufige Ankündigung 77. 612.
 Thiefs Communionsbuch. 4 Ausg. 76. 607.
 Ungersche Buchh. in Berlin Verl. 77. 615.
 Voss in Leipzig Kunstsanzeige 75. 597.
 Waisenhausbuchh. in Halle Verl. 76. 607.

Hugo in Göttingen 75. 598.
 Kock in Straßburg 80. 637.
 Krebs in Weiburg 80. 634.
 Marron in Paris 79. 629.
 Metzler in Colmar 80. 637.
 Manke in Hannover 80. 635.
 Pasello in Neapel 77. 609.
 van der Plaet in Harderwyk 79. 629.
 Rommel in Marburg 77. 609.
 de Roussel in Paris 80. 637.
 Schneider in Frankfurt an der Oder 77. 610.
 Schrader in Göttingen 79. 629.
 Schröder in Enkhuizen 78. 629.
 Seel in Dillenburg 77. 609.
 Smaltenburg in Leiden 79. 629.
 Spinola, Mad., in Genus 77. 611.
 Sprengel in Halle 79. 629.
 van Voorst in Leiden 79. 629.
 Willdenow in Berlin 79. 629.

Nekrolog.

Geoffroy in Paris 77. 609.
 Lanzi in Florenz 75. 595.
 Trenk v. Tonder in Frankfurt am Mayn 77. 609.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, öffentl. Sitzung und Preise der königl. Akademie der Wissenschaften am 9 Aug. 77. 610.
 Bruges, Preisvertheilung der Akademie der schönen Künste 75. 594.
 Gand, Preisvertheilung in der Malerey und Sculptur 80. 633.
 Genus, Preisvertheilung in der ligurischen Akademie 77. 611.
 Harlem, Preisvertheilung und Preisfragen der königl. Societät der Wissenschaften 79. 625.
 Paris, Bericht über die Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts, mathematischer Theil 81. 641.
 Metz, Sitzung der Agricultur-Gesellschaft 80. 637.
 Paris, Preisvertheilung der Classe der schönen Künste des Instituts in der Bildhauerey 80. 638.
 Rochelle, Preisaufgabe der Académie des belles-lettres, sciences et arts 80. 638.

Beförderungen und Ehrenbesetzungen.

Appia in Genf 80. 637.
 Bürger in Helmstädt 80. 635.
 Castellini, Mad., in Genus 77. 611.
 Degen in Wien 80. 637.
 Eichhof in Weiburg 80. 634.
 Frentz in Göttingen 75. 595.
 Gauss in Göttingen 75. 595. 77. 610.
 Gruner in Frankfurt am Mayn 77. 609.
 Harding in Göttingen 75. 595.

Toulouse, Sitzung und Preisaufgaben der Académie des sciences, inscriptions et belles-lettres	80. 655.
Tours, Sitzung und Preisaufgabe der Société d'agriculture, sciences et arts	77. 612.
Vauchuse, Preisaufgabe v. Staffarts	79. 629.
Wien, Preisaufgabe der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie	77. 612.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Bekanntmachung wegen Eröffnung der Universität — Verzeichniß der Vorlesungen für das Winterhalbejahr	76. 601.
Coblenz, Verzeichniß der Vorlesungen auf der Rechtsfacultät	78. 622.
Eisenach, Examen im Gymnasium am 24 Sept.	80. 637.
Frankfurt am Mayn, Prüfungen im Gymnasium am 29 Aug.	80. 636.
Frankfurt an der Oder, Disputation	80. 633.
Göttingen, Anwesenheit des Königs — Erweiterung des Bibliothekgebäudes	75. 593.
Hofwyl, dritter Jahreskurs des landwirthschaftl. Unterrichts	82. 653.
Jena, Verzeichniß der Vorlesungen für das Winterhalbejahr	78. 617.
Landshut, Anwesenheit des Grafen v. Montgolas, Curators der Universität	80. 638.
Marburg, Promotionen — neue Lehrer — Vermehrung der Bibliothek — besseres Local für den botanischen Garten — Anwesenheit des Königs — 60 neue Freytsche	80. 624.
Montauban, neue Organisation des Seminariums für protestantische Theologen	80. 637.
Riga, neues Elisabeths-Institut	80. 636.
Weimar, Schulaectus am 12 Oct.	80. 636.
Wittenberg, die Universität wird nicht verlegt — Promotionen, Disputationen und Gelegenheitschriften	82. 649.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Akerblad in Rom will ein Werk in kephischer Sprache herausgehen	75. 595.
Bibel, armenische, von Zohrab wird erwartet	75. 595.
Boissonade, neue Aufl. von Eunapius — soll Beyträge zu Libanius Lebensgeschichte entdecken	75. 595.
Bücher-Auction in Dillenburg	80. 640.
— — — — in Frankfurt an der Oder	76. 608.
— — — — in Meiningen	78. 623.
Cancellieri neues Werk über Columbus	75. 594.
Cowper entdeckt ein Fragment d. Longus	75. 594. 79. 629.
— — — setzt einen Preis aus	75. 594.
Cours historique et élémentaire de peinture. 83. Lieferung	80. 639.
Dietrich in Eisenach Anzeige	77. 616.
Herkulanische Fragmente des Epicurus und eines unbekannten lat. Gedichts sind zu Neapel gedruckt	75. 595.
Hölscher in Thal Ehrenbreitstein Anzeige, die Bucherversendungen nach Frankreich betreffend	75. 600. 77. 616. 79. 631.
Longus, Entdeckung eines Fragments auf der St. Laurentius-Bibliothek zu Florenz	75. 594. 79. 629.
— — entdecktes Supplement	82. 654.
Mayland, literarische Nachrichten daher	75. 594.
Musée françois p. Robillard-Peronville et Laurent, 76 und 77 Lieferung	75. 594. 80. 639.
Museum Chiaramonti von Visconti und Guattani, 1 Bd.	75. 595.
Paris, zu, sind 350 antike Statuen aus der Villa Borghese angekommen	80. 640.
Phädrus, neue Ausgabe von Peratti in Neapel, mit 30 neuen Fabeln und mehreren griechischen und lat. Fragmenten	75. 594.
Raff's in Parma letztes Werk	75. 595.
Schufski in Ciferents wiederholte Aufforderung	78. 614.
Zohrab will die Chronik des Eusebius und Fragmente von Philo aus armenischen Handschriften in lat. Uebersetzung herausgeben	75. 595.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 N O V E M B E R 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

1) LEIPZIG, b. Weidmanns: *Jo. Augusti Ernesti institutio interpretis Novi Testamenti*. Editionem quintam suis observationibus auctam curavit Christoph. Frider. Ammon. 1809. XXXVI und 452 S. 8. (1 Rthlr.)

2) LEIPZIG, b. Vogel: *Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Testaments nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation*. von Karl August Gottlieb Keil, der Theol. ord. Prof. zu Leipzig. 1810. XVI und 144 S. gr. 8. (14 Gr.)

[Voraus eine kurze Übersicht des seitherigen Zustandes der Hermeneutik.]

Sowohl die raschen Fortschritte der Theologie und Philosophie in den letzten Decennien, als die immer mehr geläuterte Methode, die classischen Schriftsteller des Alterthums zu erklären, mußten nothwendig auch auf die Behandlung der Schriften des A. und N. T. wohlthätig wirken, und konnten daher auch nicht ohne Einfluß auf die Principien der Schrifterklärung, deren nähere Bestimmung und Läuterung, bleiben. Immer fühlbarer war es geworden, daß auch die vorzüglichsten unter den frühern hermeneutischen Lehrbüchern, die vor der letzten so merkwürdigen Periode in der Geschichte der Theologie überhaupt, und des Bibelstudiums besonders, erschienen waren, zu wenig mehr befriedigten, da so manche Umstände sich vereinigt hatten, eben dieses Bibelstudium einen bedeutenden Schritt weiter zu bringen. Es hatten sich nämlich die gebildetsten und unbefangenen Schriftforscher immer mehr überzeugt, daß der erhabene Inhalt der heiligen Bücher keinen Grund abgeben könne, ihnen eine andere Art der Behandlung zu vindiciren, als bey andern Schriften des Alterthums längst als gültig anerkannt ward; daß vielmehr eine gründliche und angemessene Erklärung classischer Werke der Griechen und Römer als das erste Vorbereitungsmedium anzusehen sey, um auch bey Interpretation der heiligen Schrift mit glücklichem Erfolg fortzuschreiten, und sich vom Einfluß erjähriger Vorurtheile frey zu erhalten; daß also auch von dieser Interpretation der Classiker am sichersten die Grundsätze abstrahirt werden können, welche man bey der Auslegung der Bibel zu beobachten habe, und daß solche von den Grundsätzen für die Auslegung der Classiker allein in sofern verschieden seyn könne, als hier eine Verschiedenheit der Sprache und der Schreibart Statt finde, oder als überhaupt bey menschlichen Geisteswerken Verschiedenheit des Stils auch Verschiedenheit der Rücksichten für den

J. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

Ausleger nothwendig mache. Bey solchen Ansichten; zu welchen die Fortschritte des Zeitalters führten, mußte das Bedürfnis immer fühlbarer werden, die bisher aufgestellten Grundsätze für die Interpretation der Bibel nicht bloß zu revidiren, sondern auch mehr und mehr zu läutern, um sie nicht allein der nach dem Muster der Auslegung classischer Schriftsteller verbesserten, und von mehreren vortrefflichen Schrifterklärern mit Glück befolgten Interpretationsmethode angemessener darzustellen, sondern auch durch sicherere Begründung, genauere Bestimmung und consequente Durchführung dieser Grundsätze die Auslegung selbst immer mehr vor Willkühr zu sichern, und eine überall gleichmäßig fortschreitende liberale Exegese noch mehr, als es durch die verschiedenartigen Versuche der Ausleger selbst geschehen konnte, zu befördern. Sichere Begründung der Principien, und möglichst genaue Bestimmung derselben, die jedes Hin- und Herschwanken vermeidet, Vollständigkeit, systematische Anordnung und Consequenz, mußten sich jedem denkenden Hermeneutiker als die wesentlichen Erfordernisse einer Theorie zu erkennen geben, die den Bedürfnissen des Zeitalters genügen sollte. Wenn nun auch, bey dem allgemeiner gewordenen Streben des Zeitalters nach streng wissenschaftlicher Methode, die Erfüllung der übrigen Forderungen nicht allzu schwer zu seyn schien: so schien dagegen die strenge Consequenz, die zur sicheren Durchführung einer solchen Theorie unumgänglich erfordert ward, nicht geringe Schwierigkeiten zu machen. Es durfte sich nämlich diese Consequenz, welche den neuen Hermeneutikern, wie den neuen Exegeten, so sehr zu wünschen war, nicht bloß darauf beschränken, daß man etwa allein bey A. T. oder allein bey N. T. für sich betrachtet, ein consequentes Verfahren in der Theorie erheischte, und in der Praxis beobachtete; sondern sie mußte sich noch darin zeigen, daß man mit rücksichtsloser Beharrlichkeit auch bey N. T. die nämliche Freyheit der Forschungen sich verstatte, welche man bey A. T. nach der Theorie erheischt und nach der Praxis beobachtet, ohne vor den Folgen, zu welchen diese Consequenz führen möchte, zu erschrecken.

Diese Bemerkungen glaubte Rec. seiner Anzeige der neuesten hermeneutischen Werke voranschicken zu müssen, da sie auf den hauptsächlichsten Gesichtspunct hinweisen, auf welchen es bey der Prüfung neuer hermeneutischer Anweisungen ankommt. Denn je weniger eine neue Anweisung dieser Art bey dem schon so oft beleuchteten Puncten, die Wortforschung

Dd

und die Erulrung des grammatischen Sinnes betreffend, einen neuen bedeutenden Ruhm erlangen kann: desto größeres Verdienst wird sie sich erwerben können, wenn sie auf die genannten Punkte ihre Aufmerksamkeit richtet; und daher sowohl zur sicheren Begründung, als zur Vollständigkeit des Ganzen, nicht bloß die grammatische, sondern auch die historische Interpretation beachtet, und zugleich da, wo es die Eröffnung freyerer Ansichten betrifft, als wozu eben die historische Interpretation unvermeidlich führt, durch möglichste Consequenz sich auszeichnet, womit sie ihren aufgefaßten Gesichtspunct durchzuführen sucht. Jedoch wird sich der Werth der anzuzeigenden Schriften, nicht allein ihr Verhältniß zur Wissenschaft überhaupt, sondern auch ihr Verhältniß zu anderen ähnlichen Anweisungen der neuesten Periode, noch näher bestimmen lassen, wenn wir zuvor eine kurze Übersicht der neuesten hermeneutischen Werke, welche dem *heilschen* Lehrbuch und der letzten Ausgabe des *ernestischen* *Interpres* zunächst vorhergegangen sind, voranschicken. Hiebey wird vorzüglich darauf zu sehen seyn, was in diesen Werken für die biblische Hermeneutik überhaupt, und was darin für die Hermeneutik des A. oder N. T. besonders geleistet war. • Doch wird es bey jeder solcher Vorarbeiten besonders in Anschlag kommen, ob der Vf. sein Lehrbuch gänzlich von anderen Vorgängern unabhängig schrieb, oder ob er bloß seine Gedanken an die Ideenreihe eines fremden Schriftstellers angeschlossen; indem es im letzteren Fall, wo man etwa bloß über einen fremden Schriftsteller commentirt, oder wo man vielleicht ihm bloß nachhilft, viel schwerer hält, strengwissenschaftliche Anordnung und durchgängige Consequenz zu beobachten, als wo man von Anderen unabhängig, seinen eigenen Weg geht.

Es war freylich schon seit der ersten Erscheinung des *ernestischen* Lehrbuchs klar geworden, wie sehr es zum Gewinn für die Wissenschaft gereichte, wenn man nicht mehr, wie bis dahin gewöhnlich geschah, biblische Hermeneutik im Ganzen abhandelte, sondern die Hermeneutik des N. T. von der Hermeneutik des A. T. gehörig sonderte; und es mußte dies bey dem weiteren Fortschreiten der Wissenschaft noch immer einleuchtender werden. Dennoch erschienen, auch nach wiederholter Verbreitung dieses reichhaltigen Lehrbuchs, und selbst nach Erscheinung des ersten, die alttestamentliche Hermeneutik allein befassenden Werkes, wieder ein paar neue Versuche, welche die Hermeneutik des A. und N. T. gemeinschaftlich befaßen, nämlich die Schriften von *Bauer* und *Seiler*. Doch war die innere Ökonomie beider Schriften von der Art, daß mehrere Inconvenienzen, welche die Verbindung dieser beiden Theile in der früheren Behandlung hatte, hier wegfielen, wenn sie auch nicht alle zu vermeiden waren. Hiebey schien nun freylich, sofern biblische Hermeneutik überhaupt allgemeine Regeln für das Ganze, für das A. T. sowohl als für das N. T., befaßen soll, welche dann bey der Anwendung auf das Einzelne

specielle Modificationen erhalten, das *seilersche* Lehrbuch für die biblische Hermeneutik überhaupt am mehresten Gewinn zu versprechen, da es im ersten Haupttheil allgemeine Regeln der biblischen Interpretation aufstellt, deren nähere Anwendung auf die Interpretation der heiligen Schrift des A. oder N. T. besonders dann im zweyten Haupttheil gelehrt wird. Auch war das allgemeine Princip, welches der Vf. dieses Lehrbuchs [Erlangen 1800. 8.] S. 18 angiebt: „Diejenige Auslegung ist vorzuziehen, welche mit dem Geist und der Sprache der Zeitgenossen, denen vom Autor das Buch zunächst bestimmt war, am meisten harmonirt“, sobald es näher bestimmt, und mit dem Grundsatz, der im *bauerschen* Lehrbuch [Leipzig 1799, 8.] S. 20 als das einzig richtige Princip aller wahren Auslegung empfohlen ist, zusammengestellt wird: „Man erkläre jedes Buch nach dem Sprachgebrauch, in welchem es geschrieben ist, welches die grammatische Interpretation ist; und den Wortverstand giebt. Man erkläre die darin vorgetragenen Ideen aus den Sitten und der Denkungsart des Schriftstellers selbst, und seines Zeitalters, seiner Nation, Sette, Religion; welches die historische Interpretation heist, und die Sacherklärung giebt.“ allerdings geeignet, die weitere Theorie zu leiten, und zu ferneren liberalen Interpretationsgrundsätzen zu führen. Allein desto mehr Schwierigkeiten machte die *seilersche* Behauptung S. 25: „Da die heil. Schrift von Gott zur Aufklärung und Besserung des Menschengeschlechts veranstaltet und bestimmt worden, und daher zu vermuthen ist, daß diejenigen Bücher und Stellen, in welchen wichtige Religionswahrheiten vorgetragen werden, einen wichtigen, reichhaltigen Sinn haben: so ist der Grundsatz: der fruchtbarste Sinn einer Stelle ist vorzuziehen, als die Regel anzunehmen; aber dies gilt doch nur von solchen Schriftorten, in denen entweder göttliche Offenbarungen oder andere Hauptwahrheiten enthalten sind.“ Denn dieser Grundsatz würde nur zu leicht in der Anwendung auf solche Stellen, die angeblich solche wichtige Wahrheiten enthalten sollten, irre leiten, und würde Veranlassung geben, in unzähligen Stellen viel mehr zu suchen und zu finden, als die heiligen Schriftsteller angedeutet haben, und eigentlich andeuten wollten. — Desto mehr verdient aus diesen Darstellungen der biblischen Hermeneutik überhaupt noch die freymüthige Würdigung der Analogie des Glaubens, die bekanntlich bey den älteren Hermeneutikern als das vornehmste Princip einer richtigen Auslegung der Schrift empfohlen ward, und der auch *Morus*, so sehr er die Vorstellung davon milderte, noch immer zu viel einräumte [vgl. *Desselben* *Hermeneut.* N. T. ed. *Eichstaedt*. Fol. I, p. 258], aus dem *bauerschen* Lehrbuch S. 100 ausgezeichnet zu werden: daß nämlich bey dieser Analogie, die als Princip der Auslegung gelten soll, etwas Falsches vorausgesetzt wird, nämlich: daß in allen Büchern der heil. Schrift ein gleichförmiger Lehrbegriff über Religionswahrheiten vorkomme, und daß also aus den Begriffen des N. T. dürften und müßten die Begriffe des A. T. erläutert werden; wodurch

eine unbeschreibliche Menge falscher Erklärungen des A. T., und Rec. setzt hinzu, auch des N. T., erzeugt ist. — Hiernächst mag über diese neueren Versuche, die biblische Hermeneutik im Ganzen abzuhandeln, nur noch dieses bemerkt werden, daß die *feiler'sche* Anordnung, bey welcher nach Aufstellung der allgemeinen Principien für die biblische Interpretation überhaupt im zweyten Haupttheil erstlich die allgemeinen und speciellen Grundsätze der Interpretation des A. T., zweytens die allgemeinen und speciellen Grundsätze der Interpretation des N. T. besonders angegeben sind, vor der *bauerschen*, wo durch das ganze Buch das, was beide gemein haben, auch in Regeln gefaßt ist, die für beide gelten, dagegen bey solchen Punkten, wo jedem Theil etwas Besonderes eigen ist, in eigenen Abschnitten oder Paragraphen besonders davon geredet wird, daher nun die Rücksicht auf das A. oder N. T. besonders alle Augenblicke abwechselt, bedeutende Vorzüge hat, und die Übersicht gar sehr erleichtert.

Jetzt muß es Rec. als einen wesentlichen Gewinn nicht für die Hermeneutik des A. T. allein, sondern für die biblische Hermeneutik überhaupt, bemerken, daß *Bauer* in seiner, zum Theil noch an *Gl. Juss* Vorarbeit sich anschließenden, doch in den meisten Parthieen von derselben unabhängigen, Bearbeitung der alttestamentlichen Hermeneutik besonders [*Lipsae. 1797. 8*] den ersten Versuch machte, Alles, was dahin gehört, unter die so natürlich sich darbietenden zwey Hauptrubriken einer allgemeinen und einer speciellen Hermeneutik des A. T. zu ordnen. Denn durch diese Eintheilung, die nachher vom *Seiler* zum Theil, durchaus aber von *Meyer* bey der alttestamentlichen, von *Beck* bey der neutestamentlichen Hermeneutik, und zuletzt auch bey dem specielleren *bretschneider'schen Versuch über die historisch-dogmatische Auslegung des N. T.* [oder, wie es *Keil* S. 8 besser nennt: *Historische Auslegung des dogmatischen Theils der Bücher des N. T.*] befolgt ist, gewann die Hermeneutik nicht allein eine wissenschaftlichere Form, als ihr früher, selbst bey solchen Schriftstellern, die sich doch ebenfalls schon über die Auslegung specieller Classen biblischer Schriftsteller verbreiteten, zu Theil ward; sondern es ward auch eben bey dieser Eintheilung, welche die Übersicht alles dessen, was auf die Hermeneutik irgend bezogen werden konnte, so trefflich erleichterte, erst eine größere Vollständigkeit möglich. Hiernächst verdient es aber mit Gerechtigkeit erwähnt zu werden, daß *Bauer* den ersten, und zugleich so rühmlichen Versuch machte, die Hermeneutik des A. T. von der Hermeneutik des N. T. ganz unabhängig abzuhandeln; und zwar nicht bloß durch größere Reichhaltigkeit der einzelnen Parthieen, durch treue Benützung der besten und brauchbarsten Hülfsmittel, und durch klare Entwicklung der Principien für den Gebrauch derselben, sich vor seinen Vorgängern rühmlich auszeichnete, sondern auch mit lobenswürdiger Consequenz, unabhängig von den Fesseln, wodurch frühere Dogmatiker eingeengt wurden, die freyeren Grundsätze durchführte, nach

welchen die historischen Bücher des A. T. mit ihrem zum Theil mythischen Inhalt, die poetischen und prophetischen Bücher, auf die nämliche Weise und eben so vorurtheilsfrey, als die classischen Schriften des Alterthums, zu würdigen und zu behandeln seyern. Wenn nun die *meyersche* Hermeneutik des A. T. [*Läbeck, 1799. 1800. 8*] die Principien der Auslegung überhaupt, besonders des A. T., noch ausführlicher zu entwickeln und noch genauer zu bestimmen, und das Ganze noch wissenschaftlicher zu begründen und zu ordnen, zugleich aber auch die consequente und liberale Behandlung der einzelnen Classen alttestamentlicher Schriften noch bestimmter aus ihren Gründen zu deduciren, und aus der individuellen Beschaffenheit der einzelnen Bücher abzuleiten suchte: so konnte dieß Letztere mit geringerem Recht von demjenigen Theile des *feiler'schen* Werkes, der die Auslegung des A. T. betrifft, behauptet werden. Denn wie gern man auch der unverkennbaren Bekanntheit dieses Veteranen mit den neuesten Fortschritten der Auslegung und der fleißigen Benutzung mancher Ideen neuerer Ausleger, der Wahrheitsliebe, Mäßigung und liberalen denkart Desselben volle Gerechtigkeit will widerfahren lassen: dennoch ist es unverkennbar, daß auf der einen Seite das lebhafteste Gefühl, wie schwer es halte, sich mit den älteren Ansichten und Vorstellungsarten ganz zu begnügen, und auf der anderen Seite die Besorgniß, auf diese Weise gar zu Vieles aufzugeben, und zu Weniges zu behalten, diesen Verf. auf den Versuch eines Mittelweges zwischen der älteren und neueren Interpretationsmethode geheitet hat, der dem unbefangenen und consequenten Forscher zu wenig Genüge leistet; wie dieß bey mehreren anderen Punkten, aber ganz besonders bey der S. 213 f. angegebenen Grundlage einer angemessenen Auslegung der prophetischen Schriften, und bey dem S. 237 vorgetragenen Bemerkungen über den objectiven und subjectiven Sinn der von den Propheten bekannt gemachten Verheißungen, der Fall ist.

Sehen wir jetzt darauf, was die Hermeneutik des N. T. besonders durch die neuesten Versuche, welche den jetzt anzuzeigenden Werken vorhergingen, gewonnen hat: so erstreckt sich dieser Gewinn freylich weniger auf den schon so oft abgehandelten allgemeinen, als auf den bey *Bauer* und *Seiler*, und zuletzt auch zum Theil bey *Bretschneider*, zugleich erscheinenden speciellen Theil. Jedoch verdient es mit Gerechtigkeit erkannt zu werden, daß *Morus*, der sich freylich nach *Ernesti's* Vorgang, an den er sich gänzlich angeschlossen, auf den allgemeinen Theil allein beschränkte, sich durch etwas verbesserte Anordnung, erleichterte Übersicht und sorgfältigere Läuterung einzelner Begriffe, um die Darstellung des Ganzen, und um die Abhandlung einzelner Punkte, die zur grammatischen Interpretation des N. T. gehören, ein eigenthümliches Verdienst erworben hat; daß aber dem Werke noch weiter nachgeholfen und die Nutzbarkeit desselben noch mehr befördert ward durch des verdienstvollen Herausgebers der *morus'schen* Vorlesungen, *Hn. Geh. Hofrath Eichstädt's* schätzbare einge-

schilderte Bemerkungen und Zusätze [Lipz. 1797. 1802. Vol. II. 8.]. Denn in diesen sind bald einzelne Begriffe berichtigt oder genauer bestimmt, bald einzelne von *Morus* nur schüchtern angedeutete Untersuchungen weiter fortgeführt, bald einzelne auch von *Morus* gänzlich übergangene Punkte vollständiger ausgeführt, und überdies noch manche schätzbare Winke gelegentlich eingeschaltet, der bündigen Übersicht der Geschichte der Hermeneutik, die in der lehrreichen *eichstädtischen* Vorrede vor dem ersten Theil des Werks enthalten ist, nicht besonders zu gedenken. Doch bedeutend höher als das *morusche* Werk, sowohl wegen ihrer gänzlichen Unabhängigkeit von früheren Bearbeitungen der Wissenschaft, als auch wegen ihres inneren Gehalts und ihrer wissenschaftlichen Anordnung, stehen die trefflichen *beckischen Monogrammata Hermeneutices* N. T. [Lipz. 1803 8.], die sich durch Vollständigkeit der aufzuführenden Grundsätze über den allgemeinen Theil der neutestamentlichen Hermeneutik, die grammatische vorzüglich, doch auch die historische Interpretation betreffend, nicht weniger, als durch ihre bündige Kürze und Präcision, durch Liberalität, und Consequenz der Principien auszeichnen, und ausserdem sich zugleich etwas weitläufiger, als es in anderen hermeneutischen Lehrbüchern zu geschehen pflegt, über die Kritik des N. T., die nach der Bemerkung des Vfs. S. 2 unter der Hermeneutik im weiteren Sinne begriffen wird, verbreiten, welches gewissermaßen als eine Bereicherung für die Wissenschaft angesehen werden kann. Doch hat auch schon *Seiler* S. 289 f. hierauf gleichfalls Rücksicht genommen. Aber Hr. Hofr. *Beck* hat die eben so bündig als behutsam abgefaßten Grundsätze der *höheren Kritik*, mit Beziehung aufs N. T., vor ihm voraus, die eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft ausmachen. Auch verdienen noch aus diesem allgemeinen Theile der Hermeneutik die von *Beck* S. 192 f. aufgestellten trefflichen Grundsätze über die Widersprüche im N. T. und deren Ausgleichung, die sich über die *morusf.* Grundsätze gar sehr erheben, so wie die S. 189 f. angedeuteten Grundsätze über die Accommodation Jesu und seiner Apostel zu ihren Zeitgenossen, eine rühmliche Auszeichnung, wenn gleich auch schon *Seiler* und noch mehr *Bauer*, der überhaupt das Eigenthümliche der histor. Interpretation mehr hervorhebt, sich ziemlich befriedigend darüber erklärt. Doch war es für die Vervollständigung des Ganzen von der größten Wichtigkeit, daß auch die Hermeneutik des N. T. mit einem speciellen Theile bey *Bauer*, *Seiler* und *Bretschneider* [Leipzig, 1806. 8.] bereichert ward. Und konnte man auch die hier mitgetheilten Versuche derselben nur noch als erste Grundlinien einer Specialhermeneutik des N. T. betrachten, die zu weiteren Versuchen auffodern, welche tiefer eindringen und noch sicherer begründet sind: so ward doch an ihnen die Consequenz zu loben, die sich hier um so viel

öher erwarten ließ, da diese Versuche den Grundsätzen der Specialhermeneutik des A. T. völlig analog waren. Doch möchte diese Consequenz, die vor keiner Folgerung erschrickt, in dem Abschnitt von Behandlung der erzählten Wunderbegebenheiten, bey *Bauer*, der entscheidender ist, und bey *Bretschneider*, der skeptisch verfährt, bemerklicher seyn, als bey *Seiler*, der zwar S. 415 f. sehr liberal erklärt, daß man das Wesentliche einer Geschichte des N. T. vom Ausserwesentlichen, die Form der Erzählung von der Materie und dem Inhalt wohl zu unterscheiden habe, aber in der Anwendung dieses Grundsatzes auf solche Erzählungen, in denen der Schriftsteller erweislich habe etwas Wunderbares berichten wollen, jeden Versuch einer historischen Kritik zu entscheidend zurückweist. Dagegen schien uns die von *Beck* S. 196, obgleich nur im allgemeinen Theil der Hermeneutik beygebrachte, aber doch immer schon der Specialhermeneutik mehr angehörende, eben so behutsame, als bestimmte Äußerung über einige etwa im N. T. anzunehmende Mythen nicht allein gar sehr der Beherzigung würdig, sondern auch eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft zu seyn.

Nach dieser Übersicht des bisherigen Zustandes der Wissenschaft überhaupt und ihrer Fortschritte in ihren einzelnen Theilen wird es desto leichter seyn, über den Gewinn, den sie durch die beiden vorliegenden Werke erhalten hat, ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Von No. 1 ließ sich freylich kein neuer wesentlicher Gewinn erwarten, da es nur eine neue Ausgabe eines längst bekannten Werkes ist, das, ungeachtet es für die Zeit seiner ersten Erscheinung sehr wichtig war, und sehr bedeutend gewirkt hat, und ungeachtet es wegen seines reichen und fruchtbaren Inhalts noch immer fleißig studirt zu werden verdient, dennoch den Ansprüchen, welche die Wissenschaft gegenwärtig an ein solches Werk macht, man mag auf sichere Begründung des Ganzen, auf Vollständigkeit oder auf eine durchaus bequeme Anordnung sehen, zu wenig Genüge leistet. Es kann hiebey also ganz allein darauf hingewiesen werden, daß der gelehrte Herausgeber dieses *ernstischen* Werkes, der schon 1792 eine neue, mit literarischen, kritischen, auch wohl historischen, und eigentlich exegetischen Bemerkungen, nach den Fortschritten des Zeitalters, bereicherte Ausgabe desselben veranstaltete, in dieser wiederholten Ausgabe einige frühere Bemerkungen noch mehr geläutert, einige Vorschriften des Vfs. in den Noten den heutigen Fortschritten der Wissenschaft angemessener dargestellt, andere Sätze durch hinzugefügte ausgewählte Beyspiele erläutert, und endlich noch andere Vorschriften durch Hindeutung auf einzelne Verirrungen früherer Ausleger, die dagegen fehlten, in ein helleres Licht gesetzt hat.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

Druckfehler in No. 229 und 230. S. 26. Z. 4 v. u. Statt ein gründliches Studium 1. eine gründliche Kenntniß. S. 30. Z. 9 v. u. Statt politischer 1. juristischer. S. 31. Z. 4 v. o. St. Lehre von Tutel u. Erbschaft 1. Lehre von Ehe, Tutel und Erbschaft. S. 33. Z. 5 v. o. St. Wilden 1. Wilder. S. 35. Z. 10 v. o. hinar Discusfionen setze Locre. Ebendaf. Z. 13 v. o. St. Und wann 1. Wenn aber. Ebendaf. Z. 20 v. u. St. unbeschränktere; 1. beschränktere. S. 39. Z. 15 u. 16 v. u. St. von dem Conservateur — nachsuchten 1. den Conservateur — erfuchten. S. 40. Z. 24 v. ob. muß das Wort ist gestrichen werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 N O V E M B E R , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

1) LEIPZIG, b. Weidmanns: *50. Augusti Ernesti institutio interpretis Novi Testamenti*. Editionem quintam — curavit Chr. Fr. Ammon etc.

2) LEIPZIG, b. Vogel: *Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Testaments nach Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation* von Carl Aug. Gottl. Keil u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir verweisen desswegen auf das, was S. 3 f. über die Schwierigkeiten des exegetischen Studiums und über das Unvermeidliche verschiedener Auslegungen, S. 21 f. über die allegorische Interpretation der Schrift, und über die Typologie, S. 41 f. über die *translatio grammatica* und *rhetorica*, S. 61 über die wechselseitige Erläuterung solcher Stellen, die in der That parallel sind, S. 76 f. über die Rücksicht auf Sprachanalogie im Arabischen und Syrischen bey Auslegung des N. T., S. 96 über *ἐξουσία* 1 Kor. XI, 10, S. 108 f. über die Analogie des Glaubens, S. 121 über einzelne tropische Ausdrücke des N. T., die man fälschlich für eigentliche gehalten hat, S. 140, vgl. S. 149, über Widersprüche im N. T., und die rechte Art sie auszugleichen, S. 158 f. über die Schwierigkeit einer vollendeten deutschen Übersetzung aller einzelnen Theile des N. T., S. 173 über die *αὐτολεγομενα* des N. T., S. 210 über eine schickliche Eintheilung der Ausgaben des N. T., S. 242 von einigen Vorsichtsregeln bey dem Gebrauch der alten Versionen für die Exegete, S. 257 über den kritischen Gebrauch der Citationen bey den Kirchenvätern, S. 304 über die Citate des A. T. im N. T., S. 359 über die historische Auslegung des N. T., beygebracht ist; wenn gleich andere Punkte, sowohl die historische Interpretation selbst, als die Specialhermeneutik des N. T. betreffend, die nicht wohl hätten aufgenommen werden können, ohne dem Werke selbst eine zu große Ausdehnung zu geben, auch in dieser neuen Ausstattung desselben übergegangen sind. Dazu kommt noch die lehrreiche, S. VIII f. der neuen Vorrede beygefügte Abhandlung: *De idonea narrationum mirabilium in N. T. obdianum interpretatione*, als eine sehr schätzbare Zugabe dieses Werkes, die einen eben so gründlichen und behutamen als freymüthigen Ausleger verräth, und die wir Jedem, der über die Wundererzählungen nach dem ersten Eindruck, den sie auf ihn machen, und nach flüchtiger Ansicht aburtheilen will, zur ernstlichen Beherrschung empfehlen. Bloß dieß möchten wir noch erinnern, zunächst, daß das Unbestimmte des *cruc-*
S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

istischen Begriffs der Interpretation §. 3 der Prolegom.: *Interpretatio est facultas docendi, quae cujusque orationi sententia subjecta sit* u. f. w., welches schon in Meyer's Versuch einer Hermeneutik des A. T. T. I. S. 19, und von Eichstädt in der Ausgabe der morus'schen Vorlesungen Vol. I. p. 6 sq. gerügt ist, da ja die Interpretation vielmehr die Handlung des Interpretirens, als eine Fertigkeit oder Kunst sey, auch in dieser neuen Ausgabe ungerügt gelassen ist, und dafür auch hier wieder der an diesem Orte ganz müßige Zusatz steht: *Interpretatio est vel cursoria, vel stataria, etc.* Besser sagt Beck gleich zu Anfang seiner Monogrammata: *Interpretandi ars cernitur in facultate* — Ferner wenn Hr. A. S. 20 über den von Edichen angenommenen doppelten Sinn mancher Weissagungen des A. T., der aber nicht anzunehmen sey, bemerkt: *Quod quidem non ita accipiendum est, ut eundem Psalmi locum de Davide et Messia simul agere posse aegemus; nobis quidem hac de re persuasum est; sed distingui debet inter sensum primitivum et sensum ab aevo sequiore determinatum*; so scheint uns durch diese letztere Bemerkung das Paradoxon, daß dieselbe Stelle von David und dem Messias zugleich handeln könne, keinesweges erklärt zu seyn. Denn eben indem man einen ursprünglichen und einen später hineingelegten Sinn unterscheidet, giebt man ja zu, daß der erstere von dem letzteren wesentlich verschieden ist, und nicht mit ihm zugleich Statt findet; daß der erstere allein der richtige, der letztere nur erst nach einer späteren Ansicht daran gereiht ist. Es erhellt also vielmehr, daß ursprünglich und eigentlich kein doppelter Sinn da war; und es geht nicht hervor, wie dieselbe Stelle von David und dem Messias zugleich handeln könne. — Sonst wurden wir noch bey dem Wunsche des Hn. A. S. 55: *Ejusmodi characteristica philologica singulorum N. T. auctorum* [worin nämlich die eigenthümlichen Ausdrücke jedes einzelnen Schriftstellers bemerkt sind.] *utinam aliquando ditemur!* an die beiden G. D. Schulzischen Schriften: Der schriftstellerische Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jakobus, u. f. w. Weissenfels und Leipzig 1802. Der schriftstellerische Charakter und Werth des Johannes, u. f. w. Ebendasselbst 1803. 8 erinnert, die einen guten Anfang gemacht haben, das zu leisten, was hier gewünscht wird. — Endlich konnte sich Rec. in den S. 171 beygebrachten Wunsch des Herausgebers: *Atque de ha. ὁμορφία utinam et ipse hic breviter egisset auctor!* *Neque enim hujus notitia bonus interpretas carere potest*, nicht finden. Denn nach seiner Meinung gehört die Frage wegen der
E e

Theopneustie der Schriften des N. T. gar nicht in die Hermeneutik, sondern in die Dogmatik; und es würde allen hermeneutischen Operationen und eben so auch allen hermeneutischen Grundsätzen eine ganz falsche Richtung geben, wenn man dabey die heiligen Bücher nicht als reinmenschliche, sondern als solche Schriften, die unter dem Einfluß irgend einer im laxeren oder strengeren Sinne genommenen Theopneustie abgefaßt wären, behandeln wollte.

Nr. 2 behauptet schon dadurch einen anderen Charakter, daß es sich als eine von den bisherigen Vorarbeiten gänzlich unabhängige Schrift ankündigt; noch mehr aber dadurch, daß es, ungeachtet der bündigen Kürze, die ihm als Lehrbuch zum Gebrauch akademischer Vorlesungen eigenthümlich seyn mußte, S. VII f. der Vorrede bestimmt darauf Ansprüche macht, sich ein besonderes Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben. Es hatte nämlich der gelehrte Vf., der schon vor geraumer Zeit ein Lehrbuch dieser Art versprach, bey Abfassung desselben zur Absicht, theils der Hermeneutik durch eine wissenschaftlichere auf das Ganze sich erstreckende Anordnung der dahin gehörigen Lehrgegenstände, die auf die verschiedenen bey der Interpretation vorkommenden Operationen berechnet wäre, und durch erleichterte Übersicht des Ganzen zu Hülfe zu kommen; theils die Grundsätze und Forderungen der historischen Interpretation durch stete Hinweisung darauf, daß es der Ausleger zunächst mit einer historischen Untersuchung zu thun habe, bestimmter und ausführlicher, als es in den bisherigen Lehrbüchern dieser Art geschah, darzulegen. Ausserdem wünschte er noch durch möglichst genaue Bestimmung der einzelnen Regeln und Anweisungen, wie durch Ergänzung einzelner Lücken, welche in den bisherigen hermeneutischen Lehrbüchern noch gelassen waren, zur größeren Vollendung der Wissenschaft das Seinige beyzutragen. Doch lag es nach S. XI der Vorrede in dem Plane des Vfs., sich auf die allgemeine Hermeneutik des N. T. allein einzuschränken, ohne die Specialhermeneutik des N. T., die ihm in eine allgemeine Anweisung zur Erklärung der neutestamentlichen Bücher zu wenig zu gehören schien, besonders zu berücksichtigen. Um nun bey diesem letzteren Punkte, der das betrifft, was der Vf. dieses schätzbaren Lehrbuchs nicht gegeben hat, zuerst zu verweilen: so kann Rec. nicht umhin, zu glauben, daß durch die Beschränkung desselben auf den allgemeinen Theil allein die nöthige Vollständigkeit eines Lehrbuchs dieser Art beeinträchtigt ist, und daß bey der dem Vf. eigenthümlichen so musterhaften Kürze das Werk keine zu große Ausdehnung erhalten hätte, wenn auf einzelne, aus der Einleitung ins N. T. entlehnte Prämissen über jedes einzelne Buch des N. T. einige Grundsätze gebaut wären, die bey der Auslegung desselben besonders in Betrachtung kommen; wie ja offenbar der Erklärer der historischen Bücher des N. T. ganz andere Rücksichten zu nehmen hat, als der Erklärer der Briefe und der Erklärer der Apokalypse; und wie wiederum das Individuelle der ein-

zelnen Schriftsteller besondere Rücksichten für den Ausleger notwendig macht. Rec. erklärt sich hierüber ungeachtet seiner großen Achtung für Hn. K. ganz unbefangen, da er selbst S. XI der Vorrede dazu auffodert; und fügt den Wunsch hinzu, daß es ihm gefallen möge, bey einer neuen Auflage dieses Lehrbuchs, die gewiß nicht lange ausbleiben wird, diese Grundlinien einer Specialhermeneutik des N. T. in seinen Plan mit aufzunehmen, und dadurch dasjenige zu ergänzen, was Bauer in dem allerersten Versuch dieser Art nur noch sehr fragmentarisch gab, und dasjenige zu liefern, was Beck nach S. VIII der Vorrede seiner Monogrammatik bis dahin hat in dem versprochenen zweyten Theil seines Werks vergebens erwarten lassen: *ex cujusvis scriptoris atque libri ingenio, indole, aetate, opportunitate, historice declarata, repetentur, quae ejus interpretandi et assequendi cujusvis loci singularia sunt praecepta, commemoratis librorum et locorum principiorum interpretibus.*

Blicken wir nach dieser Bemerkung über das, was wir vermessen, auf das, was das vorliegende heilsche Lehrbuch wirklich enthält: so müssen wir gestehen, daß uns in Ansehung der bündigen Kürze, Präcision und Gedrängtheit des Vortrags außer den beckischen Monogrammen kein neueres hermeneutisches Werk bekannt ist, das wir schieklich damit in Parallele setzen könnten; daß es aber dem Vf., da er den kritischen Theil wegließ, der bey Beck für ein hermeneutisches Lehrbuch doch wohl zu weitläufig gerathen ist, möglich ward, in einem noch geringeren Volumen manche Punkte, die sehr wesentlich zur Hermeneutik gehören, etwas ausführlicher zu behandeln, und mit ausgewählten Beyspielen noch mehr zu erläutern, als es dort geschehen ist. Der Plan des Werks ist in der Hauptsache ganz einfach, indem, nach den kurzen Vorerinnerungen, im ersten Theil von der richtigen Erkenntniß des Sinnes der Bücher des N. T., und im zweyten Theil von der Belehrung Anderer über den richtig erkannten Sinn dieser Bücher gehandelt wird. Allein so natürlich diese Anordnung an sich ist, und so natürlich sich dabey diejenigen Punkte von selbst darbieten, welche im ersten und welche im zweyten Theil abzuhandeln wären: so wenig kann Rec. die weitere von Hn. K. getroffene Anordnung der einzelnen Punkte, die jedem einzelnen Theile zugetheilt sind, ganz bequem finden. Nach Rec. Meinung würde nämlich bey dieser Einteilung Alles, was die verschiedenen Operationen des Auslegers betrifft, der den Sinn seines Schriftstellers grammatisch - historisch erforscht, und als Kritiker das Aufgefundene nach seinem Inhalt und dessen Verschiedenheit würdigt, in den ersten Theil gehören; und in den zweyten Theil allein, wie man über das auf solche Weise grammatisch - historisch Erforschte und gehörig Gewürdigte auch Andere in verschiedenen Formen des Vortrags belehre. Unser Vf. hat dagegen zwar im ersten Theil mit Recht von der richtigen Bestimmung und Erläuterung des jedesmaligen Inhalts einer Stelle, nach den Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner ersten Leser.

ausführlich behandelt; aber ein eigenes Capitel von der nähern Erläuterung und weitem Aufklärung des angegebenen Sinnes und Inhalts einer neutestamentlichen Stelle, je nachdem sie historischen, dogmatischen oder moralischen Inhalts ist, in den zweyten Theil aufgenommen, da doch Erörterungen dieser Art mit gleichem Recht schon in den ersten Theil gehört hätten, als das Capitel von der Rücksicht des Auslegers auf die Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner Leser, auf damalige Religionsmeinungen, auf etwanige Widersprüche, die im N. T. vorkommen u. dergl. Auch wäre durch eine solche Anordnung die Übersicht alles dessen, was von unserm Vf. mit Recht und mit so ausgebreiteter, tiefgeschöpfter Sachkenntnis empfohlenen historischen Interpretation eigenthümlich ist, mehr erleichtert, als es dermalen der Fall ist. — Sonst muß Rec. dem Vf. darin völlig beystimmen, daß er die im ersten Theil abgehandelten Gegenstände so geordnet hat, daß die Folge der verschiedenen bey der Auslegung vorkommenden Operationen bemerklicher ist, und der Gang einer historischen Untersuchung, welche man nach S. IX der Vorrede, vergl. S. 8 des Werkes selbst, bey dem Interpretiren anzustellen hat, mehr in die Augen fällt; wenn gleich Rec. in anderer Hinsicht wiederum glaubt, daß sich, wenn auch nicht die wissenschaftliche Anordnung der einzelnen Parthieen des ersten Theils, doch die leichte Übersicht des Ganzen hätte noch mehr befördern lassen, wenn das, was hier unter sieben, oder eigentlich, mit Ausnahme des ersten, unter sechs Capitel geordnet ist, unter die beiden Hauptrubriken der grammatischen und historischen Interpretation gebracht wäre.

Liesse sich nach diesen Bemerkungen in Ansehung einer durchaus befriedigenden wissenschaftlichen Anordnung und leichten Übersicht, die überhaupt bey einem Lehrbuche dieser Art, wenn jede unnöthige Wiederholung vermieden werden soll, sehr schwer hält, bey dem vorliegenden keilschen Lehrbuch Einiges vermissen: so finden wir dagegen desto grössere Befriedigung in den aufgestellten Principien selbst, in der genauen Bestimmung derselben, und in der durch das Ganze herrschenden obenswürdigen Consequenz, die vor keiner Folgeung erschrickt, eben weil sie es bloß mit einer historischen Untersuchung zu thun hat; wie in der reichen Ausstattung desselben mit treffenden Beyspielen für die einzelnen Punkte der grammatischen sowohl, als historischen Interpretation, und mit einer eben so ausgewählten, als das weniger Bekannte und oft längst vergessene gehörig beachtenden Literatur. Es sey genug, zum Beweise der Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit dieses hermeneutischen Lehrbuchs auf das zu verweisen, was S. 45 ff. über die Frage: in welchen Fällen ausser der Bedeutung einzelner Worte und Redensarten der Sinn und Umfang derselben noch besonders zu untersuchen sey, und S. 60 ff. über die Bestimmung des logischen Zusammenhanges mehrerer mit einander verbundener Worte und Sätze beygebracht ist, so wie in Ansehung des umfassen-

den Blicks und der unbefangenen Forschung des Vfs. auf das hinzuweisen, was S. 103 ff. über die Rücksicht des Auslegers auf Religionsmeinungen jener Zeit, S. 108 ff. über anscheinende oder wirkliche Widersprüche in den Büchern des N. T., S. 128 ff. über die Rücksicht des Auslegers auf Stellen historischen Inhalts, besonders auf Erzählungen von wunderbaren Begebenheiten, S. 133 ff. von der Behandlung dogmatischer Stellen, wie S. 77 ff. von der Würdigung der im N. T. beygebrachten alttestamentlichen Aussprüche und der daraus geführten Argumente, gesagt ist, woraus zugleich erhellt, über welche Punkte der gelehrte Vf. bey Angabe des Eigenthümlichen der historischen Interpretation, die nach S. 9 mit der grammatischen aufs genaueste verbunden ist, sich vorzüglich verbreitet hat. Sollten wir ja in Ansehung der aufgestellten Theorie im Ganzen noch Etwas vermissen: so wäre es vielleicht eine vorläufige ganz kurze Andeutung der ersten Principien aller Auslegung überhaupt, woraus sich die speciellen Principien der Auslegung einer besonderen Classe von Schriftstellern, hier der neutestamentlichen, ohne Schwierigkeit deduciren ließen; wodurch diese ganze Theorie, in wissenschaftlicher Hinsicht, an sicherer Begründung noch gewonnen hätte. Nur in Ansehung einzelner Parthieen mögen Rec. noch folgende Erinnerungen vergönnt seyn.

In dem sehr instructiven ersten Capitel des ersten Theils, das Rec. lieber von der nachfolgenden Theorie unabhängig geordnet und in die Prolegomenen verwiesen hätte: von den Vorkenntnissen, die ein Ausleger des N. T. zur Erklärung desselben mitbringen muß, steht §. 18 auch eine Kenntniss der eigenthümlichen christlichen Religionslehren, womit der Ausleger sich bekannt machen soll, ehe er sich mit Erklärung einzelner darauf sich beziehender Stellen des N. T. beschäftigen kann, ob er gleich diese Kenntniss aus keiner anderen Quelle, als aus diesen Büchern selbst, am sichersten zu schöpfen vermag. Rec. fürchtet vielmehr, daß diese vorläufige Kenntniss von den eigenthümlichen christlichen Religionslehren, der sich freylich ein von Jugend auf im Christenthum unterrichteter Ausleger nicht wohl entschlagen kann, ihn bey der Auslegung selbst irre leiten möchte, um allein das ihm schon Bekannte und Geläufige zu suchen und zu finden; und er wünscht vielmehr, daß jeder Ausleger, um ganz unbefangen allein den wahren Sinn der neutestamentlichen Schriftsteller aus ihnen selbst zu erforschen, sich aller seiner bisherigen Kenntniss der Lehren des Christenthums gänzlich entschlagen könnte. — Über den in §. 71, wo von den Citaten des A. T. die Rede ist, eingeschalteten Punkt, daß die Schriftsteller des N. T. die meisten solcher als Weissagungen aufgeführter Stellen nach ihrem wahren historischen, oder wenigstens einem in ihnen vorausgesetzten doppelten Sinn anzuführen glaubten, wünschte Rec., daß sich der Vf. etwas weiter verbreitet hätte, da ihm nicht alle hier angeführten Beyspiele auf einen solchen vorausgesetzten doppelten Sinn bestimmt genug hinzuführen scheinen. — Wenn S. 119 erinnert wird, der Ausleger habe bey einzelnen nicht

ganz wahrscheinlichen Erzählungen des N. T. zu untersuchen, ob hier vielleicht eine sogenannte Mythe oder die Beschreibung einer Vision Statt finde: so wünschte Rec. auch hier wieder, daß der eben so freymüthige als behutsame Vf. sich auch über diese schwierigen Punkte der neutestamentlichen Auslegung etwas ausführlicher, als bloß im Vorübergehen, erklärt hätte. — Endlich §. 117, wo von Stellen dogmatischen Inhalts die Rede ist, erklärt Hr. K. sich zuletzt: „der Ausleger habe zu untersuchen, ob der Schriftsteller [oder der redend Eingeführte] das vorhabende Dogma [sein Ausdruck, den Rec. eben so unbequem und in der That ungrammatisch findet, als den §. 36 und sonst öfter gebrauchten Ausdruck: die vorhabende Stelle, Bedeutungen des vorhabenden Worts u. s. w. Lieber: das vorkommende Dogma, die zu erklärende Stelle!], welches er mit anderen seiner Zeitgenossen und Landaleute gemein gehabt habe, wohl nach seiner eigenen Überzeugung, oder nur aus Bequemung und Herablassung zu den Vorstellungen und Meinungen der Zeitgenossen so vorgebracht habe; wovon er sich nach der Verschiedenheit der Fälle, und, je nachdem entweder von Jesu und [oder] seinen Aposteln die Rede sey, bald dieses, bald jenes anzunehmen genöthigt sehen dürfte.“ Auf jeden Fall finden wir diesen Satz, bey der zu großen Gedrängtheit des Vortrags, etwas dunkel und zweydeutig ausgedrückt; doch scheint der Vf. sa-

gen zu wollen, daß bey einem solchen Ausspruche Jesu selbst eine Herablassung zu den Vorstellungen und Meinungen der Zeitgenossen, oder bey einem ähnlichen Ausspruche der Apostel eine Rede nach ihrer eigenen Überzeugung anzunehmen sey. Nur bleibt es, wenn dies Hn. K's. Sinn seyn soll, dunkel, warum er den Aposteln, z. B. einem Paulus, gar keine Herablassung zu den Meinungen seiner Zeitgenossen, sondern allein eine durchaus den irrigen Meinungen derselben ganz ähnliche Vorstellung zuschreiben will. — Doch dies alles sind Kleinigkeiten, die bloß von der Aufmerksamkeit zeugen, mit welcher Rec. dieses schätzbare Lehrbuch geprüft hat, und dem ausgezeichneten Werthe desselben nichts benehmen. Rec. wünscht nur noch zum Schlusse recht aufrichtig, daß der würdige Vf. sein S. 9 der Vorrede gegebenes Versprechen, das Publicum mit *Beiträgen zur historischen Interpretation des N. T.*, worin manche Punkte dieses Lehrbuchs noch mehr erläutert werden, zu beschenken, recht bald erfüllen möge, und daß durch diese neue Arbeit des verdienstvollen Vfs., in Verbindung mit den vom Hn. Geh. Hofr. Eichstädt längst versprochenen *hermeneutischen Commentationen* und den hoffentlich auch bald zu vollendenden trefflichen *Monogrammen* des Hn. Hofr. Beck ein gründliches, jede Willkühr verschmähendes, liberales und consequentes Bibelstudium immer mehr befördert werde!

Y.

K L E I N E S C H R I F T E N.

THEOLOGIE. Hannover, b. d. Gebr. Hahn; *Principes de Théologie, de Théodicée et de Morale en réponse à Mr. le docteur Teller, sur son écrit intitulé la plus ancienne Théodicée par J. A. de Luc.* 1809. 180 S. 8. (12 Gr.)

Um den Streit zwischen Hn. Teller und *de Luc* ganz genau zu beurtheilen, müßte man die sämmtlichen Acten, oder die umständliche Correspondenz zwischen beiden, auf welche Hr. *de Luc* in diesem Schriftchen sich jeden Augenblick beruft, und aus welcher er ganze Stellen citirt, zuvor durchlesen. Dies scheint in dessen bey einer, unter unseren gelehrten Theologen, seit Eichhorn und Gabler, beynahe schon abgeurtheilten Streitfrage, sich kaum der Mühe zu verlohnen: um so viel weniger, da Hr. *de Luc* ein schwer zu bekehrender Gegner ist, der jede von der seinigen abweichende Meinung geradezu für Irrthum erklärt. Es war überhaupt für den Streit nicht vortheilhaft, daß *L.* von ganz anderen Principien wie *T.* ausgeht. Jener nimmt eise im strengsten Sinne unmittelbare Offenbarung der ersten Capital in der Genesis an, wobey er sogar noch eine *inspirationem verbatim* zu statuiren scheint; dieser legt den an sich so schwankenden Begriff des Unmittelbaren ganz bey Seite, und sucht die Momente zur Beurtheilung dieser Erzählung mehr in den noch aufzufindenden Spuren der ältesten Völkergeschichte. Wie sollten beide sich je an einem gemeinschaftlichen Ziele zusammentreffen? Dazu kommt, daß Hr. *de L.*, so ein guter Physiker und Geolog er immer seyn mag, in der Philologie höchst unerfahren, und mit den neuern Fortschritten der Hermeneutik und Exegese durchaus unbekannt ist. Wer möchte ihm an sich das verargen, da es zu seinem Fache nicht erforderlich ist? Daß er aber das güldene; *se futor ultra crepidam*, so ganz vergißt, und, ohne mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet zu seyn, sich in ein ganz fremdes Feld wagt, die Veteranen in demselben aus dem Felde zu schlagen meint, sich auf keinen güldlichen Vergleich einlassen will, lauter Seitenhiebe anbringt, und schon Triumph ruft, wenn doch der Gegner ihm augenscheinlich darhuhn kann, daß er ihn gar nicht berührt habe; dies alles muß ihm schon jeder Sachverständige übel nehmen. Ein solches Verfahren ist aber bey Religionsgegenständen in unseren Tagen

so viel gefährlicher und gemeinschädlicher, weil es den Feinden aller religiösen Wahrheit eine erwünschte Gelegenheit darbieten scheint, die ganze Religion aufs Ungewisse zu stellen, und der durch Hn. *de Luc's* Manier auf die protestantische Theologen geworfene Verdacht, als arbeiteten sie selbst mit dahin, — wenigstens bey einem neuerlich sehr berühmt gewordenen — Übertritt zur römisch-katholischen Kirche, als zum Vorwande dienen müssen. Wenn Hr. *de Luc* dies wohl beherzigte, und den bekannten Erfahrungssatz vor Augen hätt, daß durch alles Aufheben und Schreyen über Neologie unendlich mehr Böses als Gutes gestiftet wird; so legte er vielleicht die Waffen in einem Streite nieder, bey welchem er nur Zeit und Mühe verliert, ohne je den Sieg ersechten zu können. — Der Streit betrifft bekanntlich die Frage: ob die ersten Capital Moiss rein *historisch*, oder *allegorisch* (vielleicht hat der Name *Mythe*, dessen man sich seit einiger Zeit statt des letzteren bedient, noch zufällig einen Anstoß mehr gegeben) zu erklären sind? Wam die Gründe für die *erstere* Meinung der älteren Exegeten bekannt sind, der wird sich *de Luc's* ganze Demonstrationsmethode (in welcher Rec. durchaus keine neuen Gründe, auch nicht einmal eine neue Ansicht der älteren angetroffen hat) im Voraus denken können, und vermöge dieser Bekanntheit über ihre Stärke oder Schwäche leicht entscheiden. Für unseren Vf. wäre jede Bemerkung wider dieselbe durchaus überflüssig, indem er von seiner Meinung unwiderleglich überzeugt zu seyn, zufolge S. 136 — 137 ff. *Harder* und *Jerusalem* durch seine geologischen Briefe längst widerlegt zu haben vermeint (obgleich er letzteren nicht gelesen zu haben bekennt!!!), und es *Teller* sehr übel nimmt, daß er nach Erscheinung dieser Briefe dennoch *Jerusalem's* Meinung bleiben könne. S. 176 — 177 giebt er sogar *Teller* (ohneachtet er versichert, ihn weit von der Übereinstimmung mit diesem Schriftsteller entfernt zu halten), nicht undeutlich zu verstehen, daß seine Erklärungsart, wenn sie consequent seyn wolle, mit den Sätzen des Buches „*Aphorismen am Grabe der Theologie*“ etc. unvermerkt zusammenfließe.

W.Rh.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1810.

JURISPRUDENZ.

BERLIN. b. Maurer: *Neue Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle. Entscheidungen der holländischen Juristen-Facultät.* Herausgegeben von D. Theodor Schmalz, königl.-preuss. geheimen Justiz-Rath. Erster Band. 1809. 339 S. Zweyter Band. 1810. 318 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Diese Sammlung ist, zum Besten der lieben Jugend, welche vom Studium in den Dienst der Rechtspflege übergehen, veranstaltet worden, da, wie auch hier in der Vorrede gesagt wird, derselben nichts nützlicher seyn soll, als das Lesen rechtlicher Entscheidungen mit ihren Gründen. Dabey sollen die darin befindlichen Abhandlungen auch Stoff, vielleicht Beyspiel, zu einfacher Darstellung abgeben, und dem Vf. sey seinen praktischen Collegien Dienste leisten. In dieser letzten Hinsicht läßt sich nichts sagen: denn es ist sehr natürlich, daß man am liebsten bekannte Gegenstände von den Lehrlingen bearbeiten läßt, und daß man die eigene Manier für die vorzüglichste hält. Was übrigens das Lesen rechtlicher Entscheidungen betrifft: so brauchen deswegen wenigstens keine Sammlungen weiter gemacht zu werden; wir haben deren gewiß genug, und leicht vorzüglichere als diese. Denn wenn man die sehr fließende und leichte Schreibart, die große Gabe des Vfs., einzelne Ideen deutlich zu entwickeln und recht anschaulich zu machen, hinwegnimmt: so bleibt nichts, wodurch sich diese Arbeiten vorzüglich auszeichnen. Weller die Gegenstände haben ein besonderes Interesse, noch ist die Behandlung wegen ihrer Gründlichkeit, Präcision und zweckmäßigen Ordnung musterhaft. Im Gegentheil hat Rec. in vielen Abhandlungen dasjenige bestätigt gefunden, was er bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern (Jahrg. 1809. No. 105) als Fehler der gewöhnlichen Facultäts-Arbeiten angegeben hat. Es ist nämlich höchst selten der eigentliche Hauptsatz, auf welchen Alles ankommt, mit dem alles Übrige steht und fällt, hervorgehoben und herausgehoben, sondern es ist mehrentheils und mit vieler Ausführlichkeit das wiedergegeben, was von den Advocaten vorgetragen worden. Z. B. No. V. XI. XX im ersten, No. XXXVI im zweyten Theile. Überhaupt haben viele Ausarbeitungen mehr das Ansehen von Relationen als Entscheidungs-Gründen, und sehen mehr einer flüchtigen Abhandlung über einen juristisch-politischen Gegenstand ähnlich, als

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

einer Arbeit, die ein bestimmtes Urtheil *ex jure et facto* begründen soll. Rec. kann daher nicht leugnen, daß er bey dem Lesen dieser und anderer in gleicher leichter Manier gearbeiteter Rechtsfälle in einige Versuchung gekommen ist, sich die Frage vorzulegen: ob es nicht besser sey, denselben, an sich barbarischen Facultätsstil beyzubehalten, als den vernünftigeren, geschmackvolleren freyen Stil anzunehmen, wenn die größere Freyheit und Leichtigkeit des Schreibens, welche hier Statt findet, die Folge hat, daß man bey dem, was niedergeschrieben wird, noch weniger Nachdenken und Kritik anwendet, und das Überflüssige und Unnütze von dem Zweckmäßigen noch weniger absondert, als sonst wohl zu geschehen pflegte. Die Schwierigkeiten, welche es bey jener, an sich einförmigen Methode hat, die Ideen an einander zu reihen, ohne gar zu schwerfällig zu werden, foderh nicht nur überhaupt zur Anstrengung auf, sondern befördern ganz besonders das Streben nach Kürze und Bündigkeit. Hätte unser Vf. in jenem Stil arbeiten müssen, gewiß würden der Perioden viel weniger geworden, manche weiterschweifige Ausführung würde wahrscheinlich zu ein paar Zeilen zusammengeschmolzen, manche vage Behauptung, mancher in rechtliche Entscheidungs-Gründe ganz und gar nicht gehörende Satz würde ganz weggeblieben seyn. Auch hat es Recens. nicht gefallen wollen, daß die Formeln der reformirenden Sentenzen abgeändert, und die alte Weise, nach welcher das vorige reformirte Urtheil wörtlich eingerückt, und dann gesagt zu werden pflegte, daß es dabey nicht zu lassen sey, worauf man die neue Sentenz erst folgen ließe, nicht beobachtet worden ist. Eine Sentenz ist kein Kunstwerk, bey welchem auf Wohlklang, Anmuth und Eleganz zu sehen ist; sondern es kömmt dabey bloß auf höchste Deutlichkeit und Bestimmtheit an, und Alles, was dazu beyträgt, und wodurch nicht nur in einem einzelnen Falle jedem Zweifel vorgebeugt, sondern auch im Allgemeinen die Möglichkeit vermindert wird, daß der Urtheilsverfasser sich eines Irrthums oder *supervisi* schuldig mache, ist zweckmäßig. Es ist aber nicht zu verkennen, daß die wörtliche Wiederholung des vorigen Urtheiles viel dazu beyträgt, um jeden Irrthum zu entfernen, und größere Bestimmtheit zu befördern. Unsere Vorfahren hatten für das Zweckmäßige einen sehr richtigen Takt, und da sie von dem Fehler frey waren, Alles zugleich seyn zu wollen, und deshalb ein Jeder sich auf sein Fach einschränkte: so waren sie in der Wahl

der Methoden meist sehr glücklich; wir sollten daher nicht ohne Noth von dem Wege abweichen, den sie uns vorgezeichnet haben.

Der Abhandlungen sind in dem ersten Theile 27, im zweyten 40. Die meisten sind aus dem Civilrecht; nur einige aus dem Criminalrecht. Viele haben Handels- und Gewerbs-Sachen zum Gegenstande. Die ersten, besonders diejenigen, welche Wechsel-, Affecuranz- und Commissions-Geschäfte betreffen, sind meistens wegen der verwickelten Verhältnisse schwer zu übersehen; und weil gewöhnlich mehrere Personen dabey concurriren, deren jede ein besonderes Interesse und besondere Rechte und Verbindlichkeiten hat: so kommt dabey alles auf zweckmäßige Darstellung und Entwicklung des Factums an. Ist dieses mit gehöriger Sachkenntnis geschehen, und jeder factische Umstand von Seiten des Rechts gehörig gewürdigt: so ergibt sich die rechtliche Entscheidung meistens von selbst. Dieses ist von dem Vf. nicht immer beobachtet, und es bleiben daher manche Entscheidungen, z. B. No. VI und XXI, ziemlich unverständlich; wenigstens werden die Lehrlinge sich daraus nicht leicht finden können. In den Urtheilen über Gewerbs-Sachen ist die unbedingte Vorliebe des Vf. für das physiokratische System mehr sichtbar, als es für rechtliche Ausarbeitungen paßt, z. B. No. XXV S. 278. No. XXVII. S. 291 im ersten Theile, No. I u. II. XIV, ganz besonders aber No. IV im zweyten Theile. Hier, wo die Frage davon ist, ob einem *besessenden Gesetze*, welches das Brantweinbrennen verbietet, entgegen gehandelt sey, wird über die Unzweckmäßigkeit und Unweisheit eines solchen Verbots gesprochen, dabey der im Ganzen vielleicht richtige, in einzelnen Fällen und für einzelne Provinzen aber durchaus falsche Satz, daß alles Brantweinbrennen, wo es am stärksten getrieben werde, doch nicht den sechsten Theil des Getreides verbrennen könne, aufgestellt. Wie kommt dergleichen in die Gründe eines Urtheils; wie kann ein Richter sagen, und davon ausgehen, „daß die Regierung, weil sie weise sey, anstrengt bey einem solchen Verbot nur die Ablicht habe, das Publicum zu beruhigen, welches ohne Einsecht in den Zusammenhang der Dinge und in den Gang des Handelsverkehrs, dieses Brennen nach alten Vorurtheilen in seiner Unwissenheit für schädlich hält;“ wie kann, ohne daß das vorliegende Factum dazu Veranlassung giebt, und ganz im Allgemeinen, ein großer Milderungsgrund darin gefunden werden, daß ein Mann in seinem redlichen Gewerbe auf einmal gehindert, und in die bedauernswürdigste Nahrunglosigkeit mit seiner Familie gestürzt wird? Für einen Defensor mag so etwas paßen; aber für einen Richter, der ein ihm gegebenes Factum nach einem bestehenden Gesetze zu beurtheilen hat, ist ein Drehen und Wenden, ein Durchhelfen mit unhaltbaren Gründen durchaus unangemessen. Der Gesetzgeber hat es zu verantworten, wenn unweise Gesetze gegeben werden, und wenn dadurch das Volk zur Übertretung verleitet und mehr oder weniger gezwungen wird, und wenn am Ende Gleichgültigkeit gegen der-

gleichen Handlungen und die daraus folgenden Eidschwüre entsteht; aber der Richter muß nach dem Gesetze gehen, und darf am wenigsten dergleichen Ausküllfen bey ganz neuen Gesetzen sich erlauben und laut werden lassen. Überhaupt glaubt man oft mehr die Schriften eines Sachwalters zu lesen, der seine Clienten Sache mit speciösen Gründen führt, als die eines Richters, der allenthalben der Wahrheit mit Ruhe und Würde zu huldigen hat. Viel zu oft ist aus allgemeinen Wahrscheinlichkeitsgründen argumentirt und entschieden, und auf Dinge ein Werth gelegt worden, den sie rechtlich nicht haben, ja der ihnen nicht einmal nach der gemeinen Erfahrung zukommt. Wie Manches wird gleich in der ersten Abhandlung vernünftig oder thöricht genannt, und deshalb wahrscheinlich oder unwahrscheinlich gefunden, was dessenungeachtet nach der Geschichte unserer Tage Niemanden so erscheinen kann! Wer kennt nicht die Wirkungen der Leidenschaft, des Unmuths und anderer edler und unedler Gefühle? Welcher erfahrene Jurist weiß nicht aus Acten, zu welchen falschen Mafsregeln, Verblendungen und Verirrungen des Herzens und Verstandes der Eigenmuth, die Gewinn-sucht führt? Wer hat nicht bis zum Erstaunen gesehen, wie leicht selbst gute und verständige Menschen in ihren eigenen Angelegenheiten den richtigen Gesichtspunct verfehlen, und Dinge ins Werk setzen, behaupten und vertheidigen, welche sie unter anderen Umständen nie billigen würden? Daher ist es höchst gefährlich, wenn der Richter über das, was erwiesen in den Acten liegt, herrusgeht, wenn er, wie z. B. S. 195 geschehen, aus dem allgemein bekannten Charakter verdächtigter Männer bestimmte Folgen zieht, — nicht zu gedenken, daß gerade der Fall, wobey dieses geschehen ist, einer von denen ist, bey welchen, gelinde gesprochen, ein irrendes Gewissen gar nicht selten ist —, oder wenn er logische und moralische Wahrheiten zu historischen Wahrheiten erhebt. Eben so wird kein bedächtiger, seine Worte abwägender Mann die Behauptung Th. I. S. 283: „keine menschliche Klugheit konnte voraussehen, daß die Empfänger falliren würden,“ ohne Kopfschütteln lesen können. Dieses sind nur einige Beyspiele von hunderten, die sich ohne Mühe aufstellen ließen. Für die eigentliche Jurisprudenz ist wenig Ausbeute in dieser Sammlung. Die Rechts-sätze sind meist nur kurz berührt; inzwischen haben die Entscheidungen dem Rec. meist immer richtig und wohl begründet erschienen. Doch möchten einzelne Behauptungen wohl zu kühn und allgemein seyn: z. B. im ersten Theil S. 52: daß selbst bey erblichen Lehn- und Stamm-Gütern jeder Besitzer *ratione* seiner Nachkommen als *primus adquirens* anzusehen sey, wie Hr. Schwartz durch ein Citat aus Hr. Schmalz dort beweisen will. S. 264, daß über die Rechtsbeständigkeit der Form eines verlorenen Testaments kein Eid desertirt werden könne. Warum nicht? — Die Rechtsfrage über die Rechtsbeständigkeit eines Testaments hängt ja von Thatfachen ab, und diese Thatfachen können ja durch einen Eid ausgemittelt

und in die Eidesformel gebracht werden. Th. 2 S. 59, daß Nachsteuer-Sachen eigentliche offenbare Policy-Sachen seyen; denn dieses ist doch dann, wenn die Verbindlichkeit selbst in einem bestimmten Falle bestritten wird, durchaus falsch. Schwerlich dürfte auch die Entscheidung in No. V, Th. 2 Beyfall finden; wenigstens würde, wenn die angeführten Gründe durchgreifend wären, aus einer jeden *condictio indebiti* eine *condictio sine causa* gemacht, jeder *error in facto* wegstrophirt, und das *onus probandi* von dem Kläger auf den Beklagten in einem Falle gewälzt werden können, wo der Kläger eine sehr große Vermuthung gegen sich hat, und es ist ja eine bekannte Regel, daß sogenannte *praesumptiones hominis* zwar den Beweis erleichtern, allein in der Verbindlichkeit zur Beweisführung nichts ändern. Auffallend und nicht gerade philosophisch ist es, wenn S. 119 und 278 der den Handelsbüchern beygelegte halbe Beweis eine in der Natur gegründete Sache genannt wird: Was muß sich die gute Natur nicht gefallen lassen! Rec. scheint es etwas ganz Naturwidriges zu seyn, daß hier eine Schrift für denjenigen, der sie niedergeschrieben hat, etwas soll beweisen können, daß Jemand auf diese Weise Zeuge in eigener Sache wird, und es läßt sich sehr fragen, ob nicht eine entgegengesetzte Legislation vorzüglicher wäre. Die Unbequemlichkeit, welche daraus entsteht, ist so groß nicht, als man glaubt; gewiß aber würden viele Betrügereyen weniger seyn, und es bliebe ja dem Einzelnen unbenommen, durch besondere Verabredungen ihren gegenseitigen Büchern einen halben Beweis beyzulegen, wenn sie überzeugt wären, daß sie dabey nichts wagten, oder daß die Bequemlichkeit größer als die Gefahr wäre. Auch ist S. 119 einer Hypothese über die trocknen Wechsel, welche vom Gesetzgeber vielleicht genauer erwogen zu werden verdiente, zu viel Gewicht beygelegt. Die Entscheidung in No. VII, Th. 1, in Betreff der Compensation des Illiquiden mit dem Liquiden, ist gegen die gewöhnliche Theorie. Rec. stimmt dem Vf. im Ganzen bey; doch hätte die Sache gerade, weil sie gegen eine gemeine Meinung anstößt, eine genauere Ausführung verdient, und es dürfte doch auch nach der jetzt bestehenden Gesetzgebung nicht in einem jeden Falle derjenige, welcher eine illiquide Forderung hat, die von ihm bezahlte liquide Schuld gerichtlich zu zahlen und mit Arrest zu belegen, berechtigt seyn. Dadurch würde ja nicht nur ein großer Theil der aus dieser Theorie für den Kläger entspringenden Vortheile verloren gehen, sondern es stößt dieses auch gegen den allgemeinen Grundsatz an, daß, wenn nicht ganz besondere Gründe vorhanden sind, bloß wegen eines erhobenen Anspruchs noch kein Arrest verfügt werden kann. Ein solcher besonderer Grund liegt aber nicht darin, und kann darin nicht liegen, daß derjenige, den wir als unseren Gläubiger haben anerkennen müssen, zugleich, unserer Behauptung nach, unser Schuldner seyn soll.

PN.

BRUNNEN, b. Vieweg: Über die gerichtliche Policy und das Verfahren der Municipal-

Policeygerichte und Correctional-Tribunale, nach französischen und westphälischen Gesetzen. Ein Versuch von E. J. Kalenkamp, Tribunalrichter zu Hersfeld. Nebst einem alphabetischen Verzeichnisse der im Gesetzbulletin des Königreichs Westphalen vorkommenden Strafverfügungen. 1810. 298 u. 104 S. gr. 8.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, unter dem Wust unnützer und schädlicher schriftstellerischer Producte, welche die neue Legislation jetzt fast monatlich in Westphalen veranlaßt, und die mehr von einem unwiderstehlichen Triebe, sich hören zu lassen, als von der Absicht, die Wissenschaft wirklich zu befördern, zeigen, endlich einmal wieder ein Werk zu treffen, bey welchem zu verweilen, Vergnügen und Belehrung ist. Der Vf. dieser Schrift hat nicht nur den Gegenstand, welchen er behandeln wollte, in den Quellen studirt, sondern er hat diese mit der westphälischen Legislation stets, auf eine zweckmäßige Art, verglichen, um so dem Leser nicht nur den Ursprung der neuen Institute, sondern auch ihre Abweichung von der älteren und neueren französischen Gesetzgebung auf eine zweckmäßige Art dargelegt. Das Resultat einer so gründlichen Behandlung des Gegenstandes konnte nicht anders als erwünscht seyn: das neue Gesetz ist von dem Vf. so klar und deutlich dargestellt, daß fast nichts zu wünschen übrig bleibt. Es ist diese Arbeit um so verdienstvoller, da nicht leicht ein Gesetz mehr mißverstanden und im Ganzen unzuweckmäßiger angewendet ist, als die correctionelle Processordnung Westphalens, welches bey ihrer gänzlichen Verschiedenheit von den bisherigen Formen zu erwarten stand, obgleich, in einer mit Beredsamkeit gehaltenen Rede, der Herr Staatsrath von Leist den Geist des Gesetzes den Ständen so schön entwickelte, als je ein Gesetz von Frankreichs Rednern entwickelt worden ist. Da ein solches Institut, als die A. L. Z. ist, nicht ausführliche Kritiken von Werken, welche einen so einzelnen Gegenstand ist, enthalten kann; so begnügt sich Rec., zu versichern, daß nicht nur die sämtlichen Hülfbeamten der Procuratoren des Königs, sondern diese und die Richter selbst, in diesem Werke Vieles lernen können, und daß zu hoffen steht, daß es, in Verbindung mit den bekannten Formularen zur Corrections-Gerichtsordnung, Vieles dazu beytragen wird, daß dieses Gesetz, seinem wahren Geiste nach, in Westphalen angewendet werde.

F * * * L.

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: Handbuch für westphälische Notarien nach Garnier des Chenes verfaßt, und mit den nöthigen Formularen versehen von E. Tittmann, Notar des Cantons Nordheim. Erster Theil. 1810. 272 S. 8. (20 Gr.)
- 2) HALLE, b. Kümmer: Das Notariat in Frankreich. Mit Bemerkungen der Abänderungen und Zusätze der westphälischen Notariats-Ordnung,

so wie mit erläuternden Beylagen und Anmerkungen von *Carl Gottlieb Gähne*, Districtsnotarius zu Halle. Zweyte Auflage, 1810. 144 S. 8. (14 Gr.)

Beide Schriften haben die löbliche Absicht, ein Institut, welches in Deutschland, und namentlich im Königreich Westphalen, so gut als gänzlich unbekannt war, bekannt und die Ausübung der Geschäfte, welche dasselbe vorschreibt, leichter zu machen. Der Vf. von No. 1, schon als belletristischer Schriftsteller bekannt, erreicht seinen Zweck grösstentheils, indem er sich den besten Schriftsteller über das Notariat, den Frankreich kennt, *Garnier des Chenes*, zum Leitfaden dienen liess, ohne ihn jedoch sklavisch zu übersetzen. Es kann daher dieses Werk mit vollem Rechte von westphälischen Notarien, welche den *Garnier des Chenes* selbst, oder ähnliche französische Werke zu lesen nicht im Stande sind, empfohlen werden. Überdies schreibt der Vf. in einer reinen, edlen Sprache, so dass also, auch in dieser Rücksicht, das gegenwärtige Buch den Notarien (oder wie sie sich lächerlicher Weise so gern nennen,) den „*Notaires*“ Westphalens zum Muster dienen kann.

Der Vf. von No. 2 hat sich die Sache ziemlich leicht gemacht. Der grösste Theil des Buchs wird von einer wörtlichen Übersetzung der bekannten französischen Notariats-Decrete, denen eine Vergleichung mit der westphälischen Legislation über diese Materie hinzugefügt ist, ausgefüllt. Die am Ende des Werkes hinzugefügten Noten zu jenen Decreten sind von wenigem Belange, und nicht einmal durchaus richtig. Denn so ist es z. B. falsch, wenn es S. 65 heisst: „Es giebt keine Verhandlung, keinen Contract, keine Übereinkunft und keine Verpflichtung, welche die Gesetze erlauben, derentwegen die Parteyen nicht das Amt des Notarius angehen müssten, wenn sie wollen, dass ihre Übereinkunft entweder rechtsgültig seyn, oder ein gewisses Datum und öffentliche Glaubwürdigkeit haben soll.“ Denn es giebt allerdings Handlungen, welche, nach dem Gesetze, wenn sie rechtsgültig seyn sollen, vor anderen Personen, als vor No-

tarien, vorgenommen werden müssen. So verordnet z. B. der 353ste Art. des C. N., dass die Adoptions-Urkunden von den Friedensrichtern, und der 70ste Art. des C. N., dass die Notariats-Acte von eben diesen Beamten aufgenommen werden sollen. No. 2 ist daher keinesweges mit No. 1 in Vergleichung zu setzen.

— m —

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Gesetzbuch über den bürgerlichen Process*. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden und vergleichenden Anmerkungen und vollständigen Formulare begleitet von *A. Bachoven*, Dr. der Rechte, Richter und Director der Jury am Tribunale in Cleve. 1810. 782 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, vor zwey Jahren, auf die Bitten seiner Freunde, das französische Civil-Verfahren (*sic*) zu verdeutschen, zu erläutern, und das franz. Formularwesen ins Deutsche zu übertragen, diese Arbeit unternommen zu haben. Rec. kann nicht umhin, zu bemerken, dass sich diese Freunde zu sehr von einem freundschaftlichen Vorurtheile befechten liessen, indem sie sich mit ihrem Gesuche an Hn. B. wandten. Denn die Übersetzung ist in so hohem Grade undeutsch und holprich gerathen, dass sie besser gethan hätten, sich an die, damals schon vorhandene *danielsche* Übersetzung zu halten. Die Anmerkungen, welche den meisten Artikeln beygefügt sind, haben, so wie die Formulare, grösstentheils ihren Ursprung aus dem bekannten *praticien français* erhalten, und sind ebenfalls in einem Deutsch abgefasst, welches gänzlich mit der Übersetzung harmonirt. Da liest man von *sichern* (gewissen) Personen, *einzumittelnden* (einzulegenden) Einsprüchen, von der *Significirung des Spruchs* (Einhandigung des Erkenntnisses) n. s. w., so dass einem, der zu diese ultrarhenanische Sprache nicht gewöhnt ist, bey der Lesung übel wird. — Übrigens ist für die Wissenschaft nicht der geringste Gewinn in diesem schlechten Buche enthalten.

— m —

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Landshut, b. Thomann; *Versuch einer Theorie des Vollmachts-Vertrages nach dem römischen Rechte*. Eine Inauguralabhandlung bey Ertheilung der juristischen Doctorwürde von *D. Augustin Buchner*. 1809. 155 S. 8. (16 Gr.)

Diese Schrift, nach der Ausrufung des Vfs, eine Concurrrenz-Schrift zu einem, für das Jahr 1808 von der Section der Rechtskunde der Universität in Landshut ausgetheilten Preis behandelt, nach vorausgeschicktem allgemeinen Theil, Begriff des Mandats, Errichtung und Eingehung, Gegenstand, Subjecte desselben, Rechtsverhältnisse aus ihm in Rücksicht sowohl beider Contrahenden als eines dritten, Rechtsmittel daraus und seine Aufhebung. Der Vorrede zufolge hielt sie die Preistellerin für des Drucks würdig, und Rec. stimmt hierin gern überein, da sie die Kenntnisse ihres Vfs, beurkundet, wenn auch die Wissenschaft durch die Schrift nichts gewinnen sollte. Dem Inhalt z. B. §. 81 der Widerlegung der Verteidiger der *capacitatis* des Mandatars fehlt viel an der notwendigen Gründlichkeit, und bey der Anlage und Aus-

führung vermisst man den in neueren Zeiten dargelegten so wesentlichen Unterschied der formalen und factischen Gelehrs Vorschriften für die Verträge und der gedoppelten Behandlungsart beider Classen. — Von S. 133 an folgt eine interessante „Vergleichung der neuen französischen Gesetzgebung (Code Napoleon) mit dem in der vorstehenden Abhandlung in Beziehung auf den Vollmachtsvertrag dargestellten römischen Rechte“, und von S. 143 an eine ähnliche Arbeit für das allg. preuss. Landrecht, in welchen der Vf. die einzelnen Differenzen der drey Gesetzgebungen berührt. Die im Code Nap. Art. 1341 als nothwendig dargestellte schriftliche Abfassung der Verträge über 149 Fr. bezieht sich nicht, wie der Vf. glaubt, auf die Form der Verträge, sondern führt nur, wie schon aus der Überschrift des Abschnitts und der ausgedehnten Zulässigkeit der Eidesdelation (Art. 1358) hervorleuchtet, auf das Wegfallen des Zeugenbeweises bey jenen bedeutenderen Verträgen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 N O V E M B E R, 1810.

M E D I C I N.

FRANKFURT a. M., b. Wilms: *Abhandlungen der physikalisch - medicinischen Societät zu Erlangen.* I Band. Mit 8 Kupfertafeln. 1810. 484 S. 4. (5 Thlr.)

Die physikalisch - medicinische Societät zu Erlangen legt in diesem Werke die Früchte ihrer Thätigkeit vom Anfange ihres Bestehens, seit dem 20 März 1808 bis zum Julius des J. 1810, vor, und gedenkt die ferner eingehenden Beyträge in Bänden folgen zu lassen. Für den Eifer, womit die Societät ihr rühmliches Vorhaben betreibt, redet die in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon zu dem Umfange eines voluminösen Bandes angewachsene Ausbeute ihres gefälligen Strebens, so wie der Ruf und das Ansehen der zahlreichen inländischen sowohl als ausländischen Gelehrten, welche die Societät in der vorgedruckten Liste zu ihren ordentlichen Ehren- und correspondirenden Mitgliedern zählt, allerdings zu glänzenden Erwartungen, in Hinsicht der Resultate ihrer Bemühung, für die Zukunft berechtigt.

Die den ersten Band der Abhandlungen der Societät begleitende Vorrede, welche den Hn. GHR. Harles, als dermaligen Director der Societät, zum Verfasser hat, verbreitet sich umständlich über den Zweck und die besondere Richtung des Strebens der Societät, deren Hauptaugenmerk gemeinschaftliche Cultivirung, Beförderung und Erweiterung der Physiologie und Medicin in ihrem ganzen Umfange, und mit Einschluss der ihr nächstverwandten Hülfswissenschaften, seyn soll. In dieser Hinsicht fodert die Societät in den einzelnen Arbeiten ihrer Mitglieder Beobachtung und Erforschung der Erscheinungen und Verhältnisse des Menschen - und Thier-Lebens, Anreicherung dieser Lebenserscheinungen im menschlich-thierischen Organismus an mehr oder minder analoge Phänomene in den übrigen Reichen organischer Schöpfung, und experimentative Verfolgung der verknüpfenden Kette, die alles Leben durch alle Organisationsreihen umschlingt u. s. w.; Untersuchung und Sonderung der allgemeineren und wichtigeren Umgebungen und Einflüsse von aussen, die auf die Kraft und Normalität des Lebens und der Organisation, insbesondere des Menschen, verändernd zu wirken vermögen; Analyse ihrer Wirkungen auf den Körper, so weit diese durch sinnliche Anschauung, mit Hülfe physikalisch - chemischer Proceße, zu erforschen seyn können; Versuche zur Läuterung, fe-

S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

stern Begründung und zur Erweiterung der Lehre von der Heilung der Krankheiten und Sicherung der Gesundheit im Umfange der klinisch - chirurgischen Doctrin und Technik. Ein allerdings weiter und stoffreicher Wirkungskreis der Societät, aus dessen umständlicher Darlegung man entnehmen mag, was man in den Arbeiten derselben eigentlich zu erwarten habe. Gewiss kommt jeder in das Heiligthum der Natur eingeweihte, dabey bescheidene und aufrichtige Forscher mit Hn. H. darin überein, dass das von der Societät beabsichtigte Ziel eine unendliche Aufgabe sey, die nur eine allmähliche Näherung zu der von der Vernunft gefoderten Vollendung gestattet, dass hiebey der Kampf des Geistes gegen die ihm lästige Schranke, ohne übertriebene Kühnheit und einseitigen Schulzwang, so rühmlich und aufmunterndwerth sey, als nachtheilig ihm der Stillstand auf bestimmter Stufe durch die Gefahr des dogmatischen Schlummers werde. Eben so gegründet findet Rec. die bey dieser Gelegenheit erhobene Klage des Vfs. gegen die in unseren Tagen so sehr um sich greifende speculative Einseitigkeit des menschlichen Geistes, von der die Societät ihr Gebiet nicht befreckt wissen will; doch ohne hiebey die Freyheit ihrer Glieder despotisch zu fesseln, noch die Erfahrung, welcher sie vorwaltend huldigt, in Oberflächlichkeit entartet zu wünschen. Möchte der Zeitgeist sich nie von dieser heilsamen Mittelstrasse entfernen, möchte er in seinem kühnen idealen Aufschwunge die Welt der Wirklichkeit nie völlig verwaist hinter sich lassen, und der ohne den Funken des höheren ätherischen Lichtes todtten chaotischen Erscheinung immer Einheit und Leben einhauchen!

Den Inhalt des Werkes selbst eröffnet die kurze Geschichte der Entstehung und des Wachstums der Societät, der in Hinsicht des eisernen Druckes der Zeit, vorzüglich des Bodens, dem sie entkeimte, allerdings zu den befremdenden Erscheinungen gehört, um so mehr, da unter früheren günstigeren Auspicien der zur Begründung der Societät bestandene Entwurf unübersteigliche Hindernisse fand. Nicht weniger muss die rasche Erweiterung, so wie die schnell errungene innere Selbstständigkeit der Societät mit Achtung erfüllen, indem sie lediglich den Privatkraften ihres Stifters, so wie der wenigen activen Mitglieder, die sich zuerst an jene angeschlossen, ohne anderen höheren Einfluss, als die Formalität der Sanctionirung, ihren Ursprung verdankt, und es hierin vielen ähnlichen Anstalten von Range zuvor that.

Gg

Die zweyte Abtheilung der Verhandlungen der Societät nimmt der Nekrolog ihrer Mitglieder ein. Sey es, daß geschichtliche Verwandtschaft, oder der Zolt der Achtung gegen die Verewigten ihm diese Stelle anwies: so glaubt Rec. es vor dem Richterfuhle der Logik verantworten zu wollen, ohne dabey dem Verdienste, so wie der Heiligkeit des Gedächtnisses der verstorbenen Mitglieder etwas zu vergeben, wenn jener tragische Voract den Schlufs eines jeden Bandes der Verhandlungen der Societät ausmachte.

Die Arbeiten der Mitglieder selbst, 23 an der Zahl, folgen in chronologischer Ordnung. I. *Anatomische Wahrnehmungen*, von Dr. Fleischmann, Professor am anatomischen Theater zu Erlangen. a) Noch unbemerkte Varietät der Muskeln. Sie besteht 1) in einer besondern Verzweigung des zweybauchigen Unterkiefermuskels nach seinem Herausstritte aus der Spalte des *Stilohyoideus* und einer flechtigen Anastomose mit seinem Gefasse. Die dieser Muskelanomalie zur Erläuterung dienende Kupfertafel, eine Arbeit des durch seine anatomische Darstellungsgabe bereits bekannten Hofr. Lofchge, verdient den gelungensten Arbeiten desselben beygezählt zu werden, und macht durch die sie auszeichnende Deutlichkeit der Verfinlichung alle Beschreibung entbehrlich. 2) In einem jener von dem Vf. problematisch genannten Muskeln, welche sich gewöhnlich zwischen unbeweglichen Knochenpunkten gleichsam nur pleonastisch gelagert finden, der sich anomalisch an den beiden Hervorragungen des unteren Unterkieferrandes befestigt zeigte, und auf den beiden breiten Halsmuskeln auflag. Der Vf. glaubt ihn Quermuskel des Kinns nennen, und ihm die Bestimmung eines bloßen Drucks auf jene Muskeln geben zu können. 3) In einer eigenen Theilung des 3ten und 4ten Spulmuskels der rechten Hand. 4) In einem kleinen Muskel, der an dem Mittelhandknochen des Mittelfingers entsprang, und sich an der Radialseite des ersten Zeigefingergliedes festsetzte, und den Zeigefinger gegen den Mittelfinger anzog. 5) In einem langen zweybauchigen Anzieher des Daumens, der sich symmetrisch in beiden Armen vorfand, und dessen Structur und Lauf der Vf. ausführlich beschreibt. Die zur Erläuterung dienende Zeichnung, von der Hand des Hn. Hofr. Lofchge, giebt der vorigen nichts nach. Außerdem will der Vf. in mehreren breiten Muskeln, z. B. des Rückens, rundliche Quertrennungen der Fasern entdeckt haben, die er Risse zu nennen beliebt, mit welchem Rechte, sieht Rec. nicht ein, obgleich er dem Vf. eingesteht, solche Unterbrechungen des Muscularfasergewebes häufig wahrgenommen zu haben, ohne auf ihre Erscheinung einen besondern Werth zu legen. Den von dem Vf. geäußerten Gedanken der möglichen Begründung rheumatischer Erscheinungen durch jene Muscularanomalie, so wie des bey schneller und starker Bewegung oft augenblicklich entstehenden Schmerzens (der so häufig, als jene Naturverirrung, nicht vorkommen möchte) findet Rec., wenn es anders baarer Ernst damit seyn sollte, ziemlich mechanisch, und weit und mühsam

möchte dessen Causalnexus herzuholen seyn. b) Wahrnehmung einer Osteomalakia (Knochenweichheit) einer 25jährigen weiblichen Person, mit auffallender Verkrüppelung des Thorax und Beckens, bey ziemlicher Regelmäßigkeit der Wirbelsäule des Halses. Ungern vermißt Rec. bey dieser Beobachtung eine genaue lichtgebende Zeichnung nach der Natur, ohne welche anatomische Beschreibungen überhaupt nur trocken und von beschränktem Interesse sind. c) Sonderbare Verwachsung zweyer Backenzähne, die darin besteht, daß die Zwischenräume der Wurzeln des einen Zahnes jene des anderen in horizontaler Richtung in der Kinnlade liegenden aufnehmen. Der Vf. bemüht sich, diese Naturerscheinung, die allerdings mit der sie begleitenden Krankheitsgeschichte zu den selteneren Bildungsanomalieen gehört, auf mechanischem Wege zu erklären. Welche Erklärungsweise vorzüglich dadurch verdienstlich wird, daß sie sich auf die Naturbeobachtung der dabey Statt gehabten Krankheit, ihre Zufälle und den Erfolg der dabey geübten Heilmethode stützt. II. *Einige mikroskopische Beobachtungen über die Metamorphose des vegetabilischen und animalischen Lebens*. Von Dr. G. A. Goldfuß zu Erlangen. Diese Reihe von Wahrnehmungen, die der Vf. mit verschiedenen kryptogamischen Wassergewässern anstellte, enthält für den Forscher allerdings Stoff zu mancher fruchtbaren Idee. Rec. fand sich dadurch um so angenehmer überrascht, als sie seinen längst gehegten, zum Theil schon bekannt gemachten Gedanken, in Hinsicht der Erhebung des thierischen Lebens aus dem Schoosse der vegetabilischen Welt, als deren Formenwechsel das Thierleben an sich nur auftritt, so unerwartet entgegen kamen. Die kryptogamischen Wasserpflanzen und ihre noch so räthselhafte Organisation, so wie das genaue Studium des Lebens der aus ihnen scheinbar hervorgehenden thierischen Molecule und Infusorien sind die Quellen, woraus Rec. die reichste Ausbeute für die Geschichte thierischer Schöpfung und ihre Metamorphose, von dem zweydeutigsten Grenzaome der verschiedenen Reiche der Wesen bis zu dessen herrlichster Entfaltung im sensiblen Zenith der Vernunft erwartet. Schade, daß die Beobachtungen des Hn. G. bey dem reichen Interesse ihres Inhalts und dem fruchtbaren Felde zu rhapsodisch, ohne höheres, das Ganze befeelendes Einheitsprincip da liegen, welchem Mangel Hr. G. vielleicht durch den ferneren Verfolg seiner vielversprechenden Beobachtungen abhülft. Weit belehrender würden die den Wahrnehmungen des Hn. G. zur Erläuterung dienenden Zeichnungen ausgefallen seyn, wenn man ihren Maßstab etwas mehr erweitert, ihre Überschriften weniger mikroskopisirt, und dabey angegeben hätte, wie die dargelegte Vergrößerung der Gegenstände sich zu ihrem Naturmaße verhalte. III. *Über die Analogie der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile* von Dr. J. Chr. Rosenmüller, Prof. in Leipzig. Was den Gegenstand dieser kurzen anatomischen Parallele betrifft: so scheint die Aufmerksamkeit des Vfs. auf ihn hauptsächlich durch gewisse organische Entartungen der männlichen

teschlechtsstheile, vorzüglich Verkürzung und Spaltung der Harnröhre, erregt worden zu seyn, vielleicht durch denselben angeblichen Hermaphroditismus aus Berlin, den Rec. zu unterschieden Gelegenheit hatte, wo die Harnröhre zwar nur durch ihre Mündung in dem vorderen unteren Theile der auffallend kurzen Luthen ihre vorzüglichste Anomalie zeigte, der völlig leere beygezogene Hodensack hingegen, der Richtung seiner Nath nach, eine eigene Spalte, gleich weiblichen Schamlippen, darbot, durch die man einen inneren zweyten Harnröhre ähnlichen Hautgang gegen die Blase, ein Analogon von Harnröhre, sondiren konnte; welchen Gang man irrig für eine weibliche Scheide ansah. Sinnreich findet Rec. die von Hn. R. angesprochene Ähnlichkeit der beiden Hemisphären des Hodensackes mit den äußeren Schamlippen des Weibes, der männlichen Harnröhre mit der weiblichen Scheide, der inneren Schamlippen mit den schwammigen Körpern des Mannes, deren Erectionsfähigkeit man in ihnen entdeckte; eben so die Art, wonach Hr. R. die Vorsteherdrüse dem weiblichen Fruchthälter gegenüber stellt, wo dann eben so folgerecht und wahr die Samenbläschen und ihre Gänge die Stelle der salpistrischen Röhren, die Hoden und ihre zurückführenden Gefäße jene der weiblichen Eyerstöcke vertreten. Welche Verwandtschaft dann nach der Ansicht des Vfs. bis in die Verzweigung der Adern fortläuft. Schätzbar sind außerdem noch die anatomischen Beobachtungen der Ähnlichkeit des weiblichen Eyerstocks mit dem männlichen Hoden in den ruhigeren Perioden des Lebens der Frucht, womit Hr. R. sein in so mancher Hinsicht interessantes Actentück schließt, ihrer gedrängten Darstellung wegen aber keines Auszugs fähig. IV. *Andeutungen einer pathologischen Elektrologie, und insbesondere einiger vorzugsweise elektrischen Krankheiten*, von Dr. Chr. Fr. Harles, Geh. Hofr. zu Erlangen. Wer von einer Seite die Wichtigkeit und Allgemeinheit der Rolle beherzigt, welche der elektrischen Thätigkeit, als besonderer Form des allgemeinen Naturlebens, im Weltall zukommt, auf der anderen Seite den geheimnißvollen Schleyer durchbrochen wünscht, unter welchem jene Regheit der Natur ihre Herrschaft übt, der erkennt gewiss mit Dank jeden über dieses dunkle Gebiet sinnlicher Erkenntniß verbreiteten Funken des Lichts. Hr. H. beginnt sein Unternehmen mit Betrachtung der Elektricität überhaupt, und des Verhältnisses der gemeinen oder atmosphärischen Elektricität zu der thierischen insbesondere. Sie ist, einem Dafürhalten nach, das höchste und allgemeinste Agens der Natur. Sie giebt Leben und Tod, ohne einem oder dem anderen anzugehören. Rec. ist hierin anderer Meinung, indem er in ihr ein notwendiges Attribut des Lebens erkennt. Eben so wenig möchte er Hn. H. beystimmen, wenn er die Aufwindung des Wesens der Elektricität für unsere sinnlichen Kräfte für eine unlösliche Aufgabe hält, so groß auch die Schwierigkeiten hierin für den heutigen Zustand der Wissenschaft seyn mögen. Bey der mit jedem unbefangenen Naturforscher gefühlten Be-

schwerde eines zulänglichen Begriffes der Elektricität überhaupt, so wie der erkannten Dürftigkeit der Atomistik zu genanntem Zwecke, bezeugt Hr. H. sich den speculativen Ansichten dieses Gegenstandes vorzüglich geneigt; wobey er ihre Hülfe als Leitstern auf dem, seiner Erklärung nach, von ihm eingeschlagenen Wege der Erfahrung in Anspruch nimmt. Hr. H. glaubt sonach in dem Magnetismus, dem Galvanismus und dem chemischen Prozesse nur durch Potenzirung der Materie oder besondere Grundstoffe bestimmte allgemeine Elektricität erkennen zu dürfen; wobey Wasser- und Sauerstoff sich als Modification der Urelektricität beweisen, Kohlen- und Stickstoff hingegen, die besondere Modification der Elektricität, in der Sphäre des organischen Lebens, zur Bildung thierischer Elektricität wirksam seyn sollen. Hr. H. hält Sauerstoff und Wasserstoff im Verhältnisse zur Elektricität an sich, der er eine dynamische Priorität zuerkennt, für eine zweyte, niedrigere, mehr zusammengesetzte Potenz. Auf ähnliche Weise scheinen ihm Kohlen- und Stickstoff nur Nachpotenzen des Kohlen- und Wasserstoffes zu seyn. Zur Herstellung jener realen Factoren der Elektricität glaubt Hr. H. einen neuen Urstoff zu bedürfen, worin seine Vermuthung auf die Lichtmaterie verfällt, der er jedoch keinen anderen als hypothetischen Werth bey der Sache einräumt. Durch Vereinigung dieser Urstoffe, oder auch nur der Tendenz zu ihr, werde die Elektricität der zweyten Potenz oder positive und negative Elektricität gebildet. Eben so sollen die Elementarstoffe dritter Potenz, Wasserstoff der positiven Elektricität und räumlichen Lichtmaterie, Sauerstoff hingegen der negativen Elektricität und der räumlichen Lichtmaterie entgehen. Auf ähnliche Weise läßt Hr. H. aus positiver Elektricität und Wasserstoff den Wärmestoff, aus negativer Elektricität und Wasserstoff den Stickstoff entstehen. Positive Elektricität und Sauerstoff soll so das Wasser, negative Elektricität und Sauerstoff den Kohlenstoff ins Daseyn rufen. Das elektrische Princip soll sich unter allen Formen des übrigen Seyns thätig beweisen. Als Hauptmodificationen der Urelektricität, durch Cohäsions- und Combinations-Verhältnisse, seyen Magnetismus, gemeine oder atmosphärische Elektricität und Galvanismus zu betrachten, wodurch das Daseyn eines eigenen Pflanzenmagnetismus, neben dem thierischen, begreiflich werde. Hr. H. bemüht sich zu zeigen, unter welchen Bedingungen die Urelektricität in das Schema des Galvanismus herabsteige. Unter thierischer Elektricität versteht Hr. H. die Modification des Galvanismus. In sofern letzterer auch außer Beziehung mit der Thierheit z. B. im Metallconflicte Statt habe, sey er mit thierischer Elektricität nicht für identisch zu nehmen. Thierische Elektricität kann nach der Meinung des Hn. H. nur als besondere in dem Zoovitalismus bedingte Aneignung der Elektricität überhaupt den. Nach der Meinung des Hn. H. besteht der Charakter der thierischen Elektricität nicht bloß in Potenzirung des einfachen elektrischen Processes auf

die Stufe des chemischen, unter dem Schema des Galvanismus, oder der dadurch bedingten Wasserzersehung, in sofern Galvanismus und thierische Elektrizität äqual seyen, sondern es beruhe die thierische Elektrizität als Zoogalvanismus auf folgenden Momenten: 1) Auf der Production der dem Individuum als Bestandtheil nothwendigen Elektrizitätsmasse; 2) Auf dem dieser Elektrizität eigenen Spannungs- oder Polaritäts-Verhältnisse; 3) Auf der Art der Vertheilung der Elektrizität an die verschiedenen Systeme des Körpers. Media, wodurch der thierische Körper sich seine Elektrizität reproducire, seyen die Haut, die Lungen, der Magen und Darmkanal. Wahrscheinlich fange an der Grenze der vermittelnden Organe der Act der die Elektrizität selbstständig ergreifenden Vitalität an. Wegen der ätherischen Natur, welche die Elektrizität selbst im thierischen Körper nicht völlig ablege, könne die thierische Haut keine scharfe Grenze der inneren und äußeren Elektrizität abgeben, vielmehr nur die Natur einer hüllenden elektrischen Atmosphäre eingehen, die bey manchen Thieren, z. B. Katzen, vorzüglich stark sey, bey dem Menschen in krankhaften Zuständen, z. B. dem Somnambulismus, der Nervenschwäche u. s. w., zu enormen Grade vermehrt werden könne. Eben so könne durch Anomalie eine Art der Elektrizität vor der anderen durch Explosion entfliehen, und die bekannten Gefühle, z. B. Funken vor den Augen, Säusen der Ohren, eigene schmerzhaftige Strömungen durch die Glieder, Sträuben der Haare, metallischen Geschmack u. s. w. erregen. Die Reproduction der Elektrizität richte sich nach individuellen Verhältnissen, Constitution, Alter, Geschlecht u. s. w.; jedoch habe zwischen äußerer und innerer Elektrizität ein gewisses Gleichgewicht Statt, das zwar gestört werden könne, welcher Störung sich jedoch der Körper mehr oder weniger widersetze, wie das verschiedene Befinden der Menschen in Gewitterluft, elektrischen Bädern u. s. w. beweiße, je nachdem die Gesundheit auf einer Stufe stehe, wobey die kranke Natur durch leichteres Hingeben an die äußere elektrische Bestimmung den Typus eines der äußeren Elektrizität genäherten Verhältnisses verrathe. Mißverhältnisse zwischen innerer und äußerer Elektrizität haben Störungen der organischen Functionen zur Folge, wie das verschiedene Befinden in verschiedenen Temperaturen, Medien und Orten zeige. Schleunige Überladung mit äußerer Elektrizität könne so den Tod durch plötzliche Lähmung der Organe erzeugen, und umgekehrt müsse die Excentricität innerer Elektrizität bey äußerer Armuth durch Entladung mannichfaltige pathologische Reactionen erzeugen, die jedoch von der Selbsterhaltungskraft des Organismus gemäßiget würden; wie wir an schwülen Sommertagen, ohne Gewitterwolken, wo die Atmosphäre sehr arm an + Elektrizität sey, sehen, wo der Körper — Elektrizität verliere. Das Gegentheil habe bey aufsteigenden Gewitterwolken Statt, wo die — Elektrizität der Atmosphäre sich häufe. Auf ähnliche Weise müsse durch vorwaltende Differenz der + oder —

Polarität einer Elektrizität die organische Materie besondere Bestimmungen eingehen; wobey jedoch nur unter krankhaften Verhältnissen völlige Aufhebung des Gleichgewichts Statt habe. In der Vertheilung innerer Elektrizität an die organische Materie weist Hr. H. dem Nerven die negative, wie er sagt seiner chemischen Masse verwandtere (warum verwandter, ist nicht bewiesen) Wasserstoffpolarität, dem Muskel hingegen die positive Sauerstoffpolarität auf gleichem Grunde an, und glaubt hiedurch etwas Besseres an die Stelle jener Lehre gesetzt zu haben, die in dem Nerven- und Muscular-Systeme die Kette einer galvanischen Maschine erkennt, was Hr. H. durchaus nicht leiden will. Indem er in jener Annahme Schwierigkeiten sieht, die im Grunde keine sind, und welcher ungeachtet Rec. aus einer solchen Maschine, und wenn er auch ihre Polaritäten jenen des Hn. H. gerade entgegensetzt, sich weit mehr in der Werkstätte des individuellen Thierlebens auszurichten getraut, als Hr. H. mit den weit precärern Repräsentanten seiner Pole und ihrer Taktik. Hat nun Hr. H. die Streitkräfte in seinen Polen vertheilt: so geht er zur Schöpfung der elektrischen Strömungen über, so wie er sie zur Construction krankhafter Erscheinungen bedarf. Wo er sich bey diesem Geschäfte an Klüften und Abgründen sieht, werden flugs Brücken geschlagen, je nachdem es die Noth erheischt, und hiezu eigene Mediatorgane, Leiter, Halbleiter, Isolatoren u. s. w. aus dem Stegreife geschaffen. Aus welchem Apparate dann Hemmungen der elektrischen Ströme, Inversionen u. s. w. hervorgehen, die sich alles gefallen lassen müssen, was mit ihnen angefangen wird. Wir übergehen das Heer von Vermuthungen, welche Hr. H. hieaus für seinen Zweck abstrahirt. Der zweyte Theil der Abhandlung des Hn. H. trägt die Aufschrift: Grundlinien einer Elektropathologie, und ist als Anwendung des bisher Gesagten auf die Krankheitslehre zu betrachten, und nach jenem zu beurtheilen. Weswegen eine umständlichere Anzeige seines Inhaltes entbehrlich wird. Nur so viel sey hier noch gesagt, daß Hr. H. in der Musterung seiner elektrischen Krankheiten und ihrer Classification die oben schon erwähnte und gerügte Taktik befolgt. Wo man mit dem elektrischen Apparate nicht auslangt, werden organische Hülfsstruppen von anderem Schlage gepreßt, hiedurch, wie natürlich, alle Rubriken erfüllt. So wenig Rec. glaubt, daß die Arbeit des Hn. H. in den elektrischen Gefilden eine heilsame Reform unserer bisherigen Krankheitslehre zu begründen vermöge: so wenig bestreitet er das Verdienst des in ihr unverkennbaren wissenschaftlichen Geistes ihres Urhebers, so wie die Fruchtbarkeit mancher in ihr enthaltenen Ideen. Möchte Hr. H. in weiterer Bearbeitung seines Gegenstandes sich weniger von dem Strome unerwünschter Voraussetzungen fortreißen lassen, sich weniger mit der allenthalben zu Gebote stehenden Möglichkeit begnügen, dabey sich strenger an die Aussprüche der Erfahrung und des Experiments halten, wie Vieles ließe sich in dem betrachteten Fache von ihm erwarten!

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER 1810.

M E D I C I N.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Abhandlungen der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. *Bemerkungen zur Naturgeschichte der Manna.* Von Eug. Espar, Prof. zu Erlangen. Der Vf. theilt in diesem Aufsatze einige interessante Beobachtungen über den Ursprung der körnigen Manna, durch Vermittlung desjenigen Insects mit, das in den Naturbeschreibungen *cicada* oder *Tettigonia orni* heisst. Seine Untersuchungen machen es wahrscheinlich, dass ein Theil der um die Bäume her gefundenen Manna schon die Dauorgane des Insects durchwandert habe, wie der Honig die der Bienen, und glaubt, dass die Natur jenes Arzneimittels hiedurch nicht nur nicht alterirt werde, sondern an Kraft eher gewinne als verliere. Wofür er Gründe angiebt, die vor der Hand keine Widerlegung leiden. VI. *Geschichte einer Zerreissung der Speiseröhre des Magens.* Von Hofr. und Prof. Schmidtmüller in Landsbut. Ein durch das Besondere seines Gegenstandes interessantes Actenstück für medicinische Diagnostik. Die über den Krankheitsverlauf und die Leichenöffnung angestellten Betrachtungen, so wie die daraus entnommenen Folgerungen, zeigen den tiefblickenden, richtig sehenden Forscher, wie der verewigte Schmidtmüller sich so vielfältig auf seiner praktischen Laufbahn bewies. VII. *Bemerkungen über das Staphylom.* Von G. W. Heintze, ausübendem Arzte zu Erlangen. Der Vf. bemüht sich vor allem den Begriff der Krankheit zu berichtigen, und theilt sonach das Staphylom in das vollkommene und unvollkommene oder in die örtliche Geschwulst der Horn- und harten Augen-Haut mit und ohne Vorfall und Entzündung der Traubenhaut oder der Haut der wässerigen Feuchtigkeit ein, wobey er die einzelnen Arten und Abweichungen des Staphyloms, nebst ihren Zufällen, mit vieler Sachkenntnis aufzählt. Hr. H. setzt ferner die Unterschiede des Staphyloms von anderen Augenzufällen aus einander, und verbreitet sich weitläufig über die Entstehungsart der Krankheit. Wobey er die Meinungen Anderer, vorzüglich die von Richter und Günz, kritisch abwägt, und endlich mit der gehaltreichen Augenkrankheitsgeschichte seiner eigenen Tochter schließt. Das viele Gediogene und Wichtige, das für Diagnostik der Augenkrankheiten in dem Aufsatze des Hn. H. liegt, erregt bey Rec. den

G. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

Wunsch, es möge der würdige Vf. dieses Fach des Heilwesens mit weiteren Beyträgen von solchem Gehalte bereichern. VIII. *Neue Methode zum Galvanisiren der Augen bey dem schwarzen Stare, mittelst metallener Linsen.* Von Hofr. F. B. Oslander. Hingeworfene Winke, die ihre Läuterung und Regulirung von der Zeit erwarten. Gegenwärtig sind sie noch ziemlich gehaltarm. IX. *Bemerkungen und Erfahrungen über die Heilsamkeit des Arseniks gegen Wechselfieber.* Von D. M. F. Harles zu Erlangen. Der Vf. sucht das Vorurtheil gegen den Gebrauch des Arseniks, als lediglich aus Furcht der Wirkungen seines Missbrauchs hervorgehend, zu widerlegen, und glaubt, dass gegenwärtig der schicklichste Zeitpunkt sey, die Unterstützung jenes Heilmittels zu suchen, da wir den Gebrauch der China, durch die Verhältnisse der Zeit, so sehr beschränkt und erschwert sehen. Hr. H. trägt kein Bedenken, den Arsenik in Hinsicht seiner specifischen, antifebrilen Kraft der China gleich zu setzen, und glaubt, dass dieser Mineralkörper die China sogar an Schnelligkeit der Wirkung übertreffe. Doch hält er neben demselben die China gegen manche hartnäckige und complicirte Fieberarten für unentbehrlich. Wegen der Gefahren des Arseniks in den Händen des Unwissenden, glaubt Hr. H. ihn vor der Hand als keine Volksarznei, sondern nur in klinischen Anstalten oder unter sorgfältiger ärztlicher Leitung empfehlen zu dürfen. Er hält den Arsenik in Substanz, mit Opium in Pillen geformt, oder bey Kindern mit Honig, Syrup, oder arabischem Gummi abgerieben, zu ungefähr 2 bis 3 Gran in 24 Stunden gegeben, für wirksamer, als seine Auflösung in Wasser; und dieses vorzüglich während der Apyrexie, wo 2 Gran oft hinreichen sollen, ein 4 Wochen daures Fieber zu heben. Doch sollen Rückfälle nach dem Arsenik häufiger als nach der China seyn, so wie die China Wechselfieber bezwingen soll, die dem Arsenik widerstanden. (Also doch widerstanden! wird nicht der China die Palme gereicht?) Nachdem Hr. H. die Erfahrungen und die Bürgschaft einer Menge berühmter Ärzte für den Gebrauch des Arseniks angeführt hat: so giebt er die individuellen Verhältnisse an, welche seine Anwendung unterfassen. Unter den mancherley Zubereitungen des Arseniks stimmt Hr. H. für die mittelsalzige Auflösung desselben, die er wegen Sicherheit und Leichtigkeit ihrer Anwendung dem Arsenik in Substanz vorzieht. Das Natron soll vor anderen Laugen salzen zu jener mittelsalzigen Arsenikbereitung geschickt seyn, das Opium einen geeigneten Zusatz seiner Auflösung ab-

H h

geben. In Hinsicht der Gabe glaubt Hr. H., daß $\frac{1}{2}$ Gran das höchste sey, was ein vorsichtiger Arzt wagen könne; geringere Gaben, als $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Gran, sollen sich völlig unnütz beweisen. Kinder sollen die Hälfte der genannten Gabe, 3 bis 4 mal im Verlaufe von 24 Stunden wiederholt, vertragen. Wie die China, soll der Arsenik nur während der Apyrexie gereicht, und schon beym Eintritte des Frostes ausgesetzt werden. Es sey denn, daß die Perioden der Apyrexie zu kurz wären, wo er auch in der Frostperiode gegeben werden könne. Wie wunderbar sich doch der Arsenik in die Umstände schickt! Beym Gebrauche des Arseniks will Hr. H. alles Saure, Obst, Wein, Bier u. s. w. aus der Diät verbannt wissen. Wogegen er Emulsion und Brodwasser empfiehlt. Hr. H. zählt nun die Reihe seiner mit dem Arsenik angestellten Beobachtungen her. Wobey Rec. sich nicht aus dem Widerspruche zu finden vermag, der darin besteht, daß Hr. H. in seiner Apologie des Arseniks dessen mittelfalzige Verbindung mit Natron empfiehlt, wo er am Krankenbette den Arsenik immer in der Verbindung mit kohlensaurem Kali reichte, und eben so wenig Gebrauch von der oben erwähnten nach ihm so wirksamen Pillenform macht. Woraus Rec. den Schluss zieht, daß Hr. H. seiner Sache entweder nicht so gewiß gewesen seyn müsse, als er die Welt glauben machen möchte, oder daß ihm die Einnigkeit mit sich selbst gefehlt habe. X. *Über den Zweck des Pankreas.* Von D. F. Hildebrand, Geh. Hofr. und Prof. zu Erlangen. Der Vf. dieser der Aufmerksamkeit des Physiologen in so mancher Hinsicht verdienenden Abhandlung sucht nach vorausgeschickter Würdigung dessen, was Andere vor ihm über den Zweck jenes Eingeweidcs angaben, die durch neuere Entdeckungen begründete Möglichkeit darzulegen, daß die Galle und der Saft der pankreatischen Drüse sich gegenseitig galvanisch-elektrisch bestimmen, wodurch die Galle die ihrem Zwecke förderliche Beschaffenheit zu gewinnen vermöge. Eine Vermuthung, der Niemand ihre Stelle im Reiche der Möglichkeit bestreitet, die jedoch auch viel für ihre Wahrscheinlichkeit verlangt. XI. *Einige Bemerkungen über die Theorie der elektrischen Säule Volta's.* Von D. Sal. Schweigger, Prof. der Physik zu Bayreuth. Eine Reihe von Versuchen, die keinen Auszug gestatten, und an welchen Rec., bey ihrem unbestreitbaren Verdienste, ihren zu fragmentarischen Zuschnitt rügen zu müssen glaubt. XII. *Geschichte einer complicirten Schusswunde mit schweren Zufällen und ihrer Heilung durch die Operation.* Von D. Joh. Aug. Ehrlich, Hospitalwunderarzt zu Leipzig. Ein schätzbarer Beytrag für medicinische Diagnostik, der keinen Auszug gestattet. XIII. *Beschreibung einer neuen chirurgischen Geräthschaft, als Beytrag zur besseren Behandlung der unvollkommenen Anchylosen und Contracturen.* Von D. J. Fr. Kättinger, Med. Rath und Stadtphysikus zu Erlangen. Der Vf. giebt als Indication seiner allerdings zweckmäßigen Maschine die aus den bekannten Ursachen entstehenden Muscularcontractoren ohne Gelenkverknöcherung an, die er zum Unterschiede von letzterer unvollkommene Anchylose

nennt, und führt mehrere glückliche Versuche mit seiner empfehlungswerthen Maschine, die eine Zeichnung verfinnlicht, an, die von allen jenen Einschränkungen und Gebrechen frey ist, welche den meisten Rec. bekannten chirurgischen Vorrichtungen dieser Art zur Last fallen. XIV. *Geschichte einer Bauchwasserfucht, welche auf ein freywilliges Nasenbluten verschwand.* Von D. C. Hohnbawm, Rath und Hofmedicus zu Heldburg. Ein, wo nicht ganz fremdes, doch in vieler Hinsicht interessantes und lehrreiches Phänomen, über dessen Causalverhältnisse Hr. H., ohne der Sache Gewalt anzuthun, manche beherzigungswerthe Ideen aufstellt, zu deren näherer Ausmittlung ihm Rec. fernere Gelegenheit wünscht. XV. *Über die Bereitung zweyer neuer Arzneypreparate, der tinctura phollandrii und des Oxyfacherum digitoaleos (digitalis) purpureae.* Von Ern. Wilh. Martins, Hof- und Universitäts-Apotheker zu Erlangen. In den Bemerkungen über die Wandelbarkeit des Gebrauchs mancher Arzneykörper, womit der Vf. seine Abhandlung beginnt, sucht er das Ansehen und die Kräfte mehrerer Arzneymittel aus dem Pflanzenreiche, z. B. der Wurzeln der *Colombo*, *Contrajerva*, *imperatoria*, *Carlina*, des *Levisticum*, ferner des Krautes der *Ruta*, des *Hypericum* u. s. w., gegen ihre heutige Vernachlässigung in Schutz zu nehmen. Rec. glaubt, daß der Eifer des Hn. M. etwas zu weit gehe, wenn er die *Colombo* und *Contrajerva* vernachlässigt nennt. Mag dieses an seinem Wohnorte der Fall seyn: so wollte Rec. das Gegentheil aus den Arzneyvorschriften anderer Gegenden Deutschlands beweisen. Daß hingegen bey der Legion von Arzneykörpern, welche unsere Apotheken erfüllen, die Reihe an viele derselben nur seltener kommen könne, ohne daß darum ihre Kräfte bestritten werden, ist eine begreifliche Sache. Wenn Rec. gegen das Lob, welches Hr. M. den oben erwähnten Erzeugnissen des Pflanzenreiches in Hinsicht ihrer Heilkräfte ertheilt, nichts einzuwenden hat: so ist gewiß, daß sie nicht die einzigen ihrer Art sind, und in vielen Fällen von wirksameren Mitteln übertroffen werden. Übrigens betrachtet Rec. jede Apotheke als eine reichbesetzte Tafel, wo kein Gaumen, keine individuelle Liebhaberey leer ausgehen, der eine bey diesem, der andere bey jenem Bissen des Lebens froh werden soll, und wobey nur excentrische Fressgierde den Wahn hegen kann, als müsse sie jede Schüssel benagen. Daß übrigens Hr. M. in allen Artikeln seines Verlags gleich ergiebigen Absatz wünscht, wird ihm Niemand verdenken. Wenn er außerdem den Wasserfenchelsamen noch unter den unverdient zurückgesetzten Arzneymitteln aufzählt: so muß er den Verdacht eines Fremdlings in seinem eigenen Vaterlande gegen sich erregen, da das vor wenigen Jahren in dem hufelandschen Journale so hoch angeestimmte Lob jenes Samens noch gegenwärtig in allen Winkeln der Erde nachhallt, und von manchen Officinen nicht häufig genug aufgetrieben werden kann. Obgleich Rec. hier nicht verhehlen kann, daß er sich von den gepriesenen Tugenden des Wasserfenchelsamens in jener Art von Lungenkrankheiten, gegen die er, laut des genannten Journals, specifisch wirken soll,

er allzuhäufig im Stiche gelassen sah. In der Tinctur des Wasserfenchelsamens, nach der *raschmüller'schen* Art, welche Hr. M. durch die Digestion von anderthalb Unzen des gestoßenen Samens mit 6 Unzen Veingeist und Zusatz von Muskatwein bereitet, und wodurch er das Mittel, unbeschadet seiner Wirksamkeit, für den Kranken angenehmer zu machen und einen Gebrauch zu erleichtern glaubt, kann Rec. keinen besondern, der Mittheilung werthen technischen Kunstgriff entdecken, er müßte denn darin bestehen, daß gerade das angegebene Gewicht des Samens und der Flüssigkeit genommen werde. Warum aber? ist nicht einmal angegeben. Glaubt vielleicht Hr. M., um eine Tinctur des Wasserfenchelsamens, von dem Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit am Krankenbette er, als Laie der Heilkunst, nichts zu sagen weiß, zu erhalten, sey es nöthig gewesen, seine Vorschrift zu warten, die von der trivialen Tincturbereitung nichts abweicht, es müßte denn in dem lediglich um des Gaumens willen zugesetzten Muskatweine seyn. Rec. möchte dies bezweifeln. Was hievon ist, läßt sich ebenfalls von dem angeblichen *Oxy-sacharum digitaleos (is)* des Hn. M. sagen, durch welche Tropfen der Apothekerkunst er die giftigen Eigenschaften und Gefahren der Digitalis zu stumpfen glaubt. Sollten die Ärzte hiezu den Fund des Hn. M. von Nöthen gehabt, letzterer hiedurch der Heilkunst einen Dienst geleistet haben, da das *Oxy-sacharum digitalis*, ein Analogon des Meerzwiebelelligehonigs, lediglich als pharmaceutisches Fabricat, ohne Bewährtheit seiner Vorzüge vor der gewöhnlichen Art, die *digitalis* zu reichen, dasteht. Leicht möchte es überhaupt jedem Apotheker auch ohne *newton'schen* oder *keplerschen* Geist seyn, seinen Arzneykram in eine Zuckerbude umzuwandeln. Ob aber die ärztliche Technik hiemit so ganz zufrieden seyn könnte, wäre eine andere Frage; vielleicht dürfte letztere jetzt schon Hn. M. zurufen: *Sator no ultra crepidam!* XVI. *Geschichte eines höchst merkwürdigen schlammigen Todesfalls.* Von Dr. Wildberg, Hofr. und Kreisphysikus in Strelitz. Der Verstorbene, dessen Tod die Abhandlung des Hn. W. beschäftigt, war ein Mensch von 30 Jahren, der mit verschlossenem After geboren wurde, und bey welchem die Operation ein Unvermögen, den Koth zu halten, zurückließ, wesswegen der After mit einer mit einem Stöpsel versehenen Röhre geschlossen erhalten werden mußte. Ohne vorausgegangene Spuren eines sonstigen Uebelbefindens fiel der Verstorbene im Laufe auf der Straße, und ergriffen von einem heftigen Windstöße, plötzlich todt zur Erde. Die Section des Leichnams zeigte außer einem bis zum Umfange eines Ochsenherzens ausgedehnten Herzen, dessen Wände auffallend dünne waren, und zu ungewöhnlicher Weite ausgedehnten Grimmdarme, keine winternatürliche Beschaffenheit der Organe. Hr. W. lei- tet die GröÙe des Herzens von dem durch die Darm- ausdehnung und die Statt gehabte Kothanhäufung ge- hemmten Umtriebe des Blutes ab, indem der Darm bey hinweggenommenem Stöpsel sich jedesmal nur

unvollkommen entleerte, und hiedurch zu der an ihm entdeckten Weise allmählich ausgedehnt werden mußte; den raschen Tod hingegen von dem durch Überfüllung der Lunge mit Luft bey einem gewaltamen Athemzuge im Laufe gegen den Wind so excentrisch aus einander getriebenen Herzen, daß letzteres seine Zusammenziehungskraft verlor und plötzlich stille stand. Bey dieser an sich nicht unnatürlichen Erklärungsweise mußte es Rec. befremden, daß Hr. W. auf das Flötenspielen, das der Verstorbene sehr eifrig trieb, und kurz vor seinem Tode noch übte, durchaus keine Rücksicht nahm, da doch durch ein stundenlang fortgesetztes Spielen eines Blasinstruments das Herz weit mehr Gewalt zu leiden hatte, als durch die kürzeren Unbilden des Windes, die freylich das Maß des Übels vollends erfüllt haben können. XVII. *Krankheitsgeschichte eines jungen Mannes, der 2 Jahre bloß an seiner linken Seite krank war, mit einer Einleitung in die Lehre von der Verschiedenheit der Krankheiten der rechten und der linken Seite des menschlichen Körpers überhaupt.* Von Dr. J. F. Oslander, dem Sohne, zu Göttingen. Hr. O. theilt in der seiner Beobachtung vorausgeschickten Einleitung die Verschiedenheit gewisser krankhafter Erscheinungen, wie er sagt, in solche, die ausschließliche, oder doch größtentheils auf der rechten oder linken Seite, wegen der Lage der Organe, ihre Rolle spielen, dann in solche, die häufiger eine Seite, als die andere, befallen, ohne daß aus dem Baue des Körpers auf ihre ursachliche Verblindung geschlossen werden kann, oder die beiden Seiten zukommen, aber häufiger an der einen, als an der anderen, erscheinen. Zur ersten Classe rechnet Hr. O. Krankheiten des Herzens, des Magens, der Milz, die sämmtlich der linken Seite angehören, wo die hiehergehörigen Krankheiten der Leber, des Blinddarms u. s. w. der rechten Seite zukommen. Herzensfehler sollen ihre Symptome nicht nur in der linken Brusthöhle manifestiren, sondern damit vorzüglich die linke Körperhälfte befallen. Letzteres möchte wohl so ausgemacht nicht seyn, als Hr. O. annimmt. Als hieher gehöriges Beyspiel führt Hr. O. Krankheiten an, die von arthritischen Metastasen auf die Kranzschlagadern des Herzens entstehen (wie gelangt wohl Hr. O. zu solcher Erkenntniß?), und wobey der Schmerz nicht nur die linke Brustdrüse, die linke Schulter, den linken Arm und dieselbe Seite des Halses ergreife, sondern wobey überdies noch Odem des linken Fusses, ohne daß sich hiefür ein anatomischer Grund angeben lasse, zugegen seyn soll. Eben so soll die rechte Lunge häufiger an wahrer Entzündung, als die linke, leiden. Häufigere chronische Fehler der linken Lunge hingegen lassen sich nach Hn. O. aus dem durch das Herz verengerten Raume, minderer Beweglichkeit der linken Brusthöhle, Schwäche der linken Brustmuskeln, Unthätigkeit des linken Arms u. s. w., erklären. Zu den Krankheiten, die häufiger an einer, als an der anderen Seite vorkommen, ohne daß hiefür sich ein Grund in der Anatomie ergibt, rechnet Hr. O. Hemiplegie, welche die linke Seite häufiger, als die

rechte, und zwar in dem Verhältnisse, wie 5 zu 1, treffen soll, was wohl so ausgemacht nicht seyn möchte. Hr. O. theilt über diesen Gegenstand noch manche Vermuthungen mit, welche von den Physiologen beherzigt zu werden verdienen. Noch zählt Hr. O. unter den Krankheiten, die ohne nachweisbaren Grund häufiger auf der linken, als auf der rechten Seite vorkommen, das Podagra und den Klumpfuß, in sofern das Übel einseitig auftritt. Gegenstand der Krankheitsgeschichte, die uns Hr. O. mittheilt, sind eigene Zufälle des Herzens, die mit äusseren arthritischen Erscheinungen alterniren, gleichsam nur als Metaschematismus der letzteren auftreten. Als lehrreicher Beytrag zu der in unseren Tagen vielleicht etwas zu sehr befandeten Lehre der Metastasen verdient seine Mittheilung allerdings Dank; so wie die mitgetheilten Bemerkungen über diesen Gegenstand, ausser einem gefunden Urtheile, viel Einsicht in die organische Natur verrathen. XVIII. *Über den Wasserbruch des Scheidenkanals, eine neue Art der Hydrocele*, von Dr. Bern. Gottl. Schreger, Hofr. u. Prof. in Erlangen. Hr. S. sucht zu beweisen, dass diese Art des Wasserbruchs, deren Nosographie man vergebens bey früheren Autoren suche, irrig mit dem sogenannten Balgwasserbruche verwechselt wurde, und stützt seinen allerdings scharfsinnig geführten Beweis auf Beobachtung der Metamorphose des Scheidenkanals in den verschiedenen Perioden des Lebens. Hätte seine Arbeit kein anderes Verdienst, als dass sie uns mit dem bisher nicht genug gekannten, und eben so wenig berücksichtigten Gange jener organischen Veränderung nach den Verhältnissen des Alters bekannt macht: so müsste sie darum schon zu den Aufmerksamkeit verdienenden Erscheinungen unseres Zeitalters gehören, welche der praktischen Handarzneykunde manchen wesentlichen Vortheil verheißt. Die zu dem genannten Zwecke angestellten anatomischen Beobachtungen des Hn. S. werden durch wohlgerathene Zeichnungen in das hellste Licht gesetzt. XIX. *Einige Ideen über vergleichende Pathologie*. Von Dr. G. B. Osterhausen, Phytikus in Nürnberg. Der Vf. glaubt, dass bisher noch kein Versuch gemacht worden sey, die Lebensäußerungen verschiedener organischer Körper für einen bestimmten Zweck unter sich zu vergleichen, in sofern jene Lebensäußerungen von dem Normalzustande abweichen, was er eigentlich unter vergleichender Pathologie versteht. Allein hierin erlaubt sich Rec. ganz anderer Meinung zu seyn, indem, seinem Dafürhalten nach, die Aufgabe einer vergleichenden Pathologie nur durch vergleichende Behandlung der Anatomie und Physiologie gelöst werden kann, und in dem Ideale jener Zweige der Erkenntniss der organischen Natur gleichsam schon gelöst seyn müsste. Wieviel aber in der Näherung zu jenem Ideale von einem Cuvier, Blumenbach u. A. bereits geleistet wurde, kann Hn. O. nicht unbekannt seyn. Nachdem er die Nothwendigkeit seines Unternehmens auf die erwähnte Weise dargelegt hat: so theilt er seine allerdings neuen Ideen

über Leben, Organism, und endlich seine gewünschte Pathologie mit. Die erste jener Ideen sagt, dass alle Nachforschungen nach dem Wesen des Lebens unnütze Mühe seyen. Wie seltsam! Die natürliche Folge, welche Rec. herauszieht, ist, dass das Leben an sich unter die *qualitates occultas* gehöre, wofür Hr. O. auch ohne Weiteres nimmt. Ob er bey diesem Schritte zur Aufklärung von dem allgemeinen Leben der Schöpfung oder von dessen nur potenzirtem Ausdrucke in der besondern organischen Natur rede, ist nicht gesagt. Genug, das Leben ist ihm (woher, wissen wir nicht) gegeben, und tritt, wie er sagt, nur durch die Form individuell hervor. Das Leben giebt sich die Form durch das an ihm anschaubare Bestreben, sich zu beschränken, und zerstört die Form durch sein Bestreben, sich in Freyheit zu setzen. Durch ersteres sey der Körper bedingt, durch letzteres Tod und Verwesung. Alles sey Act des Lebens. Das Leben sey durch die Form bedingt, und nun erst errathen wir, dass jene Form die Materie sey, worunter Hr. O. den Körper der Gattung, nicht der Art (*Species*), verstanden wissen will. Bey gleicher Form äussere sich das Leben auf gleiche Weise u. s. w. Die Axe der Ideen des Hn. O. sind sonach die Formen des Leibes der Gattung, wovon die *Species*, sonderbar genug, ausgeschlossen wird, da Rec. in jeder Individualität ein besonderes Formprägen innerhalb der Grenze der Gattung nachweisen wollte. Das Leben, fährt Hr. O. fort, ist ewig, die Form endlich. Das endliche Seyn der Form muß durch etwas bedingt werden, und dieses Etwas sey Structur und Mischung. Unterschiede in Structur und Mischung nähern oder entfernen das Leben von seinem Ziele u. s. w. Auf diesen Grund erbaut Hr. O. seine vergleichende Pathologie, in sofern er sie aus den Unterschieden der Formen (in dem oben angegebenen Sinne) und des durch sie sich äussernden Lebens construirt. Wem würde es wohl eingefallen seyn, etwas anderes zu thun, und hierin auf die Ideen des Hn. O. zu warten, so nothwendig sie ihm auch immer vorgekommen seyn mögen. XX. *Über die Bestimmung der morgagnischen Feuchtigkeit, der Linsenkapfel und des Faltenkranzes*. Von Dr. Gräfe, Hofr. u. Leibarzt zu Ballenstädt. Ausser vielen gehaltreichen Ansichten, die uns Hr. G. über die Natur des Sehens mittheilt, glaubt er, die bereits ausser Zweifel gesetzte Modification der Augenlinse durch den Einfall der Lichtstrahlen weniger dem lediglich vegetativen Körper der Linse selbst, als der morgagnischen Feuchtigkeit, mehr aber noch dem Faltenkranze der Kapselhaut der Linse zuschreiben zu müssen. In welcher Hinsicht er manche allerdings erhebliche Gründe anlegt, und manche scharfsinnige Beobachtungen mittheilt, deren gedrängter Vortrag keinen Auszug gestattet. Der den Gegenstand der Abhandlung verbindlichen ausgemalten Zeichnung wünschte Rec. einen größeren Mafsstab, dabey die Farben der Natur treuer gewählt, als sie es sind.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 N O V E M B E R, 1810.

M E D I C I N.

FRANKFURT a. Mayn. b. Wilms: *Abhandlungen der physikalisch-medizinischen Societät zu Erlangen u. l. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

XXI. Vergleichende Ansicht der Augen nach ihrer Grösse, Form, Farbe und Stellung nach alle Thierclassen. Von C. H. Theod. Schreger dem jüngern, Dr. legens zu Erlangen. Nachdem Hr. S. in der Betrachtung des menschlichen Auges, dessen Grösse in den verschiedenen Perioden des Lebens berücksichtigt hat: so geht er die Augen verschiedener Nationen, der Mohren, Ägyptier, Aflaten, Amerikaner, Europäer, Kreolen, Lappen, Grönländer u. s. w. durch. Worauf er sich zu den Augen der Säugethiere, der Vögel, der Amphibien, der Fische, der Insecten und der Würmer wendet. In derselben Ordnung werden dann Grösse, Stellung und Farbe der Augen betrachtet. Der reichhaltige Stoff der Belehrung, welchen Rec. in der vergleichenden Stellung der Thatfachen des von Hn. S. bearbeiteten Gegenstandes findet, erregt bey erstem den Wunsch, dass Hr. S. die weitere innere Structur des Auges, so wie andere wichtige Organe der thierischen Individualität, einer ähnlichen vergleichenden Betrachtung unterwerfen, und ihre Resultate an diesem Orte mittheilen möge. **XXII. Sind die Gesetze des Lebens höherer Natur als die allgemeinen physischen Gesetze der todtten Materie?** Eine physiologische Untersuchung. Von Dr. G. Chr. Reich, Professor zu Berlin. Hr. R. eifert vor allem gegen die Annahme einer besondern Lebenskraft, als einer von den Gesetzen der sogenannten todtten Natur ausgenommenen, für sich bestehenden Kraft. Woran wohl, nach des Rec. Dafürhalten, kein heilsender Naturforscher mehr glauben möchte. Mit Verachtung aller dynamischen Ansichten, wovon Hr. R. ein vorzüglicher Feind zu seyn scheint, glaubt er die schon potenzierten Naturkräfte in den lebenden Organismen mit jenen der allgemeinen Natur völlig gleichhaltig zu finden: die sogenannte todtte und lebende Chemie in nichts von einander unterschieden. Den Ansichten des Hn. R. zufolge ist alles organische Leben durch die Wärme bedingt, und letztere als Hauptprincip des Lebens zu betrachten; doch folge die Temperatur und ihre chemischen Bestimmungen in der belebten Natur keinen anderen Gesetzen als jenen, die in dem sogenannten todtten Stoffe der Schöpfung Statt haben. Die Hauptbeweise für seinen Satz stützt Hr. R., etwas trivial, auf

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

das Erfrieren der lebenden Wesen in der Kälte, und auf das Wiedererwachen der Natur aus dem durch Kälte begründeten Scheintode bey Näherung der Frühlingswärme. Wie der Vf. sich den Scheintod durch mephitische Dünste, und die ihm folgende Wiederbelebung durch Sauerstoff des Luftkrafes bey unentdeckbaren oder gleichgültigen Differenzen der äusseren Temperatur erkläre, verschweigt er dem Leser. Wahrscheinlich lässt er da das Leben in seiner eigenen Hitze umkommen, in sofern ihm bey unverändertem Temperaturzustande des Mediums die Wege verriegelt sind, wodurch es seinen Wärmeüberfluss an Letzteres abgeben könnte. Allein auch jene Ausflucht dürfen wir Hn. R. nicht ansinnen, da er keine eigenen Ausführungswege der Wärme aus der Werkstätte des Lebens bedarf, da nach seiner Lehre der thierische Organismus sich eben so wie ein Marmorblock verhält, das heisst, sich ohne das Bedürfniss von Ausführungsorganen mit dem Medium in das Temperaturgleichgewicht setzen würde, wenn nicht in der Nahrung unaufhörlich neuer Wärmestoff zugeführt, und durch die Assimilation frey würde. Eben so glaubt Hr. R. den Verdunstungsprocess in den belebten Organismen jenem der todtten Natur völlig gleichsetzen zu müssen. Nach seiner Ansicht wird durch Kälte die Ausdünstung darum verstärkt, weil die innere Wärme, ihr + an das — des Mediums abzugeben, thätiger ist; und sehr hart tadelt Hr. R. den verdienstvollen Sanctorius wegen der falschen und schädlichen Folgerungen aus seinen übrigens unbestreitbaren Beobachtungen, nämlich dass Kälte die Ausdünstung unterdrücke. Das Gegentheil der sanctorischen Lehre sucht Hr. R. aus den in der Kälte nur sichtbaren wolkenartigen Lungen-dämpfen der Thiere zu beweisen, die in der Wärme fehlen. Wie sinnreich! Will Hr. R. consequent seyn: so muss er in dem häufigern Sommerchweise, der im Winter fehlt, ebenfalls mangelhafte Ausdünstung sehen. Welcher Dorfschulmeister möchte wohl mit solchen Behauptungen seinen literarischen Ruf auf das Spiel setzen! Sollte es Hn. R. mit den erwähnten Sentenzen wirklich Ernst gewesen seyn: so mögen ihn die angehenden Schüler der Physik belehren, was es mit den in der Kälte nur sichtbaren Lungenwolken, die schlechterdings nichts für die verstärkte Ausdünstung beweisen, für eine Bewandnis habe; ferner, warum nasse Körper im Sommer rascher trocknen, d. h. evaporiren, als im Winter. Der Himmel gebe, dass die neue Lehre des Hn. R., ein abermaliger Beweis seiner bekannten Liebe zu dem Sonderbaren, nicht an die Stelle jener von ihm als schädlich ange-

feindeten des *Sanctorius* gesetzt, und Richtschnur der ärztlichen Technik werde. An leeren Declamationen, trivialen Ausfällen gegen höhere Ansichten der Natur und Apologetik der Gemeinheit, ist die Abhandlung des Hn. R. ausserdem nicht arm. XXIII. *Bemerkungen über den Bau des Auges zweyer Thiere aus dem Geschlechte der Wallfischarten.* Von Dr. J. Fr. *Albers* zu Bremen. Die Augen, deren organischen Bau Hr. A. zum Gegenstande seiner Untersuchungen machte, waren die des grönländischen Wallfisches (*Balaena mysticelus*), und des Narwals (*Monodon Narwal*). Ihre mit Sorgfalt angestellte Zergliederung, so wie die dabey genommene Rücksicht auf die Augen anderer Thiere, verdient als schätzbarer Beytrag zur vergleichenden Anatomie des thierischen Organismus betrachtet zu werden, der wegen seiner Gedrängtheit keinen Auszug gestattet, und den eine wohlgerathene Zeichnung verfinnlicht.

Den Schluss dieses gehaltreichen Bandes machen Correspondenznachrichten ihrer Mitglieder. An Schönheit und Correctheit des Druckes und Papiers liefs es die Verlagsbandlung nicht fehlen. N. d. M.—St.

WEISSENFELS und LEIPZIG, b. Böse: *Die Hämorrhoiden.* Ein guter Rath für alle, die daran leiden oder sie fürchten, von Dr. G. W. *Becker.* 1804. X u. 222 S. 8. (15 Gr.)

Einleitung: Vorurtheile über die Entstehung und Heilsamkeit der Hämorrhoiden. (Die Beschuldigung ist doch wohl zu allgemein, dafs vor 50 Jahren noch fast jeder Arzt auf die Hämorrhoiden zu wirken sich bemüht habe). I Abschnitt. *Ursachen, welche die Hämorrhoiden erzeugen können.* 1) *Anhäufung des Blutes im Unterleibe und Mastdarme: von örtlichen Reizen:* dem Reiten; der Päderastie (das Wort kömmt fast zu oft *Pädesterie* geschrieben vor, als dafs man es unter die, leider nicht seltenen, Druckfehler rechnen könnte) und anderen Ausübungen der Wollust; den Abritten (hier auch gute Winke, die Kinder nicht zu lange auf ihren Leibstühlen sitzen zu lassen); von Klystieren (deren Mißbrauche nämlich, wie sich versteht); Stuhlzäpfchen; von Kothanhäufung; Maden-(Spring-) Würmern; von *allgemeinen Reizen:* warmen, oder vielmehr heißen, Speisen und Getränken; erhitzen Stoffen (worunter auch stark gehopftes Bier gerechnet wird); Purganzen. 2) *Verhinderter Rückgang des Blutes durch Vorfall des Mastdarms, aus Mangel an Bewegung, Kleidungsstücke, Schwangerschaft und Entbindung; durch Schwächung der Gefäße und des ganzen Körpers durch vorhergegangene Krankheiten, Ausleerungen, Mangel der Nahrung, Leidenchaften; durch Vollblütigkeit. Zweifelhafte Ursachen: Einfluss des Klima wird geleugnet; erbliche Anlage ist zwar nicht unbedingt zu leugnen, allein nicht zu erkennen, und in sofern auch hier schwerer, als in anderen, obschon ebenfalls kitzlichen Fällen der Art, zu entscheiden. Ansteckung ist gleichfalls nicht wahrscheinlich, ausser vielleicht bey eiternden Hämorrhoidalknoten.* — II Abschnitt. *Begleiter und Folgen der Hämorrhoiden:* Jucken und Spannung am

After und an den benachbarten Theilen; Stuhlzwang; Schmerzen in der Lendengegend, in dem Magen; Hämorrhoidalknoten und deren Folgen; Gallenruhr, Erbrechen, Durchfall. *Folgen der Unterdrückung der Hämorrhoiden:* Krämpfe im Unterleibe; Engbrüstigkeit; Blutaussleerungen auf anderen Wegen; gichtische und rheumatische Schmerzen; Hämorrhoidalfieber (ein unbestimmter Begriff); Knoten, Schwellen am After. III Abschnitt. *Heilung der Hämorrhoiden.* Zuerst über das, was die blinden und fließenden mit einander gemein haben. *Entfernung der im ersten Abschnitte angeführten Ursachen* durch Speisen und Getränke, Vermeidung des zu vielen Sitzens, Abgehen mit *Hildebrand* (welchen unser Vf. überhaupt sehr benutzt, und viele Stellen aus ihm, wie aus einigen Anderen, wörtlich anführt) das Niederlegen auf eine Horizontalfläche empfohlen und vor sehr weich gepolsterten Stühlen gewarnt wird; angemessene Bewegung, besonders Spazierengehen; Reiben des Unterleibes; *vorsichtiges Reiten*; Ball-, Billard-, Kegel-Spiel; ruhigen Schlaf (Empfehlung des Liegens auf der rechten Seite); Kleidung (Hosenheber fürs männliche Geschlecht, Abschaffung des Bundes an den Weiberrücken); reine Luft; Mäßigung der Leidenchaften (Beyspiel der Schädlichkeit derselben aus *Trinka*); des Beyschlafs (sehr kurz!). *Berücksichtigung der Zufälle der blinden Hämorrhoiden.* Hartleibigkeit: Hebung derselben durch angemessene Nahrung (Pakinat- und Zucker-Wurzeln sind nicht einerley, wie hier S. 140 angenommen zu werden scheint, obgleich von einerley Wirkung), Abführungsmittel und Klystiere (unter den ersteren wird mit *Hildebrand* dem *Tart. tartarizatus* die erste Stelle angewiesen, und nächst diesem dem Glaubersalze in wässriger Auflösung oder zweckmäßiger Verbindung mit anderen Mitteln. Das wässrige Extract der Aloe, mit Bittersalz verbunden, rath der Vf. nicht ohne Vorwissen eines Arztes zu gebrauchen. Auch warnt er vor dem unvorsichtigen Gebrauche des Schwefels). Gegen Jucken und Brennen und Spannung am After und im Mastdarme selbst, lauwarme ganze Bäder, und bey gereizter Neigung zum Beyschlaffe, Einreibung von Kampheröl; gegen Stuhlzwang warme Bähungen, Opium in Mandelöl aufgelöst; bey heftigen Schmerzen Blutigel an den Mastdarm mit erweichenden Bädern, und in dringenden Fällen ganz einfache, eher zu warme als zu kühle, Armabäder. Gegen Kreuzschmerzen, Hämorrhoidalkolik, Magen schmerzen u. s. w. wiederum Bäder; ölige Einreibungen, erweichende Umschläge, dergleichen Klystiere; „ist mit der Kolik starkes Würgen und Brechen da: so unterlasse man nicht, einen bis zwey Kaffeelöffel trockene Magnesia hinunter zu schlucken, alsdann einen Löffel Essig hinterdrein zu nehmen. Sey Brechen damit verknüpft oder nicht: so würde man mit grossem Vortheile ohne Zweifel funfzehn Tropfen von der — *Ess. Castorei* in einer Tasse Chamillenblüthentheee nehmen. Von letzterem kann man überdies immer selbst, indem man im Bade sitzt, alle Viertelstunden eine Tasse trinken.“ Aderlassen am Fusse, und nur zu

3 bis 6 Unzen, wird nur bey dem Mangel oder nicht Anziehen der Blutigel zugelassen, wenn ein recht warmes, bis an die Knie reichendes Fußbad nichts leistete. Gegen den Schweiß am Mastdarme kühlere Bekleidung unter gehörigen Bedingungen; Waschen mit kaltem, zur Hälfte mit rothem Wein vermischem Wasser; bey schon vorhandenen Bläschen und wunden Stellen frisches Mandelöl. Gegen frische Hämorrhoidalknoten freye Leibesöffnung durch Diät und passende Abführungen, Blutigel; gegen veraltete die Lanzette. Bey leichteren Fällen Bleywasser und Quittenschleim. Gegen innere Knoten kühlende, lindernde Klystiere. Vorschläge zum Zurückbringen des Mastdarmvorfalles. *Zufälle der stießenden Hämorrhoiden.* Gegen zu starken, plötzliche Hülfe erfordernden Fluß kaltes Wasser, Essig, äußerlich angewandt; innerlich hofmannscher Liqueur, Zimmtinctur, Stahlincturen (der Vf. dringt freylich darauf, daß hier, wenn es nur immer geht, ein Arzt herbey geholt werde; indeß scheint doch bey diesen Vorschriften dem Nichtarzte zu viel eingeräumt zu seyn). Warnung vor unvorsichtiger Unterdrückung der Hämorrhoiden durch Kälte, Leidenschaften. Wiederherstellung der unterdrückten Hämorrhoiden (bey heftigen Krämpfen wieder die Bleibergeileßenz, in noch reichlicherer Menge als oben. — *Anhang. Hämorrhoiden der Schwangeren* (aus des Vfs. „gutem Rathe an Schwangere“ u. s. f. Leipzig 1803). *Blasenhämorrhoiden* (gegen die aus Schwäche und Erschlaffung der Gefäße entstandenen werden, statt aller anderen Getränke, gelind stärkende, und auf die Harnwege wirkende empfohlen, z. B. Abkochung der Wachholderbeeren, oder des Petersilienkrautes (?). *Hämorrhoiden der Mutterscheide. Schleimhämorrhoiden* (wegen leicht möglicher Verwechslung mit anderen Krankheiten sogleich dem Urtheile eines Arztes zu unterwerfen).

Ks.

BRESLAU, b. Korn: *Versuch über die wahrscheinlichen Ursachen und Entstehung des Weichselzopfes, nebst einer sicheren Heilung desselben, bestätigt durch einige Krankengeschichten.* Voran einige Vorschläge, die medicinische Policey und Ausrottung der Pocken betreffend, von J. G. Wolframm, Regim. Chirurg. im kön. preuss. Hufarenreg. von Glaser. 1804. 124 S. 8. (12 Gr.)

Die gutgemeinte Absicht des Vfs. ging dahin, eine Gesundheits-Kopfsteuer, oder auch Schornsteinsteuer in Polen einzuführen, um davon Spitäler zur Heilung der mit dem Weichselzopf befallenen Kranken zu stiften; nebenbey will er davon auch das Hebammenwesen verbessert, und die Schutzpockenimpfung dadurch und mittelst der Hebammen allgemeiner eingeführt wissen. Wir lassen dies auf sich beruhen, und wenden uns zur Hauptsache. Noch vor wenigen Jahren war der Weichselzopf (polnisch *Kottun*) nur im eigentlichen Polen endemisch; seitdem ist er's auch in den angrenzenden Ländern. Die Ursachen seiner Entstehung, Verbreitung, und bis jetzt steten

Fortdauer sucht der Vf. hauptsächlich in der ehemaligen, fast absoluten Sklaverey des Volkes, in seiner großen Armuth, grenzenlosen Unreinlichkeit, im Mangel wirklicher Ärzte auf dem Lande, im Überflusse der Charlatane daselbst; ganz besonders aber in der Allgemeinheit und Forterbung der venerischen Krankheit, vorzüglich bey der jüdischen Nation, welche entweder mit dem Weichselzopf coëxistirt, oder ihm vorangeht, oder auch folgt, zuweilen selbst alternirt. Durch vielfältige Erfahrung hält sich der Vf. berechtigt, zu glauben, „daß der Weichselzopf eine wirklich kritische Absetzung des venerischen Miasma sey.“ Hierin sey er durch das Glück in seiner, auf diese Meinung gegründeten Praxis bestärkt worden. Daraus folge denn auch, daß diese Krankheit nicht älter, als die venerische seyn könne; es sey wahrscheinlich, daß sie sich allmählich nach dem verheerenden Durchzug Karls XII durch Polen gebildet habe. Es ist merkwürdig, wie ängstlich der Vf. im zweyten Abschnitt bey Erörterung der näheren Entstehungsursachen sich bemüht, allen Einwürfen seiner Hypothese schon zum voraus zu begegnen: selbst der häufige Weichselzopf bey Thieren in Polen soll venerischen Ursprungs seyn. Diese Thierkrankheit kommt indeß auch in Deutschland nicht ganz selten vor. [Rec. erinnert sich, ihn verschiedentlich schon in seiner Jugend bey schlecht genährten und gepflegten Pferden gesehen, und dabey die Volksmeinung gehört zu haben: in diesem Wichtelzopf schlafe Nachts eine Schlange; er dürfe nicht abgeschnitten werden, weil dies ihren Grimm reizen, und das Pferd durch einen Stich unfehlbar getödtet werden würde. Ein deutlicher Beweis, daß Erfahrung schon mit dieser Krankheit bekannt gemacht hat.] Ohne die Gründe des Vfs. für seine Meinung weitläufiger aufzuführen, ohne seine sehr mangelhafte Beschreibung (wer nicht weiß, was Weichselzopf ist, lernt es hier gewiß nicht, denn es fehlt durchaus an einer Beschreibung desselben) der Krankheitszufälle und die einseitige und dürftige Curart im Detail zu durchgehen, welches wirklich verschwendete Zeit seyn würde, bemerken wir bloß, daß er wohl immer in dem an Ärzten und Wundärzten armen Polen Gutes stiften könne; nur mit der Schriftstellerey darf er sich nicht befassen: denn von diesem Buch hat die Kunst wenigstens nicht den geringsten Gewinn. Die aufgestellte Theorie ist durchaus unstatthaft, auch nicht durch Einen scharfsinnigen Grund unterstützt, und dankt ihren Ursprung wahrscheinlich nur dem Umstand, daß der Weichselzopf (vielleicht oft nur die damit verbundene *Lues*) durch Mercurialmittel geheilt werden kann. Durch die pathologischen und pathogenischen Bemerkungen (worauf der Vf., mit stolzem Rückblick auf seine Vorgänger, sich nicht wenig zu Gute thut) lernen wir die Krankheit nicht besser, ihn aber als einen blinden und beschränkten Humoralpathologen kennen, und der Refrain seines therapeutischen Verfahrens ist immer Sublimat, Calomel, Holztränke u. s. w., mit einem Wort, der gemeinste antisymphilitische Schlendrian. Für

wen die Formeln am Ende angehängt seyn sollen, ist gar nicht abzusehen. Für die medicinischen Zeitgenossen gewiss nicht!

Die Schreibart ist, wie in der Vorrede sehr richtig bemerkt wird, nicht gelahrt, aber dabey incorrect, nicht präcis und ermüdend. pp TT & c.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: D. L. Sussio, M. D., *Morborem exanthematicorum descriptionis, tabularum forma ordinatae, specimen, variolarum atque vaccinarum decursum et curationem exhibens.* 1809. 3¹ Bog. 4 (1 Rthlr.)

Der Vf. giebt eine Probe, wie er die Aussteckkrankheiten in tabellarischer Form vorzutragen gedenkt, und beruft sich, um die Zweckmäßigkeit seines Unternehmens zu begründen, auf die chemischen Tabellen von Fourcroy, und die pharmaceutischen von Tromsdorff. Allein wer sieht nicht den großen Unterschied von diesen ganz unpassend verglichenen Wissenschaften ein? Wissenschaften, die fast ganz Nomenclatur sind, wie z. B. Pharmacie, Mineralogis, Botanik, können leicht und mit Nutzen in tabellarischer Form vorge tragen werden, da sie hauptsächlich Gedächtnisfächer sind. Im Gegentheil sollte man die Wissenschaften in tabellarischer Form zwingen wollen, wo alles auf Beurtheilung, sorgsame Vergleichung, Zusammenstellung u. Abwägung auch der kleinsten Umstände ankommt, wie z. B. in der Therapie. Wem sollten diese Tabellen auch nützen? Dem praktischen Arzte? Dieß wird Niemand behaupten. Dem Docenten als Leit faden bey dem Unterricht? Gewiss nicht; denn schon das Format ist das unbequemste für Lehrer und Lernende. Eben so unbequem ist die tabellarische Form zum Leit faden bey dem Unterricht, da dort, in der Tabelle, alles neben einander steht; hier, im Vortrage, aber alles auf einander folgen muß. Aus eben den Gründen sind sie nicht für den Lernenden. Zuweilen scheint auch der Vf. selbst ihre Zwecklosigkeit gefühlt zu haben. So können z. B. die regulären Blattern ihren gesetz mäßigen Verlauf bisweilen nicht haben, sondern entweder die inflammatorische, oder nervöse, oder putride Form all mählich annehmen. Diesen Übergang drücken die Tafeln nicht aus, und können ihn nicht ausdrücken; die hinzugefügte Note, daß dieß der Fall seyn könne, ersetzt nicht jenen Man gel. — Doch wir wenden uns zu den Tabellen selbst. Auf den beiden ersten sind die Menschenpocken, auf der dritten die Schutzpocken abgehandelt. Der Vf. theilt die Pocken ein in *neuras J. regulares; sphenicas irregulares; ophiocenas irregulares*. Letztere theilt er wiederum ab: in *var. ophioc. nervosus cum incitabilitate aucta*, und *var. ophioc. putridus cum incitabilitate imminuta*. Da die Blattern nicht allein mit inflam matorischen Nerven- und Faul-Fiebern, sondern auch mit den anderen gewöhnlichen Formen der Fieber complicirt seyn können: so leuchtet ein, daß diese Eintheilung nicht erschöpfend ist. Dann sind die Bestimmungen: *cum incitabil. aucta*, — *imminuta*, ganz schief und unbestimmt. Denn nicht zu erwähnen, daß Erregbarkeit von Sensibilität ganz verschieden ist, und daß *incitabilitas* und *incitatio aucta* die Natur der sphenischen Krankheiten bestimmt: so ist bekannt, daß das Nerven fieber sich nicht allein mit erhöhter Reizbarkeit und Sensibi lität, sondern auch mit herabgestimmter, zeige. In dieser Hinsicht ist die Eintheilung des Vfs. wiederum mangelhaft. Die vier Stadien der Blattern stellt der Vf. so dar, daß er erst den morbi decursum ac symptomata, non necessaria, und darun ter die *methodum medicandi* im Allgemeinen; und unter dersel ben die einzelnen Indicationen und Heilmittel angiebt. Warum er die aufgezählten Symptomen, die das Wesen einer Krank heitsform ausmachen, non necessaria nenne, sieht man nicht ein; man möchte fragen: wo sind denn die necessaria? Bey den Indicationen ist das Gewöhnliche gesagt. Einzelne Mittel scheinen nicht immer ganz zweckmäßig zu seyn. Um der Menge der Pusteln zuvor zu kommen, soll der Kranke auf stehen. Dieß möchte nicht selten ein gefährlicher Rath seyn: so wie auf der anderen Seite Selterwasser und Grasmulde coct gegen das Zurücktreten der Pocken wenig wirken werden. Nachtheilig ist die Empfehlung von Bleymitteln bey Pusteln auf dem Auge, es entstehen durch ihre Anwendung sehr oft Verdunkelung der Cornea; das comatöse Augen wasser, oder wässrige Opiumauflösung sind hier am wohlthü tigsten. Tab. III. Von den Schutzpocken: das Bekannte. Der Vf. stellt ihnen die falschen entgegen u. s. w. Er hätte wohl bemerken sollen, daß bey schlaffer Haut, oder alter Lymph

der Verlauf der Schutzpocken oft weit langsamer ist, und daß vor dem 9ten, zoten Tage die Pusteln nicht mit zum Impfen tauglicher Lymph gefüllt sind. Die trocknen Imp fäden mit Speichel naß zu machen, ist ein verwerflicher Rath. Unter die *morbos secundarios* gehören auch ein heftiger Haut ausschlag und Schwären. — Übrigens muß noch bemerkt werden, daß diese Tabellen in einem schülerhaften Latein abge faßt sind, das von grammatischen Fehlern und Solöcismen wimmelt. ff. ff. ff.

Nürnberg, b. Schneider und Weigel: *Das wahre Noth- und Hülfsmittel für Bruchkranke aller Art, worinnen über das Wesen, die Entstehung, Verhütung und Heilung der Leisten-, Schenkel-, Nabel-, Wasser-, Fleisch-, und aller andern Brüche das vollständigste und vollständigste Unterricht gegeben wird.* Zum Besten der leidenden Menschheit, von D. G. W. Becker, praktischem Arzte in Leipzig. 1809. VIII u. 184 S. 8. (12 Gr.)

Der vollständigste und vollständigste Unterricht? Man ist nur z. B. 27: „Ob ein Leisten-, Schenkel-, Nabel- Bruch als Netz- oder als Darm-, oder als anderer Bruch zu betrach ten ist, kann den Bruchkranken ziemlich gleichgültig seyn. Er selbst kann nicht verlangen, die Zeichen zu erfahren, woraus man auf den einen oder den anderen schließen kann.“ Von Handwerkern, bey welchen Brüche sehr gewöhnlich sind, führt der Vf. bloß Gerber und Tuchscheerer an. S. 117: „Wenn man hört, daß so viele am eingeklemmten Bruch Operirte bald nach der Operation starben: so lag es nicht an der Operation, sondern an dem Kranken, der sich ihr zu spät unterwarf, oder an dem Wundarzt, der sie zu spät in Vorschlag brachte.“ Nicht auch oft an der Ungeschicklichkeit des Wundar ztes? War hier nicht der glücklichste Ort, wo der Vf. von herumziehenden Bruch-Operateuren warnen konnte? Die Hand griffe, womit ein eingeklemmter Bruch zurückgebracht werden kann, erwähnt der Vf. nicht, weil der Kranke sie durch den Instinct oder auch wohl durch Erfahrung belehrt, besser weiß, als man es ihm sagen könne. Verschiedene nöthige Regeln bey der Einklemmung eines Bruches, z. B. der Hinterer muß bey ein wenig höher liegen, als der Kopf und die Brust; die Kranke muß den Urin nicht lange zurückhalten; während der Taxis muß er sich hüten, den Athem an sich zu halten oder zu schreyen u. s. f., sind mit Stillschweigen übergangen worden. Mit Recht empfiehlt der Vf. dabey erweichende und kramph stillende Umschläge, Klystiere und laue Bäder: warum sagt er aber nichts von dem Nutzen des inneren Gebrauchs des Leinöls und englischen Salzes? Tabaksklystiere werden von ihm empfohlen, wenn die Einklemmung schon gehoben ist (?) Anstatt einer Beschrei bung der Operationen bey dem Fleischbruch und Wasserbruch der Scheidenhaut der Hoden und des Samenstrangs hätte er die Kennzeichen angeben sollen, wodurch man diese von wahren Darm- oder Netz-Brüchen genau unterscheiden kann. Ein Wasserbruch soll sich nach dem Vf. immer als eine schwappende, kalte, durchsichtige Geschwulst zeigen (?). Eine nicht ganz unrichtige Bemerkung ist folgende: Bekanntlich sind in der Schweiz, beson ders im Canton Appenzell Brüche viel häufiger, als in andern Ge genden; man glaubt gewöhnlich, daß sie durch Ringen, Springen Schleudern der Steine, gewaltsame Anstrengungen bey dem Em tragen des Heues verursacht werden: der Vf. aber schreibt sie dem Mißbrauche des Kaffees, besonders bey dem gewöhnlichen Kaffeegelagen, die zwey bis drey Tage dauern, zu. — Möge übr gens der Vf. auf ein gutes Zeugniß von der leipziger medicinischen Facultät und auf die vielen, zum Theil hier mitgetheilten Briefe, worin er der verehrungswürdigste Mann genannt, und seine Bruchbandagen sehr gerühmt werden, noch so stolz seyn: so kann doch Rec. die fast beyspiellose Unverächlichkeit nicht ungerügt lassen, wenn der Vf. da öffentlich von seiner Bekan denheit spricht, und einen Fontanelle und Lefebure Charlatans nennt, hier gesteht, man könne von den besten Bruchbandagen nicht sagen, ob sie seyen radical heilend, oder gleich seine Bandagen in mehreren öffentlichen Blättern als solche aufführt, und wenn er sich hier damit entschuldigt, daß ihn das durch tausendfö An kündigungen der Art irre geführte Publicum merkantilich zu nöthige.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 N O V E M B E R, 1810.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT A. M., b. Willmans: *Annalen der wett-
eraunischen Gesellschaft für die gesammte Natur-
kunde.* 1sten Bandes 1stes u. 2tes Heft. 1809.
344 S. 4. (4. Thlr.)

Eine kleine Anzahl verbundener Freunde fasste den glücklichen Gedanken auf, die literarischen Bemühungen der Einzelnen auf Einen Punct zu leiten, und mit gemeinschaftlichen Kräften für die Naturwissenschaften zu wirken. Der Beytritt sehr schätzbarer Gelehrten, worüber das vorausgehende Verzeichniß der Mitglieder dieser Gesellschaft Auskunft ertheilt, gab diesem Unternehmen eine noch schönere Bedeutung, und es läßt sich von einem Institute, wie dieses ist, mit Recht viel Gutes für die Naturkunde hoffen. Die Anzeige und Beurtheilung des Inhalts der beiden ersten Hefte wird diese Hoffnung rechtfertigen.

I B. 1 Heft. I. *Amphibiologische Beyträge* vom Hofr. Merrem zu Marburg. 1) Eine neue Art Eidexe aus der Sammlung des Hn. Grafen von Borcke, wird hier bloß nach den äußeren Kennzeichen mit großer Genauigkeit beschrieben. Von den Sitten und der Lebensart dieser Amphibie findet man nichts; es ist zu bedauern, daß manche sonst schätzbare Naturforscher über der lobenswerthen Sorgfalt in Beschreibung der äußeren Kennzeichen die so nützlichen Notizen über die Sitten der Thiere zu vergessen scheinen. Eben diese Bemerkung gilt bey No. 2, wo die lange Viper beschrieben wird; sie ist höchst wahrscheinlich *Seba's Coluber Ceilonicus*. Der schleuder-schwänzige Klapperer No. 3 ist in eben dem Geiste beschrieben. II. *Kurt Sprengel Observationes de Jungermanniis aut plane nondum aut minus bene delineatis*. Hier werden 12 Arten mit der bekannten Genauigkeit des Vfs. beschrieben. III. *Hat man bis jetzt durch Versuche und Beobachtungen eine eigenthümliche Wärme in den Gewächsen erwiesen?* Vom Hofr. Nau in Aschaffenburg. Enthält sehr merkwürdige Versuche, aus welchen das Resultat hervorzugehen scheint, daß die eigenthümliche Wärme der Gewächse keineswegs erwiesen ist. IV. *Beobachtung krankhafter Concretionen eigenthümlicher Art*. Vom Geh. Rath Wedekind in Darmstadt. Bey der Operation einer Fingergeschwulst eines jungen Frauenzimmers sprang mit Gepraßel eine kleine Anzahl weißer ovaler Körner hervor, welche durch seine Fäserchen locker zusammenhängen. Der Vf. hält diese Körperchen für gleichförmig mit den Sehnen. V. *Eine neue Varietät Kyp-*

fer-Wismuth-Erzes und noch nie gesehene Braunspath-Drusen, beschrieben vom Oberbergmeister Selb zu Wolfach. Der Vf. kündigt hier eine neue Abänderung des Kupferwismuths an. Die Charakteristik derselben stellt aber nur solche Unterscheidungsmerkmale auf, welche sämmtlich dem Wismuthglanz auch zukommen, und die zum Theil von denen des Kupferwismuths ganz abweichen. Nur wiederholte chemische Versuche würden es sicher entscheiden können, ob der Kupfergehalt in diesen Fossilien wesentlich oder nur zufällig sey. Im zweyten Abschnitte beschreibt der Vf. eine BraunspathkrySTALLISATION, welche das Merkwürdige hat, daß die Afterkrystalle auf anderen BraunspathkrySTALLen aufgesetzt sind. VI. *Beitrag zur deutschen Ornithologie oder Erscheinung einiger seltenen Vögel in der Wetterau*. Vom Hofr. Dr. B. Meyer in Offenbach. Dieser Aufsatz enthält treffliche Beyträge zur deutschen Ornithologie. Auch nach Rec. Erfahrung gehört *Falco chrysaeus* Linn. als Art nicht in das System. *Podiceps cornutus* und *obscurus* sind auch sicher nicht verschiedene Arten, wie sie der sonst so sorgfältige *Bechstein* dafür hält. VII. *Entwurf einer Fauna entomologica der Wetterau* vom Licentiat *Brahm* zu Aschaffenburg. Bloße Beschreibungen für das System von einem geringeren Werthe, da diese Insecten schon oft beschrieben sind. VIII. *Über die Abweichungen in den kryptogamischen Gewächsen*. Eine Skizze von Hn. v. *Strauß* in Aschaffenburg. Die Abweichungen in der Bildung dieser Gewächse werden mit vieler Kenntniß und Sorgfalt angegeben. IX. *Charakteristik des phosphorsauren Kupfers*. Vom Kammerrath *Leonhard* in Hanau. Diese Charakteristik ist um so schätzenswerther, da sie, von einer ganzen Folge auserlesener Stücke entlehnt, an Vollständigkeit alle bisherigen übertrifft. X. *Untersuchung des faserigen Cyanits aus der Gegend von Aschaffenburg*. Vom Hofr. Nau. Der Vf. giebt hier die Farbe des faserigen Cyanits als röthlichweiß, ins Fleisch- und Pfirsichblüth- Rothe sich ziehend an; der Cyanit ist aber gewöhnlich blau, und zwar berliner-, himmel- und schmalz-blau, mit bleygrauen und silberweißen Streifen; ferner leicht zerspringbar, und wiegt nach *Korsten* 3,470, nach *Sauvure* 3,517. Hr. Nau beschreibt aber den Cyanit als schwer zerpringbar, und giebt das eigenthümliche Gewicht zu 3,100 an. Sehr Recht hat daher der Hr. K. *Leonhard*, wenn er in seiner Anmerkung behauptet, daß der faserige Cyanit in seinen äußeren Kennzeichen dem asbestartigen Tremolith nahe komme. XI. *Vom Kryptischen des Dolomians aus Niederrhein*. Vom Geh. R. *Nose* in Kk

Bonn. Die unverständliche Sprache in diesem Aufsatze abgerechnet, enthält er einen nützlichen Beytrag zur Gebirgskunde. Möchte doch die Mineralogie endlich von den vielen fremdartigen Benennungen, wie z. B. Archetyp, Pyrotyp u. s. w. gereinigt werden! — XII. *Beyspiele von unnatürlichen Trennungen zusammengehöriger Flechtenformen.* Von H. G. Floerke in Berlin. Eine dankenswerthe gründliche Berichtigung des Systems. XIII. *Chemische Zerlegung eines menschlichen Blasensteins und Bemerkungen über die Anwendung der Harnsäure als Farbematerial.* Vom Prof. Dr. J. H. Kopp zu Hanau. Es gelang dem Vf., durch die Auflösung des Blasensteins in verdünnter Salpetersäure und durch nachherige Concentration der Auflösung derselben eine rothe Farbe zu gewinnen, womit er vegetabilische, so wie animalische Stoffe färben konnte. Er hofft daher auch aus dem Urin eine ähnliche Substanz auszuscheiden, und solche als Farbstoff anwenden zu können; nicht unwahrscheinlich, indem der Blasenstein mit dem Bodensatz des Urins viel Ähnlichkeit zu haben scheint, wo er nicht gar dasselbe ist. Auch diesen löst die Salpetersäure auf. — XIV. *Nachtrag zu Bechsteins Naturgeschichte der deutschen Vögel.* Vom Obermedicinalrath Leisler in Hanau. Diese Nachträge verdienen alle Aufmerksamkeit, und zeugen von einem fleißigen Studium der Natur. Die Beschreibung des aschgrauen Geyeraläfers fast nichts zu wünschen übrig. Der Goldadler der älteren Schriftsteller ist nichts anderes, als das Weibchen des Steinadlers. *Falco ater* ist eine eigene Art, wie hier mit sehr entscheidenden Gründen dargelegt wird. Alle diese Beschreibungen haben noch den großen Vorzug, daß sie sehr genaue Schilderungen der Sitten, Triebe und der Lebensweise dieser Vögel enthalten. XV. *Über die Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Licht- und Wärme-Stoffs.* Von Hn. E. von Knod. Die sehr gründlichen Untersuchungen in diesem Aufsatze führen zu dem Resultate, daß Licht- und Wärme-Stoff einerley sind. XVI. *Correspondenznachrichten.*

2 Heft. XVII. *Resultate einiger Untersuchungen über den inneren Bau der Insecten.* Vom Dr. G. R. Treviranus in Bremen. Enthält treffliche Bemerkungen über das Gehörorgan der Insecten. Der Vf. findet es in der Wurzel der Antennen. Weiter findet man hier Bemerkungen über das Ernährungsorgan der Wanzen und über die Saugblase der Schmetterlinge, die den aufmerksamen Leser sehr befriedigen werden. XVIII. *Kritische Bemerkungen über meine Laubmoose.* Ein Beytrag zur richtigen Bestimmung der Moosarten vom Inspect. J. C. Röhring in Massenheim. Dieser Beytrag enthält gründliche Berichtigungen und Bestimmungen des Systems. XIX. *Berichtigung und Ergänzung der Naturgeschichte wetterauischer Schmetterlinge.* Von Hn. Ph. C. Hoffmann zu Offenbach. Der Vf. hat die hier beschriebenen Schmetterlinge selbst erzogen, und in allen Perioden ihrer Existenz genau beobachtet; seine trefflichen Beschreibungen sind ganz im Geiste Rösels und de Geers verfaßt. XX. *Beschreibung einer ausserlesenen Seite von Speis-*

kobalten u. s. w. Vom Kammerrath Leonhard zu Hanau. Eine ähnliche Nebeneinanderstellung der Hauptunterscheidungsmerkmale beider Fossilien hat schon Karsten in seinen miner. Tabellen S. 101 geliefert; sie wird durch die Untersuchung des Hn. Leonhard trefflich bestätigt. Rec. bemerkt nur noch unter den Angaben des Hn. L. bey dem weissen Speiskobalt die Krystallisation in rundlichen Tafeln, und bey dem Glanzkobalt das Vorkommen in oktaedrischen Krystallen. — XXI. *Entwurf einer Fauna entomologica der Wetterau.* Von Hn. Brahm zu Aschaffenburg. Fortsetzung. In demselben Geiste bearbeitet wie im ersten Hefte. XXII. *Über eine nördliche Mevenart.* Von Dr. Germann, russ. kais. Hofrath u. s. w. — Die Geschichte der Meven liegt zum Theil noch im Dunkeln; jeder kleine Beytrag zur Aufklärung dieser Dunkelheiten in der Bestimmung der Arten ist daher nicht ohne Werth. Hier wird besonders *Larus canus* Linn. beschrieben, und richtig von den übrigen Verwandten unterschieden. XXIII. *Einige Bemerkungen, die Eigenschaften des kamtschadischen Fliegenschwammes betreffend.* Vom Hofr. Langsdorf. Die Kamtschadalen genießen den Fliegenschwamm gewöhnlich trocken. Ein einziger großer oder zwey kleinere Fliegenschwämme sind hinreichend für einen Kamtschadalen, sich einen fröhlichen Tag zu machen. Anfangs entsteht ein Zucken in den Muskeln, nach und nach ein Schwindel, Taumel und Schlaf. Die berauschten Personen werden des Bewusstseyns beraubt, und es werden größtentheils freudige Gemüthsbewegungen erregt; das Gesicht wird roth und aufgedunsen. Einige ziehen den Genuß des Fliegenschwammes dem Brantwein vor. XXIV. *Beschreibung eines merkwürdigen Wasserhops.* Von Dr. Schneider in Fulda. Der seltsame wasserköpfige hier beschriebene Mensch erreichte ein Alter von 45 Jahren. Die Beschreibung ist äußerst lehrreich, scheint aber doch mehr einem Magazine für Ärzte oder Wundärzte anzugehören. XXV. *Beytrag zur deutschen Ornithologie oder Erscheinung einiger seltner Vögel in der Wetterau.* Vom Hofr. Meyer in Offenbach. Fortsetzung. Man sieht auch hier in jeder Zeile die reife und sichere Erfahrung. Bey *Grus aeneus* ist es eine auch durch des Rec. Erfahrung bestätigte Berichtigung der bechsteinischen Behauptung, daß nur das Weibchen mit einer geraden und gewöhnlichen Luftröhre versehen sey; sowohl Männchen als Weibchen haben gleichen Bau der Luftröhre. XXVI. *Von den verschiedenen Ragen und Arten der Schaafse.* Von Dr. F. L. Walther. Der Vf. theilt alle Schaafse in 1) große hangleibige, 2) kleine, 3) wollige, 4) haarige (diese letzteren finden sich noch in Afrika und auf Madagaskar), 5) Schaafse mit Haaren unter der Wolle gemischt. Die Fortsetzung wird diesen gründlichen Aufsatz vollenden. XXVII. *Nachtrag zu Bechsteins Naturgeschichte der deutschen Vögel.* Von O. M. Leisler in Hanau. Fortsetzung. Beschreibt einige Spechtarten und den gemeinen Eisvogel: alles sehr lehrreich. Der Behauptung des Vfs., daß der Eisvogel nicht singen könne, muß doch

Rec. mit aller Befcheidenheit widersprechen; er hatte oft Gelegenheit, den zarten Gesang dieses schönen Vozels an stillen Abenden des Frühlings zu bewundern. XXVIII. *Über die Quincunx der Gärtner.* Vom Rath Franz von Paula Schrank zu Landshut. Ist mehr ökonomischen Inhalts. XXIX. *Beschreibung einer sehr verbesserten Einrichtung der elektrischen Lampe.* Vom Prof. Hoffmann in Altschaffenburg. Die hier beschriebene elektrische Lampe empfiehlt sich außer anderen Vortheilen besonders durch ihre Einfachheit und den wohlfeileren Preis. — XXX. *Geschichte der Mineralogie und insbesondere der Oryktognosie vom Jahre 400 vor Chr. G. bis zum Anfange unserer Zeitrechnung, nebst der mineralogischen Bücherkunde in dieser Zeitperiode.* Entworfen von C. F. Münzig aus Stuttgart. Eine bloße Skizze, in welcher Orpheus und Theophrast als die ältesten mineralogischen Schriftsteller angedeutet werden. — XXXI. *Über den künstlichen Anbau einer besonderen Holzart im Allgemeinen, und über den der Fichte, Pinus Picea du Roi, insbesondere, als Beytrag zur Naturgeschichte derselben.* Von dem herz. nassauischen Kammerjunker von Moltz. — Der Fichte wird hier in Hinsicht des künstlichen Anbaues vor der Buche und der Eiche der Vorzug mit Recht gegeben; übrigens enthält dieser Aufsatz nichts Neues. XXXII. *Correspondenz-Nachrichten.* — Zuletzt ein Verzeichniß der bis zum 11ten September 1809 für das Museum und die Bibliothek der westrheinishen Gesellschaft eingegangenen Beyträge: ein schöner Beweis, welch ein großes Interesse die Naturwissenschaft in allen Ständen und Ländern noch immer findet. — Mögen die Herausgeber fortfahren, mit eben dem Eifer, mit eben der Gründlichkeit und sorgfältigen Auswahl diese schätzbaren Anlagen zu bearbeiten!

+ d +.

ZÜRICH, b. Gessner: *Naturgeschichte der in der Schweiz einheimischen Säugethiere.* Ein Handbuch für Kenner und Liebhaber. Bearbeitet von D. Joh. Jakob Römer und D. Heinr. Rudolph Schinz. 1809. 340 S. 8. (2 Thlr. 2 Gr.)

Ogleich ältere Schriftsteller die Naturgeschichte der Schweiz bereits mit Erfolg bearbeitet haben: so findet doch der fleißige Beobachter der Natur immer neue Veranlassung, ältere Irrthümer zu berichtigen, neue Entdeckungen hinzuzufügen, und die Naturgeschichte eines Landes dem, wenn auch noch entfernten, Ziele der Vollendung um etwas näher zu bringen. Jeder Beytrag, der zu diesem Ziele führt, verdient daher eine freundliche Aufnahme. Die Vff. des vorliegenden Werks haben wenigstens die Tendenz zu diesem Ziele. Verdienstlicher wäre das Unternehmen allerdings gewesen, wenn in diese Naturgeschreibungen nur das eigentlich Neue aufgenommen wäre; allein es ist den Vff. auf der anderen Seite auch nicht so sehr zu verargen, daß sie, der Vollständigkeit wegen, mit dem wirklich Neuen auch das ältere Bekannte verbanden. — Voran gehen einige Bemerkungen über die Säugethiere der Schweiz

im Allgemeinen. Die Schweiz ist, mit anderen Ländern verglichen, an Säugethiere arm. In älteren Zeiten haufte hier noch der wilde Auerochs, wovon die Stadt Uri ihren Namen haben soll; jetzt findet er sich überall gar nicht mehr. Der Damhirsch und der Edelhirsch gehören unter die Seltenheiten, eben so auch die wilde Katze. Dann folgen einige Bemerkungen über das Ausstopfen der Säugethiere, die alle recht praktisch sind und von eigener Erfahrung zeugen. Der Hund kann in der Schweiz nur wenig zur Jagd gebraucht werden, und fast eben so wenig zur Hütung der Heerden; desto merkwürdiger und nützlicher ist sein Gebrauch auf den Alpen, und besonders auf dem St. Bernhardsberge, wo er dazu abgerichtet wird, die unter dem Schnee verunglückten Wanderer aufzufuchen. Die Race, welche man dazu gebraucht, ist die dänische Dogge. In der Geschichte des Wolfes findet man wenig Neues; er ist von jeher in der Schweiz nicht geduldet worden. Bey dem Luchse erfahren wir, daß er die hohen Alpenwälder und Felsklüfte der walliser, erner und bündner Hochgebirge vorzüglich bewohne; in Bünden werden oft in Einem Winter 7 bis 8 Luchse erlegt. Der beschteinischen Behauptung, daß es auch in Sommer weiße Wiesel gebe, und daß der weiße Wiesel eine bloße Varietät sey, muß auch Rec. beystimmen; erst vor einigen Jahren wurde ihm mitten im Sommer ein völlig weißer Wiesel mit schwarzer Schwanzspitze, der in einem kleinen Gehölz erlegt war, gebracht. Die kleine Fischotter hätte nicht unter die schweizerischen Säugethiere aufgenommen werden sollen, da, nach der Vff. eigenem Geständnisse, ihre Existenz in der Schweiz noch sehr ungewiß ist. Sehr ausführlich und unterrichtend ist die Naturgeschichte des Bärs bearbeitet, und zwar mit Recht, weil der Bär in der Schweizergebirgen eigentlich zu Hause ist; er nährt sich in den dortigen Gegenden auch gern von Erdbeeren; der braune Bär ist weit muthiger, als der schwarze. Die sogenannte *mus terrestris* ist von *mus amphibius* nicht verschieden; Rec. hat mehrere Erfahrungen darüber gesammelt, der bloße Geschlechtsunterschied kann verleiten, wahre Verschiedenheiten anzunehmen, wo keine sind. Bey dem Hamster sind die Vff. noch zweifelhaft, ob er ein Bewohner der Schweiz sey; er wird daher nicht beschrieben. Am vollständigsten und lehrreichsten ist die Naturgeschichte des Murmelthiers abgehandelt; Rec. erinnert sich nicht, etwas so durchaus Befriedigendes gelesen zu haben. Nach den Beobachtungen der Vff. haben diese Thiere andere Höhlen für den Sommer und wieder andere für den Winter; ihre Sitten und ihre ganze Haushaltung werden sehr unterrichtend beschrieben, vor allen aber ist die Erzählung von dem Winterschlaf dieser Thiere ein Muster in ihrer Art. Sehr merkwürdig sind die hier beygebrachten Notizen, z. B. von der vollkommenen Reizbarkeit der Muskeln während des vollen Winterschlafs, von der völligen Ausleerung des Magens und des Darmkanals in dem Laufe des Winterschlafs, u. s. w.

Die Behauptung, daß der Winterschlaf der Thiere durch den Mangel des Zutritts der Luft in der eingeschlossenen Höhle befördert werde, scheint Rec. durch die Erfahrungen bey den Winterschläfern unter den Insecten bestätigt. Der geringere Zufluß des Blutes zum Kopfe in der Periode des Winterschlafs ist wohl entschieden, und Rec. hat auch hierüber bestätigende Erfahrungen zu machen Gelegenheit gehabt. Ein im Hause schlafendes Murmelthier war bey gemäßigter Temperatur gegen Verletzungen und Verwundungen nicht unempfindlich. Dasselbe fand Rec. bey mehreren Winterschläfern unter den Käfern: mit Nadeln gestochen zuckten sie die Fußglieder, wenn sie in mäßiger Temperatur gehalten wurden; in großer Kälte hingegen blieben sie völlig unempfindlich. Die Murmelthiere verloren im Winterschlaf über ein halbes Pfund von ihrem Gewichte; auch bey mehreren Käfern findet sich eine

Verminderung des Gewichtes zur Zeit des Winterschlafes. Rec. wird Gelegenheit haben, mehrere Vergleichen dieser Art zwischen dem Winterschlaf der Säugethiere und dem der Insecten anzustellen.

Diese Bemerkungen mögen das Urtheil begründen, daß dieses Werk immer eine sehr lehrreiche Lectüre bleiben wird; auch der Kenner wiederholt hier gern noch einmal, was er sonst schon gewußt hat, und lernt manches Neue und Interessante. Die Sprache ist natürlich und correct. Klein Verstoße gegen die Regeln der Grammatik, wie z. B. „Schaden thun sie keinen“ verdienen kaum einer leisen Rüge. Wenn die achtungswerthen Vf. sich mehr auf neue Beobachtungen einschränken: so werden sie sich für die Zukunft ein desto größeres Verdienst um die Naturgeschichte der schweizerischen Säugethiere erwerben.

+ d +.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATUROGESCHICHTE. Berlin, b. Müller: *Systematische Beschreibung einiger Egelarten sowohl nach ihren äußeren Kennzeichen, als nach ihrem inneren Baue.* Von Dr. Joh. Fried. Phil. Braus, ausübendem Arzt u. f. w. zu Neu-Ruppin. Mit 7 Kupfertafeln nach den vom Vf. grössten theils nach den lebenden Thieren ausgemalten Zeichnungen, 1805. V und 74 S. 4. (1 Thlr. 6 Gr.)

So unleugbar der Gewinn für die Naturgeschichte ist, wenn unbekannte Naturkörper entdeckt und an die schon bekannten angeheftet werden: eben so viel Vortheil erhält diese Wissenschaft, und insbesondere das System, wenn der Naturforscher mehrere einzelne schon bekannte Naturkörper auswählt, und sie einer genaueren Untersuchung unterwirft. Daß auf diesem Wege die bereits aufzeichneten Merkmale eine genauere Bestimmung erhalten, manche neue aufgefunden, und dadurch die Kennzeichen der Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten gewisser und hervorleuchtender werden, fällt in die Augen. Von der Wahrheit des so eben Gefagten überzeugt, wählte der Vf. die Egel. Er sammelte 1) *Hirudo sanguisuga*, den er seiner Gefräßigkeit halber *H. Galeo* nennt, und widerlegt theils durch angestellte Versuche, theils durch die innere ganze Einrichtung des Körpers die Meinung, daß dieser Egel Blut fauge. 2) *H. medicinalis* Lin. (*Venaefector Braus*). 3) *H. piscium* M. (*galearia Br.*). 4) *H. vulgaris* Lin. 5) *H. Blochii*. 6) *H. Parasita Br.* Lebt bloß an den Krebsen. 7) *H. Tubæ Br.* In den Gedärmen der *Rana temporaria* von dem Vf. entdeckt. 8) *H. bioculata*. 9) *H. tessulata* M. 10) *H. complanata* M. 11) *H. variegata* M. 12) *H. hyalina* M. (*popillio Br.*). 13) *H. alpina*. Diese Egel theilt er in zwey Familien, und liefert nicht nur treue Beschreibungen, bessere Diagnosen, auch öfters einige Nachrichten von ihrer Lebensart, sondern auch gute Abbildungen, welche theils das ganze Thier, theils einzelne Theile desselben vergrößert und in natürlicher GröÙe vorstellen. Rec. fügt noch einige Anmerkungen bey, und empfiehlt diese Schrift den Freunden der Natur, Ärzten und Wundärzten, welche sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden. — Die Knötchen am *posterior* Rückenmark bey *H. sanguisuga* und *medic.* sind nach der Beschreibung S. 19 sehr regelmäßig viereckig, in der Abbildung Fig. 3 sind sie anders, nämlich länglichrund, angegeben. Bey einem Exemplar des *H. med.* fand Rec. vier Zähne statt drey, von welchen der vierte der kleinste, der dritte etwas gröÙter war. *H. vulgaris* traf Rec. öfters an den Schalen der *Homonymus* Muschel an. S. 26 heißt es: Im hinte-

ren Ende des Egels findet man in der Mitte desselben ein Herz, ungefähr 3 Zoll langer, darmförmiges Eingeweide u. f. w. Hierin liegt wohl eine Unrichtigkeit, welches auch aus der Figur zu erhellen scheint. Vielleicht sollen statt der Zolle nur Linien verstanden werden.

Δ³.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: Neuer Beytrag zur lithographischen Kenntniß der südbaltischen Länder mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg. (Auch unter dem Titel: *Systematische Übersicht der mineralogisch-einfachen mecklenburgischen Fossilien*, entworfen) von A. L. Siemssen und L. F. Dittmar. 1804. 64 S. 8. (4 Gr.)

Die südbaltischen Länder bestehen bekanntlich aus aufgeschwemmten Gebirgsarten (söhlige Lager von Sand, Lehm und Turf) mit einzelnen Lagern von Alaunerde (im Sandhade), von Raseneisenstein, Steinsalz und Kalkmergel (im Turflande. Im sandigen Lehmlande finden sich zahllose Gebirgsbe fremder Fossilien und Gebirgsarten. Diese, so fern sie oryktognostische Bestimmung zulassen, zu verzeichnen, war die Absicht der Vff. — Schade, daß sie ihre Sorgfalt nicht auf einen fruchtbareren Gegenstand verwendeten, denn ihre Bearbeitung zeigt, daß sie geübte, genaue und zuverlässige Oryktognosten sind. Nur ist der Gewinn nicht groß, da die Oryktognose, und noch geringer der, den die Geognose von einer Lithographie solcher Fossilien haben kann, über deren eigentliches Vorkommen es nicht allein durchaus an Nachrichten fehlt, sondern bey denen auch immer noch der Zweifel, ob ihre ursprüngliche Form nicht mehr oder weniger verändert worden ist, übrig bleibt. Das vorliegende Verzeichniß kann, der Natur des Gegenstandes nach, bloß die äußeren Beschreibungen der einzelnen Fossilien enthalten: unter denen wir jedoch mehrere seltene bemerken (z. B. Almandin, schillernde Hornblende, Obsidian (in Basalt), Sphilit, Speckstein (in Basalt), blättrigen Stinkstein, Bernstein, Grüneisenerde, gelbe Bleyerde u. f. w.). Die Ausgabe der Fundorte ist ohne Interesse. Lehrreicher hätten die Vff. ihre Arbeit machen können; wenn sie die Mineralien, deren primitives Vorkommen in den mecklenburgischen Gegenden außer Zweifel war (z. B. Mergelerde, Kalkstein, mineralische Holzkohle, Raseneisenstein), etwas ausführlicher beschrieben, und überhaupt von den Gesteinen in der Bearbeitung abgefordert hätten.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1810.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. d. Vt. und in Commission b. Hitzig:
Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1812, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmigung der kön. Akademie der Wissenschaften berechnet und herausgegeben von *J. E. Pogg.* Astronom und Mitglied der Akademie. 1809. Mit 1 Kupfert. 266 S. 8. (2 Thlr.)

Von sechs Finsternissen, die sich in diesem Jahre ereignen, ist in unseren Gegenden nur eine totale Mondfinsternis den 26 Febr. zum Theil sichtbar. Das Verzeichniß der Sternbedeckungen ist ungewöhnlich reichhaltig, denn es zeigt, außer zwey sehr nahen Zusammenkünften, 27 wirkliche Bedeckungen für Berlin an.

Wir haben unseren Lesern schon bey Gelegenheit des vorigen Bandes des Jahrbuchs viele den großen Kometen von 1807 betreffende Nachrichten mitgetheilt; der vor uns liegende giebt uns Stoff zu einer reichen Nachlese. Gleich Anfangs finden wir die Beobachtungen des Hn. von *Wisniewsky* in Petersburg, der den Kometen bekanntlich, trotz seiner großen Lichtschwäche, bis zum 27 März verfolgte; er observirte ihn mit einem $3\frac{1}{2}$ füssigen *dollondschen* Fernrohre, dessen leeren Kreis er als Mikrometer gebrauchte. Diese Beobachtungen sind in mehr als einer Rücksicht sehr merkwürdig, denn sie gehen nicht nur viel weiter, als alle übrigen, sondern sie zeigen uns auch, wie viel ein $3\frac{1}{2}$ füssiges Fernrohr vermag, wenn ein gutes Auge den Beobachter so unterstützt, als Hn. von *Wisniewsky*. In der That konnte Hr. *Schubert* bey den letzten Beobachtungen den Kometen nicht mehr erkennen; allein Hr. v. *W.*, der eine außerordentliche Virtuosität des Sehens besitzen muß, unterschied noch Ein- und Austritte im Felde des Fernrohrs. Man wird von diesen Beobachtungen keine große Genauigkeit fordern dürfen, weil der Komet so äußerst schwach und unscheinbar war; und ein jeder wird die Fehler, die sie nach *Bessels* Vergleichung (Mon. Corresp. Febr. 1810) haben, nicht auf Rechnung der petersburger Astronomen, sondern auf die Sache selbst schieben. Obgleich Rec. glaubt, daß nie ein so lichtschwacher Komet beobachtet worden ist: so bezweifelt er doch die Möglichkeit nicht, noch weit lichtschwächere, freylich durch stärkere Fernrohre, zu sehen; er ist hierin völlig der Meinung des Dr. *Olbers*, die uns

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

Bessel S. 125 ff. in einem Nachtrage zu seiner im vorigen Bande des Jahrb. abgedruckten Abhandlung über diesen Kometen mittheilt. *Olbers* hierauf gegründeter Vorschlag ist zu merkwürdig, als daß wir ihn hier übergehen dürften, zumal da er auch in der Folge benutzt werden, und dann der Wissenschaft Früchte tragen kann: Der Komet, der sich nach dem März 1808 so sehr von der Sonne und Erde entfernte, daß er sich den Blicken der Astronomen entzog, konnte im October, als er in Opposition mit der Sonne kam, vielleicht wiedergesehen werden, indem der vortheilhaftere Stand der Erde ihn damals fast $\frac{1}{2}$ so lichtstark erscheinen ließe, als im März. *Olbers* Idee war nun, ihn mit starken Fernrohren zu suchen, und seine Orte gegen die umgebenden kleinen Fixsterne durch Schätzung zu bestimmen. Die Wichtigkeit der Wiederauffindung veranlaßte in Lillenthal angestrebte Bemühungen, deren Erfolg *Bessel* in dem erwähnten Nachtrage bekannt macht. Er fand in der That am 9 Nov. ein Nebelfleckchen, welches er nachher nicht wieder sah: allein mehrere Umstände veranlaßten ihn, dieses Fleckchen doch nicht für den gesuchten Kometen zu halten; es stand am erwähnten Tage von $7^h 15'$ bis $7^h 40'$ in $65^{\circ} 4' AR$, und $38^{\circ} 50' Decl$. Wahrscheinlich waren die lillenthalschen Teleskope nicht stark genug, den Kometen zu zeigen. Denn obgleich die Flächen der Objectivspiegel (von 10,1 und 12 Zoll Durchmesser) mehr als 3 mal so groß waren, als die Fläche des Objectivglases des petersburger Fernrohrs: so hat der Lichtverlust, der bey der zweymaligen Zurückwerfung bekanntlich viel größer ist, als bey der Brechung in einem achromatischen Glase, doch wahrscheinlich das Licht so geschwächt, daß das Auge im November durch die lillenthaler Teleskope nicht so viel Licht empfing, als im März durch das petersburger. Wären diese Versuche gelungen: so würde sich vielleicht ein bestimmtes Urtheil über die Wiederkehr des Kometen, die nach den vorhandenen Beobachtungen nur *à peu près* hat bestimmt werden können, haben fällen lassen.

S. 104 — 110. Astronomische Beobachtungen auf der kön. Sternwarte in Prag im J. 1808, von dem Canonikus *David* und Adjunct *Bittner*. Auch Beobachtungen über die Nachtgleichen und Solstitien des Jahres 1808, die aber bey den angewandten Hilfsmitteln und Methoden nicht viele Aufmerksamkeit verdienen können. Lobenswerth ist es zwar, daß die prager Astronomen auch die Oppositionen der Planeten zu beobachten pflegen: allein nützlicher würden sie der Astronomie dadurch werden, wenn sie mehr

den heutigen verfeinerten Zustand der Wissenschaft im Auge hätten, und uns Bestimmungen zu liefern suchten, deren Übereinstimmung mit den Tafeln mehr zur Ehre dieser gereichte; jetzt möchte die Ungewissheit der Tafeln kaum so groß seyn, als die dieser Angaben. Da es interessant ist, die Resultate, die verschiedene Astronomen über die Oppositionen der Planeten im J. 1808 fanden, zusammengestellt zu sehen: so führt Rec. die in diesem Bande des Jahrbuchs enthaltenen hier an, nach einer Reduction der Zeiten auf Paris.

Opposition des Uranus.

Apr. 22.	21 ^u	8 15'. 7 ^z	3° 0' 23",5	—	—	David
—	21.	6 37". 7 ^z	3° 0' 16,3 - 0° 29' 55",0	Triesnecker		
—	21.	6 39". 7 ^z	3° 0' 20,47 - 0° 29' 52,84	Schubert		
—	21.	4 8". 7 ^z	3° 0' 11,1 - 0° 29' 56,9	Derfingier		
—	21.	7 64".	—	—	—	Bode

Opposition des Saturns.

May 9.	7 ^u	45 50"	7 ^z	18° 56' 42",0	(2° 13' 21",8. David) (2° 13' 29",8. Bittner)
—	9.	7 52' 1"	7	18° 56' 39",1	2° 13' 33,8. Triesnecker
—	7	52' 22"	7	18° 56' 40,47	2° 13' 33,56. Schubert
—	7	51' 31"	7	18 56 39,0	2° 13' 25,0. Derfingier
—	7	55' 49"	7	18 56 44,0	— Litterow
—	7	49' 49"	—	—	— Bode

Opposition des Jupiters.

Sept. 5.	8 ^u	9' 17"	11 ^z	13° 1' 4",9	1° 11' 16",2. David
—	8	36' 41,5	11	13,1 45,6	1° 11' 10,9. Triesnecker
—	8	23 44"	—	—	1° 10' 58,0. Derfingier
—	8	18 46"	—	—	— Bode

Die Opposition des Jupiters ist offenbar durch Rechnungsfehler entstellt; Bode giebt nur die Zeit, nicht den Ort des Gegenscheins. Diese zum Theil noch merklich von einander abweichenden Angaben beweisen, daß man noch mehr Fleiß und Voricht auf dergleichen Beobachtungen wird wenden müssen, wenn sie dem Zustande der Astronomie im 19ten Jahrh. angemessene Resultate geben sollen. Rec. würde den Bestimmungen des Hn. Schubert den Vorzug einräumen, indem er glaubt, daß sie den jetzt etwas grossen Forderungen der Wissenschaft entsprechen; die Längen des Saturns scheint ein günstiger Zufall in bessere Harmonie gebracht zu haben, als die Beobachtungen, auf welche sie sich gründen, erwarten ließen. — S. 112—115. Untersuchungen über die indische Astronomie, vom Mag. Schaubach in Meiningen. Ein kurzer Auszug aus einer der göttlinger Societät vorgelegten Schrift. Der Vf. folgert, gewiss sehr richtig, daß die indische Astronomie nichts für das hohe Alter dieses Volks beweise. Mag seine Vorzeit immerhin im Dunkeln liegen: seine Chronologie ist und bleibt abentheuerlich und nichts beweisend; sie prahlt mit alten Epochen und Beobachtungen, allein diese sind, wie man nachweisen kann, erdichtet, und auf neuere Data, zum Theil sehr fehlerhaft, gegründet. — S. 115—120. Astronomische Beob-

achtungen in Wien 1808 und 1809, von Triesnecker. Ausser den erwähnten Oppositionen noch Beobachtungen der Venus, des Mars, der Vesta; Sternbedeckungen und Finsternisse. — S. 120—124. Über die Verbesserungen (der Lage) des Mittagsfernrohrs, Perturbationsrechnungen, beobachtete Sternbedeckungen u. s. w. vom Prof. Pfaff in Dorpat. Die Formeln für das Mittagsfernrohr wird wohl Niemand praktisch brauchbar finden; ein großes analytisches Interesse haben sie auch nicht. Zum Gebrauch reicht das erste Glied hin; allein man raubt sich durch diese Methode den schönsten Vortheil, den das Passageninstrument gewährt; denn man renunciirt dadurch auf die Bestimmung der Zeit, und der Durchgänge durch den wahren Meridian. Viel zweckmäßiger ist es, wenn man die Axe des Instruments *nivellirt*, wozu ja das Instrument eingerichtet ist. Nach Hn. Pfaffs Verfahren gebraucht man keine Libelle und keinen Bleifaden, und gründet die Bestimmungen nur auf die Voraussetzung, daß der mittlere Faden einen größten Kreis beschreibt; es fällt in die Augen, wie viel man dadurch verliert. Daß der Polarstern zu nahe bey dem Pole ist, um die Lage des Instruments dadurch genau bestimmen zu können, ist ein Irrthum; wäre er noch näher: so würde die Bestimmung noch genauer ausfallen, denn durch die langsame Bewegung eines Sterns im Fernrohre gewinnt man Zeit, und man kann seinen Antritt an einen Faden nun mit Muße bestimmen. Die Unsicherheit des Moments des Antritts ist allerdings desto größer, je näher der Stern dem Pole steht; allein ihr Einfluss ist in einem größeren Verhältnisse geringer. Eigentlich bestehen die Beobachtungsfehler aus zwey Theilen, deren einer α auf Rechnung des unvollkommenen Sehens kommt, während der andere β von der Unrichtigkeit der Schätzung des Pendelschlags der Uhr berührt; man wird also eines Sterns Durchgang durch einen Faden im Fernrohre, um a Sec. $\delta + \beta$ unrichtig beobachten können, welches aber auf seinen Ort nur einen Einfluss $= \alpha + \beta \cos. \delta$ im größten Kreise hat, so daß der Theil β für dem Pol sehr nahe Sterne fast verschwindet, und nur α , welches bey einem guten Fernrohre äußerst klein ist, übrig bleibt. Die in der Überschrift angeführten Störungsrechnungen sind Bemerkungen über einige Theile der *laplace'schen* Methode. — Eine Untersuchung S. 128—129 über die Polhöhe von Lillienthal, von Bessel, giebt dieses Element $= 53^{\circ} 8' 27",7$, aus Fixstern-Beobachtungen mit dem Sextanten. Die Methode, nach welcher diese Bestimmung erhalten wurde, gehört dem Prof. Gauss, von welchem wir in der monatl. Correspondenz eine Abhandlung über diesen Gegenstand finden: doch änderte Bessel sie ein wenig ab, indem er die gleichen Höhen, nicht dreier, sondern mehrerer Sterne beobachtete, dadurch die Aufgabe mehr als bestimmt machte, und nun unter den vielen Polhöhen, die man daraus herleiten konnte, nach der Methode der *moindres quarrés* die wahrscheinlichste auswählte. Die Bahn eines kleinen, allein von Thulis in Marseille im Jahr 1807 beobachteten Kometen berechnete Bessel

sel wie folgt. Durchgangszeit durchs Perihel July 12, 17418 für Paris; δ $24^{\circ} 11' 14''$, 5; Neigung $39^{\circ} 18' 59''$; Länge des Perihels $252^{\circ} 38' 50''$; Log. des kleinften Abstandes 9,783870; Log. der mittleren täglichen Bewegung 0,284323: der Komet war rückläufig. — S. 129—143. Neue Methode, aus der Höhe zweyer Sterne die Zeit und die Polhöhe zu bestimmen, nebst astronomischen Beobachtungen vom Prof. Gauss in Göttingen. Diese Übersetzung eines Programms verdanken wir dem Prof. Harding. Der Gegenstand der Aufgabe ist die Erfindung der Polhöhe und der Zeit aus den gemessenen Höhen zweyer Sterne und der zwischen beiden verfloffenen Zeit. Sie kann oft nützlich werden, indem sie weniger voraussetzt, als die meisten anderen Methoden; einige heitere Minuten reichen hin, alle dazu erforderlichen Beobachtungen anzustellen. Dieses Problem ist gewissermaßen berühmt geworden. Denn es ist, wie man leicht sieht, identisch mit der Erfindung des Orts eines Punctes auf der Sphäre, aus seinen Entfernungen von zwey anderen Puncten, deren Lage gegen einen grössten Kreis gegeben ist: einem Probleme, welches man direct nur auf einem sehr weitläufigen Wege auflösen konnte, und welches mehrere Astronomen beschäftigte, ohne ihnen Befriedigung zu gewähren. Durch Umwege erlangt man allerdings eine trigonometrische Auflösung, die alle Astronomen gebraucht haben, welche aus gemessenen Distanzen eines Planeten oder Kometen von zwey Fixsternen seinen Ort berechnen wollten: sie beruht darauf, daß man das durch den Pol des grössten Kreises, auf welchen man die Lage beziehen will, durch die beiden bekannten und den zu bestimmenden Punct formirte sphärische Viereck in drey Dreyecke zerlegt. Begreiflich aber konnte man diese Umwege vermeiden, und directe Formeln für die Auflösung sphärischer Vierecke geben; allein hier stiefs man auf weitläufige Rechnungen, deren Zusammenziehung Gauss durch den Kunstgriff erhält, für die unbekannte, aus den Gleichungen zu entwickelnde Gröfse nicht direct einen Winkel oder eine Seite des Vierecks, sondern eine Function aus zwey Gröfsen dieser Art zu wählen. — S. 144—146. Astronomische Beobachtungen vom Oberprediger Fritsch in Quedlinburg. Ein Register einer Uhr, die recht gut geht. Dann Bestimmung einiger Polhöhen mit dem Sextanten: Quedlinburg $51^{\circ} 47' 37''$, 7; Ilfenburg $51^{\circ} 38' 12''$, 05; Rotenburg $51^{\circ} 38' 20''$, 4; Bernburg $51^{\circ} 47' 54''$, 8. Ferner einige Vestabeobachtungen am leeren Kreise. — S. 147—148. Astronomische Beobachtungen vom Prof. Littrow in Cracau. Eine Anzahl Beobachtungen der Planeten und einige Sternbedeckungen. Meridian-differenz zwischen Cracau und Seeberg = $56^{\circ} 51'$, 1, Polhöhe $50^{\circ} 3' 40''$. — S. 148—155. Vorschläge zur Erweiterung des Gebrauchs des Mauerquadranten, von Bessel (damals) in Lillienthal. Der Vf. nimmt hier die Mauerquadranten gegen zu harte ihnen gemachte Vorwürfe in Schutz, und zeigt, daß der Gebrauch dieser Instrumente, wenn sie mit Vorsicht und in je-

der Rücksicht zweckmäfsig behandelt werden, weit weniger unsicher ist, als man es wohl mitunter dargestellt hat. Die Hauptschwierigkeit besteht in der Erfindung des Collimationsfehlers, die man auf vollständig eingerichteten Sternwarten durch Zenithsectoren erlangt; allein die, wo dieses Instrument mangelt, gewöhnlich ganz unterbleibt, oder auf die unsichere Umwendung des Quadranten gegründet wird. In dem ersten Falle wird man dem Quadranten nur Differentialbeobachtungen abgewinnen können; in dem zweyten zwar absolute, allein auf die Voraussetzung, daß der Zustand des Quadranten in beiden Lagen genau gleich ist, d. i. auf eine Voraussetzung, deren Richtigkeit man durch nichts prüfen kann, gegründet. Beide Fälle werden den Gebrauch des schönen und kostbaren Instruments sehr einschränken, oder auf grofse Irrthümer führen, wenn man die durch sie vorgezeichneten Grenzen überschreitet. Oft haben Astronomen sich dieses zu Schulden kommen lassen, und dadurch Fehler veranlaßt, die man allein auf ihre Rechnung hätte schreiben sollen, und die man sehr unrichtiger Weise dem Quadranten aufbürdete. Die Schwierigkeit, die die Erfindung des Collimationsfehlers verursacht, lehrt Bessel hier durch ein sehr leichtes Mittel umgehen: er schlägt vor, an dem Fernrohre vor dem Objectivglase einen Planspiegel anzubringen, dessen Ebene auf der Ebene des Quadranten senkrecht steht, und der einen willkürlichen Winkel mit der Axe des Fernrohrs macht. Mittelfst dieses Spiegels kann man das Bild eines Sterns durch Reflexion im Fernrohre sehen, und eben so das von einem Öl- oder Wasser-Horizonte reflectirte Bild desselben Sterns; begreiflich aber bey einer anderen Lage des Fernrohrs. Da der Abstand beider Bilder, des direct gesehenen und des aus dem Horizonte genommenen, der doppelten Höhe des Sterns gleich ist: so ist der, zwischen den beiden Lagen, in welche man das Fernrohr bringen muß, um den Stern am Horizontalfaden zu sehen, befindliche, auf dem Gradbogen des Quadranten gemessene Winkel dieser doppelten Höhe gleich; man findet folglich diese, ohne den Collimationsfehler zu kennen, und daraus den Collimationsfehler selbst. Man sieht sehr leicht das Princip, worauf dieser Vorschlag beruht; seine Ausführung läßt, wie Rec. weifs, ein berühmter, einen schönen Mauerquadranten besitzender Astronom sich sehr angelegen seyn. Die vorausgesetzte senkrechte Stellung der Ebenen des Quadranten und des Spiegels wird in aller Schärfe nie Statt finden; eben so wenig wird es möglich seyn, die beiden Beobachtungen in dem Momente der Culmination anzustellen, und den Quadranten völlig genau in den Meridian zu bringen: der Vf. zeigt aber, daß die Erfüllung dieser Bedingungen gar nicht nothwendig ist, und giebt einen Ausdruck für die Berechnung der Beobachtungen, der in der grössten Allgemeinheit richtig ist, und der, außer den Beobachtungen selbst, nichts voraussetzt, als die Bemerkung der Zeiten, welchen sie zugehören. Rec.

bemerkte indess, daß der Endausdruck durch einen Druckfehler entstellt ist, und daß das letzte Glied (S. 154) nicht

$$+ \frac{1}{2} \sin. i' \cdot \frac{\cos. \delta}{\sin. (\phi - \delta)} \cdot (t\lambda + t'\lambda') \cos. (\phi - \delta) + s(t' - t)$$

sondern

$$+ \frac{1}{2} \sin. i' \cdot \frac{\cos. \delta}{\sin. (\phi - \delta)} \left\{ (t\lambda + t'\lambda') \cos. (\phi - \delta) + s(t' - t) \right\}$$

gelesen werden muß. Übrigens ist die Neigung des Spiegels gegen die Axe des Fernrohrs zwar willkürlich; doch bemerkt der Vf., daß es bequem und vortheilhaft seyn wird, sie etwa $= 22\frac{1}{2}^\circ$ zu machen. — S. 156 — 157. Astronomische Beobachtungen in Greenwich, in den Jahren 1797 — 1804. Sternbedeckungen, die Olmanns mitgetheilt hat. — S. 158 — 162. Über die Vertheilung der Perihelien 98 bisher beobachteter und berechneter Kometen, von Prof. Bode. Hr. B. projecirte die Perihelien aller Kometenbahnen auf die Ekliptik, um zu sehen, ob sie nach allen Richtungen gleich vertheilt sind; er glaubte das Gegenheil zu bemerken: doch scheint es, daß die Anzahl von 98, die er zu Rathe ziehen konnte, zu gering ist, um über diese Frage entscheiden zu können. — S. 163 — 171. Beobachtete Sternhöhen zu Prag, mit einem reichenbachschen 12 zolligen Multiplicationskreise, zur Bestimmung der Polhöhe und Strahlenbrechung, vom Astronomen David. Das Verfahren, welches Hr. David gebrauchte, seine Polhöhe zu bestimmen, ist ein recht guter Nothbehelf, wenn man kein Instrument besitzt, welches die absoluten Höhen der Sterne mit einiger Genauigkeit geben kann; es wird niemand ihn tadeln, wenn er seinen Quadranten dazu (nach heilsicher Art) gebrauchte: allein daß er noch, da er einen Kreis besitzt, diese Methode beibehält, und zwar um dadurch die Polhöhe unabhängig von der Strahlenbrechung zu erhalten, ist etwas, was wohl kein Astronom billigen wird. Er macht sich dadurch ganz abhängig von fremden Katalogen und den Refractionen, die die Verfertiger derselben gebrauchten, und wird nie Resultate erhalten, die einiges Vertrauen verdienen; wir dürfen uns daher nicht wundern, Hn. David folgende Fehler der Delambreschen Refractionstafeln finden zu sehen:

für $41^\circ 37'$ Z. D.	+	4,3	Polarstern.
— $42^\circ 42'$	—	+ 4,6	Athair.
— $44^\circ 36'$	—	+ 4,1	Procyon.
— $66^\circ 31'$	—	+ 11,5	Sirius.
— $76^\circ 1'$	—	+ 14,3	Antares.

Diese Correctionen gründen sich auch direct auf die Voraussetzung der absoluten Richtigkeit fremder Kataloge und der ihnen zum Grunde liegenden Refractionen. Um Hn. David die Inconsequenz seines Verfahrens zu zeigen, will Rec. die Delambreschen Tafeln als genau richtig, die von Piazzi gebrauchten aber als fehlerhaft annehmen, und Hn. D. beweisen, daß er, nach seiner Art zu schließen, doch Fehler in Delambres Refractionen finden muß. Piazzi, der die scheinbare Zen. Dist. eines Sterns $= z$ be-

obachtete, wird daraus die wahre Z. D. $= z + r$ berechnen, und die wahre Declination $= \phi - z - r = \delta$; allein die Delambreschen Refractionen würden ihm seine Polhöhe $= \phi - \Delta\phi$, und die Refr. $= r + \Delta r$ gegeben haben, oder die Decl. $= \delta - \Delta\phi - \Delta r$. Mit dieser würde David, vorausgesetzt, daß alle Beobachtungen richtig sind, die Refraction, die er jetzt $= \rho$ findet, $= \rho + \Delta\phi + \Delta r$ gefunden haben; übereinstimmend mit der aus Delambres Tafeln berechneten. Er findet aber nur ρ , und wird irrigerweise schliessen, daß Delambres Refr. um $\Delta\rho = -\Delta\phi - \Delta r$ verbessert werden muß, da sie doch als richtig angenommen wurde. Gebrauchte Piazzi zu kleine Refractionen: so wird David immer finden, daß Delambres Tafeln zu große angeben. Man sieht also wohl, daß Hr. David nie ein brauchbares Resultat finden wird, wenn er seine Art, die Beobachtungen anzustellen und zu benutzen, nicht ganz umändert. — Von den Beobachtungen in Cremonaster hat Rec. schon die Resultate angeführt. — S. 175 — 181. Eine besondere Methode, aus der beobachteten fast gleichzeitigen Höhe zweyer Fixsterne die Breite des Orts zu finden. Von van Beeck Calkoen, Director der königl. Sternwarte in Utrecht. Dieses ist gerade dieselbe Aufgabe, über die wir von Gauss eine, in diesem Bande des Jahrbuchs befindliche, Abhandlung angezeigt haben. Indess giebt v. B. nur eine trigonometrische Auflösung, und gerade nicht die bequemste. Sonderbar ist die ganz unnöthige Beschränkung, der v. B. diese Methode unterwirft, indem er fodert, daß beide Beobachtungen in einem Augenblicke gemacht, oder darauf reducirt werden sollen. Schon Kraft machte eine ähnliche, wie Gauss S. 131 bemerkt. Diese Beschränkung kann nur den Nutzen haben, die Rechnung zu erleichtern, wenn man mehrere Tage hinter einander denselben Stern in gleichen oder ungleichen Höhen beobachtet hat. — S. 181 — 187. Über die Verbesserung der Präcession, Beobachtung des Sonnendurchmessers, Berechnung der Bahn des Kometen von 1799, Beyträge zur Parallaxenrechnung etc. vom Prof. Littrow in Cracau. Der Vf. giebt Präcessionsformeln für AR. et Declin., in welche er, mit einigen neueren Astronomen, die Veränderung der Schiefe der Ekliptik hineinbringt; er wünscht eine endliche Entscheidung der Frage, ob diese Veränderungen wirklich hinein gehören oder nicht; denn noch immer hält er dieses für unentschieden. Das, was in dieser Zeitung früher über diesen Gegenstand gesagt worden ist, hätte wohl überzeugen können; indess führt Hr. L. für die Meinung der Anbringung der erwähnten Veränderung das Zeugniß des Laplace (Mém. Cél. V, 13) an; und gegen sie das des Hn. von Zach (Mon. Corr. Nov. 1800). In den Tabb. Aberr. et Nut. dieses Vfs. scheint auch er Laplace beizupflichten, indem er dort (I. P. 36) eine Formel von Laplace giebt, ohne etwas gegen ihre Richtigkeit zu erinnern, obgleich sie die erwähnten Glieder enthält.

(Der Befehl folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 N O V E M B E R 1810.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. d. Vf. und in Commission b. Hitzig:
Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1812 etc.
herausgegeben von J. E. Bode etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dieses ist eigentlich eine Materie, in welcher, da sie ganz im Gebiete der Mathematik liegt, Zeugnisse nichts beweisen können: die Wahrheit liegt übrigens zu sehr am Tage, als daß sie sich nicht leicht zeigen lassen sollte. Die Veränderung der Schiefe der Ekliptik rührt von der Wirkung der Planeten auf den Schwerpunkt der Erde her; keinesweges von dem Unterschiede der Attraction auf den Äquator und das Centrum, welchen man, als ganz unmerklich, vernachlässigt hat: sie ist folglich der Effect einer Veränderung der Lage der Erdbahn, nicht des Erdäquators, und kann aus diesem Grunde nur die Längen und Breiten direct, die Abweichungen aber gar nicht, und die geraden Aufsteigungen nur in so fern ändern, in so fern sie den Punkt, welchen man für den Anfangspunct derselben annimmt (den Frühlingsnachtgleichepunct), verrückt. Hr. Littrow wird sich völlig überzeugen können, wenn er nicht bey dem Differentiiren der Gleichungen im astronom. Jahrbuche, die Längen bloß wegen der Präcession veränderlich, und die Breiten ganz unveränderlich setzt, sondern wenn er beiden die ihnen zukommenden Variationen beylegt; er wird dann auf die Formeln

$$\left(\frac{d\varphi}{dt}\right) = c + c' \sin. \varphi \cdot \tan. \delta$$

$$\left(\frac{d\delta}{dt}\right) = c' \cos. \varphi$$

verfallen, wo c, c' Constanten sind; nach von Zach's Präcession, für 1800 = 45", 89315 und 20", 00996. Ein Anderes ist es, wenn man diese Ausdrücke weiter entwickeln, und auch die Glieder der zweyten Ordnung bestimmen will; diese werden allerdings kleine Correctionen von der Ordnung des Quadrats und der Producte der Änderung der Schiefe enthalten, die aber ganz unmerklich sind, und bey der Entscheidung der von Hn. Littrow aufgeworfenen Frage nicht in Betracht kommen. Wer übrigens Laplace's Zeugniß für die irrige Meinung anführt, muß die *Mécanique Céleste* nicht aufmerksam gelesen und verstanden haben. Denn Laplace giebt seine Formeln nur für die Veränderung der scheinbaren AR. und Decl., wo denn allerdings die Veränderung der Schiefe we-

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

gen der Nutation, weil diese eine Bewegung der Erdaxe und folglich des Äquators ist, in Betracht kommt; Laplace spricht und rechnet hier so klar wie möglich, — man darf nur sein $\delta\theta$ und $\delta\psi$ nicht mit $\delta\theta'$ und $\delta\psi'$ verwechseln, welches Hr. L. und Andere offenbar gethan haben. — Den Sonnendurchmesser in der mittleren Entfernung fand Hr. L. durch die Durchgangszeiten durch einen Verticalfaden, aus 252 Beobbb. = 32' 1".98 mit *Lalande* und *Piazzi* gut harmonirend. Die Ausdrücke für die Erfindung der Fehler der Länge und Breite aus Fehlern der AR. und Decl. sind zwar sehr elegant — aber unrichtig. Man hat allerdings, wenn man durch r, a, l, b die gerade Aufst., Abweichung, Länge, Breite, bezeichnet, und die Gleichung $\cos. b. \cos. r = \cos. a. \cos. l$, logarithmisch differentiirt

$$\tan. b. db + \tan. r. dr = \tan. a. da + \tan. l. dl$$

allein keinesweges

$$\tan. l. dl = \tan. r. dr + \tan. a. da$$

$$\tan. b. db = \tan. r. dr + \tan. a. da$$

welche Ausdrücke auf die Absurditäten $\tan. l. dl = \tan. b. db$; $\tan. r. dr = \tan. a. da$ führen, also eine Conditionsgleichung zwischen den Fehlern enthalten. Eben so unrichtig ist es, wenn Hr. Littrow sagt: „nimmt man für eine kurze Zeit $S.$ und $T.$ beständig“; auf die Zeit, und die Beständigkeit dieser Größen kommt es hier gar nicht an, wohl aber auf ihre Richtigkeit. Die Rechnungen über den Kometen von 1799 können uns über die Bahn dieses Himmelskörpers nicht viel lehren, indem sie nur auf 5tägige Beobachtungen gegründet sind; von *Méchain's* und *Obers* Elementen, die eine dritthalbmonatliche Reihe von Beobachtungen darstellen, weichen sie beträchtlich ab. Die Parallaxenrechnung ist eine weitere Ausdehnung der von *Obers* gegebenen Methode, auf die Höhen, das Azimuth, die Ascension, Declination etc. — S. 188 — 192. Bestimmung der Polhöhe von Riga, aus 50 Zenithdist. des Polarsterns, mit einem *bordaischen* Kreise beobachtet, von Prof. *Sand's* in Riga. Das Resultat ist 56° 57' 5", 1; Rec. bemerkt indess, daß die Rechnung ganz unrichtig ist. Denn nach der Angabe des Hn. S. ist AR. des Polarst. 0h 55' 12", 8358, AR. med. \odot 11h 42' 54", 9866 für 13h 12' 17", 88 M. Z. in Riga, die Zeitgleichung = 5' 24", 75: also die Culmination des Polarsterns = 0h 55' 12", 8358 — 11h 42' 54", 9866 — 5' 24", 75 = 13h 17' 42", 5992 W. Z., wofür irrigerweise 13h 15' 33", 1545 angenommen wird. Es ist also Hn. *Sand's* Rechnung mit dieser verbesserten Durchgangs-

Mm

zeit zu wiederholen, wodurch sich dann eine andere, wie es dem Rec. scheint, *kleinere* Polhöhe ergeben wird. — S. 193 — 194. Beobachtungen der Vesta 1808, vom Prof. Bode. — S. 194 — 202. Beschreibung des baumannschen Verticalkreises, von D. Pottgießer in Elberfeld. Sie ist äußerst deutlich und klar, und macht ihrem Vf. Ehre; Rec. hat noch nirgends eine so gute Beschreibung dieses schönen Instruments gefunden. — S. 202 — 208. Über die Construction hypsometrischer Tafeln, von *Jabbe Oltmanns*. Der Weg, den O. dazu einschlägt, ist ohne Zweifel sehr bequem, und die Tafeln, die er nach dieser Construction in Paris (bey Schöll) bekannt gemacht hat, müssen sehr brauchbar seyn. — S. 208 — 218. Beobachtungen auf der kön. Sternwarte in Berlin, vom Prof. Bode. Eine zahlreiche Sammlung, die dem Veteranen Bode Ehre macht, indem sie seinen fortwährenden Eifer beweiset, der sich auch durch die ununterbrochene *würdige* Herausgabe der Jahrbücher documentirt. — S. 219 — 222. Astronomische Nachrichten von *Schröter* in Lillienthal. Die Rotation der Venus folgt aus neuen Beobachtungen, und aus einer neuen Discussion der in den aphroditograph. Fragmenten schon mitgetheilten, = $23^h 21' 7'' 97$; die des Merkurs = $24^h 0' 47'' 43$; *Bessel* fand $24^h 0' 52'' 57$, nur deshalb etwas verschieden, weil er dabey die Mittelpunctsgleichung in Rechnung brachte, welche, nach aller Schärfe, nicht vernachlässigt werden darf. — S. 222 — 225. Längen- und Breiten-Bestimmungen dreier Örter in Unterösterreich, von der Frau von *Matt* in Wien. Baden $33^{\circ} 04'$ in Zeit westlich von Wien, und $48^{\circ} 0' 20'' 3$; Heiligenkreuz $58^{\circ} 5'$ westlich und $48^{\circ} 3' 27'' 7$; Arraberg $2^{\circ} 2' 73'$ westlich und $48^{\circ} 0' 43'' 5$. — S. 226 — 227. Einige nützliche und genaue Formeln, von *Bowward* in Paris — sind bestimmt, die Berechnung der Zusammenkünfte und Gegenscheine der Planeten mit der Sonne zu erleichtern und sicherer zu machen; Rec. glaubt indess, daß diese sehr leicht zu findenden Formeln wohl immer von fachkundigen Astronomen benutzt sind. — S. 227 — 230. Aus einem Briefe des Hrn. von *Wisniewsky* in Petersburg. Bekanntlich entdeckte dieser Astronom den 29 März 1808 einen kleinen Kometen, der auch in Marseille von *Thallis* und von *Zach* gesehen und beobachtet wurde; er beobachtete ihn 4 mal, war aber nicht im Stande, die Beobachtungen zu reduciren, weil er die Positionen der verglichenen Sterne nicht kannte. Indess wäre es sehr zu wünschen, daß er seine Beobachtungen so, wie sie sind, nur mittheilen möchte, denn die marseiller Beobachtungen sind mit so groben Fehlern behaftet, daß *Obers* und *Bessel* gar nichts daraus schließen konnten; die Astronomen werden schon Mittel finden, aus den petersburger Beobachtungen Resultate zu ziehen. — S. 230 — 231. Beobachtungen des Kometen von 1807, nach seiner Zurückkehr von der Sonne, im Januar und Febr. 1808, von *Herschel*. Rec. berichtet hier einen Irrthum: diese Beobachtungen gehen nicht den Kometen von 1807, sondern den von 1806 an, der nach seiner Wiedererschei-

nung auch von *Bessel* und *Obers* beobachtet wurde, und dessen Elemente das Jahrbuch 1810 enthält. Die *herschelischen* Observationen sind also 1807, nicht 1808, angestellt; sie betreffen nur das Ansehen des Kometen, nicht seine Stellungen. *Herschel* konnte keinen Kern entdecken, und sagt bey dieser Gelegenheit: er habe unter 16 Kometen nur 2 gefunden, die einen Kern zeigten, und noch obendrein einen sehr unregelmäßig begrenzten, den man keineswegs eine Scheibe nennen könne. — S. 231 — 233. Über Vermessungen im Gouvernement Moskau, vom Hofr. *Goldbach*. Diese Operation geht rasch vorwärts. — S. 234 — 248. Beschreibung eines 12zolligen baumannschen Spiegelkreises, dessen Fernrohr 14 Linien Öffnung hat, von D. *Benzenberg* in Düsseldorf. Ein interessantes Gegenstück zu der (erwähnten) pottgießerschen Beschreibung des dioptr. Kreises. Die Arbeiten dieses Künstlers scheinen sehr empfehlenswürdig zu seyn, obgleich sich noch kleine Unvollkommenheiten finden, deren Vermeidung den Künstler auf eine noch höhere Stufe bringen wird. Unter anderen erwähnt Hr. B. auch einen neuen künstlichen Horizont nach eigener Erfindung, von welchem Rec. gern eine Beschreibung lesen möchte. S. 248 — 249. Beobachtungen der Vesta, und Bemerkungen über die Lichtstärke einiger Fixsterne von D. *Koch* in Danzig. — S. 249 — 252. Bestimmung der Polhöhe von Potsdam, von *le Coq*. Im Mittel $52^{\circ} 24' 19''$, mit einem *dollondischen* Sextanten. — Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten, noch einige Breitenbestimmungen von *Sandt* in Riga, eine Beschreibung in Memel gesehenes Nebenmonde u. s. w. J. W.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Herbstblumen meines Geistes*, von der Verfasserin der *Clara Wallburg und Claudine Lahn*. 1810. 384 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)
- 2) GÖTTA, in der beckerschen Buchhandlung: *Die Wette*. Aus Jonathans Papieren entwendet und fortgesetzt von *Albert*. (Mit dem Motto: — und Lachen hat seine Zeit. Salomo.) 1810. 272 S. 8. (16 Gr.)
- 3) HAMBURG, b. Hoffmann: *Der junge Franzose und das deutsche Mädchen*. Wenn man will, ein Roman, Herausgegeben von der Verfasserin *Gulchen Grünthals*. 1810. 421 S. 8. (1 Rthlr. 10 Gr.)

Es thut uns sehr Leid, daß die Vfrn. von No. 1 ihre hier unter dem Titel „Herbstblumen“ gegebenen vier moralischen Erzählungen (insgesamt Liebesgeschichten) nicht anders geordnet hat. Wer die erste, *Frau — schau — wem?* liest, der wird vielleicht, aus Mangel an Unterhaltung, das Buch bey Seite legen — und dies wäre wirklich Schade! Denn gerade sie ist bey weitem die am wenigsten gelungene; so wie überhaupt die gefühlvolle Erzählerin zu gut und ungeschickt für Darstellungen der Intrigue ist. Dazu

kommt eine gewisse Unbeholfenheit, oder doch Nachlässigkeit im Ausdruck und Stil, die sich auch hauptsächlich in No. I offenbart. II. *Wie die Ausfaat*, so die *Arndts*. Eine ländliche Geschichte, höchst einfach, und gar fromm und anmuthig erzählt. Die reinste Wahrheit weht in diesen Natur Schilderungen, und thut uns in der Darstellung dieser Landmenschen wohl. Sophie ist ein Bild, dessen stille, fromme Rechtlichkeit leise, aber tief und ungemein heftlich rührt. Man darf es wirklich schön nennen. III. *Wahrheit und Dichtung*. Voll edler Einfalt, wenn gleich eine Stadtgeschichte. Wir wünschten die Scene auf das Land; welches aber freylich nicht wohl thunlich war. IV. *Stephanie*. Die längste und fleissigste von allen, obgleich, dem Plane nach, die verwickelteste, und ein wenig überladen — aber voll edler Bilder und Gedanken. — Gewiss, diese Spätlinge verdienen Dank, und No. II verdient mit vollem Rechte den Namen einer duftenden Frühlingsblume.

Der Vf. von No. 2 zeigt ein ganz hübsches Talent zur Schriftstellerey; das ist nicht zu verkennen. Ein *Romandichter* muß aber mehr als Talent besitzen, nämlich eigentliches Genie, und vor allen Dingen Gemüth. Von beiden finden wir in diesem kleinen Romane zwar einige wenige Spuren, aber noch keine sicheren Beweise. Nur großes Streben nach Correctheit, und ein ängstliches Bemühen um Auffindung und Darstellung allerhand hübscher Sachen leuchtet überall hervor. Darum will denn auch der Vf. allenthalben *so gar sehr fein und wohl thun*, daß er endlich über thut. — „Damit du (sagt der vortreffliche *Schiller* irgendwo) nicht in den Fehler der Mittelmäßigkeit, den schlimmsten von allen, fallest: so meide doch ja keinen der anderen zu früh!“ — Was nun den Helden des Bächleins, Herrn Albert, betrifft: so ist derselbe ein ins Philosophische getriebenes Officierchen, und in der That ein gewaltig eitler Bursche. So lange bloß sein Freund Jonathan ihn lobt, mag es noch gehen; aber von da an, wo er selbst von sich zu singen und zu sagen beginnt, wird die Sache langweilig. Der S. 102 angenommene indiscrete Satz, „daß Officiere den Weiberherzen gefährlicher seyn sollen als andere Männer“, giebt weitläufige Veranlassung zu dieser beschwerlichen Eitelkeit. Der obgedachte Satz wird hier eigentlich Hn. *Cramer*, dem Vf. des *Erasmus Schleicher*, nachgesprochen, der ihn in seinen Romanen gar häufig und wacker als oberstes in der schönen Welt (d. h. in der ihm bekannten) geltendes Princip aufgestellt hat. Hätte unser Vf. ihn dahin einschränken wollen, „daß ein Officier die meiste und beste Gelegenheit habe, der Frauenwelt so liebenswürdig zu erscheinen, als er ist“: so würden auch wir ihn vielleicht unterschreiben. Und doch behält er, auch in dieser Berichtigung, noch viel Zweifelhafte, da seit zwanzig Jahren die eigentliche elegante Frauenwelt ihren Geschmack hierin gar sehr geändert hat. Aber so, wie oben, gestellt, muß er nicht nur jede feingebildete Schöne wundern, sondern hauptsächlich den Glanz einer possierlichen

Naivetät auf den Helden werfen, der hier selbst, mit militärischer Glorie umgeben, danach handelt, und uns dies alles selbst wieder erzählt. Warum hat der Vf. diese Lächerlichkeit (außer welcher es übrigens im Buche, dem Versprechen des Motto's zuwider, eben nichts zu lachen giebt) nicht wenigstens dadurch zu mildern gesucht, daß er den Helden nicht selbst redend einführt? Er überlese nur das Bächlein nochmals aufmerksam, und frage sich dann: Was soll man von einem Helden halten, der durch scherzhaften Streit über einen ganz fremden und unbedeutenden Gegenstand eine Wette an seine Schwester verliert; und derselben gemäß nun in zwey Tagen sechs Mädchen, jeder einen besonderen, glücklich von Statten gehenden *Hetnathstrag* macht, mit der siebenten bey dieser Gelegenheit eine wirkliche Liebesgeschichte anspinnt, am Ende angestraft sich aller sechs kaum mehr erinnert, und nach langer alberner Ziererey die siebente gnädig freyt! — Gewiss, eine höchst magere, prosaische, poetisch-unwahre Erfindung — und ein höchst aufgeblasener, aller weiblichen Achtung und Liebe ganz unwürdiger Held! — Der Stil ist leider das Beste am ganzen Werkchen — doch trifft auch ihn häufig der Fluch der Ziererey. Wehe thut das beständige, bis zum Eckel herbeygesuchte „frag, frägt, fragest“ u. s. w. — Neu ausgesprochene Gedanken haben wir nicht gefunden. Das Ganze scheint mehr ein Werk des Nachahmungstriebes bey Gelegenheit gewöhnlicher Romanlesereyen, als ein Aushauch eigener Schöpferkraft. — Wir empfehlen dem Vf. vor allen Dingen Umgang mit dem gebildeten Theil des schönen Geschlechts. Er wird Wunder und Zeichen sehen, wenn erst die wirklich klugen Mädchen es der Mühe werth finden, ihn in die Schule zu nehmen! Dies Geschlecht ist auch übrigens weder so himmelweit von dem unsrigen verschieden, wie er es schildert, noch so *entsetzlich verliebt*, wie er selbstgefällig sich einbildet. Erst muß man die Frauen achten lernen, ehe man sie zu schildern wagt.

No. 3 ist eine, zwar ganz prosaische, aber recht artig und fließend erzählte niedliche Kleinigkeit. Die Erlaubniß, die uns die Worte des Titels „wenn man will, ein Roman“ gaben, benutzten wir mit Freuden; aber je mehr und ernstlicher wir „wollten“: desto weniger wollte doch ein Roman aus dem Geschichtchen werden! Zwar kommen darin einige gar nicht ungeschickte Übungen im Romantischen vor; aber es wird gleich hinterher wieder so gewaltig gegen alles Wunderbare protestirt, und einmal sogar ausdrücklich gebeten, „der schwärmenden Heldin doch ja den kleinen „Aberglauben“ zu verzeihen“, daß man schon aus Höflichkeit gern alle romantischen Grillen und Gespensterforgen wieder fahren läßt. Zum modernen deutschen Romane kann sich die Schrift auch schon deswegen nicht eignen, weil in der moralischen Person, die uns dieselbe zu erzählen scheint, sich überall ein ächt *französisches* Herz offenbart, kraft dessen die Deutschheit (unbekannter Wei-

se) zwar sehr artig behandelt wird, aber natürlicher Weise nebenher Unrecht behalten muß. Unter den Figuren ist die Heldin dieser Liebesgeschichte, Adelaide, am besten gerathen. Die Handlung spielt zwar in der neuesten Zeit (im preussisch-französischen Kriege), aber die äußere Form der darin aufgestellten französischen Charaktere scheint doch mehr der Aera Ludwigs XIV noch anzugehören, als der jetzigen, die der Vfn. weniger bekannt seyn mag. Es hat

sich gar sehr vieles geändert! Die jetzigen französ. Officiere sind viel derber und kräftiger, als die fernedliche St. Ange — die preuss. Officiere aber viel, viel galanter und manierlicher, als dieser wilde Edward! — Wer übrigens etliche Stunden Langeweile vor sich sieht, dem können wir die Schrift zu einem angenehmen allerliebsten Zeitmörder mit gutem Gewissen empfehlen.

Zz.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Leipzig, b. Bruder: *Christoph Friedrich Hoff*, Unternehmer der neuen Handlungs-Schule, *Reductions-Tabelle des preussischen Courant-Geldes gegen französische Franken und Centimen.* So wie solches nach dem Decrete vom 16 April 1808 und zwar vom ersten May dieses Jahres an, in den königlichen westphälischen Kassen zu dem neu bestimmten Werth angenommen werden soll. Nämlich: 1 Thaler von Silber zu 3 Franken 65½ Centimen, 1 Gulden oder ½ Thaler zu 2 Franken 43½ Centimen, ½ Thaler zu 1 Frank 81½ Centimen, ¼ Thaler zu 1 Frank 31½ Centimen, ¼ Thaler zu 99½ Centimen, 1 Viergroschenstück zu 60½ Centimen, und 1 Zweygroschenstück zu 30½ Centimen. (6-Gr.)

Der General-Nenner der Brüche, welcher zur bequemern Zusammenzählung darin angenommen wird, ist 384.

Es sind in verticalen Columnen die sämtlichen Vielfachen von 1 bis 288 Pfennigen unter und mit dem Thaler breit aufgeführt in Franken und Centimen, und zwar in der ersten Columnen die der 1 bis 24 Groschen; die 2te Columnen ist für und wider nichts da, und konnte ganz wegfallen; denn die 1ste konnte die richtige Überschrift von 0 Pf. erhalten; — dann folgen die Columnen von 1 bis 11 Pf. Unter dieser größeren Tabelle steht eine zweyte für die Vielfachen von 1 bis 99, von 1 bis 9 Hundert, und von 1 bis 10 Tausend von 1 Thaler in Franken und Centimen. Auch diese ganze Reductions-Tabelle trifft der allen noch angezeigten ähnlichen Tabellen eingepflanzte Fehler, durch zu viele höchst unnötige Vielfache so recht breit u. unbequem für Computoristen zu seyn. Man ist ja bey dergleichen Reductionen von Zahlen des Spaltens der Zahl in ihre einzelnen Ordnungen und Theile und des Addirens ihrer Werthe doch nicht überhoben, und also braucht man nur die nothwendigsten Vielfachen von 1 bis 11 Pf., von 1 bis 23 Groschen, von 1 bis 9 von den 1, 10, 100, 1000 u. s. w. fachen Thalern auf einem sehr kleinen Raum neben sich liegen zu haben, um schnell alle vorkommenden Summen reducirn zu können. Neckisch ist es immerhin, daß in diesen Tabellen dem preussischen Thaler gerade so viele Centimen gleich sind, als man dem bürgerlichen Jahre Tage beylegt. Druck und Papier sind nicht zu tadeln.



Ohne Druckort: *Mathematischer Beweis, daß ein stehender Menschen-Körper, durch seinen ganzen Horizontal-Kreis von 360 Grad, mit dem gedrückten Vertikal-Kreis von 318*

Graden X, 112,320 Berührungspuncten ausgesetzt ist, dargestellt an der Figur eines Infanteristen, um zugleich auch die Idee einer Pyramidal-Bedeckung zu veranschaulichen. Es müssen

deshalb die Bügel am Gewehr stärker seyn, und die Ellenbogen fest am Körper anliegen, der Mann wird dadurch in den Stand gesetzt sich mit dem Oberleibe in einem Kreise von 180 Grad zu drähen, ohne die Füße zu bewegen. Ein Beytrag zur Anreizung der Wißbegierde und des Nachdenkens von Rudolph Witsch, Ingenieur aus dem deutsch-Banater Gränz-Regimente.

Ein Beytrag?! ja wohl ein Beytrag von getriebenen Früchten der mathematischen Toll- und Irren-Gewölbe der Menschen! Ein Infanterist, der steif, das Gewehr am Bügel fassend, präsentirt, mit angelegten Ellenbogen, ist stehend, binnen einer Sphäre von (gleichsam dräherne) 60 Verticalkreisen und 26 horizontalen Parallelkreisen, in Kupfer gelassen; zu Füßen ist ein besonderer Durchschnitt des Körpers angegeben mit 60, von der Peripherie eines Kreises auf ihn einfallenden Radien. Das Gewehr mit Bajonet durchbohrt die Sphäre und die obenstehende Schrift. Ein mathematischer Beweis sonder Gleichen! (Der Hr. Ingenieur hat doch einmal von gedrückten Verticalkreisen am erscheinenden Himmel und vom optischen Verschwinden mehrerer Grade gehört.) Denn hier sind ächte endliche Cirkelquadranten-Kunststücke zu schauen. Das Product von 360 Horizontalgraden in 318 verticale Grade giebt 112,320 sphärische Quadrantgrade, welche Hn. W. für die 112,320 Berührungspuncte, denen der menschliche Körper ausgesetzt seyn soll, gelten. Das Ganze, Grad X, Product 112,320 zeugt schon von der Schülerehrlichkeit des Hn. W. Auch kennen wir keinen Kreis von 180°. Recht handgreifliche tastbare Puncte von der Größe eines □ Grades. Nach diesem mathematischen Beweise müssen jedem aufrechtstehenden Cylinder, Würfel, Kegel eben so viele, d. i. 112,320, Berührungspuncte zukommen. Was für Begriffe von Puncten wohl unter einer Hirnschale von solchem Ingenieur spoken mögen? Wie nun, Hr. W., wenn jeder □ Grad in 60 mal 60 Quadratminuten u. s. w. gedacht würde; also würde nun wohl der menschliche Körper 404,352,000 Berührungspuncten nach Ihrer Wißbegierde und Nachdenken ausgesetzt seyn!

Rec. erinnert sich, daß zu ähnlichen falschen Annahmen Andere durch jene alte Lehre in der Physik geführt wurden; von was wie viel Centner Schwere einer Luftsäule bis ans Ende (der Atmosphäre) die Oberfläche des menschlichen Körpers gedrückt werde, und das mag auch in Hn. W.'s Gehirn gespuht haben; da doch der Druck auf die Oberfläche des Körpers nicht größer ist, als der Druck des specifischen Gewichts einer Luft- oder Wasser-Masse von der Größe des Raums, welchen der Körper in der Luft oder in dem Wasser an der Stelle einnimmt, oder die er daraus wegdrückt.

+ bg.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Der Zimmer- und Fenster-Garten, Oder kurze und deutliche Anleitung, die beliebtesten Blumen und Zierpflanzen in Zimmern und Fenstern ziehen, pflegen und überwintern zu können.* Nebst einer Anweisung zur Blumentreiberey und zu einer für alle Monate geordneten Behandlung der in diesem Werke vorkommenden Gewächse. Von Carl Paul Bouché, Kunstgärtner in Berlin, 2te verbesserte und verm. Aufl. 1811. VIII und 314 S. 8. (20 Gr.)

Ebendasselbst: *Allgemeines Vieharzneybuch, oder Unter-*

richt, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll, hebst einem Anhange. Von Joh. Nic. Rohrlow, königl. preuss. Thierarzte, und der märkischen ökonom. Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede. Eine von der märkischen ökonom. Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift. Nebst einer Kupfertafel. Vierte verbeß. u. verm. Aufl. 1811. XXXV u. 366 S. 8. (20 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 N O V E M B E R, 1810.

Ö K O N O M I E.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Grundsätze der rationellen Landwirthschaft* von A. Thaer. I Band. Begründung der Lehre des Gewerbes. Ökonomie oder die Lehre von den landwirthschaftlichen Verhältnissen. 1809. XXIV u. 380 S. gr. 4. (Pränumerationspreis auf Schreibp. 2 Ducat.)

Endlich, nachdem wenigstens der gebildete Theil des landwirthschaftlichen Publicums das gegenwärtige Werk schon längst sehnlichst erwartet hat, wird Rec. das Glück zu Theil, seine Erscheinung ankündigen zu können. Dafs von den Forschungen eines Thaer viel, sehr viel zu hoffen war, und geleistet worden ist, bedarf keiner Erwähnung, und dafs die folgenden Theile noch mehr allgemeines Interesse haben müssen, als der gegenwärtige, das liegt in der Natur der Sache. Rec. glaubt dreist behaupten zu können, dafs keine Nation in der Welt ein ähnliches Werk über die Landwirthschaft aufzuweisen habe. Aber nicht blofs den Landwirth allein werden diese Schätze trefflicher, tiefer Bemerkungen, geordnet zu einem schönen wissenschaftlichen Ganzen, interessieren, sondern überhaupt jeden gebildeten Menschen, der Freude an der Natur und an ihren Gesetzen findet. Der Naturforscher wird dieses Werk nicht entbehren können, besonders in sofern er sich mit der Auffuchung der Gesetze der Vegetation der Pflanzenwelt sowohl als der Thierwelt beschäftigt. Nur durch die rationelle Landwirthschaft wird auch das Gebiet der Pflanzenphysiologie erweitert, indem man hier allein die Vegetation nach seinen Absichten leiten, und den Gang der Natur stetig beobachten kann. Der Staatswirth endlich muß Interesse an dieser Schrift finden, da in ihr so oft und mit so viel Gründlichkeit und Verstand das Verhältnifs berührt wird, in welchem das landwirthschaftliche Gewerbe zum Staate steht, und in wiefern die Einwirkung der obersten Gewalt dem landwirthschaftlichen Gewerbe wohlthätig oder nachtheilig wird. Die Wichtigkeit dieses Werkes und die Achtung, auf die der Vf. desselben mit Recht Anspruch machen kann, erfordern, dafs wir seinen Inhalt etwas ausführlicher anzeigen.

Über den Plan und die Anordnung des Ganzen bemerken wir, dafs Hr. Th. den von Beckmann zuerst betretenen synthetischen Weg verlassen, und den analytischen eingeschlagen hat, indem er mit dem, was Beckmann die *allgemeine Landwirthschaft* nennt, beginnt, und später erst die *specielle* folgen läßt. So
g. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

sehr wir auf der einen Seite die Vorzüge dieser Behandlungsart anerkennen: so kommt uns doch bey der wissenschaftlichen Behandlung der Landwirthschaft jene erstere Methode zweckmäßiger, und wir möchten sagen, überzeugender vor. Der Beweis für diese Behauptung liegt schon darin, dafs sich einige allgemeine Principien nicht wohl ohne die Gewerbslehre verstehen lassen, wie dies z. B. mit der Werthschätzung der Landgüter der Fall ist, wobey immer auf das Folgende verwiesen werden muß. Bedenkt man freylich, dafs dieses Werk mehr für solche Landwirthe bestimmt ist, welche mit den Elementen der Kunst schon bekannt sind: so läßt sich der Plan des Vfs. allerdings rechtfertigen.

Zuerst bemüht sich Hr. Th. mit der ihm eigenen Klarheit und Präcision den Begriff der rationellen Landwirthschaft zu bestimmen. Mit Recht setzt er das Ziel der landwirthschaftlichen Bestrebungen nicht in die *Menge der Production*, sondern in die *Größe des reinen Gewinnes*. Es werden ferner die drey verschiedenen Arten, wie die Landwirthschaft betrieben und begriffen werden könne, nämlich die *handwerksmäßige*, die *kunstmäßige* und die *wissenschaftliche*, richtig charakterisirt. *Begründung der Lehre*. Es wird hier nach allgemeinen richtigen Grundsätzen der Begriff und Unterschied zwischen *Erfahrungen*, *Versuchen* und *Beobachtungen* angegeben, und dann die Beyhülfe der Naturwissenschaften erwähnt. Aufser der Pflanzenkunde, Thierkunde und Mathematik u. s. w., welche hier angeführt werden, würde Rec. zur Begründung der Lehre noch die *Mineralogie* rechnen, die der Vf. nicht erwähnt. *Begründung des Gewerbes*. *Von den Bedingungen zum Betrieb der Landwirthschaft*. Diese sind: zuerst das *Subject*. Gegen das, was der Vf. von der Bildung des Landwirths sagt, ist nichts einzuwenden. Wenn er von dem landwirthschaftlichen Unterricht auf Akademien mit einiger Geringschätzung spricht: so haben ihn dazu die Lächerlichkeiten einiger akademischer Lehrer in diesem Fache veranlaßt. Ausnahmen wird ergawifs auch hier gelten lassen. Sodann das *Capital*. Auch hier werden die verschiedenen Arten des Capitals nach rationalökonomischen Ansichten entwickelt, und der Vf. zeigt, dafs er das Ganze von der richtigen Seite gefafst hat. *Das Landgut und dessen Besitznehmung*. Diese Besitznehmung geschieht nach des Vfs. Ansicht durch *Kauf*, *Pacht*, jeder *Erbpacht*. *Auswahl eines Landguts*. *Preis der Landgüter*. Vielleicht hätte hier über die Ursachen der wahren Werthsvermehrung und der blofs scheinbaren, und mit dieser der Vermeh-

rung des Marktpreises, etwas ausführlicher gesprochen werden können. *Werthschätzung der Landgüter.* Es werden hier alle einzelnen Theile eines Landguts durchgegangen, und die Art und Weise, wie sie im Allgemeinen geschätzt werden können, angegeben. Es versteht sich übrigens von selbst, daß sich der Vf. auf eine specielle Schätzung nicht einlassen konnte. Dessenungeachtet wird aber der Leser hier nichts Wesentliches vermissen. *Güter-Anschläge.* Zuerst werden die verschiedenen Arten von Anschlägen erklärt, dann die allgemein angenommenen Principien über die Veranschlagung der einzelnen Gutsheile angegeben. Rec. gesteht offenherzig, daß ihn diese Materie nicht in der Mase befriedigt hat, als die anderen Abschnitte dieser vortrefflichen Schrift. Er hätte hier mehr eine Anweisung zur Verfertigung eines richtigen Gutsanschlages gesucht, als diese allgemeinen Annahmen, die doch immer nur local seyn und bleiben können. So sagt z. B. der Vf. S. 60: „In den gewöhnlichen Anschlägen schwankt die Benutzungsannahme einer Kuh zwischen 3 und 10 Rthlr. Der letzte Satz findet jedoch bey der Dreyfelderwirthschaft nur selten auf den fruchtbarsten Stromniederungsweiden Statt. Ein Drittel der Kopfszahl wird als Jung- oder Gasse-Vieh gerechnet, und der Kopf von diesen zu $\frac{1}{2}$ des milchenden Viehes angeschlagen. Doch nimmt man auch an, daß die Aussenweide das Jung- und Gasse-Vieh erhalte, und berechnet alsdann entweder dieses oder jenes gar nicht.“ Wenn hier der Vf. 10 Rthlr. Ertrag von einer Kuh als etwas fast Unerhörtes annimmt: so müssen wir ihm widersprechen, und können ihn versichern, daß dieser Ertrag in Thüringen, versteht sich bey der Stallfütterung, so ziemlich der gewöhnliche ist. Statt dieser hier aufgestellten Sätze hätte Rec. vielmehr gewünscht, es möchte dem Vf. gefallen haben, die Methode kurz zu zeigen, wie man zu einer rationalen Ertragsbestimmung von der Rindviehzucht gelangen könne. Zu den übrigen Bedingungen, worauf bey der Werthschätzung eines Gutes Rücksicht zu nehmen ist, rechnet der Vf. sehr richtig: *Die Lage der Grundstücke — die Lage des Hofes — Beschaffenheit und Richtung der Feldwege — Einrichtung und Zustand der Gebäude* (wenn S. 69 behauptet wird, daß die Wirthschaftsgebäude in der Regel nicht in Anschlag gebracht, sondern als ein nothwendiges Erfoderniß bey einem Gute angesehen würden: so widerspricht dies der allgemeinen Sitte; auch ist in der That nicht abzusehen, warum dies geschehen sollte) *das Wasser — Gleichheit oder Verschiedenheit des Ackers — Mercantile Verhältnisse* (sehr gut und verständlich aus einander gesetzt). — *Reichthum des Landes* (dessgleichen) — *Staatsverfassung und Maximen der Regierung* (vortrefflich) — *Militärische Verfassung — Bevölkerung* (sehr gut und gründlich) — *Größere oder geringere Sicherheit gegen Kriegsgefahren.* (Ein Umstand, auf den in den jetzigen Zeiten besonders Rücksicht genommen werden muß. Aber leider, wo ist ein ruhiges Plätzchen zu finden?) — *Sitten* (diese sind vom größten Einflusse auf den Betrieb der Landwirthschaft; und der Vf. hat das Verhältniß sehr gut

angedeutet) — *Rechtsverhältnisse* — *Besondere Gerechtsame.* Aus den hier angeführten Überschriften wird man schon sehen, wie der Vf. die Sachen betrachte, und wie nichts vergessen worden, was auch nur den entferntesten Bezug auf diesen Gegenstand hat.

Von der *Pachtung.* Es war zu erwarten, daß in einer Schrift, welche die Landwirthschaft rationell behandelt, die Pachtung eben nicht unter die vorzüglichsten Benutzungsarten gezählt werden würde. Das güldene Pächter-ABC, welches der Vf. S. 82 ff. aufstellt, überlassen wir den Pächtern zu widerlegen. Daß Vieles in demselben gegründet seyn mag, wollen wir nicht in Abrede seyn; doch dürften die Ausnahmen von der Regel, welcher der Vf. S. 85 gedenkt, nicht so selten vorkommen, als er glaubt. Alles Unglück, welches durch die Zeitpacht über ein Landgut gebracht wird, entspringt aus der unseligen Gewohnheit, die Güter an die Meistbietenden zu verpachten, und aus dem inconsequenten Verfahren der Eigenthümer, nach welchem ihnen der der beste Pächter ist, der die größte Caution macht, unbekümmert, ob er etwas von der Wirthschaft versteht oder nicht, oder ob er ein moralisch guter oder schlechter Mensch sey. Rec. ist überzeugt, daß sich die Benutzung durch die Zeitpacht so einrichten lasse, daß sie unter die vorzüglicheren gerechnet werden kann. Englands Beyspiel, dünkt ih., könne dafür als Beweis angeführt werden. Die *Erbpacht.* Alles, was der Vf. hierüber sagt, besonders auch in Betreff der Bestimmung des Kanon's, stimmt ganz mit unserer Überzeugung überein, und wir sind daher vollkommen versichert, daß es für *Domainen* unter gewissen Voraussetzungen keine zweckmäßigere Benutzungsart geben könne, als diese. Ganz anders aber müssen wir urtheilen, wenn die Rede von *Privatgütern* ist. So sehr der Vf. sich auch hier bemüht, die Vortheile aus einander zu setzen: so wenig sind wir dadurch überzeugt worden. Da dieser Punct schon in des Vfs. Anhalten der Landwirthschaft J. 1810 ausführlicher behandelt wurde: so beziehen wir uns hier um so mehr auf das dort Gesagte.

Zweytes Hauptstück. *Ökonomie.* Unter *Ökonomie* versteht der Vf., wie er sagt, „die Lehre von den zweckmäßigen Verhältnissen und von der Leitung und Anwendung der Kräfte, durch welche die Production hauptsächlich hervorgebracht wird.“ Nach dieser Ansicht wird zuerst gehandelt von der *Arbeit im Allgemeinen.* Was der Vf. hier sagt, enthält größtentheils allgemeine nationalökonomische Principien auf das landwirthschaftliche Gewerbe insbesondere angewandt. Diese Principien durften hier nicht fehlen, weil durch sie allein es möglich ist, richtige Begriffe über Arbeit und Arbeitslohn festzusetzen. S. 104 schlägt der Vf. vor, den Tagelohn nicht nach Geld, sondern nach Getreide zu bestimmen, und nimmt als Preis eines gewöhnlichen Arbeitstages $\frac{1}{2}$ eines berliner Scheffel Roggens an. Beym ersten Anblick scheint diese Annahme allerdings sehr genau und richtig zu seyn; denkt man aber der Sache weiter nach: so dürften wohl dagegen einige Einwendungen sich darbieten. Die erste wäre diese, daß dieser Lohn ver-

hältnismäßig zu gering angenommen ist. Der Vf. hat auf zwey Kinder gerechnet, die ein Tagelöhner im Durchschnitt zu ernähren hat; nimmt man nun den höchsten Mittelpreis des berl. Scheffel Roggens zu 2 Rthlr. an: so beträgt sein Lohn 5 Gr. 4 Pf. täglich. Dies ist offenbar zu wenig, wenn man bedenkt, daß bey diesem höheren Preise der Lebensmittel alle übrigen Bedürfnisse steigen. Dazu kommt noch, daß der Vf. voraussetzt, die Frau verdiene ihren Unterhalt selbst, was, besonders wenn, wie dies bey dergleichen Leuten der Fall ist, die Kinder schnell auf einander folgen, nicht anzunehmen ist, denn hier ist die Frau die größte Zeit des Jahres mit den Kindern beschäftigt, und kann selten etwas verdienen. Ferner dürfen wir nicht zu erinnern vergessen, daß die Ausnahmen von der Regel, wo der Preis des Arbeitslohns nach dem Preise der Lebensmittel bestimmt wird, häufiger sind, als die Regel selbst. Schon *Ad. Smith* hat deutlich gezeigt, wie bey hohen Getreidepreisen, besonders da, wo Fabriken im Gange sind, die Concurrenz der Arbeiter in der Regel größer wird, als in wohlfeilen Zeiten (da die Fonds hier eher erschöpft werden und viele Arbeiter keine Arbeit finden), mithin für geringeren Lohn Arbeiter zu haben sind. Aber auch dies abgerechnet, wovon sich der Vf. schon einigermaßen verwahrt hat, ist doch nicht zu leugnen, daß unsere Policeygesetze das Gleichgewicht des natürlichen Preises mit dem Marktpreise, besonders auch bey den Getreidefrüchten, so sehr zu stören sich bemühen, daß man nichts darauf bauen kann, und daß mithin auch danach die Annahme des Vfs. vereitelt wird. Der Abschnitt *von den Regeln bey der Einrichtung und Vertheilung der Arbeit im Allgemeinen* wird selbst dem praktischen Landwirth sehr lehrreich seyn, und dies um so mehr, da hierüber noch so wenig, und am Wenigsten von einem so wohl unterrichteten Manne, wie Hr. *Thaer* ist, gesprochen worden. *Arbeit des Gespanns — Pferde und Ochsen.* — Zuerst über den Streit: ob Pferde oder Ochsen den Vorzug in der Arbeit verdienen? Es war von dem Vf. zu erwarten, daß er nicht, wie so viele Landwirthe, diesen Streit allgemein zu entscheiden wagte. Die Vortheile und Nachtheile sind sehr gründlich und treffend aus einander gesetzt. Eben so gründlich wird von der Auswahl und Anschaffung der Pferde gehandelt. Wenn der Vf. S. 121 behauptet: „im fünften Jahre können junge Stiere angespannt, müssen aber vor dem siebenten nicht angestrengt werden, wenn sie völlig zu Kräften kommen und ausdauernd werden sollen“: so scheint hierin Mißverständnis zu Grunde zu liegen. Denn wollte man wirklich die Stiere vor dem fünften Jahre nicht anspannen: so würde wenig Vortheil bey den Ochsen herauskommen. Rec. weiß, daß man im Voigtlande die Stiere schon nach zurückgelegtem zweytem Jahre, spätestens im dritten zu leichter Arbeit mit anspannt, und daß sie nach zurückgelegtem drittem Jahre alle Arbeiten, selbst weite Fuhren, beschaffen müssen, und dessenungeachtet wird es schwerlich in irgend einer Gegend Deutschlands besse-

re Zugochsen als im Voigtlande geben. Es folgen die Angaben der Kosten für Pferde und Ochsen; dann für die *Werkzeuge zur Gespannarbeit*, für *Knechte u. s. w.*; endlich *Berechnung der Gespanne.* — *Handarbeiter.* Sehr verständig und gründlich behandelt. Von S. 152 an folgen Tabellen über Arbeitsberechnungen von einer *Dreyfeldwirthschaft*, von einer *achtschlägigen Koppelwirthschaft*, einer *siebenschlägigen Fruchtwechselwirthschaft* mit *Stallfütterung* und einer *eifschschlägigen Wechselwirthschaft*. Diese Arbeitsberechnungen können als Muster einer vorzüglich eingerichteten Wirthschaft dienen, und zeigen, wie ein rationeller Wirth in diesem Puncte zu verfahren habe.

Direction der Wirthschaft. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, über diesen Abschnitt ausführlicher zu handeln. Wir begnügen uns mit dem allgemeinen Urtheil, daß das darin Gesagte vortreflich sey, und von jedem Landwirth selbst gelesen werden müsse. *Landwirthschaftliche Buchhaltung.* Zuerst allgemeine Grundsätze, — dann über die Einrichtung der gewöhnlichen Arten von Buchhaltungen, Rechnungsformen und Registern — äußerst lehrreich und gründlich. S. 227 spricht Hr. Th. von der doppelten Buchhaltungsform. Es ist schon aus den übrigen Schriften des Vfs. hinreichend bekannt, welchen Werth er, auch bey landwirthschaftlichen Berechnungen, auf die doppelte Buchhaltung legt; es kann daher nicht fehlen, daß ihr auch hier wieder das Wort geredet wird. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß die Vorzüge, welche der Vf. davon rühmt, nicht wirklich wahr und richtig wären; doch müssen wir bekennen, daß diese Rechnungsform allerdings mehr Zeit und Genauigkeit, als die gewöhnliche, erfordert, und daß sie bey landwirthschaftlichen Rechnungswesen noch weit schwieriger ist, als bey dem Handel, weil dort die verschiedenen Conto's sich viel häufiger verändern, als hier.

Verhältniß der Düngung, der Fütterung und des Viehstandes. Dieser Abschnitt enthält ganz vortreffliche Bemerkungen, und documentirt recht eigentlich den Nutzen einer wissenschaftlichen Behandlung der Landwirthschaftslehre. Zuerst stellt der Vf. die Grundsätze auf, nach welchem Verhältniß die Erschöpfung der Kräfte des Ackers vor sich gehe. Der Hauptgrundsatz ist, daß die Erschöpfung bey den verschiedenen Getreidearten sich verhalte, wie die nahrungsfähige Materie, welche sie in ihren Körnern enthalten. So lange wir keinen bestimmteren Grund haben, worauf wir fußen können: so lange scheint dieser allerdings noch der beste zu seyn, ob sich gleich noch manche Schwierigkeiten dabey finden. Rec. ist überzeugt, daß hier noch viele Nebenumstände concurriren, die noch nicht gehörig berücksichtigt sind, und noch nicht berücksichtigt werden konnten, so lange uns die dazu nöthigen comparativen Versuche fehlen. Er hat selbst über diesen Gegenstand eine Reihe comparativer Versuche angestellt, die er einem anderen Orte bekannt machen wird. Nur so viel will er hier bemerken, daß er nach diesen Ver-

suchen auf gewissen Boden den Hafer noch erschöpfender als die Gerste, und auf manchen Boden den Weizen weniger erschöpfend als den Roggen gefunden habe, wodurch die Allgemeinheit jenes Grundsatzes schon aufgehoben wird. Am meisten Schwierigkeiten findet man bey den Ölgewächsen und den Brachfrüchten. Die Kartoffeln setzt der Vf. in Ansehung ihrer ausfragenden Kraft, einer Roggenarndte gleich, schreibt ihnen aber daneben einen gleichen Vortheil, wie einer reinen Brache, zu, was im Ganzen auch wohl richtig seyn mag. Die Mittel, wodurch der Boden Ersatz für die Erschöpfung erhalte, sind nach dem Vf.: 1) *Dünger*, 2) *Ruhe*, 3) gehörig bearbeitete *Sommerbrache*. Von S. 240 an wird das Verhältniß angegeben, worin Ertrag und Erschöpfung stehen, und zwar zuerst bey der Dreyfelderwirtschaft mit reiner Brache — bey derselben mit besömmelter Brache — bey einer sieben schlägigen Koppelwirtschaft — bey einer desgleichen neun schlägigen — bey einer desgleichen elf schlägigen — dann bey einer Fruchtwechselwirtschaft. S. 247 folgt der Vergleich der Zu- und Abnahme in der Kraft des Bodens nach den verschiedenen Wirtschaftsarten, wo das Resultat für die sieben schlägige Fruchtwechselwirtschaft am günstigsten ausfällt. *Erzeugung des Düngers, und Werth desselben.* Diese Materie ist nicht ganz erschöpft; sie konnte es aber durchaus auch nicht seyn, da es uns hier noch zu sehr an den unentbehrlichen Vorarbeiten fehlt. *Verhältniß des Düngererzeugenden Viehes gegen den Ackerbau.* Voraus gehen verschiedene von anderen Autoren gemachte Angaben darüber; dann giebt der Vf. dieses Verhältniß nach richtigen Beobachtungen selbst an, und zwar wie man den Dünger nach dem Futter bestimmen könne. Bekanntlich hat Meyer, und nach ihm mehrere praktische Landwirthe, darüber Versuche angestellt. Ersterer hat sogar in seinen Werken über Gemeinheitstheilung u. über Gutsanschläge eine Formel angegeben, nach der man aus der Futterquantität sogleich den Dünger berechnen kann. Nach unserem Vf. soll sich die Masse der trockenen Fütterung und Einstreung zusammen genommen im Miße um 2,3 vermehren. Unter den gemachten Voraussetzungen mag dies richtig seyn. Die Vergleichung der verschiedenen Gewächse in Hinsicht ihrer Nahrungstoffe möchten wir nicht ganz unterschreiben. Weiterhin ist die Rede vom Ertrage der Futtergewächse und der Nahrhaftigkeit derselben. Alle diese Materien, so wie einige der folgenden, leiden keinen weiteren Auszug: unser Urtheil im Allgemeinen, daß der Vf. mit der ihm eigenen Gründlichkeit Alles beachtete, was darauf Bezug hat und etwas aufklären konnte, und daß die Wissenschaft durch die so gründliche Behandlung dieser schwierigen Materie, die noch so bald nicht erschöpft werden dürfte, unbedingt sehr bereichert wurde, mag vor der Hand genügen.

Ackerbausysteme. Der vom Vf. angenommene Unterschied zwischen Felder- und Wechsel-System scheint uns hier nicht bestimmt genug. — Denn Feldersystem steht dem Wechsellsystem nicht entgegen, vielmehr ist das Feldersystem das *Genus* und das

Wechsellsystem nur *eine Species*. 1) *Feldersystem.* Was der Vf. vom Dreyfeldersystem sagt, ist vortreflich, ob schon das Meiste mit gleicher Umsicht in seinen frühern Schriften von ihm behandelt wurde. Daß Hr. Th. der Dreyfelderwirtschaft, so wie sie gewöhnlich im nördlichen Deutschland stattfindet, das Wort nicht redet, läßt sich erwarten. In Sachsen hat man aber genug Dreyfelderwirtschaft, auf welche das hier entworfene Bild nicht passen dürfte. Unter dem *zusammengesetzten Dreyfeldersystem* versteht der Vf. ein Dreyfeldersystem, bey welchem nicht alle 3 Jahre die reine Brache wiederkehrt, wie solches jetzt in dem größten Theile von Sachsen, Thüringen und fast dem ganzen südlichen Deutschland betrieben wird. Ferner stellt der Vf. die Vertheidigungsgründe des Dreyfeldersystems auf, und bringt zugleich die dagegen zu machenden Einwendungen bey. *Vierfelderwirtschaft. — Fünffelderwirtschaft.* 2) *Das Wechsellsystem.* Die Koppelwirtschaft. Nachdem der Vf. kurz die Geschichte dieses Systems erzählt, und das beygebracht hat, was man zu seinem Vortheile und Nachtheile sagen kann: giebt er S. 316 den Unterschied zwischen holsteiner und mecklenburgischer Wirtschaft an, und zeigt von jeder Art das Wesentlichste, wobey Rec. nichts zu erinnern findet. *Der Fruchtwechsel.* Vortreflich werden hier die theoretischen und Erfahrungs-Gründe für den Fruchtwechsel mit der dem Vf. eigenen Klarheit auseinander gesetzt, und das Wesentlichste davon angegeben. Dieses Capitel wird gewiß einem Jeden die größte Befriedigung gewähren. Mit Recht berührt der Vf. S. 353 die einseitigen Vorstellungen, die man sich von diesem System macht. — Weiterhin giebt er die Eigenschaften der Wechselwirtschaft und die Bedingungen an, welche bey der Einführung dieses Systems vorausgesetzt werden. Dann wird von der Wechselweidwirtschaft und Wechselwirtschaft nach der Regel der Fruchtfolge gehandelt. Bey dieser Wirtschaft bleibt ein Theil des Landes zur Weide. Hr. Th. behauptet, daß dieses System auf eine geringere Anzahl von Schlägen als 8 nicht passe, und dazu schlägt er folgenden Fruchtwechsel vor: 1) gedüllte Bohnen, stark gedüngt, 2) Winterung, 3) Mähklee, 4) Sommerung, 5) Erbsen, schwach gedüngt, 6) Winterung, 7 und 8) Weide mit weißem Klee und Gräsern. Wir lassen es dahingestellt seyn, ob hier die Weide ausreiche. Bey Gütern von geringem Umfange dürften bey einer Eintheilung in 8 Schläge die Felder zu klein werden. — *Stallfütterungswirtschaft.* Zuerst werden die Vortheile dieser Wirtschaft angegeben, die einem großen Theile der sächsischen Landwirthe schon aus eigener Erfahrung bekannt sind; dann die möglichen Einwendungen dagegen widerlegt, die wahren Hindernisse der Stallfütterung angegeben, und über die Verbindung der Stallfütterung mit verschiedenen Feldsystemen gesprochen. Da die letzte Materie erst in dem folgenden Theil beendigt werden wird: so enthalten wir uns jetzt unseres Urtheils. Möge die Vollendung des Ganzen bald erfolgen!

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 N O V E M B E R, 1810.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NEUMARKT der oberen Pfalz, b. A. Vf.: *Polizey oder Staats-Einwohner-Ordnungen für Sicherheit und Wohlfahrt im Allgemeinen*. Ein Versuch von A. Eisenhuth, königl. bairischen (m) Rentbeamten zu Neumarkt der oberen Pfalz. I Band. XXII u. 540 S. II Band. X u. 341 — 974 S. 8. (6 L. rheinisch.)

Unter den vielen Lehrbüchern über die Polizeywissenschaft, welche in den letzteren Jahren in Deutschland erschienen sind, verdient vorliegender Versuch gewiss in jeder Rücksicht eine ausgezeichnete Stelle. Denn theils ist die darin befolgte Ordnung der Materien klar, deutlich und ohne Zwang, theils zeichnet sich auch dies Handbuch durch große Vollständigkeit vor den meisten übrigen sehr vorthellhaft aus. Der Vf. hat zugleich glücklich die Klippe vermieden, an der schon so viele der neueren Schriftsteller über die Polizey gescheitert sind und noch scheitern werden, nämlich den fruchtlosen Versuch, eine allgemein genügende, streng wissenschaftliche Definition von Polizey aufstellen zu wollen; ein Versuch, der immer mehr oder weniger missglücken wird, so lange diejenigen Gegenstände, welche zur Sphäre der Polizey gerechnet werden, in den verschiedenen Ländern selbst noch so verschieden bestimmt sind. Der Vf. begnügt sich daher, anzugeben, was im Allgemeinen und im Besonderen unter Polizey verstanden werde, was ihr Zweck, was ihr Umfang sey. — Im Allgemeinen bezieht nach ihm die Polizey in der wachsamsten Vor-
sorge des Staats für die möglichste Vermeidung und Abwendung aller im Inneren desselben vorkommenden Handlungen und Ereignisse, durch welche für die innere und äussere, Privat- und öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt notwendig Nachtheil entsteht, deren Vermeidung und Abwendung aber nicht Sache des Einzelnen, wohl aber das Werk der Staatsvorsorge seyn kann durch Anwendung positiver Mittel. Im Besonderen ist ihm die Polizey der Inbegriff aller einer Befehle und Anordnungen in den Landes- oder Stadt- oder Dorfs-Bezirken, die zur möglichsten Vermeidung und Abwendung aller für diese Local-Bezirks-Verhältnisse vorkommenden nachtheiligen Handlungen und Ereignisse auf Sicherheit und Wohlfahrt notwendig werden — also Polizeylegislation nach der angegebenen Definition. Aus dieser Definition oder vielmehr Umschreibung von Polizey entwickelt er ihren Zweck: Entdeckung jeder der Siche-

heit oder Wohlfahrt drohenden Gefahr und Ausfindung der wirksamsten Mittel zu ihrer Abwendung. Danach wird alsdann der Umfang der Polizey bestimmt: alle Regierungsgeschäfte nämlich, diejenigen ausgenommen, welche die Erhebung und Verwaltung der Einkünfte, die Schlichtung der Streitigkeiten über Mein und Dein, die Handhabung der peinlichen Gesetze und das Verhältnisse der auswärtigen Staaten betreffen, sind, in sofern sie auf den Wohlstand des Ganzen und auf die Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt unmittelbaren Bezug haben, selbst bis in das kleinste Detail Gegenstände der Polizey.

Die Ordnung, in welcher der Vf. seinen Gegenstand behandelt, ist folgende. Nachdem er den Begriff eines Polizeyvergehens festgestellt hat, als ein jedes Widerstreben gegen die Polizeygewalt und gegen die von ihr erlassenen Vorschriften: zählt er die Hauptarten der Polizeystrafen auf. Hiezu rechnet er vorzüglich Geldbusse, Gefängnisse, Confiscation, körperliche Züchtigung, schimpfliche, aber nicht entehrende Strafen, und die Verurtheilung zu Zwangsarbeiten in Arbeits-, Zucht- und Werk-Häusern. Auffallend ist Rec. der Ausdruck: schimpfliche, aber nicht entehrende Strafen, gewesen, welcher wenigstens sehr leicht zu einem Missverständnisse Veranlassung geben kann, sobald man nicht sorgfältig zwischen gesetzlicher und factischer Ehrlosigkeit unterscheidet. Denn freylich möchten immer die Strafen, welche der Vf. zwar als schimpflich, aber nicht entehrend anführt, z. B. der Schandpfahl, Schwächung der bürgerlichen Ehre factisch wenigstens zur Folge haben. Die Gegenstände der Polizey selbst geht der Vf. nach folgender Ordnung durch: Bevölkerungspolizey, Gesundheitspolizey, Sicherheitspolizey, Polizey der häuslichen Ordnung, Religions- und Unterrichts-Polizey, Sittenpolizey und Wohlthätigkeitspolizey, vorzüglich in Beziehung auf Land- und Stadt-Wirthschaft. In Beziehung auf die Bevölkerung soll die Polizey sich hauptsächlich und zunächst bemühen, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Bevölkerung bisher im Wege standen, indem die Erfahrung lehrt, daß sie alsdann sich von selbst vermehren werde. Es soll daher die Polizey 1) eine allgemeine Aufsicht über den Bevölkerungszustand führen, so wie auch 2) über die Eheschließungen überhaupt, und die directen und indirecten Beförderungsmittel derselben, 3) über Ein- und Aus-Wanderungen, und 4) über das Überweten in fremde Kriegsdienste. Die Vorschriften und Anweisungen, welche der Vf. in dieser Rücksicht ertheilt, verdienen vollen Beyfall. Auf die bairische Gesetzgebung ist dabey

hier, so wie im ganzen Buche, immer vorzügliche Rücksicht genommen. Der humane Geist dieser liberalen Regierung ist auch hiebey unverkennbar.

Die Gesundheitspolizey theilt der Vf. in die Sanitäts- und in die Medicinal-Polizey. Die erste sucht die Gesundheit der Bürger zu erhalten, und einem jeden Übel, welches sie betreffen könnte, vorzubauen; sie richtet daher ihr vorzügliches Augenmerk auf die Wohnungen, Nahrungsmittel, Kleidung und Lebensart der Einwohner, sorgt für Schwangere und Gebärende, und für die Neugeborenen. Die Medicinalpolizey dagegen beschäftigt sich mit der Heilung der schon vorhandenen Krankheiten, und sucht ihre Ausbreitung zu verhindern. Alles dies behandelt der Vf. umständlich. Vorzüglich sind die Berichte, welche er von den angestellten Landphysicis fodert, nach der von ihm angegebenen Einrichtung sehr zu empfehlen. Eben so wäre das von ihm vorgeschlagene Verbot und die Bestrafung der öffentlichen Blätter, welche sich nicht schämen, geheime Universalmedicinen anzupreisen, allenthalben nachzuahmen. — Alle diejenigen Unternehmungen, welche unmittelbar gegen den Staat selbst gerichtet sind, nicht aber solche, welche, wenn sie gleich öffentlich geschehen, in der Hauptsache doch nur der Ruhe und Sicherheit der Einzelnen gefährlich sind, betrachtet der Vf. als Gegenstände der öffentlichen Sicherheitspolizey, welche sich also vorzüglich mit der Stillung von Empörungen und Unruhen, die dem ganzen Staate, oder doch einem Theile desselben Gefahr drohen, beschäftigt. Die Privat-Sicherheitspolizey hat es dagegen mit Abwendung und Entfernung aller Gefahren, welche der Person, dem Eigenthume, der Freyheit und der Ehre der einzelnen Mitglieder des Staats drohen, zu thun, mögen diese Gefahren durch offenbare Gewaltthätigkeiten oder aus Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit entstehen. Die Mafsregeln, welche der Vf. gegen Duellen zu ergreifen empfiehlt: Verlust des Amtes und Confiscation des dritten Theils des Vermögens, möchten jedoch wohl bey den noch allgemein bestehenden Begriffen von Ehre, bey einigen Ständen des Volks wenigstens, für zu hart und unzweckmäfsig zu halten seyn. Mit grosser Vollständigkeit ist übrigens dieser Abschnitt der Privat-Sicherheitspolizey hier behandelt worden. Beynah keinen einzigen irgend bedeutenden Artikel hat Rec. darin vermisst. Nur einige wenige Bemerkungen fügt er noch hinzu. Auffallend ist es ihm gewesen, (S. 281) unter denjenigen Leuten, welche kein Wirth bey sich beherbergen dürfe, auch die Gewürzhändler mit aufgeführt zu finden; billig hätte sich wenigstens der Vf., um alle Mißdeutung zu verhüten, deutlicher ausdrücken sollen. — Das von dem Vf. empfohlene laute Ausrufen der Stunden bey Nachtzeit durch die bestellten Nachtwächter scheint Rec. vollkommen unzweckmäfsig, indem es nur dazu dient, den Dieben ein Warnungszeichen zu geben und die Einwohner in ihrer Ruhe zu stören. Der dabey hauptsächlich beabsichtigte Zweck, die Wächter wachsam zu erhalten, könnte eben so gut dadurch erreicht werden, daß die Wächter des Nachts zu be-

stimmten Stunden und an bestimmten Plätzen, z. B. in den Städten, an den Wachen, gewisse Marken in besonders dazu bestimmte Behälter einzulegen gehalten wären. Überhaupt möchten wohl, wo es irgend thunlich ist, vorzüglich also in den Städten, häufig ausgeschiedene Patronillen von Polizeyfoldaten — der Vf. erwähnt das allgemeine Nachahmung verdienende Institut der Gend'armie gar nicht — den bisher üblichen Nachtwächtern bey Weitem vorzuziehen seyn. — In das, was der Vf. (S. 340 — 343) über den Wucher und die gesetzliche Bestimmung der Zinsen auf 5 p. C. sagt, kann Rec. keineswegs mit einstimmen. Er ist vielmehr vollkommen überzeugt, daß alle Mafsregeln, welche die Polizey ergreifen mag, die Zinsen gesetzlich festzustellen, vergeblich und ungerecht zugleich sind. Warum soll auch nicht der Preis der Zinsen, so wie der einer jeden anderen Waare, der freyen Concurrenz überlassen bleiben? Die Erfahrung zeigt ausserdem zur Genüge, daß keine Wachsamkeit der Polizey je im Stande seyn wird, das Umgehen der Wuchergesetze zu verhindern. Nur in einem einzigen Falle würde Rec. die gesetzliche Bestimmung der Zinsen billigen, um nämlich eine Norm bey der Entscheidung von Rechtsstreiten aufzustellen.

Von S. 438 — 452 behandelt der Vf. die Polizey der häuslichen Ordnung, oder die Aufsicht der Polizey über die häuslichen Verhältnisse zwischen Ehegatten und der Herrschaft und dem Gesinde; wobey er jedoch selbst bemerkt, daß die Polizey darum nicht spionamäfsig in das Innere der Familien dringen, sondern nur hauptsächlich im Stillen wirken solle. Den Vorschriften und Regeln, welche der Vf. giebt, stimmt Rec. vollkommen bey. — Ungleich weitläufiger ist die Erziehungs- Unterrichts- und Religions-Polizey von dem Vf. behandelt. In dem ersten beiden Rücksichten hat die Polizey vorzüglich darauf zu sehen, daß keine zweckwidrige Verfahrensart in Ansehung der Bemühungen für Geistesbildung und Aufklärung, es sey durch eigenen oder fremden Unterricht, für den Staat nachtheilige Folgen habe; daß dabey manche Fehler und Mißbräuche vermieden werden, zugleich aber auch kein Mangel an Hilfsmitteln zum Unterrichte und an Lehranstalten erscheine, vorzüglich mit Rücksicht auf die Bildung angehender Staatsbeamten. — Die Religionspolizey bezieht die Verhütung und Abwendung derjenigen Nachtheile und Gefahren, welche aus Religionsmeinungen und Religionsgesellschaften für den Staat entstehen können. Gleich zu Anfange der Erziehungs- und Unterrichts-Polizey ertheilt der Vf. eine Vorschrift, welche allgemein befolgt zu werden verdiente; daß nämlich den Söhnen die Wahl ihrer künftigen Lebensart selbst zustehen, und daß ihnen der obrigkeitliche Schutz gegen willkührliche Verfügungen der Altern nicht versagt werden solle. — Mit Bedauern hat Rec. dagegen bemerkt, daß der Vf. den leidigen Universitätszwang unter dem Vorwande in Schutz nimmt, es könne dem Staate nicht gleichgültig seyn, nach welchen Grundsätzen die künftigen Staatsbeamten gebildet würden,

und daher nur alsdann das Besuchen ausländischer Universitäten gestatten will, nachdem der Inländer schon auf seiner inländischen hohen Schule sein akademisches Studium vollendet habe. Leider ist auch die sonst so liberale bayerische Regierung von dem Vorwurfe nicht frey, diesen Universitätszwang sehr weit ausgedehnt zu haben; eine Mafsregel, welche eben so unnütz als nachtheilig ist. Unnütz, indem gewifs ein jeder Inländer der Landesuniversität den Vorzug geben wird, sobald er auf ihr seinen Zweck besser oder eben so gut, als auf auswärtigen Akademien, zu erreichen hoffen darf; nachtheilig, indem dadurch sowohl der Studirende häufig verhindert wird, die in seinem Fache vorzüglichsten Lehrer und zweckmässigsten Anstalten zu benutzen, welche letztere oft von der Art sind, dafs sie selbst die Landesregierung mit dem besten Willen nicht sogleich in der Vollkommenheit liefern kann, als sie vielleicht auf anderen Akademien sich finden, z. B. Bibliotheken, Sammlungen aller Art, als auch weil die Lehrer auf solchen mit Zwangs- und Bann-Gerechtigkeit begabten Universitäten, im Vertrauen darauf, dafs die Inländer ihren Unterricht zu benutzen gezwungen sind, sehr leicht zur Nachlässigkeit und Faulheit verleitet werden. In beiden Fällen verliert der Staat offenbar, indem seine künftigen Beamten ungleich weniger gebildet und brauchbar seyn werden, als sie ohne diesen Zwang würden geworden seyn. Vorzüglich hat es Rec. oft unbegreiflich geschienen, wie selbst die Regierungen kleiner Länder ihren Universitäten dieses Zwangs- und Bann-Recht zu ertheilen keinen Anstand nehmen, da doch diese Regierungen vorzüglich dabey interessiert waren, dafs dieses Zwangs- und Bann-Recht nicht allenthalben eingeführt werde, indem damit zugleich der Zuflufs von Ausländern, auf welchen, bey der geringen Zahl der inländischen Studirenden, der Flor ihrer Universitäten hauptsächlich beruht, gänzlich aufhören würde. Allgemeine Nachahmung verdiente gewifs das Beyspiel der österreichischen Regierung, welche noch vor Kurzem ihren Bürgern erlaubte, die Akademien aller derjenigen fremden Länder zu besuchen, welche ihren Bürgern dieselbe Freyheit in Rücksicht auf die österreichischen Universitäten gestatteten, ein Entschlufs, dessen wohlthätige Folgen die österreichische Monarchie gewifs sehr bald lebhaft fühlen wird.

Auf die Erziehungs- Unterrichts- und Religions-Polizey folgt die Sittenpolizey. Sehr wahr bemerkt der Vf. in der Einleitung zu diesem Abschnitte, dafs, weil Sittlichkeit eine der stärksten Stützen des Staats sey, eben deshalb auch die Polizey alles zu entfernen bemüht seyn müsse, was ihr im Wege stehen könne, jedoch in der Regel ohne Zwangsmittel zu gebrauchen, welche nur allein dann anzuwenden seyen, wenn die Verletzungen der sittlichen Ordnung eine Störung der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit berzuziehen drohen.

Der 2te Band des ganzen Werks fängt mit der Wohlthätigkeitspolizey an. Darunter begreift der Vf. die Feuer-, Wasser-, Theurungs- und Armen-Polizey,

indem die Polizey nicht nur suchen soll, den durch Feuer, Wasser und Theurung verursachten Schaden wieder gut zu machen, sondern auch, falls ihre Bemühungen vergeblich wären, den Verunglückten neue Erwerbsquellen zu eröffnen, und sie im Nothfalle aus der Armenkasse zu unterstützen. Die Feuerpolizey sorgt im Voraus für die Anschaffung und Bereithaltung der nöthigen Lösch-Requisiten, nimmt Feuer-schauen vor, macht Anstalten zur schleunigen Entdeckung einer ausgebrochenen Feuersbrunst, giebt Gesetze in Bezug auf die Direction bey den Lösch- und Rettungs-Anstalten, und unterstützt die im Feuer Verunglückten. — Die Wasserpolizey beschäftigt sich mit Gesetzen, welche den Uferbau, die Reinhaltung der Ströme, Flüsse und Bäche, Anlage und Verwahrung der Deiche gegen Beschädigungen betreffen. Eben so mufs die Polizey es sich angelegen seyn lassen, dafs die Staatsbürger sich des höchsten Zwecks von Wohlstand erfreuen und ihre Bedürfnisse auf die wohlfeilste Art sich verschaffen können. Diejenige Classe endlich, welche sich ausser Stand gesetzt sieht, ihren Unterhalt sich zu erwerben, kann auf die Unterstützung des Staats Anspruch machen. Die Polizey lehrt daher die Bestimmung und Verwaltung der Armenkasse, die Zuflüsse zum Fonds derselben und die besondern Vorschriften für die Armendirection. Auch bey diesem Abschnitte begnügt sich Rec., einige wenige Anmerkungen hinzuzufügen. Bey dem Vorschlage, dafs die Nachwächter den Thurmwächtern, sobald sie des Nachts einige Nachlässigkeit an ihnen bemerken, durch eine Glocke ein Zeichen geben und sie an ihre Schuldigkeit erinnern sollen, scheint der Vf. nicht bedacht zu haben, wie sehr dieses gegebene Zeichen, zumal da es auch zum Signal eines ausgebrochenen Feuers für die Thurmwächter dienen soll, die Ruhe der Nachbarschaft stören würde. — Sehr lobenswerth ist dagegen die Regel, einer jeden Person, welche eine Feuersbrunst anzeigt, wäre sie selbst aus dem brennenden Hause, eine Belohnung zu ertheilen. Die bisher sehr häufig beobachtete Sitte, die Bewohner oder wenigstens den Eigenthümer eines solchen Hauses unbedingt in Strafe zu nehmen, hat gewöhnlich die traurige Wirkung, dafs das Feuer so lange verheimlicht wird, bis es nicht mehr ohne grosse Gefahr und Mühe gedämpft werden kann. Was der Vf. von den Pflichten und Geschäften der Einwohner bey einer entstandenen Feuersbrunst sagt, ist allerdings richtig; jedoch hätte er einer Einrichtung wenigstens erwähnen sollen, welche freylich nur in grossen Städten anwendbar ist, dort aber auch unleugbare Vorzüge vor der gewöhnlichen Art zu löschen hat, nämlich die Errichtung eines eigenen besonders dazu geübten Corps, welches bey einer entstandenen Feuersbrunst die Löschung allein übernimmt, wodurch den sonst so leicht entstehenden Unordnungen und Diebereyen am besten vorgebeugt wird.

Bey der Theuerungspolizey bemerkt gleich Anfangs der Vf., dafs die Bedeutung des Wortes Theuerung sehr relativ sey, indem es eine Wohlfeilheit ge-

be, die drückend seyn könne, und eine Nicht-Wohlfelheit, die es nicht sey. Im Allgemeinen bezeichne man durch Theurung denjenigen Zustand, in welchem sich der Staat oder seine Provinzen befinden, wenn die Summe der Bedürfnisse größer sey, als die der Producte. Gegen diese Definition möchte Rec. einwenden, daß sie vielmehr auf den Begriff des Mangels passe. Unter Theurung versteht man dagegen die Schwierigkeit, den Preis eines gewissen Dinges zu erschwingen, im gemeinen Leben alsdann häufig den plötzlich über das Gewöhnliche gestiegenen Preis gewisser Bedürfnisse. Da hier Localverhältnisse so großen Einfluß haben: so bemerkt der Vf. sehr richtig, daß sich nicht gut allgemeine gesetzliche Bestimmungen in Hinsicht auf Theurung geben lassen. Als Hauptursachen einer drohenden Theurung werden angeführt: Beschaffenheit des Bodens, Mißverhältnisse im Besitze und in der Lage des natürlichen Capitals oder bürgerliches Mißverhältniß der Landleute zur Volksmenge, zum baaren Capitalbesitz und zur Cultur, oder Mißverhältniß zwischen Arbeit und baarem Capitale zur Erzielung roher Producte, oder Mißverhältniß zwischen Production und Consumtion. Der Vf. empfiehlt Magazinanstalten, als das beste Sicherungsmittel gegen Theurung. Rec. gesteht jedoch, daß dieser Abschnitt etwas flüchtig und nicht mit der Vollständigkeit behandelt ist, welche man nach der Wichtigkeit des Gegenstandes zu erwarten berechtigt war.

Die Unterstützungen, welche der Staat aus der Arthencasse einzelnen verarmten Mitgliedern angedeihen läßt, theilt der Vf. in Unterstützungen aus der Verforgungs-, Hilfs- und Unterstützungs-Casse. Aber diese Eintheilung ist ohne weitere Erklärung unverständlich; vorzüglich scheinen die beiden Ausdrücke Hilfs- und Unterstützungs-Casse vollkommen gleichbedeutend zu seyn. Nach der Eintheilung des Vfs. sollen aus der Verforgungscasse nur diejenigen unterstützt werden, welche weder für sich, noch für ihre Familien das Vermögen besitzen, auf eine rechtmäßige Art ihren Unterhalt sich zu erwerben, noch einen Unterhalt von ihrer Verwandtschaft zu hoffen haben, noch auf Verdienst aus Handarbeit rechnen können; ingleichen diejenigen, deren Sinne und Verstand so geschwächt sind, daß sie gar nichts mehr arbeiten können. Auf Unterstützung aus der Hilfspasse haben alle diejenigen Anspruch, welche durch unverhofft großes Unglück in dürftige Umstände gerathen, und für den Augenblick auf keine Art im Stande sind, sich und ihre Familie zu ernähren. Dahin gehören auch Kinder, welche ihre Ältern frühzeitig verloren haben, und ohne Anverwandte sind, welche für ihre Erziehung Sorge tragen könnten. Diese Hilfspasse sollen von dem Unterstützten, sobald er sich dazu im Stande befindet, wieder erhalten werden. Die Unterstützungscasse endlich hilft

denjenigen Grundbesitzern, welche in der Landwirtschaft Verbesserungen anbringen wollen, oder sonst zur Abwendung plötzlicher Unglücksfälle schnell Geld nöthig haben. Eben so ertheilt auch der Staat aus dieser Casse Belohnungen für ausgezeichnete Tugenden. Diese Unterstützungen und Vorstöße sind jedoch verzinslich, so wie auch das Capital selbst zurückgezahlt werden muß; auch müssen diese Vorstöße genau nach dem Zwecke, zu welchem sie gegeben wurden, verwandt werden. Rec. gesteht, daß es ihm sehr unzumuthig scheint, eine solche Anstalt mit den Armencafien in irgend eine Verbindung zu setzen. Weit zweckmäßiger hat man sie in anderen Ländern als Assistenz- oder Credit-Casse von dem Armenwesen gänzlich getrennt. — Von der Wohlthätigkeitspolizey geht der Vf. zur Productionspolizey oder der Polizey der Landwirtschaft über. Aber dieser Abschnitt scheint uns am schlechtesten gerathen. Denn theils mischt hier der Vf. Vieles ein, was offenbar in die Ökonomie, nicht aber in die Polizey der Landwirtschaft gehört, z. B. über die verschiedenen Arten Dünger und dessen Behandlungsart, über Saatbestellung u. s. w., theils werden andere äußerst wichtige Punkte entweder gar nicht, oder doch nur flüchtig berührt, z. B. Leibeigenschaft, Frohen und Art und Weise ihrer Aufhebung, Aufhebung der Hut- und Trift - Gerechtigkeiten u. s. w. Was der Vf. dagegen über die Viehzucht sagt, verdient größtentheils Beyfall, vorzüglich die Vorsichtsmaßregeln, welche bey entstandener Viehseuche empfohlen werden. Mit Recht fodert der Vf. gleichfalls, daß alle Forsten, sie mögen einer einzelnen Person oder einer ganzen Corporation zugehören, in Rücksicht auf ihre Behandlung und Benutzung der Aufsicht und Direction der öffentlichen Forstbeamten unterworfen werden, ohne daß jedoch das Eigenthumsrecht dadurch weiter geschmälert werde. — Hierauf folgt die Handwerks- oder Fabrications-Polizey. Der Leser findet hier viele brauchbare Vorschriften und Regeln, obgleich der Vf. über einige Gegenstände sich wohl hätte weiter auslassen können; z. B. über die Vortheile und Nachtheile der Zünfte, über das Wandern der Handwerksgefelln u. s. w. Den Beschluß des ganzen Werks macht die Handelspolizey. Sehr richtig beschränkt hier der Vf. die Thätigkeit der Polizey nur auf die Beseitigung der Hindernisse, welche weder der Einzelne, noch mehrere Verbundene zu heben im Stande sind, auf Anlage öffentlicher Anstalten und auf Sicherstellung des Verkehrs; dagegen soll aller Zwang, selbst bis auf den Schein, sorgfältig vermieden werden. — Übrigens ist dieser letzte Abschnitt mit besonderem Fleiße ausgearbeitet. Das Ganze schließt ein zweckmäßiges Register. Provincialismen und grobe Druckfehler hat Rec. ansetzen bemerkt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 N O V E M B E R, 1810.

P Ä D A G O G I K.

ZÜRICH, b. Gelsner: *Ein Wort an Herrn Professor Schultheß über desselben genauere Einsicht der neuesten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend.* Von Joh. Jakob Hottinger. 1810. 83 S. 8. (8 Gr.)

Streitschriften der gewöhnlichen Art, in welchen die beleidigte Persönlichkeit einen Kampf beginnt mit der Petulanz eines streitlustigen literarischen Klopffechters, mögen vorübergehen am literarischen Himmel gleich leuchtenden Kugeln, die auf Augenblicke dem Auge ein Schauspiel gewähren, und endlich wie die Seifenblasen spielender Knaben zerplatzen. Wenn aber Männer von anerkannter gediegener Gelehrsamkeit über Gegenstände streiten, welche der Menschheit wichtig sind: so hört ihr Streit auf Privatsache zu seyn; sie fechten für das Gemeinwohl, und der Ausgang des Kampfes ist für Männer von Einsicht und Sinn für Menschenwerth keinesweges gleichgültig. Von der zuletzt genannten Art ist die in der angezeigten Schrift behandelte Streitsache. Der Gegenstand des Streits ist: der oft schon angefochtene Werth der Alterthumswissenschaft, in sofern sie als allgemeines Bildungsmittel der Jugend den Vorrang vor den sogenannten Realien verdiene, oder nicht. Es bleibt merkwürdig, daß nach der Restauration der Wissenschaften, errungen durch das wiedererweckte Studium der Griechen und Römer, fast jedes der folgenden Jahrhunderte einige Undankbare erzeugte, welche die Alterthumswissenschaft, die Mutter des guten Geschmacks, der geläuterten Kritik, der Geistesfeinheit und der gründlichen Jugendbildung, verhöhnten, und die ehrwürdige Erzieherin des Menschengeschlechtes dem frechen Spiel muthwilliger Knaben Preis gaben, die sich dem Gängelbände der ernstern Mutter so gern entziehen mochten. Der berühmte Perrault (1687) erregte bekanntlich in Frankreich einen hitzigen Kampf gegen den Werth der Griechen und Römer. Man schien die leichtern Gründe, mit denen er seine Behauptung zu vertheidigen gesucht hatte, bereits vergessen zu haben, als in Deutschland, in dem gründlichen Deutschlande sogar, welches noch nie den Vorwurf frivoler Flüchtigkeit und von der Oberfläche geschöpfter Erudition verdiente, sich jener Kampf um die Mitte des sogenannten philosophischen achtzehnten Jahrhunderts mit Heftigkeit erneute. Man kennt diese würdigen Nachbeter Perraults, man weiß, durch wen ihre Petulanz gezüchtigt wurde. Sie wurden ver-

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

gessen, und die gute Sache der Alterthumswissenschaft siegte auch diesmal.

Es ließe sich erwarten, daß die durch Pestalozzi eingeleitete Reform des Elementarunterrichts von Neuem eine Revision der Lehrobjecte veranlassen würde, welche am zweckmäßigsten für die Elementarbildung geeignet seyn möchten. Er selbst, der Erfinder einer in der That für das Menschengeschlecht wohlthätigen *Elementarmethode*, hat, so viel wir wissen, nirgends von Entbehrlichkeit der Alterthumswissenschaft in einem verächtlichen Tone gesprochen. Und wie könnte und dürfte er auch, da er, wie er selbst ehrlich gesteht, aller gelehrten Kenntnisse baar und ledig ist? — Doch mehrere seiner Schüler und Anhänger, wie gewöhnlich weiter gehend und weiter greifend, als ihr Lehrer, werden aufs Neue *Perraultianer*, und werfen verächtliche Seitenblicke auf das Sprachstudium, durch welches, wie sie meinen, der Jugend zu viel Zeit geraubt würde, in der sie mit einer Menge anderer Kenntnisse und Geschicklichkeiten ausgestattet werden müßten, um im *gemeinen Leben* fortzukommen.

Also sollte auch auf unser Jahrhundert ein Makel der Undankbarkeit gegen unsere Pflegerin und Bildnerin fallen? Dies war es unstreitig, was den würdigen Canonicus Hottinger veranlaßte, in einer öffentlichen Rede ein Wort der Warnung über dergleichen voreilige Urtheile auszusprechen, damit man nicht bey unbedingter Lobpreisung der neuen Methode und der neuen Lehrobjecte der alten in ihrer Wirksamkeit bereits erprobten Lehrmittel schnöde vergessen, und nicht, einzig der verkehrten Methode eingedenk, nach welcher das Alterthumsstudium betrieben werden könne, und zum Theil betrieben worden sey, sofort sich für berechtigt halten möge, das Verdammungsurtheil über die alten Sprachen auszusprechen, und so das Gold mit den Kohlen zum Hause hinauszuwerfen.

Wer mag sie tadeln, diese zeitgemäße Warnungsanzeige eines verdienten Kenners des Alterthums? — Nicht ohne herbe Empfindung sahen wir, daß Hr. Schultheß, ein Schüler Hottingers, dem dieser das Zeugniß eines gründlichen Kenners der Alten giebt, sich nicht ohne Bitterkeit gegen die Behauptungen seines ehemaligen Lehrers erklärte. Er wollte durch die gegen Hn. Hottinger gerichtete Schrift: *Genauere Einsicht* u. s. f. den tiefen Eindruck, den Hn. Hottingers Rede auf sein Publicum gemacht hatte, schwächen, oder wo möglich, ganz tilgen, „indem sie Verachtung der neuen Methode, Unwillen

und niederdrückendes Mißtrauen gegen die neuen Pädagogen erzeugen könne, obgleich für die Pädagogen selbst, welche wissen, was sie treiben und wollen, damit so viel als nichts gesagt sey."

Hr. H., der bisher auch wohl wußte, was er wollte und trieb, zeigt in dieser, mit heiterer Laune abgefaßten Vertheidigungsschrift, daß die Tendenz jener Rede, und der in derselben besonders von S. angefochtenen Stellen keine andere sey, als diese: „Es ist eine neue Unterrichtsmethode auf der Bahn, welche ein außerordentliches Aufsehen erregt, und ganz Europa in Bewegung setzt. Hält sie die Probe? Ich weiß es nicht! Das muß die Zeit lehren. Aber ich bitte, übereilt Euch nicht! Bestürmet und drängt doch nicht Regenten und Erziehungsräthe! Ihr könnt leicht sie und euch compromittiren. Seht euch doch ein wenig um. Was jetzt geschieht, ist nichts Neues. So manche Erfindungen haben ein nicht geringeres Aufsehen in der Welt gemacht: und wie ganz anders urtheilt man davon jetzt, als vormals!" —

Übrigens bekennt Hr. H., daß er die neue Methode nicht anders als durch das Gerücht, und durch die nicht immer zuverlässigen Berichte literarischer Tagebücher kenne; und daß er sich daher über die Brauchbarkeit derselben kein Urtheil anmasse. Hr. H. erscheint folglich gar nicht als unbedingter Tadler der neuen Methode, und diese erwirbt ihm Vertrauen; Hr. S. dagegen ist unbedingter Lobpreiser der neuen Methode, und diese macht ihn, da er es auf Unkosten der alten Literatur thut, sehr verdächtig. Denn wir glauben dreist die Behauptung, wo möglich zur Vereinigung beider Parteyen, aufstellen zu können: Kein besonnener Anhänger der neuen Methode, wenn er zugleich gründlicher Kenner des Alterthums ist, wird leugnen, daß es ein Gegenstand des menschlichen Wissens gebe, der vereinigt die Seelenkräfte des Knaben und des Jünglings so zu bilden im Stande sey, als das zweckmäßig und gründlich betriebene Studium der alten Sprachen. Ferner: Kein besonnener Kenner des Alterthums, der zugleich den Geist der neuen Methode ergriffen hat, wird leugnen, daß in ihr die Grundformen zu einer wohlthätigen Verbesserung des Elementarunterrichts enthalten sind, aber es wird sich auch der Finalpunct angeben lassen, bis zu welchem von der neuen Methode Gebrauch zu machen seyn dürfte. Homer und Virgil; Aeschylus und Sophokles; Platon und Aristoteles; Pindar und Horaz; Thucydides, Livius und Tacitus; Demosthenes und Cicero! Hier verstummt die neue Methode, und es tritt in den Curfus, den die Menschenbildung zu ihrem hohen Ziele hin durchlaufen muß, der freye Geist des Humanismus ein, zu dem die neue Methode vorbereitete, und gewiß recht glücklich vorbereitete; die *opera umbratilia* der Elementarmethode hören auf, und der Zögling tritt an der Hand des durch den Geist der Alten gründlich gebildeten Lehrers hinaus in den freyen Sonnenhimmel der alten Litteratur — denn das ABC der Zahlen- und Maas-Verhältnisse nehmen nicht den ganzen Menschen in Anspruch, die Mathematik erleuchtet wohl, aber sie erwärmt

nicht. Die alte Litteratur soll vollenden, was die neue Methode unvollendet ließe, und so mögen denn beide neben einander freundlich bestehen, ohne sich zu befähden.

Den Einwand, daß durch Erlernung der alten Sprachen nicht brauchbare Arbeiter gewonnen würden für das bürgerliche Leben, und wenn ja dergleichen aus den lateinischen Schulen hervorgegangene Subjecte sich späterhin auszeichneten, so hätten sie diese Auszeichnung ihren Talenten zu danken, widerlegt Hr. H. sehr glücklich dadurch, daß er seinem Gegner diesen Einwurf zurückgiebt, und zeigt, wie unsicher der Schluss sey von dem, was Jemand im bürgerlichen Leben wird, auf Güte der Methodik bey dem Schulunterrichte.

Ob übrigens die neue Methode wirklich neu sey, oder ob sie aus *Comenius*, *Rousseau* und *Basedow* zusammengesetzt sey, oder ob sich gar, wie Hr. Schultze's meint, die Grundideen zu dieser Methode bereits im *Baco* vorfinden, diese Fragen, über welche in dieser Streitschrift ausführlich verhandelt wird, verdienen wohl um so weniger einer ausführlichen Erörterung, da an sich bierdurch die Güte der Methode nicht entschieden wird, und dieser Streipunct bleibt um so gleichgültiger, da *Pestalozzi* weder *Baco*, noch *Basedow*, weder *Rousseau* noch *Comenius* gelesen hatte, als er begann, sich Anfangs seiner selbst unbewußt — eine neue Methode zu schaffen.

Der würdige *Hottinger* schließt seine, mit durchdringendem Scharfblick abgefaßte Streitschrift in einem so humanen Geist, wie wir wünschen, daß alle literarischen Fehden geführt werden möchten: Ich habe, so sagt er dem Mäcche, der einst zu seinen Schülern gehörte, mit Ihnen keinen Streit gesucht, und bin nicht der angreifende Theil: gleichwohl bin ich bereit, Ihnen zu freundschaftlicher Ausöhnung die Hand zu bieten. Mein Herz kennt weder Groll noch Feindschaft. Ich würde alle Menschen glücklich machen; wenn ich die Macht dazu hätte; und unter denen, für welche ich sie zuerst gebrauchen würde, wären Sie gewiß nicht einer der Letzten." FRHT.

- 1) BERLIN, b. Hitzig: *Lehr- und Lese-Buch für Töchter Schulen*. Herausgegeben von F. P. Wilmsen, drittem Prediger an der Parochialkirche in Berlin. 1810. 214 S. 8. (12 Gr.)
- 2) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Lesebuch für Deutschlands Töchter zur Bildung des Geistes und des Geschmacks, zur Veredlung des Herzens und zu einer vertrauteren Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Schriftstellern des Vaterlandes*. Von J. W. H. Ziegenbein, Consistorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. Erstes Bändchen. 1810. X u. 416 S. 8. (1 Rthlr.)
- 3) LEIPZIG, b. Götschen: *Lesebuch zur Übung in der Declamation*. Zweyter Theil. Herausgegeben von Betty Gleim. 1810. 312 S. 8. (20 Gr.)
Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit

dafs mehrere unserer geschätzten Jugendschriftsteller durch Ausarbeitung zweckmässiger Lehr- und Lesebücher für die weibliche Jugend einem dringenden Bedürfnisse Befriedigung gewähren wollen, welches man freylich nicht eher fühlen konnte, bis man Unterrichtsanstalten für das weibliche Geschlecht organisiert hatten. Daher werden die angezeigten drey Lesebücher den Lehrern in Töchtereschulen sehr willkommen seyn. Sie können, da sie eine verschiedenartige Bestimmung haben, füglich neben einander bestehen, und werden daher einander nicht in den Weg treten.

No. I ist für *niedere Töchtereschulen* bestimmt. Das Buch füllt in der That in der pädagogischen Literatur eine Lücke aus, da das Lesebuch von *Funk* nur für höhere Bürgerschulen bestimmt war, und *Reinhardt* sonst sehr brauchbarer Mädchenpiegel nicht Reichhaltigkeit genug hatte. Der auf dem Titel genannte Herausgeber ist nicht Verfasser dieses Schulbuches, sondern laut der Vorrede wünschte der ungenannte Sammler sein Buch unter der Ägide des als Jugendschriftsteller rühmlich bekannten Hn. *W.* hervortreten zu sehen. Da das Buch wahrscheinlich mehrere Auflagen erleben wird: so wünschen wir, dafs künftig jedem aus *Funk*, *Schlez*, *Salzmann*, *Thieme*, *Glatz*, *Herrmann*, *Trapp*, entlehnten Aufsatze der Name des Verfassers beygefügt würde. Es ist wohl der geringste Grad der Dankbarkeit, dafs ein Sammler die Namen derer nenne, deren Geisteswerke er benutzte, und es mag auch gut seyn, dafs das Kind gelegentlich erfahre, *wem* es die gute Nahrung zu verdanken habe, welche es aus einer Erzählung oder aus einem Liede schöpfte. Manchem Abschnitt hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünscht, z. B. dem *über das Verhalten in Krankheiten* S. 72, wo wir insbesondere eine nähere Anweisung *über Krankenpflege* erwartet hatten, die auch in der S. 179 eingeschalteten Krankenpflegerin nur sehr dürftig abgefordert wird. Auf den Stil mag der unbekannte Vf. bey einer neuen Auflage grössere Sorgfalt wenden. S. 157 heisst es: „Zur Musik, besonders zum Spielen mit den Fingern — hat die weibliche Natur vorzüglich gute Anlagen“. — Auch gegen den *pädagogischen Zweck* einzelner Erzählungen möchte sich manche Ausstellung machen lassen; jedoch wir hoffen, dafs Hr. *W.* seinem Freunde, bey der zweyten Auflage dieses Buches, durch strenge Sichtung des gesammelten Vorrathes einen noch grösseren Dienst als durch Vorsetzung seines Namens leisten werde. Denn ein Lehr- und Lese-Buch ist ein sehr wichtiges Buch, und bedarf, zumal für das weibliche Geschlecht, einer sorgfältigen Kritik.

No. II. Der würdige Z. bestimmte diese mit weiser Wahl angeordnete Sammlung für Töchter aus *den gebildeten Ständen*. Dafs der Sammler die Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts kannte, dafs er mit den classischen Schriftstellern unserer Nation bekannt war, welche Bildungstoff für den Geist und für das Herz junger Mädchen aus der genannten Clas-

se enthalten, geht aus dieser glücklich geordneten Blumenlese hervor. Nur einen Aufsatz würden wir nicht aufgenommen haben, da ihn wohl schwerlich ein Mädchen ohne Erröthen wird lesen, und schwerlich ein Lehrer, ohne in Verlegenheit zu gerathen, wird erklären können; wir meinen das S. 288 — 307 eingerückte Gespräch *über weibliche Schönheit von Ederhard*, in welchem die äppige Darstellung — ein triftiger Grund seyn mußte, diesem sonst trefflichen Dialog hier keinen Platz einzuräumen. Der erste Abschnitt enthält Fabeln, Dichtungen, Parabeln, Idyllen, von *Lessing*, *Krummacher*, *Gesner*. Der zweyte: Schilderungen und Beschreibungen von *Gesner*, *Hirschfeld*, *G. Forster*, *v. Herder*, *Meiners*, *v. Goethe*, *v. Humboldt*, *Platner*, *Ehrenberg*, *v. Schiller*, *Niemeyer*. Der dritte: Erzählungen, von *Sturz*, *v. Zimmermann*, *Engel*, *v. Schiller*, *v. Archenholz*. Der vierte: Briefe von *Gellert*, *Garve*, *Gleim*, *Zollikofer*, *v. Müller*, *Heinze*, *Matthijon*, *von Goethe*. Der fünfte: das oben bereits angeführte Gespräch über die weibliche Schönheit von *Ederhard*. Der sechste: Aufsatze religiösen Inhalts von *Serafalem*, *Zollikofer*, *Spalding*, *Reinhardt*, *Ehrenberg*. Der siebente: Moral- von *Gellert*, *Abbt*, *Garve*, *Jacobi*, *Marezoll*, *Campe* u. A. Wir bedauern, dafs es dem Vf. nicht gefallen hat, aus dem Gebiete der Geschichte eine Ahrenlese zu halten, und eben so ungern vermiffen wir in dieser Auswahl eine Sammlung der vorzüglichern Poesien; wir hätten dafür gern die *literarischen Notizen* dem Vf. erlassen, die wohl in einem Lesebuch für Mädchen nicht an ihrer rechten Stelle wären. Vielleicht werden unsere Wünsche im 2ten u. 3ten Bändchen befriedigt werden.

No. III. Rec. kennt den ersten Theil dieses zur Übung in der Declamation bestimmten Lesebuches nicht; wahrscheinlich hat sich dort die Herausgeberin näher über den Plan dieses Hilfsmittels für den Jugendunterricht erklärt. Für die weibliche Jugend scheint es, wie sich aus der Wahl der Übungsstücke ergibt, bestimmt zu seyn. Die Auswahl ist im Ganzen glücklich zu nennen; nur sehen wir nicht ab, wozu ein abgerissener Dialog aus *Wilhelm Tell* von *Schiller* dienen soll: zur Declamation ist er nicht geeignet, und als Interpretationsstoff ist dieses Fragment auch nicht zu benutzen. Die poetischen und prosaischen Abschnitte sind aus den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern gewählt, aber ohne Ordnung durch einander geworfen. Zu dem angezeigten Zweck wird diese Sammlung indessen mit Nutzen gebraucht werden können, aber doch wird sie No. II den Rang nicht streitig machen.

FRHT.

WINTERHUR, b. Steiner: *Der fortgesetzte Schulwäher - Unterricht in Rheineck im Canton St. Gallen*. Ein nützliches Hand- und Lese-Buch für Schullehrer und Freunde unsers schweizer'schen Primar-Schulwesens. Herausgegeben von *J. R. Steimmüller*, Pfarrer in Rheineck, Mitglied

des evangelischen Consistoriums u. s. w. Erstes Bändchen. 1810. 256 S. 8. (20 Gr.)

Anspruchslos übergibt Hr. S. diese Fortsetzung seiner helvetischen Schulmeister-Bibliothek seinem Vaterlande und dem pädagogischen Publicum überhaupt, besonders aber den Männern, welche in ihrem hohen Beruf, in dem bis jetzt leider noch immer in so tiefer Nichtachtung schmachttenden Landschullehrergeschäft unter der Leitung eines erfahrenen Rathgebers fortzuschreiten wünschen. Hr. S. wurde seit mehreren Jahren als Mitglied des Erziehungsrathes in dem Canton St. Gallen mit mehr als 300 Landschullehrern in Verbindung gesetzt, und wir können daher von ihm insbesondere durch Erfahrung begründete Rathschläge erwarten, die dem Unbefangenen mehr gelten, als alle Anweisungen für Schullehrer, die das Product gehaltloser Theorien sind. Hr. St. ist keinesweges ein Verächter der *pestalozzischen* Methode, aber auch kein unbedingter Lobpreiser derselben. Er gehört zur Classe der Besonnenen, welche, ohne sich durch erhitze Phantasie zu überspannten Hoffnungen verleiten zu lassen, das Alte nicht werwerfen, aber auch das Neue mit Weisheit zu benutzen suchen.

Wir können nicht unterlassen, der von dem Herausgeber mit Recht so genannten *durchgreifenden* Mafsregeln zu erwähnen, die unter Genehmigung der Regierung von dem Erziehungsrath in dem Canton St. Gallen durchgesetzt worden sind. Wir sind überzeugt, daß durch Befolgung dieser Verfügungen auch in dem übrigen Deutschland dem Unwesen leicht gesteuert werden könne, welches bisher in den sogenannten *Landschulmeister-Seminarien* getrieben wurde, die, in *Städten* errichtet, ihre Zöglinge sehr bald in aller Rücksicht über die Grenzlinie hinaus führten, und die für das Land bestimmten Schulmeister verzogen, und überbildeten, mit Dünkel erfüllten, und zur Erziehung der Landjugend unbrauchbar machten. Der Erziehungsrath beschloß:

1) Alle Schullehrer sollen ohne Ausnahme einer Prüfung durch Commissarien des Erziehungsrathes unterworfen werden.

2) Der ganze Canton soll durch zwey Commissarien des Erziehungsrathes bereiset, und überall eine Extraschulvisitation vorgenommen werden.

3) Alle Primarschullehrer des Cantons werden in 4 Classen getheilt, und der kostspielige Schulmeisterunterricht in Seminarien hört auf. — Es errichtete nämlich der Erziehungsrath *Musterschulen*, in welchen die einer weiteren Ausbildung bedürftigen Schulmeister, und auch angehende Landschullehrer gebildet werden sollen; diese Musterschulen unter der Leitung vorzüglich geschickter Landschullehrer, die zur *ersten Classe* gehören, vertreten also die Stelle der Seminarien, und gewiss um so glücklicher, da durch die Inspection des Commissarius die Wirksamkeit der Musterschulen einer zweckmäßigen Controlle unterworfen bleibt.

Hr. S. will in dieser pädagogischen Zeitschrift über *Lehrobjecte, Lehrmethode, Schulordnung, Unterrichtsanstalten* und Musterschulen insbesondere Nachrichten mittheilen, und durch *Correspondenznachrichten, Actenstücke* und neue Verordnungen seine Leser in den Stand setzen, den Fortgang pädagogischer Bemühungen in der Schweiz zu übersehen.

Was das erste Bändchen in Beziehung auf die S. 1 — 126 enthaltenen *methodischen Anweisungen* betrifft: so müssen wir gestehen, daß *vollständiger* und *gründlicher* über dieselben Gegenstände in einem Buche Nachweisung zu finden ist, welches auch in der Schweiz wohl nicht unbekannt seyn wird, nämlich in „Beschreibung der von *rochow'schen* Lehrart in Volksschulen, nebst Vergleichung derselben mit der *pestalozz.* und anderen Lehrarten, von *Riemann* (4te Auflage Berlin b. Nikolai 1809). Sind alle *Musterschulen* im Canton St. Gallen wie die *reckanische* organisiert, sind die Lehrer derselben wie der rühmlich bekannte *Bruns* instruiert, und methodisch gewandt: welchen Lande wäre nicht Glück zu wünschen, zur Befriedigung eines so bedeutenden Bedürfnisses? Unter den übrigen Abschnitten, welche dieses Bändchen enthält, schien uns vorzüglich zweckmäßig der von S. 148 — 153 enthaltene Aufsatz: über Schulmeisterbildung von Hn. Pfarrer *Felix Hefs* in Zürich. Wenn jeder Pfarrer einen tüchtigen Schüler bildete, wie der nun verewigte *Hefs*: so wären alle Schullehrer-Seminarien für das Land zu entbehren. Und sollte nicht jeder Landpfarrer, der da ist *wie er seyn sollte*, auch einen Landschullehrer bilden können, wie er seyn sollte? —

FRHT.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süd-Deutschland.* Ein Beytrag zur Kenntniß der neuesten Ausserungen des Zeitgeistes. Von D. *Friedr. Thiersch*, Prof. bey dem königl. Bayer. Gymnasium zu München. 2te Aufl. 1810. 86 S. 8. (8 Gr.)

Berlin, b. Maurer: *Allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls, und eine vollständige Beispielsammlung aller Gattungen von Briefen und Geschäftsaussätzen enthält.* Von *Karl Philipp Moritz*, königl. preuss. Hofrath und Prof. u. s. w. 6te Aufl. Von neuem durchgesehen und mit vielen Zusätzen vermehrt von D. *Theodor Heinse*, Prof. am berlinischen Gymnasium u. s. w. 1811. XII und 323 S. 8. (18 Gr.)

Berlin, b. Schöne: *Lesebuch für Kinder* von *K. P. Moritz* als ein Pendant zu dessen A B C Buch, welches zugleich eine natürliche Anleitung zum Denken für Kinder enthält. M. 1 Kupfer. 2te Auflage. Ohne Jahrzahl. 62 S. 8. (4 Gr.)

Carlsruhe, b. Macklot: *Beweis, daß die bey den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Bunde, auch nach katholischen Grundsätzen, gültig sind, und daß diese Ehescheidungen vom Bunde auch bey Katholiken in wichtigen Fällen eingeführt werden könnten und sollten.* Von *W.* Nebst zweyen Gutachten von Heidelberg und Würzburg, die das Gegentheil des ersten Satzes behaupten. Neue Aufl. 1810. 133 S. 8. (16 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SALZBURG, in der mayr'schen Buchhandlung: *Salzburg und Berchtesgaden in historisch - statistisch - geographisch - und staatsökonomischen Beyträgen*, Herausgegeben von Joseph Ernst Ritter von Koch - Sternfeld, wirkl. Regierungsrath. Mit Tabellen. 1810. I Th, X u. 272 S. II Th, 388 S. 8: (3 Thlr. 8 Gr.)

In der Vorrede schildert der Herausg. die traurigen Folgen, welche Salzburg und Berchtesgaden, besonders durch den letzten Krieg, sehr fühlbar gemacht wurden. Er entführte dem menschenarmen Lande, die Landwehr ungerechnet, in wenig Wochen 1700 rüstige Jünglinge; die Occupation durch fremde Truppen, die vervielfältigten Durchzüge von und nach Tyrol, Naturalienlieferungen, zahlreiche Spitäler und Requisitionen jeder Art, und die Auflastung einer Contribution von 11,440,000 Francs haben eine furchtbare Erschöpfung des individuellen Haushalts, des Viehstandes und der Gewerbe verursacht, und die Staatsschuld um 2 Millionen vermehrt. In dieser verhängnisvollen Nacht der Gegenwart, sagt Hr. v. St., bleibt dem rechtlichen Staatsbürger zu Aufrechterhaltung des Landes weiter nichts übrig, als in sich und zu dem gemeinen Wesen desselben zurückzukehren, und in der Vereinigung der Gemüther das Mittel zu suchen, die Tageslasten zu tragen, und eine bessere Zukunft zu erwarten. Er unternahm daher die Herausgabe der vorliegenden *Beyträge*, welche sich über die neueste Vaterlandskunde Salzburgs und Berchtesgadens verbreiten, und besonders für angehende Staatsdiener eine instructive Lectüre gewähren, weil sie darin mit den Grundsätzen der öffentlichen Verwaltung bekannt gemacht werden. Um unsere Leser selbst über den Werth und inneren Gehalt der hier mitgetheilten Abhandlungen urtheilen zu lassen, wollen wir selbst hier kürzlich anzeigen.

I. *Generelle Übersicht des Herzogthums Salzburg und Fürstenthums Berchtesgaden*, vom R. Rath v. Koch - Sternfeld. Seit der österreichischen Regierung bestand Salzburg in 163, und Berchtesgaden in 8, zusammen in 171 □ Meilen. Nach einer Zählung vom J. 1806 enthielt ersteres 194390, und das letztere 8328 Seelen. In Beziehung auf die Nahrungsquellen kann man annehmen, daß mehr als $\frac{3}{4}$ Theile der ganzen Bevölkerung von der Landwirthschaft leben, und einige Tausend Menschen vom Bergbau, von den Salinen, Holzwirthschaft u. s. w. sich ernähren. II. *Historisch - statistische*
S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

Skizze von dem salzburgischen Ritterlehnhofe, vom Ebendemselben. Das Erzstift Salzburg hatte noch in den neuesten Zeiten einen sehr ansehnlichen Lehnhof, welcher im J. 1802 von dem Freyherrn von Bleul, als damaligem Lehnprobst, in Ordnung gebracht wurde. Die Vasallen, worunter sich Fürsten und Grafen befinden, werden hier nur den Namen nach angeführt. Es sind deren an der Zahl 212, deren Lehnsgüter theils im Salzburgischen, größtentheils aber auch im Auslande, und zwar in Tyrol, Bayern; Österreich, Steyermark und Kärnthen gelegen sind. Diesem Aufsatze sind Aphorismen des salzburgischen Lehnrechts beygefügt. III. *Ökonomisch - statistische Übersicht der Producte aus dem Mineralreiche in dem Herzogthum Salzburg und Fürstenth. Berchtesgaden, mit besonderer Rücksicht auf Activ - und Passiv - Handel u. s. w.* von K. M. B. Schroll, R. Rath und Director des montanistischen Collegiums. Die Erzeugnisse bestehen in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Glätte, Messing, Schwefel, Vitriol, Koch - und Stein - Salz u. dgl. m. Nach einer Zusammenstellung des Absatzes der Natur- und Kunst - Producte aus den Erzen und Stoffen des Erdreichs beträgt derselbe 526400 fl. im Inlande, und 984000 im Auslande, mithin zusammen 1,510400 fl. IV. *Numeräre Übersicht der Production aus dem Mineralreiche*, vom Hofkammerrath Reissigl und Oberrevisor Auer. Dieser Aufsatz bezieht sich auf den vorübergehenden, und enthält brauchbare Erklärungen über die Verhältnisse, unter welchen die Ausfuhr der inländischen Bergproducte geschieht. V. *Über die inländischen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Prachtwaaren, Werkzeugen des Ackerbaues und der Handwerke; über Masse und Gewichte*. Vom R. Rath Lärzer. Der Getreidebau und die Consumtion stehen hier in so großem Mißverhältniß, daß jährlich 1½ Million Gulden für Getreide ins Ausland geht. Wein giebt es hier gar nicht; beträchtlich hingegen ist die Erzeugung des Brantweins und man darf annehmen, daß im Lande 10000 Eymmer Brantwein, 200000 Eymmer Bier und 600000 Cntr. Fleisch verzehrt werden. — Der Bauer kleidet sich in den meisten Gegenden des Gebirglandes aus der Wolle seiner Schafe, daher der Wollenverkauf in das Ausland nirgends beträchtlich ist. Holländische, französische und englische Tücher sind außerst selten. Werkzeuge für den Ackerbau werden im Lande gefertigt, solche aber, die der Künstler nöthig hat, kommen aus der Schweiz oder von Nürnberg. VI. *Parallele zwischen Salzburg und der Schweiz, in Rücksicht ihrer Natur - und Kunst - Erzeugnisse, mit Vorschlägen zur Hebung der Industrie*, vom R. Rath v. Koch - Sternfeld.

feld. Der Vf. geht bey diesem Gegenstande von der geographischen Lage und von der Geschichte und Verfassung der beiden Länder aus, und entwickelt daraus mit vielem Scharfsinne die Ursachen, wesswegen Salzburg in Hinsicht auf Industrie der Schweiz nachsteht. Als geistlicher Staat blieb dieses Land nicht nur der Ansiedelung industriöser und bemittelter Ausländer von anderen Religionsparteyen verschlossen, sondern die religiöse Verbannung vieler tausend Landleute liefs auch keine Hände für Manufacturen und Fabriken mehr übrig. Späterhin wurden die Regenten durch die Beforgniss, dem Protestantismus neue Opfer zu bringen, zurückgehalten, fähige Leute ins Ausland zur Erlernung von Künsten und Gewerben zu senden. Die Massregeln, die der Vf. zur Emporbringung der Nationalökonomie und zur Belebung der Industrie in Vorschlag bringt, sind sehr zweckmässig, und verdienen allerdings beherzt zu werden. VII. *Über das National-einkommen aus der salzburgischen Viehzucht und Alpen-wirthschaft*, von Ebendems. Ein interessanter Aufsatz, aus welchem wir nur die Resultate mittheilen. Die Hauptzahl aller im Herzogthum Salzburg und Fürstenthum Berchtesgaden befindlichen Viehgattungen beträgt 116007 Kühe, 50750 Halt- und Schlacht-Rinder, 15720 Pferde, 118408 Schafe, 6600 Böcke, 8830 Ziegen, 14630 Schweine. Wenn man das Stammvieh der beiden Fürstenthümer von 171 □ Meilen und 200000 Einwohnern als stehendes Nationalcapital numerär ausdrücken wollte: so würdestich eine Summe von 8,878750 fl. ergeben. Von dieser Masse werden für Schmalz, Käse und Wolle gewonnen 3,20240 fl. — im Lande verbraucht 2,349000 fl., und aus dem Lande geführt 1,808070 fl. Im Durchschnitt giebt eine Kuh des Jahres 74 Pf. Schmalz und 140 Pf. Käse. Man kann annehmen, daß Salzburg durch die Viehzucht jährlich von Oesterreich über 600000, und von Bayern über 1000000 fl. gewonnen habe. VIII. *Bericht des Pflegers zu Mitterfill an die Regierung zu Salzburg über die Grundursachen des Geldmangels und des ökonomischen Verfalls der Staatsherrschaft Mitterfill im Pinzgau*. Die nachtheiligen Verhältnisse der Landwirthschaft in diesem Landesdistricte gründen sich theils auf Versumpfung und Überschwemmung, wodurch ein Verlust von 14000 Morgen nutzbaren Bodens herbeygeführt wurde, theils auf den hier oft eintretenden Hagelschlag, besonders aber auf wiederholte französische Occupationen und andere Kriegslasten. Auch der Mangel an Menschen ist ein Übel mehr, welches das Gebirgland schwer drückt, und wodurch die Cultur verhindert wird. Gleichwohl behandelt das bisherige *Recrutirungssystem* die Gebirgsgemeinden mit den flachländischen gleich, und hebt aus gleicher Menschenzahl gleich viele Recruten aus; ein Fehler, dessen sich in unseren Tagen manches Gouvernement schuldig macht, und dessen nachtheilige Folgen einst sehr fühlbar werden dürften. Der Vf. beschliesst diesen Bericht mit einigen in Vorschlag gebrachten Mitteln, diesem Verderben entgegen zu wirken, und es wird nur darauf ankommen, in wie weit die Regierung solche berücksichtigen wird. IX. *Über die Verhältnisse*

der Unterthanen und Grundherrschaft, über Pfleg-, Land- und Hofmarks-Gerichte. Vom R. Rath von Mayrn. Dieser Aufsatz verbreitet sich über die verfassungsmässigen Rechte der salzburgischen Grundherrschaft, welche sich in befreyte und unbefreyte eintheilen, deren Verhältnisse hier gründlich aus einander gesetzt werden. In Berchtesgaden gab es niemals einen anderen Grundherrschaft, als den Landesherrn, weil alle Güter ein Eigenthum des Klosters waren. Die Unterthanen sind hiet für ihre Personen noch leibeigen, jedoch nur in der Masse, daß Niemand ohne Bewilligung des Stiftes heyrathen, noch weniger ausser Landes ziehen darf. Auf diese Numer folgt ein *Nachtrag über die Pfleg- und Land-Gerichte und über die Hofmarken vom R. Rath Felner*. X. *Über die Verhältnisse des Handels, des Geldcourses und des Monthsystems*, vom R. Rath Schallhammer, 1806. Wir müssen uns hier nur auf die vorzüglichsten Resultate einschränken. Da im Handel der Hauptstadt verwendete Vermögen wird mit 3 Millionen angegeben, woran 40 Kaufleute Antheil haben. Wenn eine Handlung in die andere ihr Capital nur 3mal jährlich umsetzt, und jedesmal 6–7 p. C. gewinnt: so beträgt der Handelsgewinn über 300000 fl., wovon die Hälfte in die Circulation des Publicums kommt, die andere Hälfte wieder in den Handel zurückfliesst. Circulirt die erste Summe in der Stadt 10mal durch andere Hände: so verbreitet sich dadurch unter ihren Einwohnern ein Auskommen von 2,500000 fl. Über die Bilanz des salzburger Handels, über das Nationalvermögen und Einkommen, über Hemmung und Beförderung des Handels u. s. w. giebt der Vf. mit vieler Sachkenntnis ausführliche Nachrichten, die aber keines Auszugs fähig sind. XI. *Über den Münzfuß und Geldcourse im Zillerthal, Windisch-matrey und Brixenthal*, von R. Rath Schallhammer. 1806. XII. *Über die Steuerfassung von Berchtesgaden*, vom R. Rath Mayrn. Die Steuern bestehen in Grund- Gewarb- Capital- und Einfuhr-Steuer. Erstere ist nach einer Schätzung vom J. 1659 mit 37½ Xr. von 100 fl. Grundwerth angelegt. Der nämliche Ansatz findet auch bey der Capitalsteuer Statt, die von allen zinstragenden Capitalien, sie mögen im In- oder Auslande angelegt seyn, entrichtet werden muß. Im Durchschnitt belaufen sich sämmtliche Steuern, nach Abzug der Kosten und Nachlässe, auf 8625 fl. Da dieses Land in 8 □ Meilen und 8276 Menschen besteht: so kommen auf 1 □ Meile 1234 fl., und auf 1 Kopf 1 fl. XIII. *Über das Steuerwesen im Herzogthum Salzburg*, vom R. Rath Felner. Der alte regellose Steuerfuß wurde durch ein Steuerreglement von 1778 reformirt, und dabey der Erwerbs- oder Laudemial-Werth und der Winterviehstand zum Massstabe angenommen. Der Prälaten- und Ritter-Stand, ja selbst der Landesherr, sind von ihren grund- und zehendherrlichen Renten der Decimation unterworfen. Nebst der Steuerabgabe hat, jeder Guts- und Gewerbs-Inhaber einmal des Jahres das *Rückgeld* zu bezahlen, um dem Lande die Armirungskosten zu erleichtern. Jährlich belaufen sich die ordentlichen Steuern auf 228262 fl. 33 Xr. XIV. *Über das Decimationswesen im Herzogthum Salz-*

burg; mit Beylagen. XV. Die Stamm- und Familien-Güter im Herzogthum Salzburg. Beide Aufsätze haben den R. Rath Felner zum Vf.

Der zweyte Theil vollendet die Darstellung der vorzüglichsten Zweige der innern Staatsverwaltung von Salzburg und Berchtesgaden, und begreift folgende Stücke: I. *Urkunden von Berchtesgaden*, gesammelt und erläutert vom Regierungsrath von Koch-Sternfeld, 1809. Es sind deren 74, die mit dem J. 1106 anfangen, und mit dem J. 1574 endigen. Einige sind aus *Hundii Metrop. Salzburg.*, die meisten aber aus Originalien zum ersten Mal abgedruckt, und hin und wieder mit Anmerkungen begleitet. Für die Erweiterung der Geschichtskunde des In- und Auslandes hat diese Sammlung einen bedeutenden Werth, und Hr. v. St. würde sich den Dank des historischen Publicums erwerben, wenn er auch die urkundliche Nachlese mittheilen wollte, deren er in der Vorrede erwähnt, und wo er selbst die sehr richtige Bemerkung macht, daß zu einer Zeit — wo im Gefolge politischer Zerstückelungen die Geschichte kleiner Staaten ganz unterzugehen scheint, wo man aus occupirten Provinzen die Archive abzuführen eilt, um sie irgendwobey anderen modernden Urkunden-Schätzen zu begraben, und der einheimische Forscher sich der sichersten Quelle beraubt siehet, — es kein anderes Mittel gebe, die noch zerstreuten urkundlichen Brosamen dem Volk zu bewahren, und durch den Abdruck zum allgemeinen Vermächtniß des Vaterlandes zu machen. II. *Versuch einer älteren berchtesgad'schen Bibliothek*. Vom Regierungsrath Felner. Sie enthält eine Anzeige von Schriften, worin Abhandlungen, Urkunden und sonstige Beyträge zur Geschichte und Verfassung der Probstey Berchtesgaden bis 1795 anzutreffen sind. III. *Grundlinien zur Errichtung einer staatswirthschaftlichen Facultät, als einer Section der philosophischen, auf hiesiger hohen Schule*. Ein Vortrag in der kurfürstl. Universitäts-commission 1803, vom Regierungsrath Schroll. Voran steht die Geschichte über die Lehrgegenstände der philosophischen und cameralistischen Facultät; sodann folgt der Plan der Commission über die künftige Eintheilung der Lehrfächer, womit sich die cameralistisch-staatswirthschaftliche Facultät zu beschäftigen habe. Dahin werden gerechnet: 1) Chemie, 2) Bergbau, 3) allgemeine Landwirthschaft, 4) technologische Encyclopädie, 5) Handlungswissenschaft und 6) Staatspolizeywissenschaft, und zwar jede Classe mit ihren Unternebzweigen. Ausser den gemeinnützlichsten und unentbehrlichsten Lehrfächern müssen aber auch (S. 140) noch besondere Theile einer Wissenschaft mit eigenen Lehrern besetzt werden, die auf Anmelden auch nur weniger Zuhörer *Collegia privata* oder *privatissima* geben. So gehören z. B. zur Bergwerkskunde noch die besonderen Lehren über Analysen von Fossilien, über Probirkunst, Eisenhüttenkunde und Bergrecht. Auch ist die politische und technische Münzwissenschaft gewissen Staatsbeamten und den Candidaten des Münzwesens nützlich und nothwendig.

Für die staatswirthschaftliche Facultät bringt der Vf. folgenden Studienplan in 5 Semestern oder in 2½ Jahren in Vorschlag:

I halbes Jahr: 1) Allgemeine Chemie, 2) eigentliche Landwirthschaft und 3) Handlungswissenschaft.

II halbes Jahr: 1) metallurgische Chemie oder allgemeine Hüttenkunde, 2) Forstwissenschaft und 3) Buchhaltungskunst.

III halbes Jahr: 1) pharmaceutische Chemie, 2) Bergmachinenlehre und 3) Civil- und Wasserbaukunst.

IV halbes Jahr: 1) chemische Technologie, 2) Geognosie und Bergbaukunst, 3) Markscheidekunst und technologische Encyclopädie.

V halbes Jahr: 1) Stadt- 2) Landwirthschafts-Polizey und 3) Staatshaushaltung oder Finanzwissenschaft überhaupt.

Die zweyte Abtheilung dieser wohlbedachten Schrift beschäftigt sich mit den *Hilfsmitteln der Universität*, in Absicht auf Errichtung einer staatswirthschaftlichen Facultät. Dahin gehören: eine wohleingerichtete Bibliothek zum gemeinsamen Gebrauche der Facultäten und Studenten, 2) ein physikalisches und mathematisches Museum, 3) eine Sternwarte, 4) eine Modellkammer sammt Zeichnungen, 5) ein Naturaliencabinet, 6) ein botanischer Garten und 7) ein chemisches Laboratorium. Die Etablirung dieser Hilfsmittel, über deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit sich der Vf. mit gehöriger Sachkenntniß verbreitet, beruht zwar noch auf Ausmittlung schicklicher Plätze, auf innerer Einrichtung und auf dem Kostenbetrag; indessen sind doch die gegebenen Winke als ein Leitfaden anzusehen, der zum Zwecke führen dürfte. Der Vorrede zufolge hat auch bereits der Hr. Professor Wagner das physikalische Museum in einem schönen Locale der Universität aufgestellt, und ist bemühet, dasselbe mit vorzüglichen Instrumenten zu vermehren. IV. *Historisch-statistische Übersicht des Forstwesens im Herzogthume Salzburg und Fürstenthume Berchtesgaden*. Von Anton Emm. Ritter von Koch-Sternfeld, Assessor an der salzburgischen Oberforst- und Jägermeisterey-Direction. Die National- und Staats-Ökonomie Salzburgs gründet sich vorzüglich auf seinen natürlichen Waldstand, welcher nach einem 1807 gefertigten Etat auf 440,522 Pfannen (jede zu 60 Klafter Holz als Bestand gerechnet) angeschlagen wurde. Hievon werden für die landesherrlichen Waldungen 316,983 — und für Privatwaldungen 123,539 Pfannen gerechnet. Die jährlichen Holzbedürfnisse belaufen sich (mit Inbegriff für die beiden Salinen à 39,000 Kl.) auf 419,000 Klaftern, die den natürlichen Holzertrag übersteigen, und daher eine zweckmäßige Forstbewirthschaftung nöthig machen. Der Vf. bemerkt hierauf die wesentlichen Mängel in der salzburgischen Forstverfassung, und verbindet damit manche Vorschläge, wodurch der Ertrag des Forstregals verbessert werden möchte. V. *Statistische Angabe der vorzüglichsten Ursachen der seit mehreren Jahren eingetretenen grösseren Sterblichkeit im Herzogthume Salzburg und im Fürstenthume Berchtesgaden, mit besonderer Rücksicht auf das Jahr 1806*. Vom D. Joseph von Barisani, erstem Medicinalrathe etc. Dieser Aufsatz liefert eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Resultate der von der damaligen kais. kön.

Hofcommission angeordneten Untersuchung der zunehmenden Mortalität, die besonders im J. 1806 um so auffallender war, weil die Zahl der Gestorbenen die der Gebornen mit 2794 überstieg. Diese Untersuchung wurde nach einer zweyfachen Ansicht vorgenommen. Die erste entwickelt die Ursachen der Mortalität, welche alljährlich erscheinen, und daher die *allgemeinen* genannt werden können; die zweyte befaßt sich mit den *besonderen* Ursachen, deren schädlicher Einfluß die auffallend große Sterblichkeit im J. 1806 zur Folge hatte. Der Beschluß enthält die physischen Mittel, durch welche dieser großen Sterblichkeit Einhalt gethan werden kann. Unter die allgemeinen Ursachen, die der Vf. in *fünf Classen* aufzählt, gehört vorzüglich die vernachlässigte physische und moralische Erziehung der Kinder, welche den Keim zu Krankheiten und zur Mortalität begründet. Höchst traurig ist die Schilderung, die man S. 228 u. f. von den Vernachlässigungen liest, welchen die Kinder in diesem Lande und besonders im Gebirge ausgesetzt sind. „Aufser dem Bade nach der Taufe werden sie in ihrem Leben nicht mehr gebadet, man läßt sie, besonders zur Feldarbeitszeit, fast den ganzen Tag hindurch in ihrem Unrath schlecht bedeckt liegen, wo ihnen schon Schweine die Finger abgebitzen, und Mäuse und Ratten Nasen, Ohren und Lippen angegriffen haben. Sie sind voll Ungeziefer und Krätze. — Manche Kindsmagd bedient sich schlafmachender Mittel oder giebt dem Kinde Brantwein, damit sie in der Nacht Ruhe habe. — Die Kinderkrankheiten werden ganz vernachlässigt. Man ruft selten einen Chirurgus, und noch seltener einen Arzt — sondern die Hebammen oder alte Weiber zu Hülf. — Hilft der alte Weiberrath nicht: so giebt es Fälle, daß man das Kind für behext hält, es benedicirt, mit Amuleten, Skapuliren und Bildern behängt, und dabey geweihte Kerzen brennt. — Die Schutzpocken-Impfung findet in den dummen Vorurtheilen, dem Aberglauben und der Unwissenheit der Ältern sehr großen Widerstand; daher die Verheerungen, welche die Blattern noch immer unter der Jugend machen etc.“ Ganz zweckmäßig sind die Mittel, die S. 237 f. zu Verhütung der großen Sterblichkeit in Vorschlag gebracht werden, und durch Anordnung einer wirksamen und thätigen Erziehungs- und Bevölkerungs-Polizey am sichersten zu realisiren seyn möchten. Wir theilen mit dem Herausgeber die Überzeugung, daß keine Landesbehörde und kein Arzt diesen lichtvollen und fasslichen Umriss der Ursachen, welche die Bevölkerung untergraben, und der Mittel, welche dagegen anzuwenden sind, ungewürdigt lassen werde. VI. Die *hierarchische Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden*, historisch dargestellt von August Winklhof in der Koppel. Eine lesenswürdige Darstellung des

kirchlichen Zustandes von den ältesten Zeiten bis zu der 1803 erfolgten Säkularisation dieser Lande. Der Vf., ein hell denkender Kopf, spricht über die Mißbräuche und über die Mängel und Gebrechen der katholischen Kirche mit vieler Freymüthigkeit, und besitzt überhaupt die seltene Gabe, die hierarchische Verfassung seines Vaterlandes, als einen an sich trockenen Gegenstand, auf eine so angenehme Art vorzutragen, daß es gewiß Niemanden gereuen wird, diese historische Abhandlung, die ohnehin keines Auszugs fähig ist, gelesen zu haben. So sagt er z. B. S. 284, wo vom Concilio zu Trident die Rede ist: „Man hielt es für zweckmäßig, gerade das, was die Protestanten leugneten, verwarfen und abstellten, um so viel hartnäckiger zu behaupten, um so viel eigensinniger beyzubehalten, und um so viel nachdrücklicher einzuprägen. Man glaubte seine Sache recht klug zu machen, wenn man in die einmal gemachte Spaltung recht viel Nebendinge hinein legte, um die Trennung desto schneller zu vollenden. Bey diesem Streben sah man aber nicht ein, daß Priester und Volk in entgegengesetzter Richtung auf Abwege geriethen, die der Religion Jesu nicht zur Ehre gereichten.“ Bey Gelegenheit der wunderthätigen Bilder wird unter anderen auch der Statue des heiligen Leonards bey Tamsweg erwähnt. Sie war ein unförmliches Schnitzwerk eines Hirten, und hatte durch *Wundercuren am Vieh* einen so großen Zulauf, daß sie sich 1430 eine prächtige Kirche erwarb. „O! heiliger Leonard! — soll einst ein Bauer allda ausgerufen haben — wenn du doch unser Herr Gott wärest, du verstündest gleichwohl etwas vom Vieh.“ Während der Mirakel-Periode waren die weltlichen Richter von dem Glauben an Hexerey und Zauberey befallen, und im J. 1678 wurden 97 Personen beiderley Geschlechts als Hexen und Zauberer hingerichtet. Das allgemeine Loos der Säkularisation traf auch Salzburg und Berchtesgaden. Beide wurden 1802 durch kaiserl. königl. Militär für den ehemaligen Großherzog Ferdinand von Toscana provisorisch in Besitz genommen, im J. 1805 durch den preßburger Frieden der österreichischen Monarchie einverleibt, und 1809 zur Disposition des französischen Kaisers für den rheinischen Bund abgetreten. VII. *Ideen über Sprache, Nomen und Schreibkunde im Lande Salzburg, in historischer Beziehung*. Von Regierungsrath von Kock-Sternfeld. Diese, mit unverkennbarem Forschungsgeiste geschriebene, Abhandlung beschließt gegenwärtige gemeinnützige Beyträge, welche das Publicum mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen hat, und die wir mit dem Wunsche aus den Händen legen, daß der Herausgeber durch die günstige Aufnahme derselben zur Fortsetzung aufgemuntert werden möchte.

A. S.

K U R Z E A N Z E I G E N.

Schöns Künz, Berlin, b. Weiss: *Erzählungen von Wendelin Folkmar*. 1808. 211 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. hat in diesen Erzählungen viel Geschick bewiesen, seinen Umständen eine Wichtigkeit zu geben, und sie mit Anmuth vorzutragen. Am auffallendsten ist dies in der ersten Erzählung, dem Glockenthaler. Man wird bald in den Gang der Begebenheiten selbst mit hineingezogen, und harret mit Un-

geduld auf die Entwicklung. Der Vortrag hat viel gefällige Leichtigkeit. Immer noch ausgezeichnet vor vielen anderen Dichtungen der Art sind auch die zweyte und dritte Erzählung, Männerglück und das Geheimniß; doch haben sie nicht das Ansprechende, wie die erste, obschon des Vfs. schönes Talent sich auch hier nicht verleugnet.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 N O V E M B E R , 1 8 1 0 .

K I R C H E N G E S C H I C H T E

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Geschichte der bayerischen Wiedertäufer im sechszehnten Jahrhundert*. Von Vitus Anton Winter, Stadtpfarrer bey St. Jodoch und Professor an der Universität zu Landshut. 1809. XVI u. 184 S. kl. 8. (12 Gr.)

H. W., rühmlich bekannt durch mehrere Schriften, theils theologischen, theils historischen Inhalts, liefert hier abermals einen sehr schätzbaren Beytrag zur Kirchengeschichte seines Vaterlandes. — Neuheit der mitgetheilten Nachrichten, Quellenmäßigkeit und geschichtliche Darstellung derselben zeichnen diese Schrift gleich vorthellhaft aus. Die Geschichte der Wiedertäufer in Baiern war bisher so gut wie gänzlich unbearbeitet. Aus den reichen Archiven seines Vaterlandes, welche die erleuchtete Regierung Baierns mit hoher Liberalität zum Heil und Frommen der Historie öffnet, theilt uns hier der Vf., der Erste, glaubwürdige, in das Besondere gehende Nachrichten über die Wiedertäufer in und aus Bayern mit. „Er reicht seine Gabe mit edler Bescheidenheit dar. „Es wird mir ungemein viel Vergnügen gewähren, heist es in der Vorrede S. XI f., wenn es Andern gelingt, ein oder das andere Archiv, das mir verschlossen blieb, zu öffnen, oder in dem geöffneten ein Document aufzufinden, bey dem ich vorbeyspringe. Wenn ich nicht das ganze Gebäude der Geschichte der bayerischen Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert liefere: so begnüge ich mich, der Erste, Materialien dazu gesammelt und den Bau ansetzen zu haben. Mögen Andere denselben fortführen, der ihn wieder zusammen (aus einander) reissen, und aus den von mir und ihnen gesammelten Materialien eine neue Schöpfung hervorgehen lassen!“ Um die Kontrolle zu erleichtern, zeigt er überdies fast durchs nicht nur die Archive an, welchen die benutzten Acten angehören, sondern auch Ort und Stelle, welche diese in jenen haben. Ja die merkwürdigsten Urkunden sind in Originals als Beylagen angehängt. Ein sehr lobenswerthes Verfahren! Endlich die Darstellung selbst zeichnet sich durch Gefälligkeit und Natürlichkeit, und jene Kraft aus, welche den Urkunden des sechzehnten Jahrhunderts eigen ist, vermeidet aber dabey jene Weitschweifigkeit, wodurch diese auch den unverdroffensten Forscher zu ermüden pflegen. Selbst die Vertheilung der Geschichte in fast zu viele Abtheilungen und Unterabtheilungen wird dem Vf. gerne nachsehen, welcher weiß, daß

es unendlich leichter ist, aus sieben Fächern das achte zusammen zu setzen, als aus einer Masse archivalischer Atome ein historisches Ganzes zu bilden. Auch von Provincialismen ist die Schrift ziemlich frey. Nur hier und da sind wir auf Ausdrücke gestoßen, wie z. B. der oft wiederkehrende Ausdruck *Jagd auf die Wiedertäufer*, S. 84 die Pfarrer würden sich in die Haare kommen S. 57. sich dem Vorwurf der Unvollständigkeit auf den Hals laden, welche wir entfernt wünschten. Die Historie, bekanntlich nur die edlere Sprache der gebildeten Welt redend, verschmähst solche Ausdrücke. — Es lohnt der Mühe, die interessantesten und neuen Nachrichten des Vfs. zu genauerer Kunde des Publicums zu bringen.

Das Ganze zerfällt in fünf Abschnitte. I Abschnitt. *Geschichte der Wiedertäufer in Baiern unter Wilhelm IV.* Schon seit dem Jahre 1527 findet man Wiedertäufer in Baiern. Augsburg, Regensburg, Passau und Salzburg werden bald Sammelplätze derselben, und schon im folgenden Jahre sind sie sehr zahlreich in Baiern. Selbst in den Vorstädten von München ließen sich schon 1528 Viele nieder, und hielten dort in den Gärten häufige Zusammenkünfte. *Augustin Wilsbarger* (auch *Würzburger* genannt), wahrscheinlich von Landshut in Baiern gebürtig, war ein eifriger Missionär derselben. Aber schon in dem Jahre 1527 erließen die Brüder *Wilhelm* und *Ludwig* gegen diese Secte eines der strengsten Edicte, das sie jemals in Religionsfachen gegeben haben. Bald nachher erfolgten zwey Edicte *Karls V.* und 1530 der Abschied des Reichstages von Augsburg, welchen *Wilhelm* und *Ludwig* (1531) in einem eigenen, denselben noch schärfenden Mandate ihren Unterthanen bekannt machten. — Die Verfolgungen der Wiedertäufer in Baiern, welche schon 1527 begonnen hatten, wurden nun immer härter. Ein besonders thätiger Inquisitor war *Martin Latscher* von Jesenwang. Vor ihm ging überall ein strenger, an die Beamten und alle Unterthanen gerichteter Befehl voran, daß sie ihm gegen alle diejenigen, welche „mit dem Laster des Wiedertums und anderer Ketzereyen befleckt wären, hülffreiche Hand leisten sollten.“ Nach und nach wurden alle Kerker mit Wiedertäufern angefüllt, besonders der Falkenthurm in München. — Milder waren die ihnen zugesügten Strafen in den Reichsstädten, doch mit Ausnahme Augsburgs. Härter wurden sie in Passau behandelt, eben so in München, „wo eini- ge an ihren Gliedern gestümmt, andere enthauptet, wieder andere in die vorbeystromende Isar geführt und eräuft, endlich einige auf dem Scheiterhaufen

Rr

lebendig verbrannt wurden." Unter die Schlachtopfer, welche dem Feuer überliefert wurden, gehörte auch *Georg Wagner von Emmering*, dessen Geschichte (S. 42 ff.) uns lebhaft an des seelenvollen *Claudius* Darstellung von dem Tode *Hussens* erinnert hat. Schade nur, daß der Vf. hierüber nichts in den Archiven vorgefunden! — *II Abschnitt. Geschichte der bairischen Wiedertäufer außer Baiern in demselben Zeitraum.* Dahin zählt Hr. W. *Ludwig Hetzer*, *Hans Denk*, *Balthasar Huebmaier*, oberen Stadtpfarrer und Professor zu Ingolstadt, und *Johann Landsperger*, Stadtpfarrer von St. Jodoch in Landshut, und theilt von ihnen allen glaubwürdige und interessante Nachrichten mit. Der gelehrteste derselben, *Ludwig Hetzer*, bekanntlich auch in der Geschichte der Bibelübersetzung merkwürdig, brachte keine Ketzereyen unter anderen auch in Verse. — Er wurde, wie es wahrscheinlich ist, nicht sowohl seiner Ketzereyen, als vielmehr wiederholter Ehebrüche wegen hingerichtet. Noch in der Nacht vor seiner Hinrichtung (S. 62) machten ihm zwey Frauen so viele Versuchungen, daß er, um dieser entgehen zu seyn, mit den Predigern die ganze Nacht Pfahnen sang. Hr. W. hält es indeß nicht für unwidersprechlich, daß derselbe wirklich ein Baier gewesen sey. *Balthasar Huebmaier*, gegen viertelhalb Jahre Professor der Theologie zu Ingolstadt, war offenbar ein Mann von Kraft und Gemüthsstärke; der aber bey seinem unruhigen und unsteten Charakter alle Formen versuchte, in denen sich der Geist der Freyheit im sechzehnten Jahrhunderte darstellte, und in politischer Hinsicht wirklich strafbar war. — Es wäre zu wünschen, daß eine umständlichere Lebensbeschreibung dieses interessantesten Mannes abgefaßt würde. *III Abschnitt. Geschichte der Wiedertäufer in Baiern unter Albrecht V.* Den Charakter dieser Periode bestimmt der Vf. ganz richtig also: „Durch die im ersten Zeitraum ausgegangenen Mandate und ausgeschiedenen Inquisitoren (heißt es S. 82 f.) wurden die Schwärme der Wiedertäufer, die sich in Baiern theils eingedrungen, theils selbst in diesem Lande gebildet hatten, entweder aus unserm Vaterlande verbannt, oder mit Feuer und Schwerdt von der Erde vertilgt. Durch die später erneuerten Verfolgungsbefehle und Aufhebung einzelner Mitglieder, die noch hie und da zum Vorschein kamen, wurde ganz Baiern von diesen ungeliebten Gästen gereinigt. So waren also die Wiedertäufer aus unserm Vaterlande verschwunden, aber die Bilder von ihnen noch lange nicht, vielmehr währte man bey jeder Neuerung, welche sich jener Secte nur von Ferne anzunähern schien, den Wiedertäufer (?) aufs Neue aufleben zu sehen, und verfolgte selbst den Schatten davon." Und wirklich war es oft recht eigentlich kindliche Unschuld, mit welcher sich die Sehnsucht nach Freyheit in religiösen Dingen, besonders bey Leuten aus dem Volke, aussprach. So bestand das Hauptverbrechen eines Müllers darin, daß es ihm besser gefiel, wenn bey der Taufe seines Kindes statt der lateinischen Sprache die deutsche gebraucht würde. Und doch wurde der Befehl erlassen,

„den Müller zur strengen Fragstätt zu führen, zu binden, und allermaßen gegen ihn erzeigen zu lassen, als werde man ihn peinlich züchtigen, also mit ernstlicher Drohung, auch ziemlicher Anziehung des Seiles, doch unaufgezogen, über die übersendeten Artikel zu fragen." Freylich man wollte den ersten Quell abschneiden, aus welchem der Strom der Freyheit, welcher den theuern, von den Vätern geerbten Glauben gänzlich zu verschlingen drohte, mit Macht hervorquoll. — Der Müller ward indeß aus seinem Gefängnisse mit der Ermahnung zum Gehorsam entlassen, „weil er nach dem Verhör ein einfältiger Mann wäre, und bloß durch die Priester, welche bisweilen deutsch taufen, verleitet wurde, auch eine deutsche Taufe zu verlangen." Desto strenger verfuhr man gegen die Letzteren. *IV Abschnitt. Geschichte der Wiedertäufer in Baiern unter Wilhelm V.* „Diese Sectirer suchten abermal von Mähren aus in Baiern einzudringen, und drangen auch wirklich ein; allein heftig, wie der Anfall, war nach fruchtlos versuchter Güte das Abschlagen (?) derselben." Jedem, der einen Wiedertäufer angäbe, wurde eine Belohnung von vierzig bis fünfzig Gulden versprochen; aber was man auch immer verkehren mochte, viele Baiern wurden von den Emissarien gefesselt, so daß in dem einzigen Jahre 1586 aus Baiern und der Nachbarschaft gegen 600 (sechshundert) Unterthanen fortzogen. In Mähren erwartete die Entführten meist nur Elend, und wenn der, den mährischen Wiedertäufern von dem bey dem Vf. angeführten Schriftsteller gemachte Vorwurf größser Unsittlichkeit auch nicht alle traf: so mochte er doch Viele treffen. Um die groben Vergehen vor Uneingeweihten zu verbergen, heißt es S. 136 unter anderen, erfunden sie neue Worte: betrunken seyn, hieß bey ihnen überzucken; ehebrechen, fürwürgen; fehlen, begegnen. — Dieser ganze Abschnitt, an sich selbst sehr interessant, wirft zugleich auf die Regierungen des frommen *Wilhelms V.* und seines großen Sohnes, *Maximilians I.* und die von ihnen befolgten, aber oft mit Unrecht getadelten Mafsregeln vieles Licht. *V Abschnitt. Ursachen der Wiedertäufern zubereiteten Leiden.* „Es war eine Zeit (und diese ist noch nicht lange, wenigstens in Baiern noch nicht lange verschwunden), heißt es S. 148 f., wo man ein besonderes Verdienst darin fand, die sogenannten Ketzer mit schwarzen Farben zu malen, sie mit Schimpfen zu überhäufen, und die Richter zu preisen, welche sie, von Religionseifer befehl zur Richtstätte führten. Aber heute schlägt man den gerade entgegengesetzten Weg ein: man nimmt die Verdammten in Schutz, und macht mit denselben Parthey gegen die Richter. Wie man ehemals gegen die Anders Denkenden ungerecht war: so will man diesen Fehler dadurch verbessern, daß man es nun gegen die Obrigkeiten wird, welche sie verurtheilten. Man will den einen Pol vermeiden, und geräth, oft ohne es zu wissen, ja selbst ohne es zu ahnen, auf den anderen. Die Abweichung von der alten Religion, welche ehemals der Mehrzahl Grund genug war, die Neuerer zu verdammen, und mit ihnen

selbst die guten Eigenschaften, welche sie manchmal befaßen, ist auch unserm Zeitalter gewöhnlich Grund genug, sie, und selbst ihre Fehler in Schutz zu nehmen. Man will einmal aufgeklärt und unbefangenen scheinen, und wechselt nur Parteyen; man stellt sich auf die Seite des Verurtheilten, wie ehemals auf jene des Richters. Auf die Parteylichkeit, gehüllt in die Larve der Unbefangenheit, flossen wir selbst in einem oder dem anderen Schriftsteller." Der Vf. stellt sich in die Mitte, und legt mit unbestochenem Wahrheitsfinne alles dar, was für, was wider die Gerichteten sowohl, als ihre Richter, die Historie ausagt. So ziemt es dem Historiker, ja dem freyen Mann überhaupt. Der ist nicht frey, der das, wovon er frey seyn will, nicht mit freyem Auge zu betrachten im Stande ist. Das wahre Licht ist milde, alles beleuchtend, durchdringend, erwärmend, belebend, ist unvergänglich. Die dieses hassen, und vergänglichen Fackelschein ihm vorziehen, erwartet furchtbare Kälte, und endlich die Nacht. — „Steigen wir nun, so schließt der würdige Vf. seine Schrift, vom sechzehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert herab: so flossen wir wieder auf Wiedertäufer in Baiern; aber welch ein Abstand! welch ein neues Schauspiel zeigt sich unserem Auge! wie verändert ist das Verhältniß der Wiedertäufer zu den Regenten Baierns! Diese, die damals gegen jene Neuerer blutige Verfolgungsedicte ausgaben, lassen nun durch alle Winkel unseres Vaterlandes Toleranzedicte erschallen; die Wiedertäufer, welche in der Reformationsperiode aus Baiern verjagt wurden, werden nun von der Regierung, wenn gleich nicht gerufen, doch geduldet; sie, die damals mit Feuer und Schwert verübt wurden, finden nun mitten unter uns Sicherheit der Personen und des Eigenthums. — Die Ursache dieses Abstandes liegt in den Fürsten; aber auch und vorzugsweise in den Wiedertäufern selbst; jene und diese haben sich geändert. Die Fürsten sind mildere Regenten, und die Wiedertäufer bessere Bürger geworden. Die Fürsten haben Toleranz aller Religionen, und die Wiedertäufer Duldung ihrer Mißbristen zur Hauptmaxime erhoben: — Die Wiedertäufer sind in den Krebs ruhiger, guter Unterthanen zurückgetreten, und haben als solche in unserm Vaterlande gute Regenten gefunden. Wir freuen uns, daß die Bewohner Baierns, ungeachtet des Abstandes der religiösen Meinungen, doch in dem Hauptgrundsatz der wechselseitigen Liebe einstimmen, und sich als Menschen und Brüder umfassen. — Wir freuen uns, daß unsere bairischen Mitbürger, während sie verschiedenen religiösen Gesellschaften angehören, nur nach einem Zwecke streben, nämlich die Bande der bürgerlichen Gesellschaft immer enger zu knüpfen, und so, durch ihren Gewerfleiß, gepaart mit dem Gehorsam gegen die Landesgesetze, nur Eine große Familie zu bilden unter der sanften Leitung des weisen Vaters Maximilian Joseph des Ersten.“ — Mit Verlangen sieht Rec. der von Hn. Winter versprochenen „Geschichte der protestantischen Lehre in Baiern“ entgegen.

GESCHICHTE.

LEHRZUG, b. Fleischer dem Jüng.: *Bild der Zeiten oder Europa's Geschichte seit Karl dem Großen bis auf die jetzige Zeit.* Mit Kupfern. Zweyte Ausgabe. 1810. Erstes Bändchen. XX und 508 S. Zweytes Bändchen. X u. 684 S. 8. (2 Rthlr.)

Die Geschichte wird im vorliegenden Werke von der angegebenen Periode bis auf das Jahr 1799 heruntergeführt; — noch fehlt also ein sehr merkwürdiger Zeitabschnitt, der der letzten Jahre. Nach der Vorrede war es der sehr lebhaft gefühlte Mangel eines guten, vollständigen, pragmatischen Lehrbuchs der mittleren und neueren Geschichte, welcher den Vf. zur Ausarbeitung dieses Werkes bestimmte. Allein dieser guten Absicht des Vfs. hat die Ausführung leider nicht ganz entsprochen. Zwar hat Rec. in den Thatsachen selbst keine bedeutenden Unrichtigkeiten bemerkt, wohl aber ist ihre Darstellung sehr oft höchst einseitig und widersprechend, und vor allen der Vortrag in einer sehr unrichtigen, mangelhaften und unbeholfenen Sprache, welches bey dem Lesen des Buches einen höchst widerlichen Eindruck macht. Rec. gehört keineswegs zu denen, welchen hochklingende Worte in der Geschichtserzählung alles sind; wohl aber glaubt er, daß große Begebenheiten auch in einer edlen, würdigen Sprache vorgetragen werden müssen, welches sich freylich dann von selbst schon fügen wird, wenn einmal das Gefühl des Schreibers durch die Größe der Gegenstände, die er darstellt, ergriffen ist. Dagegen aber ist nichts so sehr im Stande, die Lust und Freude an der Geschichte selbst zu verderben, als wenn die Begebenheiten in einer ungebildeten, weitschweifigen, unedlen Sprache vorgetragen werden; und das ist leider bey dem vorliegenden Werke der Fall. Gleich der Anfang desselben giebt eine Probe von der Schreibart des Vfs., welche uns statt mehrerer Beyspiele genügen mag. Er lautet so: „Römisches Kaiserthum. Dies war längst nicht mehr. Der ungeheure, sich selbst überlastende Koloss, ein Koloss, der das ganze cultivirte und halbcultivirte Europa, ich meine Italien, Gallien, Spanien, Britannien, einen Theil von Germanien, Rhätien, Pannonien, Dacien und viel andere Länder despotisirte, war lange vor Karl dem Großen eben so fürchterlich zusammengefügert, als er ungeheuer heran gewachsen war.“ Die Wörter ungeheuer, fürchterlich, schrecklich, unbeschreiblich u. s. w. sind Lieblingsausdrücke des Vfs., und werden im ganzen Werke sehr reichlich angebracht. — Die Ansichten des Vfs. von der Geschichte selbst verrathen oft große Einseitigkeit. Ihm sind so z. B. die Römer nur tapfere Räuber (S. 2); bald darauf aber (S. 12 und 13) wird sehr viel von der Gerechtigkeitsliebe und den übrigen Tugenden der großen, alten Römer gesprochen. Eben so schielend fallen die Urtheile über einzelne Personen und Begebenheiten aus, z. B. über den Selbstmord Otho's, wohl die einzige große That in dem Leben dieses Kaisers! Mancher kleiner Irrthümer nicht zu gedenken, wenn z. B. der Herrscher

von Cäsar König Zamorin genannt wird, da bekanntlich Zamorin der Titel seiner Würde war u. a. m. Überhaupt scheint der Vf. bey sich selbst darüber

noch gar nicht im Reinen gewesen zu seyn, für welches Publicum er eigentlich schreiben wollte. A. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

Katechismus. *Hofsch.* gedruckt bey Adlers Erben: *Fingerzeige zum fruchtbaren Gebrauche des mecklenburg-schwerinschen Landes-Katechismus.* Predigern, Schullehrern, Hauslehrern, Hauslehrerinnen und anderen Freunden der Religion gewidmet von *Johann August Uhlig*, Prediger zu Gr. Posen und Carow. 1808. XXIV und 99 S. 8. (8 Gr.)

Der mecklenburg-schwerinsche Landes-Katechismus, worin der kleine lutherische Katechismus erläutert wird, enthält allerdings manche unfruchtbare, und für die Jugend unnöthige Lehren, und hat überhaupt der Mängel viele, wie Hr. Uhlig und Andere in der ältern Monatschrift von und für Mecklenburg und vor einigen Jahren Hr. Dahl in dem vom Rector D. Dietz in Ratzeburg herausgegebenen mecklenburgischen Journal sehr gut gezeigt haben, und es ist zu bedauern, daß Prediger und Schullehrer im Jahr 1809 noch an ein Lehrbuch vom Jahr 1717 gebunden seyn sollen. Indessen, obgleich dieser Katechismus in den Schulen des Herzogthums Mecklenburg-Schwerin öffentlich eingeführt ist, sind doch Prediger und Schullehrer nicht so streng daran gebunden, daß sie nicht bey dem Unterricht in der Religion ihren eigenen Gang gehen, und ihre eigenen Ideen damit verbinden können. Hr. P. Uhlig ist in den 24 Jahren seiner Amtsführung dem in dem Katechismus vorgezeichneten Gange gefolgt, und scheint es S. VIII der Vorrede auch seinen Amtsbrüdern zur Pflicht zu machen. Er irrt wohl, wenn er glaubt, daß Viele unter diesen mit unserm Katechismus darum nichts anzufangen wüßten, weil er ihnen zu mager und zu sehr Skelett ist. Das ist wohl bey den Meisten nicht der Fall; vielmehr enthält ihnen der Katechismus zu viel, was sie dem Verstande und Gedächtnisse der zu unterrichtenden Jugend nicht aufbürden wollen, und wovon sie sich für Herz und Leben keinen Nutzen versprechen. Es giebt vielleicht kein Lehrbuch, das in der Hand eines geübten und eifrigen Lehrers ganz anbrauchbar wäre; und in dieser Rücksicht hat Hr. U. unstrittig Recht, wenn er S. IX von dem mecklenburgischen Landes-Katechismus etwas geizt versucht: „Ach, es läßt sich sehr viel damit anfangen! Bekleide du, mein Bruder, das Skelett mit Fleisch, Muskeln, Haut, hauche ihm Leben ein, und du wirst ein lebendiges, wirksames Wesen daraus bilden. Aber Theil nehmen mußt du an deinem Werke, innig, herzlich, aufrichtig, du mußt leben und weben in ihm, mußt immer daran verbessern und weiseln, wie — Pygmalion an seiner Galathea, die endlich unter seinen Händen lebendig ward.“ Rec. wünschet in den Händen der Kinder kein Lehrbuch der Religion, das der Lehrer zu verbessern nöthig hat, und das würde doch sehr häufig geschehen müssen, wenn dieser sich streng an den mecklenburgischen Katechismus binden, und nicht vielmehr nur das darin enthaltene Gute benutzen wollte. In der That geschieht auch von Hn. U. nichts weiter. Denn er übersieht alle ihm nöthig scheinenden Fragen, als ihn nicht angehend, und er thut wohl daran, daß er sich in keine Widerlegung derselben einläßt, wodurch notwendig entweder das Ansehen des Lehrers oder des eingeführten Lehrbuchs herabgewürdigt werden würde.

Was nun diese *Fingerzeige* selbst betrifft: so sind sie höchst verständig; aber es fehlt ihnen durchaus das Religiöse in einem höhern Sinne des Worts. Hr. U. dringt freilich wiederholt darauf, daß der Lehrer den Kindern Gott als Vater vorstellen, und sie zur kindlichen Ehrfurcht und Liebe gegen ihn anführen soll; aber so wie im mecklenburgischen Landes-Katechismus zu viel System-Theologie enthalten ist: so enthält seine Erläuterung desselben hin und wieder noch zu viel Metaphysik. Dabey ist es auffallend, daß sich der Vf. so sehr vor dem Unbegreiflichen scheut. Alle, auch die hei-

ligsten Lehren der Religion werden bloß verständig behandelt, und von dem geheimnißvollen Dunkel, das ihnen ihrer Natur nach eigen ist, sorgfältig entkleidet, und nirgends wird daran gedacht, daß Religion eigentlich Sache des Herzens sey. Wie leicht und flach werden die Lehren von der Eingebung, von der Erlösung, von der Vergebung der Sünden u. a. behandelt! Hr. U. scheint nicht daran zu denken, daß auch in der Religion der Vernunft der scharfsinnigste Philosoph auf unbegreifliche Geheimnisse trifft, und daß zuletzt unserm ganzen Wissen etwas Unbegreifliches zum Grunde liegt. Dadurch schafft er sich auch oft Schwierigkeiten, wo keine sind. Rec. findet z. B. die Lehre von der Freyheit, soviel die Kinder davon zu wissen brauchen, durchaus nicht so schwer, wie Hr. U. sie vorstellt; er ist überzeugt, daß auch in dem kindlichen Gemüthe die Freyheit sich als Thatfache ankündigt, und der Lehrer darf nur daran erinnern, daß der Mensch das Vermögen hat, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen, und das eigene Bewußtseyn der Kinder wird für ihn sprechen. Wenn der Vf. so sehr wider die Lehre von der Erbsünde eifert: so beweiset er auch dadurch, daß er von dem tiefen Sinne, welcher in dieser Lehre enthalten ist, wenn sie richtig verstanden wird, keine Ahnung gehabt habe. Wir rathen ihm, in dieser und anderer Rücksicht Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft zu studiren. — So wahr es auch ist, daß mit dem Genuß des heiligen Abendmahls auf dem Krankenbette mancher Mißbrauch getrieben wird: so ist doch die Ansicht, welche Hr. P. U. davon hat, zu wenig religiös, als daß wir ihm ganz beystimmen könnten. Wir wünschen daher nicht, daß die Frage: ob der Religionslehrer verpflichtet sey, zu einem Kranken, der einen steckenden Krankheitszustand zu haben, zu gehen, und ihm das heilige Abendmahl zu reichen, unbedingt verneint werden möge. Hiezuan das Abendmahl für mehr, als bloße Ceremonie, und erinnert man sich daran, daß das Herz ein sinnliches Pfand wünscht, begehrt, verlangt: so wird man den Religionslehrer eben so wenig von der Verbindlichkeit, den Kranken zu besuchen, Jospfprechen können, wie den Arzt. — Noch können wir es nicht billigen, daß der Vf. fast durchgängig von eudämonistischen Grundsätzen ausgeht; wenn er darauf dringt, daß die Kinder verständig und gut werden sollen: so setzen sie es doch nur darum werden, um glücklich zu werden. Der Nachtheil, der unserer Überzeugung nach daraus entfließet, wird dadurch nicht gehoben, daß der Vf. die Worte Glück und Unglück in einem ungewöhnlichen Sinne nimmt. Überall leuchtet die Unbekanntheit des Vf. mit den neuesten Untersuchungen über die Religion, und seine Vorliebe für die sogenannten aufklärenden Theologen, deutlich hervor.

So ernstlich wir uns nach unserer Überzeugung gegen die ganz religiöse Ansicht des Hn. P. U. erklären müssen: so bereitwillig geben wir ihm auch das Zeugniß, daß er die Lehren der Religion und Moral sehr glücklich popularisirt hat, daß er an manchen Stellen das Herz für sie zu interessieren weiß, daß er eine vertraute Bekanntschaft mit den Irrthümern und Vorurtheilen des großen Haufens an dem Tag legt, und besonders reich ist an Beyspielen und kleinen Erzählungen, wodurch die vorgetragenen Wahrheiten dem Verstande und Herzen der Kinder näher gebracht werden. In dieser Rücksicht verdient seine kleine Schrift alle Empfehlung, und man wird sie bey dem Unterrichte in der Religion, auch wenn man ein anderes Lehrbuch als den mecklenburgischen Katechismus zum Grunde legt, mit Nutzen gebrauchen können.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 NOVEMBER, 1810.

ERDBESCHREIBUNG.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Episoden und Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien in den Jahren 1801, 1802, 1803, nebst Anhängen vom J. 1805, von Friederike Brun.* 1 Bd. 1806. 420 S. 2 Bd. Mit Anhängen vom J. 1807-1809. 406 S. gr. 8.

Wir dürfen uns nicht schmeicheln, unsere Leser zuerst auf eine Lectüre aufmerksam zu machen, die, seit der langen Erscheinung des ersten Bandes, schon in den Händen der meisten von ihnen seyn wird. Allein wir können auch eben so wenig unser Urtheil von einem Werke zurückhalten, das wir als eins der vollendetsten ansehen, welches uns Madam B. lieferte. Bekanntlich verdanken wir ihr schon mehrere Schriften über fremde Länder und Städte, die weniger Reisebeschreibungen, als getroffene, an Ort und Stelle uns versetzende Gemälde sind, da die Verhältnisse der gebildeten, mit allen Künsten und Wissenschaften wohlvertrauten Schriftstellerin sie in den Stand setzten, lange Zeiträume dem Aufenthalte in anderen Gegenden zu widmen, und so reise und durchdachte Bemerkungen und Schilderungen zu sammeln, welche andere, flüchtig durcheilende, oder nur Tage und Wochenlang verweilende Reisende übersehen, oder aufzufinden durch die Zeit verhindert wurden. Ein Vorwurf, den man vielen, sonderlich frühen Producten der Freundin *Matthisson's* aus diesem Fache machen mußte, war der eines zu üppigen, zu blumenreichen, zu dichterischen Stils, den die begeisterte Theilnahme und das lebhafteste Spiel ihrer Imagination entschuldigte; der aber in der Länge oft lästig wurde. Von diesem Vorwurfe sind die *Episoden* ganz frey. Die Schreibart ist ruhiger, der Vortrag gedrängter und das Colorit nicht so bunt, ohne daß die Beschreibungen dadurch minder ver sinnlichend und die Bilder minder lebhaft und einwirkend geworden wären. Wir lernen zugleich manche Landstriche kennen, von denen es uns entweder bisher an neuen Nachrichten, seit dem Sturme der Zeit, oder ganz und gar an Notizen gebrach. Die beiden Bände zerfallen in mehrere Abschnitte, von welchen jeder für sich ein Ganzes ausmacht, und in Briefform an Freunde und Freundinnen eingekleidet, vielleicht wirklich, dem ersten Entstehen nach, so abgefaßt ist. Der erste und zweyte des ersten Bandes schildert die Main- und Rhein-Thäler, die Rheinbäder, vorzüglich das Schlangenbad, und führt dann durch die Bergstrasse, durch Schwaben

und Schaffhausen bis Zürich. Mit diesen zwey Abschnitten steht gewissermaßen der folgende dritte in Verbindung, der eben diese Gegenden, nur über Freyburg und bis Basel berührt. Das in neueren Zeiten so berühmt und besucht gewordene Baden findet hier eine malerische Beschreibung, sonderlich die höchst merkwürdigen, Rec. wohlbekannten, schaurigen, unterirdischen Gewölbe des Vehmgerichts. Indem die Vfn. ihren Weg fortsetzt, und der schönen, von Pappeln eingefassten Landstrassen gedenkt, setzt sie hinzu: „Wo Boden ist, sind Pappeln, und der grosse Markgraf hat Recht. Kein Baum trägt mehr zum malerischen Effecte des Ganzen bey, keiner wächst schneller, und keiner verdirbt die Landstrassen so wenig.“ Wie sehr würde sich die Vfn. mit Rec. wundern und betrüben, wenn sie z. B. die Strasse jetzt von Carlsruhe auf Rastadt bereisete, und alles kahl und öde erblickte, weil es irgend einem Financier beliebte, diese 3 Meilen lange Alles von uralten, hochstämmigen, mannsdicken Pappeln umbauen, und an den Meistbietenden versteigern zu lassen! Man muß den schönen Effect dieser Pappeln wie Mad. Brun gekannt haben, um nun über ihren Verlust und die Nacktheit der Gegend zu trauern. S. 108 ff. findet man interessante Nachrichten von dem Naturkinde aus den Wildnissen des Schwarzwaldes, das, geliebt und wiederliebend, durch Schönheit, unverdorbenen Natursinn und hohen Geist den feingebildeten, aller Zaubereyen der adelsten Geselligkeit gewohnten und allbeliebten Sängers *Jacobi* fesselte. Nach dem vierten Abschnitte, über Ouchy und die Gegenden um Lausanne, macht uns der fünfte mit dem wenig besuchten, und doch so reizenden Dörfchen Valeire bekannt. „Nie werde ich die Sonnenaufgänge aus meinem Fenster in Valeire vergessen, die entzückenden Herbstmorgen, an denen ein weitverbreiteter Silberflor über dem ganzen, sanft vor uns absinkenden Pays de Vaud ruhte, mittlerweile langsam die Sonne über den savoyer Alpen emporstieg, und unter ihr die hohen Urgebirge im reinen Himmelblau ihres ewigen Eisgewandes glänzten, während einzelne Spitzen der höchsten Hüpter wie Diamanten funkelten.“ Von Valeire durchwanderte die treffliche und gefühlvolle Malerin die anstossenden Jurathäler bis zum Bette der Orbe. Der sechste Abschnitt enthält in 4 Briefen, von welchen der letzte von 1806 ist, Charakteristiken vom gegenwärtigen Genf, von seinen Bewohnern, Gelehrten und Künstlern, mit einzelnen interessanten Zügen untermischt. „Da liegt der herrliche Luthain, der Batsions, verödet, und an den alten ehrwürdigen Bäu-

men, welche Jahrhunderte lang das Glück der blühenden Stadt sahen, und die Spiele ihrer Kinder beschatteten, sieht man noch die Wunden vom Mordgeschosse der bluttrunkenen wüthenden Rotte, welche die edelsten Bürger der Stadt, junge und alternende Männer, durch lange Tugend oder frühe Blüthe derselben ausgezeichnet (auch Rec. beklagt unter diesen Opfern zwey würdige, unvergessliche Freunde!), in der Mitternachtsstunde dem Gefängnisse entrisen, an diese Bäume banden, und, geblendet durch Trunkenheit und Fackelschein, mit ungeübter Hand oft fehlend, langsam zu Tode marterten *Roussseau's* Büste steht auf einem ungeheuern Postament mitten in der einsamen Promenade, die jetzt in einem kläglichen Zustande der Unsauberkeit und des Verfalls ist. Als B. im J. 1794 hieher kam, fand er die Gassenbuben von Genf, als alleinige Besucher der Promenade, eifrig beschäftigt, Kiesel nach einem Ziel zu werfen; das Ziel aber war die Nase des Philosophen- und Bürgers von Genf, der diesen Lohn wahrlich nicht von den Kindern, weder seiner Vaterstadt, noch Europa's, verdient hatte." Nun folgt ein Aufsatz, der theilweise schon in einer Zeitschrift eingedruckt stand, die Reise auf dem genfer-See nach Villeneuve und Martigny bis St. Maurice, mit den Landungen zu Anson, Eviron, Meillerie und anderen berühmten, aber von deutschen Reisenden nur selten besuchten Orten, wo freylich der Empfang und die Chicane der Zollvisitatoren nicht zur Nachfolge reist. Die blutigen Scenen von der Einnahme von Wallis 1799 mögen wir nicht abschreiben. In Martigny wurde das Geschlecht der Cretinis, welche ihrer Unbehilflichkeit und Schwäche halber den geflüchteten Bewohnern ins Gebirge nicht nachhelfen konnten, und wüthend vor Hunger und Schrecken wurden, bey diesem Überfalle fast vertilgt. Mit dem Aufenthalte in Coor unter Lausanne 1802 war für das zarte kränkliche Weib ein Aufstand von 4000 Bauern verbunden, welche gegen Lausanne marschirten; Schilderungen einiger theatralischen Darstellungen der berühmten *Staal*, die sich jetzt in Lausanne befindet, machen den Schluss des ersten Bandes. Der zweyte ist ganz dem neuen Italien gewidmet. Die Reise von Rom nach Palestrina und über Tivoli nach Subjaco machen mit dem Gorda-See den Anfang. Dieser letzte Aufsatz lehrt uns eine der lieblichsten und unbenutztesten Gegenden Welschlands kennen, wo die wahren Agrumen- und Orange-Fabriken für unseren Norden gedeihen, und Kühlung und Hitze sich zur lieblichsten Lebenswärme verschmelzen, wie am Golfo von Neapel; „Weiter braucht'ich bey einer künftigen Wanderung nach Italien nicht zu gehen, um leiblich zu gesunden, als hieher an den hellen Benaco, wo in der Sommerhitze das nordöstliche Ufer in der Schatten des Monte Boldo mich aufnähme, im Herbst, Winter und Frühling aber das hesperische Gestade von Salo mich und die Orangen beschirmte, dies Terna des Gorda-Sees." *Avis au lecteur*, für manchen Gesundheit und Milderung körperlicher Leiden suchenden Reisenden! — Die folgenden Abschnitte zerfal-

len in eine Menge sich verwandter Unterabtheilungen unter den allgemeinen Rubriken: *Scenen aus Rom; Cyklus um den albaner See und innerer, Cyklus um ebendenselben; Cyklus um den See von Nemi und innerer Cyklus*. No. IX ist eine Fortsetzung von No. VIII im ersten Bande, und begreift die *Reise über den grossen Bernhard*. Aus der Reichhaltigkeit seines Inhalts, copiren wir zwey merkwürdige Facta, welche den *grossen Mann unseres Zeitalters* zum Gegenstand haben. „Zwischen St. Pierre und der letzten Senke, ist eine Stelle, wo man über einen furchtbaren Abgrund auf engem Pfade reitet, und auf schlüpfrigem Rasen. Da hielten unsere Träger, und der Führer von *Bonstetten* hielt ihn an und sagte: Hier an dieser Stelle hat das sicherste unserer Maulthiere, dasjenige, welches sie reiten, einmal einen Fehltritt gethan, der es mit sammt dem Reiter in den Abgrund gestürzt, hätte ich mich nicht schnell mit aller Kraft vorgeworfen, und dasselbe gehalten; und der Reiter war? *Bonaparte*. Er hat mir auch 20 Louisd'or geschenkt. — An diesem Faden hing das Schicksal Europens!" — Zu Verrez, hinter *Aosta*, wohnte die Verfasserin, bey einem ehemaligen sardinischen Ingenieur-Officier, in dessen Hause *Bonaparte* anderthalb Tage verweilt hatte, um zu recognosciren. „Wir bemerkten gleich sehr ausgezeichnete Specialcharten der Gegend an den Wänden der Gaststube. *Bonstetten* fragte, von wem? Der Wirth antwortete: *von mir!* und erzählte. Diese Charten des Landes, das man vertheidigen sollte, und nicht *kann*, hingen hier, als der österreichische Generalstab dies Haus bewohnte; allein keiner der Officiere hat sie mit einem Blick angesehen. Doch kaum hatte *Bonaparte* dies Zimmer betreten, als auch sein erster Anblick auf die Charten fiel. *Qui a fait ces cartes? — C'est moi! — Eh bien, vous ne conduirez.* Und sogleich auf und davon über Berg und Thal, selbst, *eilte* mit ihm. Sie kamen ins Val d'Ajas; da stossen sie auf ein ausgestelltes, und beyrn schnellen Rückzug von den Österreichern verlassenes Picket von fünf und zwanzig Mann. Welche Begegnung! Man sieht sich, von beiden Seiten gleich überrascht, einige Momente schweigend an; dann sagte *Bonaparte*, kalt und gebietend, zum österreichischen Officier: *Donnez-moi votre épée, vous êtes mon prisonnier!* Und der Arme reichte das Schwerdt dem Günstlinge des Geschicks dar, und zum zweyten Male auf dem Alpenwege hing das Leben des wunderbaren Mannes am Faden des Ohngefährs!" Allein, wahrlich! es ist um ihn, wie *Macbeth* von sich selbst sagt, *etwas Göttliches hergezäunt!* Rec. kannte diese letztere Begebenheit schon längst aus dem *Revolution-Almanache* jenes Zeitraums, allein sie wurde damals, wie gewöhnlich, nicht geglaubt. Der Officier war von Geburt ein Niederländer, und soll noch in Brüssel am Leben seyn. Die Fortsetzung dieses Abschnitts, der den halben Band einnimmt, bringt uns nun über Turin, Alessandria, auf das Schlachtfeld von Marengo: „wo Österreicher und Ungarn noch mit akdentischer Tapferkeit gekämpft, und dem *Gewie* nur unterlagen, welches freye Gabe Gottes und

nicht *jedermanns Sache ist!* Ein französischer General gab dem Begleiter der Vfn. eine Ordonnanz, welche selbst mit bey der Schlacht gewesen war, um ihr das Schlachtfeld zu zeigen. Bey der Bormida fängt es an, und hört erst zwey Stunden weiter am Wege, der nach Tortona führt, auf. Es ist eine vollkommene, wagerechte Ebene, mit Maulbeerbäumen, die noch voller Musketenwunden sind, Reben und Korn bedeckt, und das fette Land von vielen kleinen Gräben durchschnitten. Die Ordonnanz zeigte ihnen die Stätte, wo Desaix tödtlich verwundet, und in seinem Blute schwimmend, auf den einzigen, blühenden Rosenbusch hinsank, der weit und breit sichtbar war. Das Dörfchen Marengo, nun so allberühmt, zählte vor der Schlacht nur 64 Einwohner, deren armseliger Überrest in 28 Bettlern, die Ruinen der zerstörten Wohnungen noch kaum belebte. Auch die Ordonnanz versicherte, daß die Armee geschlagen und in vollem Rückzuge war, als Desaix Ankunft und ein Manoeuvre Napoleons den Sieg wieder herbeyrief, der sein kleines, noch übriges Heer in oblique Reihen stellte, und so die Fronte ausdehnte, ihnen so selbst wieder Muth machte, und dem Feinde ihre geringe Anzahl verhohle. Genua, seine Palläste und Villen, die lieblichen Gestade und Gelände des Golfo de la Specie, enden diesen Abschnitt und den Band. Während der Belagerung von Genua, als die von Hunger sterbenden Gerippe auf allen Straßsen herum wankten oder umberlagen, ward kein Brod geraubt oder gestohlen. Ein dem Tode naher französischer Soldat schwankt vor einem Beckerladen, nimmt ein Brod von 2 Unzen in die Hand, und fragt: *che costa?* Als der Becker ihm antwortet: *Quatter Lire!* läßt er es wieder auf den Laden fallen, und sinkt sterbend an demselben nieder. —

— 5.

BERLIN, b. Unger: *Allgemeine Reisebibliothek oder Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen nach ausländischen Originalen, ästhetisch bearbeitet von Chr. Aug. Fischer.* IV Band. 1809. 392 S. 8. (1 Thlr.)

Rec., der die vorigen drey Bände nicht angezeigt hat, weiß nicht, ob die Sonderbarkeit des Titels von seinem Vorgänger bemerkt sey, die um so mehr bemerkt zu werden verdient, da sie zur Beurtheilung des Redacteurs beyträgt. Das *Allgemeine* löst er in das *Ausländische*, und das *Ästhetische* in einen Begriff auf, der uns bisher fremd war. Glaubt denn der Professor der Ästhetik mit diesen Begriffen nach Willkühr schalten, und vorzüglich den letzten so profaniren zu dürfen, daß er ihn unbedingt auf Darstellung von Gegenständen anwendet, die mehr die Sinnlichkeit, als den Verstand, mehr den Verstand als die Beurtheilung afficiren? Man findet unter den vielen ästhetischen Gegenständen, die ästhetisch bearbeitet seyn sollen, auch nicht Eine Spur einer solchen Bearbeitung, und wie sehr würde sich der Redacteur an seinem Original verständigen, wenn es das, was der Homochronistik und Heterochronistik

in den Reisen angehört, durch ästhetische Bearbeitung aus der ihnen eigenen Sphäre verrückt hätte! Das, was Andere, die keine Professoren der Ästhetik waren, mit dem Titel *unterhaltendes Lesebuch* richtig ausdrückten, das hat Hr. Fischer, um nicht so gemein zu seyn, als Professor der Ästhetik unästhetisch in ästhetische Bearbeitung verwandelt. Diese Taschenspielerkunst soll wahrscheinlich dem Abfatz zu Hülfe kommen, der Hn. F. als schreibseligem Schriftsteller zu mangeln anfängt. — Der vierte Band enthält 1) Auszüge 1) aus *Oliviers Voyage dans l'empire Othoman, l'Egypte et la Perse*, in Beziehung auf Persien, als den fünften und sechsten Theil dieses Werks. Hr. F. versichert, den vernachlässigten Vortrag, und die nicht immer natürliche Abtheilung des Originals in Capitel verbessert zu haben. Wir glauben nicht, daß man *Oliviers* mit Recht den Vorwurf der Vernachlässigung des Vortrags machen könne, vorausgesetzt, wenn man das Original von seiner ganzen Individualität richtig auffaßt. *Oliviers* war es darum zu thun, den Gegenstand seiner Reise so vielseitig und wahr seiner Regierung und seinem Auftrage gemäß wieder zu geben, wie er ihn in sich aufgenommen hatte. Er drückt sich daher überall bestimmt und so lebendig aus, daß der Gegenstand, wie angehaucht, sich auf den Leser bewegt. Die Sprache, worin er schrieb, kam ihm noch zu Statte, und so ward sein Werk in gewisser Hinsicht vollendet. Hr. F. hat freylich vieles abgekürzt und zusammengedrängt, wie man schon aus den 121 Seiten der ganzen Reise schließen kann; allein diese Abkürzung und das Zusammendrängen geschah meistens auf Kosten der Sache, der das Haschen nach einem fließenden Vortrag ebenfalls sehr schaden mußte. Hr. F. scheint fast manche Capitel bloß gelesen und sich dann hingeworfen zu haben, um das wieder zu geben, was hängen geblieben war. Dadurch hört *Olivier* auf, das zu seyn, was er ist. Die Abtheilung in andere Capitel hat bey Hn. F. nicht viel gewonnen. Denn eine große Menge von Capiteln und ihrem skizzirten Inhalte verchränkt nur den Raum zum Texte. 2) Fortsetzung der Auszüge aus den *Memoires d'un voyageur qui se repose*, par Mr. Dufens. Hr. F. übersetzt diesen Titel so: *Erinnerungen eines alten Reisenden*. Man kann alt, und doch noch reiselustig seyn und wirklich reisen; man kann aber auch jung schon viel gereist seyn, und auszuruhen Lust haben. Diese Auszüge schließen sich an den dritten Theil der allgemeinen Reisebibliothek an — eine Zerstückelung, die dem Eindruck des Ganzen schadet. Der Vf. schildert seinen Aufenthalt in Paris, wo er nach dem Tode Ludwigs XV ankommt, seinen Aufenthalt in Turin, Rom, England etc. Eine Menge Anekdoten, wovon die meisten bekannt sind, häuft sich auf einander. Wenige sind es nicht, so z. B. Beaumarchais drückt sich einmal über den Unterschied zwischen London und Paris so aus: *à Londres on a la liberté de la presse, au lieu qu'à Paris la liberté est en prison*. S. 160 erzählt er, daß der Duc von Choiseul, dem er S. 163 einen sehr achtungswerthen Mann (!!!)

nant, die unschuldige Ursache von Ludwigs XVI Arrestation in Varennes war. Choiseul wäre den 19 Junius mit Depeschen an den Marquis von Bouille abgeschickt, und zum Commandanten der Escorte ernannt, die man dem König entgegen zu senden beschlossen hatte; betreten, den König nicht in St. Manehould zu finden, wäre er nach einigen Stunden vorgesprengt, um, wie er vorgab, dem zur Bezahlung der Truppen bestimmten Geldtransporte entgegen zu reiten; dieses habe Verdacht und Lärm erregt, und zugleich die Arrestation veranlasst. — Der größte Theil der übrigen ist ein wahres Vademecum, nicht immer von der besten Auswahl, oft sehr contrastirend mit dem angeblich ästhetischen Sinne des Herausgebers. 3) Der Anfang von *Robins voyage dans l'intérieur de la Louisiane*, 1 B. sehr abgekürzt, mit unter engelführt ohne Zweck. 4) Auszug aus *Thorntons Reise in die Turkey*. 5) *Haafners Reise in einem Palankin* (übersetzt *Haafners Palankins Reise*) machen den Beschluss des Haupttheils, und unter dem Titel von *Miscellen* hat er am Ende getrennt von den einzelnen Werken einen Auszug aus *Thornton über die Moldau und Wallachey*, aus der *Bibliothèque britannique et américaine* einen Aufsatz über Obercanada, über Sitten von Mexiko und von Nordamerika; aus *Brays Voyage aux Salines de Salzbourg* ein Bruchstück einer Reise von München nach Bozen, und die *Devedaschies in Ostindien nach Haafner* mitgetheilt.

Dns.

BERLIN, b. den Gebr. Gädicke: *Handlungsreisen besonders für Jünglinge zur Kenntniß der Indus-trie und des Handels der Staaten*. Herausgegeben von S. G. Meisner. 1 Theil, welcher *Portugal und Schweden* enthält. 1810. 194 S. 8. (18 Gr.)

Man kann in Ansehung dieses Werks fragen: wozu soll eine solche Sammlung bey der Menge von Schriften, womit wir in diesem Fache überhäuft sind, dienen? was soll sie seyn? warum werden so entfernte Länder mit einander verbunden? warum legt der Vf. bey Portugal fast nur *Rüders*, und bey Schweden fast allein nur *Ecks* Reisen zum Grunde? Auf alle diese Fragen kann der Herausgeber zur Befriedigung

und Nichtbefriedigung seiner Leser antworten: diese Sammlung, bestimmt, die Lücke zwischen den für die Jugend bearbeiteten Reisen und den größten Reisemagazinen und Bibliotheken auszufüllen, soll theils eine unterhaltende Lectüre gewähren, theils aber auch eine zweckmäßige Handelsgeographie für den im Titel angegebenen Zweck in sich fassen; sie soll wegen der Abwechselung und Mannichfaltigkeit den Leser bald in wärmere, bald in kältere Zonen führen, und die besten und neuesten Reisebeschreibungen dabey benutzen. Man kann aber auch fragen, ohne daß man hierauf vom Vf. eine Antwort erhält: sollten die Antworten auf die obigen Fragen den Leser befriedigen können? warum fehlt so Manches, was nöthig ist, z. B. eine genaue und zugleich gedrängte Darstellung des Landes in geographischer, physischer, statistischer, politischer, commercieller Beziehung, eine Darstellung, die die Übersicht und die Anschauung erleichtert? wofür Dinge, die wenig oder gar nicht hieher passen, z. B. Verdienste *Pombals*, Alterthümer, maurische Überbleibsel, kühne Felsenkletterer, Rettungen, Spazierfahrten, Observatorien? wofür Dinge, die theils nur halb, theils gar nicht wahr sind? Z. B. die Zahl von 80000 herrenlosen Hunden, die in Lissabon herumlaufen, die der Redacteur selbst für etwas übertrieben hält; die Processionen zur Fastenzeit, die von *vermummten*, barfußgehenden Personen begleitet werden; Porto hat nach *Rüders* nicht 50000 Einwohner, wie hiernach gegeben ist, sondern 80000, und wenn letzteres ein Druckfehler wäre; so ist *Murphy's* Angabe von 63000 sicherer. In Schweden reist der Vf. auch mit *Arabi*, gar nicht mit *Arndt*, woher denn auch so manche Berichtigungen nachgetragen werden könnten, wenn es der Raum gestattete. — Doch kann Rec. dem Werke dem Vorzug eines falschen, gefälligen und munteren Vortrags nicht streitig machen; und Hr. *Meisner*, der in demselben Verlage schon mehrere Jugendschriften herausgegeben hat, darf in sofern auf den Beyfall des kaufmännischen Publicums sicher rechnen, wenn dieses auch mit Recht eine derben Kost gegenwärtig, da die Bildung desselben mehr in die Tiefe als Breite geht, fodern sollte.

Dns.

KURZE ANZEIGEN.

BESCHREIBUNG. *Kressel, S. Abraham ter Meer: Der Mensch, oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde.* Dritter Band erstes Heft. 1809. 158 S. Anm. 23 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Den größten Theil dieses Hefts nimmt, wie bey den vorigen, die Schilderung des an die Reihe gekommenen Landes, einen kleineren die Darstellung der Bewohner ein. Diesmal ist es Neuholland, welches beschrieben wird. Der Bearbeiter hat seine nicht unergiebigen Quellen fleißig benutzt, und bis zur 105 Seite alle natürlichen Merkwürdigkeiten von jenem aller Cultur noch hart verschlossenen Lande aufgestellt. Die darin befindlichen armseligen Menschen, um welche es

doch, dem Titel des Buchs und der Vorrede des ersten Hefts zufolge, eigentlich zu thun war, sind kurz, doch für den Zweck ausführlich behandelt. Der Vf. hat in dem vorliegenden Bande seiner Sucht, sich in prunkenden Beschreibungen schrecklicher Naturscenen zu zeigen, seltener als vormals nachgegeben. Manchmal freylich erscheinen Recidive, so S. 104, wo „sich die Wolken plötzlich mit entsetzlichen Getöse öffnen, und die blendendsten Blitze ihre schlangenförmigen Strahlen auf allen Seiten verbreiten.“ Das nächste Heft soll mit Amerika aufgehen.

Ch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 N O V E M B E R, 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

ZÜRICH, b. Füssli und Comp.: *Heinrich Füssli's, Malers in London, sämtliche Werke, nebst einem Versuche seiner Biographie.* Erstes Heft. 1807. Zweytes Heft. 1809. Jedes Heft enthält 8 Kupfertafeln mit sauber gestochenen Umrissen und beide zusammen XVIII Seiten Text zum Versuche von der Biographie des Künstlers, nebst 16 S. Erklärung der Kupfertafeln. gr. Quer-Fol. (6 Thlr. 13 Gr.)

Im Urtheil über Werke der bildenden Kunst muß, wenn man nicht unbillig verfahren will, allemal erst erwogen werden, welche Kunsteigenschaften der Künstler nach Maßgabe seiner Neigung und seines besonderen Geschmacks, vornehmlich beabsichtigte. Denn unmöglich kann derselbe Maßstab, dieselbe Weise der Beurtheilung auf ein Werk passen, dessen Meister sich vorzüglich um reine Formen bemühet, und eben sowohl auf ein anderes, wo das Colorit oder die Wirkung von Licht und Schatten hauptsächlich berücksichtigt worden sind. Ein Kunstrichter, der dieses zu überlegen und gehörig in Anschlag zu bringen veräußert, wird schwerlich einseitige Urtheile vermeiden; er wird mit nutzloser Strenge oft wirklich schätzbare Eigenschaften verkennen, und mit spärlichem Genuß nur einige der ersten Lichter als wahre Künstler, und nur einige ihrer größten Meisterstücke als befriedigende Kunstwerke gelten lassen. Wir hingegen halten es für belohnender, in jedem Kunstwerke vornehmlich das zu beachten, was der Meister desselben hauptsächlich zu erzielen getrachtet, und wenn er nur überhaupt Verdienste hat, uns seine Darstellungsweise selbst mit einigen Schwächen gefallen zu lassen, ohne übrigens diesen Schwächen das Wort reden zu wollen.

Zu solchen Betrachtungen haben uns die vorliegenden Umrisse nach Hn. Füssli veranlaßt.

Wenn man, um ihn zu beurtheilen, einen sehr hohen Standpunkt nimmt, vollkommen richtige Zeichnung, zarten gemüthlichen Ausdruck, reine Schönheit der Gestalten und stillen bescheidenen Reiz in den Stellungen der Figuren als ganz unerläßliche Bedingungen fodert: so können Hn. F's. Werke keine große Befriedigung gewähren; allein sie haben nach unserem Ermessen einen unleugbaren großen Werth in dem Eigenthümlichen des Meisters und in der Poesie seiner Erfindungen.

Dass Hr. F. hinsichtlich auf die Wahl der Gegen-
S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

stände das Nichtgewöhnliche, Auffallende liebt, ist hinlänglich bekannt, und die großen Blätter, welche in England nach seinen Gemälden geschabt und gestochen worden, erhielten bey ihrer Erscheinung allgemeinen Beyfall. Mag immerhin die Neuheit diesen Beyfall etwas erhöht haben: im Wesentlichen war er doch ohne Zweifel nur durch das Kräftige, Geniatische des Geschmacks der Erfindung, und Darstellung überhaupt hervorgebracht. Darum sollte nun auch die gegenwärtige Sammlung von Hn. F's. sämtlichen Werken eine geneigte Aufnahme beym Publicum hoffen dürfen. Wir wenden uns zur Specialanzeige der Blätter, welche die erste der vorliegenden Lieferungen ausmachen.

I. *Füssli und Bodmer.* Unser Künstler genoss in seiner Jugend Bodmers Unterricht über alte Literatur; zum Gedächtniß dessen verfertigte er im J. 1778 ein Gemälde, welches ihn selbst und den alten Bodmer, ganze Figuren, sitzend darstellt, dieser scheint zu lehren, jener mit Aufmerksamkeit zuzuhören; zwischen ihnen steht das Brustbild eines alten Philosophen. Das Ganze ist wohl verbunden, voll Leben und Ausdruck, die Absicht des Künstlers vollkommen deutlich ausgesprochen; es ist keine von seinen überraschendsten Compositionen, aber eine von denen, gegen welche der Kunstrichter nach der Regel am wenigsten einzuwenden haben dürfte.

II) *Das Gespenst des Dion.* Obgleich wir die Erfindung dieses Blatts nicht für so musterhaft achten, als *Sulzer* (Theorie der schönen Künste, Art. Historie): so ist dasselbe doch auch in unseren Augen ein gutgedachtes, reiches und vorzüglich wohl angeordnetes Bild. Zwar sind die Inschriften, mit welchen Hr. F. gelehrten Beschauern eine genauere Erklärung des von ihm dargestellten Gegenstandes hat geben wollen, zu häufig angebracht: doch sind sie von der malerischen Bedeutung unabhängig, und könnten allenfalls weggelassen werden, ohne daß die allgem. Deutlichkeit des Ganzen gefährdet würde; denn der Stoff oder die Begebenheit eignet sich zur Behandlung durch die bildende Kunst. Dieses ist weniger der Fall mit der folgenden Darstellung.

III. *Joseph erklärt dem Becker und dem Mundschenk ihre Träume.* Auch hat der Künstler die Schwierigkeit, in dieser Aufgabe hinlänglich deutlich zu werden, wohl empfunden, und daher sich mit einer — Allegorie zu helfen gesucht; ein Rabe nämlich frisst von dem an der Erde liegenden Brod des Beckers und ein anderer nakt ihn in die Ferse, wodurch rückwärts auf den Traum des Beckers und zugleich vorwärts auf den

schmählichen Tod, den Joseph ihm weissagt, angespielt wird. Diese sinnreiche Allegorie verdient allerdings Lob; doch ist sie dem Zweck der Kunst lange nicht so wohl angemessen, als jenes einfachere Auskunftsmittel, dessen sich Raphael, im Gemälde, wo Joseph dem Pharaon den Traum auslegt, bediente, wo man den Traum selbst, die mageren und fetten Kühe, die leichten und vollen Ähren, gleichsam als Erscheinungen angebracht sieht. IV. *Lady Macbeth*, bereits bekannt aus einem Kupfer der *Shakespeare Gallery*. Schöne Ökonomie im Ganzen und sehr lebhaft Bewegung der Hauptfigur sind nicht zu leugnende Vorzüge dieses Bildes, welches im Übrigen ein etwas theatralisches Aussehen hat; auch ist der gewählte Gegenstand oder Scene, wenn man will, besser für die Bühne als für die bildende Kunst geeignet. V. *Wie Till Eulenspiegel die Schneider durch Säue strafft und lacht und wegging*. VI. *Wie Eulenspiegel zum Barbier durch's Fenster kam*. Zwey launige Darstellungen aus dem bekannten Volksroman. Unser Künstler verfertigte solche noch im Knabenalter, und so sind es wirklich merkwürdige Zeugnisse seines angeborenen, frühe schon bis zu einem bedeutenden Grad entwickelten Kunsttalents; beide Stücke haben Verdienste, uns scheint indessen dasjenige, wo Till durchs Fenster in die Barbierstube springt, vorzüglicher gerathen als das Gegenbild. VII. *Herkules und Diomedes* (König der Bisthener in Thracien). Mit einem Knie stützt sich Herkules auf die zu Boden geworfenen Pferde des thracischen Königs, und holt mit hochgeschwungener Keule einen gewaltigen Streich aus, ihn zu erschlagen. Dieses Blatt ist nach einem leichten Entwurf gestochen, der aber glücklich gedacht und mit Geist behandelt ist; die Figuren gruppiren vortreflich und sind äußerst lebhaft bewegt. VIII. *Der Kronenräuber*, aus *Shakespeares Hamlet*. — Ist gut gedacht und angeordnet. Ruhe und Bewegung contrastiren in den Figuren des schlafenden Königs und des Verräthers, der ihm Gift ins Ohr schüttet, vortreflich. Es gereicht weder dem Künstler zum Vorwurf, noch dem Bilde zum Nachtheil, daß man auf einem antiken bemalten Gefäß bey *d'Hancarville* Tom. II. Tab. 32 ein paar Figuren in beynahe ähnlichen Stellungen, aber anderem Ausdruck und Bedeutung findet, welche auch wahrscheinlich Hn. F. mögen bekannt gewesen seyn. Doch gesetzt, er habe wirklich Rücksicht auf dieselben genommen: so wußte er wenigstens sich ihrer mit so viel Geist und Schicklichkeit zu seiner Darstellung zu bedienen, daß sie nun als sein unstreitiges Eigenthum und zugleich als Muster eines erlaubten Plagiats betrachtet werden können. In der zweyten Lieferung sind enthalten: IX. *Der Tod des Odipus*. Schon aus einem größeren vortreflich gearbeiteten Blatt in schwarzer Kunst bekannt. Der blinde unglückliche König sitzt auf dem Hügel vom Gewitter umgeben, Blitze zücken, Sturm bewegt seinen Mantel, schüttelt ihm Haare und Bart, die Töchter liegen vor ihm, umfassen seine Kniee, halten den Sinkenden; es ist eine vortrefliche, mit vieler Kunst angeordnete Gruppe.

X. *Lear und Cordelia*, ebenfalls bekannt durch einen größeren Kupferstich in schwarzer Kunst, und ebenfalls gut angeordnet. Die Figur des Lear scheint uns von Seiten des wohl ausgedruckten Charakters, wie auch wegen würdiger Grösse ihrer Formen lobenswerth. XI. *Die drey Hexen*, aus *Shakespeares Macbeth*. Auch diese sind aus einem guten größeren Kupferstich schon bekannt. In einer fließenden Reihe angeordnet, füllen diese Brustbilder der drey Zauberschwestern den Raum des Bildes ungemein wohl an, haben, ungeachtet der Familienähnlichkeit in den Zügen und gleichen Gebärden, doch eine fein dargestellte Abwechselung des Charakters und des Ausdrucks. XII. *Der Beseßene*. Hostie, Crucifix und Weihwasser werden vergeblich angewandt, ihn zu heilen, er wird nur noch wüthender, und reißt die beschwörenden Mönche zu Boden. Dieser figurenreiche Entwurf voll Feuer, voll Bewegung, mag sich auf eine uns nicht bekannte Erzählung gründen. Darstellungen dieser Art, wenn sie auch, wie die, von welcher wir sprechen, Verdienste haben, finden keine große Gutmehr. XIII. *C. Marius und der cimbrische Soldat*. Marius liegt an der Erde ganz ruhig und ernst; der Soldat, welcher eben in das Zimmer zu treten scheint, fährt erschrocken über den Anblick des Helden, den er ermorden sollte, zurück, und läßt den Dolch aus der Hand fallen. Beide Figuren in diesem nur satzenhaft aufgeführten Entwurfe sind in Hinsicht auf den Contrast und den angemessenen lebhaften Ausdruck sehr wohl gerathen. XIV. *Der Schweizer-Bund*, nach einem Gemälde auf dem Rathhause in Zürich. Die Handlung des Schwurs der drey ersten Eidgenossen ist nach unserer Meinung trefflich und mit wahrer Begeisterung ausgedrückt. Der in der Mitte stehende und gleichsam Anführende legt seine linke Hand auf die in einander geschlagenen linken der beiden Anderen, und hält mit der rechten das Schwerdt empor. Die Art, wie es gehalten wird, und daß es nicht entbloßt ist, sondern in der Scheide steckt, giebt zu erkennen, es werde bloß Schutzwaffe des Bundes seyn; der Schwur geschieht auch, doch nicht zum Schwerdt, sondern ist mit den Blicken der für Recht und Freyheit entflammten Helden zum Himmel gerichtet. XV. *Satan von Ithuriels Speer berührt, unter ihnen Adam und Eva schlafend*, nach *Milton*. Ein leichter, geistreicher, erster Entwurf; die Figur des in die Luft emporsteigenden Satans hat in ihrer Anlage vornehmlich viel Gutes. XVI. *Belshane und Perceval unter der Zauberei des Urma*, schon durch einen früheren trefflichen Kupferstich in schwarzer Kunst den Liebhabern bekannt. In der ganzen Sammlung enthält dieses Blatt die geschmackvollsten Figuren, die geschlossenste, am wenigsten zu tadelnde Composition, welches, da Hr. *Fuesli* für einen vorzüglichen Meister in der Anordnung gelten kann, wahrhaftig viel zu seinem Lobe gesagt ist.

Dieses wäre, was wir über die angezeigten beiden Hefte (mehr sind bis jetzt nicht erschienen) sowohl im Einzelnen, als im Ganzen zu berichten haben. Ungeachtet des Sonderbaren, Manierirten, ja

selbst Caricaturmäſſigen; welches Hr. F. ſelten ganz vermeidet, iſt er doch immer einer der genialſten Maler unſerer Zeit. Von der Biographie wird ſich erſt urtheilen laſſen, wenn ſie vollendet ſeyn wird; vorläufig können wir nur anmerken, daſs der gelehrte Vf. derſelben des Künſtlers Jugendfreund, und alſo vor Anderen im Stande iſt, Nachrichten über ihn und den Gang ſeiner literariſchen und artiſtiſchen Bildung zu ertheilen. Druck und Papier des Werks ſind ausgezeichnet ſchön.

W. K. F.

ZÜRICH. b. Orell, Fuesli und Comp.: *J. G. Jakob's ſämmtliche Werke*. 1807. Erſter Theil. XVI und 240 S. Zweyter Theil. VI und 216 S. Zweyte Auflage. gr. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Es ſcheint uns nicht wohl gethan, dieſe Poeſie eines unſerer Veteranen, die zum Theil faſt ein halbes Jahrhundert vor unſerer Zeit gedichtet iſt, und bey ihrem erſten Erſcheinen in Deuſchland eine ſo günſtige Aufnahme fand, jetzt mit den Ausſchweifungen mancher neuerer Dichter, mit den Phantaſtreyen und den Producten krankhafter Gefühle, mit leeren Künſteleyen und gewaltsamen Glutergüſſen zuſammenzuſtellen, um ſie dadurch zu erheben, und durch den Abſtand gegen jene den Leſern in einem recht vortheilhaften Lichte zu zeigen, weil durch eine ſolche Nachbarschaft wohl das Auge für das Beſſere beſtochen, aber der Werth von keinem dadurch begründet oder wohl gar von Flecken gereinigt werden kann; vielmehr glauben wir, daſs alle Production in der Poeſie auch als ein Werk der Zeit, auf welches der herrſchende Geiſt der Mitwelt immer einigen Einfluſs hat, betrachtet, erkannt, und auch von dieſem Standpuncte aus genoſſen werden müſſe. Überdies haben viele von dieſen traulichen Mittheilungen ſo unmittelbare Beziehung auf die glückliche, nun entflohene Gegenwart, daſs es grauſam und für das theilnehmende Gemüth beleidigend ſeyn würde, ſie aus der Verbindung, worin ſie wachſen und blühen, herauszureiſſen, und ſie als getrocknete Pflanzen gegen das friſch wuchernde Grün zu halten. Auch unſer ehrwürdiger Dichter ſelbſt hat ſo gedacht, und hie und da mit faſt zu ängſtlicher Entſchuldigung erinnert, daſs er manches nur auf Bitten der Freunde, um des Andenkens glücklicher Tage willen, widergebe. Wer alſo nicht geneigt iſt, ſich in jene Zeit der idylliſchen Friedfertigkeit zu verſetzen, wo man mit genüſſamem Sinne und herzlichem Wohlwollen jedem Liede entgegen laufchte, das aus dem Kreiſe der Vertrautern herüberſcholl, der wird beſſer thun, lieber dieſen Gaben auszuweichen, als ſie nachher mit unbefriedigter Neigung undankbar zu verſpotten. In der natürlichen Unbefangenheit, worin man damals dichtete, lieſs man ſich oft gemächlich gehen, und war mehr um das Lächeln eines Freundes, als um eine Ewigkeit bekümmert. Geweckt durch die Anmuth der leichten franzöſiſchen Poeſie tönte der Geſang der landlichen Begeiſterung und das Spiel der Unſchuld und Liebe wie ein ſcherzen-

des Echo in Deuſchland hin und wieder, und wie es in Gleims Tafelrunde freundlich umging, wie die gemeinſamen Gefinnungen ſich in gefälligen Liedern begegneten, und in den poetiſchen Episteln hin und wieder kehrten: ſo ſtieg derſelbe Geiſt der Heiterkeit und der genüſſamen Freude auch in den *Opern von Weiſſe* gefellig-einladend von der Bühne herab, und ergötzte die empfänglichen Gemüther mit unendlicher Wiederholung, wobey die menuettenartige Muſik immer treulich zur Seite ging. Von dieſem Ton der Einfachheit und treuherzigen Hingebung liefern dieſe zwey Theile vermifchten Inhalts recht viele Belege, und die Gedichte ſowohl, als die beſonderen Aufſerungen des Dichters, ſind deſſhalb merkwürdig. So erzählt er, wie ſie im freuſchaftlichen Kreiſe nach einer Stelle in Yoriks empfindſamen Reiſen ſich einander mit Doſen von Horn, mit Lorenzodoſen beſchenkt hätten, um ſich gegenseitig in Beziehung auf jene Stelle dadurch zur Sanftmuth zu ermahnen, und wie nachher dieſe Wohlmeinung mit gutmüthiger Ehrlichkeit auch von Anderen aufgenommen und allgemein nachegeahmt worden, ohne daſs es einem eingefallen ſey, darüber zu ſpotten. In einem Schreiben an den CR. Jacobi ſagt er: „Will der gütige Schutzgeiſt, nach welchem ich mich umfah, dieſes Blatt nicht erhalten: ſo thue du es, o Freuſchaft! Dieſe ſey mein Denkmal bey den Nachkommen, daſs ich von dem Beſten unter den Menſchen geliebt wurde.“ Gegen die *Karſchin* drückt er ſich über ſeine eigene Poeſie alſo aus:

Ach! zu bezauberndem Geſang
Iſt Feuer nicht in meinem Buſen;
Nur die gefälligſte der Muſen
Hört dieſer Flöte leichten Klang,
Der nie zu Götterohren drang.

Ein Gedicht, worin aufgegebene Worte — nicht als Endreime, ſondern nur im Zuſammenhange angebracht waren, ward gleich zu allgemeinem Beyfall in den hamburgiſchen Correſpondenten eingerückt. Da es zu den beſſern gehört, indem die Aufgabe den gemächlichen Strom der Worte etwas mehr zuſammen hält: ſo mag es hier beſonders zur Probe dienen. Es war an die Fürſtin von Anhalt-Bernburg gerichtet:

Das goldene Zeitalter.

In jener goldenen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünſtelt Haar
Die Nympe nur mit Roſen zierte,
Und Quell und Bach ihr Spiegel war,
Als auf dem Raſen ſie der Lärche Lieder weckten,
Und Markſchüchtelein die Fiſche nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in ſpäten Nächten ſaß,
Und im Tarock bey Carreau-Aß
Der Mutter Unterricht vergaß;
Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand und Schlittenrecht ihm keinen Kuß erlaubte;
Als man vergnügt im ſillen Thal
Den väterlichen Acker nurzte,
Und kein Bedientenſchwarm, in weitem Marmorſaal,
Auf Leuchtern von Kryſtall drey hundert Lichter puzte:
Da konnten die Zufriedenheit
Selbſt *Mogols* Schätze nicht verſuchen;
Da ſaß die alte Redlichkeit
Bey ſchlechter Koſt, bey Brod und Eyerbuchen,

Und reiner Luft war jedes *Hers* geweiht;
Da prangte man nicht mit zerriss'nen *Fahnen*,
Wer *liebenswertig* war, bedurfte keiner Ahnen;
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt;
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

In dem Vorspiel mit Arien: *Elysium*, wird das Schlussschor: *Kinder sitzen euch zu Füßen*, ebenfalls manchem eine angenehme Erinnerung seyn, die hie und da auch jetzt noch in Tönen sich vernehmen läßt. Unter den prosaischen Aufsätzen, mit Versen untermischt, macht sich die *Winterreise* vorzüglich bemerkbar, wovon die zweyte Auflage auch ins Französische übersetzt, und in Paris gern gelesen wurde. Am wenigsten kann Rec. der Erzählung, worin eine Schule der Grazien aufgestellt wird, Geschmack abgewinnen, besonders bey Stellen, wie folgende: „In beiden Künsten (dem Tanzen und Flötenspielen) wurde von der Schülerin eine Probe verlangt, und folgendes Lied gesungen, dessen *Auslegung* Theone mit einer mütterlichen Umarmung versiegelte.

Flötenspielerin!
Lieblich ist die Flöte,
Wenn du sie an deine Lippe legst;
Wenn, mit jungfräulicher Röthe,

Du die Augen niederschlägst.
Wie den halberweichten Schnee
Laue Zephyretten schmelzen,
Wie sich in dem ersten Klee
Kaum geborne Götter wälzen,
So spielen die Töne der Flöte dahin.

Dem Vorwurfe, daß er die Franzosen nachahme, weifs der Herausgeber in der Vorrede mit den Worten; hört man deswegen auf, ein Deutscher zu seyn? recht gut zu begegnen, kann aber einen zweyten Tadel nicht ganz von sich ablehnen, indem er selbst eingesteht: „gegründeter war das, was man mir wegen der Spiele mit Liebesgöttern und Grazien, wegen der kleinen Manier in der Behandlung gewisser Gegenstände u. s. w. vorwarf.“ Da der Dichter selbst so streng mit sich Gericht hält: so kann Rec. dessen wohl überhoben seyn, um so mehr, da die ausgestellten Proben schon hinreichen werden, auch diejenigen, die mit jener leichten, nicht sowohl darstellenden, als gefällig besprechenden Poesie der vorigen Zeit noch unbekannt sind, über die eigenthümliche Beschaffenheit derselben, so viel nöthig ist, zu belehren.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) *Halle*, in Commission b. Gebauer: *De otio praedicatorum in primis rure degentium*, dissert D. Frid. Guil. Wilde. 1809. 24 S. 4. (4 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Meine Geschäfte und Methode*, prüfenden Gutsherrn, öffentlichen und Privatlehrern zur Beurtheilung und Nachahmung oder Warnung vorgelegt von D. Friedr. Wilh. Wilde. 2te veränderte und mit einer Abhandlung vermehrte Auflage: 1809. 68 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dieser beiden kleinen Schriften, Prediger zu Kurow, einem Dorfe bey Köslin, zeigt sich darin von einer vortheilhaften Seite.

In No. 1 hat er für gut gefunden, eine im J. 1806 der philosophischen Facultät zu Wittenberg zur Erlangung der Magisterwürde eingereichte Dissertation, worin er zu zeigen suchte, daß den Landpredigern Geschäfte genug, und mehr als zu viel oblägen, im vierten Jahre nach ihrer Verfertigung mittelst eines neuen Titels durch den Buchhandel mehr in Umlauf zu bringen. Gewiß wird die Lectüre dieser Abhandlung ihren Zweck erreichen; der Vf. hätte aber nicht bloß als Vertheidiger der Prediger, die man für geschäftlos hält, aufzutreten, sondern auch seine Amtsbrüder darauf aufmerksam machen sollen, wie fast jeder viel mehr für sein Amt thun könne, als er vielleicht thut. Ohnehin werden diejenigen, gegen welche er den Predigerstand in Schutz nimmt, an manchen Stellen ihm entgegensetzen, daß er seinen Brüdern vieles als Geschäft anrechne, was zwar Zeit, aber keine Anstrengung koste, und daß Jeder, auch der Rentier, über viele Geschäfte klagen könne, wenn er alles Arbeit nennen will, wozu er die Zeit hinbringen muß. Nützlicher würde es seyn, wenn im Allgemeinen bemerkt worden wäre, daß man einem, der berufen ist zu lehren, nicht nur Zeit geben müsse, täglich etwas Neues zuzulernen, und sich auf die Auswahl des jedesmal Vortragsenden und beste Vortragsart vorzubereiten, sondern daß es auch gar nicht möglich sey, zu berechnen, wie viel Zeit oder Anstrengung dazu nöthig und nützlich sey, indem der eine leicht, der andere schwer arbeite, der eine viel, der andere wenig Fleiß darauf verwende. Rec., wiewohl er zugleich Universitätslehrer ist, arbeitet doch seine Predigten wohl zuweilen dreymal um, ehe er sie hält, und schenkt der Feile viel Zeit, wenn er sie hat. Auch würde zu erinnern nöthig gewesen seyn, daß Prediger viel Zeit bedürften, um die Glieder ihrer Gemeinde

in aller, sonderlich intellectueller und moralischer Hinsicht kennen zu lernen, sie in ihrem Verhalten zu beobachten, und in Privatunterredungen ihnen nützlich zu werden. Gewiß der Prediger kann für sein Amt geschäftig seyn, wo jedermann glauben mag, daß er müßig gehe. Möchten nur die Prediger ganz für ihr Amt leben: so würde auch der Vorwurf, der doch immer jetzt nur zu sehr trifft, daß sie zu viel Muße hätten, seltener gehört werden. Denn wer konnte leugnen, daß jemand, der lernen und lehren, beobachten und auf allerley Umstände den passenden Rath der christlichen Weisheit geben oder beurtheilen soll, sehr viel zu thun hat, wenn er will, und daß auch die, welche nicht gerade immer auf ihrer Studierstube sitzen, oder viele merkwürdige Veränderungen in dem Kreise um sich her hervorbringen, doch zu wichtigen Zwecken viel arbeiten können, wenn sie selbst nur wollen und es verstehen?

Aus No. 2 könnte man selbst manches hernehmen, in den Vf. zu widerlegen. Denn man sieht, daß er bey seiner Pfarre Zeit findet, viele Geschäfte zu verwalten, die nicht dazu gehören. Er steht einem Erziehungsinstitut vor, wenn er die Zöglinge bis zur Universität vorbereitet, und bewirtschaftet auch wohl nebenbey noch ein großes adliges Vorwerk. Er ist nie müßig; aber sein Predigtamt beschäftigt ihn doch nicht ganz. Wenn Prediger so viel Nebengeschäfte zu verrichten Zeit haben, als der Vf. besorgt: so muß ihr Amt sie wirklich nicht genug in Thätigkeit setzen. Alles aber kommt hier auf den Mann an. Man kann es einigen erlauben, viele Nebenarbeiten zu übernehmen; aber man muß es auch verstaten, daß manche bloß für ihr Amt leben und wenn sie darin auch nur bey einer kleinen Gemeinde um und gewissenhaft sind, sie doch weder für geschäftlos noch für unnütz halten. Die Art, wie der Vf. seine vielen Geschäfte nach der hier gegebenen Beschreibung betreibt, ist ebenwerth; wir können aber davon, da alles so kurz geschildert ist, keinen Auszug geben. Die Bewirtschaftung eines adlichen Guts, womit er sich eine Zeitlang abgegeben hat, veranlaßt den Vf. zu einer Abhandlung, worin er zu zeigen sucht, daß es nicht rathsam sey, wenn Prediger die Schullehrer Geschäftsträger der Gutshorren sind; man wird ihm darin leicht Recht geben, hier aber nicht eine Aufzählung seiner Gründe erwarten.

Dfr.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1810.

P H I L O L O G I E.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Musaeos*. Urchrift, Übersetzung, Einleitung und kritische Anmerkungen von Franz Passow, Professor am herzogl. Gymnasium zu Weimar (jetzt zweytem Director des Conradinums zu Jenkau). 1810. 216 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Dieses kleine Werk umfaßt nicht bloß das bekannte Gedicht von Hero und Leandros, sondern alles, was sich an den Namen *Musaeos* reiht. Die Einleitung ist in folgende Abschnitte getheilt. I. *Musaeos der Athener* (sein äußeres Leben: Abkunft, Vaterland, Verbindung mit den eleusinischen Mythen, und mit Orpheus u. a. Barden, Reise nach Aegypten, Liebe zur Antiope, Eumolpos der jüngere, sein Sohn). II. *Des Musaeos von Athen Werke* (*χορημοί, τέλεται, καθαρμοί, παραλύσεις, κλέσεις νόσων, σφαίρα, θεογονία, πτανομαχία, Εὐμολπία, ποιήσις* f. *ὑποθήκαι, κρατήρ, ὕμνος εἰς Διμήτρα, ὕμνος εἰς Βάκχον, περί Θεοκρατῶν, περί Ἰσθμίων*). III. *Sämmtliche Bruchstücke des Musaeos* (aus den Orakeln, Heilmitteln gegen Krankheiten, der Theogonie, Titanomachie, den eumolpischen Gesängen, dem Hymnos auf Demeter, den Isthmien u. s. w.). IV. *Andere Musaeos*, (1) der Gigant, 2) König der Bistonier, 3) der Thebäer, ein lyrischer Dichter, 4) der Ephesier, ein epischer Dichter, 5) Herold Antiochos des Gr., 6) jüdischer Schriftsteller, 7) schläfriger Dichter, 8) Mönch des 5 Jahrhunderts, 9) der Grammatiker. Einen zehnten tragen die Zusätze nach). V. *Musaeos der Grammatiker und sein Gedicht von Hero und Leandros*. Dessen Zeitalter und Werth. (Aus einem Briefe des Prokopios von Gaza an den Grammatiker Musaeos wird das Ende des fünften oder der Anfang des sechsten Jahrhunderts als das Zeitalter jenes Gedichtes bestimmt. Würdigung der beiden besten Bearbeitungen aus der neueren Zeit, des Spaniers Boscan und unseres Schillers, welche dem griechischen Original vielfach nachstehen; und Würdigung der neuesten deutschen Übersetzungen von Stollberg, Falda und Danquard, welche Hr. P. benutzte.)

Es sey ferne von uns, die Vorzüge zu verkennen, welche die passow'sche Übersetzung selbst vor der am meisten benutzten danquard'schen hat; aber eben deshalb wünschten wir auch die kleinsten Flecken vermischt zu sehen, welche die sonst so correcte und wohlklingende Übersetzung noch enthielt. Daß der Übersetzer die Vollkommenheit des Originals nicht erreichte, können die Schwierigkeiten entschuldigen, womit er zu kämpfen hatte; doch hätten seiner besseren Einsicht nicht Verse entschlipfen sollen mit fehlerhaftem Einschneite, wie V. 42:

Und schon nahte, Völker versammelnd, das Fest Kythera's,

wo schon durch eine bloße Versetzung geholfen werden konnte: Und schon nahte das Fest Kythera's V. 9. Der 163te Vers: Fast' um die Schultern sie wieder und wieder zusammen den Leibrock, fällt zugleich in den amphibrachischen Rhythmus, der nur zu oft in der Übersetzung vortönt. Solche Rhythmen, wie V. 333 f.: und sobald sie zu Füssen des Thurmes in dem Gezacke der Klippen zerschmettert den todtten Gemahl schaut; und V. 184: Welcherley That auch begangen, sie tönet ihm wieder vom Dreyweg, hätte sich der Übersetzer um so weniger erlauben sollen, da er V. 219 im Originale nicht einmal das homerische ὅψ' ὄνεν Bowry gestatten will. Kehreten die Amphibrache nicht öfter wieder, und liesse die typographische Correctheit einen Druckfehler vermuthen: so würden wir glauben, der Übersetzer hätte, dem Rhythmus des Originals gemäß, tönt für tönet geschrieben. Doch Druckfehler sind selten: wir bemerkten in der Übersetzung nur einen, V. 63. Chariten viel entströmten den Glieder (n) ihr; wo zugleich den Gliedern ihr, statt ihren Gliedern, gegen den deutschen Sprachgebrauch verstößt. Durch einen ähnlichen Verstoß ist kaum verständlich der 117te Vers: Aber gewahr nachgebenden Winks von dem lieblichen Mägdlein, statt: Doch nachgebende Winks vom lieblichen Mägdlein gewährend. Falsche Prosodie hat auch kopflose Verse erzeugt, wie V. 222:

Und der süchtlichen Wonn', und des lockenden Rufs zur Vermählung,

und V. 270:

Und des Fischgeruchs, und der tiefanfrausenden Meerhaute,

Πύργος δ' ἀμφιβόητος; ἐμὸς δόμος; πυρραυμήνη.

Und ein umbrundeter Thurm ist mein hochtragender Wohnast.

In einem besonderen Anhang, wovon wir weiter unten reden werden, wird umbrant, umbrant, als die ursprüngliche Bedeutung von ἀμφιβόητος und πυρραυμήνη angegeben; und Doreille, und Schneider, dann Musgrave und Aß. sollen sich durch den Schluß zu Sophocl. Oed. R. 103 zurecht weisen lassen. Allein weder ἀμφιβόητος bey Sophokles, noch

sunden, bey dem Vorsteher eines Gymnasiums sogar den Wunsch erregt, jenes Buch möchte, wie einst die heilige Grammatik, mit lebendbleibenden Lettern gedruckt werden. Wir wenden uns zum gegenwärtigen lateinischen Elementarbuch. Sollte ein solches die Aufgabe, jeden Schritt vorzuhereiten und zu erleichtern, so vollkommen als nur möglich lösen: so müßte nach des Rec. Ansicht mit dem etymologischen Fortschritte nach den Formen, zugleich der syntaktische nach den Constructionsarten in der naturgemähesten Reihe verbunden werden. Es ist wahr, der vordere Theil dieses Buches enthält die leichtesten Sätze; aber das absichtliche Verweilen bey einer Regel nach der anderen, wie in Brüders elementarischem Lesebuche, findet nicht Statt. Dieses dürfte der Vf. weit eher, als das *döring-jakobische*, als den Nebenbuhler des seinigen zu fürchten haben; es dürfte selbst für den eigenthümlichen Zweck, den er im Auge hat, nicht viel weniger leisten. Ubrigens konnte der Vf. zur Förderung seines Zwecks billig die Bedingung vorschreiben, daß man den Lehrling bey der Erlernung der Flexionsformen nicht an die herkömmliche Reihe fesseln. Es kommt dem Anfänger zu Statte, wenn er gleich mit, oder vor allem Decliniren der *nominum* wenigstens das *præsens activi* und *passivi* der *verborum* lernt. Alle Verbindungen in den Beyspielen für die Declinationen macht Hr. K. nur mit *est* und *sunt*, und behilft sich wegen des *Accus.* und *Ablat.* mit einigen Präpositionen, oft sich mit bloßen Bruchstücken von Gedanken be-

gnügend. So stehen S. 13 die Worte: *de officio magistrorum et discipulorum*. Es soll nicht Überschrift seyn, vielmehr folgt sogleich: *collum cameli et struthionis est longum*. Ein barocker Sprung bleib es immer, und es liefen sich mehrere aufweisen. Wer im höchsten Grade methodisch seyn will, schenkt billig auch der Verwandtschaft des Stoffs eine Rücksicht. Die Latinität der ersten Bogen, wo der Vf. aus sich selbst schöpfen mußte, gereicht dem Buch nicht sehr zur Empfehlung: der größte Theil ist jedoch aus bewährten Schriftstellern. S. 13 heisst es: *Da nostra est tantum gratus animus probus et benevolus*. S. 32: *O tua formosa facies! quam mutabilis, quam caduca est*. Für diese und ähnliche Sätze ja kein stehendes Letztwort! Der Fleiß des Vfs. ist zu loben, und der seinem Buche zum Grunde liegende Gedanke verdient für die Methodik in der That nicht verloren zu gehen, und auch von der eigenthümlichen Aufgabe abgesehen, und das Buch bloß nach dem gewöhnlichen Maßstabe anderer Lesebücher gemessen, hat es das Verdienst, durch zahlreiche und deutliche syntaktische Erläuterungen für eine Classe von Anfängern sehr brauchbar zu seyn. Durch Zurückweisung auf die schon erklärten Sachen und ein Register binden sich diese gewissermaßen zum Gehen; und sollen auch nach der Absicht des Vfs. anfänglich den Dienst einer Grammatik versehen. Der so erläuterte Text geht bis S. 284, dann folgt das Wörterbuch.

B. d. S.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHEN. Halle, b. Gebauer: *Französisches Lesebuch für die ersten Anfänger, nach einer leichteren und angenehmen Methode*. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilh. Wilde, königl. Prediger zu Kurow. 1809. 170 S. 8. (9 Gr.)

Nichts ist hinderlicher bey den ohnehin langsamen Fortschritten in der Erlernung einer fremden Sprache, als wenn der Schüler mit des seinem Ohr neuen Wörtern keinen, oder doch nur einen dunkeln Begriff verbindet. Man kann nicht leugnen, daß mehrere Verfasser von französischen Lesebüchern, selbst solche, die durch eigenes Unterrichten diese Unfähigkeit praktisch kennen lernen mußten, unter anderen Gedanke, sich derselben schuldig gemacht haben. Hr. W. hat daher Recht, die Unterrichtsschriften eines *Villame* und *Lauchhard* den *gedichtlichen* vorzuziehen, weil in ihnen vorzüglich *französische Gegenstände* behandelt werden, deren *Begriffe* Kindern geläufig ist und leicht werden kann. Nach dieser Idee ist auch das vorliegende Lesebuch ausgearbeitet, und besonders für Kinder von 7, 8 bis 9 Jahren, die noch kein Latein gelernt haben, eingerichtet. Doch muß, nach der richtigen Bemerkung des Vfs., die gehörige Bekanntschaft mit den Regeln der deutschen Grammatik vorausgegangen seyn. Man findet hier Übungen im Lesen, im Aussprechen, und im Übersetzen von einer Sprache in die andere. Man sieht es freylich den einzelnen Aufsatzen an, daß sie um die *Vocabeln* willen verfertigt worden, von einem Gegenstande wird auf den andern gesprungen. Das muß selbst Kindern lächerlich vorkommen. Ganz an Nützlichkeit der Kunst sollte es auch in Büchern für die frühere Jugend nicht fehlen. Das angehängte Wortregister, welches, bey dem überaus großen Schatze des Vfs., von seinen beiden Söhnen, noch im Kinde, aufgetragen worden, ist sehr werthvoll.

Vater genau nachgesehen worden: sonst würde man wohl nicht *Pédagogue*, *Pädagogium*, *Thermopoles* *Thermopolis*, *Topographie*, Wissenschaft von den Orten, u. dgl. darin antreffen.

Ja

Freyberg und Leipzig, b. Cras und Gerlach: *Französischer Cursus, bestehend aus Anekdoten, Briefen, Besprechungen von den vornehmsten europäischen Städten u. s. w. mit intergelegten passenden Wörtern, Redensarten und neuen Erläuterungen*, herausgegeben von C. S. * * *. Lehrer der franz. Sprache zu Freyberg. Erster Theil. 1810. 264 S. 8. (18 Gr.)

Dem Vf. ist es, wie mehreren seines Gleichen, erynat. Er konnte, bey der überschwänglichen Menge von *Wörterbüchern* zur Erlernung der französischen Sprache, keine finden, die gerade für seine Schüler passen wollte. Wenn eine übersetzende deutsche Redensart weit von der Wortverbindung, die der Genus des Französischen erfordert, abgeht: so gerathen Schüler, besonders Anfänger, nicht mehr Acht, sondern zeigen sogar Unlust. Er hat daher ein Buch zu verfertigen getrachtet, worin die Redensarten so gestellt sind, daß beide Sprachen, ohne ihren *Eigenheiten* Hinzug zu thun, sicher und mehr *ähnlich*, und der *Vergleichung* des Lernenden nicht unterbrochen wird. Wir lassen uns diese Ursache gefallen, ob sich gleich Manches dagegen einwenden ließe, und vermerken, daß der Vf. seinem Zwecke sehr geblieben ist. Das Buch kann also, sowohl in Rücksicht der Aufzucht, als der *untergelegten Formeln*, zur Übung im Übersetzen sehr gebraucht werden. Von den Aufsätzen haben wir indessen mehrere schon in *Thylichen Sammlungen* abgedruckt u. Ein bei nachfolgender zweyter Theil soll, nach der Vorrede, aus *den interessantesten Stücken* bestehen.

(A. d. Z. 1811. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 910. 911. 912. 913. 914. 915. 916. 917. 918. 919. 920. 921. 922. 923. 924. 925. 926. 927. 928. 929. 930. 931. 932. 933. 934. 935. 936. 937. 938. 939. 940. 941. 942. 943. 944. 945. 946. 947. 948. 949. 950. 951. 952. 953. 954. 955. 956. 957. 958. 959. 960. 961. 962. 963. 964. 965. 966. 967. 968. 969. 970. 971. 972. 973. 974. 975. 976. 977. 978. 979. 980. 981. 982. 983. 984. 985. 986. 987. 988. 989. 990. 991. 992. 993. 994. 995. 996. 997. 998. 999. 1000. 1001. 1002. 1003. 1004. 1005. 1006. 1007. 1008. 1009. 1010. 1011. 1012. 1013. 1014. 1015. 1016. 1017. 1018. 1019. 1020. 1021. 1022. 1023. 1024. 1025. 1026. 1027. 1028. 1029. 1030. 1031. 1032. 1033. 1034. 1035. 1036. 1037. 1038. 1039. 1040. 1041. 1042. 1043. 1044. 1045. 1046. 1047. 1048. 1049. 1050. 1051. 1052. 1053. 1054. 1055. 1056. 1057. 1058. 1059. 1060. 1061. 1062. 1063. 1064. 1065. 1066. 1067. 1068. 1069. 1070. 1071. 1072. 1073. 1074. 1075. 1076. 1077. 1078. 1079. 1080. 1081. 1082. 1083. 1084. 1085. 1086. 1087. 1088. 1089. 1090. 1091. 1092. 1093. 1094. 1095. 1096. 1097. 1098. 1099. 1100. 1101. 1102. 1103. 1104. 1105. 1106. 1107. 1108. 1109. 1110. 1111. 1112. 1113. 1114. 1115. 1116. 1117. 1118. 1119. 1120. 1121. 1122. 1123. 1124. 1125. 1126. 1127. 1128. 1129. 1130. 1131. 1132. 1133. 1134. 1135. 1136. 1137. 1138. 1139. 1140. 1141. 1142. 1143. 1144. 1145. 1146. 1147. 1148. 1149. 1150. 1151. 1152. 1153. 1154. 1155. 1156. 1157. 1158. 1159. 1160. 1161. 1162. 1163. 1164. 1165. 1166. 1167. 1168. 1169. 1170. 1171. 1172. 1173. 1174. 1175. 1176. 1177. 1178. 1179. 1180. 1181. 1182. 1183. 1184. 1185. 1186. 1187. 1188. 1189. 1190. 1191. 1192. 1193. 1194. 1195. 1196. 1197. 1198. 1199. 1200. 1201. 1202. 1203. 1204. 1205. 1206. 1207. 1208. 1209. 1210. 1211. 1212. 1213. 1214. 1215. 1216. 1217. 1218. 1219. 1220. 1221. 1222. 1223. 1224. 1225. 1226. 1227. 1228. 1229. 1230. 1231. 1232. 1233. 1234. 1235. 1236. 1237. 1238. 1239. 1240. 1241. 1242. 1243. 1244. 1245. 1246. 1247. 1248. 1249. 1250. 1251. 1252. 1253. 1254. 1255. 1256. 1257. 1258. 1259. 1260. 1261. 1262. 1263. 1264. 1265. 1266. 1267. 1268. 1269. 1270. 1271. 1272. 1273. 1274. 1275. 1276. 1277. 1278. 1279. 1280. 1281. 1282. 1283. 1284. 1285. 1286. 1287. 1288. 1289. 1290. 1291. 1292. 1293. 1294. 1295. 1296. 1297. 1298. 1299. 1300. 1301. 1302. 1303. 1304. 1305. 1306. 1307. 1308. 1309. 1310. 1311. 1312. 1313. 1314. 1315. 1316. 1317. 1318. 1319. 1320. 1321. 1322. 1323. 1324. 1325. 1326. 1327. 1328. 1329. 1330. 1331. 1332. 1333. 1334. 1335. 1336. 1337. 1338. 1339. 1340. 1341. 1342. 1343. 1344. 1345. 1346. 1347. 1348. 1349. 1350. 1351. 1352. 1353. 1354. 1355. 1356. 1357. 1358. 1359. 1360. 1361. 1362. 1363. 1364. 1365. 1366. 1367. 1368. 1369. 1370. 1371. 1372. 1373. 1374. 1375. 1376. 1377. 1378. 1379. 1380. 1381. 1382. 1383. 1384. 1385. 1386. 1387. 1388. 1389. 1390. 1391. 1392. 1393. 1394. 1395. 1396. 1397. 1398. 1399. 1400. 1401. 1402. 1403. 1404. 1405. 1406. 1407. 1408. 1409. 1410. 1411. 1412. 1413. 1414. 1415. 1416. 1417. 1418. 1419. 1420. 1421. 1422. 1423. 1424. 1425. 1426. 1427. 1428. 1429. 1430. 1431. 1432. 1433. 1434. 1435. 1436. 1437. 1438. 1439. 1440. 1441. 1442. 1443. 1444. 1445. 1446. 1447. 1448. 1449. 1450. 1451. 1452. 1453. 1454. 1455. 1456. 1457. 1458. 1459. 1460. 1461. 1462. 1463. 1464. 1465. 1466. 1467. 1468. 1469. 1470. 1471. 1472. 1473. 1474. 1475. 1476. 1477. 1478. 1479. 1480. 1481. 1482. 1483. 1484. 1485. 1486. 1487. 1488. 1489. 1490. 1491. 1492. 1493. 1494. 1495. 1496. 1497. 1498. 1499. 1500. 1501. 1502. 1503. 1504. 1505. 1506. 1507. 1508. 1509. 1510. 1511. 1512. 1513. 1514. 1515. 1516. 1517. 1518. 1519. 1520. 1521. 1522. 1523. 1524. 1525. 1526. 1527. 1528. 1529. 1530. 1531. 1532. 1533. 1534. 1535. 1536. 1537. 1538. 1539. 1540. 1541. 1542. 1543. 1544. 1545. 1546. 1547. 1548. 1549. 1550. 1551. 1552. 1553. 1554. 1555. 1556. 1557. 1558. 1559. 1560. 1561. 1562. 1563. 1564. 1565. 1566. 1567. 1568. 1569. 1570. 1571. 1572. 1573. 1574. 1575. 1576. 1577. 1578. 1579. 1580. 1581. 1582. 1583. 1584. 1585. 1586. 1587. 1588. 1589. 1590. 1591. 1592. 1593. 1594. 1595. 1596. 1597. 1598. 1599. 1600. 1601. 1602. 1603. 1604. 1605. 1606. 1607. 1608. 1609. 1610. 1611. 1612. 1613. 1614. 1615. 1616. 1617. 1618. 1619. 1620. 1621. 1622. 1623. 1624. 1625. 1626. 1627. 1628. 1629. 1630. 1631. 1632. 1633. 1634. 1635. 1636. 1637. 1638. 1639. 1640. 1641. 1642. 1643. 1644. 1645. 1646. 1647. 1648. 1649. 1650. 1651. 1652. 1653. 1654. 1655. 1656. 1657. 1658. 1659. 1660. 1661. 1662. 1663. 1664. 1665. 1666. 1667. 1668. 1669. 1670. 1671. 1672. 1673. 1674. 1675. 1676. 1677. 1678. 1679. 1680. 1681. 1682. 1683. 1684. 1685. 1686. 1687. 1688. 1689. 1690. 1691. 1692. 1693. 1694. 1695. 1696. 1697. 1698. 1699. 1700. 1701. 1702. 1703. 1704. 1705. 1706. 1707. 1708. 1709. 1710. 1711. 1712. 1713. 1714. 1715. 1716. 1717. 1718. 1719. 1720. 1721. 1722. 1723. 1724. 1725. 1726. 1727. 1728. 1729. 1730. 1731. 1732. 1733. 1734. 1735. 1736. 1737. 1738. 1739. 1740. 1741. 1742. 1743. 1744. 1745. 1746. 1747. 1748. 1749. 1750. 1751. 1752. 1753. 1754. 1755. 1756. 1757. 1758. 1759. 1760. 1761. 1762. 1763. 1764. 1765. 1766. 1767. 1768. 1769. 1770. 1771. 1772. 1773. 1774. 1775. 1776. 1777. 1778. 1779. 1780. 1781. 1782. 1783. 1784. 1785. 1786. 1787. 1788. 1789. 1790. 1791. 1792. 1793. 1794. 1795. 1796. 1797. 1798. 1799. 1800. 1801. 1802. 1803. 1804. 1805. 1806. 1807. 1808. 1809. 1810. 1811. 1812. 1813. 1814. 1815. 1816. 1817. 1818. 1819. 1820. 1821. 1822. 1823. 1824. 1825. 1826. 1827. 1828. 1829. 1830. 1831. 1832. 1833. 1834. 1835. 1836. 1837. 1838. 1839. 1840. 1841. 1842. 1843. 1844. 1845. 1846. 1847. 1848. 1849. 1850. 1851. 1852. 1853. 1854. 1855. 1856. 1857. 1858. 1859. 1860. 1861. 1862. 1863. 186

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N. 21 N O V E M B E R 1810.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DUISBURG u. ESSEN. b. Bädcker u. Kürzel: *Festbüchlein*. Eine Schrift für das Volk von F. A. Krummacher. I Bändchen. Der Sonntag. Zweyte verbess. Auflage. 1810. 136 S. (9 Gr.) II Bändchen. Das Christfest. 1810. 194 S. 8. (12 Gr.)

Auch dieses Buch, von welchem die zweyte Auflage sehr bald nöthig geworden ist, zeugt von dem religiösen Sinne des Vfs. und seiner Fähigkeit, denselben bey dem Volke anzuregen und zu erheben. Seine Schriften werden von einsichtsvollen Erziehern längst als Bildungsschriften benutzt, und von der deutschen Lesewelt fleissig gebraucht. Unbestochen von diesem gerechten Beyfalle, wagt Rec. in Kurzem anzudeuten, was ihm als Ideal solcher Schriften immer vorschwebt, überzeugt, dass, wie Jeder, der etwas Gutes und Grosses aus reinem Eifer will, das höher schätzt, was er will, als das, was er thut, so auch der wahrheitsliebende Vf. diese Andeutungen des Rec. höher achten werde, als ein unbedingtes Loben der Menge. Um es mit wenig Worten zu sagen: *Einfachheit und Anschaulichkeit* scheinen Rec. die Haupterfordernisse in Rücksicht der Form der Volksbücher. Der Vf. strebt nach beidem; aber es gelingt ihm selten, beides zu vereinigen. Überzeugt und durchdrungen von der Kraft des biblischen Stils, strebt er diesen in seinen Werken nachzubilden. Freylich ist unserm Zeitalter die Natürlichkeit und Einfachheit nicht mehr eigen, welche sich den Darstellungen jener früheren Zeiten der Menschheit lebendig mittheilte, und es muss also jenes Unternehmen oft gewagt und schwierig scheinen. Der Vf. hat sich indessen jenen Stil in einem hohen Grade zu eigen gemacht, ist aber dabey einer Manier nicht entgangen, welche ins Tändelnde und Gezierte fällt. Dahin gehört der gar zu häufige Gebrauch der Diminutiven, z. B. *Läpplein, Bäumlein*, wodurch besonders das Lied, überschrieben *die Laube*, missfällt. Dann giebt es oft für eine erhabene Sache zu viel Worte. Auch Anschaulichkeit besitzt der Vf. im hohen Grade, wovon so viele schöne Vergleichen und liebliche Bilder auch in diesem Buche zeugen (z. B. S. 46. *das Reich der Wahrheit*). Allein die Fülle des Vfs. und sein Bestreben nach anschaulich machenden Gleichnissen scheint so gross, dass er oft nicht Meister derselben werden, und sie zu dem gefoderten Effecte benutzen kann. Überladung an Bildern, gesuchte und zu weit ausgesponnene Vergleichen (wie in den Stücken: *das Flätsch*, *J. A. L. Z.* 1810. *Vierter Band*).

feld, die Fürsten) schaden nicht nur dem Eindrucke, sondern es wird auch dadurch der Gegenstand der Rede oft unverständlich gemacht. Ja letzteres schien uns mit der bezweckten Einfachheit des Vortrags in grossem Contraste zu stehen, und wir glauben dem Vf. besonders in dieser Rücksicht eine weise Ökonomie recht sehr empfehlen zu müssen. Seltener verfällt der Vf. in den Fehler, Gegenstände zu wählen, welche über die Sphäre der Volksbildung hinaus liegen.

Was den Inhalt des Buchs betrifft: so finden wir im ersten Bändchen die zartesten und gefühlvollsten Beziehungen der Sonntagsfeyer in mannichfaltigen Scenen, Gefängen und Unterhaltungen einer ländlichen Familie beynahe erschöpft. Aber bergen können wir nicht, dass wir diesen Scenen und Stücken eine innigere Verbindung gewünscht hätten. Bey dem Zwecke des Vfs., bloss von der Feyer des Sonntags zu reden, war eine gewisse Monotonie des Ganzen, eine grosse Ähnlichkeit der Scenen und Wiederholung der Momente nicht zu vermeiden, und die meistens vortrefflichen Lieder sind ohne gehörige Veranlassung eingestreut. Entweder also hätte der Vf. den Personen seiner Familie eine schärfere Individualität und Mannichfaltigkeit geben sollen, so dass die Entwicklung seines Zwecks durch die Charaktere derselben herbeigeführt würde, oder er hätte lieber die Scenen der Sonntagsfeyer ohne Zusammenhang in mannichfaltigen Darstellungen, aus dem Leben verschiedener Menschen- und Volks-Classen der Städte und Landleute u. s. w. genommen, auf einander folgen lassen sollen. Fast dasselbe gilt auch von dem zweyten Bändchen. Wir wünschen, dass der Vf. diese Bemerkung, in Hinsicht der künftigen Schilderungen der übrigen christlichen Feste, seine Aufmerksamkeit nicht versagen möge; er wird dadurch gewiss seinen Darstellungen eine noch grössere Kraft und Wirksamkeit verleihen. — Im Einzelnen ist des Vortrefflichen allerdings weit mehr, als des Mittelmässigen. Ganz ausgezeichnet aber gefiel uns „*die Familie*.“ Etwas hart und von dem milden, ja fast weichen Tone des Buchs abstechend ist: „Zwischen der Sabbatfeyer eines Juden und der Sonntagsfeyer eines Christen ist also ein Unterschied, wie zwischen der gebotenen Erscheinung fürstlicher Diener an dem Hofe des Landesherrn und der freyen Versammlung liebevoller Kinder im Hause der Ältern.“ Die darauf folgende Geschichte lässt über ihre Bedeutung sehr zweifelhaft. — Durch den Gedanken, dass „der liebe Gott dem Einen mehr, dem anderen weniger gegeben, damit sie sich die Hände einander reichen und aus helfen sollen (S. 39)“, möchte wohl die Nothwend-

X x

digkeit der Armuth Kindern noch nicht einleuchten. In den trefflichen Liedern sind wir an folgenden Stellen, welche leicht verbessert werden könnten, angeklagen (S. 96):

Sicher leitet aus des Todes Graun
Er uns auf grünen Au'n,
Aus Sturm und Wellen
Zur Kühlung leiser Queller.

In den letzten Worten ist kein Gegensatz.

Freundlich blickt sein Aug' auf uns herab.
Sein sanfter Hirtenstab
Bringt Trost und Friede,
Er wachet sich nicht müde!

Der Ausgang dieses Verfes ist etwas matt; so auch S. 99:

Dann kommt der Pfarrer unverzagt,
Wohl wundert's einen, wie er's wagt.

Seltener sind Nachlässigkeiten des Stils, wie S. III: „und da kommen wir ja alle wieder bey einander.“ Druck und Papier sind sehr reinlich; der Preis möglichst wohlfeil.

Zu diesem Buche gehört folgendes:

DUISBURG, b. Bädecker u. Kürzel: *Gefänge und Lieder aus dem Sonntage* von F. A. Krummacher, ein-, zwey-, drey- und vier-stimmig mit Clavier- oder Pianoforte-Begleitung in Musik gesetzt von A. Harder. Ein Beytrag zur Beförderung des einfachen Gefanges in Volks- und Bürger-Schulen, wie auch in häuslichen Cirkeln. 1808. 20 S. Nebst den einzelnen Stimmen. Querfolio. (18 Gr.)

Diese Sammlung hat den schönen Zweck, in der großen Menge von Gesangscompositionen eine bedeutende Lücke an solchen einfachen und volksthümlichen Gesängen auszufüllen, die mit einer moralischen und religiösen Tendenz die Lieblichkeit und Anmuth der wahren Poesie verbinden, und wo Text im innigen Verein mit der Musik zu dem genannten schönen Zwecke hinwirken. — Dafs Hr. H. bey der Bearbeitung dieser Gefänge hauptsächlich auf die Jugend Rücksicht genommen habe, wird man leicht bemerken; doch wünscht er, dafs er in seinem Bestreben, dabey auch für die *Erwachsenen* einigermaßen interessant zu bleiben, nicht ganz unglücklich gewesen seyn möge. Irrt Rec. nicht: so liegt dem Letzteren der gangbare Irrthum zum Grunde, als widerstrebe diese Gattung dem Interesse des gebildeteren Alters. Allein sollte nicht der gebildete Erwachsene, und von diesem soll ja nur die Rede seyn, wie er sich stets der reinen Kindheit freut, weil sie eine zeitliche Erscheinung der wahren Menschheit ist, auch sich der Kunstwerke freuen, welche jenen Geist der Kindlichkeit und Unschuld darstellen, den er selbst in die spätere Periode des Lebens glücklich hinübergenommen und gerettet hat? Oder meint Hr. H. irgend ein anderes geringeres Interesse? — Der erste angegebene Zweck ist von demselben mit Glück erreicht worden. Wer sollte diese angenehmen Gefänge nicht

gern aus reinen Jugendkehlen ertönen hören! Doch damit der Componist unsere Aufmerksamkeit und unser Interesse für diese Sache erkenne, verweilen wir etwas bey dem Einzelnen.

No. 1 (*das Lallen*) ist äufserst angenehm und unschuldig, nur Ausgang und Nachspiel erinnern etwas an das Donauweibchen. No. 2 (*das Wort*) ist trefflich; eben so No. 3 (*der fromme Hirt*); nur die unvorbereitete und den einfachen Gesang fast störende Dissonanz, welche auf das Wort *Wellenspiel* fällt, könnte wegfallen, und dafür die zweyte Stimme mit der ersten in Terzen, die dritte aber besser in den Tönen e, f, g fortschreiten. No. 4 (*der blühende Flachs*) ist ungemein anmuthig und voll Bewegung, doch vielleicht gegen den Sinn des Gedichts zu schwachend. Übrigens hätte der Text dem Comp. Gelegenheit zu einem mehrstimmigen Gesänge geben können. No. 5 (*das Kirchlein*) ist einfach und angemessen. Am Schlusse ist, wahrscheinlich wider des Comp. Willen, die dritte Stimme weggeblieben. Wir würden im 22sten Takte dem Bass lieber *sis* mit den dazu gehörigen Noten, und in der Folge h, g, a geben, weil d den folgenden vollkommenen Tonschluss vorausnimmt. In No. 6 (*die Lerche*) scheint der Satz nicht gelungen zu seyn. Schon zuerst findet man den Übelstand, dafs ein einsylbiges Endwort auf mehrere Noten ausgedehnt wird, um eine Verbindung der Glieder zu bewirken; doch widriger zeigt sich dieses im 10 Takte, wo die zweyte Stimme die Sylbe *hinauf* dehnt, und dadurch mit dem Bass in die Octave tritt. Vielleicht wäre sie besser in f heruntergetreten, da ohnehin die begleitete Oberstimme diese Bewegung hat. Aber auch das d im 9ten Takte des Basses klingt unangenehm, weil man noch das c des vorigen Taktes, welches der Bass ebenfalls mit der Oberstimme gemein hatte, in dem Ohre hat. Es scheiden aber diese Mißverhältnisse durch ein Schwanken zwischen dem zwey- und dreystimmigen Satze entstanden zu seyn, indem der Comp. vielleicht glaubte, der einfachere zweyestimmige Satz werde dem Erwachsenen zu einfach und leer vorkommen. Derselbe Fall tritt in No. 7 (*das Röslein*) ein, wo der Bass, besonders am Ende, ziemlich dürftig neben den übrigen Stimmen hinläuft, ohne seinen Charakter zu behaupten. Bey No. 8 (*das Läubelein*), welches wir wegen des Tändelnden und Affectirten weder überhaupt in dem Munde der Kinder, noch in dieser natürlich nicht bedeutenden Melodie zu hören wünschen, sollte zur dritten Strophe eine Abänderung auf das Wort *sitzen* bemerkt worden seyn. In No. 9 (*Alphied*) ist die Ausweichung in den Grundton im 6ten Takte auf jeden Fall unzweckmäfsig, denn die Verbindung mit dem folgenden wird dadurch vermindert. Besser würde die erste Stimme auf der Sylbe *roth* den Ton h, die zweyte Stimme aber auf dem Worte *Morgenroth* *sis*, *sis*, g lauten, der Schluss der ganzen Melodie aber durch alle Verse ein vollkommener seyn. In dem dreystimmigen Liede No. 10 ist die zweyte Zeile, gegen die erste gehalten, nicht fließend und eindringlich genug, und der dazu gehörende Bass, g,

gen die Gewohnheit des Comp., schlecht declamirt. Im Ubrigen ist der Charakter getroffen. Noch gelungener ist No. 11 und das folgende *Sonntagslied* No. 12, so wie das gleichsam im höheren Chore gesungene No. 13; lieblich der Rundgesang No. 14 (*Mutterliebe*); kräftig und heiter No. 15 (*die Schöpfungstage*). No. 16 (*das Flämmchen*, aus *Krummachers Parabeln*) ist sehr zart gefasst. Man wird die Begleitung dazu abwechselnd in gebrochenen Accorden spielen können, um das Declamatorische freyer vorzutragen und hervorzuhoben.

Vielleicht könnte man wünschen, daß der Comp. die für das frühere Alter bestimmten Gesänge in einer besonderen Sammlung gegeben, und dadurch die Ausbreitung derselben noch mehr befördert hätte; gewiss aber wird jeder Liebhaber dieser Musikgattung die Fortsetzung dieser Sammlung mit Vergnügen sehen.

H . . . t . . . e.

BERN, b. Haller: *Die Ausichten des Christen in die Ewigkeit*. In einer Reihe von Predigten, gehalten von David Mäslin, erstem Helfer am Münster in Bern. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1807. 270 S. 8. (1 Thlr.)

Der Gegenstand, den diese Predigten behandeln, — die Aussicht in die Ewigkeit — hat eben so viel Schwierigkeiten für den Prediger, als Angenehmes und Anziehendes für die Zuhörer. Wer sucht nicht gern Unterricht über den Zustand nach dem Tode, in der Ewigkeit, und wem wird ein genügender ertheilt? Diese Predigten haben das Vorzügliche, daß sie ganz christlich und rein christlich sind, und sich selbst in der Ausführung ganz an die Aussprüche der Bibel anschließen. Der Gang, den der Vf. genommen, ist folgender: Zuerst beseitigt er die Einwendungen, ob es wohl recht sey, sich in einem öffentlichen Vortrage auf solche dunkle und ungewisse Untersuchungen einzulassen, und dann, ob es auch wohl nützlich und nützlich sey, auf eine falsche Weise, mit guten Gründen. Hierauf behandelt er diese Wahrheiten: der Tod ändert nichts an der Seele. Es giebt frey, Grundeigenschaften zum Seligseyn, die sich jeder Christ hier schon zu eigen machen, und mit sich bringen muß, Glaube, Hoffnung und Liebe, darum auch die ganze Religion darauf abzielt, uns in Glauben, Hoffen und Lieben zu üben (dieser Gedanke wird in der zweyten, dritten und vierten predigt über 1 Cor. XIII, 13, Joh. XXI, 15 — 17 und Theß. V, 8, 9 auf eine überzeugende und rührende Weise ausgeführt); die Hauptbeschäftigung der eligen, gleichsam ihr Lieblingsstudium, wird seyn, ort und den, welchen ergesendet hat, in alle Ewigkeit immer deutlicher erkennen zu lernen, und wenn sie schon hier mit und neben unserem Erdenberufe unsere Lieblingsbeschäftigung ist: so ist unser Wandel, unser Herz schon jetzt im Himmel, indess unser Fuß noch im Staube herumwandelt. Unser jetziges Leben eine Vorbereitung auf das künftige, und steht im nauesten Verhältnisse zu demselben; so gleich nach

dem Tode wird und muß über jede Seele ein Gericht ergehen, und es verbleibt weder bey den natürlichen Belohnungen, noch bey den natürlichen Bestrafungen; der Aufenthaltsort der Seligen ist bey Jesu in des Vaters Hause; auch für die Heiden ist im künftigen Leben gesorgt, und es sind solche Einrichtungen getroffen, mittelst welcher solche Seelen, die den Heiland der Menschen hier nicht kennen lernen konnten, ihn dort werden kennen lernen, und zum Glauben an ihn werden erzogen werden; das künftige Leben wird besonders unseren Trieb nach Erkenntnis, nach Thätigkeit und nach Liebe befriedigen; wir werden uns wiedersehen und auferstehen aus dem Grabe, dem unser sterblicher Leib gegeben ward. — Der herzliche Ton, der in allen diesen Vorträgen herrscht, das Gemüth voll Liebe, das sich durchweg so wahr und so kräftig ausspricht, die kunstlose Beredsamkeit, der es nicht um Beachtung rhetorischen Schmuckes ängstlich zu thun ist, sondern die aus Herz zu Herzen strömt — das ist's, womit sich diese Vorträge empfehlen, und von Mund aus noch mehr empfohlen haben müssen. Jedoch wollen wir auch nicht verschweigen, was uns in demselben Mangelhaftes erschienen ist. Der Vf. legt oft einen größeren Werth, ein stärkeres Gewicht auf einzelne Worte, als sie ihrer Verbindung nach haben, oder man ihnen geben darf, z. B. auf das Wort *Haben*, in dem Ausdruck 1 Joh. III, 3: wer solche Hoffnung hat; auf die Stimmen in der Offenbarung Johannes u. s. f. Dabey läßt er der Sinnlichkeit und Phantasie bisweilen zu viel Raum, und begünstigt, ohne es zu wollen, ihre Ausschweifungen, z. B. in der funfzehnten Predigt. Auch ist hie und da zu wenig Aufmerksamkeit auf den Ausdruck verwendet, wovon die Folge ist, daß die Gedanken nicht deutlich genug hervortreten, z. B. S. 41: „Diese Liebe oder Nichtliebe zu Jesu ist der wahre Wärmemesser nicht nur unseres Glaubens oder Nichtglaubens, nicht nur unseres moralischen und geistlichen, sondern sogar unseres geistigen Lebens. Liebe zu Jesu ist Christen, was das Pendul der Uhr, was der Pulsschlag (?) dem Blute ist.“ — Die auf dem Titel angegebene Verbesserung dieser zweyten Auflage beziehet sich bloß auf die, in der ersten Auflage stehen gebliebenen, Fehler der Rechtschreibung. An dem Texte selbst hat der Vf. nichts Erhebliches zu verbessern gefunden.

Fc,

LEIPZIG u. ELBERFELD, b. Büschler: *Omar. Ein Andachtsbuch für die Jugend, auch für das Alter*. Von Karl Hahn. 1810. I Bändchen. Mit 1 Kupf. 179 S. II Bändchen. 176 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es sind nicht Gebete oder religiöse Betrachtungen im gewöhnlichen ascetischen Gewande, welche man nach dem Titel „Andachtsbuch“ in diesen Bändchen zu suchen hat, sondern die Hülle, in welcher hier religiöse Betrachtungen zur Erregung frommer Gefühle aufgestellt werden, ist die Erzählung im orientalischen Gewande. Über die Wahl dieser Einkleidung erklärt sich der Vf. in der Vorrede also: „Ich wählte

die orientalische Form bey Bearbeitung meines Stoffes. Sie hat das rein kindliche, mit lieblichen Blumen geschmückte Gewand, mit welchem sie so einfach die Wahrheit bekleidet; ihre Darstellung hat sich das Weichste und Zarteste zu eigen gemacht. Sie dichtet wie der frühe Mensch, und läßt durch die Begleitung der Bilder aus der Natur die Wahrheit noch einmal erkennen, und das Schöne noch einmal empfinden. Überhaupt ist die Poesie mit der Religion innig verbunden. Nur der untersuchende kalte Verstand kann sie scheiden. Die Macht des Bildes und die edlere, oft heilige Sprache der Poesie bewegt sanft das Gemüth, und bereitet die Andacht vor, wie der Gottesdienst der gebildeten Völker mit Gesang anhebt, um zum Gebete vorzubereiten, und der göttlichen Lehre den Eingang in die Herzen zu öffnen. Möge mein Gefühl, das sich in mir erhob, als ich den Omar schrieb, übergehen auf den Leser des Buchs!" Dieses Gefühl, das in diesen trefflichen Erzählungen so warm sich ausspricht, ist übergegangen auf Rec., und wird übergehen auf jeden unverdorbenen Leser. Wer durch ein erfreuendes Geschenk sich verdient machen will um die religiöse Bildung eines Jünglings oder einer Jungfrau, der wähle diese trefflichen Bändchen; ihre Lectüre befriedigt zugleich den Sinn für das Schöne und Heilige. Aber auch das Alter, dem sie gleich der Jugend gewidmet sind, wird Nahrung für Geist und Herz aus ihnen ziehen.

V. Pf.

GIESSEN, in Commiff. b. Heyer: *Darstellung der am 2ten Ostertage 1808 vollzogenen Confirmationshandlung Sr. hochfürstl. Durchlaucht Georg Wilhelm August Heinrich Belgicus, Erbprinzen von Nassau, nebst der dabey gehaltenen Predigt, herausgegeben von Friedrich Giesse, Superintendenten der evang. reformirten Kirchen und Schulen des Herzogth. Nassau, Consistorialrathes u. Hofprediger. 1809. 112 S. 8. (6 Gr.)*

Heil dem Lande, wo der Fürst seinen religiösen Sinn auch dem Erben seines Thrones einzuflößen

sucht, wie hier der vortreffliche nassauische Regent gethan hat, der seinen Erstgebornen nach den edelsten Grundsätzen des Christenthums bilden, und ihn öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen ließ, und dadurch seinem Volke zu erkennen gab, was es von seinem künftigen Regenten zu erwarten habe! Und Heil dem Lande, wo der Erbe des Thrones einen solchen Unterricht und eine solche Bildung genossen hat, die das Land zu nicht geringen Erwartungen berechtigen! Denn Länder sind nur durch Fürsten glücklich, die weise und gerecht regieren, und die Religion zur Führerin gebrauchen, Wir haben nicht ohne innige Freude die Confirmationsdarstellung gelesen, die ihrem würdigen Vf. und dem jungen Prinzen Ehre macht. Gebet, Predigt, Katechisation, Reden — alles vereinigt sich, die Handlung feyerlich zu machen. Das bewegte Herz spricht aus dem Prediger und aus dem Prinzen, und eine Versammlung von einigen tausend Menschen, die sich zu gleicher Andacht entflammt fühlt, giebt der Feyer eine Würde, die sich mehr empfinden als aussprechen läßt. Die Fragen sind bey der näheren Vorbereitung dem Prinzen zur schriftlichen Beantwortung vorgelegt, und die Antworten, die von ihm selbst verfaßt worden sind, hat er am Tage der Confirmation aus seinem Gedächtnisse frey und mit Empfindung wiedergegeben (wir wünschten, daß er sie frey aus seinem Herzen und Verstande gegeben hätte, denn alle verabredete Form in dieser Art schwächt den Eindruck der Sache). Die Katechisation ist im Geiste des Christenthums abgefaßt, und nur hier und da schimmert das System etwas durch, welches wir der Überzeugung eines Jeden überlassen. Auch beschäftigen sich einige Fragen mit Dingen, die mehr zur Einleitung in die Religion und zur Religionsgeschichte, als zur Religion selbst gehören, und auf den moralischen Theil ist zu wenig Rücksicht genommen. Wir empfehlen diese Schrift Allen, die etwas Gutes und Erbauliches in dieser Sache lesen wollen.

Q.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Würzburg, b. Stahl: *Über die christliche Religionsduldung: eine Antrittsrede bey der feyerlichen Eröffnung des katholischen Gottesdienstes zu Rotenburg, gehalten an den beiden (?) Christfeyertagen von N. Vinz. Glück, ehemals Hofpred. zu Würzburg. 1804 38 S. 8. (4 Gr.)*

In dieser Predigt wird die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Duldung der drey christlichen Hauptparteyen unter einander mit Wahrheit, Beredsamkeit und Würde dargestellt. Der Vf. hat auch deutliche Begriffe von dem, was Toleranz von Indifferentismus unterscheidet, und ist wohl nicht zu tadeln, daß er sie nicht ganz bestimmt vorträgt, weil dadurch der Eindruck des Ganzen geschwächt, und dazu mehrerer Zeit erfordert worden wäre. Nur verdienen einige vorkommende Solécismen und Provincialismen gerügt zu werden, wenn z. B. der Vf. immer sagt: den besten Will-

le statt Willen, der Bedienstigte statt der Beamte u. s. w. Dfr.

Salzburg, in der mayrschen Buchhandlung: *Katholisches Gebetbuch für alle Fälle und Bedürfnisse des menschlichen Lebens, nebst auserlesenen Mess-, Beicht- und Communion-Gebeten. 1809. 135 S. 8. (8 Gr.)*

Die Gebete sind vernünftig, fälschlich, erbaulich. Der Vortrag ist anziehend, und verräth viel Gewandtheit des Geistes. Die Messgebete gleich den übrigen sind von der Beschaffenheit, daß sie jeder Protestant mit Andacht lesen kann, und Rec. gesteht, daß er selbst die Gebete nicht ohne Andacht gelesen hat. Möge uns der Vf. bald wieder mit einer so kraftvollen Schrift beschenken!

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 NOVEMBER, 1810.

L I T U R G I K.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Liturgie für die evangelisch-lutherische Kirche im Königreiche Württemberg.* 1809. 445 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die königliche, dieser Liturgie vorgedruckte Verordnung (vom 17 August 1808) spricht in Beziehung auf die gesetzliche Einführung und den Gebrauch derselben in den evangelisch-lutherischen Landen des Königreichs Württemberg so reine und würdevolle Grundsätze aus, daß sich Rec. für verpflichtet hält, den wesentlichen Inhalt davon hier wörtlich mitzutheilen, und mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu begleiten.

Nach der Bemerkung, schon länger sey es als Bedürfnis empfunden worden, anstatt der bisherigen Liturgie eine bessere, dem Zweck der rein-christlichen Belehrung und Erbauung, und der Bildung des gegenwärtigen Zeitalters angemessenere einzuführen, heisst es: „Mehrere Rücksichten haben uns dabey bestimmt, die Wahl der liturgischen Formulare nicht den Geistlichen selbst zu überlassen, sondern dem Grundsätze der Einheit gemäß eine besondere Liturgie als gesetzliche Norm vorzuschreiben.“ Von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer besonderen, mit gesetzlicher Kraft versehenen Liturgie ist auch Rec. durchdrungen. Es gehörte mit zu den Verirrungen der vergangenen Periode, wenn man oft so sehr darauf drang, den Geistlichen das unbedingte Recht einzuräumen, sich nach eigener Wahl und Einacht der liturgischen Formulare zu bedienen. Wie wenig scheinen doch diejenigen, welche sich in solchen Forderungen gefielen, den Menschen überhaupt, und das wahre Wesen der Religion gekannt zu haben! — Die Formulare sollen ja ein feststehender Typus seyn, in welchem sich über den Sinn und die Bedeutung einer einzelnen Religionshandlung nicht er vorübergehende, oft vielleicht wenig gediegene Gedanken oder Einfall des Individuums ausdrückt, sondern der Geist der Kirche; „eine Mutterstimme, wie sich *Gründler* in seinen Gedanken über eine Grundreform der protestantischen Kirchenverfassung. (Jülichau 1809. S. 112 ausdrückt), die gleich der Natur zu den Kindern aller Zonen, aller Jahrhunderte mit demselben Tone redet; ein unsterbliches Wort des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, das über den trübsten vorübergegangener Geschlechter unverändert und immer dasselbe bleibt.“ — Daß es gleichwohl einzelne Fälle geben könne, da den Geistlichen das

Recht eingeräumt werden möge, von den bestehenden Formen abzugehen — dies soll hiemit nicht unbedingt geleugnet werden. Wirklich wird dies Befugniss dem Geistlichen selbst auch durch gegenwärtige Verordnung bestimmt eingeräumt. „Unsere Absicht geht aber, heisst es darin, bey diesen liturgischen Vorschriften keineswegs dahin, weder dem Fortschreiten zum Besseren für immer eine Grenze dadurch zu setzen, noch die Geistlichen auf den Buchstaben dieser Formulare auch in solchen Fällen zu beschränken, wo eine individuelle Veranlassung, oder die Feyer einer Religionshandlung ausser der Kirche eine Beziehung auf besondere Verhältnisse nothwendig, oder auch nur wünschenswerth macht. Dagegen erwarten wir von den sämtlichen evangelisch-lutherischen Geistlichen unseres Königreichs, daß sie jede willkürliche Veränderung unterlassen, und überhaupt allen Eifer anwenden werden, unseren Absichten zu entsprechen, und auch durch einen lebhaften deutlichen Vortrag der liturgischen Gebete, so wie durch ein anständiges, würdevolles Benehmen bey den liturgischen Handlungen, den Eindruck des Besseren in den Gemüthern der Zuhörer zu verstärken.“ — Hier ist mit weiser Umsicht Alles vereinigt, was man zu fordern berechtigt ist. Auch das letzte Wort: „man erwarte, daß der Geistliche durch einen lebhaften deutlichen Vortrag der Gebete, so wie durch ein würdevolles Benehmen bey den liturgischen Handlungen, den Eindruck des Besseren zu verstärken suchen werde“, ist wahrscheinlich nicht ohne näheren Grund gesagt, und Rec. wünscht ihm überall, und auch ausser den württembergischen Kirchen, Beherzigung. Ermüdet von der Predigt, oder auch bloß aus Gewohnheit und Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst, hört man so oft die nach der Predigt zu sprechenden Gebete in einem ganz anderen Tone eilig hersagen, anstatt daß der Geistliche sich bestreben soll, solche mit doppeltem Ausdruck von Würde und Erhebung zu sprechen. — Erscheint der Religionslehrer endlich bey der Verwaltung der eigentlichen Religionshandlungen, der Taufe, des Abendmahls u. s. w. als Repräsentant der kirchlichen Gemeinde: so kann er sich in den feyerlichen Augenblicken, da in der heiligen Feyer der religiösen Rituale die innige Einheit und Verknüpfung des Sichtbaren und Unsichtbaren, des Irdischen und des Überirdischen bezeichnet wird, gewiss selbst nicht genug von der Heiligkeit seines Amtes durchdrungen fühlen, „um, wie es hier heisst, durch ein anständiges, würdevolles und gefühlvolles Benehmen den Eindruck

des Besseren in den Gemüthern der Zuhörer zu beleben und zu verstärken."

Rec. hat es immer als eine der schwersten Aufgaben betrachtet, eine gute, alle Ansprüche befriedigende Liturgie zu schreiben, oder auch nur zu sammeln, und die vielen, seit mehreren Jahren erschienenen Liturgieen haben ihn noch mehr in dieser Ansicht bestätigt. Er gesteht aufrichtig, daß noch keine derselben dem Ideal auch nur nahe gekommen ist, das ihm von einer vollendeten Liturgie vorschwebt. Darstellung der religiösen Ideen und Gefühle ist Object, Eweckung und Belebung derselben Zweck aller liturgischen Handlungen. Noch immer fehlt uns zwar eine gründliche Theorie der Liturgik. Aber was man allgemein zu fordern berechtigt ist, ist in ersterer Rücksicht Wahrheit und Schönheit — Schönheit im heiligen Sinne dieses Worts, die nach den Ausdrücken der Alten die Verkündigerin der Geheimnisse, die Enthüllerin der Ideen ist —; in letzterer Rücksicht Lebendigkeit, Innigkeit, Einfachheit und Freyheit. Blicken wir nun auf den protestantischen Cultus in beiden Beziehungen: so fehlt solchem in ersterer Hinsicht (wie nicht geleugnet werden kann und darf, da er seinem innersten Geiste nach steter Vervollkommenung fähig ist,) die äußere Schönheit, die dem Gefühl so innig zusagt, und die so wirksam für das Tiefste in dem Menschen, für das ganze Gemüth nach allen seinen Kräften werden kann. Dagegen geht demselben in letzterer Rücksicht das innere Leben, das in der heilig-schönen Darstellung durch Rede und Gesang enthalten ist, nicht ab, und ein liturgisches Formular ist nur dann als vollendet, und seines hohen Zweckes würdig zu betrachten, wenn es sich durch Lebendigkeit, Innigkeit, Einfachheit und Freyheit auszeichnet. — Aber in dieser Hinsicht fehlt allen unseren Liturgieen noch Vieles, um solche im höchsten Sinne „religiös“ nennen zu können. — Als Ausdruck der Erhebung zum Ewigen und Unendlichen sollen sie die Darstellung, der tief empfundene Ausdruck von, dem in uns seyn, was der Endlichkeit nicht angehört, was sich über Raum und Zeit, kurz über alle Bedingungen des zeitlichen Lebens und Seyns erhebt. Darum kann die Sprache in ihnen nicht lebensreich und innig, nicht heilig und zart, nicht einfach, frey und allumfassend genug seyn. Alles, was nach diesem Grundsatz z. B. zu bestimmt und beschränkend an irgend ein kirchliches Dogma erinnert, es sey, daß es dasselbe in dogmatischen Worten oder Begriffen auspricht, oder (welches ganz einerley ist) gefühlvoll vermeidet, und eine entgegengesetzte Ansicht (weil sie vielleicht für — aufgeklärter gehalten wird,) dafür geltend zu machen sucht, ist demnach schon nicht im reinsten Sinne religiös. — Wie wenig ist aber in unseren Liturgieen die Sprache an religiöser Zartheit, an Einfachheit und Freyheit dem angemessen, wovon die Rede ist! Daß man oft ein moderneres Wort für ein veraltetes (oder wohl auch nur — kraftvolleres — altes) gesetzt, manchen Begriff ein bißchen verständiger, und was denn leicht zu geschehen pflegt, flacher und ideenloser ausge-

drückt hat u. dgl., diese kann hier nicht angeführt werden: so oft man auch damit schon Alles gethan zu haben glaubte. Noch fehlt es uns insbesondere an erhebenden, nicht religiösen Gesängen. Die gereimten, größtentheils herz- und geistlosen Moralien, womit man in der vergangenen Periode, in welcher Wortkrämerey und eine das Tiefere scheuende Verständigkeit herrschender Charakter war, dem Heil der Kirche mit Einem Male aufzuhelfen, und höhere religiöse Aufklärung und Bildung zu verbreiten hoffte — diese Liederverse, in denen insgesammt, mit Ausnahme der anerkannten besseren von Gellert, Schlegel u. s. w., nicht so viel Geist und Religion ist, als in manchen einzelnen unserer alten verklungenen Kirchenlieder, verdienen natürlich hier gar keiner Erwähnung. Möchten daher doch die verehrten Dichter unserer Zeit eben jetzt ihre Talente mehr der Religion widmen, die in den Formen des Christenthums insbesondere das Tiefste und das Einfachste, das Erhabenste und das Zarteste zugleich für Geist und Herz vereinigt darbietet! — Da der Verstand an und für sich nur den Trieb des Untersuchens, des Entwickelns und Erklärens hat und kennt, und so gern vom Ewigen, dessen wir uns nur in unserem unmittelbaren Bewußtseyn innen werden können, abzieht: so muß ferner das religiöse Gefühl bey allen unseren liturgischen Handlungen und Formularen vorzüglich angesprochen werden. Man besürchte nicht, daß sich Einsicht, Belehrung, Aufklärung alsdann beklagen dürfen: denn in dem wahren religiösen Gefühle erscheint das Höchste in unserer Vernunft oder in unserer freyen Erhebung zum Unsichtbaren, mit unserer Andacht unzertrennlich vereinigt. Aber auch in dieser Hinsicht lassen unsere Liturgieen noch sehr viel zu wünschen übrig. Wie verständig, wie mühsam überlegt sieht man da oft die Worte gewählt, um einen Gedanken nur eben so, und nicht anders auszudrücken, weil vielleicht diese oder jene bestimmte Ansicht es so fodernte! Welcher Kleinigkeitsgeist, der dem ächten religiösen Gefühl so ganz fremd ist, zeigt sich gewöhnlich in der künstelnden Mühe, womit eins oder das andere Wort eines älteren Formulars etwa hinweggelassen verändert oder mit einem andern vertauscht wird! Nicht selten mag dies nöthig und zweckmäßig seyn, nicht selten aber läuft dabey Alles nur auf ein Leeres, die Erbauung störendes Wortgeklänge und einen gewissen Geist der Einseitigkeit hinaus. Wie wenig vermag doch die Sprache alsdann auch zum Herzen zu dringen! Noch mehr: in Deutschland sind wir Protestanten im Allgemeinen auch mit den reichen Urformen des Christenthums, wie sie uns das Studium der Patristik darbietet, zu wenig bekannt; zum Mindesten machen wir zur Veredlung und neuen Beseelung unserer Liturgieen zu wenig Gebrauch davon. In England und Schweden hat man die ehrwürdigen älteren christlichen Schriftsteller immer höher geachtet und mehr benutzt. Bey uns wurde in der zunächst vergangenen Periode das Studium derselben in dem Maße vernachlässigt, als man stolz auf seine vermeintliche höhere Aufgeklärtheit und sogenannte reli-

ne vernünftige (verständige) Religion war. Auch zur Veredlung unserer Liturgieen verdient aus dieser Ursache das so vernachlässigte Studium der älteren Kirchenlehrer von Neuem empfohlen zu werden. Solten die liturgischen Formulare etwas Feststehendes seyn, worin sich der Geist der Kirche, und nicht der individuelle Gedanke des einzelnen Menschen ausspricht: so müssen hohes Alter und Allgemeinheit die äusseren Charaktere derselben seyn, so wie lebendige zarte Innigkeit und körnige Kürze die inneren. Erinnert ein liturgisches Formular — wie denn dies nur zu oft der Fall ist — in Sprache, Ausdruck, Darstellungsart und Begriffen nur an die nächste Gegenwart, nur an die vor der Mitwelt eben dahin fließende Zeit: so steht es mit jener Forderung in geradem Widerspruch.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen können wir das Urtheil über die vorliegende Liturgie um so kürzer fassen. Ob sie gleich, so wenig wie die übrigen, das Ideal erreicht: so steht sie doch keiner derselben nach, vielmehr hat sie vor manchen anderen wirkliche Vorzüge. Die Formulare, welche sie enthält, sind theils aus anderen liturgischen Sammlungen und Schriften mit den für zweckmässig erachteten Veränderungen genommen, theils neu verfasst. Sie enthält überdies für jede kirchliche Handlung, mit Rücksicht auf die verschiedenen Stufen der religiösen und intellectuellen Bildung der Gemeinden, mehrere Formulare, damit ein jeder Geistlicher nach dem Bedürfnis seiner Zuhörer jedesmal das angemessenste wählen könne. Die Auswahl ist mit Circumspection und Einsicht getroffen, und die neueren Formulare zeichnen sich öfters durch eine religiöse Wärme in Sprache und Darstellung aus. — Dabey aber kann Rec. nicht bergen, dass, wenn er ins Einzelne gehen sollte, er über Manches ein tadelndes Urtheil aussprechen müsste. Er will nur Einiges bemerken. Die Taufformulare sind im Ganzen schön; doch lässt sich diese Feyerlichkeit mit dem wahren Interesse der Religion in eine weit innigere Verbindung bringen, als gewöhnlich (und auch hier) bey dieser Feyerlichkeit geschieht. Auch die Abendmahlsformulare sind im Ganzen gut; wodurch aber diese Feyerlichkeit gerade im schönsten Sinne und der erhabensten Beziehung eine „religiöse Feyerlichkeit“ wird, dies ist zu wenig berührt. Daher fehlt es diesen Formularen größtentheils an einem höheren Schwung und religiöser Innigkeit, also eben an dem, was wir oben als wesentliche Eigenschaften eines guten Formulars foderten. Sie drehen sich mühsam und zum Theil ziemlich trocken um das Bekannte, was in solchen Formularen vorzukommen pflegt, herum, und rühren und begeistern das Gemüth sehr wenig, wozu doch diese dem Christenthum eigenthümliche und seinen überfinnlichen Geist darstellende Feyerlichkeit vorzugsweise geeignet ist. Allerdings kann das: „dieses thut zu meinem Gedächtnis“ bey der Feyer dieses Mahles nicht genug hervorgehoben werden: aber diese Worte sind ja nur eine nähere Bestimmung der eigentlichen Einsetzungsworte des heil-

ligen Mahles: nehmet. esset, dies ist mein Leib, trinket, dies ist der Kelch des neuen Testaments in meinem Blute, in welchen das eigentliche Religiöse oder, wie man ehemals mehr von dogmatischem Standpunkte aus sich ausdrückte, Sacramentalische der Feyer liegt, wie dies zu allen Zeiten das tiefere religiöse Gefühl, wenn auch in noch so verschiedenem Ausdruck der Sprache, zu bezeichnen gestrebt hat. Nur der grübelnde Verstand konnte davon abziehen; aber er sah nun auch in dieser Feyer nicht mehr die Darstellung des Sichtbaren und Unsichtbaren in seiner Einheit und ewigen Verbindung, sondern sie wurde ihm zu einem bloßen freundschaftlichen Gedächtnismahle, was sie bey der höhern religiösen Ansicht dieses Dogma nicht minder, nur in erhabenerem Sinne, ist. Dagegen hat es den ganzen Beyfall des Rec., dass den Geistlichen nicht die Befugnis gegeben worden ist, sich bey der Austheilung des heiligen Mahles willkürlicher, selbst gewählter Worte zu bedienen. Auch dies verlangte man ehemals so sehr, und es wurde hie und dort den Predigern wirklich gestattet. Aber wurde für die Erbauung etwas dadurch gewonnen? Ganz und gar nicht: vielmehr war es, wie Rec. aus Erfahrung weiß, hie und dort mit manchen die Andacht störenden Umständen und Folgen verbunden. Ubrigens ist Rec. gar nicht aufgefallen, dass in dem ersten der Abendmahlsformulare (wie auch sonst verschiedentlich geschieht) das Gebet zum Beschlusse an Jesum gerichtet ist. Freylich haben Viele dieses, so wie die Schlussformel der Gebete „durch Jesum Christum, unsern Erlöser“ (welche in dieser Liturgie ebenfalls öfters vorkommt), tadeln wollen; aber wenn sie consequent seyn wollen: so müssen sie billig noch weit Mehreres tadeln, das mit ihrer Aufklärung unmöglich übereinstimmen kann. Wir müssen, wenn wir hier von dem ausgehen, wozu uns unsere heiligen Schriften berechtigen oder verpflichten, bey der Darstellung der göttlichen Erhabenheit Jesu nicht weniger auf das sehen, was die ersten Freunde Jesu oder die Apostel lehrten, als was sie thaten, oder wie sie handelten; Apostelgesch. VII, 58, 59. 2 Kor. XII, 8. 2 Timoth. IV, 18 vergl. mit Joh. XV, 16. — Der Tadel aber, der die gewöhnlichen Worte durch J. Chr. als Schlussformel der Gebete, in Anspruch nimmt; verkennt ganz den innersten Geist des Christenthums, dessen wesentliche Grundansicht eben die Nothwendigkeit einer Vermittelung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Menschen und der Gottheit ist, und das uns in Jesu die höhere, vermittelnde göttliche Natur darstellt, durch welche wir streben sollen wieder zu Gott zurück zu kehren, und ewiges Leben zu erhalten. — Wenn nicht von jeher in den württembergischen Kirchen „Unser Vater“ gebetet wurde, was Rec. nicht weiß, da er weit von diesem Lande entfernt lebt: so verdient die Veränderung in grammatischer Hinsicht Missbilligung. Es ist ja hinlänglich bekannt, dass Unser Vater eben so undeutsch, als Vater Unser ist, ja dass sich dies Letztere in der That noch eher, als eine richtige, nur

veraltete Form des Genitiv in Schutz nehmen liefs. Weil man das unübertreffliche Vater Unser, sagt ein neuer Schriftsteller bey einer anderen Gelegenheit, nicht besser machen kann, darum wollen es uns elegante Neulinge auf allerley Art schöner wiedergeben. Sie suchen die vergessene Grammatik wenigstens im Gebete anzubringen, und vergessen, daß von Bonifacius und Ottfried bis auf Calvin alle deutschen Zungen ohne Ausnahme Vater Unser gebetet haben; ein durch sein Alter 800 Jahre alterer Typus als Luthers Übersetzung. Man kann vor solchen oft gut gemeinten Neuerungen nicht ernstlich genug warnen, weil die Menschen so leicht dadurch verleitet werden, die Religion überhaupt darüber aus einem unrichtigen, beschränkten Gesichtspunkte zu betrachten. Auch vermehren sie wirklich die Gleichgültigkeit bey den Gleichgültigen nur um so mehr, und reizen leicht den Spötter, der das Kleinliche darin sieht, zum Spott. Vor einiger Zeit glaubte man durch dergleichen Verbesserungen unsere Kirchen plötzlich wieder anfüllen zu können. Aber hat denn der Erfolg den Erwartungen entsprochen? Sind nicht gerade in solchen Ländern, die sich durch schnell auf einander gefolgte mannichfache Neuerungen der Art auszeichneten, die Kirchen immer leerer gewor-

den? — Und hat sich nicht im Gegentheil in den Ländern, wo immer etwas mehr auf das Stehende gesehen wurde, um es der allgemeinen Heiligung zu empfehlen, und wo man den äusseren Cultus nicht allzu sehr vereinfachte, wie z. B. in Sachsen, und ausser Deutschland in England und Schweden, hat sich nicht hier verhältnissmässig eine grössere und allgemeinere Werthschätzung, wenigstens des öffentlichen Gottesdienstes, erhalten? — Den oben gerügten Mangel guter religiöser Gefänge macht übrigens auch diese Liturgie sehr fühlbar. Denn weder die Lieder bey dem Abendmahle, noch die bey der Confirmation u. s. w. befriedigen den höheren Schönheitsinn auch nur einigermaßen. Inzwischen kann den Herausgebern und Sammlern unserer Liturgien darüber kein Vorwurf gemacht werden. Hier können nur unsere grossen vaterländischen Dichter abhelfen.

Rec. wünscht, daß diese im Ganzen beysfallwürdige Liturgie ihrer Bestimmung entsprechen, und recht viel zur Erbauung und Belehrung der Gemüther in einem Lande beytragen möge, das sich von jeher durch einen ernstlichen religiösen Sinn vorzüglich ausgezeichnet hat.

H. II.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Salzburg, b. Mayr: *Leben der bekanntesten salzburgischen Heiligen.* Zur Erbauung für Kinder und Erwachsene, von M. Rumpfer. 1803. 5 Bogen 12. (4 Gr.)

Auch unter den besonderen Titeln:

Leben der Heiligen Thimo und Eberhard. Ein Christenlehrgeschenk für Kinder, und auch eine erbauliche Lektüre für Erwachsene.

Leben des Heiligen Rupert. Ein Christenlehrgeschenk u. s. w.

Leben der Heiligen Ehrentraud und Vital u. s. w.

Leben des Heiligen Virgil u. s. w.

Leben des Heiligen Severin u. s. w.

Hr. R. sagt in dem kurzen, dem Leben des Heil. Severin vorgesetzten Vorberichte: „Ich habe dabey die Absicht, das Volk mehr mit den besonderen Lebensumständen unserer vaterländischen Heiligen bekannt zu machen, und ich glaube, daß hiezu gerade der Weg durch Christenlehrgeschenke der beste ist. Wird der Erfolg zeigen, daß ich mich in diesem Glauben nicht ganz geirrt habe: so folgen vielleicht noch mehrere Christenlehrgeschenke dieser Art nach.“ Der Gedanke verdient Beyfall, und auch die Ausführung ist nicht ganz verfehlt, obgleich in der Erzählung und paränetischen Anwendung noch viel zu wünschen übrig bleibt. Der Ausdruck *Christenlehr-Geschenke* (wofür Hr. R. auch einmal den Singularis *Christenlehr-Schänkung* (sic) braucht) scheint ein Provincialismus zu seyn, ist aber auf keinen Fall ein guter. Wie leicht könnte man nicht verleitet werden, an *leere Christenlehrgeschenke*, oder an *christleere Geschenke* zu denken!

— st —

Landshut, b. Thomann: Der Rosenkranz nach der Meinung der heiligen katholischen Kirche in sechzehn verschiedenen Weisen, für das Volk und seine Priester bearbeitet, auch (für) die heiligen Zeiten und hohen Festtage des Jahres von

Herenäus Haid, der Gottesgelahrtheit Doctor. 1810. 131 S. 8. (4 Gr.)

Aus der Vorrede ersieht man, daß hier nur der erste Theil des Rosenkranzes, oder eine religiöse Betrachtung über „die freudenreichen Geheimnisse unseres Herrn in sechs verschiedenen Weisen vom Advente bis zur Fasten,“ geliefert wird. Es sind Betrachtungen, Gebete, Litaneen und Gefänge über die Menschwerdung und das Leben Jesu, welche ihres Zweckes, Erbauung zu stiften, nicht verfehlen werden. Unter den Liederverfen sind mehrere aus protestantischen Gesangbüchern entlehnt, was nur ein unverständiger Zelos dem Herausgeber zum Vorwurfe machen konnte. Die vorausgeschickte Erklärung über die eigentliche Bedeutung des Rosenkranzes im Sinne der alten katholischen Kirche hat uns eben so wohl gefallen, als die salbungsvolle Ansprache an den frommen Leser.

— st —

KINDERSCHRIFTEN. Jena, in d. Kröckerischen Buchhandl.: *Die Gleichnisse Jesu,* zum Gebrauch für Kinderlehrer erklärt von Ludwig Schloffer, Pastor zu Drakendorf bey Jena. 1810. VIII und 108 S. 8. (8 Gr.)

Der schon durch seine biblische Geschichte und einige ascetische Schriften bekannte Vf. liefert in diesem Schriftchen eine Anweisung für Jugendlehrer zur zweckmässigen Erklärung und Anwendung der im N. T. enthaltenen Parabeln Jesu. Er giebt zuerst den Zusammenhang an, worin die Gleichnisse stehen, und fügt dann Anmerkungen hinzu, worin der Sinn des Ganzen sowohl, als einzelner Theile, Sätze und Redensarten erläutert wird. Alles ist kurz und faßlich vorgetragen; nur selten wird man auf verfehlte Ansichten des nicht ganz richtigen Auslegers stossen. Von Lehrern, die sonst keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, und die aus dem eigenen Fonds wenig Brauchbares zu geben vermögen, wird dieser kleine Beytrag zur populären Schrifterklärung mit Nutzen gebraucht werden können.

— st —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 N O V E M B E R, 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS U. STRASBOURG. b. Treuttel und Würz:
J. Malliot et P. Martin, recherches sur les costumes, les mœurs, les usages religieux, civils et militaires des anciens peuples, d'après les auteurs célèbres et les monuments antiques. Tom. I. I. IX u. 328 S. Mit XCVIII Kupferpl. Tom. II. VIII u. 520 S. Mit LXXVIII Kupferpl. Tom. III. 242 S. u. mit CXII Kupferpl. 4. 472 francs pour Paris; 84 francs, franc de port, pour les départements.)

Dieses vielmäßige Werk, das schon 1804 und 1805 gedruckt, nie und da vorzüglich aufgenommen, in Moniteur vom 19 Febr. 1806 sehr gelobt wurde, ist durch die Hrn. Treuttel und Würz gekauft, mit neuen Titelblättern und einem Verzeichnisse der 100 Kupfertafeln aufs Neue erschienen. —

Der Vf., *J. Malliot*, welcher die Maler-, Bildhauer- und Architekten-Akademie zu Toulouse lange dirigirte, ließ diese Frucht eines dreißigjährigen Fleißes durch seinen jungen Schüler *Martin*, der geraume Zeit in Ägypten war, herausgeben, und der Bericht an das Nationalinstitut vom J. XI (1802—3) gab das Zeugniß, hier sey geleistet, was *Saumaize*, *Casabonius* u. A. nur versprochen (Tom. I. S. VII—X). In dem vorläufigen Avertissement (S. XII—XVI) erklären die Vff.: Man wolle den fehlerhaften Text von *Dandré-Bardons* Werke nicht rügen, der Altes und Neues, Fremdes und Eigenes vermischt habe; man habe es umgearbeitet, die Bemerkungen eines *Mongez*, *Vincent* und *Gibelin* benutzt, vieles aber nicht hinzugefügt, um das Werk nicht kostspielig zu machen; man habe nur Statuen, Basreliefs, Münzen und andere Denkmäler zu Rathe gezogen, Alles sey in dieser Hinsicht authentisch, ächt; Nitate seyen, zur Spornis des Raums weggelassen, aber man habe Untersuchungen, Widerlegungen und Rathschläge eingewebt, kurz, es sey *un ouvrage court, peu dispendieux et utile aux artistes*, das vollständige Elementarbuch zum Gebrauch für Künstler.

Und das ist es denn auch, des Mißlingenen und fehlerhaften ungeachtet, das wir unter der Fülle reicher Materialien und Spuren großen Fleißes zu tadeln finden werden. Denn I. ist der Titel „*recherches*“ unpaßend, weil, den reichen Abschnitt über Ägypten ausgenommen, keine Untersuchungen angestellt werden, man müßte denn kleine Berichtigungen *Montfaucon's*, *Winckelmann's*, *Larcker's*, *Barr.*
S. 4. L. Z. 1810. Viertes Band.

don's und *Vigandres* dafür nehmen. II. Sodann sind die Kupfer des ersten und zweyten Bandes keineswegs gelungen zu nennen, wiewohl die Zeichnung im zweyten schon besser ist. Zum Glück sind Richtigkeit und Schönheit der Formen hier nicht Hauptzweck, und der Künstler ist zufrieden, hier im Kleinen alle bedeutenden Monumente beysammen zu finden, an welchen er — aber nur mit Hilfe des Textes — Costüme und Gebräuche studiren und treu copiren kann. Also wird es dennoch für Bildhauer, Maler, Decorateurs, Theaterdirecteurs sehr brauchbar seyn. Dies gilt besonders vom dritten Bande, dessen Kupfer, von *Roques* gestochen, die vorhergehenden weit hinter sich lassen. — III. Ferner ist der Mangel chronologischer Ordnung fühlbar. Gegen diesen gerechten Vorwurf verwahrt sich der Vf. im Avertissement des 2 Bandes schlecht genug, wenn er sagt: *la chronologie générale (!) importait peu*, und es sey ja bloß für Künstler, welchen die verschiedenen Chronologien der Völker nichts angingen. Diese (die Ären) kümmern die Künstler freylich nicht; aber Zeitfolge kümmert jeden, dem es um Klarheit und Ordnung des Unterrichts zu thun ist; wie auch der Vf. gegen sich selbst dadurch bewiesen, daß er jedes einzelne Volk chronologisch durchgegangen. War es um Zeitfolge nicht zu thun, so war die lexikographische Einrichtung für Künstler weit zweckmäßiger, die gern so wenig als möglich lesen, hier aber viel lesen müssen. — IV. Endlich konnte sich der Vf. der *introduction nécessaire pour les jeunes peintres* überheben, die Künstlern wenig hilft, Kritikern nicht genügt, und aufs Neue beweist, daß alle Theorie „grau“ sey.

Wir gehen zum Einzelnen über. In jener Introduction will der Vf. nur *effleurer les principes les plus essentiels*, und er theilt viele treffliche, praktische Bemerkungen mit, die den Künstler freylich nicht machen, aber doch bilden können. Sie folgen unter einzelnen Aufschriften: *Dessin*. — *Anatomie*. — *Grâce*. — *Passion*. — *Expression*. — *Attitudes*. — *Pondération*. — *Bekleidung*. — *Draperie*. — *Gruppen*. — *Contrast*. (Einige wollten nach Horaz nur drey Figuren, *Annibal Carracci* nicht über zwölf.) — *Hauptfigur*. — *Clair Obscur*. — *Colorit*. — *Reflexe*. — *Une peinture doit instruire et plaire!* (Colorit sey der Leib, Zeichnung die Seele der Malerey.) — *Perspective* (dieser Abschnitt enthält zu wenig Technisches) — *Paysage* (es sey zweifach: *héroïque* oder *champêtre*!! Eine Landschaft ohne Menschen und Thiere interessire Niemanden; wenigstens eine menschliche Spur müsse man

schaen, ein Grab, Gemälder, oder des etwas. — Hier spricht sich der gefellige Franzose recht aus, dem *vis-à-vis* der einsamen Natur ganz unheimlich wird). — S. XL werden die *trois grandes unités, d'effet, de temps (et de lieu) et d'action* gehörig eingeschränkt. — *Convenances*, d. h. man müsse Sct. Peter nicht mit einem Embonpoint und gestickten Kleide, Sokrates mit keiner Adlernase, den Galba mit keiner Stumpfnase malen, und das Alter der Personen müsse der Zeit der vorgestellten Handlung entsprechen. — *Le faire*, d. i. *la manière, dont on se sert du pinceau, du ciseau, de l'ébauchoir*, müsse dem Gegenstande angemessen seyn, Herkules, Polyphem und die Cyklopen nicht *d'une manière finie, adoucie, lechée* traitirt werden. — *Licences*. Das von Horaz gestattete Privilegium wird auf die Wahrscheinlichkeit eingeschränkt, die historischen oder allegorischen Freyheiten müssen Autorität für sich haben! — *Architecture*. Auch hier solle man ja nicht gegen die historische Genauigkeit sündigen, wiewohl im Nothfalle ebenfalls einige *Licences* gestattet werden (die Notizen über die Säulenordnungen und ihren Gebrauch, über Karyatiden, Atlanten, Telamorien und Perser-Statuen sind zweckmäßig: vom Gothischen ist zu wenig gesagt). — *Invention, Composition*. Die Erfindung, deren Zweck *d'abord est d'instruire, et puis de plaire* (!), ist 1) *historique*, 2) *allégorique*, 3) *mixte*, 4) *mystique*, nämlich *où il est question des mystères de la religion*, Vorstellung überfinnlicher Wesen! Der Stil ist a) *noble*, b) *familier*, c) *pastoral*. Das Sujet endlich ist 1) *sacré ou profane*, 2) *vrai ou fabuleux*, und bey Allem ist die *décence* ja nie zu vergessen. — Der *Conseil important* ist, daß man sich rathen lassen solle. — Und endlich unter der letzten Rubrik: *Costume*, kann der Vf. recht *con amore* das Studium desselben empfehlen, das Caylus lächerlich machte; doch geht er nirgends von der Idee des Schönen, überall nur von der historischen Genauigkeit, nur davon aus, daß man die *décence*, die *déhors* nicht verletze, weil die *vérité si précieuse dans une composition* sey. Die Malerey und Bildhauerey hätten nur Nachahmung der Natur zum Zweck, aber die von Horaz gestatteten Privilegien vergönne man. Nur müsse man sie mit *modération*, und — dies das Haupt — *en conservant le caractère du costume* brauchen! Rec. ist eines Commentars überhoben, den ein solches *chef d'oeuvre* von Kunsttheorie sich selbst giebt. —

Der erste Band beschäftigt sich ausschließend mit den Römern. In einigen sehr vernünftigen Bemerkungen werden *haut-moyen- und bas-Empire* als Hauptepochen der Verschiedenheit angegeben, worauf dann gleich die einzelnen Gegenstände unter folgenden Rubriken abgehandelt werden: *Habits des Romains. Toga. Tunica. Coëffure, Chevelure, Barbe. Chaussure. Habits des Romaines. Coëffure, Chaussure, Bijoux. Costume des Rois de Rome. Lictores, Apparitores, Stipitatores, Viatores. Senatores. Consules. Dictator. Imperatores*. Hier wird, nachdem der Vf. von der *adoratio* gesprochen, das Charakteristische jedes Kaisers und

jeder Kaiserin in Physiognomie, Gestalt und Kleidung nach Monumenten und Münzen von Cnejus Pompejus Zeiten an bis auf Constantin XIV Paläologus (1453) herab bemerkt; jedesmal die ganze Verwandtschaft, selbst die Barbaren mit berührt, welche die Krone erbeutet, so weit sich aus Denkmälern bestimmen läßt. Wer sich auf keine Weise auszeichnet, ist übergangen worden, und die musterhafte Genauigkeit, mit welcher in der Beschreibung Alles detaillirt worden, verdient vieles Lob, so wie des Vfs. Unermüdllichkeit Bewunderung! So trockent der Gegenstand, so werden doch selbst unsere Modedamen, Perruquiers u. s. f. hier eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit in der Art und Weise finden, wie man das Haar schmücken und flechten könne. — *Fonctions et costume de divers magistrats et officiers. Comitia. Forum. Grands magistrats du bas-empire*. Sehr interessant, da es weniger bekannt ist. — *Ambassadeurs, Feciales. Legion. Enseignes. Instrumens militaires. Usages militaires, levée des troupes. Vêtements militaires. Armées romaines. Armes. Départ et marche des soldats. Machines. Marine des Romains et des Grecs! Recompenses militaires. Triomphe*. Bey allen diesen Abschnitten, besonders bey dem über die Kriegsmaschinen, wo auf Folard's Polybe verwiesen wird, ist der Mangel erklärender Figuren für den Künstler sehr fühlbar. Besser wäre gewesen, die Kaiser weniger zu bedenken, da es ja so um ihre Porträts eine müssliche Sache ist, und dafür Abbildungen von Kleidern und Geräthen zu geben, welche nur in größeren, kostbaren Werken zu finden sind. — *Esclaves, paysans, affranchis. Peines et supplices. Politesse Romaine. Usages* (d. i. Heyrathsgebräuche). — *Bains, Maisons* (Haus und häusliches Leben). — *Funeraillies* (nach Guichard und Vigenère). — *Ministres du culte, cérémonies, fêtes* (d. i. Opferfeyerlichkeiten). In diesem Abschnitte vermisst man die Kupfer wieder, wie auch Ordnung, welche doch leicht war. — *Vases et ustensiles des sacrifices*. Sehr gut. — *Cérémonial des sacrifices*. Wieder Opferfeyerlichkeiten. — *Temples*. Handelt nebenbey von Opfern, Priestern und heiligen Festen der Römer. — *Spectacles, jeux. Instrumens de musique*. Beschreibt auch jüdische, griechische, assyrische und armenische. — *Chars, voitures. Mesures*. Man sieht, wie Alles berührt worden, was dem Künstler wichtig seyn kann, nach dessen Bedürfnisse sich der Vf. durchaus gerichtet: diesem wird kein Wunsch übrig bleiben, als daß die detaillirten Kleidungsstücke, alle abgebildet, vielleicht auch colorirt seyn möchten. Der Antiquar möchte, trotz der großen Belesenheit und Berichtigung gelehrter Irrthümer, noch vieles zu berichtigen finden. So sind z. B. S. 224 die *manumissiones in ecclesia, inter amicos, per epistolam, per convivium, per nominationem filii* weggelassen; S. 222 sind bey dem *debitor insolvens* die Zeiten nicht gehörig unterschieden; S. 236 wird gesagt, *impluvium* sey die unbedeckte Mitte des Atrium gewesen, da doch dieses im weiteren Sinne das ganze Vordergebäude, jenes das Mittelgebäude

war; S. 269 wird die *libatio* falsch beschrieben, mehrerer anderer Dinge nicht zu gedenken, die man selbst bey *Nitsch* ungleich gründlicher behandelt findet. —

Der zweyte Band umfaßt mehr als 300 Völker, und zwar handelt der erste Abschnitt von Afrika, wörter Diod. Sic., Herodot mit Larcher's und Terrasson's Anmerkungen, Barthélemy, Winckelmann, Montfaucon, Caylus u. A. benutzt worden. a) Äthiopier. b) Ägyptier. Wenn auch dieser Abschnitt, wie er behandelt worden, ausser der Sphäre des Künstlers liegt: so werden doch die Historiker, Geographen und Alterthumsforscher Hn. Martin sehr dankbar dafür seyn, der ihn uns aus seinen *mémoires* mittheilt. Indem er weit mehr das gegenwärtige, als das vormalige Aegypten beschreibt, veranlaßt er zu einer interessanten Vergleichung der alten und neuen Zeit. Wir heben die Resultate aus, die auf diese Weise einem größeren Publicum bekannt werden. *Topographie et aspect de l'Egypte.* — Hr. M. selbst hat mit an Jacotins Generalcharte von Aegypten gearbeitet, mithin ist er competent. Er widerstreitet die gewöhnliche Meinung, daß der dortige Himmel immer heiter sey. (Denon hat die Umgebungen *une erreur de la nature* genannt). — Nicht der See Möris — wie Herod. 2, 150 will —, sondern bloß der Kanal Belamah ist durch Kunst entstanden, wie denn d'Anville und Gibert über des Sees Lage zurecht gewiesen werden. — *Historique des peuples.* — *Guerriers.* — *Vêtements.* — *Usages et mœurs* (worin sie den Alten nicht mehr gleichen). — *Musique.* Die Ghazid darf man nicht, wie viele Reisende gethan, mit den Almé verwechseln; jenes ist *errante, pour gagner sa vie*, dieses *savante* (arabisch). — *Agriculture.* Die ganzen Ärntearbeiten sieht man in den Grotten von Eleits (Eleithias, Lucina) gemalt. *Cecil* hat sie copirt, *Costas* die Beschreibung gegeben, aus welcher ein Auszug S. 33. Da es aber an Kupfern fehlt: so haben wir diese, wie die Beschreibung des *plaustrum punico* nach Girard S. 34, unverständlich gefunden. — *Navigation et commerce.* Hier wird Herod. 2, 158 widerlegt: es sey unmöglich, daß das Wasser in Necos Kanal aus dem Nil gekommen. Nach den Beobachtungen von Lepère, St. Genis und Lefèvre, die Lepère d. Ä. mit Betrachtungen über den Kanal von Suez herausgeben wird, ist das Niveau des rothen Meeres bey Suez höher, als das des mittelländischen, worüber der Vf. S. 41 seine Hypothese giebt. So wird mit Grund bezweifelt, daß der Kanal je vollendet gewesen, noch werden könne, wegen des ungeheuren Versandens, dem man durch einen Kanal von Kenneh nach Cosséir vielleicht eingänge. Aber ließe Unternehmen, wie die Schiffbarmachung des Kanals von Alexandrien, wozu man nach Lancret und Chabrol 3 Jahr Arbeit und 750000 Franken brauche, haben die Engländer vereitelt. — *Animaux.* 43, nach der Mosaik von Pränesta, wo sie mit ihren griechischen Namen zu sehen: der Vf. bemerkt, welche nicht mehr gefunden werden. Aber er ist doch zu ehr Franzos, wenn er *advocem* Chamäleon S. 47 ein Lieblingschamäleon mit der selbstgefälligen Weit-

schweifigkeit eines Liebhabers beschreibt. — *Plantes.* Die 5 Pflanzen, welche auf den ägyptischen Denkmälern am meisten vorkommen, *nymphaea lotos, féve d'Egypte, colocasia, persca, musa*, werden oft mit einander verwechselt; Mahudel hat diesen Gegenstand in den *Mémoire de l'Académie* gehörig beleuchtet. — *Médecine.* Darüber lese man *Savareni* und *Degenettes.* — *Beaux-arts.* Der Tempel von Denderah, „der schönste der alten Welt“ (?) wird von Chabrol beschrieben. Meinungen über den dortigen Zodiacus, den, wie Dupuis (*origine des cultes*) durch eine sehr sinnreiche, aber ganz empirische Erklärung gezeigt, nur die Ägypter erfunden haben können. Diesen hat Casteix in einem Drittel der wahren Größe genau in Wachs copirt. Ausserdem giebt es noch einen zu Denderah und zwey zu Esneh. Ihr Alter von 4 — 6000 Jahren hat Fourrier in einem Schreiben an Berthollet aus der Astronomie erwiesen. — *Labyrinthe.* Da die Lage streitig ist: so wird Hr. M. in seinem *Mémoire sur le nome Arsinoite et le lac Moeris* einen Plan der Ruinen geben. — *Pyramides.* Diese sind vom Astronom Nouet vortrefflich beschrieben, und zum ersten Male genau gemessen worden. Das Resultat ist ein Mittelmaß zwischen Diodors und Strabo's Angaben, von welchen Herodotus und Plinius abweichen: aber jene waren, wie bekannt, sehr genau, welches Nouets Messungen höheres Ansehen giebt. Nach ihm kann man mit dem Materiale der größten Pyramide eine Mauer von 3 *mètres* Höhe, 33 *centimètres* Dicke und 600 *lienes communes* Länge, also *à peu près le tour du royaume d'Espagne* ziehen. Über die Bekleidung der Pyramiden hat Coutelle ein *Mém. à l'institut de Caire* vorgelesen. — *Obelisques.* Es läßt sich nicht erweisen, sagt der Vf., daß die sogenannte Säule des Pompejus von diesem, oder dem Septimius Severus herrühre. Übrigens nimmt er folgende drey Perioden der ägyptischen Architektur an: 1) bis auf Alexander den Gr. Diese sey Typus aller übrigen Völker. 2) den griechischen Stil z. B. der Pharos von Ptolemäos Philadelphos. 3) den sarazenischen Stil, worüber er Protain und Lepère ganz besonders empfiehlt. — *Mesures,* ein sehr wichtiger Artikel nach Hero, Astronomen und Mathematiker zu Alexandrien. Wider d'Anvilles Meinung ist der *oxovos* in Antonini *Itinerario* wahrscheinlich nicht der ägyptische. Auf zwey künftige Schriften macht der Vf. vor Allem aufmerksam, auf die von Girard über einen Nilmesser zu Elephantine, und auf Nouets Vergleichungen seiner astronomischen Messungen mit denen des Eratosthenes. — *Religion (und Cultus).* Diesen Abschnitt einer gründlichen Kritik zu unterwerfen, deren er sehr bedarf, wäre zu weitläufig; Kirker (*Kircheri Oedipus Aegypti*) wird *instar omnium* empfohlen! — *Dieux, Animaux sacrés, lieux, où ils étoient adorés.* — *Funérailles et embaumement.* Billig bezweifeln wir, daß die Mosaik von Pränesta (Palästrina) auf Taf. 3 u. 5, die um das Jahr 130 in Italien unter Hadrian gefertigt wurde, in Hinsicht des Alters und des ächten Stils als Quelle der ägyptischen Kunstgeschichte gelten könne. — c) *Libyens.* Dieser

Abschnitt umfaßt alle herodoteischen Völker Lybiens, aber ohne allen Unterschied der Zeiten. Doch übersehe man ja nicht die schätzbaren Nachrichten über die Oafsen überhaupt, und insonderheit über die *Oasis parva*. —

II Abschnitt. Von Asien. Auch hier sind die Zeiten nicht gehörig unterschieden, und es fehlt an Haltung. Zuerst wird das Monument beschrieben, das man dem Tiber errichtete, als er die 14 durch Erdbeben zerstörten Städte in Kleinasien wieder aufbaute, und das man zu Puzzuoli bey Neapel gefunden. Hierauf gehen die Vff. das Wichtigste von folgenden Völkern durch. — *Indians*. Sehr dürftig und oberflächlich. — *Chinois*, werden, sehr unhistorisch, vergöttert. Doch interessant ist die Beschreibung des kaiserl. Pallastes aus Manuscripten der Nationalbibliothek. — *Arabes*. Es werden bloß die ältesten und neuesten geschildert; von Muhamed (doch wohl interessant für Künstler!) und seiner Revolution keine Sylbe. — *Medes*. — *Assyriens*. — *Perses*. Vom Mithrasdienste, einem wichtigen artistischen Gegenstande, ist zu wenig; und was über die Ruinen von Persepolis gesagt worden, ist nichts gegen die Deutschen, Herder und Heeren. — *Parthes*. Einige parthische Könige nach Münzen. — *Scythes* (im weitesten Sinne). Fast zu umständlich. — *Peuples de l'Asie mineure*. Reichhaltig, genau, wiewohl nicht in der besten Ordnung. — *Syriens* (und Phöniciers). Die merkwürdigen

den Seleuciden werden in artistischer Hinsicht durchgegangen. — *Patriarches, Hébreux, Juifs et Chrétiens*. Hier wird mit den Fellen Adams und Evas angefangen. Die Patriarchen soll der Künstler nach *Raphael, Mignard, Lebrun*, besonders nach *Poussin* malen. — *Costume des Israélites après la loi de Moïse*. — *Moïse, Prophètes*. — *Habitations des Juifs. Campagnes de la Judée*. — *Religion* (d. h. Cultus und Instrumente). — *Divinités des peuples voisins de la Judée, que des Juifs adoroient (?)*. — *Armes*. — *Fénelles*. — *Usages*. — *Nouveau testament*. Die Vorschriften, wie man die Physiognomien des Heilands und der Apostel beobachten solle, sind sehr ängstlich. Die ersten Christen werden meist nach *Floury, Mignot, Dewert, Maimbourg* geschildert. — *Cérémonies. Pénitences publiques*. — *Funérailles*. — *Patriarches, Papes et Cardinaux etc.* — Bey den Christen sind die Zeiten abermals zu wenig geschieden; weit zweckmäßiger wurden sie nach Jahrhunderten geschildert. Auch finden sich vom J. 290 — 301 viele chronologische Irrthümer in der Reihe der Päpste, wovon wir nur die stärksten bemerken wollen. S. 290. S. Benedict lebte im 4 Jahrh. — lies: im 5ten, d. i. 480 — 543. — S. 296. Damasus II unter Heinrich I 1090. Damasus ward schon 1048 erwählt. — S. 299. Johann V 993. Allein es war schon der XVI. —

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT. Leipzig, b. Dyk: *Über Museen- und Antiken-Sammlungen*. Eine den 2 Jan. 1807 zu Dresden gehaltene archäologische Vorlesung von C. A. Böttiger. 1808. 31 S. 8. (4 Gr.)

Die Schrift gehört eigentlich zum 4 Bande der *Bibliothek für redende und bildende Künste*, aus welchem sie besonders abgedruckt worden ist. Man muß das Ganze als eine Einleitung ansehen zu Vorlesungen, worin der Vf. den Bestand und Inhalt der vorzüglichsten Antikensammlungen in Italien, Frankreich und den nördlichen Reichen, kritisch und ästhetisch betrachten wollte. Zuerst wird der Zweck solcher Sammlungen aus einander gesetzt; alsdann von der ersten ursprünglichen Bestimmung geredet, für welche die Meisterstücke der bildenden Kunst bey den Griechen zunächst geschaffen waren; ferner ihre erste Entführung nach Rom berührt, und welche Anwendung die Römer von ihnen gemacht, wie sie nachher während der finstern barbarischen Zeit theils zerstört worden, theils unter Schutthaufen begraben gelegen, bis unter den Medicern für Wissenschaften und Künste ein neuer Tag anbrach, und Achtung und Liebe für alte Kunstdenkmale wieder erwachten. Cosmas I sammelte schon Antiken, und legte den Grund zum berühmten florentinischen Museum. Mit den Medicern weiteten sich bald die Herzoge von Ferrara, Modena, Mantua und Mayland etc. Die Begierde, Kunstwerke, die aus den Trümmern Roms hervorgegraben wurden, zu besitzen, verbreitete sich in und selbst außer Italien, dergestalt, daß schon Papst Paul III (1534) nöthig fand, ein Verbot gegen die Ausfuhr derselben zu erlassen. Hr. B. erwähnt ferner noch, wie die Liebhaberey für antike Denkmale in den neueren Zeiten sich entwickelt, und eifert zugleich gegen das Unzweckmäßige, was manchen Sammlungen von Alterthümern etwa vorzuwerfen seyn möch-

te; endlich erklärt er die Museen oder Antikensammlungen, so wie die Sachen nun einmal stehen, nicht nur für ein nothwendiges, sondern sogar für ein wünschenswerthes Uebel, und mit diesem Anspruch sind auch wir, das Uebel allein aber rechnet, völlig einverstanden. In dieser allerdings sehr schätzbaren kleinen Schrift sind wir jedoch auf einige Stellen zu stoßen, welche Berichtigung zu erfordern scheinen. So z. B. sagt der Vf. S. 7: „Das erste Urbild der Venus, aus welchem ihre ganze spätere Idealschöpfung hervorging, stellte Alcmene in den Gärten auf.“ Aber die gleichzeitige Venus des Agoracritus (in der Folge als rhamnische Nemesis berühmt) war ein anerkannt besseres Kunstwerk; auch vom Phidias dem Lehrer des Alcmene sowohl als des Agoracritus, waren hochgeschätzte Venusbilder vorhanden; also ist es nicht wahrscheinlich, daß das Urbild zur Idealgestaltung der Venus in der erwähnten Statue vom Alcmene sey geschaffen worden. Nach S. 15 soll die Gruppe des Laocoon unter Papst Leo X in den Bädern des Titus gefunden worden seyn, welches zwar in Hinsicht auf den Ort seine Richtigkeit hat, aber nicht in Hinsicht auf die Zeit, denn die Gruppe des Laocoon wurde früher und noch unter Papst Jul. II entdeckt, der billig auch den vornehmen Liebhabern und Sammlern antiker Denkmale hätte beygezählt werden möge. S. 27 geschieht unter den von römischen Großen angelegten Antikensammlungen auch einer Villa Raspoli (vermutlich ist ein Druckfehler und soll heißen Villa Raspoli) Erwähnung. Von einer solchen Villa mit beträchtlicher Antikensammlung ist uns indeffen nichts bekannt; nur im Palast dieses Namens giebt es einige Antiken, doch nicht in so hoher Anzahl oder von so vorzüglichen Eigenschaften, als sie unter die bedeutenderen römischen Sammlungen gerechnet werden dürfen.

W. K. F.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Prechtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- Feit- und Aposteltags- Evangelien und Epi-*

steln durchs ganze Jahr in ausführlicher und abgekürzter Form 1810. 7 Bd. 1 — 3 H. 388 S. 8, Bd. 366 S. 8. (a Thlr. 4 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER 1810.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS D. STRASSBURG, b. Treuttel und Würz: J. Malliot et P. Martin, *recherches sur les costumes, les mœurs, les usages religieux, civiles et militaires des anciens peuples d'après les auteurs célèbres et les monuments antiques*. Tom. I.—III etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

III Abschnitt. Von Europa. a) Grecs. Die guten Griechen mögen hier nur mit dem gelehrten Publicum abrechnen. Was ihnen bisher an Lob hie und da allzureichlich gespendet worden, wird ihnen hier allzukarg zugemessen, und während wir die Schilderung lesen, glaubten wir uns gar nicht in Griechenland zu befinden. Übrigens sind die *antichità d'Ercolano* beständig als Quelle benutzt. *Costume et mœurs des Grecs en général. — Vêtements. — Barbe et Chevelure. — Coiffure. — Chaussure. — Rhéteurs, Philosophes. — Esclaves, gens du peuple, pauvres. — Repas, Meubles. — Mesures, monnoies. — Mariages. — Funérailles.* Zu ausführlich gegen die anderen Artikel. — *Expiation, criminels, supplians. — Religion (d. i. Cultus). — Oracles. — Fêtes. — Jeux.* Hier vermisst man erklärende Kupfer. — *Gymnases, Palastres. — Tragédie, premier théâtre, danses.* Ist in historischer, wie in ästhetischer Hinsicht äußerst mangelhaft. Beym Theater war ein Grundriss und ein Profil unerlässlich. — *Ambassadeurs, Héraults, Usages militaires, armes etc. — Marine* (vgl. mit Bd. I, S. 204). — *Usages particuliers* (d. h. der einzelnen griechischen Staaten, Athen, Sparta u. s. w., Macedonien). Wegen Mangel an Ordnung wird es dem Künstler hier sehr schwer werden, sich Rath zu erholen. — *Thracés.* Da wird auch Sogdiana mit beschrieben.

Auch hier müssen einige Irrthümer berichtigt werden. S. 346 wird gesagt, man habe die Termen der Helden so genannt, weil die ersten dem Merkur geweiht gewesen. Aber wir wissen recht gut, wie uns Büttiger gezeigt, dass *Épéus* erst aus *épous* geworden, also gerade umgekehrt. — S. 354: „Der olympische Jupiter stand zu Delphi“, und „Strabo tadelte ihn, weil er allzugroß.“ Das letzte wollen wir, als reitig, nicht weiter berühren, da jenes schöne griechische Epigramm bekannt ist; das erste kann nur ein Schreibfehler seyn, widrigenfalls er ganz unverzeihlich wäre. — S. 436 ist doch wohl *hamaxobii* für *amaxarii* zu lesen.

b) *Peuples de l'Italie.* d. i. Nicht-Römer, als S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

Cimmerier, Etrurier, die Einwohner von Sicilien und Sardinien. Hier rächt sich die Vernachlässigung der *chronologie générale*, qui importe peu, am meisten. Denn die Alterthümer der Etrurier, Griechen und Römer erhalten nur Licht und Zusammenhang durch die Zeitfolge, nach welcher sie selbst entstanden. — c) *Germanes.* Der Historiker Schilderung von der Gestalt der Germanen soll noch von den heutigen Bewohnern dieser Gegenden gelten. Übrigens umfasst dieser Abschnitt auch der Germanen fabelhafte Götzen, den Swantewit, die Freya u. s. w. Zu bezweifeln ist wohl, ob die interessantesten Denkmäler der Steyermärker so alt seyen, als sie der Vf. macht. d) *Peuples de la Grande-Bretagne.* e) *Espagnols. Gaulois.* Ein ungemein reichhaltiger Abschnitt, der sich mit den Galliern — bis auf ihre Vereinigung mit den Franken —, sodann auch mit den Brëtons, Burgundern, Marseillern und Westgothen beschäftigt. Als das vollständigste Werk über die Gallier von den ältesten Zeiten an bis auf den Anfang der Monarchie wird das von *Jean Picot de Genève* empfohlen. — Auf diesem Wege, meinen die Vff., seyen sie am schicklichsten bis zu den Alterthümern ihrer Nation gelangt, welcher sie nun den dritten Band abschließend widmen.

Dritter Band. Man sieht, wie die Vff. hier im mehr als einer Hinsicht zu Hause gewesen. Sind die Gesichter der Figuren z. B. freylich modernisirt, wie aus Vergleichung mit *Montfaucon* erhellt: so ist doch das Wesentliche mit Treue copirt, die Umrisse selbst so nett ausgeführt, als man mit Recht von den Arbeiten ihrer Nation in dieser Gattung rühmt. Der Künstler findet hier die schätzbarsten Monumente Frankreichs, Statuen, Siegel, Münzen u. s. w., aus *Montfaucon's, Mezeray's, Dubrou's, Bouteroue's, Lancelot's* Sammlungen zusammengestellt, höchst merkwürdige Miniaturgemälde aus alten Manuscripten, unter andern auch den baseler Todtentanz S. 170 und Pl. 65, 66, 67, und der Antiquar noch überdies manchen interessanten Auszug. Hie und da wünscht man wohl colorirte Blätter (z. B. S. 191. Pl. 79, 80), da bekannt, wie groß die Farbenpracht des 15 und 16 Jahrhunderts gewesen. Auch muß man sich bey der reichen Ausbeute dieses Bandes sehr wundern, daß *Jeanne d'Arc* und ihre romantischen Abenteuer, so ergiebig für die Kunst, gänzlich übergangen worden. Übrigens beschäftigt sich der ganze Band bloß mit dem *costumes*, die nach Ordnung der Könige bis auf Ludwig XIII Zeiten herab beschrieben sind.

Première race. Da alle einzelnen Könige mit ihren Aaa

Gemahlinnen und Kindern, oft auch gleichzeitige Fürsten durchgegangen, und bey jedem das Wichtigste seiner Zeit mitgenommen worden: so ist auch die chronologische Angabe der Jahre nicht so genau zu fodern. — *Seconde race* und *Troisième race*, von wo an die Beschreibung allseitiger wird. Vortrefflich ist, was über die Grabmonumente S. 82 gesagt worden; auch ist Philipp Augusts Zeit sehr interessant. Den Abschnitten über *Chevalerie*, *Tourniere* — welche *Manuel Comnenus* um die Mitte des 12ten Jahrh. erfunden haben soll, der gewöhnlichen Meinung zuwider. — *Armoirie* und Bewaffnung wäre eine bessere Ordnung zu wünschen.

Übrigens stößt man auch hier auf manches Unkritische, z. B. daß die Chevalerie schon unter Karl d. G. existirt, daß er (S. 45) einen Orden *de la couronne royale* eingesetzt, wie Karl Martell den *de la genetie*, der doch erst vom h. Ludwig 1234 gestiftet wurde; daß die Buchdruckerkunst von 1393 datire, die doch erst 1436 und 1452 zu Stande gekommen u. s. w.

Unseres Ermessens verdiente dieser Band in einer deutschen Bearbeitung besonders zu erscheinen, der, bey billigem Preise, den Künstlern unseres Vaterlandes vor Allem willkommen seyn müßte. Könnte man die vortrefflichen Monumente in *Mililus* bekrönter Reihe, die sich hieher beziehen, dazu die Abbildungen von den Gräbern der provençalischen Grafen hiemit verbinden: so würde es in der That ein vortreffliches Werk werden.

Der Sorgfalt ungeachtet, welche die Verleger auf Papier und geschmackvollen Druck gewendet, haben sich eine Menge kleiner Druckfehler eingeschlichen, die jedoch nie bedeutend sind. Öfter ist bey den Figuren auf den Kupfertafeln durch weggelassene, wiederholte oder versetzte Zahlen Verwirrung entstanden.

W. v. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) BERLIN, b. Schmidt: *Der berlinische Robinson, eines jüdischen Bastards abentheuerliche Selbstbiographie*, ans Licht gestellt von *Julius von Voss*. 1810. I Theil. 343 S. II Theil. 364 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Cnobloch: *Clementine, oder mein Wonneleben am Friedrichsbrunnen*, von *J. G. D. Schmiedtgen*. 1810. 316 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)
- 3) RUDOLSTADT, in der Hof- Buch- und Kunsthandlung: *Amarant* von *Carl Werlich*. I — III Abschnitt. 1810. 213 S. 8. (1 Thlr.)

In der Vorrede zu No. 1 verkündigt der Vf. selbst „einen recht bunt abentheuerlichen, auch bisweilen etwas *ausgelassenen* Roman,“ weil sein Verleger einen solchen verlangt habe. Hierauf sagen wir vorerst mit der Schrift: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen! Demnachst fanden wir aber — außer dem bekannten, in der That bedauernswürdigen Talente des Vfs., gut zu erzählen — nichts als ei-

ne gemeine, fast in allen Welttheilen spielende, mit Unziemlichkeiten, niedrigkomischen Abentheuern und ekelhaften Anekdoten verzierte Robinsonade, womit hier abermals der edle, oft gemißbrauchte Name des *Romans* entweiht werden soll. — Wer einmal den Voratz gefaßt hat: „es soll und muß geschrieben seyn“, der befeißige sich doch wenigstens, daß seine Schrift, wenn gleich rein von sittlicher Tendenz, doch auch rein von Ärgernissen und für die Jugend verderblichen Leichtfertigkeiten bleibe! So ist hier I Th. S. 170 von einer „*Weihe durch den Anblick der Morgenröthe*“ die Rede, welche wir nicht nachbeschreiben wollen, da sie, jedes edle Gemüth mit Unwillen erfüllen muß. — Seltsam genug contrastirt hiemit mancher gelungene Scherz, mancheartige Situation, und besonders eine gemüthliche Fertigkeit des Vfs., die jüdische Nation zu copiren und in ihren vielen Eigenheiten darzustellen. — Worauf I Th. S. 60 — 69 die Galgen-Jubelpredigt von *Jean Paul* wörtlich abgedruckt ist, ingleichen S. 257 ff. ein Aufsatz von *Georg Forster* — das ist unbegreiflich, wenn man nicht zur Ursache das bloße Füllen jener Bogen annehmen soll. — Andere sogenannte Romandichter schildern doch meistens ihre Menschen — wenigstens die Haupthelden — besser als sie sind; und das ist recht, denn es erhält doch die Lesewelt noch ein wenig in der Nähe des Ideals: aber unser Vf. stellt beynahe alle Menschen weit schlechter dar, als man sie in der gewöhnlichen Welt findet, und hat dabey eine fast ausschließende Liebe für Ganner-, Bordell-, Festungs- und Zuchthaus-Bilder gefaßt, bey deren Menge das Gute und Schöne allzuweit in den Hintergrund gestellt bleiben muß. Eine solche Gemüthlichkeit in der Darstellung des Bösen und Nichtswürdigen muß überhaupt jeden guten Leser Anfangs traurig, dann ärgerlich und trostlos machen, und zuletzt ennuyiren. — Wir müssen daher den Vf. recht herzlich bitten, nicht in diesem Tone fortzufahren — denn er ist sicherlich nicht der rechte. Will er uns nicht folgen: so muß die Kritik ihre Rechte an ihn allmählich aufgeben.

No. 2. Ein herzlich gutgemeintes und sittliches Büchlein, worin die Tugend nach Stand und Würden belohnt, und das Laster exemplarisch bestraft wird; worin es überall recht hübsch zärtlich, vernünftig und ordentlich — aber auch so erschrecklich langweilig zugeht, daß wir große Anstrengung anwenden mußten, um die Gähnparchie bis an das zum Glück nicht gar weite Ziel durchzusetzen. Man glaubt sich um zwanzig Jahre verjüngt — oder gar in jene goldenen Zeiten zurückversetzt, wo noch der redliche Siegwart, und in seinem Gefolge Heerfort und Klärchen, Herrmann und Utricke, Fritz von Elmenau u. dgl. an der Tagesordnung waren. Nur muß man bey gegenwärtigem Werke gar zu oft wünschen, daß es auch eben so unterhaltend seyn möchte, als jene Schriften. — Wir glauben nicht, daß der Vf. Talent für den Roman besitzt. — Zu tadeln wüßten wir eben auch nicht viel. Am Ausdrucke

und Stile könnten Manche sogar Manches loben — aber wozu, da dem Ganzen der *Genius* nicht inwohnt? Doch ein paar Scherflein geben wir! S. 5 steht: „geht es *mir* (mich) an.“ S. 26: „Wir kamen *nächstens* (statt bald *nachher*) darauf zu reden.“ S. 31 und sonst *Pläne* (Plane). S. 143 heist es ein wenig naiv: „Sie (die Geliebte) hatte ja den höchsten Grad körperlicher und geistiger Bildung — dafür bürgte ihm seine Liebe.“

Der Roman No. 3, welcher wahrscheinlich in vielen noch nachfolgenden Bändchen erst recht ausgesponnen werden soll, beginnt hier mit einer ganz gewöhnlichen Ausreise des jungen Helden, oder doch Nebenhelden (des Erzählers selbst) auf Genüsse und Abenteuer, deren komisch seyn sollender Gehalt dem Leser keine guten Schlüsse auf den Geschmack und die Bildung des Vfs. erlaubt. In der Folge hofft man zwar wirklich noch, eine artig erzählte Geschichte zu genießen; aber nur etwa bis in die Mitte des Büchleins — dann fängt der Vf. — von dem man dies vorn herein gar nicht erwartet hat — allmählich an, sich in das tiefe Meer des poetischen Nichts einzutauchen. Da kommen dann die gewöhnlichen Wald-, Höhlen-, Ton-, Farben-, Ordens-, Kirchen- und Altar- Wunder angezogen; vor allen aber lassen sich, wie billig, *Glaube*, *Liebe* und *Hoffnung* sehen, auch Gebete steigen zum Himmel, wozu Melodien gefügt sind, wie S. 54:

„Dort wohnt Er in dem Sterhenkranz,
Hier schwingt Er in den Tönen;
Im Mückenauge strahlt sein Glanz:
Das Wahre in dem Schönen! —“

und endlich führt uns ein Märchen, das wieder einmal dem bekannten von *Goethe* nachgebildet ist, und worin ein Schmetterling in eine Art von Insekt sehr artig verwandelt wird, glücklich aus diesen halbromantischen Ton- und Farben- Gewässern an die jenseitigen langersehnten Ufer des ersten Bandes, wo wir zu guter Letzt nochmals *Liebe*, *Glauben* und *Hoffnung* an einer edelsteinernen Brücke sitzen und uns den Abschiedsgruß zugähnen sehen. — Da würden wir doch wirklich, falls es uns einmal um dergleichen bloße Stundentödter zu thun wäre, lieber nochmals zu einem tüchtigen Rinaldo Rinaldini greifen, als zur Fortsetzung dieser bis jetzt so wenig Erquickliches versprechenden Lecture! — „Es klingt alles ganz hübsch (pflegte der selige *Mozart* bey Anhörung dürftiger Compositionen zu sagen); aber es ist nichts drin.“ Zz.

- 1) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Tulpen*. Von *Friedrich Kind*. Sechstes Bändchen. 1809. 351 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)
- 2) BERLIN, b. Braunes: *Spiele müßiger Stunden*. Von *Carl Mächler*. 1809. Erster Theil. 215 S. Zweyter Theil. 210 S. 8. (2 Thlr.)

Beide Schriften sind zunächst für die Unterhaltung der sogenannten Lesewelt bestimmt, und so dürfen wir sie schon bey aller Verschiedenheit des Werthes

und der Art, wie sie ihren Zweck zu erreichen suchen, neben einander stellen. Wenn Hr. *Kind* die edlere Classe der Leser stets im Auge hat, und sein Geschäft mit Ernst und Sinnigkeit treibt: so begnügt sich dagegen Hr. *Mächler* in der Regel mit leichter Arbeit, wie sie eben zum gewöhnlichen Zeitvertreiber verlangt wird.

Auch dieser sechste Band der *Tulpen* ist von mannichfaltigem Inhalt: es wechseln Märchen, Erzählungen, poetische Briefe, Ballade, Legende und Drama, und unter diesen mannichfaltigen Stücken ist keines, das nicht seinen Zweck erfüllte, einige sogar sind vortrefflich zu nennen. Das vollendetste scheint uns der *Schwanengesang des jungen Ritters* zu seyn. In dieser Ballade ist das schauerlich Räthselhafte, das unauf löslich Wunderbare des bösen Schicksals, das uns so unwiderstehlich anzieht als ein unbestimmtes Etwas, dem wir wie dem ewigen Lebensgeheimnisse gern auf den Grund schauen möchten, sehr glücklich dargestellt. Einen anderen, geradezu entgegengesetzten Ton stimmt der Dichter im *Nachtmärchen* an: dieses Märchen, ganz von seiner eigenen Erfindung, ist komischer Art, und nach *Wieland's* Manier in leichten gefälligen Versen ohne bestimmte äußerliche Regel mit scherzhafter, munterer Laune vorgetragen. Im Ganzen ist das Gedicht recht wohl gerathen, und es beweist, daß dem Vf., was man nach anderen Versuchen in dieser Gattung nicht vermuthen sollte, auch Scherz und Laune zu Gebote stehen. Nur einmal verfällt der Dichter in einen zu ernsten Ton: das lange Trauerlied, das er S. 49 die *Adele* singen läßt, ist völlig tragischer Art, und steht mit allem Übrigen nicht im Einklang, was man um so mehr empfindet, da kurz vorher, ehe sie das Lied anstimmt, scherzend von ihr gesagt wird: „sie sang wie *Desdemona*: Weide, weide!“ — Von der lieblichen Leichtigkeit der Verse mag folgende Stelle zeugen:

Der Schalk ist schlau genug, sich nicht zu übereilen,
Läßt auf der Göttlichen die trunkenen Blicke weilen:
Zwar schließt der Schlummergott ihr Aug',
Doch, o! wie rein sind diese dunklen Bogen,
Die es umwölben, drüber hingezogen!
Wie duftet dieses Haar! wie süß ist dieser Hauch,
Wie blendend ach! des jungen Busens Wogen!
Jetzt fühlt er sich zu weiterm Staub gestärkt,
Ergreift das Händchen, das Juwelen-Strahlen
Mit Purpurflammen übermalen,
Und zieht den Ring vom Finger unvermerkt.

Unangenehm fällt S. 76 folgender Vers auf:

Und braucht in tiefter Nacht nie eine Lorgnette. —

In der romanhaften Erzählung: *Buschmutter*, ist die feurige Liebe der Bergmannstochter *Christel* zum abentheuerlich herumschweifenden *Joseph* trefflich geschildert, und besonders wahr und schön die feste Zuversicht, womit diese innigst liebende Mädchen allem bösen Anschein zum Trotz an des geliebten Redlichkeit glaubt, und in diesem Glauben für ihn handelt. — Sehr interessant ist die ritterliche, in Briefen dargestellte Geschichte der *Gisla von Geirburg*, nur wird hin und wieder der alterthümliche

isches Wort *جلب*. Eben so, meint der Vf., stamme das Wort *Elatine* aus dem Arabischen ab, weil *Castell* *Elatini* habe; aber es giebt keinen arabischen Stamm, worauf es könnte mit einiger Wahrscheinlichkeit zurückgeführt werden, und die Araber haben eine Menge Wörter für Naturproducte aus fremden Sprachen aufgenommen. Offenbar stammt das Wort aus dem Griechischen her. Dafür soll *galbanum* aus dem Celtischen kommen, von *galb*, Öl; aber es ist sehr unwahrscheinlich, daß ein afrikanisches Product mit einem celtischen Namen belegt sey, und viel natürlicher ist die Ableitung aus dem Arabischen *جلب*, von dem Überzuge einer Wunde gebraucht, indem sie heilt. Bekanntlich ist *galbanum* ein altes Wundmittel. Vorzüglich sucht der Vf. Etymologien aus der celtischen Sprache zu geben, von denen einige bey dem ersten Blicke sehr treffend scheinen. Aber was würde man sagen, wenn jemand die Stammwörter aus dem Russischen, Finnischen und Schwedischen nähme, und diese so verschiedenen Sprachen mit einem Namen, der scandinavischen, benennen wollte? So wirft der Vf. unter dem Namen der celtischen Deutsch, Gallisch (die Sprache in Bretagne und Wales), Erfsisch (die Sprache *Offians*) und Biscayisch, vier ganz verschiedene Stammsprachen, zusammen. Bald soll daher *ar* den Artikel, bald Wohlgeruch, bald *rudis* in seinem Celtischen bedeuten. Es ist sehr möglich, daß unter den lateinischen Wörtern, deren Etymologie noch zweifelhaft ist, gallische Wörter vorkommen, vielleicht auch biscayische und deutsche, doch ist das Letztere zweifelhafter; aber höchst unwahrscheinlich sucht man den Stamm derselben im Erfsischen. Der gallische Artikel *ar* und *an* kommt allerdings höchst wohl in manchen lateinischen Wörtern vor, z. B. *arbor*, *arbutus*, beide Worte scheinen ganz von *ar* wezen (nicht *ar* *bos*, wie der Vf. sagt), der Baum oder Busch, im Gallischen herzusammen; aber die übrigen Bedeutungen von *ar* liegen zu weit entfernt. Der Vf. bringt auch *aroma* dahin (warum nicht auch *اروم*?), und *nard*, ein persisches Wort, weil das Persische mit dem Celtischen übereinkomme. Daß sich deutsche Stammwörter im Persischen finden, läßt sich nicht leugnen; aber vom Gallischen, Erfsischen u. s. w. ist dort keine Spur. Überhaupt geräth man bey einem solchen Verfahren in ein wildes Etymologifiren. Noch mehr ist dieses der Fall, wenn sehr entfernte Ähnlichkeiten gewählt werden, als *Avena* von *aten*, *to eat*, essen. Kurz, die dem Vf. eigenen celtischen Etymologien bedürfen noch einer sorgfältigen Prüfung, und können nicht ohne Kritik angenommen werden. Was der Vf. von *Browallia* und *Bufonia* sagt, können deutsche Leser aus Beckmanns Wörterbuche verbessern. Sonderbar ist die Erklärung von *Britannica* in *Rumex britannica*. *Il est originaire*, heist es, *de la Virginie et non d'Angleterre, comme ce nom le feroit croire; mais comme les Anglois alors maîtres de la Virginie, l'ont fait connaître les premiers, on l'a faussement attribué à leur pays*. Dies zeigt zugleich, wie wenig der Vf. in botani-

schen Schriften bewandert sey. *Britannica* heist viel eher, als *Rumex*, *Britannica* bekannt wurde, *Rumex aquaticus*. Plinius redet von einer *Herba britannica*, welche aus Britannien komme, beschreibet aber so wenig genau, daß man nicht errathen kann, welche Pflanze er meint. Nach Dioskorides Beschreibung von *Beravix* riethen die Neueren auf einen *Rumex*, und auf einen sehr häufigen, den *Rumex aquaticus*. *Munting* giebt davon eine sehr verschobene Etymologie aus dem Friesischen. Nach des Vf. Weise würde man leicht im Celtischen eine andere finden können. Das angehängte Wörterbuch des *termes de Botanique et de ceux de Médecine et d'Agriculture, qui ont rapport aux plantes*, ist im höchsten Grade mangelhaft, und die Etymologien sind nach seiner Art oft aus dem Celtischen genommen.

L. E.

LEIPZIG, b. Gräff: Taschenbuch für Blumenfreunde, oder kurze Charakteristik und Anweisung zur Cultur der vorzüglichsten in neudeutschen Gärten befindlichen Gewächse und Ziersträucher. Von M. C. G. Berger. (Erster Theil). 1802. XVI u. 262 S. Nebst einem deutschen Register. Zweyter Theil. 1804. VIII u. 280 S. Nebst einem Anhang über die richtige Aussprache der lateinischen Pflanzennamen (Beide Theile 2 Rthlr.) Erster Theil, zwey verbesserte und stark vermehrte Auflage. 1805. VIII u. 400 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Buch soll Bedürfnis und Wünsche einiger Blumenfreunde befriedigen, und den Blumen, welche oft von ihren Correspondenten Samen mit bloßer Angabe des Namens erhalten, und die Behandlung derselben nicht kennen, zur Belehrung dienen. In dieser Hinsicht liefert der Vf. ein Verzeichniß der vorzüglichsten in deutschen Gärten befindlichen Pflanzen nach den Trivialbenennungen in alphabetischer Ordnung; den lateinischen Namen sind deutsche, meistens gutgewählte Namen hinzugefügt. Dann ist die Dauer, das Vaterland und die Blühzeit der Gewächse angezeigt, und endlich, ob sie in Deutschland im Freyen anstehen oder in Glas und Treibhäusern gezogen werden müssen. Die Ausführung dieses Plans ist allerdings zu billigen, und wir zweifeln keineswegs, daß dieses Buch Gartenfreunden, denen es nicht um Beschreibung der Pflanzen zu thun ist, in manchen Fällen nützlich seyn könne. Was aber folgende Bemerkungen des Vfs. anlangt: „Zugleich wollte ich Anfängern in der Botanik das Studium dieser interessanten Wissenschaft erleichtern. In dieser Absicht habe ich jedesmal Classe und Ordnung beygefügt, außer bey einigen wenigen, die von anerkannten Botanikern noch nicht hinlänglich bestimmt und geordnet sind“: so können wir versichern, daß Hr. Berger seinen vorgesetzten Zweck nicht erreicht, und in dieser Rücksicht wenig geleistet hat. Denn die Angabe der Classe und Ordnung sowohl als die Erklärung des Linneischen Systems, die wir noch überdies in allen botanischen Handbüchern finden, ist eine sehr geringe Erleichterung. Dagegen hätte unseres Be-

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 N O V E M B E R , 1 8 1 0 .

B O T A N I K .

PARIS, b. Dufour u. Comp. : *Glossaire de Botanique ou Dictionnaire étymologique de tous les noms et termes relatifs à cette science*, par, Alex. de Théis. 1810. 342 S. 8.

Den grössten Theil dieses Werkes nimmt ein etymologisches Wörterbuch der Gattungsnamen in der Botanik ein, so wie der speciellen Namen, wenn ihre Bedeutung nicht sogleich aus der lateinischen Sprache zu erkennen ist. Also ein Werk wie Beckmanns *Lexicon botanicum*; doch beschränkte sich dieser nur auf die linnéischen Namen, unser Vf. hingegen führt alle ihm bekannt gewordenen auf. Ferner lieferte Beckmann nur die Erklärung der speciellen Namen, wenn sie Substantiven sind, hier werden über alle erklärt, deren Bedeutung nicht sogleich in die Augen fällt. Dadurch wird das Werk ungemein brauchbar. Der Vf. sammelte die Gattungsnamen aus französischen Schriftstellern, und Willdenow's *Sp. pl.*; er kennt viele englische, deutsche und nordische Schriftsteller nicht, aus denen sich noch eine reiche Nachlese geben liesse, welche selbst Willdenow bey seiner neuen Ausgabe seiner *Sp. pl.* benutzen wird, und in seiner *Enumer. plant. hort. Berol.* bereits benutzt hat. Viele Pflanzen sind nach Botanikern benannt, und ein Wörterbuch der Gattungsnamen sollte von diesen zwar kurze, aber doch hinreichende Nachricht geben. Dieses ist aber sehr mangelhaft in diesem Werke geschehen. Manche Botaniker werden nur äusserst kurz angeführt: von dem sonst sehr berühmten Campomanes findet man nichts gesagt, als *Naturaliste espagnol*; von Mehreren wird keine Schrift, von Anderen nur eine unbedeutende Abhandlung angeführt, welche dem Vf. allein zur Kunde gekommen war. Böhmers *Comment. de plantis in memoriam cultorum nominatis*, Lips. 1790, ist ihm, wie die meisten deutschen Schriften, unbekannt; seinen Vorgänger Beckmann kennt er ebenfalls nicht. Obigens zeugt das Werk von der Gelehrsamkeit des Vfs. Ausser den unumgänglich nöthigen Sprachen, der lateinischen und griechischen, besitzt er Kenntnisse der englischen, und, wovon er häufigen Gebrauch macht, der celtischen Sprache; auch scheint ihm das Arabische nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn. Auf eine Untersuchung, was der Name für eine Pflanze bey den Alten bedeute, läßt er sich eben nicht ein; gewöhnlich führt er nur Plinius an, wo er doch auf die Quelle, Theophrast und Dioskorides, J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

zurück gehen konnte. Nichtimmer bemerkt er, was auch mit wenigen Worten geschehen konnte, daß die Pflanze der Alten nicht die unsrige eben so benannte sey. *Alfina*, von *άλος* abgeleitet, und als eine Waldpflanze angegeben, kann unsere *Alfina* nicht seyn; *Arachis* bey Plinius, oder *ἀραχίδα* bey Theophrast, trägt zwar, wie manche *Leguminosae*, die Frucht unter der Erde, ist aber nicht *Arachis* der Neueren, welche in Amerika wächst; *Thlaspi* mit zusammengedrückten Saamen, wie eine Linse, gehört ohne Zweifel ebenfalls zu den *Leguminosif*, und ist von unserer *Thlaspi* verschieden. Was die Etymologien aus dem Griechischen betrifft: so hatte der Vf. einen Vorgänger an Linné selbst, welcher in der *Philosophia botanica* die Ableitungen anführt, und noch sicherer würde er gegangen seyn, wenn er Sprengels Ausgabe dieses Werkes hätte nutzen können. Die Unrichtigkeit der Etymologie, wenn Linné *latropha* von *ιατρον*, *medicamentum*, und *φαγω*, *edo*, herleitet, so wie *Atraphaxis* von *a priv.* und *τραφειν*, *nutrire*, fällt in die Augen. Einige ganz falsche Etymologien sind Rec. aufgefallen. *Apocarpum* (in *Bryum apocarpum*) soll von *απο*, *proche en ce sens*, wie der Vf. sagt, und *καρπος*, *fructus*, herkommen, da es doch dreyfach zusammengesetzt ist, von *a priv.*, *καρος*, Fuß oder Stiel, und *καρπος*, weil die Frucht keinen Stiel hat. Eben so *Aponogeton* von *απο*, *proche en ce sens*, *γειτον*, *viosin*, *sous*, *entendu ποντος*, *riviere*. Dieses wäre eine harte Ellipsis, abgerechnet, daß man wohl nicht leicht *απο* für *proche* gebraucht finden wird. Das Wort kommt von *απονος*, *facilis*, und *γειτον*, *vicinus*, her. Das Beywort *phrygia* in *Centaurea phrygia* bezieht sich nicht auf *Φρυγίος*, *sicus*, sondern man hat an *opus phrygium* gedacht, weil sich auf den Kelchschuppen lange zurückgebogene Spitzen mit zierlichen Franzen befinden. *Aphyteia* soll nicht heißen *planta, quae non est planta*, sondern *planta cui non est herba*, wie Linné selbst in den *Amoen. acad.* erinnert. Übrigens führen die Schriftsteller, wenn sie neue Namen machen, die Etymologie selbst an, wonach sich auch der Vf. richten konnte, und das ist sehr gut, weil man sonst sie oft schwer errathen möchte. Der arabischen Sprache bedient sich der Vf. selten, vielleicht weil er nicht genug Kenntnisse darin besaß. *Ciboule* leitet er z. B. richtig von *capula* her; setzt aber hinzu, man möge erwägen, daß im Arabischen die Pflanze auch *symboloun* heiße. Aber *سمن* bezeichnet jedes Ährengewächs, ist offenbar kein ursprünglich arabisches Wort. Für die Zwiebelgewächse giebt es noch ein besonderes ächt arabi-

zwar nach den neueren Ideen, welche in Deutschland besonders durch *Winteri* in Anregung gekommen sind. Es liegt ihnen ohne Zweifel ein tieferer Sinn zum Grunde, und sie verschließen mehr Gebärungsvermögen in sich, als die antiphlogistischen; allein man muß es nicht übertreiben, und sogleich weder von Sauerstoff noch Stickstoff etwas hören wollen. Was uns die Chemie giebt, müssen wir ehren; sie läßt uns ja auch ganz frey, nach Lust und Einsicht zu erklären. Die Erklärungen von der Entstehungsart der Luftarten können nur als Nominalerklärungen angesehen werden. Z. B., die Stickluft erscheint vorzüglich dann, wenn (wann) die atmosphärische Luft im Verbrennungsproceß zum Theil aus ihrer Form tritt; diese (welche?) steht nämlich in der Stufenreihe über das (dem) Sauerstoffgas, und wird daher als solche in den meisten Processen nicht mehr ganz zerlegt, wie jenes und die Kohlenäure." Mit diesen Ausdrücken gewinnt der Vf. nichts für die Theorie. Das Wesen des Unterschiedes der Luftarten muß strenger, wahrhaft philosophisch, nicht bloß mit philosophischen Worten angegeben werden. Dafs gesagt wird, die atmosphärische Luft sey kein Gemeng; die Luftarten seyen gleich allen Reizen nur dadurch verschieden; dafs bald die reale, bald die ideale Seite mehr in ihnen hervortritt, hilft nichts, weil eben dieser Charakter, ausserdem dafs er in *Physicis* kein wirkender Charakter ist, allen Dingen gleich ist. Wie wirkt denn die Luft, welche realer ist, und durch welche eigenthümliche Affection oder Qualität wirkt sie denn? wird und darf Jeder fragen. Die Zeiten sind vorbey, wo die Naturphilosophie sich bloß mit der Festsetzung ihrer Terminologie befassen mußte. Damals gehörte sie noch der streng sogenannten (ethischen) Philosophie an; jetzt aber wäre es Zeit, dafs sie wahrhaft *Physica* wäre, und darauf geht jetzt das Bestreben mehrerer Gelehrten in der Naturforschung, wohin wir auch den Vf. laut seiner von vieler Realität zeugenden neuen Schriften zählen dürfen. — Es folgt nun der Einfluss der Luft in die Animalisation. Alle Thierclassen werden durchgegangen, um zu zeigen, dafs die Irregularität, die Regsamkeit, die Ausbildung steigt, so wie der Athmungsproceß zunimmt, wie er von dem Wasser in die Luft übergeht. Hier hätten viele schöne Ideen entwickelt werden können und sollen; der Vf. hat sich aber meistens mit der schlechten Erzählung und Beschreibung begnügt. Auf *Blumenbocks* und *Cuviers* vergleichende Anatomieen hat er sich mit Recht gestützt; allein was in diesen steht, wird hoffentlich Jeder, der des Vfs. Schrift liest, selbst studiren, und es sollte mithin vorausgesetzt werden. In einer so rätsonnirenden Monographie sollte man billig die anderswo verzeichneten Facta nicht nacherzählen; sondern sie bloß nennen, wenn man sie als Beweis oder zur Deduction braucht; will man, oder muß man doch erzählen, so halten wir es für unerlässliche Schuldigkeit, aus den Quellen zu erzählen. Wer wird bey den Luftbehältern der Vögel *Cuvier* citiren statt *Camper* und *Hunter*, eben so bey der Structur der Amphibienherzen statt *Duverney* und *Mery*, bey den Insecten statt *Swammerdam*, *Reaumur*, (*Lyones*), *Sorg* und *Hausmann*? Dafs den Eingeweidewürmern und an ähnlichen Orten lebenden Thieren gleichsam die Wärme, und den Pflanzen das Licht das wird, was höheren Thieren die Luft, ist eine gute, vorbereitende Bemerkung für die folgende Theorie des Athmungsprocesses. Über die Meinung, der Embryo sey anfänglich nicht bloß ohne Nabelschnur, sondern ohne schwimme auch frey wie ein Infusionsthierchen in der Flüssigkeit, müssen wir uns, als von einem denkenden Physiologen kommend, höchlich wundern, wie auch, dafs keine einzige Thatfache dafür spreche, dafs der *Liquor amnii* der Nahrungsstoff des Foetus sey. Duzende von Thatfachen könnten wir anführen, und sind schon angeführt. Der Vf. meint, der *Liquor amnii* würde bloß als Gegensatz der Gestalt (des Foetus) erzeugt. Daran mag Vieles seyn, aber eben eine jede solche Gestalt entsteht ja aus dem damit und schon vorher seyenden Flüssigen — in allen Processen der Natur. Dafs aber die Placenta bloßes Athmungsorgan des Foetus ist,

darüber braucht die Physiologie nicht mehr zu streiten. Hatte sie alle Theorien so rechtmäßig und gründlich errungen, wie diese: so würde sie auf kein Nichtglauben mehr zu setzen haben. — Wie durch das Thierreich: so wird das Eingreifen der Luft auch durch das Pflanzenreich durchgeführt, und auf manches Wichtige aufmerksam gemacht, besonders auf die gleichbedeutende Einwirkung des Lichtes mit der Luft. Dieser Parallelismus wird in den Pflanzen augenfälliger als in den Thieren, und der Vf. hat ihn vorthellhaft zu benutzen gewußt. — Nach einem kurzen Rückblick folgt die Theorie, welche lehrt, dafs die Wirkung der Luft im Athmungsproceß gleich sey der des Lichtes, nämlich in die partielle Indifferenz des Blutes beständig neue Differenz zu setzen. Diese Aufserung ist richtig, und ohne Zweifel die getroffene. Wir müssen aber bemerken, dafs damit noch fast wenig gethan ist: denn wir wollen wissen, wie bewirkt dieses die Luft? Und nun stockt es. Es ist leicht wegzuspüren, dafs der Sauerstoff nicht ans Blut trete; aber wenn dies nicht ist, was geschieht denn der Luft, indem sie das Blut differenzirt? Ohne Zweifel wird sie auch verändert, und zwar, wie es der Vf. nennt, auf einen niederen Grad reducirt. Aber welches ist dieser Grad? Sauerstoffaction fehlt nun darin; warum, wollen wir mithin nicht sagen, es sey Sauerstoffgas verschwunden? Was soll uns unsere Naturphilosophie helfen, wenn wir immer thun wollen, als hätten wir etwas Anders in den sonderbaren Redensarten, da wir doch das Alte haben, und zufrieden seyn sollten, dieses genauer, richtiger zu bestimmen, und was das beste, ja das einzig Wahre ist, es an die gehörige Stelle zu setzen. Daher dürfen wir die Messungen des verlorenen Sauerstoffgases, der gewonnenen Kohlensäure u. s. w. nicht verächtlich bey Seite legen, sondern sie geduldig von allen Seiten betrachten, um daraus zu lernen, was das Blut differenzirt, und wie viel Energie der Luftpolarität dazu nöthig ist. Dann werden wir andere Gelehrte nicht zurückschrecken, da sie nicht mehr glauben können, als wähten wir, mit bloßen Formeln die Natur zu trennen, zu welcher Beschuldigung das Publicum leider Gräts genug gehabt hat; so dafs es ihm wohl zu verzeihen ist, wenn es wähnt, dafs auch jetzt der alte Unfug noch fortgetrieben werde, und es sich daher nicht von dem wahren jetzigen Stande dieser Wissenschaft unterrichten will. Die vorliegende Schrift ist zwar nur ein kleines, aber doch versprechendes Beyspiel von der besseren, realeren Wendung, welche die Naturphilosophie zu erhalten begonnen hat. — Noch ein Wort über die Sprache. Woher mag es kommen, dafs in einer Menge Schriften des naturgeschichtlichen, physikalischen und medicinischen Faches so viele Sprachschnitzer gefunden werden? Welchen Casus Verba und Präpositionen regieren, wird nicht beachtet; Bindewörter werden nachlässig statt Adverbien gesetzt; Buchstaben willkürlich verdoppelt oder vereinfacht; die Plurale falsch gebildet, wohl gar französisch; die Geschlechter verkehrt; die Genitive verdorben; nach dem Comparativ muß man das zweydeutige wie lesen; Wenige kennen den Unterschied zwischen der Endsyllbe *ig* und *ist* (Manche setzen sogar *igs*) zu können, obgleich die Naturgeschichte den größten Vortheil und die strengste Bestimmtheit der Begriffe dadurch erhalten könnte; und bald darf man sich wenig über einen Schriftsteller als über einen Abschreiber kümmern, wenn er nicht weiß, wann der Deutsche den Accusativ, wann den Dativ setzt. Muß man nicht glauben, die Schriftsteller treiben es wie die meisten der jetzigen Studenten? Sie sollen fertig seyn ohne anzufangen, wollen zuerst Bücher schreiben, und dann schreiben lernen. Sollte es in Deutschland wohl noch Schulen geben, wo nicht Deutsch gelehrt wird, oder sollte es Studenten geben, die nicht auf Schulen gehen, oder sollte es wohl gar Schriftsteller geben, die ohne ihr Arbeitszeug zu kennen? — Wir müssen bittend, diese Bemerkungen nicht gerade auf gegenwärtige Schriftsteller zu geben. Nur wenige Fehler dieser Art haben uns Veranlassung

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 N O V E M B E R, 1810.

M E D I C I N.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Anfangsgründe der Wundarzneykunst*. Von August Gottlieb Richter, der Arzneyw. und WW. Doctor, Sr. königl. Majestät von Großbritannien Hofrath und Leibarzt, der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst ord. öffentl. Lehrer auf der Universität zu Göttingen etc. I Band. 1799. 3 Aufl. VIII u. 560 S. mit 8 Kupf. II Band. 1802. 3te verbess. Aufl. 514 S. mit 5 Kpf. III Band. 1795. 528 S. mit 4 Kpf. IV Band. 1800. 428 S. mit 5 Kpf. V Band. 1801. 472 S. mit 7 Kpf. VI Band. 1803. 476 S. mit 4 Kpf. VII Band. 1804. 284 S. mit 12 Kpf. in 8. (10 Thlr. 16 Gr.)

Der Anfang dieses Werkes liegt zwar schon einige Jahre hinter der Periode unserer Blätter zurück; allein der Zweck desselben ist zu wichtig, als daß wir, a nunmehr mit dem siebenten Bande dasselbige geschlossen, und die erwartete neue Auflage der vorigen Bände noch nicht erschienen ist, nicht auch über das Ganze etwas sagen sollten. Ohnehin ist es merkwürdig, daß die Beendigung dieses Werkes in einem Zeitraum erfolgte, in welchem eine Revolution in den Meinungen der Theoretiker und Praktiker den Anfänger schwankend zwischen Meinungen stellt, deren richtigen Gehalt zu prüfen, die Wenigsten Kraft genug in sich fühlen. Der Vf., welcher als Literator und Praktiker einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Chirurgen behauptet, legt in diesem Werke dem Publicum einen Schatz von den vortrefflichsten Erfahrungen der vorzüglichsten Wundärzte des In- und Auslandes, mit praktischem Geiste gesammelt, vor Augen. Seine Bemerkungen sind meistens mit der allgemeinen Erfahrung übereinstimmend. Man findet keine überflüssigen gelehrten Citationen, keine unnütze Anhäufung von Manipulationen bey den Operationsarten; das Manuelle derselben ist mit vieler Deutlichkeit abgehandelt, und die unbedeutendsten chirurgischen Krankheiten und Operationen sind mit einer Gründlichkeit, mit eben dem Fleisse bearbeitet, als die wichtigsten Zweige der Chirurgie. Die Diagnose der äusserlichen Krankheiten ist vorzüglich richtig, und zeigt von dem praktischen Geiste des Vfs. wer die Kritik nach strengen Grundsätzen der Erregungstheorie unternehmen wollte, würde hin und wieder Stoff zum Tadel finden, da die Grundzüge der Humoral-Pathologie hier häufig geltend gemacht werden.

G. A. L. Z. 1810, Viertes Band,

Ehe Rec. zur genauern Anzeige des Werks selbst übergeht, verweilt er noch bey einigen Nebenpunkten, die jedoch bey einem Werke, das vermöge seiner Tendenz auf ein großes Publicum Anspruch macht, Erwähnung verdienen. Der Druck ist durchaus nicht gut gewählt; er ist für ein solches Werk, das sich zum Handbuch eignet, zu groß, und macht es unnützer Weise voluminös. Die Kupfer, 45 an der Zahl in allen 7 Bänden, enthalten ohngefähr 93 Abbildungen. Die abgebildeten Instrumente und Bandagen empfehlen sich nach des Vfs. eigener Versicherung entweder durch Brauchbarkeit, oder weil sie noch nicht allgemein bekannt waren. Allein in *Anfangsgründen der Chirurgie* ist diese Wahl gerade nicht die vorzüglichste. Überhaupt ist der Titel *Anfangsgründe* nicht gut gewählt. Auf der einen Seite enthält das Werk für den Anfänger zu viel, auf der anderen zu wenig; es ist vielmehr als ein vortreffliches Handbuch für den practicirenden Wundarzt zu betrachten. Die Krankheiten sind in einer natürlichen, in mancher Rücksicht sehr lobenswerthen Ordnung abgehandelt. Zuerst sind die allgemeinen Krankheiten, oder die, welche in allen Theilen des Körpers entstehen können, abgehandelt; dann folgen diejenigen, die gewissen Theilen unseres Körpers eigen sind, und diese fangen bey dem Kopfe an, und endigen bey den unteren Extremitäten. Folgende Krankheiten aber vermisst Rec. ganz: die Brüche und Verrenkungen der Knochen durchaus, mehrere Knochenkrankheiten als Nekrosis, Tophi etc., Rückgradskrümmungen, und mehrere fehlerhafte Bildungen der Knochen. Auch ist nichts über die chirurgische Behandlung der Ertrunkenen, Erstickten und Erwürgten gesagt.

I Theil. *Von den allgemeinen Krankheiten*. Erster Abschnitt: *Von den allgemeinen Entzündungskrankheiten*. 1 Capitel. *Von den äusserlichen leichten Entzündungen*. 2 Cap. *Vom Eitergeschwür*. 3 Cap. *Vom kalten Brande*. Was der Vf. in diesen 3 Capiteln über die erwähnten Gegenstände sagt, betrifft eigentlich nur das Generelle derselben. Allein über die Ursachen und die ganze Behandlung des letzteren giebt die Erregungstheorie, vorzüglich bey diesem Uebel, ungleich bestimmtere Ansichten, als man nach den bisherigen Schultheorien von demselben hatte. Nach den Ansichten des Vfs. spielen die Säfte hier eine starke Rolle, und der Brand ist entweder die Folge des gehinderten Rückflusses, oder des geminderten ja gänzlich gehemmten Einflusses oder der gestörten Bewegung der Säfte in einem Theile des Körpers. Immer

Ccc

also die nicht zu billigende Ansicht der Humoralpathologie, die über dem Secundären das Primäre übersieht, und die Wirkung für die Ursache nimmt! §. 136 wird des Brandes erwähnt, der vom Aufliegen entsteht, und der bloss einem anhaltenden äusseren Drucke zugeschrieben wird. Wenn dieß aber der Fall ist: warum entsteht er so selten bey Beinbrüchen u. s. w., wo der Kranke Monate lang auf einer Stelle gefesselt, übrigens aber sein innerer Gesundheitszustand gut ist, da hingegen bey Typhus und bey ähnlichen Übeln sich der Brand oft sehr schnell einstellt? Er ist meistens, um eine richtige Diagnose zu stellen, nicht als örtliches Übel, sondern als Folge des allgemeinen Zustandes anzusehen. 4—9 Cap. *Von der Rose, von den Verbrennungen, Erfrierungen, vom Blutschwär, Karfunkel, von dem Hieb-, Schnitt- und Stich-Wunden überhaupt.* Cap. 10. *Von den Mitteln zur geschwinden Vereinigung der Wunden,* handelt von den Vereinigungsbinden, von der trocknen und blutigen Nath. Cap. 11. *Von den Schusswunden.* Luftstreichschüsse hält der Vf. mit Recht für ganz unwahrscheinlich. Die hier angegebenen Gründe stimmen mit jeder unparteyischen Beobachtung überein. — Das Einschneiden der Schusswunden wird durchaus für sehr schädlich erklärt; allein in folgenden Fällen findet es Rec. dennoch nothwendig, als: wenn die nothwendige Unterbindung eines Gefäßes einen Einschnitt erfordert, wenn ein fremder Körper nahe am Eingange liegt, und ohne Erweiterung nicht gut gelöst werden kann, oder wenn durch denselben die Functionen irgend eines Theils gestört oder derselbe sehr gereizt wird. Cap. 12. *Von den Quetschungen.* Cap. 13. *Von den Blutungen bey Wunden.* Cap. 14. *Von den Nervenzufällen bey Wunden.* Da das Quecksilber bey heftigen Nervenzufällen, die vorzüglich bey Stichwunden u. s. w. entstehen, zuweilen gute Dienste leistet: so glaubt der Vf., daß das venerische Gift zur Entstehung dieser Zufälle etwas beitrage. Allein da die meisten bey diesem Übel Statt findenden Umstände (§. 404) auf indirecte Schwäche hindeuten: so ist die reizende Wirkung des Mercur auf die Organisation hier wohl nicht zu verkennen. Cap. 15. *Von den vergifteten Wunden.* Die Behandlung der Wunden von tollen Hunden ist zu kurz angegeben. Ist der Biss am Finger oder Zehen: so ist die Amputation desselben unstreitig das beruhigendste. Des glühenden Eisens wird gar nicht erwähnt, obgleich die Anwendung desselben, vorzüglich bey fleischigen Theilen, manchmal gewiss von grossem Nutzen seyn kann. Unter den Azmitteln verdiente die Spießglasbutter (wenn die Nähe von grossen Gefäßen und Nerven die Anwendung nicht verbietet) vorzüglich erwähnt zu werden. Von der Anwendung der Belladonna und mehrerer innerlicher Mittel wird nichts Bestimmtes gesagt. Cap. 16. *Von dem Scirrhus und Krebs.* Cap. 17. *Von den Balggeschwülsten.* Cap. 18. *Vom Überbeine.* Cap. 19. *Von der Pulsadergeschwulst.* Rec. stimmt dem Vf. mit Überzeugung bey, wenn er die wahre Pulsadergeschwulst in den meisten Fällen für die Folge einer allgemeinen Krankheit

hält. Denn oft entsteht sie an einem andern Theile, nachdem sie vorher mit dem glücklichsten Erfolg an dem einen Ort operirt worden. Zu der Heilung derselben durch die Compression, §. 548, schlägt Rec. hier ein Mittel vor, dessen Wirkung ganz vorzüglich ist: Gewöhnlicher weißer Töpferthon wird mit Meerzwiebeleßig mälsig angefeuchtet, und daraus ein Kuchen gebildet, der einen Daumen dick, und etwas grösser als die Geschwulst ist; nachdem ein leichtes Tourniquet am Obertheil des Gliedes angelegt ist: wird die Geschwulst etwas leicht gedrückt, darauf die Thonmasse etwas fest aufgedrückt, mit einer Cirkelbinde in seiner ganzen Länge befestigt, der Arm in einer bestimmten Lage 24 Stunden erhalten, wo der Thonkuchen durch einen neuen, nachdem vor der Abnahme des alten das Tourniquet angelegt, ersetzt wird. Man sieht leicht ein, nach welchen Gesetzen diese Methode wirkt. Cap. 20. *Von den Blutadernknoten.* Cap. 21. *Von den Polypen.* Wegen der grossen Schwierigkeiten, die sich bey der Unterbindung darbieten, ist der Vf. durchaus für die Ausreissung, die zwar nach Rec. Meinung bey einigen intricaten Fällen ihre Vortheile hat, aber doch immer erst nach der, oft möglichen, Unterbindung versucht werden sollte, zumal da durch den Gebrauch des Apparats von Desault (er ist hier nicht erwähnt) u. d. diese Operation sehr erleichtert worden ist. Zum Unterbinden eignen sich wegen ihrer Elasticität dünne Fäden von Fischbein. Zum Ausreissen so wohl grosser als kleiner Polypen findet Rec. die *echtholdische* Polypenzange vorzüglich brauchbar. §. 617 wird der möglichen Verwechselung eines Muttervorfalls mit einem Polypen erwähnt. Allein Netz- und Darmbrüche der Mutterscheide, vorzüglich wenn sie einen Stil haben, können (obgleich sie bey näherer Untersuchung leicht zu erkennen sind), ebenfalls zu äusserst nachtheiligen Verwechselungen Anlaß geben. Cap. 22—29. *Von den Hühneraugen, der Wassergeschwulst, Windgeschwulst, von den Fleischgeschwüren überhaupt, von den Fisteln, vom Beinfrasse und von künstlichen Geschwüren.*

II Theil. 2 Hauptabtheilung. *Von den besondern Krankheiten.* Cap. 1. *Von den Kopfwunden.* Diesen Gegenstand hat der Vf. mit Recht weitläufiger abgehandelt, als es in den Compendien der Chirurgie sonst gewöhnlich ist. §. 15. Bey Verletzungen der äusseren Kopfbedeckungen, die häufig eine rosenartige Entzündung zur Folge haben, thun wohl lauwarme Umschläge von aromatischen bitteren Kräutern, mit irgend einem leichten geistigen Mittel angefeuchtet, sehr gute Dienste, ohne daß man die hier empfohlenen Aderlässe, Purgir- und Brech-Mittel nöthig hat. S. 43. *Hirnschalbrüche.* §. 70. Einfache Hirnschalbrüche, ohne Verrückung und Niederdrückung, sind an sich selbst ohne die geringste Gefahr. So paradox diese Behauptung des Vfs. manchem unserer neuen Operationshelden scheinen mag: so richtig ist sie, und nur eine verkehrte Behandlung, die das oft in kleiner Quantität vorhandene Extravasat nicht zertheilt, sondern mehr zur Stockung brach-

te und die Resorption verhinderte, konnte dergleichen Verletzungen bedenklich machen. §. 71. Das aus der gespaltenen Diploe fließende Blut senkt sich nicht auf die harte Hirnhaut, wo es den meisten, sondern aufwärts, wo es den wenigsten Widerstand findet. §. 72. Eine Spalte im Hirnschädel kann nicht cariös werden; auch kann sich kein unförmlicher Calus erzeugen. Der Vf. verwirft daher das Radiren und Trepaniren derselben ganz. S. 109. *Hirnerschütterung*. Dieser Abschnitt hat uns nicht ganz genügt. Die große Ähnlichkeit der Zufälle, welche nach Gehirnerschütterungen sowohl, als nach anderen Kopfverletzungen mit Extravasat erfolgen, verbreitet zwar ein gewisses Dunkel über die Semiotik und Diagnostik der Gehirnerschütterungen; allein der Vortheil, den der reizende Heilplan bey diesem Zufalle leistet, darf uns nicht länger in Ungewissheit lassen, sondern muß ein planloses Schwanken zwischen Aderlass und krampfstillenden Mitteln, zwischen Purgiren und Vomiren und Diaphoretica verdrängen, und so die Behandlung dieses Übels endlich zu einer naturgemässen Bestimmtheit hinführen. S. 155. *Späte Folgen der Kopfverletzungen*. Unter anderen wird hier von den Entzündungen und Geschwüren der Leber, welche manchmal nach Kopfverletzungen eintreten, gehandelt. Die Erklärungen dieses sonderbaren Phänomens sind Hypothesen, die durch nichts unterstützt werden. Sollte wohl nicht oft die häufige Anwendung des bey Kopfverletzungen gewöhnlichen schwächenden Heilplans als eine der vorzüglichsten mitwirkenden Ursachen dieses Übels anzusehen seyn? Ausser den schon Statt findenden schwächenden Potenzen bey Kopfverletzungen, ausser der consensuellen Rückwirkung des Gehirns auf verschiedene Theile des Unterleibes, wirkt die oben erwähnte Curmethode mit vorzüglichem Nachtheile auf den Magen und das Pfortadersystem; die Functionen dieser Theile werden gestört, und so hiedurch der weitere Grund zur Affenie derselben und der durch sie erzeugten nachfolgenden Entzündung gelegt. Die manchmal scheinbare glückliche Anwendung des bisherigen Heilplans beweist nichts gegen diesen Satz, da durch jenen sehr viele Leberentzündungen u. s. w. nicht gehoben wurden. Möchte daher doch jeder denkende Wundarzt alle seine Erfahrung zur Berichtigung dieses Gegenstandes aufbieten! S. 173. *Die Trepanation*. Sehr instructiv. — Cap. 2. *Vom Hirnbruche*. Cap. 3. *Von der Kopfwassersucht*. Das schwankende Heilverfahren, welches Rec. bey den Kopfverletzungen erwähnte, findet auch hier Statt. In welchem Labyrinth befindet sich der angehende Praktiker! Cap. 4. *Vom gespaltenen Rückgrade*. Der Vf. fragt, ob nicht hier ein paar Fontanellen zu beiden Seiten der Grundfläche der Gehirnhaut, so wie der Gebrauch des Quecksilbers, dienlich wäre. Analog liefs sich es in gewisser Rücksicht wohl hoffen. Da bey Kindern die Formirung neuer Körpertheile vorzüglich stark ist: so läst sich wohl nur von denjenigen Mitteln etwas hoffen, die theils die allgemeine Lebensthätigkeit so viel wie möglich unterstützen,

theils die am krankhaften Orte befindlichen Organismen zur naturgemässen Ausbildung anreizen. — Cap. 5. *Wunden des Gesichts*. Cap. 6. *Von der Speichelfistel und einigen anderen Zufällen an den Backen*. Warum nicht hier zugleich die Krankheiten der Parotis, die erst im 4ten Theile abgehandelt werden? Cap. 7. *Von der Hasenscharte*. So viele Vorzüge die Nadeln bey der Operation der Hasenscharte haben: so findet doch Rec. die Knopfnath in dem Falle vorzüglich, wenn der Oberkinnladenknochen nahe am Mundwinkel bis in die Nase gespalten ist, wo dann gemeiniglich der äussere Theil desselben mit der Lippe sich einwärts biegt, und gleichsam verkürzt die Einbringung der Nadeln in die äussere Lippenportion sehr erschwert. Cap. 8. *Vom Krebse und einigen anderen Zufällen an den Lippen*. Cap. 9. *Krankheiten der Oberkinnbackenhöhle*. Cap. 10. *Krankheiten der Stirnhöhle*. Cap. 11. *Von der Thränenfistel*. Mit vieler Ausführlichkeit behandelt. Auch erhält die Lehre von der Thränenfistel durch des Vfs. Eintheilung grössere Bestimmtheit, als sie bisher hatte. Folgende drey Ursachen nimmt er als vorzüglich an: 1) wirkliche Verstopfung des Nasenganges; 2) Wirkung eines rheumatischen, scrophulösen u. s. w. Krankheitsstoffes; 3) Atonie des Thränenfacks. Die letzte Gattung ist meistens eine Folge der beiden ersten. Der Vf. erklärt sich gegen alle Einspritzungen durch die Thränenpunkte, so wie gegen die Methode von *Anel*, *Mejan*, *Cabanis*, *La Forest* u. s. w. Die Öffnung durch den Schnitt ist die vorzüglichste. Cap. 12 — 18. *Von den Krankheiten der Augenlider*, als: *Wunden und Entzündung, Zusammenwachsung, Umkehrung der Augenlider, Trichiasis, Ptofsis. Vom Hasenaugen und Geschwülsten der Augenlider*.

III Theil. Dieser ganze Theil handelt einzig von den Krankheiten der Augen, und enthält einen schönen Vorrath durch Erfahrung und Literatur gesammelter Cautelen. Das Pro und Contra ist bey jeder hier angeführten Methode mit richtigen Gründen aus der praktischen Erfahrung belegt. Cap. 1. *Von der Augenentzündung*. Cap. 2. *Vom Eiterauge*. Es werden nach den verschiedenen Orten, wo sich das Eiter befindet, fünf Gattungen dieses Übels angenommen, als: 1) die Eiterung befindet sich auf der äusseren Oberfläche der Hornhaut; oder 2) zwischen der Hornhaut und Conjunctiva; oder 3) zwischen den Lamellen der Hornhaut, und 4) u. 5) in der vorderen oder hinteren Augenkammer. Zur Ausleerung des Eiters bey dem wahren Eiterauge soll man einen Schnitt mit dem Staarmesser, beynahe auf eben die Art, wie bey der Staaroperation, machen. Cap. 3 — 6. *Vom künstlichen Auge. Undurchsichtige Flecken der Hornhaut. Vom Augenfelle. Vom Staphylom*. Cap. 7. *Vom grauen Staare*. Dieser Abschnitt zeichnet sich durch Vollständigkeit und Deutlichkeit aus. Vorzüglich ist das praktisch richtig, was S. 198 über die Vorbereitungscuren gesagt wird. Bey der Depression erklärt sich der Vf. am meisten für die Methode von *Willburg*; doch hat die neuere Methode von *Scurpa* (die Rec. vermisst) gewiss auch viele Vorzüge. Derselbe

führt die Linse durch die Glasfeuchtigkeit in einem halben Cirkel an die äußere Wand des Augapfels, wo sie fest sitzen bleiben soll, mit ihrem oberen Rande aufwärts, dem unteren unterwärts, ihre vorher äußere Fläche gegen die Nase, und die innere gegen die Schläfe hingekehrt u. s. w. Das Messer zur Cataract vom Vf. ist mit seinen Vorzügen bekannt; doch könnte es wohl etwas kürzer und schmaler seyn. Um den Nachstaar zu verhüten, soll die Capfel mit einem schneidenden Instrumente geöffnet werden, wozu aber Rec. das Cystotom des la Teye zu umständlich und schwierig findet. Das Staarmesser eignet sich ungleich besser dazu, da die Gefahr einer leichten Verletzung der Iris nur imaginär ist. §. 321 ff. Die Ausziehung der Staarlense sammt der Capfel ist zwar sehr wünschenswerth, aber nur bey einer gewissen, selten vorhandenen, krankhaften Beschaffenheit der Capfel möglich. Cap. 8. *Vom Vorfalle der Regenbogenhaut.* Cap. 9. *Verschlossene Pupille.* Cap. 10. *Widernatürliche Erweiterung der Pupille.* Cap. 11 — 20 handelt, ausser dem schwarzen Staare, von mehreren Gattungen des fehlerhaften Gesichts.

IV Theil. Cap. 1. *Fröschleingschwulst.* Bey diesem etwas seltenen und oft verkannten Übel vermisst Rec. die nothwendige Vollständigkeit. Die hier vorgeschlagene Operationsmethode möchte wohl nicht in allen Fällen hinreichend seyn. Des glühenden Eisens und der Sonden, der sich vorzüglich die französischen Wundärzte mit so vielem Glück in bedenklichen Fällen bedienen, ist hier gar nicht erwähnt. Cap. 2. *Fehler des Zungenbändchens.* So leicht von manchem Chirurgus dieses Übel beurtheilt wird: so viel Gründliches und Beherzigungswerthes wird er hier finden. Cap. 3. *Krankheiten der Zunge.* Cap. 4. *Krankheiten der Mandeln.* Die Ausrottung der Mandeln durch den Schnitt wird allen übrigen Methoden vorgezogen. Cap. 5. *Krankheiten des Gummens.* Cap. 6. *Krankheiten des Zahnfleisches.* Cap. 7. *Krankheiten der Zähne.* Der routinirte Zahnarzt wird hier zwar hin und wieder Lücken finden; allein für den Zweck dieses Werks ist dieser Abschnitt mit vieler Wahl gearbeitet. Die Beherzigung eines jeden verdient, was über den Gebrauch der harten Zahnpulver, Zahntoche und Zahnbürsten gesagt wird, Mittel, die jetzt vorzüglich so häufig von dem größten Tros der Zahnärzte, zum großen Nachtheil der Zähne, oft aus Interesse, oft aus Unwissenheit, empfohlen werden. §. 218. Die oft sehr gefährliche Exulceration des Zahnfleisches, welche nach der Einpflanzung eines Zahns entsteht, hält der Vf. venerischen Ursprungs. Diese kann in einigen Fällen seyn; aber meistens ist es wohl Folge der hier Statt fin-

denden Localaffection, deren üble Folgen durch den allgemeinen Zustand des Körpers begünstigt werden. §. 244. *Ausziehung der Zähne.* Über das Manuelle dieser Operation wird zu wenig gesagt, und die Befolgung des Rathes, das Zahnfleisch vor derselben gehörig abzulösen, ist nicht nur von Seiten des Patienten schwierig, sondern auch ohne vielen Nutzen. Cap. 8. *Halswunden.* Cap. 9. *Von fremden Körpern in der Speiseröhre, dem Magen und Darmkanal.* Cap. 10. *Eröffnung der Luftröhre.* Cap. 11. *Vom schiefen Halfe.* Unter den verschiedenen Ursachen, die dieses Übel erzeugen, gehört, nach Rec. Überzeugung, vorzüglich die Erschlaffung oder auch Lähmung einiger Muskeln der einen oder der anderen Seite des Halses, was aber in diesem Capitel nicht genug berührt ist. Bey der Cur hatte man bisher in der Regel nur immer die verkürzte Seite zum Augenmerk, und vernachlässigte die andere Seite, wo die ursprüngliche Ursache des Übels vorhanden ist, ganz. Cap. 12. *Krankheiten der Parotis.* Cap. 13. *Vom Kröpfe.* Cap. 14. *Von den Brustwunden.* §. 450 wird der Fall, wenn ein Theil der Lunge durch die Wunde vordringt, zu oberflächlich erwähnt. Die Zurückbringung, wenn der vorgefallene Theil unverdorben, geschieht wie die Zurückbringung der Brüche, und die Wunde wird mit einer Pelotte bedeckt. Ist die Zurückbringung nicht möglich, und der vorgefallene Theil verdorben: so darf derselbe durchaus nicht abgeschnitten werden, ohne ihn vorher zu unterbinden, um in dem Falle, daß die abgeschnittene Portion zurückträte, eine Ergießung des Bluts in die Brusthöhle, oder eine gefährliche Blutergießung nach Außen zu verhüten. Cap. 15. *Von Eröffnung der Brusthöhle.* So vollständig der Vf. über das Manuelle der Operation ist: so wenig sagt er von den Kennzeichen derjenigen Übel, welche dieselbe erfordern. So wird z. B. bey der Brustwassersucht die Schwappung, die der Kranke in der Brust empfindet, wenn er sich aus einer horizontalen Lage plötzlich aufrichtet, nur allein angeführt. Allein verdienen folgende keine Erwähnung? als: beschwerliches Athemholen, mit leichtem, trockenem Husten verbunden; der Schwäche oft aussetzende Puls, die Aufgedunsenheit des Gesichts, der Hände, und oft auch der Füße, der schwere, durch häufige Krämpfe gestörte Schlaf u. s. w. In einem Lehrbuche der Chirurgie sollte dieses alles bey einem Übel, dessen Diagnose so schwer ist, durchaus nicht fehlen. Cap. 16. *Von den Krankheiten der Brüste.* Bey der Operation des Brustkrebses wird die schnelle Vereinigung als das sicherste Mittel, Recidive zu verhüten, empfohlen.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Esfurt, b. Keyser; H. C. W. Breithaupt, öff. Lehrers der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Bückeberg u. s. w., und Anderer von ihm beschriebene neue mathematische Erfindungen. 4 H. Enthaltend eine neue Taktmaschine, welche

die Form und GröÙe einer Taschenuhr hat. M. 1 K. Am dem Almanach der Wissenschaften, Künste 15 oder den Anzeigen 3, besonders abgedruckt. 2811. 15 S. 8. (4 Gr.)

Lage zu erhalten, und vielleicht eine Radicalcur zu bewirken. Der Kranke hätte dann auch nicht nöthig, die Bandage nach erfolgter Leibesöffnung jedesmal abzunehmen.

VII Theil. Cap. 1. *Vorfall der Gebärmutter.* Der Vorschlag §. 12, die scirröse, vorgefallene Gebärmutter auszurotten, indem man die sie umgebende Mutterscheide zunächst an den Schaamläfen durchschneidet, dann die Gebärmutter herabzöge, eine Ligatur über derselben anlegte, und unter derselben die Theile durchschneidet, ist vorzüglich in den Anfangsgründen der Chirurgie zu gewagt. — Bey den 8förmigen Mutterkränzen von *Brüningshausen* befürchtet der Vf., daß sich der Mutterhals zwischen dem Mutterkranz und dem heiligen Bein einklemmen möchte, da derselbe in der Mitte zu schmal ist. Rec. weiß zwar noch kein Beyspiel davon, aber doch befindet sich der Muttermund selten über der Öffnung des Kranzes, vielmehr ist er sehr oft gegen das heilige Bein nach hinten gekehrt. *Wiegands* Pestarium ist nicht erwähnt, obgleich seine Wirkung von der Art ist, daß sie bey einiger Verbesserung als vorzüglich betrachtet werden muß. Cap. 2. *Umkehrung der Gebärmutter.* Cap. 3. *Umbeugung der Gebärmutter.* Cap. 4. *Vorfall der Mutterscheide.* Cap. 5. *Vom Kaiserschnitt.* Der Vf. hat sich hier fast nur auf das Manuelle des Kaiserschnitts und des Bauch-Schnittes eingeschränkt; aber die diagnostischen Kennzeichen des Gebärmutterrisses fehlen ganz, so wie auch die genaueren Anzeigen und Bestimmungen zur Operation des Kaiserschnitts zu kurz angegeben sind. Die *Schaambeintrübung* wird nur historisch angeführt. Cap. 6. *Vom Steinschnitt.* §. 109, 110, 111 ist das Instrument von *Hunter*, zur Ausziehung fremder Körper aus der Harnröhre, beschrieben und Tab. III. Fig. 1. 2. 3 abgebildet. Alle 3 §. befinden sich bis auf einzelne Worte schon im 6 Theil §. 275. 76 ff., und die Abbildung ebendasselbst Tab. I. Fig. 1, 2, 3. Wozu diese Wiederholung? Sogar die Platte scheint zweymal gestochen zu seyn. Nachdem die verschiedenen Methoden des Steinschnitts kurz beschrieben sind: werden sie insgesamt in zwey Hauptclassen gebracht: In der ersten wird der Schnitt klein gemacht, und derselbe durch Ausdehnung der GröÙe des Steins gemäß erweitert; in der zweyten geschieht der Schnitt der wahrscheinlichen GröÙe des Steins angemessen. Gründlich wird den Einwürfen gegen die letzte Methode begegnet, und mit diesen Grundsätzen harmonirend, die Methode des Bruder *Cosm* ausführlich abgehandelt. Cap. 7. *Amputation der äußeren Gliedmaßen.* Cap. 8. *Von den Klumpfüßen.* Alle unsere bisherigen Maschinen zur Heilung dieses Übels sind entweder zu componirt, als die hier beschriebene von *Venel* und die hier mangelnde von *Scarpa*; oder sie wirken nicht nach und nach, der Natur des Übels angemessen, sondern schnell, und haben in manchen Fällen einen nachtheiligen Einfluß auf die nachherige Beweglichkeit des Fußes. Cap. 9. *Von der Verletzung der Achillessehne.* Unter manchen hier angegebenen Heilungsarten hätte auch

Murfinna's schon bekanntes Verfahren eine Erwähnung verdient. Cap. 10. *Vom Wurm am Finger.*

— d —

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Abhandlung vom Scharlachauschlag.* Von Ludw. Christoph Wth. Cap. Prof. der Medicin zu Göttingen. 1803. VI u. 390 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Nachdem der Vf. in der Einleitung die Literaturgeschichte aller alten Schriftsteller, welche dieser Krankheiten erwähnen, bis auf *Storch*, der 1720 besonders über das Scharlachfieber schrieb, kürzlich vorausgeschickt: so handelt er im 1 Cap. *Von der Erkennung des Scharlachauschlages und der Unterscheidung ähnlicher Krankheiten.* Zu den diagnostischen Zeichen zählt er Fieber und Ausschlag, den er für wesentlich und unausbleiblich hält. Rec. kann aber zuverlässig versichern, daß er ein paar Mal schon Scharlachfieber ohne sichtbaren Ausschlag zu behandeln hatte. Die herrschende Epidemie, das Fieber, Halsweh und endlich das Abgehen des Oberhäutcheus im Gesichte und an den Händen, nach überstandener Krankheit überzeugten ihn davon hinlänglich. — Zu den ferneren wesentlichen Zeichen dieser Krankheit rechnet er mit anderen Schriftstellern die Entzündung des Halses und die Abschuppung der Haut. Nebenher werden die Unterscheidungszeichen dieses Ausschlages von Masern, Rötheln (?), Friesel, Pechien, Rothlaufe der Neugeborenen, von der böartigen Bräune etc. angegeben. Der Vf. aber hält mit *Lettsom* und *Schäffer* die böartige Bräune für keine eigenthümliche Krankheit, sondern bloß für ein Symptom des böartigen Scharlachfiebers. 2 Cap. *Von dem Verlaufe des Scharlachauschlages nach einer Beschreibung der verschiedenen Zufälle bey demselben.* Zuerst schildert er den gelinden oder einfachen Scharlach, welchen er wieder in die Periode der Vorläufer, in die Periode des Ausbruchs, des Standes, des Ausschlags und in die Periode der Abschuppung eintheilt; dann beschreibt er den Verlauf und die Symptome des complicirten Scharlachfiebers. 3 Cap. *Von den Ursachen des Scharlachauschlages.* Nachdem er die Meinungen verschiedener Schriftsteller angeführt, zeigt er besonders das Widersprechende des Prof. *Kreysig* über diesen Gegenstand, nach welchem der Scharlachstoff äthenische Thätigkeit, im Nervensystem geminderte Thätigkeit und zugleich eine veränderte Thätigkeit im Organismus veranlassen soll. Hieran trägt er seine Meinung über die Entstehung desselben als Ansteckungskrankheit vor: „er wirke auf die Erregung oder die Lebensthätigkeit und auf die Masse der Säfte, in welche er mittelst der lymphatischen GefäÙe aufgenommen wird.“ So befriedigend die Beweise für den ersten Satz geführt werden: so wenig überzeugend sind sie, wenigstens nicht für Rec., daß nämlich der Scharlachstoff primär die Masse der Säfte verändert. 4 Cap. *Von den Verschiedenheiten und von der Einteilung des Scharlachauschlages.* Nachdem er die Nichtigkeit der gewöhnlichen Abtheilung in spor-

difch und epidemisch herrschenden, gut- und böartigen Scharlach etc. darzuthun sich bemühet, theilt er ihn zum Behufe der Diagnose und Cur in *Scarlatina universalis, maculosa, miliaris und pustulosa* ein; in Ansehung der richtigen Bestimmung der Cur ist er einfach und complicirt mit vermehrter Erregung *Synocha*, mit verminderter Erregung *Typhus* u. s. w. 5 Cap. *Von der Vorherhersagung des Ausgangs beim Scharlachausschlage*. Die Gefahr sey nach dem Charakter des Übelfeyns, nach dem Grade der Complication, der Schädlichkeiten, die vor und während der Krankheit einwirkten, nach dem Äußern des Ausschlags, nach dem Zustande wichtiger angegriffener Organe, als des Halses, der Lungen, des Gehirns u. s. w. zu beurtheilen. 6 Cap. *Von den Vorhaltungsmitteln des Scharlachausschlages*. Wenn das Häften und die Resorption desselben verhindert und der wirklich aufgenommene Scharlachstoff verflüchtigt werden könne: so könne allerdings diese Krankheit verhütet werden. Leider aber kennen wir, außer dem verhinderten Umgang mit Scharlachkranken bis jetzt keine solchem Specifica, und weder der Gebrauch der Belladonna, der Brech- und Purgir-Mittel, der Säuern, des Quecksilbers u. s. w. schützen vor Ansteckung. 7 Cap. *Von der Heilmethode des Scharlachausschlages*. Bey dem einfachen suche man die verstärkte Erregung durch Mittelsalze, vegetabilische Säuern, schweißtreibende Arzneyen etc. herabzustimmen, zu schwächen, und nach überstandener Krankheit wende man das Reiben der Haut und laue Bäder an. Auf eben diese Weise wird die Curmethode des complicirten Scharlachausschlages zweckmäßig angegeben, z. B. wo *Synocha* beygefallen ist, wird das Aderlassen mit Recht dringend empfohlen und die Zeichen, wo solches anwendbar ist, richtig hergezählt; so auch, wann und welche reizmindernde Abführungen, Einspritzungen, Umschläge u. s. w. gereicht werden müssen. Das, was über Diät, Wartung und Pflege des Kranken gesagt wird, verdient alle Befolgung; nur glaubt Rec., daß das Umhergehen im Zimmer dem Kranken weder leicht möglich noch zuträglich seyn möchte. Vorzüglich gut und umständlich ist die Beschreibung der Curmethode des Scharlachs mit *Typhus* nebst des angegebenen Gebrauchs der einzeln hergenannten Arzneymittel in den verschiedenen Graden des *Typhus* und dessen Symptomen, sammt der passenden Diät. Soll denn wirklich durch große Gefäße voll frischen Wassers, welche man unter das Bett des Kranken stellt, das Durchliegen verhütet werden? Rec. läßt es zwar als ein gewiß unschädliches Vorurtheil geschehen, rath es aber nie an, weil er sich die Wirkung dieses Mittels schlechterdings nicht erklären kann. — Curmethode des Scharlachausschlages mit örtlichen Fehlern, und zwar des mit gastrischen Unreinigkeiten, Würmern u. s. w. complicirten. Endlich wird im 8 Cap. die Heilmethode der Nachkrankheiten abgehandelt, als da sind die *febrhaften Krankheiten, die wasserfüchtigen Beschwerden*. Diese rühren nicht von Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, wohl aber von

vermehrter oder verminderter Resorption des lymphatischen Systems her, sind seltener rheumatischer, meistens aber asthenischer Natur, wegen ein Aufguss des rothen Fingerhuts mit kleinen Zusätzen von Opium sich sehr wohlthätig auszeichnen. Die Geschwulst der Drüsen widerstehe oft hartnäckig allen inneren und äußeren Mitteln, und gehe zuweilen in Eiterung über. Auch die zuweilen nachfolgenden Anschläge, Nervenbeschwerden, Entzündungen und Vereiterungen, Husten u. s. w. seyen nur nach richtiger Beurtheilung von Schenit oder Asthenie mit glücklichem Erfolg zu heben. — *Beschwichtigten* (so viel als beseitigen, oder zum Schweigen bringen) ist wohl ein Provincialwort. J. M.

HAMBURG, b. Vollmer: *Lehrbuch der Roharzneywaarenkunde, oder deutliche und faßliche Beschreibung aller in der Pharmacie vorkommenden Roharzneywaaren, Kennzeichen ihrer Güte u. s. w. Für Anfänger der Apothekerkunst von C. H. Calmeyer. 1808. 303 S. 8. (21 Gr.)*

Schwerlich möchten die Gründe des Vfs., daß die vorhandenen Schriften dieser Art theils für Anfänger der Apothekerkunst nicht ganz passend, theils bey ihrer Brauchbarkeit zu sehr ausgedehnt, und daher für Arme zu kostbar sind, die Herausgabe dieses Werkes, dessen Inhalt übrigens dem Titel so ziemlich entspricht, das aber auch nichts, als längst bekannte Sachen enthält, entschuldigen. Nicht über einen Mangel, wohl aber über einen Überfluß sehr brauchbarer Werke dieses Gegenstandes, die wir, da sie in den Händen der Apotheker schon seit vielen Jahren zum Theil circulirten, und Nutzen stifteten, nicht erst zu specificiren nöthig haben, dürfte man sich beklagen. Die Berücksichtigung der Kostbarkeit einiger dieser pharmaceutischen Schriften ist zwar sehr löblich; allein der Vf. konnte auf dem eingeschlagenen Wege den Fehler nicht verbessern. Denn was seinem Werkchen an Kostbarkeit abgeht, das verliert es darum auch an Wesentlichkeit in Beziehung auf die Pharmacie, oder an solchen Kenntnissen, die dem angehenden Apotheker nicht minder nothwendig sind u. s. w. Übrigens würde es wohl sehr zweckmäßig gewesen seyn, wenn der Schrift ein Verzeichniß von Druckfehlern, die hier in zahlreicher Menge vorhanden sind, angehängt wäre. Dahin gehören z. B. *Datura Stramonium, Herba Stamonit, Lycopod. clavatum, Sulphur octrisum* u. a. m. Wir wollen bey dieser Gelegenheit zugleich einige Berichtigungen über etliche officinelle Mineralien beybringen. In den Apotheken sowohl, als in den pharmaceutischen Schriften paßirt noch immerfort unter dem Namen des weißen und rothen Bolus ein erdiges Fossil, das durchaus nicht mit dem Bol verwechselt werden darf. Dieses ist gewöhnlich eine Art des fetten Thons. Bol oder Bolus hingegen ist diejenige Substanz, die häufig in den Apotheken den Namen armenischer Bolus, oder auch wohl lemnische Erde führt. Übrigens kommt auch die letztere Benennung einem eigenthümlichen Fossil zu; denn die wahre Erde von Lemnos — *terra Lemnia* —

ist von dem Bol sehr abweichend. Hr. Karsten führt sie in seinem Mineralsystem daher unter dem Namen *Sphragit* auf — *λυσία σφραγίς* der Alten. — Sie ist sehr selten und zuerst von dem Hn. *Hawkin's* aus der Levante, wo sie als eine Kostbarkeit betrachtet wird, zu uns gebracht, und von Hn. *Klaproth* analysirt

worden. Der Bimstein ist kein durch vulcanische Eruptionen veränderter Asbest, sondern wahrscheinlich ein durch vulcanisches Feuer geschmolzener und auf einem hier nicht mit aus einander zu setzenden Wege veränderter Porphyr.

A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Göttingen, b. Dieterich: *Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur sichersten Bezeichnung der Ausrottung der gewöhnlichen menschlichen Pockenkrankheit durch systematische Betreibung des Kuhpockenimpfgeschäfts.* An die Stelle eines unbedingten und unmittelbaren Zwangsgesetzes von C. F. *Diruf*, königl. bairerischen Hof- u. Medicinal-Rathe. 1807. 64 S. u. 3 Tabellen. 8. (8 Gr.)

Der Vf. ist der Meinung, daß man die Kuhpockenimpfung nicht der Willkühr der einzelnen Staatsbürger überlassen dürfe, sondern daß der Staat selbst sich der Sache anzunehmen habe. Der Staat sey sogar berechtigt, die Kuhpockenimpfung durch Zwangsgesetze einzuführen, jedoch wäre der Weg der Milde vorzuziehen, und dieser sey folgendermaßen einzuschlagen. Vor Allem müsse das Volk über die Vortheile der Kuhpockenimpfung richtig belehrt, und hierdurch die noch herrschenden Vorurtheile niederge schlagen werden. Dieser Zweck könne durch eine Vergleichung des Verlaufs und der Folgen beider Krankheiten, der Menschen- und der Kuh-Pocken, am sichersten erreicht werden, und als Leitfaden dieses Unterrichts sey die von der *Jennerschen* Gesellschaft zur Ausrottung der natürlichen Blattern in London bekannt gemachte Tabelle, welche der Vf. umgearbeitet und mit Zusätzen vermehrt seiner Schrift beygefügt hat, zu empfehlen. Dieses soll jedoch nur Vorbereitung seyn (Rec. hält gerade dies für die Hauptsache, und das, was der Vf. dafür hält, ist wohl der Angelegenheit der Kuhpockenimpfung mehr nachtheilig, als förderlich.) Dann die Hauptsache selbst soll durch eine systematische Betreibung des Kuhpockenimpfgeschäfts erreicht werden; und hierunter wird folgende Einrichtung verstanden. In jedem Lande müssen mehrere Impfanstalten errichtet werden, welche sämmtlich in Verbindung mit einander sind, unter den obersten Medicinalbehörden des Landes stehen, und sich in ihr vereinigen. Die Impfanstalten der besonderen Districte und Ämter haben ihren Vereinigungspunct an dem Hauptorte jeder Provinz. Es giebt also eine Centralimpfstalt, Provincial- und Filial-Impfanstalten, welche letzteren in dem Wohnorte jedes Amtsarztes ihren Sitz haben. Die Hauptanstalt soll immer mit hinreichendem Vorrathe von Impfstoff versehen, und daher sollen sämmtliche Provincial- und Kreis-Impfärzte verbunden seyn, eine gewisse Menge Impfstoff von Zeit zu Zeit nach einer vorgeschriebenen Form an die Central-Impfstalt einzuliefern. Jeder Arzt, der sich dem Impfgeschäfte unterzieht, hat sich mit der, seinem Wohnorte am nächsten gelegenen Impfstalt in Verbindung zu setzen, und seine Berichte und Tagebücher der Central-Impfstalt zu bestimmten Zeiten mitzutheilen, welche sich sodann mit der Regierungsbehörde der Hauptstadt über die Angelegenheiten des Pockenimpfungssystems zu berathen hat. Bey dem Acte der Impfung hat der Impfende den Tag der Impfung, Namen, Alter und Kör-

perbeschaffenheit des Impflings, so wie des Individuums, von welchem der Impfstoff entnommen wurde, dann Art und Verlauf der Pockenercheinungen in tabellarischer Ordnung niederzuschreiben, um solche Impftabellen — wovon ein Muster beygefügt ist — zu bestimmten Zeiten der Central-Impfstalt einzufenden. Nach dem regelmässigen Verlaufe der Impfercheinungen kann dem Geimpften von seinem Impfarzte ein gedruckter Beglaubigungsschein — wovon gleichfalls ein Muster angefügt ist — ertheilt werden. Wer keinen solchen Schein aufweisen und nicht beweisen kann, die natürlichen Pocken schon überstanden zu haben, oder nach wiederholten fruchtlosen Impfvorversuchen für unempfänglich für die Pockenkrankheit befunden worden zu seyn, über welches letztere er auch wieder einen Schein vorzuweisen hat, dem wird die Theilnahme an den vorzüglichsten bürgerlichen Vortheilen, als am öffentlichen Unterrichte, an feyerlichen Kirchengebräuchen, wie Beichte, Abendmahl, an öffentlichen Unterstützungen u. s. w., unterlagt. Ereignet sich der Fall, daß noch irgendwo die Menschenpocken sich zeigen: so soll gegen das Individuum, welches damit befaßt ist, und die Wohnung, worin es sich befindet, die nämlichen polizeylichen Vorkehrungen verfügt werden, als man gegen Pestkranke zu verfügen pflegt.

Der Zweck, den der Vf. vor Augen hat, verdient allerdings Beyfall, weniger hingegen die Mittel, durch welche erreicht werden soll. Denn alle diese Central-, Provincial- und Filial-Impfanstalten, nebst den Tabellen und Impfbüchern werden nichts beytragen, um das Volk, wenn es von Vorurtheilen geblendet ist, zur allgemeinen Einführung der Kuhpockenimpfung geneigter zu machen. Dies schien auch der Vf. selbst zu fühlen: sonst würde er nicht noch am Ende auf seinem Wege der Milde gegen die Widerspenstigen zu den oben angeführten Vorschlägen zu solchen Zwangsgesetzen hervorgetreten seyn, welche, so Gott will, doch wohl schwerlich jemals in christlichen und europäischen Staaten zur Ausübung kommen werden. So wenig nun diese Ober- und Unter-Impfanstalten und dieses leidige Tabellenwesen zur Aufklärung des Volks etwas beytragen können: eben so wenig vermögen diese die medicinische Erfahrung zu bereichern, sondern bahnen vielmehr den Weg zu einer verderblichen Routine und einer mechanischen, gedankenlosen Betreibung des Impfgeschäfts. Zur Zeit möchte es für die gute Sache noch immer am Vortheilhaftesten seyn, wenn die Staatsgewalt zur allgemeinen Verbreitung der Kuhpockenimpfung nicht unmittelbar durch Zwang, sondern mittelbar durch zweckmäßigen Unterricht beytragen wollte, was auch die mehresten und aufgeklärtesten Regierungen bisher gethan haben, und noch ferner thun werden, ohne sich von einigen Ärzten irre machen zu lassen.

S. M.

NEUE AUFLAGEN.

Freyburg u. Constanz, b. Herder: *Fundamenta juris ecclesiastici-Catholicorum.* P. I. *Summa doctrinae de natura ecclesiae catholicae.* P. II. *Adumbratio historiae juris ecclesiastici-Catholicorum.* In usus scholasticos conscriptis *Jos. Anton Sauter*, Philos. et Jur. Doctor, Reg. Celsit. M. D. Badens. Consil. aul., in Acad. albertina Brisgoica Jur. eccles. Prof. P. O. Ed. secunda, emend. et auct. 1809. XIV. 193 u. 152 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Declamatorisches Lesebuch* für mittlere und obere Schulclassen, gesammelt von *John Heinrich Philipp Seidenstücker*, D. der Philosophie, Mag. der f. K. u. Rector des Gymnasiums zu Lippstadt. 2te Aufl. 1810. XXXII u. 356 S. 8.

Ma-burg, b. Krieger: *Eutropii breviarium historiae Romanae.* Editio accurata. 1811. 104 S. 8. (3 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 N O V E M B E R , 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NEUSTRELITZ, b. Albenus: *Von dem Verfall und der Wiederherstellung der Religiosität. mit besonderer Hinsicht auf das protestantische Deutschland.* Ein Versuch einer gründlichen und allseitigen Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes, von Franz Christian Boll, Pastor zu Neubrandenburg. Erster Theil. 1809. 254 S. 8. (21 Gr.)

Dieser durch Klarheit und Selbstständigkeit der Ansichten vor vielen ihres Gleichen sich auszeichnenden Schrift ist ein weiter Kreis aufmerkamer Leser zu wünschen. Sehr gut und treffend entwickelt der Vf. im ersten Abschnitt, wie Religion in objectiver Hinsicht, als Inbegriff gewisser Sätze und Wahrheiten über die Gottheit und ihr Verhältniß zu ihr, niemals in Verfall gerathen könne. Eine Idee kann wohl vergessen, weniger beachtet, mit Irrthümern vermischt werden: aber sie selbst bleibt ewig unveränderlich und unzerstörbar, und wenn sie auch einmal von der Erde verschwinden könnte: so würde die Menschheit doch immer wieder zu ihr zurückkehren. In dieser Hinsicht ist so wenig von einem Verfall der Religion die Rede, als von einem der mathematischen Wahrheiten. Es kann bloß verfallen die Religionserkenntniß, der religiöse Cultus und der Einfluss beider auf die ganze Stimmung des Gemüths, die Religiosität. Diese drey Theile sind aber in ihrem Sinken und Fallen stets mit einander verbunden, das Verderben des einen zieht auch das Verderben der anderen unausbleiblich nach sich. Mit kräftigen und lebendigen Farben schildert der Vf. die aus ihnen abzuleitenden Kennzeichen des überhandnehmenden Verfalls der Religion. Im zweyten Abschnitt schreitet er zum zweyten Hauptpunct seiner Untersuchung fort: ob gegenwärtig ein Verfall der Religiosität, besonders unter den Protestanten, Statt finde? In Betracht, daß ächte vollkommene Religiosität ein Ideal ist, welches auf der Erde nie ganz zur Wirklichkeit gelangen kann, daß die Frage: hat es ehemals mehr religiöse Individuen gegeben als jetzt? ihre mannichfaltigen Schwierigkeiten hat, indem Niemand das Innere des Anderen unmittelbar erforschen, sondern nur nach äußerlichen schwankenden Kennzeichen beurtheilen kann, daß ferner zu allen Zeiten über sichtbare Abnahme der Religiosität geklagt worden, gesteht der Vf., daß die Entscheidung darüber, ob die eigentliche Religiosität auf Erden: oder zugenommen habe, das menschliche Vermögen

übersteige und allein für den Allwissenden gehöre, der Herz und Nieren prüft. Der Lösung seiner Aufgabe näher zu kommen, stellt er daher seine Frage so: hatten nicht ehemals die Völker und die meisten Individuen ein mehr religiöses Ansehen, mehr Richtung oder Tendenz zur Religiosität, als wir jetzt unter ihnen wahrnehmen? Der Verfall einer solchen Tendenz muß in der Erfahrung nachgewiesen werden können, und unter denen, welche über diesen Gegenstand unparteyisch nachzudenken vermögen, findet sich auch nur Eine Stimme darüber.

Beweis wirklicher Religiosität ist freylich die Theilnahme am öffentlichen Cultus nicht, aber doch ein Kennzeichen, daß den Theilnehmenden die Religion nicht gleichgültig sey; und muß man gleich der religiösen Tendenz den *absoluten* Werth absprechen: so hat sie doch unstreitig einen großen *relativen* Werth, wenn man sie theils als das Mittel betrachtet, wodurch das religiöse Princip im Menschen vor dem Untergange bewahrt wird, theils weil sie dem sittlichen Gefühle und Gewissen zu Hülfe kommt, und die ächte Religiosität auf das wirksamste vorbereitet. Ihr Verfall ist es, der mit den Klagen über gesunkene Religiosität eigentlich gemeint werden muß, und in diesem Sinne haben jene Klagen ihre volle Richtigkeit. An der Versäumnis der öffentlichen Gottesverehrung, und dem Mangel häuslicher Andacht, an dem Zuschnitt, welchen die Schulen in den neueren Zeiten bekommen haben, an dem gewöhnlichen Leben, Denken und Thun der Menschen, offenbart sich deutlich genug, daß die Religion für sie nicht mehr das ehemalige Interesse hat, daß sie weit aus ihrem Gedankenkreise entrückt ist, daß der Charakter unserer Zeitgenossen eine ganz andere Physiognomie, ganz andere Richtung angenommen hat, als sonst die religiöse war. Und nun geht der Vf. in die Geschichte zurück, und entwickelt aus dem Gange der menschlichen Angelegenheiten, wie es nothwendig am Ende so hat kommen müssen. — Von Anfang war Furcht vor dem höheren mächtigen Wesen bey allen Völkern und Individuen der Hauptbestandtheil ihrer Religiosität. Es mußten eigene Priester und Diener der Gottheit entstehen, weil diese nur die Fehler im Cultus vermeiden konnten, welche den Unwillen der Gottheit erregt haben würden. Diese mußten den Übrigen als besondere Freunde und Günstlinge der Gottheit erscheinen. Die sittlichen Gebote wurden als positive Gesetze dieser Gottheit angesehen, und ihnen dadurch größere Sanction ertheilt. Aber Furcht blieb auch hier die einzige Trieb-

E e e

feder der gestifteten Handlungsweise. An die Stelle dieser Religionen trat die christliche als Religion der Liebe und des Vertrauens. Opfer und Priester, als Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen, fielen in ihr weg, eine bessere Moral wurde eingeführt, aber es hielt schwer, bis die Furcht durch die Liebe, das alte durch das neue Religionsystem verdrängt werden konnte. Das alte Heiden- und Judenthum schlich sich in der Gestalt des Katholicismus selbst in das Christenthum wieder ein. Aber die religiöse Tendenz ging auch da nicht verloren, sie bekam nur ein anderes Aussehen, das Interesse für Religionsachen war stets allgemein und lebhaft. — Die Reformation säuberte das Christenthum von den fremdartigen Stoffen, die sich im Laufe des Mittelalters mit ihm vermischt hatten, und erneuerte den Kampf gegen die Religion, der Furcht und gegen Hierarchie, den Jesus begonnen hatte. — Hier lies abermals die Theilnahme an diesem Kampfe das Interesse für überfinnliche Gegenstände nicht unter sinken. Lagen gleich dieser Theilnahme nicht immer ganz reine und lautere Absichten zum Grunde: so wurde doch das Gemüth für das Heilige immer wach erhalten. Indessen ging die Reformation darauf aus, die ältere religiöse Tendenz, weil sie den höheren Forderungen des Evangeliums nicht entsprach, ganz auszuwischen. Die Absicht wurde zum Theil erreicht, aber leider! zum offenbaren Nachtheil der wahren und ächten Religiosität selbst. Wie dieses geschehen, wird im dritten Abschnitt gezeigt.

Durch die Reformation mußten die bisherigen Hauptstützen der religiösen Tendenz, religiöse Furcht und Hierarchie, ungerissen, und das dem Religionslehrerstande unentbehrliche öffentliche Ansehen vermindert werden. Aber bis zu der viel höheren Ansicht eines Standes, dem die Bewahrung des herrlichsten Kleinods der Menschheit anvertraut ist, und dessen Verdienst mit der reinsten Achtung Aller belohnt werden sollte, konnten nur Wenige sich emporheben. Der größte Theil blieb bey dieser bloß negativen Aufklärung stehen; daran dachten sie nicht, daß man erst dann aufhören könne, Gott zu fürchten, wenn man ihn liebt. Statt der Liebe trat an die Stelle der bisherigen Furcht eine gänzlich Gleichgültigkeit in Religionsachen. Die Reformatoren sahen ein, daß die Übertreibung und der Mißbrauch des Sinnlichen bey dem Cultus der religiösen Bildung mannichfaltig im Wege stand. Sie schafften aber zu Vieles weg, was für die sinnlich ästhetischen Menschen nothwendig und zweckdienlich ist, um das religiöse Interesse lebendig zu erhalten. Je mehr sich der ästhetische Sinn besonders in den höheren Classen verfeinerte: desto mehr mußte er an dem übriggebliebenen, geschmackwidrigen Cultus Anstoß nehmen. Wie nun die darauf erfolgende Vernachlässigung der religiösen Bildung bey der Jugend, die vielen älteren Streitigkeiten und neueren Meinungsverschiedenheiten, welche nach übergroßer Anstrengung und Anspannung desto größere Erschlaffung nach sich ziehen mußten, das veränderte politische System der Staaten, welche der Kirche alle Aufmerksamkeit und Un-

terstützung versagen, die Spötereien und Angriffe der Religionsfeinde, das unbesonnene Aufklären, das in unseren Zeiten getrieben wird, das rauhe und linkische Verfahren mancher vorgeblichen Vertheidiger der Religion, die neueren philosophischen Schulen, die eines Theils alles Mythische und Mystische in der Religion zu verbannen; anderen Theils einen schwärmerischen Mysticismus und Katholicismus einzuführen trachten, die üble Wendung, die der Pietismus bald durch seine Anhänger, bald durch seine Gegner nahm, die immer steigende, vorher nie bis auf die untersten Volksklassen so allgemein verbreitete Schwelgerey und der davon unzertrennliche Egoismus unseres Zeitalters, der Einfluss, den der Umsturz der bürgerlichen Freyheit auf Zerstörung des persönlichen Werths und dadurch auch der Religiosität, der höchsten Blüthe der persönlichen Freyheit des Menschen, hat, die Erschlaffung oder das völlige Aufhören der kirchlichen Pöfizey und Kirchenzucht, wie dieß alles diejenige Lage der Dinge herbeiführen mußte, in welcher die Religionsangelegenheiten sich gegenwärtig wirklich befinden, wird von dem VI. auf dem Wege historisch-philosophischer Untersuchung mit einer Wahrheit und Wärme aus einander gesetzt, wodurch er sich das Recht eines Sprechers in dieser heiligen Angelegenheit erwirbt, und uns zu der Aufforderung veranlaßt, den versprochenen zweyten und dritten Band, die von der Wiederherstellung der Religiosität handeln sollen, bald nachfolgen zu lassen.

A + X.

FRANKFURT u. LEIPZIG: Hermann von Lehnin, der durch die alte und neueste Geschichte bewährt befundene Prophet des Haus (es) Brandenburg: Bearbeitet durch einen Geschichtsfreund in dem diesem Hause so fatalen Jahre 1807. 1808. 179 S. 8. (12 Gr.)

Was man von dem angeblichen Propheten Hermann von Lehnin aus dem 13ten Jahrhundert zu halten habe, wissen die Leser unserer A. L. Z. bereits aus einer Recension in No. 69 des Jahrgangs 1808. Hier tritt ein ähnlicher Commentator, wie dort, auf, der, als vormaliger Bibliothekar einer Abtey, das prophetische Mscpt. vor etwa 30 Jahren aus der Hand eines gelehrten Prälaten erhalten haben, nicht durchaus von der Authenticität desselben überzeugt gewesen seyn will, dem aber, nach dem Tode Friedrich Wilhelms II, da die Unglücksfälle seines Nachfolgers angingen, auf einmal die Schuppen von den Augen gefallen seyn sollen. Er will nicht reformirt, nicht letherisch, nicht Pöpstler, weder Brandenburger, noch Franzose, noch Österreicher, nicht partyisch, nicht durch Vorurtheile geblendet seyn. Mit diesen Verwahrungen aber will er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen. Denn sein Haß wider die Reformation verräth sich weiterhin nur allzu deutlich; und wo er irgend kann, vertheidigt er immer die Mönche. Rec. empfindet zwar eine tiefe Verachtung gegen diesen zweyzüngigen Schriftsteller; doch mag er sich kaum herausnehmen, die gehnerte Absicht,

warum dieß Buch höchst wahrscheinlich geschrieben worden, deutlich auszusprechen. Es scheint keine andere zu seyn, als, durch Vorpiegelung eines baldigen neuen Zustandes der Dinge, eines tausendjährigen Reichs, die katholischen Unterthanen der brandenburgischen Staaten zum stillen Abfall von ihrem Könige zu bringen. Er erklärt den 48ten Vers seines Winkelpredigten: *Inseret at triflem patriar tunc foemina pestem*, von Joachims Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, und der durch sie eingeführten Reformation. Diese Pest wird sich giftig bis auf das eilfte Glied verbreiten, sagt die folgende Zeile: *Hoc ad undenum durabit fletum venenum*. Nachher sucht er zu beweisen, daß der Eilfte von Joachim II in der Reihe der Regenten Niemand anders, als Friedrich Wilhelm III sey. Von diesem heist es in der Weissagung so: *Tandem sceptru gerit, qui stemmatis ultimus erit*. Mit ihm hört die Zahl der brandenburgischen Fürsten, mit ihm hören die verderblichen Wirkungen der neuen Lehre auf. Der geistliche Hirt führt alle seine Schafe wieder in den Stall, die Mark Brandenburg wird ganz unabhängig, und die Mönche kommen wieder einpor. Zu diesen wichtigen Ereignissen ist das Jahr 1812 ausersehen. Darauf zielen folgende Zeilen, V. 95 — 100:

*Et pastor gregem, recipit Germania regem,
Marchia cunctorum penitus oblita malorum
Ipsa suos audent fovere, nec advena gaudet.
Priscaeque Lehnini surgunt et tecta Chorini,
Et Veteri More CLevVs IpLenDesCIs honore.
Nec lupus nobili plus insidiatur ovili.*

Wohl uns, daß die Zeiten vorüber sind, wo dergleichen Schriftsteller gefährlich waren! Die Bösartigkeit des unfrigen geht aus einer Menge gehässiger Insinuationen hervor, mit deren Anführung wir das Blatt nicht beflecken wollen. Übrigens scheint das Buch,

der Diction nach, mehreren Verfassern zu gehören, von denen einige schlechter, andere besser Deutsch schreiben. Einer derselben ist um sechzig Jahre im historischen Stil zurück; z. B. S. 14: „Böhmen sank unter der schlechten Regierung des unwürdigen Wenceslaus in alle die Horreurs, die wir das florissanteste Reich Europens vor wenig Jahren leiden sahen.“ Nach manchen Provincialismen zu urtheilen, muß auch ein Ungar oder Südpole daran gearbeitet haben; als S. 33: „vergafte er auf den Papst“; S. 47: „er war halt ein platter Märker.“ Um von der Vorstellungsart und Methode des Vfs. einen Begriff zu geben, wählen wir eine Stelle S. 46. Der Prophet spricht von Joachim II, der zuerst die lutherische Lehre annahm, V. 50 — 52:

*Et nunc is prodit, qui te Lehnin nimis odit,
Dividit ut cultor Athens, scortator, adulter,
Ecclesiam vastat, bona religiosa substat.*

Hiebey findet man folgende Erklärung: „Joachim ist in puncto sexti nicht sauber gewesen, wie denn von ihm bekannt ist, daß er zur großen Kränkung seiner Gemahlin ein Serail an seinem Hof hatte, welches dem Staate große Summen kostete. Seine *Maitresse favorite* war eine gewisse Stückgießers Wittwe, Namens Anna Ridow, mit der er mehrere Kinder zeugte, sie begleitete ihn zur Argerniß des Publicums aller Orten. Daß dieser Kurfürst ein Atheist gewesen sey, soll eine Verläumdung seyn. Ich bin über seine desfallsige Denkungsart nicht so unterrichtet, daß ich darüber was Bestimmtes sagen kann. Aber vermuthlich hat der Prophet so räsonnirt: Wer sich erfrecht, Gott gemachte Stiftungen hinwegzunehmen, muß nicht glauben, daß ein Gott ist, sonst würde er es nicht wagen, ihm das Seinige hinwegzunehmen; nun aber thut das Joachim: so muß er nicht glauben, daß ein Gott ist.“ — Sieht man hier nicht einen ehemaligen Jesuiten leiben und leben? Chr.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Über Ehescheidung, besonders die Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation.* Von Johann Karl Furchtegott Schlegel, Consistorial-Secretair. 1809. 7½ Bogen gr. 8. (9 Gr.) Erlangen, b. Palm: *D. Christoph. Frid. Ammon Commentatio theologiae moralis de conjugis bona gratia non solvendis.* 1808. 2 Bogen 4. (2 Gr.)

Da der *Codex Napoleon*, so wie schon früher das königliche preussische Gesetzbuch, für die Erleichterung der Trennung unglücklicher Ehen spricht, und jener jetzt in so vielen deutschen Provinzen gesetzliche Kraft erhält: so wird man sich nicht wundern können, wenn dieser Gegenstand von mehreren deutschen Schriftstellern in Untersuchung gezogen wird, obgleich kaum zu erwarten ist, daß dadurch Resultate werden gewonnen werden, die nicht schon früher aufgestellt, und selbst schon hie und da in Praxis übergegangen sind. (In Schlegels Hauptabsicht in der oben von uns angegebenen, in Ganzen sehr gut geschriebenen Abhandlung ist: die Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation zu vertheidigen, und so die Erleichterung der Ehetrennungen aus dem Kreise der richterlichen Wirksamkeit zu entfernen, aber auch die Grenzen der landesherrlichen Dispensation nach rechtlichen und moralischen Gesichtspuncten zu bestimmen. Die Schrift enthält eine etwas weit ausholende Einleitung, und vier vom f. ausgearbeitete, auf bestimmte Ehescheidungsfälle sich beziehende Gutachten, von denen die drey ersten die Materie in der Ehescheidung durch landesherrliche Dispensation wesentlich erörtern. Einige Wiederholungen in Beziehung auf diese drey Gutachten unter einander, so wie auch auf die vorstehende Einleitung sind hier unvermeidlich gewesen. —

In der Einleitung liefert der Vf. zuerst lezenswerthe Bemerkungen über die Würde und Heiligkeit des ehelichen Bündnisses nebst Rathschlägen, dieselbe aufrecht zu erhalten. Seinen mehrsten Äußerungen muß man unbedingt beystimmen; nur die paradoxe Behauptung S. 8 f. „daß der Grund des Leichtsinnes, wodurch jenes heilige Bündniß so oft zerrissen wird, vorzüglich selbst in der höheren Natur des Menschen zu suchen sey,“ wird auch durch die herbegezogenen Strophen des *Ariost*, die der Vf. seiner Einleitung vorausgeschickt hat, schwerlich allgemeine Überzeugungskraft erhalten. Will der Vf. nichts anders sagen, als daß das ungebundene Streben, Leidenschaften auch mit Übertretung sitzlicher Gebote, und insbesondere mit Verletzung „des durch die Natur und Religion geheiligten Verhältnisses“ der Ehe zu befriedigen, in der Freyheit des Menschen, die zu der höheren Natur desselben gehöre, gegründet sey: so ist diese ein gemeiner Gedanke, den der Vf. nicht so hervorheben dürfte. Was derselbe aus seiner amtlichen Erfahrung über Ehestreitigkeiten und über die nach und nach herrschend gewordene, aber doch noch schwankend gebliebene Consistorialpraxis sagt, stimmt fast gänzlich mit den Erfahrungen überein, die der Rec., selbst Mitglied eines Consistoriums außerhalb der hannöverschen Länder, gemacht hat. Darin aber können wir dem Vf. (S. 40 nicht beystimmen, daß das protestantische Ehescheidungsrecht jetzt schwerlich zu mehrerer Bestimmtheit und Festigkeit gelangen werde: vielmehr hoffen wir dies von der jetzigen größtens Unbeschränktheit der legislativen Staatsgewalt allerdings, und fürchten die Entgegenwirkung einer einseitigen Sectenphilosophie so wenig, als den Einfluß des in der katholischen Kirche erneuerten Streites wegen Auflöslichkeit oder Unauf-

Hölichkeit der Ehe. Auch können wir nicht umhin, einer Auserkennung des Vfs. S. 20 den bestimmten Wunsch entgegenzusetzen, daß die Staatsobrigkeit wenigstens die frühen Ehen in den niederen, von Armuth gedrückten Ständen nicht erleichtern, sondern vielmehr, so weit es ohne Beeinträchtigung der natürlichen Menschenrechte geschehen kann, erschweren möge. Denn nach unseren Erfahrungen entsteht durch die unbesonnene frühe Knüpfung des ehelichen Bündnisses unter Menschen, die nur mit Mühe ihr Fortkommen haben, entsetzlich viel Elend für sie selbst und für Andere, und gerade dadurch schwindet die auch Anfangs von ihnen begriffene Heiligkeit des ehelichen Bundes gar bald vor den Augen ihres Geistes wieder dahin, daß die durch diesen Bund nicht verminderte, sondern noch wohl gar vermehrte Dürftigkeit den Tumult niedriger Leidenschaften erregt. Dafs nicht jede Bevölkerung dem Staate gleichen Werth habe, bemerkt der Vf. selbst sehr richtig. Ganz aber sind wir der Meinung des Vfs. (S. 19), daß man die religiöse Würde der Ehe auch durch vorgeschriebene religiöse Feyerlichkeiten bey Eingehung derselben in Achtung zu erhalten suchen sollte, und wir können es nicht anders, als mißbilligen, daß man neuerdings in Zeit- und anderen Schriften oft so stark die Idee ausgesprochen hat, daß die Ehe, als ein bürgerlicher Contract, der religiösen Feyer entbehren könne. Beiden Ehegatten kann das zwischen ihnen bestehende Bündniß sicher zur Erhöhung ihrer moralischen Würde nicht nur, sondern auch ihrer religiösen Bildung förderlich seyn, und der Stifter des Christenthums selbst hat in seinen Belehrungen, wenn gleich er ein vollständiges bürgerliches Ehescheidungsrecht keinesweges geben wollte, doch jenes Bündniß allerdings berücksichtigt; man kann also die Ehe in christlichen Staaten auch wohl mit Recht als ein Institut von religiöser Tendenz ansehen, und die Heiligkeit derselben in den Gemüthern durch zweckmäßige religiöse Feyerlichkeit verstärken wollen. Ja auch die zufolge der Bemerkung des Vfs. S. 18 nach den hannoverschen Landesgesetzen übliche Hinzuziehung des Predigers zu den Eheverlöbnißten der Landleute verdiente in anderen Provinzen, und zwar nicht bloß zur Verhütung aller Unbedachtsamkeit und Übereilung, sondern auch zur nachherigen besseren Schätzung des ehelichen Bündnisses selbst, nachgesahmt zu werden. — Was nun den Hauptzweck des Vfs. betrifft, das landesherrliche Dispensationsrecht für gewisse Fälle, in denen die Consistorien als Ehegerichte bisher, entweder wegen positiver gesetzlicher Beschränkung oder wegen üblich gewordener Praxis, nicht auf Ehetrennung erkennen können, als nothwendig und wohlthätig geltend zu machen: so gesteht Rec., hierin einer anderen Überzeugung zu seyn. Er ist freylich mit dem Vf. darüber vollkommen einverstanden, daß eines Theils die Trennung wahrhaft unglücklicher Ehen von der Staatsbehörde nachgegeben werden könne, anderen Theils aber die bloße Übereinkunft beider Ehegatten in den Wunsch der Trennung, wegen der hier in Rücksicht kommenden moralischen und religiösen Verhältnisse, und wegen der zu besorgenden nachtheiligen Folgen, keinesweges zur gerichtl. Ehescheidung hinreichend sey; aber der Trennung durch landesherrliche Dispensation — so gewöhnlich sie auch schon längst in manchen Ländern ist — stehen außer den allgemeinen Gründen gegen jede Abweichung von gesetzlichen Bestimmungen, unserm Bedünken nach, auch noch wichtige besondere Gründe entgegen. Der Vf. ist zwar einsichtsvoll genug, das von ihm gebilligte landesherrliche Dispensationsrecht in seinem zweyten Gutachten S. 82 ff. durch gewisse Bedingungen zu beschränken; aber wer weiß nicht, daß durch mannichfaltigen persönlichen Einfluß auf den Landesherrn solche Bedingungen leicht zurückgedrängt werden, und sein vermeintliches Dispensationsrecht in Willkühr ausartet? Der Vf. wird sagen: dann geschieht etwas, das ich durchaus nicht billige; aber sollte man sich nicht auch hüten, zu einem Verfahren, das Mißbilligung verdient, Veranlassung zu geben? Doch auch diesen Punkt bey Seite gesetzt, scheint uns schon das sehr wichtig, daß die Kraft der Gesetze und das richterliche Ansehen geschwächt wird, wenn den Partheyen durch Erlaßung der landesherrlichen Dispensation ein Mittel zur Auflösung des ehelichen Bündnisses außerhalb des rechtlichen Weges bleibt. Und wie viel mehr Aufwand an Zeit und Geld wird nicht oft erfordert, wenn die Partheyen erst, nachdem bey den Ehegerichten die Scheidung nicht hat erreicht werden

können, zu dem sogenannten landesherrlichen Dispensationsrechte ihre Zuflucht nehmen sollen? — Wäre es nicht besser, daß die Landesherrn ihren Ehegerichten förmliche gesetzliche Bestimmungen ertheilten, nach welchen dieselben nicht bloß in solchen Fällen, bey denen sie bisher nach einer gewissen Consistorialpraxis sich zur Ehescheidung berechtigt glaubten, sondern auch in solchen, da nach billigen moralischen Gesichtspunkten ein landesherrliches Dispensationsrecht eintreten können, die Ehetrennung bewilligen dürften? Das Hauptprincip bey diesem erweiterten gesetzlichen Scheidungsrechte der Consistorien müßte das seyn, was der Vf. selbst S. 85 aufstellt: die Scheidung muß eintreten können, wenn nach sorgfältiger richterlicher Erwägung aller relevanten Punkte erhellt, daß die Fortdauer der Ehe beide Ehegatten oder den Einen moralisch zu Grunde richte, oder das Glück ihres Lebens gänzlich zerstöre. Die Furcht, daß bey dieser den Ehegerichten ertheilten größeren Freyheit dieselben eine zu große Leichtigkeit in Ansehung der Ehescheidung möchten Statt finden lassen, ist gewiß weit weniger erheblich, als was bey Ausübung des landesherrlichen Dispensationsrechtes zu besorgen ist. Denn in den Ehegerichten hängt die Prüfung und Entscheidung der vorkommenden Fälle nicht von Einer Person, sondern von sämmtlichen Mitgliedern ab, und diese besitzen in der Regel Erfahrung und Kenntnisse genug, um mit Vorsicht zu verfahren, also die nöthigen psychologischen, rechtlichen, moralischen und religiösen Rücksichten nicht zu vernachlässigen; auch ist bey ihnen ein solcher fremdlicher Einfluß von außen nicht denkbar, als in den Urtheilen eines dispensirenden Landesherrn. Übrigens konnte den von den Ehegerichten Geschiedenen, vorkommenden Umständen nach, eine ihrem Vermögen angemessene Summe *alijas causas* zu erlegen, eben so wohl bestimmt werden, als der Vf. dies für die durch landesherrliche Dispensation erfolgenden Scheidungen in Vorschlag bringt. — S. 74, wo der Vf. den Grundsatz aufstellt, daß die landesherrliche Dispensation zur Aufhebung einer Ehe immer nur Ausnahme von der Regel bleiben solle, giebt er zugleich drey Fälle der Anwendung an, die aber auch dann, unserm Bedünken nach, gar zu unsicher und willkürlich seyn würde. Wir wollen hier nur den ersten Fall ausheben: Die Dispensation soll nur solchen Mitgliedern des Staats zu Theil werden, deren nützliche Wirksamkeit und Thätigkeit derselbe zu seinem eigenen Wohl zu erhalten wünschen muß. Wer sind nun diese? Solche, die einen höhern Posten im Staats bekleiden, und etwa die obere Verwaltung desselben besorgen helfen? Oder ist die zahlreiche Classe der niederen Landleute, welche bey den ersten Nahrungsquellen des Staats geschäftig sind, gemeint? — Wahrscheinlich die ersteren, weil für die letzteren jene Dispensation gar oft in Anwendung kommen müßte. Die ersteren aber wissen sich, wie die Erfahrung lehrt, über das Widerwärtige eines ehelichen Verhältnisses noch am leichtesten zu erheben. Überdies kommt nach Gründen, welche darzulegen hier nicht der Ort ist, in Ehescheidungsfällen mehr, als der Unterschied der äußeren Verhältnisse gegen den Staat, die persönliche Wohlfahrt der Individuen ausschließlich in Betracht. — Dieser unserer Abstimungen in einzelnen Paragraphen ungeachtet, wünschen wir der Schrift des Hn. S. recht viel Leser, und erklären besonders die 4 rechtlichen Gutachten derselben in Ansehung der Form für sehr nachahmungswerth.

Die zweyte oben angezeigte Schrift — eigentlich ein *erlangisches* Weihnachtsprogramm von 1808 — ist, was man nach der Inschrift nicht erwarten sollte, größtentheils *historisch* Inhalts, und aus den römischen und christlichen Antiquitäten geschöpft. Der Vf. billigt eine von beiden Ehegatten gewünschte Trennung, wenn sie mit *unverfälschtem* Hoffe gegen eine der erfüllt sind, verwirft aber mit Recht aus Gründen, die von der moralischen und religiösen Würde der Ehe hergenommen sind, eine Trennung, die zwar von beiden Ehegatten gemeinschaftlich, aber *nur aus über Laune und Leichtsin*, überhaupt *nur aus unbedeutenden Ursachen* gewünscht wird. Eine tiefgehende Untersuchung haben wir in dieser kleinen Schrift nicht gefunden; doch kann es bey der bekannten Tendenz des neuen preussischen und französischen Gesetzbuches allerdings nützlich seyn, wenn jene Gründe gegen die zu große Erleichterung der Ehescheidungen in der Kurze zusammenge stellt werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 D E C E M B E R , 1 8 1 0 .

T H E O L O G I E .

LEIPZIG, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers*. Herausgegeben von D. Heinrich Gottlieb Tzschirner, ordentlichem Professor der Kirchen- und Dogmen-Geschichte auf der Universität zu Leipzig. *Erster Band. Erstes Stück*. 1810. 204 S. gr. 8. (18 Gr.)

Eine Zeitschrift, welche das gesammte Fach des Predigers in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht umfasste, das rein und bloß Scientifische ausschloß, und von den theologischen Wissenschaften nur das, und nur die Seite hervorhob, die mit der Religion und dem Zwecke der Kirche in unmittelbarer oder mittelbarer Verbindung stände, dabey hauptsächlich Rücksicht auf die dem Prediger vorzüglich interessirenden Wissenschaften der Homiletik, Katechetik und Liturgik nähme, jedoch mit Ausschluß der Pastoraltheologie, die zu sehr auf besondere locale Verhältnisse eingeschränkt ist, — wäre, weil sie das Wissenswürdige in sich begriffe, gewiß für den Prediger eine sehr willkommene Erscheinung. Grade diesen Zweck haben aber vorliegende *Memorabilien*. Sehr zweckmäßig ist es daher, daß der Herausg. auch Musterarbeiten im Felde der Homiletik und Katechetik, namentlich auch Bruchstücke, oder ganze Predigten aus den Werken der englischen und französischen Kanzelredner aufnehmen, dagegen Recensionen und Correspondenznachrichten gänzlich ausschließen will. Wenn aber der Herausg. künftig auch noch Predigentenwürfe und Materialien zu anderen liturgischen Arbeiten mittheilen will: so wünscht Rec. gar sehr, daß auch dieses nur Musterarbeiten seyn mögen, indem, wie andere Zeitschriften beweisen, die besten und fleißigsten Lieferanten oft nur ganz gemeines Gut liefern.

Das erste Stück dieser *Memorabilien*, welche wir dem theologischen Publicum möglichst bald bekannt zu machen für Pflicht halten, entspricht ihrem Plane und Zwecke vollkommen. Eine *beurtheilende Darstellung der dogmatischen Systeme, welche in der protestantischen Kirche gefunden werden*, von dem Herausgeber, eröffnet die Zeitschrift. Dieser wohlangelegten, aber noch unvollendeten Abhandlung liegt die n. Jahre 1809 erschienene akademische Gelegenheitschrift des Vfs.: *De formis doctrinae theologorum dogmaticae distinguendis rite et aestimandis*, zum Grunde, die aber nicht in einer Übersetzung, sondern in neuer und freyer Bearbeitung mitgetheilt wird. Der Plan

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

der Abhandlung ist folgender: Zuerst beschreibt der Vf. die dogmatischen Systeme der protestantischen Kirche; dann will er dieselben nach logischen, hermeneutischen und ethischen Principien beurtheilen, und zuletzt diejenigen Systeme vergleichend zusammenstellen, die in der Prüfung sich bewähren. Da diese Blätter keinen vollständigen Auszug des ganzen Gedankenganges gestatten: so wollen wir, um die Aufmerksamkeit auf diese vorzügliche Abhandlung zu lenken, nur die Hauptidee des ersten Abschnittes mittheilen, da die beiden anderen Abschnitte in den folgenden Stücken mitgetheilt werden sollen. In der protestantischen Kirche giebt es vorzüglich zwey, in ihren Principien verschiedene, Hauptsysteme, die man als das *biblische* und *rationalistische* bezeichnen kann, welches letztere der Vf. scharf und gut vom *naturalistischen* unterscheidet. Entweder hält man das Princip des *biblischen* Systems, daß die Schrift die höchste (nicht auch einzige?) Regel des Glaubens sey, consequent fest, oder man weicht davon ab. Im letzteren Falle entsteht der schwankende, alle Stetigkeit des Handelns aufhebende *Synkretismus*, von welchem der Vf. drey Untergattungen aufstellt, *ein biblisch-symbolischen, biblisch-philosophischen, und biblisch-symbolisch-philosophischen*. (Nur im letzteren ist das Gemengsel vollständig.) Das *rationalistische* System hat sich als ein *eklektisches* der Popularphilosophen (*Henke*), *eudämonistisches* (*Steinbart*), *ethisches* der kritischen Philosophen, und *idealistisches* der neuesten philosophischen Schule gezeigt. — Es wäre kein unwürdiger Gegenstand für diese *Memorabilien*, eine besondere Untersuchung über die *Möglichkeit eines rein biblischen Systems*, in welchem kein *Krypto-rationalismus* herrsche, anzustellen. Denn da das göttliche Wort eines Hermes bedarf, der uns seinen Sinn eröffne, einer menschlichen Vernunft, welche das göttliche Wort auslege, und da unvermeidlich in diese Auslegung die logischen, hermeneutischen und ethisch-religiösen Principien der Vernunft einfließen: so scheint es um ein rein biblisches System eine sehr missliche Sache zu seyn. Wo wäre auch der Philosoph oder Theolog, der nicht aus jedem biblischen Systeme die leitende Philosophie des Verfassers charakterisiren, und aus der Geschichte der biblischen Dogmen die Geschichte der Philosophie herausfinden könnte? Eine absolute Unterwerfung der Vernunft unter das Gegebene, gleichviel woher, und eine gänzliche Verwahrung gegen die Vernunft, um ein rein biblisches System zu Wege zu bringen, scheint daher dem Rec. etwas Unmögliches. Daher war es dem

Fff

Rec. auch unerwartet, als er S. 14 las, daß der Protestantismus, der ja kein System, sondern eine Denkart ist, in dem biblischen Systeme bestehe. Dem Protestantismus liegt formell das Princip der Freyheit und Selbstständigkeit der Vernunft, und in materieller Hinsicht die h. Schrift zum Grunde. Wenn ferner die Offenbarung als ein göttlicher Unterricht solcher Wahrheiten erklärt wird, welche die Vernunft nicht entdecken könne, weil doch die Vernunft vieles Positive (= Historisches) nicht aus sich schöpfen könne: so ist Herodot, Thukydides u. s. w. voll von Offenbarungen. Übrigens wünscht Rec., daß der Vf. im folgenden Stücke diese Abhandlung vollenden möge, da eine Zerstückelung einer wissenschaftlichen Abhandlung in mehrere Hefte die wissenschaftliche Auffassung derselben als eines organischen Ganzen zu sehr erschwert. II. *Über die Beschaffenheit, Zwecke und Wirkungen der bewundernswürdigen Thaten Jesu und seiner Apostel, und über die Mittel, wodurch sie hervorgebracht worden sind.* Von D. Georg Fried. Seiler, nach dessen Tode mit einer Vorrede und Anmerkungen herausgegeben von D. Johann Georg Rosenmüller. Diese Abh. hat folgende vier Abschnitte. 1. Ist in unseren Zeiten der Glaube an die Wunderthaten Jesu und seiner Apostel unumgänglich nöthig zur Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums? Nein! 2. Warum waren in die Sinne fallende Beweise, (?) daß Jesus ein göttlicher Gesandter sey, für seine und seiner Apostel Zeitgenossen nöthig? Um Hindernisse zu entfernen, welche in der tiefen Sinnlichkeit, Denkscheu, in Vorurtheilen, und selbst in Erwartungen ihren Grund hatten, die aus dem A. T. geschöpft waren. 3. Über die nothwendigen Bedingungen, unter welchen die Kraftthaten Jesu und seiner Apostel erfolgen konnten. Diese Bedingung ist Glaube, oder Vertrauen. 4. Welche Beschreibungen und Benennungen haben Jesus und seine Apostel selbst von ihren außerordentlichen Thaten gegeben? Schon die seitherige Relation zeigt, daß die Sache weder erschöpft, noch durch irgend einen neuen Gesichtspunkt bereichert worden ist. Die Abh. ist gleichwohl sehr merkwürdig in subjectiver Hinsicht des Vfs., dessen Fortschreiten und Streben, neue geprüfte Ideen aufzunehmen und alte zu verwerfen, nur mit seinem Leben aufhörte. III. *Man würde eine wahre und ächte Kanzelberedsamkeit gewiß häufiger finden, wenn unsere jetzigen Prediger mehr darauf hinarbeiteten, wahrhaft christlich zu predigen,* von D. Schott zu Wittenberg. Der Vf. zeigt, daß es den meisten Predigern an dem fehle, was sie zu wahrhaft biblischen und christlichen mache, indem man bey ihnen bald eine feste Richtung auf den Hauptentzweck der Lehre und Anstalt Jesu, bald die nöthige Rücksicht auf die Art und Weise, wie diese Lehre, als eine positive und geoffenbarte, jenen Entzweck erreichen will, bald endlich die Sprache und den Ton unserer christlichen Urkunden vermisst. Wie dagegen aber die Rücksicht auf das Biblische und Christliche die Kanzelberedsamkeit befördern würde, wird gründlich und lehrreich entwickelt. IV. *Verlohnt es sich in unseren Tagen noch der Mühe, Katechetik zu studiren?* vom Vicedirector Dolz Dieser polemische,

und besonders gegen Pestalozzi, und dessen bekannte Beschuldigungen der Katechetik, gerichtete Aufsatz ist etwas flüchtig hingeworfen, und widerlegt die Beschuldigungen, daß die Katechetik Raisonneurs bilde, das Grab des religiösen Gefühls sey u. s. w., und zeigt die Vorzüglichkeit der katechetischen Methode zur formellen Geistesbildung. Rec. findet es sehr natürlich, wenn gerade unser Vf. sich der gekränkten Katechetik mit Wärme annimmt. Allein durch diesen Aufsatz ist weder Pestalozzi widerlegt, der schwerlich leugnet, was Hr. Dolz behauptet; noch wird dadurch der Katechetik der ihr gebührende Rang in der Unterrichtskunst angewiesen. Denn dem Vf. braucht es nicht bewiesen zu werden, daß die katechetische Methode weder die einzige, noch die erste des Elementarunterrichts, noch die bey allen Gegenständen anwendbare Methode sey. Die katechetische Methode ist eine von den vielen, und in ihrem Platze nothwendige, und durch keine andere zu ersetzende Methode. Allein so viel dem Rec. bekannt ist, hat noch kein Pädagog das Problem gelöst, wie die Entwicklungs-, Erregungs- und Bildungs-Methoden mit der Seelen- u. Geistes-Entwicklung parallel fortschreiten, welche Methode für jede einzelne Kraft, welche Methoden für die Totalität aller, oder für das Gemüth zweckmäßig und nothwendig seyen, wo unter anderen also auch die katechetische Methode eintreten müsse, und welches ihre Schranken seyen. Denn daß sie nicht der unendliche und allmächtige Hebel aller Geistesbildung sey, wird unser Vf. gern zugeben. Gerade von unserem Vf. würde die psychol. Entwicklung erfreulich seyn, welches das naturgemäße Gebiet der katechetischen Gymnastik sey, und unter welchen formellen und materiellen Bedingungen sie eintreten könne und müsse. V. *Jacob Saurins Predigt über die Tiefen der Gottheit.* Übersetzt (und um die Hälfte verkürzt von dem Herausgeber. So vieles Schöne, Erhebende, Große diese Predigt auch hat: so ist sie doch keinesweges ein Muster, wie doch der Herausgeber zu liefern verspricht, weder in Ansehung der Form, noch der Erschöpfung ihres Gegenstandes. Die furchterlichste und trostloseste aller dogmatischen Ideen, die von einer unbedingten ewigen Gnadenwahl, tritt ganz in ihrer Furchterlichkeit auf. Wenn Saurin aber auch diese Lehre praktisch zu machen sucht, was ihm nicht recht gelingen will: so sehen wir nur eine allzu bekannte Erscheinung wieder, daß die Moralität der Dogmatiker wider ihren Willen zur Inconsequenz zwinge. Will daher der würdige Herausgeber künftig mehrere fremde Muster mittheilen: so darf man billig fordern, daß sie doch wenigstens den einheimischen nicht nachstehen. VI. *Ein metrisches Altargebet,* gesprochen von Prediger Hasenritter zu Burgwerben, am Tage seiner Probepredigt, macht den Beschluß. — Wenn nun nach seinem Plane der Herausgeber in dieser Zeitschrift von welcher jährlich drey Stücke erscheinen sollen, das ganze Fach des Predigers umfassen, und dem hie und da verarmenden Stande andere Zeitschriften entbehren machen will: so wird er alle Sorge und die strengste Auswahl anwenden müssen, um nur *Memorabilien* aufzunehmen. G.

ERLANGEN, b. Palm: *Lazarus (;) oder über das Unstatthafte der natürlichen Erklärungen der Wundergeschichten im Neuen Testament* von M. Kaspar Jakob Besenbeck, Rector am Gymnasium zu Erlangen. 1810. VI u. 126 S. gr. 8. (12 Gr.)

Diese, im Ganzen ruhig verfasste Streitschrift ist gegen die Abhandlung des Hn. D. Gabler im *Journal für ausserlesene theologische Literatur*, III B. 2 St. S. 223 — 283 gerichtet; und, da die gabler'sche Ansicht ganz die des Hn. D. Paulus ist, auch gegen letzteren Gelehrten. Es zeugt von der Stärke der Überzeugung unseres Vfs., zwey so namhaften Gelehrten sich zu widersetzen, und es kann nur zu gründlicheren Forschungen führen, wenn sich von Zeit zu Zeit gegen die oft leichtsinnigen und höchst willkürlichen natürlichen Erklärungsversuche der wunderbaren Thaten Jesu Stimmen erheben, um den Streik der Supranaturalisten und Rationalisten im Felde historischer Forschungen der Entscheidung näher zu bringen. Der Vf. behauptet zwar nicht, daß die Wundererzählungen des N. T. ein Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums seyen, sagt vielmehr, daß das Christenthum ohne Wunder eben so göttlich seyn würde, als mit Wundern. Allein er fürchtet, daß bey den natürlichen Erklärungen der Charakter Jesu ins Gedränge komme, und daß man den Erzählungen der Evangelisten gar zu viel Gewalt anthue. In dieser letzteren Rücksicht haben in der That die Supranaturalisten immer einen Vortheil vor den Rationalisten, indem die Auslegung der ersteren nicht bloß mit dem Buchstaben, sondern auch mit der Ansicht und dem Urtheil der Evangelisten aufs genaueste übereinstimmt, die Rationalisten hingegen nichts für sich aufzuweisen haben, als das mächtige u. unabweisliche Interesse, und den *horror naturalis* der Vernunft gegen alle dergleichen Erzählungen. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Theologen mehrere Wunder von Jesu zu erzählen wissen, als die Evangelisten: so kann man doch auch nicht leugnen, daß die Evangelisten nach ihrer ehrlichen Ansicht Wunder (nur nicht in unserem metaphysischen Sinne) erzählen wollen. Die Wahrnehmung des Factums ist der Aufzug, ihre Ansicht und die in die Erzählung und Darstellung einfließende, ja schon die Wahrnehmung modificirende Beurtheilung der Sache ist der Einschlag ihrer Erzählung. Des Philosophen kühnes Unternehmen ist nun, beides genau zu sondern, und dagegen kämpft eben unser Vf. Da die Erweckung des Lazarus immer noch als eines der größten Räthsel des N. T. da steht; da ferner der Erklärungsversuch des Hn. D. Paulus (denn dieser ist der Urheber der gabler'schen Ansicht) Aufmerksamkeit verdient: so find wir der Schrift des Hn. Rector Besenbeck eine ausführlichere Anzeige schuldig, und wir werden ihn nach seinem Wunsche mit eben der Freymüthigkeit und Unbefangenheit beurtheilen, mit welcher er Hn. G. prüfte.

Es war für uns vor Allem betrübend, daß Hr. B. meinen konnte, nichts als die Furcht vor dem 19ten Jahrhundert (S. 12) habe Hn. Gabler bey seiner Erklärung geleitet, und daß ihm das heilige Interesse der Vernunft so fremd ist, deren Natur alle solche für Wunder ausgegebene Erzählungen als unnatürlich erscheinen, so wunderbarlich sie auch der Phantasie und dem ästhetischen

Mythicismus seyn mögen, so daß ihr der Gott der Ordnung unendlich anbetungswürdiger ist, als der Gott seltsamer Kunststücke. Hätte Hr. B. dieses Interesse gefühlt: so würde er bey Hn. Gabler einen tieferen Grund des Erklärungsversuches vermuthet, und den Ton der Untersuchung nicht durch solche Miststöne unterbrochen haben. Ferner wunderte es Rec., daß den Vf. die von Hn. Gabler, und früher schon von Anderen, gemachte Unterscheidung zwischen Wahrheit des Sinnes einer Erzählung und der Wahrheit der Sache, zwischen Auslegen und Erklären, als etwas aus der Luft Gegriffenes erscheint, da doch das erstere, die Function des Philologen, das andere die des Philosophen ist, ein Unterschied, den der Vf. bey Erklärung der Dichter, und der Historiker und Philosophen des Alterthums gewiss selber macht. Denn wenn Plutarch, Livius, Suetonius u. s. w. uns ihre *prodigia* erzählen: so wissen wir, wie wir philologisch den Sinn ihrer Worte zu verstehen, und was wir über die Sache zu denken haben. Wir verweisen in dieser Hinsicht Hn. B. auf *Niethammers Religion als Wissenschaft*. Über diesen wohlbegründeten Unterschied aber geht Hr. B., wie die olympischen Götter über die Erde, hinweg, ohne ihn zu berühren, und sagt nur (S. 8), daß er ihm nicht einleuchte. Allein diese Schrift wäre anders ausgefallen, oder gar nicht erschienen, wenn der Vf. diesen Unterschied gründlich geprüft hätte.

Gerade über die Hauptpunkte, welche der in Rede stehenden Erzählung als dem Bericht von einem Wunder zuwider sind, hat der Vf. den Rec. nicht befriedigt. 1) Jesus sagt, nachdem ihm von der Krankheit seines Freundes Bericht erstattet war, ausdrücklich: *die Krankheit sey nicht tödtlich*. Joh. 11, 4. Zwar sagt der Vf., Johannes behaupte das nicht, giebt aber nicht an, was die Worte für einen anderen Sinn haben könnten, sondern sagt nur, daß die gleich folgenden Worte *ἀλλ' ὅτι τῆς θανάτου κ. τ. λ.* damit nicht übereinstimmen. Wo liegt aber der Widerspruch, wenn Jesus spricht: die Krankheit sey nicht tödtlich, sondern der Ausgang derselben werde mehr Freude und Dank gegen Gott, als Betrübniß erwecken? Hierüber macht der Vf. viele Folgerungen, daß Jesus sich geirret hätte, wenn man seine Behauptung so nähme, wie sie da stehe, und doch das Ganze nicht für ein Wunder halte. Ja, er meint sogar, die Schwestern und der Bote hätten es wohl besser wissen müssen, wie ja der Erfolg lehrte. Also die zärtlichen, ängstlich besorgten, die Gefahr leicht übertreibenden Schwestern, und der Bote, aus welchem die schwesterliche Beforgniß redete, sollten die Krankheit besser beurtheilt haben, als Jesus? Gerade nach dem Vf. hat Jesus gröblich sich geirrt, wiewohl ein medicinischer Irrthum seiner religiösen Autorität keinen Abbruch thun würde. Was die Krankheit des Lazarus anlangt: so sagt der Vf. S. 101, daß Johannes sie nicht nenne, entweder, weil er sie nicht wufte, oder weil er es nicht für nöthig hielt, sie zu nennen. Das Letztere glauben wir, weil Johannes nach seiner Ansicht ein *στυγιον* erzählen wollte. Allein zum Erklären, nicht zum Auslegen, wäre dieser Umstand durchaus nothwendig, und wir sehen hier, wie die Ansicht des Erzählers auf die Beobachtung der Sache und ihrer Vollständigkeit nachtheiligen Ein-

fluß habe, womit sich jedoch die Redlichkeit des Erzählers vollkommen verträgt: 2) Der wahre und wirklich erfolgte Tod des Lazarus kann auf keine Weise bewiesen werden. Denn das hätte nur die Zeit bezeugen können. Allein nach der landesüblichen Eilfertigkeit zu begraben, ließe man der Zeit nicht Zeit genug. Der Martha Vermuthung, daß er schon stinken möge, können wir kein Gewicht beylegen. Auch Jesus vermuthete den Tod nicht, und die Worte V. 14 können nur bedeuten: man hält ihn für todt, und behandelt ihn als solchen. 3) Im Gespräch mit der Martha redet Jesus mehr von der moralischen, als physischen Belebung, wenigstens nicht bestimmt und entschieden von der letzteren, und offenbar wäre es wirksamer gewesen, wenn Jesus nicht bloß wegen des Volkes, V. 42, gebetet, sondern vor dem Volke angekündigt hätte, was nun geschehen solle. 4) Da Johannes lange nach der Geschichte dieselbe erzählte: so ist nicht anzumachen, ob er die Worte Jesu, der Martha etc., genau referirte, oder ob er die Personen bloß den Umständen gemäß redend einführe, und da ihm die Geschichte als ein wohlbekanntes Ganzes vorschwebte, ob er den Fortschritt derselben so darstelle, daß nicht etwa die früheren Winke und Andeutungen ergänzt, und bestimmter hervortreten, als es geschehen seyn würde, wenn er auf der Stelle jeden einzelnen Zug aufgezeichnet hätte. Daß man aber nach dem Erfolg in den demselben vorhergehenden Umständen alles klärer und bestimmter sieht, als vor demselben, liegt in der Natur der Sache. Diese Puncte, die wir hier nur andeuten können, hat der Vf. viel zu wenig berücksichtigt. Wie nun, wenn Jesus sich nicht geirrt, sondern aus der Krankheit, die er wußte, nicht wir, und aus ihren Symptomen erkannt hätte, die Krankheit sey nicht tödtlich; wenn er dann durch einen anderen Boten (wovon Johannes allerdings nichts weiß) erfahren, oder aus dem ängstlichen Berichte der Schwestern und der Landesleute vermuthet hätte, man möchte den Lazarus als Todten behandeln; wenn er dann durch nähere Erkundigung bey den Schwestern in seiner Überzeugung, die Krankheit sey nicht zum Tode gewesen, bestärkt worden, in dieser Zuversicht die Öffnung des Grabmals befohlen, und nun mit freudigem Danke gegen Gott seine Vermuthung und seinen Wunsch bestätigt gefunden hätte: wo ist da ein Irrthum? Bleiben wir bey den Worten stehen: so sprach Jesus diesmal nicht, wie anderwärts, die Worte: *sehe auf!* sondern: *komme heraus!* gleichsam als ob das Erstere schon geschehen sey. Sonach hat Jesus sich nicht geirrt, sondern allein richtig gesehen, da er hingegen nach der wunderbaren Ansicht sich in der Beurtheilung der Krankheit offenbar geirrt hätte. Hr. B. läßt Hn. Gabler von *Belebungsversuchen* sprechen. Wir haben die gablerische Abb. nicht vor uns, und können darum die Richtigkeit dieser Angabe nicht prüfen. Allein wenn Hr. Gabler davon redet: so hat er Unrecht, und sagt Etwas, wovon der Evangelist nichts weiß. Und

wenn Jesus wirklich überzeugt war, des Lazarus Krankheit sey nicht seinem Leben gefährlich, und wenn er (nach unserem Dafürhalten) in dieser Überzeugung handelte: so hinderte er nur einen Tödtungsversuch, der in der voreiligen Beerdigung und der Behandlung des Lazarus, als eines Todten, lag.

Um zu widerlegen, daß das, was Jesus bemerkte, ihn nicht zu dem Gebete veranlaßte: *καὶ ἐπεὶ ἡ χάριστις σοὶ κ. τ. λ.*, macht unser Vf. sich lustig über den *verstohlenen* Blick, den Hr. D. Paulus Jesum auf den Lazarus werfen läßt, und meint, der Blick der Neugierde der Umstehenden möchte leicht eben so scharf gewesen seyn, als der Blick der Freundschaft. Allein den Umstehenden war es dabey schwerlich geheuer; Furcht, Vorurtheile der Verunreinigung u. s. w. hinderten sie, sich dem Todten zu nähern, und Furcht vor üblem Geruch zog die Martha schwerlich an. Unter diesen Umständen konnte der allein nahe tretende Jesus zuerst wahrnehmen, was kein Anderer sahe. Und *müssen* wir uns denn alles so eilig denken, wie die zum großen Effect eilende Erzählung? Es ist doch wenigstens möglich, daß Jesus in die Gruft trat, den Todten untersuchte, und nun in sein freudiges Gebet ausbrach. Der Blick in eine Gruft ist ein Blick ins Dunkle, wo weder der ferne Freund, noch der ferne Neugierige etwas wahrnimmt, sondern nur der nahe Hinzutretende.

Wo ist nun die Unbesonnenheit oder Heuchelei, mit welcher Jesus nach dieser Ansicht handelte, welche die gabler'sche vielleicht nur consequenter, und dem im Evangelio gegebenen Winke treuer darstellt? Wo steht, daß der Zuruf Jesu den Lazarus erweckt, und Jesus den Lazarus gleichsam mit einer *φωνῇ μεγάλῃ* herausgedonnert habe? Unter die vollkommenen Theile dieser Schrift gehört die so oft wiederholte ganze Erzählung der vorliegenden Geschichte, aus allerley Gesichtspuncten. Unwürdig findet es Rec., wenn der Vf., um die paulus'sche Ansicht darzustellen, oder zu entstellen, Consequenzen macht, und Jesum, wie einen Ganner, reden läßt. S. 178-181. Doch, es ist unmöglich, hier auf alle Einzelheiten einzugehen. — Wir ehren die Überzeugung des Vfs., die aber mehr auf Gefühlen, als auf durchgeführten Gründen zu beruhen scheint. Auch müssen wir bekennen, daß er gegen die gabler'sche Darstellung manches Treffende erinnere. Dennoch aber müssen wir gestehen, daß er uns in Ansehung der Nothwendigkeit, die gedachte Geschichte als Wahrheit zu beurtheilen, nicht befriedigte, wozu auch zu hören würde, zu beweisen, daß die Ansicht des Referenten nothwendig auch unsere Ansicht bestimmt, und die Freyheit unseres Denkens aufhebe. Wenn aber die Supranaturalisten an das Evangelium um der Wunder willen, also an das Begreifliche um der Unbegreiflichen willen, glauben: so können die Rationalisten mit Rousseau sagen: wir glauben an das Evangelium der Wunder ungeachtet.

Mc.

Monatsregister

VOM

November 1810.

I. Verzeichniß der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bandlungen der physikalisch-medizinischen Societät zu Erlangen. 1 Bd. 254, 255.
Ammon de conjugis bona gratia non solvendis 276, 406.
Annalen der württembergischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. 1 Bd. 1. 2 Hef. 258, 267.

B.

- Beckers** Gesetzbuch über den bürgerlichen Proceß. Aus dem Französischen übersetzt 264, 282.
Becker das wahre Noth- und Hülf-Buchlein für Bruchkranke aller Art 257, 256.
 — die Hämorrhoiden 257, 261.
Berger Petit Dictionnaire manuel français-allemand et allemand-français. Partie française-allemande 272, 276.
 — Taschenbuch für Blumenfreunde. 1. 2 Th. 1 Th. 2 Aufl. 275, 280.
Beyers daß die bey den Protestanten üblichen Ehescheidungen vom Bunde, auch nach katholischen Grundsätzen gültig sind, von W. Neub. Aufl. 263, 304.
Beyers neue, zur lithographischen Kenntniß der südbaltischen Länder mit besonderer Rücksicht auf Mecklenburg, von Siemsen und Dittmar 258, 264.
Bild der Zeiten oder Europa's Geschichte seit Karl dem Großen bis auf die jetzige Zeit. 2. Ausg. 1. 2 Bänden. 265, 318.
Bode astronomisches Jahrbuch für das J. 1810 259, 265.
Bolt von dem Verfall und der Wiederherstellung der Religiosität 276, 401.
Böttiger üb. Nutzen- u. Antiken-Sammlungen 271, 267.
Bouché der Zimmer- und Fenster-Garten. 2. Aufl. 260, 273.
Braun systematische Beschreibung einiger Egelarten 258, 263.
Breithaupt und Anderer von ihm beschriebene neue mathematische Erfindungen. 4 Hef. 274, 391.
Brun, Friederike, Episoden und Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien in den J. 1801—1805 266, 321.
Buchner Versuch einer Theorie des Vollmachts-Vertrages nach dem römischen Rechte 264, 281.

C.

- Calmeyer** Lehrbuch der Rohrzneywaarenkunde 275, 398.
Cappet Abhandlung vom Scharlachauschlag 275, 396.
Curtis, französischer, herausgegeben von C. J. 1 Th. 268, 344.

D.

- Diruf** Grundlinien zu einer landesherrlichen Verordnung zur schiedten Bezweckung der Ausrottung der gewöhnlichen menschlichen Pockenkrankheit durch systematische Betreibung d. des Kuhpockenimpfgeschäfts 276, 399.

E.

- Eisenach** Polizey- oder Staats-Einwohner-Ord. 270, 365.

- nungen für Sicherheit und Wohlfahrt im Allgemeinen. 1. 2 Bd. 262, 289.
Ernesti Institutio interpretis N. T. Edit. 5. curavit Ammon 252, 209.
Europii brevium historiae Romanae. Ed. accurata 275, 400.

F.

- Fischer** allgemeine Reisebibliothek. 4 Bd. 266, 326.
Fransua, der junge, und das deutsche Mädchen 260, 276.
Fries's sämmtliche Werke. 1. 2 Hef. 267, 329.

G.

- Gebetsbuch**, katholisches, für alle Fälle und Bedürfnisse des menschlichen Lebens 269, 352.
Giese Darstellung der Confirmationshandlung des Erbprinzen von Nassau 269, 351.
Gleim, Betty, Lesebuch zur Übung in der Declamation. 2 Theil 263, 300.
Glock über die christliche Religionsduldung 269, 351.
Göhne das Notariat in Frankreich. 2 Aufl. 264, 280.

H.

- Hahn** Omar. 1. 2 Bänden 269, 350.
Haid der Rosenkranz nach der Meinung der heil. kathol. Kirche in 16 verschiedenen Weisen 270, 359.
Harder Gefänge und Lieder aus dem Sonntage von Krummacher 269, 347.
Herbstblumen meines Geistes, von der Vfn. der Clara Wallburg und Claudine Lehr 260, 276.
Hermann von Lehnin, der durch die alte und neue Geschichte bewährt befundene Prophet des Hauses Brandenburg 276, 404.
Hoff Reductionstabelle des preussischen Courant-Geldes gegen franz. Franks und Centimen 260, 273.
Hottiger ein Wort an Hn. Prof. Schultze über denselben genauere Einsicht der neuesten Versuche einer besseren Erziehung und Bildung der Jugend 268, 297.

I.

- Jakobi's** sämmtliche Werke. 1. 2 Th. 2 Aufl. 267, 338.

K.

- Keil** Lehrbuch der Hermeneutik des N. T. nach Grundsätzen der historisch-grammatischen Interpretation 262, 209.
Kied Talpen. 6 Bänden. 272, 373.
Koch Sternfeld Salzburg und Berchtesgaden in historisch-, statistisch-, geographisch- und oekonomisch-Beiträgen. 1. 2 Th. 264, 395.
Krebs lateinisches Lesebuch nach der Stufenfolge der Formenlehre 268, 342.
Krummacher Festbüchlein. 1 Bänden. Der Sonntag. 2 Aufl. 2 Bänden. Das Christfest 269, 345.
Lenk über die gerichtliche Polizey und das Verfahren der Municipal-Polizeygerichte und Corrections-Tribunale nach franz. und westphäl. Gesetzen 264, 229.

L.

- Liturgia** für die evangelisch-lutherische Kirche im Königreich Württemberg 270, 365.

de Luc Principes de Théologie, de Théodécès et
de Mosale en réponse à Mr. Teller 255. 225.

M.

- Maillet f. Recherches.
Martin f. Recherches.
Meinor Handlungereisen. 1 Th. Portugal und
Schweden 266. 327.
Mensch, der, oder Darstellung aller Völker der
bekannten Erde. 3 Bd. 1 Heft 266. 327.
Moritz allgemeiner deutscher Briefsteller. 6 Aufl.
von Heinjus 265. 305.
— — Lesebuch für Kinder. 2 Aufl. 265. 304.
Müchler Spiele müßiger Stunden. 1. 2 Th. 272. 373.
Musos. Urschrift, Uebersetzung, Einleitung
und kritische Anmerk. von Passow 268. 337.
Nüßlin die Ausichten des Christen in die Ewig-
keit. 2 Ausg. 269. 349.

N.

- Naturgeschichte der in der Schweiz einheimi-
schen Säugethiere, von Römer und Schinz 258. 267.

P.

- Predigtentwürfe über die gewöhnl. Sonn-, Fest-
und Aposteltags-Evangelien und Episteln durchs
ganze Jahr in ausführl. und abgekürzter Form.
7 Bd. 1—5 Heft. 8 Bd. 271. 358.

R.

- Recherches sur les costumes, les mœurs, les
usages religieux, civils et militaires des an-
ciens peuples. p. Maillet et Martin. 1—3
Tom. 271. 351.
Richter Anfangsgründe der Wundarzneykunst.
1—2 Bd. 3 Aufl. 3—7 Bd. 274. 385.
Rohrer allgemeines Vieharzneybuch. 4 Aufl. 260. 379.
Römer f. Naturgeschichte.
Kämpfer Leben der bekanntesten falsburgischen
Heiligen 270. 369.

S.

- Santer Fundamenta juris ecclesiastici Catholico-
rum. P. I. II. Bd 2 275. 399.
Schinz f. Naturgeschichte.
Schlegel über Ehescheidung, besonders die Ehe-
scheidung durch landesherrliche Dispensation 276. 405.
Schloffer die Gleichnisse Jesu 270. 360.
Schmalz neue Sammlung merkwürdiger Rechts-
fälle. Entscheidungen der holl. Juristenfacultät.
1. 2 Bd. 254. 225.
Schmidtgen Clementine 272. 371.
Seidenstücker declamatorisches Lesebuch für mitt-
lere und obere Schulclassen. 2 Ausg. 275. 400.
Steinmüller der fortgesetzte Schullehrer-Unter-
richt in Rheineck im Canton St. Gallen.
Bdchen. 263. 302.

Snaffo Morborum exanthematicorum descriptio-
nis, tabularum forma ordinatae, specimen va-
riolarum atque vaccinarum decursum et cura-
tionem exhibens 257. 266.

T.

- Thaer Grundsätze der rationalen Landwirth-
schaft. 2 Bd. 261. 321.
de Théis Glossaire de Botanique 273. 377.
Thiersch Betrachtungen über die angenommenen
Unterschiede zwischen Nord- u. Süd-Deutsch-
land. 2 Aufl. 265. 393.
Tittmann Handbuch für westphälische Notarien
nach Garnier de Chesnes verfaßt. 1 Th. 254. 249.

U.

- Uebersicht, systematische, der mineralogisch-ein-
fachen mecklenburgischen Fossilien, von Siem-
sen und Dittmar 253. 364.
Uhlig Fingerzeige zum fruchtbaren Gebrauche
des mecklenburg-schwerinschen Landes-Ka-
techismus 265. 349.

V.

- Volkmar Erzählungen 264. 321.
v. Voss der berlinische Robinson. 1. 2 Th. 274. 371.

W.

- Werlich Amaranth. 1—3 Abschnitte 272. 371.
Wette, die. Aus Jonathans Papieren entwendet
und fortgesetzt von Albert 260. 376.
Wilbrand über das Verhalten der Luft zur Or-
ganisation 275. 39.
Wilde de otio praedicatorum in primis rare de-
gentium 267. 336.
— — französisches Lesebuch für die ersten An-
fänger 268. 347.
— — meine Geschäfte und Methode. 2 Aufl. 267. 336.
Wilmsen Lehr- und Lese-Buch für Töchter-
schulen 263. 300.
Winter Geschichte der bayerischen Wiedertäu-
fer im 16 Jahrh. 265. 331.
Wisch mathematischer Beweis, daß ein stehen-
der Menschenkörper durch seinen ganzen Ho-
rizontalkreis von 360 Grad mit dem gedrück-
ten Vertikalkreis von 312 Graden \times 112, 320 Be-
rührungspuncten ausgesetzt ist 260. 379.
Wolfframm Versuch über die wahrscheinlichen
Ursachen und Entsehung des Weichselkopfs,
nebst einer sichern Heilung desselben 257. 263.

Z.

- Ziegenbein Blumenlese aus Frankreichs vorzüg-
lichsten Schriftstellern. 1. 2 Th. 272. 376.
— — — Lesebuch für Deutschlands Töchter.
1 Bdchen. 263. 300.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie
oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

- Adlers Erben in Rostock 265.
Albanus in Neustrelitz 276.
Anonyme Verleger 260. 268. 275.
Aschendorf in Münster 272.
Badecker und Kürzel in Duisburg und Essen 269 (2).
Beckerische Buchh. in Gotha 260.
Böse in Weissenfels und Leipzig 257.
Braunes in Berlin 272.
Bruder in Leipzig 260.
Büchler in Leipzig und Elberfeld 269.
Cnobloch in Leipzig 272.

- Craz und Gerlach in Freyberg und Leipzig 268.
Crökerische Buchh. in Jena 270.
Dieterich in Göttingen 274. 275 (2).
Dufour und Comp. in Paris 273.
Dyk in Leipzig 271.
Ernst in Quedlinburg 263. 272.
Fleischer, Benj., in Leipzig 271.
Fleischer & J. in Leipzig 263. 265. 268.
Füesli und Comp. in Zürich 267.
Gädiche (Gebr.) in Berlin 266.
Gebauer in Halle 267 (2). 268.

Gesner in Zürich 158. 263.
 Göfchen in Leipzig 163.
 Griff in Leipzig 173.
 Hahn, Gebr., in Hannover 253. 276.
 Heller in Bern 269.
 Hartknoch in Leipzig 272.
 Heinrichshofen in Magdeburg 260.
 Herder in Freyburg und Constanz 275.
 Heyer in Gießen und Darmstadt 268. 269.
 Hitzig in Berlin 259. 263.
 Hof-Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt 272.
 Hoffmann in Hamburg 260.
 Kryter in Erfurt 272. 274.
 Korn in Breslau 257.
 Krieger in Marburg 275.
 Kummel in Halle 254.
 Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 257.
 Lindauer in München 265.
 Macklot in Karlsruhe 263.
 Mallinckrodt in Dortmund 278.
 Maurer in Berlin 254. 260 (2). 273.
 Mayrsche Buchh. in Salzburg 264. 269. 270.
 von Meier in Greifeld 266.

Müller in Berlin 258.
 Orell, Füssli und Comp. in Zürich 266. 267.
 Palm in Erlangen 276.
 Realschulbuchhandlung in Berlin 261.
 Schmidt in Berlin 272.
 Schneider und Weigel in Nürnberg 267.
 Schöne in Berlin 263.
 Schreiner in Düsseldorf 254.
 Stabel in Würzburg 269.
 Steiner in Winterthur 263.
 Stiller in Rostock und Leipzig 258.
 Steinkopf in Stuttgart 270.
 Thomann in Landsbut 254. 270.
 Trautzel und Würz in Straßburg 271.
 Unger in Berlin 266.
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 264.
 Vieweg in Braunschweig 254.
 Vogel in Leipzig 252.
 Vollmer in Hamburg 275.
 Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig 251.
 Weiss in Berlin 264.
 Wilmans in Frankfurt am Mayn 255. 258.

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 83. 661.
 Albanus in Neustrelitz Verl. 83. 662. 85 u. 86. 688.
 Arnoldische Buchh. in Dresden Verl. 83 u. 86. 685.
 Bureau für Literatur und Kunst in Halberstadt 686. 687.
 Verl. 83. 701. 702.
 Büschler in Leipzig und Elberfeld Verl. 87. 693.
 Danckwerts in Göttingen Verl. 85 u. 86. 685.
 Darnmann in Züllichau Verl. 83. 661. 84. 668.
 Duncker und Humblot in Berlin Verl. 84. 670.
 Hayn in Berlin Verl. 83. 662.
 Herder in Freyburg und Constanz Verl. 84. 669.
 Huber und Comp. in St. Gallen Verl. 84. 668.
 Joachim in Leipzig Verl. 84. 663.
 Köhler in Leipzig Verl. 83. 659.
 Leske in Darmstadt Verl. 84. 665. 666.
 Leipziger, Briefe, deutsch herausgegeben von
 Löffler in Mannheim Verl. 83. 663.
 Spazier, geb. Meyer 84. 697.
 Maurer in Berlin Verl. 88. 704.
 Ortmann di Asst in Berlin Verl. 83. 669.
 Perthes in Gotha Verl. 89. 710.
 Salfeld in Berlin Verl. 87. 695.
 Schrag in Nürnberg Verl. 84. 657.
 Scuppelische Buchh. in Berlin Verl. 87. 695.
 Schwan und Götz in Mannheim 85 u. 86. 687.
 Seeger in Leipzig Verl. 82. 678.
 Steinacker in Leipzig Verl. 88. 703.
 Tauchnitz in Leipzig Verl. 83. 662.
 Waldeck in Münster Verl. 89. 709.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abegg in Heidelberg 83. 680.
 Ammon in Erlangen 88. 700.
 Arens in Gießen 87. 691.
 Betz in Bamberg 83. 659.
 Beaumont-Bespré in Paris 87. 691.
 v. Buch 83. 660.
 Cramer in Kiel 88. 700.
 Dippold in Leipzig 87. 690.
 Diraf in Bamberg 88. 699.
 Dorn in Bamberg 88. 699.
 Drapiez in Lille 85 u. 86. 685.

Dresch in Heidelberg 88. 697.
 Düster in Halle 88. 700.
 Fischer in Kiel 88. 700.
 Frank in Sonderburg 88. 700.
 Galura in Freyburg 88. 700.
 Girard in Hanau 85 u. 86. 684.
 Gottard in Bamberg 88. 699.
 Graf in München 88. 698.
 v. Gross in München 88. 698.
 Grunhaus in München 88. 698.
 v. Hohendorff in Mannheim 83. 669.
 Huberth in Würzburg 83. 658.
 Hufschke in Rostock 83. 660.
 Jasp in Gießen 87. 691.
 Koch in Friedberg 87. 691.
 Koch in München 88. 698.
 Kolbe in Dessau 83. 660.
 Kottmeier in Hartum 83. 660.
 Kreck in Eisleben 83. 659.
 v. Krusenstern in Petersburg 88. 700.
 Lange in Halle 88. 700.
 Leincker in Würzburg 83. 658.
 Lemot in Paris 87. 691.
 Luden in Jena 87. 690.
 Mader in Prag 83. 660.
 Marcus in Bamberg 88. 699.
 Mätzler in Langenegg 88. 700.
 Michaelis in Tübingen 88. 697.
 v. Noll in München 85 u. 86. 685.
 Murmann in München 88. 698.
 Nopitsch in Nürnberg 83. 659.
 Oken in Jena 87. 691.
 Orf in München 88. 698.
 Ofsretzkowsky in St. Petersburg 85 u. 86. 685.
 Rath in Halle 88. 700.
 Reusack in Liegnitz 83. 660.
 Reimer in Kiel 88. 700.
 Reinbeck in Stuttgart 83. 660.
 Rink in Danzig 87. 690.
 Rösch in Bamberg 88. 699.
 Rosenhagen in Marienwerder 83. 660.
 Rumpf in Bamberg 88. 699.
 Schilling in Bamberg 88. 699.
 v. Schmerfeld in Hanau 85 u. 86. 685.
 Schmidt in Gießen 87. 691.
 Schopp in Gebratschhofen 88. 701.

Schrader in Marburg
 Schreger in Erlangen
 Sewakionoff in St. Petersburg
 Stark d. Aelt. in Jena
 Stark d. J. in Jena
 Stogloher in Bamberg
 Stouff in Paris
 Tittelbach in Dresden
 Tiliass in St. Petersburg
 Veillodter in Nürnberg
 de Villefosse
 Voigt d. J. in Jena
 Voss in Rudolstadt
 Wallenius in Greifswald
 Weigel in München
 Wiggers in Rostock

Nekrolog.

v. Bostel in Wetzlar
 v. Bülow in Hamburg
 v. Cless in Remhragen
 de Couronne in Rouen
 de Fleuriu in Paris
 Haas in Wiesbaden
 Huber in Breslau
 Lauderbeck in Upsala
 Lieblin in Fulda
 Lubienka, geb. Stoliarska in Krakau
 Morawitsky in München
 Morel in Lyon
 Noverre in St. Germain-en-Laye
 Ortel in Bismkirchen
 Sautier in Freyburg
 Schneider in Darmstadt
 Sima in Wien
 Sirt in Alldorf
 Tusta in Maynz
 Vangerow in Goldberg
 Voigt in Schwarzsach
 Wol in Zürich

Gelehrte Gesellschaften und Preisse.

Amsterdam, Preisvertheilung des monarchischen Legats 85 u. 709.
 Besançon, Sitzung und Preisaufgaben der Académie des sciences, belles-lettres et arts am 14 Aug. 87. 693.
 Bordeaux, Sitzung und Preisungen der Société des sciences, belles-lettres et arts am 8 Sept. 85 u. 86. 683.
 — — Sitzung und Preise der Société de médecine 80. 709.
 Bruges, Sitzung und Preise der Ackerbaugesellschaft am 2 Oct. 87. 694.
 Florenz, die Academia italiana nimmt den Namen einer Società italiana an 83. 702.
 Göttingen, die königl. Societät der Wissenschaften erhält eine neue Einrichtung 87. 693.
 — — Versammlung derselben am 27 Sept. 83. 701.
 Haase, Sitzung der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde am 18 Jun. 85 u. 86. 684.
 Kiel, Preisvertheilung der Juristenfacultät 85 u. 86. 685.
 Leipzig, Preisvertheilung der jablonowskyschen Gesellschaft der Wissenschaften 85 u. 86. 684.
 Mayland, Preisvertheilung der königl. Akademie 88. 702.
 München, Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 11 Oct. 87. 692.
 Paris, Bericht über die Arbeiten der Classe für die Geschichte und alte Literatur des Instituts am 6 Jul. von Giannini 85 u. 86. 673.
 — — Sitzung und Preisvertheilung der Classe der schönen Künste am 6 Oct. 80. 707.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bamberg f. Bayern.
 Bayern, Eröffnung und Lehrpersonalis der neu errichteten Schulen für Landarzte zu München und Bamberg 82. 698.
 Bayreuth, Prüfung im Christian-Ernestino am 25 Sept. und Namensfest des Königs am 13 Oct. 88. 700.
 Dessau, 25tes Jahresfest der herzogl. Hauptschule am 28 Sept. 88. 699.
 Erlangen, Promotionen und Antrittsrede 83. 697.
 — — Promotionen und Lectionskatalog 89. 706.
 Gießen, Promotionen und Rectoratswechsel 88. 697.
 Göttingen, Disputationen 89. 706.
 Holland, Auszug aus dem kaiserl. Realement zur neuen Organisation Hollands, die Unterrichtsanstalten betreffend 89. 707.
 Kiel, Fabricius Naturalienammlung wird gekauft und Wiedemann bietet die feine zum öffentl. Gebrauche an 83. 697.
 Königsberg, Stiftung eines philologischen Seminars 85. 697.
 Lübeck, Schulfeyerlichkeiten und Programme in den J. 1808 — 1810 83. 699.
 Luccau, Herbstexamen am Lyceum 83. 698.
 Meiningen, hessingische Gedächtnisrede am 13 März und Actus im Lyceum am 5 Oct. 88. 699.
 München, f. Bayern. [3]
 Toscana, kaiserl. Decret die Organisation der neuen Akademie der kaiserl. Universität betreffend 87. 699.
 Tübingen, neue Universitätslehrer und Antrittsrede 88. 697.
 Windheim, Prüfung im Gymnasium am 9 April 88. 700.
 Würzburg, Promotionen und akademische Schriften 83. 697.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Anzeigen, göttingische gelehrte, erhalten Postfreyheit in Westphalen 87. 699.
 Bernstein in Göttingen Berichtigungen 87. 696.
 Bitte an Hn. Beygang in Leipzig, die neue Leipz. L. Z. betreffend 87. 706.
 Bücher-Auction in Münster 85. 694.
 Damm in Berlin Kupferlich- und Mineralien-etc. Verkauf 84. 691.
 Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf 84. 691.
 Frankreich, kaiserl. Decret das Journalwesen betreffend 85 u. 86. 696.
 Götting. Gel. Zeitung erhält Postfreyheit in Westphalen 87. 699.
 Jahn in Berlin berichtigende Anzeige, nebst Nachschrift des Directoriums der Jea. A. L. Z. 87. 694.
 Literatur-Zeitung, hall. allg., erhält Postfreyheit in Westphalen 87. 699.
 Moniteur, westphälischer, erhält eine vollkommene Einrichtung 89. 712.
 Pappel- oder Waid-Pflanze, einen Aufsatz darüber liefert der Moniteur. 85 u. 86. 696.
 Reich in Berlin Antikritik 84. 691.
 Reich in Danzig über einen Aufsatz des Hn. Frahn im Int. Bl. dieser A. L. Z. 89. 711.
 Rom, drey Bibliotheken werden in zwey vereinigt 89. 702.
 — — Monumente in den Kirchen werden erhalten — der botanische Garten erweitert 89. 710.
 Sömmering hat einen elektrischen Telegraphen erunden 87. 694.
 Weisenhausbuchhandlung in Halle Verkauf seltener Bücher 85 u. 86. 698.
 Zeitung, allgemeine, ist nach Augsburg verlegt und die Redaction hat vom König ein eigenes Locale erhalten 87. 699.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 D E C E M B E R, 1810.

J U R I S P R U D E N Z.

Rostock und Leipzig, b. Stiller: *Johann Christian Edlen von Quistorps Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts*. Nach des Verfassers Tode aufs Neue herausgegeben von Ernst Friedrich Klein, königl. preuss. Geheimen Ober-Tribunals-Rathe u. s. w., mit vielen Berichtigungen, Verbesserungen, Anmerkungen und Zusätzen. Sechste rechtmässige Auflage. I Bandes 1 Abtheil. 1809. 478 S. 8. II. Abtheil. 1810. 256 S. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

So wenig es auch in den neueren Zeiten an Verunglimpfungen gefehlt hat, die man sich, durch gewaltige Autoritäten verleitet, gegen das *quistorp'sche* Handbuch erlauben zu dürfen glaubte: so hat dasselbe doch, und zwar mit vollem Rechte, bey dem unparteyischen und erfahrenen Juristen immer seinen Werth behauptet, und es war auch für Rec. eine höchst erfreuliche Nachricht, als er die Ankündigung dieser neuen Auflage las. Allein sie selbst hat ihn wenig befriedigt. Rec. dachte sich bey einer neuen Auflage dieses Handbuches einen neuen Abdruck des alten Werkes mit Berichtigungen der Citate aus Gesetzen und Schriften, mit Bemerkungen der etwaigen Widersprüche und Inconsequenzen in demselben, mit Andeutungen des veränderten Gerichtsbrauches und neuer, die alten verdrängender Theorien u. dgl. Der so verdiente, und für die Wissenschaft immer noch zu früh verstorbene Klein scheint aber bey der Beforgung dieser Auflage andere Zwecke gehabt zu haben. Die Citate sind immer noch die alten, und daher die Titel der Schriften eben so unvollständig und zum Theil unrichtig geblieben, als sie bey der vorigen Auflage waren; auch haben die von *Quistorp* angeführten Gesetzstellen keine Berichtigung erhalten, ungeachtet sehr viele derselben nichts von dem enthalten, was sie bewähren sollen. Diese Verbesserungen hätten am ersten geschehen können und sollen, weil sie nur als Folge eines fortgesetzten Studiums des Vfs. erscheinen, und sein Werk immer das seinige seyn lassen. Statt dessen hat Hr. Klein eine Menge Anmerkungen hinzugefügt, welche zwar wissenschaftliches Interesse haben, aber der Brauchbarkeit des Werkes unbeschadet wegbleiben konnten. Sie beziehen sich meist auf Behauptungen, die der Herausgeber bereits im Archive des Criminalrechts, in seinen Grundsätzen, Annalen u. s. w. aufgestellt hat. Da sie auch öfters sehr weitläufig sind, wie z. B. § 38. 54, 72, 96.

J. A. L. 1810. *Vierter Band.*

149, 167, 213, 267 und 302: so haben sie das Werk gewissermassen aus seiner alten Form gebracht, bey welcher die Kürze und Bündigkeit so lobenswürdig waren. Hiezu kommt, daß die meisten dieser Ausführungen einem ganz anderen Zeitalter, als dem *quistorp'schen*, angehören, wodurch denn das Ganze ein Ansehen erhalten hat, wie ein Mann, welchem über altmodische Unterkleider ein kurzer Frack mit weiten Ärmeln angezogen worden ist. Diese Noten sind nun noch überdies nicht, wie bey der vorigen Auflage, unter, sondern hinter den Text eines jeden Paragraphen und weitläufiger als zuvor gedruckt worden, wodurch nicht nur die Bogenzahl ohne alle Noth vergrößert, sondern auch der leichtere Überblick unmöglich gemacht worden ist, denn öfters hat man auf zwey bis drey Blättern nichts als Noten zu lesen. Die Nachträge zur ersten Abtheilung: Über den Begriff und Umfang der peinlichen Rechtsgelehrsamkeit, über den Grund und Zweck der Strafgesetze, über bösen Vorsatz und bloße Schuldhaftigkeit, und über die Zurechnung der Verbrechen, S. 419, 423, 434 und 446, sind Abhandlungen im Geiste der im Archive des Criminalrechts enthaltenen Aufsätze, und vertheuern nur das Werk. Ob der verstorbene Klein die noch übrigen Theile schon bearbeitet habe, ist die Frage. In den vorliegenden zwey Abtheilungen sind 339 §§ enthalten, und es sind also, da das *quistorp'sche* Handbuch aus 871 §§ besteht, fast noch zwey Drittheile davon übrig. Sollte der Herausgeber die Arbeit noch nicht vollendet gehabt haben: so wäre zu wünschen, daß die Verlags-handlung geradezu eine anderweitige Auflage veranstaltete, wobey das Werk mehr in seiner ihm eigenthümlichen Form bliebe, als dies jetzt der Fall ist; ausserdem wird man die fünfte von dem Verfasser selbst noch besorgte Auflage der neuen immer vorziehen müssen.

F. M.

- 1) APOSTOL, in der Apfelschen Kunst - u. Buch-Handlung: *Beyträge zum Criminal-Recht*. Von D. F. C. Böttner, königl. preussischem Justizrath. 1806. (Ohne Vorrede und Inhaltsanzeige) 157 S. 8. (12 Gr.)
- 2) FÜRTH, im Bureau für Literatur: *Gemeinnützige Beyträge zur peinlichen Gesetzgebung*. Nach philosophischen und juristischen Grundsätzen zum Gebrauche bearbeitet von Christoph Beck. In zwey Theilen. 1807. 153 S. 8. (10 Gr.)
- 3) BERLIN, b. Braunes: *Criminalistische Versuche*. von Eduard Henke, der Rechte Doctor und Pri-

Ggg

vatdocent auf der Universität zu Erlangen. Erstes Bändchen. 1807. X und 132 S. 8. (16 Gr.)

Wir fassen die Anzeige dieser drey Schriften zusammen, da sie insgesamt (wenigstens dem Titel nach) zu den Sammlungen vermischter Abhandlungen über das Criminalrecht gehören. Keiner derselben kann ein vorzüglicher Werth zugeschrieben werden: Die beste ist unstreitig No. I. Die vornehmste und anmassendste No. III. Die schlechteste No. II.

No. I enthält: I. *Vertheidigungsschrift für den Brudermörder Ludw. von Olnhausen*. Ludwig von Olnhausen zu Nürnberg will sich daselbst etabliren, und verlangt von seinem älteren Bruder, daß er sein Handelsgesellschafter werde. Dieser macht Schwierigkeiten dagegen, worüber jener erzürnt, und dabey auf den Gedanken geräth, daß, wenn der Bruder in seiner Weigerung fortähre, dieser oder er zu Grunde gehen müßte. An demselben Tage, als ihm dieser Gedanke aufgestossen ist, hat er des Nachmittags eine Spazierfahrt mit dem Bruder verabredet. Bey der Vorbereitung dazu kömmt er an den Ort, wo er ein Pistol liegen hat. Unter dem wiederholten Gedanken: „er oder du müßest zu Grunde gehen“, nimmt er das Pistol, ladet es mit einer Kugel, und steckt es zu sich. Von dem Orte, wo die Brüder abgestiegen sind, veranlaßt er einen Spaziergang, auf dem er seinem Bruder fortwährend zum Eintritt in die Handelsgesellschaft zuredet. Da sich dieser auch hier wieder weigert: so leitet er den Spaziergang absichtlich vom Wege ab, in einen Wald. Hier schießt er den Bruder, der vor ihm geht, von hinten nieder, schlägt ihn, als er zur Erde gefallen ist, dreymal mit dem Kolben des Pistols auf den Kopf, und läßt ihn für todt liegen. Der Verwundete richtet sich aber nach einiger Zeit wieder auf, geht noch in das 20 Minuten davon entfernte Wirthshaus, von dem sie ausgegangen waren, zurück, und stirbt des Nachts daselbst an den empfangenen Wunden. — Der Mörder gesteht die That unumwunden ein, und es war daher unter den vorliegenden Umständen das Geschäft des Vertheidigers keine leichte Sache. Die hier abgedruckte Vertheidigungsschrift ist, als solche betrachtet, sehr gut gerathen. Sie ist frey von allen Gemeinprüchen und weilläufigen Einleitungen, mit welchen man sonst immer Vertheidigungsschriften zum Eckel angefüllt sieht, und könnte weit eher ein Muster dieser Art Schriften abgeben, als so manche *kuppermannsche*, welche sogar in Vorreden angepriesen worden sind. Sie enthält eine fleißige und genaue Zusammenstellung aller Umstände, mit welchen ein Vertheidiger eine so schreckliche Handlung von Amts wegen oder aus Mitleid zu beschönigen suchen kann, und ist in der That an mehreren Orten künstlich. Eine Rechtfertigung konnte indessen dem Vertheidiger nicht gelingen; am wenigsten kann man ihm beystimmen, oder es für seine Überzeugung halten, wenn er hier das Daseyn eines Mordes und die Gewissheit des Thatbestandes leugnet, weil die That nicht überlegt, und nach den aufgefundenen Wun-

den noch Rettung des Verwundeten möglich gewesen sey. Am wenigsten ist die Behauptung mit der Logik verträglich, daß die Erörterung des Thatbestandes unvollständig sey, weil man aus dem Kopf, nicht nach die übrigen Haupthöhlen bey der Section unterfuchen habe. Denn da das Übel hier einzig im Kopfe sitzen konnte, und an demselben hinlängliche Ursache des Todes gefunden wurde: so bedurfte es auch weiter keiner Untersuchung der übrigen Körpertheile. II. *Geschichte des Criminalprocesses gegen den von Olnhausen*. S. 79 u. f. Die hier aufgeführten Urtheile mit Entscheidungsgründen (welche sehr richtig auf die im 326 u. 875 §. Th. II. Tit. XX des preuss. Landr. für den Mord bestimmte Strafe des Rades erkannt) sind aus dem Grunde sehr interessant, weil sie mehrere Sätze als richtig verwerfen, mit welchen die Vertheidiger den Urtheilssprecher leider nur zu oft zu langweilen sicherlauben, z. B. daß ein Mord nur dann vorhanden sey, wenn der Thäter alle für und wider seinen Entschluß sprechenden Gründe kaltblütig überlegt habe; daß der Thatbestand des Mordes eine Verwundung erfordere, bey welcher die Rettung, gesetzt auch es würden alle Hülfsmittel augenblicklich angewendet, schlechterdings unmöglich sey, und daß die Unterlassung der Öffnung der übrigen Haupthöhlen, wenn man die Ursache des Todes in der einen daselbst gefunden hat, eine Ungewissheit des Thatbestandes herheyführe. Das zuletzt in dieser Sache erfolgte Rescript verwandelte die in drey Urtheilen anerkannte Todesstrafe auch nur um deswillen in lebenslängliche Festungsstrafe, weil die Regierung zu Bayreuth auf Verwandlung angetragen hatte. Die Gründe für diesen Antrag wurden ausdrücklich für unzulässig erklärt. — III. *Bemerkungen über die Strafgesetze von J. B. A. Suard*, aus den *Mélanges de littérature, publiés par J. B. A. Suard, Membre et Secrétaire perpétuel de la Classe de la langue et de la Littérature Française de l'Institut national de France*, Tom. III. Paris 1803. Diese Bemerkungen von S. 123 u. f. an sind von der gewöhnlichen Art der französischen Criminalisten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts; d. h. sie bestehen aus einem Raisonnement, wo politische Reflexionen die Stelle philosophisch-rechtlicher Entwicklungen vertreten müssen.

Der Vf. von No. II hält sich, nach der Vorrede zu Stuttgart auf, Er handelt auf 153 S. kl. 8 in zwey Theilen das ganze System des Criminalrechts ab, und man kann sich also schon hieraus die Oberflächlichkeit dieses Werkes denken. Über die aufgestellten Sätze (von Grundsätzen kann die Rede nicht seyn) muß die Kritik schweigen, weil sie unter der Kritik sind. Wirklich sollte man meinen, einen Kern-Auszug aus *Hodermanns* berühmtem Werke zu sehen, und damit ist Alles gesagt.

Dem Vf. von No. III würde man Unrecht thun, wenn man ihm Talente absprechen wollte; sie sind nur noch nicht ausgebildet, und dieß muß man um so mehr rügen, je anmassender der Ton desselben ist.

Seine Schrift enthält zwey Abhandlungen. Die erste führt den Titel: *Über die Grenzen der richterlichen Willkühr bey Bestimmung arbiträrer Strafen*. Nachdem der Vf. mit der wichtigen Miene, die jetzt nicht selten angehende Schriftsteller bey der Beurtheilung lebender Gelehrten annehmen, die Verdienste eines Meister, Klein, Kleinschrod, Stübel, Tittmann, Feuerbach, Grolman und von Almenningen S. 5, wie ein gerichtlicher Taxator gepriesen, und die Riefschritte gemessen hat, mit welchen die Strafrechtswissenschaft durch ihre Bemühungen vor der Criminalgesetzgebung in Deutschland vorausgeeilt ist: so versichert er die von Feuerbach (Revision Th. I, S. 192 u. f.) über die Begrenzung der richterlichen Willkühr aufgestellte Theorie. Geblendet von dem Glanze der Morgenröthe, in der er sich hier (S. 3 u. 9) herumdreht, glaubt er, dasa die hier beleuchtete Streitfrage zuerst in jener Revision mit voller Stimme aufgeworfen und beurtheilt worden sey. „Denn wie hätte man, sagt er, auch Veranlassung dazu finden sollen? Wenn man sich nicht einmal an die Anwendung der bestimmten Strafgesetze gebunden glaubte (?), wenn man einzig (?) den Eingebungen einer launenhaften und willkührlichen Praxis folgte, wie hätte man denn bey unbestimmten Strafgesetzen Bedenken tragen sollen, nach einer grenzen- und regellosen Willkühr die mangelnden Bestimmungen zu ergänzen!“ — Die armen Verbrecher, die leider vor der Revision zur Untersuchung kamen, oder die sich noch jetzt von einem Thibaut oder Gönner ein Strafurtheil machen lassen sollen, deren Glaube bekanntlich durch die Revision gar keine sonderliche Veränderung hat erliden wollen! Sie werden sich auf Discretion ergeben müssen. Denn das, was Mentzel 1741, Püttmann 1771, Bucher 1779, van Eck 1776, Martini 1783, Erhard 1795, u. a. m. über richterliche Willkühr bey Strafurtheilen gesagt haben, scheint keiner Rede werth zu seyn; da sie der Vf. ignorirt, und das erste Wort über diese Frage nur von der sogenannten Revision des peinlichen Rechts datirt. Das Resultat der Abhandlung ist übrigens dieses, dasa sich der Richter einzig und allein durch die Grundsätze der positiven Criminalgesetzgebung bey seinen Urtheilen bestimmen lassen solle (S. 40), dasa er sich durch Ansprüche der Rechtsphilosophie nicht leiten lassen dürfe (S. 48), dasa er in den Kreis des Positiven fest verbannt, und ihm der Eintritt in das Land des idealen Rechtes ewig ver sagt sey (S. 61). Dieß behauptet Hr. Henke, der in demselben Werke, besonders S. 45 u. f., die positive Criminalgesetzgebung als das unvollkommenste Institut schildert, das sich nur irgend denken läßt. — Die zweyte Abhandlung enthält: *Fragmente über den Ehebruch*, S. 152 u. f. Der Vf. spricht hier zuerst über die Ansichten, welche der Schöpfer einer neuen Criminalgesetzgebung von der Strafbarkeit des Ehebruches zu nehmen habe. Er geht dabey von dem Wesen der Ehe aus, und nachdem er (S. 138) in der Ehe das Irdische mit dem Himmlischen, und das Niedrigste mit dem Höchsten friedlich vermählt gefunden, und (S.

142 u. f.) darge than hat, dasa sich die juridische Ordnung nicht auf die eigentliche Ehe erstrecken könne, weil (wir brauchen des Vfs. eigene Worte) jene innige geistige Vereinigung nur durch die höhere Natur des Menschen erreichbar und überall nur da möglich sey, wo zwey harmonisch gesinnte Naturen einander begegnen, und sich in ihren geheimsten Tiefen ausfüllend, in ihrer Vereinigung die vollendete Menschheit zurückstralen; — so spricht er den Satz aus, dasa jede Strafe für den Ehebruch und selbst als Polizeystrafe widerrechtlich sey. Die Erörterungen über den culposen Ehebruch S. 171, über den Ehebruch unter Verlobten S. 173, über die Frage: ob gegen den Ehebrecher von Amts wegen verfahren werden könne S. 177, und über die privatrechtlichen Folgen des Ehebruches S. 180, sind unbedeutend. Dr.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Die Theorie der Strafschärfung*. Ein criminalistischer Versuch von Friedrich Ziegler. 1806. 134 S. 8. (12 Gr.)

Wir müssen diesen Versuch für einen sehr wohl gelungenen erklären, der seinem Vf. Ehre macht, und in der Literatur einen bedeutenden Platz verdient. Hr. Ziegler hat, bis auf einige Materien, das ganze Gebiet dieser Lehre durchgegangen, mit Genauigkeit erörtert, und sich darüber auf eine Art geäußert, welche entfernt von aller Anmaßung, und frey von Petteylichkeit, den ruhigen Denker und fleißigen Arbeiter verräth. Er handelt im ersten Abschnitte seiner Schrift von dem Begriffe und der eigenthümlichen Beschaffenheit der Schärfung einer Strafe, und untersucht hier die dahin einschlagenden Fragen, ob die Schärfung bestimmte Strafgesetze erfodere, und welche Gründe zu derselben berechtigen. In Rücksicht der letzteren hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünscht. Die Behauptung, dasa nur rechtliche, nicht aber politische Gründe zur Schärfung berechtigen, (welche von Tittmann Grundlinien u. f. w. §. 50 aufgestellt worden,) hätte dabey eine eigene Untersuchung verdient. Im zweyten Abschnitte spricht er von der Verfügung geschärfter Strafen, und zwar I Abtheil. von der Verfügung derselben durch die Gesetzgebung, und II Abtheil. von der Anwendung geschärfter Strafen auf vorkommende Fälle. Sehr gemässiigt sind die Grenzen, welche für den Gesetzgeber und Richter bey der Anwendung der Schärfungsgründe bestimmt werden. Die Erörterungen der einzelnen Schärfungsgründe fangen von S. 87 an. Der Vf. erwähnt hier 1) die Concurrenz mehrerer Verbrechen, wobey er über die Regel *poena major absorbet minorem* viel Gutes sagt; 2) die öftere Begehung derselben; 3) die Überhandnehmung eines Verbrechens; 4) die besonderen Verhältnisse zwischen Subject und Object; 5) vorzügliche Grausamkeit bey der Ausführung; 6) den grossen, absichtlich gestifteten Schaden; 7) die Unmöglichkeit der Schadenserstattung, und 8) die verletzte Heiligkeit des Ortes. Hiebey hätten wir mehr Rücksicht auf die Theorien anderer Schriftsteller gewünscht, welche Tittmann Handbuch des peinlichen Rechts, Th. I §. 132 u. f. berücksichtigt

hat; auch würde es sehr gut gewesen seyn, wenn der Vf. über die unächtlichen Schärfsungsgründe und die Zurechnung der Schärfsungsgründe überhaupt beson-

dere Erörterungen angestellt hätte. Seine so lobenswerthe Schrift würde dadurch nur noch mehr anpraktischem Interesse gewonnen haben. Gr.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPAUDENZ. Hannover, b. Hahn: *Alphabetisches Sachregister zu der königlichen westphälischen Process-Ordnung wie auch zu der Verfahrensart in Ehescheidungs- und Corrections-Sachen, und in Cassations- u. Recurs-Sachen vor dem Staatsrathe.* Ausgearbeitet von Carl Pfafficker, Assessor bey dem Tribunale erster Instanz zu Osnabrück. 1870. 60 S. 8. (6 Gr.)

Die officielle Ausgabe der Process-Ordnung Westphalens enthält weder ein Sachregister, noch Inhalts-Verzeichniß, ja nicht einmal Titel-Überschriften über den Seiten. Mancher Richter wurde daher gewiss schon ungeduldig, wenn er, während die Parteyen im Audienz-Saale warteten, im Berathschlagnungs-Zimmer das nicht finden konnte, was er suchte, und sich wohl erinnerte, im Gesetz gelesen zu haben. Hr. P. half also mit dem gegenwärtigen, mit Sachkenntnis abgefaßten Register einem großen Bedürfnisse ab. Schade nur, daß dieses Register über das provisorische Decret, und nicht über das jetzt geltende Gesetz, abgefaßt ist, und daß es also bereits Vieles an seiner Brauchbarkeit verloren hat. Doch Hr. P. wird diesem Mangel durch eine zweyte Auflage, die das Werkchen verdient, leicht abhelfen können.

— m —

Hannover b. Hahn: *Der Geistliche als Beamter des Civil-Standes.* Von G. F. Reinhold, Superintendenten und erstem Schlossprediger zu Osterode. 1870. 31 S. 8. (3 Gr.)

Eine von den vielen unnützen Schriften, mit denen das Königreich Westphalen überschwemmt ist, seit dem durch ein königliches Decret den Geistlichen die Führung der Register des Personen-Standes übertragen wurde. Es ist unbegreiflich, daß Männer, die sich von Amtswegen mit dem Nachdenken beschäftigen sollen, nicht einsehen, daß es etwas ganz Anderes sey, über seine Pflichten Betrachtungen anzustellen, und wieder etwas Anderes, diese Betrachtungen, besonders wenn ähnliche schon hundertfältig gemacht worden, sofort drucken zu lassen. — Der Vf. gehört übrigens zu der grossen Zahl der Geistlichen, die, wenn sie gleich das neue Geschäft ihren Amtsbrüdern anzuempfehlen die Miene annehmen, doch allenthalben die grössten Schwierigkeiten finden. Bald soll die Abfassung jener Urkunden der wissenschaftlichen Ausbildung der Geistlichen hinderlich seyn, bald soll sie die Kräfte eines bejahrten Mannes übersteigen. Allenthalben Bedenlichkeiten, die denn am Ende entweder gar nicht, oder nur unvollständig gelöst sind. Sogar, und dieses ist in der That merkwürdig, heisst es S. 10 in einer Note: „In einer benachbarten Stadt wurden im Jahre 1808 acht und zwanzig Paare weniger getraut, als im Jahre 1807, weil man sich vor den neuen Formlichkeiten scheute.“ Eine Behauptung, die der Logik des Vfs. wenig Ehre macht. Gewiss gehörte nur ein gewisser Grad von Nachdenken dazu, um einzusehen, daß dieses minus wohl mehr Folge der nahrungslosen Zeit, der Durchmarsche u. s. w. sey, als der unschuldigen Acte des Personen - Standes. Werden nicht an jenem Orte auch weniger geboren, und sterben nicht mehr als in den vorhergehenden Jahren? Also auch hieran wären dann wohl jene Urkunden schuld? — Rec. rüht dem Vf., das Publicum künftig mit ähnlichen überflüssigen Schriften zu verschonen.

— m —

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Dissertatio inaug. de nullitatibus in causis criminalibus.* Observationum Specimen I. — auctore Josephus Mittlmaier, Monacensi. 1869. 47 S. 4. (10 Gr.)

Diese Abhandlung beschäftigt sich nicht nur mit der Entwicklung der allgemeinen Grundsätze über die Nichtigkeit

in Criminalsachen (§. 9) und ihre verschiedenen Arten (§. 9 u. 10), sondern auch mit der Bezeichnung der verschiedenen Gründe, Ursachen und Wirkungen derselben (§. 13 — 20). Über das Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeschwerde selbst verspricht der Vf. (§. 11 2. E.) ein zweytes Specimen, indessen bringt er hier doch noch (§. 12) die Frage zur Sprache, wie sich die Nichtigkeitsbeschwerde von der Appellation unterscheidet. Als die erste Arbeit eines angehenden Gelehrten hat man alle Ursache, mit dieser Schrift zufrieden zu seyn, dem Fleiss, Nachdenken und Urtheilskraft sind in ihr unverkennbar. Allein die Forderungen der Wissenschaft dürfte sie noch keinesweges befriedigen. Die Grundsätze sind nicht genug entwickelt, und die Gründe der Nichtigkeit so wenig als die Folgen derselben vollständig beschrieben. So vermag man in der That keinen Grund für die Behauptung zu finden, welche §. 3 aufgestellt worden ist. Der Vf. will hier dardrinnen, daß die Grundsätze, welche in Civilsachen von der Nichtigkeit gelten, nicht auf die Nichtigkeit in Criminalsachen angewendet werden könnten. Er beschreibt aber bloß einige Eigenschaften des Civilprocesses, und zeigt dann, daß diese bey dem Criminalprocesse nicht Statt finden. Die eigentliche Behauptung bleibt also immer unerwiesen. Eben dies gilt von dem 4 §., wo von der Anwendung der römischen Gesetze in dieser Lehre die Rede ist. Der Vf. leugnet nemlich die Anwendbarkeit von L. 5. C. de legg., weil man Civilgesetze nicht auf Criminalgesetze anwenden dürfe. Aber wo steht es denn, daß dieses Gesetz bloß für das Privatrecht und bürgerliche Rechtsstreitigkeiten gegeben sey? Es ist vielmehr ganz allgemein, und bezieht sich auf alle und jederedlichen Verhandlungen. Da der Vf. auch die Essentialia des Criminalprocesses im 6 §. mit den so ganz unzureichenden Worten: *in eo consistunt, ut legitimo modo poena determinatur*, beschreibt: so konnte es auch nicht fehlen, daß seine Beschreibung der Nichtigkeits-Ursachen und ihrer Folgen nur unvollständig ausfallen mußte. Der Vf. würde überhaupt besser gethan haben, wenn er diese Ursachen der Nichtigkeit besonders aufgestellt, und die Gründe, warum sie Nichtigkeit bewirken können, von der Frage, in wie weit sie Nichtigkeit hervorbringen, getrennt hätte. Er nimmt in objectiver Hinsicht (§. 9) nur eine doppelte Nichtigkeit an, dann, sagt er, *vel in judicando, vel in inquirendo*. Aber auch bey Vollreckung des Urtheils können Nichtigkeiten vorliegen, von welchen der Vf. nichts erwähnt. Bey der Beschreibung der Nichtigkeit der Urtheile (§. 13) übergeht der Vf. ebenfalls mehrere nöthige Fragen, z. B. ob ein Urtheil, das zwar einem gesetzmässigen, aber nicht von dem Collegio gesprochen worden ist, an das der untersuchende Richter durch Proccialgesetze gewiesen war, nichtig sey, u. dgl. Das erst strenge Urtheil nur zum Theil nichtig werde, ist ohne länglichen Grund behauptet; auch möchte dem Vf. wohl kein Philosoph beypflichten, wenn er den Satz aufstellt, daß in gelinde Straftheile bey Kräften blieben. Es giebt selbst Provinzialgesetze, welche das Gegentheil bestimmen. — Über die Handlungen incompetenten Richter ist zu wenig gesagt, auch sind die Gründe für die Frage, ob die nachfolgende Eidesleistung des Gerichtschreibers (und des Richters) die Nichtigkeit aufhebt, nicht ausgeführt. Im 14, 16 und 17 §. hätte die Wirkung erwähnt werden sollen, welche der Gebrauch unerlaubter Mittel zur Hervorbringung eines Geständnisses haben kann. Wir rathen dem Vf., seine Schrift noch einmal umzuarbeiten, und zugleich mit der Beschreibung der Nichtigkeitsbeschwerde und dem Verfahren, das bey Cassationen Statt finden muß, herauszugeben, wo sich von seinen beurkundeten Fähigkeiten gewiss etwas Vollständiges erwarten läßt. F. M.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 D E C E M B E R 1 8 1 0 .

M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Kummer: *Vorlesungen über vergleichende Anatomie* von G. Cuvier. Übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von J. F. Meckel, Prof. der Anatomie und Chirurgie in Halle. Zweyter Theil, welcher die Organe der Empfindungen enthält. Mit 7 Kupfert. 1809. XVI u. 696 S. Dritter Theil, welcher die Organe der Verdauung enthält. 1810. Mit 8, Kupfertaf. XXXII u. 743 S. 8. (6 Thlr.)

Die ungünstigen Umstände, welche die Ausgabe des ersten Theils dieser Übersetzung trafen (dass nämlich Hr. Froriep die Übersetzung anfang, sie dann wegen überhäufeter Geschäfte nicht fortsetzen konnte, und Hr. Meckel dieselbe in der Eile beenden musste (vgl. J. A. L. Z. 1810. No. 8), sind bey den vorliegenden Theilen weggefallen, und es ist nicht allein diese Übersetzung, so viel sie Rec. verglichen hat, richtig und fließend, sondern auch mit einer sehr grossen Menge schätzbarer Anmerkungen ausgestattet. Es würde unbillig seyn, wenn man von dem deutschen Herausgeber überall gleich viele Bemerkungen verlangen sollte, und es liegt in der Natur der Sache, dass man sich bey dem eifrigsten Studium der vergleichenden Anatomie nicht in allen Theilen derselben gleich umgesehen haben kann, was auch bey dem französischen Original sehr fühlbar ist, wo manche Parteen gegen andere sehr zurückstehen. Es wäre zu weitläufig und auch überflüssig, alle Zusätze hier anzuzeigen; eine kurze Übersicht derselben ist hier aber am rechten Orte.

II B. 8 Vorlesung. *Vom Kopfe*. Zum Abschnitte vom Schädel mehrere Zusätze, besonders auch über das os interparietale. (Interessant wäre es gewesen, wenn die Bildung dieses Knochens bey dem Foetus verglichen wäre: man kann sich nichts Zierlicheres denken, als die frühere Zusammensetzung der Zeilknöcher bey dem Pferde; überhaupt ist in der vergleichenden Osteogenie noch viel zu thun.) Über die Tollenhühner. Andeutung, welche falsche Ansicht bey Cuvier über Coturni's Wasserleitung herrscht. Mehreres über den Intermaxillarknochen nach Fischer, Geoffroy und Lardat. 9 Vorles. *Vom Gehirn der Wirbelthiere*. Reptilien und Fische haben nach Hn. M. festere Marksubstanz, als gleich grosse Säugethiere und Vögel; damit stimmt auch Rec. überein. Bey den Insecten findet Hr. M. die graue Substanz in der Mitte der Knoten als

J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band*.

zwey länglichte, mit der Spitze nach hinten gerichtete Keile. Vieles vom menschlichen Gehirn und dessen Theilen nach Gall, Wenzel und Reil; doch scheint es Rec., als ob dem ersteren zu viel eingeräumt werde; viele Zusätze über den Ursprung der Nerven. Eine sehr richtige Bemerkung ist es, dass der gestreifte Körper im Vogelgehirn eine andere Bedeutung, als im Säugethiergehirn, haben müsse, oder dass auch Gall's Ansicht (es sey das Hauptganglion des Gehirns), oder die von Anderen geäußerte Meinung (es sey das Ganglion des Riechnerven) wegfallen. Beym knöchernen Zelte hätte auch wohl der *Dolphinus Phocaena* angeführt werden können. Gute Bemerkungen über den Bau des Rückenmarks der Vögel. 10 Vorl. *Vertheilung der vorzüglichsten Nerven in den Wirbelthieren*. Nur ein kurzer Aufsatz über die Sehnerven der Fische, und etwas über Bichat's und Reil's Ansicht von dem Verhältnisse des Central- und Ganglien-Systems zu einander. 11 Vorl. *Nervensystem der wirbellosen Thiere*. Bloß Bemerkungen über die Nerven des Skorpions und der Kreuzspinne. Hier ist noch eine reiche Nachlese zu machen. 12 Vorl. *Vom Sehorgan*. Viele Zusätze, theils aus anderen Schriftstellern, theils nach eigenen Beobachtungen über die mit Wirbeln versehenen Thiere. Hin und wieder, z. B. gegen Troxler, möchte Hr. M. wohl zu gefällig seyn. 13 Vorl. *Vom Gehörorgan*. Wie Hr. M. Bressa's Meinung über den Nutzen der *eustachischen Röhre* scharfsinnig finden kann, begreift Rec. nicht, sie ist durchaus falsch. Sehr wenige Zusätze. Ebenfalls nur sehr wenige bey der 14 Vorl. *vom Sinne des Gefühls und den damit in Verbindung stehenden Organen*, wo mit Leichtigkeit eine grosse Menge von Berichtigungen, z. B. über den Bau der Haut, wovon Cuvier viel Falsches hat, hätte gegeben werden können. Interessant sind die Beschreibungen des Federnbaues, vorzüglich nach Wenzel und Nitzsch. 15 Vorl. *Von den Organen des Geruchs und des Geschmacks*. So gut, wie gar keine Zusätze.

III B. 16 Vorl. *Von den Kiefern der Wirbelthiere und ihrer Bewegung*. Sehr viele interessante Bemerkungen des Herausgebers über vielerley Thiere. 17 Vorl. *Von den Zähnen*. Ausserordentlich viele Zusätze, sowohl eigene, als aus anderen Schriftstellern entlehnte, so dass dieser Abschnitt mit besonderem Fleisse behandelt ist. 18 Vorl. *Von den Organen der Einspeichelung und des Schlingens*. Fast gar keine Zusätze. 19 Vorl. *Von den Organen des Kauens, der Einspeichelung und des Schlingens der wirbellosen Thiere*. Einiges aus Ramdohr, und auch ein paar

H h h

gene Bemerkungen über die Speicheldrüsen einiger wirbelloser Thiere. 20. Vorl. *Von der Speiseröhre, dem Magen und der Magenverdauung bey den Wirbelthieren.* Viele Zusätze, besonders auch über die *pegerischen* und *brunnerischen* Drüsen; *Cuvier's* Behauptung, daß die *lieberkühschen* Drüsen bey dem Menschen hypothetisch wären, hätte wohl eine Widerlegung verdient. Hr. M. bemerkt, daß er den von *Sommering* angegebenen drüsigen Ring des Pfortners bey dem Menschen nicht gefunden habe; Rec. kennt ihn auch nicht. Übergang der Schweine zu den Wiederkäuern durch den Pekari, in Hinsicht dessen zusammengesetzten Magens und der gänzlichen Verwachsung der Knochen des Vorderarmes und der fast gänzlichen Annihilation der kleinen Zähne. Über den Magen des Kameels nach *Home*. Rec. erlaubt sich, trotz *Home's* Untersuchungen, bey dieser Gelegenheit eine anscheinend paradoxe Frage zu thun. Sollte das Wasser in den Wassermagen des Kameels wirklich durch das Getränk dahin kommen, und nicht vielmehr durch eine eigene Secretion daselbst entstehen? Eine chemische Untersuchung desselben wäre nöthig, eins oder das andere zu beweisen. Für Rec. Meinung möchte sprechen: a) daß man nicht gut sieht, wie das Wasser bey dem Trinken in alle Behälter kommen soll; b) daß das Llama fast gar nicht trinkt; c) daß sich das Wasser in den Behältern so lange nach dem Tode der Thiere frisch hält; d) die Analogie aus dem Thierreiche, daß vielen Thieren zur Verdauung eigene Absonderungswerkzeuge gegeben sind, z. B. der *Bulbus ventriculi*, der Kropf bey den Vögeln, die Drüsen oben am Biber Magen u. s. w.; e) die Analogie aus dem Gewächsreiche, da manche Pflanzen, z. B. *Nepenthes* u. a., auch alle die saftigen Gewächse auf dürrem Sande so viel Wasser hervorbringen. Rec. bittet die Anatomen, auf diese Frage Rücklicht zu nehmen: er hat nur ein paar getrocknete Kameelmagen zur Untersuchung, und wagt daher nicht zu entscheiden, so unwahrscheinlich ihm auch die allgemein angenommene Meinung vorkommt. — 21. Vorl. *Von den Därmen.* Viele, auch eigene Bemerkungen des deutschen Herausgebers. Wenn er nach *Cuvier* anführt, daß bey den Rochen, Hayfischen und auch einigen anderen Fischen Darmzotten vorkommen: so muß Rec. nach seinen Beobachtungen, was die Rochen betrifft, widersprechen, und erglaubt, daß sie auch den anderen fehlen. Man hat aber oft andere Theile dafür genommen. So sind die sogenannten Zotten bey dem Steinbutten (*Pleuronectes maximus*), die *Hewson* ausgespritzt haben will, und deren Hr. M. erwähnt, nach Rec. Untersuchungen bestimmt keine Darmzotten; und es glaubt, nachdem er über vierzig Arten von sehr verschiedenen Fischgattungen genau untersucht hat, ziemlich sicher behaupten zu können, daß die Fische eben so wenig Zotten haben, als die Amphibien, denen sie auch Manche zugesprochen haben. 22. Vorl. *Von den Anhängen des Darmkanals und den einsaugenden Gefäßen der Wirbelthiere.* Mehrere Bemerkungen, unter anderen die sehr richtige, daß es eine zu nichts führende Spitzfin-

digkeit ist, wenn man jetzt öfters sagt, der Darmkanal liege außerhalb des Bauchfells. 23. Vorl. *Vom Darmkanal und seinen Anhängen bey den wirbellosten Thieren.* Mehrere Zusätze. Bey einem, wie es ihm scheint, neuen *Genus doridaum*, das der äußeren Form seines Körpers nach zwischen *Aplysia* und *Doris* gestellt werden muß (allein von dem Vf. schlecht benannt ist, da solche *Nomina diminutiva* aus der Naturgeschichte zu verbannen sind), findet Hr. M. den Speisekanal 1) aus einem ansehnlich dicken Rüssel, der durch drey Muskelpaare bewegt wird; 2) aus einem stark erweiterten Muskelmagen; 3) einem kleineren, membranösen, in der Substanz der Leber verborgenen, und 4) dem verengten Darmkanale gebildet, der sich am hinteren Ende des Körpers öffnet. Interessante Bemerkungen über die Verdauungswerkzeuge einiger Insecten.

Die 15 Kupfer dieser beiden Bände (leider sind aber mehrere Figuren entfällt) enthalten die Figuren von Tab. 16—44 des Originals, doch so, daß Tab. 22 u. 23 des Originals, welche die Obrenmuskeln des Pferdes und Kaninchens vorstellen, hier ganz weglassen sind. Die Figuren auf Tab. 21 stellen die Verdauungswerkzeuge von mehreren Insecten theils nach eigenen, theils nach *Swammerdam's* und *Ramdeur's* Abbildungen vor.

J. K.

MAGDEBURG, b. Keil: *Auszüge aus den königl. preussischen Polizeygesetzen, in Beziehung auf Gesundheit und Leben der Mensch.* Herausgegeben von J. C. G. Liebecke, Rathmann bey dem Magistrat zu Magdeburg. 1805. 13. Bog. 8. (14 Gr.)

Was *Jugler* über das Braunschweig-Küneburgische, *John* und *Ferro* über die k. k. Staaten, und *Vater* über Schlessen, jeder nach seinem eigenen Plane, mittheilte, erhalten wir in dieser nützlichen Schrift über die preussischen Staaten im Allgemeinen, so daß wir nun mit der medicinischen Polizey wenigstens einiges beträchtlicher Theile Deutschlands näher bekannt werden. Die Einrichtung derselben ist unsern Lesern bereits aus dem Intelligenzblatte dieser Zeitung 1805 No. 74 bekannt; daher wir nur das, was uns einer Erwähnung vorzüglich werth scheint, hier anführen wollen. S. 4. Die Revision und Moderation der Medicinalrechnungen steht dem *Collegio Medico et Sanitatis* in allen Fällen zu, wo solche nach den Gesetzen nöthig ist, indem kein Land- oder Stadt-Physikus, kein Arzt, noch eine sonstige Medicinalperson, sich damit befassen soll (nach Rec. Erfahrungen und an Anderen gemachten Beobachtungen gewiss eine Erleichterung für Physiker, welche anderwärts in solchen Fällen oft in unangenehme Lagen sich versetzt sehen). S. 10. Den Ärzten ist untersagt, einen Wundarzt für den anderen — vorzuschlagen und zu empfehlen (in keinem einzelnen Falle?). Verordnung vom 17. Nov. 1798 wegen Abschaffung der Weihnachtsgeschenke der Apotheker (sehr scharf!). Über die Civilpraxis der Militärchirurgen (S. 19) scheint uns Manches noch un-

stimmt zu seyn (vergl. Vater §. 131); auch in Ansehung der Impfung der Schutzpocken S. 102, §. 118. — Aderlässe dürfen Wundärzte bey bedenklichen Krankheiten ohne Zustimmung des Arztes nicht verrichten (also ist ihnen doch überlassen, ob sie den Fall für bedenklich halten? Und wie dann mit dem Aderlassen aus Gewohnheit, zu angeblicher Verhütung von Krankheiten u. s. w.?). S. 14. Verwundungen bey Duellen sollen, nach einer Cabinetsresolution vom 23 April 1803, den Polizeydirectionen nicht angezeigt werden; vielleicht, wie Hr. L. meint, um zu verhüten, daß die Verwundeten sich Pfuschern anvertrauen, welches aus Besorgniß, ihres Vergehens halber bestraft zu werden, öfters geschehen seyn möge. S. 20. Unter den Arzneyen, deren Dispensation den Apothekern in geringer Dosis ohne ein Recept gestattet ist, möchte man jetzt freylich über die „Edel-, Herz-, Kinder- und Präcipitir-Pulver“ lächeln, aber doch Semmesblätter und Rhabarber nicht für ganz gleichgültig halten. S. 21 wird den Apothekern der Unterricht der Lehrlinge sowohl im theoretischen als praktischen Theile der Pharmacie, verbunden mit Darreichung guter Bücher und Überlassung der nöthigen Zeit zu deren Benutzung, anbefohlen. (Sehr gut! — *olim non erat sic!*) S. 25. Laut Circ. von 1792 ist den *Olitätenkrämern*, Scheeren-schleifern, Siebbindern, Rattenfängern u. dgl. der Handel mit Arzneymitteln verboten, und sollen ihnen solche von den Polizey-, Accis- und Zoll-Directionen weggenommen werden. (Ob die schließlichen Arzneyhändler, worüber Vater §. 259 ff. umständlich Auskunft giebt, und die sogar ehemals an dem Minister von Zedlitz einen Vertheidiger fanden, eine Ausnahme machen, erhellt hieraus nicht; noch immer wird die Staatsarzneykunde die Erlaubniß, dem Volke Arzneyen — es geschehe in oder außer den Messen und Märkten, durch In- oder Ausländer — verkaufen zu dürfen, für verwerflich erkennen müssen; doch solcher Collisionenfälle giebt es ja mehrere!) So wird auch S. 28 den Hebammen befohlen, sich des innerlichen und äußerlichen Currens, sowohl an verheiratheten und ledigen Personen, als an Schwangeren, Sechswöchnerinnen und Kindern gänzlich zu enthalten (!). Das Aufblasen des Fleisches wird S. 32 nur in einer Anmerkung von Hr. L. gerügt: es verdiente aber allerdings der Gegenstand eines eigenen Polizeygesetzes zu seyn. S. 41. Die Vermehrung des Gewichts der Bettfedern durch Bleyweiß wird eben so, wie die Verfälschung besonders des Getränks durch dasselbe, nach Bewandniß der Umstände mit 1 — 3jähriger Zuchthaus- oder Festungs-Strafe belegt. S. 43 sind *Hambstädts* Vorschläge, die Vermischung des Zinns mit Bley oder Wismuth zu entdecken, umständlich angegeben, so wie S. 48 ff. ein Auszug aus *Mayers* einheimischen Giftgewächsen. S. 67 wird zu Verhütung des Schadens durch Leichen der an ansteckenden Krankheiten verstorbenen Personen das anhaltende Räuchern mit *Eßig*-dampf empfohlen (von Mineralisäuren nichts). S. 68. Durch ein Circ. vom 8 Jul. 1802 ist das öffentli-

che Ausstellen aller und jeder Leichen, so wie die Öffnung der Särge bey Begräbnissceremonien, verboten. Schon 1794 wurde verordnet, zum Bekleiden der Leichen und Ausschlagen der Särge ohne Unterschied der Personen und des Standes nichts als inländische wollene Zeuge oder inländische Leinwand zu nehmen. Über den Gebrauch oder Verkauf der Betten, Kleider und anderer Sachen von Personen, die an pestartigen oder *andern ansteckenden Krankheiten* verstorben, wäre S. 69 wohl eine genauere Auseinandersetzung nicht überflüssig gewesen. S. 70. Der unvorsichtige Gebrauch der Kohlen in verschlossenen Gemächern, wo der Dampf den darin befindlichen Personen gefährlich werden könnte, ist, wenn auch noch kein Schaden geschehen wäre, mit 3 — 10 Thlr. Geld- oder verhältnismässiger Gefängniß-Strafe zu ahnden. S. 72. Die Scharfrichter seyn nebst den Hunden und Knechten sollen nach der kurmärkischen Mammerverordnung von 1734 aus den Städten und vor die Thore gebracht werden, und nur die Scharfrichter für ihre Person und Familie in der Stadt bleiben. S. 73. Patent und Instruction wegen Abwendung der Viehseuche, vom 2 April 1803, und Declaration des gedachten Patents, vom 6 Nov. 1804. S. 74 Reinigung der Strassen, besonders nach der magdeburgischen Strassenordnung (mancherley nützliche Einrichtungen, welche überall befolgt zu werden verdienen). Unter den Vorbaumitteln gegen die Pest und das gelbe Fieber stießen wir auch S. 92 auf die Verordnung, Morgens und Abends sowohl auf öffentlichen Plätzen als in den Häusern, zur Verzeehrung der giftigen Dünste, scharfen Rauch gebende Feuer anzuzünden (!); in den Häusern zu räuchern (womit?) u. s. w. Bey dem Pocken S. 97 über die Schutzpockenimpfung sehr gut, wie zu erwarten war! Zu Verhütung venerischer Krankheiten über die Bordelle, „ein nothwendiges Übel und von zweyen das kleinste,“ S. 113 u. ff. sehr umständlich die von der preussischen Gesetzgebung darüber erlassenen Verordnungen. S. 126. Verhütung des Kindermordes: die sogenannten Spinnstuben sind bereits in der Flecken- und Dorf-Ordnung von 1702 verboten. S. 128. Einer außer der Ehe geschwängerten Person darf über ihre Schwachheit bey nachdrücklicher Ahndung kein Vorwurf gemacht, und ihr nirgends ein Unterscheidungszeichen beygelegt werden, welches auf ihren Fall die geringste Beziehung haben, oder ihrem guten Namen und weiterem Fortkommen in der Welt nachtheilig seyn könnte (hier fällt einem wohl die Frage bey, wie es in Ansehung des Aufgebots gehalten werde?). §. 158. Nur im höchsten Nothfalle soll die Schwangerschaft der Obrigkeit angezeigt werden, welche auch (§. 167) von denen, die darum wissen, nur bey hartnäckigem Leugnen Nachricht erhält (von der — oft das sittliche Gefühl so empörenden — obrigkeitlichen Befragung der Geschwängerten, auch wenn diese nicht ableugnet, von dem Arrest derselben u. dgl. nichts!). S. 129. „Jede Frauensperson, die sich eines unehelichen Beyschlafs bewußt ist, muß auf ihre körperliche Be-

fchaffenheit und die bey ihr sich ereignenden ungewöhnlichen Umstände sorgfältig Acht haben. Mütter, Pflegerinnen und Andere, die in Ermangelung der Mutter an deren Stelle treten, müssen daher ihre Töchter oder Pflegebefohlenen, nach zurückgelegtem 14 Jahre, von den Kennzeichen der Schwangerschaft und den Vorichtsregeln bey Schwangerschaften und Niederkünften, besonders von der Nothwendigkeit der Verbindung der Nabelschnur, jedoch mit Vorlicht unterrichten." S. 137. Von Aufnahme und Verpflegung unehelich Geschwängerter in dazu bestimmten öffentlichen Gebäuden, oder in deren Ermangelung bey dazu zu bestellenden Hebammen. — Über das Betragen gegen zarte Kinder: S. 139. Mütter und Ammen sollen Kinder unter zwey Jahren bey Nachtzeit nicht in ihre Betten nehmen, oder bey sich oder Andern schlafen lassen (warum ist nicht des *Arucio* gedacht?). S. 141. Rescript unterm 20 Sept. 1803, welches verbietet, die gymnastischen und äquilibrischen Künste öffentlich unter freyem Himmel zu zeigen (!). — Wer ohne eigene erhebliche Gefahr unterläßt, einen Anderen aus Todesgefahr zu retten, soll, wenn der Andere wirklich das Leben einbüßt, 14tägige Gefängnisstrafe leiden, und seine Lieblosigkeit und Bestrafung öffentlich bekannt gemacht werden. S. 145 wird bey Ertrunkenen, S. 149 bey Erhenkten oder Erwürgten; so auch S. 193 bey Scheintodten und S. 195 bey scheinodten Neugeborenen das Einblasen der Luft, so wie S. 150 bey Ersticken unverzügliche Aderlässe empfohlen — ohne daß diese Vorschriften gehörig bestimmt wären, um den aus der unbedingten Anwendung dieser Mittel möglichen Nachtheil zu verhüten. S. 158 von Verhütung des Selbstmordes — sehr zweckmäsig! S. 161. Verbot der Transportirung erkrankter Personen, insbesondere der Handwerksgefelln (wovon Rec. empörende Vorfälle erlebt hat). S. 176. Wegen zu schnel-

len Reitens und Fahrens, Stehenlassens der Pferde ohne gehörige Aufsicht, Einfahrens der Pferde innerhalb der Stadt, und bey Nacht unterlassenen Gebrauchs der Schellengeläute an Schlitten, 5—10 Thlr. Geld- oder 8—14tägige Gefängnis-Strafe (auch bey Kutschen ist bey Schnee der Gebrauch der Schellengeläute, z. B. in Dresden, seit einigen Jahren anbefohlen). Wegen des Haltens wilder Thiere: S. 181. Wer ohne Erlaubniss der Obrigkeit dieses thut, muß selbige sofort abschaffen, und ausserdem 20—50 Thlr. Geldstrafe entrichten; so auch der, welcher zwar Erlaubniss erhalten, nachher aber die geböhrigen Mafsregeln zu Verhütung alles Schadens vernachlässigt hat; imgleichen der Eigenthümer eines sonst zahmen Thiers, wenn dasselbe besondere schädliche Eigenschaften hat, und er, sobald dieses zu seiner Kenntniss gelangt, nicht hinlängliche Mafsregeln trifft. Es darf kein Hund, ohne Unterschied in den Städten und Dörfern, auf der Strasse und auf den Feldern frey herumlaufen; vielmehr muß ein Jeder, welcher einen Hund halten will, solchen im Hause behalten. Ausser den kleineren Arten müssen alle übrigen Hunde an Ketten angelegt werden. — Zur Jagd dürfen die Hunde nur während derselben von der Linie gelassen werden. — Fleischer und sonst reisende Personen müssen ihre Hunde auf der Reise an Stricken führen, oder am Wagen befestigen. S. 183 u. f. wesentlicher Inhalt des Edicts vom 20 Febr. 1797 wegen des Tollwerdens der Hunde. S. 190. Empfehlung der Maywurmlatwege. Auch wird an *Fischers* Gemälde von Valencia und dessen spanischen Miscellen ein in Spanien wider den Vipern- und tollen Hunds-Biss vollkommen bewährtes Mittel angegeben, auch Scarification, *Roserus* und *la Fontaine's* Heilart empfohlen (andere aber nicht erwähnt).

Ka.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Ulm, b. Stettin: Medicinischer Rathgeber über die besonders unter dem Landvolke herrschenden schädlichen Gebräuche und Vorurtheile, in Rücksicht auf den allgemeinen Gesundheitszustand derselben (desselben), von Dr. Braun, prakt. Arzte in Güglingen. 1806. 58 S. 8. (4 Gr.)*

Eine im Ganzen nicht üble Volkschrift für Schwaben, deren Vf. sich S. 13 und 32 als schon früherer Schriftsteller ankündigt. In 11 Capiteln wird von dem Genuße der fetten Speisen; der Getränke (S. 15: „daß selbst das beste Bier dem guten Weine in seinen stärkenden und belebenden Eigenschaften weit nachstehe, und dem hart Arbeitenden weniger Ersatz und Erquickung gebe, als der Wein“, möchte wohl nicht Jedermann unbedingt einräumen); der freyen Luft; über das Einheizen der Zimmer, Ofenrauch und das Oibrennen; das Tragen der Pelzmützen und die zu leichte Bekleidung des übrigen Körpers; das schwere Tragen auf dem Kopfe, und das Hosentragen der Weiber; das Aderlassen im Allgemeinen, und insbesondere der Schwangeren (S. 37 das Schröpfen als Stellvertreter des Aderlassens vielleicht zu unbedingt empfohlen); die Kindbetten und das zu hitzige Verhalten während den(der)selben; die Brechmittel und Purgansen; das Tabakrauchen und das Schnupfen, und von

dem Schaden der zu schnell geheilten Krätze gehandelt. Einige wenige Nachlässigkeiten in der Schreibart wird leicht übersehen. Wenn sie witzig seyn soll, mißglückt gemeiniglich, z. B. S. 24 u. f. 27. 47 (wo örtliche und persönliche Beziehung Statt zu haben scheint — aber wo man wohl nicht ähnliche Beyspiele an?) 49. 50 ff.

Ka.

Frankfurt a. M., in der andräischen Buchhandl.: Über den Zweck und die Organisation der Thierarzneychulen. Von Dr. L. Bojanus, landgräfl. hessischem Medicinalrath u. Lr. 1805. 206 S. 8. (16-Gr.)

Ein mit Sachkenntnis und Freymüthigkeit geschriebenes Werk, das die Mängel unserer Thierarzneychulen ohne Scheu andeckt, sie mit Scharfsinn und Gründlichkeit aus und Verbesserungen vorschlägt, welche um so mehr Aufmerksamkeit verdienen, je mehr das Vorurtheil gegen unsere Thierarzneychulen mit der Eigenliebe ihrer Lehrer zunimmt. Er wünscht daher diese Schrift in die Hände jedes Vorstehers eines thierärztlichen Instituts und aller derer, welchen es um eine richtige Aufsicht von dem wahren Zustande der jetzigen Lage der Thierarzneykunde zu thun ist.

L. T. L.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 D E C E M B E R, 1 8 1 0.

L I T U R G I K.

ERLANGEN, b. Palm: *Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen* von D. G. F. Seiler. 3 Theil. 1 Abtheil. 1801. 2 und 3 Abtheilung. 1804. Zusammen 102½ Bogen. 4. (3 Thlr. 16 Gr.)

Der verewigte Seiler veranstaltete frühzeitig eine Sammlung liturgischer Formulare, von welcher der 1 Th. 1787 herausgekommen ist, ein Unternehmen, das den Predigern und ihren Vorgesetzten angenehm seyn muß, indem sie hier Vieles finden, was sie für die ihrer Aufsicht anvertrauten evangelischen Gemeinden gebrauchen können. Die Rügen, welche unsere Liturgie so oft und so nachdrücklich erhalten, hat der Geist der vorzüglichsten praktischen Theologen der evangelischen Kirche erweckt, auch in diesem Stücke dem Bedürfnisse des Zeitalters ein Genüge zu leisten; wenn nur auch wirklich damit die fromme Absicht erreicht worden wäre! Wir haben uns nun seit einigen Jahrzehenden nach den Forderungen der berufenen und ungerufenen Sprecher bequemt, und doch nichts für unsere öffentlichen Erbauungen gewonnen. Die öffentlichen Andachtsübungen sind, laut der Klagen, die nicht hie und da, sondern fast allgemein erhoben werden, immer im Sinken. Selbst unsere Zeiten, die das Gemüth an eine alles Irdische beherrschende Macht und eine Alles ausgleichende Gerechtigkeit so kräftig erinnern, haben auf die eingerissene Frivolität wenig oder nichts gewirkt. Sogar auf dem Lande nimmt der Besuch der öffentlichen Gottesverehrung und der Gebrauch des Abendmahls immer mehr ab. Indessen wäre es Undank, wenn wir die Bemühungen der Lehrer und Freunde der Religion für die Erhebung der öffentlichen Gottesverehrungen verkennen wollten. Man fahre also immer fort, der Liturgie eine bessere Form zu geben, und bessere Arbeiten für sie zu liefern. Es wird und muß doch eine Zeit kommen, da die Menschen zur Herrschaft des Herrn aller Herren zurückkehren werden, wie denn die herrnlosen Länder ihr Unglück tief genug fühlen. Man hat auch in vielen Ländern und Ländchen, in welche unser Vaterland eingetheilt war; und zum Theil noch eingetheilt ist, neue Gesangbücher eingeführt, und denselben bessere, wenigstens den helleren religiösen Begriffen und unserer Sprache angemessenere Gebete beygefügt. Das Gute, das dadurch bewirkt worden ist, wird die Nachwelt noch mehr erkennen als wir, die wir dem äußerlichen

Scheine nach fast meinen sollten, als wäre alle Religion aus dem Herzen gewichen. Jede Sache, pflegt man zu sagen, hat zwey Seiten, eine gute und böse. Ein Nachtheil, der nach der Meinung einiger Volksfreunde aus der Einführung der verschiedenen neuen Gesangbücher in den verschiedenen Ländern Deutschlands entstanden seyn soll, wäre der, daß die Vaterlandsiebe dadurch geschwächt worden. Schon der unglückliche Schubart bemerkte bey einer Gelegenheit, daß sonst (in seiner Sprache) Bruder Brandenburger und Bruder Schwabe auf ihren Wanderungen ein Morgenlied mit einander hätten singen können, das sey aber jetzt nicht mehr so, sondern jeder bete und singe für sich, oder lieber gar nicht, und damit wäre nicht nur für die fromme Stimmung viel verloren gegangen, sondern auch für die Vaterlandsiebe; und fast scheint es so. Doch die seilerische Sammlung ist nicht für das Volk, sondern für seine Lehrer und Führer gemacht. Die 1 Abtheil. enthält Gebete vor und nach der Frühpredigt, und Gebete nach der Vesperpredigt. Die ersten sollen die so genannten *Collecten* ersetzen. Die letzten sind auch kurz, vermuthlich weil der Frühgottesdienst als der vorzüglichere angesehen wird, wie das auch seitdem der Fall ist, da man an Sonn- und Fest-Tagen den Nachmittag, im Sommer selbst auf dem Lande, dem Vergnügen widmet. Sie sind aus verschiedenen Agenden, z. B. aus der wiener, kurländischen, schleswig-holsteinischen etc., und anderen liturgischen Büchern genommen. Einige rühren von S. selbst her, und beweisen, daß er auch in diesem Fache mit den religiösen Bedürfnissen der Menschen nicht unbekannt war. Sie beziehen sich insgesammt auf die Feste, und namentlich 1) auf den Anfang des Kirchenjahres, 2) auf Weihnachten, 3) den Jahreschluss, 4) das neue Jahr, 5) Epiphaniensfest, 6) auf die Fastenzeit, 7) das Osterfest, 8) Himmelfahrt, 9) Pfingsten, 10) Trinitatisfest, 11) Reformationsfest, und 12) Ändttestest. Man sieht aus diesem Verzeichnisse, daß verschiedene Feste, wie z. B. die Marienfest, Johannisfest u. s. w., übergangen sind. Vielleicht wollte sie der Vf. in den folgenden Theilen nachholen. Er hat übrigens seine Sammlung reichlich ausgestattet. So hat er für Ostern 26 Gebete gegeben, 5 vor, 13 nach der Frühpredigt, 1 vor und 7 nach der Nachmittagspredigt; aber nicht alle in der ursprünglichen Gestalt, sondern er hat sich hie und da die Freyheit genommen, zu ändern. Dies können wir nicht billigen, da, der Prediger, wenn er sie für seine Gemeinde benutzen will, diese Änderungen selbst vornehmen muß. So ei-

nen wichtigen und wesentlichen Theil das Gebet bey unseren öffentlichen Gottesverehrungen ausmacht: so kann doch Rec. auf dasselbe, besonders auf die Gebete nach der Frühpredigt, keinen so hohen Werth, als der Herausgeber, legen, wenn sie nicht von dem Zuhörer nachgelesen werden können, da sie selten von dem Prediger, der sich erst durch seinen Vortrag abgemattet hat, die wenigen Glücklichen ausgenommen, die stundenlang fortsprechen können, ohne zu ermüden, mit der Stärke und Fülle, zumal wenn sie lang sind, wie das oft der Fall zu seyn pflegt, ausgesprochen werden, wie es seyn muß, wenn sie ihre gehörige Wirkung thun sollen. Rec. meint, daß man den Prediger hierin gar nicht binden, sondern es ihm überlassen sollte, wie er seinen Vortrag abschließen will. Überläßt man ihm doch den wichtigsten Theil der öffentlichen Erbauung, das Predigen; warum will man seinem Verstande und Herzen nicht auch das Übrige überlassen? Oder meint man, daß der Schlandrian das Gemüth nur in Ordnung erhalte? Schließt der Prediger, der die Bedürfnisse seiner Gemeinde kennen muß, seinen Vortrag mit einem Gebete aus dem Herzen: so wirkt er gewiß mehr, als wenn er das beste Formular vorliest. Rec. hat den 6ten Band des *liturg. Journals* vor sich, und findet da Gebete des sel. Lang nach Predigten: wie mögen sie erschüttert und erbaut haben, da sie den Schlussstein seiner trefflichen Vorträge machten! Das gilt selbst von den Collecten oder Altargebeten. Sollen sie das christliche Volk zur Andacht und Frömmigkeit stimmen: so müssen sie aus dem Herzen gesprochen werden, und versteht sich, mit dem Ganzen Einheit erhalten. Freylich macht das dem Prediger mehr Arbeit; aber wird er sich nicht dafür belohnt sehen? Nur dem Trägern kannes recht seyn, wenn alles nach dem zugeschnittenen Leisten gemacht werden muß.

Die zweyte Abtheilung, welcher eine Einleitung vorangeht, deren Grundsätze, nur einige Kleinigkeiten ausgenommen, Rec. gern unterschreibt, besteht 1) aus Taufformularen, zusammen genommen aus 45 Stück fast über alle nur möglichen Fälle, die in Rücksicht der Taufe eintreten können, z. B. bey der Taufe eines unehelichen Kindes, von Hn. S. selbst, die aber Rec. nicht unbedingt zum Gebrauch empfehlen würde, weil sie den eigentlichen Zweck mehr stören als fördern müssen. Was hat die Taufe mit der ehelichen oder unehelichen Geburt zu thun? 2) Bey einer Profelytentaufe u. s. w. Einige dieser Formulare sind eigentlich Reden, z. B. No. 21 von Hn. Dr. Hänlein. Auch kurze Reden, wie sie besonders im Winter nothwendig sind, wenn die Taufe vor der versammelten Gemeinde geschieht, haben ihren Werth, und verfehlen ihre Wirkung nicht; ein kurzes Formular kann dann daran angeschlossen werden. Unter dieser Rubrik finden wir auch 2 bey *Aussegnungen* der Wöchnerin, oder wie sie auch heißen, *Danksayungen*, beide von Hn. S., so sorgsam ist er für die Hülfe der Prediger gewesen. Es ist freylich traurig, wenn ein Prediger sich nicht einmal hier selbst zu helfen weiß! Nun folgen; 2) 17 Abend-

mahlsformulare, nebst 6 bey Kranken-, und 3 bey Privat-Companionen. Der Herausgeber ist gegen das Abhängen der Einsetzungsworte; Rec. nicht, in dem Fall, wenn der Prediger singen kann. Der Gesang hat etwas Feyerliches; und hebt nach der Vermahnung die Herzen, besonders wenn er von der Orgel, ganz in der bekannten einfachen Melodie, begleitet wird. 3) Copulationsformulare II, außerdem 3 bey der Trauung betagter Personen, 2 wenn sie verschiedenes Glaubens sind, und 2 für die Fornicanten. Die letzteren haben Rec. nicht gefallen, da sie den Kirchenbußen sehr ähnlich sehen, und wohl viele Prediger, ohne sich Verantwortung zuzuziehen, sie nicht gebrauchen dürfen. Auch ist es bey betagten Personen gewiß unschicklich, wenn ihnen, wie S. 260, vorgelesen wird: „Da nun bey der Ehe, die ihr Beide, m. W., mit einander einzugehen Willens seyd, jener erste Zweck (das Kinderzeugen) wegen der Jahre, welche ihr durch Gottes Gnade erreicht habt, wegfällt: so u. s. w.“ Auch die Anmerkung hat der sorgsame Hr. S. nicht vergessen, daß der Prediger die Person ansehen müsse, um *Ihr* oder *Sie* zu sagen. Was doch den geistesarmen Predigern alles vorgekauet werden muß! 4) 4 Ordinationsformulare, und zum Schluss ein Formular eines Gebets bey der Einweihung einer Kirche, von Abt D. Henke, ganz der Absicht gemäß, wie es sich von ihm erwarten läßt.

Der dritten Abtheilung ist wieder eine Einleitung vorgesetzt, mit welcher Rec. vollkommen einverstanden ist. Eine recht gute Apologie der Gebete bey ungünstiger Witterung, der Fürbitten u. s. w. findet sich darin. Wenn der Vf. aber das Examen der Katechumenen bey der Confirmation von dieser getrennt wissen will, weil bey einer Anzahl von 100 und mehreren Kindern doch nur Eine Frage an Eins kommen könne: so stimmt ihm Rec. nicht bey; denn ist diese Anzahl so groß: so wird auch bey dem Examen die nämliche Einwendung Statt finden, wenn es nicht viele Stunden dauern soll, und in wie vielen kleinen Gemeinden werden nur Wenige confirmirt. Die Kinder sollen ja Rechenschaft von ihrem Glauben ablegen, und ist das schicklicher als an dem Tage ihrer Confirmation? Der Verständige wird auch aus einem kurzen Examen beurtheilen können, was der Lehrer wohl geleistet haben mag. Der erste Abschnitt dieser 3ten Abtheil. enthält Gebete bey dem Anfange der öffentlichen Gottesverehrungen, mancherley Inhalts, 18 an der Zahl, 12 allgemeine Kirchengebete nach der Vormittagspredigt, 11 am Schluss der Nachmittags- und der Wochen-Predigten, 4 in Bestunden vor dem Lesen, 5 nach dem Lesen, an Bußtagen 6 vor und 5 nach der Predigt, 6 Formulare und Gebete zur Beichthandlung und 4 Formulare für die Confirmationshandlung. Letztere hält Rec. ganz für überflüssig, da jeder rechtschaffene und nicht ganz ungeübte Prediger den ganzen Actus in seine Rede zu verweben pflegt. Der 2te Abschnitt besteht aus Formularen und Vorschlägen zur Einrichtung des öffentlichen Examens, kleine Gesänge u. s. w., Gebete, bey der Einsegnung der Katechumenen u. s. w., Gebete

für verschiedene Jahreszeiten und bey verschiedener Witterung, Kriegs- und Friedens-Gebete, Gebete und Segenswünsche bey Beerdigungen. Auch sind noch zwey Anhänge hinzugefügt, wovon der 1ste einen Nachtrag von Gebeten bey besonderen Fällen, z. B. bey Landtagen, und der 2te einige Umschreibungen des V. U., und Vorschläge zu Fürbitten für die Communicanten und für Kranke enthält.

Rec. hat sich die Mühe genommen, einen kurzen Auszug zu geben, damit Prediger, für die der Herausgeber zunächst gesammelt hat, wissen, was sie hier zu suchen haben. Er hält es für überflüssig, noch mehr hinzuzusetzen, da die Kritik an den Schriften, aus welchen Hr. S. seine Sammlung genommen hat, ihr Amt schon verwaltet hat. Druck und Papier sind gut.

Z. f. E.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchhandl.: *Liturgisches Handbuch*. Von F. W. Wolfrath, Dr. der Theologie, Superintendent der Grafschaft Schaumburg, und erstem Prediger in Rinteln. Zweytes Bändchen. 1809. XX u. 156 S. gr. 8. (16 Gr.)

Wir haben das erste Bändchen dieses Handbuches als einen Beytrag zu den besseren liturgischen Formularen angekündigt (f. A. L. Z. 1807. No. 254), und erkennen auch dieses zweyte für einen solchen. Mögen nur dasselbe Prediger nach dem Wunsche des Vfs. als Winke und Veranlassungen zum Nachdenken über zweckmäßige Einrichtung liturgischer Handlungengebrauchen, und die in ihm enthaltenen Formulare immer den Bedürfnissen ihres Kreises anpassen! Selbst Musterarbeiten im liturgischen Fache sind nur bey solchen zweckmäßigen Abänderungen nach den Bedürfnissen des Kreises, in welchem der Prediger als Liturg auftritt, eine segnende Gabe. Würde dieses lebhaft erkannt: so würde man nicht manches treffliche Formular am unrechten Orte gebraucht finden, und der Vorwurf, daß eine Fülle solcher Arbeiten die Trägheit befördere, erschiene als ungegründet.

Dieses Bändchen enthält zuerst unter der Rubrik I *Beyträge zur Confirmationsfeier*: Anteden und Gebete für die mit der Confirmation verbundenen Abendmahlsfeier, und kurze Sprüche zur Einsegnung der Confirmanten. Darin, daß die erste Abendmahlsfeier an die Confirmation schicklichrangereiht

werden solle, wird jeder nachdenkende Liturg mit dem Vf. übereinstimmen. II. *Gebete bey dem Anfange und Schlusse der Abendmahlsfeier, auch bey der Leidensfeier Jesu*. Warum sind hier und in der vorigen Rubrik beynahe alle Gebete an Jesum gerichtet? — III. *Kurze Formeln bey Darreichung des Brodes und Weins im Abendmahl*. Der Vf. wünscht, daß bey der Darreichung des Brodes und Weins im Abendmahl statt der gewöhnlich gebrauchten Einsetzungsworte irgend ein nachdrückliches rührender Spruch oder eine eigene kräftige Anrede gebraucht werden möge. So wie für diese Abänderung, so läßt sich auch wider sie Manches sagen. Das Eintönen des beständigen Gebrauchs der Einsetzungsworte fühlt wohl der so oft sie ausprechende Prediger, aber nicht der Communicant, der sie nur einmal an sich gerichtet vernimmt. Wenn gleich Jesus den Gebrauch dieser Worte nicht verordnete: so vergegenwärtigt doch derselbe jenen feyerlichen Auftritt, bey dem Jesus sie sprach. Und wenn der Vf. meint, die Andacht könne, wenn sie nicht durch verstreutenartige Gedanken und Empfindungen zerstreut werden soll, jedesmal nur auf Einen Hauptgedanken eine überwiegende Empfindung richten: so berührt er hier einen Grund, der gerade gegen seine vorgeschlagene Abänderung spricht. Denn wenn der selbstgewählte Spruch des Predigers bey Darreichung des Brodes und Weins nicht zufällig mit dem Hauptgedanken, der jetzt die Andacht des Communicanten beschäftigt, übereinstimmt: so wird er dieselben zerstreuen und die Andacht schwächen. Auch wäre es schlimm, wenn jetzt erst am Altare die Andacht des Communicanten durch die Anrede des Predigers ihre Richtung erhalten sollte. Übrigens sind mehrere der hier mitgetheilten Sprüche nicht ganz passend, am wenigsten die in Poesie und Gebet eingekleideten. IV. *Kirchengebete vor dem Altar oder von der Kanzel zu verlesen*. Die hier unter No. 5. und 6. mitgetheilten metrischen mögen poetischen Werth haben, aber für den kirchlichen Gebrauch sind sie viel zu schwülstig; überhaupt vermissen wir in mehreren Gebeten des Vfs. den einfachen kindlichen Ton des ächten Gebets. V. *Neujahrsgebete*. VI. *Anrede bey einer Judentaufe*. VII. *Antiphonien und Collecten auf die verschiedenen Festtage*. VIII. *Travredem*. Unter diesen sind die meisten vorzüglich.

V. Pf.

KURZE ANZEIGEN.

LITURGIK. 1) München, b. Lindauer: *Versuche zur Verbesserung der katholischen Liturgie*. Erster Versuch. Prüfung des Werthes und Unwerthes unserer liturgischen Bücher von Anton Winter, Prof. zu Landshut und Stadtpfarrer zu St. Jodoch allda. 1804. XII u. 176 S. gr. 8.

2) Ebendasselbst: *Erstes deutsches kritisches Messbuch*. Von Anton Winter u. f. w. 1810. VIII u. 438 S. gr. 8.

3) Ohne Druck- und Verlags-Ort: *Zwey Worte an den*

Reformator der katholischen Liturgie, oder Prüfung der ersten Versuches zur Verbesserung der katholischen Liturgie. 1808. 23 S. 8.

4) Unter dem angeblichen Verlagsorte Geisenhausen, unweit der Hollathaus im Starkreise: *Verkürzung im neunzehnten Jahrhunderte, oder geheime Correspondenz zwischen dem Vf. der Schrift: Zwey Worte an den Reformator der katholischen Liturgie u. f. w. dem Titel Herrn S. W. —, königl. bayerischem geistl. Rathe, und kurrölnischen Hofrath im Altm. Ottingen und Gabriel Himmelschlüssel, dessen wohlbe-*

halten Agenten in Landshut, von einem Freunde der Wahrheit zum Druck befördert. 1810. 38 S. 8.

Beide Schriften des Hn. geistl. Rathes Winter (No. 1 u. 2) sind ein schätzbarer Beytrag zur Liturgik, und verdienen von den Lehrern der katholischen Kirche mit Beyfall aufgenommen und sorgfältig benutzt zu werden. Der Zweck von No. 1 ist, nach S. X, „die Gebrechen der katholischen Liturgie aufzudecken, das Zwecklose, und noch mehr, das Zweck widrige daraus fortzuschaffen, und die großen Lücken, welche dadurch entstehen dürften, mit wahrer Geistesnahrung auszufüllen.“ Der Vf. unterwirft die liturgischen Schriften von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten einer ausführlichen Kritik, um zu zeigen, daß die alte Kirche für die kirchlichen Handlungen keine unabänderliche Norm festgesetzt habe, und daß in den liturgischen Vorschriften seit dem VII Jahrhundert viel Willkühr und Unzweckmäßigkeit herrschte. Er nimmt in der Geschichte der Liturgie folgende drey Perioden an: I. *Vom Christus bis auf den römischen Bischof Marcus, oder bis auf das Jahr 336.* Die besonderen Abschnitte sind: 1) unächte liturgische Schriften. Dahin werden gerechnet: die Liturgie der Apostel Petrus, Matthäus und Marcus, „welche offenbare Merkmale der Unterschiebung (Interpolation) an sich tragen“; die Liturgie des Apostels Jacobus, welche mehr Schein, aber nicht mehr Wahrheit für sich hat; die liturgische Skizze des Apostels Paulus, und von Clemens Rom., Dionysius Areopag. und Ignatius, welche sämmtlich sehr viel Verdacht wider sich haben. 2) Achte Schriften. Es werden hieher die Schriften des N. T. und die Schriften von Plinius, Justin und Tertullian gerechnet. Es versteht sich aber von selbst, daß hier nur von der ersten Erkenntnisquellen des äußeren Gottesdienstes die Rede seyn kann. II. *Von Marcus bis auf die Reformation.* Der geschichtliche und liturgische Werth der Sacramentarien dieses Zeitraums wird untersucht. Am ausführlichsten und gründlichsten sind die Untersuchungen über das *Sacramentarium Gelasii et Gregorii M.* III. *Von der Reformation bis auf das Jahr 1804.* Es wird vom *Messbuche*, vom *Rituale* und *Brevier*, besonders von der fehlerhaften Einrichtung derselben gehandelt. Rec. hat in der ganzen Schrift zwar nichts Neues gefunden; aber der Vf. hat die Arbeiten eines Bingham, Muratori, Kratzer, Pfaff, Royko u. A. ziemlich gut benutzt. Doch schien es uns, als ob er zuweilen in seiner Kritik etwas zu streng und unbillig und mit dem Urtheil, daß diese oder jene Vorstellung Aberglauben enthalte, gar zu freygebig sey.

Die Schrift No. 2 schließt sich an die vorige an. Hr. W. geht nicht nur auf eine ausführliche Kritik des in der katholischen Kirche gebräuchlichen Messbuchs ein, sondern auch Vorschläge zur Verbesserung desselben, und liefert neue Formulare zu deutschen Messen. Das Buch zerfällt daher in zwey Haupttheile. I. Prüfung des Messbuchs und der Messe. Die Einleitung S. 1 — 37 holt etwas zu weit aus. Die Bemerkungen über die Entstehung des Begriffes höherer Wesen und ihrer Verehrung, über innere und äußere Religion u. s. w. konnten füglich übergangen werden. Das Historische ist hier ebenfalls gut dargestellt, und der Vf. bekennet selbst, daß er nach Bingham, Bona, Zaccaria, Kratzer u. A. gearbeitet habe. In der Darstellung der Nachteile, welche sowohl das Messbuch als die Messe haben, wie sie S. 160 ff. gegeben wird, fanden wir, bey vielen wahren Bemerkungen, doch auch manche Übertreibung; obgleich der Vf. S. 193 ff. auch die darin liegende Geistes- und Herzens-Nahrung nicht verkennt. Seine Kritik über die öffentliche Gottesverehrung der Protestanten, welche er als Surrogat für die Messanstalt der Katholiken betrachtet, ist zwar streng; doch hat er das Zeugniß mehrerer protestantischer Schriftsteller selbst für sich. II. Umbildung der Messe und des Messbuchs. 1) Ideen Anderer zur Umbildung der feyerlichen Messe und des dazu bestimmten Buches. Eine raissonnirte Anzeige einiger neuen Messbücher und Schriften über diesen Gegenstand. 2) Meine Ideen zur Umbildung der feyerlichen Messe und des Messbuchs. Der Vf. zeigt sich hier als einen geschickten Liturgen, dessen Vorschläge wohl beherzigt und angenommen zu werden verdienen.

Wenn die Kritik des Vfs., besonders in der ersten Schrift, in manchen Punkten nicht treffend, und in anderen nicht schonend genug befunden worden wäre: so würde Rec. in ein solches Urtheil gern eingestimmt haben. Aber die Behandlung, welche ihm in der Flugschrift No. 3 widerfährt, kann nur Mißbilligung und Unwillen gegen den Obscuranten, der sie bekannt machte, erregen. Der ungenannte Vf. bezeugt Hr. W. mit dem Namen „eines Erzketzers“ (S. 3), nennt ihn „einen Bilderstürmer“, wie Constantin der Unblähige, Claudius von Turin, Luther, Calvin u. s. w. (S. 3), einen „Gottes- und Heiligen-Lästler“ (S. 4), einen „Lehtjungen des Ketzers Eustasiani (S. 5). Kurz, das ganze Libell zeigt eben so viel Unverstand und Abgeschmacktheit, als eine intolerante und hämische Denkungsart. Die Periflage, womit in No. 4 jenes Product behandelt wird, hat zwar Rec. auch nicht gefallen, und wird schwerlich, des verfehlten Tones und Sachchels wegen, einem Leser von Geschmack zusagen; aber freylich mag sich der Vf. damit entschuldigen, daß es in einem solchen Kriege ohne Sottise nicht abgehen könne!

Nördlingen, b. Beck's Wittwe: *Versuch einer Altargebie, nebst einer Abhandlung über Gebet, Kirchengesang und Altargebet*, von Adam Theodor Albin Franz Lehman, Diacenus an der evangelischen Kirche zu Dinkelsbühl. 1806. LXVIII u. 76 S. kl. 8. (8 Gr.)

Diese mißlungenen Versuche zeigen warnend, welches Unheil unserer Liturgie bevorstünde, wenn sich der Rhythmus ihrer Formulare bemächtigen würde. Sie würden dann zu leeren Getöne werden, dessen sich diejenigen erfreuten, die auch in der Kirche am hohlen Wortklänge sich vergnügen möchten, über welchen aber die einfältigen, herzlichen Betruern müßten. Wenn der Vf. S. 43 der vorgesezten, sehr unverständlich geschriebenen Abhandlung in einer Anmerkung ein paar ältere heraldische Altargebete anführt, und dann hinzusetzt: „Möchte ich mich doch irren, wenn ich mehrere moderne Formulare als keinen Ersatz für den Verlust ansehe, welchen die öffentliche Andacht durch die Abschaffung solcher kräftigen und frommen Gebete erlitten hat!“ — so hat er ein Urtheil über seine eigenen Altargebete ausgesprochen. Sie sind, dem größeren Theil ihres Inhalts nach, keine Gebete, sondern poetische Selbstbetrachtungen, Reflexionen, Ausrufungen, bisweilen leere Tiraden: bloß die letzten Zeilen enthalten gewöhnlich einen Gebetsseufzer. So beginnt No. 3: „Wo können wir das Heilige finden, was sich Gewohnheit hüllt in sein Gewand?“ Weiter unten: „O weh dem Busen, der verpanzert und erfroren in irdischen Sinnes kalter Behauptung nicht Gottes Sprache kennt, und doch zu ihrem Worte Buchstaben ausspricht, Töne fremder Welt.“ Nun erst am Schlusse in den vier letzten Zeilen: „Herr, laß uns beten ohne Unterlaß!“ u. s. w. Rec. würde ein solches Lächeln aller Gebildeten befürchten, wenn er vor ihnen zu Osterfesten beten sollte: Der Staub wird weggesüht von der Vergänglichkeit Strom, es wälzen sich dunkel die Wogen auf dem brüllenden Todesmeer. Der Nachen zerbrechen, was das schwebende Ruder den müden Händen entfällt, das die Bewohner des Ufers, sich dem reißenden Strome verweigend, schwimmen auf der göttlichen Allmacht Rettung der Heymath entgegen.“ Oder am Trinitatisfeste: „Heißes Kleeblatt der unsichtbaren Welt!“ — Da der Vf. S. 44 die Abhandlung sagt: „Das Altargebet soll das Sehnen nach der Höheren im Allgemeinen ausdrücken,“ wie muß es bedauern, ein eigenes Altargebet am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III zu finden, und da beten zu hören: „Als der Vater Freudenthränen weinte, und die Mutter Angst vergaß, da wurde der Knabe. — Friedrich Wilhelm wurde. Unser König wurde.“ Das ist doch sehr profan! Zu welchen Folianten werden unsere Liturgien anschwellen, wenn wir für die Gebarts-, Namens- und Sterbe-Tage unserer Fürsten eigene Collecten entwerfen müssen!

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 D E C E M B E R , 1 8 1 0 .

STAATSWISSENSCHAFTEN:

Ohne Druckort: *Die Sperre des festen Landes und ihr Einfluss auf den Handel, die Finanzen, den Credit und das Wohl der brittischen Inseln.* Von Franz Duvernois (d'Ivernois). Frey nach dem Französischen bearbeitet und mit vielen berichtigen Erklärungen und Anmerkungen versehen von D. Julius Schmidt. 1810. XIV und 205 S. 8. (1 Thlr.)

Der Titel verspricht mehr, als man im Buche findet, und als Parteyschriftsteller sicht der Vf. oft mit Waffen, die man eben so gut auch gegen ihn gebrauchen kann. Die lange Einleitung über die Wichtigkeit des Handels ist gegen William Spence gerichtet, der in einer kleinen Schrift: *Britain independent of Commerce*, welche in wenigen Wochen dreyimal aufgelegt wurde, seine Landsleute dadurch über die Handelsperre zu beruhigen suchte, daß er zu beweisen sich bemühte, Englands Existenz und Wohlstand sey vom Handel ganz unabhängig. Hr. d'Ivernois behauptet nun zwar das Gegentheil, meint aber, was nicht minder paradox scheinen mag, daß England durch die Sperre nicht verliere, sondern vielmehr vermittelst derselben in der Vergrößerung seines Wohlstandes, seines Nationalreichthums, seiner Staatseinkünfte und seines Credits gewinne. — Hr. Schmidt hat in mehreren längeren Anmerkungen die Sophismen des Hn. d'Ivernois klug zu entkräften gesucht, und damit die Übersetzung keinen Anstoß gebe, alle Invectiven des Originals weggelassen. Interesse erhält das Buch dadurch, daß es uns einige Nachrichten über die Lage Großbritanniens im J. 1808 und in der ersten Hälfte des J. 1809 giebt; sind sie auch nicht überall befriedigend: so ist doch manches Erhebende in der Erfahrung, was eine kräftige Nation im Besitz von Hülfsmitteln vermöge, um Noth und Gefahr abzuwenden. Über den neueröffneten Verkehr Englands mit Brasilien, Mexiko und Peru findet man nichts, als daß er besteht, und die allgemeine Behauptung, daß der Ausfall im Absatz der Waaren nach den europäischen Staaten dadurch mehr als gedeckt sey. Mehr beweisen die dem Unterhaufe vorgelegten Zollregister. Die Ausfuhr britischer Waaren betrug, nach den jetzmaligen Marktpreisen gerechnet,

1804	—	40,349,642	Pf. St.
1805	—	41,068,942	—
1806	—	43,242,176	—
1807	—	40,279,665	—

S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

1808 — 40,881,671 Pf. St.

Da aber die Marktpreise veränderlich sind: so führt man durch sie nicht das wahre Verhältniß der Ausfuhr in Rücksicht der Quantität. Es besteht aber in England ein officieller Preis der Waaren, nach dem sie Zoll bezahlen, schon seit einem Jahrhundert unverändert: dieser, wenn er auch von dem wirklichen noch so sehr abweicht, giebt das Verhältniß der Quantitäten bestimmter. Nach diesem war die Ausfuhr an brittischen Waaren für die 4 Jahre 1804—7 im Durchschnitt 25,378,558 Pf.; die Ausfuhr von 1808 aber 26,692,208: mithin ist die Ausfuhr gestiegen um 1,313,650 Pf. Am meisten hat sich vermehrt der Absatz baumwollener Waaren in dem Verhältniß von 3 zu 4: er betrug 1808 14,412,000 Pf. St. wirklichen Preises. Die Einfuhr des J. 1808 aber verhält sich zu der Einfuhr des J. 1806 wie 237 zu 250. Am meisten entbehrte man Getreide, Flachs, Hanf, Talg und Seide: es kam nur $\frac{1}{3}$ des Hanfes, der sonst eingeführt ward, und nur $\frac{1}{4}$ des gewöhnlich ankommenden Talges. Auch ist der Transitohandel gefallen in dem Verhältniß von 91 zu 78, und England hat dabey wohl gegen andere Jahre an 2 Millionen Pf. St. verloren. — Daß die Staatseinnahmen zugenommen haben, und von 56,902,099 Pf. St. im J. 1806 gestiegen sind 1808 auf 60,454,782, ist ein zweydeutiger Beweis des wachsenden Wohlstandes; wie auch, obgleich merkwürdig, die Abnahme der Interessen bey den jährlichen Anleihen. Im amerikanischen Kriege, wie im Revolutionskriege, stiegen die Interessen der Anleihen; seit 1804 sind sie gefallen:

1804	5	Pf.	9	Sch.	2 $\frac{1}{2}$	P. p. C.
1805	5	—	3	—	2 $\frac{1}{4}$	—
1806	4	—	19	—	7	—
1807	4	—	14	—	7	—
1808	4	—	14	—	6 $\frac{1}{2}$	—
1809	4	—	12	—	10	—

und, setzt Hr. d'Iv. hinzu, es wäre eben so leicht gewesen, 18 wie 11 Millionen für 1809 anzuleihen. — Ausser Südamerika öffnete sich auch unerwartet ein neuer Markt für den Absatz des Zuckers: auf St. Domingo haben die Neger die zu mühsamen Zuckerplantagen in die leichteren Kaffeepflanzungen verwandelt, und erhalten rohen Zucker von Jamaika, geläuterten aus England. Aus Manchester gehen schwere Muffeline nach Indien, aus Etrurien Fayence nach China. So hat man freylich sich zu helfen gewußt; doch fühlt man den Verlust, und gesteht sich, daß der Handel mit Europa der vortheilhafteste war.

Kkk

— Am empfindlichsten war der Ausfall der Einfuhr; dennoch, wie sonderbar es auch lauten möge, und wiewohl er es nicht zu erklären vermöge, scheint beynahe ausgemacht, daß England an nichts Mangel litt. Da Zucker im Überflusse vorhanden war, Getreide dagegen fehlte: so verordnete das Parlament, zum Brantweinbrennen Zucker statt des Getreides zu gebrauchen. Dadurch kam der Preis des Zuckers wieder in die Höhe, und die 2 Millionen Gallons Brantwein, die England sonst jährlich verbrauchte und zum Theil aus Frankreich und Holland erhielt, werden jetzt größtentheils durch Rum ersetzt, dessen Verbrauch seit der Blokade von 250,000 auf 1,563,000 Gallons gestiegen ist. — Talg stieg um die Hälfte des Preises; man holte Zufuhr aus Brasilien: doch fiel er erst im Sommer 1809 im Preise, theils weil man beträchtlichere Sendungen aus Südamerika erwartete, theils aber auch, weil man sich anders zu helfen gelernt hat: die geringen Classen brennen Thran, und mehrere große Fabriken gebrauchen mit merklicher Kostenersparung zur Erleuchtung — das Kohlenwasserstoffgas (*Gas carbonique*). Die Entdeckung war schon vor 30 Jahren gemacht; doch erst 1807 machte das Unterhaus die Resultate der Untersuchungen bekannt, welche eine Comité nach Auftrag darüber angestellt hatte. Unter anderen verschafft sich Hr. Ge. Lee auf die Art eine Erleuchtung, die 2500 Lichter bey viel größerer Unbequemlichkeit nicht gewähren. 6 Pf. Kohlen, wovon der Cntr. nur 13½ Pence kostet, geben so viel Licht, als ein Pfund Talg, und dieses Licht kostet nichts, als die Zinsen des für die Anschaffung der Öfen, Gasometer und Röhren ausgelegten Geldes. Denn die nach der Zersetzung calcinirten Steinkohlen verhalten sich wie die gemeine Kohle zum Holz, und verlieren wenig von ihrem Werthe; dagegen gewinnt man durch diesen Process Theer, Pech und eine Art von Terpentin, die man dem nordischen Terpentin vorzieht. Dies hat auf den Gedanken gebracht, die Straßen Londons mit diesem leuchtenden Fluidum zu erhellen, indem man es mittelst unterirdischer Kanäle fortleitete, die durch Ableitungen zur Rechten und Linken das Licht in die Häuser brächten. „Zwar sind die Actien für diese Unternehmung noch nicht vollzählig; aber wenn man, wie man sich schmeichelt, so weit kommen sollte, den Apparat hinreichend zu vereinfachen, so daß der erste Beytrag das Vermögen der kleinen Handwerker nicht übersteigt: so kann England durch seine unererschöpflichen Steinkohlengruben sich für immer mit Pech, Theer, Terpentin, und selbst mit Talg, so weit man es zur Erleuchtung braucht, versorgen.“ Seife aber hat man nicht zu ersetzen gewußt. Fischleim dagegen, der zur Klärung des Bieres nothwendig, und den man sonst nur vom Stör und anderen großen Fischen Russlands erhalten zu können glaubte, hat man aus anderen Fischen mit dem besten Erfolge zu gewinnen gesucht, so daß man ihn bald wird ausführen können. — Holz holt man aus Ober- und Nieder-Canada, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland; und nie hat man mehr gebaut, als jetzt;

aber nie ward auch die Kunst, Zimmerholz zu sparen, so weit getrieben. Da die Themse die aus- und einfahrenden Kaufahrteyschiffe nicht mehr fassen kann: so hat man rechts und links Busen gegraben, und mit Speichern umgeben, die Städten gleichen. Dry solcher Busen oder Seen sind vollendet, nicht auf Kosten des Staats, sondern von Actionärs, deren jährliche Dividende jetzt schon alle Erwartung übersteigt. Die Kosten haben betragen 3 Mill. Pf. St. Und sonderbar, während Russland und Dänemark allen Handel mit England verbieten, baut man in London einen vierten Hafen, der fast allein für den nordischen Handel bestimmt ist. — Um den Mangel an Hanf zu ersetzen, hat die Admiralität die Verbindlichkeit übernommen, allen Hanf, den die Irländer einfenden würden, um den Marktpreis, wie hoch der auch seyn möchte, zu kaufen; und wenigstens immer mit 60 Pf. St. die Tonne zu bezahlen, wenn die Preise fallen sollten; in Irland selbst aber hat man in Rücksicht des Hanfes den Naturalzehnten in Geld verwandelt, und auf 5 St. für jeden Acre gesetzt. So haben die irländischen Landleute für jetzt sich anheischig gemacht, jährlich 400,000 Cntr. Hanf, die Hälfte desjenigen, den sonst Russland einfuhrte, zu bauen; und ist der Morast von Allen ausgetrocknet, womit man jetzt umgeht: so glaubt man, er allein werde so viel Hanf liefern können, als die Kriegs- und Handels-Flotten bedürfen. Indess will die ostindische Compagnie die anderen 400,000 Cntr. von Indien aus zu ersetzen suchen. — Getreide fehlte nicht, noch war es theuer; eine Menge von Capitalien ist in den letzten Jahren auf den Ackerbau verwandt worden, und also der Ertrag der Ländereyen gestiegen. — Vor allem aber hat Irland durch diese Sperre gewonnen: bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts stiefmütterlich behandelt, gewann es seit der Vereinigung mit Großbritannien gleiche Rechte, und erhielt seit 1807 alle Aufmunterung, des Landes und der Menschen Kräfte anzustrengen, zu erzeugen, was bey der beschränkten Zufuhr mangelte. 3 Mill. Ellen Leinwand fuhr es 1808 mehr aus, als sonst. Überhaupt ist das Verhältniß der Quantität der Ausfuhr Irlands gestiegen in 10 Jahren von 4 zu 5; auffallender ist der Unterschied nach den Marktpreisen:

1797. 98. 99 war im Durchschnitt die Ausfuhr			
			5,650,853 Pf. St.
1806	—	—	9,314,854 —
1807	—	—	10,110,385 —
1808	—	—	12,577,101 —

Die Nordamerikaner bey einer dreymal größeren Bevölkerung führten in dem für sie glücklichsten Jahr 1806 aus um 42,387,000 Dollars Waaren, was nicht viel über 10 Mill. Pf. St. irländischen Geldes macht (Das irländische Pf. ist 7½ p. C. geringer, als das englische). Und so sind denn auch die öffentlichen Einkünfte gestiegen: in den letzten Jahren vor der Union betrugen sie im Durchschnitt 1,678,271 Pf. St. — 1806 aber 5,694,153 — und 1808 6,174,561 Pf. St. In fast noch stärkerem Verhältnisse ist die Einfuhr ge-

wachsen, also der Luxus bedeutend gestiegen, wahrscheinlich von den Engländern befördert. Doch fehlte es nicht an Geld. Die Anleihe von 1799 gab 6 Pf. 4 Sch. 9 P. p. C.; die im May 1809 zu Dublin eröffnete Anleihe von 1,250,000 Pf. giebt nur 4 Pf. 13 Sch. 1½ P. p. C., in Irland, wo die gesetzlichen Interessen von Anleihen auf Hypothek 6 p. C. sind. — So also, schließt Hr. d'lv., hat Irland durch seine verdoppelte Thätigkeit Großbritannien geschützt gegen die drohenden Gefahren der Blokade; und England hat gelernt, durch Irlands Producte und Fabricate sich vom Auslande unabhängiger zu machen.

V. S. A.

G E S C H I C H T E.

BERLIN, b. Hayn: *Historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung, oder chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte (von 1789 bis 1810), nebst einer Übersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der älteren, mittleren und neueren Geschichte*, herausgegeben von Karl Stein. 1810. X und 234 S. 12. (16 Gr.)

Die Menge der politischen Begebenheiten und Handel unseres Zeitalters ist so groß, daß es selbst dem glücklichsten Gedächtnisse schwer fällt, durch das Labyrinth der vielen Namen und Jahrzahlen sich mit Sicherheit durchzuarbeiten. Um so fühlbarer ist das Bedürfnis eines chronologischen Leitfadens, und schon mehrere wackere Historiker, unter anderen *Wedekind*, haben, diesem Bedürfnisse abzuhefen, einen rühmlichen Eifer bewiesen. Die Idee, dieses Bedürfnis durch ein kleines Taschenbuch zu befriedigen, ist allerdings glücklich; aber Hn. St. Ausführung dieser Idee entspricht den Forderungen, die man an ein solches Büchlein machen kann, nicht völlig. Sorgfältige Auswahl der Begebenheiten, gedrängte Darstellung, und Richtigkeit der Angaben sind die Eigenschaften, die ein chronologisches Taschenbuch vorzüglich empfehlen. In der neueren Geschichte, die in diesem Taschenbuche besonders vollständig abgehandelt ist, stößt man

nicht leicht auf Stellen, die mit diesen Eigenschaften im Widerspruche stehen. Die Angaben aus der alten und mittleren Geschichte sind zwar nicht die Hauptsache dieses Büchelchens; aber die Unrichtigkeiten, die sie enthalten, können bey Personen, die der Geschichte nicht recht kundig sind, doch allerdings Verwirrung verursachen, und wir halten uns daher zur Anzeige der vornehmsten derselben mit Recht verbunden. Ninus, der Gemahl der Semiramis, lebte, nach Herodot. 520 Jahre vor Sardaspal, also nicht schon 2000 v. Chr. Warum wird Troja's Eroberung 1206 angesetzt? Homer (277 nach Troja) fällt nicht auf das Jahr 1000; Roms Kriege mit Karthago gingen nicht 218, sondern 264, an; Constantin der Große erklärte sich nicht erst 333 für das Christenthum; die Sachsen und Angeln kamen nicht schon 374 nach Britannien; auf das Jahr 800 fällt nicht das fränkische Reich, sondern die Wiederherstellung des weströmischen Kaiserthums, in der Person Karls des Großen, und die Monarchie desselben erstreckte sich nicht bis an den *Tiger*; das fränkische (carolingische) Reich wurde nicht erst 900, sondern schon 843 getheilt; die Kreuzzüge endigten (Ludwigs IX. Kreuzzug nach Tunis) erst 1270; die Erfindung des Schießpulvers läßt sich nicht auf das Jahr 1354 setzen; Diaz, der bis zur südlichen Spitze von Afrika kam, war nicht derjenige, der die Westküste dieses Erdtheiles entdeckte; der Verfall der venetianischen Republik fängt sich nicht schon 1498 an; die Ligue von Cambray fällt nicht auf das Jahr 1505; bey dem Jahre 1512 muß statt Neapel Navarra stehen; Heinrichs VIII. Scheidung brachte noch keine eigentliche Reformation hervor; Karl I. ist nicht am 9. Februar enthauptet worden. In Ansehung der Auswahl hätten wir noch die Erinnerung zu machen, daß manche für ein Taschenbuch zu unbedeutende Begebenheit, oder Person, z. B. mancher türkische Kaiser, hätte wegleiben sollen. Hierher gehört auch das, was bey den Jahren 1582 und 1652 angegeben ist. Im Ganzen genommen bleibt dieses Taschenbuch aber immer ein brauchbares Werkchen, das sich auch durch sein Register empfiehlt. Ig.

K L E I N E S C H R I F T E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Lüneburg, b. Herold u. Wahlrab: *Über die sichersten und schnellsten Mittel, einem durch Krieg ruinirten Staat, dessen Wohlstand ehemals mehr auf Landwirthschaft, als Fabriken und Handlung gegründet war, wieder anzuhelfen*. Eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift von C. U. D. Freyherrn von Eggers, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 1809. 47 S. 8. (6 Gr.)

Es ist sehr zu bedauern, daß diese, den Zeitumständen so angemessene Aufgabe der berühmten Societät der Wissenschaften zu Göttingen keinen Bearbeiter gefunden hat, der sie ganz aufgefaßt und umfaßt hat. Denn Hr. von Eggers, dessen Schrift gekrönt worden ist, redet einzig und allein nur davon, wie dem Bauernstande aufgeholfen werden könne. Gleichwohl scheint dieses nicht erschöpfend zu seyn. Denn auch in denjenigen Staaten, deren Wohlstand mehr auf Landwirthschaft als auf Fabriken und Handlung gegründet ist, und in denen der Bauernstand der vorzüglichste Stand ist, macht er doch einestheils nicht den einzigen Stand aus, anderntheils ist er, wie dieses Hr. v. E. selbst bemerkt, gerade derjenige Stand, der sich noch am ersten wieder hilft.

Nächst diesem schränkt sich der Vf. zu sehr auf solche Mittel ein, welche von den Regierungen verfügt werden, da doch auf die Länge und im Großen die Regierung nicht im Stande ist, durch directe Verfügungen dem Wohlstande aufzuhelfen, sondern vielmehr dieses von der Nation selbst geschehen muß. Vielleicht hat es in diesem Stücke geschadet, daß der Vf. seine Beobachtungen und Erfahrungen hauptsächlich in solchen Provinzen hat anstellen und machen können, welche eine so glückliche Lage haben, daß es genug ist, wenn man sich nur um die Production bekümmert, weil sich der Absatz von selbst findet, und in welchen ein lebendiger städtischer Verkehr vorhanden ist. Doch wir wollen zuerst die Hauptideen, welche Hr. v. E. mittheilt, angeben und dann einige Bemerkungen anhängen. — Zuerst will der Vf. dafür gesorgt haben, daß es dem Landbau nicht an Händen fehle, und bringt dazu als das beste Mittel in Vorschlag, die großen Güter zu vereinzeln, und mit den Frohdiensten Änderungen zu treffen. Beides an sich recht gut; aber bey der Manier, nach welcher der Krieg in den neueren Zeiten geführt wird, und bey der Lage der Gesellschaft, wie solche jetzt ist, scheint diese Sorge eben nicht groß, wenigstens bey weitem nicht

so groß zu seyn, als die Sorge, den vorhandenen Menschen Beschäftigung und Brod zu verschaffen. — Nächst diesem will er dafür geforgt haben, daß die Gebäude des Landmanns, die Ackergeräthschaften, sein Viehstand unterhalten und wiederhergestellt werden, und daß er an gutem Saamenkorn keinen Mangel leide. Dieses ist allerdings sehr wichtig und notwendig, und es ist keinesweges, wie auch der Vf. sehr richtig bemerkt, eine Verschwendung, wenn die Regierung hiezu Geld hergeben; aber weniger richtig scheint es, wenn der Vf. S. 30 sagt, es werde dem Staate dazu nie an Geld fehlen. Auch glaubt Rec., daß dergleichen Unterstützungen nie geschenkt, sondern immer nur als Vorschüsse gegeben werden müssen, und es kommen ihm hiebey seine eigenen Erfahrungen zu Statte. Zum Schenken und Erlassen ist es immer noch Zeit, und das Schenken macht leicht Faule. Am meisten erwartet der Vf. von einer gut eingerichteten, mit Verstand und wahrem Wohlwollen verwalteten Credit-Casse. Alles, was er darüber sagt, zeugt von vieler Einsicht und Erfahrung, und Rec. wünscht sehr, daß diese Art von Institutionen gemeiner werde, als sie es jetzt ist. Die Schwierigkeiten sind, sobald nur der heilige Eifer da ist, so groß nicht, und der Lohn ist so süß, Eben so ist es zu wünschen, daß die Regierungen die Unterthanen durch Belehungen zu leiten suchen; aber freylich dürfen diese Belehungen ja nicht zu weit schweifig werden, und es ist unendlich besser, durch Beyspiele und Handlungen, als durch Wort und Schrift, zu belehren. Dieses weckt zugleich Vertrauen, und darauf, daß die Unterthanen zu ihren Regierungen und deren Mafsregeln Vertrauen haben, kommt sehr Vieles an. Um dieses sich zu erwerben, ist der Rath des Vfs. sehr zweckmäßig, welcher dahin geht, daß die Regierungen bey allen solchen Geschäften, welche tief in das Innere eingreifen, ja nicht ihr Vertrauen bloß auf ihre Beamten setzen, sondern verständige Männer mitwirken lassen, und Rec. stimmt dem Wunsche, mit welchem der Vf. schließt, daß es die Regierungen überhaupt der Mühe werth achten möchten, sich mehr mit den Ansichten der Verständigen im Volke zu umgeben, aus vollem Herzen bey. Wie viele Übel, welche die Gesellschaft ohne Noth und Zweck drücken, wie viele Mißgriffe würden vermieden werden, wenn dieser Wunsch realisirt würde! Aber freylich ist dieses mit der Lieblingsidee unseres Zeitalters, alles nach allgemeinen Grundsätzen einzurichten und der Form das Wesen aufzuopfern, und mit der ganzen Ansicht, welche man vom Staat und von dessen Verwaltung hat, im Ernst nicht wohl zu vereinigen.

Niemand wird verkennen, daß auf die eine oder die andere, von dem Vf. in Vorschlag gebrachte Weise ein guter Grund gelegt werden kann, auf welchem sich fortbauen läßt. Aber dieses Fortbauen, worauf doch eigentlich Alles ankommt, und eine solche Erweiterung des Gebäudes, daß auch die übrigen Bewohner eines Staats, namentlich die der kleineren Städte — denen die größeren Städte Deutschlands in mancher Rücksicht, die hieher gehört, immer ähnlicher werden — und der Berggegenden, davon Nutzen ziehen, erfordert weit mehr, und es wäre der Mühe werth gewesen, hierauf die Untersuchung auszudehnen. Nach unserem Dafürhalten kann der Staat durch einzelne Verfügungen und Unterstützung hier sehr wenig wirken, sondern hier kann die Nation *alleis* uns helfen, und der Staat kann höchstens durch allgemeine Anordnungen die Nation leiten, und die allgemeinen Zwecke fördern. Die Mittel und Wege dazu können verschieden seyn, aber als allgemeines Mittel dürfte keines von größerem Erfolge seyn, als Erhöhung und Beförderung der inneren Industrie, und Belebung des innern Verkehrs bis zu einem so hohen Grade, daß es einer gänzlichen Entfaltung alles Ausländischen und einer völligen Beschränkung auf die innere Industrie nahe kommt. Hierauf sollten die Staaten und wahre Patrioten ihr Augenmerk hauptsächlich richten; sie und ihre Mitbürger würden dadurch glücklicher werden, die Nachwelt würde sie dafür segnen. Nie ist auch die Zeit so günstig dazu gewesen als jetzt. Wir alle, der eine mehr, der andere weniger, haben an uns selbst die Erfahrung gemacht, wie so manches, was uns ehemals zu des Lebens Nothdurft und Nahrung nothwendig, was zu einem behaglichen

gestricheltem Leben unentbehrlich schien, sehr gut entbehrt, oder durch andere Dinge ersetzt werden kann. Diese Erfahrung müssen wir mit Sinn und Verstand benutzen, und mit Patriotismus erweitern. Wir müssen nicht, wie wohl bis jetzt geschehen, mit Widerwillen dem verbotenen Gute entsagen, sondern wir müssen eine Freude, eine Ehre und einen Ruhm darin finden, müssen es zur neuesten Mode machen, uns alles dessen zu enthalten, was nicht der vaterländische, heimliche Boden erzeugt, und was nicht die Hand eines unser Mitbürger hervorbringt. Wird dieses ein praktischer Grundsatz: so werden unsere Wollen-Manufacturen, unsere Flachs-Spinnereyen und Webereyen, die uns weit näher angehen, weit mehr uns eigen sind, als Baumwollen- und Seiden-Fabrik; aufblühen; sich erweitern, und, besonders, wenn der kaiserliche Preis, welcher auf die Erfindung einer Flachs-Spinn-Maschine gesetzt ist, wie sich bey uns nicht bezweifeln läßt, auf Verbesserungen in der Spinnerey führt, — bald Gattungen von Stoffen liefern, an welche man jetzt, da die ganze Bearbeitung weit mehr auf Gegenstände des Bedürfnisses und der Reinlichkeit, als auf Gegenstände des Luxus, des Putzes und der Mode gerichtet gewesen ist, nicht gedacht hat, und unseren Mitbürgern, sowohl dem produzierenden Landmanne, als dem verarbeitenden Städter, viel das zufließen, was bis jetzt dem Pflanzler in einem entlegenen Welttheile und dem Weber, oder einem anderen Mittelsmanne zugeflossen ist, der von uns so entfernt wohnt, daß sein Wohlstand und seine Consumtion für unseren Kreis von keinen unmittelbaren Folgen seyn konnte. Unsere Bierbrauereyen und unsere Brantweinbrenneyen, und mit und durch sie die Viehzucht, der Ackerbau, die Obstkult, eben wie auch städtische Gewerbe und der ganze städtische Verkehr zu ihrem alten Glanze sich emporheben und neue Volkstheilen erhalten; wenn wir nicht mehr in unserm bürgerlichen und geselligen Leben zu den Producten aller Welttheile und aller Zonen unsere Zuflucht nehmen, sondern uns zu das halten, worauf uns die Natur gewiesen hat, und diese Hervorbringung und Zubereitung unsern arbeitenden Mitbürger und nicht etwa bloß den Krämer und Höcker, die Blutigel der Gesellschaft, nährt. Das Berg- und Hüttenwesen, und das große Gewerbe der Feuerarbeiter in seinem ganzen Umfange wird seine Lebendigkeit wieder erlangen, und zu einem höheren Grad von Veredlung gelangen, was wir fernerhin nicht mehr nur das, was ausländisch ist, suchen, und; den größten Aufwand nicht scheuend, sehr viel das aus dem Auslande kommen lassen, was unsere Künstler bloß deshalb nicht versfertigen, weil ein Vorurtheil ihnen keine Aussicht zu einem vortheilhaften Abfatz giebt. Hat unsere Landstädte und Gewerbe treibenden Gegenden werden dem Bilde gleichen, welches der treffliche Mäßer — puristische Phantasie II, 27 — entwirft, um die Frage zu beantworten, ob man eher für die Bevölkerung, oder eher für den Ackerbau oder für den Handel sorgen müsse. Auch werden endlich alle die Mafsregeln, welche jetzt genommen werden, in einem höheren Lichte erscheinen, und eine willkürliche Befolgung erhalten. Das zu thun, was Noth ist, ist Weisheit, und die Noth rechtfertigt so Vieles; darum muß man sich durch allgemeine Raisonnements und haarscharfe Theorien nicht abhalten lassen, sondern der Staat muß durch Gebot und Verbot, durch Einschränkungen, durch Luxus-Gesetze, durch Kleiderordnungen u. s. w. der guten Sache zu Hülfe kommen, oder noch besser, die Großen müssen durch wirksamen Beyspielen verleuchten. Doch das gehört eigentlich nicht hieher, unsere Ablicht war nur, zu zeigen, daß durch ausgedehnte Benutzung unserer einheimischen Producte, durch vermehrte Beschäftigung aller Gewerbe unserer Mitbürger, den Staaten, welche durch den Krieg in dessen Folgen ruinirt worden sind, am sichersten wieder aufgeholfen werden könne, und daß es zur Wiederherstellung des alten Wohlstandes keinesweges hinreiche, wenn man nur für einen Stand sorge, weil der Markt kein guter Markt genannt werden kann, wo der Verkäufer viele, der Käufer aber wenige sind. Möge uns jeder dasjenige davon herausnehmen, was zu seinem Besten dient.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 D E C E M B E R , 1 8 1 0 .

G E S C H I C H T E .

BRESLAU, b. Korn d. Ältern: *Schlesien wie es war.* Von Karl Friedrich Anders. 1810. 1 Th. VIII und 520 S. 2 Th. Mit Urkunden. XIII u. 415 S. kl. 8. (3 Rthlr.)

In einem verhängnisvollen Zeitalter, in dem auch so manche Zweige der Literatur fast zu verdorren anfangen, ist eine Schrift dieser Art eine höchst seltene Erscheinung. Wer giebt sich jetzt hin zum Betreiben des trockenen Studiums der Diplomatie, zum Forschen in den Quellen und zum mühsamen Eruiern der Urkunden der früheren Zeit, da die Gegenwart uns so lebendig anspricht, und eine mächtige Umwälzung der Länder veranlaßt? Wenn die preussisch-brandenburgische Geschichte durch den eisernen Fleiß eines Gercken, Lentz u. A. m. aus der Dunkelheit ans Licht gefördert wurde; wenn es ihnen unter Beyhülfe ihrer Zeitgenossen gelang, durch Öffnung der Quellen das abzuleiten, was den klaren Strom der Geschichte hemmte: so verdienen sie den Dank eines jeden Forschers der Wahrheit. Aber zur Erstrebung des Ziels, nach welchem einst Mehrere wetteifernd liefen, findet sich jetzt kaum ein Einzelner in der Laufbahn.

Hr. A. hat eine specielle Landesgeschichte des preussischen Staats mit Glück bearbeitet, und sein Verdienst um dieselbe ist nicht zu verkennen. Die vorliegenden Nachrichten sind aus den besten historischen Werken und aus Urkunden gezogen. Jene sind an Ort und Stelle in der Schrift selbst namhaft gemacht. Wer mit Schlesiens historischen und geographischen Werken bekannt ist, dem werden dabey in dieser Hinsicht besonders die Bemühungen eines Kloß, Zimmermann, Pachaly, und des Vfs. der Schrift: „Von Schlesien. Vor und seit dem Jahre 1740“ dankbar in Erinnerung seyn.

Unser Vf. hat die älteste Landesgeschichte bearbeitet. Die beiden Theile enthalten zwey Perioden. Die erstere und kürzere begreift Fragmente aus der ältesten Weltgeschichte, Nachrichten von den ersten schlesischen Bewohnern, den Wenden und Germanen, und von der Verbindung des Landes mit Polen, so wie die Regenten Polens und Schlesiens aus dem piastischen Stamme. Hierauf folgt eine Schilderung der politischen, religiösen, Finanz-, Justiz- und Polizey-Verfassung des Landes, ingleichen der Sitten und Beschäftigungen der Einwohner. Auch ist der Anfang der Beschreibung des Bisthums Breslau S. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

und der dortigen Bischöfe bis zum Jahre 1163 hinzugefügt. — Die zweyte Periode umfaßt die Jahre von 1163 bis 1335, und beschreibt die schlesischen unabhängigen Regenten piastischen Stammes, die sowohl über ganz Niederschlesien, als nach der Theilung über die einzelnen Herzogthümer, so wie über ganz Oberschlesien und nach dessen Theilung über die einzelnen Länder desselben regiert haben. Die Geschichte der Bischöfe von Breslau von 1163 bis 1335 wird ebenfalls fortgesetzt, und auch in gewissen Zeiträumen die Cultur, Staatsform, und das übrige zur Landesgeschichte Gehörige fortgeführt. Hieraus erhellet, daß der Vf. überhaupt keine Nachrichten bis um das Jahr 1335 zusammengetragen hat, oder bis zu der Zeit, als sich die Herzöge mit ihren Fürstenthümern den böhmischen Königen als Vasallen unterwarfen.

Die Form hat unseren Beyfall. Nach den Perioden sowohl, als nach der Reihe der Regenten und der Länder, welche unter ihnen standen, hat man einen deutlicheren Überblick, als wenn unabgesondert von den Ländern, etwa synchronistisch, die Begebenheiten und Vorfälle zusammengestellt wären. Wie verwirrt und dunkel muß so gerade die schlesische Geschichte dem Leser werden, welches man unter anderen an mehreren Stellen in der dem achten Bande der preussischen Staatsgeschichte von Pauli angehängten Geschichte von Schlesien wahrnimmt. Zwar sind einige Wiederholungen, wenn ein Herzog mehrere Länder besessen hat, unvermeidlich. Der Vf. entschuldigt sich auch deshalb; doch, glauben wir, hätte dabey noch einige Einschränkung Statt finden, und manches schon Gesagte nur angedeutet werden müssen. Unstreitig ist es, daß zur Bearbeitung der schlesischen Geschichte eine Bekanntschaft mit der Geschichte Deutschlands, Polens, Böhmens, Ungarns, Österreichs, Brandenburgs und Mährens erforderlich ist.

Im ersten Theil enthält die erste Periode zuvörderst Fragmente aus der Weltgeschichte. Es sind Nachrichten von den Wenden und alten Germanen als Ureinwohnern Schlesiens, von den fränkischen und sächsischen Staaten. Die Gegenstände sind so bekannt, und so oft vorgetragen, daß wir ihre umständliche Darstellung für den Zweck dieser Schrift zu weitläufig finden. Wir billigen es sehr, daß der Vf. S. 68 vom piastischen Stamme anfängt; denn was einige Schriftsteller über den früheren Stamm Lechs gesagt haben, ist unerwiesen. (Warum sind aber Piasts unmittelbare Nachfolger und Descendenten, Ziemovit, Lechus und Ziemomyslaus übergangen?)

Wir sind gleichfalls der Meinung (S. 90); daß Botes-

lav I sich selbst die Krone aufgesetzt und nicht, wie Andere behaupten, vom deutschen Kaiser Otto III die Königswürde erhalten habe. Ob aber (S. 103) der letzte polnische König *Boteslav II* in Ungarn 1081 starb, ist noch unerwiesen. Andere, auch bewährte Autoren wollen, daß er auf seiner Flucht aus Ungarn nach Kärnthen gekommen, und daselbst in einem Kloster gestorben sey. *Boteslav IV* trat 1163 Schlessien und Oppeln an die drey Prinzen seines Stiefbruders *Wladislav II* ab, wodurch Schlessien ein vom Mutterlande Polen abgeonderter Staat, und ein unabhängiges Herzogthum wurde. Die Übersicht des Zeitraums bis 1163 geht von S. 132 bis 162, und enthält interessante Data über Schlessiens Verfassung. — Was der Vf. von der Gründung des Bisthums Breslau sagt, ist auch unsere Meinung. Erst im 11ten Jahrhundert ist es gestiftet. Das Bisthum zu *Smogra* ist ein Unding. *Gottfried*, den man gemeinlich ums J. 983 als ersten Bischof daselbst anführt, war nur ein Katechet; die alten Chronisten nennen ihn auch nur einen Pfarrer. Hr. A. hebt daher die Reihe der breslauer Bischöfe mit Recht von *Johann I* an, dessen Todesjahr man 1072 annimmt. Die Bischöfe standen noch lange nach der Stiftung unter den Erzbischöfen von Gnesen. Erst 1358 kam das breslauer Bisthum ganz unter Böhmen. (Hier ist aber die Reihe der Bischöfe nur bis zum Jahr 1335 im zweyten Theile fortgeführt, oder bestimmter bis *Nanker*, der 1341 starb.) Wir heben aus dieser Geschichte der Bischöfe noch aus, daß der 1181 zum Bischof gewählte *Franz*, von Geburt ein Schlesier, wegen seiner Schrift: *De Clericorum et Laicorum matrimoniis*, für den ersten schlesischen Schriftsteller angesehen wird. Sein Nachfolger *Jaroslav* schenkte dem Bisthum das Fürstenthum Neisse. Zur Zeit *Laurenz I* (gest. 1222) wurden in Schlessien mehrere Klöster gestiftet, die in der neuesten Zeit, wie alle geistlichen Güter im Preussischen, eine Veränderung erlitten haben.

Die zweyte Periode des ersten Theils (S. 175) enthält die Geschichte unter den eigenen unabhängigen Herzogen piastischen Stammes, welche bis Th. 2 S. 88 fortgeht, und den Zeitraum von 1163 bis 1335 in sich begreift. Schlessien erhielt 1201 seine jetzige Eintheilung in Nieder- und Ober-Schlessien. — Von den Herzogen über ganz Niederschlessien bemerken wir *Heinrich I*, den Bärtigen, von 1201 bis 1238. Unter ihm fand die deutsche Sprache Eingang, den sich ansiedelnden deutschen Familien wurde das deutsche Recht ertheilt. Er stiftete die Klöster Trebnitz und Heinrichau. Seine Gemahlin *Hedwig*, mit der er 6 Kinder gezeugt hatte, vermochte ihn zu einer beständigen Enthalttsamkeit von ihr, die 30 Jahr noch dauerte. Seit dieser Zeit ließ er sich das Haar abschneiden und den Bart wachsen; daher sein Zunahme. *Hedwig* war strenge gegen sich selbst. Sie wusch am grünen-Donnerstage den Armen und Ausätzigen die Füße, geißelte sich auch oft, trug abgetragene Kleider, hatte um den Leib einen pferdeharnen Gürtel, und ging fogar im Winter mit bloßen Füßen. Sie schlief stets auf dem harten Bo-

den, und nur bey Krankheiten auf Stroh. Bey ihrem Leben und nach ihrem Tode wurde sie als eine Heilige verehrt, die Wunder thun konnte. *Heinrich I* Nachfolger und Sohn, *Heinrich II*, der Fromme, erlebte eine der denkwürdigsten Begebenheiten in der schlesischen Geschichte, die 1241 vorgefallene Schlacht bey Wahlstadt, unweit Liegnitz, mit den Tartarn, wo *Heinrich* blieb, und Schlessien in einer Zeit von 6 Wochen ganz ausgeplündert wurde. — Dann folgt noch im ersten Theile die Regentengeschichte der Herzoge von Breslau, von Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg und Brieg bis zum Jahre 1335.

Der zweyte Theil liefert bis zu dem genannten Jahre die Geschichte der Herzoge von Glogau, Steinau, Sagan und Öls, nebst der Landesgeschichte von Niederschlessien in der Periode von 1252 bis 1335. — Die Geschichte von Oberschlessien ist abgetheilt in die Regentengeschichte der Herzoge, die über ganz Oberschlessien regierten von 1163 bis 1258, und der Herzoge, welche seit der Theilung Oberschlessiens regierten, sowohl als Herzoge von Teschen, Aufschwitz, Beuthen und Cosel vereinigt, als auch als Herzoge von Beuthen und Cosel, als Herzoge von Glewitz, von Aufschwitz, von Teschen. Hierauf folgen die Herzoge von Oppeln, Falkenberg, Strelitz, Rattibor und Troppau; dann eine allgemeine Übersicht der Landesverfassung von Oberschlessien. Es gehörte dazu anfänglich nur Rattibor, Teschen, Troppau und Jägerndorf; doch war es bevölkerter und angebauter als Niederschlessien. Die Staatsform war monarchisch, und alle Herzoge regierten uneingeschränkt; aber sie unterwarfen sich 1327 der böhmischen Lehnshoheit, und verloren dadurch ihre Unabhängigkeit. — Angehängt ist eine Sammlung von noch ungedruckten Urkunden, 21 an der Zahl, aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Der Vf. hat sie von einem Freunde erhalten, und sagt, daß ihre Ächtheit nicht zu bezweifeln sey. (Wir halten dafür, daß überhaupt in Schlessien, namentlich in den Klöstern, manche Sektenheit an gedruckten und ungedruckten Schriften, welche die Landesgeschichte erläutern, vorhanden sey. Dergleichen sollen sich unter andern auf dem Schlosse Fürstenstein befinden.)

Über manche Begebenheit hat der Vf. Licht verbreitet, so wie überhaupt sein Streben nach Gründlichkeit sichtbar ist. — Regierende Herren nahmen sich oft durch List gefangen, um Länder oder Geld zu erpressen. Selbst Brüder handelten auf die Art: *Boteslav der Kahle* wollte 1257 seinen Bruder *Conrad II* von Glogau in seine Gewalt haben, und lud ihn zu sich nach Liegnitz ein. *Conrad* merkte es, nahm Mannschaft mit, bemächtigte sich des Bruders schnell im liegnitzer Schlosse, führte ihn nach Glogau, setzte ihn in Verwahrung, und ließ ihn nicht eher los, bis er 2000 Mark Silbers bezahlt hatte. — *Heinrich III* von Glogau ließ 1293 den Herzog *Heinrich V* von Breslau, als dieser im Bade war, von seinen eigenen ihm untreuen Rittern überfallen und gewaltsam entführen. Er wurde in Glogau in einen hölzernen mit

Eisen beschlagenen Kästen gesperrt, der so niedrig und eng war, daß der Fürst in demselben weder aufgerichtet stehen noch liegen konnte. Hier mußte er sich zur Abtretung von Ländern, die jeßseit der Oder lagen, bequemen. Man schreibt diese Gewaltthat gewöhnlich Conrad II von Glogau zu; dieser war aber schon 1273 gestorben. Übrigens erinnert man sich hiebey an Markgraf Otto IV von Brandenburg, der im Kriege mit den Magdeburgern gefangen und ebenfalls in einen hölzernen Käfig gesperrt wurde.

Ein Seitenstück zu den „Weibern von Weinsberg“ verdient hier noch aus der Geschichte Herzogs Bolko II von Mählerberg bemerkt zu werden. König Johann von Böhmen liefs ihn durch seinen Bruder, den Markgrafen Karl IV, in Frankenstein belagern, weil er die böhmische Lehnshoheit nicht anerkennen wollte. Bolko machte in einem Ausfall mehrere böhmische Ritter zu Gefangenen. Karl veranstaltete im Lager ein Fest, liefs die Frauen der Gefangenen hinkommen, und suchte den Bolko dazu einzuladen. Er kam; die Frauen schmeichelten ihm, und baten ihn um Freylassung ihrer Männer. Bolko liefs die Ritter im Geheim holen, und gab sie ihren Frauen ohne Lösegeld zurück. Karl war über die Großmuth gerührt, und trug dem Herzog die Grafschaft Glatz nach Heinrichs VI Tode an. Es wurde angenommen, und Bolko erklärte sich für einen böhmischen Vasallen. — Die Erzählung, daß Conrad III, Herzog von Steinau (reg. von 1290 bis 1304), nicht habe wollen Erzbischof von Salzburg werden, weil er in Wien erfahren, daß das Bier daselbst nicht so gut sey als in Steinau, erklärt der Vf. mit Recht für eine Fabel. Er sollte nicht Erzbischof in Salzburg werden, sondern Patriarch in Aquileja, welches er aber ausschlug. — Wir erkennen und schätzen den Werth dieser gründlichen Schrift, und wünschen, daß die Zeit bald wiederkehren möge, wo der ächte historische Forschungsgeist durch Ermunterung und Unterstützung gedeihen könne. V. H. B.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Über die zweckmässigste Organisation des öffentlichen Bauwesens in einem Staat und über die wahren Verhältnisse der Baumeister, Handwerker und Handwerkszünfte zu demselben.* Ein Wort in der jetzigen Zeit gesprochen von Louis Catel, Architect. und königl. preusslich. akad. Künstler. 1809. XII S. 8. (Geheftet in farbigem Umschlag 14 Gr.)

Man ist schon gewohnt, von Hn. C. nichts Alltäglichen zu erwarten, und so bietet auch diese Schrift, wiewohl der Vf. in dieser Sphäre sich bisher noch nicht versucht hatte, ein sehr vielseitiges Interesse dar. In der Einleitung giebt Hr. C. S. 5 den Zweck seiner Schrift dahin an, „dem Bauwesen des Staats seine Grenzen anzuweisen, welche es nicht überschreiten dürfe, ohne die Staatskräfte unzweckmässig zu verwenden.“ Zugleich erklärt der Vf. so human, als offen, daß er alle Persönlichkeiten und beißende Anspielungen (welche leider viele un-

berufene Schreyer, welche die preussische Katastrophe herbeygelockt hatte, sich erlaubten) vermeiden werde. Denn, sagt er, „wer seiner Nation und seinem Zeitalter wahrhaft nützlich werden will, der muß nicht zu alten Wunden neue schlagen; sondern wenn er sich berufen fühlt, Heilmittel vorzuschlagen: so müssen sie Balsam aus dem Inneren eines reinen Herzens seyn.“ Diesen Grundsätzen bleibt Hr. C. auch in dem Verfolg seiner Untersuchung treu.

Der erste Theil handelt von der Art und den Grenzen des öffentlichen Bauwesens. Wenn auch Hr. C. hier etwas weit ausholt, und sich durch ein allzu ängstliches Bestreben, recht bestimmt, und wir möchten sagen, mathematisch zu Werke zu gehen, zu einigen gezwungenen Definitionen verleiten läßt, so sind diese doch Kleinigkeiten, welche den Werth dieser Schrift nicht schmälern können. Denn wer wollte den Kern deshalb verachten, weil seine äußere Schale einige raube Flecken hat? Hr. C. theilt richtig alle Aufgaben, welche der Baukunst gemacht werden können, in folgende drey: *Aufgaben für das reine Bedürfnis*, dahin gehört Alles, was zu der absoluten Lebenserhaltung des Menschengar nicht entbehrt werden kann; *Aufgaben für die Beförderung des Lebensgenusses*, umfassen dasjenige, was diese Bestimmung andeuter, sie sind mehr oder minder mit den Forderungen der ersten Art von Aufgaben gemischt; und endlich *Aufgaben durch die Idee gegeben*, diese bezwecken die Verehrung der Gottheit, das Andenken der Verstorbenen, die Hochachtung für Helden und Weise. Auch sie können mehr oder minder mit den anderen Arten von Aufgaben gemischt seyn. S. 12 bemüht sich der Vf., aus der Darstellung des Begriffs vom Staate und aus seiner Bestimmung — die ihm *Beförderung des allgemeinen sinnlichen Wohlfeyns ist* — den Umfang des Staatsbauwesens zu bestimmen. Alle Gegenstände des öffentlichen Bauwesens würden nach dem Vf. betreffen 1) die Überwältigung der Naturhindernisse, indem sie die gesammte Kraft des Einzelnen erfordern; 2) Benutzung der Naturerzeugnisse, wenn dazu Gesamtkraft erfordert wird; 3) Den gegenseitigen Schutz der Rechte der Einzelnen durch die Gewalt des Ganzen; 4) Die Sicherung des Staats gegen den Nachtheil, den ihm fremde Staaten zufügen können. Diese Einteilung scheint uns doch zu beschränkt, und nicht bestimmt genug zu seyn. Was der Vf. S. 15 f. darüber sagt, daß das Bauwesen nie als ein Mittel betrachtet werden müsse, um dem Wohlstande einzelner Städte aufzuhelfen, ist sehr wahr, und war leider eine der Staatsmaximen, die in Berlin, Potsdam, und selbst in mehreren Provinzialstädten nur Bettler erzeugt hat. S. 16 f. stellt der Vf. die Forderungen auf, welche an ein Staatsgebäude zu machen sind — *Simplität* ist ihm die erste Anforderung an Werke des öffentlichen Bauwesens — diese Anforderung ist aber, nach unserem Dafürhalten, bey jedem architektonischen Kunstwerke die erste, und im Grunde allen gemein. S. 22. *Von dem Verhältnissen des Staats zu dem öffentlichen Bauwesen.* Sehr richtig und gut aus einander gesetzt.

Zweyter Theil. Von den Forderungen des Staats an diejenige Intelligenz, welche das öffentliche Bauwesen verwaltet. Das Wesen dieser Intelligenz zerfällt in seinen wissenschaftlichen Gehalt — und in seine praktische Thätigkeit. Beide werden genau aus einander gesetzt. Die erste dieser Abtheilungen, welche die rein wissenschaftliche Intelligenz des Bauwesens umfaßt, würde den sogenannten Baurath bilden, die zweyte würde an der Spitze der Ausführung stehen, die Entwürfe anfertigen, und die Bauten leiten — und die Beamten dieser Abtheilung wären die eigentlichen *Baumeister*; die dritte Abtheilung besorgte die unmittelbare Ausführung, und bestünde aus den eigentlichen Bauhandwerkern. — S. 33. *Von den besonderen Forderungen des Staats an die drey Classen von Bauverständigen u. s. w.* Vom Baurathe und den Baumeistern. Zuerst werden hier die allgemeinen Kenntnisse, welche vorausgesetzt werden müssen, angegeben; dann folgt die weitere Auseinandersetzung der speciellen Fächer. Nach dieser zerfällt das gesammte Bauwesen in — 1) das *Wasser- und Wege-Baufach* — 2) das *Civil- und ökonomische Baufach*, — 3) das *militärische Baufach*. Sehr richtig verlangt der Vf., daß jedes Individuum sich nur zu einem dieser Fächer bestimmen solle. Was über die Organisation des Bauraths gesagt wird, ist zwar sehr durchdacht; doch würde ein Baurath, auf Hn. C. Art eingerichtet, das Nachtheilige einer collegialischen Verfassung in einem noch höheren Grade aufsern, als dies schon ehemals im Preussischen der Fall war. Die Geschäfte würden zu sehr getrennt werden, und die Schnelligkeit dadurch ungemein leiden: ein Umstand, der bey keinem Theile der Staatsverwaltung nachtheiliger werden kann, als bey öffentlichen Bauwesen. S. 43. *Von den Bauhandwerkern.* Trefflich spricht der Vf. über diesen Gegenstand. Er sieht den Handwerker nicht wie eine todte Maschine an, sondern er theilt ihm gleichsam eine belebende Kraft zu — und das ist der einzig richtige Weg, diese Leute in einer höheren Sphäre zu erhalten. Die Gründe für die Beybehaltung der Gewerbsbeschränkung und Zünfte sind richtig angegeben. Der Vf. verlangt mit Recht keine gänzliche Abschaffung, sondern nur eine Reform derselben. Wenn er sich aber gegen die Fabriken erklärt: so geschieht dies offenbar viel zu allgemein, und er hat dabey vergessen, daß gerade die Einrichtung der Fabriken es ist, welche bey jedem Individuum die größte Perfectibilität in dem, was es zum Gegenstande seiner Beschäftigung gemacht, erzeugt. Was der Vf. in der Folge über die Handwerke, Zünfte u. dgl. sagt, können wir nicht Alles unterschreiben, besonders da es nicht immer auf richtigen staatswirtschaftlichen Gründen beruht. Die Mittel, welche der Vf. S. 50 f. angiebt, um die Zahl der Handwerker auf eine vernünftige Art zu beschränken, und besonders nur die tauglicheren Subjecte dazu zu bestimmen, möchten wohl schwerlich ihren Zweck ganz erfüllen. Am unzweckmäßigsten aber scheint uns der Vorschlag, ein Verbot an alle Ausländer ergehen zu lassen, sich in dem Staate als Handwerker niederzulassen u. s. w. „In der Regel sind Personen, sagt der Vf., welche ihr Vaterland verlassen, als unbrauchbare Sub-

jecte und Landstreicher zu betrachten, welche immer dahin ziehen, wo ihnen eine Lücke offen gelassen wird.“ Durch diese Behauptung zeigt der Vf., daß er über diesen Gegenstand nicht hinlänglich belehrt war. Die Auswanderung der Professionisten (nur von diesen ist die Rede) beruht nicht auf ihrer moralischen Untauglichkeit, sondern sie beruht auf dem höhern Gewinn, und auf der höheren Schätzung, welche sie in einem fremden Lande zu erwarten haben: dadurch werden sie einzig und allein zum Auswandern bestimmt — und zwar gewöhnlich die geschickteren. Sind denn die vorzüglicheren Handwerker in Berlin nicht fast alle Ausländer? Sind die besten Arbeiter in Rußland nicht Deutsche und Franzosen? und sind endlich in England nicht eine Menge Deutsche, welche man für die geschicktesten Arbeiter hält? S. 65 *Von den Verhältnissen der Bauverständigen, als Diener des Staats.* 1) *Von der Dienstzeit und Dienstwürdigkeit.* Sehr wahr und beherzigenswerth! 2) *Von dem Geschäftsgange.* Im Ganzen recht gut und verständlich, obgleich im Einzelnen manche Einwendung dagegen zu machen wäre, wohin wir z. B. das rechnen, daß der hier vorgeschlagene Geschäftsgang noch mehrerer Einfachheit fähig wäre. Über die Controle wird ebenfalls sehr viel Wahres und Gutes gesagt. S. 83. *Von der durch den Staat den Baumeistern anvertrauten Aufsicht über die Bauten der Staatsbürger.* Mit Recht verlangt der Vf., daß von jedem Baue erst die Zeichnung bey der Baubehörde eingereicht werde — das aber selbiger nur zukomme, darüber zu entscheiden, wenn die allgemeine Sicherheit dadurch leiden sollte. Er erstreckt dies auch auf solche Gebäude, welche die Holzverwendung befördern; ob darüber der Staat wohlurtheilen kann? S. 86 *Von den Verhältnissen der Baubeamten des Staats zu den Bauwerken der Privatleute und zu anderen Baumeistern, welche nicht im Dienste des Staates stehen.* Was hier der Vf. von der strengen Scheidung der Staats- und Privat-Baumeister sagt, ist in einer Hinsicht wohl wahr und richtig, in einer anderen aber übertrieben, indem erstere von den Werken höherer Kunst ganz ausgeschlossen werden. Dieses strenge Scheiden alles dessen, was sich in einer höheren Sphäre bewegt, von dem Berufe des Staatsbaumeisters (der dies nach dem Vf. auch nicht einmal bey Ausführung von Privatbauten anwenden kann, denn diese soll er gar nicht übernehmen) möchte leicht einseitige Ansichten nicht bloß im Materiellen, sondern auch im Ideellen der Kunst erzeugen. S. 89. *Von der Bildung der Handwerker und Baumeister zu ihrem Berufe im Staate.* Hier wird im Ganzen wieder sehr viel Gutes gesagt; besonders gefällt uns des Vfs. Vorschlag von der Erziehung der Handwerker, und von der Art und Weise, wie man bey der Jugend Formensinn und Geschmack entwickeln solle. Weniger zweckmäßig scheint uns die vom Vf. vorgeschlagene weitere Ausbildungsart der Handwerker; so wie wir in der Behauptung, daß das Wandern verboten werden solle, mit dem Vf. nicht übereinstimmen können. Zuletzt spricht Hr. C. noch über die Bildung der künftigen Baumeister.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 D E C E M B E R, 1810.

Ö K O N O M I E.

HANNOVER, b. Gebr. Hahn: *Ceres oder Beyträge zur Beförderung der Landwirthschaftskunde*. Herausgegeben von Friedr. Carl Gustav Gericke, D. der Philos. und Generalpächter der Domainen Lüdgeri bey Helmstädt. 1 B. 1 Stück. 188 S. 2 Stück. 174 S. 1810. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Unter diesem Titel beginnt eine Zeitschrift, welche für die Landwirthschaftskunde interessant werden kann. Der Vf. liefert gleich zum Voraus eine gründliche Abhandlung unter No. I über den Werth der Bemühungen, eine Verbesserung des Ackerbaues zu bewirken. Dann fängt er mit No. II an, neuere Erfahrungen über die Behandlung des Viehes in einigen Krankheiten bekannt zu machen. Es sind freylich nur Bruchstücke, die aber mit der Zeit ein schönes Ganzes ausmachen können. Der Vf. hatte das Unglück, gleich in dem ersten Jahre seiner Administration 1100 Stück Schafe zu verlieren. Das folgende Jahr fand sich der Milzbrand bey dem Rindvieh ein; doch fiel ihm daran nur eine einzige Kuh, weil alle übrigen Stücke im Orte gerettet wurden, denen noch als gesund ein Haarfeil in der Gegend der Milz gelegt, und der Entzündung widerstehende Mittel gegeben worden: welche Curmethode der Vf. in seiner praktischen Anleitung zur Führung der Landwirthschaft für angehende Landwirthe 1 Bd. näher beschrieben hat. Seine Thierheilkunde baut er auf die Erregungstheorie. Z. B. eine reizentziehende Cur, oder wenn das Thier aus Hypersthenie krank ist, veranlaßte er damit, daß er dem Thiere die große Vene am Halse öffnen, und aus derselben 3 H Blut ablassen ließe. Ist die Krankheit asthenisch, und daher entstehend, daß eine nicht zulängliche Summe von Reizen auf den Organismus gewirkt, und den normalmäßigen Grad von Erregung hervorgebracht hat: besteht das Heilmittel darin, daß diese fehlende Summe von Reizen in den Körper geschafft, und zur Einwirkung gebracht wird, durch stärkende reizverlebbende Mittel. III. Über das Recht des Staats, den Naturalzehnten abzuschaffen. — Der Grundsatz, worauf der Vf. solches baut, ist: Der Regent eines Staats hat das Recht, so viel als möglich, alle Hindernisse wegzuräumen, durch welche die Unterthanen verhindert werden, einen höheren Grad von physischem Wohlstande zu erringen. — So viel als möglich, heißt unter anderen auch: sofern kein wohlgegründetes Eigenthum dadurch angetastet wird. S. J. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

85 sagt er: „Ich bin weit entfernt, an den geistlichen und weltlichen Zehentherren zum Räuber zu werden, und ihnen dasjenige abzusprechen, was ihnen von Gott und Rechtswegen gehört. Ihnen gehört nämlich nach meiner innigsten Überzeugung eine vollständige Entschädigung für ihren Verlust; und wer den Zehnten aufhebt, ohne ihnen diesen auf ewige Zeiten zu sichern, der thut ihnen schreyendes Unrecht.“ IV. Bemerkungen über die Abhandlung von Joh. Adam Weiss, die Vertilgung der Kornwürmer (*Curculio frumentarius*) betreffend. — Bey dieser Gelegenheit wird viel Nützliches und Nöthiges von der Reife des Korns auf dem Halme, von seiner trockenen Einheimsung, und besonders seiner vollendeten Gahre oder Gährung auf dem Stocke, von dem nicht zu hohen Aufschütten und öfteren Wenden auf dem Speicher gesagt. Denn die Entwicklung des Kornwürms im Korne geht nur dann vor sich, wenn es durch Vernachlässigungen und fehlerhafte Behandlung dazu vorbereitet worden. V. Aufforderung und Bitte an die Freunde reiner Erfahrungen in der Landwirthschaft. — Betrifft vorzüglich den Ertrag des Winterfeldes nach Futterkräutern, als Klee, Wicken, Erbsen, Mengefutter u. s. w., und den Ertrag nach reiner Brache. — Eine ausgemachte Wahrheit ist es, daß man auf jeder gewöhnlichen Bodenart nach einer mäßig gedüngten und gut bearbeiteten Brache mehrere und bessere Körner, mehr und besseres Stroh gewinnt, als nach allen Arten von Erdgewächsen, mag dazu auch noch so reichlich gedüngt, und mag das Land auch noch so sorgfältig bearbeitet seyn. Nur ist man noch ungewiss darüber, wie viel Gewinn oder Verlust jene Ärndten, wie auch von Schotenfrüchten oder Handelsgewächsen, als Flachs, Tabak, Ölsamen u. s. w., gegen die reine Brache gewähren. — VI. Auszug aus landwirthschaftlichen Berichten über das Ärndtequartal.

II Stück. I. Ist das Behüten des jungen Klees unbedingt zu verbieten? — Bedarf wenig Erweises. — II. Erläuternde Bemerkungen über den Ertragsanschlag einer Wirthschaft von 120 Morgen Ackerland, 1 Morgen Garten, 130 Stück Schafe und eines verhältnismäßigen sonstigen Viehstandes u. s. w. — III. Bemerkungen über J. N. Schwerz Anleitung zur Kenntniß der belgischen Landwirthschaft. Schon aus den wenigen Auszügen aus den Bemerkungen des Vfs. läßt sich ungemein Vieles für den Feldbau u. s. w. abstrahiren, als worin die Belgier die wahren Muster sind, und wohl in Europa nicht übertroffen werden. — IV. Von dem Verhältnisse des Viehstandes zum Fut-

M m m

tergewinne in der Dreyfelderwirthschaft. — V. Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Abhandlung über den Kornwurm oder schwarzen Käfer u. s. f. von W. W. Unter allen Mitteln bleibt der blaue Vitriol, wenn er in heissem Wasser zerlassen, und der Speicher u. s. w. damit ausgewaschen wird, das beste. — VI. Landwirthschaftliche Berichte.

XP.

BERLIN, b. Dünker und Humblot: *Ökonomische Unterhaltungen für Frauenzimmer*. Eine belehrende Lectüre für Damen auf dem Lande, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen. Von der Verfasserin der Gartenökonomie und des Küchenalmanachs. 1810. 278 S. in farbigem Umschlage. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Hauptzweck dieser Schrift ist, die Damen, welche auf dem Lande wohnen und Vergnügen an der Ökonomie finden, in der Land- und Haus-Wirthschaft zu unterrichten, und ihnen in Absicht der Erweiterung ihrer Kenntnisse und Selbstbelehrungen einen sicheren Leitfaden zu überreichen. Drey Damen, ein Ökonomierath und ein Arzt unterhalten sich daher abwechselnd von der Ökonomie und den verschiedenen wirthschaftlichen Verrichtungen, welche einer guten Hauswirthin zu wissen nöthig sind. Amalie reiste einige Wochen aufs Land, zu einer Freundin Sophie, welche auf ihrem Landgute seit mehreren Jahren die Hauptgeschäfte geleitet und sich in allen Fächern, die in die Land- und Haus-Wirthschaft einschlagen, gründliche Kenntnisse erworben hat; durch verständige Anordnung der Pflanzungen suchte sie nicht nur die umliegende Gegend zu verschönern, sondern auch unfruchtbare Plätze auf alle Art und Weise zu verbessern und zu reichlicheren Ertrag anzuschaffen. Sophiens Kenntnisse verbreiten sich aber nicht allein über den Feld- und Gartenbau, sondern sie ertheilt auch Amalien über die verschiedenen Zweige der Hausökonomie sehr gute Belehrungen, in welchen eine kluge und erfahrene Hauswirthin sich ausdrückt. Amalie zeichnete alles auf, was sie auf ihren Spaziergängen und in der Hauswirthschaft Neues gesehen und von Sophie gehört hatte; auf diese Art sammelte sie Materialien, welche sie in dieser Schrift ihren jungen Mitschwestern in einem deutlichen und gefälligen Vortrage mittheilt.

An einem schönen Frühlingmorgen lud Sophie Amalien ein, mit ihr das Frühstück im Garten zu geniessen. Hier unterhielten sich beide Damen von dem Nutzen, welchen die bekannte Erdmandel (*Cyperus esculentus*, Linn.) in der Hauswirthschaft, besonders als Kaffeeertrag gewährt, und wie dieses Gewächs mit Vortheil zu erziehen sey. Sophie bemerkt sehr richtig, daß die Erdmandel lockeres, von Düngmitteln gehörig durchdrungenes Erdreich verlange, und daß der sparsame Ertrag der Wurzelknollen von der Sterilität des Bodens herrühre. Wenn sie aber S. 19. hinzusetzt, daß das Verfeulen oder Pflanzen der Erdmandeln bis in die Mitte des Julius geschehen könne:

so dürfte wohl dieses Geschäft dann in nördlichen und rauhen Klimaten zu spät seyn, und wegen ungünstiger Herbſtwitterung dem Zwecke der Anpflanzung nicht entsprechen. Auch würde Rec. den Rath, die Erdmandeln 9 Zoll tief zu pflanzen, auf keine Weise befolgen, sondern dieselben, aus leicht begreiflichen Gründen, nur 3 bis 4 Zoll tief in die Erde legen. Den folgenden Tag führte Sophie Amalien auf den Bleichplatz, und lehrte sie die Kunstgriffe kennen, die zum schnellen Bleichen der Leinwand erforderlich sind, und was man dabey in Ansehung der Lauge zu berücksichtigen nöthig habe. Sodann zeigte sie Amalien ihre Küche, das Backhaus und die verschiedenen trefflichen Einrichtungen und Anlagen der Viehställe. Unter diesen Betrachtungen gestellte sich zu unseren beiden Damen Elise, Sophiens Nachbarin und Freundin, welche ebenfalls auf ihrem, nicht weit entfernten Gute mancherley Verbesserung in der Hausökonomie gemacht hat. Diese drey Damen unterhielten sich einige Stunden auf eine sehr angenehme Art von allerley weiblichen Verrichtungen, welche in das Fach der Hausökonomie einschlagen, und nachdem Elise auf ihr Landgut zurückgekehrt war, entschloß sich Sophie mit ihrer Freundin Amalie einen weiteren Spaziergang zu unternehmen. Der Weg führte sie über reiche Kornsaaten und fröhlich grüne Wiesen zu dem reizenden Walldorf, wo sie dem Ökonomierath F. einen Besuch machten, und zugleich seine Kenntnisse und Erfahrungen über den Flachsban in Anspruch nahmen. Sophie, die immer für ihren Hausbedarf sorgte, und alle dahin abzweckenden Mittel benutzte, foderte den Ökonomierath auf, sie seine Culturmethoden des Flachses kennen zu lehren. Er, um seine Belehrungen anschaulicher zu machen, führt beide Damen zu einem mit Lein besäeten Acker. Zuerst unterrichtet er sie von der Ausfaat des Leinsamens und wie man die Güte und Keimfähigkeit desselben erproben kann. Seine Methode, das Keimen des Saamens zu beschleunigen, ist folgende: „Man läßt zwey Stücke frischen Rasen ausstechen, legt das eine mit der grünen Seite zu unterst unweit dem Kamin, oder an den warmen Ofen, streut etwas Leinsamen auf die Oberfläche der erdigen Seite, besprengt sie mit frischem Wasser und legt das andere Stück Rasen mit der erdigen Seite darauf. In Zeit von 12, 15, höchstens 24 Stunden wird der Saame gekeimt haben, oder doch in Begriff seyn zu keimen, und so die Güte des Saamens von diesen wenigen Körnchen aufs Ganze berechnet werden können.“ Sodann lehrt er die Behandlung des Flachses vor und nach dem Rösten, wobey er hauptsächlich die Wurzeln von den Flachsstengeln (nicht Halme, wie er an mehreren Orten unrichtig sich ausdrückt) vor der Röste abzuschneiden empfiehlt. — Die Methode, den Flachs durch dünne Stangen, welche quer über das Beet in senkrecht stehende Gabeln gelegt und mit Reisig bedeckt werden, länger zu erziehen, und zu feinerem Gewebe brauchbarer zu machen, ist keineswegs neu, sondern in Niederlanden und anderen Orten schon längst bekannt; dann sind auch

dabey noch mehrere Kunstgriffe anzuwenden nöthig, welche Hr. F. nicht angezeigt hat. Sophie kehrt mit Amalien auf ihr Landgut zurück, und sucht nun jene Belehrungen und Vorschläge auch auf ihren Feldern auszuführen, und besonders den Ertrag des Flachses zu erhöhen. Unter den Gewächsen, deren Cultur die Ökonomen beschäftigt, würdigt sie die Kartoffel (*Solanum tuberosum* L.), welche sie das Manns des Landmannes nennt, und auch die Nessel (*Urtica dioica* L.) ihrer Aufmerksamkeit, und zeigt, daß die sonst so verachtete Nessel nicht nur als Spinnmaterial und als eine einträgliche Futterpflanze zu betrachten sey, sondern auch in der Hausökonomie mancherley Nutzen darbiete, und noch überdies in jedem Boden, sogar in schlechtem, der zur Erziehung besserer Producte nicht geeignet ist, überall gut fortkomme; sie läßt die Nessel theils durch die Ausfaat des Samens, theils durch Zertheilung der kriechenden Wurzel vermehren und fortpflanzen.

Den Schluß machen einige Belehrungen über die Erziehung und Behandlung des edelsten Hausgeflügels, z. B. der Hühner u. s. w., und die Gespräche mit einem Arzte, welcher Sophien Mittel an die Hand giebt, eine Hausapotheke anzulegen. In dieser Absicht geht er die aromatischen Pflanzen, welche in Sophiens Garten vegetiren, der Reihe nach durch, und lehrt die Eigenschaften und Wirkungen derselben kennen. Unter den Pflanzen, welche zu Kräutern, Brantwein und Magenquaviten für Landleute empfohlen werden, vermissen wir ungern die Nelken- oder Benedicten-Wurzel (*Radix caryophyllatae*), die weiße Enzianwurzel (*Radix gentianae albae*) und mehrere heilsame Kräuter, welche die Landleute in Brantwein einweichen, oder mit demselben destilliren und daraus ein Getränk für den Magen bereiten. S. 254 enthält ein Recept zu Magentropfen: „Man nimmt z. B. Wermuth, Cardobenedicten, Schellkraut und Taufendgüldenkraut, hackt alles klein, gießt eine Kanne starken Brantwein darauf, in welchen den Tag zuvor 30 Tropfen Vitriolspiritus gethan worden, rührt alles wohl unter einander, und läßt es in der Wärme stehen.“ Ob der Arzt das gemeine Schellkraut (*Chelidonium majus* L.) oder die Scharbocksrunkel (*Ranunculus Ficaria* L.), welche auch unter dem Namen kleines Schellkraut vorkommt, hierunter verstehe, ist nicht bestimmt angegeben. Da beide Pflanzen verschiedene Kräfte und Wirkungen äußern: so hätte der Arzt, um Irrungen und üble Folgen zu verhüten, diese und mehrere Arzneypflanzen genau unterscheiden, oder wenigstens ihre richtigen lateinischen Namen anzeigen sollen. Den Pflanzen, welche der Arzt S. 255 zu Kräutereßig vorschlägt, konnten noch folgende hinzugesetzt werden: Pfeffer- oder Bohnen-Kraut (*Satureja hortensis*), Stabwurz (*Artemisia Abrotanum*), Dragun (*Artemisia Dracunculus*), Basilicum (*Ocimum Basilicum*), Pfefferminze (*Mentha piperita*) u. s. w. Doch dies sind nur geringe Mängel, welche den Werth dieses Buchs nicht mindern, und Rec. glaubt, daß die meisten in demselben vorkommenden Ab-

handlungen den Damen, für die es zunächst bestimmt ist, und die ihre wirthschaftlichen Angelegenheiten selbst besorgen wollen, sehr angenehme und belehrende Unterhaltungen darbieten.

DD — h.

HANNOVER, b. Hahn: *Abhandlung über die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Bezug auf den Ackerbau und Handel, das Mahlen und Backen erlangen kann.* Aus dem Französischen des Hn. *Parmentier*, in einer freyen Übersetzung, gemeinschaftlich mit einigen Sachverständigen herausgegeben vom Commissionsrath Riem, der leipzig. ökonom. Societät bestd. Secretär u. s. w. In drey Theilen. Mit (XII) erläuternden Kupfert. 1806. XII u. 372 S. 8. (2 Thlr.)

Deutschland würde eben nichts verloren haben, wenn es diese Übersetzung des *parmentierschen* Werks nicht erhalten hätte. Denn alles, was darin zum Unterrichte des Landmanns, des Kornhändlers, des Möllers, des Mühlenbaumeisters, des Mehlhändlers und des Beckers dienen soll, ist uns bereits bekannt; und selbst der Herausgeber, nach seinem eigenen Bekenntnisse im Vorberichte, hat Manches daraus schon in seine Schriften aufgenommen, so wie auch das Meiste in *Krönitzens* Encyclopädie zu finden ist. Wir wollen indeß nicht in Abrede seyn, daß, mit Ausnahme obgedachter Sach- und Werk-Verständigen, manchem Anderen diese Übersetzung nützlich seyn könne, weil ihre Gegenstände unmittelbaren Einfluß auf das Wohl des Ganzen, so wie auf die Gesundheit jedes Einzelnen haben, und in diesem Betracht werden besonders diejenigen dem Herausgeber Dank dafür wissen, die vom Mühlenwesen und Erbauung der Mühlen, so wie vom Mehhandel und von der Beckerkunst keine vollkommene Kenntniß besitzen. Um dies Originalprachtwerk, wie es der Herausgeber nennt, uns in einem geringeren Preise in die Hände zu überliefern, hat er die kostbaren Kupfertafeln ins Kleinere übertragen lassen, ohne etwas Wesentliches wegzulassen. In der Übersetzung selbst hat er nichts übergangen, als was ihm für Deutschland unanwendbar zu seyn schien; dagegen hat er das Werk mit einem Teigknetor und manchen anderen nützlichen Notizen vermehrt, so wie er auch in Rücksicht der Bäckerey im Vorbericht, *Zöter's* (der praktischer Becker und Gelehrter zugleich ist) *gründliche Anweisung zum Brodbacken* u. s. w., Magdeburg 1792, recht sehr empfiehlt, und neben seiner gegenwärtigen Übersetzung gebraucht zu sehen wünscht. Der erste Theil handelt: vom Ackerbau und Handel. Vom Getreide, aus welchen Theilen es bestehe; von den verschiedenen Weizenarten; Auswahl des Weizens; vom verdorbenen Weizen; vom verdorbenen Getreide; vom Reinigen des Getreides; vom Samengetreide; von seinen Nachtheilen während des Wachstums; diese Nachtheile zu vermindern; Krankheiten des Weizens; von der Zubereitung mit Kalk; Anfeuchten mit Kalklauge, bey welcher Gelegenheit der Vf. das *Dünnefärn* sehr

empfehlte; vom Jäten, was doch aber im Großen ganz unthunlich ist, wenn das Unkraut nicht durch Dünnesäen und andere Mittel gezwungen werden kann; von den Thieren, welche dem Weizen Schaden zufügen, wo aber der Vf. vom schwarzen und weißen Kornwurme nicht bestimmt genug spricht; vom Getreide, ehe es gedroschen wird; wenn es gedroschen ist; Erhaltung desselben vermittelt der Luft; durch Verwahrung gegen Zugang der Luft; vermittelt des Feuers; in hingestellten einzelnen Säcken; vom Getreidekaufe; vom Fortschaffen des Getreides. — Von interessanterem Inhalte ist der zweyte Theil, der das Mahlgewerk und die Mühlen zum Gegenstande hat. Vorläufige Sorgfalt beym Mahlen; vom Mahlen selbst; Wirkungen der Mühlsteine aufs Getreide; von den verschiedenen Arten des Mahlens; Vortheile des Feinmahlens, mit Beyfügung eines Aufsatzes von Hn. Dransy über die, verschiedenen Arten, die Flüsse beym Mühlenbau aufs vortheilhafteste zu benutzen, und eine Mühle zum Feinmahlen anzulegen; das hier empfohlene Schärfen der Mühlsteine ist auch schon in Deutschland üblich. Beschreibung und Abbildung eines Mahlganges mit konischen Steinen, welcher auf des Cabinetsministers, Grafen von Einsiedel, Rittergute Micka in der Oberlausitz erbaut worden, wird vom Herausgeber als ganz zweckmäßig hier eingeschaltet. Dann folgen Bemerkungen über die verschiedenen vorgeschlagenen Veränderungen bey den Mühlen; Beschreibung einer Mühle nach neuer Art; Betrachtungen über die bazacleischen Mühlen in Toulouse, welche in 7 Minuten 300 Pf. Weizen mahlen, aber nur auf sehr starken Flüssen erbaut werden können; wie die Flüsse nutzbarer für Getreidemühlen zu machen; Beschreibung einer ober-schlägigen Mühle, bey welcher Gelegenheit der Herausgeber der meisterhaft erbauten königl. Hofmühle bey Dresden im plauischen Grande gedenkt; die durch Kunst 14 Gänge ober-schlägig treibt, so daß im oheren Stocke das sämmtliche Wasser 7 Gänge, und

eben dasselbe Wasser, was oben seine Kraft ausgeteilt hat, jetzt gleich im unteren Stockwerke, nach drey-zolligem Falle, abermals 7 Gänge in Bewegung setzen muß; Beschreibung einer Mühle von 2 Rädern in einer Reihe hinter einander u. s. w.; ober-schlägige Mühlen; und als Nachtrag giebt der Herausgeber eine kurze Beschreibung einer virginischen Wassermühle, die alle Arbeiten selbst verrichtet, welche Mühle in Krünitzens Encyclopädie und im Journ. für Fabrik, Manufactur und Handl., Novemb. 1797 ausführlicher beschrieben worden. — Der nicht weniger interessante dritte Theil handelt bloß von der Bäckerey; Wahl des Mehls; Mittel, die Beschaffenheit des Mehls zu erkennen; es aufzubewahren; in einzelnen stehenden Säcken, als das beste Mittel der Aufbewahrung; Vermischung des Mehls; vom Mehhandel nach dem Masse; Vorzug des Mehls Handels vor dem mit den Körnern, NB. wenn alle Müller ehrlich sind; Werkzeuge der Bäckerey; vom Wasser zum Brode; Salz zum Teige; vom Geräthe zur Zubereitung des Teiges; vom Sauerteige; die noch nicht genug bekannte genuessere Knetmaschine, deren Beschreibung und Abbildung der Übersetzer aus den Verhandlungen der patriot. Gesellschaft hinzufügt; vom Kneten des Teiges; verschiedene Sorten des Teiges; Kleye unter den Teig zu mischen, ist nicht wirtschaftlich, wohl aber das Wasser ausgewaschener Kleye, denn es giebt mehr Brod, ist aber längst bekannt; Zurichtung des Teiges; Werkzeuge zum Backen; Beschreibung der v. kalkreuthischen Backöfen in Schlesien, in Verbindung mit einer Flachsdarre, als Zugabe vom Herausg.; vom Backen des Brodes; vom Schiffs-Zwieback; von den verschiedenen Brodarten aus mancherley Getreidearten und Körnern, auch aus Kartoffeln, welchem der Übersetzer eine auf eigene Erfahrung gegründete verbesserte Anweisung zum Kartoffelbrode hinzufügt. — Die Kupfer sind sehr deutlich von Böttcher in Dresden gestochen. Alx.

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. Leipzig, in Commis. b. Hemmerde u. Schweitschke: *Tägliches Taschenbuch für Landwirthe u. Wirthschaftsverwalter auf das Jahr 1811.* Von dem Herausgeber der landwirtschaftlichen Zeitung. Mit einem K. 136 S. 8. (gebunden 18 Gr.) Obgleich dieses Taschenbuch eigentlich zunächst für Ökonomen u. Wirthschaftsverwalter bestimmt ist: so wird es doch auch überhaupt jedem willkommen seyn, der sich mit der Landwirthschaft als Haupt- oder als Neben-Sache beschäftigt. Nicht nur die Einrichtungen und Notizen sind überaus zweckmäßig. Die ersten Bogen enthalten ein Tage- und Wochen-Buch, welches dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen geeignet ist, und dazu dient, darin alles, was täglich vorfällt und geschieht, und bey den vielfachen Geschäften und Zerstreuungen leicht vergessen werden kann, anzumerken. Für jede Woche sind zwey Seiten mit dreyfachen Rubriken bestimmt, von denen die eine dazu dienen kann, die an jedem Tage vollbrachten Geschäfte der Ausfaat, der Arndte, des Ausdrückes u. s. w. anzuzeichnen, und die beiden anderen, um Einnahme und Ausgabe zu bemerken. Die zweyte und größere Hälfte des Buchs enthält nützliche Belehrungen über verschiedene, dem angehenden Landwirthe und jungen Wirthschaftsverwalter vorzüglich wichtige Gegenstände. Nämlich I. Der Exstirpator. Allerdings verdient dieses Werkzeug in der Landwirth-

schaft, dessen Erfindung wir den Engländern zu verdanken haben, und wovon auf dem Titelkupfer eine getreue Abbildung steht, die Empfehlung zur Vertilgung des Unkrauts, welche es hier erhält! Billig sollte es weiter verbreitet werden, als bis jetzt geschehen ist. II. Kurze Übersicht der in jedem Monate zu besorgenden Geschäfte u. s. w. — Der gewöhnliche Kalender! III. Kurze und deutliche Belehrung über die verschiedenen Acker- und Wirthschaftssysteme, als: die Dreyfelder-, Koppel-, Wechsel-, vier- und mehrfeldrige Wirthschaft. IV. Witterungsanzeigen. V. Resultate chemischer Untersuchungen und landwirtschaftlicher Beobachtungen, die dem praktischen Landwirthe zu wissen unentbehrlich sind. Höchst wichtig und vortreflich! VI. Verschiedene Notizen für Ökonomen, z. B. verschiedene Flächenmaße, verschiedene Wagenpuren u. s. w. VII. Gedrängte Übersicht der Maße, Münzen und Gewichte der vorzüglichsten Städte Deutschlands und der übrigen europäischen Länder. VIII. Entfernung der wichtigsten Städte Deutschlands nach den gewöhnlichen Postangaben. IX. Interessenrechnungen. Schon diese Angabe des Inhalts muß jeden Ökonomen reizen, sich mit diesem Taschenbuche, dem auch von Seiten der Verlagshandlung eine für den täglichen Gebrauch zweckmäßige und bequeme Einrichtung gegeben worden ist, näher bekannt zu machen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 D E C E M B E R 1 8 1 0.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Weigel: *Fabulae Aesopiae, quales ante Planudem ferebantur, ex vetusto codice Abbatiae Florentinae nunc primum erutae, una cum aliis partim hinc inde collectis, partim ex codd. depromptis, notis exornatae, cura ac studio Francisci de Furia*. 1810. 172 S. Text, 164 S. Anmerkungen, und XL S. Vorrede. 8. (4 Rthlr.)

Hier findet sich die sonderbarste Mischung von Täuschung und Überraschung, oder vielmehr, auf eine langdauernde Täuschung folgt eine sehr angenehme Überraschung. Zu jener haben Herausgeber und Verleger, beide zu ungleichen Theilen und aus ganz verschiedenen Ursachen und Bewegungsgründen, zur letzten aber der Herausgeber, ohne es zu wollen oder zu ahnen, beygetragen. Wir sprechen von jener, wie billig, zuerst. Dafs das ganze Buch, ausgenommen den *Index graecitatis*, ein Nachdruck sey, erfieht der Leser aus einigen Anmerkungen des Hn. Schäfer, welcher die Correctur beforcht, und einige handschriftliche Zusätze des italienischen Herausgebers eingeschaltet hat. Das Buch ist eigentlich zu Florenz erschienen, und von Hn. Weigel, der mit Hn. Furia in literarischer Verbindung zu stehen scheint, ohne Zweifel mit dessen Genehmigung, nachgedruckt worden, ohne jedoch dieses, wie sonst gewöhnlich war, auf dem Titel zu melden, und ohne das Jahr der Originalausgabe anzuzeigen. Diese Originalausgabe, welche aus zwey Theilen besteht, hat ungefähr denselben Titel:

FLORENZ: ΑΙΣΩΠΟΥ ΜΥΘΟΙ. *Fabulae Aesopiae, quales ante Planudem ferebantur, ex vetusto codice Abbatiae Florentinae nunc primum erutae, Latina versione notisque exornatae cura ac studio Francisci de Furia*. Bibliothecae Laurentianae ac Marucellianae Praefecti, et literarum Graecarum publ. Prof. Pars I. XXII und 315 S. Pars II. IV und 296 S. 1809. 8.

Die Handschrift, aus welcher hier die äsopischen Fabeln abgedruckt sind, kannte man schon lange aus *Montfaucons Diarium Italicum*, wo zur Probe 20 Fabeln abgedruckt stehen. Hier wird sie genauer beschrieben, der ganze Inhalt davon angegeben, und eine Schriftprobe in Kupfer gestochen angehängt. Die Handschrift ist alt, an vielen Stellen sehr verblühen und zerrissen; daher sehr unleserlich, mit Abkürzungen durch Züge. In der sonst genauen Notiz J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band*.

von dieser Handschrift fehlt doch ein Hauptkennzeichen, welches man erst in den Anmerkungen S. 36 angegeben findet. Die Fabeln sind nämlich nach den Buchstaben des griechischen Alphabets geordnet; aber von Fabel 85, mit dem Buchstaben Θ, fängt eine Lücke an bis zum Buchstaben Κ, mit welchem die 86 Fabel anhebt. Den Werth dieser Handschrift und der darin enthaltenen Fabeln hatte *Montfaucon* gerade so, wie der Herausgeber, geschätzt. Aber schon *Tyrrhwitt* in der bekannten Abhandlung von *Babrius* S. 41 urtheilte nach den von *Montfaucon* bekannt gemachten Proben, dafs die Schreibart in nichts von den bereits gedruckten unterschieden oder besser sey, und also der auf dem Titel hier angekündigte Vorzug, *quales ante Planudem ferebantur*, nichtig und falsch sey. Diefs beweiset denn auch nun die vollständige Ausgabe unwidersprechlich. Denn einige Fabeln stimmen genau mit denen überein, welche *Accursius* zuerst herausgab; andere mit den Handschriften des *Henr. Stephanus*; nicht wenige treffen mit den Handschriften des *Neveletus* und der *vossischen* bey *Hudson* zusammen. Diefes geht so weit, dafs der Herausgeber, wo er eine Stelle in seiner Handschrift nicht lesen konnte, dieselbe aus dem gedruckten Texte ergänzte. Ja sogar hat er sich bey der 85ten und der letzten Fabel 199, welche in der Handschrift in der Mitte abbricht, aber ganz anders lautet, die Freyheit erlaubt, aus der *accursiischen* und *neveletischen* Sammlung einen ganz anderen Text zu geben. In der Anmerkung findet man erst das Bruchstück der Handschrift, aber keinen Grund, warum der *neveletische* Text dem ebenfalls ganz verschiedenen *stephanischen* vorgezogen worden ist. Überhaupt sind die Anmerkungen des Hn. Furia, augenscheinlich eines jungen Mannes, ganz ohne Plan angelegt und ohne Nutzen weitläufig. Nicht einmal sind die bereits gedruckten Fabeln, welche durch die florentinische Handschrift nur in einzelnen Stellen ergänzt oder in Wörtern und Phrasen verbessert werden, angezeigt. Die Übersicht der Ausbeute und des Neuen ist also dem Leser auf alle Art erschwert; und wo sich dem Herausgeber die nutzbarsten Bemerkungen darbieten, findet man dafür in den Anmerkungen die gemeinsten und bekanntesten Sachen ausgelegt, welche fürwahr eines Nachdrucks in Deutschland ganz unwerth waren. Doch diese Trivialitäten würden wir dem Aker des Herausgebers gern verzeihen, hätte er sich nur nicht erlaubt, den Text seiner Handschrift hin und wieder durch fremde Worte zu verfälschen. So hat er in Fab. 152 *χωλανάς* N n n

für *χολάνας* ganz gegen den Sinn gesetzt. Er bemerkt sowohl in der Vorrede, als in den Anmerkungen zu einigen Fabeln, daß der Leser deutliche Spuren von den aufgelösten Choliamben des Babrius in den Fabeln der florentinischen Handschrift finden werde; aber er hat sich wohl gehütet, diese speciell nachzuweisen. Schon *Tyrrhwitt* hatte aus dem von *Montfaucon* gegebenen Proben mit Recht geschlossen, daß hier auf keine neue Ausbeute von Bruchstücken der Fabeln von Babrius zu rechnen seyn werde. Dieses Urtheil bestärker nun die Ausgabe vollkommen. Dessen ungeachtet ist der durch diese Ausgabe erhaltene Gewinn für die gedruckten *αποφισ* Fabeln nicht gering. Es ist daher sehr zu wünschen, daß bald ein Mann, mit der gehörigen Kenntniß der griechischen Sprache, der Geschichte der *αποφισ* Fabeln, und einer geübten und gereiften Urtheilskraft ausgerüstet, eine neue Ausgabe, welche die vorliegende gar leicht in Vergessenheit bringen wird, veranstalte, worin das barbarische Griechisch nach Maßgabe dieser florentinischen, oder wo diese eine eben so barbarische Sprache führt oder in noch schlechterem Stil die Fabel wiederholt (welches auch mitunter der Fall ist), der *stephanischen* und *vassischen* Handschriften berichtigt, und offenbar sinnlose Stellen verbessert wären. Überdies würde sich für die Auswahl der angegebenen Umstände und für die Manier der Erzählung dem Urtheile eines verständigen Herausgebers mancherley Stoff zu guten Abänderungen in der florentinischen Handschrift darbieten. Denn so wie jetzt die griechische Sammlung *αποφισ* Fabeln zum Gebrauche der Schulen, vorzüglich in der letzten Ausgabe von *Ernesti*, beschaffen ist, verdient sie durchaus nicht in den Lectionplan irgend einer Schule aufgenommen zu werden. Denn sie verdirbt den ganzen Sprachunterricht; sie verleidet den Geschmack der Jugend, in eben dem Grade, wie gemeine nürnbergische Kupferbilder den Geschmack an der schönen und bildenden Kunst zu Grunde richten.

Wir gehen nun zur näheren Anzeige der Fabeln über, wo wir der Ordnung des Herausgebers folgen, und bey jeder gewählten Fabel die Zahl der gedruckten in der *hudsonschen* Ausgabe (welche die *heusingerische* und *ernestische* beybehalten hat) bemerken wollen, um Proben von dem Gewinne zu geben, welche die *αποφισ* Literatur hier erhalten hat. Die 17te Fabel lautete in der Ausgabe No. 161: *Ἀνὴρ πάντης ἄνθρωπος ἐστὶν εἰς τὸ ἐπιτιθέμενον εἰς τὰς αὐτοῦ χεῖρας ἐφαπτόμενος ἕλεος, ποῖόν ἐστι.* Hier aber folgendermaßen: *Ἀνὴρ πηρὸς εἰσθρεῖ πάν τὸ ἐπ. εἰς τὰς αὐτοῦ χεῖρας ζῶν ἐφ. λέγειν ὅποιόν τι ἐστ.* Die Lesart *πηρὸς* hatte *Heusinger* ganz richtig errathen. Die übrigen Abweichungen sind. *λυκιδίου*, *ἀμφιγνοῦν*, *ἐστίν*, statt *λυκιδίως*, *ἀμφιγνοῦν*, *εἰς*. Dadurch wird nicht allein Sinn in die Erzählung gebracht, sondern die Sprache selbst wird rein und untadelhaft! Eben so durch Fabel 45 *Hudson* 80. In F. 53 *Hudson* 177 nennt die Handschrift *κωβίος* richtig, wo die Ausgaben *αἰάρος* haben. Desgleichen

F. 66 (*Hudson* 181), F. 67 (*Hudson* 28), F. 68 (*Hudson* 89). Bey Fabel 114: *Μέλισσα καὶ Ζεὺς*, hat der Herausgeber zwar die große Abweichung der *neapolitanischen* Erzählung No. 241 bemerkt, nicht aber, daß die *bodleianische* Handschrift bey *Tyrrhwitt* S. 28 noch deutlichere Spuren der Choliamben des Babrius hat, als die florentinische. Eben dies ist der Fall mit F. 121 (*Hudson* 302), welche mehr mit der *tyrrhwittischen* Handschrift S. 14 übereinstimmt, wie F. 134 (*Hudson* 260) mit *Tyrrhw.* S. 55. In Fabel 135 (*Hudson* 258) hat die florentinische Handschrift im Anfang: *Ὅνω τις ἐπιθεῖς ἀγαλμα ἤλαυνεν εἰς πόλιν*, wo die Ausgaben *ἐόανον* haben, welches dem Verfe des Babrius bey *Suidas* *Ὅνω τις ἐπιθεῖς ἐόανον εἶχε* (*ἐπ. ἦγε*) *κωμήτης* näher kommt. F. 157: *Ὀρνὶς καὶ Ἀλουργος* stimmt nicht mit der gemeinen No. 152, wohl aber mit der von *Hudson* aus Handschriften gedruckten Variation, und das Ende, welches auch *Gabius* grosentheils beybehalten hat: *ζῶν γὰρ ζῆσιν ὀρνίθους ὑπερτέρων*, deutet offenbar auf einen Choliamben des Babrius! Von dem Gegenheile, wo die gedruckten Fabeln bessere Lesarten haben, oder in der ganzen Erzählung und Sprache den Vorzug verdienen, wollen wir nichts anführen.

Außerdem weichen einige nicht allein in der Manier und in den Umständen ganz von den gedruckten ab, sondern sind auch an verschiedenen Stellen wiederholt, und anders erzählt. Dahin gehören die Fabel 195 u. 198 *Μύρμηξ καὶ Τέρας*. Beide aber kommen dem Verfe des Babrius nicht so nahe, als die gedruckte No. 134, noch weniger als die bey *Tyrrhwitt* S. 40. Derselbe Fall ist mit Fabel 134 und 140, verglichen mit *Hudson* 260 und *Tyrrhwitt* S. 55.

Ganz neu, vorher unbekannte Fabeln oder Erzählungen haben wir nur vier gefunden: 56 *Δορυχὸς ἐδοικε ποῦν*, 71 *Πύθης καὶ Κλάμυλος*, und 99 *Ἡρώς*, 100 *Ληστὴς καὶ Σουκάριος*.

Hierauf folgt S. 85 bis 141 eine Sammlung von Fabeln aus dem alten Schriftstellern, und aus den verschiedenen neueren Sammlungen bis auf *Synkiras* herunter. Nur allein die von *Tyrrhwitt* bekannt gemachten vermessen wir hier ungern. Und hieraus ergiebt sich deutlich, daß der Herausgeber die Schrift dieses trefflichen Kritikers nur aus fremden Anzeigen kannte. Sonst würde seine Sammlung, so wie die Anmerkungen dazu, ganz anders ausgefallen seyn. S. 141-156 folgen 36 Fabeln mit der Überschrift: *Ἐκ τῆς Βατικανῆς Βιβλιοθήκης*, und zuletzt S. 157-171: *Ἐκ τῶν διαφόρων*. Von den 36 ganz neuen giebt die Vorrede S. XL weiter keine Auskunft über die Handschriften selbst, sondern nur folgende Worte: *Dolendum tamen, horum Codicum scriptorum adeo imperitum atque rudem fuisse, ut fere nulla ex iis emendandis cureant, ut ex fidelissimo Amati apographo comparat. Codic. itaque Vaticanorum lectionem facere scriptissime necesse fuit; opus materculis plenum aleas periculosas: in quo, licet omnis cura atque diligentia adhibita fuerit, non tamen ad unguem perfectum et castigatum dici potest.* Nach unserer Überzeugung

verloren die verschiedenen Handschriften gar sehr genau unterschieden und beschrieben zu werden. Denn sie enthalten Stücke von gar verschiedenem Gehalte und Werthe! Und da wäre man doch neugierig zu erfahren, in welcher Handschrift die Stücke von ganz vorzüglichem Werth enthalten waren, und in welcher Gesellschaft sie sich befanden. Doch leider! Rec. sieht wohl ein, daß ein guter Grund von diesem Stillstehen vorhanden seyn mag. *Vestigia me ferrent!* gilt auch dem Aufseher der *Vaticana*, welche überall Spuren der ausgewanderten, nicht aber zurückgekehrten Handschriften finden müssen. Von den 36 neuen Fabeln finden sich einige unter den gedruckten wieder, nur in anderer Sprache; als F. 2 (in der fortlaufenden Zahl hier 348) ist dieselbe mit F. 309. Die F. 4 (350) dieselbe mit der 21 bey *Tyrnhiwitt* S. 16, aber ausführlicher; doch ohne Spuren von Choliamben. F. 5 (351) ist dieselbe mit Fab. 274. Eben so F. 7 (353) mit 343. Die schöne Fabel 10 (356) vom Löwen, Fuchs und Hirsch erscheint hier verkümmert. Es ist wörtlich dieselbe, welche *Tyrnhiwitt* S. 8 zuerst bekannt machte, aber ebenfalls verkümmert. Zum Glück ergänzen sich beide Abdrücke wechselseitig; welches der Herausgeber nicht wußte. F. 11 (357) findet sich in dem Romane des *Achilles Tatius* wieder. F. 29 (375) findet sich bey *Hudson* No. 312. F. 30 (376) stimmt fast wörtlich mit F. 47 bey *Tyrnhiwitt* S. 7 überein. F. 6 (352) ist die gemeine F. 100 vom Raben und der Schlange, nur am Ende etwas anders gewendet. Nun folgt die große und angenehme Überraschung! Die Fabeln 17 (363), 18 (364), 19 (365), 20 (366), 21 (367), 22 (368), 23 (369), 28 (374), 32 (378) und 33 (379), sind die reinen wohlherhaltenen Fabeln des *Babrius* in Choliamben, wo nur hier und da eine Sylbe zum vollständigen Metro fehlt. Von diesem schönen und unvermutheten Schatze hat der Herausgeber nicht das Mindeste gehnet! Er mußte also durchaus keine Kenntnisse von einem Choliamben haben. Zur Probe will Rec. nur die erste No. 17 (363) hersetzen, und zwar erst so, wie *Tyrnhiwitt* No. 94, S. 26 die Fabel mehr in Prosa aufgelöst gegeben hat. Ναῦν ποτε μετὰ τῶν ἀνδρῶν βουθισθεῖσαν ἰδὼν τις, ἀδίκως ἔλεγε τοὺς θεοὺς κρίνειν· δι' ἓνα γὰρ ἄσεβῃ συναπώλοντο καὶ ἀναιτίοι. Ταῦτα αὐτοῦ λέγοντος, μυρμήκων πολλῶν ὄντων ἐν τῷ τόπῳ, ἐν ᾧ ἔτυχεν ἰστάμενος, συνέβη ὑφ' ἐνὸς δηχθῆναι τοῦτον. Ὁ δὲ ὑφ' ἐνὸς δηχθεὶς συνεπάτησε τοὺς πάντας. Ἐρμῆς δὲ ἐπιστάς αὐτῷ, καὶ τῇ ῥάβδῳ παίων εἶπεν· εἴτα οὐκ ἀνέχεις σὺ τοὺς θεοὺς δικαστὰς εἶναι, οἷος εἰ σὺ τῶν μυρμηκῶν; Nun koste man dagegen das Original, welches wir gleich in seinem eigenthümlichen Versmaße abdrucken lassen. Hernach wollen wir von den geringen Veränderungen, welche wir uns erlaubt haben, Rechenschaft geben.

Νεὺς ποτ' αὐτοῖς ἀνδράσιν βουθισθείσης,
'Ἰδὼν τις, ἀδίκως ἔλεγε τοὺς θεοὺς κρίνειν·
'Ἐνὸς γὰρ ἄσεβοῦς ἐμβεβηκότος πλοῖω,
Πολλοὺς σὺν αὐτῷ μηδένος αἰτίους θνήσκαι.
Καὶ ταῦτ' ὁμοῦ λέγοντος, οἷα συμβαίνει,

Πολλῶν ἐκ' αὐτὸν ἰσθὺς ἤλθε μορμύκων;
Σκευδὼν τὰς ἀχνας κυρθίας ἀποτρῶγειν·
'Ἐφ' ἐνὸς δὲ δηχθεὶς συνεπάτει πάντας.
'Ερμῆς δ' ἐπιστάς, τῷ τε ῥάβδῳ παίων·
Εἴτ' οὐκ ἀνέχῃ, Φησί, τοὺς θεοὺς ὑμῶν
Εἶναι δικαστὰς, οἷος εἰ σὺ μορμύκων;

In der Handschrift und der Ausgabe steht dafür gedruckt νεὺς ποτε σὺν αὐτοῖς — κρίνων — ἐμβεβηκότος, κλείω — Καὶ ταῦτα ὁμοῦ — συνεπάτει τοὺς πάντας — εἴτ' οὐκ ἂν ἐχῇ, Φησί.

Die Fabel 18 (364) hat *Tyrnhiwitt* No. 97, S. 21, in Prosa aufgelöst; doch ist auch an dem Original hier noch Manches zu ergänzen. F. 19 (365) bey *Tyrnhiw.* 10, 104 mehr in Prosa gelöst. Der Sinn von F. 20 (366) findet sich in *Xenophons Memorabilien*; sowie der von F. 21 (367) bey *Galenus*, und in der *hadsfischen* Sammlung No. 213. Aus F. 23 (369) findet sich bey *Suidas* die Stelle: ὁ δ' ἐκ πεταύρου κλαγγὸν εἶπε βοήσας, πόθεν μαθήσεις, πόσον εἰς ἔω λείπει, τὸν ὠρονόμον θύσας με; wo die Handschrift giebt: ὁ δ' ἐκ τοῦ τέγους κλαγγὴν εἶπε Φωνήσας — τὸν ὠρομαθῆν ἀπολίσας; *Tyrnhiwitt* bezog die Stelle des *Suidas* auf die Fabel 97 bey *Hudson*, welche ganz verschieden ist. Die Lesart ὠρομαθῆν führt zur richtigen ὠρόμαντιν, wodurch zugleich das Vermaß berichtigt wird. Aus der Fabel 28 (374) hat *Suidas* die Stelle ausgezogen: Καὶ τις γεωργὸς πυρὸν εἰς νεὸν σκείρας φυλάσσειν ἐστώς· wofür die Handschrift giebt: ἐν κλήρῳ πυροῦς σκείρας ἐφύλαττον ἐστώς. Die Fabel 33 (379) *Xαραδριὸς καὶ αὐτῶν παίδες* fand sich bisher nur lateinisch bey *Gellius* 2, 29, und zwar von der Lerche (*alauda*). *Suidas* hat daraus zwey Stellen unter den Worten λόφος und ἀμαρ ausgezogen: Καὶ παῖδας εἶχε λήϊου κόμη θρέψας λοφώοντας ἤδη καὶ πτεροῖσιν ἀκμαίους, und: οὗν ἐστὶν ὥρη, ὥντως ἐκ τόπων φεύγειν, ὅτ' αὐτὸς ἀμὰ, καὶ φίλοισι πιστεύει. Wofür die Handschrift giebt: καὶ παῖδας λήϊου κόμης — πτεροῖσιν — ὥρη, παῖδες, ἀλλαχοῦ φεύγειν, ὅτ' αὐτὸς αὐτῷ καὶ φίλοις πιστεύει.

Das dem leipziger Nachdruck durch einen jungen Gelehrten, Hn. *Schneider*, hinzugesetzte Register ist nach dem gedruckten, oft sehr verderbten und lückenhaften Texte gemacht, womit der bereits gedruckte nicht sorgfältig verglichen worden ist. Daher sind viele Erklärungen falsch, und die Vorschläge zu Verbesserungen würden größtentheils weggefallen seyn, wenn ihr Urheber überall die gedruckten Fabeln verglichen hätte. Freylich eine etwas mühsame Arbeit, welche ihm des Herausgebers Anmerkungen hätten erleichtern sollen und können. Außerdem aber ist das Register bey weitem nicht vollständig. — Endlich wollen wir noch aus der Vorrede Einiges nachholen. Es sind daselbst S. XXIV zwey Fabeln lateinisch aus Handschriften abgedruckt, die eine von *Barptolemaeus Scala*, die andere von *Leo Bapt. Albertus*. Dazu wird in einer Anmerkung aus einem handschriftlichen Nachtrage des Herausgebers bemerkt, daß die 100 *Apologi* des *Albertus* schon 1499 zu Florenz gedruckt erschienen sind. In der Geschichte

der äsopischen Fabel, welche der Herausgeber in der Vorrede kurz entwerfen wollte, läßt er eine gar große Lücke zwischen *Festus Avienus* und den neueren Fabeldichtern. Vorzüglich verdient noch die Sammlung aus der Mitte des neunten Jahrhunderts, welche unter dem Namen des Bischof *Cyrellus* mehrmals gedruckt und auch ins Deutsche übersetzt ist, eine besondere Untersuchung und Vergleichung. Sie ist zwar jetzt nur in der lateinischen Übersetzung vorhanden, aber, nach dem Zeugnisse des Jesuiten *Bohusz Balbinus*, ursprünglich griechisch geschrieben, und gehört, selbst in der lateinischen Übersetzung, gewiß nicht zu den schlechtesten. Eine gute und ausführliche Nachricht sowohl von dem Vf. als von den Ausgaben seiner *Apologi* findet man im *Magasin encyclopédique* vom Jahre 1806 T. II, p. 17 — 38. Von den vorhandenen griechischen Sammlungen, welche handschriftlich in den pariser Bibliotheken sich befinden, darf man nach den von *Rocheport* bekannt gemachten Proben keine große Ausbeute erwarten, wenigstens nicht Annäherung in der Sprache an die poetischen Originale des *Babrius*, welches nach *Tyrrhwitts* Bemerkung den allermei-

sten neuern griechischen Sammlungen als Grundlage diene. Die in Augsburg vorhandene handschriftliche Sammlung, welche schon *Heusinger* flüchtig verglichen, hat nach des Rec. Überzeugung, welcher damals eine Abschrift davon in Göttingen in den Händen hatte, vor der florentinischen keinen Vorzug. — Wir wünschten, daß solche, dem italienischen Herausgeber wahrscheinlich nicht bekannt gewordene Notizen in der leipziger Ausgabe nachgetragen worden wären. Denn daß dafür mit dem Nachdrucke der bekannten Abhandlungen von *Fabrianus*, *Bentley*, *Tyrrhwitt* über die äsopischen, und sogar von *Huschke* über die archilochischen Fabeln 13 Bogen angefüllt sind (was man auf dem Titel des Buchs nicht einmal für rathsam gefunden hat zu erwähnen), das können wir nicht billigen. Wem sollen dergleichen Abdrücke aus bekannten, in jedes Philologen Händen befindlichen Schriften nützen? Ein solches Buch kommt auf solche Art gar leicht zu Stande; aber wehe dem armen Philologen, welcher, um das Neue zu besitzen, das Alte immer wieder von Neuem kaufen soll!

Cl. Sim.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRICHISCHE LITERATUR. Leipzig, b. Weigel: *Empedoclis et Parmenidis Fragmenta ex Codice Taurinensis Bibliothecae restituta et illustrata ab Amedeo Peyron*, in Taur. Acad. LL. Orient. Professore vices gerente. Simul agitur de genuino Graecotextu commentarii Simplicii in Aristotelem de Coelo et Mundo. 1810. 70 S. gr. 8.

Auch ein Nachdruck des italienischen Originals, welches man hier nirgends bemerkt findet. Der Inhalt dieser Schrift ist folgender. Nachdem der Vf. die *sturzische* Sammlung der Bruchstücke des *Empedokles* gelesen hatte, begann er sich auf eine Handschrift in der turiner Bibliothek, welche den Commentar des *Simplicius* über *Aristoteles de coelo et mundo* enthält, aus welchem so manche Bruchstücke des *Empedokles* genommen sind, welche man bisher in ihr Versasse zurückzuführen vielfach, aber vergebens versucht hatte. Sie waren nämlich alle in eine barbarische unverständliche Prosa aufgelöst, und zeigten auch nicht die geringste Spur von Poesie mehr. Als Hr. P. die turiner Handschrift verglich, fand er durchaus eine andere Sprache in Prosa, und dann auch die darin enthaltenen Bruchstücke der beiden alten Dichter in ihren Worten und in ihrem Versasse wohl erhalten. Diese Entdeckung machte ihn natürlicher Weise aufmerksam und neugierig auf den Grund dieser Verschiedenheit. Er nahm die lateinische Übersetzung des *Moerbeka* aus dem 13. Jahrhunderte zu Venedig 1563 zu Hülfe, und da fand er endlich den gewünschten Aufschluß. Es zeigte sich da sonnenklar, und die angeführten Beyspiele beweisen es unwidersprechlich, daß irgend ein Neugriech die lateinische Übersetzung des *Moerbeka* ins Griechische mit allen den Druckfehlern und Irrthümern des Übersetzers übertragen hat. Daher kommt die Verschiedenheit der Sprache, welche *Simplicius* in diesem Commentar führt; daher die Auflösung der poetischen Bruchstücke in halbbarbarische und unverständliche Prosa. In der lateinischen Übersetzung findet sich am Ende des ersten Buchs ein polemischer (nach des Herausg. Meinung gegen die Manichäer gerichteter) Zusatz, welcher in der achten griechischen Handschrift fehlt. — Von S. 27 an folgen die einzelnen Bruchstücke des *Empedokles* und *Parmenides* nach der turiner Hand-

schrift, jedesmal mit der lateinischen und griechischen Übersetzung verglichen, woraus sich denn ergibt, daß die Bemühung so vieler trefflicher Männer, die in der *aldinischen* Ausgabe des *Simplicius* enthaltenen Bruchstücke in Verse zu bringen, durchaus vergeblich gewesen ist. Hier finden wir die ächte Quelle geöffnet; und noch immer bleibt ihrem Fleiße und Scharfsinne eine nicht unbedeutende Nachlese von nöthigen Ausbesserungen übrig. Der Literator aber mag wünschen, daß der ächte Text des *Simplicius* aus der turiner Handschrift in Italien einen Verleger finden möge. Denn um einen Herausgeber darf man wohl nicht bekümmert seyn.

Cl. Sim.

SCHÖNE KÜNSTE. Coblenz, b. Pauli u. Comp.: *Friedelins oder das Kind der Vorsehung. Ein Lesebuch für die gebildete Jugend*. Ohne Jahrzahl. 234 S. 8. (16 Gr.)

Zur Erweckung eines vernünftigen und festen Vertrauens auf die göttliche Vorsehung ist diese Erzählung niedergeschrieben. Sinnlich soll es durch dieselbe dem kindlichen Verstande dargestellt werden, daß die Vorsehung der Mensch verläßt, der sich auf sie verläßt; daß Tugend und Menschlichkeit selten ganz unterdrückt, am häufigsten vielmehr schon hier von den angenehmsten Folgen begleitet wird, daß hingegen das Laster oft sich selbst schon hier bestraft, und mit den traurigsten Folgen büßen müsse. Die Geschichte ist für diesen Zweck zwar recht gut erfunden, wenn ihrer Wirksamkeit nur nicht das im Wege steht, daß sie eine erfundene Geschichte ist, und so die Spuren einer Fabel zu machen Vorsehung enthält. Die Darstellung der Begebenheiten hat viel Leben, und wird den jungen Lesern gewiß die angenehmste Unterhaltung gewähren. Nebenher kann das Buch auch zu einer Wiederholung der geographischen Kenntnisse dienen, denn *Friedelin* kommt weit in der Welt umher.

Ae.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1810.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALLER, b. Hendel: *Versus ludicri in Romanorum Caesares priores olim compositi. Collectos, recognitos, illustratos auctoritate Societatis Ducalis Latinae Jenensis* edidit ejus sodalis honorarius Georg. Henr. Bernstein, Philos. Doctor in Acad. Jenens. Praefatus est Henr. Carol. Abr. Eichstädt, Ser. Duc. Sax. a consil. aul. int., Eloqu. et Poët. in Acad. Jenens. Prof., Societatis Latinae Director. 1810. XXII n. 94 S. 8. (10 Gr.)

Ein sehr erfreulicher Beweis von dem Leben und den rühmlichen Bestrebungen der herzogl. lateinischen Gesellschaft zu Jena ist diese Schrift, die von einem ihrer Mitglieder, Hn. D. Bernstein, der sich schon vorher durch zwey Abhandlungen bekannt gemacht hat, derselben theilweise vorgelesen, jetzt mit ihrer Genehmigung dem Druck übergeben, und von ihrem Director mit einer lesenswerthen Vorrede, welche vorzüglich das Interesse dieser Gesellschaft betrifft, ausgestattet worden ist. Da, wie uns dünkt, bey den Anzeigen solcher Aufsätze nicht bloß der Inhalt und die Form derselben, sondern auch das Institut, dem sie ihre Entstehung verdanken, und die Tendenz desselben berücksichtigt zu werden verdient: so sey es uns vergönnt, hier zu bekennen, daß die Vorrede in uns die Überzeugung befestigt hat, daß die Universitäten glücklich zu preisen sind, die sich solcher Institute, wie die *Societas Latina Jenensis* ist, erfreuen, welche wahre Pflanzschulen nicht bloß für die Humaniora, wiewohl für diese zunächst, sondern auch überhaupt für gründliche Gelehrsamkeit, und in unseren Zeiten zumal gegen die hie und da einreißende Barbarey eine erwünschte Schutzwehr sind. Wer weiß nicht, wie wohlthätig das zugleich mit der Universität angelegte *Seminarium philologicum* zu Göttingen, späterhin auch ein ähnliches zu Halle gewirkt hat? Zu Leipzig stiftete im J. 1784 der verdienstvolle Hofr. Beck eine *Societas philologica*, die seit 1785 — 1797 zwölf von ihren Mitgliedern geschriebene Abhandlungen herausgegeben hat, und im vorigen Jahre zu einem öffentlichen Institute unter der Benennung eines königl. *Seminarii philologici* erhoben worden ist. Nachher hatte zu Leipzig ein ehemaliges Mitglied der *beckischen* Gesellschaft, Hr. Prof. Hermann, eine *griechische* Gesellschaft errichtet. Zu Jena aber wurde die sehr alte und berühmte *Societas Ducalis Latina* durch Hn. Geh. Hofr. Eichstädt, der ebenfalls einige Zeit Mitglied der leipziger

philologischen Gesellschaft gewesen war, im J. 1800 erneuert. Durch die in seiner *Acroasis pro Societ. Latin. Jenens. instauratione* bekannt gemachte Regeneration hat diese Gesellschaft einen weiteren und würdigeren Wirkungskreis erhalten, indem sie nun durch Übungen nicht mehr bloß, wie vorher, den Gebrauch der lateinischen Sprache, sondern überhaupt das Studium der Alterthumswissenschaften zu befördern sucht. Der Nutzen und die Thätigkeit dieser Gesellschaft erhellet aus der bedeutenden Anzahl ihrer Mitglieder, da auch seit 1802 (in welchem Jahre *Novae Acta Societ. Latinae* erschienen, nebst dem Verzeichniß der Mitglieder) über 80 Jünglinge nach und nach derselben beygetreten sind (s. *Vorrede* S. V), und aus den Schriften, die sie in ihrem Namen hat erscheinen lassen. Denn das alte Gesetz dieser Gesellschaft, von Zeit zu Zeit Probefchriften ihrer Mitglieder öffentlich bekannt zu machen, ist bey ihrer Reform erneuert, und nachher wirklich vollzogen worden. Jeder, dem das Gedeihen ächter Gelehrsamkeit und das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt, wird mit uns wünschen, daß solche akademische Bildungsanstalten sich erhalten, und daß recht viele Jünglinge, und zwar nicht bloß von denen, welche sich besonders den Humaniora widmen wollen, daran Antheil nehmen mögen. Wir erinnern nur an die Studienplane in Beck's Grundriffe zu hodegetischen Vorlesungen (Leipzig 1808), worin den Medicinern und Juristen sowohl, als den Theologen, fortgesetzte akademische Übungen im lateinischen Vortrage nachdrücklich empfohlen und zur Pflicht gemacht werden. Aber eben so sehr muß man auch wünschen, daß die Klage ungegründet seyn möchte, welche Hr. Eichstädt in dieser Vorrede äußern mußte. Nachdem er nämlich jener alten Gewohnheit der blühendsten Universitäten, daß ihre Lehrer besonders humanistische Gegenstände nur lateinisch vortragen, und kein Jüngling des akademischen Bangerrechtes für würdig erklärt wurde, der einen solchen Vortrag nicht verstand, mit gerechtem Lobe gedacht: setzt er S. VI hinzu: „*At ille mos in gloriose Academiis* (wovon er jedoch die beiden königl. sächsischen ausnimmt) *dudum exolevit, sive vitio inceptorum magistrorum — sive turpi socordia et ignavia jaculi.*“ Freylich, wo man nur das Nothwendigste der Bedarfswissenschaft zu erlernen bemüht ist, da kann keine lateinische oder philologische Gesellschaft lange blühen und bleibende Früchte tragen. Sehr wahr ist, was Hr. Beck in der Einweihungsschrift *de consil. et rat. Semin. philol. Lips.* S. 4 bemerkt:

„Mihi semper visum est, ibi, ubi nullus aut exiguus habetur honor antiquis literis, non multum effectura esse Seminaria ad eorum vel excitandum inter omnes amorem, vel severius studium juvandum; ibi autem, ubi cultus eorum nunquam est intermissus, maximam illorum vim fore et multiplicem.“

Wir wenden uns nun zu der vorliegenden Schrift des Hn. Bernstein, der dadurch seine Talente und Kenntnisse rühmlich bewährt hat. Die *versus ludicri*, von welchen hier die Rede ist, sind die bekannten Scherz-, Spott-, Schmä- und Straf-Gedichte auf Julius Caesar und die folgenden Imperatoren bis auf Domitian, aus den Gedichten des Catullus und den Lebensbeschreibungen des Suetonius zusammengestellt; denn die Verse in des Claudius Apocolocyntosis von Seneca hat der Herausgeber übergangen. Dafs er aber diese so verschiedenartigen Verse alle schlechthin *versus ludicros* nennt, können wir nicht billigen; wenigstens würden wir das von Suetonius einmal (Octav. 70) gebrauchte Wort *epigramma* hinzugefügt haben. Von den verschiedenen Arten dieser Verse handelt der Herausgeber selbst in den *Prolegomenis* S. XI ff. Da unter den Spottversen auf Jul. Cäsar auch einige sind, welche bey seinen Triumphen von den Soldaten öffentlich gesungen wurden: so gab diese dem Herausg. Veranlassung, von der alten Gewohnheit der römischen Soldaten, auf ihre triumphirenden Feldherren scherzhafte oder spottende Lieder zu singen, in den *Prolegomenis* zu sprechen. Dafs hier aber nicht alles erschöpft worden sey, hat schon Hr. Eichstädt in der Vorrede unparteyisch angedeutet, wo er selbst auch einiges Übergangene supplirt. Übrigens hat Hr. B. diese Verse mit Sprach- und Sach-Kenntnis, historisch und grammatisch, größtentheils glücklich erläutert. Weniger glücklich jedoch scheint er in seinen Bemühungen gewesen zu seyn, das erste von den drey Distichen auf des Octavianus *coena dādenā* S. 60 bey Suetonius Octav. 70 zu erklären und zu emendiren. Hr. B. gesteht offen, dafs er weder wage noch vermöge, die Schwierigkeiten wegzuräumen, welche der Erklärung des ersten Verses:

Quam primum istorum conduxit mensa choreum,

im Wege stünden. Lob verdient diese Bescheidenheit, zumal da ein Ruhnkenius sich nicht gescheut hatte, zu bekennen, dafs er diesen Vers nicht zu erklären wisse. Eben so bescheiden urtheilt er über die Conjectur, die er, um doch einigen Sinn in diesen Vers zu bringen, blofs als *ingenii ludus (lusus)* mittheilt. Hr. B. schlägt nämlich vor, so zu lesen:

Quam Bromio ictorum conspexit mensa choragum,

d. i. nach seiner Erklärung: *simulatque vino inebriatorum mensa conspexit choragum i. e. Augustum, qui suis sumtibus coenam dabat, ut Graecis dicuntur χορηγοί, qui suis sumtibus ludos edunt. Haud dubie enim, setzt er hinzu, convivae prius coenarant et biberant, quam Octavianus, ut consueverat, advenerat (?): quam quidem ejus consuetudinem clare testatur Sueton. Octav. 74: „Convivia nonnunquam et serius inibat,*

*et maturius relinquebat: quum convivae et cornare inciperent prius, quam ille discumberet, et permaneret, digresso eo.“ Unde facile potest colligi, cur convivae, Augusto adveniente, vino jam fuerint inebriati. Übrigens bekennt Hr. B., dafs er für die Redensart *Bromio icti* keinen anderen Beleg wisse, als die Stelle in Horat. Sat. 2, I, 24, wo jedoch nur *ictus* von einem Betrunknen vorkommt. Dieser Conjectur scheint vorzüglich das im Wege zu stehen, dafs nach demselben Augustus so spät bey diesem Zwölfgötterschmause erscheint. Zwar benützt Hr. B. sehr geschickt die angezogene Stelle des Suetonius; allein Augustus durfte bey diesem Schmause der zwölf Götter, unter welchen er selbst die Rolle des Phöbus spielte, wohl nicht so spät und erst dann auftreten, als die übrigen schon berauscht waren. Wenn er sonst zu anderen Gastmälern, vermuthlich seiner Geschäfte wegen, später kam: so kam er jetzt zu diesem wahrscheinlich des Spätes wegen früher. Dann zweifeln wir, ob hier *choragus* mit Recht auf den Augustus bezogen werde, welcher für dieses Wort die lateinische Bedeutung passender zu seyn scheint als die griechische. Ueberdies leuchtet uns auch die Nothwendigkeit des Urtheils nicht ein, das Hr. B. über das Wort *istorum* fällt, dafs es nämlich die meiste Schwierigkeit mache, und dafs es daher die Ausleger, nicht wissend, worauf sie es beziehen sollten, für verdorben erklärt hätten. Inzwischen giebt doch nach unserer Meinung Eracht die Beziehung ganz richtig an, wenn er sagt: *ibi dicitur in malam partem: — et erant vni go noti*. Dafs sie bekannt waren, sieht man aus dem, was Suetonius unmittelbar vorher aus einem Briefe des Antonius anführt, worin derselbe die Namen Aller auf eine sehr bittere Art aufgezählt hatte. Vor der Hand begnügen wir uns also lieber noch mit der gemeinen Lesart, die diesen Sinn zu enthalten scheint: „Sobald die Tischgesellschaft dieser Herren wegen der Bezahlung mit dem Choragus, der die Kleider zu dem Zwölfgötterschmause leihen sollte, einig geworden war.“ *Choragus* nehmen wir in der von Casaubonus angegebenen Bedeutung, dafs es ist: *qui scenarum histrionibus locat ornamenta fabulae docendas necessaria*. Denselben Sinn, wiewohl etwas freyer drückt *Ofertags* Übersetzung aus: „Sobald man zu der bey der Tafel vorzustellenden Scene die Kleider geliefert.“ In dem Pentameter*

Sexque deos vidit Mallia, sexque deas,

versteht Hr. B. mit Anderen *Mallia* von der *arx Capitolina*, ohne jedoch das Unsichere dieser Interpretation zu verschweigen. Allein sollte wohl dieses Gastmahl das Suetonius *coenam secretiorem* nennt, auf dem Capitolium gehalten worden seyn? Was dann Hr. B. S. 60 ff. über das 2. Distichon in Sueton. Tib. 59 *Nes eques etc.* beybringt, läfst sich nicht ganz mit der Schilderung vereinigen, welche Suetonius Cap. 11–13 von dem Betragen des Tiberius auf der Insel Rhodus macht. Im 9. Vers derselben Stelle des Suetonius. *Adspice — Romule Sullam* bezieht Hr. B. S. 72 *Romule* auf den Tiberius: gewifs unrichtig, da offenbar

das römische Volk angeredet wird. S. 19 ist der Druckfehler *pronomen* statt *praenomen* anzudeuten vergessen worden. Σ.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Braun: *Portugal und die Portugiesen*. Ein Gemälde des Landes und der Nation. Nach den neuesten Quellen bearbeitet. 1810. 152 S. 8. Mit einer illuminirten Charte von Portugal und Spanien. (20 Gr.)

Dieses ephemere Product verdiente als eine (unentgeltliche) Beylage zu den Monatsheften des Journals für die neuesten Land- und See-Reisen (vom Januar 1809 an) keine weitere Erwähnung, als daß es das Land nach seinen Bestandtheilen, Lage, Grenzen, Grösse, Oberfläche, Bewässerung, Klima, Naturproducten, die Regierung nach der Staatsverfassung, den allgemeinen Regierungsanstalten, der Justizverwaltung, Polizeyverwaltung, den Fabrik- und Handels-Anstalten, den wissenschaftlichen, Religions- und Kirchen-Anstalten, dem Finanzwesen und der Politik und auswärtigen Verhältnissen, die Nation nach ihrer Abstammung, Zahl, Ständen und Volksclassen, Körperbau, Sprache, Complimenten und Namen, Naturanlagen, Geistesbildung, Wissenschaften, Beschäftigungen und Kunstfleiss, Wohlstand, Wohnungen, Nahrung und Genüssen, Nationaltracht, Lebensweise und Luxus, Krankheiten, gesellschaftlichem Leben und Volksbelustigungen, Religiosität und religiösen Gebräuchen, Sittlichkeit, Charakter und charakteristischen Zügen, Nationalinn und Patriotismus, Betragen gegen Fremde, die *Landschafts- und Ort-Beschreibung* nach der politischen und speciellen Landes- und Ort-Beschreibung, und im Anhang die *aufseruropäischen Nebenländer* darstellt. — So sind wenigstens die Rubriken; allein da ein zweyter Titel demselben beygefügt ist: *Allgemeine Welt- und Menschen-Kunde. Ein Gemälde der Erde und ihrer Bewohner nach den neuesten Quellen*, wovon mit Portugal hier der Anfang als *erstes Bändchen* gemacht wird: so bedarf es unser Urtheil, was für Aussichten dieses erste Bändchen auf die folgenden gewähre. Abgesehen davon, daß es der Vf., wie er versichert, nicht für Gelehrte, sondern für das grose aber gebildete Publicum bestimmt hat, daß er nichts mehr als ein lesbares unterhaltendes Gemälde von dem Lande, der Nation und der bisherigen Regierungsverwaltung geben will; verzie-

hen, daß der anmassende Titel: *Allgemeine Welt- und Menschen-Kunde*, mit der weiteren Erklärung als einem *Gemälde der Erde und ihrer Bewohner* in Widerspruch stehe, und daß Völkerkunde nur ein Theil der Menschenkunde ist; weggesehen von der eigenen Anordnung und Stellung der Hauptrubriken: so kann Rec. doch nicht mit den vielfachen Gebrechen zufrieden seyn, um so weniger, da der Vf. nach den neuesten Quellen gearbeitet haben will. Rec. führt nur einen Theil derselben an. Nach S. 3 muß Emanuel der Grosse noch an der jetzigen unglücklichen Lage des Landes Schuld seyn — der Mann, der, wenn ihn nicht seine Eroberungen und seine grosen Feldherrn unsterblich machten, der Adelsaristokratie den tödtlichen Stoss versetzte! Nach S. 6 ward durch Albas des Furchtbaren Schwerdt Portugal aus der Reihe der Staaten getilgt, da die Besitznahme ohne Schlacht geschah, und Philipp auf dem Reichstage zu Tomas (1581) ausdrücklich bestimmte, daß Portugal mit seinen Nebenländern ein eigener Staat bleiben sollte. Nach derselben Seite soll Johann V eine Akademie im Geiste unserer ehemaligen Hofnarren gestiftet, und Pombal nur zerstört haben, statt zu nutzen; wie unrecht sind diese Urtheile und zugleich wie falsch! An der 1720 gestifteten Akademie erkennt man, wie an Pombals Planen, dort viel guten, hier viel grosen Willen. In einem eigenen der Beschreibung dieses Landes bestimmten Werke sollten S. 10 und 11 bey der Darstellung der Oberfläche die Anführung der verschiedenen Bergreihen, z. B. der Serra de Macao, Louzoa, Cerdeira, St. Catharino, Monte junto, und der Vorgebirge, als des Caps Atalaya, Mondego, Corvicio, de Roch, Espichel, Sines, St. Vincent, St. Maria, und bey der Darstellung der Bewässerung die Benennung der Flüsse, die in die 4 Hauptflüsse fallen, wie auch die Angabe von den kalten und warmen Mineralquellen, der Sümpfe und Moräste nicht fehlen. Die Beschreibung des Wappens S. 27 ist mangelhaft, obgleich der Vf. hier fast ganz die zu Weimar 1806 herausgekommene neueste Länder- und Völker-Kunde abschrieb, und vieles ausserdem wegließ, was zur Ergänzung einer Notiz gehörte. So könnte ihm Rec. noch eine Menge Stellen aus dem Original zeigen, das er meistens benutzte, ohne es dankbar zu nennen. — Die beyliegende Charte ist ebenfalls nur Copie. Der Vorzug des Werks besteht bloß in dem fließenden Vortrag.

Dns.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Kiel, b. Mohr: *Commentatio I in Decii Junii Juvenalis Satiras* (von Hn. Prof. Heinrich zur akademischen Feyer des Geburtsfestes des Königs von Dänemark geschrieben). 1806. 45 S. 4.

Der Vf. will über solche Stellen der juvenalischen Satiren, welche in den bisherigen Bearbeitungen dieses Dichters noch nicht ihr volles Licht erhalten haben, seine Bemerkungen vorlegen, und die Freyheit, welche ihm die Form solcher Mittheilungen gestattete, zu genaueren Entwicklungen und Erörterungen und zu nützlichen Excursionen auf andere nahe liegende oder verwandte Gegenstände benutzen. Diese erste Commentation, auf deren Fortsetzung wir seither vergebens gewartet haben, enthält theils manches Neue von äch-

tem Gehalt über die erste Satire, das als baarer Gewinn für Kritik und Auslegung anzusehen ist, theils einige, mit Einsicht und Belesenheit durchgeführte Bestätigungen älterer, aber bisher zurückgesetzter, Erklärungen, in einem angemessenen Vortrage. Voran gehen einige Bemerkungen über die Werthschätzung des Juvenals in den späteren Jahrhunderten der römischen Literatur und über den bisher nicht beachteten Nutzen, den theils die späteren Schriftsteller, welche die Sitten ihrer Zeit schilderten, vorzüglich Lucian, theils die aus Juvenal nachgeahmten Stellen und Aneignungen des juvenalischen Ausdrucks in späteren Dichtern, besonders in den Schriften des Sidonius Apollinaris, theils mehrere Anführungen Juvenals in den Werken des Macrobius, Hieronymus

und anderer späterer Schriftsteller, für die Kritik und Auslegung des Dichters gewähren können. (Nächst den letzteren verdiente hier noch einer der besten Schriftsteller des Mittelalters, der schon von *Fabritius* in *Bibl. Lat.* nachgewiesene *Joannes von Salisbury*, genannt zu werden, dessen Werk *de augis Curialium* oder *Policraticus* beynahe durchgängig mit juvenalischen Stellen, zum Theil nach abweichenden und bisher nicht angemerkten Lesarten, durchwebt ist. Eine Probe der auch von Hn. H. S. 14 gerügten mönchischen Mißhandlung und Interpolation des Textes findet sich l. 3. c. 4, wo die Stelle aus Sat. 3. v. 107, 108 so lautet: *Si bene ructavit aut si quid fecit amicus, quod proferre palam non possit lingua modesta*. L. 2. c. 15 bekräftigt er in der Stelle Sat. 10. v. 111 die Lesart des *Serrius fonguine* statt der *Vulgata vulnere*. Mehrere vom Juvenal erborgte Floskeln und Redensarten, und Anspielungen auf juv. Stellen, finden sich auch in der von *Casp. Barth* herausgegebenen *Philippis* des *Wilhelm Brito*.) Andere Vorerinnerungen (S. 10 ff.) betreffen den bisher höchst elenden Zustand der Kritik des juv. Textes und die Schwierigkeiten derselben, indem es, bey einer großen Anzahl von Handschriften, noch an der nöthigen Kunde von den bisher gebrauchten fehlt, um ihr Gewicht gehörig zu würdigen, eine Geschichte des Textes zu bilden, und dadurch sichere Grundsätze für Gebrauch und Anwendung der Lesarten zur Berichtigung und Feststellung des Textes zu gewinnen. Bey Sat. 1, 12 erinnert den Vf. der *Fronto*, der sein Haus zu Dichtervorlesungen hergab (welchen der oben angeführte *Joannes von Salisbury* l. 8. c. 13 für einen Enkel des *Plutarch* ausgiebt) an einen anderen ihm ähnlichen Dichterpätron, der bisher in dem Texte des *Juvenals* figurirte, den *Maculonus* Sat. 7, 40. Mit Recht treibt die Kritik des Vfs. diesen schon nach der unanalogischen Bildung seines Namens verdächtigen Menschen aus, und verbessert *maculosus commodat aedes*. Mit Scharfblick entdeckt Hr. H. diese ächte Lesart in dem alten Scholion „*alii sordibus dixit, alii pictis*“; allein er scheint zugleich auf einen Abweg zu geraten, wenn er die ersten Worte des Scholion für verdorben hält und sie verbessern will „*alii sordidas textis*“, wobey er *araneorum* hinzudenkt, und nun *maculosus* durch *araneosus* erklärt. Da *macula* nicht das Spinnwebgewebe selbst, sondern nur die Zwischenräume der Fäden bedeuten kann: so dürfte auch schwerlich der Dichter *maculosus* statt *araneosus* gebraucht haben. Das Scholion aber findet Rec. weder verdorben noch unverständlich, wenn man nur *alii* als den Dativ des Singulars nimmt, wodurch man folgenden Sinn erhält: *alii*, h. e. *alio interprete*, *ex alius interpretatione*, *sordibus maculosus dixit poeta*, *alii*, *alio interprete*, *pictus*. Über die dunkle Stelle v. 36: *et a trepido Thymele submissa Latino*, nimmt Hr. H. die Ansicht des *Turnebus Advers.* l. 20. c. 8, nämlich *Latinus*, ein aus *Martial* bekannter *Mimus*, habe mit der *Thymele* eine Rolle in einem *Mimus* als Verführer einer Ehefrau gespielt, wo er dem Manne der *Thymele* verdächtig gemacht oder gar ertappt worden sey, aber das schlaue gewandte Weib an den Hahnrey abgeschickt habe, ihn zu verführen und ihren Liebhaber von der ihm drohenden Gefahr zu erretten. Hr. H. will daher statt *et a trepido* lesen *ut a trepido*, so daß der Dichter die lächerliche Verlegenheit eines sonst sehr rüthigen und geschäftigen Delators, der, um sich selbst zu retten, einem anderen ihm furchtbaren Delator schmeicheln muß, mit jener theatralischen Situation und der vermuthlich sehr bekannten Rolle der *Thymele* vergleiche. Diese in jenen Zeiten sehr gepriesene Schauspielerin veranlaßt den Vf. S. 28 zu einer Digression über eine Stelle des *Sidonius Apollinaris* (Carm. 9, 13), wo einer *Citharistria* gleiches Namens gedacht wird: *Bimari remittat urbe Thymelen Palenque doctas Tepidus ad officinas Citharistrias Corinthus*, und über eine andere desselben Dichters Carm. 23, 30, wo unter anderen Ergötzungsspielen die *Pala* als eine Kunst genannt wird, welche die *Gelastani* trieben. Hr. H. macht wahrscheinlich, daß *pala* ein postherlicher Tanz war, worin man den Ringkampf (*πάλην*) nachahmte, weil unter dem Namen *ἀνὰ πάλιν* eine ähnliche in älteren Zeiten übliche Tanzart bey *Athenaeus* l. 14. S. 361 B. vorkommt. Daraus folgert er nun, daß in der ersten Stelle des *Sidonius* *Thymele* zu *Palenque* nicht Eigennamen, sondern eben solche Kunstbenennungen seyen, und verbindet *citharistrias*, *thymelen* et *pala* doctas, h. e. *thy-*

meles f. scenae et palaes peritas. Uns dünkt, ein den Ringkampf darstellendes Ballet passe durchaus nicht für Citharistrierinnen und für die Begleitung der Cithar, und *thymelen doctas* oder *scenae peritas* würde ein eben so schwaches als unbestimmtes und hohles Prädicat dieser Virtuosi seyn. *Thymele* scheint vielmehr ein in Schauspieler- und theatralischen Künstler-Familien üblicher, auch wohl, in fern man ihn auch von *Σύμπος*, *thymus*, der bekannten Kennefist, und *λαίον*, *nehmen*, *einnehmen*, herleiten konnte, in Bienenwärter- und Wachsarbeiter-Familien eingeführter Name gewesen zu seyn; wenigstens weiset in einer Inschrift bey *Gruter* (T. II, S. 1010, n. 2 ed. *Graev.*) eine *Fratria Thymele* (qu. *fruens thymo* oder in *thymo deliciis*) eine Göttin M. D. M. *Cerariae*, vermuthlich *Melionae* *Diæ Matræ Cerariae*, welche man aus *Augustinus de Civitate Dei* als Bienengöttin kennt, einen Altar. Auf ähnliche an die Schaubühne erinnernde Namen trifft man zuweilen in den Inschriften; z. B. auf die Namen *Appuleius Sceno*, *Sena*, *Cornelius Chorus*, *Mitode*; und da einige bekannte Mimenamen, z. B. *Pallas*, *Palaemon*, *Luctatius*, vom Ringkampf hergenommen sind, da in *Lucians Esel* oder *Lucius* (s. oben) eine *Palaestra* redend eingeführt wird, so wie auch in den Inschriften bey *Gruter* T. I. S. 735, 12 und T. II. S. 11, 8 ed. *Graev.* eine *Herennia Palaestra* und eine *Palaestra Diva Caesarionis* vorkommen; warum sollte uns eine *Pala* betreffen? Bedeutsame Namen, welche auf das Gewerbe, das Amt oder die Geschäftsart derer, welche sie führten, Bezug hatten, fand man zuweilen in Familien, wo eine Profession erblich war. Z. B. von dem celtischen, italischen und germanischen Worte *Sow*, *Wasser* (S. *Wuchter's Glossar. German.*), so von auch der thracisch-phrygische *Bacchus* *βυξ* oder *βυγος* *Σάβος* oder *Σαβάδιος*, und der alte mythische-Heros des vaterreichen Sabinerlandes *Sabus*, so wie mehrere Seen, Flüsse und wasserreiche Orte, benannt worden sind, haben Aeltere über die Wasserleitungen in den Inschriften die Namen *Sabatius*, *Subbatus*, *Subbio*, z. B. in *Pavinius Roma* p. 112, *Fabretti Inscrip.* S. 301 und *Montfaucon A. E. I. I.* Th. 68. — Mit Vergnügen liest man S. 31 - 37 eine zu Gelehrsamkeit und Geschmack ausgeführte Abhandlung über den gewöhnlichsten Stoff der römischen Mimen, die Buhreyschaften, wobey ein Buhler, eine untreue Frau, ein eifersüchtiger Mann, ein Hahnrey und Narr im Spiel, und ein Sklav, ein Ränkepieler, Kuppler und Geschäftsträger in beiden Verliebten, die gewöhnlichen vier Rollen waren, die welche Hr. H. hier zusammen stellt, was ihm eine reiche Belesenheit darbot. Der Hahnrey in den Mimen hieß zu seinem eigenthümlichen Charakternamen der *Stipidus*, was man gab ihm durch Abschneiden des Kopfs eine Schauspielerphysiognomie, welches Hr. H. aus den satirischen Dramen der Griechen von den kahlköpfigen Silenen herleitet. Im Gelächter erregte man in den Mimen auch durch Ohrenschmerz und Kopfstöße, welche der Hahnrey oder die Buhlerin bekam. Bey v. 55 und 56 zeigt der Vf. aus dem römischen Rechte, gegen die unverständige Deutung des hier ganz unwissenden Scholiasten, welche auch die neueren Aeltere verführte, daß der Grund der Unfähigkeit der Ehebrecher zur Erbfolge nicht in einer Ehrlosigkeit derselben zu suchen, und die Erbfolge des connivirenden Hahnreys (das man nicht ein Fideicommiss zu nennen sey, sondern die Rechtungleichheit von beiden aus den Verordnungen des positiven Gesetzes herführe, welches überall keine Ehefrau, wenn nicht das Dreykinderrecht hatte, wohl aber Ehegatten: dem Falle, wenn sie ein Kind hatten, als Universalerben zu ließe. Der vorher kinderlose Hahnrey drückt bey der Buhreyschaft seiner ungetreuen Frau die Augen zu, damit ihr Liebhaber ihn zu einem Kinde verhelfen, und ihn sodann, als Vater eines Kindes, zum Universalerben einsetzen möge. V. 155 und 157 vertheidigt Hr. H. mit Recht die aus der Handschrift von *Pithon* angeworfenen und nachher von *Gros* gemuthmaßten Lesarten *incedis* und *deducis* statt *lucet* und *deducit*, womit die sonst dunkle Stelle hinreichend klargestellt wird. Den Beschluß macht eine gründliche Verzeichnung des *animo ante tabas* v. 169 statt der Lesart der vorherigen Zahl der Handschriften *animante tubas*. Das *ante* ist virgilische Redensart.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 D E C E M B E R , 1810.

K U N S T G E S C H I C H T E.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Bairisches Künstler-Lexikon*, von Felix Joseph Lipovsky. 1 Bd. von A. bis O. 1810. XVI u. 248 S. 8. Mit dem (reinlich gestochenen) Bildniß der Königin von Baiern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dafs dieses Lexikon, dessen Vf., wie er S. IX der Vorrede meldet, Handschriften zu benutzen Gelegenheit gehabt, Namen und Nachrichten von mehreren bisher nicht, oder doch nur wenig bekannten Meistern, Bildhuern und Baumeistern enthalte, folglich zur Erweiterung der Specialgeschichte der deutschen Kunst beytrage, kann nicht geleugnet werden; und so fern verdient Hr. L. Dank für seine Bemühung. Dagegen fällt ihm in Betracht der Ausführung des ganzen gar Manches zur Last. Seinem Ausdruck mangelt die nöthige Klarheit, und ob er gleich laut S. XI keine Anmaßung haben will, ein Künstler zu seyn: so geht doch ganz das Gegentheil aus seinen überflüssigen Noten hervor, worin Oberflächliches, Schiefes und Fälsches in Menge ausgekramt wird. Sollte Jemand Beweise dieser Beschuldigung von uns verlangen, so führen wir, ohne lange zu zählen, die Noten S. 123 und 139 an, welche unser Urtheil bey allen unterrichteten Lesern vollständig rechtfertigen werden. Ferner wäre viel dagegen einzuwenden, dafs Hr. L. fremde Künstler, die sich zuhause in Baiern aufgehalten und Werke ihrer Kunst dafelbst hinterlassen haben, in sein Lexikon aufgenommen; gleichwie die sämmtlichen alten ehrwürdigen Meister aus Nürnberg und Augsburg, Städte die zwar gegenwärtig zu Baiern gehören, deren ehemaliger Vorort aber keineswegs aus ihren Verhältnissen zu diesem Staat entsprungen ist. Was würde man sagen, wenn etwa ein eifriger Franzose den Raphael, den Michel Angelo und die übrigen grossen italienischen, auch niederländischen Künstler zu seiner Nation rechnen wollte! und gleichwohl könnte solches mit eben so guter, ja mit noch besserer Befugniß geschehen, als Hr. L. den Albrecht Dürer, den Lukas Cranach, den Hans Holbein, und sogar den Claude Lorrain unter die Baiern zählt. Oder umgekehrt, wie herrlich rüstete sich nicht ein türkisches National-Künstler-Lexikon ausnehmen in der Manier des Hn. L. behandelt, mit allen Ehrfurcht und Bewunderung gebietenden Namen der grossen griechischen Meister geschmückt! Es ist gut, ein Patriot zu seyn, und Liebe zu das Land zu hegen, wo man geboren ist; oder
S. A. L. 1810. Vierter Band..

seinen beständigen Wohnsitz aufgeschlagen, und dessen Ehre und Nutzen nach bestem Vermögen zu befördern; nur geschehe solches auf eine vernünftigmässige Weise. Mit S. 236 hören die Nachrichten über bildende Künstler in diesem ersten Bande auf, und man findet von S. 237—244 kurzgefaßte Notizen von einigen bairischen Tonkünstlern; endlich wird S. 245—248 Einiges beygebracht über den Ursprung der bairischen Pinsel-Fabrik zu München und deren Ausbildung, wie auch von den Farben, deren man sich im 12 (u. 13) Jahrhundert zu Gemälden in Bütcher, auf Mauern, hölzernen Decken, Wänden u. s. w. bediente.
— y — H:

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Richter: *Unterrichtsplan in der französischen Sprache für Ältern und Lehrer*. Nebst einem Anhange der im gesellschaftlichen Umgange am meisten vorkommenden Synonymes François von J. B. E. Théodore de Vermont, Privatlehrer der französischen Sprache in Leipzig. Zweyte, verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 1810. 60 und 186 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Kritische Bemerkungen über einige Unvollkommenheiten der mehresten französischen Grammatiken*, von J. B. E. Théodore de Vermont u. s. w.

Es sind dem Hn. de V. 94 französische Grammatiken bekannt, „mit welchen die von Wailly und Debonale in einer Zeit von 15 Jahren niedergekommen sind;“ er kann sie aber weder gebrauchen noch anempfehlen. Er bedient sich bey seinen jüngern Schülern der zweyten, bey den älteren der ersten. Er thut nicht übel daran; nur sehen wir nicht ein, warum das Publicum dieses wissen soll. Andere Sprachmeister machen es eben so. Auch darin werden diese mit ihm einverstanden seyn; dafs, „wenn sein Plan bey Kindern mit Nutzen ausgeführt werden soll, die Ältern dem Sprachmeister nicht nur die gehörige Achtung nicht versagen, sondern auch bemüht seyn müssen, diese Achtung ihren Kindern einzufloßen.“ Schlimm genug für ihn, wenn er hieüber unangenehme Erfahrungen gemacht hat, und bey nahe noch schlimmer, dafs er sich merken und sogar drucken läßt. Was er sonst in seinen kritischen Bemerkungen, die mit dem Unterrichtsplan wunderbar genug identisch sind, zur Belehrung der Deutschen sagt, ist längst da gewesen. Wir wissen wohl, dafs die Franzosen eigentlich keine Casus haben, und alle
P p p

nicht, im Sinne der Lateiner, decliniren, sondern dafür kleine Präpositionen brauchen. Wie! aber, wenn man sie im uneigentlichen Verstande für solche Schüler annähme, die bereits deutsch decliniren gelernt haben, und von der lateinischen Etymologie und Syntax das Gehörige wissen? Dieser Weg fördert weit schneller, und giebt hellere Begriffe über die nothwendigen Regeln im Zusammenhange. *Wailly* soll ganz Recht haben; er lasse seine Landsleute in ihrer Muttersprache nicht decliniren. Nur zwingt man den Deutschen seine Vorschriften nicht auf, füge nicht Spott und Hohn dazu. Es ist höchst unbillig, wenn dem Deutschen zugemuthet wird, er solle sich nach der Denkart und den Ansichten des Franzosen richten, indem dieser, nur mit seinem Wege beschäftigt, ihm nie entgegenkommen, und das Recht immer auf seiner Seite haben will. So einseitig ist indessen der Vf. nicht in seinem 4ten Capitel, worin er über die Unbestimmtheit der französischen Orthographie spricht, und bis zu der Behauptung geht (S. 40), es müsse sogar ein geborner Franzose, so gut er auch seine Sprache verstehen möge, beständig ein Wörterbuch zur Hand haben, um zu sehen, wie er dieses oder jenes Wort schreiben müsse, ob er den Mitlaut verdoppeln soll oder nicht u. s. w. Er giebt den Franzosen den Rath, die Verbesserung ihrer Orthographie alles Ernstes zu betreiben, und besonders die unausgesprochenen Buchstaben herauszuwerfen, wie die Italiener gethan haben, wenn sie nämlich ihre Sprache allgemein machen wollen. „Dies, setzt er hinzu, wäre sehr möglich, und wirklich auch sehr wünschenswerth, da sie beynahe schon in allen Theilen der Welt gesprochen wird.“ Von Einzelnen freylich, aber nicht von Nationen. Jenes Mittel würde auch dem Zwecke nicht viel näher führen, wenn sich ein solcher Zweck denken ließe. In welcher Verbindung mit der gedachten kleinen Schrift das angehängte Verzeichniß von französischen Synonymen stehe, hat der Vf. nicht gesagt. Ohne Zweifel ist es aus einer der bekannten Sammlungen entlehnt, und paßt nur für Leute, die die Sprache schon inne haben, ohne das Feine und Unterscheidende mancher Ausdrücke genau zu kennen. Die Erklärung der sinnverwandten Wörter beschäftigt selten den Verstand; sie ist nichts als witzig, und besteht aus lauter Antithesen, nicht selten auch falsch. Z. B. *Benêt est celui qui est si bon, si bénin, qu'il trouve tout bon, tout bien, sans est: il en est bête.* Hienach wäre *Leibnitz* gerade ein vollkommener *Benêt* gewesen, wie jeder Freund des Optimismus. Für so verderbt kann Rec. die französische Nation nicht halten, daß sie Jeden, der Alles gut findet, einen Tropf, einen Pinsel nennen wollte. Vielmehr scheint es, daß *Benêt* ein Wort, das sich in sehr alten Wörterbüchern nicht findet, eine italiisirte Aussprache von *Benoît*, *Benedict*, sey; wie man auch im Deutschen die Namen: Töffel, Hans, Jost, als einen Dummkopf bezeichnend, anwendet. So kommt es vor in *Molière's Fâcheux*:

*Il nous présente encor, pour surcroît de colère,
Un grand benêt de fils aussi sot que son père.*

ERFURT, b. Keyser: *Barth's Grammatica Española* oder kurzgefaßte spanische Grammatik u. s. w. Vierte verbesserte Auflage u. s. w. Herausgegeben vom Prof. T. F. Ehrmann. 1807. XXVI u. 172 S. 8. (12 Gr.)

Innerhalb eines Zeitraumes von 30 Jahren ist dieses die vierte Auflage der bekannten, von dem ehemaligen Rector zu Schulpforte, M. Fr. G. Barth, verfaßten spanischen Grammatik. Die zweyte Auflage hatte der Vf. im J. 1787 selbst, die dritte aber Hr. Teucher in Leipzig besorgt. Durch den Verlauf der Zeit, noch mehr aber durch die so unerwartete als seltene Erscheinung eines spanischen Kriegerheeres in Deutschland, wodurch das Studium der catalanischen Sprache in gewissen Gegenden gleichsam zu einem Volksbedürfnisse wurde, hatte sich das barth'sche Werk ganzlich vergriffen, und die Vertheilung daher sich veranlaßt gefunden, das Geschäft einer neuen Ausgabe, so wie deren angebliche Verbesserung, dem Hn. Prof. Ehrmann zu übertragen.

Dieses bloß für den Augenblick entstandene Bedürfnis soll, nach des Herausgebers eigener Versicherung im Vorberichte, denn auch den Gesichtspunct bestimmen, aus dem diese Arbeit zu beurtheilen sey. Es soll nämlich diese Auflage nicht, wie der sel. Barth beabsichtigte, bloß für den des Lateins kundigen Gymnasialen und Gelehrten, sondern überhaupt für jeden Nichtlateiner, für Unstudirte und dergleichen Personen berechnet seyn. Rec. erkennt zwar die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht, muß aber auch freymüthig bekennen, daß der Herausgeber diesen Zweck nur wenig im Auge behalten habe. Denn die bloße Verwandlung der lateinischen Kunstausdrücke in deutsche, auf die man im Anfang hie und da stößt, oder das auf den ersten Bogen vorkommende Einklammern des Lateinischen neben dem Deutschen, oder endlich die S. 17 angebrachte erklärende Note in Betreff der fünf Beugefälle, kann noch keinesweges für eine sich zur Fassungskraft unstudirter Leser herablassende Lehrmethode gehalten werden. Es wäre vielleicht nach dem Vorgange des verst. Barth und aller derjenigen, die nach ihm eine spanische Grammatik für Deutsche ausgearbeitet haben, überhaupt zweckdienlicher, im Allgemeinen die Thatsache vorauszusetzen, daß Alle, welche diese Sprache erlernen wollen, das Latein oder Französische bereits inne haben. Wenn man aber auch hievon absteht: so ist doch der Herausg. selbst von dieser angekündigten Lehrmethode abgewichen, und bedient sich der lateinischen Kunstwörter sehr häufig, welches dem Nicht-Lateiner das Erlernen um so mehr erschweren muß, da hier Latein und Spanisch mit gleichen Lettern gedruckt ist, und beiderley Charaktere oft kraus genug in einander laufen, wovon S. 23, 32, 35, 38, 66, 92, 110, vornehmlich aber von S. 67 bis 90 auf jedem Blatte, sich Beispiele vorfinden. Ja in mehreren Stellen, z. B. S. 10, 17, 20, 108, 113, 115 u. s. w., ist auf die Analogie mit der lateinischen Sprachform, so wie S. 4

2, 4, 5, auf die lateinische Abkunft der Worte, um danach die Rechtschreibung zu bestimmen, ausdrücklich hingewiesen. Durch diese Untreue gegen den eigenen Plan ist also die angekündigte Bestimmung für Unstudirte größtentheils verfehlt. Zwar hat der Herausgeber in dieser Absicht am Ende als neuen Zusatz ein Vocabularium der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörter angehängt. Allein nicht zu gedenken, daß solches äußerst dürftig ausgefallen ist, und nur wenige Blätter einnimmt; so war auch für dieses Bedürfnis durch ein bey Herold und Wahlstab in Lüneburg herausgekommenes eigenes Taschenbüchlein bereits gesorgt; überdies wird wohl jeder Lernlustige soviel nach daran wenden wollen, um sich ein eigenes größeres Wörterbuch anzuschaffen. Da übrigens auch durch das plötzliche Verschwinden der spanischen Armee unter dem General la Romana aus jenen Gegenden dieses Bedürfnis ohnehin bald wieder aufhörte, so würde diese neue Ausgabe der *barth'schen* Grammatik sammt ihren Veränderungen schon jetzt ihren angekündigten Zweck überlebt haben, wenn sie nicht, eben durch jene ungleichartige Behandlung, noch immer für den Studirenden und Lateiner mit allen ihren Mängeln ihre relative Brauchbarkeit hätte.

Daß in dieser Hinsicht noch eine Menge Verbesserungen und nähere Bestimmungen nicht überflüssig wären, muß Jedem, der die castilianische Sprache mehr als oberflächlich studirt hat, sogleich in die Augen fallen. Auf die Rechtschreibung ist nicht überall die gehörige Sorgfalt verwendet; von S. 97 an ist durchgängig statt des bis dahin richtig gebrauchten kleinen *s* das seit länger denn 50 Jahren in spanischen Druckschriften durchaus abgeschaffte lange *f* gesetzt worden, *casa* statt *caſa*, *esta* statt *esta*, *ſabio*, *ſan*, *noſotros*, *ſellar*, *paſar*, *coſa*, *eſperar*, *prieſta* u. f. w., was für ein an spanischen Originaldruck gewöhntes Auge einen widerlichen Eindruck macht. Eben so wenig ist das doppelte *ss* vermieden, welches der Spanier längst schon aus seiner Rechtschreibung ausgemerzt hat, z. B. *asuncion* S. 4 statt *axuncion*, die Superlativform *issimo* S. 26 statt *isimo*; *oſſe* S. 102 statt *eſſe*; *paſſion* S. 22; ja S. 5 ist in der Note zu diesem Buchstaben als Regelfestgesetzt, daß das doppelte *s* (*ss*) in den Endungen des Imperfects als ein einfaches *s* ausgesprochen werden müsse, was gerade der umgekehrte Fall ist, indem der Spanier *amaſſe*, *puſieſe* u. f. w. schreibt, aber *amaſſe*, *puſieſe* ausspricht. Das der spanischen Sprache eigene, und gewissermaßen für einen einzigen Buchstaben geltende, daher aber auch nie zu trennende *ll* ist am Ende der Zeilen wie im Deutschen oder Lateinischen abgetheilt, z. B. S. 121 und 146 *el — la*, 122 *esco — bil — la*, 124 *ſil — las*, 130 *ventecil — lo*, 136 *hal — ló*, statt *e — la*, *escobi — la*, *ſi — las*, u. f. w. Die Tonbezeichnung der Worte, die der spanische Schriftsetzer und Gelehrte mit großer Gewissenhaftigkeit auch da befolgt, wo wenigstens der Ausländer keinen Anstoß finden würde, z. B. in den Worten: *número*, *práctico*, *útiles*, *público*, *principio*, *ter-*

mino u. f. w. ist theils ganz übersehen, theils häufig verwechselt und unrichtig gebraucht worden, wovon jede Seite mehrere Beyispiele liefert. Min und wieder ist auch noch vieles Altväterische beybehalten, z. B. S. 81 *traher* statt *trazer*, *traze* mit seinen abgeleiteten Zeiten statt *traze*; *muy*, *Rely*, *ley* statt *muy*, *Rei*, *lei*. Die großen Anfangsbuchstaben bey unbedeutenden Wörtern, wovon die S. 136 fg. abgedruckten Geschichtchen eine Menge Beyispiele enthalten, würden das Auge des heutigen Spaniers sehr beleidigen. Die madrider Hofzeitung, welche von jeher den guten Ton in der Rechtschreibung angegeben hat, braucht außer *Dios*, *Rei*, *Reina*, und den Namen einiger hohen Reichs- und Amts-Würden, als z. B. *Arzobispo*, *ministro de Guerra*, *de Hacienda*, *de Negocios eclesiásticos* u. f. w. den großen Anfangsbuchstaben in der Mitte eines Satzes nur noch bey den Eigennamen der Länder, Städte und Personen, nicht einmal der Völker; denn sie schreibt durchgehends *los españoles*, *franceses*, *ingleses* u. f. w. Enlich hätte die Verlagshandlung auf Vermeidung der Druckfehler, wovon das angehängte Verzeichniß bey weitem noch nicht alle besagt, so wie auf den Abguß des der spanischen Sprache eigenthümlichen Buchstabens *ñ*, deſſer Stelle hier durchgehends nicht ohne Beleidigung des Auges, das deutsche *n* vertritt, Bedacht nehmen sollen. Ob es unter die Druck- oder nicht vielmehr unter die Schreib-Fehlergehört, wenn S. 34 *España* und *aldea* im Genitiv mit dem männlichen Artikel *del* construirt werden, wenn eben- dafelbst das italienische *felice* statt des spanischen *feliz* vorkommt, und S. 133 zweymal hinter einander *quisiera* statt *quisiera* gebraucht ist, muß Rec. dahin gestellt seyn lassen.

Diese Erinnerungen beschränken sich bloß auf die äußere Form dieses Buches, und sind gewiß nicht, zu weit hergeseht, da man von dem Bearbeiter einer vierten und verbesserten Auflage doch billig verlangen kann, daß er sie wenigstens von den orthographischen Fehlern, die das Publicum seit länger denn 20 Jahren an den früheren Ausgaben zu tadeln gehabt hat, stubern, und daß er bey der jetzo in Deutschland vorhandenen größeren Menge neuer spanischer Originaldrucke nicht unbekannt mit den in Spanien angenommenen Verbesserungen geblieben seyn werde, wie sie in der zu Madrid 1792 zum siebenten Male aufgelegten *Ortografía de la lengua castellana*, *compuesta por la real Academia española* näher angegeben sind. Mit gleichem Rechte hätte man daher auch mehrere wesentliche Verbesserungen des inneren Gehalts dieser Grammatik erwarten können, welche hinter den von anderen Verfassern seit der letzten dritten Auflage erschienenen weit gründlicheren und vollständigeren spanischen Sprachlehren, z. B. der des Hn. *Im. Perez Ramajo* (Leipzig b. Schwickert 1806), nicht so gar weit zurückbleiben sollte. Da jedoch der Herausgeber gleich in der Vorrede S. XV alle Kritik dadurch entwaſſet, daß er bescheiden genug ist, von seinen unbedeutenden Veränderungen für die allgemeine Brauchbarkeit des Buchs,

keinen Gewinn zu erwarten, vielmehr sein ganzes Verdienst nur darein setzt, wenn sie hiedurch für den Unterricht auf Gymnasien und Akademien nicht unbrauchbar geworden sey, (was in der That die Bescheidenheit auf Kosten des Käufers zu weit treiben heisset): so kann Rec. es bey der Versicherung bewenden lassen, daß er in den Capiteln der Aussprache, Wortforschung und Wortfügung keine wesentlichen Abänderungen, Zusätze und Verbesserungen, deren dieses Werkchen doch an so vielen Stellen höchstnöthig bedürfte, hat finden können.

F. A. B.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Guillaume Tell, ou la Suisse libre*, par M. de Florian. Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wortregister zum Behufe des Unterrichts, 1810. 107 S. 8. (4 Gr.)

Ebendasselbst: *Numa Pompilius, second roi de Rome*, par M. de Florian. Mit einer Erklärung der schwereren Wörter und Redensarten zur Erleichterung des Übersetzens ins Deutsche. 1810. 404 S. 8. (8 Gr.)

Wohlfeile, schöne und correcte Abdrücke zwey bekannter französischer Bücher, mit den Hilfsmitteln versehen, wodurch nicht eigentliche Kinder, son-

dern, erwachsene junge Leute sich zum Versehen die-
ter jetzt mehr als sonst nöthigen Sprache in Stand setzen können. Sonderbar ist, daß hiezu gerade Schritten in poetischer Prosa gewählt worden. Sollen sie vielleicht den verdrängten *Télémaque* ersetzen, der ein Jahrhundert lang den Französisch lernenden deutschen Knaben so manchen Seufzer gekostet hat? Wie viel angenehmere und lehrreichere Bücher gab es nicht für den Verleger zu wählen, da ihm zum Abdrucken keines theurer, als das andere, war! Florians Stil kann freylich in seiner Gattung zu einigen Mustern dienen; aber er ist doch nicht selten kostbar und gesucht. Welch einen schwachen Helden hat er uns in seinem Tell aufgestellt! Wir müßten keinen Tell von Schiller haben, wenn wir den Florianschen nur im Geringsten für Etwas halten wollten. Dialekt schwatz und Declamirt zur Unzeit, und strotzt von rhetorischen Figuren, indem der Schillersche handelt, und nur sagt, was ihm abgedrungen wird. Und welche Fabel! Gemmi, Tells einziger Sohn, dem der Apfel abgeschossen wird, ist in Claren, Melchchahs Tochter, verliebt. Ohne dieses zärtliche Verhältniß würde aus der Befreyung der Schweiz, nach der Anlage dieses Romans, nichts werden. Es ist doch nicht gut, wenn man jungen Leuten gleich solche verfehlte Abstriche in die Hände giebt. Dv.

KURZE ANZEIGEN.

AUFLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Nürnberg, b. d. Vt., u. Leipzig, in Comm. b. Fleischer d. J.: *Französischer Vorbereitungs-Cursus für die ersten Anfänger im Übersetzen*, bearbeitet vom Prof. Penzenkuffer, kön. bair. Lehrer der franz. Sprache zu Nürnberg. 1810. XVI u. 127 S. 8.

Im vorigen Jahre hat Hr. P. ein Schema der franz. Declinationen und Conjugationen herausgegeben, von welchem aber dieser Vorbereitungscursus ganz unabhängig ist. Er besteht aus einer Reihe Übungen über die Artikel, Hilfszeitwörter, regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter. Hr. P. hat kleine französische Aufsätze verfertigt oder entlehnt, in welchen jene Redetheile in ihren verschiedenen Beziehungen vorkommen; auch einige Verse sind eingerückt. Hinten folgen die zur Übersetzung jener Aufsätze nöthigen Vocabeln, nicht nach dem Alphabet, sondern in der Ordnung, wie sie in dem Buche erscheinen. Die alphabetische Zusammenreihung wäre besser gewesen. Der Vt. ist ein Freund der Gründlichkeit; wir unterschreiben einen großen Theil dessen, was er in der Vorrede darüber sagt. Aber es wird wohl, praktisch betrachtet, mit der gemeinen Erlernung des Französischen nicht anders werden. Wenn Hr. P. seine Unzufriedenheit über die Methode bezeugt, die nur aufs Pariren dringt, und gedankenlose Schwätzer bildet: so setzen die Ausüben dieser Methode ihren höchsten Ruhm darein, und Unkundige staunen über die schnellen Fortschritte.

Ja.

Altona, b. Hammeriche *Wörterbuch über Goldsmiths Vicar of Wakefield*, welches Sprache und Sachen vollständig erklärt. Von J. B. Frijs. 1810. 268 S. 8. (16 Gr.)

Über dreißig Jahre schon, und vielleicht länger, erhält sich das vortreffliche englische Buch, über welches Hr. F. dieses Wörterbuch verfertigt hat, in Werth bey denen, die über die ersten Übungen in der englischen Sprache hinausgekommen sind. Wegen dieser Allgemeinheit wollen wir ihm gern

zugestehen, daß manchen Lesern desselben, denen der Gebrauch eines eigentlichen Lexikons unbequem fällt, dieser Auszug willkommen seyn möge. Er hat schon auf jede Erinnerung dagegen in seiner Vorrede mit den Worten erwidert: „Wer es überflüssig findet, der kaufe es nicht.“ Er kann also nur die Frage darüber seyn, ob dieses kleine Wörterbuch überall den gewünschten Dienst leiste, so daß des Aufsuchenden nichts in seinem V. of W. dunkel bleiben kann. Rec. hat zur Prüfung desselben ein paar Seiten des Originals Wort für Wort darin nachgeschlagen, und sich nie getaucht gefunden! Alle Vocabeln waren vorhanden, und hinreichend erklärt. — Auch von vorkommenden Personen und Orten trifft man Auskunft an, doch nicht immer. So hat Rec. Hook und den Bischof Jewel, von denen der Hauptheld mit seinem abreisenden Sohne spricht, vergebens gesucht. *Uncle to survey* befindet sich die Bedeutung messen nicht, wie es doch in der Stelle heißen muß: *Thorahill and Williams surveyed each other with looks of anger. Betsy pretended to feel sick when Olivia pretended to lavish all her tenderness on her new lover.* Weder unter *perfection* noch unter *to* wird *perfection* als Adverb angeführt, durch *vortrefflich* zu übersetzen. *She acted the coquet to perfection.* So heißt auch *to be sensible* auf deutsch *feil stehen*, *ausgefaßt seyn*, da, wo von den Damen in Ranelagh satyrisch gesprochen wird. *Our Englishes are saleable every night.* Wenn der Prediger seinen kleinen Knaben zum Singen anspornt mit den Worten, *let us up with it boldly*: so weiß man nach dem Wörterbuche nicht, was nicht zu übersetzen. *Er soll hoch aufsteigen.* Es war auch nöthig gewesen, *a statue of bankruptcy* zu erklären, da der londoner Kaufmann verhüten wollte, und deswege: *Primrose's Capital* durchgegangen war. Angehängt sind zwei kleine Aufsätze, zur Erläuterung des Valentinsrags und der Redensart, *to throw the house out of the window.* Ob diese eben aus Agrigent hergeschickt werden mußte, darf man noch immer bezweifeln.

O.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 D E C E M B E R, 1810.

M A T H E M A T I K.

PARIS, b. Didot: *Cours de Stéréométrie appliquée au jaugeage assujetti au système métrique.* Contenant les principes de jaugeage et une nouvelle méthode générale de l'art de jager approuvée par S. E. le Ministre de l'intérieur et par plusieurs Sociétés savantes, les moyens de construire les nouvelles jauges etc. Par M. Bazaine, Professeur du jaugeage à l'Athénée des Arts, Contrôleur jaugeur de l'octroi à Paris etc. 1806. 190 S. 8. Mit 2 Kupf.

Über das Visiren der Fässer sind so viele Schriften erschienen, daß sie zusammen genommen fast eine kleine Bibliothek ausmachen, obschon alles, was sich darüber sagen läßt, vielleicht nicht drey Bogen einnähme, wenn man sich hiebey bloß aufs Zweckmäßige beschränkt. — Bey Gelegenheit vorliegender Schrift, welche als die vollständigste angesehen werden kann, die das Ausland darüber besitzt, sey es uns erlaubt, einige Bemerkungen zu machen, welche die Geschichte der Visirkunst betreffen, die in mancher Hinsicht durch die dabey begangenen Fehler so lehrreich ist, wie die des Höhenmessens der Berge mit dem Barometer, welche *Pictet* in Genf noch neuerlich in der *Bibl. Brit.* auch aus diesem Gesichtspuncte dargestellt hat. — Es ist vielleicht nicht ohne Nutzen, sich von Zeit zu Zeit an die Fehler zu erinnern, welche in mehreren Capiteln der angewandten Meszkunst begangen worden sind, und die das Fortschreiten der Kenntnisse in derselben gehindert haben; man vermeidet dann vielleicht ähnliche Fehler in anderen Capiteln.

Im 16 und 17 Jahrh. lehrten die Schriftsteller, die damals über das Ausmessen der Fässer schrieben, daß jedes Faß einem Cylinder gleich sey, der mit ihm gleiche Länge habe, und dessen Durchmesser das arithmetische Mittel zwischen Spund- und Bodendurchmesser sey. Dieser Meinung waren *Orontius Finius*, *Jacob Kübel*, *Erhard Helm*, *Moriz Zohrfen* u. s. w. Daß diese Regel den Inhalt des Fasses viel zu klein angebe, hätten sie durch Ausmessen leicht finden können. Denn bey den Stückfässern von 8 Ohm fehlten sie hiebey mehr als $\frac{1}{2}$ Ohm. — *Beyer*, *Clavius* und *Kepler* verbesserten diese irri- ge Regel, indem sie das Faß als einen doppelt abgestutzten Kegel berechneten. Allein daß hiebey der Inhalt auch noch zu klein seyn würde, war leicht einzusehen, und zwar um so mehr, je stärker das Faß gewölbt

ist. Auch wurde hiedurch die Rechnung weitläufiger, und man kehrte daher bald wieder zum Cylinder zurück.

Die praktischen Mathematiker sind gewöhnlich keine großen Theoretiker, und die Theoretiker keine großen Praktiker: aber eine glückliche Verbindung von beiden Eigenschaften gehört dazu, um in jedem gegebenen Falle zu bestimmen, ob eine Grö- ße am sichersten durch Beobachtung oder durch Rechnung zu bestimmen sey. Da man das Faß als einen Cylinder berechnen wollte, der mit ihm gleiche Länge habe: so brauchte man nur den Durchmesser von diesem Cylinder zu suchen; von dem man schon wußte, daß er kleiner als der Spund-, und größer als der Boden-Durchmesser seyn würde. Man fand ihn, wenn man den Inhalt von mehreren gut gebau- ten Fässern durchs Ausmessen mit Wasser bestimmte, und den gefundenen Inhalt in die gemessene innere Länge dividirte. Der Quotient war des Cylinders Grundfläche. Vergleich man dann weiter diese Grund- fläche mit der Grundfläche des Spund- und Boden- Durchmessers: so fand man, daß sie $\frac{2}{3}$ von jener und $\frac{1}{3}$ von dieser sey. Dieses Verfahren ist so leicht, daß man kaum begreift, warum man es nicht von An- fang anwandte. Aber die Visirmeister hatten viel- leicht nicht so viel theoretische Kenntnisse, und die Theoretiker kannten vielleicht die Fässer nicht ge- nug, um zu wissen, wodurch ein gut gebautes Faß sich von einem schlecht gebauten unterscheide. Man machte nun Ausmessungen mit schlecht gebauten Fäs- sern, man erhielt allerhand Resultate, für die man sich vergeblich bemühte, eine allgemeine Regel zu finden; so wie dieses fast ein ganzes Jahrhundert hin- durch auch bey den Barometern der Fall war. Rät., der diese Weise einmal zur Probe an einem gut gebauten Stückfasse anwandte, dessen Inhaber durch Abzapfen zu 1145 Liter gefunden hatte, fand die mittlere Cylinderfläche auf diese Weise bis auf $\frac{1}{300}$ genau. Diese Genauigkeit ist größer, als sie je kann angewandt werden, weil im täglichen Leben gut und schlecht gebaute Fässer zu visiren vorkommen, und man von den Faßvisirern im Durchschnitt keine größere Genauigkeit, als auf 1 bis 2 p. C., fodern kann. Und selbst das Abzapfen, so wie es gewöhn- lich geschieht, giebt keine größere Genauigkeit, als 1 bis 2 p. C.

Den Inhalt nicht voller Fässer zu bestimmen, ist schwieriger, und die gewöhnlichen Weinvisirer ver- stehen es gar nicht, obschon die Methode ganz ein- fach ist. Da das Faß auf einen Cylinder gebracht

Q q q

worden: so muß man die Fläche des Segments bestimmen, welche der Wein noch benetzt. Diese mit der Länge multiplicirt, giebt den Inhalt der Weinvölle, und diese vom Inhalte des ganzen Fasses abgezogen, giebt die Weinleere. Man stellt sich nämlich vor, daß im Fasse noch ein dritter Boden sey, der so groß ist, wie die Grundfläche des fassgleichen Cylinders; man muß wissen, wie viel Fläche der Wein noch auf diesem Boden benetzt. Man findet dieses, wenn man die Weintiefe unterm Spunde gemessen hat, die z. B. 941 Millimetre beträgt. Hievon $\frac{1}{3}$ vom Unterschiede zwischen Spund- und Bodentiefe (welche bey obigem Fasse 200 M. war) abgezogen, läßt 908 M. für die Weintiefe am Cylinderboden. Dieses mit dem Durchmesser des Cylinderbodens dividirt, giebt die Weintiefe in Theilen des Ganzen 0,923. Dieses Segments Fläche geben die Segmententafeln zu 0,964, die des ganzen Kreises = 1. Wird dieses mit 1135 Liter multiplicirt, als dem Inhalte des ganzen Fasses: so findet man den Inhalt der Weinvölle zu 1095 Liter. (Die Ausmessung mit Wasser gab ebenfalls 1095 Liter. Und obschon diese Übereinstimmung zufällig ist: so wichen doch alle Ausmessungen durchs ganze Fass im Durchschnitt nicht über 5 bis 6 Liter von der Berechnung nach dem Maßstabe ab; welches eine Genauigkeit ist, die doppelt und dreyfach so groß ist, als sie im täglichen Leben gebraucht und erhalten werden kann.) Man sieht aus dieser kurzen Darstellung des Fassvisirens, wie einfach das ganze Geschäft ist, und wie leicht es war, Regeln zu finden, nach denen man den Inhalt der Fässer so genau angeben kann, als dieses im bürgerlichen Leben verlangt wird.

Jetzt kam noch eine Bedingung in die Aufgabe, die ihren Grund nicht in der Natur der Fässer, sondern in der der Fassvisirer hat. Diese sind gewöhnlich nicht sehr im Rechnen geübt, und sie haben daher gern Maßstäbe, auf denen der Inhalt schon gleich in landüblichen Maßen angegeben ist, so daß sie ihn nur abzulesen haben. Dieser Maßstabe giebt es zweyerley, *quadratische* und *cubische*. Auf jenen sind die Durchmesser der Kreise angegeben, deren Flächen sich verhalten, wie die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. f. w., wobey zur Einheit die Fläche eines Cylinders genommen wird, der gerade einen der landüblichen Füße hoch ist, und dessen Inhalt ein landübliches Maß enthält. Mit diesem mißt der Fassvisirer den Bodendurchmesser, und bezeichnet ihn mit einem Strich Kreide. Dann mißt er ebenfalls den Spunddurchmesser, den er eben so bezeichnet. Er theilt nun nach dem Längenmaße den Zwischenraum in 3 Theile, und macht $\frac{1}{3}$ vom Spunddurchmesser wieder einen Strich. Dann mißt er mit einem anderen Maßstabe, der die Fußmaße enthält, die Länge des Fasses, und multiplicirt diese mit der Zahl, die an jenem mittleren Striche der Quadratruthe steht, welche die Fläche des Cylinderbodens angiebt. Das Product ist der Inhalt des Fasses in landüblichen Maßen.

Allein hiebey muß der Fassvisirer oder der Rudermeister noch eine Multiplication machen, und die-

ses wird den meisten schwer. Sie arbeiten daher nicht gern mit der *Quadratruthe*, wie sie es nennen, sondern ziehen die *Cubikruthe* vor, bey der sie gar nicht zu rechnen brauchen. Diese beruht auf dem Satze, daß in allen ähnlichen Körpern sich der Inhalt verhält, wie die Cuben der ähnlich liegenden Linien. Wenn man daher in zwey ähnlichen Fässern dieselbe Linie mißt, entweder die Länge oder den Durchmesser oder die Diagonale: so weiß man den Inhalt des einen, wenn man den des anderen kennt, da diese sich verhalten, wie die Cuben der gemessenen Linien. Mit Hülfe einer Cubiktafel ist es leicht, einen solchen Maßstab zu machen, und ist er einmal gemacht, dann braucht man bloß zu messen, und hat nichts mehr zu rechnen.

Aber — dieser schöne und bequeme Maßstab hat nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch, denn die Fässer sind einander selten vollkommen ähnlich. Die Figur eines Fasses hängt von seinem Grundverhältnisse und von seiner Wölbung ab. Das Grundverhältnis hängt von seiner Länge und seinen beiden Durchmessern ab, und diese sind sehr verschieden. Auf dem Octroi in Paris kommen Fässer vor, deren Grundverh. 12:10 ist. Andere kommen vor, die beynahe doppelt so lang als dick sind, und deren Grundverhältnis wie 22:10 ist. Dieselbe Verschiedenheit, die in den Grundverhältnissen Statt findet, ist auch in den Wölbungen. Auf demselben Octroi kommen Fässer vor, wo der Unterschied zwischen Boden- und Spund-Durchmesser sich zur Länge verhält, wie 1 zu 8, und andere Fässer sind wieder so wenig gewölbt, daß dieses Verhältnisse wie 1 zu 24 ist.

An dieser Klippe scheitern alle cubischen Maßstäbe; wie Hr. Bazaine sie mit seiner neuen Erfindung zu umschiffen gesucht hat, wollen wir nachher sehen. Unsere Fassvisirer gehen von dem Grundsatz aus, daß die Fässer, die aus einer Gegend kommen, gewöhnlich sehr nahe dieselben Grundverhältnisse und dieselbe Wölbung haben, daß sie daher einander sehr ähnlich sind, und daß man also nicht viel fehlt, wenn man sie alle mit demselben cubischen Maßstabe ausmißt.

Man sieht, daß bey vollen Fässern an der einen Multiplication nur mit Mühe vorbeizukommen ist; und bey nicht vollen Fässern will es ohne Rechnung gar nicht gehen. Bey diesen muß man außer der Multiplication mit der Länge noch eine Division und noch eine Multiplication machen. Um aber auch hierin vorbeizukommen: so machen sich die Fassvisirer Tafeln, in denen für jede Art Fässer, die ihnen gewöhnlich vorkommen, durch Abzapfen bestimmt ist, wie viel Liter fehlen, wenn 10, 15, 20 Millimeter am Spunddurchmesser leer sind. Solcher *Tables de depottement* hat unser V. 39 gegeben, von denen wir nachher noch reden wollen.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung des Fassvisirens, daß dieses nicht schwierig für jemand ist, der multipliciren und dividiren kann, die Fässer mögen voll oder zum Theil leer seyn, da man in den Kreisflächen-Tafeln für jeden Durchmesser die Kreis-

fäche; und eben so in den Segmententafeln für jeden Theil des Durchmessers den Flächeninhalt des Kreissegments findet. Aber da das Fassvisiren so einfach ist, was enthalten denn die vielen Bücher, die darüber geschrieben sind? Zweyerley: 1) Untersuchungen über die krumme Linie, die die Dauben machen, und 2) Versuche zu allerhand Visirstäben, bey denen man nicht zu rechnen braucht. — Der Eine bringt hierauf Logarithmen an, der Andere besetzt oben an den Visirstab einen kleinen Quadranten, und der Dritte bringt verschiedene Arten von Eintheilungen an, die mit Stiften von verschiedener Form bezeichnet sind. Zu diesen gehört unser Vf.

Caswell war der erste, der parabolische und elliptische Linien auf die Krümmung der Fassdauben anwandte. Ihm folgte Haase, Lambert, Mayer, Kästner, Pikel, Oberreich und Späth. Diese wandten die Ellipse, den Cirkel, die Parabel, die Hyperbel und die Muschellinie auf die Fässer an, und lieferten hierüber sehr gelehrte Untersuchungen, welche indess die Kunst des Fassvisirens um nichts weiter brachten; denn diese wurde dadurch weder genauer, noch in der Ausübung leichter. Indess sind diese Untersuchungen nur für denjenigen nützlich, der sie anstellt, wenn sie auch übrigens in den Theil der praktischen Geometrie gehören, der seinen Namen hat wie *lucris a non lucendo*. Bey einem Fasse, welches nach der Regel gearbeitet ist, wird der Einrichtung der Fugebank gemäß jede Daube ein Kugelsegment. — Aber nun hängt es vom Böttcher ab, ob er ihr diese Figur lassen will oder nicht. Die meisten glauben, daß es sich schöner binde, wenn es im Halbe ausgestossen werde. (Der Hals eines Fasses liegt in der Mitte zwischen Spund und Boden.) Stößt er nun die Dauben im Halbe gerade: so läuft das Fass von seiner mittleren Wölbung an nach den Enden gerade bey, und seine Figur kommt dann der Muschellinie am nächsten. — Wie viel oder wie wenig das Fass im Halbe ausgestossen ist, läßt sich nicht bestimmen, oder man müßte die krumme Linie der Dauben mit abreißen und Ordinaten messen, welches man keinem Fassvisirer zumuthen kann, und welches auch in vielen Fällen nicht angeht, wegen der aufgetriebenen Reife. — Dieses ist die erste Ungewissheit. Die zweyte ist, daß man die Holzdicke des Bodens nicht messen kann. Man nimmt gemeiniglich an, daß seine Holzdicke gleich sey der Daubendicke. Allein dieses ist an verschiedenen Fässern verschieden. Die dritte Ungewissheit ist, ob die Spitzung des Bodens für die Gargel weit eingreift oder nicht. Auch dieses läßt sich nicht bestimmen, und hängt von der Willkühr des Böttchers ab. Aus diesen Gründen würde man also nie den Inhalt genauer als etwa $\frac{1}{2}$ p. C. bestimmen können, selbst wenn die Fässer alle regelmäsig gemacht wären, und die feinen theoretischen Untersuchungen können daher nie von Nutzen für die Anwendung seyn. Aber nun sind bey weitem die wenigsten Fässer regelmäsig gearbeitet, und in keinem Lande weniger als in Frankreich, wie man dieses an allen französischen Weinfässern sieht. Und deswegen ist es

unmöglich, daß der geschickteste Fassvisirer, im Durchschnitt genommen, genauer als 1 oder 2 p. C. messen kann. Der Minister des Innern in Frankreich hat eine eigene Instruction bekannt gemacht, nach der sich alle Visirer richten müssen. Wenn Rec. nicht irrt: so hat diese *le Gendré* entworfen. Sie beruhet auf der oben von uns angegebenen einfachen Berechnung des Inhalts. Hr. Bazaine, Professeur du Jaugeage, hat sie für die Visirer noch bequemer einrichten wollen, indem er eine neue Art Visirstäbe angegeben hat. Diese hat er der Gesellschaft der Erfindungen und dem Athenée vorgelegt, deren Beyfall sie erhielten. Der Bericht der ersten, der dem Werke vorgedruckt ist, ist so abgefaßt, daß jemand glauben könnte, der Hr. Bazaine habe die Visirkunst zuerst erfunden. Die Versuche, die sie anführen, sind nur mit ein paar kleinen Fässchen von 80 und 135 Liter gemacht. Der Bericht der Commission des Athenées ist besser. Auch sind mehrere Versuche gemacht, deren Übereinstimmung mit der Rechnung aber nur im Allgemeinen angegeben ist.

Hr. Bazaine hat für die verschiedenen Arten Fässer, welche auf dem Octroi gewöhnlich vorkommen, 16 verschiedene Visirstäbe gemacht, deren eine mit C H bezeichnet ist, für die champagner Fässer, eine zweyte O R für die von Orleans u. s. w. Dieser hat er mehrere auf denselben Maßstab getragen und, um sie zu unterscheiden, mit viereckigen, runden, ovalen und dreyeckigen Nägeln bezeichnet. Der Gebrauch hievon scheint Rec. so verwickelt zu seyn, und das Irren bey der Ähnlichkeit der Nägel so leicht möglich, daß er lieber zweyen Visirern das Multipliciren, als einem den Gebrauch dieses Visirstabes beybringen will. Denn diese ganze Erfindung erstreckt sich bloß auf volle Fässer, für nicht volle ist ohnehin nichts damit auszurichten. Für diese giebt die sonderbare Regel, daß man den Inhalt des Leeren finde, wenn man es als einen Cylinder berechne, dessen Länge die Länge des Fasses sey, und dessen Durchmesser $1\frac{1}{2}$ mal die Höhe des Leeren vom Spund bis auf den Wein sey. Nähert sich das Leere den Böden: so ist der Durchmesser des Cylinders $1\frac{1}{2}$, und berührt es die Böden: $1\frac{3}{4}$. Hr. Bazaine scheint die Methode mit den Kreissegmenten nicht gekannt zu haben, welche Bajer in Deutschland schon vor ungefähr 100 Jahren nebst den Segmententafeln bekannt gemacht hat, denn sonst würde er keine so unbestimmte Regel für die nichtvollen Fässer gegeben haben. — Vorher hat er noch gelehrt, daß man das Fass aufrecht auf den Boden stellen, und in den oberen Boden ein Loch bohren soll, wodurch man den Visirstock hinein stecken könne. Hr. Bazaine scheint an die Schwierigkeiten nicht gedacht zu haben, die es hat, ein großes Fass auf die Böden zu stellen. Endlich sagt er selbst: *Jusqu'à présent une certaine considération avoit rendu indispensable un moyen supplémentaire ou accessoire à la jauge en usage à Paris pour évaluer le vide des tonneaux. Des jaugeurs habiles pour subvenir au défaut des méthodes proposées la plupart impracticable ou vicieux ont effectué des*

depottements. Was mögen das nun für fehlerhafte Methoden seyn? Man sieht aus dieser Periode, auf welcher Stufe der Vollkommenheit die Visirkunst in Frankreich stehen mag. Denn diese Tafeln über das Abzapfen giebt nun Hr. *Bazaine*. Ihrer sind 39. Rec. hat zur Probe einige in Rechnung genommen, aber zum Theil so fehlerhafte Resultate erhalten, daß es es wieder aufgab, weil er glaubte, daß die Tafeln entweder durch Beobachtungs-, oder Rechnungs- oder Schreib-Fehler sehr entstellt sind. Ihre Einrichtung ist folgende: Tab. XXX. *Pipe Coignac de 624 Litres*. Dann folgen die Dimensionen des Fasses. Dann Depottement, in dem einmal 8 und einmal 7 Liter ausgezapft worden. Neben an steht die Weinleere in Millimetern. Dieses Wechseln der Zahlen 8 und 7 hat Rec. auf die Vermuthung gebracht, daß die Tafeln aus anderen reducirt sind, welche vielleicht auf altes Maß eingerichtet waren. Denn sonst ist es doch natürlicher, entweder immer mit 5 oder immer mit 10 Litern abzupfen; bey jener Reduction aber sind vielleicht viele Fehler untergelaufen. — Rec. hat die Grundverhältnisse und Wölbungen aller dieser Fässer entwickelt und gefunden, daß jene im Mittel wie 10:15,9 sind. Die Fässer, die also in Paris vorkommen, sind im Durchschnitt noch $1\frac{1}{2}$ mal so lang als dick. Ihre Wölbungen verhalten sich im Durchschnitt wie 1:11,8. Dieses ist auch fast das Einzige, was man aus einem Buche lernen kann, das Rec. mit großen Erwartungen in die Hände nahm, weil es von einem Professor der Visirkunst geschrieben war, der selbst Visirer ist, und der, wie er in der Vorrede sagt, bey einem Böttcher die Lehre gemacht hat, um aus der Entstehung des Fasses die Regeln zu seiner Ausmessung desto sicherer herleiten zu können. — Das vollständige Werk über das Fassvisiren besitzt wohl Deutschland. Es ist von Professor *Späth*. In Frankreich scheint man nichts so Vollständiges zu besitzen. Auch kann in Frankreich die Visirkunst die Vollkommenheit nicht erreichen, die sie in Deutschland hat, weil die Fässer lange nicht in der Vollkommenheit gebaut werden, wie in Deutschland, und vorzüglich in Franken und im Rheingau.

Von demselben Vf. ist noch erschienen:

Cours de géometrie pratique; appliqué à la mesure des Objets de Commerce. 1807.

Dieses Werk enthält sehr viel Brauchbares in einer fasslichen Sprache vorgetragen, hat aber nur ein auf die pariser Gegend beschränktes Interesse. Da es bloß eine Sammlung des Bekannten ist: so begnügen wir uns seinen Titel anzuzeigen.

e * e * e.

DRESDEN, b. Walther: *Leonelli's logarithmische Supplemente, als ein Beytrag, Mängel der gewöhn-*

lichen Logarithmentafeln zu ersetzen. Aus d. Französischen von *Gottfried Wilhelm Leonhardi*, Souslieutenant bey dem sächs. Feldartilleriecorps 1806. 8. (12 Gr.)

Dieses Werkchen enthält 1) die Berechnung der natürlichen und gemeinen Logarithmen gegebener Zahlen mit zwanzig Decimalen, so wie der zu gegebenen Logarithmen gehörigen natürlichen Zahlen, mittelst sinnreicher und bequemer Factorenzerfällung, nebst den dazu erforderlichen Logarithmentafeln; 2) die Theorie der Ergänzungs- und Verminderungs-Logarithmen und deren Gebrauch, aus den gegebenen Logarithmen zwey unbekannter Zahlen unmittelbar die Logarithmen der Numer und Differenz dieser Zahlen zu berechnen. Jeder, welcher mit Logarithmen rechnet, und weiß, daß die gewöhnlichen Tafeln, welche nur auf sieben Decimalstellen berechnet sind, in vielen Fällen nicht zureichen, wird gewiß *Leonelli's* Verdienst zu schätzen wissen, dessen Scharfsinn eine Methode angiebt, die Logarithmen jeder Zahl auf zwanzig Decimalstellen ohne viele Mühe zu berechnen. Einer ähnlichen Methode hatte sich schon, wie man nachher fand, *Brigg* bedient, welches aber den Dank, den der zweyte Erfinder verdient, nicht schmälern kann. Die Methode selbst ist mit ihren verschiedenen Modificationen in dem ersten Abschnitte dieses Werkchens so kurz dargestellt, daß Rec. den Vf. abschreiben müßte, wenn er davon dem Leser einen deutlichen Begriff geben wollte. Es kam hier darauf an, jede Zahl, selbst Primzahlen, in Factoren von einer solchen Form zu zerfallen, daß sich diese Factoren und die dazu gehörigen Logarithmen in eine ziemlich kurze Tafel bringen ließen. Die Methode, aus den Logarithmen zwey unbekannter Zahlen den Logarithmen der Summe oder der Differenz zu finden, wovon der zweyte Abschnitt handelt, hat zwar für den praktischen Mathematiker noch nicht den Grad der Brauchbarkeit erreicht, der sich wünschen läßt; doch berechtigt das Gesagte schon, von den fortgesetzten Bemühungen des Vfs. Mehreres zu erwarten. Angehängt ist das Urtheil, welches die Classe der mathematischen und physikalischen Wissenschaften im Nationalinstitute der Künste und Wissenschaften über *Leonelli's* Bemühungen gefällt hat, worin der Vf. gebührend gelobt wird, und ihm einige Bemerkungen gemacht werden, welche die Schwierigkeit dieser Methode betreffen. In einem Briefe an *Delambre*, welcher auch angehängt ist, sucht er diese zu heben. Die Übersetzung ist gerathen. Auch hat der Übersetzer einige Anmerkungen zugesügt, wo er vermuthete, daß der Vf. dem deutschen Leser würde dunkel seyn, oder bey Sätzen, die ihm eines Beweises werth schienen.

— g

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Über das Contumacial-Verfahren bey den westphälischen Gerichtshöfen, zur Erläuterung der Artikel 104 und 388 der Proceßordnung.* Vorzüglich zur Erwägung für alle Friedensrichter. 2te verm. Auflage. 1810, 32 8. 8. (3 Gr.)

Ebendaf.: *Vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes in ihren sämtlichen Verrichtungen.* Von Dr. E. W. Pfeiffer. 5te verbess. u. verm. Aufl. 1810. IV u. 124 S. 8. (10 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 D E C E M B E R 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Renouard und in HOLLAND, b. Imerzeel und Comp.: *Discours sur les progrès des Sciences, Lettres et Arts, depuis MDCCCLXXIX jusqu'à ce jour, ou Compte rendu par l'Institut de France à S. M. l'Empereur et Roi. Avec des notes sur les savans cités dans les rapports et la notice raisonnée de leurs travaux, dans lesquelles on a fait mention des ouvrages publiés en Hollande dans le même intervalle et sur les mêmes matières. Par le Docteur J. L. Kasteloet.* 1809. 426 S. gr. 8.

[Von zwey Recensenten.]

Die zuerst durch den pariser Moniteur bekannt gewordenen Berichte über die Fortschritte der Wissenschaften und Künste seit dem J. 1789, welche im Febr. 1808 zufolge eines kais. Decrets von den vier Classen des Nationalinstituts zu Paris dem Kaiser in seinem Staatsrathe vorgelesen wurden, waren eine zu merkwürdige Erscheinung in den Annalen der Literatur, als daß sie nicht durch einen besondern Abdruck dem größeren gelehrten Publicum hätten mitgetheilt werden sollen. Hr. K. hat sich daher durch die Herausgabe derselben allerdings ein Verdienst erworben, und darf auf den Dank aller Freunde der Literatur um desto sicherer rechnen, da er sie mit so reichhaltigen Anmerkungen begleitet hat. Den Inhalt der einzelnen Berichte können wir aus dem Intelligenzblatt zu dieser Zeitung (1808. No. 13. 15. 19 und 25) als bekannt voraussetzen. Sie sind: 1) Bericht der *mathematisch-physikalischen Classe*, und zwar über die *mathematischen Wissenschaften* von Delambre, über die *physikalischen* von Cuvier; 2) Bericht der *Classe für die Geschichte und alte Literatur* von Dacier; 3) Bericht der *Classe der französischen Sprache und Literatur* von dem Präsidenten Chenier; 4) Bericht der *Classe der schönen Künste* von Lebreton. Jedem Berichte sind die Anreden der Präsidenten (Bougainville, Levesgue, Chenier und Berville) an den Kaiser, nebst den Antworten des Monarchen beygefügt. — So lange diese Schriften bloß als Actenstücke des Staatsraths im Moniteur circulirten, gehörten sie nicht vor das Forum der literarischen Kritik. Jetzt, wo sie in den Buchhandel gekommen sind, treten sie in die Reihe anderer literarischer Producte, und die Kritik fühlt sich aufgefodert, ihr Urtheil desto freymüthiger auszusprechen, je wichtiger der Einfluß ist, den sie, wenn auch nicht unmittelbar, doch

J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

mittelbar auf die Richtung der Literatur haben könnten.

Der gelehrte Herausgeber zählt diese Berichte unter die am besten geschriebenen französischen Werke in den letzten 20 Jahren: ein Urtheil, dem wir ohne Bedenken beystimmen, wenn von der Einkleidung die Rede ist. Die Vff. sprechen mit Enthusiasmus und Wärme; daher ist ihr Stil fast durchgängig mehr rednerisch, als erzählend. Ihr Vortrag ist rein, fließend und deutlich; ihr Urtheil klar und bestimmt. Sehen wir dagegen auf die Sache: so muß das Urtheil weniger günstig ausfallen. Auch Hr. K. scheint dies gefühlt zu haben. Er bezeichnet den Standpunct, aus welchem diese Schriften zu beurtheilen sind, durch folgende Fragen: Hat das Nationalinstitut der Erwartung der gelehrten Welt in jeder Hinsicht entsprochen? Sind die von den Berichterstattern gezeichneten Grenzen wirklich die Grenzpunkte, wo die menschlichen Kenntnisse zu der Zeit, wo sie sprachen, stehen geblieben waren? Sind die berühmten Gelehrten und Künstler richtig gewürdigt worden? Verdienen die angeführten Facta, wodurch die Fortschritte des menschlichen Geistes bezeichnet werden sollen, in Bezug auf andere mit Stillschweigen übergangene, alle erwähnt zu werden? Diese richtig aufgestellten Fragen läßt Hr. K. unbeantwortet bey Seite liegen. Wir können die Gründe zu dieser Bescheidenheit des Holländers ehren, auch wollen wir wegen einzelner Auslassungen, minder genauer Urtheile und vielleicht auch unsichtiger Bemerkungen, die sich hin und wieder finden mögen, mit den Vff. nicht rechten, da die Kürze der Zeit, welche den Commissären des Instituts zur Abfassung der Berichte vergönnt war, in Vergleich zu der Schwierigkeit einer solchen Arbeit, dergleichen minder bedenkende Mängel einigermaßen entschuldigt: aber bey einem so wichtigen Gegenstande glauben wir unser Urtheil über den Geist, der das Ganze charakterisirt, unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

Die Erwartungen, welche die gelehrte Welt an die Berichterstatter machen konnte, beruhen auf der richtigen Ansicht des merkwürdigen kais. Decrets. War es die Absicht des großen Kaisers, die gelehrten Forschungen der ganzen literarischen Welt in einem Tableau zusammengefaßt zu überschauen? Oder sollten bloß die Fortschritte der Wissenschaften und Künste in Frankreich dargestellt werden? Die Präsidenten äußern sich in ihren Anreden an den Monarchen so widersprechend darüber, daß man sieht, die verschiedenen Classen des Instituts selbst haben

Rrr

die Absicht dieses Decrets weder übereinstimmend erklärt, noch sich deutlich gedacht. Denn wenn Hr. Bougainville S. 2 sagt: *V. M. I. et R. a ordonné que les classes de l'Institut viendraient dans son conseil lui rendre compte de l'état des sciences, des lettres et des arts, et de leurs progrès depuis 1789*: so nahm er das Decret offenbar im ausgedehnten Sinne. Dagegen sagt Hr. Bervic S. 133: *Le décret impérial qui nous ordonne de vous présenter l'état des arts en France depuis vingt ans*, — gerade das Gegentheil. Weniger deutlich drückt sich Hr. Levesque (S. 82) darüber aus, wiewohl im Bericht selbst (S. 86) bestimmt behauptet wird, daß die auswärtige Literatur mit darin begriffen sey. Dieser Widerspruch läßt sich bloß daraus erklären, daß man annimmt, die Mitglieder des Instituts haben diese Fragen überhaupt nicht von einander geschieden, sondern, eingebildet genug, den Zustand der Literatur in Frankreich für den Maßstab des Zustandes der gesammten Literatur im Allgemeinen gehalten: eine Annahme, die durch das Bestreben der französischen Gelehrten, ihre Literatur in jeder Hinsicht (vgl. Cheniers Bericht S. 130) als die Erste in Europa aufzustellen, hinlänglich gerechtfertigt wird.

Der Einfluss dieser mehr oder minder beschränkten Ansicht des kais. Decrets offenbart sich auch in den Berichten selbst, die in Anlage und Ausführung eben so verschieden sind, als die gelehrten Kenntnisse verschieden waren, welche die Berichterstatter zu der Arbeit mitbrachten. Besondere Auszeichnung verdienen die beiden Berichte der *mathematisch-physikalischen Classe*. Hier ist das Streben nach Vollständigkeit und eine allgemeine Tendenz unverkennbar. Sie umfassen nicht bloß die (in diesen Fächern hervorstechenden) Bemühungen der Franzosen, sondern auch Deutsche, Engländer und Italiäner werden unter den Einheimischen mit aufgeführt. Überhaupt liefern diese Berichte den Beweis, daß eine unbefangene Anerkennung des fremden Verdienstes und eine gemeinschaftliche Mittheilung und Annahme der gegenseitigen Kenntnisse gewöhnlich nur dann Statt finde, wann ein Volk sich selbst schon bis auf einen gewissen Punct der Einsicht und der Selbstständigkeit erhoben hat; daß aber auch umgekehrt die Kenntnisse eines Volks sich um desto mehr erweitern, je mehr die Gelehrten anfangen, die gleichzeitigen Forschungen anderer Nationen vorurtheilslos zu studiren, und die Entdeckungen derselben zur Erweiterung ihrer eigenen Kenntnisse zu benutzen. Ungeachtet aber die Hrn. Delambre und Cuvier ihre Kenntnisse der ausländischen Literatur auf eine rühmliche Weise beurkunden: so sind doch auch diese Berichte bey weitem noch nicht unbefangenen genug gearbeitet. Denn abgerechnet, daß mehrere Epoche machende Schriften und Entdeckungen der Ausländer mit Stillschweigen übergangen worden sind: so stehen auch die angeführten Facta alle in ganz besonderer Beziehung auf Frankreich, und es werden aus den reichen Schätzen der auswärtigen Literatur immer nur diejenigen Entdeckungen und Beobachtungen herausgehoben, die entweder dem

Nationalinstitute zur Prüfung vorgelegt, oder die den Franzosen sonst Veranlassung zu neuen Entdeckungen wurden, so daß die Haupttrübsicht, die französische Literatur in ihrem Glanze zu zeigen, auch hier überall vorwaltet. — Xpm.

Hr. Delambre hat die wahre Idee eines solchen Berichtes am klarsten gefaßt, und daher nicht bloß die Namen derer, welche in seinen Fächern gearbeitet haben, angeführt, sondern die Entdeckungen und Theorien selbst dargestellt; dagegen ist er weniger umfassend als Cuviers Bericht, und hat weniger Kenntniß vom Auslande. Nur die Astronomen sind in sein Sehfeld gekommen, alle anderen Sterne sind ihm nicht aufgegangen. Von Kästner, Hindenburg, Langsdorf, Bohnenberger, Amman, Benzenberg, Bessel, Brandes, Busse, Eytelwein, Gerstner, Stahl, Huth, Idé, Lindenau, Rüdiger, Klügel, Kramp, Meyer, Pasquich, Pfeleiderer, den beiden Pfaff, Soldner, Tempelhof, Karsten, Woltmann, Wiebeking, Urm, von den Reisenden Seetzen, jetzt Horner und Krusenstern, von den vielen geodätischen Arbeiten der Deutschen weiß er nichts. Die angewandte Mathematik ist beynahe ganz überschlagen, und welcher Vorthell von den Reifen entsprungen, wird kaum gesagt. Auch was für den mathematischen Theil des Magnetismus und des Lichts geschehen ist, ist so mager erzählt, daß der Kaiser keine großen Ideen davon erhalten kann.

In Hn. Cuviers Bericht stößt man überall auf Auslassungen, welche bey einer solchen wichtigen Gelegenheit, die zum Zeugniß für Jahrtausende dient, nicht durch die Kürze der Zeit entschuldigt werden können. In wenigen Stunden lassen sich die Namen aller tüchtigen Gelehrten aufs Papier bringen und ordnen. Auf das Genanntwerden kam es hier den Gelehrten an, weniger auf das, was sie geleistet. Die wichtigsten Entdeckungen sind den Franzosen zugeschrieben, und ihre Meinungen oder Hypothesen sind meistens für infallibel ausgegeben, wenn es auch gleich nur stillschweigend entlehnte waren. So gehöre die Kry stalltheorie ganz und gar Hany allein an, die Kry stallformen seyen nun einer strengen Berechnung unterworfen und erlauben nichts Willkürliches und Schwankendes mehr. Wie wenig wahr das Letzte sey, zeigen eine Menge Kry stallen, der Spatheisenstein, kry stallisirte Sandstein, Arragonit, überhaupt die Kalkspathe, die Hornblende, der Tremolith, die Zeolithe, Kiese, Fäulnisse und Salzgemische (Bernhardi, Haberle, Weiss). Bald wird man auch einsehen, daß die Kry stallographie keinesweges das Eintheilungsprincip, oder auch nur das Gattungsbildende in der Mineralogie seyn könne. Daß schon Bergmann, Linné und besonders Romé de l'Isle die Kry stallen anatomirt, auf das System angewandt und mithin die Theorie geschaffen haben, ist zu bekannt, als daß Hany sich dieses Verdienst zueignen könnte oder wollte, oder auch nöthig hätte, da die Fortsetzung und so meisterhafte Vollendung ihm Bewunderung genug zu verschaffen vermag.

Unter den ausländischen Chemisten wird ein einziger Deutscher, *Klaproth*, genannt, und einige Engländer, als wenn *Crell*, *Gren*, *Göttling*, *Westrumb*, *Hernbstaedt*, *Bucholz*, *Trommsdorf*, *Richter*, *Schaub*, *Scherer*, *Winterl*, *John*, *Gehlen*, *Brugnateili*, *Configliachi*, *Elhuyar*, *Proust*, *Thomson*, die von Hn. K. angeführten Holländer u. A. nicht vorhanden wären. Wer Erden und Metalle entdeckt, wer die einzelnen Theorien geschaffen, davon kein Wort. Auch nimmt der Berichterstatter weder von den eigentlichen Physikern, noch von ihrer Wissenschaft gehörige Notiz. Es ist ein Glück für ihn, daß *Lichtenberg* schlummert; auch *Erxleben*, *Gren*, *Hube*, *Cavallo*, *Gehler* könnten ihren Antheil nachfordern. Mit diesen mögen sich die lebenden, *Meyer*, *Pfaff*, *Erman*, *Simon*, *Pl. Heinrich*, *Bückmann*, *Imhoff*, *Arnim*, *Schweitzer*, *Fischer*, *Hauy*, *Pictet*, *J. Baader* trösten. Nach den Fortschritten, welche man in der Theorie des Lichtes, des Magnetismus (worüber *Delambre* einige Worte hat fallen lassen), der Electricität gemacht hat, sieht man sich vergeblich um, des neuen Schwungs, den die Physik in Deutschland durch *Schelling* erhalten hat, nicht zu gedenken. Billig hätten *Mesmers*, *Thouvenels*, *Amoretti's*, *Ritters* übereinstimmende Entdeckungen angeführt werden sollen, welches Ansehen sie auch bey dem B. haben mögen.

Zu den Mineralogen, die etwas gethan haben, gehörten wohl auch *Karsten*, *Kirwan*, *Emmerling*, *Esner*, *Widenmann*, *Lenz*, *Moll*, *Flurl*, *Reufs*, *Brunner*, *Bertele*, *Mohs* (jetzt *Leonhard*, *Merz* und *Kopp*); zu den Geognosten *Delametherie*, *Trebra*, *Charpentier*, *Voigt* in *Ilmenau*, *Hamilton*, *Lafius*, *Euch*, *Steffens*, *Freiesleben*, *Herrmann*, *Breislack*, *Hoff*, *Nose*, *Selb*, (jetzt *Ebel*, *Sartorius* und *Hausmann*). Nur *Pallas*, *Werner* und *Humboldt* sind unter den Ausländern genannt. In den Versteinerungen sind wahrlich nicht müßig gewesen *Blumenbach*, *Beckmann*, *Rosenmüller*, *Esper*, *Faujas-St.-Fond*, *Karg*, der jüngere *Camper* und *Bonn*, *Adams*, Engländer, Amerikaner und Spanier.

Dieses sind nur die ausgelassenen Gelehrten, welche uns beyläufig einfallen. Wollten wir untersuchen, wie es gelungen, die Zunahme und Entstehung dieser Wissenschaften zu entwickeln, ob denn ihr wesentlicher Charakter vor und nach 1789 aufgefaßt und deutlich herausgehoben sey, ob nur einige Vollständigkeit beabsichtigt worden: so würden wir gestehen müssen, daß aus dem Berichte nicht hervorgeht, daß dem Berichterstatter dieses Thema zum Bewußtseyn gekommen sey.

Was die chemische Physiologie geleistet hat, wird nicht gesagt. Nur die Franzosen sind dabey genannt, kein Deutscher, wodurch sogar ganze, neue Ansichten weggelassen mußten. Was haben *Rose*, *A. Humboldt*, *Emmert* und *Reufs*, *Schrader* und *Einhoff* dafür gethan! Was in der Anatomie geleistet worden, erfährt man nicht. Fünf Anatomen sind genannt, worunter *Blumenbach*, der einzige Deutsche. *Luders* Werk verdiente ohne Zweifel Berücksichtigung; so die

Arbeiten von *Reil*, *Walter*, *Sömmerring*, *Cruikshank*, *Hildebrandt*, *Rosenmüller*, *Wrisberg*, *Sandifort*, *Meckel*, *Gall*, in der vergleichenden Anatomie von *Monro*, besonders von *Humboldt* und *Bonpland*, *Scarpa*, *Harwood*, *Wiedemann*, *Mangili*, *G. Fischer*, *Rathke*, *Albers*, *Meckel* dem Enkel, wobey Rec. auch sich nennen könnte. Ja sogar *Poli* ist mit Stillschweigen übergangen, dieser Schöpfer der *Muschel-anatomie*. Wer erstaunt nicht, wer grübelt nicht über die Gründe nach, wie auch darüber, warum unter den Pflanzenanatomern nur *Link* beehrt wird, da doch Jedem *Rudolphi* und *Treviranus* d. J. dabey einfallen müssen. Aber sind nicht auch *Hedwig*, *Sprengel*, *Medicus*, *Bernhardi* ausgelassen? Übrigens erfährt der Kaiser den Zustand der Pflanzenanatomie, die doch seit 1789 erst wieder aufgeweckt worden, so wenig, als den Unterschied der jetzigen Physiologie von der älteren. Physiologen sind nur sieben genannt, worunter *Reil*, *Prohaska*, *Sömmerring* und *Kielmeyer*. Wie der Berichterstatter *Autenrieth* verschweigen kann, ist unbegreiflich; eben so *Döllinger*, *F. Baader*, *Ackermann*, *Görres*, *Dumas*, *Richerand*; — *Rassn. Saussure* den Sohn, *Cotta*, *Frenzel* (jetzt *Kiefer* und *Wahlenberg*) in der Pflanzenphysiologie. Wie wenig für die Anatomie und Physiologie der Insecten geschieht, wissen wir leider alle; um so mehr wären *Posselt* (jetzt *Ramdohr*), *Sorg* und *Hausmann* zu loben gewesen.

In der Naturgeschichte der Thiere sind wir volends ganz irre geworden. Wie es damit aussehen mag, kann Niemand errathen, und unsere Urenkel werden erstaunen, wenn sie statt aller Fortschritte acht Namen lesen, wovon doch Frankreich allein sechs, England aber und Deutschland jedes nur einen aufzuweisen hatte. Der Deutsche ist *Fabricius*. Keine einzige Classe ist besonders ausgehoben, nicht gezeigt, wie eigentlich die Weichthiere und Säugethiere in dieser Zeit vorgerückt sind. Mit Schmerz sucht man den guten alten *Daubenton*. Was haben nicht *Le Vaillant*, *d'Audebert*, *Ferrussac*, *Broussonet*, *Lapeyrouse*, *Bruguière*, *Montfort*, *Sonnini*, *Daudin*, *Walkenaer*, *Jurine*, *Peron*, *Spinola*, (*Pennant*), *Latham*, *Bewick* geleistet, was *O. Müller*, *Abilgaard*, *Otho*, *Fabricius*, *Schreber*, *Herrmann*, *Zimmermann*, *Bloch*, *Naumann*, *Esper*, *Schneider*, *Merrem*, *Beckstein*, *Borkhausen*, *Lichthammer* und *Becker*, *Wolf* mit *Mayer* und *Frauenholz*, *Göze* und *Zeder*, *Rudolphi*, *Brera*, *Treviranus* d. Alt., *Schröter*, *Gmelin*, *Knoch*, *Herbst*, *Jablonsky* und *Borowsky*, *Meigen*, *Hoffmannsegg*, *Illiger*, *Gravenhorst*, *Retzius*, *Pallas*, *Laspeyres*, *Schrank*, *Azzara*, *Succow* (jetzt *Tiedemann*), *Steinmüller*, *Salis v. Marschlin*, *Meisner*, *Römer* und *Schinz*) gearbeitet! *Chemnitz* hat *Martini's* Conchylienwerk auch erst in den neunziger Jahren vollendet. Ohne Zweifel würde *Blumenbach* hier lieber und mit mehr Recht, als unter den Anatomen, stehen.

Was sollen wir von der Botanik sagen! Ein Erstaunen treibt das andere. Ja, es sind wirklich *Jacquin* und *Mutis* nicht genannt! Nur von *Willdenow* hat der Berichterstatter gehört. *Schrank* ist ihm

ein fremder Name; so Görtner der Sohn, Ehrhard, Märker, Wendland, Rath, Batsch, Gmelin, Hoffmann, Schrader, Weber und Mohr, Trattinnik, Kerner, Römer und Usteri, Dieterich, Acharius (jetzt Flörke). Doch er hat sogar tüchtige Franzosen nicht genannt, Villars, Jaume St.-Hilaire, Vaucher. Wenn die Vff. der *Flore française* genannt werden: so können es wohl auch die der wetterauischen Flora. Die Classe der Kryptogamen ist in diesem Zeitraume ganz neu geschaffen. Wer sollte es aus dem Berichte vermuthen? Der von Humboldt und Bonpland zurückgebrachte Reichtum von Pflanzen und ihre Pflanzenbeobachtungen sind ebenfalls übergegangen. Wer ist also genannt? was geschehen? Elf Botaniker sind die ganze Ausbeute seit 1789. Als fördernde Arbeiten können so gut die deutschen Sammlungen genannt werden, als die französischen, ja mit mehr Recht, weil die unserigen wohlfeil sind, während die ihrigen bald nicht mehr von Fürsten angeschafft werden können. Der Werth liegt nicht im großen Format und in der Pracht der Farben, sondern im Charakter und in der verständigen Heraushebung der wesentlichen Organe. Daher sind Bertuchs, Bergsträssers, Panzers, Sturms, Schkuhrs Unternehmungen bedeutende Hilfsquellen für die Ausbreitung des Studiums der Natur, und mithin für die Bildung des ganzen Volks, während bey den Franzosen nur einzelne Wenige die Reichthümer der Natur anschauen dürfen. Die Bemühungen des Erzherzogs Johann für die gesammte Naturgeschichte, besonders aber für die Geognosie und Botanik, hätten nothwendig gewürdigt werden Tollen. Hr. C. sagt unter anderen: „*Ce n'est point non plus par une partialité, qui seroit peut-être excusable, que votre Majesté impériale trouva les noms des savans français aux premiers rangs dans presque toutes les branches des sciences naturelles; la voix de l'Europe leur assigne cette place comme nous; et même dans les parties où le hasar d'n'a pas voulu que nos compatriotes fissent les découvertes principales, la manière dont ils les ont recueillies, dont ils en ont suivi toutes les conséquences, les place bien près des premiers inventeurs.*“ Wenn eine Charakteristik getroffen ist: so ist es diese, und am wenigsten wollen wir gegen das Letzte streiten. Dafs die Deutschen aber durch den *Hasard* Entdeckungen machen, ist eine Entdeckung

ohne *Hasard*. Ableugnen läfst sich allerdings nicht, dafs die Franzosen fremde Entdeckungen so zu manipuliren wissen, dafs sie in kurzer Zeit ihren Platz nicht nur ganz nahe, sondern gewöhnlich über dem ersten Entdecker, und bald ganz allein erhalten. Worin liegt dieses? Wahrlich nicht in den Gelehrten allein, sondern theils in dem Genius der Nation, die nur das auf eigenem Boden Erzeugte anerkennt, preist, und das Fremde zurückweist, theils in der Beschränktheit der Ausbreitung der Literatur. — Die Krytallographie hat Bergmann begründet; sie wird aber Hauy zugeschrieben, weil die Franzosen nur dessen Namen kennen. Die Eintheilung der Pflanzen in A —, Mono- und Dicotyledonen ist uralte, gehört *Caesalpinus*, ist in der Folge oft, und mit andern auch von *Jussieu*, angenommen worden. Ein Glück für ihn, dafs er ein Franzos ist, den seine Landsleute allein kennen. Seine Eintheilung in Familien erheben sie bis an Himmel, und mit Recht verkünden sie die grossen Vortheile, welche eine solche Methode auch für die anderen Wissenschaften haben wird; allein wie kann man dieses Verdienst dem *Linne*, *Adamson*, unserm *Batsch*, die doch ein vollständiges Familiensystem aufgestellt haben, entziehen? Die Grundversuche, worauf *Lavoisier's* System ruht, hat er bekanntlich nicht gemacht, aber ergriffen hat er sie und mit seinen klugen Landsleuten sie reich und laut nachgemacht. Dafs jetzt dieses sogenannte französische System durch die Entdeckungen der Deutschen und Engländer auf morschen Füfsen steht, die nur darum noch nicht weggefaßt sind, weil die Franzosen aus allen Kräften daran kleistern, ist bekannt. Den Galvanismus haben die Franzosen weder entdeckt, noch vervollkommenet. Alles gehört den Italiänern. Es läfst sich nachweisen, wem die Franzosen jeder Thierclasse Eintheilung abgenommen haben. Worauf gründet sich also die *Prahlerrey*? *Cs.* Bericht können nur die vortreflich nennen, die ihn zur Unterhaltung wie einen Roman lesen, aber von dem Zustande der Wissenschaften nichts wissen, und diese selbst nicht verstehen.

O.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Dortmund, b. d. Gebr. Mallinckrodt: *Allgemeiner Bauern-Kalender für das Jahr 1811.* Vom alten Herausgeber des westphälischen Anzeigers. Auch unter dem Titel: *Allgemeiner Bauern-Kalender, oder Hausbuch für den Bauernstand. Erste Lieferung; für das Jahr 1811.* Enthält die Geschichte des Vaters Jakob, eines reich gewordenen Bauern. Herausgegeben vom Präfecturrath D. Arn. Mallinckrodt. 60 S. 3. (3 Gr.)

Eine Volkschrift, welche Bürgern und Bauern sehr empfohlen zu werden verdient. Es soll in derselben, nach dem Plane des Vfs., alles, was dem Bauernstande zu wissen nöthig und nützlich ist, mitgetheilt, und dadurch vorzüglich auf die Veredlung dieses Standes hingewirkt werden. Mit diesem edlen Zwecke steht Einkleidung und Vortrag, welche eben so falschlich

als anstehend sind, in steter Harmonie. So verdient diese Schrift eine ehrenvolle Stelle neben den unübertrefflichen Flugschriften, welche der verdiente P. Schlez vor einigen Jahren herausgab, und welche Rec. noch jetzt denen, für die sie bestimmt sind, in den langen Winterabenden oft zu lesen giebt. Denn wenn Landprediger sich solche Schriften nicht selbst anschaffen, um sie zu verbreiten: so finden solche, trotz der Wohlfeilheit, keinen Eingang. Wir fürchten daher, dafs auch dieses edle Unternehmen des Hn. M. ins Stocken gerathen werde. Denn welchem Bauer bleibt jetzt Geld und Muth übrig, Bücher zu lesen? — Übrigens ist zu tadeln, dafs der Druck für den Bauer bey weitem nicht deutlich und groß genug ist.

— sch —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Renouard u. in HOLLAND, b. Imerzeel u. Comp.: *Discours sur les progrès des Sciences, Lettres et Arts, depuis MDCCCLXXXIX jusqu'à ce jour, ou Compte rendu par l'Institut de France à S. M. l'Empereur et Roi.* — Par le Dr. J. L. Kesteloot cet.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Am beschränktesten, und daher am magersten, ist unstreitig der Bericht der *Classe für die alte Literatur und Geschichte*. Da gerade hier die Franzosen hinter den auswärtigen Nationen so weit zurückstehen: so war eine unbefangene Darstellung der Verdienste des Auslandes um desto eher zu erwarten, je wohlthätiger diese auf die Inländer wirken, je mehr es die große Nation auch auf diesem Felde der Ehre zu einem rühmlichen Wettstreit mit dem Auslande entflammen konnte. Aber statt dessen finden wir eine gänzliche Verkennung alles fremden Verdienstes. Gerade in den Wissenschaften, wo die Franzosen am wenigsten geleistet, wie in der Philologie und Philosophie, da werden die mächtigen Fortschritte der Ausländer (fast möchte man sagen, geistlich) verschwiegen; und wo sie sich nur einigermaßen über die früheren Zeiten erhoben fühlen, da stehen die Ausländer ihnen nur als Nachfolger oder dienende Begleiter zur Seite. Nirgends ein Wink, dass sie fremden Nationen diese oder jene Kenntniß verdanken; nirgends ein Wort, dass Deutsche, Engländer, Italiäner oder Holländer in diesem oder jenem Fache weiter fortgeschritten wären, oder dass sie ihnen nachzueifern müßten, selbst da nicht, wo sie ihre eigene Schwäche einzugehen gezwungen sind. Bey einer solchen Einseitigkeit konnte es nicht fehlen, dass der Bericht in jedem seiner Theile sehr dürftig und mangelhaft ausfallen mußte. Wie armselig erscheint die Darstellung der philologischen Studien! und welcher Reichthum, wenn die scharfsinnigen Forschungen der Deutschen, Holländer und Engländer berücksichtigt worden wären! Wie unbedeutend die wenigen Zeilen über die Philosophie! und welche ungeheure Reformen hat diese in den letzten 20 Jahren erlitten! Selbst die Legislation und das Rechtsstudium, welche, um doch etwas Bedeutendes aufzählen zu können, zugleich mit in diesen Bericht gezogen wurden, hätten bey den Ausländern, deren Verdienste hier wenigstens nicht ganz übergangen werden, noch eine reichliche Nachlese gefunden. Reichhaltig ist der Abschnitt von J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

den historischen Wissenschaften; aber welche goldene Schätze lagen noch in der Literatur des Auslandes ausgebreitet! Ein Joh. v. Müller, ein Mitford, die einzigen genannten Ausländer, zu denen sich in den stürmischen Zeiten die Muse der Geschichte gerichtet habe, werden gleichsam im Vorbeygehn erwähnt. Und dieser Berichterstatter, der ein so armseliges Gerippe hinstellt, der sogar das Geständniß ablegt: *La philologie, qui est la base de toute bonne littérature, — ne trouve presque plus personne pour la cultiver* (S. 87) — dieser entblödete sich nicht, dem Kaiser einige Zeilen vorher zu erklären: *Le compte que la classe vient présenter à Votre Majesté, n'est et ne peut être que le résultat de l'examen qu'elle a fait des ouvrages qui ont paru en Europe depuis 1789* (S. 85); oder: *ce travail — comprend — l'indication des efforts qu'ont faits depuis vingt ans les hommes de lettres, françois et étrangers!* Wo bleiben die Porson, Ruhnken, Wytttenbach, Heyne, Wolf u. s. w.? wo die Kant, Reinhold, Fichte, Schelling u. s. w.? wo die Schlözer, Spittler, Schröckh, Schiller, Heeren u. s. w.?

Den Bericht von *Chénier* kann dieser Tadel um deswillen weniger treffen, weil er die *französische Literatur* ausschliessend zum Gegenstande hat, wiewohl auch hier, um den gegenwärtigen Standpunkt dieser Literatur in ihrem wahren Lichte zu zeigen, vergleichende Seitenblicke auf die wissenschaftliche Cultur des Auslandes nicht am unrechten Orte angebracht worden wären. Wir enthalten uns gern jeder weiteren Bemerkung über das Einzelne. Aber wie leicht hätte der Umstand, dass der französischen Literatur ein eigener Bericht gewidmet wurde, der im eigentlichen Sinne ein Denkmal des Nationalrühms seyn sollte und wirklich geworden ist, die übrigen Berichterstatter auf die allgemeynere Tendenz ihrer Arbeiten leiten können! — Was endlich den Bericht über *die Künste* betrifft: so trägt er, wie die oben angeführte Stelle aus der Anrede des Präsidenten *Berville* beweist, seine Tendenz an der Stirn geschrieben; wir bemerken also bloß, dass er mit einer gedrängten Geschichte der Künste in Frankreich von den ältesten Zeiten an beginnt, die Ursachen ihres Verfalls oder Emporhebens gut entwickelt, und den gegenwärtigen Zustand der Künste in Frankreich lichtvoll vor Augen stellt; folglich seiner Tendenz durchgängig treu geblieben ist.

Ungeachtet dieses beschränkten Gesichtspuncts sind diese Berichte höchst merkwürdige Actenstücke der neuesten Literatur, auch abgesehen von dem oben erwähnten Vorzuge, dass sie als Muster eines schö-

nen Vortrags gelten können. Denn erstlich geben sie eine gute Übersicht von dem, was die Franzosen in den einzelnen Wissenschaften geleistet; sie stellen uns gleichsam auf den Gipfel der französischen Literatur, und der unparteyische Beschauer des Gemäldes, dem der Zustand der neuesten Culturgeschichte von Europa, oder wenigstens seines Volks, nicht unbekannt ist, wird durch Vergleichung um desto sicherer finden, worin die Franzosen den auswärtigen Nationen vorgeeilt, und worin sie hinter denselben zurückgeblieben sind. Endlich liefern sie auch den auffallendsten Beweis, wie sehr noch die ausländische Literatur in Frankreich vernachlässigt wird, wie selbst die ausgezeichnetsten Gelehrten dieses Reichs die Verdienste fremder Nationen entweder nicht kennen, oder, durch Eigenliebe und Nationalstolz geblendet, verkennen und verachten.

Die Anmerkungen des Herausgebers (S. 177 — 420), welche sich in diesem Bande bloß über die beiden Berichte der mathematisch-physikalischen Classe erstrecken, zeugen von großer Belesenheit und genauer literarischer Kenntniß, und machen auf die Fortsetzung derselben über die übrigen Berichte, wozu der Herausg. durch die in den Text eingeschalteten Nummern Hoffnung gemacht, um desto begieriger, da gerade in diesen Fächern so vielfältige Gelegenheit zu Nachträgen, besonders auch für die holländische Nation, sich darbietet. Hr. K. hatte nämlich den Zweck, nicht bloß die nöthigen literarischen Nötizen über die in den Berichten nur namentlich angeführten Werke und Gelehrten zu geben, sondern auch das nachzutragen, was die holländische Nation seit diesem Zeitraume in den einzelnen Wissenschaften geleistet hat. So erwirbt er sich durch diese Ausgabe das doppelte Verdienst, für seine eigene Nation ein Denkmal des Ruhms zu stiften, und zugleich zur Verbreitung der holländischen Literatur in Frankreich wohlthätig mitzuwirken. Ins Einzelne dieser Zusätze näher einzugehen, verbietet der Raum. Dafs der Vf. auf die englische, deutsche und italiänische Literatur weniger Rücksicht nimmt, kann ihm nach seinem besonderen Zwecke nicht als Fehler angerechnet werden. Da ein Jeder die Literatur seines Volks am besten kennen muß: so bleibt der Nachtrag der deutschen Literatur billig einem Deutschen, der der englischen einem Engländer überlassen. Und nun zum Schluss nur noch Eine Bemerkung. Welch' ein herrliches, umfassendes Gemälde würden diese Berichte geworden seyn, wenn das Nationalinstitut Zeit und Willen gehabt hätte, dieselben im Vereine mit den berühmtesten Gelehrten aller auswärtigen Nationen abzufassen! Welch' ein unvergängliches Denkmal würde sich das Institut in den Annalen der gelehrten Welt gestiftet haben, wenn die Literatur eines jeden gebildeten Volkes von einer Meisterhand mit gleicher Vollständigkeit durchgeführt, mit strenger Unparteilichkeit gewürdigt, und die Resultate daraus, ohne alle Rücksicht auf Nationalität, im Charakter des wahren Gelehrten, des Weltbürgers, dargelegt worden wären!

Xpm.

GREIFSWALD, b. [Mauritius: *Versuch über die Kritik der wissenschaftlichen Diction*, mit Beyspielen aus den philosophischen Systemen und andern Wissenschaften, und mit einer Anwendung auf theologische Begriffe, von D. Gottlieb Schlegel, Generalsuperint. von Schwedisch-Pommern und Rügen, Procanzler u. s. w. 1810. XVI u. 104 S. gr. 8. (8 Gr.)

Ein Versuch einer Kritik der wissenschaftlichen Diction (nicht *über* die Kritik, denn wir haben ja noch keine), wenn derselbe mit philosophischem Geiste, mit Sprachkunde, und mit besonderer Kenntniß der verschiedenen Arten der Diction angefaßt würde, wäre ein höchst lehrreiches und interessantes Werk, würdig eines zweyten Lambert. Eine solche Kritik müßte nach unserer Einsicht von der Natur und dem Charakter des wissenschaftlichen Denkens und Erkennens ausgehen, und daraus die notwendige Beschaffenheit der wissenschaftlichen Diction ableiten, da ja die Sprache Darstellung des Geistigen, und die wissenschaftliche Sprache eine sinnliche Darstellung einer besonderen Art des Geistigen ist. Käme dann noch hinzu eine philosophische Erkenntniß der Sprache und ihrer Bildung überhaupt, und eine genaue Erkenntniß der besonderen Nationalsprachen, ihrer Ausbildung, ihres Geistes, welcher immer mit dem Geiste der Cultur eines Volkes im Wechselverhältniß steht: so würden sich vor allen hieraus ergeben *Principien der Beurtheilung* der vorhandenen philosophischen Bezeichnungen, wozu auch die theologischen gehören, die insgesamt das reine Denken des Über sinnlichen zum Gegenstande haben; dann aber auch *heuristische Principien*, wie neue angemessene Bezeichnungen gefunden werden, durch welche Geistesoperationen dieselben zu Stande gebracht, und woher dieselben entlehnt werden könnten. Eine solche Kritik, die von dem menschlichen Erkenntnisvermögen selber ausginge, hat unser Vf. nicht geliefert, vielmehr ist sein Versuch nur eine *Censur* einzelner wissenschaftlicher Ausdrücke, z. B. der Entelechie des Aristoteles, der Substanz des Spinoza, der *ἡδονή* des Epikur u. s. w. Diese Ausdrücke beurtheilt der Vf. nach den Regeln der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Bedeutsamkeit, und schlägt hie und da andere Bezeichnungen vor, z. B. für Philosophie Noosophie. Hiebey giebt nun der Vf. manche lehrreiche Bemerkungen über die Sprache und einzelne Bezeichnungen derselben, die aber doch den Mangel einer eigentlichen Kritik nicht ersetzen. Da die Wissenschaft überall die Ergründung der Realität des Über sinnlichen zum Gegenstande hat: so kann es der Wissenschaft nur von Unkundigen übel gedeutet werden, wenn sie die gemeine Sprache des Lebens anzureichend findet, und sich eine davon die Sprache und eine besondere Symbolik derselben bildet. Denn eben darum, weil die Wissenschaft ungemeyne, über die Sphäre des Lebens hinausgehende Ideen erzeugt und bearbeitet, kann der Sprachschatz des Lebens und des gemeinen, im Bereiche des Endlichen und der Bedingungen besangenen, der

kens keine Bezeichnungen für Ideen liefern, die der gemeine Sinn und das Leben nicht hat. Die wissenschaftliche Sprache bedarf daher einer besonderen Art und Kunst des Symbolisirens, womit sich eine Kritik der wissenschaftlichen Diction zu beschäftigen hätte. Wenn daher der Vf. unter den Quellen, woraus eine verbesserte Diction geschöpft werden könne, auch die Zuflucht zu fremden Sprachen nennt: so kann Rec. nur mit Einschränkung ihm! beystimmen. Wenn wir ausländische Natur- und daraus bereitete Kunst-Producte mit fremden Namen belegen: so ist dies ganz in der Regel. Hingegen ächte wissenschaftliche Begriffe, von welchem Volke sie auch zuerst gedacht seyn mögen, sind nichts Nationales, und es müssen sich für solche Ideen in der gebildeten Sprache eines philosophirenden Volkes, z. B. des Deutschen, angemessene Ausdrücke finden oder erfinden lassen. Dabey kommt fast alles auf den Umstand an, ob ein Volk originell philosophire, oder nur fremde Gedanken sich aneigne und verarbeite, wie die Römer. Im letzteren Falle wird man auch zu fremden Bezeichnungen seine Zuflucht nehmen müssen. Die eigentliche philosophische Composition, und die Verbindung der Reinheit und Schönheit der Sprache mit der Gründlichkeit der Gedanken, der Blumen des Witzes mit den Früchten des forschenden Geistes scheint uns Deutschen am fremdesten zu seyn, und ist mehr bey Nichtsystematikern und Bearbeitern einzelner Zweige der Wissenschaft, mehr bey Platon, Hemsterhuis, Jakobi, Lessing, Mendelssohn, als bey Systematikern und Erfindern, wie Aristoteles, Kant u. s. w. anzutreffen. — Wie viele Streitigkeiten in der Philosophie sich zuletzt auf Wortstreitigkeiten zurückführen lassen, würde eine philosophische Darstellung und Würdigung des *prius*, das über der Erfahrung, und den verschiedenen Systemen zum Grunde liegt, und was den Standpunkt und das Herz jeder Philosophie bezeichnet, lehren können. Denn so vielfach auch Platon, Spinoza, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling u. A. dieses *prius* benennen: so streben doch alle nur nach Einer Idee, die sie von den mannichfaltigsten Seiten auffassen. Schon eine Censur dieser verschiedenen Benennungen des jeder Philosophie vorausgesetzten *prius* würde ein nicht zu verachtender Beytrag zu einer künftigen Kritik der wissenschaftlichen Sprache seyn.

In einer Kritik der wissenschaftlichen Diction ist es auffallend, empirisch für empirisch; undeutsche Redensarten; wie S. 7: Der Mensch hatte die Welt noch nicht von Geschlechtern und Arten abgetheilt; lateinische Redensarten, wie S. 8: der Nutzen der Worte ist für denselben zu halten, als der anderen Zeichen; und S. 83: es ist nicht Wunder; ungrammatische Wortfügungen, wie: auf sie (der Fürscheidung) beruht etc. itatt: auf ihr — zu lesen.

Mc.

KIRN, h. Simon: *Der Meuchelmord von Wallhausen*, von J. N. Becker, Sicherheitsbeamter (en) des Bezirks von Simmern, Departement von Rhein und Mosel. 1805. 158 S. 8. (12 Gr.)

Der in dieser Schrift erzählte Fall ist einer der schauderhaftesten, der den Stolz der Menschheit niederschlagen, ihr Gefühl empören, und den Wunsch auf Verbesserung der Sitten leiten muß. Am 2 Thermidor Jahr 12 (21 Jul. 1804) wurde der Tod eines gewissen Caspar Vorrath, vormals dalbergischen Amtmanns, in seinem Wohnorte Wallhausen ruchtbar, und er sollte nach dem Vorgeben seiner Ehefrau die Treppe heruntergestürzt seyn. Der unzüchtige Lebenswandel dieser Frau, die ihren Mann um Dienst und Vermögen gebracht hatte, ihr lautgewordener ehebrecherischer Umgang mit dem Knechte und andere Umstände erweckten Verdacht. Es wurden Untersuchungen angestellt, und es ergab sich nach den eigenen Geständnissen der Verbrecher, daß der gedachte Knecht, Eberhard Hang, 26 Jahr alt, auf Anreizen der Frau des Ermordeten, und mit Vorwissen dessen Tochter, die That mit einem Hammer verübt habe: Also Gatten-, Vater-, Dienstherrn-Mord! — Die Mutter, eine Frau von 40 Jahren, war schwanger von dem Knechte, und die Besorgniß der Entdeckung eines kleineren Verbrechens reizte, wie so oft, zu einem größeren, das doch auch nicht unentdeckt blieb. Die Tochter von 17 Jahren, war von diesem nämlichen Knecht verführt worden, hielt es aber dennoch mit der Mutter, stand Schildwache, half den Vater bestehlen u. s. w. Der Leichtsinns, die Verstockung, mit der sich beide Weibsbilder im Gefängniß und Verhör betrogen, ist fürchterlich. —

Was die Schrift betrifft: so enthält sie eigentlich verschiedene Actenstücke, die einen Begriff von der jetzigen französischen Criminal-Prozessform geben. Man muß den unermülichen Eifer des Sicherheitsbeamten Becker (durch die actenmäßige Geschichte der Räuberbanden am Rhein und sonst bekannt), bey der Untersuchung, die durch Übereilung des Friedensrichters, besonders in Absicht des Thatbestandes (*corp. del.*), beynahe vereitelt worden, rühmlich anerkennen. Auch seine Bemerkungen zeugen von Einsicht und guten Erfahrungen. So erinnert er, S. 68, daß der Umstand, daß ein Zeuge den Knecht gleich nach der That aus dem Hause über den Hof springen sehen, und daß dieser Knecht leugnete, seit zwey Stunden im Hause gewesen zu seyn, hauptsächlich zur Entdeckung beygetragen, wie auch, daß gewöhnlich das Leugnen der Schuldigen selbst von kleinen Umständen zum Geständniß oder zur Überweisung führe. In der sonst guten Ermahnung zum Geständniß S. 73 scheint eine Suggestivfrage zu liegen, und man sieht, daß sie auf das erste kaum halbwahre Geständniß Einfluß gehabt. — Die Ehefrau und der Knecht wurden zum Tode, die Tochter, bey der man auf frühzeitige Verführung und böses Byspiel Rücksicht nahm, zu 20jähriger Einsperrung und östündiger Ausstellung auf der Schandbühne verurtheilt. Ein ergriffenes Cassationsgesuch wurde verworfen. Die Frau ging standhaft zum Tode; der Knecht betrunken.

F. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Sander: *Über Moralität und Religiosität, in Beziehung auf das Wohl des Staats*, von D. L. Thermen, Prediger zu Gramzow. 1810. 55 S. (4 Gr.)

Alles, was hier gesagt wird, ist wahr und gut, aber nicht erschöpfend und befriedigend. Die vorausgeschickte Zergliederung der Hauptanlagen der Menschen scheint für diese kleine Schrift überflüssig zu seyn. Es war genug, wenn der Vf. Moralität und Religiosität erklärte, den Einfluß von beiden in das Wohl der Staaten zeigte, die Einwürfe beantwortete, die Hindernisse bemerkte, und zweckmäßige Mittel dagegen vorschlug. Bey der Beantwortung der Einwürfe gegen jenen Einfluß schränkt er sich bloß auf die Religiosität ein, und zeigt nicht, warum Moralität im Staate nicht eben das leisten könne, was er der Religiosität zuschreibt, zumal da er von Belohnung des Guten redet, die sich doch bey der Moralität auch ohne Religiosität denken läßt. Die Moralität soll vorzüglich dadurch befördert werden, daß in jedem Lyceum und Gymnasium besondere Stunden über die Pflichtlehre gegeben werden, und die Religiosität, daß ein Tag in der Woche ausersehen werde, um die sämtlichen Lehrer und Schüler in denselben zu einem religiösen Zwecke zu versammeln, daß in diesen Versammlungen eigens für die Jugend gewählte Lieder gesungen, ein für sie verständliches (warum nichts auch erweckliches?) Gebet gesprochen (von wem? doch wohl am besten von einem Lehrer, der es mit Wärme sprechen kann), und von einem der Lehrer ein Vortrag gehalten werde, der sich ganz auf die Bedürfnisse der Versammlung beziehe. Die zu singenden Lieder müßten poetischen Werth haben, und möglichst schön und von schönen Melodien begleitet seyn; und, um dem Gesange in der Versammlung der Schüler den möglichsten Grad der Schönheit zu geben, sollen alle Schüler, ohne Ausnahme, regelmäßig nach Noten singen lernen. Alles gut, wenn es auch nur so leicht auszuführen wäre! — Um zweckmäßige kirchliche Einrichtung zu befördern, soll die Hofkirche den Ton angeben, welche zugleich dem Geiste einer frohen Gottesverehrung gemäß verzert seyn soll. Von dieser Sache scheint sich der Vf. zur Verbesserung der Stadt- und Landkirchen zu viel zu versprechen, die davon gemeinlich keine Notiz nehmen, auch sich nicht so ganz umbilden lassen, wie der Vf. denkt. Rec. lebt in einer Residenzstadt, wo eine geschmackvolle Hofkirche ist, in welcher zweckmäßige Gottesverehrungen gehalten werden; aber die Stadtkirche hat noch immer ihre besondere Einrichtung, so sehr sie sich auch übrigens im Wesentlichen der Hofkirche nähert — und die Landkirchen fragen gar nicht danach, wie die Gottesverehrung bey Hofe und in der Stadt gehalten wird. Sie würden es sogar als eine Abweichung vom Glauben ansehen, wenn in ihnen das Mindeste verändert werden sollte. Und weit entfernt, daß, wie der Vf. sagt, bey zweckmäßigeren Gottesverehrungen und bey Verschönerung der Kirchen das Interesse an den öffentlichen Gottesverehrungen erweckt, und die Lust zum Kirchengehen vermehrt werden sollte: so würde es vielmehr bey dem unaufgeklärten Theile des Volks das Gegentheil bewirken, das erst besser belehrt seyn muß, ehe es an solchen Veränderungen Geschmack finden kann. Und schon die Einführung eines neuen Gesangbuchs, welche Hindernisse findet sie nicht, wie Viele bleiben von den kirchlichen Versammlungen zurück, und finden sich nur nach und nach wieder ein! Die Unaufgeklärten wollen das Neue nicht, und die Aufgeklärten bedürfen, wie sie meinen, der öffentlichen Religionsübungen nicht. Wann waren unsere kirchlichen Versammlungen zahlreicher? War es nicht zu der Zeit, als in ihnen noch Kyrie-eleison u. s. w. gesungen, polemisch gepredigt, dogmatisch catechisirt und mystisch collectirt wurde, kurz, da alles noch in der Kirche auf dem alten Fuße stand? Neue Gesangbücher, moralische Predigten und Catechisationen und nüchterne Collecten verjagten die Kirchengänger, und weit entfernt, daß dadurch die Kirchen voller werden sollten, werden sie nur noch leerer, und die dadurch gereinigten und verbesserten Religionsbegriffe erugen das Ihrige

dazu mit bey. Dies ist aber so wenig ein Verlust für die Religion, daß es vielmehr ein Gewinn für sie ist. Denn es ist ein Beweis, daß die Menschen über Religion und Kirchengehen nachzudenken anfangen und einsehen lernen, daß das Kirchengehen nicht Religion, und die Gottesverehrung nicht Gottesdienst sey. Und die jetzt noch, bey der neuen Ordnung der Dinge, die Kirchen besuchen, kommen aus reinen Absichten, oder sind doch, bey der jetzigen kirchlichen Einrichtung, einer wahren Belehrung fähig. Und wenn sie besser belehrt seyn werden: so werden sie auch die Kirchen wieder fleißiger besuchen, und einen Geschmack an einer vernünftigen Gottesverehrung finden, und sie zu befördern. Nur die Unaufgeklärten und Halbaufgeklärten werden zurückbleiben. Hier muß also in Schulen das Beste gehalten; die Jugend muß zur Religion und einer vernünftigen Gottesverehrung erzogen werden. Die Lehrer selbst müssen Beweise von ihrer Werthschätzung gegen dieselbe geben, in den kirchlichen Versammlungen regelmäßig und andächtig beywohnen, und die sich dem Lehramte in der Kirche gewidmet haben, dürfen sich den kirchlichen Versammlungen nicht, wie gewöhnlich, entziehen. Die Vorsteher der Städte und Dörfer, die Räte und Minister, und die Haupt- und Regierer des Volks müssen die ersten in den Kirchen seyn, und mit ihrem Beispiele vorleuchten. So lange dieses geschieht: so helfen keine verbesserten kirchlichen Andachten, und keine geschmückten Kirchen, und keine noch so guten Belehrungen über Religion, und noch so dringende Ermahnungen zum fleißigen Kirchenbesuche. *Hinc ille crymael* — Was in Ansehung einiger nicht bestimmter und nicht genug ausgedrückter Gedanken in diesen Bogen noch zu erinnern wäre, überläßt Rec. dem eigenen Nachdenken des Vfs. bey einer nochmaligen Durchsicht derselben, und überläßt die Schrift für lesenswürdig.

Stuttgart, b. Löffland: *Rede an dem Grabe Sr. Maj. würdigen Herrn M. Georg Ernst Göz, Stadtpfarrer in Stuttgart, den 27 Dec. 1807*, nebst einigen Zügen aus dem Leben und Charakter des edeln Vollendeten. 36 S. 8. (8 Gr.)

Diese kleine Schrift, die vermuthlich aus bloßer Speculation unter dem Titel: *Göz Leben und Charakter*, in Meßkataloge stand, entspricht dem Titel Rede nicht, die von S. 15 fortlaufendes Gebet ist, wo Gott die Lebensumstände des Verstorbenen unnatürlich genug vorerzählt werden. Die von S. 16 angeführten, einige Züge aus dem Leben und Charakter des Vollendeten, enthalten nichts für ein größeres Publicum unnötige Notizen, wie z. B. die Geburtstage und Jahre seiner zehn Töchter, oder weit verbreitete Krankheitszufälle des 71jährigen Mannes, 21 Ahnungen seines nahen Todes, Dinge, die vielleicht für die Familie interessant, für das psychologische Publicum aber gleichgültig sind, und daher jener wohl hätten bleiben sollen, auch bey der inneren Beschaffenheit dieser Schrift zu bleiben werden.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Berlin, b. Hays: *Gewälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste in kurzer Zeit französisch sprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von Solomon Fonge, Sprachlehrer im königlichen Waisenhaus. Dritte Lieferung. 1809. 24 S. 4. (16 Gr.)

Der beiden ersten Lieferungen ward No. 25 der J. A. L. Z. von 1809 erwähnt. Bey der dritten ist ein Merkmal seiner umliegenden Gegend abgebildet, wodurch der Gelegenheit erhält, sich in 20 Lectionen mit seinen Schülern über eine Menge Gegenstände, aus der Küche, den Katzen, von den Hasen, Bienen, Hühnern, Enten, Gänzen, Schwänen, Schnepfen, Schweinen, Schafen, Ziegen, u. s. w. zu unterreden. Diese Lieferung scheint uns weniger kahl und correcter, als die beiden vorigen, zu seyn. Das illuminierte Kupfer ist nicht schlecht.

J E N A S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 D E C E M B E R , 1 8 1 0 .

S C H Ö N E K Ü N S T E .

MANHHEIM, b. Löffler: *Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1811*. Herausgegeben von Aloys Schreiber. 255 S. 12.

Schon zwey Jahre hat der heidelberger Almanach unter der Legion von Taschenbüchern, welche der Herbst hervorzubringen und der Winter zu tödten pflegt, einen ehrenvollen Rang behauptet; der gegenwärtige, den beiden vorigen an Zierlichkeit völlig gleich, übertrifft sie noch an Fülle von gehaltenen Aufsätzen, die zum Theil von wahren und namhaften Dichtern kommen. — Eine rührende Freude war es dem Rec., hier nach langer Zeit wieder die Stimme des jüngeren Grafen Stolberg zu vernehmen, der seine poetische Heimath ganz verlassen zu haben schien, aber nach diesen Proben wahrlich noch in ihr eingebürgert ist. Die *Zueignung des Ossian* an den älteren Grafen, ein Dithyrambus voll kühner Begeisterung; *Itai's äolische Harfe* „von Lüften des Himmels erweckt“ flüstert dem Dichter

Süßen, seligen Schmerz der himmelahnenden Sehnsucht,
Welche des Einen nur harret, und in dem Einen nur lebt!
Die von der Hoffnung gelabt am Becher der labenden dürstet,
Bis sie dem Urquell einst Fülle des Heiles erschöpft.

Gar herzlich ist die *Schwalbe*, nach der Melodie eines bekannten Ammenliedes: *Der Besen, der Besen* u. s. w. Die Schwalbe meldet den Frühling, der Frühling bringt Philomele, Philomele singt die Liebe, die Liebe kommt vom Himmel, zum Himmel führt die Liebe. Diefes ist der Inhalt des schön gedachten, durch seine Einfachheit rührenden Liedchens. — An den Grafen Stolberg schließt sich sein längst verstorbener Freund *Friedrich Hahn*, durch dessen frühen Tod wir einen bedeutenden Dichter verloren haben. Die hier mitgetheilte alcäische Ode von 1772, ein schauerlicher Seufzer aus der Brust eines Unglücklichen, verdient den Gedichten in der *mathisson'schen* Anthologie beygesetzt zu werden. Aus *Herder's* Nachlasse erscheinen 4 Stücke: *Am Meer bey Neapel* 1787, zwölf gutgebaute Stanzas, die schöne Idee ausführend, daß das ganze Univerfum durch Liebe in Bewegung gesetzt wird. Das *neue Lied* ist kräftig und herzerhebend, und sollte das Tafellied jeder frohen Gesellschaft seyn. Die *Trichterrosen* (*Vespertilio Spectrum L.*), gegen die Obscuranten gerichtet, sind nicht rhythmisch vollendet; aber die antike Form gelang *Herdern* auch nur selten. Aus dem *Italiänischen* des *Michel Angelo*, in seinem hohen Alter, ein wahrhaft

J. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

frommes Gedicht. — Sehr merkwürdig ist der prosaische Aufsatz: *Ehemals und jetzt*. Die ungenannte Verfasserin vergleicht das weibliche Leben ihrer Zeit mit dem weiblichen Leben unserer Zeit; jedoch führt sie den Gegensatz nicht durch, er stellt sich von selbst ein. Diese Ruhe und Milde, diese so einfache und doch so gemüthliche Darstellung, diese treue, ächt epische Schilderung idyllischer Sitten, und dieser heitere, feste Sinn, so frey von aller Sentimentalität, dem das Vergangene als im Gegenwärtigen erscheint, weil es im schönen Gemüth keine Vergangenheit giebt, dies alles wirkt auf den Leser um so tiefer, je auffallender unsere modernen Erziehungsschriften mit ihrem poetischen Streben nach prosaischer Erbärmlichkeit dagegen abstechen. — In den Gedichten der genialen *Caroline Rudolphi* herrscht zarte Weiblichkeit, und eine Harmonie, die auf ein schönes Gleichmaß im Inneren hindeutet. — Der Herausgeber hat, außer drey Erzählungen, mehrere Phantastiken und Gedichte beygesteuert, unter denen sich besonders das *Mädchen* und die *Blumen* durch schön gehaltene Zartheit auszeichnet. Unter seinen Erzählungen geben wir *Propertia von Rossi* und dem *Trasring* den Vorzug. Diefes wunderbar ergreifende Stück möchten wir ein christliches Märchen nennen. Zu einem Märchen macht es die Behandlung des Wunderbaren, das hier durch keine poetische Ansicht sich mit den Gesetzen der Natur vereinigen läßt, sondern einer Welt angehört, die als möglich vorausgesetzt werden muß. Damit uns das Wunderbare nicht unerwartet überrasche, hat der Dichter weislich den mysteriösen Einsiedler an die Spitze gestellt, der uns zugleich einen Blick in den Ausgang thun läßt, wo Gebet, unschuldige Liebe und Treue über die reizenden Lockungen der heidnischen Zaubergestalt den Sieg davon tragen. — Unter den Gedichten von *A.* verdient eine *alte Fabel* beherzigt zu werden. Der *Künstler* enthält eine brave Satire; die anderen Stücke sind liebliche Tändeleien. — Der *Schatz* von *Overbeck* ist weder Märchen noch Allegorie, und läßt unbefriedigt; aber *Rosaliens Fest* haben dem ehrwürdigen Sänger die Grazien selbst eingegeben. — *Dichterrache* von *G. Reinbeck*, dem Verfasser der *Winterblüthen*, ist ein originelles bizarres, und in seiner Bizarrie anmuthiges Vorspiel, das sich zur Aufführung eignet, und eines ächt komischen Effectes gewiß seyn kann. — Die *Rückkehr des Königs* von *G. L. Spalding* athmet eine schöne patriotische Gesinnung, und zeichnet sich durch edle Sprache und gut gewählte Reime aus. — Die Ge-

Ttt

dichte von *Chr. Niemeyer* sind der Abdruck eines heiteren, für alles Gute und Schöne empfänglichen Gemüthes; den Übersetzungen aus dem Sannazaro wünschen wir nur etwas mehr Correctheit. *Stöber's*, des wackeren Alsatens, Beyträge sind voll Herzlichkeit und Biederkeit, und gut versificirt. — *Gr. v. S.* giebt *Lebenswege*, ein schöner Gegensatz des gemeinen und höhern Lebens, jenes in seine Zernichtung übergehend, dieses zur Verklärung aufstrebend; und *Amors Rettung*, eine angenehme Tändelei, Witz mit Empfindung spielend. — Unter von *Gerning's* Beyträgen, die eine gefällige Sprache und rhythmischen Wohlklang haben, zeichnet sich durch poetischen Inhalt der *Sonntag auf dem Lande* aus. Die *Elegie aus Ovid* ist brav übersetzt. Wie konnte aber Hr. v. Gerning im Epigramme *Iliade* sich mit folgendem knickfüßigen Verse begnügen!

Alexander dem Weltverwüster || hat er versagt ihn.

— *A. i. R.* liefert *König Lear* in fünf gemüthvollen Stanzen, die wir eine zur Poesie erhobene Kritik dieser einzigen Tragödie nennen möchten. Geistreich, wenn auch nicht ganz treu, ist von demselben die Übersetzung des Liedes: *Fear no more the heat o' the sun* aus dem *Cymbelin*. Die Vergleichung mit den Übersetzungen des nämlichen Liedes von *Herder*, *Abraham Voss* und *G. W. Kefler* war uns sehr interessant. — *Mallet's* Romanze, *Margarethens Geist*, vom Major von *Kefler* hat wenig dichterischen Werth; aber die Übersetzung ist treu und gut, bis auf die dreyzehnte und die vorletzte Strophe, die gänzlich mißlungen sind. — Von *Blomberg's* *Teufel im Bade* ist eine Groteske in *Hogarth's* Manier. Man verzeiht hier das Ungefüge der Umrisse und die etwas muthwillig aufgetragenen Farben, sie gehören zum Charakteristischen, und eben so, daß der Teufel im Grunde die interessanteste Person der ganzen zahlreichen Badeverammlung ist. Wir wünschten das Bild von einem Künstler gezeichnet zu sehen, der *Hogarth's* Mantel gefunden hätte. — *Purpurino's* gegen die Recensenten gerichtete *Apologie des weisen Midas* muß Rec., wie gern er sich auch seiner Brüder annähme, loben. Wir halten *Weißer* für den Verfasser, von dem einige Epigramme aufgenommen sind, und ein *Geistesfreyheitslied*, in welchem — nur nicht heiter genug — eine Gesinnung herrscht, die jeder Ehrenmann unterschreiben muß. — *Haug* hat schätzbare Beyträge geliefert; *Heinrich Voss* einige Scenen aus dem *Prometheus*. — Die *Hnn. Lehr*, *Koreff* und von *Meusebach* zeigen sich der Aufmerksamkeit werth. — Die mit *Fausti famulus* unterzeichneten neuesten *ästhetischen Urtheile* geben einen traurigen Beweis von der Verderbtheit des jetzigen Modgeschmackes, und die satirische Mittheilung verdient alles Lob. Folgendes zum Schlusse:

Eins doch lob' ich an Schiller, an dem sonst wenig zu loben,
Dafs er in Stammbuchsnöth kleine Gedanken uns borgt.

M. D. K.

1) **FRANKFURT a. M., b. Wilmans:** *Taschenbuch*

für das Jahr 1811. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. 284 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) **LEIPZIG, b. Fleischer d. J.:** *Minerva* für das Jahr 1810. Für das Jahr 1811. Mit Kupfern 12. (jedes 2 Rthlr.)

Da das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft zeitig erschienen, und schon hie und da besprochen worden ist: so glaubt Rec. für diejenigen, welche es noch nicht kennen, am besten zu thun, wenn er das Urtheil des Publicums mit dem seinigen zusammenfaßt, um dadurch am sichersten den Werth und Inhalt desselben zu bezeichnen und zu bestimmen. — Den meisten Beyfall findet darin die Erzählung von *St. Schütze: Der verliebte Postmeister*, der immer seinen Willen haben will, und dabey nur die Abficht seiner Nebenbuhler befördert; doch giebt es auch Leser, welche den armen Verliebten mehr bedauern als belachen, und das Hauptinteresse dem Charakter des Mädchens zuwenden; wir möchten aber eher daran tadeln, daß dieser merkwürdige Charakter, der aus der Wirklichkeit entlehnt zu seyn scheint, und mit großer Vorliebe behandelt ist, sich Anfangs gegen das Ganze zu breit macht, und eben dadurch zu viel Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mehr den Gefühlvollen zusagend ist das Nachtstück: *Im Tode ernt* von demselben Vf., das mit der Sprache des Traums gleich in eine schauerliche Stimmung versetzt, und vom Monologischen zum Geschichtlichen einen ganz eigenthümlichen Gang nimmt. Wenn der Schluß die Empfindung zurückklärt, als ob man noch Etwas erwarten müsse: so liegt dies wohl in dieser Gattung von Erzählung, die nicht anders als mit einem Hinstarren auf das Schicksal der Unglücklichen endigen kann. — Die Erzählung von *Luise Brachmann: Dagobert oder Ehe und Liebe*, hat nicht das Verdienst einer vorzüglichen Charakterzeichnung oder einer reichen Erfindung, sondern des tiefen und wahren, ächt weiblichen Gefühls, wodurch sie besonders Frauenzimmer anspricht. — In der Liebe kein Freundschaft nach *Bandello* von *Beauregard* *Pand.* ist in einem würdigen Ernst wiedergegeben, und hat mehr materielles Interesse. Den meisten Tadel zieht die Erzählung von *Franz von der Goltz* (einem bey Straßburg gebliebenen ehemaligen preussischen Officier) auf sich, weil der Charakter der Hauptperson darin gar zu unbedeutend ist. Sie unterhält nur, in sofern es uns amüsiren kann, wenn Jemand mit Naiveté und Laune seine eigenen dummen Streiche und Irrthümer erzählt. — Unter den Gedichten gefällt besonders der *Löwe von Kind* mit dem rührenden Schluß, die *Schrift* von *L. Brachmann* wegen der gefühlvollen Erhabenheit. Die *Kornmutter* von *St. Schütze* und sein *Wiegenlied* verdienen Aufmerksamkeit. Wenn zu dem letzten ein Componist einer glücklichen Eingebung theilhaftig werden sollte: so kann es in allen Ständen von jeder Amme gesungen werden. — In Absicht der Kupfer sind besonders die niedlichen Monatsvignetten von *Jury* anlockend, und

der Text dazu giebt auf eine mannichfaltige Weise die Stimmung des Eindrucks wieder.

No. 2, die *Minerva*, von welcher wir hier zwey Jahrgänge anzeigen, hat zum Theil ein gelehrteres Ansehn, und entspricht so dem Titel. Unter den Gedichten im Jahrgang 1810 möchte wohl die Legende von *Caroline Pichler*, wegen ihres lieblichen Colorits und des Flusses der Verse, den ersten Platz verdienen. Nur das Ende scheint nicht glücklich behandelt zu seyn. Die Elegieen von *Streckfuss* zeigen dichterische Anlagen, sind jedoch etwas gedehnt. Das Letztere gilt auch von den launigen Gedichten, in welchen *Langbein* einige artige Einfälle ausführt. Hr. *Seidel* spricht in einigen Romanzen das Gefühl an, — oft durch Reminiscenz. Die übrigen Gedichte müssen wir übergehen.

Unter den Aufsätzen ist der erste von *Zimmermann* überschrieben: *Moden und Klima*, nicht uninteressant, hätte auch wohl beendigt werden können, damit nicht erst nach einem Jahre der Leser den Rest nachholen muß. Der Aufsatz: *historisches Frauenspiel* von *Bredow*, enthält mehrere Aussprüche und Anekdoten des Alterthums, das Leben edler Frauen betreffend, mit Reflexionen des Vfs. durchwebt, in einer etwas zu gekünstelten Sprache. Die Erzählungen von *L. Brachmann* und *Langbein* sind in einem leichten Stile geschrieben; die Erfindungen aber gewöhnlich, und halten die Aufmerksamkeit des Lesers bis zu dem Schlusse nicht fest. Die Zugabe von *Starke* ist wenigstens gut gemeint.

Die Kupfer aber, das Titelkupfer ausgenommen, entsprechen der erklärenden Lobpreisung nicht völlig.

Im Jahrgange 1811 geht voran eine Erklärung der Kupfer von *Böttiger* in seinem unverkennbaren Stil, mit mancher ästhetischen Belehrung. Wenn der beliebte Liederdichter *Tiedge* sich hier nur didaktisch vernehmen ließe: so geschah es wohl absichtlich nach dem Zweck dieses Taschenbuchs. Auch die meisten Gedichte von *Karl Streckfuss* und *Bury* sind ähnlichen Inhalts. Alle lesen sich gut mit einer leichten Versification, ohne besonders anzusprechen. Unter den Erzählungen, deren sich hier eine große Anzahl findet, wird vornehmlich der *süße Brey*, ein Volksmärchen von *Langbein* in der kräftigen Darstellung, *Zuleima* von *Caroline Pichler* wegen des geschichtlichen Inhalts und der Einfachheit des Stils, und die *drey Schwestern* vom Vf. des Hermann von Löben-*eck* wegen der Idee des Ganzen unterhalten und gefallen; doch wäre der letzteren eine tiefere Auffassung und bestimmtere Zeichnung der Charaktere, so wie ein geringeres Verweilen in den Nebenparthieen zu wünschen. In der *Liebesprobe*, italienische Novelle von *K. Streckfuss*, ist das Tragische nicht genug vorbereitet. Eben dies gilt von dem freudigen Schlusse der morgenländischen Erzählung *Hassan* von *K. Stille*. Die *Sinnbilder* von *Schollmeyer* enthalten doch gar zu alltägliche Betrachtungen. *Moden und Klima* von *Zimmermann* und *Margaretha* von *Anjou* von *Bredow*, wird Jeder zur Unterhaltung und Belehrung

mit Vergnügen lesen. Auch wird die *Ausflucht nach Weimar* von *Scams* interessieren wegen der Eigenthümlichkeit des Vfs., dessen praktischem Streben nur mehr Scharfsinn und Umsicht des Verstandes, oder dessen poetischem Talente weniger praktisches Streben zu wünschen gewesen wäre. — Zum Schlusse verdient noch *Ramberg* wegen der meist gelungenen Zeichnungen zu den Kupfern dieses Taschenbuchs, sowie des frankfurter, einer rühmlichen Erwähnung.

L. W. et H... t... e.

BERLIN, b. Unger: *Mäon*. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von H. J. von Collin. 1809. 136 S. 8. (16 Gr.)

Das Trauerspiel ist die Entwicklung einer einzigen vollständigen Handlung, die, reich an innerem Interesse, und geschmückt durch lebendige poetische Darstellung, sich wie ein Gemälde in einzelnen harmonischen Parthieen abrollen lasse, und ein großes Schicksal mit dem Untergange des Helden ende. Diese Bedingungen erfüllt der *Mäon* des Hn. von Collin nicht. Fürs Erste ist die Handlung, statt einzig zu seyn, statt nur Einen tragischen Gesichtspunct zuzulassen, der das dunkle Eingreifen einer höheren Macht ins Leben durch seine Vernichtung darstelle, doppelt, und endet schon mit dem Tode Odenats eine volle dramatische Aufgabe. Nachdem das Gemüth hier durch alle Modificationen des Schreckens und Mitleids geführt, und also das Pensum des Dichters erschöpft war, beginnt eine ganz neue, für sich bestehende Handlung, die sich aber so gut zu einem besondern Stoffe eines Trauerspiels geeignet hätte, als jeder andere dramatische Cyklus der Alten. Nun tritt *Mäon*, der zum Herrscher, der zum Gegenkaiser ausgerufene *Mäon*, in einem neuen Verhältnisse auf. Vorher war es *Mäon*, der Privatmann, dessen unglückliche Hand gegen seinen Kaiser focht, und ihm unwillkürlich tödtete, welcher eine vollständige tragische Fabel darbot. Jetzt erscheint ein anderer *Mäon* dem Volke ein Tyrannen-Vernichter, ein Brutus, den es zum Regenten wählt, in dessen Macht es stände, sich Palmyra zu unterwerfen, und dieser *Mäon*, wird mit dem vorigen durch einen Mißgriff des Dichters in dieselbe Handlung verflochten, mit derselben Handlung seinem eigenen Tode entgegen gewälzt! Referenten ist kein Beyspiel bekannt, daß sich unsere besseren dramatischen Dichter eines ähnlichen Versehens in Bezug auf die Handlung schuldig gemacht hätten. Sonderbarer Weise ist zweytens gegen die Vollständigkeit durch die Überfüllung dieser neuen Handlung gesündigt. Mit dem 4ten Akt ist das Leben der Illusion geschlossen. Der Leser, der Zuschauer wissen, daß *Mäon* sterben wird, und wenn sie vielleicht wänten, der Tod Odenats sey der einzige tragische Stoff des Stückes gewesen: so können sie nun vollkommen ihren Irrthum einsehen, und, ehe der 5te Akt beginnt, die Bühne, oder das Buch verlassen. Denn gerade dieser 5te Akt ändert, kann im Wesen der Handlung nichts ändern. Ihn füllen Tiraden; Begebenheiten erscheinen nicht;

die ausgenommen, welche sich der Dichter so wohlfeil vorhin hat abrathen lassen. — Theils zeigt das bereits Gesagte, wie unmöglich es sey, daß die einzelnen Parthieen (Acte) dieses Trauerspiels harmonisch zusammenhängen können, theils beweisen die mangelhaft ausgeführten Einwirkungen des Hifapis und Heraklammans, wie verlegen der Dichter gewesen seyn muß, einen so überreichen Stoff in Schranken zu halten, und den untergeordneten Triebfedern keinen zu weiten Spielraum abzutreten.

Longin und Zenobia als abgesonderte Skizzen sind ziemlich richtig gezeichnet und gehalten. Die moralische Tendenz ist allerdings trefflich; und die Form, Diction und Versbau zwar nichts weniger als vollendet, aber doch größtentheils correct. Hr. v. C. hat uns keine Tragödie, aber ein Gedicht geliefert, das, wenn einst bey ihm Tiefe des Studiums sich mit der Tiefe der Empfindung einigen wird, uns reifere Kunstwerke hoffen läßt.

S — z.

ELBERFELD, b. Büschler: Remplaçant. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Ein ächtes Gemälde unserer Tage. 1810. 102 S. 8. (8 Gr.)

Der an sich unrichtige, und überdies undeutsche, den meisten Deutschen unverständliche Titel ist tadelswerth. Remplaçant wird in Frankreich derjenige genannt, der bey der militärischen Conscriptio für die durchs Loos Bestimmten eintritt, und in diesem Sinne wird es auch hier gebraucht; der Titel mußte also offenbar der Remplaçant heißen. Zu bedauern ist, daß der Vf. in der Wahl seines Sujets so unglücklich war. Das Stück spielt in den Zeiten der Revolution; wie kann es der Vf. ein Gemälde unserer Tage nennen? — Die Tendenz desselben scheint

zu seyn, die ehemalige Reichsverfassung, und die damaligen ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, zu persifliren, und verächtlich zu machen. Wie viel unter allen Vorwürfen, die man Deutschlands ehemaliger Verfassung und ihren Ständen macht, halb Wahres, ganz Falsches, und Übertriebenes sich befindet, ist jedem rechtlichen Deutschen bekannt; auch haben jene Stände für alle wahren und erdichteten Verirrungen mehr als genug gebüßt. Ist es wohl noch Zeit, sie zur Zielscheibe der Verfolgung und Lästerung zu machen? Man lasse sie endlich ruhen. Ein Graf von Felsen hat wohl unter dem deutschen Adel zu keiner Zeit existirt, und Tyranny und Adelsstolz nie eine solche Höhe erklimmen. Allenfalls sind die Farben höchst grell aufgetragen, und das ganze Stück, das hier und da sogar specielle Ausfälle, wie z. B. S. 22 auf den letzten Fürsten von Bamberg, enthält, kommt auf jeden Fall mindestens um 10 Jahre zu spät. Die Anpreisungen der neuen politischen und statistischen Umgestaltung der Dinge wird die Zeit richten. Indes scheint sie ebenfalls zur Tendenz dieses Stücks zu gehören. Und auch in dieser Beziehung kommt es zu spät; denn was ist, das ist. Zur Darstellung ist nun vollends das Stück gar nicht geeignet, und besitzt von Drama nichts als Dialog, und Abtheilung in Acte und Scenen. Aber zu bedauern ist es, daß der Vf. sein offenbar nicht gemeines dramatisches Talent hier gemißbraucht hat. Die schwerste Aufgabe des dramatischen Dichters ist Charakterzeichnung: seine Charaktere sind voll Kraft und Leben; und die Sprache, wo nicht ganz correct, doch edel und kräftig. Vielleicht hat ihn eine wahre Anekdote veranlaßt, dieses Sujet zu wählen; und diese Wahl hat ihm und dem Publicum einen schlimmen Streich gespielt.

N. — z.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, (ohne Angabe des Verlegers): Jean der Vierte. Eine historisch-dramatische Darstellung aus der russischen Geschichte, von Carl v. Bonafont. 1810. 36 S. gr. 8. (6 Gr.)

Eine dialogisirte Anekdote aus der russischen Geschichte, die nicht einmal den Werth der Originalität hat, denn wie oft sind nicht die fürstlichen Incognitos mit ihren gewöhnlichen Umgebungen und Folgen schon bearbeitet! Die gegenwärtige, wo Iwan, als Bauer verkleidet, von einem böserartigen Bauer mißhandelt, von einem gutartigen freundlich empfangen wird, bey dem er nachher sich als Monarch zu Gemvater bittet, hat auch nicht das mindeste Pikante oder Auszeichnende. Hn. v. B. fehlt es offenbar an Genialität, wie seine älteren Stücke beurkunden; aber seine Sprache ist correct, sein Dialog leicht: warum wendet er diese Talente nicht auf Bearbeitung fremder Stücke zum Gebrauch unserer Bühnen? — Die Zueignung einer solchen Kleinigkeit an den K. Alexander ist — ziemlich kühn. (8 Gr.)

N. — z.

Osnabrück, b. Crone: Der Ahnen-Stolz oder das Duell. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von G. 1810. 71 S. 8.

Dieses erbärmliche Product ist durchaus keiner Kritik fähig. Rec. erinnert sich bestimmt, es unter einem anderen Titel vor mehreren Jahren gelesen zu haben. Entweder hat

also der Vf. den Verleger getäuscht, oder der Verleger das Publicum täuschen wollen. Plan, Sprache, Darstellungsweise sind aus den Zeiten der Walltrons und Conforten. —

N. — z.

Berlin (ohne Angabe des Verlegers): Indras Verheißung. Allegorisches Festspiel von Karl Wolfart. Zum Besten des großen Friedrichs-Waisenhauses. 1809. 41 S. 8. (4 Gr.)

Ein allegorisches Gelegenheits-Drama, auf die Rückkehr des preuss. seitdem getrennten Königs-Paars, an dem wohl Absicht und Zweck das Beste sind. Die indische Mythologie, aus der jene Allegorie zusammengesetzt ist, scheint nicht glücklich gewählt. Sie ist an sich zu verworren und zu wenig bekannt, als daß sie zum Anschauen verwandter Bilder leiten konnte, was denn doch Allegorie beabsichtigt. Uebrigens ist die Diction rein, und der Vf. nicht ohne Talent.

N. — z.

Prag, in Commission b. Barth: Rettung am Mitternachts. Ein Lustspiel in einem Aufzuge, von Franz Aloys Muzik. 1810. 96 S. 8.

Wahrscheinlich der erste jugendliche Versuch eines Schriftstellers. Eine abgedroschene Fabel, so unbedeutend als möglich in Dialog gebracht.

N. — z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 D E C E M B E R , 1810.

K A T E C H E T I K.

LEIPZIG, b. Köhler: Dr. Martin Luthers Religions-
unterricht für gemeine Christen oder dessen kleiner
Katechismus für Schullehrer erklärt, und mit ei-
nem Anhang versehen, von M. Traugott August
Seydewitz, Superintendenten in Liebenwerda.
1809. VIII u. 133 S. 8. (6 Gr.)

Ein Buch, das zu seiner Verständlichkeit so vieler Erklärungen bedarf, als der lutherische Katechismus, kann nicht füglich Religionsbuch für Kinder seyn, zumal da in demselben so viele wesentliche christliche Lehren fehlen, und so viele derselben unrichtig vorgestellt sind. Dies fühlte der Vf. selbst, wenn er in der Vorrede von diesem Buche sagt, daß es bey aller seiner Unvollkommenheit noch immer das Schicksal habe, daß in Schulen dessen Hauptstücke auswendig gelernt und erklärt, und daß in den königlichen sächsischen Ländern die nicht confirmirten Schullehrer sogar auf dasselbe hauptsächlich verpflichtet werden. Die Erklärung des Vfs. ist meißterhaft. Das zweyte Hauptstück hat er die Stelle des ersten einnehmen lassen, und die folgenden Hauptstücke unter dem Ausdrucke: finalische Belebungsmit-
tel, zusammengefaßt. Wir stimmen ihm bey. Denn wie kann man von den Pflichten gegen Gott reden, ohne von Gott selbst gesprochen zu haben? Das Buch ist mit einer seltenen Klarheit, Bündigkeit und Präcision geschrieben, und giebt dem Lehrer ungemein viel Stoff, und beyläufig auch vortreffliche Winke. Er hat, nach der Vorrede, mit dem Hn. Disk. Beck in Liebenwerda eine kleine Bildungsanstalt freywillig und unentgeltlich für angehende Schullehrer errichtet, welche ihm Ehre macht; und die Grundsätze, die er seinen Katecheten vorschreibt, sind vortrefflich. Wir bemerken indessen auch Einiges, worin wir von ihm verschieden denken. Nach S. 6 sollen wir als Christen über Gott nichts glauben, als was die Schrift (doch nicht das alte Testament?) deutlich sagt, und die Vernunft entweder ebenfalls auch findet, oder wenigstens billigen muß. Ist der Ausdruck S. 5 Allenthalbegenwart besser, als Allgegenwart? S. 10, 12, 13 steht *brauchen* statt *gebrauchen*. S. 18 wird gesagt, Jesus habe die Erlassung unserer Sündenstrafen verdienstlich erworben und möglich gemacht. Wenn nach seiner obigen Erklärung der Christ nichts glauben darf, als was die Schrift deutlich sagt, und die Vernunft entweder auch findet, oder wenigstens billigen muß: so kann diese Behauptung nicht
J. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

geglaubt werden; denn dies sagt die Schrift deutlich nicht, und die Vernunft kann eine solche Lehre nicht billigen. So ist es auch mit der Lehre, daß Jesus wahrer Gott sey, und anderen dogmatischen, die der Vf. hier beybehält und vertheidigt, die ein so heller, aufgeklärter Kopf schwerlich glauben kann, und die vielleicht nur noch gewisse kirchliche Bande vorzutragen anrathen. Ob man aber solche wichtige Lehren ohne eigene volle Überzeugung vortragen und behaupten dürfe, überläßt Rec. dem Gewissen des Vfs. Nach seinem Gefühle würde es ihm nicht gönn-
t seyn, solche auffallend-praktisch schädliche Religionsätze in einem Katechismus vorzutragen, und sie gleichsam zu autorisiren und privilegiren. Wie kann eine Religion durch solche Lehren sich empfehlen, und sich zu einer allgemeinen Religion eignen? Wird dadurch nicht eine neue Scheidewand (*μεσσοροχον*) zwischen Christen, Juden und Heiden gezogen, die nach Eph. 2 der Stifter unserer Religion zerrissen hat? So sagt z. B. der Vf. S. 20 bey der Erklärung des zweyten Artikels des zweyten Hauptstücks: Der Lehrer hat hier überhaupt, jedoch ohne Weitläufigkeit, den Satz einzuschalten, daß der Vater, Sohn und Geist, deren Jeder sich gegen die Menschen in einer besonders wohlthätigen Gestalt (was ist hier Gestalt?) geoffenbaret hat, ein einziges göttliches Wesen sind (*credat Judaeus Apella!*). Man nennt dies die Lehre der göttlichen Dreyeinigkeit, und sie gehört unter diejenigen Glaubenslehren, wobey die Christen von jeher weiter gingen, als sie gehen sollten, wobey sich so wenig erklären läßt. Geht der Vf. aber bey jener Behauptung nicht auch zu weit, welche weder biblisch noch vernünftig ist, geschweige denn aber daß in der Bibel deutlich gesagt seyn sollte, es gebe eine solche Dreyeinigkeit; wenn nicht 1 Joh. 5, 7 als Beweis dafür angenommen wird, deren Unächtheit aber längst erwiesen ist. Und was sind so viele Stellen von der Einheit Gottes gegen diese einzige von der Dreyeinigkeit? Und was ist eine Lehre, wobey sich Wenig oder Nichts erklären läßt? So gut als keine. Und diese Lehre soll sogar zu einer größern Verehrung Gottes ermuntern? Wird Gott nicht mit der Vernunft und durch sie verehret? Und muß sich die Vernunft das, was sie glauben soll, nicht erklären, und sich dabey wenigstens Etwas denken, und durch Beyspiele und Gleichnisse erläutern können? Was kann man sich aber bey jener Dreyeinigkeit denken? Oder wie kann man sie nur unter irgend einen vernünftigen Begriff bringen? Dahin gehört auch, was der Vf. S. 25 sagt: Der Lehrer sage
U u u

feinen Schülern, daß Gott mit Jesu an dem Aufenthaltsorte glücklicher Geister noch etwas Wichtiges zum Besten der Menschen vor habe, daß man aber dies genauer nicht erklären könne. Vrgl. Apostelgeschichte 10, 42. 17, 31. Der Verfasser hat hier das Gericht im Sinne, das Jesus einst halten soll. Aber warum darf das der Lehrer nicht frey heraus sagen, wenn es wahr ist? Und wenn es nicht wahr ist, wie darf er es sagen? Oder auch nur sagen, daß Gott mit Jesu u. s. w. noch etwas Wichtiges vor habe? So wenig frey der Vf. in der Vorstellung der christlichen Lehren ist: desto freyer ist er in der Vorstellung über die mosaïschen Gebote, S. 45, welche ganz aus der Seele des Rec. geschrieben ist. Bey den Gebeten S. 52 hätte wohl gesagt werden sollen, daß der Sabbath der Juden und Sonntag der Christen nicht einerley sey. Die Erklärung über die Belebungs mittel, S. 72, will uns nicht ganz gefallen: Einige derselben verwalten gegen die Ausbrüche unserer Sinnlichkeit, z. B. die Taufe (wie die Taufe eine solche Kraft haben soll, sehen wir nicht ein); einige helfen uns den Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit erringen, z. B. die Beichte (ist uns gleichfalls unbegreiflich); einige stärken uns bey unserm fortwährenden Kampfe gegen die Sinnlichkeit, z. B. das heilige Abendmahl; durch einige werden mehrere Absichten zugleich erreicht, z. B. durch öffentlichen Gottesdienst, und besonders durch das Gebet. (Hat sich bey diesem Allem der Vf. wohl etwas Deutliches gedacht?). Das Vater Unser ist von ihm ganz speciell in Beziehung auf das Messiasreich, nach christlichen Grundsätzen erklärt, und wir können ihm hier unseren Beyfall nicht versagen. Wie wird aber unseren gegenwärtigen Christen zu Muth seyn, wenn sie von diesem Gebete nach des Vfs. Erklärung nicht mehr so recht Gebrauch machen können?— Wir wünschten übrigens, daß der Vf. seine Talente zur Ausarbeitung eines eigenen christlichen Lehrbuchs anwenden möchte.

Q.

LEIPZIG, b. Barth: *Leitfaden zum christlichen Religionsunterricht für die oberen Classen der Bürger- und Land-Schulen nach D. Joh. Georg Rosenmüllers christlichem Lehrbuche*. Herausgegeben von M. Philipp Rosenmüller, Diaconus in Wiehe und Pastor zu Garnbach. 1804. 126 S. 8. (4 Gr.)

Ob gleich an Lehrbüchern der christlichen Religion für die Jugend Deutschlands kein Mangel zu spüren ist: so möchte gegenwärtiges doch nicht zu den überflüssigen gehören, wiewohl Rec. offen bekennet, daß, wenn er eins schriebe, er einen anderen Gang nehmen würde, als der Vf., ein Sohn des würdigen Rosenmüller, dessen bekanntes und mehrmals aufgelegtes Lehrbuch er weiter entwickelt hat. In der Einleitung geht er von der Religion aus. Schon das, daß er gleich vom Anfange eine Definition von der *Religionslehre* ertheilt, und sie *jeden Unterrichts von Gott und von der Verheißung, die man ihm schuldig zu seyn glaubt*, nennt, ohne erst eine Definition von der Religion selbst zu geben, scheint kein natürlicher Gang zu seyn.

Auch die Jugend muß ja erst wissen, was Religion sey, ehe sie zu ihren Lehren geführt werden kann. Zwar wird beyläufig erwähnt, daß man die Religion *auch eine Anleitung zur wahren Glückseligkeit* nenne, wobey sich der Vf. auf Röm. 1, 16. beruft, wo unseres Bedünkens der Apostel das Evangelium nicht eine Anweisung zur Glückseligkeit nennt, sondern behauptet, daß es die höchste Seligkeit des Menschen schon ausmache. Im Besitz des höchsten Glücks seyn, und eine Anweisung dazu erhalten, ist doch wohl ein großer Unterschied? Allein diese Definition kommt doch erst hintennach, da sie voran stehen sollte, wiewohl auch sie die Strenge der Kritik nicht aushält. Lange mußte die Religion als eine Anweisung zur Glückseligkeit paradiren; allein da man das Unstatthafte dieser Definition nach und nach einsah, indem man auch anderen Wissenschaften und Künsten diesen Vortheil zugestehen mußte: so glaubte man für ihre Sicherheit geforgt zu haben, wenn man das Wort *wahr* hineinschickte. Dennoch bleibt sie mangelhaft: denn Alles, was mich wahrhaft glücklich macht, sey es doch, was es wolle, ist ein Mittel zu meiner wahren Glückseligkeit. Rec. scheint es immer natürlicher, wenn bey dem Unterrichte der christlichen Religion, in sofern die Sittenlehre damit verbunden wird, welches auch im gegenwärtigen Lehrbuche geschieht, von dem *Menschen* ausgegangen, und gezeigt wird, wie ihm Religion das höchste Bedürfnis ist, indem seine moralische Natur ihn zu dem Glauben an eine Gottheit und an ein zukünftiges Leben zwingt. Doch Jeder hat seine eigene Ansicht, und es kommt nur darauf an, wie er sein System ausführt.

Das Buch zerfällt in acht Hauptstücke. Angehängt ist eine Übersicht der verschiedenen christlichen Religionsparteyen, welches recht sehr zu billigen ist, da doch auch der gemeine Christ den wesentlichen Unterschied kennen sollte, der ihn von andern Parteyen trennt. Diese Übersicht selbst aber hätte etwas genauer seyn können. Denn die *römisch-katholische Kirche* unterscheidet sich von der protestantischen nicht bloß dadurch, daß sie außer der h. Schrift eine Tradition annimmt, sondern auch dem Papste, als dem Repräsentanten der Kirche, oder vielmehr dem Herrn derselben, die Infallibilität zugesieht; wenigstens der größte Theil. Auch hätte bemerkt werden sollen, daß die Protestanten keinen Glaubenssatz annehmen, der nicht aus der h. Schrift bewiesen werden kann. Bedenklich ist die Behauptung des Vfs., daß nur diejenigen genau beurtheilen könnten, ob der Kirchenglaube einer Partey vollkommen mit der apostolischen Lehre übereinstimme, welche die Bibel, und insonderheit das neue Testament, gründlich verstünden. Schon ein Kind von gesundem Verstande könnte die Folgerung daraus ziehen: also müssen wir uns bloß von *diesen* vorsehreiben lassen, was wir glauben und nicht glauben sollen. Auch der gemeine Theist muß ja die Gründe für seinen Glauben, sey es auch nur Kirchenglaube, kennen.

Das erste Hauptstück handelt von Gott und der

Erſchaffung aller Dinge; von Gottes Vorſehung und ſeinen Eigenſchaften. Das zweyte: Von den guten und böſen Engeln. Das dritte: Von dem Menſchen nach ſeiner Natur und Beſtimmung nach ſeinem jetzigen und urſprünglichen Zuſtande. Das vierte: Von Jeſu Chriſto, dem Erlöſer der Menſchen. Das fünfte: Von den letzten Dingen (warum nicht lieber von dem Zuſtande des Menſchen nach dem Tode?). Das ſechſte: Von den Bedingungen, die wir erfüllen müſſen, wenn wir ewig ſelig zu werden wünſchen. Das ſiebente: Von den Pflichten der Chriſten. Das achte: Von dem rechten Gebrauch (e) der Gnadenmittel. Wie der Vf. ein eigenes Capitel in einem Lehrbuche für Kinder von den Engeln aufführen konnte, ſehen wir nicht ein, da doch alles nur Muthmaſungen ſind. Wir ſind zwar nicht dagegen, daß die bibliſchen Meinungen von den Engeln in einem chriſtlichen Lehrbuche mit aufgenommen werden: aber konnte das nicht in der Lehre von der Schöpfung geſchehen? Wenn er in der Beſchreibung der böſen Engel ſagt, daß man auch laſterhafte Menſchen teuſſiſche und ſatanische Menſchen zu nennen pflege (S. 15): ſo iſt das einmal nicht ganz wahr. Der Trunkenbold iſt gewiß ein Laſterhafter, ohne daß man ihn zu den ſittlichen Ungeheuern rechnet, die man allenfalls ſo nennen könnte, wenn anders das, von Menſchen geſagt, nicht eine Beleidigung der Menſchheit und ihres heiligen Schöpfers iſt; und dann hätte vielmehr gezeigt werden ſollen, daß dieſe Benennung unſchicklich und den Grundſätzen des Chriſtenthums entgegenſey. Wenn auch Chriſtus ſelbſt einſt den Petrus einen Satan nannte: ſo muß man auf die damaligen Zeitbegriffe Rückſicht nehmen, wonach das Wort mehr einen Verſucher bedeutet, als ein Weſen, das, wie der Teufel, Böſes thut, um Böſes zu thun. Die Barmherzigkeit iſt keine beſondere Eigenſchaft Gottes, wie ſie in dieſem Lehrbuche aufgeſtellt iſt, ſondern ein Zweig ſeiner Güte. In dem Hauptſtücke von der Natur und Beſtimmung des Menſchen hätte durchaus der Menſch auch von ſeiner ſinnlichen Natur dargeſtellt werden ſollen, um den Kindern zu zeigen, theils wie der Menſch zum Unrechte und zur Sünde verführt wird, theils wie es ſein angelegentliches Geſchäft ſeyn müſſe, der Vernunft die Herrſchaft über die Sinnlichkeit zu erringen. Es iſt dieſes ein weſentlicher Mangel dieſes Lehrbuchs, um ſo mehr, da in

der Folge (S. 19) der Vf. ſagt, daß die vornehmſte Urſache des menſchlichen Verderbens in der Heftigkeit der Affection, Leiſenſchaften und ſinnlichen Triebe liege. In der Lehre von Jeſu Chriſto, dem Erlöſer der Menſchen, iſt der Vf. dem Syſtem der lutheriſchen Kirche getreu geblieben; aber wenn er die Verdienſte deſſelben nach dem ſogenannten prophetiſchen, hohenprieſterlichen und königlichen Amte abtheilt: ſo hätte nothwendig auch etwas von dem Opfern und ihren Prieſtern in der jüdiſchen Kirche geſagt werden müſſen, weil ſonſt die Kinder nur verworrene Vorſtellungen von einer Lehre erhalten, auf welche gleichwohl das Gebäude ihrer Seligkeit errichtet wird.

Rec. ſagt das alles nicht, um zu tadeln, ſondern den Vf. nur darauf aufmerkſam zu machen, daß ſein Lehrbuch entweder vollſtändiger gemacht, oder mehr vereinfacht werden muß. Fleißig und vollſtändig iſt der moralische Theil deſſelben bearbeitet, der in die Pflichten gegen Gott, gegen ſich ſelbſt, und gegen den Nächſten zerfällt, ob wir gleich auch hier noch manche Bemerkung zu machen hätten. Nur noch eine. Dem Gefühle und Urtheile des Rec. nach, iſt in der Lehre von der Keuſchheit nicht vorſichtig und behutſam genug geſprochen worden. Man überlege, in einem Buch für Kinder von 12-14 Jahren, denn ſo alt ſind ſie doch wohl in den oberen Claſſen der Stadt- und Land-Schulen, heiſt es S. 65: *Eine der ſchrecklichſten und unnatürlichſten Sünden iſt diejenige heimliche Unzucht, die manche junge Leute an ſich ſelbſt und an anderen ihres Gleichen begehen u. ſ. w.* Rec., auch ein Lehrer an einer Landgemeinde, bekennt offenherzig, daß er mit der Jugend, beſonders wenn ſie aus beiden Geſchlechtern beſteht, über dieſes Capitel öffentlich zu ſprechen, ſich nicht getraut, kaum mit der vollbürtigen Jugend. Wer kann darüber reden, ohne der jungfräulichen Unſchuld eine Röthe abzunöthigen? Es iſt Pflicht, heilige Pflicht des Lehrers, Alles zu vermeiden, wodurch die Sittſamkeit der Jugend überhaupt, und beſonders die jungfräuliche Unſchuld, beleidigt wird. Wären Kinder ſo unglücklich, daß ſie ſich ſchon einer unnatürlichen Wolluſt ergeben hätten: ſo kommt es den Ältern, oder an deren Statt, ihren Lehrern zu, mit ihnen unter vier Augen darüber zu ſprechen, Z. f. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

KATHECHETIK. Anſbach, b. Gaſſert: *Kurze Fragen an die Conſirmanden zur Überſicht und Wiederholung des empfangenen Religionsunterrichts, nebst einer Taufbunds-Erneuerung zu Pfingſten 1807 von Fr. Böckh, Stadtpfar. in Krieglungen.* 22 S. 8. (2 Gr.)

Dieſe Fragen und Antworten ſind zwar ganz natürlich und ſimpel, aber wenig unterrichtend und herznähernd. Es gefällt uns überhaupt nicht, daß die Kinder nach verabredeten und ihnen ſchon im Voraus bekannt gemachten Fragen und Antworten bey ihrer Confirmation catechifirt worden ſollen. Es iſt dieſs nicht nur eine Maske, ſondern auch für eine ſo geiſtvolle Sache ſo etwas Steifes und Formelartiges, daß

ein ſolcher Zuſchnitt von Examen ganz verbannt ſeyn ſollte. Man mache die Jugend mit den weſentlichen Lehren der Religion recht vertraut und bekannt, und ſtelle darüber ein freyes Examen an, und lege den Unwiſſenderen und Unfähigeren entweder keine oder ganz leichte Fragen vor. Aber warum iſt denn der chriſtlichen Sittenlehre gar nicht gedacht worden? Gehört dieſe nicht zur Religion? Oder iſt ſie nicht vielmehr der wichtigſte Theil derſelben? Und ſind denn die eigentlichen Religionsfragen und Antworten: *Auf wen oder in weſſen Namen iſt die Taufe geſchehen? Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.* Ob dieſe Formel bey der Taufe wirklich ge-

braucht werden ist, und nach der Absicht Jesu gebraucht werden sollte, darüber streiten ja noch die Gelehrten. Und was heisst im Namen Gottes des Vaters u. s. w. taufen? Das gehört nicht zur Religion und noch weniger für die Jugend. Und was denkt das Kind bey der Antwort auf die Frage: *An wen glaubst ihr vermöge meines christlichen Glaubensbekenntnisses?* — *An Gott den Vater, Sohn, und Geist.* Denket es sich nicht so gleich drey Götter? Welcher irrige Gedanke erst nach einigen Zwischenfragen berichtigt wird, oder vielmehr nicht berichtigt wird. Denn wird durch die Frage: wie habt ihr auch demnach Gott als Vater, Sohn und Geist, und doch als den einzigen anbetungswürdigen Gott vorzustellen? — Nach seinen drey verschiedenen Offenbarungen, als Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher — der Irrthum gehoben? Ist das nicht eine bloße Täufchung? Da in der Folge der Sohn selbst nur als ein bloßer Mensch vorgestellt wird, und der Geist Gott selbst bedeuten soll? Ist das nichts purer Dogmatismus? und der unverdaulichste? Wenn man scharf kritisiren wollte; so könnte noch Manches erinnert werden. Aber von dem Taufbunde wünschten wir endlich einmal in solchen Examinibus nichts weiter zu hören, und von der Erneuerung desselben noch weniger, da die Kinder sich in der Taufe ganz leidend verhalten haben. Auch weis Rec. nicht, wie Kinder mit Wahrheit von sich sagen können und sollen: *wir entsagen aufs Neue allen Sünden und allem gottlosen Wesen, als ob sie diesem Unwesen schon in der Taufe entsagt hätten, und als ob Kinder zum gottlosen Wesen schon fähig seyen!* Obri-gens ist der Vf. nicht der Einzige, der sich dieser Sünden schuldig macht, und es soll auch gar nicht zu seiner Herab-digung gesagt seyn. Derselbe Tadel trifft mehrere ähnliche Schriften.

Cassel und Marburg, in der Kriegerischen Buchhandlung: *Leitfaden bey dem Confirmationsunterricht junger Christen des Mittelstandes von Carl Christian von Gehren, Pfarrer zu Felsberg bey Cassel. 1809. 45 S. 8. (2 Gr.)*

Diese Schrift zeichnet sich vor vielen ihres Gleichen zu ihrem Vortheile aus. Sie giebt bey aller ihrer Kürze treffliche Erklärungen und fruchtbare Winke für den Lehrer, und ist also zu einem Leitfaden ganz geeignet. Warum sie aber nur für junge Christen des Mittelstandes seyn soll, sieht Rec. nicht ein, da es hiebey nicht auf den Stand, sondern auf den Grad der Bildung ankommt, die an keinen Stand gebunden ist: und im Mittelstande giebt es oft mehr geistige Bildung als in dem höheren, der gemeinlich nur nach Verfeinerung der Sitten strebt, und oft leer an Begriffen ist. Bey allen Vorzügen dieses Büchelchens aber sind dem Vf. doch einige Ausdrücke entwischt, die er bey näherer Prüfung verbessern wird. Schon der Begriff der Religion S. 1 ist nicht genau. Kenntniß und Verehrung Gottes gehört zwar in der Religion zusammen, aber die Kenntniß Gottes macht nicht die Religion aus, sondern die Verehrung, und die Kenntniß ist bloß der Grund der Religion, aber nicht sie selbst. S. 2 wird gesagt, die Religion sey wahr, wenn sich in unseren Begriffen von ihr keine Dunkelheit, keine Verwirrung, kein Widerspruch befinde; und wenn unser Glaube an sie heilsam auf unseren Sinn und Wandel wirke. Sollte dieser Begriff richtig seyn: so wäre keine Religion wahr; in jeder giebt es Dunkelheiten und Irrthümer, welches Letztere der Vf. selbst S. 2 behauptet, wenn er spricht: auch die richtigste Religionskenntniß, die wir Menschen haben, ist mit Irrthum vermischt — und das heilsame Wirken des Glaubens auf Sinn und Wandel gehört nicht zur objectiven Religion, von der hier die Rede ist, sondern zur subjectiven. Dafs der Vf. über gewisse Lehrpuncte schwankend und unbestimmt spricht, davon liegt der Grund vielleicht in den Umständen, die ihm nicht mehr Freyheit in seinen Äußerungen verstateten; doch hat er sich überall so erklärt, dafs die Vernunft dagegen nichts Begründetes erinnern kann.

Marburg, in d. akadem. Buchhandlung: *Glaubenslehre und Lebenspflichten des Christen zum Unterricht der Jugend in reifern Jahren, und hauptsächlich zur Vorbereitung der Confirmanten, von Daniel Döpping, Metropolitan zu Wetzlar. 1810. 144 S. 8. (3 Gr.)*

Bey aller Brauchbarkeit dieses Buchs findet sich doch nicht wenig dagegen zu erinnern. Die Lehren und Pflichten sind gut vorge tragen, und die Begriffe gehörig entwickelt; allein Genauigkeit, Bestimmtheit, Klarheit und Richtigkeit der Gedanken und Ausdrücke vermisst man darin gar sehr. Nur Einiges wollen wir bemerken. Der Vf. nimmt nur zwey Ursachen, oder, wie er vielmehr hätte sagen sollen, Bewegungsgründe der menschlichen Handlungen an: die Vorstellung des Nutzens und des Rechts. Allein wo bleibt die Vorstellung des Vergnügens? Ist diese nicht auch ein Bewegungsgrund? — Sollte wohl die Frage: kannst du dir vornehmen, das, was du jetzt thun willst, immer zu thun? ein Merkmal des Rechts seyn? Wird der Vollstichtige sich nicht immer vornehmen, seine Lüste zu stillen, und der Habfüchtige, sich mit fremdem Gute zu bereichern? Gleich unsicher ist die andre Frage: gedächtest du das, was du jetzt thun willst, wohl selbst ohne Scheu selbst vor deinen Vorgesetzten zu thun? Warum nicht? Wenn es allgemein Sitte ist, z. B. Vieverberey. Dahin gehört auch die Frage: Woraus kann man sehen, dafs die Bücher der heiligen Schrift nicht von Menschen erdichtet sind? Welche so beantwortet ist: weil sie Dinge vorher sagt, welche kein Mensch ohne besondere göttliche Offenbarung wissen konnte. Z. B. Micha sagt den Geburtsort des Messias vorher. Die Wunder werden noch alle als ausgemacht angenommen, und der gewöhnliche Beweis für die Göttlichkeit der heiligen Schrift wird daraus gezogen. In der Lehre von der Sünde drückt sich der Vf. nicht genau und consequent aus. Eine sonderbare Frage wird aufgeworfen: woraus kann man sehen, ob Jesus wahrer Mensch gewesen sey? Leben wir denn unter Doketen? Jesus soll außer der menschlichen Natur auch eine übermenschliche gehabt haben, weil er übermenschliche Thaten gethan habe. Wenn wir auch diese zugeben wollten: so ist die Folge doch nicht richtig. Wie, wenn sie der Vater gethan, wie Jesus ja selbst aller Orten sagt? Wer übrigens Liebhaber des letzten Systems ist, der kann es hier, obgleich ein wenig modernist, finden.

Leipzig. b. Crusius: Anleitung zur Vorbereitung der Confirmanten, von M. F. D. Fabrizius, Past. Prim. und Schol. zu Kalau in der Niederlausitz. 1807. 42 S. 8. (2 Gr.)

Ein ganz vernünftiges, zweckmäßiges Büchelchen, welches von der natürlichen Erkenntniß Gottes, seiner Eigenschaften und unserem Verhältnisse mit ihm (zu ihm), von der Bibel, von den Lehren der Bibel, unser Verhältnisse mit Gott betreffend, von der sittlichen Unvollkommenheit der Menschen, von der Veranstaltung Gottes, die Menschen sittlich gut und ewig glücklich zu machen, von Jesu, seinen Wohlthaten, seiner Person, und unsern Gesinnungen gegen ihn, von den Hülfsmitteln und Beförderungsmitteln christlicher und Gott wohlgefälliger Gesinnungen; vom Gebet, von der Taufe, vom Abendmahl, vom Eidschwur, von öffentlicher Gottesverehrung, handelt. Warum sind aber einige Eigenschaften Gottes erklärt und andere nicht? Warum ist über den Eid, im Verhältnisse zum Ganzen, zu viel gesagt, und der Meineid ganz übergangen? Wozu die gehäuften Beispiele, um zur öffentlichen Gottesverehrung zu ermuntern, und wozu die weitläufige Declaration gerade hier? Ob wohl der Satz S. 15 allgemein wahr ist, dafs es der Mensch allemal in seiner Gewalt haben könne, seine Neigungen zu beherrschen, und seinen beseren Einsichten zu folgen?

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 D E C E M B E R, 1810.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Vogel: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen*. Ein Handbuch zur deutlichen und vollständigen Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Ökonomen, von *Johann Matthäus Bechstein*. Vierter Band in zwey Abtheilungen, welche die Sumpf- und Schwimm-Vögel nebst dem Register über die Vögel Deutschlands enthalten. Mit Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. (Auch unter dem besondern Titel: *Gemeinnützige Naturgeschichte der Vögel Deutschlands*, für allerley Leser, vorzüglich für Forstmänner, Jugendlehrer und Ökonomen von u. s. w. Dritter und letzter Band in zwey Abtheilungen, welche die Sumpf- und Schwimm-Vögel Deutschlands nebst dem Register enthalten.) 1809. XXX und 1220 S. 8. (6 Thlr.)

Es gehört unter die tröstlichen Zeichen unserer Zeit, daß das harmlose Studium der Naturgeschichte noch immer seine Freunde und Beförderer findet; unter den lauten Stürmen der Zeit läßt man sich vielleicht so viel williger in das stille Heiligthum der Natur von Männern führen, die in demselben schon längere Zeit einheimisch waren, und viele seiner Geheimnisse mit Glück erforscht haben. Unter die Zahl dieser achtungswerthen Männer gehört bekanntlich auch der Vf. der vorliegenden Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Dieser Theil enthält die Sumpf- und Schwimm-Vögel. Der Vf. beklagt sich mit Recht in der Vorrede über die mannichfaltigen Schwierigkeiten, die mit der Bearbeitung der Geschichte dieser Vögel verbunden sind. Daher konnte es nicht anders seyn, als daß einige Beschreibungen von Vögeln, die ungemein heimlich leben, dürftiger ausfallen mußten, als so manche andere, die weit reichlicher mit interessanten Beobachtungen ausgeschmückt sind; und Rec. muß auch in dieser Hinsicht in den Wunsch des Vfs. einstimmen, daß doch die deutschen Jäger und Forstmänner, welche, Berufs wegen, einen schönen Theil ihres Lebens in dem stillen Tempel der Natur zubringen, mehr für die Wissenschaft gewonnen werden, und ihre, oft sehr merkwürdigen, Erfahrungen für die höheren Zwecke der Wissenschaft in das Buch der Beobachtung eintragen möchten!

Unstreitig hat die Naturgeschichte der Schwimm- und Sumpf-Vögel durch diese neue Ausgabe beträcht-
J. A. L. 1810. Vierter Band.

lich gewonnen; manche schätzbare Erfahrungen und Beobachtungen sind hinzugekommen, und manche unsichere Grenzen in dem Systeme sind richtiger bezeichnet. Hievon nur einige Beweise. Die punctirte Schnepfe der alten Ausgabe ist unter die Brachvögel aufgenommen, und überhaupt diese beiden Gattungen, worin noch große Verwirrung und Unsicherheit herrschte, beynahe in das Reine gebracht worden; wenigstens ist für künftige Naturbeschreiber hier ungemein viel durch die sorgfältigste eigene Beobachtung und Ansicht vorgearbeitet worden. Ferner: der gemeine Kiebitz der alten Ausgabe ist in der neuen viel bestimmter der gehaubte genannt. Die Meerlerche der alten Ausgabe ist hier weit richtiger der Meerstrandläufer; der gemeine Wasserfäbler der alten Ausgabe ist hier der blaufüßige Wasserfäbler; das gemeine Wasserhuhn der alten Ausgabe ist hier das schwarze Wasserhuhn. Man sieht sogleich allen diesen Veränderungen den wirklich verbessernden Fleiß an.

Um aber überhaupt den Unterschied einer neuen Arbeit, wie diese, zwischen einer älteren, z. B. des großen Linné, und damit die wirklichen Fortschritte, die in der Bearbeitung des Systems Statt gefunden haben, — gehörig zu würdigen, wird eine einzige Gegeneinanderstellung beider Naturforscher nicht ohne Nutzen seyn. Der Ritter Linné faßte die Gattungen: *Cygnus*, *Anser* und *Anas* in die einzige: *Anas* zusammen, und theilte sie in 4 Classen: 1) Vögel mit höckerigem Schnabel, 2) mit flachem Schnabel, 3) mit umgekrümmten Schwanzfedern, 4) mit Hauben. Unser Vf. dagegen theilt dieses ganze Geschlecht (Lin.) weit bestimmter und unter weit sicherern Merkmalen so ein: 1) *Cygnus*, a) mit höckerigem Schnabel, b) mit glattem Schnabel. 2) *Anser*. 3) *Anas*: a) der Schnabel ist höckerig, und an den Hinterzeihen eine flügelartige Haut; b) der Schnabel ist höckerig, und die hintere Zehe unbelappt; c) der Schnabel ist glatt, und die Hinterzehe hat eine flügelartige Haut; d) der Schnabel ist glatt, und die Hinterzehe unbelappt. — Man sieht in dieser Vergleichung sogleich das sorgfältige Studium und den wahren Gewinn für die Freunde eines sicheren Systems.

Der Vf. bauet bey Veränderungen und Verbesserungen des Systems auf den sicheren Grund des ganzen Habitus, welcher, in dem weitesten Sinne genommen, doch vielleicht allen andern Grundlegungen vorzuziehen seyn dürfte. Als ein Exempel diene hier die sehr richtige Scheidung der beiden Gattungen *Tringa* und *Vanellus*. Sonst gehörte der *Vanellus* als eine Art zu der Gattung *Tringa*; allein ein

Xxx

nur mäßig geübtes Auge findet, wenn der *Tringa pugnax* und der ehemalige *Tringa Vanellus* zusammen gehalten werden, bald den großen Unterschied in dem ganzen Habitus von beiden. Der erstere hat, wie alle Strandläufer, kurze Flügel, der letztere ungewöhnlich lange; jener hat einen schnellen, durch unerwartete Schwenkungen ausgezeichneten und gleichsam reisenden Flug, dieser hat einen ganz anderen Flügelschlag, die Flügel sinken weit tiefer herunter, werden langsamer bewegt, und legen sich im Fluge nie an den Leib an. Überhaupt ist der Flügelschlag der Vögel so bedeutend, er hängt so genau mit ihrem ganzen Baus, wie mit ihrer Lebensweise, zusammen, daß man ihn, in einem weiteren Sinne, mit Recht zu dem ganzen Habitus der Vögel und damit auch zu einem Bestimmungsgrunde in Hinsicht des Systemes rechnen sollte. Es ist etwas so Eigentümliches in dem Fluge der Vögel, daß er oft sogar, wo die übrigen Merkmale uns im Stich lassen, allein entscheiden könnte. Rec. wird vielleicht Gelegenheit haben, seine Gedanken und Beobachtungen über diesen Punkt ausführlicher mitzuthellen.

Was nun die Beschreibungen der Vögel selbst betrifft: so findet man in diesem Werke befriedigende Notizen über die Gestalt, Grösse, Farbe; über den Aufenthalt, die Fortpflanzung, merkwürdige Eigenschaften, Schäden und Nutzen, Nahrung, und endlich den Fang und die Jagd. Es scheint doch, als wären die Beschreibungen der Grösse, der Gestalt, der Farben u. s. w., die sonst bey der Bestimmung der Vögel von großem Nutzen sind, etwas zu wortreich und zu ermüdend weitläufig; eine rechte gedrungene genau bestimmte Darstellung dieser Gegenstände würde unterhaltender gewesen seyn und weniger Raum hinweggenommen haben. Indess wird man für die Mühe, die mit dem Durchlesen dieser etwas weitläufigen Beschreibungen verbunden ist, hinlänglich entschädigt durch den reichen Genuß, den die übrigen praktischen Bemerkungen und die mitgetheilten eigenen Erfahrungen des Vfs. gewähren. Bey den bekannten und nützlichen Vögeln ist der Vf. mit Recht am ausführlichsten; man findet vielleicht nirgends eine vollständigere, mit nützlichen Notizen (z. B. für den Landwirth) reicher ausgestattete Naturgeschichte der Ente, der Gans, der Eydergans u. s. w., als in diesem Werke. Die Beschreibungen der Zergliederung einiger Vögel sind zwar von angenehmem Interesse für die Naturgeschichte, und es wäre zu wünschen, daß sie bey jedem Vogel beygebracht wäre: allein sie würden doch weit lehrreicher seyn, wenn sie mehr vergleichend dargestellt wären, und wenn der Zusammenhang des inneren Baues, z. B. der Lunge, der Luftröhre, der Zunge u. s. w., mit der Lebensart, mit der Nahrung und den Sitten des Vogels, so viel es bey sicheren Beobachtungen thunlich ist, aufgedeckt wäre. Eben so nützlich würden die eigentlich vergleichenden Bemerkungen bey der Zergliederung der Vögel geworden seyn. So heisst es z. B. bey dem *Podiceps minor*: „Die Luftröhre ist einformig, die Lunge groß und gelblich, die Leber

klein, der Magen fleischig.“ Weit mehr Interesse würde diese Andeutung haben, wenn man hier eine Vergleichung mit den nächstverwandten Vögeln, z. B. dem *Colymbus* oder *Uria*, fände, um die Abweichungen in dem inneren Baue zu bemerken, und daraus manche sehr wichtige Resultate ziehen zu können. Einzelne Andeutungen dieser Art finden sich jedoch, wie bey dem Labyrinth der Luftröhre in den Enten, wo man die nützliche Bemerkung liest, daß dieses sogenannte Labyrinth sich überall bey dem Männchen, und niemals bey dem Weibchen findet; indess ist dabey nicht zu leugnen, daß solche vergleichende Beschreibungen der Zergliederung mehrerer Vögel ihre besonderen Schwierigkeiten haben.

Bey einzelnen Partien dieses lehrreichen Werks erlaubt sich Rec. folgende Bemerkungen. Bey der *Ardea stellaris* scheint die Notiz nicht beygebracht zu seyn, die doch nicht ganz unwichtig ist, daß die obere und untere Schnabel derselben in der vorderen Hälfte nach der Spitze zu mit scharfen Einschnitten, die zahnartig sind, versehen ist; diese Zähne stehen in einer schiefen Richtung nach dem Kopfe zu, und sie müssen bey ihrer Schärfe dem Vogel außerordentlich nützlich seyn, zum Festhalten glatter Fische oder schlüpfriger Wasserküfer. Eben dieser Vogel scheint doch mehr unter die Strichvögel zu gehören; noch im vergangenen Winter wurden an dem Wohnorte des Rec. mehrere selbst bey grosser Kälte und tiefem Schnee gesehen, und einer davon, der durch einen Schuss leicht verwundet war, dem Rec. noch lebend überbracht. — Der schwarze Reiher, *Ardea atra*, er stirbt wohl nirgends, und ist sicher nichts anderes, als der schwarze Storch, hätte also unter der Zahl der Arten nicht aufgeführt werden sollen. — Die Heuschnecke hält sich sicher auch im Winter in Deutschland auf; sie wurde öfters im Schnee sogar an warmen Quellen geschossen. — Der graue Kiebitz ist nach Rec. öfteren Beobachtungen und Erfahrungen völlig einerley mit dem schwarzbäuchigen Kiebitz. Hingegen muß Rec. dem Vf. darin beystimmen, daß der *Charadrius fluviostris* von dem *Charadr. hiemalis* wirklich unterschieden sey: beide wohnen zwar oft bey einander an den Ufern sandiger Flüsse, allein die Unterscheidungszeichen, die in dem Werke angegeben sind, findet Rec. auch völlig in eigener Erfahrung gegründet; doch hat Rec. beide Arten niemals auf Wiesen, sondern immer nur auf dem sandigen Ufer der Flüsse gefunden. — Es ist nicht zweifelhaft, sondern in der That gegründet und durch vielfache Erfahrungen des Rec. bestätigt, daß der *Podiceps cristatus* wirklich die Federn anderer Wasservögel verzehret; selbst bey einem 3 Wochen alten *Podiceps* fanden sich im Magen eine Menge Entendern: eine auffallende Erscheinung, über welche vielleicht künftig an einem andern Orte ausführlicher geredet werden soll. — Manche Vögel scheinen doch ein wenig gewaltsamer Weise in die Reihe der deutschen Vögel gestellt zu seyn; wenigstens sollten solche Vögel, die nur äußerst selten einmal (wie z.

B. der schwarze Fregattvogel) an die äußersten Küsten von Deutschland als Erscheinungen, und aus ihren Wohnungen nur verschleucht, kommen — nicht mit in dem Systeme deutscher Vögel aufgestellt werden. — Beschreibungen, wie die der Luftblasen bey dem Pelikan, sind äußerst unterrichtend, und beweisen, wie nützlich es für die Naturgeschichte der Vögel insbesondere seyn würde, wenn ihre Zergliederung mehr mit bestimmter Hinsicht auf Lebensart, Nahrung, Fortpflanzung u. s. w. unternommen würde.

Dieses nützliche und sehr lehrreiche Werk beschließt ein doppelter Anhang. Der erste Anhang enthält einen Vogelkalender, worin bey jedem Monate die streichenden und ziehenden Vögel genannt, und wobey manche brauchbare Notizen für Jäger, Ökonomen u. s. w. beygebracht sind. Der zweyte Anhang enthält zwey neue Eintheilungen der Vögel: die erste von *Lacépède* gründet sich auf den Bau der Klauen; die zweyte findet sich in *Bertachs* Tafeln der allgemeinen Naturgeschichte; der Bestimmungsgrund ist auch hier von den Füßen hergenommen. Der Vf. glaubt nicht, daß diese Eintheilungen vor der feynigen bedeutende Vorzüge haben; sicher verdienen diejenigen immer den Vorzug, die nicht nach einzelnen Theilen des Körpers, wie z. B. nach den Füßen und Klauen, sondern nach dem ganzen Habitus classificirt sind. — Die Kupfer sind fleißig gearbeitet; nur scheinen die Stellungen einiger Vögel zu wenig Leben zu haben, weil sie vielleicht nach ausgestopften Exemplaren dargestellt sind, die sich bekanntlich nicht immer durch lebendige Darstellungen auszeichnen. Ein vollständiges Register erhöht den Werth dieses brauchbaren Werks. Möge der achtungswerthe Vf. nicht aufhören, die zum Theil noch unangebauten Felder der Naturgeschichte Deutschlands mit neuen Früchten eigener Beobachtungen und Erfahrungen auszufüllen!

+ d +

HALLER, in der Buchhandlung des Waisenhauses: *Joh. Georg Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen, oder Geschöpfen und Werken Gottes*, zum Lobe des großen Schöpfers und zum Dienst der Unstudirten, sonderlich aber der kleinen Schulpugend. Vierzehnte Auflage, ganz verbessert und umgearbeitet von *J. C. W. Nicolai*, Corrector und Lehrer der Physik am arnsstädter Lyceum. 1803. XIV u. 296 S. 15te Aufl. 1805. XIV u. 296 S. 8. (Auch unter dem besondern Titel: *Unterweisung in gemeinnützigen Kenntnissen der Naturkunde zum ersten Unterricht der Jugend*. 6te, 7te Aufl.) (12 Gr.)

Schon die vielen in kurzer Zeit notwendig gewordenen Auflagen dieses Buchs könnten einigermaßen für seine Brauchbarkeit entscheiden; aber der Nutzen selbst, den es dem Lehrer sowohl, als dem Schüler gewährt, entscheidet dafür weit gewisser. Die neuen Ausgaben haben sowohl in Rücksicht der Reichhaltigkeit, als der guten Ordnung gar sehr gewonnen. Eine der vorzüglichsten Verbesserungen aber ist un-

streitig die, daß alle Fragen und Antworten weggelassen sind, und das Ganze in einen zusammenhängenden Vortrag umgeschaffen ist. Rec. weiß zwar wohl, daß viele Schulmänner diese Methode, die Jugend durch solche Fragen und Antworten zu belehren, sehr hoch preisen, und sie hat dem Anschein nach auch sehr viel Gutes; allein man gewöhnt die Kinder dadurch zu sehr zum Nachbeten, entwöhnt sie zu sehr vom Selbstdenken, und das ist doch bey uns Unterrichte eine Hauptsache, wenn man die Kinder zu vernünftigen Menschen, und nicht zu hinlosen Maschinen bilden will. Der Vf. schickt erst eine kleine, aber sehr zweckmäßige Einleitung voraus, worin er die Wörter: Natur, Naturkunde, Naturlehre, Naturgeschichte erklärt, und setzt dann den Nutzen, den das Studium dieser Wissenschaften jedem Menschen gewährt, trefflich aus einander. Die erste Abtheilung handelt: 1) Von den verschiedenen Eigenschaften der Körper, ihrer Ausdehnung, Porosität, Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit u. s. w., wobey der Vf. die neuesten physischen Werke sehr gut benutzt hat. 2) Vom Weltgebäude, den Planeten, Sternen u. s. w. 3) Von der Erde insbesondere. 4) Von den sogenannten Elementen, wobey vorzüglich der Artikel Wasser sehr gut abgehandelt wird. 5) Von den Lufterrscheinungen, Thau, Regen, Schnee, Reif, Hagel u. s. w. Die zweyte Abtheilung, die Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, handelt zuerst von dem Begriffe dieser Wörter, erklärt dann organisirte und unorganisirte Körper. Das erste Cap. handelt vom Mineralreiche, es beschäftigt sich mit der Beschreibung der Erden, Steine, Salze, der brennbaren Mineralien, der Metalle, sowohl der vollkommenen, als Halbmatalle. Sehr angenehm war es Rec., die specifische Schwere einiger Metalle (S. 107) mit wenigen Worten, und doch so sehr deutlich und falschlich angeführt zu finden. Das 2te Cap. handelt vom Gewächreiche. Der Vf. theilt das Pflanzenreich der Deutlichkeit des Vortrags wegen in a) Bäume, b) Sträucher, c) Kräuter, d) Grasarten, und e) in solche Gewächse, die undeutliche Befruchtungswerkzeuge haben. Die Bäume werden dann wieder in Gartenbäume und Forstbäume, und die letzteren in Laub- und Nadel-Hölzer getheilt. Das 3te Cap. handelt vom Thierreiche. Der Vf. theilt die Thiere in 1) Säugthiere, 2) Vögel, 3) Amphibien, 4) Fische, 5) Insecten, und 6) Würmer. Von jeder Classe werden die nothwendigsten Merkmale und Unterscheidungszeichen angegeben. Die 1ste Classe, die Säugthiere, werden eingetheilt 1) in Thiere mit 2 Händen, 2) mit 4 Händen, 3) mit hakenförmigen Krallen, 4) mit besonderen Decken statt der Haare, 5) mit scheinbaren Flügeln, 6) ratzenartige, 7) reisende Thiere, 8) behufte, 9) zweygeflaltene kluugte, 10) Ungeheuer, 11) säugende Amphibien, und 12) Wallfische. — Die Vögel werden eingetheilt in 1) Raubvögel, 2) leichtschnäblichte, 3) spechtartige, 4) Schwimmvögel, 5) Sumpfvögel, 6) straufsartige oder Laufvögel, 7) hühnerartige, 8) krähenartige, und 9) Singvögel. Die Amphibien werden in 2 Abtheilungen gebracht, 1) kriechende und 2) schlei-

chende Amphibien. Die Fische in 5 Abtheilungen: 1) Knorpelfische, 2) Kahlbäuche (die keine Bauchfloßen haben), 3) Halsfloßer, 4) Brustfloßer, und 5) Bauchfloßer. — Die Insecten in 1) Käfer, 2) Insecten mit halben Flügeldecken, 3) Schmetterlinge, 4) Insecten mit netzförmigen Flügeln, 5) mit 4 aderigen Flügeln, 6) mit 2 Flügeln, und 7) Insecten ohne Flügel. — Die Würmer — in 1) solche, die keine äußeren Gliedmaßen außer den Fühlfüßen, 2) die äußeren Gliedmaßen haben, 3) Conchylien, 4) Korallen, und 5) in Thierpflanzen. Das 4te Cap. handelt vom Menschen, und zwar in verschiedenen Abschnit-

ten. In dem Theile: vom Körper des Menschen, findet man die Haut, die Knochen, Muskeln, Nerven, Sehnen, die Sinneswerkzeuge und die vorzüglichsten Gliedmaßen des Körpers sehr gut, zweckmäßig und deutlich beschrieben. Eben so fasslich ist auch die kleine Abhandlung: von der menschlichen Seele. Rec. kann demnach dieses Buch Ältern, Lehrern und Erziehern mit dem besten Gewissen empfehlen, überzeugt, daß sie nicht leicht ein anderes finden werden, welches im vollen Sinne des Worts das leistet, was das vorliegende leistet. Der Druck ist im Ganzen sehr correct und der Preis mäßig. d

KURZE ANZEIGEN.

NATUROESCHICHTE. Göttingen, b. Dieterich: D. G. G. Tannenbergs Abhandlung über die männlichen Zeugungstheile der Vögel. Übersetzt, mit einigen Noten und einer neuen Kupferplatte versehen von J. J. A. Schönberg und G. Spangenberg, d. A. u. WVV. Doctoren u. f. w. 1810. 36 S. mit 4 K. 4. (12 Gr.)

Die bekannte Schrift von 1789 mit einer Abbildung der männlichen Geschlechtstheile des Sperlings, in der Begattungszeit abgebildet. Dann sind die Hoden beynahe so groß als eine Haselaufs, während sie im Winter kaum zu finden sind. Die Übersetzung ist gelungen, der Inhalt brauchbar, die Kupfer gut. Sie würden deutlicher seyn, wenn der Schatten nicht die Hauptorgane zweifelhaft machte. Anatomische Sachen müssen, wo möglich, nur umrissen, nicht überfüllt werden.

ÖKONOMIE. Erlangen, b. Palm: Kurze Anweisung zur Obstbaumpflege als Leitfaden für Schullehrer auf dem Lande. Voran einige Gedanken und Vorschläge über die Beförderung des Obstbaues durch die Landschulen in dem Fürstenthum Bayreuth, von M. Friedrich Wilhelm Hagen, Pfarrer zu Dottenheim. 1810. XVI und 88 S. 8. (6 Gr.)

Diese Schrift verdankt ihre Entstehung einer öffentlichen Gemeinde-Baumschule in Selb, und hat den Zweck, die Jugend unter den Leitungen der Schullehrer in der Obstbaumzucht zu unterrichten. Der Vf. sucht also durch seine Belehrungen die Gemeinden und Schullehrer auf dem Lande zu mehreren ähnlichen Anlagen, und zur Verbreitung der Obstcultur aufzumuntern, und auf diese Weise das Ziel zu erreichen, welches sich Hr. Baumann bey der Ausarbeitung seines Unterrichts über Obstbaumzucht etc. vorgesteckt hat. Zuerst handelt er von dem Nutzen und mannichfaltigen Beschäftigungen, welche die Obstcultur den Landeuten darbietet; von der Beschaffenheit des Bodens, von dem Einsammeln und Aufbewahren der Obstbaumsaamen und von der Einfridung oder Umzäunung der Baumschulen. 8. 5 heißt es: „Kann die Obrigkeit zum Zaun das Holz nicht abgeben: so hat vielleicht glücklicher Weise die Gemeinde ein Holz; und wenn auch dies nicht ist; so muß ihr eben die Baumschule durch einen tiefen, breiten Graben schützen.“ Allein bey diesem Vorschlage scheint der Vf. nicht bedacht zu haben, daß der Graben im Winter vom Winde mit Schnee angefüllt wird, und die Hasen, welche in kalter Witterung die Bäume am meisten beschädigen, desto leichter in die Baumschule eindringen können. Das Einbinden der Baumstämme in Stroh ist zwar etwas mühsam, aber in solchen Fällen, wenn nämlich die Baumschule kein dichter Zaun oder eine Mauer etc. umgrenzt, ein sicheres Verwahrungsmittel. Die übrigen Ideen, welche der Vf. zur Hervorbringung einer besseren Obstpflege darlegt, verdienen allerdings realisiert zu werden. Nach den vorausgeschickten Bemerkungen und Wünschen, welche der Vf. an höhere Behörden ergoßen läßt, handelt er kürzlich von der zweckmäßigen Erziehung junger Obstbäume, von den verschiedenen Veredelungsmethoden, und dem Versetzen der Obstbäume, und endlich von der Zubereitung der Baumsaamen. Der ganze Unterricht, die Obstbäume von ihrer ersten Entwicklung bis zur völligen Ausbildung zu erziehen, ist ein sehr gedrängter Auszug, aus den pomologischen Schriften der Hnn. Christ,

Diel, Baumann u. A., also nur zur Belehrung der Landtschullehrer geeignet, welche die eben gedachten Schriften nicht besitzen. DD—h.

Leipzig, b. Gräff: Das Verjüngen der Wiesen. — Nach einer vorausgeschickten Revision der Wiesenwirthschaftslehre, von Hans Friedr. Pohl, Ökonomieinspector u. f. w. 1826. 8. 8. (1 Thlr.)

Durch diese Schrift hat sich der Vf. vortreflich ausgezeichnet, und in der Wiesenwirthschaftslehre etwas Musterhaftes geliefert. Nur Eines wünschten wir, daß der Ton sich mehr durch Popularität für eine solche Wissenschaft eignen möchte. Auszüge aus der Schrift lassen sich nicht wohl machen; es ist alles wichtig, und nicht das Geringste übersehen. Wir müßten uns mit einer bezeichnenden Eintheilung begnügen. — Erste Abth. Einleitung in die Wiesenwirthschaftslehre. — I. Anfang der Wiesenwirthschaftslehre. II. Über die wissenschaftliche Bearbeitung der Wiesenwirthschaftslehre. — Da die Kenntniß der Pflanze eines der ersten Erfordernisse ist: so sagt der Vf. ganz recht. Ein Schriftsteller, der unterläßt in seinen Werken den botanischen Namen beizufügen, verdient völliges Mißtrauen. — III. Über das Natürliche der Wiesen. — IV. In wie fern kommt das Erdreich auf Wiesen in Betracht? V. Über die natürliche Lage einer Wiese. — Hier legt der Vf. gründliche Gedanken über die Fruchtbarkeit der niedrig liegenden Wiesen, über die Bäume auf den Wiesen u. f. w. vor. Zweyte Abth. Ansichten der Wiesenpflanzen. VI. Über den Begriff der Wiesenpflanzen. VII. Über die Vermehrung und Fortpflanzung der Wiesenpflanzen. VIII. Über die Dauer und Erhaltung der Wiesenpflanzen. — IX. Bemerkungen über das Wachstum der Wiesenpflanzen. — Hier kommt auch vor der Hieb der Sense in der Wachstumsperiode, wenn die Pflanze kahl bis dicht an die Rasenarbe abgemäht wird. Eben so bey dem Bisse der Thiere. — X. Die Rasen- und Grasnarbe. — Der genau unterscheidende Vf. nennt die fennarbe das eigene Gebilde von Gewürzel, welches die oberste Erdschichte wunderbar durchsicht. Grasnarbe ist wesentlich von jener unterschieden und nur derjenige Theil derselben, welcher zunächst auf der Erde ist, und unter der Sense und im Bisse der Thiere bleibt, und entspricht dem Begriffe Stoppel. — XI. Bemerkungen über das Anordnen der Natur bey den Wiesenpflanzen. — XII. Über die Unfälle der Wiesenpflanzen. — XIII. Welches sind die besten Wiesenpflanzen? — XIV. Über die Wiesenunkräuter. — XV. Die Wiesengräser. — XVI. Wiesenkräuter. — XVII. Die Moose und Flechten auf den Wiesen. Dritte Abth. Über die Verjüngung der Wiesen. XVIII. Einleitung und Übersicht der Wiesenwirthschaft. XX. Über die Grundsätze der Wiesenwirthschaft. XXI. Die Wiesenwirthschaftsanstalten. XXI. Eintheilung und höhere Ansichten der Wiesenwirthschaft. Ihre Stufen sind: 1) In so fern der freye Natur nicht entgegen gewirkt wird. 2) Wenn der Natur nachgeholfen wird. 3) Der Wiesenbau oder die höhere Cultur. XXII. Über den Wiesenbau. XXIII. Übersicht der Culturen bey der Wiesenwirthschaft. Die gewöhnlichen Culturen sind: Das Düngen, Wässern, Besamen, und endlich das Verjüngen. — XXIV. Mein Verfahren, die Wiesen zu verjüngen oder die Wiesenverjüngung. Dieses ist der wichtigste Abschnitt und er lehrt, wie man die Wiesen dadurch gleichsam neu schaffe, wenn man sie, vorzüglich im Spätherbst, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, hoch mit dienlicher Erde überdeckte. AP.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER 1810.

G E S C H I C H T E.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich, im Jahr 1809. I — 5 u. letzter Heft. 1809. 335 S. 8. mit Char-ten u. Plänen. (3 Rthlr. 18 Gr.)*

Diese Betrachtungen, von einem Baiern verfaßt, sollen eine treue, auf Wahrheit gegründete chronologische Erzählung der Kriegsergebnisse enthalten. Sie fangen mit der Entwicklung des österreichischen politischen Systems im J. 1808 und 1809 (eigentlich seit dem preßburger Frieden 1805) an, und endigen mit der Schlacht von Znaim (eine Fortsetzung der Schlacht von Wagram). Es sind Anekdoten, Proclamationen und militärische Episoden dieses Kriegs (als die Belagerung von Kuffstein) damit verbunden, und die ganze Schrift hat die Tendenz, die bairische Tapferkeit und den bairischen Patriotismus hervorzuheben.

Nachdem der Vf. in der Einleitung über die Kriegsergebnisse ziemlich gut und wahr die politischen Verhältnisse Deutschlands im J. 1809, die Stärke der österreichischen Waffen auf der einen, und die Schwäche der französischen Armee in Deutschland und die Beschwerden des Kriegs in Spanien auf der anderen Seite geschildert hat, auch der für Oesterreichs Waffenglück vielfach gestimmten deutschen Gemüther gedenkt: schließt er diese Periode mit den Worten: „Und hätte Napoleon in Baiern nicht gesiegt, wären in den Vorbereitungen des österreichischen Gouvernements zum Kriege, nicht bedeutende, auf den wahren Volkscharakter der Deutschen sich begründende arithmetische Fehler mitunter gelaufen, aus welchen für dieses Gouvernement so viel Unglück erwachsen ist — Deutschland wäre der Schauplatz des blutigsten Bürgerkriegs geworden.“ Dann wird Oesterreichs Bestreben ein zweckloses Auflehnen gegen den Zeitgeist genannt, der, geleitet durch Napoleons Genie, alle Feudalaristokratie zu vernichten strebe, Englands Seedespotismus zerstören, und dem Continent Antheil an dem Welthandel wieder erobern wolle. Es wird zugegeben, daß den Oesterreichern der Besitz von Tyrol zu seinen offensiven Kriegsoperationen nöthig gewesen sey, sie hätten aber solches füglich auch ohne Theilnahme der Landeseinwohner erobern können, welche durch ihren zwecklosen Auffland in das tiefste Elend gestürzt wären. Endlich erzählt der Vf.

J. A. L. Z. 1810: *Vierter Band.*

den Einmarsch der Oesterreicher in München, und wie sehr sie sich vergebens bemüht hätten, Baierns patriotische, an ihrem Maximilian Joseph hängende Einwohner zu ihrem System zu bekehren.

Abgesehen von allem sogenannten Zeit- und Welt-Geist, der nur in den Köpfen einiger unserer Schriftsteller die Feudalaristokratie vernichtet, unterdessen in Frankreich das Lehnssystem täglich einheimischer wird, und in den Rheinbundesstaaten, namentlich in Sachsen, nichts weniger als an Aufhebung des Lehn-Nexus gedacht wird: leidet es keine Frage, daß es lediglich 1809 von den Führern der österreichischen Armee, und der österreichischen Politik abhing, den *Statum quo* vor dem lüneviller Frieden wieder herzustellen. Es fehlte nicht an physischen Mitteln: denn seine Feinde gestehen Oesterreich selbst eine Streitmasse von 800,000 Mann zu, unterdessen diese nur 138000 entgegenstellen konnten. Es fehlte nicht an dem physischen Muth der Armee: denn die Feinde selbst gestehen den Oesterreichern die höchste Tapferkeit und Ausdauer zu. Es fehlte nicht an Ideen: denn die Aufstellung der Landwehr — die Centralisirung der Führung der Armee im Generalissimus, mit Entfernung des Hofkriegsrathes — die durch die Eintheilung der Armee in Armee-Corps bewirkte größere Beweglichkeit derselben — die erregte Vaterlandsliebe, und der hervorgerufene Nationalstolz der Deutschen, durch kräftige Proclamationen, waren zweckmäßige politische Mittel, einem Feinde zu widerstehen, der, vom J. 1792 an, ähnlichen Mitteln seine vielen Siege zu verdanken hatte. Aber es fehlte an einem richtigen Operationsplan, und an der schnellen, weisen und zusammenhängenden Ausführung desselben, an der nöthigen Harmonie zwischen Ober- und Unter-Feldherrn — an einer schnellen Benutzung kleiner und großer Siege.

Alles hat die österreichische Nation, Alles hat die Armee geleistet, was man von einer patriotischen Nation, von einer braven Armee verlangen kann. Sie bleiben der Stolz Germaniens. Die Frage von Verantwortung vor der Mit- und Nach-Welt bleibt auf den Führern lasten, wegen ihrer fehlerhaften Kriegsführung. Es ist gar nicht zu begreifen, 1) warum nicht im Februar und März losgeschlagen, und die Zeit mit diplomatischen, zwecklosen Conferenzen verschwendet wurde. 2) Bedurfte es keiner Offensive gegen Italien, sobald Tyrol erobert war: denn der Vicekönig konnte an dieser Bastion vorbeigehen nicht ungestraft in die österreichischen Erblande eindringen. Ein kleines Corps beschäftigte ihn hinlänglich bey der

Yyy

Schwäche seiner Armee. War aber die Offensive gegen Italien einmal ergriffen: dann war nicht abzusehen, warum sie nicht nach dem ersten glücklichen Treffen fortgesetzt wurde, wenn auch die Hauptarmee retirirte. 3) Concentrisch mußte ein Hauptcorps die Position an dem Lech nehmen, unterdeß ein anderes durch Tyrol und Vorarlberg nach dem Rhein zu operirte, ein drittes nach dem Main und Würzburg vordrang. 4) Statt in Polen die Nation aufzuführen, mußte die Armee des Erzherzogs Ferdinand den König von Preussen, wie ehemals Gustav Adolph den Kurfürsten von Brandenburg, zur Theilnahme am Kriege zwingen, an der Oder und Elbe statt an der Weichsel operiren, Sachsen revolutioniren und Westphalen. Ganz anders würden hier 45000 Österreicher auf das Volk gewirkt haben, als Schill und Dörnberg.

Das zweyte Heft ist durch die Beschreibung der Schlachten an der Donau vom 19 bis zum 23 April 1809 höchst interessant, welche mit großer Sach- und Terrain-Kenntniß gegeben worden ist. Es geht daraus hervor: 1) daß die französische Schlachtlinie von Hemmau über Regensburg, Abach, bis Ingolstadt, und ihr rechter Flügel, unter dem Herzog von Rivoli, von Schrobenhausen bis Pfaffenhofen sich ausgedehnt; die Österreicher aber, nach der Wegnahme von Regensburg, die Donau in Vereinigung mit dem Corps von Bellegarde am linken Donauufer & Cheval genommen haben, um so bis Donauwörth hinauf zu rücken, und die Franzosen in der Lechposition zu tourniren. Da sich aber ihre Schlachtlinie am linken Donauufer bis Mainberg ausgedehnt, und zwischen ihrem Corps daselbst und dem jellachischen bey München eine Lücke von 8 Meilen befunden, welche nur von einem kleinen Corps gedeckt war: so sey diese Corps schon unterm 19 von Oudinot verjagt worden, worin der Grund der verlorenen Schlachten an der Donau bey Abensberg und Eckmühl liege. Dies ist sehr wahr, und beweist, daß die österreichischen Feldherren immer noch nicht mit der Kriegsmannier der Napoleoniden bekannt waren, die ja fast in allen ihren Kriegen, wo sie Fronte machten, ein auch wohl zwey Corps dazu verwendeten, um dem Feinde da, wo er schwach war, oder Blößen gab, in Seite und Rücken zu manövriren. Eben so hatte die preussische Armee bey Auerstädt und Vierzehnheiligen eine Lücke von Stadt Sulza bis Dornburg dreyviertel Meilen lang, wo das Corps von Ponte Corvo durchdrang. — 2) Standen die Österreicher nach der Schlacht von Abensberg, und auch nach der von Eckmühl, welche sie am rechten Donauufer verloren hatten, mit zwey Armeecorps siegreich am linken Donauufer, und waren bis Haman vorgerückt. Nach dem Verlust der Schlacht von Eckmühl zog sich aber der Erzherzog Karl auf das linke Donauufer, und retirirte nach Böhmen. Da außer jenen beiden am linken Donauufer befindlichen Corps noch drey andere den Franzosen Fronte machten, und ihren Marsch nach Wien hinderten: so ist nicht abzusehen, warum jene zwey Armeecorps nicht die Offensive gegen Donauwörth fortsetzten, und auf die Communication der Franzo-

sen marschirten. Wer Alles decken will, deckt nichts. Sobald dies geschah, würde Napoleon sein Operations-Object *Wien* einige Zeit aus den Augen verloren und sich nach seiner Operationsbasis Donauwörth zurückgekehrt haben, besonders da Tyrol ihm entwunden, und die Österreicher in Italien glücklich waren. — 3) Soll es Plan des Erzherzogs Karl gewesen seyn (S. 97), von Regensburg nach Böhmen zu retiriren, um im Rücken des Feindes die Donau wieder überschreiten zu können, da er sie aussetzte, die Truppen hinter dem Inn würden dem Feinde genug zu thun geben. Wenn das ist: so begreift man um so weniger, warum denn auf dem linken Donauufer die Offensive nicht fortgesetzt, und warum Erzherzog Johann aus Italien nach Ungarn zurückgerufen wurde.

Wir übergeben im dritten Hefte die Marsch-Dispositionen der Franzosen nach Wien, und die ersten Anstrengungen derselben, Tyrol wieder zu erobern, und führen aus dem 4ten Hefte eine sehr richtige Darstellung des Nationalcharakters der Tyroler nur beyläufig an, die diesem braven Volke, trotz seiner Verirrungen, Gerechtigkeit widerfahren läßt, und wenden uns zu den im 5ten und letzten Hefte gegebenen Beschreibungen der Schlachten bey Aspern und Wagram.

Die erste Darstellung ist fast wörtlich aus den österreichischen Relationen entnommen, und über die große wichtige schon so heftig bestrittene Frage: *Kamte nach der gewonnenen Schlacht von Aspern die Österreicher bis zum 4ten Juny nichts weiter geschehen, als daß sie sich am linken Donauufer verhielten?* herrscht ein tiefes Stillschweigen, und ohne die Begebenheiten in Tyrol, in Sachsen und Frankreich zu berühren, geht der Beobachter zu den Schlachten von Wagram über. Waren die Beschreibungen der früheren Schlachten rein militärisch: so ist diese rein poetisch.

Nichts findet man darin von dem Ausbleiben des Erzherzogs Johann, nichts von der fehlerhaften Disposition zur Schlacht österreichischer Seits, und der unter anderen Fürst Rosenberg nicht über den Reibach zurückging, weil er dazu gezwungen wurde, sondern weil er dazu aus dem Grunde Befehl erhielt, da die Corps des rechten Flügels noch zu weit zurück waren. Nichts von dem unnöthigen Zurückhalten des österreichischen siegreichen rechten Flügels, da das Centrum nicht durchbrochen worden war, was es Absicht der Franzosen gewesen. Im Gegentheil wird es den Österreichern als Fehler angerechnet, daß sie ihren rechten Flügel vorgeschoben, und den französischen linken von der Donau und der Communication abgedrängt hätten. Wir hätten aber doch wissen mögen, wann der Erzherzog Johann (wie er wohl konnte) zur rechten Zeit angekommen wäre, welchen Erfolg das Vorschreiten des rechten österreichischen Flügels für die Franzosen gehabt haben würde?

Wer im ersten und zweyten Hefte dieser Beobachtungen die Relationen der Operationen mit Verglei-

ren gelesen hat, wird gewiss das fünfte Heft unwillig und unbefriedigt aus der Hand legen. R. n.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly*. Ein streng historisches Gemälde von *J. Refe*, Collaborator an der Martinschule zu Halberstadt. 1809. VIII u. 230 S. 8. (21 Gr.)

Rec. muß dem Vf. dieses Buches das Lob ertheilen, die reichlichen Nachrichten über die bekannte Eroberung und Zerstörung Magdeburgs recht gut zusammengestellt, und gefällig und angenehm erzählt zu haben. Dieses Talent verdient alle Aufmunterung, damit es sich an größere und verwickeltere Begebenheiten, wo mehr Selbststudium, Kritik und Scharfsinn erfordert wird, wage, und unserer historischen Literatur gehaltvollere Werke verschaffe. Möge sich der Vf. bey der Wahl eben so wenig verführen lassen durch Leichtigkeit, welche die Behandlung verheißt, als leiten lassen von einem betrügerischen Stolz, nur glänzende und imposante Begebenheiten aufzufuchen! Diese bedürfen um so weniger einiger Kunst und des Schmuckes, durch sich selbst stehen sie in eigenthümlicher Größe; verachtend die Nachhülfe, durch welche menschliche Kunst sie verschönern, die Anhängel, womit diese sie bereichern will. Das ist wahre Hoheit des Erzählers, das Erhabene in seiner ruhigen Simplicität vorzuführen, und verkannten und vergessenen Stoff hervorzuheben, und was der gemeine Laufen der Schreiber, aus Mangel an Einsichten und wahrer Kraft, als unbrauchbar und der belohnenden Bearbeitung unfähig zurücklassen mußte, glänzend zu gestalten. (Wir finden uns zu dieser Bemerkung durch die Äußerung des Vfs. S. 2 veranlaßt: „Die Geschichte einzelner Städte, besonders der neueren Zeit, bietet gewöhnlich der historischen Kunst ein unfruchtbares Feld dar“ u. s. w. Hat der Vf sich wohl schon eingeingewagt?) Durch mehreres Studium werden die Gedanken und die Diction an Umfang und Tiefe gewinnen, und frey werden von dem Vorwurf, der sie nie und da noch treffen möchte, gesucht zu seyn, oder zu übertreiben (S. 114 Kroaten — unwerth, edem rohen Horden der Türken und Tartaren gleichgestellt zu werden), oder unbedachtam den Ausprüchen des Zeitgeistes zu folgen (S. 159 der Tadel der Reformation, durch welche wir der alten Kraft verlustig worden. Ist Polen durch die Reformation untergegangen? Bekam Philipp die Herrschaft über Griechenland, weit Zwiespalt in der Religion die Staaten trennte? In Deutschland war die Trennung einzelner Staaten von der Reichsgewalt und das verschiedene Interesse Aller gegen Alle schon von jeher ektgewurzelt, die Reformation war höchstens ein lebel mehr, bey Manchem ein Vorwand; auch ohne alles Abreißen vom römischen Stuhl wären wir dahin gekommen, wohin wir sind. Man sollte doch endlich aufhören, das, was zu dem Vorzüglichsten unserer Thaten gehört, verdächtig machen zu wollen. Kein Deutscher sollte leichtsinnig in solche Discussionen sich beyfällig mischen. Was helfen doch unnütze Lagen? Suchet das zu bewahren, was euch noch

übrig ist, und schmähet nicht auf die *Vergangenheit*, wenigstens so tadellos wie wir, damit die Nachkommenchaft nicht noch mehr Ursache habe, uns, denn unsere eigene Schlechtigkeit bleibt doch der nächste Grund, da wir wenigstens viel mehr handeln und thun konnten, als geschehen ist, noch bitterer anzuklagen).

Nothwendig möchte es auch gewesen seyn, daß der Vf. als Einleitung eine kurze Darstellung der Lage Magdeburgs, wie sie bey dem Anfang dieser Geschichten war, ihrer Erwerbsquellen, ihres Handels und Reichthums, ihrer städtischen Verfassung vorausgeschickt hätte. Dadurch hätte Manches, was in der nachfolgenden Erzählung dunkel bleibt, sein Licht empfangen (z. B. S. 22 die Absetzung des Stadtraths, das „minder gute Einverständniß mit dem Administrator Christian Wilhelm“ S. 8, das theils aus alten Vorfällen, theils aus der früheren Regierung und dem Privatleben dieses Fürsten erklärt werden mußte), und in das Ganze wäre mehr Anordnung gekommen. Überhaupt scheint uns Mehreres nicht recht eingeleitet; auch Gustav Adolfs Erscheinen ist ganz unvorbereitet. Der Vf. setzte die Kenntniß der Begebenheiten dieser Zeit voraus; aber darf das der Geschichtschreiber? Auch dürfte es wohl keinen Beyfall verdienen, daß der Vf. nur im Allgemeinen, im Vorbericht, die Werke angegeben hat, die er bey dieser Bearbeitung benutzte, nicht bey den einzelnen Begebenheiten darauf zurückverweist, und die Noten in einem Anhange giebt, ohne im Text ihr Daseyn zu bemerken. So erfolgt, daß das Zweifelhafte einer Nachricht in diesem erörtert werden muß, wodurch der Leser bedeutend gestört wird (z. B. S. 130). Warum ist S. 101 von dem Verräther nicht mehr gesagt, dessen Wohnung fortdauernd durch das daran bemerkte Datum der Eroberung die Niederträchtigkeit und Schande dieser That im Andenken erhält? Der bekannte P. Lamormain heist hier S. 23 *Lammernann*.

Die vier wieder abgedruckten kleinen Erzählungen von Augenzeugen hätten wohl wegbleiben können, da das Nothwendige in die Erzählung aufgenommen ist, und die Werke, worin sie schon abgedruckt stehen, nicht selten sind. H. St. F.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Preussisches Archiv, oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit (Preussens)*. Herausgegeben von *Karl Faber*, königl. geh. Archivar. 1 Sammlung. 1809. XIV und 214 S. 8. (20 Gr.)

Seit wenigen Jahren hat der reiche Urkundenschatz des geheimen Archivs zu Königsberg viel herrlicher Ausbeute für die Geschichte gegeben, und eben so viele und noch mehrere dürfte leicht noch daraus zu fördern seyn. Was *Baczko*, *Kotzebue*, *Hennig* gegeben haben, sind sprechende Beweise der Reichhaltigkeit des Archivs, der Liberalität der Regierung, und der Bereitwilligkeit und der Ausopferung der Aufseher (die man nicht an allen Orten zu rühmen hat). Hieran wird sich zunächst der auf Kosten der lief- und kurländischen Ritterschaft bewirkte Abdruck der diese Provinzen betreffenden Urkunden reißen. Auch unser Vf. liefert

Aufklärung einzelner Probleme von der preussisch Geschichte aus seinem reichen Magazin.

I. *Historische Miscellen aus der Zeit der Ordensregierung in Preussen.* Der Zug des Hohemeisters Johann Tieffen in die Wallachey und sein Tod zu Lemberg 1497. Mehreres Uninteressante hätte noch können weggelassen werden. S. 10 f. wird der König von Polen *Majestät* genannt, ob das im Original steht? Später heisst es: Königliche Gnade, das ist wohl zeitgemässer. Schreiben des abgesetzten Hohemeister Heinrich Reufs von Plauen an seinen Nachfolger aus seinem Gefängniß zu Lochstädt. Von den preussischen Falken die als Geschenke an fremde Höfe überschickt wurden. Ohngefähre Einnahme und Ausgabe des Hohemeisters Herzogs Friedrichs v. Sachsen (1507—1510). Es wurden 15183 Mark als Einnahme von Preussen berechnet, ohne die Mühlen, Bernstein und andere gemeine Gefälle, die gegen 20000 Mark betrugen; die Steuer brachte 50 M. Mark ein. Die Ausgabe war 21485 Mark. Darunter die Küche 2680 Mark, und 9000 Mark, welche dem Hochmeister nach Deutschland geschickt wurden.

Das Inventarium der Schlosskirche S. 66 hätte doch wohl mit etwas Besserem vertauscht werden können. Nachricht von einer alten geschriebenen Gesetzsammlung S. 70. Bloß der Anfang: *Von den Frauen Rechte*, wird mitgetheilt; übrigens erfahren wir von

der Sammlung nichts. II. Geschlechtstafel des Markgrafen Albrechts, ersten Herzogs in Preussen. Eine höchst überflüssige Arbeit, kaum ein paar Zahlen anders, als im alten Hübner; neuere Nachrichten, z. B. *Lang bairuthische Geschichte*, sind bey den kurzen Andeutungen in der Tabelle gar nicht benutzt. III. Beyträge zur Characterschilderung Albrechts des Ält., ersten Herzogs von Preussen. Worin Vieles, das gar nicht beweist, was es soll, und oft an die alte panegyrische Manier in Behandlung der Geschichte der Fürsten erinnert. Durch die Urkunden des Anhangs: „Vollmachten der Abgeordneten vom deutschen Orden, Ritterschaft und Städten zur Friedensunterhandlung, mit der Krone Polen vom J. 1524“ sind wir der Entscheidung der Frage über den Antheil der Ordensherrn und des Landes Preussen an der Staatsveränderung, welche der krakauer Frieden herbeyführte, näher gekommen. Der Landtag zu Königsberg bevollmächtigte seine Abgeordneten, alles das, was sie neben dem Hochmeister — im Rath finden werden, das Se. Fürstl. Gnad. ihren Landen und Leuten zu Preussen zu Ehre, Nutz und Gedeihen gereichen mag, dadurch ein endlicher, beständiger, ewiger, christlicher Friede aufgerichtet mag werden, — zu handeln und zu bewilligen; versteht sich, daß der Adel und die Städte noch ihre Privilegien und Freyheiten berücksichtigten.

D. W.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Quedlinburg, b. Basse: *Über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode aus Ansicht der Natur* von L. P. G. Happach, Prediger und Schulinspector zu Mehlingen bey Aichersleben. 1809. 131 S. 8. (16 Gr.)

Die Frage, was es mit dem Leben nach dem Tode für eine Bewandnis habe, hat für den Verstand und das Gemüth eines Jeden, der auf eine künftige Fortdauer hofft, so viel Interesse, daß man gerne darüber nachdenkt. Man würde daher auch dem Vf. dieser Schrift, da er zumal mehr als einmal versichert, daß er darin sich bloß von dem wolle leiten lassen, was die Natur ihn mit Sicherheit lehrt, in diesen Untersuchungen mit Vergnügen folgen, wenn er nicht sich zu oft wiederholte, überhaupt zu redselig wäre, und wenn nicht die vielen Druckfehler, sonderlich in den ersten Bogen, das Lesen und Verstehen nicht so sehr erschweren. Daß der Vf. viele Leser von seinen Meinungen überzeugen wird, muß Rec. bezweifeln. Er tadelt diejenigen, die meinen, gar nichts über die Beschaffenheit eines künftigen Lebens sagen zu können, und beurtheilt zu diesem Zwecke eine Stelle aus einer reinhardischen Predigt, worin es heisst, daß wir von höheren Geistern wenig oder gar nichts wissen: eine Stelle, die doch wenig oder gar nicht hieher gehört, da es ja doch möglich wäre, daß wir viel von der Beschaffenheit unseres Lebens nach dem Tode wüßten, wenn wir auch unwissend über Engel und Erzengel wären. Auch Kunt wird zurechtgewiesen, daß er in seiner allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels theils zu Viel, theils etwas Falsches vom Zustande der Menschen nach dem Tode sage, theils sich auch gerade zu selbst widerspreche. Die Vorstellungen davon, die der Vf. auf dem Wege der Natur gefunden haben will, gehen dahin, daß der Mensch nicht als geistiges Wesen allein, sondern als geistig sinnliches Wesen fortdaure, daß sich bey seinem Tode durch einen Naturprocess ein feiner Körper, wie er ihn gleich in dem ersten Moment seines Entstehens gehabt habe, als Vehikel seines Geistes und Sensorium seiner Seele, welcher mit dem Geistigen seines Wesens unzertrennlich verbunden sey, absondere; dieser feinsinnliche Körper habe die meiste Ähnlichkeit mit der Luft, halte sich also auch, wenigstens eine Zeitlang, in derselben auf, werde da weiter gebildet, und nehme von seinen dereinstigen Umgebungen eben so etwas auf,

was er seiner Natur zum Theil aneigene, wie es hier mit Speise und Trank geschehe; dort werde der Mensch Gelegenheit haben, mit Freyheit zu handeln, wie hier, eben um dort, wie hier, sich wiederum zu höhern Sphären vorzubereiten. Da eine Atmosphäre an die andere grenze: so sey auch für die immer weiter sich bildenden Menschen ein Weg aus dem Kreise eines Weltkörpers in den anderen, welchen der Eine früher, der Andere später zurücklege; da die Verstorbenen sich eine Zeitlang in unserem Durdtkreis aufhielten, auf diesen wirken können; so seyn die Geistererscheinungen, von denen einige doch weder bezweifelt, nach anders erklärt werden können, ganz begreiflich. In der Geschichte z. B., welche Wieland in seiner Euthanasia erzählt, kann man nun leicht begreifen, wie der Luftkörper der Frau v. K., als er in das Zimmer des Pater Cajetan eindringt, nicht nur dort auf diesen Freund wirkt, sondern auch macht, daß der Resonanzboden der dort hängenden Pandora springt. Wenn man nicht mehrere Geistererscheinungen kennt: so liegt nach unserm Vf. das daran, daß nicht alle bekannt werden; aber es kommt auch davon her, daß nicht alle Abgeschiedenen Alles gleich gut können und wollen, indem zwischen ihren Fähigkeiten, ihrer Wirkungsart und ihrem Willen eben ein solcher Unterschied ist, als zwischen den Menschen im gegenwärtigen Leben. Endlich aber hat es auch darin seinen Grund, daß sie, wie hier die Menschen, unter einer Oberherrschaft in einem ordentlichen Reiche stehen, daher ihren Obern, die ihnen vielleicht Manches verbieten, gehorchen müssen. Denn man muß sich die Verbindung dort gerade so denken, wie hier. Kleinere Gesellschaften machen zusammen eine grössere aus; jede hat ihren Vorgesetzten, welche alle unter Einem stehen, der von der Gottheit noch unterschieden werden muß. Wie fern die Beweise, wodurch der Vf. diese Meinungen zu unterstützen sucht, den Lesern überzeugend seyn werden, will Rec. hier nicht erwägen: nur muß er hinzufügen, daß sie nicht einmal vollständig geführt werden, sondern daß sich der Vf. sehr oft auf eine andere Schrift beruft, worin er schon mehreres hieher Gehörige ins rechte Licht gesetzt haben will, nämlich auf seine *Materialien für die Erfahrungsseelenkunde*. Die Weitschweifigkeit dieser Schrift wird übrigens noch dadurch vermehrt, daß sie von S. 66 an in dialogischer Form abgefaßt ist. Dir.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 D E C E M B E R, 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: Pallas.
Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst,
herausgegeben von R. v. L. 2 Jahrg. 1810. 1—
7tes Stück. 8. (der Jahrg. 6 Thlr.)

Diese Monatschrift fährt fort, für die neuere Geschichte authentische Materialien zu sammeln, das Beste, was in den gebildetsten europäischen Staaten für Staats- und Militär-Wissenschaft geschieht, anzudeuten, und selbstgedachte Aufsätze in diesen Fächern bekannt zu machen. Der Redacteur behauptet den Charakter der Unparteylichkeit; und wenn er auch in der Staatswissenschaft unseren Grundsätzen nicht entspricht: so sind doch seine Kenntnisse in den Kriegswissenschaften desto hervorspringender.

Das erste Heft enthält folgende besonders merkwürdige Aufsätze: I. *Du papier monnoie, et des moyens de le supprimer*, par J. C. L. Simonde de Sismondi, membre de plusieurs Académies. Dieser im 2ten Heft fortgesetzte Aufsatz war uns eine erfreuliche Erscheinung. In einer Zeit, wo außer Frankreich fast alle anderen Staaten an der Papiernoth leiden, täglich an ihrem Nationalreichtume abnehmen, wo noch Schriftsteller, wie Herrnschwandt und sein Übersetzer, behaupten, das Heil der Staaten hinge von der Thätigkeit der Assignatenpressen und von der Verschwendung unabhängiger Verzehrer — der Fürsten — ab: da ist es vortheilhaft, daß ein Sismondi auftritt, und die Lehre vom Gelde im klaren Lichte darstellt. — Die Noten aber, welche R. v. L. dem Texte hinzugefügt hat, scheinen nicht auf eine richtige Theorie vom Gelde gegründet zu seyn, wie die Folge ergeben wird. Der Vf. trägt folgende, unserer Überzeugung nach, einzig wahren Hauptgrundsätze in der Lehre vom Gelde vor, womit auch Smith und Soden übereinstimmen: „Die Erfindung des Papiergeldes scheint besonders in unserm Zeitalter eine allgemeine Sucht der Souveräne zu seyn. Alle europäischen Staaten, große und kleine, haben sich nach der Reihe dieser Calamität unterworfen, und die ärmsten haben mit großer Eile aus dieser täuschenden Quelle des Reichthums geschöpft. Alles Nationalvermögen ist dadurch schwankend geworden; man setzte den Credit an die Stelle des Besitzthums; Furcht erschuf Gefahr, und in den mehrsten Staaten enthielt die Reduction der Papiermünze den höchsten Grad des allgemeinen Elends, und ersetzte die Stelle eines schelnbaren Reichthums durch gewisse drücken-

de Armuth u. s. w. Aller Papierfabrication liegt die falsche Idee zum Grunde: daß aller Geldwerth auf Zutrauen beruhe, und daß der Credit die schaffende Kraft alles Numerären sey. Der Credit schafft aber nichts, und bringt nur Capitale in Umlauf. Das einzige wahre Geld (Gold und Silber) verdankt seinen festen Werth nicht der Meinung, sondern seiner Gediegenheit und der Arbeit, durch welche es aus dem Schoofse der Erde ans Licht gefördert wurde. Das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Bedarf an Gold und Silber hat seinen Preis fixirt.“ — Hier müssen wir bemerken, daß der Silber- und Gold-Werth nicht für ganz fixirt anzunehmen ist, und jetzt gegen die Periode vor der Entdeckung von Amerika wie 1 zu 6 sich verhält (Smith Th. I, S. 373). Ohne Widerspruch aber ist der Werth edler Metalle der stabilste unter allen übrigen Tauschmitteln, deren sich Nationen bedienen haben. Wenn es aber heißt, der Credit erschafft nichts: so dürfte dies wohl nicht ganz richtig ausgedrückt seyn. Unter Privatpersonen ist Credit neben dem Gelde die Seele des Handels. Der Staat sollte nie vom Credit ohne Noth Gebrauch machen, denn er setzt ihn nur zu oft in Dependenz von seinen Gläubigern. „Bey den edeln Mitteln ist ein reeller Werth ein Theil des Nationalvermögens, der unveränderlich und unzerstörbar ist, bestimmt, alle anderen zu messen und zu repräsentiren. Indem man Korn gegen Gold und Silber, oder Vieh, oder Grundgüter u. s. w. umsetzt: tauscht man Reichthum gegen Reichthum, Sache gegen Sache, und nicht Reichthum gegen Zutrauen aus. Der feste Werth des Numerärs ist das Wesentliche desselben, und dies macht unstreitig das edle Metall zur Münze der Welt. Unterdeß die Souveräne stets die falschen Münzer mit gerechter Strenge bestraft haben: sind sie verleitet worden, ohne Berechnung der traurigen Folgen, die allertäuschste Münze — Papiergeld — auszugeben. Das Beyspiel der Privatbanken ließ sie wähnen, sie könnten, was ihre Unterthanen aus freyer Wahl thäten, ohne Bedenken befehlen.“ — Dann fährt der Vf. fort, den Unterschied zwischen Privat- und Staats-Banken, ingleichen die Mißgriffe mit dem österreichischen Bankogelde zu zeigen, und schließt mit der Behauptung: *jede neue Emission von Bankozetteln zöge eine Exportation neuer Species nach sich.* — Hier macht R. v. L. die Bemerkung: Uns scheint es mit dem Papietgelde zu seyn, wie mit dem Schießpulver, sein Nutzen oder Schaden hängt vom weisen Gebrauche ab, den man davon macht. Wir fügen hinzu, daß, sobald Regierungen sich mit Papier-

gelde beschaffen, sein Gebrauch jedesmal so gefährlich ist, wie der des Pulvers in unkundiger Hand, sein Nutzen beschränkt sich bloß auf den Wechselcours der Privatleute. — S. 14 meint R. v. L., daß es nicht unnütz sey, den Nutzen des Papiergeldes theoretisch zu prüfen, da nach Verschiedenheit der Staaten und ihrer Eigenheiten sich die Erscheinungen anders gestalteten, welche das Papiergeld darstelle. Besonders sey England nicht aus den Augen zu verlieren. Wir glauben, Staatspapiergeld sey in jedem Staate ein Übel, in einem nur weniger, wie im andern, je nachdem der eine mehr oder minder selbstständig ist, wie der andere. — Der Vf. fährt dann fort, das russische Staatspapiergeld zu kritisiren, und sagt unter andern: „Es ist eine Sonderbarkeit, daß die Bank von Rußland nicht auf Silber, sondern auf Kupfer basirt ist, und daß die ausgegebenen Bankbilletts wirklich in Kupfergeld realisirt werden. Man sollte glauben, da diese Bank ihr Versprechen hält, sie sey solider, wie die übrigen: aber es ist doch nichts damit, indem die Nation auf zwey verschiedene Numerärs eingeschränkt ist, von welcher das eine so wenig taugt, wie das andere; das überflüssige Kupfer findet nicht so, wie Gold und Silber, stets eine Nachfrage und Käufer.“ In der Fortsetzung (im 2ten Heft) sagt Hr. Sismondi sehr wahr: „Alle und jede Art von Numerär, dessen innerer Werth nicht dem äußeren entspricht, ist in einem gewissen Gesichtspuncte dem Papiergelde gleich. Man darf nicht anstehen, um die Sicherheit des Eigenthums und des Handels herzustellen, alle diese trügerischen Scheinmünzen abzuschaffen, und sie auf ihren Gehalt an feinem Silber oder auf den Marktpreis des Kupfers herabzusetzen.“ — R. v. L. macht hierüber die Bemerkung, daß, wenn der Schlagschatz vernachlässigt würde, der die Münzkasten enthielte, alle Gold- und Silber-Münzen eingeschmolzen werden würden. Aber dies könnte nur der Fall seyn, glauben wir, wenn ein großer Mangel an ungemünztem Gold und Silber vorhanden wäre, welches man zu Gefäßen gebrauchen wollte; sonst wäre doch wahrlich kein Grund zu dieser Umschmelzung abzusehen, da Niemand für einen Ducaten als eingeschmolzenes Gold mehr einkaufen würde, als wenn dieser Ducaten ein Gepräge hätte. — Der Vf. fährt fort und fragt: „Womit will man aber die Species wieder in Umlauf bringen, welche das creditlose Papiergeld außer Umlauf gesetzt hat? Nur durch die Vernichtung des letzteren (antwortet er), denn in diesem Falle verlangen wir ja nicht, daß der Privatmann seine Metallspecies in den Schatz bringe, sondern daß er nur im Cours nichts anderes, als gutes Geld, gebrauchte. Jeder wird so gut bezahlt werden, als er selbst bezahlt. Die Bankiers werden sich beeilen, für ihren Credit im Auslande Species kommen zu lassen u. s. w.“ R. v. L. macht hierüber wieder eine Bemerkung, die wir nicht unterschreiben: Wo soll (sagt er) der Credit der Bankiers herkommen, wenn durch die Vernichtung des bisher üblichen Papiergeldes der ganze Credit der Nation todtgeschlagen wird?

Baares Geld muß im Auslande so gut gekauft werden, wie jede andere Waare; und womit soll nun dies zu kaufende baare Geld bezahlt werden, wenn der bedürftige Staat keinen Activhandel hat, d. h. keine Waare, deren das Ausland in Menge bedarf? — Wir halten dafür, daß es ein solches Land gar nicht giebt, welches keine Waaren ins Ausland sendete; und der Saldo, den es für diese Waaren vom Auslande liquidirt, und bey seinen einheimischen Bankiers discountirt, ist die Basis des Credits seiner Bankiers im Auslande. Existirte ein Land, welches gar nichts in die Nachbarschaft verkaufte, daher gar nichts daselbst zu fordern hätte: so würden seine Bankiers auch gar keinen Credit im Auslande haben, es möchten Species oder Bankozettel in diesem Lande rouliren. Werden demnach in einem Lande, wo bemalte Papierschnitzel Landesmünzen waren, solche ins Feuer geworfen, Metallspecies dafür ausgegeben: so kann der Bankier vom Auslande seinen Saldo in Metallgelde verlangen, anstatt daß er sonst mit dem Landespapiergelde abgefunden werden konnte. Übrigens würde z. B. das Haus Fries in Wien im Fall der Reduction der Bankozettel gewiß nicht seinen Credit auf der Börse in Hamburg verlieren, wenn es auch auf diesem Geldmarkte für den Augenblick nichts zu fordern hätte, und dieselbe nämliche Haus würde gar nicht anstehen, Gold- und Silber-Geld im Auslande zu kaufen, wenn damit auf dem Geldmarkte in Wien viel zu verdienen wäre. Unstreitig hat Sismondi Recht, und wir haben nicht gehört, daß in Illyrien, wo alle Bankozettel cassirt sind, solch große Unheil geschehen sey, als R. v. L. für unausbleiblich zu halten scheint. Wahrlich, es giebt nur eine Radicalcur alles Papiergeldunwesens, es ist die augenblickliche Vernichtung. Mögen Einzelne dabey verlieren, das Ganze gewinnt, und bey allen Palliativen verliert der Einzelne nach und nach eben so viel, als er bey einer Radicalcur auf einmal verliert! Man lasse sich nicht dadurch irre machen, daß in manchen Staaten, deren Souveräne seit langer Zeit ein festes System consequent befolgten, es seit 40 und mehreren Jahren eingeführte Papiergeld mit dem Silber auf gleicher Höhe des Werths steht, so wie in Sachsen die Cassenscheine. Es bedarf nur einer Veränderung in der Person des Monarchen, des Systems, oder eines unverbüßbaren Länderverlustes; und dies Papier fällt auf Null. Preußen hat der Welt diese Erscheinung dargestellt, da seine Staatspapiere, welche vor dem Kriege mit dem Metall gleich standen, nach der Schlacht von Jena auf 45, 40, 30, 25 p. C. fielen. — Da dieser Aufsatz der gehaltvollste in allen 7 Heften ist: so haben wir uns bey der Kritik gern verweilt, und schliessen solche mit der Behauptung: daß Frankreich darin seine größte Stärke habe, daß hier das richtigste Verhältniß zwischen Numerär und Sachen existirt, weil nur Metallgeld im öffentlichen Cours verliert, und der Kaiser feyerlichst erklärt hat, er würde nie ein trügerisches Papier an die Stelle setzen.

II. Über die Ausführbarkeit einer englischen Expe-

dition gegen Kronstadt und Petersburg. In diesem Aufsatze wird ausführlich mit Hülfe eines Situationsplans gezeigt, daß es nicht möglich sey, Petersburg zur See zu nehmen, 1) „weil die Insel, worauf Kronstadt und Kranslot erbauet sind, in der Mitte des finnischen Golfs liegt, und mehrere Hindernisse auf beiden Seiten der Insel den Eingang in den Golf theils durch Forts, theils durch versenkte Schiffe sperren; 2) weil die Eroberung dieser Insel nicht von Nutzen seyn würde, um nachher Petersburg zu bombardiren, indem nicht einmal Kauffahrteyschiffe, um wie viel weniger Kriegsschiffe, in die Newa einlaufen könnten.“

III. *Der General John Moore.* Er wird sowohl als ein Mann von großer Bravour, als auch von Talent und Kenntnissen geschildert. Dieser Aufsatz wird durch die Darstellung der Operationen dieses englischen Feldherrn in Spanien besonders interessant.

IV. *Monatliche Handelsberichte aus England.* Sie sind deshalb von Wichtigkeit, weil man daraus erfährt, daß im Februar 1809 in England nach Colonialwaaren Nachfrage gewesen, und mit Archangel ein lebhafter Handel geführt worden sey.

Das 2te Heft enthält, außer der Fortsetzung des Aufsatzes von *Sim. de Sismondi*, noch eine sehr unterrichtende Darstellung des Wesens eines französischen Generalstabes von *Grimoard*. Man lernt daraus, daß folgende Gegenstände zum Ressort des Generalstabes gehören: 1) das Proviant-, Fuhr- und Lazareth-Wesen; 2) Dislocationen der Truppen, Anordnung ihrer Marsche und Bewegungen, Approvisionirung und Befestigung der Festungen in Feindes Land; 3) Communicationsbureau aller Befehle für die Armee; 4) Centralpunct für alle und jede Meldung; 5) Führung der Correspondenz mit dem Kriegsminister, Commandanten, Intendanten etc.; 6) wo Journale, Bülletins, Charten, Pläne der Marsche, Schlachten entworfen werden; 7) wo über Auswechselung, Transportirung, Vertheilung und Abführung der Kriegsgefangenen unterhandelt wird; 8) wo Forderungen liquidirt, Certificate visirt und Streitigkeiten entschieden werden. Der Generalstab besteht 1) aus dem commandirenden General, 2) Chef des Generalstabes, 3) Generaladjutanten und deren Adjoints, 4) Ingenieurs géographes, 5) General-Wagenmeistern, 6) Commandanten der Artillerie, 7) Commandanten des Genie-Corps, 8) Commandanten der Gensdarmmerie, 9) den Intendanten und Kriegs-Commissären, 10) dem Kriegszahlmeister, 11) dem Oberarzt, 12) dem General-Chirurgus, 13) dem Director der Cassen. Ehemals waren diese Geschäfte des Generalstabes 3 Chefs zugetheilt, dem *maréchal des logis de l'armée*, dem *major générale*, dem *maréchal des logis de la cavallerie*. Dies wird für zweckmäßiger gehalten als die jetzige Verfassung, welche nur einen Chef an der Spitze hat, indem dieser das Ganze weder übersehen noch umfassen könne. — Diese Meinung theilen wir nicht mit dem Vf., besonders da wir wissen, daß die Excentricität, welche durch die General-Quartiermeister bey Jena in die Operations-

pläne der preussischen Armee gebracht wurde, ein starker Grund mit zum Verlust der Schlacht war. Der General-Quartiermeister muß freylich für jeden besonderen Geschäftszweig einen Chef anordnen, aber das Ganze zu lenken und zu centralisiren ist Einer nothwendig.

Im 3 Heft sind die *Auszüge aus den Elementen der Staatskunst von Adam Müller* und aus dem *Geist der neuen preussischen Gesetzgebung von Woltmann* von Wichtigkeit. *Adam Müller* würde ohnstreitig durch seine Schriften mehr nützen, wenn er sich nicht so sehr bestrebt, seine Ideen in einer neuen Sprache vorzutragen. Es wird nicht an Lesern fehlen, die seine Paradoxen mißverstehen, an Gelehrten, die an die Schule gewöhnt sie mißdeuten, an Kritikern, die durch den darin herrschenden absprechenden Ton empört, sie lächerlich zu machen suchen werden. Dessen ungeachtet scheint uns selbst in den auffallendsten dieser Paradoxen doch viel Wahres zu liegen, wovon wir Einiges ausheben wollen. „*Si vis pacem, para bellum!*“ d. h. der Kriegszustand ist eben so natürlich, als der Friedenszustand; der Staat ist allenthalben beides zugleich: ein liebreiches und ein streitendes Wesen; und der Gedanke, der Muth des Kriegs muß alle Familien, alle Gesetze, alle Institutionen des ganzen Friedens durchdringen. Oft ist gerade die Trägheit, die Friedenstheorie des Staats gefährlichster Feind (das lehrte uns die Erfahrung 1806).“ Dies ist sehr wahr, und diejenigen, welche durch eine Universalmonarchie zum ewigen Frieden gelangen wollen, würden, wenn ihr Ziel erlangt werden könnte, zum ewigen Schlafe gelangen. „Die Ehe- und Familien-Verbindung sind die Grundlagen aller Staaten. Alle Gesetzgebung der Welt hat von jeher geschwankt zwischen den beiden Verhältnissen, dem Zeitverhältniß, Alter und Jugend, und dem Raumverhältniß, Mann und Weib; sie hat bald dieses bald jenes ihren politischen Institutionen zum Grunde gelegt, fast alle antiken Verfassungen sind patriarchalischer Natur. Der Adel soll das Unsichtbare, die Macht der Sitte und des Geistes im Staate repräsentiren, und so ist er in der Ehe, welche Staat heißt, was die Frau in der Ehe im gewöhnlichen Verstande ist.“ Wollte man auch dies zugeben: so wird dadurch noch nicht der Erbadel, den das Vorurtheil einer vornehmen Abkunft erschuf, gerechtfertigt, sondern der Verdienst-Adel kann mit größerem Recht die Stelle der Ehefrau im Staate repräsentiren, und die Macht der Sitte erhalten. „Jede Sache, wie jedes Gesetz, wie jede Person im Staate, hat ihre Eigenschaften, ihre Persönlichkeit, die sie geltend macht, und mit der ihr eigenthümlichen Freyheit behauptet. Jedes Individuum, so zum Staate vermöge seiner Thätigkeit gehört, ist Person und auch zugleich Sache. Als Person besitzt es, als Sache wird es besessen (benutzt), jeder einzelne Bürger ist eine Sache, welche die große Person, der Staat, besitzt. Dieser Besitz ist kein einseitiges Festhalten (Leibeigenthum), sondern ein *gegenseitiges Wechselwirken*.“ Diese scheint der Schule vielleicht paradox; wir ziehen

aber die Folge daraus, daß Hr. Müller mit Recht die staatswirthschaftliche Distinction zwischen productiven und unproductiven Staatsbürgern verwirft. — „Staaten, lebendige, organische Staaten, die gleichsam große Menschen sind, menschlich an Körperbau, Gemüths- und Denk-Art, Bewegung und Leben, sollen unabhängig und frey seyn wie das Individuum im einzelnen Staate. Jeder organische Rechtsstaat muß beschränkt seyn im Raume, wie es schon die Natur durch den Bau der Erdoberfläche zu erkennen giebt, damit er ein lebendiges abgeschlossenes Individuum seyn könne. Als Individuum tritt er nun mit den anderen großen Individuen in einen fortwährenden großen Rechtsstreit der Nationalfreyheit gegen die Nationalfreyheit. Dieser Rechtsstreit ist aber zu groß, als daß der einzelne Mensch oder der einzelne Buchstab weiter darin Richter seyn könnte. Wenn es überhaupt einen Staat geben soll, so muß es mehrere Staaten und einen nie nachlassenden lebendigen Umgang dieser Staaten geben.“ — Dies ist das Beste, was wir noch über die Unzulässigkeit der Universalmonarchie gelesen haben, welche die cultivirte Menschheit offenbar Rückschritte machen lassen, oder zu einer ewigen Kindheit verdammen würde. Sehr genial ist noch die Ansicht des Vfs., welche er von der Staatswirthschaft giebt. Wir unterschreiben seine Grundsätze, nur nicht die, welche er über das Papiergeld hat, welches er als Zeuge hohen National-Sinns aufführt, und meint, es fessele den Menschen an den Boden. Wahr ist dies in der Idee. Wenn alle Menschen durchaus moralisch wären und ehrlich: so könnte jedes werthlose Zeichen das Geld ersetzen und die Sachen vorstellen; da aber dieses nicht ist: so kann nur ein wichtiges Unterpfand diese Stelle einnehmen.

Auch der Aufsatz von *Woltmann über den Geist der neuen preussischen Staats-Reorganisation* gewährt viele richtige Ansichten. Die Grundregel für alle Staaten wäre so abzufassen: Sichert Gleichheit und Freyheit und ihnen unbeschadet gebt der Ungleichheit und Freyheit Raum zur höchsten Entwicklung. Damit aber die gestattete Ungleichheit nicht der geheiligten Gleichheit Abbruch thue, schaffet keine Ungleichheit, und gestattet solche, welche die Organisation der Einzelnen und die sich entwickelnde Individualität von selbst mit sich bringt. Darauf beruht das reine Staatsrecht. Diesem reinen Staatsrecht wird das der Erfahrung entgegengesetzt, worin unter anderen der Erbadel als durchaus unverträglich mit jenem sich darstelle. Beide sollen mit der Zeit

sich nähern und eines in dem anderen aufgehen. Der neufranzösische Adel scheint dem Vf. ein solches Amalgama zu seyn, indem er sagt: „Dieser Adel giebt keine Rechte, welche nicht alle Bürger hätten; er stiftet nur Edelleute, nicht adliche Familien, und begünstigt daher nicht Vorurtheile, die der Ungleichheit so sehr Hohn gesprochen haben etc.“ Dem Edacteur R. v. L. ist Erbadel in *Adam Müllers Sinn*: Ein göttlich-religiöses, durch das Wesen der Familie von Hause aus begründetes Institut. Wir glauben, daß es ein heiliges religiöses Gefühl sey, das Streben der Nachkommen, den ruhmwürdigen Vorfahren ähnlich zu werden, daß Niemand dem Sohn eines berühmten Mannes dieses Gefühl so wenig als seine Abkunft nehmen könne, daß der Staat sich in die Stiftungen nicht zu mischen habe, welche zur Erhaltung dieses heiligen in dem Wesen der Familie begründeten Gefühls von der Familie fundirt werden; daß aber auf der anderen Seite der Staat auf dieses Gefühl für den Ruhm der Ahnen nichts pränumeriren dürfe, weder an Ehre, noch an Begünstigung, noch an Amt und Würde. Das Beste, was über die Institution des neuen französischen Erbadeis gesagt worden, hat Hr. *Buchholz* in der arithmetischen Staatskunst gesagt, worin er diesen neuen Adelen Anreger der National-Ökonomie nennt. Hr. *Woltmann* sagt ferner, daß die Tendenz der politischen Revolution, welche jetzt der gebildeten Welt bevorstehe, keine andere sey, als die Erledigung der ursprünglich deutschen Nationalfreyheit von den Fesseln der Feudalität und eine damit zusammenhängende Reformation der christlichen Kirche. — Da neue preussische Verfassung wird als eine Annäherung zu dem reinen Staatsrecht gepriesen. Die neu auf gleichen Grundsätzen beruhende Conscription zum Soldatendienst; die Umformung der Regierungs-Organen, deren Grundeigenschaft die Tendenz nach Verbindung der freyesten Entwicklung der Individualitäten mit dem schützenden Zwange der Einheit für die Gesamtheit sey; die Verbannung aller Feudalität, soll diese Annäherung verbürgen. — So wenig wir gegen die Reorganisation des preussischen Staats im Ganzen etwas einzuwenden haben: so müssen wir es doch als auffallend bemerken, daß die Conscription noch nicht eingeführt, die Errichtung eines gesetzvorschlagenden Körpers noch nicht stattgefunden, und die Patrimonial-Jurisdiction, die Hauptunterlage der Feudalität, noch nicht hinweggeräumt ist.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Salfeld: *Die Kunst mancherley Gegenstände aus Papier zu formen.* Eine bereits anerkannte (?) nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. Von D. *Heinrich Rockstroh*. 1810. Mit 20 theils illuminirten Kupferblättern. IV u. 48 S. 4. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wenn Kinder sich die Zeit damit vertreiben mögen, Häuser, Thürme, Stühle, Tische, Commoden u. s. w. aus Papier zu schnitzeln, zusammenzuleimen, und endlich zu bemalen: so finden sie hier Anleitung dazu, und es läßt sich we-

nig dagegen einwenden. Nur verhüte man, daß sich das junge Volk mit Scheren und Messern gefährlich verletzt. Woher aber der auf dem Titel angezeigte Nutzen dieser Beschäftigung für Kinder eigentlich kommen soll, das, gesteht wohl ihm nicht einleuchtend; ja die ganze Sache scheint Spiel betrachtet, viel zu ernst behandelt, und als etwas Erntes angesehen, ist sie dem Spiel zu nahe verwandt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 D E C E M B E R , 1810.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comtoir: *Pallas*.
Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst,
herausgegeben von R. v. L. u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das 4 Hest ist besonders interessant wegen der Materialien zur Geschichte des letzten österreichischen Feldzugs und der Rechtfertigung des Erzherzogs Johann wegen der ihm beygemessenen verlorenen Schlacht von Wagram, wegen der Übersicht der Kriegswissenschaft im Jahr 1808, worin der berühmte *Hoyer* beweiset, dass die Siege der Napoleoniden nicht auf einem neuen Kriegs-System, sondern auf einer trefflichen Anwendung alter Regeln der Kunst und auf den unerhört einfältigen Gegenoperationen beruheten. — In dem Aufsatz über *bessere Verpflegung der Krieger im Frieden*, sind sehr zu beherzigende Vorschläge enthalten, um den Soldaten zu beschäftigen und menschlich zu verpflegen. Nicht so interessant scheint uns die Conferenz in einem Staatsrath über *Conscription*, da hier längst bekannte und recipirte Grundsätze durch gänzlich nichtige Einwürfe eines Hn. C. nicht widerlegt werden.

Das 5 Hest enthält einen Aufsatz, den wir in der *Pallas* zu finden nicht geglaubt hätten; er führt den Titel: *Flüchtige Bemerkungen über die Apologie des Adels etc.* und enthält eine leidenschaftliche, witzig seyn sollende Replik gegen diese Schrift. Wie wenig der Vf. kompetenter Richter sey in dem Streite über die Nothwendigkeit des Erbadels als Staatsinstitut, giebt er durch folgende Stelle zu erkennen: Mit dem Rathe des Behemots, das Institut der französischen Ehrenlegion nachzuahmen, sieht es löstig aus, seitdem Napoleon den Erbadel wieder hergestellt hat." Man sieht daraus, dass der Conciipienten alten deutschen schriftfässigen Erbadel, mit dem neuen französischen Geldadel parallelisirt. — Dagegen ist der Aufsatz: *Übersicht der Finanzverhältnisse im Jahr 1809*, vortrefflich. Um nicht zu weitläufig zu werden, führen wir nur folgende Bemerkung, Preussen betreffend, aus demselben an: „Wie Preussen sey seinem Beginnen, in Rücksicht der Domaineneräußerung, offenbare Rückschritte aus den Ansichten der Zeit zu neuer Vorliebe für seine alte Verfassung gethan hat: so scheint es öfter in seiner, so hweren neuen Laufbahn zu einem rühmlichen und mit Ernst verfolgten Ziele auf halbem Wege stehen zu bleiben, bey sehr ehrlich gemeinten neuen Orga-

nisations-Verfuchen. Die alte schädliche Vorliebe für das Militärwesen droht von neuem vorherrschend zu werden. Die Militärform überwältigt noch immer den Bürgergeist, und macht hier und da unnöthige Finanzopfer unentbehrlich. Die öffentliche Ankündigung eines gleichen Conscriptions-Systems mußte bald der stillen Rückkehr zu der alten Canton-Verfassung und der heimlichen Beybehaltung derselben weichen. So verkündigen die Statuten, welche die neue Organisation des Staats und die Verfassung der höchsten Staatsbehörden bekannt machen, dass jener sich nicht zu einem tüchtigen organischen, in allen seinen Punkten zu gemeinschaftlichen Zwecken vereinigten und moralischen Ganzen vereinigen wolle und constituiren werde, wie sich z. E. durch die Ernennung der Oberpräsidenten ergibt, dass überall ein gesetzlich zersplittertes Interesse, überall der alte Provinzial- und einseitige Standes- und Lebensstand, Unterschied, überall einzelne Fürstenthümer etc. mit eigenem Nationalinteresse durch einen König vereinigt, aber kein Königreich vorhanden seyn würde."

Im 6 Heste ist unstreitig der *Handels-Bericht* der wichtigste Aufsatz, worin das unwidersprechlich widersinnige von den Engländern angefangene Blockade-System gehörig gewürdigt wird. Auffallend ist es aber, dass man in England den Nachtheil gar nicht zugeben will, der ihm durch die französischen Sperrungen des Continents zugefügt wird. So rühmt sich England williger Zufuhr russischer und französischer Producte, und das Monthly Magazine führte an, dass in einer Woche des Mays 1809 in dem Zollhause zu London 14000 Gallionen Brantwein aus Frankreich angekommen; dass in den vergangenen Jahren 4 Millionen Pfund Sterling baares Geld mehr ein als ausgeführt worden, versicherte Hr. Rose dem Parlament.

Aus dem 7 Heste bemerken wir nur noch, um diese Recension nicht zu weit auszudehnen, dass sich in dem Aufsatz: *Übersicht der Finanz-Verhältnisse*, Irrthümer in Hinsicht Preussens befinden. Es heisst darin S. 65: „Das preussische landständische Pfand-System, welches in seiner fehlerhaften und unglücklichen Anlage eine Unendlichkeit seiner Ausdehnung enthält, hat durch die Noth der Zeit eine doppelte neue Anwendung theils durch das holländische Anlehn, theils durch die Ausdehnung auf Rustical-Grundstücke in Ostpreussen erhalten, die für Schlessien wenigstens in öffentlichen Schriften vorgeschlagen worden ist." In Beziehung auf dieses so nachtheilige besonders schlessische Provinzial-Credit-

Aaaa

System verdienen noch die Resultate erwähnt zu werden, die aus den Summen hervorgehen, welche den jährlichen Handels- und Fabriken-Gewinn Schlesiens angeben. Man muß nach von Eggers Reisen 3 Theil die zwey äußersten Grenzpunkte dieser Angaben zusammenfassen, um den Abstand des wirklichen Gewinns von dem scheinbaren und den verderblichen Trug darzustellen, welchen große erstaunliche Summen hervorbringen: In den 3 Jahren 1747, 1748, 1750 betrug der Handelsgewinn Schlesiens im Durchschnitt jährlich 2,116000 Thlr.; $\frac{1}{3}$ im Kriege 2,330000 Thlr. Dagegen $\frac{1}{3}$ 1,410000 Thlr. Wir übergehen die Folgerungen aus diesen Resultaten der von Eggerschen Berechnungen, indem wir solche als irrig erkennen, wobey wir auf das statistische Werk: *Schlesien wie es ist, von einem Österreicher*, verweisen. Wahrscheinlich hat von Eggers seine Berechnung aus Krugs Werk vom National-Reichthum genommen, der bekanntlich bey Berechnung des Werths der Exporten nur den Betrag des rohen Products zu Gelde angegeben hat, den das Fabricat enthält. Jedem Unterrichteten ist es bekannt, daß, abgesehen von dem täuschenden Nennwerth des Geldes, Schlesiens Producten- und Fabricaten-Ausfuhr 1803 viel höher stand, als 1747. Übrigens geben wir dem Vf. darin Recht, daß das Creditwesen den Nominal Geldwerth gerade um so viel erhöht hat, als Pfandbriefe emittirt wurden; dennoch aber dürfte es unter den jetzigen Umständen ein nothwendiges Übel genannt werden, die geistlichen Domainen- und freyen Rustical-Güter mit in das System zu ziehen, um dadurch Zahlungsmittel zu erhalten. Denn wenn nun einmal Numerär-geschaffen werden soll: so ist es doch wohl besser, ein solches zu erhalten, dem Grund und Boden, als ein anderes, dem leere Worte zum Rückhalt dienen.

Ka.

DARMSTADT, gedr. im Jahr Christi 1810: *Allgemeines Lehrbuch der alten*, bey den Aposteln üblich gewesen, und von dort an bis hierher von so vielen Menschen und auch selbst von sogenannten Christen mißverstandenen *wahren christlichen Religion*, oder *ächt apostolischen Lehre*. Umfassend den Hauptgrund der ganzen sogenannten allgemeinen Kirche, in ihren so verschiedenen Theilen oder Lehrsystemen. Oder: Aufruf zu allen Landen, und Völkern und Sprachen, zu allen Geschlechtern, und zu allen Orten der Erde, da man ist, und da man wohnet, oder auch noch künftighin wird wohnen, sowohl diesseits als auch jenseits des Grabes. Enthaltend ein ewiges Evangelium. Verkündigt durch Franz Otto, zum Zeugniß über alle Völker. X und 438 S. 8.

Am besten vergleicht man diese Schrift mit dem fünften Buche Moses, Deuteronomion genannt. Denn so wie dieses eine Mischnah oder Wiederholung des Gesetzes war: so soll jene eine Wiederholung der ganzen heiligen Schrift und mithin dieser selbst gleich

zu setzen seyn. Daß wir uns in dieser Ansicht des Buchs nicht irren, mögen folgende Äußerungen des prophetischen Vfs. beweisen. S. 10: „Dieses sind die Worte, die da verkündigt werden durch Franz Otto, der sich zu Gott dem Allerhöchsten naht in Christo Jesu unserem Herrn — Mein Gebet ist erhört bey Gott dem Allerhöchsten, der mich gesandt zu predigen, zu allen Landen und Völkern und Sprachen, zu allen Geschlechtern und zu allen Orten der Erden, da man ist, und da man wohnet, oder auch noch künftighin wird wohnen, sowohl diesseits, als auch jenseits des Grabes. Daß ich aber dieses sage, das sage ich, nicht um mir dies Zeugniß beyzulegen, sondern daß ich Zeugniß gebe dem, der mich gesandt hat.“ S. 50: „Ich will mich meines Gottes rühmen, und ich darf für ganz gewiß und mit Wahrheit sagen: Mein Gott ist mir gnädig; denn er hat mir seine Wege geoffenbaret, und hat mir geringer solche große Dinge, daß mir ist bange geworden, davon zu reden, ehe denn ich wußte, wie und was ich reden oder schreiben soll“ u. s. w. S. 56: „Da mir nun aber bewußt ist, meine Vielgeliebten! daß *mancher Leser hier verschiedene Capitel durch das lange Weile haben möchte*, diese wenige Capitel aber, um der Wahrheit willen, die auch sie enthalten, nicht zu verwerfen sind, sondern eigentlich hier gehören: so ersuche ich jeden Wahrheitsforscher in Geduld zu stehen, denn wir werden nun bald weiter in der Sache kommen, und von solchen Dingen reden, die bisher der Welt noch ganz verborgen sind. — — Nun aber, da ich mehr gearbeitet habe im Wort Gottes, als Tausende vor mir: so wird es nicht mehr viele Mühe kosten, und mich wenig Geduld mehr nöthig seyn, die wahre christliche Religion oder ächt apostolische Lehre zu kennen, oder dieselbe zu studiren, da solche offenkundig und klar in diesem Buche beschrieben ist, und man dasselbige nur mit Andacht zu lesen braucht, und den Inhalt nicht vergessen.“ S. 57: „Ob zwar ich aber viel gearbeitet habe, und daher manche Menschen von mir sagen möchten, ich hätte mir viele Mühe gegeben; so wie mir schon dies Compliment gemacht hat werden wollen: so kann ich dennoch nicht umhin, zu sagen, daß alle meine Mühe und Arbeit nichts genützt haben würde, wenn Gott sie nicht gesegnet hätte von oben herab. Denn aus einem Geiste würde ich die Wahrheit nicht gefunden haben, sondern nur durch Gottes Geist ward sie mir offenbar.“

S. 429: „Wenn nun der Inhalt dieser Schrift irgend Jemand nicht gefallen möchte: so ist es nicht meine Schuld, sondern solches ist die Folge dessen, was geschrieben steht in der heiligen Schrift; und wenn der Inhalt dieser Schrift manchen Lehren widerspricht: so ist es die h. Schrift, die denselben Lehren widerspricht, als auf welche h. Schrift diese Schrift hier ist gegründet.“ S. 432: „Da mir nun bewußt ist, daß der Inhalt dieser Schrift hier Wahrheit ist, und die Wahrheit übrigens auch selbst bewiesen ist, warum sollte ich nicht selbst sagen dürfen, oder es

für mich unschicklich seyn, es zu sagen, daß der Inhalt dieser Schrift hier Wahrheit ist, sondern es erst darauf ankommen lassen müssen, was Andere davon sagen, urtheilen oder der Meinung sind, deren Urtheile doch oft krumm oder schief, kreuzweis oder überzwerg sind, je nachdem es Männer sind!" S. 437: „Denn ob zwar ich von der Welt hiezu nicht bin berufen worden: so bin ich doch hiezu berufen von oben herab; und zwar in Rücksicht dessen, daß ich thun muß, wozu ich die Erkenntniß habe von oben herab. — Auch ist es offenbar und klar, daß ich, als ein vor den Augen der Welt ganz ungelahrter Mann, die Dinge, die in dieser Schrift geschrieben stehen, nicht würde wissen können, und daß ich mitbin dieselbige ohne menschliche (?) Offenbarung nicht würde haben schreiben können, wenn mir dasselbe nicht gegeben worden wäre von oben herab — (S. 438) — Folglich hat man nicht das Recht, sich darüber aufzuhalten, wenn ich den Inhalt dieser Schrift selbst lobe.“

Aus dem Angeführten ergibt sich satzsam, daß Rec. nichts weiter über den Vf. sagen darf, weil er doch entweder Complimente machen, oder „krumm oder schief, kreuzweis oder überzwerg“ urtheilen würde! Wer einen solchen Beruf hat, kann jedes Urtheil perhorresciren. Inhalt und Form des Buchs bedürfen auch keiner Recension. Der Vf. hält sein Buch für eine heilige Schrift; die Leser aber werden sich auf jeder Seite, zum Theil schon aus den von uns gelieferten kurzen Auszügen überzeugen können, was sie darin zu suchen haben. Also — *manum de tabula!*

— st —

STAATSWISSENSCHAFTEN.

- 1) MAGDEBURG b. K. II: *Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg.* Ein Handbuch für alle die, welche mit der Armenpflege zu thun haben; angefertigt bey Gelegenheit des für diese Provinz zu etablirenden Zwangsarbeitshauses. 1804. 44 S. 8. (4 Gr.)
- 2) PASSAU, b. Ambros: *Historische Darstellung der freywilligen Armenanstalten in Passau.* Vom Hofr. Lenz Zum Besten der Armen geschrieben. Mit einem Kupferstich. 1804. 181 S. 8.

Der Vf. von No. 1 gedenkt in der Einleitung der seit langen Jahren schlecht bestandenen Armenanstalten des Herzogthums Magdeburg, wobey gewöhnlich so zwecklos verfahren wurde, daß es immer beym alten Schlendrian blieb. Der Fehler habe darin gelegen, daß man außer den gewöhnlichen Zucht- und Straf-Häusern keine Arbeitshäuser gehabt, worin dergleichen Vagabunden schicklich hätten untergebracht und beschäftigt werden können. Zu Steuerung größerer Ausbreitung dieses Übels, sey daher höheren Orts befohlen, daß jede Stadt und Dorfgemeine ihre eigenen Armen selbst versorgen solle. Er geht S. 5 auf die Einrichtung der Armenanstalten in den Provinzial-

städten selbst über, und schließt am Ende mit der Einrichtung derselben auf dem platten Lande. Was jene angeht: beschäftigen ihn: a) „Die Verbesserung und Vermehrung der bereits vorhandenen Fonds bey den städtischen Armencaffen.“ b) „Ausmittelung neuer Fonds“ — was er in 7 §§. darstellt, worunter der vierte besonders zu beherzigen: „Daß in einer besonderen Collecte von den Einwohnern dasjenige aufgebracht werden möchte, was sie sonst und gewöhnlich den Straßenbettelern gäben; dagegen sie von der Straßenbetteley völlig befreyt seyn sollten.“ c) „Verwaltung des Caffenwesens“, wobey er von den Pflichten der Verwalter insbesondere spricht. d) „Armenpflege überhaupt und besonders, und Anwendung des Armenfonds.“ Hier giebt der Vf. sehr triftige und lezenswerthe Vorschläge. e) „Armenpolizey.“ f) „Sonstige Vorschläge, welche mit der Verbesserung des Armenwesens in Verbindung stehen.“ Hier erwähnt er der vorzüglichsten Anstalten, als der Industriefchulen, Waisen- und Kranken-Häuser, der Innungs- und Gewerks-Caffen, der Vereinfachung der Armenverwaltung und Verringerung der Confessionsverwandten. S. 39 kommt er endlich auf die Einrichtung der Armenanstalten des platten Landes, wo er obige Vorschläge, mit einigen Einschränkungen, um sie auch wesentlich für das platte Land auszudehnen, anwendbar glaubt. Zu Erleichterung der Armencaffen schlägt er vor: 1) den Predigern die specielle Einrichtung und Anordnung des Armenwesens in ihren Kirchsprengeln aufzutragen; 2) die Hauptanordnung und Aufsicht sammt der executiven Gewalt bey gesetzlichen Vorschlägen, in Hinsicht der nöthigen Beyträge, den Justizämtern zu überlassen, und 3) daß die einzelnen Ortsgemeindecaffen mit den Dorfarmencaffen, unter Oberaufsicht der Justizämter, vereinigt werden sollten.

No. 2. Unter freywilligen Armenanstalten in Passau versteht der Vf. solche, die er als Polizeydirector von Beyträgen anlegte, die, auf seine Vorstellungen an sämtliche dasige Einwohner, freywillig gegeben wurden. Bey der Ausführung seiner lobenswerthen Absichten hatte er nicht allein mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten, sondern auch mit Abneigung gegen seine Person und mit dem unglücklichen Zufalle zu kämpfen, daß die zu unterstützenden Armen, nach Verhältniß der Bevölkerung Passau's, zu einer ungeheuren Anzahl angewachsen waren. Durch den Umstand, daß der Theil des Hochstifts, woraus die Stadt ihr meistes Fleisch und Holz bezogen hatte, nicht auch an Bayern, sondern an Salzburg gekommen, wurden diese beiden Artikel sehr theuer. Es waren zwar viele und größtentheils reich dotirte Anstalten für Arme, Kranke, Verwaisete und Wahnsinnige in Passau; allein es fehlte gänzlich an einer zweckmäßigen Einrichtung derselben. Einige wurden nur von Einem Magistrate verwaltet, der also freye Hand behielt, wo nicht immer nach richtigen Grundsätzen verfahren wurde; andere (die städtischen) verursachten unnütze Administrationskosten; alle aber waren unter einander so wenig verbunden, daß mancher unverschämte Ar-

me aus 3 Anstalten zugleich regelmäßige Unterstützung empfing. Die Folge von diesem allen war, daß wirklich viele, die der Unterstützung werth waren, entweder ganz oder doch größtentheils leer ausgingen. Als der Vf. sein Amt antrat, war in Passau nur erst eine provisorische bairische Regierung eingeführt. Dieser Umstand verhinderte ihn, sofort Radikalmittel gegen das Verarmen und Betteln anzuwenden zu können, welche er (S. 55 und 56) ganz richtig in Vorbeugung des Nahrungsverfalles und in erzwungener Arbeit der armen Müßiggänger findet. Öffentliche Arbeitsanstalten waren nicht vorhanden, und eine baldige Einrichtung derselben durch Staats- oder Privat-Fonds war, nach den Zeitumständen, nicht zu hoffen. Der Vf. dachte rastlos darauf, das Elend wenigstens durch Palliative zu mindern; er legte also gesammelte freywillige Beyträge an: 1) Eine rumfordische Suppenanstalt. 2) Eine geräumige warme Stube, worin die Armen sich gegen Kälte schützen, arbeiten, oder ihre Kinder unter Aufsicht lassen konnten. Übrigens liefs er von den Allerdürftigsten, die noch arbeiten konnten, Flachs spinnen, baumwollene Strümpfe stricken, und gab denen,

welche in besagter Stube arbeiten wollten, nicht nur die Spinnräder und gute Bezahlung, sondern auch, wenn sie sich durch Fleiß auszeichneten, Freywillen auf rumfordische Suppen-Portionen. Viele von den letzteren empfahl er an Bürger, bey denen sie nun hinlänglichen Unterhalt verdienen. Da jedoch noch eine große Anzahl Armer übrig blieb, die zu arbeiten nicht mehr im Stande waren: so bewirkte der Vf. endlich noch, daß fast alle Einwohner der Stadt sich zu monatlichen Geldbeyträgen subscribirten, die in jedem Districte von 1 Geistlichen und 2 Armenräthen eingesammelt wurden, und zu Zuschüssen zu Kleidung, Holz und Miethen letztgedachter Classe angewendet werden sollten. Eine Mißdeutung dieses Zweckes von Seiten der Bürgerschaft vereitelte zwar in diesem Punkte die löbliche Absicht des Vfs.; allein im Ganzen hatte die Stadt doch durch seine edlen Bemühungen so viel gewonnen, daß (S. 73) das Benehmen ganzlich angehört habe. Der Vf., dem sein eigenes Bewußtseyn das Verdienstliche seiner Thätigkeit schätern mußte, kann das fernere Lobes des Rec. überhoben seyn.

Z. Dn.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, im Comptoir für Literatur; *Von den in Deutschland gewöhnlichen Gebräuchen bey Duellen, und über die Mittel die Duelle abzuschaffen.* 1804. 140 S. 8. (12 Gr.)

Längst ist das Duell als eine thörichte Gewohnheit und ein bedeutendes Übel des cultivirten Europa bekannt; aber alle Versuche, dasselbe zu unterdrücken, sind fast umsonst unternommen worden. Auch unser Vf. eifert dagegen, ohne sich jedoch darüber weiter zu verbreiten, als in einigen gelegentlichen Bemerkungen, die aus schon oft gesagten Sätzen bestehen, und nur das gewöhnliche Urtheil nachhallen. Als Zusammenstellung der verschiedenen Formen dieser Gewohnheit mag das Werk seinen Zweck erreichen, und kann besonders dem Adel, so wie den Studenten, zwey Classen, bey denen diese Sitte in der Regel allein angetroffen wird, eine nicht unangenehme und gewissermaßen nützliche Lectüre seyn. Jene Formen findet man hier umständlich genug nach Arten und Unterarten herabzählen, und diese Darstellung zeigt, daß des Vfs. praktische Kenntnisse sich auf mannichfache Erfahrungen stützen. Wer nun hierüber sich belehren will, — und der Adel gesteht ja den niederen Ständen nicht einmal eine Wissenschaft von der Führung eines Duells zu, S. 41 — oder belehren muß, und bisweilen, wenn auch die Fälle selten sind, kann allerdings die Kenntniß solcher Gebräuche einen größeren Nutzen, als die geschichtliche Kenntniß unserer Sitten schon an sich auf mehr als eine Weise giebt, gewähren: ein solcher wird dieses Buch nicht unbefriedigt aus den Händen legen. In sofern und da durch die Darstellung der Gebräuche bey dem Duell, der größeren oder minderen Gefährlichkeit der Arten, durch Aufstellung von Vorsichtsmaßregeln, möglicher Weise, die Folgen desselben unschädlicher gemacht werden können, hat dieses sonst wenig bedeutende Werk vielleicht einiges Verdienst; und wenn ein so guter Erfolg eintritt, sieht die Kritik gern über andere Schwächen und Fehler hinweg. Der Vf. hat diesen ersten Theil seines Werkes mit Anekdoten gespickt, die zum Theil unglaublich (S. 92), zum Theil sicher, gleich mehreren andern Behauptungen, falsch sind. Sobald aber der Vf. vollends aus dem Kreise dieser Erfahrung herausgeht, merkt man auch, daß

er dort nicht mehr zu Hause ist. Die geschichtlichen Notizen sind ein paar höchst magerer Bruchstücke und ihr größter Theil (achtzehn Seiten) ist noch obendrein aus „*Skizzen seiner (!) Duellgeschichte*“ wörtlich abgedruckt. Die Vorschläge sind oft ganz unausführbar, und was den zweiten Theil des Werkes, die Mittel zur Abstellung der Duellbeirrung, so bestehen solche zuvörderst in der Wegräumung des Vorurtheils, auf welches sich das Duell gründet. Die Besiegung desselben glaubt der Vf. in einem Ehrengerichte zu finden, von welchem die Erlaubnisse zum Duelliren abhängen, vor welchem, bey Strafe der Ehre und des Vermögens, 12 Beleidigungen angebracht werden müssen, welches die Götter versucht, den vorsätzlichen Beleidiger bestraft, diese Strafe aber halb erläßt, wenn die Parteyen sich vergleichen (ad dieses Geldinteresse legt der Vf. besondere Wichtigkeit), und endlich das Duell, wenn es noch dazu kommt, in Besitzen seiner Deputirten vornehmen läßt.

Va. P.

Hannover, b. Hahn: *Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findende Rechte und Verbindlichkeiten nach den Grundsätzen des Lehrers Napoleon.* Von G. C. P. Löber, Friedensrichter des Cantons Dransfeld. 1810. 66 S. 8. (4 Gr.)

Rec., welcher diese Schrift, die ihres Zweckes weit so wichtig ist, mit Sorgfalt geprüft hat, hat auch nicht die Unrichtigkeit darin entdeckt, und kann sie daher mit völliger Überzeugung einem jeden Vormunde in dem Königreich Westphalen als einen sicheren Lehrer auf der unbekannten Bahn anempfehlen. Erwähnt verdient es auch zu werden, daß der würdige Vf., nach der Vorrede, diese Schrift unentgeltlich den Vormündern des ihm zur Gerechtigkeitspflege anvertrauten Cantons austheilte. Ein nachahmungswürdiges Beyspiel, durch eigene Aufopferung Gutes zu befördern, während viele der Amtsbrüder des Vfs. selbst die vormundrechtlichen Verhältnisse und den Vorstz im Familien-Rath zu benutzen, sich durch übermäßiges Spätuliren zu bereichern! Rec. wünscht diesem nützlichen Büchlein ein möglichst großes Publicum.

— 2 —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 D E C E M B E R , 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

1) FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Ossians Gedichte*. Übersetzt von Franz Wilhelm Jung. I Band. XXVI u. 390 S. II Band. 370 S. III Band. 386 S. 1808. 8. (3 Rthlr.)

2) WIEN, b. Degen: *Ossian's Gedichte. Nach Macpherson*. Von Ludwig Schubart. I Band. LXVI und 336 S. II Band. XIV u. 337 — 655 S. 1808. 8. (5 Rthlr. Druckpapier.)

3) TÜBINGEN, b. Heerbrandt: *Die Gedichte Ossians*. Neu verdeutscht. Zweyte Auflage. XIV u. 512 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Aufführung eines Schauspiels, wo im ersten Act gar kein weibliches Wesen vorkam, und womit dem Anfange des zweyten Aufzugs vier Damen zugleich die Bühne betraten, rief einst zu Paris eine Stimme aus dem Parterre: *Vierzehn Damen, sind sie gut?* Die nämliche Frage drängt sich bey dieser Trias von Übersetzungen von selbst auf, wie auch nicht weniger die: Waren diese Übersetzungen überhaupt nöthig? Sind sie getreuer, dichterischer, als das halbe Dutzend ihrer Vorgänger? Sind sie eine Bereicherung unserer Literatur?

Um diese Fragen zu untersuchen, will Rec. mit dem poetischen Übersetzer (*A Jove principium!*) (No. 1) anfangen, der, wie es S. XII heisst, „nach den Bedürfnissen und den Ansprüchen unserer Sprache und unserer Menschen übersetzte, immer ringend, den Gedanken und die Empfindung des Dichters rein und voll wieder zu geben, und doch nicht, vor lauter Treue an dem Buchstaben, höchst untreu zu werden an dem Geiste des Originals, und an dem Heiligthum des Schönen; der, bey einer sorgfältigen und frommen Ehrfurcht für Ossians Individualität überall so zu übersetzen suchte, nicht als wenn Ossian sein Zeitgenosse sey, sondern als sey seine, dem Alterthum etwas näher gerückte Sprache die Sprache Ossians.“ So weit recht gut. Die Folge wird lehren:

„Was wohl Würdiges bringt so offenes Munds der Versprecher!“

In der salbungreichen, mit allerley nichtsagenden neumodischen und altmodischen Phrasen und Floskeln aufgestützten, und mit Ammenphilosophie, und zur Abwechselung mit Sprachschnitzern durchwebten Vorerinnerung erfahren wir Folgendes, welches zugleich als Beleg des Ebengesagten, und als Probe der Prose unseres Übersetzers, dessen Verse wir nachher würdigen wollen, dienen kann:

J. A. L. Z. 1810. Viertes Band.

„In jenen so glücklichen Jahren, worin noch die Phantasie dem jugendlichen Geiste das Höchste des Lebens und der Kunst darbietet, und das Herz noch so warm und fromm empfindet, war Ossian, nach Klopstock, lange Zeit mein Lieblingsdichter. Wer mit beiden vertraut ist, wird beides begreifen.“

„Um seine Schönheiten desto tiefer zu fühlen, übersetzte ich mir ihn in's Deutsche; denn von welcher Sprache wird es (*sic!*) so stark und innig ergriffen, als von der Muttersprache?“

„Späterhin war ich gesonnen, meine Arbeit dem Drucke zu übergeben: aber als Hr. Gräter sich äusserte, er beschäftige sich mit einer Verdeutschung Ossians unmittelbar aus dem Gaelischen, trat ich bescheiden zurück: denn ich kann nur Englisch. Er hatte schon damals gezeigt, was er zu leisten vermöge; desto mehr Beweggrund für mich, seine Übersetzung erst abzuwarten.“

„Doch, Hr. Gräter gab seinen Plan wieder auf, und dies bestimmte mich endlich, nach vielen Jahren zu der Ausführung des meinigen. Wirklich war schon mein Manuscript nicht mehr in meinen Händen, als ich erfuhr, Hr. Ahlwardt in Helmstädt (?) werde nächstens seine Übersetzung Ossians ebenfalls unmittelbar aus der Ursprache erscheinen lassen. Halb entschlossen, auch diesmal zurückzutreten, kam mir die vorausgeschickte Probe derselben zu Gesicht. Aber gerade sie, verbunden mit ihrer Einleitung, überzeugte mich, dass wohl die meinige recht gut neben ihr bestehen könne.“

Hier hätten wir also die Genesis dieser — am Geiste des Originals und am Heiligthum des Schönen höchst treuen Übersetzung — vom Ey an, alle Grade des Raupenstandes hindurch bis zum vollendeten Schmetterlinge, welcher keck der Fackel der Kritik entgegenfliegt, unbeforgt, ob er mit verbrannten Flügeln zu Boden stürze, oder nicht. Immerhin wollen wir es Hn. Jung gerne glauben, dass, nachdem er sein Schönheitsgefühl am Ossian durch Übersetzen geübt und gestärkt hatte, er auch gesonnen gewesen sey, den gemüthvolleren Deutschen (S. XXVI) seine vollendete Schöpfung durch den Druck mitzutheilen. Nichts ist natürlicher! Ewig Schade wäre es, wenn Verse von so entzückender Harmonie, wie folgende, B. 2. S. 60:

Nehme (nimm) den Frieden an,
Wie er solchen lässt angedeihen
Königen, wann sich die Völker
Beugen müssen vor ihm.
Uns überlasse
Ullin's liebliche Auen, gib

Bbbb

Deinen Hund und dein Weib;
 Gieb dein Weib mit dem hohen Büßen,
 Welcher so reizend wallt;
Desgleichen den Hund,
 Welcher überholet den Sturmwind."

oder gar folgende noch schönere, B. 2. S. 2:

„Tausend Schwerte
 Ziehen sie, es fliegen
 Tausend Pfeile zumal. Er
 Steht, als ein Fels."

nicht das Licht der Welt erblickt hätten!

Glauben wollen wir ferner, daß Hr. J. kein Gaelisch sondern nur Englisch, und auch dies nur herzlich schlecht, verstehe, und daß Hr. Gräter ihm in der Kunst zu übersetzen weit überlegen sey; aber daß Hr. Gräter sich mit einer *Verdeutschung Ossians unmittelbar aus dem Gaelischen* beschäftigt habe, und daß Hr. J. erst nach vielen Jahren, nachdem Hr. Gr. seinen Plan wieder aufgab, hiedurch bestimmt sey, seine Übersetzung zu Tage zu fördern: dieser Behauptung muß Rec. einige bescheidene chronologische Zweifel entgegensetzen. Bis zum Sommer 1807, wo der gaelische Ossian zu London in drey Bänden herauskam, war vom Original der ossianischen Gedichte nur unbedeutend wenig abgedruckt, z. B. 1) der siebente Gesang von Temora, angehängt der englischen Übersetzung von Macpherson; 2) der Anfang von Cromach, nach einer sehr schlechten Abschrift, in Shaws gaelischer Sprachlehre S. 157; 3) die beiden Apostrophen an die Sonne, eine von 38 und die andere von 11 Versen im 2 Bd. S. 590 — 592 einer vorzüglichen, in Deutschland gar nicht bekannten Sammlung gaelischer Gedichte, die unter dem Titel: *Co-chruinnachta Taoghta de Shaothair nam Bard Gaèlach, Duncidin* (Edinburg) 1804, 2 B. gr. 8, herauskam; 4) außer den beiden Apostrophen an die Sonne, der Anfang von Carric-Thura, und einzelne Stellen aus Fingal in dem bekannten *Report of the Committee of the Highland Society*, Edinburg 1803. 8.

Dies ist ungefähr Alles, was vor 1807 vom gaelischen Ossian gedruckt ist; denn die hin und wieder erneuerten Abdrücke der Apostrophe an die Sonne aus Casthoen kommen nicht in Betrachtung. Hr. J. gab seine Übersetzung in der Ostermesse 1808 heraus, und zwar nach S. 2 viele Jahre nachher, da Hr. Gr. den Voratz, den Ossian unmittelbar aus dem Gaelischen zu übersetzen schon aufgegeben hatte. Da nun zwischen der Erscheinung des gaelischen Originals und der jung'schen Übersetzung kaum ein Jahr verfloßen ist: so folgt hieraus von selbst, da ein Jahr nicht viele Jahre seyn kann, die chronologische Unmöglichkeit, daß Hr. Gr. sich schon viele Jahre vor 1808, das heißt, zugleich auch mehrere Jahre vor 1807 mit der Übersetzung des Originals beschäftigt habe, oder mit anderen Worten, daß er ein Buch, das unter unzähligen Hindernissen erst 1807 gedruckt ward, schon 1804, oder früher, — denn wir wollen ein paar Jahre Hn. Jung zu Gefallen uns für viele anrechnen, — habe übersetzen können. Hr. J. hat also zum Besten seiner Verdeutschung eine sehr unglückliche *Captatio benevolentiae* gewählt, oder, so

wie er S. 2 den Rector Ahlwardt nach Helmstädt versetzt, obgleich auf der Probe des Ossian, die Hr. J. nach S. 3 gelesen haben will, mit klaren Worten etwas ganz anderes gedruckt steht: so hat er auch Hn. Gr. Äußerung mißverstanden, und die Übersetzung der *Sean Dank*, woran Hr. Gr. nach Rüdigers Friedensnachrichten für Städter und Landleute, Halle 1795 20tes St. S. 318 u. 319, mit O'Brien's und Shaw's Hilfsmitteln arbeitete, irrig für eine Übersetzung Ossians aus dem Gaelischen gehalten. Daß übrigens diese Übersetzung der *Sean Dank* ins Stocken gerieth, ist kein Verlust für die Literatur. Die S. 319 gegebene Probe ist in Rücksicht der beygedruckten Aussprache so abscheulich wie möglich, und gleich hierin dem Pröbchen, das ein Rec. in der hallischen A. L. Z. (f. Deut. Mercur 1809, 1 St. 84 S.) von seiner gaelischen Weisheit gab; und in Rücksicht der Übersetzung, obgleich nur vier Verse gegeben sind, ist sie voller Fehler. Mit so schlechten Hilfsmitteln, wie die Wörterbücher von O'Brien und Shaw, und mit der noch schlechteren Sprachlehre des letzteren, läßt sich, wenn man sein eigener Lehrer seyn muß, die in vieler Hinsicht schwere gaelische Sprache durchaus nicht erlernen. Alexander Stewart's, treffliche gaelische Sprachlehre kam erst 1801 heraus, und ist in Deutschland noch gar nicht bekannt.

In der Vorrede S. 3 wird ferner eine Frage aufgeworfen: „Wer kennt jetzo das Original (der ossianischen Gedichte) mit streng diplomatischer Gewisheit?“ Hieran werden denn allerley erbauliche Gedanken und Betrachtungen angeknüpft, z. B. über die erstaunlich großen Veränderungen in der ganzen bürgerlichen und menschlichen Lage der Hochländer, wo man von Seiten der Regierung mitunter so gewaltsame Mafsregeln ergriffen, um ihre Nationalität zu verwischen, und auch ihnen dafür jene Fleischheit zugeben, durch welche alle übrigen Völker Europens, in abgeschliffener Charakterlosigkeit und in dumpfer Gleichgültigkeit gegen unabhängige Selbstäufserung, einander täglich ähnlicher werden. Beyläufig wird auch über die eben so beklagenswerthe als unbegreifliche Sorglosigkeit der Engländer, und vollends der Schottländer gejammert, die, statt des eiteln Streits, und der trägen Rechthaberey über Ossians Ächtheit, sich in weiserem Eifer weit früher mit einem gründlichen Studium der noch immer nicht hinlänglich bekannten gaelischen Sprache, und mit der sorgfältigsten Nachspürung und Vergleichung dieser Gedichte, mit Ergänzung der Lücken, und einer kritischen Bearbeitung des Ganzen hätten beschäftigen sollen, wodurch wir denn jetzo vermuthlich den die Menschheit am reinsten und innigsten ausprechenden Dichter ganz vollständig (?) besitzen, und, — eine sehr natürliche Folge! — wenigstens über einzelne Lesarten desselben nicht in solchen, von keiner Zeit mehr zu lösenden Zweifeln schweben würden."

Also ganz vollständig würden wir den Ossian besitzen, nicht einmal über einzelne Lesarten würden wir in Zweifel schweben, hätte dieses Haupt der Aristarche die Gedichte gesammelt, und sie seiner kritischen Be-

arbeitung gewürdigt! Das Wunder wird desto grösser, wenn man sich erinnert, daß diese Gedichte sich Jahrhunderte in der Tradition umhergetrieben, von Hausbarden und Hersagern aller Art interpolirt, und mit angeklebten Affonanzen, und sogar hin und wieder mit modernen Reimen belastet, auf uns gekommen sind, wie dies die Revision des gaelischen Ossian in dieser A. L. Z. ehestens zeigen wird. Wer unter solchen Umständen es für möglich hält, durch seine kritische Bearbeitung wenigstens über einzelne Lesarten alle Zweifel wegzuräumen, der ist Rec.

— — — *magnus Apollo, Et Phyllida solus habet!* Nur ein solcher kritischer Halbgott kann der festen Überzeugung seyn, daß der von Hrn. Rofs und Ahlwardt für unwissend und geschmacklos erklärte englische Übersetzer „mit seinem Dichter innigst verwandt und vertraut, ihn mit voller Liebe, mit ringender Beharrlichkeit (*sic!*) ergriffen, hier und da einen Ausdruck oder ein Bild verschönert, die Darstellung lebendiger, ründer, und dem Ohr lieblicher gemacht, zur letzten vollendenden Feile dem Dichter seine Hand geliehen, und ihn überhaupt behandelt habe, so ungefähr, wie vielleicht Pissistratus die aus dem Munde der Rhapsoden gesammelten Gedichte Homer's.“ Kein Wunder also, wenn Hr. S. X., von eben so viel Befremdung als Schmerz ergriffen, Ahlwardt's Behauptung aufgestellt zu sehen, „der englische Ossian wimmle von albernem Zusätzen, Weglassungen, Verschlimm-besserungen, Wortprunk, Unsinn und Schwallst“, voll tragischen Entsetzens ausruft: „Wo um's Himmels willen halten doch bisher alle die gebildeten Leser der gebildetesten Nationen ihre Sinne, daß sie von allem diesem in dem Macpherson'schen Ossian nicht das Geringste fanden, sondern daß sie ihn lasen und wieder lasen, mit immer steigender Bewunderung und Liebe?“

Die Frage möchte leichter zu beantworten seyn, als Hr. S. glaubt. Der große Haufe liebt Gedichte wie Romane, um die Zeit zu tödten, und Tagen zu können, das und das habe ich gelesen. Hieby horcht er, besonders bey Büchern wie Ossian, die zu fassen, Anstrengung erfordert wird, auf die Urtheile anderer, gewöhnlich berühmter Leute, und betet diese Urtheile gläubig wieder nach. Selbst die besseren Leser, von dem Eindruck des Ganzen ergriffen, bekümmern sich um die einzelnen Kleinigkeiten nicht mit ängstlicher Sorgfalt. Jahrhunderte konnten vergehen, ehe man bemerkte, daß der in einem der frühern Gesänge eines Gedichts erschlagene Held unmöglich in einem der späteren Gesänge bey hohem Wohlseyn sich befinden könne. Rec. getrauet sich zu beweisen, daß seit der ersten Bekanntmachung des englischen Ossian, also seit beynähe einem halben Jahrhundert, es nicht fünfzig Leser gegeben habe, die Übersetzer, die von Amts wegen auf alles, was ihren Dichter betrifft, Acht haben sollten, mit eingeschlossen, die diese Gedichte mit unverrückter Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang und auf das kleinste Detail gelesen und studirt hätten. Unter einem Dutzend Beyspiele, die leicht aufzutreiben wären, mag Folgendes hier Platz

finden: In der Episode von Cairbre und Uridh — woraus Macpherson Cairbur und Grudar gemacht hat, heisset es Fingal I, 585:

*Dh'uraich iad mu'n tarbh bu bhàn,
A chite 'm beinn Ghulbunnse shuas.*

und einige Verse weiter, V. 593:

*B'fhears nach cuolas air tarbh riamh
Air Gulbunn riabhaich an shraoich.
Chunnaic iad e anns an - t - fìabh,
'S dh'uraich trom - dhorran nan luoch.*

Nach einer wörtlichen Übersetzung:

Oft kämpften sie um den Stier, den weißen,
Der erblickt ward auf dem Berge Gulbunn oben.

Besser war es, hörte man von dem Stier nie
Auf dem graulichen Gulbunn der Heide.
Sie sahen ihn auf der Höhe,
Und es erneuete sich der schwere Zorn der Tapfern.

Macpherson, dem der *weiße* Stier wahrscheinlich zu unpoetisch klang, verschönert ihn zu einem *bunten* (*spotted*), und indem er in der Gedankenlosigkeit des Übersetzers aus V. 595 sich wieder zu V. 585 hinauf verliert, verdirbt er auf die unbegeiflichste Weise die Stelle zu Unsinn:

V. 585:

*Long had they strove for the spotted bull
That lowed on Golbun's echoing heath.*

V. 593:

*But ah! why ever loved the bull
On Golbun's echoing heath!
They saw him leaping like snow:
The wrath of the chiefs returned.*

Nach Stollbergs Übersetzung:

— — — — Sie hatten lang
Um den *bunten* Stier gekämpft, der im Wiederhall
Von Golbun's Haide brüllte. — — —

— — — — O hätte doch nie der Stier
Gebrüllt in dem Wiederhall der Haide von Golbun!
Sie sahn ihn springen *weiß* wie der Schnee, es erwacht
Ihr Grimm! — — — —

Der Stier also, der in dem vorletzten Verse *weiß* wie Schnee ist, hat auf der kurzen Reise von V. 585 bis 595 sich wunderbar verwandelt, denn dort war er eben so bunt, als er jetzt durch seine *Weisse* prängt, oder wie Denis sagt,

— — — glänzet, wie Schnee glänzt,

trotz der *Flecken*, die er ihm gleichfalls giebt. Das Versehen Macpherson's läßt sich zur Noth mit der tumultuarischen Haß, womit die erste Übersetzung des Fingal gefertigt ward, entschuldigen, obgleich Fehler der Art bey den wiederholten Auflagen leicht zu verbessern gewesen wären; aber womit läßt sich die Gedankenlosigkeit der deutschen Übersetzer entschuldigen, die, so viel Rec. deren kennt, diesen *bunten*, und zugleich auch *schneeweißen* irischen Stier (*Irish bull*) treulich wieder aufgetischt haben, ein paar piffige Köpfe ausgenommen, welche die Übersetzung des vorletzten Verses so künstlich stellten, daß es unentschieden bleibt, ob der *ci-devant* bunte Stier weiß wie Schnee geworden sey, oder ob er wie der

weiße Schnee anhöpfe und Capriolen schneide. Dieser letzten sinnreichen Erklärung scheint auch Hr. J. gefolgt zu seyn, welcher mit der ihm eigenen Eleganz diese Verse so giebt:

Lange gehadert hatten sie
Um den *scheckigen* Stier,
Der auf Golbuns
Hallender Haide gebrüllt.
Wehe! warum
Hatt' auf Golbuns hallender Haide
Jemals der Stier gebrüllt?
Sie sahen ihn,
Hüpfend auf wie der Schnee; da kehrte
Wieder der Helden Grimm.

Hr. J., der alles, was O. betrifft, billig hätte lesen sollen, scheint *Ahlwardts* Probe einer neuen Übersetzung, die er nach S. 2 gelesen zu haben behauptet, kaum flüchtig durchblättert zu haben: sonst ist es unerklärbar, wie, nachdem er von verschiedenen Lesarten, von Überlieferungen und Handschriften der ossianischen Gedichte, wie ein Blinder von der Farbe, allerlei gefaselt, er S. XII sich so äußern konnte: „Die abweichenden älteren Lesarten *Macpherson's* finden sich, nach der Versicherung der schottischen hochländischen Gesellschaft, nun einmal nicht vor: wo, wird man vielleicht fragen, konnten sie denn seitdem hingekommen seyn? — Ich antworte: Wo, wie die Gesellschaft selbst eingesteht, eilf ganze Gedichte Ossians in der Ursprache hingekommen sind: die Schlacht von Lora u. s. w.“ — Ein blaues Wunder! Die abweichenden, älteren Lesarten, die, wenn man voraussetzt, daß *Macpherson* wörtlich genau übersetzte, in Vergleichung mit dem nun gedruckten Teut häufig puren Unsinn müssen enthalten haben, sind also da zu finden, wo man die eilf Gedichte suchen muß; und wenn diese nun z. B. in Amerika verloren gegangen, und zu suchen sind: so muß man auch diese Varianten in Amerika auf-

spüren. In der That, ein trefflicher Kritiker, von dem wir uns noch herrliche Aufschlüsse über Ossian versprechen können! Hätte Hr. J. in *Ahlwardt's* Schrift bis S. 15 gelesen: so würde er das Räthsel, in Rücksicht der eilf Gedichte gelöst gefunden haben. Dort heist es: „Zu bedauern ist, daß von elf kleinen Gedichten, welche *Macpherson's* Übersetzung enthält, die gaalischen Originale durch *Macpherson's* Nachlässigkeit, wahrscheinlich bey dessen dreyjährigem Aufenthalt in West-Florida, verloren gegangen sind.“ Eben so heist es in *Sinclair's* dem ersten Bande des griechischen Ossian vorgelegter Abhandlung über die Aechtheit der ossianischen Gedichte S. LXXXVII: *It appears by an extract from Mr. J. Mackenzie's diary, that Mr. Macpherson took with him to Florida, the Gaelic originals of Ossian; by means of which some of the smaller poems, either in whole, or in part, were lost.* — In Rücksicht der abweichenden Lesarten, deren Vertheidigung Hr. J. so häufig und auch Hr. Schubart Vorr. S. XI mit gleichem Glück übernimmt, und der Handschriften, welche die hochländische Gesellschaft nach S. IX bey ihrer Ausgabe gebraucht haben soll, kann Rec. das Räthsel zur Beruhigung und zugleich zur Beschämung dieser Herren und alles ihres Gelichters lösen, obgleich er Hn. *Jungs* naive oder vielmehr naive Frage S. VIII. — „Wer giebt uns Zuverlässigkeit, daß diejenigen Überlieferungen und Handschriften, welche die hochländische Gesellschaft noch vorgefunden und zu ihrer Übersetzung benutzt hat, Wort für Wort von Ossian herrühren?“ — eben so wenig beantworten kann, als die: Ob in unseren Ausgaben der Text Wort für Wort von dem alten Barden herrühre? — Eine so aberne Frage, daß Keiner, der nur eine Ahndung von Kritik hat, sie so wenig aufwerfen als beantworten wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Friedenspredigt an Deutschland*, gehalten von Jean Paul. 1808. 80 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. dieser Friedenspredigt, die, wenn sie ihren Namen behaupten will, nichts als das Wörtlein Amen zur Predigt machen muß, will, nach der Vorrede, mehr Hoffnungen als Klagen, mehr moralische Ansichten als politische geben, ohne sich indeß, wie von der bekannten Manier des Vfs. zu erwarten ist, so genau an seinen Voratz zu halten. Sie enthält eilf Abschnitte: der kleine Krieg in der Brust, die neuen Fürsten, das deutsche Reich, Vaterlands- oder Deutschlands-liebe, Franzosendeutsche, politische Freyheit, Luxus, Geschlechtsehrsamkeit, Egoismus, vermischte Gelegenheitsprüche, Hoffnungen und Ausichten. Keiner derselben ist eigentlich erschöpft, sondern der Vf. sucht immer, bloß durch einige pikante Einfälle, eigentliche Leuchtkugeln, die nicht immer in der nächsten Verbindung stehen, zu gefallen. Bey den vielen schönen und treffenden lauten der unwahren und schieflenden Ansichten viele mit unter, und durch die Sucht, in jeder Periode witzig zu seyn, entstehen Ungleichheiten, die zwar einzelne Stellen, aber das Ganze durchaus nicht gefallen lassen, und die wackern Deutschen auch vor diesem genialen Friedensprediger hin und wieder zum Kirchenschlaf einladen. Zu den unwahren und schieflenden Ansichten zählt Rec. die

Behauptung S. 47, daß die Männer sich durch Willkür dem Grade abstumpfen, als die Weiber sich dadurch vernünnern. Ganz der Erfahrung entgegen ist die Behauptung, daß die politischen Klubs weniger Selbstsucht als die gesellschaftlichen zeigen, so wie die große Liebe, die auf Schicksalsschlachten und bey Innungen herrschen soll. Auch noch S. 45 das Saufen und Schlafen unserer Altdeutschen wohl nicht zu ihrer Größe zu rechnen seyn. Wenn der Vf. S. 25 redigt, es würde sich gegen einen gekrönten wilden Jäger alles selber wenden, und ihm, nichts ihm jagen, wenn er sich von den neuen Fürsten sagt, daß sie die Wahl haben, mächtig oder ohnmächtig zu werden; wenn er den Zepter durch Krieg für besser hält, als den durch Tausch oder Verkauf, S. 13, den ächten alten deutschen Reichsgeist noch in den Hansestädten findet, S. 11 erklärt, daß das selbe solches Thronpalladium, wie Caesar, Friedrich, Napoleon vom Himmel fällt, das Volk selber der Idee zugebildet werden solle, welche die Siege bringt, und mehr zu stidlichen Zwecken als zu Finanz-, Eroberungs- oder Glanz-Zwecken erzogen werden müsse — eine Idee, die durch die erste Negativ, welcher nämlich fehlt oder entgegen ist, der die Kräfte zu solchen Erziehung allein besitzt — so möchte die ganze Wahrheit über alle diese Punkte viel anders predigen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 D E C E M B E R, 1810.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

Fortsetzung der Recension

von

Jung's, Schubart's und der tübingschen
Übersetzung
der Gedichte Ossians.

Aus der Geschichte der ossianischen Gedichte, worauf es hier vorzüglich ankommt, ergibt sich in der Kürze Folgendes; f. *Sinclair's* Abhandlung S. LXXXVI u. f.: Die Fragmente gaelischer Poesie gab *Macpherson* 1760 heraus. Von Freunden ermuntert und unterstützt machte er hierauf eine Reise durch die Hochlande, wörüber der bekannte *Report* nachzusehen ist, und gab 1761 den *Fingal*, und 1763 *Temora* und die kleineren Gedichte nebst dem 7ten Gesang der *Temora* im Original heraus. In dem Vorberichte der ersten Ausgabe des *Fingal* erzählt *M.*, daß er den Druck der Originals auf Subscription angekündigt habe, daß aber, da sich keine Subscribenten gefunden, der Druck unterblieben sey. *Macpherson* war durchaus kein Betrüger. Dies ergibt sich aus Allem. Es ist daher eine schamlose Unwahrheit, die in No. 2 Vorr. S. VIII aufgetischt wird. *Macpherson*, um für den Verfasser der Gedichte zu gelten, habe „Sorge getragen, die von ihm und seinen Verwandten gesammelten Handschriften nicht aufbewahren zu lassen.“ Wie wenig dies seine Absicht gewesen, beweist der Abdruck des 7ten Gesanges des Originals der *Temora*, dessen vorher erwähnt ist, und der zugleich *Macpherson's* Todesurtheil und seine Apologie enthält. Sein Todesurtheil, indem er seine geringe Kenntniß der gaelischen Sprache, seinen schlechten Geschmack und seinen Hang zu Schwallst und Bombast nur zu sehr bekrundet; seine Apologie, indem er ihn gänzlich von jedem Vorwurfe des Betrugs reinigt, sowohl durch die Nachlässigkeit, die in der Übersetzung von einem Ende bis zum andern herrscht, als auch durch die Schönheit des Ausdrucks, die im Gaelischen vorwaltet, der den in der englischen Übersetzung so sehr übertrifft, daß Jeder, der Gaelisch versteht, keinen Augenblick Bedenken tragen wird, das Gaelische für das Original, und das Englische für eine sehr mittelmäßige Übersetzung zu erklären. Ein Betrüger würde ganz anders gehandelt, und wenigstens Original und Übersetzung in möglichsten Einklang zu bringen gesucht haben.

J. A. L. Z. 1810. Vierter Band.

Ahlwardt hat daher Recht, wenn er S. II sagt, daß gerade diese Menge von Übersetzungsfehlern ein überzeugender Beweis von der Ächtheit des gaelischen Originals — und, setzt *Rec.* hinzu, von der Ehrlichkeit *Macpherson's* — sey. Die Ehrlichkeit leuchtet auch aus allen drey Bänden des gaelischen *Ossian* hervor, die, mit der englischen Übersetzung verglichen, das harte Urtheil, das *Ross* und *Ahlwardt* über sie gefällt haben, völlig bestätigen, und deren Abdruck nicht nach einer Menge aufgefundenen sorgfältig verplichener Handschriften, die *Macpherson* unbekannt geblieben, sondern einzig und allein nach den Abschriften aus *Macpherson's* Nachlassenschaft vollendet ist, gerade denen, wonach *M.* übersetzte, die er schon in den Jahren 1761 und 1762 zur Herausgabe vorbereitete, und zu deren Abdruck er noch in seinem Testamente 1000 Pfund aussetzte, f. die Vorrede zu dem gaelischen *Ossian*. Die Herausgeber haben bloß *Macpherson's* schlechte Orthographie mit der jetzt gebräuchlichen vertauscht, sind aber hiebey zugleich so vorsichtig gewesen, daß, wo sie zweifelhaft waren, sie lieber das fehlerhafte Wort im Texte stehen gelassen, und die Verbesserung in einer Anmerkung angezeigt haben, als daß sie *à la Bothe* ihren Conjecturen gleich einen Platz im Texte eingeräumt hätten. Hn. *Jung's* Gewäch über ältere, abweichende, hart angegriffene Lesarten zerfällt also von selbst in Nichts.

Wenden wir uns jetzt zu der Übersetzung selbst und dem Versbaue des Hn. *Jung*, dem hiebey nach S. XXIII die „höchste Wirkung das höchste Gesetz blieb“, und der sich daher, „wie billig, *Klopstocks* Behandlung der Bardie zu Vorbild nahm, indem die vierzeiligen, und mitunter auch die einer so natürlichen Fülle und Kunde fähigen Odenstrophen ihm hiezu die zweckmäßigsten schienen.“

Wer, wie unser Übersetzer, von *Schweremuth* ächter Genialität ergriffen, im innigen gewaltsamen Schmerz, so unausreichend, so gebunden und so bedrängt, nach dem Unendlichen strebt, und (S. XXV) wenn nicht die Schöpferkraft des Dichters, doch seinen ganzen leisen und tiefen Sinn zur Übersetzung mitbringt; bey dem darf man sich nicht wundern, wenn er S. XXV Offenbarungen hat, und uns belehrt: „Was man den lebendigen Ausdruck nennt, ergibt sich bey *Ossian* ohne allen Zwang aus seinem richtigen Ohr, aus seinem zarten und starken Gefühl. Aber von so manchen übereingekommenen Regeln, von unseren künstlichen Verschränkungen der Verse weiß

CCC

er wenig. Der Übersetzer muß ihm auch hierin so nahe zu bleiben suchen wie möglich; in sofern jene beabsichtigte höchste Wirkung dadurch nicht vermindert wird. Von diesem Gesichtspuncte bin ich ausgegangen."

Der Übersetzer also, der S. 11 von sich bekennt, daß er kein Gaelisch verstehe, weiß S. XXV aus höherer Offenbarung bestimmt, daß Ossian von den Regeln unserer künstlichen Verschränkung der Verse wenig wisse, und daß der Übersetzer in dieser äußerst bequemen Unwissenheit ihm so nahe als möglich bleiben müsse. Vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, daß diese Behauptung wahr sey: so ist Hr. Jung der erste aller Übersetzer Ossians; denn an Unwissenheit in allem, was Rhythmus und Versbau heisst, kommt ihm keiner aller Übersetzer Ossians, selbst Rhode nicht, gleich. Man höre B. 2, S. 20:

Tochter des Kormak - Kairbar
Duchomar hast
Du erschlagen.
Oh! wie ist das Schwert
Kalt in meiner Brust!
Morna, ich fühl', es ist
So kalt!
Gieb mich Moina
Dem Mädchen:
Duchomar war
Ihrer Nächte Traum.
Mein Mahl
Wird sie mir erheben;
Sehen wird's der Jäger,
Und preisen:
Wird er mich.
Aber ziehe
Mir das Schwert aus der Kluft.
O Morna, der Stahl
Ist so kalt! —

Noch schöner, mit Brechungen, B. 3, S. 16:

Oskar, sprach der dunkel-
Rothe Kairbar, ich seh' den Speer-
Inisfail's; der Speer Temora's,
Er erfunkelt in deiner Hand,
Sohn des waldigen Morwa's.
Hieb vor von hundert
Königen war er der Stolz; der Tod
Viel Helden der Vorzeit.
Mir verzeich' ihn, du Sohn
Ossians, dem mächt'gen Kairbar:
Überlasse du ihn!

Aber ihm erwiederte Oskar:
Wie? überlassen sollt' ich dir
Dieses Geschenk von Erin's
Hart bedrängtem König? des schän-
Lockigen Kormak Gabe,
Da als Oskar
Seine Feinde verfürmt?

Noch ein Probchen von den einer so natürlichen Fülle und Ründe fähigen vierzeiligen und dreyzeiligen Odenstrophen. B. 3, S. 343:

Wir vergingen
Ähnlich den Flammen, welche nur
Leuchteten kurze Zeit.
Aber in Ruhm sind wir geschieden,
Sind auch unserer Schlachten Thale
Stumm anit und düster;

Sintemal zwischen den vier
Moosbewachsenen Steinen dauert
Unter Name.

Zum Schluß noch einige Hexameter, mit kürzeren daktylisch seyn sollenden Versen untermischt, woran sich unsere Metriker im Messen üben können. B. 3, S. 313:

Warum, Frühlingsgefäul, || weckst du mich? Mit des Himmels
Tropfen bin ich bedeckt.

Aber die Zeit meines Welkens ist nah, und nahe der Sturm, der
Meine Blätter verstreuet.
Morgen wird der Wanderer kommen, der mich in meiner
Schöne gesehen;
Ach durchsuchen wird sein Auge das Feld, doch finden
Wird er mich nicht.

Man braucht wenig Sinn und Gefühl für Rhythmus und Wohlklang zu besitzen, um auf den ersten Blick zu entscheiden, daß sich die Verse des Übersetzers zu Klopstocks Versen verhalten, wie die Seideleyen der Gurkenmaler und Thüranstreicher zu Raphaels seelenvollen Schöpfungen. Und dieser Mann, dessen kauderwelsche Prose mit den lahmen Versen im schönsten Einklange steht, sollte sich, wie es S. XXIII heisst, bey feinen reimfreyen oder ungereimten Zeilen Klopstocks Behandlung der Bardie zu Muster genommen haben? Unmöglich! Ein ganz anderes Vorbild schwebte ihm gewiss vor, ein vielgelesener, beliebter Dichter, der, wöchentlich vier Mal von seinen unsterblichen Gedichten entbunden, für ein Orakel in den Wachtstuben und in den Kneipen der Spiessbürger gilt, und, ohne es zu wissen, gerade so schöne Verse macht, wie der Übersetzer, nur mit dem Unterschiede, daß er bisher noch nicht auf den Einfall gekommen ist, die Werke seines Geistes zeilenweise, wie Hr. S., absetzen zu lassen. Und diese Schwesterseele des geistvollen Übersetzers, wird man fragen, ist? — Ist Niemand anders, als — der altonaische Postreuter. — Man höre und staune:

Die Nachricht, daß
Der Sandwirth Hofers seinen Degen
Abgegeben habe,
Sticht freylich mit
Den am ersten November wieder
Bey Inspruch vor-
Gefallenen Gefechten
Im Widerspruch.
Dagegen läßt die
Am dritten Abends
Unvernunft in München erfolgen:
Ankunft des Kronprinzen
Aus Inspruch
Schliessen, daß es mit den Insurgenten
Zum Vergleich gekommen sey.

Diese Verse sind in metrischer Rücksicht gewiss nicht schlüssler, als tausende des Hn. S., z. B. B. 3, S. 14:

An dem Gestad
Hörten wir die Stimm' ihrer Freude,
Und wir wähten, der mächtige
Kathmor käme;
Kathmor, er, der Fremdlinge Freund,
Und des roth-
Umlockten Kairbar Bruder.
Aber ihre Seelen
Waren dieselben nicht;

Das Licht des Himmels
Glänzt in des edelen Kathmor Brust.
An den Ufern von Atha
Erhuben sich
Seine Thürme; sieben der Pfade
Führten zu seinen Hallen hin.

Des Übersetzers Irrthum über Ossian's Versbau zu widerlegen, würde Rec. hier zu weit führen. Das Nöthige soll in der Beurtheilung der Ausgabe des Originals aus einander gesetzt werden. Vorläufig mag die Auskunft hinreichen, daß der ossianische Vers bey aller Mannichfaltigkeit und Freyheit des Maßes, sowohl in der Erzählung, als im lyrischen Fluge, eben so bestimmten Gesetzen unterworfen ist, als die Verse im Homer, Horaz und Pindar. Z. B.:

Là, ghobh sinn an glaciaibh a cheile

Air Meallmor, 's bu threun ar spairn.
Einst packten wir ringendes Arms uns.
Auf Meallmor, der Kampf war hart.

Chiteadh gaisginn nan àrd ghuimh:

Tearnadh fìos o'm far-ghlinn fein.
Siehe, Helden mit Thatkraft
Steigen nieder vom schlängelnden Thal.

Ullin, a Charuill, a Raoinne.

Guthan aimfir a dh'òim o shear.

Cluinnem sibh an dorchadar Shelma.

Agus mo glaisibh anam nan dan.

Ni's cluinnem sibh fhil nam fonn:

Cia an talla de neoil bhaile ar fuair?

Ullin, du Carull, du Raoinne;
O ihr Stimmen entschwand'her Zeit!
Hör' ich euch im Dunkel von Seima!
Auf! erwecket den Geist des Gesangs!
Nicht hör' ich euch Kinder des Lieds!
Wo, wo ruht ihr in Hallen der Wolken?

Von des Übersetzers blindem Glauben an Macpherson's Unfehlbarkeit versteht es sich von selbst, als er alles, wie Macpherson es gab, vor der Faust rüschweg übersetzte, unbekümmert, ob Menschen erstand darin sey oder nicht. Hierüber also will Rec. nicht mit ihm, noch Hn. Schubart, der nichts weniger gläubig ist, rechten. Rügen indess muß er es, als Hr. J. nicht nach der Ausgabe der letzten Hand von 1773, die einen viel besseren Text und hin und wieder gar einige Verse mehr hat, als die früheren Ausgaben, übersetzte; daß er seine ohnehin lahmen Perioden durch allerley Flickwörter, z. B. aber, also, wohl, nun, damals, und durch verkehrte Inversionen noch mehr lähmte, und daß er aus Unkunde in Englischen Übersetzungsfehler beging, wie man bey einem so leichten, so oft übersetzten Buche nicht erwarten konnte. Hievon eine kleine Pro-

be aus dem ersten Gesänge des Fingal, wobey Rec. die Verse nach dem gaelischen Original citiren will. V. 20. *Blasted fir, furmentasted Tanne Blast.* als Substantiv, heist zwar ein *Windstoss*, aber als Zeitwort erklärt es Johnson durch *to wake to wither*. Richtiger hier also andere Übersetzer: *verdorrte*, vom Blitz getroffene Tanne. Rhode hat *zerstürmte Tanne*; Hr. J. übertrumpft ihn durch *furmentasted Tanne*. Das Original hat von allen diesen Herrlichkeiten keine Sylbe, sondern ganz einfach:

A sleagh mar ghinbhar air fear - bheinn.
Sein Speer wie die Tann' auf dem Felshang.

V. 74. *On the murmuring rock of Cuthon, an Kuthons murvendes Felsengestad.* — V. 114. ist *keen*, scharf, durch *spitz* übersetzt, und der Vers durch die sinnreiche Stellung dieses *spitz* und durch das beliebte wohl verschönert:

Wohl, Kuchullin, ist Kennals Lanse
Spitz; wohl freut sie sich, zu funkeln.
In dem Kampfe.

Unendlich besser sagt Macpherson:

The spear of Connal is keen;
It delights to shine in battle.

V. 117, 8:

But though my hand is bent on war,
My heart is for the peace of Erin.

ist durch Auslassung des *But* so zu Unsinne gedolmetscht:

Schon ist zum Krieg gereckt
Meine Faust; mein Herz.
Ist für Erin's Frieden.

Richtiger Stollberg dem Sinne nach: *Doch so bereit zum Kampf (sight statt war) liebt die Ausg. von 1773) mir die Faust auch ist: so neigt sich doch mein Herz zu dem Frieden von Erin.* — V. 147 hat Macpherson, der das Original nicht verstand, allerley Bombast zusammengeführt:

Amid the tempest let me die,
Torn, in a cloud, by angry ghosts of men.

Wörtlich:

Mitten im Sturme laßt mich sterben,
In einer Wolke zerrissen von zürnenden Geistern.

Hr. J., der *torn* und *by* mißdeutet, macht den Bombast dieser Stelle zu völligem Unsinne:

Sterben laßt mich mitten im Wetter
Gerissen in eine Wolk'
Entrüsteten Geister der Menschen.

Im Original lautet diese ganze Stelle so:

Auf wildem Meer von Innis - torc
Steige der Sturm Eirinn's empor.
Senke sich düster die Windsbraut,
Stürz' in den Tod mich ein Geist,
Bilde je ich dem Hirsche so rasch nach,
Als der Wunden heißem Gesecht.

V. 176. *The supporters of my arm in danger,* „die Gefallen meines Arms in der Gefahr,” statt „die Stützen meines Arms in Gefahr.” — V. 309. *Follow the bounding of my steeds,* „folgt meinen bäumenden.

Roffen," anstatt: folgt dem Sprunge meiner Ross. — V. 341. *His words were faultering, broken, slow.* „Seine gebrochenen, keuchenden Worte stotterten." Besser *Harold*: Seine Worte waren stammelnd, gebrochen, langsam. — V. 342. *It (the car) bends behind.* „Hinten wölbt er sich auf." — Gerade umgekehrt: *Hinten krümmt er sich nieder*, wie *Schubart* richtig übersetzt. — V. 354. *Its seat of the smoothest bone.* „Der Sitz von dem sanftesten Bein." Wer versteht dies? *Smooth* heisst glatt, geglättet, polirt. V. 359. *High-manned, hochhalsig*, statt *hochmähig*. — 424. *Along the sky.* Durch den Himmel!! Das ist doch etwas arg. — V. 430. *When rolt the waver on high*, und an sehr vielen anderen Stellen ist durch die Auslassung der Zeitbestimmung *when*, wann, ein sehr arger Doppelsinn herbeygeführt. — V. 473 hat *Macpherson* die deutschen Übersetzer zu einem lustigen Fehler geführt. Hier steht im Original *Mhiclovin, Windhunde*, auf englisch *Greyhounds*. *Macpherson*, dem dieser Ausdruck nicht prachtvoll genug ist, verwandelt *Greyhounds* in *Grey dogs*, und Hr. J. und Conforten übersetzen dies treulich durch — *graue Hunde*. — Auf allen Seiten verschönert Hr. J. sein Original durch allerliebste Zusätze, die Rec., um Anmerkungen und Papier zu sparen, durch den Druck auszeichnen will. Zu diesen gehört das Wörtlein *aber*, womit er häufig den Anfang seiner Perioden bereichert, z. B. V. 108:

Aber solches sprach
Ruhig zu ihm der Führer:
Wohl, Cuchullin, ist Konnals Lanze — —

Im Englischen steht bloß:

*Cuchullin! calm the chief replied
The spear — —*

So steht *aber* V. 13, 47, 179, 241 und an hundert anderen Stellen mehr. Eben so die beliebte Partikel *und*, mit deren Aufzählung Rec. die Zeit nicht verderben will. — V. 27. *Wohl billig* heisset du. So ist eingeflickt V. 30 *damals*. V. 106; *denn ja schon*. V. 149 *immer*. V. 163. *Lieulich wie der Donner des Himmels rollt*. V. 177 *vormals*. V. 194 *wie so nun*. V. 203 *schon*. V. 208 *hierauf*. V. 209 *also*. V. 249 *vielleicht*. V. 266 *hold*. V. 320 *und — und*. V. 326 *des Heers*. V. 346 *als*. V. 366 *dessgleichen (item)*:

Vorn, dessgleichen zur Linken des Wagens.

Ein herrliches Wort, das in der epischen und lyrischen Poesie von grosser Wirkung ist! — Zuweilen sind die Zusätze etwas grösser. V. 405. *Ihr Krieger, auf!* — V. 396. *When did I fly, son of Arno, chief of the little font.* Wörtlich: „Wann floh ich, Sohn Arno's, du Führer von kleiner Seele." Bey Hn. J.:

Wann geflohen bin ich,
Sohn des Arno, sage du selbst,
Führer der kleinen Seele.

V. 652. *I am for peace*, „ich bin immer noch für den Frieden." V. 484. *Beam of fire*, „vertilgender Wetterstrahl." — An schlechtem Deutsch und kauderwel-

scher Stellung der Worte ist kein Mangel. Z. B. V. 67. *Langs der Heide*: V. 196;

— — als (wie) ein Stern,
Der durch die Wüste
Schiefsset queer.

V. 228. *Brauen für Augenbraunen*. V. 291. *Ihre Seit' entbeystet sprudelndes Blut*. V. 255. *An meinem Schwerter hangt sein Blut*. V. 353. *Mit Gesteine, da glitzert*. V. 539:

Aber seine Antwort war
Barsch, wie der Laut auf dem Kromla,
Eh' sich der Wind erhebt.

Im Englischen: *He answered like the fallen sword (dunkles Getöse) of Cromla before a storm.* — Oir wird durch eine verkehrte, geschmacklose Umstellung der Verse und gewaltfame Zerreißung der rhythmischen Periode alles verdorben. Z. B. V. 565:

*And lovely are the songs of woe
That are heard on Albion's rocks;
When the voice of the chase is over,
And the streams of Cona
Answers to the voice of Ossian.*

Dies übersetzt Hr. Jung:

Wann nun das Getöse der Jagd
Vorüber ist,
Und, antwortend, brausen die Ströme
Kona's in Ossian's Stimme; Fels
Tönet alsdann auf Albin's Felsen
Solcher Wehmut-Gesang!

Ein wesentlicher Fehler ist es noch, daß die von *Macpherson* jedem Gesange vorgesetzten Inhaltsanzeigen, die eher einer Erweiterung als Zusammenziehung bedurft hätten, gänzlich weggelassen, und auf das schmächtigste zusammengeknüpft und verkrüppelt, jedem Bande hinten angehängt sind, z. B. *Macphersons* sechs Inhaltsanzeigen zum Fingal, die in dem frankfurter Nachdrucke an neun Seiten zu machen, in zehn Zeilen.

Zum Ersatz ist dem dritten Bande ein außerordentliches, aus *Macphersons* Anmerkungen zusammengeleimtes Namenverzeichnis angehängt, das den Lesern der sich Raths erholen will, nur zu oft verläßt, z. B. *Kromlach, Kromla*. „Ein Platz zum Gottesdienst unter den Druiden. — Name eines Hügels auf der Küste von Ullin." Ist diese Erklärung wahr: wie soll man den folgende Verse Fing. I, B. 2, S. 32 bey Hn. J. verstehen?

Sieh, und es lag die Schlacht
Hinter ihnen, als umgewälzte
Hain' auf der Wüste des Kromla's.

Ist der Hügel Kromla auch zugleich eine Wüste? Daß solche Kleinigkeiten würdigt der Übersetzer nicht einer Aufmerksamkeit. Den halbverstandenen Text in Zeilen, die er Verse nennt, abzusetzen, ist ihm ein leichteres und angenehmeres Geschäft; aber es führt zugleich den verdienten Lohn mit sich, daß die 2te Auflage seines Büchleins

Wundert nach, dem Bezirk, wo Gewurz' und Pfeffer
Feil ist, oder was sonst einhüllt unnützer Papiersch
(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 D E C E M B E R 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Fortsetzung der Recension

von

lung's, Schubart's und der tübingerischen
Übersetzung

der Gedichte Ossians.

Von der Übersetzung des Hn. Schubart (No. 2) erschienen schon 1799 im *Merkur*, und nachher auch in andern Zeitschriften. Proben. Zufällige Umstände, wie die Vorrede S. XLIX. heisst, unter andern ein Zusammenreffen mit zwey andern jambischen Nachbildungen (*Rhodes* von 1800, und *Stollbergs* von 1806), haben ihre Erscheinung verspätet. Wie *Rhodes*' Übersetzung, die (s. Vorrede S. XXI) sich den Namen einer Nachbildung verbittet, eine Nachbildung in Jamben genannt werden könne, sieht Rec. nicht ein. Mit eben dem Rechte könnte man *Benjamin Schmolken's* Morgen- und Abend-Andachten und *Bogatzky's* Schatzkästlein in Hexametern geschriebene Bücher nennen. Eine rhythmische ist sie freylich, aber welch' ein Rhythmus! Gewiss kein harmonischer Tanz wohlgeordneter, kraftvoller Wortfüsse, die sich dem Inhalte in allen Abstufungen anschliessen, sondern das lahme, eintönigste Geleier der schwächsten, kraftloseten Wortfüsse, die es nur giebt, unter denen besonders die heillose Menge der Trochäen, wie Welle auf Welle einander drängend, sich auszeichnen.

In der Einleitung giebt der Übersetzer uns aus *Macpherson's* und *Blair's* Abhandlungen, aus *Duff's* Versuch über das Original-Genie und aus der Sammlung kritischer Versuche einiges längst Bekanntes über *Macpherson's* Behandlung der ossianischen Gedichte, den Geist ihres Zeitalters, und über die Manier und den poetischen Charakter des Dichters, doch nicht ohne Beymischung von Halbwahrem und Falschem, als aus dem *Report* und andern Quellen sehr leicht hätte berichtet werden können. So erschien *Macpherson's* Übersetzung des Ossian nicht 1762, wie es V. heisst, sondern die erste Ausgabe des *Fingal* 1761, die 2te 1762, und *Temora* erst 1763, wie auch auf dem Titel steht, obgleich am Ende des Jahrs 1762 schon einige Exemplare in Umlauf gekommen waren. Was der Übersetzer von der Ausgabe der ersten Hand von 1773 sagt, dass *Macph.* „da und dort durch Beywörter und vermeinte Verstärkungen, ein einnehmenden Einfall seiner ersten Arbeit geseha-

det, und dass die späteren Herausgeber jedoch den ursprünglichen Text bald wieder hergestellt hätten, und dass das Publicum bey diesem (wiederhergestellten) Texte geblieben sey,“ ist die grundloseste Behauptung von der Welt. Alle rechtmässigen nach 1773 in England gedruckten Ausgaben, z. B. die bey Strahan und Cadell, London 1784, 8, folgen dem Texte der Ausgabe von 1773, und bey allen neueren Kunstrichtern Britanniens, z. B. den Herausgebern des gaelischen Ossian, ist von keinem andern Texte als diesem die Rede. Selbst der bessere Theil der englischen Nachdrücke, z. B. die vier äusserst schönen und correcten von Laington und Allen, London 1806 in verschiedenem Druck und Format besorgten, die neueste Ausgabe London 1807, 12 bey Walker, und andere mehr folgen diesem Texte. Nur sorglose Nachdrucker in Schottland, Ireland und Deutschland druckten die erste die beste Ausgabe wieder ab, die ihnen in die Hände fiel, unbekümmert um die Güte des Textes, und eben so kopflöse Übersetzer übertrugen diesen schlechten Text, den Hr. Schubart durch eine falsche Nachricht sogar vertheidigt. Bekanntlich ist ein kleiner Unterschied zwischen Herausgeber und Nachdrucker, und Voss, der Herausgeber der Gedichte *Hölty's*, würde sich die Ehre gar sehr verbitten, mit dem Text wiederherstellenden *Geisler dem Jüngern* und dem ehrlichen Schmiedler in Karlsruhe, der diese Gedichte gleichfalls auf seine Art herausgab, in Parallele gestellt zu werden. Lächerlich ist daher, was der Übersetzer von späteren Herausgebern spricht, deren es, ausser dem Gefindel der Nachdrucker, vor Laing keinen gab, und auch dieser, welches nicht schwer zu erfahren war, — hat den Text der Ausgabe von 1773 wieder abdrucken lassen, laut der Vorrede S. VII und VIII: *The text of the corrected edition of 1773 is adopted throughout, and the additions are carefully marked and distinguished by Italics, though the alterations are too numerous and minute to be noted.* — Dieser Änderungen und Verbesserungen sind in der That eine grosse Menge. In dem ersten Gesange des Fingal sind von 663 Versen zweyhundert mehr oder weniger verändert; sechs neue Verse, die das Original hat, sind hinzu gekommen; weggelassen sind die müssigen Partikeln *but*, *aber*, *for*, *denn*, — und besonders das liebe *and*, *und*, über dreyssig Mal, — in den Stellen, wo sie im Original fehlen. Diesem sich mehr zu nähern, herrscht in dieser Ausgabe ein sichtbares Streben, so dass sie mit allem Recht den Vorzug vor den früheren Ausgaben verdient. Hiemit Dddd

leugnet Rec. nicht, daß nicht in einigen Stellen die Lesarten der früheren Ausgaben sehr unglücklich mit pompvolleren vertauscht sind, z. B. *fir*, Tanne, mit *pine*, Pinie, u. d. m.; aber gegen das Gute, und die wirklichen Vorzüge, welche diese Ausgabe vor allen früheren hat, sind diese Verschlimmbesserungen nur unbedeutend. Beyspiele werden dieses beweisen. Fingal I, V. 606 heist es so im Original:

Chite a' truscan uasal
A h-uchd naibhreach mar ghealach oidhche,
'Nuair bhios a h-ìomall a' gluasadh
O duibhre a tuair gu foills'.

Im Sylbenmasse des Originals so:

Aus dem Gewand hervorblickt
 Schwellend ihr Busen, dem Mond der Nacht gleich,
 Wann seine Scheibe hervorwallt
 Aus düst'rer Umhüllung ins Licht.

In Macphersons früheren Ausgaben sind die beiden letzten Verse nicht übersetzt. In der Ausgabe der letzten Hand lautet diese Stelle so:

Her white bosom is seen from her robe
As the moon from the clouds of night,
When its edge heaves white on the view,
From the darkness which covers its orb.

„Ihr weißer Busen blickt hervor aus ihrem Gewand,
 „Wie der Mond aus den Wolken der Nacht,
 „Wann weiß sein Rand dem Blicke sich erhebt
 „Aus der Dunkelheit, die seine Scheibe deckt.“

Daß das Gleichniß durch den Zusatz der beiden Verse gewonnen habe, bedarf wohl keines Beweises. Ähnliche Zusätze von ganzen Versen, die das Original hat, finden sich fast in allen Gedichten. So hat z. B. in dieser Ausgabe der 1te Gesang der Temora acht Verse mehr als die früheren Ausgaben, der 1te G. von Cath-Loda fünf Verse, und so ferner. Aber auch einzelne Verse und Ausdrücke haben in allen Gesängen ohne Ausnahme durch eine sorgfältigere Annäherung an die Urschrift gewonnen, z. B. Fingal I, V. 598, fr. Ausg.

And Grudar like a sun-beam fell.
 „Und Grudar fiel wie ein Sonnenstrahl.“

letzte Ausgabe, dem Original, das *Thuit na shuil* heist, gemäßer:

Grudar fell in his blood.
 „Grudar fiel in seinem Blute.“

Fingal I, 160 hat das Original:

Gu'n gluaisfeadh Fionnghall a nalt.
 „Bis Fingal dem Lande sich naht.“

Macph. fr. Ausg.: *Till Fingal comer with battle.*

Bis Fingal kommt mit Schlacht.

— letzte Ausg.: *Till F. shall arrive on our coast.*

„Bis Fingal an unsrer Küste erscheint.“

Temora G. I, V. 141:

Lafuidh gleanna ri boillge nan speur.
 „Thale flammen in Gluten der Luft.“

Macph. fr. Ausg. übersetzt hier sehr platt:

The valley gleams with red light.
 Das Thal erglänzt von rothem Licht.

Macph. I. Ausg. veredelt, und dem Original näher:

The valley gleams with heaven's flame.
 Das Thal erglänzt von der Flamme des Himmels.

Temora G. I, V. 144:

Ghrad chualas le brigh a ghuth.
 Rasch tönte die Stimme voll Kraft.

Macph. fr. Ausg. äußerst platt: *His words are heard, seine Worte werden gehört*; letzte Ausg. näher dem Orig.: *His words broke forth, seine Worte brachen hervor*. Comala, V. 23 und 24:

Thuit og do graidh, am fear treun;
O hithear tannas an t-fair' sa bheinn.
 „Dein trauter junger Held fiel;
 „Sieh des Herrlichen Geist auf der Höh.“

Fr. Ausg.: *The youth of they love is low,*
And his goft is already on our hills.
 „Der Jungling deiner Liebe fiel,
 Und sein Geist ist bereits auf unsern Hügeln.“

Die letzte Ausgabe liest mit Auslassung des schlep-
 pendes *and* und *already* den zweyten Vers so:

His goft is on our hills.
 Sein Geist ist auf unsern Hügeln.

— V. 39 fr. Ausg.: *blue-rolling eyes*; letzte Ausg.: *blue eyes, blaue Augen*, dem Original gemäßer, das *gorm shuil* liest. — V. 57 und 58:

Luidheach cò is gruaim air Cròna
Luidheach ind air fubhal an righ.
 „Lagere dich Nebel und Dunkel auf Crona?
 „Lagert euch auf des Königes Pfad!“

Macph. fr. A.: *Roll, thou mist of gloomy Crona,*
Roll on the path of the hunter.
 „Rolle, du Nebel des trüben Crona,
 „Rolle auf des Jägers Pfad.“

L. Ausg.: *Dwell, thou mist of gloomy Crona,*
Dwell on the path of the king.
 „Weile, d. N. — — weile auf des Königes Pfad.“

— V. 218. fr. A.: — *The wind of the hills, der Wind des Hügels*. Richtiger in der I. Ausg.: *The winds of heaven, die Winde des Himmels*, denn das Original hat *Gavith nan speur, Winde des Himmels*. Doch genug an diesen Beyspielen, die sich zu Hunderten vermehren ließen, um zu beweisen, was kein Verständiger je geleugnet hat, oder leugnen wird, Hn. Schubart ausgenommen, daß die Ausgabe der letzten Hand einen weit besseren Text habe, als M's. frühere Ausgaben.

So gern nun auch Rec. aus voller Überzeugung dieser Ausgabe der macphersonschen Übersetzung, gegen Hn. Sch's. Ausspruch, den Vorzug einräumt: so kann er doch das S. VI und VIII Blair und Anderen nachgesprochene Urtheil über M's. Übersetzung nicht unterschreiben, daß M. „treu und mit Geist übersetzt, daß er nicht selten sogar die poetischen Cadenzen seines Originals beybehalten, und in seine gemeinere Sprache einen Schwung, ein Colorit und eine Abwechslung zu bringen gewußt habe, die vor jeder Versart den Vorzug verdiene, und daß er, wie Blair sagt (der, so wie die meisten, die über Ossian schreiben, kein Gaelisch verstand, folglich kein gältiger

Richter über die Treue und den Werth einer Übersetzung seyn konnte), mit einer *Anschmiegung* (!!!) mitten im Affect dollmetschte, daß man wohl merke, ihm selbst sey kein geringes Maaß von dem alten Geiste angefallen, den er beschwöre." Die flüchtigste Vergleichung des Originals mit der Übersetzung beweist gerade das Gegentheil, wie Ross im 1 B. des gaelischen Ossian S. 130 u. f. und *Ahlwardt* in der Probe einer Übers. gezeigt haben, und Rec. in der Recension des gaelischen Originals noch mit Mehrerem zeigen wird. Mag immerhin *M's.* cadencirte Übersetzung, die in mancher Rücksicht mit der Psalmübersetzung in der englischen Bibel große Ähnlichkeit hat. Manchem recht gut ins Ohr tönen: so kann doch für einen Dichter wie Ossian, von dem der Gael *J. Macdonald*, der Verfasser der Reise durch Schottland, Leipzig 1808, in seinen im Jahr 1796 an Herder geschriebenen Briefen, die Hr. Hofr. Böttiger dem Rec. in der Handschrift mitgetheilt hat, mir Recht sagt: *His versification always accords with the subject*, aus der gänzlichen Auflösung einer bestimmten Form in den Wechselbalg der sogenannten poetischen Prose, oder tollgewordenen Prose, wie ein Rec. sie neulich nannte, kein Gewinn hervorgehen. Über die gerühmte Treue und den Wohlklang der Übersetzung heisst es in diesen Briefen: *Macph. has spoilt passages by attempting to refine, or if you please to desile them so as to tickle a London ear.*

Richtiger als manche andere Auserung des Übersetzers möchte wohl die seyn, S. IX, daß *Macph.* manches (einzelne Wort) an diesen Gedichten geändert, und sich Freyheiten in der Zusammenstellung und Anordnung herausgenommen habe. Hiemit stimmt auch *Macdonald* in den Briefen an Herder überein: „*I do not think that Ossian ever once took it in his head to write an Epic poem, or any regular continued narration of any specific historical facts. He sung detached military expeditions, or battles, or events of importance which had no particular connection with each other. — — — I have no doubt but Mr. Macpherson has formed the connections of his great pieces of Fingal and Temora, from traditions; indeed I had myself a pretty good idea of the Poem of Fingal before ever I saw his work, by means of the traditions and descriptions which I had been accustomed to hear. — To say the truth, I wish Mr. Macpherson had not given them in that form, for it is not the natural dress of Ossian.*“

Da der gaelische Ossian nach der Abschrift, die *Macph.* zum Druck vollendet, und wonach er die Ausgabe von 1773 revidirt hatte, abgedruckt ist: so verschwindet; was S. X u. f. über verschiedene Lesarten, abweichende Handschriften, unverdorbene Manuscripte gesagt wird, und daß *M.* auf jeden Fall andere Papiere und andere Rhapsoden (?) vor sich hatte, als *Macfarlan*, u. d. m., von selbst in Dunst. Reiner und ächter Poesie als *M.* hat *Macfarlan* geliefert, auch mit mehr Einfalt, Kraft, Treue und Anschmiegung an das Original übersetzt. Dies kann Rec. Hn. Sch. versichern. Aber diese Übersetzung,

so wie der von *Ross* ins Lateinische übersetzte Hymnus an Ceres, läßt sich nicht lesen wie ein Roman. Er ist zu einem fortlaufenden Commentar für den bekimmt, der das Gaelische studiren, und den Dichter in der Grundsprache recht genießen will. Für den großen Haufen der Lesewelt wird die hochländische Übersetzung durch eine englische Übersetzung sorgen, die sich soviel, als die poetische Sprache im Englischen erlaubt, an das Original anschmiegen soll. Eine kleine Probe mag hier Platz finden aus dem ersten Gesange des Fingal V. 277:

*Daughter of blue-shielded Cormac,
Thou hast cut off my youth from renown;
Cold is the sword, delight of heroes,
It is cold in my breast, O Morna.
Give me to Moina the maid;
(I am her dream in the darkness of night)
To raise my tomb among the host;
The hunter will see the brightness of my fame.
But draw the sword from my side,
O Morna! the blade is cold.
Tearful and slow she came,
To draw the sword from his side.
He pierc'd the fair breast of the maid.
She felt; her locks were spread on the ground;
The blood ran purling down;
It was red on her arm of snow.*

Ob diese Übersetzung jetzt schon ganz vollendet und gedruckt sey, kann Rec. nicht bestimmen, da aller Verkehr mit England gesperrt ist. Nach der Probe im 1ten B. des gaelischen Ossians zu urtheilen, werden die wahren Fähler der Poesie, wie Hr. Sch. sie nennt, keinen Augenblick Bedenken tragen, sie der *macphersonschen* vorzuziehen. Wer indeß eine Modernisirung des Homer à la Pope für eine genialischere Behandlung des ionischen Bardens hält, als die *Vossische* Übersetzung, der mag immerhin *Macphersons* Dollmetschung, und den Dollmetschungen dieser Dollmetschung den Vorzug geben, sich jedoch zugleich beschelden, daß er, um über Ossians Geist und Werth richtig zu urtheilen, keine Stimme habe.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Erscheinung des gaelischen Originals der ossianschen Gedichte eine Vergleichung und Prüfung der *macphersonschen* Übersetzung nach sich ziehen mußte. Ein geborner Gael (*Ross*), der seine Muttersprache in ihrem ganzen Umfange studirt hatte, brachte den Fingal auf die Capelle, und ein Deutscher (*Ahlwardt*) einen Gesang der Temora. Beider Urtheil entschied gänzlich gegen *Macpherson*. Unter diesen Umständen die verbildete, und mit Grund hart getadelte Übersetzung noch einmal zu übersetzen, war gewiß die unnütze überflüssigste Arbeit von der Welt. Dem Uebersetzer selbst scheint diese eingeleuchtet zu haben, denn ihm wandelt S. XII so etwas von einer heilsamen Unruhe an; aber was war zu thun? Die Uebersetzung war einmal fertig; der Ehrensold konnte nicht aufgeopfert werden; ein Deckmantel, unter dem man das Kind in die Welt setzte, mußte aufgesucht werden. Wer suchet, der findet. „Das Original (der gaelische Ossian) behält (f. S. XII) natürlich immer den Vorzug vor der Copie: zuerst aber

muß man wissen, ob man das bessere Original vor sich habe, Und sodann, ob die Nachbildung desselben an ächtem poetischem Werthe die bisherige, durch den Beyfall einer ganzen lesenden Welt längst sanctionirte Version übertriffe. Sind wir erst von der Ächtheit und Lauterkeit der neuen Urschrift überzeugt, und hat man uns die nöthigen Hülfsmittel an die Hand gegeben, um der gaelischen Sprache beizukommen: dann versteht es sich, daß wir den Ossian, wie unsern Homer, so lange aus der Ursprache dollmetischen, bis ein glücklicher Wurf alle weiteren Versuche überflüssig gemacht haben wird. — Bis zur Entscheidung dieser wichtigen Fragen, halten wir uns an Macpherson (das heist, — an Schubarts Übersetzung), und sind zufrieden, wenn wir ihn zu erreichen vermögen" (welches die schubartsche Uebersetzung gethan zu haben, hiemit in aller Bescheidenheit andeutet).

Rec. verliert hierüber kein Wort. Sollte es dem Übersetzer jedoch einst wirklich Ernst seyn, der gaelischen Sprache beizukommen: so will Rec. ihm die nöthigen Hülfsmittel zu diesem löblichen Unternehmen nicht verheimlichen. Diese sind außer den Wörterbüchern von O'Brien (Paris 1768, 4) und Shaw, nebst den Erklärungen schwerer und seltener Wörter, die dem I. B. der gaelischen Bibel, und der *Collection of the works of the Highland Bards* (Edinburg 1804) angehängt sind, Stewart's gaelische Sprachlehre. Als Lesebuch für Anfänger ist die gaelische Bibelübersetzung, die allgemein als Muster des Stils anerkannt ist, das beste. Hiemit kann man nachher die versificirte Uebersetzung der Psalmen verbinden, und dann zum Lesen des Ossian, der Sean Dann und der angeführten Collection übergehen. Viele Stellen indess werden einem in diesen letzteren Büchern unverständlich bleiben, wenn man eines guten mündlichen Unterrichts entbehren muß.

Die Grundsätze, die Hr. Sch., dem „geistreichen (?) englischen Dollmetscher an Fülle, Ründung, Gedrängtheit und Poesie der Sprache (— auch an Non-sense? —) wenigstens nahe zu kommen" strebend, bey der Übersetzung befolgte, werden S. XLIX entwickelt, nicht ohne einige verächtliche Seitenblicke auf eine gewisse Übersetzerclasse von der strikten Observanz zu werfen, die „in den mühsam gedrechselten Sylbenmassen ihres Originals umher tanzen, und doch keinen Strahl von dem Geiste desselben wiedergeben, und daher (— vielleicht eine natürliche Folge des Tanzes in mühsam gedrechselten Sylben-

massen —) zum Verstehen des Autors brancherfind, aber ungenießbar als für sich bestehendes Kunstwerk." Die Übersetzer in Frankreich und England, Amy, Dacier, Delisle, Pops, Macpherson u. s. w. sind klüger. „Das Übertragen der Worte und des Sinns (?) ist nach S. XLIX eine bloße Schulübung, worin sie sich mit Hn. Schubart entbinden, und daher lesen und genießen sich auch ihre Übersetzungen wie Originale, und haben mit dieser Freiheit in der Bewegung, und diesem heimischen Kluge durch Treue (?), Wahrheit und genaue Beobachtung der Manier zu verbinden gewußt." (Über Pops's Treue und Wahrheit rath Rec. Wakefield's Ausgabe der poppischen Übersetzung nachzulesen.) Diesen trefflichen Vorbildern nachringend, und — kann Rec. versichern, — sie auch „an Sorglosigkeit in Übertragung der Worte und des Sinns erreichend oder vielmehr übertreffend," giebt uns der Übersetzer viele undeutliche Winke S. XLIX u. f., was wir von einer geistreichen Nachbildung zu erwarten haben — Wortklaubende Übersetzer, — (besonders die einer gewissen Schule, —) in dem Wahn, daß auch der Sinn des Dichters zu übertragen sey, daß ein Schilf, welches im Original mit dem Ostwinde segelt, in der Übersetzung nicht mit dem Westwinde fließen müsse, und daß man die Tannen und Föhren des kalten Nordlands nicht nach Willkühr in Pinien der wärmeren, südlichen Gegenden umschaffen könne, geben uns S. LI „Todtengerippe statt lebender Körper, bloße Umrisse und Grundtheile, todte Formen, ohne jene warme Carnation, ohne jenen lebendigen Farbenwechsel, und ohne jenen Lebensgeist, der uns an dem Original basaubert." Wie ganz anders unser Übersetzer! Unbekümmert um Worte und Sinn, die armseligen Schulübungen der Sylbendichter verschmähend, hier einzelne Wörter, und wenn der hohe Kunstsin es zur Halrung des Gemäldes nöthig findet, ganze Verse wegschneidend, dort Wörter und Wendungen ändernd, und — *quantumvis* — von dem Eigenen hinzufügend, (und gleich jenem Kenner im *Vicar of Wakefield* die Taten verbessernd,) will uns der Übersetzer „den Geist und Charakter, das Colorit und die eigenthümliche Manier der großen Dichters dergestalt übertragen, daß wir seine Übersetzung wie ein heimisches Original lesen, und uns bey ihrem Genuße von denselben Genuße durchdrungen fühlen sollen, welches das Original auf uns gemacht hat."

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung: Unterricht für die Hebammen, Schwangeren und Wöchnerinnen auf dem Lande, von D. Moritz Gerh. Thümling,

weil. herzoglich nassauischen Geheimenrathes und Leibarzt Dritte veränderte und vermehrte Auflage. 1810. XII u. 20 S. 8. (10 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 D E C E M B E R , 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Fortsetzung der Recension

von

Jung's, Schubart's und der tübingschen
Uebersetzung
der Gedichte Ossians.

Bey einem Schriftsteller, der so, im Bewusstseyn seines hohen Werthes, mit sicherem Schritt der Unsterblichkeit entgegenwandelt, verstummt die Kritik, und sucht, mit immer steigender Bewunderung, die Grundgesetze des Schönen in dem Kunstwerk selbst aufzuspüren, nach welchen der schöpferische Geist des Nachbildners sein Meisterstück vollendete. Diese, soviel Rec. sie hat ergründen können, sind etwa folgende: 1) kühne Entfernung vom Wortsinne; auch wohl vom Sinn überhaupt, eine Tugend, welche die landübliche Kritik, über die ein ächter Kunstjünger erhaben ist, mit dem Namen Unkunde der Sprache und Unsinn zu stempeln sich bisher erfrechte, z. B. in dem erhabenen Schlachtgemälde Fingal 3, 369, u. f.:

*Mar cheud gaoth an daraig mhòirbheinn,
Mar cheud fruth o thòrr nan aonach
Mar neoil a' curradh gu dubhlaidh,
Mar chuan mòr air tràigh a' tuomadh,
Cho leathan, beucach, dorcha, borb,
Thachair laoidh fo cholg air Lena.
Bha gairm an t - sluagh air cruaidh nam beann,
Mar thorrunn an oidhch nan sian,
'Nuair a bhriseas nial Ghona nan gleann,
'S mile taibh's a' sgreadadh gu dian
Air gaoith shaoin fhìar nan carn.*

Dieses heisst nach einer Uebersetzung im Sylbenmaasse des Originals:

Wie der Winde hundert im Bergwald,
Wie der Ströme hundert von Felshöhn,
Wie über dem Moor des Gewölks Nacht,
Wie am Strande die Brandung des Weltmeers:
So weit, so brüllend, düster, grau,
Trafen im Grimm sich die Heiden auf Lena.
Am Hang der Berge tobt das Heer
Wie Donner in stürmischer Graunnacht,
Wann auf Cona ein Wolkenbruch stürzt,
Und der Schemen tausend heulen
Im hohlen Wirbelwind der Carn.

Bey Macpherson heisst dieses so:

*As a hundred winds on Morven;
As the streams of a hundred hills;
As clouds fly successive over heaven;*

S. A. L. Z. 1810. *Vierter Band.*

*As the dark ocean assaults the shore of the desert:
So roaring, so vast, so terrible
The armies mixed on Lena's echoing heath.
The groan of the people spread over the hills:
It was like the thunder of night,
When the cloud bursts on Cona,
And a thousand ghosts shriek at once
On the hollow wind.*

Nach einer wörtlichen Uebersetzung:

Wie hundert Winde auf Morven;
Wie die Ströme von hundert Hügeln;
Wie Gewölk auf Gewölk über den Himmel fliegt;
Wie düster das Weltmeer den Strand der Wüste
bestürmt:

So brüllend, so ausgebreitet, so furchtbar
Mischten sich die Heere auf Lena's hallender Ebne.
Das dumpfe Tosen des Heers verbreitet sich über
die Hügel;

Es glich dem Donner der Nacht;
Wenn ein Gewölk auf Cona zerreißt,
Und tausend Geister auf einmal
Im hohlen Winde winkeln.

Bis auf die mit Cursiv gedruckten Zusätze hat Macpherson diese Stelle recht gut nach seiner Art übersetzt. *The shore of the desert*, ist ein Prunkausdruck für *wüster, oder Strand*, welches ihm zu gemein ist. — V. 375 ist *gairm*, welches *Laut, Ton*, überhaupt, dann auch *Ruf, Geschrey, Geheul* bedeutet, auch Cathloda 1,6 von Macpherson durch *roar*, und an einer andern Stelle durch *voice* ausgedrückt ist, etwas verstärkt durch *groan* übersetzt; aber nicht in der Bedeutung *Geächz*, wie unsere unwissenden Übersetzer es nehmen, sondern in der, worin es bey Shakespeare im Lear vorkommt, wo Johnson es richtig durch *hoarse dead sound* „*rauer, dumpfer Ton*“ erklärt.

Ossian, wie Homer, um den schrecklichen Moment des Zusammentreffens der Heere und des Kriegsgeschreys zu schildern, wählt die furchtbarsten Bilder in der Natur, häuft Vergleichung auf Vergleichung, und man sollte glauben, daß kein Nachbildner einen einzigen Zug des großen Gemäldes ändern könnte, ohne es zu verderben. Thörichter Wahn! Hr. Sch. versteht das große Geheimniß, die Tinten zu verbessern, und die Heroen unserer Übersetzer sind gegen diesen Geweihten der Kunst nur armselige Stümper. Man höre die Uebersetzung, die Rec. nach den Versen des Originals abtheilen will:

Wie hundert Winde auf Morven;
Wie Ströme von hundert Bergen;
Wie sturmgejagte Donnergewölke;
Wie der Andrang des nächtlichen Oceans gegen das
Ufer der Wüste:

Eeee

So heulend, so unabsehbar und schrecklich,
Mischten sich die Heere auf Lena's wiederhallender
Ebne:

Das Geächz der Sterbenden steigt zu den Hügeln
empor:

Es gleicht den Donnern der Nacht,
Wenn eine Wetterwolke auf Cenn zerberstet,
Und tausend Geister mit eins
Den hohlen Wind durchheulen.

Im Original beginnt das eigentliche Treffen erst V. 389, folglich auch das Gewürge nicht früher; und das Geächz der Sterbenden malt Ossian erst V. 404 u. f. mit einigen wenigen Pinselstrichen. Nach Hn. Schubarts Übersetzung: „Wer kann die Todten des Volks alle nennen, wer die Thaten der Helden erzählen, als Fingals lodrender Grimm die Söhne Lochlins verzehrte? Geächz auf Geächz schweift von Hügel zu Hügel, bis Nacht die Kämpfer bedeckte.“ Was kümmert sich aber ein genievoller Nachbildner um die Anordnung des Gemäldes, das er durch seine Nachzeichnung wieder zum Original erheben will? Aus dem Vorgrund macht er den Hintergrund, aus dem Hügel ein Gebirg, trägt die prachtvollsten, blendendsten Farben dick mit dem Quast auf, und erzwingt sich so den Beyfall und die Bewunderung der ächten Fähler und Kenner! — Carth. V. 242. befiehlt Fingal seinen Krieger, sich zur Schlacht zu rüsten, und sagt:

Guch làhm air sleaght, a' glaine crann.
Den glatten Speer fall' jede Hand.

Ganz wörtlich: Jede Hand sey am Speer, dessen Schaft äußerst glatt. Macpherson übersetzt: Let each assume his heavy spear. Wörtlich: Laßt jeden seinen schweren Speer (Schlachtspeer) ergreifen. Hr. Schubart, dem der Wortinn ein Greuel ist, veredelt dies so: Jeder ergreife seinen knotigen Speer: Knotenstock, knotiger Stock, wird in dem rabenhorrischen Handwörterbuch d. d. Sprache erklärt, ein Stock mit vielen Knoten, ein mit Knoten versehener Stock!! — Carth. V. 305 wird der Barde Ullin von Fingal an Carth. abgesandt, um ihn zum Mahl einzuladen. Der Landesritze gemäß wirft er vor Carth. seinen Speer zur Erde, und beginnt dann die Einladung:

Thily e sleaght fada air frith,
Roi Chartonn le fith fhial,
Is e a' togail an fhuinn gu mall.

Er warf den Speer auf die Haide
Vor Carthonn, mit gastlichem Frieden,
Hob dann langsam an den Gesang.

Macph. übersetzt, mit Auslassung des „le fith fhial“ ganz richtig durch: He threw down the spear before him, and raised the song of peace. Er warf den Speer vor Carth. hin, und erhob den Friedensgesang. Hr. Schubart: „Er senkte den Speer vor ihm erdwärts, und hub an den Spruch des Friedens.“ Das plumpe Hinwerfen des Speers ist eine Unartigkeit, die ein Uebersetzer à la Française nicht hingehen lassen kann. Des guten Wohlstandes wegen läßt er also Ullin den Speer ehrerbietig erdwärts senken, etwa wie bey einer Wachparade ein wohlgezogener Unterofficier mit dem Kurzgewehr sa-

lutirt. So gemodelt muß Ossian notwendig den Unstudirten (f. S. LIII), der Stungfrau bey'm Rahmen, und der Hausfrau an der Arbeit gefallen. In der Apostrophe an die Sonne heist es:

Traighidh a's lionnadh an Cuan:
Es ebbet und fluthet das Meer:

Macphers. hat dies recht gut übersetzt: The ocean shrinks and grows again. Wörtlich: „Der Ocean zieht sich zurück (ebbet), und wächst wieder (fluthet).“ Wie armselig ist dies gegen Hn. Schubart's klassische Uebersetzung, welche die Ideenfolge umkehrt: „Der Ocean schwillt und schrumpft wieder zusammen.“ Zusammenschrumpfen erklären die deutschen Wörterbücher durch zusammentrocknen, z. B. vom Backobst und dergleichen Dingen. Wie überaus glücklich ist hier eins der gemeinsten Wörter durch eine schlaue Verbindung, wie Horaz es nennt, geädelt! Und welch ein Bild! Welch eine Kühnheit des Gedankens, sich den hochgeschwollenen Ocean zusammen geschrumpft wie einen Bratapfel zudenken! Nicht minder trefflich ist in der Apostrophe an die Sonne, die Stelle: Aber du bist vielleicht, wie ich, nur für eine Zeit, und deine Jahre werden ein Ende haben! Du wirst schlafen in deinen Wolken, unbekümmert um die Stimme des Morgens, — in lauter Fragen aufgelöst: „Aber bist du vielleicht nur für eine Weile wie Ossian, und deine Jahre nehmen ein Ende? Wirst du einst schlafen in deiner Wolkengruft, achlos auf die Stimme des Morgens?“ — Dies erinnert an einen Schauspieler, der in einem Lustspiel die Worte: Ja! ja! Da würde ich schon ankommen! — in eine Frage verwandelte und sie zur großen Erbauung des Publicums so declamirte: Ja! ja! Da würde ich schon ankommen? — Temora I, V. 39. heist es von dem Helden Foldath:

Sheas Foldath mar charruig an fruth,
Geileadh fo chobhar a dubh chruth.
Er stand wie ein Felsen im Strom,
Welcher die Schwarze in Schaum hüllt:

Macpherson übersetzt, mit Auslassung des „an fruth“, wofür er nach seiner Art verschönernd oozy (schleimig, schlammig) setzt, ganz richtig: Foldath stands like an oozy rock, that covers its dank sides with foam. „Foldath steht wie ein schlammiger Fels, der seine schwarzen Seiten mit Schaum bedeckt.“ Wie platt ist dies gegen Hn. Sch's Übersetzung: „Foldath steht wie ein mohriger Fels, der seine grauen Seiten mit Meerschaum bedeckt.“ Um dem Urtheile der Leser nicht vorzugreifen, will Rec. nicht entscheiden, ob mohrig, ein kühngeprägtes Beywort von Mohr, ein Neger, also so viel als mohrenartig, schwarz, feyn soll, oder ob man es von Moor, „sumpfiges, morastiges Land von schwarzem Boden“, ableiten müsse. Auf jeden Fall ist ein mohriger oder mooriger Fels in einem Fluß, der graue Seiten hat und mit Meerschaum bedeckt ist, eine große Schönheit, wie die ächten Fähler der Poesie von selbst einsehen werden. — Temora I, 15. heist es von Cairbre, der den jungen König Cormac ermordet hat, und von Gewissensangst gefoltert wird:

*Thúis Cairbre a fíleach trí chuairt,
Trí chuairt chuair é n' shenfaig of láimh.
Chas e gu tric o ard cheum;
Chroath e ruighe nam beud gu h-ard.*

Er schleudert den Speer dreymal,
Dreymal faßt er den Bart mit der Hand,
Hemmt die gewaltigen Schritt oft,
Schwingt die Arme des Frevels empor.

Macph. übersetzt: *Cairbar thrice threw his spear on
earth; and thrice he broked his beard. His steps are
hort: he often stops; toffes his finewy arms.* Wört-
lich: „*Cairbar* warf dreymal seinen Speer zur Erde,
und dreymal strich er den Bart. Seine Schritte
sind kurz; oft steht er still, und schwingt empor
die nervigen Arme.“ Nach *Donis*:

— — — — — *Dreymal*
Warf er die Lanze von sich und faßete dreymal den
Bart an.
Ging und stand, ging wieder und stand, und bewegte
gewaltig:
Seine feunigen Arme. — — — —

Macph. hat hier Manches verschlimmbessert. Bey *Ossian*
geht *Cairbre* mit großen Schritten auf und nieder, und
steht dann plötzlich wieder still; bey *Macpherson* sind
seine Schritte kurz. Das dem Dichter geliebene *Bey-*
wort *finewy*, nervig, paßt für *Cairbre's* Armegarnicht,
von dem V. 664 sein eigener Bruder sagt: *Thou fee-*
ble hand in war. Du Schwacher im Streit; nach *Hn.*
Sch's Übersetzung. Auch im Original heist es:

Thusa, 's laige lámh an còmhstri.

Du, deß Hand sehr schwach im Kampf ist.

Doch was *Macph.* verdarb, hat *Hr. Sch.* wieder gut ge-
macht, und diess reichlich: „Dreymal warf *Cairbar*
den Speer zur Erde, und drey Mal rauft er seinen
Bart. Seine Schritte sind unstät, oftmals steht er stil-
le, und verschränkt seine nervigen Arme.“ Wie ma-
lerisch ist das Raufen des Barts, und das Verschrän-
ken der Arme, wobey *Cairbre* wahrscheinlich, wie ei-
ner unserer berühmten Theaterhelden, den Leib hin-
ten überbog, und den rechten Fuß vorwärts streck-
te! Nur auf diesem Wege geht die wahre Carnation,
und der Lebensgeist, der uns am Original bezaub-
ert, verschönet in die Übersetzung hinüber! — *Fing-*
al I, V. 6, nach dem Original:

*Es war sein Gedank' an Cairbre,
Der, ein Held, ihm sel im Schwertkampf.*

Macph. He thought of mighty Carbar, a hero whom
he slew in war, oder wie es in der Ausgabe der letz-
ten Hand heist: *A hero slain by the chief in war.*
Wörtlich: „Er gedachte des mächtigen Carbar, ei-
nes Helden, den er im Kriege erschlug.“ — *Hr. Sch.*
übersetzt das letzte Komma: Den er im Felde schlug.
Freylich erklärt *Johnson* *to slay* durch *to kill*, *to but-*
cher, *to put to death*; aber was braucht ein Ueberse-
tzer sich an den Wort Sinn zu kehren? Das Todtschla-
gen ist eine böse Sache. Hätte *Napoleon* die Öster-
reicher bey Regensburg alle todt geschlagen: so konn-
te er sie bey *Wagram* nicht noch einmal schlagen.

Hr. Sch. hat daher sehr wohl gethan, dem im Ori-
ginal erschlagenen Carbar bloß im Felde zu schlagen,
und ihn noch eine Zeitlang leben zu lassen. — *Fing-*
al I, V. 93 nach dem Gaelischen:

Es zitterte Cromlae's Gebirg.

Bey Macphers.: *Rocking Cromla echocs round.* —
Rocking ist das Particip von *to rock*, welches *John-*
son erklärt: *to shake*, *to move backward and for-*
ward. Wörtlich also: „Der zitternde *Cromla* wieder-
hallte umher.“ *Stollberg*: *Es erbebt in dem Wiederhall*
das hohe Cromla. — *Hr. Sch.* (und schon vor ihm
Hr. Rhode) weiß diess besser. *Rock*, wie Keiner
leugnet, heist ein Felsen, und *rocky* felsig. Heist
nun diess letzte *felsig*, warum sollte *rocking* denn
nicht auch *felsig* heißen? *Rhode* übersetzt daher:
Der felsige Kromla wiederhallt umher, und *Hr. Sch.*
giebt die Stelle so: *Graue Hunde heulen dazwischen.*
Unstär ergeußt sich ihr Schlachtlied (*the song of battle*),
und der felsige *Cromla* hallt rund um von ihrem Getös.“
— Das dem Dichter geliebene ihr bey Schlachtlied,
wie nicht minder der Zusatz von ihrem Getös, ist
freylich sehr schön; aber der ungeübte Leser könnte
leicht verleitet werden, ihr Schlachtlied, auf die kurz
vorher erwähnten grauen Hunde, in der Sprache der
Menschen Windhunde genannt, zu ziehen, wodurch
ein etwas komischer Sinn entstehen würde. Kund
und zu wissen sey demnach, daß alle die ihr sich auf
das zwey Punkte vorher stehende Wort *Schaaren* be-
ziehe. — *Fingal* I, V. 154 sagt der bescheidene
Connal bey *Macpherson*: *I was swift with my friends*
in battle, but small is the fame of Connal. *Rhode*
übersetzt sehr wörtlich: „Schnell war ich mit mei-
nen Freunden zum Kampf, jedoch: — klein ist *Connal's*
Ruhm.“ *Hr. Sch.* mit dem ihm gewöhnlichen Schwung
giebt diess: „Rasch stürmt' ich mit meinen Genossen vor-
an in die Schlacht: nicht klein ist mein Ruhm.“ —
So spricht sich die ächte Bescheidenheit aus! *Bey-*
läufig können sich die Fabricanten der englisch-deut-
schen Handwörterbücher an *Hn. Sch's* Autorität mer-
ken, daß *small* auch die Bedeutung von „nicht klein“
habe, wie denn überhaupt für diese Herren viel aus
dieser Übersetzung zu lernen ist, z. B. *Fing.* I, 152.
The valiant overcome, die Tapfern siegen; bey *Hn.*
Sch.: Die Starken erlagen. — *Overcome* heist also
auch, besiegt werden, erliegen! — *Fing.* 4, 80, un-
matched, tadelloß, *Fing.* I, 214, *Stream*, ein Bachstrom.
Nach dieser Analogie könnte man *Hill* sehr schön durch
Hügelberg übersetzen. — *Fing.* I, 68 *From*, herab.
Cairbar from thy red tree of Cromla! „Komm her-
ab, *Cairbar*, von *Cromla's* röthlichen Bäumen.“ Wahr-
scheinlich saß der Held auf diesen Bäumen, und da
war es gut, daß *Hr. Sch.* ihm zurief, herabzukom-
men. Im Gaelischen wird dem *Cairbar* bloß zugeru-
fen, herzukommen vom hallenden *Cromlae*. — *Fing.*
I, 173: *Whitebomed*, weißbusig, bey *Hn. Sch.*
hochbrüstig. — *Fing.* I, 354, *Tew*, Eibe, bey *Hn. Sch.*
Ebenholz. *Of polished yew is its beam*, von glänzen-
dem Ebenholz ist die Deichsel. Wahrscheinlich wuchs

damals das Ebenholz in Irland und Schottland wild, und war so gemein, daß man Wagendeichseln daraus verfertigte. — Fing. I. 502: *Early*, frühe, bey Hn. Sch. *bräunlich*; *The early fort of the chase*, die *bräunliche* Beute der Jagd. — F. 4. 17: *Dark - brown*, dunkelbraun, bey Hn. Sch. *Lieblüchwallend*; *dark - brown hair*, lieblich wallende Locken. — Temora I. 389: *Hind*; Hirschkuh, bey Hn. Sch. *Händin*; *Heshall not pursue the dark - brown hinds*, er wird nicht mehr die braune *Händin* verfolgen. Eben so Fing. I. 62. — Temora I. 710: *Whistle*, pfeiffen, bey Hn. Sch. *seufzen*. *He whistling, strides along*, er schreitet *seufzend* hinweg. Es ließen sich noch Dutzende von Wörtern hersetzen, denen der Übersetzer mit preiswürdiger Kühnheit eine ganz andere Bedeutung gegeben hat, als sie bisher hatten; es mag aber an diesen Proben genug seyn.

Eins der größten Vorzüge dieser Übersetzung ist 2) die *Erhöhung und das Hinanfschrauben des Ausdrucks*, und, um gehörig Schatten in das Gemälde zu bringen, *das Hinabplumpen in die Tiefe*, oder eine äußerst glückliche Mischung des *Pathos und des Bathos*, wie Swift es nennt. Längst waren wir es zwar an den Uebersetzern Ossians gewohnt, daß sie den von Macpherson schon erhöhten Ausdruck noch mehr steigerten, aus *Wasser Fluten*, aus *Hügel Berge*, aus *Lüfte Winde* und *Windstöße*, aus *Winde Stürme*, *Wetterstürme* machten, und besonders den schlichten Haaren gram waren, und sie trotz dem besten Haarkräusler, in lauter *lieblich wallende, bräunliche, und zierliche Locken* verwandelten, ja sogar der Sonne, wie *Rhode*, *lockige Strahlen* gaben; aber Hr. Sch. ragt in Rücksicht der großen Kunst, die *warme Carnation* noch glühender, den Wortprunk noch prunkvoller zu machen, soweit über alle seine Vorgänger hervor, als, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, der Mond über die kleineren Sterne. *Die Lichter*, Carthon V. 47, (— in der Wirklichkeit nichts mehr und nichts weniger als — *gespaltener Kien*, und auf eine sehr einfache Art bearbeitete *Baumwurzeln*, die noch jetzt in den höheren und ärmeren Gegenden Schottlands die Stelle der *Talglichter* bey dem gemeinen Manne vertreten, siehe *Ross Anmerk. zu Fing. B. I. S. CLX* —), denen Macpherson den Zusatz, „*der Fremde*“ gab, und sie albern genug in *Wachlichter* verwandelte, werden bey Hn. Sch. zu *Fackeln vom Lande der Fremden*; das umher verbreitete Mahl, *the feast spread around*, wird zu einem *Siegesfest*, das durch die *Halben jubelt*; die blauen Wellen, die Macph. zur dunkelblauen See (*dugak - blue sea*) erhöheten, werden zur *schwarzblauen Tiefe*; — aus *Furcht*, *fear*, Carthon V. 256, wird *Entsetzen*; aus *Mauern*, *walls*, eine

Burg, aus *sad*, traurig, *todtverkündend*; aus umgestürzten Bäumen (*overturned*) *zerstämpfte Wälder*, und der Stolz, der in seiner ganzen Stärke sich erhebt, *the arising strength of pride*, wird zu einer *ausbrechenden Flamme der Wuth*. Aus diesem vollen Magazine der erhabensten Erhabenheit erhalten wir im ersten Buche des Fingals einen *blätterrauschenden Baum*; einen Schild, *des Mondes Aufgang*, a *shield, like the rising moon*; *taumelnde Felsen*, *falling rocks*; einen *donnernden Schlachtschild*, *sounding shield*; *goldbestrahlten Nebel*, *golden wist*. *Nebeldüfte*; eine *wogengewimmelnde See*, *the echoing main*; einen *geisterbeladenen Orkan*, *wogegen das demüthige Original*:

Und hinter ihm liegen die Tapfern,
Wie Bäum' auf Cromla der Ströme,
Fährt über die Heiden ein *Windstoß*
Mit mächtigen Schemen der Nacht,

eine sehr armselige Figur spielt. Ferner erhalten wir aus dieser nie versiegenden Quelle des Schönen — *waffenschwache Feiglinge* (*feeble in arms*) — *Wirbelstürme* (*whirlwinds*) — *Scharenstürmer* (*chief of mighty men*), den *Donnersturz eines Stroms* (*the dreadful course of a stream*), *Sturmflut* (*wind*) — *Wirbel* (*blast*) — *Donnerton* (*sound*) — *sanftes Donnern* (*thunder of heaven*), und dergleichen Herrlichkeiten mehr; was *dunkel* (*dark*) ist, wird *donnernd*, ein *unruhiger See*, *troubled lake*, ein *dumpf tosender See*; der *unruhige Ocean*, *troubled ocean*, ein *rühiges Meer*, das *schraubende Ross*, *snorting horse*, ein *sich schraubend bäumendes Ross*, ein *Feind*, *foe*, ein *Verruchter*; wiederhallende *Hügel und Felsen* werden *Berge mit ihren Klüften*, die *dumpf antworten*; ein *furchtbarer Held*, *dreadful hero*, wird ein *schreckliches Herz*; *Fäuste zücken am Schwertgriff* (*hands are on their swords*), *Sterne durchzücken die Wildnis* (*shoot across the desert*); *Gedanken an Frieden*, *thought of peace*, werden zum *Frieden*, der uns *umsäuselt* — *zerspaltene Helme*, *cleft helmets*, werden *zerschmettert berstende Helme*; *erhebe deine Stimme*, *raise thy voice*, wird *veredelt*, *erzeugt deine Stimme*. Fingal, in dem bescheidenen Original, Fing. I. 660: „*Der Erst*“ in den Schlachten des Thals“, *strahlt*, bey Macpherson, wie die *Sonne aufs Gesicht*, *beams like the sun on our fields*, *durchlodert*, bey Hn. Sch., *gleich der Sonne die Felder*, und ein paar sentimentale Eiben, Fing. I. 619 aus Macphersons Fabrik, die unten dem *Grabe entwachsen*, und nachher *wist* to *meet on high*, *umschlingen*, bey Hn. Sch., *sich liebend mit ihren Zweigen*.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

Druckfehleranzeige.

In No. 249. S. 186. Z. 7 von unten statt V lies V. S. 187. Z. 20 von oben muß nach Zahl die Ziffer 5 hinzugefügt werden. S. 191. Z. 15 von unten statt 5 × 3 lies 5 × 8.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 31. DECEMBER, 1810.

SCHÖNE KÜNSTE.

Beschluß der Recension

der

Jung's, Schubart's und der tübingschen
Übersetzung

der Gedichte Ossians.

Der Schönheiten dieser Art giebt es in der Schubart'schen Übersetzung eine so ungeheure Menge, daß Rec. noch mehrere Bogen mit einer Auswahl dieser Edelsteine des Ausdrucks füllen könnte, wovon manche wahre Sprachbereicherungen sind, z. B. wenn die Sonne seine Seite bestimmt, *when the sun is faint on its side*. Dem Fuchs umwisfelt das Gras des Gemäuers das Haupt (*warcs round the head*). Laßt uns malmen die Schilde, *let us break the shields*, — die Stürme mähen die Wälder in ihrem Grimm, *the storms overturn the woods*, und Carthou V. 322 den Muth fällen, statt niederschlagen. Einen Baum niederschlagen oder umbauen, heißt ihn fällen. Das gemeine „den Muth niederschlagen“, kann nicht treffender veredelt werden, als durch „den Muth fällen“. Gerade diese Erhebung über das Platte und Gemeine ist das wahre Kennzeichen des Genies. Der Mensch im Kampf mit dem Unglück, ist ein armseliger Ausdruck gegen das „der Mensch in der Feldschlacht des Unglücks“, wie einer unserer berühmten Schriftsteller spricht, und der Gedanke: *Laßt uns so lange den Himmel mit Bitten bestürmen, bis er uns erhört*, kriecht armselig im Staube gegen Bunians an Erhabenheit noch nicht übertroffenen: *Laßt uns mit den Steinen des Gebets an die Fenster der Gnade werfen, bis die Scheiden der Erhörung davon stiegen*.

Ein Künstler, der, wie Hr. Schubart,

Mit Farben nicht, mit Strahlen malt,

würde doch, trotz der warmen Carnation und dem lebendigen Farbenspiel, das Auge am Ende ermüden, wenn er nicht durch Schatten die Pracht seiner Farben contrastirte, und dem Ganzen Haltung und Vollendung gäbe. Auch hievon ein paar Beyspiele. *His host rolled about him*, sein Heer umgab ihn. *Many are our hands of war*, viel sind unserer Krieger. *Behind the red meteor of heaven*, hinter den Nachfeuern der Luft. *Hail sons of the narrow wales*, Heil ihr Söhne unseres Landes. *What confines the chiefs of Cromla to the dark and narrow house?* Was brachte Crom-
S. A. L. 1810. Vierter Band.

les Krieger ins enge Haus? — *Let no vessel of the kingdom of snow bound on the dark-rolling waves of Inis-tore*, keines ihrer Schiffe kehr auf der dunkeln Woge nach Inistore zurück. — Mit welcher Eleganz ist hier, nach dem Muster des nie genug zu preisenden Emanuel Sincerus, *no vessel of the kingdom of snow* (kein Schiff aus dem Schneereich) durch keines ihrer Schiffe, *bound* durch zurückkehren, und *dark-rolling* durch dunkel übersetzt! Wie hat der geistvolle Übersetzer die tiefsten Geheimnisse des Bathos ergründet, die nur den Geweihten der Kunst aufgeschlossen werden! — *Trough the breaches of the tempest look forth the dim faces of ghosts*, durch die Ritzen der Nacht blicken die Geister der Todten. Das Bathos dieser Stelle ist für Manchen vielleicht etwas schwer zu ergründen. Das Original sagt etwas deutlicher:

Wann kalte Schemen grauer Farb'
Aus Säumen der Wolken hervorichau'n.

— *As autumn's dark storms pour from two echoing hills*, wie Herbststürme zwischen wiederhallenden Bergen sich treffen. — *A hundred youths collect the heath; ten heroes blow the fire; three hundred chuse the polished stones. The feast is smoaking wide*. Hundert Jünglinge sammeln Haidekraut; zehn Krieger fachen die Flamm' an; und dreyhundert tragen glatte Steine herbey. Das Kriegesfest dampft weit umher. Das Original, das in den Schattenparteen der Nachbildung weit nachsteht, lautet so:

Hundert Krieger sammeln Heide;
Zehn fachen den Funken zur Glut;
Dreyhundert wählen glattes Gestein;
Hundert zerschneiden in Eile das Wild;
Rings um schaut man den Dampf und das Mahl.

— *But before I go hence, one beam of fame shall rise*. (Doch ehe ich von hinnen scheide, soll ein Strahl des Ruhms sich mir erheben!) „Ehe ich aber dahin fahre, soll noch ein Strahl des Ruhms hinter mir leuchten.“ Ein Freund, den Rec. auf das Bathos dieser Stelle der Übersetzung aufmerksam machte, war der Meinung, daß auch noch ein *Irish Ball*, und zwar ein sehr schöner, darin stecke, und daß nach dieser Analogie ein Herr zu seinem Bedienten sagen könne: *Heute Abend gehe ich noch aus. Eh' ich aber ausgehe, sollst du mir den Mantel und die Laterne nachbringen*. — *Fingal is amidst his darkening years*. Fingal ist in den Jahren des Alters. Rec. zweifelt, ob Em. Sincerus und Damm selbst, diese Polarsterne der Übersetzer, diese Stelle deutlicher und verständlicher hätten nachbilden können.

Den höchsten Grad der Vollendung jedoch erhält
Ffff

diese Übersetzung 3) durch Weglassung ganzer Reimen, z. B. *Fing. I, V. 490, 1: As a hundred hammers that rise by turns on the red son of the furnace*, und einzelner Wörter, z. B. *Fing. I, 113 of Erin, V. 155 walth* (hier, welches die Übersetzer größtentheils nicht wissen, durch *Schatzung, Tribut* (gaelisch *cis*) zu übersetzen), *V. 277 of black-shielded Cormac, V. 178 son of Roffe u. d. m.* und durch eine ungeheure Menge größerer und kleinerer Zusätze und Veränderungen, so daß von dem Gedanken der Urschrift oft kaum die Spur bleibt. Hievon noch ein paar Proben zum Schluß. *Fing. I, 32. They fall to earth by my hand.* Sie fallen zerschmettert unter meiner Faust. *V. 146. Battle of shields, eherner Speerkampf. V. 148. I never fled.* Nie floh ich vor dem Feinde. *V. 160. Till Fingal come with battle.* Bis Fingal kommt, der Schlachtfahrne. So steht als Zusatz des Übersetzers *Fing. V. 201 unter den Streichen. V. 380 finster. V. 381 brausend. V. 464 milde. V. 607 blitzend. Carthon V. 129 rauschend. V. 249 einsam. V. 285 heldenkühn. Temora I, 22 ausbrechender Sturm (The shower). V. 97 im Sturm. V. 141 mit eins. V. 196 himmelan. V. 204 plötzlich. V. 208 dumpf. V. 282 entsetzt u. d. m.* durch alle Gedichte, der kleinen Wörter dann, vielleicht, seitdem, nur, indeß, schon, aber, einst, auf! je u. f. w. nicht zuzudenken. *Carthon V. 334. I was young, damals war ich noch jung. Temora I, 31. The sounding steps of his warriors came,* sie rauschten zusammen mit ehernem Getös. *Temora I, 84. Bright between his locks, strahlend in der Kraft seiner Jugend. Fing. 2, 182. Give thy sponse, and dog. Thy sponse highbosom'd heaving fair; thy dog that overtakes the wild.* Gieb uns noch heute dein Weib, die hochbusige Schöne. *Dabey (!) deinen Jagdhund, der den Winden zuvorläuft.* Daß durch den Zusatz des kraftvollen *dabey* die Diction des Epos außerordentlich gewinne, springt ins Auge. *Fing. I, V. 268. The foe of the stranger of ocean* (wörtlich: der Feind der Fremden des Meers). *Der Fels gegen die Söhne der See. Fing. I, 270. Cruel is thy arm to Morna* (grausam ist dein Arm für (in Rücksicht auf) Morna). *Verwünscht ist Morna dein Arm. Fing. I, 518* heißt es nach Rhode, der hier wörtlich übersetzt: „Ist dies Mahl für mich allein bereitet, und der König Lochlins ist an Ullins Ufer, fern von dem Wilde seiner Hügel und dem tönenden Halben seiner Mahle?“ *Bey Hn. Sch. lautet dies ganz anders: „Soll dies Fest mir allein dampfen, und Lochlins Fürst an Ullins Ufer fern von dem Wild seiner Hügel, fern von unserm Festjubil sey?“ — Fing. I, 539 hat das Original:*

Ähnlich sprach er dem dumpfen Getöse
Auf Cromla, wann erwacht der Sturm.

Dieses dumpfe Getöse vor einem Sturme ist eine bekannte Erscheinung in Berggegenden. Hievon heißt es in *Macdonald's Briefen an Herder: In those narrow vallies (of Scotland) between lofty mountains groans the burdened atmosphere before the storm; so well known in the Highland and Isles under the name of the groans, fore-runners of the tempest, to which Ossian so often alludes. Macph. übersetzt fast wörtlich: He answered him the full sound of Cromla before a storm. Hr.*

Sch. ändert dies so: „Er antwortet ähnlich dem Donnern gemurmelt auf Cromla.“ Fing. I, 350 heißt es bey *Macpherson* wörtlich: „Lieblich ist Lochlins Wind meinem Ohr! Er stürmt über meine Meere, spricht laut in meinen Tauen, und bringt meine grünen Wälder mir zurück in die Seele.“ *Hr. Sch. ändert: „Lieblich ist meinen Ohren der Wind von Lochlin. Wohl ergreift er sich über meine Seen, durchpfeift meine Masten, und bringt mir meine Heimatwälder in die Seele zurück.“ — Fing. 4, 76. When I strove in battle, damals als ich meine Freunde zertrot.* Das Zertreten der Feinde ist immer der kürzeste Proceß, und im Kriege sehr anzurathen; aber nicht ein jeder, *that strives in battles* (der in Schlachten kämpft, sich zerarbeitet), zertritt auch seine Feinde. *Denis* und der Tübinger übersetzen es bloß durch „damals“. *Rhode* durch: „Wenn ich zur Schlacht ging,“ und *Stößberg* den Worten am nächsten, obgleich mit einem kleinen Zusatz:

Als strebend im Kampf
Noch rüftig ich war.

Fing. 4, 179. My sword shall ware on that hill, and be the shield of my people. „Mein Schwerdt soll blitzen auf dem Gebirg, und eine Leuchte seyn für mein Volk.“ Im Original heißt es:

„Schaun will Fingal den Streit von der Höhe dort.
„Euch im Rücken sey mein Schwerdt,
„Vor Unheil schirmend mein Volk.“

Temora I, 407. bey Macpherson wörtlich: „Die Führer, wie aus Träumen erwacht, erheben umher ihre Häupter.“ *Bey Hn. Sch. heißt dies: „Die Krieger, wie aus schreckhaften Träumen erwacht, fahren empor, und hingen ihm lauschend entgegen.“ Temora I, V. 715* sagt das Original:

Es blicken die Stern' aus den Wolken,
Still wandelnd hinab zu der Fluth.

Bey Macpherson wörtlich: „Die rothen Sterne blickten auf uns aus den Wolken, und sinken schweigend hinab. Bald wird der graue Strahl des Morgens sich erheben.“ — *Hr. Sch.,* von einer besseren Einsicht die Sternkunde geleitet, läßt die Sterne, oder vielmehr die Gestirne, die bey'm Anbruch des Morgens dem Gesicht sonst zu entschwinden pflegen, aus den Wolken hervortreten, und übersetzt: Die rothen Gestirne schauen aus ihren Wolken auf uns und treten schweigend hervor. Doch genug von dieser Übersetzung, deren Geist darzustellen Rec. sich bemüht hat.

Der Druck ist gut, das Papier weiß, doch sehr dünne und locker; aber der Preis 5 Thlr. für zwey kleine Bändchen auf Druckpapier, ist zu hoch. Die neueste englische Ausgabe auf Velin-Papier London 1807. 12. bey Walker, mit zwey Titelkupfern kostet geheftet nur — 4 Schilling, also noch keine anderhalb Thaler. Wenn sich die Engländer über die shameless prices der deutschen Bücher beschweren: haben sie nicht völlig Recht?

Die Tübinger Übersetzung (No. 3) ist nichts mehr und nichts weniger, als der Titel sagt, eine neue Auflage, oder ein wörtlicher Abdruck einer im J. 1782 gedruckten Übersetzung ohne alle Zusätze und Verbesserungen, so

saer daß man die Druckfehler der 1ten Ausgabe hin und wieder verbessert, und hin und wieder neue hinzugefügt hat. So steht z. B. in der neuen Ausgabe S. 454, Z. 14 durch Auslassung einer Zeile, völlig sinnlos: „Da kam die Nacht von dem Hügel, und fachte eine Flamme an.“ Die 1te Ausgabe hat verständlich: „Da kam die Nacht von den Bergen. Ich rifs eine Eiche von dem Hügel, und fachte eine Flamme an.“ Wohlfeilheit des Preises, — die erste Ausgabe kostete nur 1 Thlr. und diese zweyte eine Kleinigkeit mehr — scheint der Übersetzung Abgang verschafft, und den Verleger zu einem unveränderten Abdruck veranlaßt zu haben, der, unbekümmert, ob die Übersetzung richtig oder nicht, ob unsere Sprache seit 1782 Fortschritte oder Rückschritte in ihrer Ausbildung gemacht habe, frisch darauf losdruckte, was er seinem Vortheile angemessen hielt. Eine solche Ausgabe, die nicht einmal von den größten Sprachfehlern und kauderwelschen Ausdrücken und Wendungen gereinigt ist, z. B. gleich in der ersten Zeile des Vorberichts: „Die Fürtreflichkeit der Gedichte Ossians.“ S. 172: „Glitzernd sind des Wiehrers fahlene Seiten.“ S. 57: Die Sonne flößet Schimmerströme vor ihm her. — S. 61: Aber der Ostwind schlug mich fort (*The winds of the east prevailed*) u. d. m., verdient keine ins Detail gehende Beurtheilung, wenn die Gesetze unseres Instituts, nach welchen das Daseyn unveränderter Auflagen bloß dem Titel nach angezeigt wird, auch nicht dagegen wären. Der Geist, der in diesem Machwerk herrscht, spricht sich in folgender Probe (dem Anfange des ersten Gesangs des Fingal) rein aus, welchen wir zum bessern Verständniß das Englische hin und wieder in Klammern beysetzen wollen.

„Kuchullin fass bey der Pforte (*wall*, Mauer) von Tura unter dem Baume der raschelnden Blätter (*rustling leaf*). Sein Speer an den moosigen Felsen gelehnt; daneben im Grafe der Schild. Er dachte den tapferen Kairbar, einen Führer, den er im Streit (*war*) erschlagen, da kam der Hüter (*scout*) des Meers, Moran, der Sohn Fithil (*of Fithil*).

Auf! schrie (*said*) der Jüngling: Kuchullin auf! Ich sehe die Schiffe Swarau's. Viel sind unserer Feinde, Kuchullin, viele der Krieger vom schwarzwogen Meere.

Moran! du zitterst doch immer, versetzte Erins blauaugiger Schirmer (*chief*). Deine Angst (*fears*) hat die Feinde gegrößert (*increased*). Vielleicht ist Fingal, der König der einsamen Berge, mir zu helfen ins grüne Erin kommend.

Ich sah ihren Hauptmann (*chief*), erwiederte Moran. Er gleicht einer Klippe von Eis; sein Speer ist wie jene Sturmastete (*blasted*) Tanne, wie der aufgehende Mond sein Schild. Er fass auf einem Felsen am Gestade; seine fackel Schaaeren flossen (*rolled*) wie Wolken um ihn. Viel, du König (*chief*) der Menschen! sprach ich; viel sind unserer Fänfte zur Schlacht. Mit Fug (*well*) bist du der starke Mann (*the mighty Man*) genannt; aber in Turas lustigen Festen sind auch der Tapfern viele (*but many mighty*

men are seen from Tura's windy walls). Da begann er wie die Woge an den Klippen (*on a rock*): Wer in diesem Lande ist mir gleich? Helden stehen nicht in meiner Gegenwart. Sie müssen nieder (*they fall to earth*) unter meiner Faust. Keiner vermags (*may meet*) mit Suaran im Kampfe, dann (denn) Fingal allein der Sturmhügelkönig (*King of stormy hills*). Wir rangen einst mit einander auf Malmor: unsere Fersen zertraten die Büsche (*overturned the wood*); Felsen rutschten unter uns weg (*fell from their place*); die Bäche nahmen einen anderen Lauf, und flohen murmelnd vor dem Kampf. Drey Tage kämpften wir fort (*we renewed the strife*), und Helden stunden fernhin (*at a distance*) und bebten.“

Aus dieser Probe ergiebt sich sonnenklar, daß die tübingsche Übersetzung weder wörtlich genau, noch correct und poetisch schön sey, und in keiner Rücksicht auf Vollendung Anspruch machen könne, und daß ihr, wie jede Seite beweist, alle an *Sung's* und *Schubart's* Übersetzung gerügten Fehler anheben, Übertreibung des Ausdrucks, Hinabsinken in Plattheit und Gemeinheit, und die Wuth, seltsame Wortzusammensetzungen zu machen, z. B. S. 315 Todesluferscheinung (*Meteor of death*), S. 17 der fahrende Sturmgeist (*the shrill spirit of a storm*), sein wetterleuchtendes Schwerdt (*the lightning of his sword*), Lanzengewühl (*battle of spears*) u. d. m., Unkunde der englischen und deutschen Sprache, und eigenmächtige Vertauschung der Worte und Ausdrücke, z. B. S. 57 und 61 *lonely thistle* (einsame Distel), das der Übersetzer durch „einsamer Dornbusch, einsiedlerischer Dornbusch.“ dollmetischt, der heillosen Menge von Sprachfehlern, Provinzialismen und Unsinn, wovon es allenthalben wimmelt, nicht zu gedenken, z. B. S. 168: Wie in die Wüste ein Stern durch die Dunkel herabsinkt, S. 322: Erin schottert von Meer zu Meer, S. 325: ehe ich scheide von ihnen, soll noch ein Strahl meiner Leuchte empor (*one beam of fame shall rise*). Bey einem Übersetzer der Art muß man sich nicht wundern, daß er, auf Worte und Sachen gleich un aufmerksam, den Zusammenhang vergißt, und den Oscar, der im Original und bey *Macph* an einer tödtlichen Wunde in der Seite stirbt, S. 322 durch einen Lanzenstich durch die Lenden umbringt. Noch weniger kann bey einem solchen Buchmacher von Zweifeln an der Richtigkeit und Schönheit der englischen Übersetzung die Rede seyn.

Wenden wir also den Blick von allen diesen Übersetzungen überhaupt, völlig überzeugt, daß sie, ohne einen Verlust für unsere Literatur, ungedruckt hätten bleiben können, daß die Übersetzung von *Stollberg* und *Denis*, und in mancher Rücksicht sogar die alte von *Harold*, vor diesen den Vorzug verdiene, und daß eine getreue Übersetzung des gaelischen Originals ein wahres Bedürfnis sey.

D. T.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: G. C. Lichtenbergs Erklärung der hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben.

von E. Riepenhausen. 1809. Fünfte Lieferung mit 6 Kupfertafeln in Fol. Die Erklärung derselben besteht aus 158 S. 8. (3 Thlr.)

Schon öfter ist in unseren Blättern von diesen schätzbaren Copieen der immer seltener werdenden hogarthischen Kupferstiche, so wie von den witz- und geistreichen lichtenbergischen Erklärungen, die Rede gewesen; folglich würde es ganz überflüssig seyn, das längstbekannte und Entschiedene nun noch einmal wiederholen zu wollen. Wir glauben daher auszureichen, wenn wir bloß eine Inhalts-Anzeige der vorliegenden 11. Lieferung mittheilen. Die erste der Kupfertafeln oder No. LXIII in der ganzen Folge ist *der Ausmarsch der Truppen nach Finchley*, und eine der reichsten hogarthischen Compositionen, so wie auch die Erklärung derselben dem seligen Lichtenberg vorzüglich gelang. Zweyte und dritte Kupfertafel oder No. LXIV und LXV: *Vorher und Nachher*; sind als schlüpfrige Gegenstände vom Ausleger nur kurz abgefertigt. No. LXVI und LXVII der ganzen Folge stehen beide auf dem vierten Blatt der anzuzeigenden elften Lieferung, und sind, jene eine kleine Einladungskarte und geistreicher Einfall, dieses eine Scene aus Pops Lockenraub darstellend, nicht von großer Bedeutung. Die fünfte Tafel oder No. LXVIII führt den Titel: *Leichtgläubigkeit, Aberglauben und Fanatismus*, ebenfalls eine reiche und tief durchdachte Composition Hogarth's und von Lichtenberg trefflich ausgelegt. Die sechste Tafel endlich oder No. LXIX in der ganzen Reihe wird *die Bank* genannt, und enthält vier Bildnisse von Richtern bey diesem Gerichtshofe, nebst einigen anderen Köpfen. Man erfährt aus der Erklärung, daß dieses Stück Hogarth's letzte Arbeit gewesen, und daß er die Absicht gehabt habe, dadurch den Unterschied zwischen Charakter, Ausdruck und Caricatur darzuthun.

— y — H.

DRESDEN, b. Arnold: *Kriegs-Scenen bey Dresden*. Nach der Natur gezeichnet und radirt von Alexander Sauerweid. 1809. 1ste und 2te Sammlung, jede von 16 Blättern queer 4. (Eine Sammlung in schwarzen Abdrücken kostet 2 Thlr. Colorirte Exemplare werden nur auf Vorausbezahlung von 5 Rthlrn. geliefert.)

Der Kunsttrichter freut sich billig, wenn ihm nach so manchem mittelmäßigen, geistesarmen, ja selbst verwerflichen Product, endlich eines begegnet, das überhaupt genommen Lob verdient, und dessen Vf. theils gute Gaben zur Kunst vetrüß, theils auf rechtem Wege fortschreitet, um eine erwünschte Ausbildung seiner Talente hoffen zu lassen.

Unsere Leser haben schon aus dem oben stehenden Titel erfahren, daß die kriegerischen Auftritte, welche im vergangenen Jahre 1809 um Dresden vorfielen, dem Hn. S. den Stoff zu den sämtlichen 32 Blättern gegeben, woraus die vorliegenden beiden Sammlungen bestehen. Vielleicht hätte die Wahl einiger Scenen glücklicher getroffen werden mögen, denn nicht alle ohne Ausnahme haben entschieden

malerisches Interesse. Wir rechnen dahin aus der ersten Sammlung das Blatt No. 1, wo die Hauptfigur gerade als die unbedeutendste erscheint; in der zweyten Sammlung No. 5, wo die Handlung weder an sich selbst anschauliches Interesse hat, noch die Anordnung der Figuren in Hinsicht auf materische Wirkung glücklich ist; dieser letztere Fehler könnte auch dem Blatt No. 10 vorgeworfen werden, so wie dem No. 12. Uebrigens sind Pferde und Figuren mit vielem Geist gezeichnet, im Charakter gehörig abgewechselt; es fehlt ihnen selten an richtigem Ausdruck, noch seltener an Bewegung, und man muß überhaupt die gefällige leichte Manier loben, womit Hr. S. die Radirnadel führt.

— y — H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN u. LEIPZIG, b. Salfeld: *Journal für Kunst und Kunstfacken, Künsteleyen und Mode*. Herausgegeben von Dr. Heinrich Rockstroh. In bis rotes Stück. 1810. 8. Mit Kupfern. (Der Jahrg. kostet 8 Rthlr.)

Mit einer Monatschrift, welche, wie die gegenwärtige, einem großen, eleganten, und bekanntlich nicht immer auf das Gründlichste unterrichteten Publicum gefällig werden will, hiesse es zu hart verfahren, wenn man sie mit eben der Strenge beurtheilt, wie die andern gereiften Producte der Literatur; und so richtet denn auch Rec. mit dem Herausgeber nicht darum, daß derselbe gleich auf dem Titel der Kunst wenig Ehre erwiesen, indem er sie in Gesellschaft von Künsteleyen und Mode aufführt. Auch möchte er die Prüfung den verschiedenen, die Kunst betreffenden Aufsätzen schwerlich günstig seyn. Unterdeß ist es auch wirklich nicht um erschöpfendes Raisonnement über Kunst und Kunstwerke zu thun, sondern das Journal strebt, wo wir nicht irren, einzig dahin, mit mannichfaltiger unterhaltender Abwechslung den Lesern zu verkünden, was im Gebiete der Kunst und der Mode Neues erscheint. Dabey ist vornehmlich auf die Producte der berliner Industrie vom Herausgeber Rücksicht genommen worden.

Jeden Monat kommt ein Heft dieses Journals heraus. Uns sind in allem 10 Hefte bekannt geworden; die 6 ersten machen einen Band aus. In jedem Heft findet man vier Bogen Text, nebst drey bis vier Kupferstichen, von denen einige illuminirt sind. Anstatt des einen Kupferstichs, befindet sich im Mayheft die Mustercharte von verschiedenen Modezeugen nebst beygesetzten Preisen und dem Namen der Handlung, wo man solche Zeuge in Berlin bekommen kann. Diese Einrichtung verdient Beyfall, und es ist zu wünschen, daß der Herausgeber von Zeit zu Zeit dergleichen Mustercharten einrücke.

Dem auf einigen Kupfertafeln dargestellten weiblichen Putz ertheilen wir mit Vergnügen das Zeugniß, er sey vermögend, einen sehr genauen Begriff von dem Geschmack der in Berlin herrschenden Moden zu erwecken.

— y — H.

Monatsregister

v o m

December 1810.

I. Verzeichnisse der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**hrenfels, der, oder des Duell von G. 290, 519.
Alouren Musor. B. cod. Florent. nunc primum
 edid. de Faria. P. I. II 284, 465.
Anders Schloßen wie es war. 1. 2 Th. 282, 449.

B.

- Barth** Grammatica Española. 4. Aufl. von Ehr-
 mann 286, 484.
Bazeins Cours de géométrie pratique; appliquée
 à la mesure des Objets de commerce 287, 495.
 — — Cours de Stéréométrie appliquée au jeu-
 gage assujéti au système métrique 287, 489.
Beckstein gemeinnützige Naturgeschichte Deutsch-
 lands nach allen drey Reichen. 4 Bd. 1. 2 Ab-
 theil. 2. Aufl. 292, 549.
 — — gemeinnützige Naturgeschichte der Vö-
 gel Deutschlands. 3 Bd. 1. 2 Abth. 292, 549.
Beck gemeinnützige Beyträge zur peinlichen Ge-
 setzgebung. 2 Theile 278, 412.
Becker der Mordmord von Wallhausen 289, 509.
Beobachtungen und historische Sammlung wich-
 tiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frank-
 reich, dessen Verbündeten und Oesterreich im
 J. 1809. 1 — 5 Heft 293, 537.
Bernstein Verfus ludicel in Romanorum Caesares
 priores olim composci 285, 475.
Besenbeck Lazarus, oder über das Unstatthafte
 der natürlichen Erklärungen der Wunderge-
 schichten im N. T. 277, 425.
de Bonafont Ivan IV 290, 519.
Böckh kurze Fragen an die Confirmanden 291, 525.
Bojanus über den Zweck und die Organisation
 der Theaterschulen 279, 482.
Brann medicinischer Rathgeber über die beson-
 dern unter dem Landvolke herrschenden schäd-
 lichen Gebrauche und Vorurtheile 279, 421.
Brunner Beyträge zum Criminalrecht 278, 418.

C.

- Catal** über die zweckmäßige Organisation des
 öffentlichen Bauwesens in einem Staate 282, 483.
de Collin Mäon 290, 518.
Cuvier Vorlesungen über vergleichende Anato-
 mie, übersetzt von Meckel. 2. 3 Th. 279, 426.

D.

- Discours** sur les progrès des Sciences, Lettres
 et Arts depuis 1789 jusqu'à ce jour, en-Cempe

- rendu par l'Institut de France à S. M. l'Empe-
 reur et Roi. Par Kesteloot 288, 497.
Döpping Glaubenslehren und Glaubenspflichten
 des Christen 291, 528.
Duvernois die Sperre des festen Landes und ihr
 Einfluss auf den Handel, die Finanzen, den
 Credit und das Wohl der brittischen Inseln.
 Frey nach dem Franz. von Schmidt 281, 442.

E.

- Egger** über die Scherfften und schnellsten Mit-
 tel, einem durch Krieg ruinirten Staat, dessen
 Wohlstand ehemals mehr auf Landwirtschaft,
 als auf Fabriken und Handlung gegründet war,
 wieder aufzuheben 282, 446.
Empedoclis et Parmenidis fragmenta e Cod. Tar-
 cin. collata a Pegron 284, 471.

F.

- Faber** preussisches Archiv. 1. Sammlung 292, 542.
Fabrizius Anleitung zur Vorbereitung der Confir-
 manden 292, 528.
Fabius Aetiole, quibus ante Plinodum feraban-
 tur, e cod. Florent. nunc primum edita, cura
 et studio de Faria 284, 465.
de Florian Guillaume Tell ou la Suisse libre 286, 487.
 — — Numa Pompilius, second Roi de Rome 286, 487.
Friedrich oder das Kind der Verführung 284, 472.
Frise Wörterbuch über Goldsmiths Vices of Wa-
 kefield 286, 487.

G.

- de Gehen** Leitfaden beyrn Confirmationsunter-
 richt junger Christen des Mittelstandes 291, 527.
Gercke Ceres oder Beyträge zur Beförderung der
 Landwirtschaftskunde. 1 Bd. 1. 2 St. 283, 457.

H.

- Hagen** kurze Anweisung zur Obstbaumpflanze 292, 536.
Heppach über die Beschaffenheit des künftigen
 Lebens nach dem Tode zur Ansicht der Natur 291, 545.
Henke criminalistische Versuche. 1 Bänden. 278, 428.
Hoffmanns Unterricht von natürlichen Dingen
 oder Geschöpfen und Werken Gottes. 14. Aufl.
 von Nicolai. 15. Aufl. 292, 533.
 — — Unterweisung in gemeinnützigen Kennt-
 nissen der Naturkunde zum ersten Unterrichte
 der Jugend. 14 und 15. Aufl. 292, 523.

I.

- Jean Paul** Friedenspredigt in Deutschland 296, 567.
Juvénalis, in Decii Junii, Satiras Commentatio I 285, 477.
d'Ivernois, f. Duvernois.

L.		
<i>Lehmus</i> Versuch einer Altarliturgie	280. 440.	<i>Quistorps</i> Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts. Herausgegeben von Klein. 1 Bd. 1. 2 Abth.
<i>Lenz</i> historische Darstellung der freywilligen Armenanstalten in Passau	296. 257.	
<i>Lichtenbergs</i> Erklärung der hogarth'schen Kupferstiche, mit verkleinerten oder vollständigen Copieen derselb. von <i>Riepenhausen</i> . 11 Lief.	300. 698.	
<i>Lebnell's</i> logarithmische Supplemente. Aus dem Franz. von <i>Leonhardi</i>	287. 495.	
<i>Liebeke</i> Auszüge aus den königl. preussischen Polizeygesetzen in Beziehung auf Gesundheit und Leben der Menschen	279. 428.	
<i>Lipovsky</i> bairisches Künstler-Lexikon. 1 Bd.	286. 481.	
<i>Löber</i> Unterricht für Vormünder und Nebenvormünder über die bey der Vormundschaft Statt findenden Rechte und Verbindlichkeiten nach den Grundsätzen des C. N.	295. 560.	
<i>Luthers</i> Religionsunterricht für gemeine Christen oder dessen kleiner Katechismus für Schullehrer erklärt von <i>Seyfarth</i>	291. 521.	
M.		
<i>Mallinckrodt</i> allgemeiner Bauern-Kalender für das J. 1811.	288. 505.	
<i>Minerva</i> für das J. 1810 und 1811	290. 516.	
<i>Mittermaier</i> de nullitatibus in causis criminalibus. Observatt. Spec. I.	278. 425.	
<i>Musick</i> Rettung um Mitternacht	290. 510.	
O.		
<i>Offenb.</i> Gedichte. Neu verdeutscht. 2 Aufl.	296. 561.	
— — Gedichte. Nach <i>Macpherson</i> , von <i>Schubart</i> . 1. 2 Bd.	296. 561.	
— — Gedichte. Uebersetzt von <i>Jung</i> . 1—5 Bd.	296. 561.	
<i>Otto</i> allgemeines Lehrbuch der alten — wahren christlichen Religion, oder acht apostolischen Lehren	295. 555.	
P.		
<i>Pallas</i> . Herausgegeben von <i>H. v. L.</i> 2 Jahrg. 1—7 St.	294. 545.	
<i>Parmentier</i> Abhandlung über die Vortheile, welche man aus dem Getreide in Bezug auf den Ackerbau und Handel, das Mahlen und Backen erlangen kann. Aus dem Franz. von <i>Riem</i> . 5 Theile	285. 462.	
<i>Pezenkoffer</i> französischer Vorbereitungs-Cursus für die ersten Anfänger im Uebersetzen	286. 487.	
<i>Pfeiffer</i> vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes in ihren sammtlichen Verrichtungen. 5 Aufl.	287. 496.	
<i>Pielsticker</i> alphabetisches Sachregister zu der königl. westphälischen Processordnung	278. 425.	
Plan zur Verbesserung des Armenwesens für die Provinzialstädte und das platte Land des Herzogthums Magdeburg	295. 557.	
Rohr des Verjüngens der Wiesen	292. 536.	
<i>Ponce</i> Gemälde zur französischen Unterhaltung. 5 Lieferung.	299. 512.	
Portugall und die Portugiesen	285. 477.	
		<i>Reis</i> am Grabe des Hn. M. Göz, Stadtpfarrers in Stuttgart
		289. 511.
		<i>Reinkold</i> der Geistliche als Beamter des Civilstandes
		278. 425.
		<i>Remplacant</i>
		290. 519.
		<i>Reise</i> die Zerstörung Magdeburgs durch Tilly
		293. 541.
		<i>Richter</i> f. <i>Jean Paul</i> .
		<i>Rockstroh</i> die Kunst, mancherley Gegenstände aus Papier zu formen
		294. 552.
		— — Journal für Kunst und Kunstfachen, Künsteleyen und Mode. 1—10 St.
		350. 600.
		<i>Rosenmüller, Philipp</i> , Leitfaden zum christlichen Religionsunterrichte, nach <i>J. G. Rosenmüllers</i> christlichem Lehrbuche
		291. 525.
		S.
		<i>Sauerweid</i> Kriegsscenen bey Dresden. 1. 2 Semml.
		300. 599.
		<i>Schlegel</i> Versuch über die Kritik der wissenschaftlichen Diction
		289. 508.
		<i>Seiler</i> allgemeine Sammlung liturgischer Formulare der evangelischen Kirchen. 5 Th. 1. 2. 3 Abth.
		289. 483.
		<i>Stein</i> historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung, oder chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte
		281. 446.
		T.
		<i>Tannenbergs</i> Abhandlung über die männlichen Zeugungshelle des Vögel. Uebersetzt von <i>Schönberg</i> und <i>Spangenberg</i>
		292. 535.
		Taschenbuch für das J. 1811. Der Liebe und Freundschaft gewidmet
		290. 515.
		— — — <i>Heidelberger</i> , auf das J. 1811, herausgegeben von <i>Schreiber</i>
		290. 515.
		— — — tägliches, für Landwirthe und Wirtschaftsverwalter auf das J. 1811
		285. 446.
		<i>Theremin</i> über Moralität und Religiosität in Beziehung auf das Wohl des Staats
		289. 511.
		<i>Thilenius</i> Unterricht für die Hebammen, Schwangeren und Wöchnerinnen auf dem Lande. 3 Aufl.
		298. 535.
		<i>Tzschirner</i> Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers. 1 Bd. 1 St.
		277. 409.
		U.
		Ueber das Contumacial-Verfahren bey den westphäl. Gerichtshöfen. 2 Aufl.
		287. 465.
		Unterhaltungen, ökonomische, für Frauenzimmer
		285. 459.
		V.
		Verketterung im 19 Jahrhunderte, oder geheime Correspondenz zwischen dem VI. der Schrift: zwey Worte an den Reformator der kathol. Liturgie, Hn. S. W. und Gabriel Himmelschlüssel
		284. 432.
		<i>de Vermont</i> kritische Bemerkungen über einige Unvollkommenheiten der mehrsten französischen Grammatiken
		285. 432.

de Vermont Unterrichtsplan in der französischen Sprache. 2. Aufl. 286, 482.
 Von den in Deutschland gewöhnlichen Getränken bey Duellen und über die Mittel die Duelle abzustellen 295, 549

IV.

Winter erstes deutsches kritisches Mafsbuch 280, 457.

Winter Versuche zur Verbesserung der katholischen Liturgie 280, 487.
 Wolfart Indras Verheißung 290, 522.
 Wolfrath liturgisches Handbuch. 2 Bänden. 280, 457.
 Worte, zwey, an den Reformator der katholischen Liturgie 280, 457.
 Ziegler die Theorie der Strafschärfung 278, 422.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh., neue, in Marburg 280, 291, 298.
 Ambros in Passau 295.
 Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn 279.
 Anonyme Verleger 280 (2), 281, 284, 290 (2), 296.
 Apfelsche Kunst- und Buch- Handlung in Augsburg 278.
 Arnoldische Buchh. in Dresden 300.
 Barth in Leipzig 277, 291.
 Barth in Prag 290.
 Basse in Quedlinburg 293.
 Becks Witwe in Nördlingen 280.
 Braunes in Berlin 278, 286.
 Bureau für Literatur in Furth 278.
 Büschler in Elberfeld 290.
 Comptoir für Literatur in Leipzig 295.
 Crone in Osnabrück 290.
 Crusius in Leipzig 291.
 Degen in Wien 295.
 Didot in Paris 287 (2).
 Dieterich in Göttingen 292, 300.
 Dunker und Humblot in Berlin 283.
 Fleckeisen in Helmstädt 278.
 Fleischer d. J. in Leipzig 286 (5), 290.
 Fleischmann in München 286.
 Gassert in Augsburg 291.
 Gräff in Leipzig 292.
 Hahn, Gebr., in Hannover 278 (2), 285 (2), 287 (2), 295.
 Hammerich in Altona 286.
 Hayn in Berlin 281, 289.
 Heerbrandt in Tübingen 296.
 Heinrichshofen in Magdeburg 295.
 Hemmerde und Schwetfchke in Halle 285.
 Hendel in Halle 285.
 Herold und Wahlstab in Lüneburg 281.

Imerneel und Comp. in Holland 288.
 Keil in Magdeburg 279, 295.
 Keyser in Erfurt 286.
 Köhler in Leipzig 291.
 Korn d. Aelt. in Breslau 282.
 Kriegerische Buchh. in Cassel und Marburg 291.
 Kummer in Leipzig 279.
 Kunst- und Industrie- Comptoir in Berlin 282.
 Landes- Industrie- Comptoir in Weimar 293, 294.
 Lindauer in München 280 (2).
 Löffler in Mannheim 290.
 Löfflund in Stuttgart 289.
 Mallinckrodt, Gebr., in Dortmund 282.
 Mauritius in Greifswald 289.
 Mohr in Kiel 285.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 278, 296.
 Nicolovius in Königsberg 293.
 Palm in Erlangen 277, 280, 292.
 Pauli und Comp. in Coblenz 284.
 Renaud in Paris 288.
 Richter in Leipzig 286.
 Salfeld in Berlin und Leipzig 294, 300.
 Sander in Berlin 289.
 Simon in Kirn 289.
 Steutin in Ulm 279.
 Stiller in Rostock und Leipzig 278.
 Unger in Berlin 290.
 Varentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 296.
 Vovel in Leipzig 292.
 Weissenhausbuchh. in Halle 292.
 Walther in Dresden 287.
 Weigel in Leipzig 284 (2).
 Wilmans in Frankfurt am Mayn 290.

III. Intelligenzblatt des December.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder Verl. 92, 726.
 Arnoldische Buch- und Kunst- Handlung in Dresden Verl. 95, 755.
 Barth in Leipzig Verl. 90, 719, 91, 725, 727.
 Br-de in Offenbach und Wilmans in Frankfurt am Mayn vorläufige Ankündigung 94, 749.
 Cnobloch in Leipzig Verl. 92, 734.
 Crockerische Buchh. in Jena Verl. 90, 729.
 Darnmann in Züllichau Verl. 92, 733.
 Fleischmann in München Verl. 95, 757.
 Hart vollständiges Handbuch der Staatswirtschaft und Finanz. 2 Theile 96, 755.
 Herold und Wahlstab in Lüneburg Verl. 92, 736.
 Keilische Buchh. in Cöln Verl. 94, 726.

Kruse Atlas zur Geschichte aller europäischen Länder und Staaten, 5. Heft 90, 718.
 Kuperberg in Maynz Verl. 92, 732.
 Macklotische Hofbuchh. in Carlsruhe Verl. 94, 747.
 Maucke in Chemnitz Verl. 90, 715.
 Müller in Erfurt Verl. 92, 736.
 Perthes in Gotha Verl. 94, 751.
 Perthes in Gotha Verl. 91, 728.
 Perthes in Hamburg Verl. 95, 745.
 Perthes in Hamburg Verl. 92, 731.
 Reclam in Leipzig Verl. 91, 728.
 Schimmelpfennig und Comp. in Halle Verl. 94, 748.
 Theger Archiv für das Notariat. 1 Bd. 3 Heft 95, 758.
 Weidmannische Buchh. in Leipzig Verl. 92, 735.
 Wilmans in Frankfurt am Mayn, f. Brede. 94, 756.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Artens in Rom 92, 720.



